Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google books

https://books.google.com

Digitized by Google

700

Doc. 3977 d. 140
1844

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1844.

Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.

1844.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

I.

Volksrecht und Juristenrecht. Von D. Georg Beseler, Geh. Justizr. und Prof. zu Greifswald. Leipzig, 1843. *Weidmann'sche Buchhandlung. VI u.* 364 S. 8.

Wenn irgendwo, so ist bei der Beurtheilung von Büchern über allgemeine Fragen nöthig, auf die Geschichte der Theorie zurückzugehen, um zu finden, ob die Ansicht der Verfasser einen Fortschritt der Entwickelung enthält. Die Continuität mit dem letzten Moment dieser Geschichte garantirt noch nicht einen positiven Gewinn, denn sie schliefst die Möglichkeit einer Abbeugung von dem rechten Weg nicht aus, umgekehrt kann das Zurückgehen auf einen früheren Standpunct einen wahren Fortschritt in sich tragen, wenn der letzte Versuch eine solche Abirrung war. Aber es geschieht auch nicht selten gerade bei jenen Fragen, dafs unter dem Gewand einer neuen Ansicht die Unvollkommenheit eines früheren Stadiums der Theorie sich wiederholt, oder von einem in der Vergangenheit liegenden Moment aus ein damals vermiedener Abweg versucht, und so ein Irrthum geboren wird, über dessen Möglichkeit die Fortgeschrittenen hinaus zu sein glaubten.

Bei der vor uns liegenden Schrift handelt es sich von der Entstehung und Fortbildung des Rechts, und von dem unmittelbaren oder mittelbaren Antheil, den Volk, Gesetzgebung, Wissenschaft daran haben.

Unsere Betrachtung wird sich in zwei Theile zerlegen, den vorbereitenden, der jene Darlegung der bisherigen Ansichten, so weit sie für unseren Zweck erforderlich ist, enthalten soll, sodann die Vergleichung der Meinungen des Verfassers damit, nach ihrem theoretischen und praktischen Gehalt.

Die Epoche der deutschen Jurisprudenz, die man nachher mit dem Namen der historischen Schule bezeichnet hat, fand eine Theorie des Rechts vor, in welcher der Staat von seiner natürlichen Grundlage, der Nation, emancipirt und zu einem rein willkührlichen, mechanischen Gebilde gemacht worden war. Das Recht wurde allein auf die gesetzgebende Gewalt zurückgeführt; was sich aufserdem noch als rechtserzeugende Kraft aufdrang, — und man hätte die Augen gewaltsam verschliefsen müssen, um nicht zu sehen, dafs es aller Orten Rechtssätze giebt, die ohne promulgirt zu sein gelten, — das wufste man mit der Gesetzgebung in Verbindung zu bringen, als ein mittelbares Product derselben aufzufassen, und so die Alleinherrschaft des gesetzlichen Rechts, allenfalls mit Hülfe der Eintheilung in geschriebene und ungeschriebene Gesetze aufrecht zu erhalten. Die Anfänge dieser Theorie liegen sehr weit zurück, sie ist die Theorie der bei der äufseren Erscheinung stehen bleibenden Vorstellung, die in Deutschland durch die Existenz eines umfassenden geschriebenen Rechts, wie es im corpus iuris civilis und canonici gegeben war, begünstigt wurde; ihre wissenschaftliche Ausbildung wurde unmittelbar vor dem Eintritt der sie bekämpfenden Richtungen vollendet.

Von diesen letzteren bedürfen die Versuche, dem Staat ohne Rücksicht auf seine natürliche Grundlage, also in so weit auf dem Standpunct der älteren Theorie, durch seine unmittelbare Verbindung mit dem göttlichen Willen ein inneres Leben zu verschaffen, hier keiner weiteren Erwähnung.

Einen andern Weg schlug die historische Schule ein. Sie ging auf den Begriff des Nationellen zurück, und erkannte in diesem den natürlichen Grund des Rechts und des Staats. Die rechtserzeugende Kraft war ihr der Geist des Volks, woraus auch die Gesetzgebung den Inhalt ihrer Aussprüche schöpft. Die Gesetzgebung trat aus der Stellung einer ursprüngli-

Digitized by Google

chen in die einer abgeleiteten Quelle des Rechts, welche andere gleichmäfsig, ja zum Theil noch früher zur Thätigkeit berufene neben sich anzuerkennen hat. Verlor die Gesetzgebung dadurch an Ansehen, Macht und innerer Würde? Es konnte den Anschein haben, und die nachdrückliche Hervorhebung der unterdrückten Wahrheit, wie es die Bestreitung eines verjährten und viel verzweigten Irrthums mit sich bringt, mochte eine solche Meinung vorübergehend entschuldbar machen. In der That aber konnte die neue Ansicht nur die Wirkung haben, diese Rechtsquelle selbst innerlich zu festigen und zu heben, oder wenn diese Wirkung auszubleiben schien, hatte wenigstens die Ansicht selbst keine Schuld.

Das läfst sich wohl behaupten, dafs der berühmte Verfasser des Berufs unserer Zeit manchen Mifsverständnissen, absichtlichen und zufälligen, würde zuvorgekommen sein, wenn er das Nicht*sollen* der Codification ausschliefslicher hervorgehoben hätte, mochte er es übrigens so nachdrücklich und schonungslos, wie er nur wollte, darthun. Nicht zu *können* war ein unverzeihlicher Vorwurf, und rifs in jedem, der irgend einmal durch ein Examen gefallen oder sonst mit solchen Anforderungen in Collision gekommen war, schmerzliche Wunden wieder auf. Auch war die Kritik der Gesetzgeber, die ihre Gesetzbücher wie Lehrbücher und Systeme angefertigt hatten, und die Welt mit ihnen nicht blofs regieren, sondern auch unterrichten und wie über wissenschaftliche Entdeckungen in Erstaunen setzen wollten, zu gerecht, um nicht verletzend zu sein.

Vor allem nun brachte die neue Auffassung der Sache die beiden Rechte, das gesetzliche und das mit dem Namen des Gewohnheitsrecht bezeichnete, in ihr richtiges Verhältnifs. Sie führte das letztere auf sein wahres Fundament zurück.

Die Thatsache, auf deren wissenschaftliche Erklärung es ankam, war diese. Ein Satz ist fortwährend als Rechtssatz angesehen und angewendet worden, entweder in den richterlichen Entscheidungen oder auch durch freiwilligen Gehorsam gegen das darin enthaltene Gebot. Dieses Herkommen, diese Gewohnheit soll eine Autorität haben; wie es bisher in solchen Fällen gehalten wurde, so soll es auch ferner gehalten werden. Worauf gründet sich diese Autorität? Man sieht, dafs von der richtigen Antwort auf diese Frage auch die richtige Bestimmung des Mafses dieser Autorität abhängt.

Viele knüpften die Thatsache an das Institut der Verjährung. Sie glaubten, wie Rechte durch eine lange fortgesetzte Ausübung erworben, wie sie durch Nichtausübung verloren werden können, eben so gut könnten Rechtssätze per consuetudinem entstehen, per desuetudinem untergehen. Es konnte aber auf die Länge nicht verborgen bleiben, dafs damit nichts erklärt, und kein praktischer Mafsstab für die Gränzen jener Autorität zu gewinnen war. Der Verjährung liegt der Gedanke zu Grunde, dafs die Dauer des factischen Zustandes die Unvollkommenheit oder, was im Resultat auf dasselbe hinausläuft, die Unerweislichkeit der rechtmäfsigen Entstehung ersetzen soll. Wollte man dies auf Rechtssätze anwenden, so war man dadurch nicht der Frage überhoben, welches denn die eigentliche Entstehung des Rechtssatzes sei, die oder deren Nachweisung durch das Herkommen ergänzt oder ersetzt werden soll. Ferner aber hat die Verjährung die Wirkung, dafs mit ihrem Ablauf nicht etwa blofs eine Vermuthung für oder wider das Dasein des Rechts entsteht, die noch immer den Beweis des Gegentheils zuliefse, sondern dafs es schlechterdings und durch die Verjährung selbst erworben oder verloren ist, und diese verstärkte Wirkung, welche nothwendig wird, um die wohlthätigen Zwecke des Instituts vollkommen zu erreichen, hat hier, wo es sich um einzelne Rechtsbefugnisse handelt, kein Bedenken. Es widerspricht der Gerechtigkeit nicht, dafs Rechte, die der Einzelne durch ein Rechtsgeschäft willkührlich aufgeben kann, ihm auch durch eine andauernde Versäumnifs verloren gehen sollen. Ganz anders, wenn wir dieses Recht der Verjährung auf Rechtssätze anzuwenden hätten. Würde hier in derselben Art die lange Uebung den Rechtssatz erzeugen, ohne dafs man ihn weiter nach seiner Herkunft fragen dürfte, so würden wir der Thätigkeit oder Unthätigkeit der Einzelnen, in deren Acten eben die Gewohnheit besteht, eine weit über sie hinausreichende Wirkung zuerkennen, und wir kämen, möchten wir übrigens auch diese Verjährung durch allerlei gehäufte Erfordernisse sehr erschweren, doch immer zu dem unsinnigen Resultat, dafs eine kleinere oder gröfsere Anzahl einzelner Privatpersonen einem ganzen Volk durch eine gröfsere oder kleinere Anzahl von Hand-

Digitized by Google

lungen, die sie in einer gewissen Richtung vorgenommen hätten, Gesetze vorschrieben."

Wenig wäre gewonnen, wenn man diese Rechtsentstehung dadurch stützen wollte, dafs man sie auf den Gesetzgeber zurückführte, der statt die Rechtssätze pflichtmäfsig selbst zu erwägen und in verfassungsmäfsiger Weise zu promulgiren, sein Amt auf jene unordentliche und unzuverläfsige Weise von Andern verwalten liefse. Ein solcher Gesetzgeber verdiente als ein gewissenloser Haushalter von seinem Amt entfernt zu werden.

Auf dem Weg nach dem innern Grund der Autorität des Herkommens kam man zur Autonomie, einer Art von untergeordneter Gesetzgebung, die von Corporationen in ihren inneren Angelegenheiten, und zum Theil auch von Behörden in Dingen ihres Berufs, so weit die Anordnung gewisser Puncte ihrem eigenen Ermessen überlassen ist, ausgeübt wird. Wie vermöge dieser autonomischen Befugnifs ausdrückliche Festsetzungen, Statuten, gemacht werden können, so läfst sich auch ein stillschweigendes Uebereinkommen denken, welches sich in der Uebung (Observanz) ausspricht, und dessen Existenz durch das Herkommen, die Gewohnheit sich nachweisen läfst. Es giebt nun in der That ein solches Herkommen, aber es fragt sich, ob alles Gewohnheitsrecht sich auf dieses Princip zurückführen läfst? Viele haben dies geglaubt; das ganze Volk betrachteten sie als eine solche (von dem Staat noch unterschiedene) Corporation, welche durch eine stillschweigende Uebereinkunft Recht setze und in der Gewohnheit zur Erscheinung bringe, und wie bei der Volksgewohnheit, so stehe auch bei der eines einzelnen Stammes oder Orts eine Corporation im Hintergrund, deren stillschweigende Beschlüsse in der Provinzial- und Ortsgewohnheit zu erkennen seien. Wie wir nun vorhin bei einer andern Theorie es unbegreiflich gefunden haben, dafs ein Gesetzgeber, um seinen Willen kund zu thun, daneben noch die Gewohnheit einzelner Unterthanen nöthig finden sollte, um stillschweigende Gesetze zu erlassen, so müssen wir hier von dem Standpunct des Volks aus es für widersinnig erklären, dafs dieses neben seinem Gesetzgeber, der ja zum Ausspruch des Willens der Gesammtheit berufen ist, noch ein anderes Organ für die Gesetzgebung habe, dafs mit einem Wort in einem Staat zwei von einander verschiedene Gesetzgeber existiren. Das Dasein einer solchen Corporation, die das Volk noch aufser dem Staate bildete, ist eine reine Erdichtung. Und was das particuläre Herkommen anlangt, so kann es allerdings von einer Corporation als autonomisches Recht ausgehen, aber dies ist der kleinste Theil des in der Gewohnheit erscheinenden Rechts; zum gröfsten Theil geht es nicht von einer Corporation als solcher, sondern von einer natürlichen Gesammtheit aus, die allein und nicht die ihr etwa gegebene Form der Corporation das Subject des Rechtsbewufstseins ist, um das es sich bei der Gewohnheit handelt.

Die Zurückführung des Gewohnheitsrechts auf den der Nation eingebornen Rechtssinn, auf die unmittelbare Volksüberzeugung, die sich in den Gliedern des Volks und ihrem Rechtsleben manifestirt, ist der Schritt, den die historische Schule in der Theorie der Entstehung des Rechts gethan hat. Darauf also (abgesehen von den wenigen Fällen, wo das Herkommen unter den Begriff einer Observanz fällt) und allein darauf beruht die Autorität der Gewohnheit für die Erkenntnifs des Rechts, dafs sich in den Acten, die sie bilden, eine gemeinsame nationelle Ueberzeugung (sei es des gesammten Volks oder einer natürlichen Abzweigung desselben) kund giebt und daraus erkannt werden kann. Die Gewohnheit macht das Recht nicht, sie läfst es nur erkennen. Es ist der Wille nicht eines künstlichen, sondern eines natürlichen Ganzen, auf den es ankommt, und darum auch nicht ein Beschlufs oder Vertrag, sondern eine auf unsichtbaren Wegen sich bildende Einheit der Ueberzeugung, welche die Glieder jenes Ganzen als solche verbindet.

So hat Savigny in seinem System das Recht überhaupt, wegen seines nationellen Charakters, als Volksrecht bezeichnet, und in einem vorzüglichen Sinn das Gewohnheitsrecht, insofern bei diesem die Nationalität des Rechts am unmittelbarsten sich herausstellt. Aber in der That hat auch das gesetzliche nicht ein gegen diese Natur des Rechts unabhängiges Dasein, und er nennt mit Grund auch die Gesetzgebung ein Organ des Volksrechts, so gut es bei dem Gewohnheitsrecht die Glieder der Nation in dieser ihrer unmittelbaren Eigenschaft sind.

Eine eigenthümliche Form der Gewohnheit stellt sich uns dar, bei welcher die Frage entsteht, ob ihr eine besondere, von jenem Gewohnheits- oder Volks-

Digitized by Google

recht verschiedene Bedeutung zukommt. Dies ist die Erscheinung in der Thätigkeit derjenigen Glieder des Volks, die einen besonderen Beruf für die Anwendung des Rechts haben, einer Thätigkeit, die theils in der Mittheilung der Kenntnifs des Rechts überhaupt und für specielle Fälle, theils in der richterlichen Entscheidung der Rechtsfälle besteht. Man nennt die Gewohnheit, welche durch richterliche Entscheidungen gebildet wird, den Gerichtsgebrauch; ein etwas allgemeinerer Name ist Praxis, die überhaupt die Anwendung des Rechts auf einzelne Fälle, also aufser dem Gerichtsgebrauch noch die Thätigkeit des Respondenten begreift. Um die gesammte Thätigkeit jener Personen zu umfassen, habe ich das in ihr zur Erscheinung kommende Recht das Juristenrecht genannt, ein Name, welchem seitdem das Bürgerrecht verliehen worden ist.

Dafs die Ansichten der Personen, welche die Rechtskenntnifs zu ihrem besonderen Lebensberufe machen, mit der Absicht, nicht blofs für ihren eigenen Rechtsverkehr, sondern auch für Andere davon Gebrauch zu machen, einen vorzüglichen Einflufs auf die Praxis des Rechts gewinnen, ist etwas so sehr in der Natur der Sache selbst liegendes, dafs dieser Einflufs gar nicht von besonderen Verhältnissen, auch nicht von der Bildung der Gerichte abhängt. So finden wir ihn in Rom, wo die Gerichte keineswegs mit Juristen, sondern mit gewöhnlichen Bürgern besetzt waren, eben so wie in der Gegenwart, wo man für das Richteramt die Eigenschaft eines Juristen voraussetzt.

Wir haben aber diesen Einflufs der Juristen nicht als eine historische Thatsache, sondern als ein praktisches Moment für die Anwendung des Rechts und die ihr vorausgehende Erkenntnifs desselben zu betrachten. Unsere Frage ist: welchen Einflufs soll der Richter, und unter welchen Bedingungen soll er ihn den Ansichten der Autoren und der bisherigen Entscheidungsweise solcher Rechtsfälle, wie ihm jetzt einer vorliegt, auf sein Urtheil gestatten? Dies wird von dem Grund, auf dem die Autorität dieser Manifestationen des Rechts beruht, abhängen.

Im Mittelalter nahm man ohne Weiteres an, die communis opinio doctorum habe eine unverbrüchliche Autorität für den Richter, ohne sich weiter viel um den Grund der Sache zu bekümmern. Wenn nun aber die Frage entstand, wann denn eine solche gemeine Meinung existire, so gab man die wunderlichsten Antworten, z. B. das sei communis opinio, worin Accursius und Bartolus mit einander übereinstimmten, wo dies nicht entscheide, mache die Meinung von zehn bewährten Autoren communem opinionem, und wenn man etwa auf beiden Seiten zehn solche Doctoren allegire, so solle das Alter der streitenden Autoren entscheiden. Diese Thorheiten wurden später allgemein verworfen, aber nur um statt der communis opinio einen andern Götzen in dem usus fori aufzurichten, dem man eine ganz eben so unvernünftige und abergläubische Verehrung erwies, indem man den Richter verpflichten wollte, eine Ansicht blofs darum zu befolgen, weil in den Gerichten des Landes, oder wenigstens in diesem Gericht bisher darnach entschieden worden sei. Allenfalls wurde die nöthige Stabilität des Rechtsprechens als Grund dafür angeführt, nur Schade, dafs diese Stabilität der Geistesträgheit, ja dem geistigen Tod so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Einige setzten diesem Unwesen die Krone dadurch auf, dafs sie den Präjudicien der Obergerichte sogar eine verbindliche Kraft für die ihnen untergebenen Untergerichte zuschrieben, d. h. wenn man die Sache beim rechten Namen nennen wollte, man setzte die Unterrichter in solchen Fällen zu blofsen Urtheilern über das Factum, zu Geschworenen herab, wovon freilich die Gerichtsverfassung kein Wort enthält.

Was gewann man mit dieser Theorie, wenn man sie so nennen darf? Entweder jene Exilirung jedes geistigen Fortschritts aus den Gerichten, oder wenn dieses nicht gelang, einen permanenten Kriegsstand zwischen den älteren und jüngeren Mitgliedern des Gerichts, in dem es nicht fehlen konnte, dafs der Sieg doch wohl auch den Neuerern blieb, und das vielleicht nicht selten in solchen Fällen, wo eine gesunde Theorie dem bisherigen Usus wirklich eine bindende Autorität zugestanden hätte, die aber von jener unbedingten und absoluten Meinung in eine ununterschiedene Masse mit den Fällen, wofür sie vernünftig sich nicht behaupten läfst, zusammengeworfen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von Dr. Georg Beseler.

(Fortsetzung.)

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir, dem Grund dieser Autoritäten nachgehend, finden, dafs gemeine Meinung und Gerichtsgebrauch, wie Gewohnheit überhaupt, mögliche Manifestationen eines Gewohnheitsrechts, also einer nationellen Rechtsansicht sind, die sich in der Thätigkeit dieser Glieder des Volks, als natürlicher Repräsentanten desselben in ihrem Beruf, kundmacht. Sollen daher gemeine Meinung und Praxis eine Autorität haben, so müssen sie von der Beschaffenheit sein, dafs aus ihnen auf die Existenz eines in der nationellen Ueberzeugung gegründeten Rechtssatzes geschlossen werden kann; dies ist der Grund jener Autorität und ihre Voraussetzung. Wie aber rechtfertigt sich diese Identificirung des Juristenrechts mit dem Gewohnheitsrecht?

Vor allem ist gewifs, dafs eine gemeinsame Volksüberzeugung nicht nothwendig eine actuelle Ueberzeugung aller einzelnen Glieder des Volks ist. Wir werden nicht blofs diejenigen aufser Ansatz lassen müssen, die überall gar keine Ueberzeugung haben, wie Kinder und Wahnsinnige, so wie die, welche mit ihren Sinnen und Gedanken sich wenigstens von allen öffentlichen Dingen in ein individuelles Pathmos irgend einer Art zurückziehn, sondern auch die, deren Beruf sie der Klasse von Verhältnissen, deren Recht in Frage ist, entweder total entfremdet, so dafs sie vielleicht kaum ihre Existenz kennen, oder wenigstens so fern hält, dafs sich ihnen dieselben nie als Object eines Urtheils dargeboten haben. Wenn von einer gemeinsamen Ueberzeugung über das Recht der Wechsel die Rede ist, werden wir nicht erwarten, diese Ueberzeugung bei Bauern zu finden, wegen des Rechts der Gränzscheidung und der Weideservitut werden wir nicht bei dem Bankier nachfragen. Aber auch unter denen, in welchen wir eine actuelle Ueberzeugung über den fraglichen Rechtssatz im allgemeinen voraussetzen dürfen, unter den actuellen Trägern der Volksüberzeugung werden wir eine ausgezeichnete Stelle denen einräumen, deren Verhältnisse sie mehr als andere mit den Rechtsfragen überhaupt oder einer gewissen Art in Berührung bringen (ohne damit der Möglichkeit vorzugreifen, dafs diese Berührung von der Beschaffenheit sein kann, dafs das individuelle Interesse vielleicht die reine Reflexion der gemeinsamen Ueberzeugung in ihrem Geiste stört), wir werden z. B. nicht in allen wechselfähigen Personen gleicher Geistesgaben die gleiche Stärke und den gleichen Umfang des Bewufstseins von dem Recht des Wechsels voraussetzen. Die am häufigsten und mannigfachsten in diesen Dingen sich Bewegenden werden wir bei der Frage der gemeinsamen Volksüberzeugung als die natürlichen Repräsentanten der ganzen Klasse hervorheben. In allen diesen Puncten sind wir gewifs noch nicht aus der Sphäre der unmittelbaren Volksüberzeugung, des Gewohnheitsrechts, oder wenn man will des Volksrechts in diesem vorzüglicheren Sinn herausgetreten. Denken wir uns ferner Gerichte mit Personen besetzt, die dieses Amt nicht zu ihrem ausschliefslichen Beruf gemacht haben, so wird die Ansicht dieser, wenn sie öfter zu dieser Thätigkeit berufen waren, z. B. der Kaufleute, die als Beisitzer von Handelsgerichten fungirt haben, über eine Rechtsfrage dieser Art ceteris paribus eine vorzügliche Geltung bei uns haben, ohne dafs wir darum noch auf etwas anderes, als auf Constatirung einer Volksüberzeugung ausgehen. So haben wir uns z. B. den Verfasser des Sachsenspiegels zu denken, der ohne Zweifel theils durch seine allgemeinen Geistesgaben, theils durch seine vielfache Beschäftigung als Schöffe die Eigenschaft eines natürlichen Vertreters seines Volks erhielt, und durch den Erfolg der Aufzeichnung seiner Erfahrungen, zu der

Digitized by Google

er sich entschlofs, als solcher bewährt ward. Verwandeln wir nun in Gedanken diese Urtheiler und Richter, von denen die Rede war, in solche, die mit diesem Amt keinen andern Beruf verbinden, setzen wir hinzu, dafs sie eine theoretische Vorbereitung für ihren Beruf erhalten haben, haben sie dadurch aufgehört, die Fähigkeit jener Repräsentation zu besitzen? und sind wir, wenn wir auf die übereinstimmenden Ansichten dieser Juristen und auf ihre Urtheile als auf eine Autorität blicken, plötzlich und zwar unter allen Umständen aus dem Bereich der unmittelbaren Volksüberzeugung herausgetreten, so dafs keine Möglichkeit mehr bliebe, diese Juristen in ihrer Berufsthätigkeit als Glieder ihres Volks, nur eben als die rechtsverständigsten und durch ihren Beruf zu jener natürlichen Repräsentation am meisten geeigneten zu betrachten? Gewifs nicht. Hätte die Jurisprudenz je diesen Erfolg der Entnationalisirung gehabt, so wäre sie selbst sicher der unschuldige Theil gewesen, die Schuld an einem solchen, übrigens natürlich nur partiell denkbaren Resultat, hätte nicht das Studium, sondern ein verkehrtes getragen. Von der andern Seite wäre es kein Volk, sondern ein Pöbel zu nennen, bei dem der Gelehrte um dieser Eigenschaft willen die Volksthümlichkeit verlieren, als ein fremdes Element ausgeschieden werden würde.

Soweit liefs sich die Theorie der Rechtsentstehung von dem Standpunct der historischen Schule feststellen. Sie gelangt von der Anknüpfung des Rechts an die Nation zu den zwei Rechtsquellen, die mit der äufseren Autorität des (unmittelbaren oder mittelbaren) Volkswillens versehen sind: unmittelbare Volksüberzeugung und Gesetzgebung. Man hat versucht, jenes Juristenrecht als ein drittes hinzustellen, unter der Form, dafs der Juristenstand an die Stelle des Volks trete, das Juristenrecht also nur in dem Sinn als Volksrecht gelten könne, wie auch das gesetzliche. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht ergiebt sich aus der so eben gegebenen Ausführung, in der wir gesehen haben, dafs zwischen dem unmittelbaren Volksbewufstsein und jenem Juristenrecht kein qualitativer Unterschied zu machen ist, und dies wird bestätigt, wenn wir dieses Verhältnifs mit dem der Gesetzgebung vergleichen. Ein Rechtssatz gilt nicht darum, dafs er Ueberzeugung des Juristenstandes, sondern darum, dafs diese Ueberzeugung Volksüberzeugung ist. Ein Gesetz dagegen gilt, weil es vom Gesetzgeber promulgirt ist; es wird erwartet, dafs es dem wirklichen Nationalwillen entspreche, aber seine Gültigkeit hängt nicht von einer Untersuchung dieser Voraussetzung ab; der Gesetzgeber ist allerdings auch als natürlicher Repräsentant seines Volks zu betrachten, aber zugleich ist er ein durch die Verfassung constituirter, dessen Wille als Wille der Gesammtheit fingirt wird. So ist die Gesetzgebung eine formell selbstständige Rechtsquelle, nicht so das Bewufstsein des Juristenstandes.

Aber neben diesen beiden Quellen des Rechts, deren Product wir das Gewohnheitsrecht und das gesetzliche nennen, ergab sich noch eine dritte, sie ergänzende. Es findet sich, dafs der Richter auch bei der gröfsten Ausdehnung jener Rechte einer Ergänzung bedarf, ohne die er in sehr vielen Fällen keine Norm der Entscheidung haben würde. In solchen Fällen entnimmt er den anzuwendenden Rechtssatz aus den Principien des bestehenden Rechts; vermöge der vernünftigen Natur des Rechts mufs auch das als Recht gelten, was mit innerer Nothwendigkeit aus dem gegebenen Rechte folgt. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, das gegebene Recht auf seine Principien zurückzuführen, und aus diesen jene nothwendigen Ergänzungen abzuleiten. So hat die Jurisprudenz nicht blofs eine receptive, sondern wie jede wahre Wissenschaft eine productive Aufgabe, sie tritt selbst in die Reihe der Rechtsquellen. Ich habe das durch sie erzeugte Recht, welches nicht wie jene andern auf einer äufseren, sondern lediglich auf innerer Autorität beruht, und allein um der Wahrheit seiner Deduction willen gilt, das Recht der Wissenschaft genannt; auch der allgemeine Name des Juristenrechts ist darauf anwendbar, indem auch dieses Recht äufserlich in der theoretischen und praktischen Thätigkeit der Juristen sich darstellt. Den Unterschied aber zwischen dieser und der oben vorgekommenen Art des Juristenrechts überall sich gegenwärtig zu erhalten, ist von äufserster Wichtigkeit, da die gemeine Meinung und Praxis hier, als Praxis eines Rechts, das seinen Anspruch auf Geltung nur auf seine Wahrheit gründet, nie jene äufsere Autorität haben kann, wie bei dem Gewohnheitsrecht. Savigny hat den Ausdruck wissenschaftliches Recht schon für das Juristenrecht in jener ersten Bedeutung gebraucht. Ich mifsbillige diesen Sprachge-

Digitized by Google

brauch theils aus dem Grund, weil jene oben berührte Function der Juristen mit ihrer Eigenschaft als Träger der Wissenschaft in keinem wesentlichen Zusammenhang steht, denn auch als blofsen Rechtskundigen, vor der Entstehung einer eigentlichen Rechtswissenschaft, kommt sie ihnen zu; theils weil er anzeigen soll, dafs der ganze productive Einflufs der Juristen auf das Recht entweder in jener Function beschlossen ist, oder dafs wenn auch die zweite eigentlich wissenschaftliche Function nicht geleugnet wird, sie mit jener nur eine und dieselbe Klasse der Rechtsbildung ausmacht. — Ich habe angedeutet, es sei ein Hinausgehen über den Standpunct der reinen historischen Schule nothwendig gewesen, um zu dieser dritten Rechtsquelle zu gelangen. Dies wird einleuchten, wenn man erwägt, dafs diese Schule vorzugsweise der freien Seite des Rechts, denn dies eben ist die geschichtliche, sich zukehrt, seine logische oder vernünftige dagegen zwar nicht negirt, aber doch in den Hintergrund gestellt, und ihr weniger Einflufs, als ihr gebührt, zuerkannt hat.

Wie verhalten sich nun zu diesen Resultaten die Ansichten Beseler's? Wir werden eine erhebliche Abweichung derselben von jenen erwarten dürfen; schon der Umfang seiner Schrift spricht es aus, dafs ihr Verfasser eine eigenthümliche Auffassung der Sache zu geben gemeint ist.

Vor allem leugnet er den zuletzt erwähnten Schlufsstein der von der historischen Schule begonnenen Theorie der Rechtsquellen, er spricht der *Wissenschaft* die productive Kraft ab. Er begreift nicht, dafs die Deduction eines Rechtssatzes aus innern Gründen eine Production sei, da ja der aus dem gegebenen Recht und seinen Principien abzuleitende Rechtssatz implicite schon darin enthalten sei, die Wissenschaft erzeuge ihn so wenig, als der Bergmann das Erz, das er aus dem Innern der Erde auf die Oberfläche bringt. Wenn damit gesagt werden soll, dafs eine wahre Schöpfung nur die aus Nichts ist, so müssen wir dies freilich zugeben, aber dieser Wahrheit zugleich die Anwendbarkeit auf unsere Frage durchaus in Abrede stellen, da von diesem Gesichtspuncte aus überall von menschlichen Productionen, namentlich also auch von menschlichen Rechtsquellen nicht die Rede sein könnte. Der Künstler wird in dem Mafs gelobt, in welchem ihm eine dem darzustellenden Gedanken so angemessene Gestaltung gelingt, dafs wir in ihr die ihm gleichsam angeborene und nothwendige Form zu erblicken glauben; in demselben Mafse aber würde seiner Thätigkeit das Prädicat des Schaffens zu versagen, dagegen der des Pfuschers beizulegen sein, dessen mulier formosa superne desinit in atrum piscem. Eben so würde ein Volk, das die ihm eingepflanzte Rechtsidee auf die dem Begriff des Rechts gemäfseste und der Natur der gegebenen Verhältnisse entsprechendste Weise bis in die kleinsten Fäden ausbildet, in Beziehung auf die schaffende Kraft niedriger stehen, als das (wenn es ein solches giebt), welches von einem unbeständigen, hin und herspringenden, dem Widersprechenden und Ungleichen zugeneigten Geist getrieben ein Recht zur Welt brächte, von dem kein Satz zu dem andern pafste.

Bleiben wir also, wie billig, überall in dem Kreis der menschlichen Erzeugungen stehen, so werden wir nicht anstehen zu sagen, dafs die Erde aus dem Samen das Gewächs, und eben so, dafs die Jurisprudenz die Rechtssätze hervorbringt, nach denen z. B. die eigenthümlichen Verhältnisse der Actiengesellschaft zu beurtheilen sind, die Entscheidung ferner der Frage, ob der Richter in einem constitutionellen Staat über die verfassungsmäfsige Promulgation eines Gesetzes zum Behuf seiner Anwendung zu urtheilen hat, der Frage, ob die Publication der Gesetze oder die Existenz eines Gewohnheitsrechts Gegenstand eines processualischen Beweises sein kann u. s. f. Diese Rechtssätze, werden wir sagen, da sie aus dem bestehenden Recht vermöge seiner vernünftigen Natur erschlossen werden, sind allerdings in ihm schon als Keime gegeben, dieser Umstand aber hindert nicht, den Act, wodurch sie erst zum Bewufstsein und aus ihrem unentwickelten Zustand zum actuellen Dasein gebracht worden sind, als Erzeugung derselben zu betrachten, und wenn uns jemand das Gleichnifs vom Bergmann und dem Erz entgegenhält, so wird das Einzige, was wir daraus lernen können, das sein, dafs er die wissenschaftliche Thätigkeit für eine mechanische hält und durch diese Vorstellung sich abgehalten sieht, ihre Productivität anzuerkennen.

In Beziehung auf diesen Schlufsstein des Systems der Rechtsquellen enthält also das uns vorliegende Werk nur eine rückgängige Bewegung, und zwar ohne

Digitized by Google

von dem früheren Punct etwa wieder vorwärts zu gehen, an die Stelle der negirten Abschliefsung eine andere zu setzen, und so das praktische Bedürfnifs zu befriedigen, welches sich damit verbindet. Dieses besteht, wie oben schon angedeutet wurde, darin dafs wir durch die Unterscheidung eines doppelten Einflusses der Juristen auf das Recht in den Stand gesetzt werden, die Autorität der gemeinen Meinung und Praxis richtig zu würdigen. So ist der processualische Beweis des Gewohnheitsrechts Jahrhunderte lang ausschliefslich herrschende und in der Anwendung befolgte Ansicht gewesen. Ist sie Gewohnheitsrecht, so ist kein Richter befugt, davon abzuweichen; ganz anders, wenn sie (und so verhält es sich wirklich damit) eine Doctrin, ein lediglich auf innern Gründen beruhendes Recht ist. Hier würde jeder Richter, der die feste, wohlgegründete Ueberzeugung von ihrer Unrichtigkeit, ihrem Widerspruch mit den von dem richterlichen Amt und seinen Aufgaben geltenden Principien gewonnen hat, pflichtwidrig handeln, wenn er sie noch ferner anwenden wollte. Auch die wünschenswerthe Stabilität der Justiz wird so hinlänglich gewahrt; nichts ist entfernter von unserem Princip, als den Richter zu einer Wetterfahne zu machen, die sich nach jedem Wind einer neuen Lehre richtet; die neuen Entdeckungen wirklicher Wahrheiten sind nicht so häufig, dafs ihre Befolgung in jener Hinsicht irgend bedenklich werden könnte. Nach dem Standpuncte dagegen, den der Verf. sich gewählt hat, verschliefsen wir entweder den wissenschaftlichen Fortschritten die Thüre zur Praxis, was gerade jetzt keinen Rechtstheil empfindlicher treffen würde, als das einheimische deutsche Recht, oder wir öffnen einen so weiten Eingang, dafs durch ihn mit jenen auch eine Willkühr unaufhaltsam eindringt, die eben so eine Praxis, der ein wahrhaftes Gewohnheitsrecht zu Grunde liegt, für nichts achtet.

Der Mittelpunct der ganzen Schrift, und das, was vornehmlich neu zu sein scheint, ist die Meinung von dem, was wir Gewohnheitsrecht nennen. An die Stelle dieses setzt Beseler drei verschiedene Dinge, die er als Volksrecht, Gewohnheitsrecht, Juristenrecht bezeichnet.

Volksrecht wird bestimmt als das im Volk entstandene und in dessen Bewufstsein lebende Recht. Aus diesem Begriff scheint zunächst ein Gegensatz gegen das Gewohnheitsrecht und das gesammte Juristenrecht nicht hervorzugehen, man wird also wohl die Worte der Definition in einem ganz besondern Sinn verstehen sollen, und so ist es auch. Die Unterscheidung vom Gewohnheitsrecht wird ausdrücklich festgesetzt. Für das Volksrecht ist es gleichgültig, ob es in der Gewohnheit, der Uebung erscheine oder nicht. So also sollen wir das Leben im Bewufstsein verstehen: es könnte sein, dafs eine schlechte Gewohnheit das Volksrecht von der Anwendung ausgeschlossen hätte; das ist für seine Existenz indifferent genug dafs es im Bewufstsein des Volks existirt. Das ist nun wirklich eine neue Auffassung der Sache; ein anderes ist, ob dem gesunden praktischen Verstand dieses ideale, unnahbare Leben des Rechts einleuchten wird. Wir lassen dies jetzt noch dahingestellt, und verzichten auch auf die Frage, ob diese Erfindung nicht vielleicht blofs ein Mifsverständnifs oder eine Mifsanwendung der Wahrheit sei, dafs das Recht nicht durch die Gewohnheit entsteht, also seine *Entstehung* von der Gewohnheit unabhängig ist. Aber wir sind überhaupt noch nicht genug von dem Wesen dieses Volksrechts unterrichtet; dazu gehört, dafs wir erfahren, was unter Volk verstanden wird. Es war der bedeutendste Schritt zur wahren Theorie der Rechtsentstehung, dafs man aufhörte, das Volk in dem politischen Sinn der Regierten als die Quelle des ungeschriebenen Rechts zu betrachten, wie es lange in verschiedenen Gestalten geschehen war, dafs man das natürliche Ganze, die Nation, als Subject des Rechtsbewufstseins erkannte. Beseler hat die redliche Absicht, sich nicht von dieser wesentlichen Bedingung eines richtigen Verständnisses zu entfernen, er weist ausdrücklich die ältere Vermischung mit dem Inbegriff der Unterthanen zurück. Leider hat ihn dies nicht verhindert, mit dem Wort Volk doch auch wieder unversehens einen, in der vulgären Sprache nicht eben ungewöhnlichen, aber von dem der Nation wesentlich verschiedenen Begriff zu verbinden

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von D. Georg Beseler.

(Fortsetzung.)

Aus seiner ganzen Abhandlung geht nämlich hervor, dafs er unter Volk blofs das übrige Volk ohne die juristisch gebildeten Glieder der Nation versteht. Zu seinem Volk, zu seiner Nation gehören allerdings nicht blofs die Bauern und der geringere Bürgerstand, wiewohl er eben so gut und mit derselben Unterstützung durch einen vulgären Sprachgebrauch auch diese Gränze hätte ziehen können, nein er rechnet auch die Gebildeten dahin, sogar den ganzen hohen Adel; nur die Rechtsgelehrten schliefst er aus, diese werden, man weifs nicht wie, durch die Wissenschaft, mit der sie sich befleckt haben, des unmittelbaren nationellen Rechtsbewufstseins ohne weiteres beraubt. Seine Ansicht läfst sich auch hier als ein Rückschritt zu einem früheren Standpunct bezeichnen, nur dafs er diesem eine andere Gestalt giebt. Sonst sollte das Volk gegen die Regierung, jetzt soll es gegen seine Juristen Front machen.

Man verstehe wohl, dafs hier nicht von einer Anzahl Juristen die Rede ist, die ihre Aufgabe schlecht erkennen und ausführen; es gilt von den Juristen als solchen überhaupt. Denn so unzufrieden unser Autor mit dem Juristenrecht in vielen Puncten ist, so ist er doch weit entfernt, über das ganze ein Verdammungsurtheil zu sprechen. Da wäre denn wohl eine gründliche Antwort auf die Frage am Ort gewesen, woher denn *diesem*, von seinen Juristen secedirenden Volk das Recht komme, in rechtlichen Dingen die ihm zugeschriebene eminente Stelle einzunehmen, statt wie Beseler es vorzieht, diese Berechtigung stillschweigend vorauszusetzen. Machen wir uns die Sache durch eine Analogie deutlich. Wie das Recht etwas nationelles ist, so giebt es auch Religionen, die diese Eigenschaft haben, es sind die heidnischen. Wenn nun hier jemand sagte, Volksreligion ist die im Volk entstandene und in seinem Bewufstsein lebende, in diesem Volk aber zählen seine Priester nicht mit, und wir schliefsen sie, wohl zu merken, nicht blofs aus, insofern sich nachweisen läfst, dafs sie durch falsche Auffassung oder Betrug die Volksreligion corrumpiren, sondern wir schliefsen sie absolut aus, weil sie Priester sind, und dieser Gegensatz von Volk und Priestern auch den vulgären Sprachgebrauch für sich hat, — so würde diese Ansicht für eine ziemlich verkehrte gehalten werden. Man setze aber statt Volksreligion Volksrecht, und statt Priester die „Priester der Themis", so hat man, wenn ich nicht irre, die Ansicht unseres Autors.

Mit der Erkenntnifs dieses Volksrechts steht es fast noch prekärer, als mit seiner Berechtigung. Diesem Punct ist ein besonderes Capitel gewidmet, dessen Inhalt jedoch die Schwierigkeit eher ins Licht zu setzen als zu heben geeignet ist. Die sicherste Erkenntnifsquelle einer Volksüberzeugung, ihre wirkliche Uebung in den vorkommenden Fällen, bleibt aufser Ansatz, da ja das Volksrecht von dem wirklichen Usus unabhängig sein soll. Das Volk selbst nun weifs natürlich sein Recht, das ist schon durch die Definition des Volksrechts gegeben; nach der gegenwärtigen Gerichtsverfassung wird dies allein nicht viel helfen; es müssen noch Andere diese Kenntnifs erlangen. Diese müssen suchen sich dem Volk zu nähern, bei ihm Erkundigung einziehen, dann von dem unmittelbar Erkundeten einen Schlufs auf das übrige machen u. s. f. Jene Kenntnifs wird nach Beseler der Advocat sehr leicht gewinnen können, nicht viel schwerer wird sie dem Unterrichter zufallen, sehr schwierig wird sie dem Oberrichter werden, „der fast nur mit Acten verkehrt" (die Lage eines solchen Oberrichters mufs schrecklich sein, zumal wenn er es, wie hier vor-

Digitized by Google

ausgesetzt zu werden scheint, von Geburt ist, — sie erinnert überdies an die Etikette der Märchen, welche die Könige mit Krone und Scepter zu Tische und zu Bette gehen läfst), fast ganz unmöglich wird sie dem Universitätsgelehrten — hoffentlich werden Ausnahmen statuirt werden, sonst würden wir dieses Buch nicht aus den Händen seines Verfassers haben erhalten können.

Es gehörte viel Eifer für die Sache dazu, dieses Capitel von der Erkenntnifs des Volksrechts zu schreiben, ohne die vollkommene Unbestimmtheit und Unsicherheit der darin gegebenen Anweisungen inne zu werden, die sich zuletzt in Allgemeinheiten verlaufen wie: es komme alles an auf den „unbefangenen, verständigen Sinn, den ungetrübten natürlichen Blick, den Eifer für das Wirkliche und Wahre", oder: man müsse „die rechte Mitte zwischen Zweifel und Glauben halten", eine Mitte, die sicherlich unter allen eine der unentdecktesten ist. Wenigstens von der praktitischen Unzulänglichkeit seiner Regeln für den Richter scheint B. eine Ahnung gehabt zu haben, denn er sucht einen andern Ausweg, um seinem Volksrecht die Anwendung zu sichern. Das Einfachste scheint ihm, die Personen, welche seiner Meinung nach ausschliefslich das natürliche, eingeborene Bewufstsein desselben in sich tragen, in die Gerichte zu ziehen; zu diesem Zweck unterwirft er im neunten Capitel die gegenwärtige Gerichtsverfassung einer Kritik. Er behandelt darin vielerlei, was nicht zur Sache gehört, so z. B. die Geschwornengerichte, deren Einführung für sein Volksrecht indifferent ist, da die Geschwornen nicht das Recht weisen, sondern auf das Factum beschränkt sind, — denn Uebergriffe in die Rechtsfrage, wie den Ausspruch des Nichtschuldig über einen vollkommen überwiesenen Angeklagten, wenn die Geschwornen das Gesetz für zu hart oder sonst ungerecht halten, wird er doch nicht in Schutz nehmen, oder zu Gunsten seines Volksrechts wünschen wollen. Da diese wichtige Frage durch die Verbindung mit seinem Gegenstand kein neues Licht erhält, da sie ferner nicht geeignet ist, so im Vorbeigehen und wie in einer Anmerkung discutirt zu werden, so wäre es sicher wünschenswerth gewesen, wenn er seinen Ansichten über diesen und verwandte Puncte die der Sache zu Gute kommende Form einer besonderen Erörterung hätte geben wollen. Es ist kaum anders zu erwarten, als dafs bei einer solchen desultorischen Behandlung überdies von Fragen, die nicht in die Specialstudien des Autors einschlagen, Ungenauigkeiten mit unterlaufen. Eine Aeufserung aber hat noch einen andern Charakter als den einer theoretischen Ungenauigkeit, es ist die Behauptung, dafs in Deutschland thatsächlich eine allgemeine Mifsstimmung gegen die mit Juristen besetzten Gerichte verbreitet sei. Sei es, dafs wir diese Aeufserung nebst einigen andern als Gunst suchende Gefälligkeit gegen eine politische Partei betrachten, oder, was wir lieber wollen, dem leidenschaftlichen Eifer unseres Autors für seine Volksrechtsidee zuschreiben, immer bleibt es ein in seiner Stellung schwer zu entschuldigender Leichtsinn, eine solche Thatsache ohne den Schein eines Beweises zu behaupten. Denn dafs sie „dem aufmerksamen Beobachter auch bei der Unvollkommenheit der Organe, welche bei uns die öffentliche Meinung hat, nicht entgehen könne", wird wohl nicht als Beweis gelten sollen. Allerdings ist es ein Fluch der Censur, dafs für die Phantasie derer, die nur über die Zeitungsblätter weg in das Leben sehen, hinter jeder Aeufserung des Mifsvergnügens eine unüberschbare Schaar anderer noch viel gewaltigerer steht, die nur nicht den Schlagbaum haben passiren dürfen, aber mit einiger Ueberlegung möchten selbst diese finden, dafs wenn überall, doch nur ausnahmsweise die Censur Aeufserungen der Unzufriedenheit mit der in den Gerichten vorherrschenden Rechtsgelehrsamkeit zu unterdrücken sich veranlafst sehen würde. Ich getraue mir nach meinen Erfahrungen in drei deutschen Ländern zu behaupten, dafs im allgemeinen unter allen möglichen Gegenständen einer Unzufriedenheit im Volk die Personen der Richter und ihre Eigenschaft als Rechtsgelehrter einer der allerletzten ist, dafs selbst in Zeiten eines wachsenden, vielfach genährten Mifstrauens die Gerichte ihre Ehre bei dem Volk nicht am wenigsten bewahrt haben.

Lassen wir aber diesen Punct ruhen, bis es dem Autor gefallen wird, seine Erfahrungen, durch die er sich zu der in jener Behauptung liegenden Anklage berechtigt hielt, mitzutheilen, und wenden uns zu der Gerichtsreform, die er, um für sein Volksrecht dem Mangel der Erkennbarkeit abzuhelfen, in Vorschlag bringt. Sie besteht darin, dafs die Gerichte neben den Juristen, die er selbst für unentbehrlich hält, Bei-

Digitized by Google

sitzer aus dem Laienstand d. h. aus dem, was *er* Volk nennt, erhalten. Das Mifslingen eines solchen Versuchs in den würtembergischen Oberamtsgerichten schreckt ihn nicht ab, dagegen legt er ein grofses Gewicht auf den Erfolg, den gemischte Handelsgerichte gehabt haben, wobei er vergifst, das bedeutende Standesinteresse, welches dieser Einrichtung eine nachhaltig auf alle einzelnen Glieder des Standes wirkende Kraft zu geben vermag, in Anschlag zu bringen. Schlüge er sonstige Specialgerichte vor z. B. Adelsgerichte, Bauerngerichte, für Rechtsverhältnisse, bei denen der Stand selbst sich afficirt findet, so würde ich wenigstens, der ich die innere Lebendigkeit und den Erfolg solcher Einrichtungen an einzelnen Beispielen aus unmittelbarer Anschauung zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, diese Berufung für vollkommen zulässig halten. Aber zu erwarten, dafs der Bauer (wenn er nicht etwa ein schlechter Hauswirth ist, aus welcher Classe die s. g. Bauerkönige, Baueradvocaten, die ewigen Gerichtsläufer und Gerichtsbeisteher zu erwachsen pflegen, die denn auch mit Vergnügen einen Sitz annehmen würden, den man ihnen jetzt nicht anzubieten gewohnt ist), zu erwarten, dafs der tüchtige Handwerker und Fabrikant, dafs der Kaufmann bei gemeinen Gerichten sich Jahr aus Jahr ein mit lebendigem Eifer betheiligen, dafs sie für die Idee eines Volksrechts ihre Sinnen und Gedanken, und was mehr ist, ihre Zeit einsetzen werden, das ist mehr als einem Erfahrenen zugemuthet werden kann, es ist reine Schwärmerei. Wenn nun schon aus diesem Grund die Wiederbelebung der Schöffengerichte ohne Zweifel eine todte Geburt sein würde, so stellt sich noch aufserdem durch die dabei nöthig befundene Verkleinerung der Gerichtsbezirke und mithin Vermehrung der Gerichte, die alle collegialisch sein sollen, mit ihrer Vergröfserung der Kosten für die zu besoldenden Justizbeamten, für die Gerichtslocalitäten u. s. f. und mit der in demselben Verhältnifs zunehmenden Unmöglichkeit, unbesoldete Laienrichter zu finden, deren sonstige Geschäfte das ihnen angemuthete Opfer zulassen, der ganze Plan so ungünstig dar, dafs man wohl dem nicht zürnen dürfte, der ihn für einen der unpraktischesten hielte, die je aus der Feder eines Gelehrten geflossen sind.

Man braucht nicht für ein Volksrecht, wie es unser Autor im Sinne hat, zu schwärmen, man braucht ferner nicht zu denen zu gehören, welche die untergegangenen Schöffengerichte mit der Wehmuth eines Erwachsenen betrachten, dem bei dem Anblick seiner Kinderkleider die glücklichen Tage von Ehemals ins Gedächtnifs kommen, der aber darum doch nicht sie dadurch zurückzubringen meinen wird, dafs er seinen ungefügen Leib in sie zu pressen versucht, — man könnte in der That mit dem blofsen Verstand und von dem Standpuncte der gegenwärtigen Zweckmäfsigkeit aus eine solche Einrichtung der Gerichte für wünschenswerth halten, nur wird man dann seine Wünsche auf das praktisch Erreichbare beschränken. Für das Volksrecht Beseler's allerdings ist die Unausführbarkeit seiner Volksgerichte ein Todesurtheil, und dies ist ein Punct, worin die praktische Erwägung mit der theoretischen Kritik des Begriffs vollkommen zusammentrifft.

Das *Gewohnheitsrecht*, glaubt B., sollte freilich der Ausdruck des Volksrechts sein, aber dies sei nicht immer wirklich der Fall, es habe sich oft unvolksthümlichen Tendenzen geöffnet, und sei dem Volksrecht häufig feindlich gegenübergetreten.

Nach der gereinigten Lehre vom Gewohnheitsrecht ist dies unmöglich, entweder liegt der Gewohnheit eine nationelle Rechtsüberzeugung zu Grunde, dann mag sein Inhalt allerdings dem was das eine oder andere Individuum nach seiner subjectiven Einsicht für volksthümlich hält, entgegen, aber dadurch hört es nicht auf vox populi zu sein, oder die Gewohnheit ist ein blinder Schlendrian, oder auch blofs die Uebung einer doctrinellen Ansicht, dann enthält sie gar kein Gewohnheitsrecht. Wie kommt nun B. zu einem Conflict mit dem Volksrecht? Sehr einfach dadurch, dafs er das für die Autorität der Gewohnheit gewonnene Princip aufgiebt, und zu der vernunftlosen Vorstellung zurückkehrt, das Recht entstehe durch Gewohnheit wie durch eine Art von Verjährung. Er versichert, „gewissermafsen" habe seine Schrift von dieser Vorstellung ihren „eigentlichen" Ausgang genommen, und wirklich ist bei manchen ihrer Resultate eine solche Abstammung ganz und gar nicht unglaublich. Vielleicht indessen hat doch auch umgekehrt die Volksrechtsgrille auf die Umkehr zu dem Grab jener älteren Meinung einigen Einflufs gehabt. Gar manches, was als gültiges Volksrecht in Anspruch genommen werden soll, widerspricht dem wahren Volksrecht, das mit

Digitized by Google

dem Gewohnheitsrecht identisch ist; da war es eine bequeme Auskunft, das letztere um seine Ehre zu bringen, und zu etwas zu machen, was Irrthum und Verkehrtheit anfangen, Blindheit und geistige Beschränkung fortsetzen und die blofsen sich abrollenden Tage vollenden mögen. Es als kopflose Mifsgeburt darzustellen, scheint mir ein Kunstgriff unseres Autors, damit wir für die Schönheiten *seines* Volksrechts desto empfänglicher würden, die Fundamente unseres sicheren Wohnhauses sucht er wegzunehmen, damit die Desperation uns in die weitgeöffneten Pforten seines Luftschlosses treibe. Er lobt den Theil meines Buchs, der die frühere Lehre vom Beweis des Gewohnheitsrechts bestritten, und ihr die Anleitung zur wahren praktischen Behandlung substituirt hat, aber ich kann redlicher Weise von seinem Standpunct aus das Lob nicht annehmen. Denn wäre das s. g. Gewohnheitsrecht wirklich nichts als ein durch Gewohnheit *entstandenes* angebliches Recht, wäre dem Volk damit die Schmach auferlegt, blofs und allein darum, weil man etwas bisher als wahr angenommen, es auch für alle Zukunft so annehmen zu müssen, wäre jenes Recht eine Kette, die in den einzelnen Acten der Uebung von Glied zu Glied entstünde, bis sie endlich mit einem dreifsigsten, oder vierzigsten, oder hundertsten Glied fertig und um den armen Sclaven geschlungen wäre; wäre endlich der allgemeine Wille, der sich in dem Gewohnheitsrecht ausspricht, zu einer blofsen Rechtsbefugnifs degradirt, die durch Verjährung entstehen mag, so würde ich meine Ansicht stehenden Fufses widerrufen, und es für ganz gerecht halten, dafs man dem ein solches Pseudorecht Allegirenden denselben Beweis auferlege, den man von jedem, der eine Verjährung für seine Ansprüche anführt, fordert. Ueberhaupt bin ich so stolz, einen gewissen Grad von systematischem Zusammenhang in meinem Buch vorauszusetzen, und zu glauben, dafs man nicht das Princip beliebig verwerfen, die Consequenzen aber bestens acceptiren könne.

Das *Juristenrecht*, soweit es nicht auf reiner wissenschaftlicher Deduction beruht, wird in der vorliegenden Schrift wie ein Schiff auf stürmischem Meer bald hoch in den Lüften getragen, bald von einem Abgrund verschlungen. Zuvörderst wird ihm eine ganz selbstständige Stellung eingeräumt, der Juristenstand erscheint wie ein gesetzgebender Senat, der bald ohne Umschweif das Recht dictirt, wie dies bei den römischen Juristen der Fall gewesen sei, bald freilich für seine Erfindungen der Gewohnheit sich bedienen mufs, um auf diesem dunklen Schleichhändlerweg seine Waare über die Gränze zu bringen; diese würdige Methode soll vornehmlich die der deutschen Juristen gewesen sein. So haben sie gleich von vorn herein das ganze römische Recht, und nachher wieder eine Masse von Modificationen, den usus modernus dieses Rechts, wie Novellen zu einem Gesetzbuch, eingeschleppt. Denn dafs irgend einmal eine nationelle Regung existirt hätte, auf welche jenes grofse Ereignifs zurückgeführt werden könnte, daran ist natürlich gar nicht zu denken, — so wenig wie bei unsern Constitutionen, von denen niemand behaupten wird, dafs sie auf deutschem Boden gewachsen sind. Was mufs es denn wohl gewesen sein, das die ersten Deutschen in bedeutender Zahl nach Bologna getrieben hat? waren es vielleicht die Seelen der künftigen deutschen Juristen, die damals schon in andern Leibern ihr Unwesen trieben? Halten wir uns aber bei dieser kleinen Schwierigkeit des Verhältnisses von Ursache und Wirkung nicht auf, so sieht man wohl, es ist ohngefähr die Heineccius'sche Ansicht vom prätorischen Edict und seinen Fictionen, und sie gereicht dem deutschen Volk eben so zur Ehre, wie diese dem römischen; in beiden Fällen wird ein ziemlich grofser Grad Stupidität in dem Volk vorausgesetzt, das diesen Usurpationen geduldig zusah, bis ihm das Netz ganz über die Ohren gezogen war. Denn dafs das Volk die Macht gehabt hätte, dem Unfug zu steuern, wenn ihm nur so viel Verstand beschieden war, etwas davon zu merken, ist nicht zu bezweifeln, da selbst zu der Beseler'schen Nation auch die Souveräne, der hohe und niedere Adel gehören. Aber B. hält jene Rechtmacherei der Juristen eigentlich nicht für eine Usurpation; obgleich es besser wäre wenn es gar keine Juristen gäbe, so kommt ihnen doch, nachdem sie einmal da sind, jene Gewalt von Rechtswegen zu. Denn er billigt ausdrücklich die Ansicht Maurenbrecher's, diese aber ist keine andere, als jene alte verkommene Lehre von der communis opinio doctorum und ihrer äufseren grundlosen Autorität

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von Dr. Georg Beseler.

(Schlufs.)

Dahin also werden wir zurückverschlagen; Erzeugung von Rechtssätzen durch juristische Consequenz und Analogie, theoretische Irrthümer, praktische Mifsgriffe, Reflexionen nationeller Rechtsanschauungen, alles wird in eine Masse zusammengeknetet, mit dem Stempel des Juristenrechts legitimirt und uns als unzerreifsbare Fessel aufgedrungen, bis vielleicht ein mitleidiger Gesetzgeber sich unseres Elends erbarmt. Dafs diese durch unsern Autor von der Nation ausgeschlossenen Juristen „*zuweilen* ein Organ des Volksrechts gewesen sind, oder doch eine vernünftige Rechtsbildung befördert haben, soll gar nicht geleugnet werden, aber dies ist wahrlich *nicht immer* (nach dem „bisweilen" eine fast überflüssige Cautel) der Fall gewesen, und an und für sich etwas Zufälliges, aus welchem die Berechtigung zu einer solchen Machtvollkommenheit nicht hergeleitet werden darf". Und nun schliefst sich doch auch wieder der unvernünftigen Autorität der communis opinio die unvernünftige Gewohnheit freundlichst an: „die Gewohnheit hat diesem Treiben der Juristen die rechtliche Sanction gegeben".

Damit indessen die Juristen auf ihre „Machtvollkommenheit" nicht hochmüthig werden — denn solchen Leuten liefse sich wohl die Freude selbst an einer unvernünftigen Gewalt zutrauen — so wird ihnen auf der andern Seite ein Spiegelbild vorgehalten, vor dem sie zum Tod erschrecken können. Vieles davon hat schon der Redner pro Murena gesagt; wie er dazu kam, da er Juristen im Auge hatte, die noch keinen besondern Stand bildeten, überhaupt römische Juristen, denen Beseler alles das zuerkennt, was er den unsrigen abspricht, ist freilich kaum zu erklären. Man könnte durch die Vergleichung der heutigen Philippica mit jener römischen sogar auf den Gedanken kommen, auch bei unserem Redner, wie Cicero von seiner Rede entschuldigend sagte, möchte wohl manches apud imperitos dictum, aliquid etiam coronae datum, und die Sache nicht so schlimm sein, wenn nicht etwa die Ciceroniana eine untergeschobene, und eben so wie die Beselerische auf die deutschen Juristen gemünzt ist.

Einige Vorwürfe sind nicht ganz klar. Zwei Uebelstände sollen als schwere Last auf der deutschen Jurisprudenz liegen, und den Charakter des deutschen Juristenrechts bestimmen: todte Gelehrsamkeit und dem Leben entfremdete Theorie. Man hat diesen Vorwurf wohl eher gehört, um eine angeblich geringe Wirkung der Juristen auf das Leben zu erklären, hier aber werden diesen todten Gelehrten und leblosen Theoretikern ganz ungeheure Wirkungen, wie z. B. die Einführung des römischen Rechts, zugeschrieben. Das ist ein Mysterium, wenn wir nicht annehmen, dafs jene todte Gelehrsamkeit und haarspaltende Theoriesucht wirklich zugleich eine Seite des deutschen Volkscharakters ist, so dafs dann eben in diesen Eigenschaften die Juristen sich als ächte Kinder ihres Volks bewährt und eben deshalb auch einen immensen Einflufs auf sein Recht gewonnen haben. Und in der That, wenn jene wirklich so allgemeine Eigenschaften der deutschen Juristen sind, woher sollten sie insgesammt sie denn bekommen haben, so sie nicht ein mütterliches Erbtheil sind? Wären dagegen blofs die Auswüchse der Gelehrsamkeit gemeint, so sollte man doch kaum glauben, dafs die Abhandlungen über das jus civile papirianum, über die obvagulatio, über den antestatus, über lanx und licium, und andere amoenitates iuris romani et germanici sehr erheblichen Schaden in der Praxis angerichtet hätten. Dafs ferner die Juristen „aufser Zusammenhang mit dem ursprünglichen deutschen Rechtsleben gekommen sind", ist in demselben Grade wahr, in dem es auch von dem ganzen Volk gilt; dafs aber das deutsche Gerichtswesen

Digitized by Google

die Juristen von der Anschauung und Durchdringung der Lebensverhältnisse entfernt halten mufs, ist eine Behauptung, die jedem, der in Gerichten auch nur vorübergehend gelebt hat, höchst wunderlich vorkommen mufs. Meint B. einzelne Gelehrte, die von der ihnen überall offenstehenden Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht haben, so trägt das Gerichtswesen daran keine Schuld, und jene würden unter jeder andern Form desselben eben so ausschliefslich ihrer Studierlampenneigung nachhängen. Ich bin nie auf eine erhebliche Schwierigkeit gestofsen, die dem die lebendige Anschauung dieser Dinge suchenden Gelehrten entgegengestellt würde, und auch er würde wohl, wenn er gleich in seiner nächsten Umgebung den Versuch machen wollte, dieselbe Erfahrung machen können. Wie ungerecht ist es endlich, wenn er uns in den stärksten Ausdrücken „die Menge von nichtsnutzigem Plunder, oberflächlichen Salbadereien, Abgeschmacktheiten und Irrthümern in dem Wust der deutschen juristischen Literatur" vorführt, ohne die Schreibseligkeit unserer Nation in Anschlag zu bringen, und ohne zu bedenken, dafs jedes andere Fach der Literatur, wenn nicht mehr, doch gewifs nicht weniger „Kanonenfutter" aufzuweisen hat. Es ist übrigens ein eignes Ding mit solchen Verdammungen; gewöhnlich kommen sie weit hinter der eigentlichen Blüthezeit der Sünde; nachdem wir uns, wie ich hoffe, zu einem besseren Lebenswandel aufgerafft und, wenn gleich noch in mancherlei Schwachheit, angeschickt haben, müssen wir uns die Flüche um die Ohren donnern hören, die kein Mensch unsern in der Sicherheit ihrer Laster einherschreitenden Vorfahren zugerufen hat, und unser Autor gleicht in etwas den Predigern, die ihren fleifsigen Zuhörern die Ermahnungen halten, welche auf die wegbleibenden Verächter berechnet sind.

Ich behaupte keineswegs, der gegenwärtige Zustand der Jurisprudenz sei von der Beschaffenheit, dafs ich und Andere uns nicht manche Vorwürfe mehr oder weniger zu Herzen nehmen sollten, und gewifs wird der Bufsredner selbst nicht unterlassen, vor seiner Thüre zu kehren. Nur Eines bitte ich, er möge nicht auf seiner Ansicht vom Volksrecht als unfehlbarem Mafsstab sowohl unserer, als insonderheit auch seiner eignen Thätigkeit bestehen; denn das möchte den Gewissenhaften zu unerträglicher Beschwerung gereichen, die Andern aber möchten es auf Muthwillen und Willkühr ziehen, und uns statt „des Reichs gemeine Recht, Landesordnungen und löblich hergekommene redliche Gewohnheiten" ihr eigenes „Gutdünken, eines jeden erwogene Billigkeit, oder eigen fürgenommen und nicht dem Rechten gemäfs informirten Gewissen" neben einbringen, und würde der neue Schaden fast ärger sein, als der alte Buchstabendienst.

Dagegen, was ihm zuletzt noch zu einer eindringlichen Schlufsvermahnung Anlafs giebt, dafs es „freilich kein geringes Verlangen ist, welches an einen ganzen Stand gestellt wird, auf die ausschliefsliche Macht einer hergebrachten Herrschaft zu verzichten, und sich mit dem Einflufs zu begnügen, welchen die gröfsere Kunde und Tüchtigkeit nach dem Mafs ihres innern Werthes ertheilen", so dafs „für engherzige und selbstsüchtige Seelen ein solches Opfer unerschwinglich scheinen mag", ist wohl kaum (wenn überall diese peroratio nicht etwa eine lex erratica ist) ein erhebliches Hindernifs zu nennen. Von jener „Herrschaft" des ganzen Standes, welche Bewandtnifs es auch damit haben möge, fällt jedenfalls ein so unbemerkbar kleiner Antheil auf die einzelnen Glieder, dafs manche dieses Besitzthums wahrscheinlich jetzt erst durch Beseler inne werden, und schwerlich ein Jurist sich weigern wird, es gegen die von jenem gebotenen Güter zu vertauschen.

Fassen wir noch einmal die in dem vorliegenden Werk vorgetragene Ansicht in zwei Worte zusammen, so geht es für Gewohnheits- und Juristenrecht auf einen früheren Standpunct zurück, von dem aus sie weder theoretisch gerechtfertigt werden, noch eine vernünftige praktische Anwendung finden können. Für diesen Verlust bietet uns der Autor ein s. g. Volksrecht, dessen Erkenntnifs keiner nur einigermafsen bestimmter, zuverlässiger, dem Verstand genügender, dem praktischen Bedürfnifs entsprechender, die Unterscheidung des wirklichen Nationalbewufstseins von blofsen individuellen Wünschen und Zuträglichkeiten, oder theoretischen Prädilectionen und Einbildungen garantirender Regeln fähig ist. Und wie ist er zu diesem willkührlichen Begriff vom Volksrecht und seinen Gegensätzen gekommen, oder wie ist es geschehen, dafs er daran hängen geblieben ist? Ich glaube, unter anderm durch Vernachlässigung der ersten Regel für den, der sich eines so vieldeutigen Worts, wie Volk es geworden ist, bedient, nämlich sich in jeden

Digitized by Google

Moment genau über die Bedeutung desselben Rechenschaft zu geben. Wäre ihm aufgegeben worden, sich überall des weniger proteusartigen Worts Nation zu bedienen, vielleicht wären zwei Drittheile seines Buchs oder mehr ungeschrieben geblieben.

Da er nun alles ungeschriebene Recht um seinen innern Halt bringt, und ihm nichts davon übrig bleibt, als die unbegründete Macht eines Juristenstandes, sodann die angebliche Macht einer Negation der Jurisprudenz, der reliqua multitudo, die ihm ausschliefslich das Volk ist, endlich die unvernünftige Macht der principienlosen Gewohnheit, so darf man sich nicht wundern, dafs er sich zuletzt einer formellen Autorität in die Arme wirft, und die Functionen der Gesetzgebung in demselben Mafse erhöht, als er das ungeschriebene Recht erniedrigt hat. Der Erfahrene konnte schon bei dem Auslauf und den ersten Bewegungen des Schiffleins voraussehen, dafs es in diesen Nothhafen einzulaufen sich genöthigt finden würde.

Dessenungeachtet bleibt es immer ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie ein jüngerer Gelehrter, der eine wissenschaftlich bildende Kraft in sich fühlt und diese auch schon bethätigt hat, die Codification, d. h. die gesetzliche Hervorbringung eines Rechtssystems, vertheidigt; wie er das, was die Wissenschaft in freier Thätigkeit schaffen soll, der äufseren Autorität des Gesetzgebers überliefert, wie er den Zufluchtsort der Kraftlosigkeit und Geistesarmuth in Anspruch nimmt, und in den Orden tritt, dessen Gelübde einen Verzicht auf geistigen Erwerb, Zeugung, und eigene Einsicht in sich schliefsen. Noch merkwürdiger ist diese Erscheinung bei einem Germanisten, der nicht wie ein Romanist die Gewohnheit eines geschriebenen Rechts, das Manche fälschlich für eine Codification gehalten oder so behandelt haben, zur Entschuldigung hat, der aus dem freien grünen Wald und Feld in die mönchischen Mauern sich verkriechen, statt des dem Lerchengesang gleich in die Lüfte steigenden Jagdlieds in fröstelnder Kellernacht die Hora singen will, und der jetzt in diesen späten Tagen nach dem angebissenen Apfel greift, den die civilistische Eva vorlängst weggeworfen hat.

Was in aller Welt sollen uns bei dieser Frage die alten Gesetzgeber, die er heraufbeschwört als Muster, wie das politische Genie durch die That des Gesetzes und energischer Reform sein Volk vorwärts und dessen Kräfte in die rechte Bahn bringt, und für die, nicht für die Juristen, der Spruch gelten soll: etenim qui ex errore imperitae multitudinis pendet, hic in magnis viris non est habendus, was soll uns die Berufung auf Karl den Grofsen und Luther? Wie kommen diese Männer zur Codification? Jener hatte zu viele sachliche Gedanken, um in der blofsen Form eines das ganze Rechtssystem einschliefsenden Gesetzbuchs einen Ruhm zu suchen, und diesem fiel es niemals ein, eine Dogmatik zu schreiben und von der Kirche als Gesetz annehmen zu lassen.

Man sagt, die Irrthümer der Gelehrten seien lehrreich, nur nicht immer für sie selbst, so dafs man in dieser Sphäre gegen das Sprichwort eher durch fremden als durch eigenen Schaden klug wird. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Verf. des beurtheilten Werks eine Ausnahme zu machen sich entschliefsen möchte; und das Wohlwollen für seine Person selbst, die Achtung vor seinem Talent, die Erwartung von seiner künftigen Thätigkeit, die zunächst für betheiligt zu halten ist, könnten, wie ich glaube, keinen bessern Wunsch zum neuen Jahr erfinden.

G. F. Puchta.

II.

Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat. Ersten Bandes erstes Heft. 1840. 96 *Seiten. Zweites Heft.* 1843. 93 *Seiten. Dorpat, in Commission bei Severin, und Leipzig, in Commission bei Köhler.*

Vorliegende Zeitschrift kann von uns Deutschen um so freudiger begrüfst werden, als die Mitglieder der auf dem Titel erwähnten Gesellschaft sämmtlich, oder doch mit sehr wenigen Ausnahmen, unsere Stammes- und Sprachgenossen sind. Diese Männer, zum Theil schon durch bürgerliche Stellung und Wirkungskreis auf gründliche Bekanntschaft mit der Sprache ihrer *esthnisch* redenden Landsleute angewiesen, und mit den alten Sagen, Sitten und Meinungen der *Esthen* befreundet, lenken unsere Aufmerksamkeit einem Urvolke des europäischen Nordens wieder zu, das in Scandinavien früher als die germanischen Stämme selber heimisch war. Die heutigen Nachkommen der ältesten

Digitized by Google

Bewohner Esthland's und Livland's gehören nämlich zur westlichen Gruppe der von uns sogenannten finnischen oder tschudischen Völker, deren östliche Gruppe im Ural und einem Theile Sibiriens wohnt *).

Die gelehrte esthnische Gesellschaft besteht seit 1839. Sie versammelt sich einmal in jedem Monate zu Dorpat, um Vorträge zu halten und ihre Angelegenheiten zu besprechen. Aufser der Bekanntmachung gröfserer und kleinerer Aufsätze ihrer Mitglieder sorgt sie für eine möglichst reichhaltige Bücher- und Handschriften-Sammlung, und für Abfassung von Werken, welche dem weiteren wissenschaftlichen Anbau der Sprache gewidmet sind, oder überhaupt die Bildung und Veredlung des Volkes zum Gegenstand haben. Eine merkwürdige Erscheinung, dafs Gelehrte und Geschäftsmänner, die nur insofern dem Lande angehören, als sie daselbst eingebürgert und zum Theil geboren sind, kaum mit Wissen des einfachen Naturvolkes, in dessen Nähe oder Mitte sie wirken, die Erinnerung an dessen frühere Schicksale wieder beleben und dafür sorgen, dafs die Welt von dem ganzen geistigen Sein desselben ein treues Bild erhalte. Aber dieses arme Trümmervolk hat auch seinen Sagenkreis, in welchem frische Anschauung der Natur, selbständig schaffende Einbildungskraft, und ein gewisses stolzes Selbstgefühl, Trotz aller Unterdrückung von aufsen her, sich kund geben. Es hat seine bildsame wohlklingende Sprache, seine anmuthigen Volkslieder; und die Brüder der Esthen in Finnland können sich sogar eines alten volksthümlichen Epos rühmen, das uns in eine liebliche und zugleich ganz neue Zauber- und Mährchenwelt einführt.

Das berüchtigte Werk des verstorbenen *von Parrot:* „Liwen, Letten und Eesten", welches 1839 zu Berlin die im höchsten Grad unverdiente Ehre einer neuen Auflage erlebte, hätte den rechten Standpunct, von welchem die finnischen Völker und ihre Sprachen zu betrachten sind, gänzlich verschieben können, wenn ein solches Luftgebäude heutiges Tags überhaupt noch von Bestand wäre und nicht, auch ohne den kräftigen Anhauch der Kritik, bald in sich zusammenstürzte. Da jene Schrift gleichwohl einige bedeutende und verdienstvolle, nur mit dem Gegenstande ganz und gar nicht vertraute Männer verblendet hat, so ist Herren *Hansen's* vortreffliche Recension derselben (im 2ten Hefte vorliegender Verhandlungen) nicht überflüfsig gewesen. Der Verf. zeigt hier auf eine den Kenner und Nichtkenner befriedigende Weise, dafs von Parrot weder allgemeine Sprachkenntnisse, noch insbesondere Kenntnifs von denen Sprachen besessen, auf welchen alle seine Behauptungen ruhen, dafs er mit Nichtbeachtung alles Thatsächlichen, aller selbständigen Bildung und Gestaltung der Sprachen sie bunt durcheinander wirrt und so die abenteuerlichste Jagd ins Blaue anstellt. Hr. Hansen bemerkt, es sei ihm erst ein Buch vorgekommen, das sich mit Parrot's Werke messen könne: die „Scythika von Liebusch" (1833). Schade, dafs er, um das geistreiche Kleeblatt voll zu machen, nicht auch von dem, 1837 erschienenen „Sprachgeschlecht der Titanen" Kenntnifs genommen hat. An solchen vereinzelten Mifsgeburten wird nie absoluter Mangel sein, so lange Halbwisserei, erhitzte Phantasie und blindes Selbstvertrauen im Bunde wirken; allein sie werden auch immer unschädlicher vorüber gehen.

Von zwei Artikeln des nunmehr verstorbenen *Jürgenson* ist einer den beiden Hauptmundarten der esthnischen Sprache gewidmet; der Andere, aus seinen hinterlassenen Papieren mitgetheilt, bespricht Anfänge und Fortentwicklung der esthnischen Litteratur von der ältesten Zeit bis auf das Erscheinen der revalschen esthnischen Bibelübersetzung (1715).

(Der Beschlufs folgt.)

*) S. den Artikel: „die tschudischen Sprachen und der ungarische Sprachforscher Reguly Antal", abgedruckt in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland (1843. 1tes Heft). — Den Namen *Finnen* haben die an der Ostsee wohnenden Völker dieses Schlages von Scandinaviern, den Namen *Tschudy* und *Tschuchonzy* aber von den Russen erhalten. Wie fremd ihnen *selbst* diese Benennungen sind, ergiebt schon der Umstand, dafs die Laute *f* und *tsch* in ihren Sprachen gar nicht vorkommen. Der Ehste nennt sich *Tallo-poig*, Erdensohn, oder *Maa-mees*, Land-Mann; der eigentliche Finne (Finnländer) aber *Suomalainen*, Sumpfland-Bewohner. Von den offenbar slawischen Wörtern *Tschudy* und *Tschuchonzy* kann man Ersteres durch *Fremde*, Letzteres durch *Uebelriechende* übersetzen; diese Bedeutung hat noch das polnische *czuchny* (*tschuchny*).

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat.

(Schlufs.)

So weit die Sagen der Esthen reichen, waren sie Ureinwohner des Landes, in welchem ihre heutigen Nachkommen, ungefähr 620,000 Seelen auf einem Flächenraum von 770 □ Meilen, angesessen sind. Wahrhaft geschichtliche Kunde, dieses Volk betreffend, hat man erst aus der Periode, als seine Selbständigkeit unterging. Eine unbefangene Vergleichung ihrer Sprache mit der *Liwischen* und eigentlich *Finnischen* zeigt, dafs sie zu diesen beiden nicht als Tochter, wie Manche irrig behauptet haben, sondern als Schwester sich verhält. Was für Veränderungen die Sprache vor Anfang des 17ten Jahrhunderts erlebt haben möge, kann man nicht angeben, weil keine bis auf uns gekommene schriftliche Urkunde in derselben weiter hinaufreicht. Die verschiednen politischen Verhältnisse, in welche der Esthe schon seit dem Ende des 12ten Jahrhunderts zu Deutschen, Dänen, Schweden und Russen trat, haben ohne Zweifel Einflufs auf die Sprache gehabt; allein gewifs wirkte das Christenthum noch viel mehr, indem es theils die äufseren Verhältnisse der Esthen anders gestaltete, theils, wenigstens seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, als die Reformation dort Eingang fand, auch dem geistigen Leben des Volkes eine andere Richtung gab. Schon damals wurde das Esthnische in zwei Mundarten, der von *Reval*, und der von *Dörpt* (Dorpat) gesprochen; man ersieht aber aus den Schriften *Stahl's* und *Rossini's* (s. unten), dafs diese Mundarten einander vor zwei Jahrhunderten viel näher standen als jetzt, und zwar nicht blofs im Gebrauche einzelner Wörter, sondern auch hinsichtlich der Beugung und Satzstellung. Wenn wir noch ein Paar Jahrhunderte zurückgehen könnten, so würde wohl aller Unterschied verschwinden. Der dörpt'sche Dialekt ist minder ausgebildet und wird von den Dörpt-Esthen selbst weniger geschätzt, als der reval'sche; auch spricht ihn kaum ein Siebentheil des Volkes; daher man wohl wünschen darf, dafs er in den letzteren allmälig aufgehe und Beide zu einer ehstnischen Gesammtsprache sich vereinigen.

Die alten Esthen besafsen keine eigne Schrift: sie erhielten dieselbe vermuthlich erst durch die, seit 1184 eingedrungenen Deutschen und durch das ihnen auferlegte Christenthum. Diese Schrift war und blieb die *lateinische*; um gewisse eigenthümliche Laute darzustellen, wählte man deutsche Buchstaben, mochten sie nun passende Vertreter derselben sein, oder nicht, und noch jetzt ist keine der Aussprache ganz gemäfse Rechtschreibung eingeführt. Aus dem Zeitraume von 1200 bis 1630 hat man nur äufserst dürftige Sprach- und Schriftdenkmäler; denn die noch erhaltenen *Volkslieder* oder sogenannten *Runen* (*rigge-wersid*) scheinen gröfstentheils nicht alt, oder wenigstens sehr verändert zu sein. Das erste gedruckte esthnische Buch erschien 1553; es war eine Uebersetzung des kleinen Katechismus Luthers, von Fr. Witte. 1622 wurde der römisch-katholische Katechismus nebst einem kleinen Gesangbuche in derselben Sprache gedruckt; allein von diesen und einigen anderen kleinen Schriften ist kein Exemplar mehr aufzufinden. Als Esth- und Livland unter der weisen schwedischen Regierung neue Kräfte sammeln konnten, auch Schule und Kirche wieder in Thätigkeit traten, da erstanden einsichtsvolle Männer, welche die Bildung des Volkes sich angelegen sein liefsen. Zwei evangelische Geistliche, der in Reval geborene *Stahl* und ein Ausländer, Namens *Rossinius*, brachen zuerst Bahn: obschon ihre Schriften nur unvollkommene grammatische Kenntnifs bekunden und von Germanismen wimmeln, so geben sie doch im Ganzen ein ziemlich treues Bild des damaligen Culturzu-

Digitized by Google

standes der Sprache. Rossinius verfafste im dörpt'schen Dialekt eine neue Uebersetzung des Luther'schen Katechismus (1632), der Leidensgeschichte, und der Evangelien und Episteln für alle Sonntage. Stahl schrieb sein deutsch-esthnisches „Hand- und Hausbuch für das Fürstenthumb Ehsten" (drei Quartbände mit gespaltenen Columnen); einen sehr umfassenden Laien-Spiegel zum Gebrauche für Prediger (1641 und 1649), und die erste esthnische Grammatik *). Die Sprache kam jetzt zu Ehren, so dafs selbst Professoren am Gymnasium zu Reval Einzelnes ehstnisch schrieben; doch blieben Geistliche ihre vornehmsten Pfleger. 1656 trat das erste reval-esthnische, 1685 das erste dörpt-esthnische Gesangbuch in Reimen und Versmafs ans Licht. Man sorgte für kleine und grofse Katechismen, für Elementarbücher und Sprachlehren mit gröfserem Eifer. Das ganze Neue Testament wurde im dörpt'schen Dialekte 1686, im reval'schen 1715 zuerst gedruckt. Eine vollständige Bibelübersetzung (im reval-esthnischen Dialekte) lief erst 1739 vom Stapel; ist aber auch nach dem Grundtexte bearbeitet und vortrefflich gelungen.

Der Flexion des Wortstammes im Esthnischen hat Dr. *Fählmann*, Präsident des Vereines, einen lehrreichen Artikel gewidmet. Da man diese Eigenthümlichkeit der Sprache, welche auf ihre ganze grammatische Gestaltung einen mächtigen Einflufs übt, bis jetzt keiner genauen Prüfung unterworfen, so liegt die Behandlung der Grammatik zum Theil noch im Argen. Der Verf. hält sich immer genau an die lebende Volkssprache, nicht an das Bücher-Idiom, welches für sich allein, wie er richtig bemerkt, keine strenge Sprachforschung möglich macht. Wenn selbst in Sprachen, deren Orthographie dem lebendigen Lautsysteme am innigsten sich anschmiegt, deren Bücherstil ein sehr treues Bild des Redestils ist, dem *Ohre* noch manche Nachlese bleibt: wie viel mehr in solchen, wo die Schrift eine unvollkommene Darstellung der Laute und ihrer Wechsel ist, wo der Schreibgebrauch von dem Sprachgebrauche oft sehr abweicht! — Es folge hier eine kurze Uebersicht der vornehmsten esthnischen Lauterscheinungen. Schlufsconsonanten des Stammes werden, wenn das Wort am Ende wächst, oft verdoppelt, d. h. *geschärft* ausgesprochen: *tak-takko-takkune; jor-jorrejorrisema*; oder sie verwandeln sich, sofern sie harte Stumme sind, in die entsprechenden weichen; sofern sie weiche, in die weichsten, oder fallen dann noch gewöhnlicher aus: *auk-augo*; *laut-lauda*; dagegen *laudlaua; märg-märja; raag-rao.* Dies geschieht namentlich in den meisten Casus des Nomen, in gewissen Verbalformen und anderen Ableitungen. Einige Consonantenverbindungen wie *hk*, *rg*, *nd etc.* erfordern Assimilation, wenn der Stamm Bildungszusätze erhält, und zwar wird alle Mal der zweite Consonant dem ersten assimilirt, z. B. *sahk-sahha; muld-mulla; kumb-kumma*; *pard-parra*; *kurg-kurre.* — Gewisse Doppelconsonanten des Stammes fallen in den Genitivformen der Substantive und in bestimmten Verbal- und Ableitungsformen ganz aus, und von den übrig bleibenden zwei Vocalen wird dann öfter, wenn sie nicht gut verträglich sind, der eine verändert: *kodda-koa; aggo-ao; tagguma-taun*; dagegen *ubba-oa; idda-ea*; *sidduma-seun.* In einigen Gegenden werden die schwer verträglichsten Vocale mühsam neben einander ausgesprochen; anderwärts schiebt man *j* oder *w* dazwischen, wie in vielen Sprachen.

Die Verwandlung eines Endconsonanten in den weicheren seiner Classe, wenn Casuspartikeln zum Worte treten, ist, um nur in der tatarischen Sprachenclasse zu bleiben, bei den Türken etwas sehr gewöhnliches und wird von jedem Vocale bedingt, z. B. *qurtqurdun-qurda*; dagegen *qurtlar*; *dajaq-dajaghun etc.* dagegen *dajaqlar; köpek-köpegin* oder *köpejin etc.* *). In den *finnischen* Sprachen kann man diese Schwächung nur in Fällen, wie die eben erwähnten sind, dem Einflusse des hinzutretenden Vocals beimessen; wird dieser Vocal als zum Stamme gleichsam nothwendig betrachtet, so behält die vorhergehende Consonanz ihre ganze Kraft und Härte; sie wird weder abgestuft noch assimilirt. Als Beispiel diene das Abstracta bildende *ma*, auch wenn es durch einen Vocal mit dem Stamme verknüpft ist: man spricht *rökima* (√ *rök*) und nicht *rögima*; dafür aber *rögin, rögatus etc.* Man spricht *sahkama, muldama, kargama*, statt *sahhama, mullama, karrama,* wogegen in anderen abgeleiteten Formen die

*) Sie erschien unter dem seltsamen Titel: „Anführung zu der Esthnischen Sprache, auf wohlgemeinten Rath und bittliches Ersuchen publicirt von *Henrico Stahlen.* Reval. 1637. 8.

*) Auch Beispiele, dafs ein folgender Consonant dem vorhergehenden sich assimilirt, giebt es in der türkischen Volkssprache, z. B. *onlar*, sie, wird *onnar; bunlar*, diese, *bunnar.*

Digitized by Google

Assimilation vorkommt. Eben so ist es mit Wörtern die schon als Nominative auf Vocale ausgehen, oder wo die eigentliche Stammform, welche Nominativ sein sollte, ausnahmsweise nur in den obliquen Beugefällen erscheint, z. B. *tügas-tüka; kobas-kopa; kohhuskohto etc.* Es giebt endlich auch bestimmtere Verbalformen, in welchen der consonantische Wurzelkern unangetastet bleibt. Als Beispiele, wie die Esthen durch kluge Benutzung der Vortheile, die ihnen Abstufung und Assimilation gewähren, fast gleichlautende Verba von sehr verschiedner Bedeutung in allen Conjugations-Verhältnissen von einander zu sondern wissen, mögen die von dem Verf. angeführten Verba *ulkuma* (*wandern*, von *ulk*, offenbar identisch mit dem indogermanischen *walk*), neben *ulguma* (*heulen*), und *wôitma* (*besiegen*), neben *wôidma* (beschmieren) uns dienen:

Stamm.	*ulkuma* (*ulk*).	*ulguma* (*ulg*).	*wôitma* (*wôit*).	*wôidma* (*wôid*).
Infinitiv.	*ulkuda.*	*ulguda.*	*wôita.*	*wôida.*
Präsens.	*ulgun.*	*ullun.*	*wôidan.*	*wôian.*
Präteritum.	*ulkusin.*	*ulgusin.*	*wôitsin.*	*wôidsin.*
Präs. Conjunct.	*ulguksin.*	*ulluksin.*	*wôidaksin.*	*wôiaksin.*
Part. activ.	*ulkunud.*	*ulgunud.*	*wôitnud.*	*wôidnud.*
— passiv.	*ulgutud.*	*ullutud.*	*wôidetud.*	*wôietud.*
Präs. passiv.	*ulgutakse.*	*ullutakse.*	*wôidetakse.*	*wôietakse.*
Prät. passiv.	*ulguti.*	*ulluti.*	*wôideti.*	*wôieti.*

Von sprachlichem Werthe ist auch der kurze Artikel Pastor *Meyer's*: „Ueber die Eintheilung des Tages und der Nacht bei den Dörpt-Esthen". Bezeichnungen der Zeit nach der *Stunde* hört man nur bei solchen Esthen, die mit Deutschen in stärkere Berührung gekommen sind; sonst aber bezeichnet der esthnische Bauer die Zeitabschnitte nach dem sichtbaren Stande der Sonne, nach Mahlzeiten und nach dem Krähen des Hahns, mit welchem der Wendepunct des Tages beginnt. Zwischen dem ersten und zweiten Hahnenschrei liegt die Mitternacht, welche, setzen wir hinzu, bei den Tschuwaschen an der Wolga *awdanerdat* (*Hahnenschrei*, für Zeit des ersten Krähens) genannt wird, und darnach richten sich dann die weiteren Bestimmungen bis zur Morgendämmerung.

Dr. *Fählmann* erzählt mehrere alte Sagen der Ehsten, die er selber aus dem Munde des Volkes gehört. Wegen ihrer frischen Natürlichkeit und ihres gesunden Humors haben diese *einfachen* Töne auch bei uns allgemeinen Anklang gefunden. Wir lernen hier *Wannemunne*, den Gott des Gesanges (den *Wäinämöinen* der Finnen) kennen, der sich vom Himmel herabsenkt, um allen Geschöpfen seine bezaubernde Kunst zu lehren; desgleichen *Wanna-Essa*, den *alten Vater*, Schöpfer Himmels und der Erde, wie er durch Thiere das vielgefeierte Wasser *Embach* *) bei Dorpat graben läfst und den Völkern ihre Sprachen mit einem Kochlöffel zuschöpft. Wie Pastor *Hollmann* in einem Artikel „über die Bedeutung des Wortes *Pikne*" berichtet, so wird der Name des Wanna-Essa (*Pikne*, auch *Pikker*) noch jetzt bisweilen von Gauklern angerufen, wenn sie Kranke heilen wollen; und ein Ehste, der neben seinem Christenthum den alten Heidenglauben fortpflanzt (was nicht selten vorkommen mag), wendet sich wohl im Gebete an den Altvater, wenn er vor den *Diis minorum gentium* Ruhe haben will. Diese werden nämlich als sehr habsüchtige tückische Wesen

*) Zart und rührend ist die Liebe zu diesem unscheinbaren aber classischen Büchlein in folgenden Zeilen eines von dem Verf. angeführten Volksliedes ausgedrückt:

Ei kôigile ônneks antud,
Ônneks antud, palgaks pantud,
Emma jöe jälgi käia,
Emma wahtu wadataie,
Emma kohkamist kulata,
Emma seljas sôiteletes
Emma silma wadataie,
Emma silmas ennast nähha.

Nicht Jedem ist das Glück geworden,
Das Glück geworden, der Lohn geworden,
Am Ufer des Mutterbachs sich zu ergehen,
Den Schaum der Mutter zu sehen,
Das Brausen der Mutter zu hören,
Auf dem Rücken der Mutter fahrend
Der Mutter in's Auge zu schauen,
In der Mutter Auge sich selbst zu sehen.

Digitized by Google

gedacht, die mit den freiwillig dargebrachten Opfern des Landmanns selten fürlieb nehmen und durch allerlei ihm zugefügten Schabernack noch mehr zu erpressen suchen, wogegen der Wanna-Essa über blutige und unblutige Opfer erhaben ist. Man fleht ihn an, die übermüthigen Götter niedern Ranges mit seiner glühenden Eisenruthe zu züchtigen. Der Verf. beschreibt neun Arten von Götzenopfern, denen er selber auf die Spur gekommen. — In Pastor *Boubrig's* Artikel: „Zur näheren Kenntnifs der Volkssagen und des Aberglaubens der Ehsten" ist von der alten ehstnischen oder finnischen Mythologie nichts mehr zu finden: wir werden hier mit schelmischen, boshaften und dummen Streichen unseres mittelalterlichen Teufels, mit Schatzgräber-Abenteuern u. dgl. bekannt gemacht, die zwar angenehm unterhaltend sind, aber der nationalen Färbung entbehren.

Eine Inhaltsübersicht des finnischen Nationalepos *Kalewala*, und die Probe einer ehstnischen und deutschen Uebersetzung des Prologs, Erstere von Hrn. *Holmberg*, Letztere vom Candidaten *Mühlberg*, erwähnen wir nur beiläufig, weil diese herrliche Schöpfung der finnischen Vorzeit, welcher kein slawisches Volk etwas Aehnliches an die Seite stellen kann, schon viel besprochen und bewundert worden ist.

Es bleiben uns jetzt noch ein Paar Worte über die archäologischen Artikel zu sagen. Hr. *Hueck* berichtet über die Burgwälle Liv- und Ehstlands. Neben den hohen und stolzen Ritterburgen aus mittelalterlicher Zeit sieht man in beiden Provinzen die unscheinbaren Befestigungswerke der Ureinwohner des Landes nur wenig über den Boden sich erheben. Sie bestehen aus aufgeworfener Erde oder Steinen ohne Mörtel, und dienten in Friedenszeiten als Sitz und Wohnung des Aeltesten einer Landschaft, bei plötzlichen Ueberfällen unruhiger Nachbarn aber als Zufluchtsort für die Bevölkerung der umliegenden Dörfer. Eine niedrige Brustwehr, den Rand der Schanze umgebend, wurde durch Pfähle verstärkt; hölzerne Hütten im Bereiche dieses Pfahlwerks benutzten die vom Feinde Bedrängten als einstweilige Wohnung bis zum Abzuge der Plündernden. Man kennt bis jetzt über 50 alte Befestigungen dieser Art; der Verf. ist aber überzeugt, dafs bei genauerer Durchforschung der Ostseeprovinzen vielleicht noch eben so viele sich werden nachweisen lassen. Als Sitz des Aeltesten und als Mittelpunct einer Landschaft (*kihhelkond*) wurden diese von Deutschen sogenannte *Bauerberge* oder *Bauerburge* zum Theil durch deutsche Ritter zur Anlage von Schlössern benutzt, oder man erbaute wenigstens in ihrer Nähe die Ritterburg oder die Kirche, welcher die umliegende Landschaft als Kirchsprengel zugewiesen ward. In die interessante längere oder kürzere Beschreibung dieser altehstnischen Bauwerke und ihrer geographischen Lage können wir dem Verf. nicht folgen; sie lehren uns, wie Herr Hueck bemerkt, dafs der rohe *Sohn der Erde* (*Tallapoig*, wie der Esthe sich nennt) selbst die Ungunst eines sumpfigen Bodens zu seiner Sicherheit, die unfruchtbarsten Plätze zu Erhaltung seines Lebens dankbar benutzt hat. Die Menge jener kleinen Burgen beweist aber auch die zu frühe Zerstückelung des Volkes in kleine, von einander unabhängige Stämme, die es herrschsüchtigen Nachbarn, trotz tapferer Gegenwehr, bald in die Hände lieferte; daher die Ehsten, das Schicksal der übrigen westfinnischen Völker theilend, nur als Sclaven den Schauplatz der Geschichte betreten.

Dr. *Hansen* handelt von einigen bei Oberpahlen gefundenen arabischen Münzen, die nach seiner Bestimmung aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert u. Z. sind, demjenigen Zeitraume welcher den Münzcabinetten überhaupt die meiste Ausbeute geliefert hat. Wahrscheinlich sind diese Münzen durch Zwischenverkehr an die Ostsee gekommen. — Von zwei Artikeln des Prof. *Kruse* ist der eine ein vorläufiger Bericht über zwei von ihm unternommene antiquarische Reisen durch die Ostseeprovinzen, auf denen er griechische Alterthümer (ungefähr aus dem 3ten Jahrh. v. Chr.), römische aus der älteren Kaiserzeit, und scandinavisch-germanische (der *Form* nach die meisten) vorfand. Es gelang ihm unter Anderem, auch Gräber aufzugraben, und an verschiednen Orten eine siebenfache Construction derselben, die Leichname aber, da wo sie unverbrannt beerdigt waren, in ihrem ganzen Schmucke wieder aufzufinden. — Der andere Artikel ist zur Vertheidigung des Fundationsbriefes des St. Michaelisklosters zu Reval. Die Urkunden der östlichen Ostseeländer reichen im Ganzen nicht weit über den Anfang des 13. Jahrh. hinaus; isolirt steht darum die erwähnte Urkunde, wenn sie, wie sie selber angiebt, aus dem Jahre 1093 ist. *Brandis* erwähnt ihrer zuerst in seinen *Monumenta Livoniae antiquae*, und bemerkt dabei, dafs er sie von der letzten Aebtissin des Klosters (1600) zur Benutzung erhalten. Diese Urkunde in lateinischer Sprache mit plattdeutscher Uebersetzung ist jetzt wieder entdeckt worden, und der Verf. theilt sie mit, wie schon Paucker in seiner Ausgabe des Brandis gethan, fügt aber noch ein Facsimile des lateinischen Textes hinzu. Der angebliche Stifter, König *Erich Ejegod*, will, wie es in dem Documente heifst, durch eine himmlische Erscheinung zu diesem Schritte bestimmt worden sein. Es hat kein äufseres Zeichen der Unächtheit, und der erheblichste innere Scrupel, dafs nämlich der Cistercienser-Orden erst 1098 gestiftet sei, läfst sich beseitigen, indem dieser Orden, wie mancher andere, *de facto* schon eine Reihe von Jahren bestand, ehe der Papst ihn bestätigte. Nach Ordericus Vitalis mufs schon eine Zeitlang vor 1094 eine Regel der Cistercienser bestanden haben. Dafs König Erich Ejegod, wie Viele wollen, erst 1095 zur Regierung in Dänemark gekommen sei, ist sehr zweifelhaft, indem sowohl über die Dauer der Regierung dieses Fürsten, als namentlich über das Jahr ihres Anfangs bei den Chronikschreibern viel Verwirrung herrscht.

Schott.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

III.

Französische Orthoëpie von A. Steffenhagen, Oberlehrer am Friedrich-Franz und Real-Gymnasium zu Parchim. Parchim und Ludwigslust, 1841. *Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung.* 586 S. 8.

Die französische Aussprache, dieses so complicirte Product sehr verschiedenartiger Elemente, die in dem Glühofen des Pariser Centrallebens zu einer wunderbar und oft wunderlich schattirten und schillernden Masse verarbeitet wurden, ist seit den Grammatikern des siebenzehnten Jahrhunderts, die gleichsam die Constituante der Sprachgesetzgebung bildeten, ein Gegenstand vieler Schriften geworden, die theils als Monographien und oft von bedeutendem Umfange, theils als integrirende Theile der Grammatiken dieselbe auf alle mögliche Weise ins Klare zu bringen suchten, ohne jedoch vielmehr zu leisten als wirre Massen von Thatsachen beizubringen, bei deren Aufstellung noch außerdem subjective Ueberzeugungen und Annahmen eine so bedeutende Rolle spielen, daſs an Uebereinstimmung selbst in den wesentlichsten Puncten nicht zu denken ist. Der Grund davon lag darin, daſs zu der Zeit, als man anfing über die Gesetze der Aussprache zu reflectiren, die Fusion der verschiedenen Elemente schon so weit gediehen war, daſs an eine geschichtliche Sonderung derselben und an eine methodische Entwickelung der Lautgesetze, bei dem damaligen Zustande der Sprachwissenschaft nicht zu denken war. Ein Jeder sah sich nach Mustern um, die als unumstöſsliche Auctorität hingestellt werden konnten und bei denen man keine andere Mühe hatte, als etwa die des erklärenden Cicerone, indem man kurz weg sagte: dies Wort wird so ausgesprochen, jenes aber so; und diese Muster fand man am bequemsten am Hofe, weil ihnen schon dadurch, daſs sie von dort herstammten, ein bedeutendes Gewicht in der Meinung gesichert wurde. Unglücklicherweise war aber gerade damals der Hof nicht der geeignetste Ort, um in sprachlicher Beziehung als Orakel zu gelten. Nachdem nämlich unter der langen Regierung der Catharine von Medici die italienische Sprache bei Hofe Modesprache geworden war und auch auf die Aussprache bedeutend eingewirkt hatte, machte sich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts der gascognische Einfluſs geltend und brachte neue Schwankungen in der Hofsprache hervor, die gegen Ende der Regierung Ludwigs XIII. kaum als ausgeglichen angesehen werden konnten. So muſste gleich bei den ersten Versuchen einer Fixirung der Aussprache die Willkühr eine Rolle spielen und die Zeit hat gelehrt, daſs der naturgemäſse Entwicklungsgang der Sprache die willkührlichen Fesseln nicht überall ertrug.

Man kann sehr wohl mit Fallot (Recherches etc. p. 12) annehmen, daſs wenn die germanischen Sprachen auf Grammatik und Wörterbuch der neulateinischen Sprachen und besonders der französischen, bei ihrer Bildung keinen entschiedenen Einfluſs ausübten, dieser Einfluſs hingegen auf die Aussprache ungemein groſs war. Es war der germanische Sprachgeist besonders, der mit seiner stark assimilirenden Gewalt die lateinischen Wortformen brach und ihnen den neuen Stempel aufdrückte, den sie nicht wieder zu verwischen vermochten. Daher schreibt es sich denn auch, daſs die mundartlichen Unterschiede, die von Anfang an die verschiedenen Idiome der Provinzen charakterisirten, in besonders hohem Grade in der Aussprache und Wortform liegen, und wenn man in den Schriften der früheren Jahrhunderte nicht selten fünfzehn bis zwanzig verschiedenen Orthographien für dasselbe Wort findet, so deutet dies klar auf sehr verschiedene Arten der Aussprache, die oft in sehr geringen örtlichen Entfernungen neben einander bestanden, wie noch heut

Digitized by Google

die Volksdialekte oft in einem Raume von wenigen Meilen auffällige Abweichungen zeigen. In dem Maafse nun wie die Schriftsprache, die sich als Ausdruck der Gesammtintelligenz des Volkes herausbildete, den Wortschatz der Sprache zu sichten und die Geburtsstätte künftig etwa zu bildender Wortformen in gewisse politische Grenzen des Landes zu schliefsen suchte, strebte die Aussprache, Hand in Hand mit jener, danach den harmonischen Grundton aufzufinden, welcher allen tonischen Aeufserungen der Sprache als Norm dienen und gleichsam den Pol bilden sollte, nach welchem sie sich zu richten hätten. Das Bedürfnifs der Harmonie ist es, welches als oberstes Gesetz der eigentlich sogenannten *Sprach*bildung in seiner Verkörperung alle die unzähligen Lautmodificationen hervorbrachte, die an und für sich betrachtet oft als Abnormitäten erscheinen, dessenungeachtet aber doch nur als einzelne Töne zu betrachten sind, die in dem harmonischen Ganzen ihren nothwendigen und wohlbegründeten Platz einnehmen. Dafs hierbei Vieles nur örtlich eine wahrhafte Geltung hat und sich nur durch äufsere Umstände zu allgemeiner Norm aufgeschwungen, ist hierbei eben so wenig aufser Acht zu lassen, als bei der fixirten Spriftsprache überhaupt. Die ganze südliche Hälfte von Frankreich z. B. kennt ihrer sprachlichen Natur nach die Nasenlaute und den oi Laut gar nicht und ahmt sie nur mit Schwierigkeit und unvollkommen nach. Und selbst innerhalb des eigentlichen Grundes und Bodens, dem das herrschende Lautgesetz vornehmlich entwachsen, wird Vieles, was das Detail der Lauterscheinungen betrifft, immer ein Gegenstand des Streites bleiben, da die feineren Nüancen in allen Dingen sich schwer einer absoluten Regel unterwerfen und überall mehr dem Gebiete des Geschmackes anheim fallen. Berücksichtigt man dabei, dafs das wissenschaftliche Studium der neulateinischen Sprachen erst in der jüngsten Zeit einigermafsen wesentlich gefördert worden, und die Orthographie in Frankreich (auch wohl mit Recht) als von der Etymologie abhängig behandelt worden ist, so dafs der Laut sich selbständig fortbewegte, während der Buchstabe stehen blieb, so wird man an ein wissenschaftliches Werk über die französische Aussprache, bei dem Mangel vieler und wesentlicher Vorarbeiten, die strenge Forderung noch nicht stellen können, dafs es einen vollständigen historischen Nachweis gebe über die gegenseitigen Verhältnisse der Wandelung des Lautes und des Lautzeichens, über die verschiedenen Phasen, die der allgemeine Charakter des Grundtons durchlaufen von seiner germanischen Entstehung bis zu seiner jetzigen charakteristischen Ausbildung, über die Quantität und Qualität der Elemente, welche die Provinzialdialekte als Contingent und fremder Einflufs dazu geliefert u. d. m. Wir werden uns darauf beschränken müssen, zu untersuchen, in wie weit die Laut- und Tonverhältnisse der französischen Sprache, wie sie gegenwärtig im Munde der Gebildeten der Nation bestehen, sich methodisch richtig und vollständig aufgestellt finden, und es gereicht dem Referenten zu nicht geringer Genugthuung aus voller Uerzeugung erklären zu können, dafs das vorliegende Buch in dieser Beziehung eine aufserordentliche Befriedigung gewährt. Es ist ein streng wissenschaftlich aufgefafstes und consequent durchgeführtes Werk, in welchem der Hr. Verf. die Resultate eines sehr gründlichen und umfassenden Studiums der französischen Sprache und insbesondere der Aussprache mit Klarheit und Ruhe vorführt. —

Die erste Hauptschwierigkeit bei Darstellung der französischen Aussprache für Fremde ist, in dem fremden Idiom Lautzeichen zu finden, welche den französischen Laut anschaulich darstellen. An dieser Schwierigkeit sind fast alle deutschen Bearbeiter gescheitert, indem sie den deutschen Lautzeichen entweder zuviel oder zuwenig zutrauten und so auf der einen Seite durch monstruöse Zusammenstellungen von Buchstaben ohne weiteres den fremden Laut wiederzugeben vermeinten, oder, auf der andern, Alles von einem Sachverständigen vorgesprochen wissen wollten. Hr. Steffenhagen hat diese Klippe so umgangen, dafs er zuerst eine Lauttafel von mäfsigem Umfange aufstellt, welche die einfachen Vocal- und Consonantenlaute an und für sich enthält. Die Kenntnifs der richtigen Aussprache dieser Laute setzt er nun als bekannt voraus, verlangend, dafs sie dem Ohre durch mündliche Mittheilung eingeprägt seien, und auf dieser einfachen Basis gründet er seine prononciation figurée, die er nur mit französischen Zeichen und ohne das Auge allzu sehr zu beleidigen mit Schärfe und Sicherheit zu geben vermag. Einzuwenden wäre hier nur, dafs bei Darstellung des oi Lautes, besonders in nasaler Verbindung, die Bezeichnung o^{a} nicht ganz entsprechend erscheint, da die Aussprache, wenigstens die Parise

Digitized by Google

sich vielmehr nach o[e] neigt. Ganz richtig ist dagegen die Forderung alle Vocale (besonders die der mittleren Tonhöhe e, a, o) in der Scala um einige Töne höher auszusprechen, als man dies im Deutschen gewöhnlich thut. Dadurch, dafs die Lautlehre von der Tonlehre getrennt behandelt ist, gewinnt jeder dieser beiden Capitel an Uebersichtlichkeit, was um so nöthiger war, als bei der erstern eine Menge orthographischer Bemerkungen eingeflochten sind, die den Umfang derselben in einigen Abschnitten bedeutend vermehren. Jedes Lautzeichen wird nun in seiner Geltung und Aussprache am Anfange, in der Mitte und am Ende der Wörter und in diesem letzteren Falle in und aufser seinem Zusammenhange mit folgenden Wörtern behandelt, und aufserdem dem geschriebenen Accent eine besondere Berücksichtigung gewidmet. Die Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher der Hr. Verfasser überall verfährt, hat ihn in diesem Puncte oft ganz in das Gebiet der grammatischen Formenlehre gebracht, wie, unter vielen andern Fällen, z. B. bei dem e, wo die ganze Lehre von der Accentuation desselben in Zeitwörtern der ersten Conjugation, in den Adverbien auf ment u. s. w. ausführlicher aufgestellt ist, als in irgend einer Grammatik. Dies könnte freilich als etwas dem Gegenstande Fremdes angesehen werden, wir wollen aber mit dem Hrn. Verf. darüber nicht rechten, da man nur zu sehr gewohnt ist auf dem Gebiet der französischen Grammatik eher weniger zu finden, als man sucht, denn zuviel. Bei der Bezeichnung der Aussprache ist überall auf die Verschiedenheit derselben in der gewöhnlichen Rede, im höheren Vortrage und in der Poesie Rücksicht genommen, und die unzähligen Besonderheiten, die sich hier herausstellen, so wie die Meinungsverschiedenheiten, die Deutsche und Franzosen darüber ausgesprochen, sind, aufser dem was sich im Text als Regel aufgestellt findet, in eintausenddreihundert und siebenzig Noten, die zum Theil kritische Beleuchtungen enthalten und über die ganze betreffende Litteratur Auskunft geben, besprochen. Die Silbentrennung, die im Französischen so viel Eigenthümlichkeiten darbietet und fast in allen orthoëpischen Schriften mit unbegreiflicher Kürze abgefertigt ist, wird hier bei jedem Laute ausführlich behandelt. So finden sich gleich bei den zusammengesetzten Vocalzeichen, die nicht einer Silbe angehören und deren Trennung nicht immer durch ein Trema in der Schrift angedeutet ist, eine Menge schätzbarer Bestimmungen und Beispiele aus den Dichtern selbst über Eigennamen und Fremdwörter. Bei dem oi Laute geht der Hr. Verf. gründlich auf die allmählige Transformation dieses Lautes in ai ein, und sucht die zum Theil noch bestehenden Schwankungen in der Aussprache desselben zu bestimmen. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, das Schicksal dieses höchst nationalen Lautes näher zu betrachten. Er gehört in seiner vollständigen Ausbildung (= o[e]) dem nordöstlichen Frankreich an und ist also wesentlich burgundisch und pikardisch. Somit fand er sich auch in dem gröfsten Theile von Isle de France, an deren westlichen Gränzen sich aber die normännische Aussprache geltend machte, nach welcher oi wie ei und e lautete und auch so geschrieben wurde. Der Vorwurf, dafs die Aussprache des oi = ai nicht national sei, ist mithin ungegründet. Und wenn demnach die normännischen Hofleute zur Zeit der Katharine von Medici diesen Laut nicht mit der Breite und Sonorität aussprachen, wie die aus den mittleren und östlichen Provinzen, und jenen die Südfranzosen, denen er ganz fremd ist, hierin folgten, so thaten die tonangebenden Italiener weiter nichts, als dafs sie sich für eine schon zum Theil bestehende Aussprache erklärten, indem sie in Wörtern wie françois, avois etc. oi entschieden wie è aussprachen. (S. 101 ff.). Die Klagen der gleichzeitigen Schriftsteller beweisen, dafs diese Mode nur zu schnell Nachahmung fand. Henri Estienne († 1598) sagt: On n'ose plus dire *François* et *Françoise* sous peine d'être appelé pédant, mais faut dire *Francès* et *Francèse* .... Pareillement *j'ètès, je faisès, je disès* etc. non pas *j'étois, je faisois, je disois* u. s. w. Theodor Beza († 1605) sagt, dafs Manche oi wie ai läsen und es so machten wie die französirten Italiener, die den Diphthong zu zwei Silben (o — è) verlängerten. Begreiflicherweise erstreckte sich diese neue Sitte besonders über diejenigen Wörter, die zur täglichen Conversation nothwendig waren, während diejenigen Wörter in ihrem Laute unangetastet blieben, die sich mehr dem täglichen Gebrauche entzogen. Eben so dauerte es im discours soutenu und in der Poesie bei weitem länger, bis die neue Sitte auch dort sich Eingang verschaffte. Noch Vaugelas († 1650) Remarques I. p. 93 sagt, man spreche beim Gericht gewöhnlich je *faisois* wie *faiso[e]*, und Thomas Corneille († 1709) meinte, er würde bei öffentlicher

Digitized by Google

Rede *franço*^{a}, *franço*^{a}*se* und in der Conversation français, française aussprechen. Bei den classischen Dichtern des Jahrhunderts Ludwig's XIV. finden sich noch hin und wieder Reime auf ois = o^{a}, wo die jetzige Aussprache è verlangen würde. Dies ist besonders der Fall bei Corneille und Boileau, aber auch bei Quinault und selbst bei Racine und Voltaire, der indefs in späteren Ausgaben mehrere dergleichen Verse änderte. Es ist leicht begreiflich, dafs bei einer solchen vor sich gehenden Lautwandelung in einer Sprache aus Neuerungssucht auch wohl Wörter gewandelt wurden, die ein späterer Geschmack wieder auf ihre frühere Bedeutung zurückführte. Dergleichen Wörter sind z. B. von den bei Regnier Desmarets († 1709) angeführten: croire, croître, noyer, nettoyer, droit, froid, je sois, tu sois etc.

Nicolas Berain, Parlaments-Advocat zu Rouen, machte zuerst den Vorschlag (in einer Schrift, betitelt Nouvelles Remarques de la Langue française. Rouen 1675), in allen Fällen, wo oi wie è lauten solle, lieber ai zu schreiben. Nach Nodier (Journ. de la L. fr.) hätten vor diesem schon Lesclache, Laurent Joubert und Taillemont die Frage angeregt. Der Vorschlag fand keinen Beifall, wie folgendes Factum beweiset. Racine hatte in seiner Andromède geschrieben:

. . . . . *Lassé de ses trompeurs attraits*
Aulieu de l'enlever, seigneur, je la fuirais

Fuirais mit ais um dem Auge zu genügen. Dies war ihm jedoch so anstöfsig, dafs er lieber die ganze Stelle änderte und schrieb:

. . . . . *Lassé de ses trompeurs attraits*
Aulieu de l'enlever, fuyez-la pour jamais.

Voltaire nun war es, der die von Nicolas Berain angeregte Orthographie allgemein einzuführen bemüht war. Nach Beuchot datirt sein erster derartiger Versuch von 1751. Die Academie und die vornehmsten Grammatiker, als d'Olivet, Girard, Dumarsais, Domergue, Bacon, Beauzee, d'Alembert etc., erklärten sich gegen die neue Orthographie, und so lange Voltaire lebte, blieb der Streit unentschieden. Nach seinem Tode (1778) ruhte derselbe und mit ihm die Voltaire-sche Orthographie, bis es einem Factor in der Druckerei des Moniteur, Namens Colas, einfiel, das Stück vom 1. November 1790 nach der Voltaire'schen Orthographie zu drucken. Das Stück vom 31. October hat noch die alte Orthographie, vom 1. November aber finden wir im Moniteur fortwährend die neue. So wurde der alte Kampf wieder aufgenommen und so lange fortgeführt, bis die Academie in ihrer Sitzung am 11. März 1819 sich für die neue Orthographie entschied, und diese Entscheidung durch Annahme derselben bei der sechsten Ausgabe ihres Wörterbuchs 1835 documentirte. Von den neuern Schriftstellern ist es vielleicht nur noch Charles Nodier, welcher mit Beharrlichkeit in seinen Schriften die alte Orthographie festhält.

S. 196 finden wir interessante Zusammenstellungen über die Aussprache der Nasenlaute vor Vocalen. Die Natur des Nasenlautes hat von den frühesten Zeiten her die französischen Grammatiker lebhaft beschäftigt. Ueber die vocalische Natur desselben spricht sich der Abbé Dangeau († 1723) sehr überzeugend aus; er sagt: Ein mit einem Nasenlaute ausgehendes Wort ist stets gleich zu achten einem mit einem Vocale ausgehenden Worte. Dies haben auch die Römer schon begriffen, die ihre Endungen am, em, im, um, wohl deshalb, weil sie dieselben nasal aussprachen, auch stets vor einem nachfolgenden Vocale elidirten, um den Hiatus zu vermeiden. Es mufs also ein Auskunftsmittel auch im Französischen gefunden werden; sie zu elidiren, ist nie Sitte gewesen, ein n intercalaire oder euphonique einzuschieben, nur unter gewissen Bedingungen. Somit bliebe die nächste Zuflucht, dergleichen verfängliche Stellungen zu vermeiden; und wir bemerken, dafs Dichter von feinem Tacte dies verstanden haben. Ich las, um zur klaren Ansicht von der Sache zu kommen, den Cinna des Corneille zu dem Zwecke durch, um die Stellen zu zählen, in denen der Hiatus durch Zusammenstofsen des Nasenlautes mit dem Vocale entsteht; ich fand solcher Stellen 26. Ich dachte, Corneille mit seiner normännischen Aussprache hat dergleichen Dinge wohl nicht so scharf gehört, und las den Mithridate des Racine; ich fand eine ähnliche Stellen; doch fast nur da, wo durch eine eintretende Pause der Hiatus verdeckt wird. Ich dachte weiter, wer Dichter und Declamator zugleich ist, mufs hierin ein noch feineres Ohr haben, ich las den Misanthrope des Molière: hier fand ich nur 8 dergleichen Stellen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Französische Orthoëpie von A. Steffenhagen.

(Schlufs.)

Noch weiter dachte ich, wer Dichter und Musikus zugleich ist, der mufs es am besten wissen; ich las einen Band Opern von Quinault, der 4 Stücke enthielt. In einem Stücke war keine einzige ähnliche Stelle, in den andern dreien waren zwar einige Stellen, aber so angebracht, dafs durch scharfe Trennung der Wörter jeder Mifslaut aufgehoben wurde. — Hieraus scheint mit Recht der Schlufs entnommen werden zu können, dafs, so lange kein anderes Auskunftsmittel zur Aufhebung des Hiatus ausfindig gemacht worden ist, man dergleichen Verbindungen in der Poesie geschickt vermeiden müsse. In der Prosa machen sich drei Arten der Aussprache in diesem Falle geltend. Diejenigen französischen Grammatiker, welche der Analogie und nicht dem Usus folgen, wollen, dafs zwei Wörter neben einander eben so behandelt werden sollen, als zwei Silben eines Wortes oder zwei Wörter in einem französischen Compositum; also wie ich inaction spreche i-nac-tion ohne Nasenlaut, eben so auch un ami, bon appétit, spr. u- nami, bo- nappétit. Die Vertreter dieser Art der Umlautung sind unter den älteren Grammatikern Regnier Desmarets und Féraud; unter den neueren besonders Dubroca, Girault Duvivier und die Grammaire nationale. Eine andere Art der Aussprache, die sich besonders in der französischen Schweiz und in Belgien zeigt, aber auch in Frankreich von vielen gebildeten Männern angenommen worden ist, ist die, dem ersten Worte der Verbindung seinen Nasenlaut zu nehmen und noch überdies vor dem nachfolgenden mit einem Vocale anfangenden Worte in der Aussprache ein n einzuschalten; also un ami = un-nami oder ön-nami. Im Wesentlichen ist diese zweite Aussprache wenig von der ersten unterschieden. Die dritte Art der Aussprache ist diejenige, die als Usus in Paris sich geltend machte und ungeachtet ihrer Schwerfälligkeit gegen die erste und zweite doch den Beifall der Mehrzahl der Grammatiker gefunden hat. Dieser Aussprache nach bleibt das erste Wort nasal, und das folgende Wort bekommt ein n intercalaire; z. B. un ami spr. un nami oder öng' nami. Die Academie hat sich für keine dieser drei Arten bestimmt ausgesprochen. Herr Steffenhagen adoptirt die letztere, ohne ihr jedoch das Wort zu reden und entwickelt ausführlich die Fälle, wo die Lautwandelung Statt findet und wo nicht.

Bei dem h hat der Hr. Verf. es aufgegeben, aus inneren oder etymologischen Gründen die Aspiration oder Nichtaspiration dieses Buchstaben zu erklären, was allerdings nach den vielfach angestellten vergeblichen Versuchen kaum noch rathsam erscheint. Er klassificirt die zahlreiche Klasse von Wörtern, die mit h anfangen, und von denen die Grammatiken gewöhnlich nur eine sehr abgekürzte Liste geben, nach der Anfangssilbe und sagt z. B., die Wörter in hac-, hach, haf-, hab-, haj-, hak-, hal-, han-, hap-, haq-, har-, has-, hat-, hav-, sind aspirirt, worauf aber natürlich viele Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen folgen, so dafs man nicht besser daran ist, als wenn man die Wörter mit aspirirtem h etwa in einer Liste zusammengestellt fände. Die Sorgfalt und Uebersichtlichkeit, mit welcher Alles beigebracht ist, was über diesen Buchstaben und seine Aussprache geschrieben worden ist, mufs aber auch hier anerkannt werden. Besonders interessant sind die Regeln über die Aussprache des h in der Mitte der Wörter.

Bei dem s Laute sind besonders die Fälle, wo s als Auslauter am Ende zum folgenden Worte hinübergezogen wird, so umfassend und gründlich aufgestellt und beleuchtet, dafs kaum noch etwas dabei zu wünschen übrig bleiben dürfte. Wie überall, ist auch hier vielfach auf die Aussprache der Eigennamen Rücksicht genommen.

Digitized by Google

Als Anhang zur Lautlehre folgt auf dieselbe eine detaillirte Uebersicht der französischen Lautordnung, die durch bildliche Darstellung der Lautscalen und Lautverbindungen, vocalische und consonantische, und entsprechende Beispielsammlungen veranschaulicht wird.

Den zweiten Hauptabschnitt des Werkes bildet die Tonlehre, zerfallend in die beiden Unterabtheilungen der Lehre von der Quantität und der Lehre vom Accent. In keinem Capitel der französischen Grammatik herrscht eine solche Willkühr, als in der Quantitätsbestimmung der Wörter und Silben. Man hat seit d'Olivet diesen Zweig nicht wesentlich gefördert, und auch Herr Steffenhagen beschränkt sich darauf, das weitläuftige Detail aller der subjectiven Ansichten, die bisher darüber ausgesprochen worden sind, methodisch zu ordnen und zu klassificiren, ohne eigentlich ein eigenes System zu geben, obgleich er den Grund der bodenlosen Willkühr sehr richtig mit darin findet, dafs die Franzosen die *gedehnte* Länge von der *geschärften* Länge bisher nicht zu unterscheiden gewufst hätten, woher ihnen eine überwiegende Anzahl von Kürzen entstehen. Auch in der Lehre vom Accent findet sich fast nur Bekanntes, während das, was Ackermann in seinem Traité de l'Accent zu Beherzigendes darüber gesagt hat, vielleicht etwas zu kurz abgefertigt erscheint. Nachdem der Hr. Verf. noch einige gehaltvolle Capitel über die Betonung des Satzes in der Conversation, beim oratorischen Vortrage und der poetischen Recitation gegeben, geht er schliefslich zu den französischen Dialekten in orthoepischer Hinsicht über, wobei er besonders des Unterzeichneten Tableau synoptique des Idiomes populaires zum Grunde legt. Rechnet man hierzu eine ganz rationell geordnete und mit etymologischen Belegen versehene Abhandlung über die Homonyma, so darf man wohl behaupten, dafs das vorliegende Werk eine der gewissenhaftesten und gediegensten Arbeiten ist, die über die französische Sprache im Sinne der heutigen Sprachforschung geliefert worden, und dafs es sich als würdige Propyläen hinstellt zu einer künftigen wahrhaft wissenschaftlichen Grammatik.

Schnakenburg.

IV.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig. Braunschweig, 1842. Auch unter dem Titel: *Die Thier-Chemie oder die animalische Chemie, u. s. w. Zweite unveränderte Auflage. Ebendaselbst.* 1843. *)

Die animalische und selbst die vegetabilische Chemie hatte in neuern Zeiten einen Standpunct und eine Entwickelungsweise gewonnen, wodurch sie der Erkenntnifs physiologischer Processe statt förderlich zu sein, vielmehr hinderlich wurde, und es kam fast dahin, dafs die Physiologie von den Daten der organischen Chemie keinen, oder nur einen historischen Gebrauch machen konnte. Stellte sich nämlich der Physiologe bei der Darstellung der chemischen oder Mischungs-Processe im thierischen Körper die Frage, auf welche Weise diese oder jene thierische Flüssigkeit den einen, oder andern chemischen Lebensprocefs einleite, oder bewirke, so fand er sich in nicht geringer Verlegenheit, zu sehen, wie der Chemiker eine scheinbar einfache, oder doch wenig complicirte Flüssigkeit in eine grofse Menge von Stoffen zersplitterte und zerlegte, und wufste nicht, welchem dieser einzelnen Stoffe, oder wie vielen davon er die chemisch vitale Action eigentlich zuschreiben solle. Es war wirklich der Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Ich erinnere nur, um diese Rüge nicht unbegründet zu lassen, an die Analyse der Galle, welche die neuere Chemie der Physiologie suppeditirt hat. Diese wichtige animalische Flüssigkeit, deren Wirkung auf die Nahrungsstoffe und den Darmkanal doch nur eine einfache sein kann, soll nach den Analysen der neuern Chemie (nach der von *Gmelin*) aus nicht weniger, als 26 einzelnen Bestandtheilen oder Stoffen bestehen, deren namentlicher Aufzählung wir hier wohl überhoben sein können! Welche Idee soll sich nun der Physiologe von der Natur und Wirkung der Galle machen, welchem dieser Stoffe soll er wohl die verdauende Kraft oder Eigenschaft der Galle zuschreiben, und was sollen die vielen übrigen Stoffe hierbei zu thun haben?

*) Obschon das oben genannte Werk bereits im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift sowohl vom chemischen als auch vom physiologischen Standpunct aus besprochen worden, so wird doch die Mittheilung dieser von werther und bewährter Hand eingegangenen ferneren Recension in dem Umstand ihre Entschuldigung finden, dafs diese Recension als Versuch einer Ausgleichung jener einander entgegenstehenden Auffassungsweisen zu betrachten sein dürfte.

Digitized by Google

Es hat den Physiologen diese Zersplitterung und endlose Zersetzung organischer Flüssigkeiten, wodurch denselben ihr organischer Zusammenhang, ihr Leben und ihre Lebenswirkung geraubt und sie zu Producten der Zersetzung umgebildet werden, auf eine Stufe zurückversetzt, wie sie in längst vergangenen Zeiten der Arzt einnahm, der ein ellenlanges Recept mit zahllosen Ingredienzien verschrieb, dadurch aufser Stande, anzugeben, welchem derselben er die Gegenwirkung auf die Krankheit zuzuschreiben habe. Aus diesem Labyrinthe, in welches der Chemiker den Physiologen geführt hatte, wufste sich dieser nicht wohl mehr herauszufinden. Was sollte der Physiologe mit all' den supernumerären Bestandtheilen der Galle, des Speichels u. s. w. machen, wozu bei der Erklärung des Verdauungsprocesses sie alle anwenden? Er war daher fast genöthigt, sich nur an einen dieser vielen Stoffe thierischer Flüssigkeiten, an die Quintessenz so zu sagen derselben, nämlich an denjenigen Bestandtheil zu halten, welcher dieser oder jener thierischen Flüssigkeit eigenthümlich zukommen sollte, an das Ptyalin des Speichels, den Gallenstoff der Galle u. s. f. Allein diese Bestandtheile waren ebenfalls schon so zersetzte und chemisch getödtete so zu sagen, dafs von ihrem Vorkommen, also auch von ihrer Wirkung in der vitalen, oder organischen Flüssigkeit keine Rede mehr sein konnte. Es blieb dem Physiologen zwar ein anderer Weg noch offen, um diesem Labyrinthe zu entkommen, es war der der vergleichenden thierischen Chemie. Um z. B. den Antheil der Galle an der Verdauungs-Chemie zu bestimmen, schien der beste Weg, Licht zu gewinnen, der zu sein, die chemische Analyse der Galle verschiedener Thiere zunächst schon der Säugethiere, unter einander zu vergleichen; woraus sich sodann ergab, dafs als die wesentlichsten Bestandtheile der Galle nur entweder *Gallenharz* und *Natrum* oder Picrolid und Natrum übrig bleiben. So war dieser Verlegenheit des Physiologen wenigst in Etwas abgeholfen. So unfruchtbar und abschreckend nun für den Physiologen die ins Unendliche gehende Zersplitterung der Bestandtheile organischer Substanzen der frühern Chemie war, so willkommner mufste ihm das Resultat neuerer chemischen Analysen sein, welche durch ihre Einfachheit der lebenden Natur so zu sagen näher zu stehen schienen. Als daher *Demarçay* die Galle als eine Seife, als welche schon *Homberg* sie benannte, aus *Choleinsäure* und *Natron* bestehend, darstellte, so war diese Analyse dem Physiologen viel brauchbarer zur Erklärung der Lebenswirkung dieser Flüssigkeit. Es war überhaupt an der Zeit, dafs die organische, und insbesondere die thierische Chemie einer gänzlichen Umgestaltung und neuer Schöpfung entgegengeführt wurde. Es mufste die Scheidewand, welche die animalische Chemie und die Physiologie bisher auseinander hielt und trennte, aufgehoben, und jener der Zutritt zu den geheimern Processen des Lebens gestattet werden. Dafs aufser *Mulder* und *Dumas* diese Reorganisation hauptsächlich dem Autor der organischen Chemie zu verdanken sei, wird jeder gerne zugestehen und ihm zum Ruhme anrechnen. Es möge aber dem Physiologen auch vergönnt sein, den Chemiker an der Schwelle seiner Wissenschaft zu empfangen und ihn auf die Gränzen aufmerksam zu machen, welche das Leben allen Processen in ihrem Kreise vorzeichnet, dem Chemiker gleichsam das „ne turbetis circulos meos" zurufend. Ohne sich in das Innere der Analyse des Chemikers einzulassen, glaubt der Physiologe seiner Seits, das, was von der Chemie in der vitalen Sphäre zu leisten sei, und die Tiefe oder die Gränze dieser Leistung bestimmen und überwachen zu dürfen. —

„Ich habe den Zweck gehabt, sagt der Verf. der organischen Chemie, die Kreuzungspuncte der Physiologie und Chemie in diesem Buche hervorzuheben, und die Stellen anzudeuten, wo beide Wissenschaften ineinander greifen. Die hier gegebenen und gelösten Fragen und Aufgaben werden eine neue Physiologie und eine rationelle Pathologie begründen". — Wir wollen uns nun mit dem Verf. auf diese Kreuzungspuncte begeben, und bei der Beantwortung der vorgelegten Fragen und Aufgaben vom physiologischen Standpuncte aus unsere individuelle Ansicht entwickeln und der des Chemikers zur Seite stellen. Im Allgemeinen glauben wir aber im Voraus bemerken zu dürfen, dafs, so richtig auch die neuen chemischen Theoreme sein mögen, welche der Verf. uns anbietet, doch nicht übersehen werden darf, dafs aufser dem chemischen Processe auch der elektrische, der dynamische und selbst der mechanische Procefs ihre Rollen im thierischen Organismus spielen und verschiedene Acte des Lebensvorganges mitconstituiren. Es hat freilich den Anschein, als wolle der Verf. alle Lebensäufserungen auf einen chemischen Procefs reduciren, und wenn er

Digitized by Google

ausruft: „was hat die Psyche, was hat Bewufstsein und Geist mit der Entwickelung des menschlichen Foetus, mit der des Foetus im Hühnerei zu schaffen? gewifs nicht mehr, als sie Antheil nimmt an der Entwickelung der Pflanze"! — und später nicht ansteht, die Lebenskraft selbst als Product eines chemischen Processes anzusehen, — so wollen wir ihn gerade nicht des Materialismus anklagen, müssen aber bemerken, dafs die Ideen von Kraft, Lebenskraft, Seele u. s. w. nicht blofs leere Namen oder Worte sind, sondern Bewufstseinsformen, deren Erkenntnifs die, das empirische Wissen überragende, metaphysische Region unseres Geistes ausmacht. Wenn auch der Empiriker bei den Worten „*Kraft*, *Seele*" u. s. w. sich nichts zu denken im Stande ist, so folgt hieraus noch nicht, dafs diese Worte nicht bei Andern eine tief gehende Erkenntnifs und Einsicht zur Folge haben. Möge der, welcher nur den Wirkungen in der Natur nachspürt, sich damit begnügen, ihrem Spiele zuzusehen, der menschliche Geist wird stets nach der Ursache dieser Wirkungen fragen, und sich ein mehr oder minder vollkommnes System von Kräften und Endursachen schaffen, um in sein Wissen eine höhere Einheit und Ordnung zu bringen. Hat ja die empirische Chemie gerade in neuerer Zeit durch die Annahme einer *catalytischen* Kraft gezeigt, wie sehr sie einer höhern, als blofs empirischen Erkenntnifs bedarf, um nur die einfachsten chemischen Vorgänge sich deutlich zu machen und ein Verständnifs darein zu bringen. Wenn auch, wie der Verf. richtig sagt, weder die Chemie, noch die Anatomie uns jemals Aufschlufs geben werden, wie der Lichtstrahl zum Bewufstsein gelange, so werden wir doch nicht ermüden, die uns noch fehlende Brücke durch hypothetische Vorstellungen aufzubauen, um die zwei entgegengesetzten Substanzen als Lichtstrahl und Geist in unserem Erkenntnifsacte einander näher zu bringen. Der Verf. scheut so sehr alle höheren Deutungen und Erklärungen, dafs er überall, wo er mit seinen chemischen Agentien nicht ausreicht, Wunder sieht, und wie er selbst ausdrücklich sagt, die Bildung des Zinnobers für ein eben so grofses Räthsel, als die Bildung des Auges aus der Substanz des Blutes hält. Uns scheint jedoch ein Vorgang, wie die Bildung des Zinnobers, den wir der Natur nachmachen können, kein so grofses Räthsel zu sein, als die Bildung des Auges mit seinen unendlich fein, zart und wundervoll gebauten Theilen, ein Weltkörper so zu sagen gegen ein Gran Sand. —

Fassen wir zuvörderst den Standpunct ins Auge, auf welchem der Chemiker und der Physiologe der organischen Natur gegenüberstehen, so scheint es uns, dafs sich sogleich von hier aus eine Divergenz der Ansichten und der Behandlung des organischen Leibes entwickele, indem die Richtungslinie der Untersuchung des Chemikers nach dem *Todten*, die des Physiologen nach dem *Leben* hinweiset. Der Chemiker betrachtet z. B. die allgemeine Nahrungsquelle der Organe, das Blut, als aus einzelnen zerlegten Stoffen bestehend, welche sodann in der Bildung der Organe unter verschiedenen Verhältnissen wieder zum Vorschein kommen. Der Physiologe aber kennt keinen Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, oder Sauerstoff in dem Organismus, — er kennt nur lebende, organisch-gemischte Flüssigkeiten und Theile. Es ernährt sich und bildet sich kein Organ, weder aus dem Kohlenstoff, noch aus dem Stickstoff, die nirgends frei zu finden sind, nicht einmal aus den halborganisirten Bestandtheilen, aus dem Faserstoffe, dem Eiweifse u. s. w., sondern aus *ganzen*, *nicht zersetzten*, *organischen*, *lebensfähigen Elementen*. Wäre das ganze Nahrungs- und Bildungsleben eine blofse Aufnahme von Kohlenstoff, oder Stickstoff, so würde es ja der Natur genügen, reinen Stickstoff, oder Kohlenstoff als Nahrung zu reichen, und der Stickstoff der eingeathmeten Atmosphäre wäre schon hinreichend, den thierischen Organismus mit dem Hauptelement seiner Nahrung zu versorgen. Allein der lebende Organismus verlangt keine zersetzten Urstoffe, sondern, das Thier, wie die Pflanze, noch infusorischer Gährung fähige, noch lebenskräftige Bestandtheile. Die chemische Analyse der thierischen organischen Theile einer Flüssigkeit ist daher zur Erkenntnifs der Vorgänge des thierischen Lebens sehr wichtig, allein nur insofern als sie ein todtes Schema den lebenden gegenüberstellt, und jenes dieses erläutert, gleichsam wie die mathematische Figur der Thierkörper; — aber beide erklären dessen Wesen noch nicht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt mufs der Physiologe Bedenken tragen, das Haupt-Dogma der neuern organischen Chemie, nämlich das, dafs alle stickstoffhaltigen pflanzlichen und thierischen Bestandtheile Modificationen einer Grundsubstanz, des Proteins, oder sogenannte Protein-Verbindungen seien, als ein *physiologisches* Axiom zu adoptiren. Das Protein ist der durch Präcipitation und Sublimation von seinen anorganischen Stoffen möglichst befreite thierische Grundbestandtheil des Eiweifses und Fibrin's. Durch Essigsäure und Phosphorsäure wird es in eine gallertartige Substanz aufgelöst. Aus diesem Protein läfst nun der Chemiker Eiweifs — durch Zusatz von 1 Phosphor und 2 Schwefel, Fibrin — durch Zusatz von 1 Phosphor und 1 Schwefel sich bilden. Es kann dem Physiologen zwar nur höchst interessant sein, zu sehen, wie die zwei für die thierische Organisation so wichtigen differenten Stoffe, das Albumen und die Fibra, dieselbe animalische Grundlage in einem, der Gallerte ähnlichen, Grundstoffe, dem Protein, haben; aber um so räthselhafter ist ihm die vitale Differenz, unter welcher diese zwei Stoffe im plastischen Lebens-Processe auftreten, indem jenes, das Eiweifs, z. B. die Nervenmarksubstanz, das Fibrin aber die Grundlage der Muskelsubstanz bildet. Es möchte daher dem Physiologen klar in die Augen springen, dafs andere höhere Processe noch wirksam sein müssen, als das blofse Hinzutreten von Atomen von Phosphor und Schwefel, um das zersetzte Protein in das organisirte Eiweifs und Fibrin umzuwandeln. So scheint nun der Gewinn, welcher dem Physiologen aus dieser neuen chemischen Analyse erwachsen ist, mehr ein diagnostischer und nur ein Erkenntnifsmittel gewonnen zu sein, jede beliebige unkenntliche Substanz als eine stickstoffhaltige thierische vegetabilische durch allgemeine Charaktere zu bestimmen. — In frühern Zeiten war die Chemie zu dem Resultate gelangt, dafs der Pflanzenkörper vorwaltend aus Kohlenstoff, der Thierkörper aus Stickstoff bestehe. Die neuere Chemie hat aber diesen Irrthum verbessert und gezeigt, dafs in dem Pflanzenkörper ganz analoge Bestandtheile, wie im Thierkörper, vorhanden, und aus denselben Elementen und in denselben Verhältnissen gemischt seien, so das Pflanzenalbumin, Pflanzenfibrin, u. s. w. Die Physiologie mufste diesen Fortschritt nur willkommen heifsen, indem sie sonst, durch die Chemie irre geleitet, hätte annehmen müssen, dafs das Thier, welches blofs Pflanzennahrung geniefst, seinen Stickstoff aus einer andern Quelle schöpfen, oder den Kohlenstoff in Stickstoff umzuwandeln die Fähigkeit haben müfste. Nun findet aber die Chemie alle Bestandtheile der stickstoffhaltigen thierischen Substanz, und in neuester Zeit auch die Fettsubstanz, nach Dumas, Boussingault und Payen, gegen des Verf.'s Ansicht, in den Pflanzen, und es gehört also nur eine gröfsere Anziehungskraft des Thierkörpers dazu, bei einer gröfsern Quantität von Pflanzennahrung dieselbe Quantität von Stoffen, namentlich von Stickstoff aus derselben sich zu bereiten, womit die gröfsere räumliche Ausdehnung der Nahrungswege, die gröfsere Quantität von aufgenommener Nahrung, die längern und wiederholten Nahrungsprocesse (das Wiederkäuen) übereinstimmen. Es entsteht aber überhaupt die Frage, besteht das Wesen der Ernährung des thierischen oder organischen Körpers blofs in einer Extraction und Aufnahme von Stoffen, welche denen, die Substanz des Bluts und der verschiedenen Organe des Körpers constituirenden gleich gemischt sind; oder findet hierbei in und durch den Körper, oder durch den Lebensprocefs eine Umwandelung der aufgenommenen Stoffe in verschiedenen Stu-

Digitized by Google

fen von der einfachsten unorganischen Substanz bis zu der zusammengesetzten thierischen Substanz statt? Diese Frage, welche ich vor mehr denn 25 Jahren in meinen Vorlesungen unter solchem allgemeinen Gesichtspuncte aufgestellt, und durch die hierher gehörigen, damals noch wenigen Facta zu erläutern gesucht habe, wurde von dem Verf. aufs Neue zum Gegenstand genauer Untersuchungen, obwohl unter einem etwas beschränkten Gesichtspuncte, auserlesen. Er beschränkt sich nämlich blofs auf die kleinern chemischen Processe, wodurch etwa im Körper das Fett selbst fabricirt werde, da es nach ihm nicht aus der genossenen Nahrung unmittelbar entnommen werden könne. Es ist nicht mehr nöthig, daran zu erinnern, dafs ihm von Dumas u. A. bereits bewiesen wurde, dafs auch hier wohl blofs eine Extraction der schon in der Pflanzennahrung vorhandenen Fettsubstanzen statt finde. Stellen wir aber die Frage allgemeiner, so müssen wir auch über die Mischung des Bluts hinausgehen, und die Mischung aller Organe des Körpers in den Kreis der Untersuchung ziehen. Das Blut enthält z. B. keine freie Kalkerde, welche in den Knochen in so grofser Quantität und in so loser Verbindung vorkömmt. Es zerfällt daher jene Hauptfrage in mehre Unterfragen. *Die erste Frage wäre:* Findet eine blofse Aufnahme verschiedener *unorganischer* Substanzen bei der Ernährung Statt, oder kann der Organismus die eine in die andere verwandeln? Die Kalkerde gehört zu denjenigen unorganischen Substanzen, welche in dem thierischen Körper auf eine ähnliche Weise, wie die Kieselerde in dem Pflanzenkörper, eine grofse Rolle spielt. Diese Frage erfordert eine Reihe neuer chemischer Untersuchungen. Die Facta, welche *Schrader* und *Braconnot* in Beziehung auf die Pflanzen, und *Vauquelin* in Beziehung auf die Thiere geliefert haben, sind unzureichend. Die letztern Versuche möchten aber am kürzesten zum Ziele führen. — Allein es sind diese Versuche Vauquelin's viel zu kurze Zeit fortgesetzt, um ein sicheres Resultat zu liefern; denn ein Ersatz für die fehlende Kalknahrung kann ja eine Zeitlang durch Resorption der Knochenerde des Thiers geliefert worden sein! Es wäre also hierbei eine gleichzeitige Analyse der Knochen der Henne zum Facit erforderlich. Bei den Versuchen von Braconnot und Schrader hat man wohl zu bedenken, dafs der Sand und die Metallpulver eine Menge Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anziehen, welche die nothwendige Kieselerde enthalten können. Es dürfte daher wohl anzunehmen sein, dafs die Umwandlung einzelner Erdarten in einander, als z. B. der Kieselerde in Kalkerde, eben so ins Reich der Träume gehöre, als die Umwandlung der Metalle auf dem Wege des unorganisch-chemischen, oder auf dem des vitalen chemischen Processes. Die Gründe hiefür sind: 1) weil alle in dem thierischen Körper bleibend oder vorübergehend, wesentlich oder zufällig vorkommenden unorganischen Stoffe in der Nahrung des Thieres vorgefunden werden. Ich erinnere hier an die neueren Untersuchungen französischer Chemiker, nach welchen man bei der chemischen Analyse selbst Spuren von Blei und Kupfer in den thierischen Theilen auffand; beide wahrscheinlich aus metallenen Geschirren, blei- oder zinnernen Tellern, Bleiröhren der Wasserleitungen, Kupfergeschirre u. s. w. herrührend; 2) weil der Organismus im Stande ist aus den Nahrungsstoffen diese unorganischen Substanzen zu entnehmen, so lange er im gesunden Zustande sich befindet; dagegen bei Schwäche der Assimilationsorgane diese Fähigkeit sich vermindert und ein Bedürfnifs, ein Hunger nach gewissen unorganischen Substanzen, z. B. nach Kalkerde in der Pica der Schwangern, in heifsen Klimaten nach Erdarten entsteht, und der Genufs einfacher unorganischer Substanzen, z. B. des Eisens in der Bleichsucht, den nöthigen Ersatz liefert und die Gesundheit herstellt.

Die Homogeneität der thierischen und vegetabilischen Mischung tritt deutlicher hervor bei der Zersetzung des organischen Körpers, indem durch solche Zersetzungen, worunter die Gährung oben ansteht, Producte erzeugt werden, die in ihrer Mischung sich mehr an einander annähern. Es sind diese Zersetzungsproducte die Säuren und Salze. So finden wir dieselben Säuren und Salze in beiden organischen Körpern, wenn sich gewisse Zersetzungsprocesse in ihnen entwickeln, zu Tage treten. So kömmt die Essigsäure, die Benzoesäure, Sauerkleesäure unter solchen Umständen in beiden Reichen vor. Umwandlungen dieser Säuren in einander finden bekanntlich im chemischen Lebensprocesse häufig statt, so die Umwandlung der Milchsäure in die Essigsäure. Auch die Umwandlung der Benzoesäure in Hippursäure nach Ure gehört hierher. Besonders ist hier aber die Zuckersäure zu erwähnen. Der Zucker ist nicht blofs ein Product des Pflanzenreiches, sondern

Digitized by Google

auch animalischer Processe, zunächst im kranken Zustande, im Diabetes, wahrscheinlich auch bei gewissen Hautkrankheiten, dem Milchschorf, Favus, Tinea. Findet eine solche Homogeneität chemischer Zersetzungsprocesse in dem vegetabilischen und thierischen Körper statt, so läfst sich mit Grund schliefsen, dafs diese Stoffe auch durch den Lebensprocefs wieder zurückgebildet, gleichsam integrirt werden können, oder dafs aus solchen Säuren, namentlich dem Zucker, die animalische Basis als Nahrungsmittel wieder gewonnen werden kann. Man führt, um zu beweisen, dafs der Zucker als stickstoffleere Substanz nicht zur Ernährung tauglich sein könne, die Versuche Magendie's an, nach welchen bekanntlich Hunde, die jener Physiologe mit Zucker und Gummi fütterte, abzehrten und starben. Dagegen aber läfst sich sagen, dafs wenigstens in heifsen Klimaten der Zucker oft ein Hauptnahrungsmittel, so das der Neger in den Plantagen, ausmacht. Von *Bolivar* wird erzählt, dafs er öfters mehre Wochen blofs von Zuckerwasser gelebt habe, und dabei die angreifendsten Strapazen der Feldzüge aushielt.

Eine zweite Frage ist die: Werden die aufgenommenen vegetabilischen Stoffe durch die Kräfte der Assimilation in thierische Substanzen umgewandelt? Es kann hierbei nicht wohl die Rede sein, ob der Kohlenstoff in Stickstoff umgewandelt werden könne, welche Umwandlung eben so wie die der unorganischen Stoffe ineinander dadurch entbehrlich wird, dafs die Pflanzen einen grofsen Antheil von Stickstoff, in ihren Saamen namentlich, enthalten, sondern nur davon, ob die stickstoffhaltigen Pflanzenstoffe in analoge thierische, und ebenso die kohlenstoffhaltigen in die ihnen verwandten thierischen Stoffe umgewandelt werden. Hier zeigt sich nun wieder die Grenze der Chemie ganz deutlich. Die Chemie scheint damit ganz zufrieden zu sein, dafs sie dieselben Procente C. N. H. und O. in dem Pflanzenalbumin, Pflanzenfibrin u. s. w., wie in den thierischen Stoffen gleichen Namens aufgefunden hat; aber damit ist für den Physiologen noch nicht ein thierisches Albumin und Fibrin gebildet. Es sind beide, das Pflanzenalbumin und Fibrin, so wie das thierische Albumin und Fibrin, durch ihre physiologischen Charaktere so sehr verschieden, dafs der Assimilationsprocefs noch eine neue Metamorphose hinzufügen mufs. Eben so möchte sich dieses in Betreff der nicht stickstoffhaltigen vegetabilischen Bestandtheile verhalten. Das Oel der Pflanzen kann wohl als Hauptquelle der Fettbildung angesehen werden, allein es findet nicht nur überhaupt, sondern in verschiedenen Thieren und in verschiedenen Organen desselben Thieres eine wahrhafte Metamorphose in Fettarten von ganz verschiedenem Charakter statt. Wir werden dieser Aufgabe sogleich bei Beantwortung der dritten Frage näher treten.

Die dritte Frage, die wichtigste wohl, ist diese: Findet durch den Procefs der Assimilation sowohl, als durch den der Bildung der Organe eine Umwandlung der verschiedenen thierischen Stoffe in einander, also der nicht stickstoffhaltigen in stickstoffhaltige und beider wieder untereinander statt? oder, speciell ausgedrückt, kann Fett in Eiweifs, dieses in Faserstoff umgewandelt, und dieser in jene wieder zurückgebildet werden? Diese Frage gehört nunmehr der eigentlichen physiologischen Chemie an. Die analytische Chemie antwortet auf diese Frage durch ihre Formeln, vermöge welcher das Fibrin vom Eiweifs nur durch 1 S. unterschieden wäre, ohne im Stande zu sein durch Zuthat von diesem 1 S. aus Albumin Fibrin selbst darzustellen. „Die chemische Analyse", sagt der Verf., „hat zu dem merkwürdigen Resultate geführt, dafs Fibrin und Albumin einerlei organische Elemente und zwar in dem nämlichen Gewichtsverhältnisse enthalten, in der Art also, dafs, wenn man zwei Analysen, die eine von Fibrin, die andere von Albumin neben einander stellt, wir keinen gröfsern Unterschied in der procentischen Zusammensetzung wahrnehmen, wie in zwei Analysen von Fibrin, oder in zwei Analysen von Albumin". *) Auch der Harnstoff ist vom Albumin nach diesen Formeln nur wenig unterschieden; etwa nur durch 2 N. 6 H. und O. Es ist merkwürdig, dafs der Schwefel, welcher doch in der Mischung der Haare so reichlich vorkömmt, hier nicht erwähnt ist, — und doch welche grofse vitale Differenz zwischen Gehirnsubstanz (Albumin) und Haarsubstanz! Nach diesen Formeln besteht Fett aus $C^{12} H^{20} O^{6}$, Amylon aus $C^{12} H^{20} O^{10}$. Keinem Chemiker möchte es aber wohl je gelingen, durch Zusatz von 10 O zu Fett Amylon zu bilden. — Es sind also andere höhere organisch-vitale Differenzen dieser Stoffe vorhanden, welche die analytische Chemie darzustellen nicht im Stande ist.

*) 1. Aufl. S. 42. 2. Aufl. S. 39.

Digitized by Google

Uebrigens muſs noch nebenbei bemerkt werden, daſs die analytische Chemie ihr Thema noch lange nicht erschöpft hat, wenn sie uns bloſs die Formeln für das Albumin, Fibrin, Casein, Chondrin u. s. w. nachweist, und andere wichtige thierische Substanzen, als den Schleim, die Gallerte, völlig mit Stillschweigen übergeht.

Findet nun durch den gesammten Assimilations- und Bildungsproceſs eine Umwandlung des Fettes in Albumin, des Albumins in Faserstoff und regressiv statt? Eine solche Umwandlung könnte nur durch Hinzusetzung von H u. N bei dem Fette, und von S bei dem Albumin stattfinden; freies *Wasserstoffgas* könnte etwa durch den Genuſs des Wassers, der Feuchtigkeit der Atmosphäre, *Stickgas* durch die Respiration aufgenommen, und dem mit dem Blute circulirenden Fette mitgetheilt werden. Es wird allerdings schwer zu beweisen sein, daſs wir nicht bloſs aus den vegetabilischen Nahrungsmitteln den schon gebildeten Faserstoff und Eiweiſs derselben in schon hinreichender Quantität erhalten. Wenn wir aber bedenken, daſs Thiere, welche bloſs von Vegetabilien sich ernähren, z. B. der Elephant von Reis, der Straus von Pflanzen, in Beziehung auf die Masse ihrer Muskeln und somit des Faserstoffes ihres Körpers alle fleischfressenden Thiere übertreffen, so möchte eine solche wirkliche Umwandlung wahrscheinlich werden. Da kein Thier reines Eiweiſs oder reinen Faserstoff allein genieſst, und jenes, namentlich im coagulirten Zustande, zu den unverdaulichsten Speisen gehört; da ferner beide Stoffe in den ersten Verdauungswegen, in dem Magen und Zwölffingerdarm, durch eine eigenthümliche Schleimsäure eine völlige Zersetzung erleiden, so kann in jedem Falle nur von einer Wiederbildung aus den Elementen des Eiweiſsstoffes und Faserstoffes die Rede sein, in welchen beide Stoffe, aber im indifferenten Zustande, sich befinden müssen. Diese Ansicht wird noch dadurch begründet, daſs wir in den Bestandtheilen des thierischen Eies vor und geraume Zeit nach dem Bebrüten keine Spur von Faserstoff bemerken, welches jedoch bald bsi der Bildung der Knochenpuncte der Wirbel zur Seite der Rückensaite zu Tage tritt; wo sich also der Faserstoff aus seinen ununterscheidbaren Elementen bilden muſs. Am meisten beweisend aber für die specifische Verschiedenheit des Eiweiſs- und Faserstoffes möchte sein, daſs der Faserstoff nur lose mit dem Eiweiſsstoff im Blute und Fleische verbunden vorkömmt, so daſs jener von diesem durch einfachen mechanischen Stoſs leicht getrennt werden kann, während derselbe Stoſs nicht im Stande ist, aus reinem Eiweiſs nur etwas Faserstoff zu bilden. Es sind also beide Stoffe vital specifisch von einander verschieden und ineinander nicht unwandelbar. Dafür sprechen auch ihre entgegengesetzten mikroskopischen Charactere. Der Faserstoff ist ein reiner Fluſs von Elementarkügelchen, welche sich vermöge ihrer Cohaerenz in Stäbchen gestalten, während der Eiweiſsstoff aus ganz feinen Kügelchen besteht, welche diese Adhaesion aneinander nicht besitzen. Daſs Eiweiſs- und Faserstoff identisch seien, sagt der Verf., *) werde dadurch bestätigt, daſs es P. Denis gelang, Fibrin in den Zustand von Albumin künstlich überzuführen, ihm also die Löslichkeit und Gerinnbarkeit des Eiweiſses zu geben. Allein Löslichkeit und Gerinnbarkeit sind nur accidentelle Unterschiedsmerkmale dieser beiden Stoffe, und nur das Mikroskop könnte darüber Aufschluſs geben, ob in solchem Falle der geronnene Faserstoff mit dem geronnenen Eiweiſs wirklich identisch sei.

Wenden wir uns zu andern animalischen Stoffen, und gehen wir zur Frage über, wie verhält es sich mit der Gallerte und dem Fette, so wie mit dem Schleim? Sind diese etwa als Producte des Eiweiſsstoffes und Faserstoffes anzusehen, oder sind sie Mittelstufen der organischen Metamorphose? Kann Gallerte und Fett namentlich durch die Assimilation in Eiweiſsstoff umgewandelt werden? Was die Gallerte betrifft, über welche uns leider der Verf. gar keine Aufklärung giebt, haben wir eine merkwürdige Beobachtung von Hildebrand, gemäſs welcher Fleisch, mehrmals der Fäulniſs ausgesetzt, immer wieder ein neues Quantum von Gallerte liefert; somit kömmt hierbei eine Stückbildung des Faserstoffes in Gallerte durch viele einfache Zersetzung zu Stande.

*) 1. Aufl. S. 42. 2. Aufl. S. 39.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die Bildung des Fettes gehört zu denjenigen vitalen Erscheinungen, welche die Natur uns näher gelegt hat, um leichter einen Blick in die Werkstätte seiner Bereitung thun zu können. Es sind Erfahrungen vorhanden, welche einen überraschend schnellen Vorgang der Fettbildung wahrnehmen lassen, so dafs seine Bereitung durch den Organismus mit grofser Leichtigkeit mufs geschehen können. Es möchte daher zuvörderst angenommen werden können, a) dafs die Fettkügelchen aus der thierischen Nahrung unmittelbar oder unverändert in's Blut aufgenommen werden, und von da aus gleichsam wie ein Secretionsproduct an den Wandungen der Blättchen der serösen Stämme des Zellgewebes abgesetzt werden; b) dafs die fetten Oele der vegetabilischen Nahrung in thierisches Fett umgewandelt werden, was um so wahrscheinlicher ist, als das Fett am thierischen Körper ebenfalls an verschiedenen Stellen desselben unter verschiedenen Formen erscheint, und so verschiedentlich umgewandelt werden mufs.

Es wäre eben noch diese reine, oder so zu sagen ungetrübte Aufnahme der Fett- oder Oelkügelchen durch den Assimilationsprocefs in das Blut *empirisch* zu erweisen. Um diesen Beweis zu erhalten, habe ich Frösche mit frischem Oele (Rüböl) gefüttert; indem ich denselben Morgens um 7 Uhr einen starken Theelöffel voll Oel in den Magen instillirte, welches nicht wieder ausgebrochen wurde. Nach vier Stunden habe ich dem Frosch den Oberschenkel amputirt, und nach zurückgeprefster Haut das ausfliefsende Blut in einem Uhrglase aufgefangen. Darauf wurde der Frosch getödtet. Ein Theil des Oels war noch mit etwas eiweifsähnlichem Schleime verbunden im Magen. Der Pförtner war ganz fest verschlossen, wie verwachsen. Im Duodenum war eine gelbe ölige Flüssigkeit, aber immer weniger nach abwärts. Im Blute, frisch unter das Mikroskop gebracht, liefs sich kein Oeltröpfchen erkennen. So wie aber das Blut coagulirt war und Serum sich abschied, sah man in diesem eine grofse Menge Oeltröpfchen von $\frac{1}{300}$ — $\frac{1}{1000}$ p. C., eben so im Blute des Herzens, der Leber und der Milz.

Ich bemerke hier gelegentlich, dafs ich ein ähnliches Verhalten des Bluts in Betreff der aufgenommenen Milchkügelchen früher beobachtete (v. Froriep's Notizen No. 365. 1830).

Es ist also durch diese Beobachtung der unmittelbare Uebergang der Oelkügelchen aus den Verdauungswegen in das Blut erwiesen.

Eine Aufnahme der vegetabilischen Oelkügelchen in's Blut, und damit in das Innere der Organe, so wie deren Absetzung an verschiedenen Secretionsstellen, namentlich im Zellgewebe, ist nunmehr eine physiologische Thatsache! Ihre Umwandlung in Fett möchte keinem Zweifel unterliegen.

Ob aber im thierischen Körper Fett in Eiweifs- oder Faserstoff umgewandelt werde, oder werden könne, oder umgekehrt, ob Eiweifs- und Faserstoff bei dem Assimilationsprocefs in Fett umgebildet werde, diese Frage erfordert andere Beweiselemente.

Um Thiere fett zu machen, ist nicht blofs reichliche Nahrung, sondern auch Ruhe, eine an Sauerstoff ärmere Atmosphäre, kältere Temperatur, seltneres Athemholen u. s. w. erforderlich. Alles was den Lebensprocefs und den Verbrauch von Stoffen innerhalb des Organismus erhöht und vermehrt, hindert die Fettbildung. Ruhe des Gehirns, der Muskeln (Niederhängen und Anheften der Gänse), Hemmung des Athmens, der Oxydation des Blutes, der Transpiration sind Bedingungen des Fettwerdens. Also ist Fettbil-

Digitized by Google

dung nur Folge zurückgehaltener assimilirter Stoffe. Hierzu kömmt, dafs Fettbildung unter der Haut bei Menschen und Thieren eine Art von Secretion ist, die in Folge der von Aufsen einwirkenden Kälte oft plötzlich von der Natur als Rückwirkung oder Reflexsecretion eintritt. Wir haben oben angeführt, dafs Wandervögel bei eintretender Kälte des Spätherbstes oft in einer Nacht fett werden. Es ist also anzunehmen, dafs, da die Fettbildung im thierischen Körper sich aus dem Ersparnifsfond bei verminderter Thätigkeit des Lebens erklären läfst, keine Umwandlung von Eiweifs- oder Faserstoff in Fett anzunehmen nöthig sein möchte. Aber kann der Fettstoff nicht in Eiweifs- oder Faserstoff durch den Assimilationsprocefs umgewandelt werden? Da es als ein Factum betrachtet werden kann, dafs wir eine gewisse, wenn auch geringe Menge von Stickstoff bei der Respiration aufnehmen, so dürfte durch eine Aufnahme des Stickstoffs von Seiten der Fettkügelchen des Bluts eine Umwandlung derselben in Faserstoffblasen, oder in Blasen des Eiweifs angenommen werden können. Seite 44 der organischen Chemie sagt zwar der Verf., dafs kein Stickstoff aus der Atmosphäre in dem Lebensprocesse verwendet werde, allein ohne allen Beweis, wie uns scheint. Diese Umwandlung wird dadurch noch wahrscheinlicher, dafs wir bei vermindertem plastischen Lebensprocefs, z. B. in Lähmungen, bei Contracturen der Gliedmafsen eine Rückbildung und Umwandlung der Muskelmasse in eine speck- und fettähnliche Masse wahrnehmen. Doch bleibt diese etwaige Bildung des Faserstoffs aus Fett nur eine accessorische, und die Hauptquelle dieser Bildung ist die unmittelbare Aufnahme der Elemente des Eiweifs- und Faserstoffes aus der Nahrung selbst. — Die Fettbildung erklärt sich der Verf. allein dadurch, dafs der zugeführte Kohlenstoff aus Mangel an Sauerstoff nicht ausgeführt werde, sondern als Fett sich anhäufe? Wir sehen aber nicht ein, warum dieser Kohlenstoff, setzen wir auch, dafs er im Ueberschusse aufgenommen würde, nicht auch zur Bildung der eiweifs- und fibrinhaltigen Theile des Körpers, wo er noch 50 bis 60 p. C. beträgt, verwendet werden soll. Richtig ist, dafs Verminderung der Respiration, also Verminderung der Aufnahme von Sauerstoff, die Fetterzeugung begünstige. Allein die Sache geht wieder nicht so todt chemisch zu; denn erstens hätte der Verf. noch zu beweisen, dafs fette Menschen weniger Kohlensäure ausathmen, als magere, was noch nicht erwiesen ist, zweitens wirkt hier vielmehr der Sauerstoff als Lebensreiz, die Thätigkeit der Organe anspornend und den Verbrauch der umgesetzten Stoffe, das Lebensöl verbrennend, und die Fetterzeugung ist somit Folge der Unthätigkeit und der verminderten Umsetzung aller Theile. Daher Ruhe, Anbinden der Gänse u. s. w. die Fettbildung begünstigt, man möge eine kohlenstoffige oder stickstoffige Nahrung geben. Denken, Bewegen, Schwitzen läfst keine Fettbildung aufkommen, der Maniacus, welcher fett wird, wird blödsinnig.

Die Fettbildung wird ferner als eine Quelle der Wärme, oder zur Erhaltung der constanten Temperatur des Körpers beitragend angesehen. Diese Ansicht verträgt sich aber nicht mit dem andern Factum, dafs Mangel an Sauerstoffaufnahme die Fettbildung bedinge, und mit der daraus fliefsenden Thatsache, dafs die Temperatur des Körpers bei Fetten geringer, als bei Magern ist, bei welchen raschere Respiration und gröfsere Sauerstoffaufnahme statt findet.

Nachdem der Verf. das Dasein des Albumins und Faserstoffs in der Pflanzennahrung, und in der Milch das Acquivalent als Kasein nachgewiesen hat, stellt er die Frage auf, wozu dient nun das Fett und der Milchzucker bei der Nahrung der Thiere durch Milch? Seine Antwort hierauf ist, dafs diese kohlen- und wasserstoffigen Substanzen zur Hervorbringung der thierischen Wärme und zum Widerstand gegen die äufsere Einwirkung des Sauerstoffs verwendet werden.

Dagegen haben wir nun einzuwenden: erstens, dafs die kohlenstoffigen Substanzen eben so gut, wie die stickstoffigen, Eiweifs und Fibrin, gewisse Organe und wesentliche Theile des thierischen Körpers bilden z. B. das Fettgewebe, die Leber, das Knochenmark, zweitens, dafs bei den Pflanzen dieselbe Aufnahme und Ausscheidung von Kohlenstoff und in noch gröfserem Maafse stattfindet ohne Wärmeerzeugung; drittens, dafs bei niedern Thieren solche Wärmeerzeugung bei derselben Aufnahme von kohlenstoffiger Substanz nicht stattfindet; viertens, dafs Kohlensäurebildung an andern Stellen, z. B. im Urinsysteme, Darmkanale, ohne besondere Wärmeerzeugung stattfindet; fünftens, dafs die Wärmeentwickelung im thierischen Körper ein

Digitized by Google

Folge des Verbrennungsprocesses nicht bloſs der kohlenstoffhaltigen sondern auch der stickstoffigen Bestandtheile ist.

Da sich Kohlensäure als ein neues Gebilde in der exspirirten Luft vorfindet, so ist allerdings zu schlieſsen, daſs die Kohle von dem Blute geliefert werde, allein da sie ein Product des Verbrennungsprocesses ist, so ist es weit wahrscheinlicher, daſs sie von stickstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes, namentlich von dem Eiweiſs- und Faserstoff, entnommen werde, als daſs die kohlenstoffigen additionellen ins Blut aufgenommenen Nahrungssubstanzen diesen Kohlenstoff liefern sollten. Wie abhängig wäre dieser wichtigste Act der thierischen Oekonomie von äuſsern Einflüssen! Diese Ansicht möchte sich noch dadurch empfehlen, daſs der hierbei im Blute zurückbleibende Stickstoff zu einer weitern Verbindung gebraucht werden könnte.

Daſs die stickstofffreien Substanzen nicht bloſse Respirationsmittel sind, sondern auch zugleich Nahrungsmittel, oder dieses selbst allein für sich schon sein können, geht ferner auch aus folgenden Gründen hervor: 1) enthalten alle höhern thierischen Stoffe, Albumin, Fibrin, 50—60 p. C. Kohlenstoff; 2) bedarf es also nur des von Auſsen durch die Respiration in der Lunge, oder durch Contact im Darmcanal aufgenommenen Sauerstoffes, um die 15—20 p. C. Stickstoff zu ersetzen; 3) nehmen wir wahr, daſs bei den pflanzenfressenden Thieren, was wenigstens für die jüngere und mittlere Lebenszeit gilt, in den Excreten der Lunge und der Haut, ja selbst in den der Nieren (der Harn der grasfressenden Thiere enthält so viel Benzoesäure, daſs man früher versuchte, diesen aus diesem Harne ökonomisch zu gewinnen) kein oder nur sehr wenig Ammonium zeigt, während der Harn der fleischfressenden Thiere eine groſse Quantität freies Ammonium enthält. Dasselbe Verhältniſs möchte sich in der Ausdünstungsflüssigkeit und in dem Hauch der Respirationsorgane nachweisen lassen. So wird also bei denselben der Stickstoff zurückbehalten, während er bei den Fleischfressern im Ueberschuſs vorhanden gleichsam durch Ausfuhr an allen Orten vergeudet wird. Die Pflanzenfresser sind *Stickstofffesthalter* und *Kohlenstoffentlader*, während die Fleischfresser *Kohlenstofffesthalter* und *Stickstoffabgeber* sind; 4) die oben erwähnten Versuche von Magendie, welche der Verf. jedoch nicht zu kennen scheint, welcher Hunde mit Gummi oder Zucker fütterte, und Abmagern und Tod davon erfolgen sah, sind nicht beweisend, weil Zucker und Gummi im Magen und Darmkanal, vielleicht noch am meisten im Dickdarme eine saure Gährung erleiden und dabei laxirend wirken und so die Abzehrung verursachten. Experimente mit Fett, Oel, selbst mit Amylon würden wohl andere Resultate geben.

Wenn der Verf. den Satz, daſs die stickstofffreien Nahrungsmittel als sogenannte Respirationsmittel anzusehen seien, früher auch durch die Beobachtung zu belegen suchte, daſs man bei den Völkern kalter Landstriche des hohen Norden einen gröſsern Gebrauch von fettstoffiger Nahrung bemerke, so möchte gerade diese Beobachtung so zu deuten sein, daſs der nöthige Schutz der thierischen Theile gegen Kälte das Bedürfniſs zu einem Isolatorium, wie das Fett ist, hervorruft, mehr noch gegen die äuſsere Haut als gegen die Lunge hin.

Die angeblich neuen Lehrsätze der organischen Chemie, daſs die Leber kohlenstoffhaltige Substanzen, die Nieren stickstoffhaltige Substanzen ab- und aussondern, es mögen diese Stoffe nun durch Assimilation, Absorption oder durch Resorption (Umsetzung) ins Blut gelangt sein, sind indeſs nicht so ganz neu, sondern schon früher in den physiologischen Lehrbüchern aufgestellt worden.

Wenn aber diese vitalen Processe als eine pure chemische Analyse des Thierstoffes in Kohlenstoff und Stickstoff, wovon der eine durch die Leber, der andere durch die Nieren aus der Lebensphiole sich entfernt, angesehen werden, so möchte es kaum der Mühe werth sein, zu leben. Es wird so das Wesen des Lebens in einen Secretions- und Excretionsproceſs gesetzt, welche selbst doch nur Anhängsel der thierischen Oekonomie sind. Die Secretionsorgane haben aber eine gröſsere Beziehung nach Innen, als nach Auſsen, und dienen nur nebenbei zur Ausscheidung verbrannter Stoffe, als Kohlensäure und stickstoffsaurer Producte. Bei dem Foetus, in welchem der kaum glimmende Lebensproceſs noch wenig Kohle und Asche gebildet hat, finden wir wenig zersetzte Producte in den Flüssigkeiten der Secretionsorgane, die fast alle bloſsen Eiweiſsstoff liefern. Es sind daher die zersetzten Stoffe der Secretionsorgane fast so zu sagen eine Nebensache; die Hauptsache ist die Bil-

Digitized by Google

dung organischer Bestandtheile, in der Leber — des Eiweifsstoffes mit vorwaltendem Kohlenstoff und Natron, in der Niere — des Eiweifsstoffes, mit vorwaltendem Stickstoff und Ammoniak. Die Nieren sind aber nur ein Anhang der Genitalien und hier ist die Werkstätte der Secretion des eigentlich thierischen Stickstoffes, der Samensubstanz nämlich. — Eben so ist es eine blofse Annahme, dafs bei der Umsetzung der Gebilde Kohlenstoff und Stickstoff frei werden, und ins Blut aufgenommen werden, es sind nur verbrannte thierische Stoffe, die einer allmähligen Zersetzung entgegengehn, so wie sie an der Oberfläche des Körpers in den Erweiterungen der Secretionsorgane mit der äufsern Luft zusammentreffen.

Zugleich dürfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dafs der Verf. seine Physiologie zu sehr auf einige wenige (hauptsächlich nur zwei) Hauptsecretionen, auf die der Leber und der Nieren, beschränkt, während die Hautausdünstung, welche doch keine blofse Kohlensäureaushauchung ist, die Secretion des Magensaftes, die des ganzen Darmcanals, die des Speichels in quantitativer Hinsicht der der Galle nahe stehen.

Endlich mufs noch in Anschlag gebracht werden, dafs wenn die Galle auch gröfstentheils nur kohlenstoffhaltige Substanzen liefert, weil es ihre Hauptbestimmung sein möchte, durch das Herz und die bitterstoffigen Bestandtheile den Darmcanal zum motus peristalticus zu reizen, so enthält sie doch auch einige stickstoffhaltige Ingredienzien, z. B. Fleischextract, Eiweifs, kohlensaures Ammonium. Auch der bittere Stoff der Galle ist dem Welter'schen Bitter, durch Salpetersäure aus Fleisch gewonnen, ähnlich.

Wie sich der Verf. den Procefs der Assimilation und Secretion denkt, eben so betrachtet er den Ernährungsprocefs als eine Anhäufung von Kohlenstoff und Stickstoff. Die eigentlichen lebendigen Bestandtheile des Bluts, die Blutblasen oder Blutkörperchen spielen nach ihm hierbei eine ganz untergeordnete Rolle. Sie seien blofs Träger des Sauerstoffes und hätten nachweisbar keinen Antheil am Nutritionsprocesse. Wir halten diese Ansicht, von der wir wohl wissen, dafs sie von neuern Physiologen getheilt wird, für eine grofse Verirrung, welche alle Möglichkeit der Einsicht in den vitalen Procefs der Ernährung und Bildung abschneidet. Nie wird aber die Physiologie sich Leben und Bildung des Organismus erklären können, in dessen Adern statt lebendiger Blutelemente einige oxygentragende Luftbällchen und Partikeln von Kohlenstoff und Stickstoff circuliren. Das Blut enthält nicht blofs rothgefärbte Blutbläschen, sondern in grofser Zahl die weifsen Blutkügelchen, die eigentliche Quelle aller Ernährung, Bildung und Secretion.

Merkwürdig erscheint, dafs der Vf. wirklich glaubt, dafs „durch die Athembewegungen alle Gase, welche die leeren Räume ausfüllen, nach der Brusthöhle hingetrieben würden, indem durch die Bewegung des Zwerchfells und die Erweiterung der Brusthöhle ein luftverdünnter Raum entstehe, in dessen Folge, durch den atmosphärischen Luftdruck, Luft von allen Seiten her in die Lungen eingetrieben würde; es finde freilich das Maximum der Ausgleichung durch die Luftröhre statt, aber auch von Innen müssten alle Gase eine Bewegung nach der Brusthöhle und Lunge hin empfangen" *). Der Druck des bei der Inspiration herabsteigenden Zwerchfells wirkt den in dem Magen und Darmcanal enthaltenen Gasen leicht entgegen, da diese nach oben und unten bekanntlich ausweichen können. Wären aber derlei Gase in der Unterleibshöhle selbst enthalten, so würde das Zwerchfell nicht herabsteigen und insofern kein luftleerer Raum in der Brusthöhle, oder keine Inspiration stattfinden können. Es ist also gegen alle physikalischen Gesetze, wenn der Verf. von allen Seiten her Luft durch den Druck der Atmosphäre in die Lungen eintreten läfst, und hierbei der Luftröhre nur das Maximum zugesteht.

„Von dem Stickgas", sagt der Vf., „im besondern, mit dem sich das Blut bei seinem Durchgange durch die Lunge, wie eine jede andere Flüssigkeit sättigt, d. h. von dem es so viel aufnimmt, als seinem Auflösungsvermögen entspricht, mufs angenommen werden, dafs es nicht durch den Kreislauf des Blutes, sondern auf einem directern Wege wieder aus dem Magen tritt" **) Dieses soll wohl heifsen *aus dem Körper*. Wir möchten aber sehr bezweifeln, dafs das Blut das aufgenommene Stickgas so leicht wieder nach Aufsen abgiebt, was eben so wenig stattfinden wird, als das Blut das aufgenommene Sauerstoffgas ja auch nicht in Gasform abgiebt.

*) 1. Aufl. S. 119. 2. Aufl. S. 107.
**) 1. Aufl. S. 119. 2. Aufl. S. 107.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Schlufs.)

Um zu beweisen, dafs durch die Haut Stickgas resorbirt werde, ein Beweis, der zu den schwierigsten der Physiologie gehören möchte, scheint dem Vf. folgendes Räsonnement hinreichend: „So wenig, oder so viel die verschluckte Stickstoffmenge nun auch betragen mag, gewifs ist, dafs dieses Gas durch den Mund, Nase oder Haut wieder austritt, und wenn wir die grofse Menge Stickgas in Betrachtung ziehen, welche von Magendie in den Eingeweiden Hingerichteter nachgewiesen worden ist, so wie die Abwesenheit von allem Sauerstoffgas in den nämlichen Organen, so mufs angenommen werden, dafs auch in Folge der Resorption durch die Haut Luft, d. h. Stickgas, eintritt, welches durch die Lunge wieder austritt" *). Die Menge von Stickgas im Darmcanal hingerichteter Personen (und zwar gesunder Personen) erklärt sich leicht aus der stets niedergeschluckten atmosphärischen Luft, deren Sauerstoffgas im Darmcanal ganz auf dieselbe Weise ins Blut tritt, wie in den Lungen. Eine Ausscheidung von Stickgas findet im Darmcanal nicht statt, und ist kaum erweislich. Eben so rein hypothetisch ist die Annahme des Verf.'s, dafs Stickgas durch die äufsere Haut austrete, wie und in welcher Form? Wenn der Verf. daselbst sagt: „das Stickgas tritt durch den Mund, Nase *oder Haut* wieder aus", so ist hier das „*oder*" zu leicht, indem wohl ein grofser Unterschied ist zwischen einem offnen Canal (Mund — Nase), und einer geschlossenen, dichten Haut. Wie sollte wohl bei dieser todten Ansicht des Verf.'s der Bestand der Luft in der Schwimmblase der Fische möglich sein? Mit dieser Angabe steht auch in Widerspruch die früher (S. 44) gemachte, indem er sagt: es werde kein Stickstoff aus der Atmosphäre in dem Lebensprocefs verwandelt. Mit der Ansicht des Verfassers, dafs stickstoffige Pflanzen die ausschliefslichen Nahrungsmittel seien, möchte sich die, dafs die Giftpflanzen durch ihr stickstoffiges Princip als solche wirken, nicht wohl vereinigen lassen. Es ist aber auch diese Theorie nicht in der Erfahrung begründet, indem heftige Gifte, als Picrotoxin, Solanin, Morphin nur sehr wenig Stickstoff, (1, 30; 1, 64; 4, 99); dagegen eine Menge Kohlenstoff (60, 26; 62, 11; 72, 34) besitzen, und man ihre giftige Eigenschaft mehr der Uebermenge des Kohlenstoffs, (bei einer geringern Menge an Sauerstoff, als Amylon, einer gröfsern jedoch, als das Pflanzenalbumin und Fibrin) zuschreiben dürfte.

Es kann daher nicht fehlen, dafs der Verfasser bei consequenter Durchführung seiner Lehrsätze ganz unrichtige Ansichten vom thierischen Organismus folgert. So sagte derselbe Seite 77: „Es ist offenbar, dafs in dem Organismus des pflanzenfressenden Thiers, dessen Nahrung eine verhältnifsmäfsig so kleine Menge seiner Blutbestandtheile enthält, der Act der Umsetzung der vorhandenen Gebilde, dafs demzufolge ihre Erneuerung, die Reproduction derselben, bei weitem minder rasch vor sich geht, wie bei fleischfressenden Thieren, denn wäre dies der Fall, so würde eine tausendmal reichere Vegetation zu ihrer Ernährung nicht hinreichen; Zucker, Gummi, Amylon würden keine Bedingungen zur Erhaltung ihres Lebens sein, eben weil die kohlenstoffhaltigen Producte der Umsetzung ihrer Organe für den Respirationsprocefs hinreichen würden". Nun ist es aber ein entschiedenes Factum, dafs die pflanzenfressenden Thiere, welche sich schon durch den grofsen Umfang ihrer Körper-Masse auszeichnen, auch einen sehr hohen Grad von Repro-

*) 1. Aufl. S. 119. 2. Aufl. S. 108.

Digitized by Google

duction besitzen, welcher insbesondere weit lebhafter vor sich geht, als bei fleischfressenden Thieren.

Es ist daher ganz im Geiste des Chemikers gesprochen, wenn der Verfasser sagt: „Die entscheidensten Versuche der Physiologen haben dargethan, dafs der Verdauungsprocefs unabhängig ist von der Lebensthätigkeit, er geht vor sich in Folge einer rein chemischen Action, ganz ähnlich den Zersetzungs- oder Umsetzungsprocessen, die man mit Fäulnifs, Gährung und Verwesung bezeichnet" *).

Nie wird aber der Physiologe den Magen für einen blofsen Destillirkolben, und die Magensäfte für chemische Reagentien halten. Dafs das eigentlich wirksame Princip der Verdauung an den thierischen Schleim und an die Haut des Magens selbst gebunden ist, und dafs dasselbe und seine Wirkung durch andere Säuren nicht ersetzt werden kann, spricht schon dafür. Uebrigens ist der Säurungsprocefs im Magen ja bei vielen Thieren, namentlich bei Fleischfressenden, bei welchen, wenn sie blofs Fleisch und keine Knochen dabei zum Fressen bekommen, der Magensaft öfters alkalisch reagirt, sehr gering. Ueberhaupt scheint die Verdauung in den ersten Wegen nur einen Gährungsprocefs herbeizuführen bestimmt, welcher das Zerfallen der vegetabilischen und thierischen Nahrungsmittel in ihre infusorischen Elemente gestattet, aber nicht eine so rohe Auflösung zu sein, wie sie der Chemiker für das Wesen derselben hält, und welche eine Zerstörung der nährenden Theile der Speisen sein würde.

Das Eiweifs ist ja auch dem Verfasser ein wesentliches Nahrungsmittel, und gerade dieses wird durch die Säure des Magens coagulirt und so unverdaulich gemacht. Wie sehr der Verfasser an seine todt-chemische Ansicht der Physiologie des thierischen Körpers gefesselt ist, dafür wollen wir noch ein Beispiel anführen. Seite 118 heifst es: „Erinnert man sich zuletzt an die tödtlichen Zufälle, die in Weinländern so häufig durch den Genufs von sogenannten federweifsen Weinen veranlafst werden, so kann man nicht den geringsten Zweifel hegen, dafs Gase jeder Art, im Wasser lösliche oder unlösliche, das Vermögen besitzen, die thierischen Gewebe zu durchdringen, ähnlich wie Wasser von ungeleimtem Papier durchgelassen wird. Der federweifse Wein ist in Gährung begriffener Wein, welche durch die Temperatur des Magens gesteigert wird; das entwickelte kohlensaure Gas dringt durch die Wände des Magens, des Zwerchfells, durch alle Häute in die Lungenzellen, und verdrängt aus diesen die atmosphärische Luft. Der Mensch stirbt mit allen Zeichen der Erstickung in einem irrespirabeln Gase, und der sicherste Beweis für ihr Vorhandensein in der Lunge ist unstreitig der Umstand, dafs das Einathmen von Ammoniakgas als das beste Gegenmittel gegen diesen Krankheitszustand anerkannt ist". Was kaum an todten thierischen Häuten, oder nach dem Tode an den Membranen statt findet, eine Durchdringung derselben durch Gase, nimmt der Verfasser als beständig im Leben geschehend an. Er läfst, was vorläufig gesagt, nie ein Physiolog oder Anatom gesehen hat, Gase nicht nur durch die Wände des Magens hindurch treten, sondern auch die Häute des Zwerchfells und die der Lungenzellen durchdringen, und so hier die atmosphärische Luft verdrängen. Es möge nur nebenbei erwähnt werden, dafs diese Gase von dem Magen bis in das Innere der Lungenzellen, die Zellhäute und Muskelhäute abgerechnet, mehr als zehn Häute durchwandern müfsten! Auch wäre es schon wohl hinreichend, die Respiration zu hemmen und zu suspendiren, wenn solches Austreten von Gasen nur in die Unterleibshöhle, geschweige gar in die Brusthöhle geschähe. Ferner müfste ja dieses sodann auch in entgegengesetzter Richtung geschehen können, so dafs das atmosphärische Gas aus den Lungenzellen in den Brustfellsack austreten würde, wo wir auf den alten *Hambergischen* Irrthum zurückgeführt würden. Nie hat ein Physiologe derlei gesehen, und *Haller* hat schon *Hamberger's* und Anderer fehlerhafte Versuche und Schlüsse in dieser Hinsicht gehörig widerlegt.

Solche Irrsätze hätten vermieden werden können, wenn der Verfasser seine Wissenschaft nicht zu sehr überschätzt und das Gutachten des Physiologen über seine Ideen und Aussprüche zu Rathe gezogen hätte. So plausibel es auch dem Chemiker erscheinen mag, den Lebensprocefs als einfaches Eintreten und Austreten von elementaren Stoffen, als eine Zufuhr und Ausfuhr von einfachen Substanzen, worüber er eine statistische Tabelle entwirft, zu betrachten: der Phy

*) 1. Aufl. S. 110. 2. Aufl. S. 100.

Digitized by Google

siologe wird nie zugeben, dafs diese einfachen Stoffe in den lebendigen Umwandlungsprocessen frei zu Tage treten und unverhüllt eine Rolle spielen. Die Zersetzungen, welche bei den vitalen Processen vorkommen, erreichen den organischen Bildungsstoff nicht, welcher stets unversehrt in und neben denselben verbleibt. Nie und nimmermehr wird der Phönix aus der chemischen Asche entstehen! Auch wäre man längst, bedürfte es blofs des Stickstoffes und Kohlenstoffes zum Leben, auf die Erfindung gekommen, statt Fleisch, Brod und Zucker die Quintessenz derselben als Stickstoff und Kohlenstoff auszubieten und statt solide Speiseläden einfache Gasbuden anzulegen, wo jeder sich seinen Bedarf an Stickstoff zur Stillung des Hungers und von Kohlenstoff zum Schutz gegen Kälte einkaufen könnte. Es führt uns jedoch diese Polemisirung oder der Vorwurf, dafs der Verf. der organischen Chemie alles Heil von der zersetzenden todten Analyse allein erwarte, noch auf die Bemerkung oder den Tadel, dafs derselbe bei seinen Untersuchungen das Mikroskop gänzlich hintangesetzt und vernachläfsiget habe. Das Mikroskop oder die mikroskopische Untersuchung der in Zersetzung begriffenen thierischen Substanzen scheint uns aber das Mittelglied zu sein, welches die Physiologie und die Chemie einander näher bringt, uns gleichsam die Asche im Lebendigen und das noch Lebende in der Asche zeigt. Von der Einführung des Mikroskopes in die chemische Untersuchung glauben wir wenigstens die gröfsten Fortschritte der eigentlichen organischen Chemie noch hoffen zu dürfen.

Mayer.

V.

1. *Journal of the American Oriental Society. Vol. I. No. I. Boston*, 1843.
2. *An inaugural discourse on Arabic and Sanscrit literature in Yale College. Del. b. E. E. Salisbury. New-Haven*, 1843.
3. *A system of Greek prosody and metre for the use of schools and colleges, to which are appended: Remarks on Indo-Germanic analogies by Charles Anthon LL. D. Yay Professor of the Greec and Latin languages in Columbia college, New-York, and Rector of the Grammar School. New-York* 1842.

Wenn wir jede Ausbreitung der Wissenschaft zugleich auch als einen Fortschritt derselben bezeichnen können, so begrüfsen wir die eben genannten Schriften als einen solchen, da sie Zeugnifs geben, einmal davon, dafs ein Land, welches bisher noch wissenschaftlichen Forschungen ziemlich fremd geblieben war, sich nun auch denselben anschliefst, und einzusehen beginnt, dafs nicht alles, dessen unmittelbarer Nutzen nicht grade auf der Hand liegt, darum unnütz sei, dann aber auch davon, dafs es deutscher Geist und deutsches Streben vorzugsweise seien, die gleiche Bestrebungen in Nordamerika hervorgerufen haben, und uns daher auffordern, uns um die Weiterbildung unserer Anfänge in jenem Lande zu bekümmern, da der unläugbar grofse Vorsprung jenes Volks in allen praktischen Dingen dort gewifs die Wissenschaft mehr ins Leben einführen wird als dies bisher bei uns geschehen ist, und wir daher unsrerseits später vielleicht von dorther zu lernen haben werden.

Indem wir die genannten Schriften so eben als vorzugsweise den Bestrebungen in unserm Vaterlande nahe stehend und aus ihnen hervorgegangen bezeichneten, haben wir nur die eignen Gedanken der unter No. 1. genannten angegeben, die es an mehreren Stellen mit Wärme anerkennt, wie viele Zweige der Kenntnifs des Morgenlandes und unter diesen vor allen die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen desselben in Deutschland vorzugsweise Pflege erhalten, und zu Resultaten geführt haben, welche man vor dem nicht ahnte. Sprachforschung ist es daher vorzugsweise, welche sich die Gesellschaft, deren Journal wir hier erhalten, zum Ziele gesetzt hat, und die Statuten derselben art. II. sprechen sich näher dahin aus, dafs 1) die Bemühung um Weiterverbreitung der Kenntnifs asiatischer, afrikanischer und polynesischer Sprachen, 2) die Veröffentlichung von Abhandlungen, Uebersetzungen, Vocabularien und anderer auf diese Sprachen bezüglicher Werke Zweck der Gesellschaft sein sollen. Aufser den Statuten der Gesellschaft enthält dies Heft dann zugleich die Rede des Präsidenten derselben Herrn John Pickering in Boston, mit welcher die erste jährliche Sitzung eröffnet worden ist. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede, dafs da sie nicht ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sei, er manches darin jetzt populärer, als es vor einer Versammlung von Gelehrten angemessen sei, umgestaltet habe, und wir dürfen deshalb nur die allgemeinen Gesichtspuncte derselben hier mit ein Paar Worten angeben.

Der Vf. bestimmt das Feld für die Untersuchungen der Gesellschaft (p. 5) als das orientalische im weitesten Sinne des Worts, indem er nicht allein die Völker unter dem Namen orientalische begreift, welche bis auf den heutigen Tag den Orient bewohnen, sondern auch diejenigen einschliefst, welche ehmals ihre Sitze daselbst hatten und durch Krieg oder andere Ursachen aus ihren ursprünglichen Sitzen vertrieben wurden, aber ihren orientalischen Charakter erhalten haben und immer noch als Orientalen anzusehen seien. Es sei aber auch die Absicht, fährt der Verfasser fort, die Untersuchungen über den östlichen Continent bis zu den uncivilisirten Nationen, welche die verschiedenen Inselgruppen des indischen und stillen Oceans bewohnen, auszudehnen, um mittelst der so erhaltenen Materialien zu einer allgemeinen Ethnographie der Erde beizutragen.

Im folgenden giebt der Verf. dann einen allgemeinen Ueberblick über den Zustand unserer Kenntnisse von den genannten

Digitized by Google

Völkern und hebt als die wichtigsten derselben in der alten Welt die Egypter und Inder hervor, indem er jene zunächst bespricht. Nachdem er hier von den Resultaten der neusten Werke über die Entzifferung der Hieroglyphen gesprochen, theilt er einige Auszüge aus den bereits bekannten Briefen von Lepsius aus Aegypten mit, um zu zeigen, ein wie grofses Feld hier noch für die Untersuchung bleibe. Die Forschungen über die Sprachen der Berbern, Syriens, Kleinasiens, der kaukasischen Völkerschaften und Armeniens kurz berührend, spricht er dann von den Keilinschriften, wo er sagt, dafs diese Charaktere wie die ägyptischen Hieroglyphen lange Zeit die Geschicklichkeit der Alterthumsforscher verspottet hätten, dafs aber endlich das Genie und die Gelehrsamkeit Deutschlands, auf welches alle Nationen wegen der tiefen Forschungen dieser Art blickten, einen Schlüssel zu denselben gefunden hätten, und Grotefends mehrmals rühmend erwähnt; in einem Nachtrage werden dann auch Lassen und Burnouf gebührend genannt. Indem der Verf. dann Persien und Arabien bespricht, kommt er weiter zu Indien, wo er bemerkt, dafs durch die neueren Untersuchungen die Gränzen einer klassischen Erziehung (of a liberal education) so erweitert seien, dafs es nothwendig geworden mit der römischen und griechischen Gelehrsamkeit zugleich einen Theil der orientalischen zu verbinden. Hier geht er nun zu Bemerkungen über die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen über, und sagt, dafs es jedem Amerikaner zur Genugthuung gereiche, dafs jetzt einige seiner Landsleute sich in Deutschland, jenem geistvollen Boden für tiefe Gelehrsamkeit, befänden, um dort das Sanskrit zu studiren. In einer Anmerkung dazu erwähnt er, dafs der Verf. der unter 2) genannten Schrift, seitdem diese Rede gehalten ward, nach Amerika zurückgekehrt sei und eine reiche Sammlung orientalischer Manuscripte (hauptsächlich der früheren de Sacyschen Sammlung) sowie eine Sanskritbibliothek mit heim gebracht habe. Dann spricht er von der chinesischen und den polynesischen Sprachen und bemerkt, wie namentlich Hülfsmittel für dieselben durch die zahlreichen amerikanischen Missionäre, von denen nicht weniger als 150 eine klassische Erziehung genossen hätten, einerseits schon vorhanden, andrerseits noch zu erwarten seien.

Nachdem er dann die bisherigen Bemühungen der Nordamerikaner auf dem Felde der orient. Literatur durchgegangen, kommt er gegen den Schlufs auf die philologische Wirksamkeit des heutigen Englands zu sprechen, wo er die eigenen Stimmen der Unbefriedigung aus demselben, nämlich Citate aus englischen Schriften, anführt. Indefs ist auch hier ein regeres Leben für die Zukunft zu hoffen, seit sich vor etwa einem Jahre dort eine allgemeine philologische Gesellschaft zur Erforschung der sämmtlichen lebenden und todten Sprachen der Erde gebildet hat.

Schliefslich kommt der Verf. auf die Frage, die jemand aufwerfen möchte, zu welchem positiven Nutzen es führe, die Geschichte unserer Mitmenschen vergangener Zeiten aus fernen Gegenden zu kennen, und beantwortet sie dahin, dafs der praktische Nutzen freilich nicht immer und überall klar dargelegt werden könne, dafs es aber ein natürliches Bedürfnifs des menschlichen Geistes sei, Auskunft über seine Ausbildung von frühester Zeit an zu erlangen, und dafs es ehrenvoll und ein würdiges Streben sei, diesem Verlangen Genüge zu leisten.

Als Anhang enthält dies erste Heft der orientalischen Gesellschaft ein Verzeichnifs von Vokabularien, Grammatiken und Uebersetzungen, welche auf Kosten der amerikanischen Missionsgesellschaft gedruckt sind, sowie ein Verzeichnifs der über den Orient handelnden Reisebeschreibungen von Nordamerikanern. Zuletzt werden noch einige Auszüge europäischer Journale über orientalische Literatur gegeben.

In der unter No. 2 genannten Schrift giebt der bereits genannte Verf, der sich vor einigen Jahren zum Zweck indischer und arabischer Studien in Europa und namentlich auch bei uns aufhielt, einen Ueberblick über die Entwickelung der arabischen und indischen Literatur, in welchem er zeigt, mit welchem Eifer er sich diesen Studien seit der kurzen Zeit, wo er sie begann, hingegeben. Diese Rede ist zugleich der Beginn zur Einführung dieser Studien auf der Universität zu New-Haven, an welcher der Verf. jetzt für dieselben als Professor angestellt ist, und wir dürfen somit in ihm den ersten officiellen Vertreter der Sanskritliteratur in Nordamerika begrüfsen. Möge das ernste Streben des Verf.'s ihm bald recht viele Zuhörer zuführen, und so die Kenntnifs der Zustände weiteste Verbreitung erhalten, welche mit denen der Israeliten und Aegypter uns als die ältesten in der Geschichte bekannten entgegentreten, und dadurch, dafs sie mit denen der europäischen Völker in ältester Zeit in mannigfachem Zusammenhange waren, auf die Entwickelung auch dieser ein nicht geringes Licht verbreiten.

Die unter No. 3 genannte Schrift ist eigentlich ein Anhang zu des Verf.'s Grammatik der griechischen Sprache, den er nur gesondert erscheinen liefs, um die Ausdehnung jenes Werks nicht allzusehr zu vergröfsern. Nachdem der Verf. die griechische Metrik ausführlich behandelt hat, giebt er von S 189—270 eine gedrängte Darstellung der vergleichenden Grammatik bis zu den Personalendungen des Verbums. Aus dem Schlufs, wo der Verf. sagt „wir haben jetzt die Gränze, welche wir uns in der Verfolgung unserer gegenwärtigen Untersuchung gesetzt hatten, erreicht", sollte man schliefsen, dafs Herr Anthon hier selbstständige Forschungen gebe, allein wir haben diese in dem Buche nicht entdecken können, müssen im Gegentheil bemerken, dafs derselbe sich stets an fremde Arbeiten hält, und dafs der Hauptinhalt des Buches ein meist wörtlicher Auszug aus Bopp's vergleichender Grammatik bis zum Schlufs des dritten Heftes sei. Herr Anthon hat zwar auch die Werke von Pott, Prichard (the eastern origine etc.), Eichhoff (Parallèle des langues), Mérian (Principe de l'étude comparative des langues) u. a. gelegentlich benutzt und angeführt, allein wir haben doch nirgends eine selbstständige Ansicht, aufser dafs er vielleicht hier und da einmal ein einzelnes Wort zur Vergleichung einschiebt, gefunden. Die Zusammenstellung der bereits genannten Werke, aus denen der Verf. seine Bemerkungen entnimmt, zeigt dann, dafs er noch nicht zu festen kritischen Ansichten über die Grundsätze der vergleichenden Grammatik gekommen sei, und das ist auch der Grund, der es ihm möglich machte, die bis jetzt ganz haltlosen Grundsätze von einer allen Völkern der Erde gemeinsamen Ursprache an die Spitze seiner Zusammenstellung zu setzen. Daher finden wir demnach auch Sätze wie den, dafs der Wechsel der Vocale so häufig vorkomme, dafs er bei der Vergleichung der Sprachen und Dialekte ganz und gar nicht in Anschlag gebracht werden könne, und dafs auch die Consonanten alle miteinander wechselten, wofür Belege aus allen möglichen Sprachen gegeben werden, ohne dafs der Verf. angäbe, dafs ein Wechsel der Laute nur nach bestimmten Gesetzen statt finde.

So gern wir daher in dem Buche des Herrn Anthon das Bestreben die Resultate der vergleichenden Grammatik seinen Landsleuten in kurzem Ueberblick zugänglich zu machen anerkennen, so wenig können wir doch diese das wahre mit dem falschen vermischende Methode derselben gut heifsen, und wollen hoffen, dafs die in den Schriften No. 1. und 2. besprochenen Bestrebungen ihn bald auf eine richtigere Bahn führen werden, zumal es wenigstens Anerkennung verdient, dafs er, der einer Richtung angehört, die sich bei uns vorzugsweise die klassische zu nennen beliebt, doch nicht einer so ausschliefslichen Tendenz huldigt und den Blick für ausgedehntere Forschungen offen behalten hat.

Wir wünschen schliefslich dem neu erwachten Streben für die Belebung der Kenntnifs des Orients in Nordamerika den besten Fortgang und werden uns freuen, wenn wir recht bald an selbstständige Forschungen von dort zurückkommen können.

A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

VI.

Elegie scielte di Properzio ed elegie di Tibullo, volgarizzate dal Marchese Antonio Cavalli di Ravenna. Con note. Torino, stabilimento tipografico Fontana. 1842. *VIII. u.* 455 *S. gr.* 8.

Man ist gewohnt, die Beschäftigung der neueren Italiäner mit der classischen Literatur sehr gering anzuschlagen and ihnen, mit wenigen Ausnahmen, Gründlichkeit, wissenschaftliche Strenge und Unbefangenheit abzusprechen. Und allerdings scheinen sie sich gegen die von Deutschland ausgegangene lebendigere und freiere Bewegung auch auf diesem Gebiet abzuschliefsen, zufrieden in dem Wiederschein des Ruhmes zu leben, der wie ein sichres Erbtheil früherer Jahrhunderte auch ihnen, wie sie meinen, noch immer zu Gute kommt. Allein so allgemein gefafst hört das Urtheil auf gerecht zu sein und wird zum Vorurtheil. Wer wird es läugnen, dafs, verglichen mit der grofsartigen Thätigkeit und der fruchtbaren Begeisterung für die Alterthumsstudien im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, die heutige Philologie in Italien gering und arm erscheint: Texteskritik, genaue Benutzung der Manuscripte ist in der Regel die kleinste Sorge, sie wird neidlos den Ausländern überlassen; von griechischen Autoren werden gemeinhin die lateinischen Uebersetzungen wie die Autorität des Schriftstellers selbst citirt; Ausgaben mit weitläuftigen Sachcommentaren sind die gesuchtesten: die Philologie hat ausschliefslich die Richtung auf das Reale und Historische. Aber dafs eben nach dieser Seite hin Italien sehr verdienstvolle Gelehrte auch in der neueren Zeit gehabt hat und noch besitzt, ist eine nicht genug anerkannte Thatsache. Der patriotische Eifer, von welchem Forschungen dieser Art jetzt immer häufiger in Italien hervorgerufen und durch vereintes Streben und oft mit nicht geringen Opfern gefördert werden, läfst im näheren Umgange mit Männern, die ihnen ihr Leben gewidmet haben, Einseitigkeiten und den nachwirkenden Mangel gründlicher Schulbildung leichter übersehen; man freut sich einer Gelehrsamkeit, die sich nicht isoliren mag, sondern vor Allem bemüht ist, an das wirkliche Leben anzuknüpfen. In diesem Sinne wird Manchem das dankbare Zeugnifs des früh verstorbenen W. Abeken in seinem jüngst erschienenen Werk über die Denkmale von Mittelitalien willkommen gewesen sein, wo er den Beistand und die Belehrung der Männer rühmt, deren Eifer für vaterländisches Alterthum, zwischen amtlichen Geschäften und Widerwärtigkeit in stillen Lucubrationen genährt, vom Staate weder unterstützt noch belohnt, blofs in sich selbst und in der Anerkennung der Gleichgesinnten die schönste Befriedigung findet.

Dafs die Regierungsverhältnisse der einzelnen Länder auf Maafs, Richtung und Charakter dieser Bestrebungen von dem entschiedensten Einflufs sind, bedarf keiner Ausführung: es kann nicht auffallen, dafs man im Allgemeinen Freiheit und Regsamkeit in wissenschaftlicher Forschung verbreiteter z. B. in Florenz und Neapel findet, als in Rom selbst, einerseits weil unleugbar im Kirchenstaate wirklich gröfsere Hindernisse und bestimmtere Schranken diesen Studien gesetzt sind, aber auch weil die neueren Römer mit einer auch sonst vielfach wahrnehmbaren Ruhe und Selbstgenugsamkeit sich freiwillig abschliefsen und einen Zusammenhang mit der ausländischen philologischen Literatur für entbehrlich halten, während in jenen andern Städten eine entschiedene geistige Beweglichkeit nicht zu verkennen ist, die mit Verlangen nach wissenschaftlichem Verkehr gerade auf Deutschland schaut; in Folge dessen man in Neapel und selbst auf Sicilien bisweilen einer höchst überraschenden Bekanntschaft mit neueren deutschen histo-

Digitized by Google

rischen, philologischen und archäologischen Werken begegnet. —

Doch eine ganz andere und besondere Art classischer Bildung ist es, zu deren näherer Betrachtung durch vorstehende allgemeine Bemerkungen überzuführen geeignet schien. Zahlreicher als in andern Ländern finden sich nämlich in Italien, zumal unter den alten adligen Familien des Landes, diejenigen Männer, welche den Gelehrten und den Weltmann geschickt vereinigend, bald ernst gemeinten Studien einen grofsen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens widmen, bald in philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit einen wohlanständigen Luxus und bisweilen eine Art Ersatz für den immer mehr schwindenden aristokratischen Glanz suchen. Beschäftigung mit den Classikern, und fast ausschliefslich mit den römischen, als vaterländischen, gehört auf diese Weise mit zu den vornehmen Liebhabereien: man versucht sich in Uebersetzungen, Nachahmungen u. dgl., und die grofse Theilnahme des Publicums begünstigt und erhebt diesen Dilettantismus oft über alle Gebühr. So ist denn allmählig eine nicht unbedeutende Zahl von Uebersetzungen der römischen Dichter entstanden; sehr geschätzt ist unter andern die des Horaz von dem vor Kurzem in Sicilien verstorbenen Grafen Gargallo Grimaldi: und sie verdient Auszeichnung, sowohl wegen der treuen und gewandten Uebersetzung, als wegen der, wenn nicht gelehrten, so doch feinen und geistreichen Bemerkungen. Neuerdings hat die Uebersetzung des *Properz* und *Tibull* vom Marchese *Cavalli* in Ravenna viel Lob in Italien gefunden. Sie mag hier zu dem Versuch dienen, diese Art von Uebersetzungen und von Gelehrsamkeit überhaupt zu charakterisiren.

Die Schrift ist, wie alle der bezeichneten Art, äufserlich sehr schön ausgestattet: die Verfasser setzen eine Ehre darein, so elegant wie möglich zu erscheinen; denn von Gewinn kann schon bei dem ganzen Zustande des italiänischen Buchhandels in solchen Fällen nie die Rede sein. Viele einzelne der übersetzten Elegieen waren früher schon gedruckt, hier sind sie zum ersten Mal vereinigt, vermehrt, verbessert, und das Ganze dem Könige von Sardinien dedicirt. Aber auch in dieser Vereinigung ist es nur eine Auswahl, indem eine, im Ganzen aber geringe, Anzahl solcher Gedichte übergangen ist, die dem Verf. das Schicklichkeitsgefühl zu übertragen verbot, wiewohl man nicht sagen kann, dafs dies ein gleichmäfsig befolgter Grundsatz wäre; denn einige Elegieen sind aus sonstiger Willkür weggelassen, und andere wieder mufs man sich wundern in dieser guten Gesellschaft anzutreffen. Bei einer solchen nach subjectiven Beweggründen eingerichteten Auswahl, noch mehr aber bei der ganzen übrigen Behandlungsweise möchte es scheinen, dafs man Unrecht thun würde, einen streng wissenschaftlichen Mafsstab an das Werk zu legen; aber der Verf. selbst giebt diesen Anspruch keineswegs auf: ob er wirklich dazu berechtigt ist, wird sich sehr bald zeigen lassen. Obgleich er nämlich die Forderung philologischer Genauigkeit in seiner Arbeit erfüllt zu haben meint, so findet man doch von selbständiger Forschung, ja von eigenem Urtheil im Grunde keine einzige Probe; er kann lediglich auf das Verdienst Anspruch machen, die Form in der Uebersetzung sorgfältig und geschickt ausgebildet zu haben, obschon die Wahl des Metrums keine sonderlich glückliche zu nennen ist: es sind Terzinen, die in sehr vielen Fällen die verfehlte Uebersetzung mit veranlafst haben. Um alles Andere, was über die Schönheit der Form hinausgeht, den Vorzug von Lesarten, Erklärung schwieriger Stellen, oder gar den Zusammenhang verschiedener Gedichte unter einander, also um ihre Anordnung, um die Chronologie, ist er gänzlich unbekümmert. Ueber jedem Gedichte steht ein Argument, beim Properz nach Vulpius und Barth, ohne dafs sie genannt sind, beim Tibull weniger abhängig, und darum leichter unrichtig, z. B. über der Elegie Ibitis Aegeas: Infermossi Tibullo, quando in compagnia di Messala navigava alla battaglia d'Azio, was zu schreiben schon der erste Vers des Gedichtes hätte verbieten sollen. Der Uebersetzung zum Grunde liegt dann und wird mit unglaublicher Pietät festgehalten der Text und die Eintheilung Scaligers bei Properz und Tibull, so dafs also bei diesem auch noch alle die willkürlichen Transpositionen verschiedener Theile der Gedichte zu finden sind; spätere Ausgaben, zumal die der neuesten Zeit, sind dem Herausgeber unbekannt oder gerade im Wesentlichen gleichgültig: Scaliger war ein so grofser Philolog, ist noch immer ein so gefeierter Name, also warum von ihm abgehen? Das ist italiänische Stabilität: Ignoriren des Fortschritts das leichteste Mittel mit ihm fertig zu werden. Aufserst selten sind Fälle wie bei Prop. el. 4, 7 (Lachm.

Digitized by Google

quantunque nell' ordine dei distici siasi quasi sempre seguita la lezione dello Scaligero, pure in quest' elegia si è prescelta quella che dal Volpi e da Kuinoel è giudicata migliore; freilich ohne weitere Begründung. Aehnlich heifst es einigemal in den Anmerkungen: si è seguita qui la lezione del Kuinoel, perchè piu naturale. Dergleichen kann bei der überwiegend unkritischen Art, wie die Uebersetzung mit dem Text umgeht, nur als ein Versuch angesehen werden, hin und wieder den wissenschaftlichen Schein zu retten, und ist immer ganz willkürlich; denn an andern auffallenderen Stellen findet man gewifs immer das Alte und Veraltete, also z. B. Prop. 3, 34. 39, wo längst Aeschyleo cothurno aufgenommen ist, liest man hier noch nach Scaliger: al coturno d'Achille.

Doch die allgemeine Beschaffenheit der Uebersetzung zeigt auch im Uebrigen bald, dafs es unnütz ist, schwierige Stellen der Auffassung wegen nachzusehen: es ist weniger eine Uebersetzung als eine Umschreibung, bei der man nicht blofs die Worttreue Preis geben mufs, sondern auch Sinn und Zusammenhang in sehr vielen Fällen so leichtfertig behandelt sieht, dafs in den allgemeinen Redensarten alle Kraft des Individuellen zu Grunde geht, die Schwierigkeiten umgangen und oft etwas ganz Fremdartiges substituirt wird. Eine freie Uebersetzung wäre ja nicht ohne Weiteres zu verwerfen und hätte hier an dem einmal gewählten Metrum schon eine gewisse Entschuldigung, abgesehen davon, dafs es die Sprache selbst den Italiänern fast eben so sehr wie den Franzosen erschwert oder unmöglich macht, bei Uebertragungen alter Schriftsteller etwa in Vossischer Weise genau zu sein. Aber zu diesen Hindernissen, die in der Sprache liegen, kommt eine fast grundsätzliche geringe Achtung vor der Integrität des Autors, wie sie jetzt in Deutschland kaum noch möglich wäre: doch selbst diese Freiheit könnte für das, was sie vorenthält, durch Geist und sinnreiche Wendung des Gegebenen entschädigen, wie es bisweilen in der erwähnten Horazübersetzung von Gargallo geschieht; hier fehlt aber auch dieser Ersatz. Von einem bestimmten Charakter kann so wenig wie von Methode und Princip die Rede sein: das Gewöhnlichste ist eine ganz allgemeine dem Sinn nachtastende Umschreibung; daneben finden sich aber auch ganz buchstäbliche Uebersetzungen, und sogar eine, keineswegs ungezwungene, Anwendung des aus dem Lateinischen stammenden italiänischen Ausdrucks; aber diese Art von Genauigkeit nimmt sich nur wie eine gelegentliche Spielerei aus.

Einige Beispiele mögen das Gesagte bestätigen. Da ein Distichon immer in einer Terzine wiedergegeben wird, mufste die Uebersetzung nothwendig weitläuftiger werden, und eben so nöthigten die drei gleichen Reime zu allerlei willkürlichen Zusätzen oder zu leeren Wiederholungen. Wie Prop. 1, 18. 16. lumina turpia lacrimis übersetzt wird durch: in lagrime sepolto ciglio, *ove resiede Amore*, kommt Unzähliges vor.

Pr. 1, 5. 23:

Nec tibi nobilitas poterit succurrere amanti:
Nescit Amor priscis cedere imaginibus.
Non la tua fiamma trovera mercede
Per chiaro sangue, o per famoso ingegno:
Ad immagini avite amor non cede.

was wegen der Kürze, mit der der Pentameter wiedergegeben ist, zugleich ein seltenes Beispiel ist.

Pr. 1, 14. 17:

Illa potest magnas heroum infringere vires,
Illa etiam duris mentibus esse dolor.
Ella dei grandi eroi le forze doma
Ella ai sofi più austeri infligge doglia,
E ne ghermisce la superba chioma.

Tibull. 4, 2. 10.

Seu compsit, comptis est veneranda comis.
Se con le treccie adornasi la testa,
Sembra la diva della terza stella.

So geht in den Uebertreibungen der einfache Sinn verloren, das Meiste erscheint gegen das Original geputzt und überladen. Doctae Musae sind hier le Muse vittrici in tutte prove.

Pr. 3, 18. 3:

Si quid vidisti, semper vidisse negato:
Aut si quid doluit forte, dolere nega,
Quanto vedesti d'aver visto nega,
E il duol racchiudi, se con viso altero
Ella menzogne a discolparsi allega.

Tib. 1, 1. 11:

Nam veneror, seu stipes habet desertus in agris
Seu vetus in trivio florea serta lapis.
Se ritto ceppo ne le ville io mai
Vidi o nei trivi qualche pietra antica
Di ghirlande onorata, mi prostrai.

wobei in den Anmerkungen desertus noch durch defixus erklärt wird, was man für längst beseitigt halten sollte. — Tib. 1, 5. 33: Et tantum venerata virum hunc sedula curet (Delia Messallam): a l'uomo,

Digitized by Google

che tanta luce intorno spande, was der idyllischen Schilderung gänzlich widerspricht. Ebendaselbst wird durch die unrichtige Uebersetzung v. 25:

Consuescet numerare pecus, consuescet amantis
Garrulus in dominae ludere verna sinu.
E sul grembo di lei, che mi vagheggia,
Imparera il mio servo pargoletto
Giocosamente a noverar la greggia.

zugleich die ursprüngliche Schönheit verwischt; und kurz vorher: Pressaque veloci candida musta pede bezieht er die beiden Adjectiva auf den Fufs; dergleichen Ungenauigkeiten man in poetischen Uebertragungen leicht entschuldigt, wo die Abweichung eine gröfsere Anschaulichkeit hervorbringt: aber in diesem Fall braucht es der Uebersetzer, weil er sich schon vorher die andre Willkürlichkeit erlaubt hat, das Keltern der Delia selbst zuzuschreiben. — Beispiele, wie das lebendig und malerisch Individuelle in eine prosaische Allgemeinheit übersetzt wird, finden sich auf jeder Seite. Gleich im Anfang,

Pr. 1, 1. 3:

Tum mihi constantis deiecit lumina fastus
Et caput impositis pressit Amor pedibus.
Allor domato il mio fasto si arrese;
Andai con gli occhi bassi, e il Dio d'amore
Sul mio capo versò ben mille offese.

Pr. 1, 7. 23:

Nec poterunt iuvenes nostro reticere sepulcro:
Ardoris nostri magne poeta iaces.
Nè garzone sara, che non si degni
Di dir passando avanti alla mia tomba:
Salve, o poeta, che ad amar ne insegni.

Wie viel schöner ist Tib. 1, 2. 98: Quid messes uris acerba tuas? gegen das leere: che mi sterpi con mano crudele? und 2, 1, 38: his vita magistris Desuevit querna pellere glande famem, gegen: cibo di ghiande non è piu in costume. Aehnlich prosaisch abgeschwächt:

Tib. 1, 7. 57:

Nec taceat monumenta viae, quem Tuscula tellus
Candidaque antiquo detinet Alba Lare.
Nè fia giammai, che da la mente cada,
A chi d'Alba e da Tuscoli si parte,
La costrutta per te novella strada.

und noch viel mehr 3, 8. 29:

At vobis Tuscae celebrantur numina lymphae,
Et facilis lenta pellitur unda manu.
I puri fonti del suolo Toscano,
O cari amici, voi lodate a cielo,
E vi notate con esperta mano.

Gleich darnach die Unterscheidung von erimus und fuisse durch etwas Entsprechendes wiederzugeben, war dem Uebersetzer auch nicht möglich. — Das Schicklichkeitsgefühl, von dem geleitet er nun auch einzelne verfängliche Stellen frei behandelt, ist mindestens ein höchst unklares, und bringt in diese antiken Elegiker oft eine moderne phrasenreiche Sentimentalität. Und was hilft es auch z. B. im Argument amicizia statt amore zu setzen, wenn das Gedicht selbst kein Wort von Freundschaft, sondern nur von Liebe spricht; oder z. B. dulcissima furta durch desiri intesi wiederzugeben? Sehr mifsrathene Versuche einer solchen willkürlichen und höchst inconsequenten Umwandlung finden sich namentlich im Properz. Dafs es nach allem Diesem endlich an mifsverstandenen und falsch übersetzten Stellen nicht fehlen wird, setzt man wohl ohne Weiteres voraus. Geringe Versehen nicht zu erwähnen, so sind doch Fälle erheblich, wie:

Pr. 3, 26. 25:

Nam mea quum recitat, dicit se odisse beatos:
Carmina tam sancte nulla puella colit.
Anzi afferma, leggendo il mio volume,
Che i ricchi ell' odia: nulla donna ha sciolto
In Pindo il volo con piu sante piume.

u. 1, 8. 16:

Crudelem infesta saepe vocare manu.
— al mio crine portar la mano infesta.

1, 1. 17:

In me tardus Amor non ullas cogitat artes,
Nec meminit notas, ut prius, ire vias.
Codardo in me si è fatto amor; non arte,
Non ingegni mi trova: assai lo invoco;
Ma da l'usato stil non si diparte.

Tib. 1, 7. 23:

Nile pater, quanam possim te dicere causa
Aut quibus in terris occuluisse caput?
O Nilo padre, chi mai fia, che tenti
Lodar te grande, se nascoso è dove
Ti piaccia derivar le tue sorgenti?

Doch für den Zweck dieser Anzeige ist es unnöthig die Proben unrichtiger und verfehlter Auffassung zu vermehren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Elegie scielte di Properzio ed elegie di Tibullo. volgarizzate dal Marchese Antonio Cavalli di Ravenna.

(Schlufs.)

Dafs nicht einige Gedichte gelungener übersetzt wären, wird damit nicht geleugnet; mehrere sind unverkennbar mit Gefühl für die Schönheit des Originals wiedergegeben, z. B. Prop. el. 1, 2., zum Theil auch el. 3. Allein einige glücklich getroffene Stellen sind kein Beweis von Uebersetzungskunst, und geschickte Wendungen und wohlangebrachte Bilder können den durchweg mangelnden dichterischen Geist nicht ersetzen.

Schliefslich noch einen Blick auf die jedem Gedicht beigegebenen Anmerkungen. Man wird von ihnen nach allem Bisherigen keine eigentliche Unterstützung des Verständnisses erwarten. Sie sind gröfstentheils inhaltsarm und unzureichend; vor Allem aber fehlt es an Einheit des Plans: es ist eine willkürliche Mischung von allerlei ungleich vertheilten Notizen über das Historische und Mythologische, zu denen besonders die Alexandrinische Gelehrsamkeit des Properz treffliche Gelegenheit bot. Schwierige Dinge bleiben unerklärt, und Allbekanntes, besonders die kleinen Geschichten aus der Mythologie, werden nach der Tradition in alten Compendien mit Vorliebe erzählt. Für den populären Gebrauch möchte das immerhin passend und nützlich sein, wenn nur nicht immer wieder der geborgte Schein von Gelehrsamkeit dem Buche doch eine höhere Bestimmung anweisen sollte. Der Verf. geht so weit über das volgarizzare hinaus, dafs er eben auch zu dem lateinischen Text philologische Anmerkungen versucht: die Autorität griechischer und lateinischer Schriftsteller wird vielfach erwähnt, Belegstellen für die Bedeutung eines Wortes angeführt, wo es freilich nie der Rechtfertigung bedarf; aber es heifst dann ausdrücklich: ho portate queste citazioni per giustificarmi dell' aver tradotto. — Sogar griechische Stellen kommen wörtlich vor, z. B. in der Nachweisung von Etymologieen; aber dergleichen Versuche sind schon im Druck fast sämmtlich verunglückt. Eine gute, nur dort nicht hingehörende, Auseinandersetzung über die Bücherrollen bei den Alten theilt der Verf. S. 395 aus dem Briefe eines Freundes mit, an den er sich deshalb gewandt hatte, während eigne Kenntnifs in der Sache leicht zu erwerben war. — Mancherlei findet man ausführlich besprochen, wozu der Text keine Veranlassung, sondern nur einen äufsern Anknüpfungspunct darbietet; z. B. wo in dem Gedicht eine mythologische Person erwähnt wird, geben die Anmerkungen in müfsiger Breite oftmals gleich die ganze Geschichte derselben und eine allegorische Deutung des Mythos obenein. Veraltetes und Irrthümliches findet sich daher nicht selten, namentlich auch in geographischen Dingen; daneben Vieles, das durch die Fassung vage und mifsverständlich wird. Wohl jede Seite der Anmerkungen bietet ungesucht irgend eine Probe dieser Mängel dar; z. B. bei avecta externis Hippodamia rotis: cioè sopra un carro, che era stato fatto nella Frigia, ove si lavoravano i migliori cocchi del mondo. — Tibull. 2, 3. 47. ist von Samischem Thongeschirr die Rede. Die Anmerkung beginnt: Samo, isola del mare Icario, ove si narra che Giunone nascesse, fosse educata e fatta moglie di Giove. Samo fu la patria di Pitagora, che per questo fu chiamato il vecchio di Samo. Si dice che ivi fossero fatti i primi vasi di terra cotta, che servivano per l'uso giornaliero delle mense frugali, etc. — Bei geographischen und historischen Notizen verfährt er am sorglosesten, z. B. Hypanis: fiume della Scizia, ora Polonia. — Il Carpazio, mare procelloso tra l'Egitto e Rodi. — Delfi era una città dell' Acaja. — Acheloo, fiume del Epiro. — I Britanni e i Belgi, popoli delle Gallie, che da-

Digitized by Google

gli antichi scrittori sono tolti l'uno per l'altro. — La Caria era una provincia della Doride. — L'ara massima, fondata da Ercole nel foro Romano. — So läfst er die Sueven vom Marius, den Mithridates in Thracien vom Pompejus besiegt werden. — Andromeda fu liberata e sposata da Teseo. — Tolomeo, padre di Cleopatra, fu detto auleto, perchè era suonatore di flauto. — Zu Tib. 1, 7. 47. ein Irrthum über die mystische Ciste: in una cesta, cha stava ai piedi del simulacro di Osiride, si contenevano scritti i maggiori segreti della religione e delle scienze egiziane. — Propert. 3, 24. 29. liest er noch immer Cretaei, und versteht darunter den Epimenides, von dem es dann heifst: fu autore di un libro sulla deformità dei vizi umani, e visse lunghissimamente. — La geometria nacque dal bisogno, che gli Egiziani ebbero di misurare i terreni coperti dalla belletta del Nilo. Noch leerer sind durch ihre unbestimmte Allgemeinheit Anmerkungen dieser Art: Bei den alten Römern gli uomini dediti ai piaceri vagavano inghirlandati di rose, di mirte e di ellera. — La speranza era tenuta per compagna del genio buono di ciascuno, e credevasi che progesse conforti nelle difficolta della vita.

Ueberzeugt man sich also leicht, dafs durch Schriften dieser Art das Studium der Classiker um nichts gefördert wird, und dafs sie auch als Versuche, dieselben zu popularisiren, keine Anerkennung verdienen, so mufs man doch andrerseits so gerecht sein, aus ihnen kein allgemeines Maafs für die Schätzung der Alterthumswissenschaften in Italien hernehmen zu wollen. Es sind „Musarum otia honesta", die als solche von den Freunden der Verfasser mit lautem Beifall begrüfst, und von Einsichtigen dort immer mit viel gröfserer Schonung beurtheilt werden, als sie es ihrem wahren Gehalte nach verdienen.

L. Wiese.

VII.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen. London, 1838.

Nicht leicht hat seit der Begründung der Sanskritstudien in Europa ein bedeutenderes Werk die Presse verlassen, denn wir mögen es von Seiten seines Inhalts oder von Seiten der tiefen Forschungen desjenigen, der es zur Erscheinung brachte, betrachten, in beiden Rücksichten werden wir uns gestehen müssen, dafs in der Kenntnifs des indischen Altertums durch dasselbe eine neue Epoche begründet wird. Aber je mehr sich uns diese Ueberzeugung aufdringt, um so tiefer wird uns auch das Gefühl des Schmerzes über den Verlust dessen ergreifen, der ein solches Werk mit allen Kräften während einer Reihe von Jahren pflegte, mit dem, wenn wir die Schätze welche er mit sich genommen nach den Kleinoden die er zurückliefs messen mögen, und gewifs dürfen wir das, ein für uns fast unersetzbarer Reichtum mit in die Gruft getragen wurde; denn werden auch viele seine herrlichen Bemühungen aufnehmen, und wird die Zukunft alles wieder an's Licht führen, was jetzt verloren ging, denn nichts wahrhaft Bedeutendes ist noch jemals verloren gegangen, so wird es doch der Zeit, und einer langen bedürfen, um alles wieder so in einen Brennpunct zusammenzuführen, von dem aus Licht und Wärme über den Theil des indischen Altertums ströme, den sich Rosen für seine ganz besondre Pflege ausersehen. Gleich nach seiner Ankunft in London, wohin er als Professor der orientalischen Sprachen an der neu begründeten Londoner Universität berufen wurde, waren es die Vedas, deren Durchforschung er seine Zeit hauptsächlich widmete, und bald trat als Vorläufer des jetzt zu besprechenden Werks sein Rig Vedae specimen hervor (1830), in welchem er zeigte, was in diesem Theile der Literatur von ihm zu erwarten sei. Endlich nach acht Jahren war das Werk zum Drucke reif, aber es war Rosen nicht mehr vergönnt es zu vollenden, mitten in der Arbeit ward er in der Blüte der Jahre durch einen schnellen Tod hinfortgerissen und von den acht Büchern des Rigveda liegt uns nur eines vollständig mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, welche noch einen Theil des 31ste Hymnus besprechen, vor. Aber auch so unvollendet ist es doch von einer grofsen Bedeutung, und es bleibt ihm der Ruhm die Bahn für alle gebrochen zu haben. Wir wollen deshalb im Folgenden, was wir am Buch eigentlich haben, mit gedrängten Zügen zu entwerfen suchen.

Sehen wir auf die Entwicklung des indischen Lebens, die uns in den epischen Gedichten und den Werken der späteren Zeit entgegentritt, so finden wir hier das indische Volk bereits auf einer hohen Stufe der Bildung, und wir werfen uns die Frage auf, welche

Digitized by Google

die Anfänge waren, aus denen alles das hervorging; diese Werke selbst weisen uns aber an unzähligen Stellen auf die Anfänge zurück, indem sich jeder, der seinen Glauben, sein Recht, eine Sitte stützen will, auf die Çruti und die Smriti, auf den Veda und Manus Gesetze stützt. Wie nun aber die ganze Literatur der Inder vorzugsweise eine religiöse genannt werden kann, und das zuletzt genannte Buch des Manus als göttlicher Offenbarung entstammend sich selbst bezeichnet, so ist es deshalb die ganze Fülle dieser Offenbarung, zu der wir, um eine klare Einsicht in die besondern Erscheinungen des indischen Lebens zu haben, zurückgehen müssen, und diese finden wir in den Veden und den Upanischads. Von diesen erhalten wir hier zwar nur ein Bruchstück, aber ein kostbares, das den Schleier nicht nur von einzelnen Geheimnissen des indischen Lebens zieht, sondern auch ein neues Licht über Gestalten verbreitet, die wir bereits im hellsten Glanze zu sehen meinten; nicht der Schöpfung des indischen Himmels allein schauen wir hier zu, sondern es sind sogar zuweilen Götter der gesammten indogermanischen Völker, die uns oft in neuer, bisher nicht gekannter Gestalt entgegentreten, deren ursprünglichstes Wesen uns erst hier klar wird. Wem daher die Anfänge des Ahnens von der Gottheit bei diesen Völkern nicht gleichgültig sind, und wie wäre das möglich in einer Zeit, wo das Wissen von derselben eine neue Form sich zu erringen strebt, wo alles was Glauben und Wissen betrifft mit schöner Wärme, oft mit glühender Kampflust für das einmal als wahr Erkannte ergriffen wird, der wird diese Quellen, die ihn gewissermafsen auch auf seine Anfänge zurückführen, mit Freude begrüfsen und die von ihnen gewährten Resultate zu seinem Eigentum zu machen bereit sein. — Wie nah sich dies Wesen und die Namen einzelner Götter der indogermanischen Völker stehen, hat Referent bereits an einem Beispiel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum nachgewiesen; als Resultat stellte sich dort heraus, dafs der homerische Ζεὺς πατήρ, der römische Juppiter, der indische Djaus pitâ und der deutsche Ziu *eine* Gottheit waren, deren Wesen sich am besten durch das noch der späteren indischen Sprache erhaltene Wort djaus der Himmel erklärte. Diese Auffassung, nach welcher der Gott als Inbegriff der verehrten Naturerscheinungen auftritt, wird in den drei ersten Sprachen noch durch manche Wendungen unterstützt, und dem Referenten ist es demnach für den obersten Gott der genannten Völker unzweifelhaft, dafs er kein ursprünglich ethischer Begriff, sondern der als Gott verehrte Himmel mit seinen Erscheinungen sei. Wie dieser Begriff noch näher zu bestimmen sei, ob namentlich Sonne, Mond und Sterne in den Bereich seiner Macht gehören, oder er allein die Wolkenregion mit Blitz und Donner umfafst, bleibe weiterer Forschung überlassen; hier genüge die Feststellung des Grundsatzes für die Gottesverehrung jener Völker, dafs sie sinnliche, ihnen gewaltig gegenübertretende Naturerscheinungen doch als persönliches, geistiges Wesen zu ihrem *obersten Gott* machen, woraus wir wohl mit Recht schliefsen dürfen, dafs auch viele der übrigen Göttergestalten eine ähnliche Erklärung finden müssen. Doch das weiter zu verfolgen ist hier nicht der Ort, und wir wenden uns daher zu den Göttern der Vedas und zunächst zu denen des Rigveda zurück. Ueberall tritt uns hier die Verehrung der sinnlichen Natur entgegen, doch ist sie überall als die geistig belebte und in Einzelwesen selbständig besonderte gefafst; die einzelne Erscheinung ist die That irgend eines Gottes, und selbst wo man hie und da meinen möchte, dafs nur von der Naturerscheinung als solcher die Rede sei, tritt an andern Stellen die Auffassung von einem persönlichen Wesen deutlich hervor. Ich will hier nur ein Beispiel, das unzählige Male wiederkehrt, anführen: Indras, der in der späteren Mythologie als König des Himmels und der dreizehn Götter auftretende Gott, wird in vielen Hymnen dargestellt als der, welcher den Blitz gegen die Wolke schleudert, dafs sie sich öffnet und den fruchtbringenden Regen auf die Erde hinabsendet; diese Wolke (unter andern auch Vritras, der Verhüller, genannt) tritt aber in andern Hymnen als ein persönliches Wesen, Vritras genannt, auf, das sich in dieser Wolke verbirgt, sich mit ihr umhüllt in seinem Kampfe gegen den Indras, und von ihm erschlagen wird, sie stirbt durch den Blitz, ihr Körper fällt als Regen zur Erde und nun führt er die Sonne am Himmel herauf, dafs sie das All erblicke (h. 51. v. 4, 52. 8, 54. 10 u. s. w.). — Der mächtigen Naturgewalt einerseits und dem persönlich gedachten Gotte andrerseits entspricht es dann, wenn diesem eine weite, überschwängliche Gewalt bei-

Digitized by Google

gelegt wird, und er die geistigen Eigenschaften des Menschen nur in erhöhtem Maafse besitzt. So heifst es von Indras (h. 52. 12—14) „du verweilst an der Gränze des Luftraums in deiner selbstgeschaffenen Kraft, siegreichen Geistes; uns zum Nutzen schufst du die Erde ein Bild deiner Kraft, den Aether, den Himmel, die Luft hältst du umfassend. Du bist das Bild der Erde, du bist der Schützer des Himmels, des grofsen, in dem die Helden strahlen; den ganzen über uns sichtbaren Raum erfüllst du mit deiner Gröfse, kein anderer ist dir vergleichbar. Himmel und Erde fassen dich nicht, die Ströme der Luft, die Wolken, erreichen nicht deine Gränze, du allein hast alles aufser dir erschaffen". An Gestalt wird er darum schön und jugendlich gedacht (h. 11. 4.), auf prächtigem goldnem Wagen daher fahrend (h. 6. 2.). — Auf dieselbe Weise wird auch mehrfach die Macht der übrigen Götter geschildert, und namentlich sind es auch die geistigen Güter, Tugend und Weisheit, um deren Verleihung sie angerufen werden; die bedeutendsten derselben werden gebeten, die Sünde durch Erkenntnifs zu entfernen, so namentlich Indras und Agnis (h. 36. 14. etc.). — Kehren wir nun aber zu jener ursprünglichen Auffassung der Götter als Naturerscheinungen zurück, so zeigt sich hier, dafs grade in denjenigen, deren in den uns vorliegenden Hymnen am meisten Erwähnung geschieht, nämlich Indras, Agnis, die beiden Açvinas, Savitâ, Sûryas und Ushas, Licht, Feuer und Wärme ganz vorzüglich verehrt erscheinen und alle übrigen Götter mehr oder minder in Beziehung auf diese gebracht werden. Bereits in dem ältesten Ausleger des Rigvedas findet sich eine ähnliche Bemerkung, nämlich in der Nirukti des Yâskas, welcher sämmtliche Gottheiten auf drei zurückführt und die übrigen als besondre Erscheinungen derselben darstellt. Diese drei sind Agnis, der seine Wohnung auf der Erde hat, Vâyus oder Indras, der in der Luft, und Sûryas, der im Himmel wohnt. Wir geben die Stelle nach der Chambersschen Handschrift No. 85. lib. VII. c. 5. tisrâ eva devatâ, iti nairuktâ; agnih prtivîst'âno, vâyur vê' ndro vâ' ntarixast'ânah, sûryo dyust'ânas; tâsâm mâhâb'âgyâd ekaikasyâ api bahûni nâmad'eyâni b'avanti. Diese drei werden aber in dem Inhaltsverzeichnifs zum Rigveda, in der Anukramanikâ (Cod. 58 in d. Chambersschen Sammlung c. 2. vgl. Colebrooke über die Vedas) auf einen Gott, den grofsen Geist, mahân âtmâ, zurückgeführt, und als Beweis wird die Stelle des 115ten Hymnus v. 1. sûrya âtmâ g'agatas tast'us'aç ća, die Sonne ist die Seele des Wandelnden und Stehenden", angeführt, eben so eine andre, welche lautet: „Agnim, Mitram, Varunam, Indram âhus" „ihn nennen sie Agnis, Mitras, Varunas, Indras"; indefs beide beweisen schwerlich für den dort ausgesprochenen Satz, und auch in dem uns jetzt vorliegenden Theile des Rigveda findet sich keine Stelle, die ein klares Bewufstsein von einem einzigen Gotte ausspräche. Denn im 89sten Hymnus wird zwar Aditis (auch Pûshan, die Sonne) König und Herr des wandelnden und festen, sowie der Allwissende genannt, und am Schlufs heifst es Aditis sei Himmel und Luft; Vater, Mutter, Sohn; alle Götter und Menschen seien Aditis, er sei das geborne und das zu gebärende", aber er erscheint dadurch eben nur als der vorzüglich Verehrte, das Bewufstsein von der Einheit aller ist noch nicht durchgedrungen, denn sie bestehen ja neben ihm, und zumal in andern Hymnen, mit ganz gleichen Prädicaten. Andrerseits scheint es zwar auch hin und wieder, als wenn der eine Gott geradezu an die Stelle des andern träte, und als ob auf diese Weise die Einheit aller vermittelt sei; so wird statt des Indras in dem bereits erwähnten Kampfe mit dem Vritras mehrmals Agnis genannt, und h. 59. v. 6. gradezu gesagt, dafs die Sterblichen ihn verehren als den, welcher den Vritras schlug, dafs er die Wasser ergofs und die Wolke zerschlug, aber er ist hier nur das Feuer des Blitzes, das in dem ganzen Mythus die bedeutendste Rolle spielt, und beide, wenn auch hier vereint, werden doch oft genug an andern Stellen getrennt und neben einander genannt, so dafs wir nicht daran denken können, dafs beide im Bewufstsein des Inder identisch gewesen seien, sondern dafs sie sich höchstens in dieser oder jener Form in demselben berührt

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Solche ist aber hier die feurige Erscheinung, das Licht, und wenn wir berücksichtigen, dafs jener Kampf des Indras mit dem Vritras der Hauptmythus von demselben ist, um den sich fast seine ganze Verehrung dreht, Agnis und Sûryas, Feuer und Sonne, die beiden aufser ihm genannten Gottheiten ferner ebenfalls Gottheiten des Lichtes sind, so kann es wohl nur als nahe liegend erscheinen, wenn die spätere Erklärung der Vedas, die sich schon der Speculation überläfst, in ihnen nur *einen* Gott findet und als solchen grade den Sûryas die Quelle alles Lichtes nennt *). Wie der Uebergang von diesem zum Brahma stattgefunden, darüber werden uns vielleicht die Upanishads Aufschlufs geben, immerhin merkwürdig ist aber, dafs ein Gott dieses Namens (eben so wenig als Çiva) im Rigveda gar nicht vorzukommen scheint, wenigstens befindet er sich nicht unter den im 5ten Capitel des Nig'antu aufgezählten Göttern und in den dazu gehörigen Erläuterungen des VII—XII. Buches der Nirukti, wohl aber findet sich in unsern Hymnen und auch in jener Aufzählung Vishnus. An einer Stelle (h. 101. 5.) könnte man zwar den Brahmâ erwähnt glauben, doch erklärt Sâyanas richtig „brahmane" für „brahmag'âtaye". Im Sâma Veda dagegen finde ich den Brahmâ, aber neben andern Göttern erwähnt. Prap. I. 10. 1. **).

Wir haben oben die Stelle der Commentatoren angeführt, in welcher die drei vedischen Hauptgötter genannt werden, und diese treten wie schon gesagt als die bedeutendsten auf, indefs bestehen doch auch andre Gestalten neben ihnen, und diese wie jene wollen wir hier mit ein Paar Worten berühren. Um mit dem Agnis zu beginnen (auch die Brâhmanas des Rigveda nennen ihn den nächsten oder vielmehr untersten -avamas- Gott, den Vishnus dagegen den obersten Rigved. Brâhm. Cod. Chamb. No. 77. c. 1.) so sehen wir ihn hauptsächlich als das Feuer auftreten, das auf der Flamme des Altars, in dem zum Himmel steigenden Rauch die Götter zum Opfer des Menschen herabführt; er ist der jugendliche, frische Gott, da er sich täglich neu entzündet und heifst Sohn der Kraft, da ihn der Priester durch das kräftige Reiben zweier Holzstücke hervorbringt (h. 31. 4. vgl. Sâmaveda ed. Steevenson P. II. Adhy. V. h. 6.). Dieser Gebrauch ist um so bemerkenswerther, als das Nothfeuer bei uns in derselben Weise entzündet wurde und noch wird, und dafs bei Römern, Griechen und Kelten dieselbe Sitte erscheint (Grimm d. Myth. 340 ff.). — Indra's Kampf mit dem Vritra, gegen den er die Blitze schleudert und nun den Regen auf die Erde hinabströmen läfst, ist bereits oben erwähnt; er wurde aber auch, wie wir oben sahen, von den Commentatoren mit dem Vâyu gleichgesetzt, und auch in unsern Hymnen

*) Unmöglich wäre auch nicht, dafs solche Stellen wie der oben genannte letzte Vers des Hymnus an den Aditis späteren Ursprungs seien und erst von den ältesten Commentatoren, die vielleicht auch die Sammler der Hymnen waren, angeflickt wurden. Der genannte Hymnus schliefst so vollständig und schön mit dem neunten Verse ab, dafs man etwas überrascht ist, nun noch einen solchen wie den oben mitgetheilten folgen zu sehen.

**) Ich sehe eben, dafs sich das Nichtvorkommen des Brahma im Nighantu und der Nirukti daraus erklärt, dafs die beiden letzten Bücher der Nirukti speciell von ihm handeln, und hier werden auch Hymnen zu seinem Lobe angeführt, die ich indefs noch nicht weiter geprüft habe. Aus der ganzen Darstellung ergiebt sich hier aber die vollkommen pantheistische Ansicht des Yâskas und hiebei ist es interessant schon bei ihm eine sehr ausgebildete Lehre von der Seelenwanderung mit Angabe der verschiedenen Stufen derselben zu finden. Wir hoffen auf diesen wie auf andere Puncte der vedischen Religion nächstens an einem andern Orte zurückzukommen.

Digitized by Google

wird er einige Male mit ihm verbunden genannt (h. 2. 2; 23. 2.); wie ihm daher besonders die Luft als Wohnstätte und Reich angewiesen ist, so ist er auch der Herr des Windes, und aus diesem Grunde erscheinen die Marutas oder Winde stets in seinem Gefolge. Als gewaltiger Kämpfer mit der Wolke ist er auch zum Kriegsgotte geworden, der den Menschen den Sieg in der Schlacht verleiht und die Städte der Feinde zerstört. Darum kämpft er auch besonders gegen Asura's *) und Raxasas und hilft den Menschen gegen sie und hier ist besonders ein Mythos erwähnenswerth. Die Pani's, ein Asurengeschlecht, hatten den Angirasa's Kühe geraubt und in einer Höle verborgen, da wandten sich diese im Gebet an Indras um die Wiedererlangung und dieser entsandte die Götterhündin Saramâ, um die geraubten Thiere aufzuspüren; die sehörte das Gebrüll der Thiere, benachrichtigte den Indras und der führte die Kühe den Angirasas zurück. Rosen, der drei Versionen dieses Mythos in den Anmerkungen p. XX—XXI mittheilt, hat bereits auf die grofse Aehnlichkeit desselben mit der Erzählung vom Herakles und Cacus aufmerksam gemacht, wir fügen noch hinzu, dafs in einem unsrer Hymnen gesagt wird, wie die Angirasa's durch Indras Hülfe ihre Kühe wieder erlangt hätten, indem sie die Spuren der Hufe erkannten (h. 62. 2.) und dafs Hartung, ohne die indische Sage zu kennen, den Herkules, oder vielmehr, wie ihn ältere römische Ueberlieferungen nennen Garanus, Recaranus, in dieser Sage für Jupiter erklärt. — Als Götter, die häufig in Verbindung mit Indras und Agnis genannt werden, treten noch Mitras, Aryaman, Rudras und Varunas auf. Indefs wird doch von allen, den Varunas etwa ausgenommen, wenig mehr als der Name ausgesagt **). Varunas, in der spätern epischen Mythologie der Gott des Meeres, hat hier noch einen weiteren Wirkungskreis, indem ihm namentlich auch der bedeckende Wolkenhimmel zufällt (daher sein Name von √vri), wir sehen, dafs er daher bis auf den Namen mit dem griechischen Οὐρανός übereinstimmt. Ihm schliefsen wir die Sarasvatî an, die Göttin des Wassers und wie auch späterhin der Beredsamkeit; das gewaltige Rauschen der Wogen, das murmelnde Rauschen des Stroms, das geschwätzige Rieseln des Quells scheint zu dem zweiten Begriff übergeführt zu haben, doch hat auch wohl die klare Durchsichtigkeit des Wassers ihren Antheil daran, wie schon A. W. v. Schlegel den Zusammenhang der Licht und Rede ausdrückenden Wurzeln der indogerm. Sprachen nachgewiesen hat. — Als Licht bringende Gottheiten werden Savitâ, Sûryas, Somas und die Acvina's genannt. Somas oder Indus (bei welchem wir an die bereits von andern verglichenen römischen Idus erinnern) ist der Mond, doch ist Somas zu gleicher Zeit auch ein Beinamen des Indra, besonders in seiner zeugenden Kraft (Wurzel su generare) h. 91. — Das Tagesgestirn ist Sûryas, ihm bereiten die Açvina's und Ushas die Morgenröthe den Weg. Jene beiden als Zwillinge gedacht, werden sehr häufig angerufen, sie erscheinen auf einem dreirädrigen Wagen und erscheinen drei Mal des Tages, drei Mal bei der Nacht, wie überhaupt alles ihnen eignende in der Dreizahl auftritt. Was man sich jedoch unter ihnen zu denken habe, ist nicht klar und auch die Ausleger, wie ich aus der Nirukti ersehe, scheinen schwankend darüber gewesen zu sein. Besonders werden sie als Aerzte, bis'ag'au, gepriesen und unzählige Heilungen derselben angeführt. Ihren Wagen besteigt Ushas die Morgenröthe, welche Leben auf die Erde zurückführt, und deshalb der Lebenshauch alles irdischen genannt wird (113. 15.); sie ist die Schwester der Nacht, der sie auf ihrem Wege am Himmel folgt, und nachdem sie die Pforten desselben geöffnet, erscheint Sûryas oder Pûshan, welcher von den Strahlen heraufgeführt wird. Sieben gelbliche Rosse ziehen seinen Wagen, auf dem er von sieben Strahlen umkränzt thront; sobald er die Rosse von

*) Dabei ist jedoch bemerkenswerth, dafs die Götter selbst hier mehrfach Asuras genannt werden, so Varunas, Indras, Savitâ; ihr späterer Name Suras verhält sich zu diesem grade so wie asu (das masc. in der Bedeutung spiritus steht h. 116. 13.) zu dem späteren su, denn dafs jenes die ursprüngliche Form sei, zeigt das griech. ἠύ in dem η unwiderleglich. Vgl. auch Hoefer Beiträge S. 394. Danach enthielte der spätere Mythos über den Ursprung des Namens der Suras und Asuras nichts als eine etymologische Deutung eines bereits unverständlich gewordenen Namens.

**) Mitras und Aryaman erinnern jener an Mithras, dieser an Ahriman und Irmin. Es sind schwerlich blofse Namensübereinstimmungen, indefs läfst sich für jetzt noch nichts sicheres darüber feststellen. Rudras ist später ein Beinamen d Çivas; möglich, dafs er unter diesem Namen im Rigve auftritt; im 114ten Hymnus, aus dem wir ihn besond kennen lernen, gleicht er in vielen Puncten dem Indras u scheint nur eine andere Form desselben.

Digitized by Google

Wagen lässt, umhüllt die Nacht mit Finsternifs die Welt. So wandelt er Tag für Tag seinen Weg und führt wieder und wieder die sechs Jahreszeiten zurück. (23. 15.). — Doch wir können diese Mittheilungen über die einzelnen Götter nicht weiter fortsetzen und wollen nur noch ein paar Worte über eine besondre Erscheinung sagen. Es werden nämlich mehrmals Götter nicht allein paarweis zusammen genannt, sondern ihre Namen werden sogar in compositis verschmolzen, so Indrâgni, Indravayû, Mitrâgnî, Agnis'omâ, dabei werden von ihnen Thaten erzählt, die oft nur einem von beiden zukommen, jedoch sind diese von der Art, dafs sie der andere Gott seiner ganzen Natur nach ebenfalls recht gut verrichtet haben könnte; es scheint demnach, dafs dies besondre vermittelnde Gottheiten gewesen seien, die gewifs auch als Doppelwesen dargestellt wurden, und wohl zum Theil die Veranlassung zur späteren Vielarmigkeit und Vielköpfigkeit der indischen Götter gegeben haben; ich entsinne mich wenigstens im Augenblick nicht, dafs bereits im Rigveda mehrhäuptige Götter aufträten; nur Indras und Vâyus heifsen 23. 2. tausendäugig, so auch Agnis h. 79. 12., Agnis vieräugig h. 31. 13. — Wie hier paarweise trift in fast allen Hymnen des 15ten und 16ten Capitels eine ganze Gruppe von Göttern auf, nämlich Mitras, Varunas, Aditis, Sindhus, Prithiwî und Dyaus, die jedesmal am Schlufs des Hymnus mit derselben stets wiederkehrenden Formel „tan no Mitro Varuno mâmahantâm Aditih Sind'uh Prit'ivî uta Dyauh" angerufen und um Gewährung des im Hymnus an die besondre Gottheit gerichteten Wunsches gebeten werden. Diese in den Hymnen angerufenen Gottheiten sind besonders Indras und Agnis und es scheint demnach, dafs jene Götter ältere seien, die ihre Macht noch nicht ganz verloren haben und daher mit den jüngeren zugleich um Verleihung von Gaben angerufen werden. Dieser Gegensatz von alten und jungen Göttern findet sich bereits ausdrücklich 27. 13. — Aufser diesen stets mit besondern Namen auftretenden einzelnen Göttern erscheinen auch ganze Schaaren (gana's) solcher, und von diesen sind besonders die Marutas die steten Begleiter des Indras zu nennen, die ihm namentlich in den Kampf folgen und daher auch von den Sterblichen um Sieg angerufen werden. Doch wir verlassen die Götterwelt, um noch ein Paar Worte über die uns in den Hymnen sich zeigenden irdischen Verhältnisse des indischen Lebens hinzuzufügen.

Wir sahen eben, mit welchen Göttern man den Himmel bevölkerte; einer aber ist es vorzugsweise, der auf der Erde seine Wohnung hat, nämlich Agnis, der Gott des Feuers, dieser ist daher gewissermafsen der Vermittler zwischen Menschen und Göttern und ladet diese ein zu jenen herabzukommen, indem er sie in seinem Flammenwagen des Opferfeuers herabgeleitet. Hier sind ihnen Polster von reinem Grase (vrîktabarhis) bereitet, auf denen sie sich niederzulassen gebeten werden, um die ihnen dargebrachten Opfer entgegen zu nehmen; diese bestehen im Safte der Somapflanze (sutam, somâsas), in Butter, Milch und Honig, welche in Schalen dargebracht werden. Es scheint dafs dies Opfer am Tage zuvor es gebracht wird, bereitet wurde (h. 45. 10, 47. 1.). Aber auch Thieropfer finden sich, so ein der Wölfin Vrîkî (?) dargebrachtes Opfer des Rig'râcvas von hundert Böcken (117. 17.); dem Indras werden Kühe geopfert (121. 7.); ja h. 31. 15. heifst es sogar ganz im Gegensatz zu den späteren Zeiten, wer ein lebendiges Opferthier schlachtet, ist dem Himmel ähnlich d. h. doch wohl erlangt ihn. Die heilige Siebenzahl tritt auch hier auf in den sieben Opferpriestern des Agnis und den sieben Hymnensängern des Indra (58. 7; 62. 4.); die Opfer scheinen sowohl unter freiem Himmel als in Tempeln dargebracht zu sein, so heifst es vom Agnis „vermehre die Speise dessen, der dich in deinem Tempel (so Rosen; sve dame kann aber auch „in seinem Hause" heifsen) täglich entzündet" (h. 71. 6.).

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Explication d'une Inscription Grecque trouvée dans l'interieur d'une statue antique de bronze; avec des observations sur quelques points de l'histoire de l'art chez les anciens. Par M. Letronne. Paris 1843. *Imprimerie royale.* 56 *in IV.*

Eine Bronzestatue des Louvre, im archaistischen Stil, von welcher Herr Letronne schon 1835 nachgewiesen hatte (Lettre à M. Millingen in den Annali dell' Instituto archeologico t. VI. p. 198—236), dafs sie einen Gott, und zwar einen Apoll, darstelle, hat, nachdem sie acht Jahre in der Gallerie aufgestellt gewesen, zu einer unvermutheten Entdeckung und diese wieder zu der vorliegenden interessanten Schrift desselben Forschers Anlafs gegeben. Die Inschrift auf dem linken Fufse besagte nur,

Digitized by Google

dafs ein Gewisser, von dessen Namen sich nur die Endung . . . ος erhalten, dies Bild aus dem Ertrag eines Zehnten der Athene geweiht habe; als man nun aber die Statue, welche lange Zeit auf dem Meeresboden gelegen, um weitere Oxydation zu verhüten, von dem Schlamm, der sie füllte, zu reinigen versuchte, wurden aus den Augenöffnungen mehrere Bleistücke gezogen, die bei näherer Untersuchung griechische Buchstaben zeigten. Die drei erhaltenen Stücke (das vierte und längste wurde aus Unachtsamkeit zerstört) lassen nach des gelehrten Verfassers überzeugender Anordnung und Ergänzung, mit völliger Sicherheit folgende Inschrift erkennen:

[Μ, Ζ oder 'Αθ]ηνόδο[τος . . . . .] φῶν 'Ρόδ[ι]ος ἐπόο[υν].

Das Vaterland des ersten Künstlers und der Anfang des Namens des zweiten sind hinzuzudenken. Der Gebrauch des Imperfects ἐπόουν (= ἐποίουν) giebt dem berühmten Erklärer der griechisch-ägyptischen Inschriften Gelegenheit, nicht nur den Streit, ob diese Statue wirklich aus vorphidianischer Zeit stamme, oder später im alterthümlichen Stil ausgeführt worden, nun völlig zu entscheiden, sondern auch, nach seiner schönen Weise von dem Einzelnsten immer den Blick ins Allgemeine zu eröffnen, für die Zeitbestimmung der Inschriften überhaupt ein neues Merkmal an die Hand zu geben.

Es wird gezeigt, dafs die Wahl des Tempus keineswegs, wie noch Visconti geglaubt, gleichgültig, sondern von entscheidender Bedeutung ist. Erstens wird das Imperfect (ἐποίει, ἐποίουν, ἔγραφε) nur von der Thätigkeit des Künstlers gebraucht, während ἀνατιθέναι, ἀφιεροῦν etc. und ποιεῖν im Sinne von „machen lassen" oder von der Thätigkeit des Töpfers, immer nur im Aorist erscheinen, ein Unterschied, der besonders schlagend aus einigen Inschriften hervorgeht, welche Imperfect und Aorist neben einander enthalten. (Z. B. ἀνέθηκαν, ἐποίει, ἐπεσκεύασεν Boeckh corp. inscr. No. 2285, b). Ferner wird aus 60—70 Beispielen des Imperfects der Verba ποιεῖν, γράφειν, ἀρχιτεκτονεῖν (S. 20, 26 fg., 35 fg., 56), welche sämmtlich den Zeiten nach Alexander, grofsentheils denen der römischen Herrschaft angehören, verglichen mit den Beispielen des Aorist (S. 20, 28 fg, 55), von denen nur wenige jünger, bei weitem die meisten älter als Alexander sind, das äufserst wichtige Ergebnifs gefolgert, dafs bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts vor Christus nur der Aorist im Gebrauch gewesen, während von da an das Imperfect aufgekommen, ohne jedoch den älteren Gebrauch gänzlich zu verdrängen; so dafs der Aorist zwar nicht sicher auf eine frühere, wohl aber das Imperfect auf eine spätere Zeit schliefsen läfst. Dafs das Tempus der unvollendeten Vergangenheit ein Ausdruck der Bescheidenheit sei, bemerkt schon Plinius in der Einleitung zu seinem Werke; aber Herr Letronne scheint dem Schriftsteller zu viel Ehre anzuthun, wenn er aus dessen Beispielen (Apelles faciebat aut Polycletus) schliefsen will, Polyclet habe sich zuerst des Imperfects bedient, ohne jedoch Nachahmung zu finden, bis erst später Apelles durch sein Ansehn dem Gebrauch allgemeine Geltung verschaffte. Einige Zeilen weiter sagt Plinius, dafs kaum mehr als drei Beispiele des Aorist nachzuweisen seien. Um nun den Schriftsteller mit dem Ergebnifs seiner Forschungen in Uebereinstimmung zu setzen, will Herr Letronne, dafs diese Aeufserung nur von den Zeiten nach Apelles zu verstehen sei, während doch Plinius auch nicht im entferntesten andeutet, dafs er seine Worte so beschränkt wissen wolle. Es ist wohl vielmehr eine Flüchtigkeit des Polyhistors anzunehmen, dem, als er dies schrieb, nur die grofse Masse der Kunstwerke späterer Zeit vorschwebte, von denen er allenthalben umgeben war; und jene Beispiele eines grofsen Malers und eines grofsen Bildhauers sind, wie es scheint, aufs Gerathewohl gesetzt, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, ohne dafs daraus für Apelles und Polyclet selbst etwas Bestimmtes gefolgert werden könnte. Aber nichts desto weniger möchte die Zeit Alexanders als Wendepunct in diesem Gebrauch anzusehen sein. Die umfassende Zusammenstellung der vorhandenen Inschriften, die Herr Letronne gegeben, ist so sprechend, dafs des Plinius oder eines Andern Zeugnifs nichts dagegen vermag; und auch an sich ist es sehr wahrscheinlich, dafs erst nachdem die Freiheit erstorben, mit dem Aufkommen der Despotie und der höfischen Gesinnung ein Gebrauch Eingang gefunden habe, dessen falsche Bescheidenheit eines der ersten Beispiele jener unwahren Redeweisen ist, die seither in der Welt immer mehr und mehr überhand genommen. —

Eine andere, wenn auch minder wichtige, Bemerkung über den Sprachgebrauch der Inschriften, findet sich S. 21, nämlich dafs der eigentliche Ausdruck ἔγλυψε (oder ἔπλασε) nur auf einem einzigen Denkmal von einem Bildhauer gebraucht sei, sonst immer durch das allgemeine ποιεῖν vertreten werde; während sich von dem Maler immer das bestimmte γράφειν und nur einmal das allgemeine ποιεῖν finde. Wenn der gelehrte Forscher hierzu bemerkt, dafs er den Grund dieses Unterschiedes vorerst nicht einsehe, so ergänzte er wahrscheinlich im Augenblick, wo er dies schrieb, das Kunstwerk und nicht den Gegenstand des Kunstwerks als Object zu dem Verbum. Ergänzt man dies Letztere, so ist leicht erklärlich, warum nur die bildende Kunst im vollsten Sinne des Wortes den Ausdruck „machen" für sich in Anspruch genommen: wer eine Bildsäule des Apoll hingestellt hatte, konnte sagen: ich habe einen Apoll gemacht; wer das Bild des Gottes durch aufgetragene Farben dargestellt, aber nur: ich habe einen Apoll gemalt.

Die auffallende Erscheinung einer solchen Inschrift im Innern einer Statue wird ebenfalls sehr befriedigend erklärt. Entweder war es den Künstlern, wie einst dem Phidias und Andern, untersagt worden, ihre Namen unter die Bildsäule zu setzen und sie wählten dies Mittel, um sie doch möglicherweise auf die Nachwelt zu bringen; oder fürchteten sie, die Statue möchte einst von dem Sockel getrennt werden, auf dem sie ihre Namen verzeichnet, und wandten eine Vorsicht an, die der Erfolg gerechtfertigt hat. Jedenfalls wurde der lange, dünne Bleistreifen den jene 4 Bruchstücke einst gebildet, nachdem der Gufs vollendet, durch die noch ungeschlossenen Augenöffnungen in das Innere hinabgelassen, wie man ihn denn auf diesem Wege auch wieder herausgezogen. Wer weifs, ob das Verfahren dieses Künstler nicht ein allgemeineres gewesen, und nicht noch manches Museum solche verborgene Denkmäler besitzt. Nachforschungen wären gewifs sehr verdienstlich.

Dr. H. Weil, in Paris.

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Das Leben des vedischen Inders erscheint im Ganzen als ein sehr einfaches; Viehzucht und Ackerbau sind es, die ihn vorzüglich beschäftigen, darum wendet man sich mit der oft wiederholten Bitte an die Götter, dafs sie Reichthum, der in Pferden, Kühen und Getraide besteht, verleihen mögen. Das letztere heifst yava (h. 53. 2 cf. Sâma Veda ed. Steevenson II. 7. a. 4. 3.); yava heifst aber im späteren Sanskrit nur die Gerste; sollte man nur diese gekannt haben? Das scheint nicht recht wahrscheinlich, doch stimmt auffällig dazu das Homerische ζείδωρος ἄρουρα, denn ζεία ist = yava. Ackerarbeiten (xaitrapatyâni) werden h. 112. 13. erwähnt, und wir sehen, dafs man auch bereits in Dörfern (grâma) zusammenwohnt (h. 44. 10, 114. 1.). Dafs auch der Verkehr der einzelnen Stämme untereinander schon zu einem gewissen Grade der Ausbildung gelangt sei, zeigt die Erwähnung hundertrudriger Schiffe (h. 116. 5.). Berauschende Getränke, vielleicht Wein (surâ 116. 17.) und mit ihnen die Trunkenheit (h. 39. 5.) sind bekannt, allein das Wasser ist doch Hauptgetränk und die Wasserheilkunde darf jetzt als Autorität für sich sogar die Vedas anführen, denn h. 23. 19—22. heifst es: „In den Wassern ist der Unsterlichkeitstrank, in den Wassern Heilung; in den Wassern sagte mir Somas seien alle Heilmittel und der alles beseligende Agnis, die Wasser heilen alles. Schüttet schnell aus ihr Wasser euren Balsam, dafs er meinen Körper schütze. — Nehmet von mir was ich gefehlt, was ich gesündigt" u. s. w. — Sehen wir aus dem Ackerbau, dafs man bereits feste Wohnsitze gewonnen hatte, so scheint man doch zum Theil ein nomadisches Leben geführt zu haben, denn h. 42. 8. heifst es in einem Gebete an den Pûschan „führe uns zu einem grasreichen Orte", h. 67. 3. „schütze o Agnis die den Heerden angenehmen Weideplätze" und Hirt und Schützer sind der Sprache noch identisch h. 94. 5. Bei einem solchen Zustande des Lebens ist es dann auch natürlich, dafs er nicht immer ein friedlicher ist, wir sehen mehrfach der Feinde, denen der Inder mit Wurfgeschofs und Keule entgegentritt (h. 8. 3.), Erwähnung thun, die da kommen das Opfer zu stören. Unter diesen hat man offenbar Völker zu verstehen, die andern Göttern anhingen und andre Gebräuche hatten. An der Stelle dieser Feinde werden nun aber auch oft die Raxasas genannt und wenn wir annehmen dürfen, dafs der spätere Begriff derselben, nach welchen sie unsern Riesen gleich stehen, auch hier gelte, so möchte es nahe liegen, den Namen mit (daxas) daxinas rechts, südlich zusammenzuhalten, indem statt des d ein r eingetreten wäre; ein Wechsel der im Sanskrit öfter auftritt. Danach wären Raxasas die südlichen Völker, mit denen Kämpfe bis in die späteste Zeit fortgewährt haben, aber auch bereits in die mythische verlegt werden, wie der Zug des Râmas nach Lankâ zeigt. Dafs das Volk der Hymnen noch ein sehr kriegerisches gewesen sei, zeigen namentlich die Hymnen des 15ten und 16ten Capitels. Diese Hymnen lassen uns zugleich zu noch einem andern Schlusse kommen. Da nämlich unter den am Ende eines jeden derselben genannten Gottheiten auch der Sindhus auftritt, so möchte man vermuthen, dafs dieses Volk seinen Wohnsitz am Indus, dessen einheimischer Name bekanntlich Sindhus ist, hatte. Freilich ist nun in den Veden *sindhus* auch Appellativum und heifst ein Flufs im Allgemeinen, indefs läfst doch die Gestaltung zu einem Gotte auf einen vorzugsweise verehrten schliefsen, und wir werden weiter unten sehen, welche Gründe für einen der Flüsse des Panc'âb sprechen.

Zweifelhaft und wenig wahrscheinlich ist, dafs in diesem Zustande des Lebens bereits eine Scheidung

Digitized by Google

des Volkes in Kasten statt gefunden habe; mehrfach kommt zwar die Bezeichnung panc'â xitayas und das adj. pânc'ag'anyas vor (vgl. Rosen annot. ad 7. 9.), aber die Ausleger selber sind über den Sinn derselben zweifelhaft, indem die einen darunter die vier Kasten nebst den verstofsenen Nischâdas, die andern aber Gandharvas, Pitaras, Devas, Asuras und Raxasas darunter verstehen. Dazu kommen hiervon ganz verschiedene Bezeichnungen für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen, so *Manor apatyam* Nachkommen des Manus h. 68. 4., *Manus* der Mann, der Mensch, h. 31. 17, 36. 7., *nâhus'î vic* h. 100. 16., das Geschlecht des Nahus'as, der einst an Indras Stelle König der Götter war (Mahâbh. V. 392 ff. *), *mânus'î vic* Geschlecht des Manus (ihm gegenüber stehen die *devânâm vicas* h. 50. 5.), *krs'tayas* h. 4. 6. oder *ćars'anayas* die Ackerer h. 7. 9., an der letzgenannten Stelle kommen auch die panc'a xitayas vor, eben so Sâm V. Prap. III. 7. 10. wo jedoch auch für *nâhus'î vic* eine andre Erklärung gegeben wird; ferner *g'anâni* die Geschlechter h. 7. 10. (wie oben steht ihnen gegenüber das *daivyam g'anam* h. 31. 17.), *xitayas* die Versammlungen, Gesellschaften h. 59. 1. *vicas* (die Grundbedeutung ist dunkel, der Nominativ ist vic, diese Form ist auch Verbalwurzel und entspricht unserem „Weg, be- weg- en", abgeleitet ist vecas das Haus, zu dem οἶκος, vicus, weich in Weichbild stimmt), davon *vicpatis* Herr der Menschen, wie Agnis h. 12. 2. genannt wird. Nie aber werden, so viel mir bekannt ist, die Menschen insgesammt unter den späteren Kastenbezeichnungen zusammengefafst. Aufserdem wäre eine dritte Aus gung jenes Ausdrucks *panc'a xitayas* möglich, dafs nämlich fünf verschiedene Stämme eines Volkes b zeichnete, wohin namentlich die in den Hymnen o vorkommenden Namen alter Geschlechter führen; s che sind z. B. die Söhne des Gotamas, Kanvas, A giras u. a., der letztere Name ist zu gleicher Zeit B name des Agnis, denn er heifst der erste der Angiras 75. 2. und da disse in mehreren Mythen namentlich der von den geraubten Kühen in näherer Verbindu mit den Göttern erscheinen, dürfen wir wohl verm then, dafs sie ihr Geschlecht auf den Agnis zurüc führten. Die späteren Namen der Kasten erschein so viel mir erinnerlich ist, mit Ausnahme der Brahman (z. B. h. 10. 1. h. 80. 1.) nicht in unsern Hymnen; der die dritte Kaste findet sich zwar, jedoch wie wir g sehen haben als allgemeine Bezeichnung für die Me schen überhaupt und noch nicht in der später gewöh lichen Form vaicyas, sondern in der auch noch in d Benennung der Könige (vicâm patis) erhaltenen Fo *vic*; Sclaven (dâsa) werden h. 92. 8. erwähnt und m gen die Grundlage der spätern fünften Kaste sein. Was endlich den alten Namen dieses Volks betrifft, so i aus Manus bereits bekannt, dafs er Âryâs gewes sei, ich übersetze daher h. 51. 8. vig'ânîhi ârian ye c dasyavo „mache einen Unterschied zwischen den Arier und ihren Feinden".

Fragen wir nun nach den Wohnsitzen dieses Volk stammes, so haben wir bereits oben gesehen, dafs Indusgegenden vermuthlich als solche anzusehen s en; diese Vermuthung gewinnt noch an Bestätigu durch die mehrmals vorkommende Erwähnung sieben Flüssen sapta yahvîs oder wie es an zwei St len heifst sapta sind'avas (h. 32. 12. 35. 8.). Die Stelle läfst wenigstens keinen Zweifel, dafs hier den sieben Flüssen der Wohnsitz des Volks geme sei, denn es heifst dort, die Sonne beleuchte die Weltgegenden der Erde, die drei Welten und die sie Flüsse, und wenn wir nicht etwa irgend eine uns dun mythische Vorstellung in diesen sieben Flüssen ann men wollen, so liegt es wohl am nächsten, diesel auf die Wohnsitze des Volkes der Hymnen zu be hen. Dazu kommt nun, dafs der zendische Name diens Hapta Heando ist, was sich aufs genaues diese Sapta Sind'avas anschliefst und in diesen g Ritter das Panc'âb mit Hinzurechnung des Indus

*) Der Mythos vom Nahus'as im Mahâbhârata zeigt keine Andeutung auf den Ursprung des menschlichen Geschlechts von ihm; vielleicht gingen noch andre Sagen als die bekannte vom Manus über die Sinflut um; nâhus'a wäre von einem vorauszusetzenden Nahus wie mânus'a von Manus gebildet; ein solches Nahus würde an den Noah der hebräischen Sage erinnern. Doch kommt bereits in unsern Hymnen der Name des Nahus'as vor h. 31. 11. Die Stelle ist dunkel und gewinnt durch Sâyana's Commentar auch eben nicht viel. Hier seine Erklärung: he agne tvâm prat'amam purâ devâh âyave âyor manus'yarûpasya Nahus'asya etannâmakarâg'avices'asya âyum manus'yarûpam vicpatim senûpatim akrnvan krtavantah. tat'â manus'asya manoh ilâm etannâmad'eyâm putrim câsanim d'armopadecakartrim akrnvan krtavantah. tat'â c'a taittiriyair âmnâyate: idâ vai mânavî yag'ñânukâciny âsîd iti; vâg'asaneyino py evam âmananti: prayâg'ânuyâg'ânâm mad'ye mâm avakalpaya, mayâ sarvân avâpsyasi kâmân iti sâ manum anvacâd iti.

Digitized by Google

Cabul zu finden, was die gröfste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Freilich spricht hiergegen das Zeugnifs des Scholiasten Sâyanas (aus dem 14ten Jahrhundert n. Chr.), der, wenn er auch erst in sehr späte Zeit fällt, doch die früheren Erklärer mit grofsem Fleifse benutzt hat; dieser erklärt nämlich die sieben Flüsse an allen Stellen, wo sie genannt werden (h. 32, 12. h. 35, 8; 71, 7; 72, 8; 102, 2.) für die Gangâ nebst den übrigen (Gange' ty âdi), indefs grade diese Art des Ausdrucks beweist, dafs er selbst nichts zur Erklärung wufste, denn hätte er in seinen Vorgängern darüber eine Sage gefunden, so würde er sie sicherlich mitgetheilt haben; doch könnte man auch statt Indus und Cabul, Djunmâ und Gangâ zu den Flüssen des Panć'ab rechnen, nur ist es dann sicherlich nur der obere Lauf beider für diese ältere Zeit, an dem sich der indische Volksstamm niedergelassen. Aufser diesen sieben Flüssen werden noch 90 schiffbare (navati nâvyâs h. 80. 8, 121. 13) und an einer andern Stelle (h. 62. 6.) vier Flüsse genannt, die Indras mit süfsem Wasser erfüllt hat; aber auch hier weifs der Scholiast nichts zu berichten und die letztgenannten ć'atasro nadyas sind ihm wieder gange' ty âdi. Zu diesen Andeutungen und dem oben genannten Sindhus kommen andre ausdrückliche Bezeichnungen, nämlich h. 84. 14. wird ein Wasser Caryanâvân genannt, in welchem Indras das Haupt des Dadhyać, mit dem er neunzig Feinde schlägt, findet. Rosen giebt, ich weifs nicht woher, diesem Wasser die Bezeichnung Flufs, unser Scholiast Sâyanas sagt, es sei ein See, der in Kuruxetra fliefse, also wahrscheinlich ein aus einem See kommender Flufs (caryanâvad d'a vai nâma kuruxetrasya g'ag'anârdd'e sarah syandate); derselbe See wird im Sâmaveda II. 4. 6. 13. genannt und Steevenson, der hauptsächlich den Scholien folgt, übersetzt lake Caryanâvân; zu gleicher Zeit werden an diesen Stellen die Länder Ârg'ika und Kritva genannt, die wir, wie der Zusammenhang wahrscheinlich macht, in der Nähe jenes Caryanâvân zu suchen haben. Ein anderer ferner noch vorkommender Flufsname ist der der Ciphâ (h. 104. 3.), über den indefs Sâyanas nichts weifs. Vielleicht ist Caryanâvân die Sarasvatî, vgl. Mahâbh. III. 8701.

Das sind die wenigen Notizen, mit denen wir uns auf der indischen Erde zurechtzufinden suchen müssen, doch werden die übrigen Bücher des Rigveda sowie die übrigen Veda's gewifs noch viel Wichtiges an's Licht bringen. Mit dem Himmel geht's uns nicht viel besser als mit der Erde; wir sahen bereits oben, dafs er wie in der spätern Zeit in acht Theile getheilt ist, oder vielmehr er hat acht dicas, oder wie es in unsern Hymnen auch heifst, kakub'as, das heifst aber ursprünglich Köpfe (trikakup, triceps h. 121. 4), also offenbar dieselbe Vorstellung von den Winden wie bei uns, wo sie als blasende Häupter dargestellt werden. Das erklärt denn auch, wie es später geschehn konnte, dafs man diese acht Himmelsgegenden acht Hauptgöttern zutheilen konnte. Neben diesen achten nennt der Sâmaveda (II. 5 a. 13) die einfachen vier prâk, apâk, udak, nyak. — Dafs ein Volk, das sich hauptsächlich noch im Freien bewegt, mit seinen Heerden oft hin und herzieht, Sternkunde besitzen müsse, versteht sich von selbst; daher sind manche hübschen Bilder von der Betrachtung des gestirnten Himmels entnommen, so heifst es z. B. die Sterne stehlen sich wie Diebe in der Nacht vor der alles beleuchtenden Sonne vom Himmel, h. 50. 2, und aus dieser vertrauten Kenntnifs schreiben sich die mehrfachen Namen derselben her, denn nur was man genau kennt, das kann man auch nach seinen verschiedenen Eigenschaften nennen, so heifsen sie g'yotîns'i die Lichter, naxatrâni die wandelnden von nax adire (auch Yâskas sagt naxatrâni naxater gatikarmanas (Nir. 3. 20), ferner werden h. 24. 10 rxâs genannt und der Scholiast giebt zu dieser Stelle (Cod. Berol. 446. Adhyâya II. p. 26. 6. vgl. Ros. annot. p. LVI. 10.) zwei Auslegungen, nämlich er sagt, entweder sei das Gestirn des grofsen Bären gemeint, oder alle naxatravices'âs; für die erste Ansicht führt er die Vâg'asaneyinas an, welche sagen: rxâ iti ha sma vai purâ sapta rs'în âć'axata iti, wo wir aus dem purâ ersehen, dafs die Bezeichnung des Sternbilds mit dem Namen der sieben Weisen für die ältere gehalten wurde; für die zweite führt er den Yâskas (Nirukti III. 20.) an, rxâh strb'ir iti naxatrânâm, hat aber dabei die weitere Auseinandersetzung des Yâskas übersehen, welcher sagt: rxâ udîrnâniva k'yâyante, strb'is tîrnâniva k'yâyante, was ich verstehe: Bären werden die grofsen, Sterne (str aus Yâska scheint hervorzugehen, dafs sich nur der instrum. plur. findet, dieser erscheint h. 87. 1; h. 68. 5.) die kleinen die besiegten; für str führt Yâskas auch noch die Stelle pacyanto dyâm iva strbis an. Rosen hat demnach sicher mit Recht die Bedeutung des Sternbildes für rxâs vorgezogen, und es ist

Digitized by Google

wahrscheinlich, dafs nur die Stern*bilder* diese Bezeichnung führten; von der spätern Unterscheidung zwischen rxas, rxam (vgl. Schlegel Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes I. 361) ist, wie wir sehen, hier noch keine Spur. — Eine genauere Beobachtung der Sterne, wie sie aus diesen Anzeichen ersichtlich ist, hat dann auch früh zu einer richtigen, mit den physischen Erscheinungen übereinstimmenden Eintheilung der Zeit geführt; statt der späteren sechs Jahreszeiten werden in unsern Hymnen mehrmals nur fünf erwähnt (vgl. Nirukti IV. 27. Cod. Berol. no. 57. p. 49); dagegen sechs (wenigstens nach den Scholien) h. 23. 15.; man zählt nach Herbsten (caradas h. 86. 6), oder nach Wintern (himâs 64. 14, 73. 9) und das Jahr von 360 Tagen (s. d. obige Stelle d. Nirukti) ist in zwölf Monate getheilt, und man hat, um die Zeitrechnung mit dem Erdumlauf in Uebereinstimmung zu bringen, einen Schaltmonat eingeschoben (h. 25. 8); dies geschah wahrscheinlich alle fünf Jahre (dann würde er 25 oder 26 Tage gehabt haben), denn in dem G'yotisam wird nach Perioden von fünf Jahren (yugas) gerechnet.

Wir haben versucht die Hauptzüge des Bildes zu entwerfen, welches uns der Rigveda vom ältesten indischen Leben entwirft, und wenn wir sahen, dafs sich hier bedeutende Abweichungen von der späteren Entwickelung zeigten, so läfst sich schon ein Gleiches von der Sprache, in der diese Hymnen verfafst sind, vermuthen. In der That findet sich denn auch hier so viel von der späteren epischen Sprache Abweichendes, in den Flexionen sowohl als der Wortbildung, so viele Wurzeln finden sich noch als lebendige Verba, welche in späterer Zeit untergegangen, oder doch nur in dunkeln Nominalbildungen übrig geblieben sind, so viel neue Wörter, welche die epische Sprache bereits verloren hat und welche nicht selten überraschendes Licht über ähnliche Bildungen verwandter Sprachen verbreiten, finden sich, selbst die Lautgesetze sind noch nicht in der Consequenz durchgebildet, wie später, dafs man kein Bedenken tragen kann, die Sprache der Vedas als einen selbstständigen Dialekt anzusehen. Wir wollen auch einige dieser Eigentümlichkeiten hier anführen.

Ein Nominativ auf â (aufser den mit einer Wurzel auf â zusammengesetzten Bildungen) findet sich h. 54. 3 im Worte barhanâ, und der gleichlautende Vocativ steht h. 56. 5. Sâyanas führt, indem er sagt supâm sulug iti vibakter âkâras, diese Regel des Pâ.ini (VII. 1. 39) zur Erklärung an und danach würde â für as stehen; Yâskas hat dasselbe Wort ebenfalls unter den seltenen Formen des sechsten Abschnitts c. 18. (vgl. Nighantu 4. 4) und umschreibt es durch nibarhânâ (während Sâyanas es durch catrûnâm nibarhayitâ wiedergiebt), ohne etwas Weiteres über seine Bildung anzugeben; zugleich führt er unsere Stelle an. Nun steht aber in demselben h. 54. im 5ten Verse das Adj. barhanâvat, wonach barhanâ als ein Abstractum zu betrachten ist, das wie die Abstracta auf ti (vergl. Rosen ad h. 10. 12 u. mati h. 6. 6) zugleich als masculinum, als nomen agentis gebraucht wurde. Als Abstractum findet es sich wirklich h. 52. 11, dazu vergleiche man den späteren Beinamen des Indra *catru nibarhanas* Indral. 1. 1 und *nivârana* A. 10. 70 und N. 7. 10, und bemerke noch, dafs auch das fem. devatâ so auf masculina bezogen wird, h. 22. 4. sa (der Savitâ) c'ettâ devatâ padam und h. 55. 3. wo devatâ an Indras geht. — Eine andre angebliche Nominativ- und Vocativform ist *d'rs'nuyâ* h. 23. 11, 53. 7, 46. 5. Der Scholiast erklärt es das erste Mal *d'rs'nuyâ — dars'tyayuktas san* und fügt nachher hinzu *supâm sulug iti sor yag'âdecas* (Pâ.. VII. 1. 39.); an der anderen Stelle sagt er *catrûnâm d'ars'akas* und giebt dieselbe grammatische Erklärung; er sieht es also beide Male für einen Nominativ (od. Voc.) an, weshalb Rosen's Uebersetzung (23. 11. impetu vgl. ann. zu 31. 3.) schon von ihm abweicht. Rosen stützt sich nämlich auf die in derselben Regel Pâninis enthaltenen Formen, in welchen yâ die Instrumentalendung für nâ ist, und thut dies mit um so viel mehr Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit seiner Auffassung, als schon die Scholien des Pânini grade die Form *d'rs'nuyâ* neben *uruyâ urunâ* für einen instrumentalis erklären (Lassen Ant. p. 132 hält das ähnliche *urviyâ* für ein adverbium also wohl eben so für einen instrumentalis, vgl. anuy. h. 32. 8.). Deshalb mufs man auch *d'rs'nuyâ* an der zweiten Stelle für einen instrumental erklären, um so mehr, als es schon die Gleichmäfsigkeit der Strophe so erfordert; diese lautet *yudâ yud'am* upa g'ed *d'rs'nuyâ, purâ puram* sam idam hansi *og'asâ*, wo man sieht, dafs dem instrum. *o'gasâ*, in der ersten Hälfte des Verses der instr. *d'rs'nuyâ* entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Dieselbe Auffassung ist für die dritte Stelle nöthig, wo es der Scholiast mit somasya verbindet, indem er sagt: somasya; tam somam pâtam, yuvâm pibatam; kîdrcam somam! d'rs'nuyâ d'ars'anacîlam madakaratvena tîvram ityart'ah III. p. 70. Es heifst auch hier mit Kraft, gewaltig, kräftig; daher zu übersetzen: „er ist der Erreger eurer Seelen, ihr wahrhaftigen und gepriesenen; trinkt kräftig vom Somatrank". — Dieser Form schliefst sich *sukratûyâ* h. 31. 3. an, von dessen û wir zunächst bemerken, dafs es eine im Rigveda häufige Verlängerung zeigt, die in der Mitte des Worts namentlich vor den Halbvocalen y und v auftritt (vgl. den Padatext). Sâyanas erklärt diese Form für den Instrumentalis eines fem. *sukratuyâ*, so dafs es für sukratuyayâ stände. Rosen fafst es ebenfalls als instrum. und fragt, ob es nicht dem *d'rs'nuyâ* f. *d'rs'nunâ* gleichstehe. So weit das Casusverhältnifs hierbei in Frage kommt, ist wohl kein Zweifel, eine andere Frage ist aber, ob jene Form wirklich für diese stehe. Dies ist, wie ich glaube, nicht der Fall, sondern *d'rs'nuyâ* und *sukratuyâ* sind instrumentale von einem weiblichen thema *d'rs'nvî*, *sukratvî*, deren v von dem in y übergegangenen î wieder aufgelöst ist. Diese abstracta gehören aber eigentlich zu den adjectiven *d'rs'nu* (h. 56. 4.) und *sukratu* (h. 91. 2.) und es läfst sich nicht gut annehmen, dafs sie etwa für instrumentale eines abstracten Neutrums zu halten seien, da grade dies in unsern Hymnen andere Form zeigt (d'rs'nunâ cavasâ h. 56. 4.) und wenigstens vom substantiv kratu (freilich masc., doch folgen die neutr. der Declination derselben fast ganz), instr. kratvâ (h. 39. 1, 69. 1, 73. 2.). Dafs keine Nominative von diesen Formen vorkommen, hat darin seinen Grund, dafs v sich nur wenigen Consonanten leicht anschliefst und nach zweien nur ungern auftritt, weshalb auch die spätere Sprache keine feminina auf î vom adj. auf u nach Doppelconsonanz bildet; im Vedadialekt sind nun aber die späteren Lautgesetze schon ausgebildet, nur noch nicht consequent durchgeführt, darum vermeidet man *d'rs'nvî*, *kratvî*, doch haben ursprünglich sicher *d'rs'nuî*, *kratuî* gegolten. Zu unsern Instrumentalformen verhalten sich dann die Gerundialformen *) auf *tvî* (h. 52. 6. *vrtvî*, so auch wohl *g'us'tvî narâ* viros diligens nicht dilecta h. 118. 5.) wie die Instrumentalformen auf yâ zu denen auf î s. u., die Formen auf tvâ sind aber instrumentale eines Nominativs n. auf tu und wie kratvâ, mad'vâ, vasvâ, panvâ gebildet, neben diesen Formen auf *tu* existiren aber schon solche auf *tva* und *tvan* (*mahitvam* h. 115. 4, 8. 5, 59. 5. etc., *mahitvanâ* h. 86. 9. 85. 7., *mahitvâ* h. 109. 6, 52 13 etc., *vrsatvam* h. 91. 2. *vrsatvâ* h. 54. 2.). Ob bei diesen Formen für den acc. auf tum und den instrum. auf tvâ verschiedene Wurzelformen existiren, ist gleichgültig, da diese entweder späteren Ursprungs sein könnten, oder von bereits verschieden gebildeten Nominativen auf tu ausgegangen sein könnten. Dafs diese Infinitive und Gerundia allmählig von stärkeren Formen zu schwächeren herabgesunken sind, zeigen *g'îvâtum* h. 91. 6., *g'îvâtave* h. 94. 4. neben dem späteren *g'îvitum*, und *vahatum* (Nirukti 12. 11. *tvas'tâ duhitre vahatum krnoti* = *tvas'tâ duhitur vahanam karoti*) neben *c'aritave* h. 113. 5. und *vôd'um* dem vahitum, vahtum, vad'd'um vorausgegangen zu sein scheinen. — Ein drittes Wort auf *uyâ* ist endlich *sâd'uyâ* h. 56. 11. Die Stelle lautet *abûdu pâram etave pant'â rtasya sâd'uyâ* und Rosen übersetzt „est ad transeundum via solis bona". Sâyanas (III. p. 71) rtasya sûryasya pâram etave râtreh pârab'ûtam udayâdrim gantum pant'â

*) Nach Pânini VII. 1. 49. vgl. Lassen ind. Bibl. III. p. 104, der sie aus tvînam verkürzt glaubt.

Digitized by Google

mârgah sâd'uyâ samîc'inah ab'ûdu nis'panna eva. In der gramm. Erklärung wird sâd'uyâ durch die bereits mehrmals angeführte Regel des Pânini *supâm sulug iti vib'akter yâg'âdecas* erklärt, und die Scholien des Grammatikers führen grade für das Substitut yâ das Beispiel *sâd'uyâ* = *sâd'u* an. Indefs ist eine solche Form so unerhört, dafs die Richtigkeit der Erklärung stark bezweifelt werden mufs; dazu kommt, dafs die Scholien des Grammatikers jene Form dem Neutrum *sâd'u* gleichsetzen, wir aber an unserer Stelle das Masc. brauchen; kurzum wir nehmen auch hier die obige Erklärung an und übersetzen: „es ward auch, dafs wir an's Ziel gelangen, der Pfad durch der Sonne Milde". Ueber den Sinn von *pâram etave* vgl. h. 92, 6. und rag'asah pâre h. 33. 7, 46. 7, wo zu übersetzen ist „kommt auf dem Boote der Hymnen zu uns, dafs wir an's Ziel gelangen (dafs der Tag anbreche), und h. 52. 12.

Mehrfach kommt es in unsern Hymnen vor, dafs Formen ohne alle Flexion gebraucht scheinen, obgleich dieselben Wörter in andern Hymnen flectirt auftreten, so *yuvâku* h. 120. 9. verbunden mit *duhîyan* (nach Sâyana aufser andern Erklärungen auch für duhîran), aber yuvâkavas h. 3. 1. 3; âyud'â santu *vîlû* pratis'kab'e h. 39. 2; der Padatext hat vîlu und nimmt es also als metrische Verlängerung, gen. vîlos h. 101. 4; h. 117. 9. *purû varpânsi*, Pada hat wieder puru, *purû* und *vîlû* können aber auch wie *âyud'â* f. *âni* (h. 39. 2. u. a. a.), *trî* f. *trîni* (h. 34. 9, 35. 8.) stehen; vgl. noch 81. 7. wo *purû catâ vasû* zu lesen scheint, da dies ein solcher Fall ist, in dem die Codices oft schwanken. Ferner *vîlu c'id drlhâ adrim* h. 71. 2. (Sây. V. p. 32. *balavantam drd'ângam api attâram* scl. *paninâmânam asuram*). Daran schliefsen sich *arenu tug'â cavas* h. 56. 3. Sây. *tug'â-catrûnâm hinsakam sat* und im gramm. Comm. Pân. VII. 1. 39., dann h. 56. 4. yadi tavis'î *tvâvrd'â* indram sis'akti, Sây. ya indro d'rs'nunâ d'ars'akena cavasâ balena tamas tamorûpam vrtrâdim asuram bâd'ate hinasti; ûtaye raxanâya; *tvâvrd'â* tvayâ stotrâ vardd'itam tam indram devî tavis'î dyotamânam balam yadi yadâ sis'akti samavaiti sevata iti Yâskas; dann h. 73. 7. *naktâ c'a c'akrur us'asâ* virûpe, Sây. naktam c'a us'asam; ferner h. 80. 15. na hi nu *yâd* ad'îmasi indram, Say. *yât* yâtam sarvatra vyâpya vartamânam indram und *yât*, yâ prâpane; asmâl latah catr; supâm sulug iti dvitîyâyâ luk; ferner *catâ* f. catam h. 80. 1, 81. 7, 53. 8. (fem. ?), declinirt 102. 7; endlich *sahasrâ* h. 53. 9, 116. 21. ekasya vastor âvatam ranâya vacam acvinâ sanaye sahasrâ. Sây. erklärt ranâya durch ramanîyâya und sanaye durch d'analâb'ârt'am, so wie sahasrâ f. sahasrâya. rana helfst aber auch in den Veden der Kampf, so steht es Nig'. 2. 17. unter den Wörtern mit der Bedeutung sangrâma; ich übersetze daher „für eines Tages Kampf habt ihr den Vacas aufgespart, damit er tausender sich erfreue". sanaye heifst auch einfach zur Erlangung, zum Genufs, h. 30. 16, 31. 8; sahasrâ stände dann für sahasram, und ein solcher Accusativ nach Verbalsubstantiven findet sich öfter, cf. Rosen ad 14. 7, 23. 21. — Besonders häufig treten diese unflectirten Formen, oder wie wir schon sahen, das Thema mit verlängertem auslautenden Vocal, im Instrumental auf, so *svâhâ* f. svâhena (doch könnte es auch wie im Zend für svâha-â stehn), *himyâ* h. 34. 1. f. himyayâ, oder ist es instr. zu himî f. die Nacht? Nigh. 1. 7. steht hima unter den Namen der Nacht; *g'anâ* h. 8. 3. ist, wie schon Rosen bemerkt, regelmäfsiger instr. zu *g'an*; *mandinâ drs'at* h. 54. 4; *vîryâ* f. vîryena h. 80. 15. (vgl. yaxi devânt suvîryâ, ich übersetze: „führe die Götter herbei mit deiner herrlichen Kraft); *manîs'â* f. manîs'ayâ h. 70. 1, 91. 1; *pûrvayâ nividâ kavyatâ* (f. kavyatyâ? über das Denom vgl. Pân. VII. 4. 39.) h. 96. 2; *divîtmatâ vac'as* h. 26. 2; *vis'ti* h. 20. 4. cf. Ros. ann.; *caktî vâ vidâ vâ* h. 31. 18; *matî navis'tayâ* h. 82. 2; *rg'unîti* h. 90. 1; *pranîtî* h. 91, 1; *prayatî* h. 99. 2; *ûtî* h. 100. 1; das letztere scheint dativus zu sein.

Unter diesen Formen sind wohl einige flectirt, die wir, sobald uns ein gröfserer Hymnenvorrath vorliegen wird, vielleicht vollständig als solche werden nachweisen können; *svâhâ* könnte aus einer ältern Instrumentalform *svâha-â* entstanden sein, von *himyâ* ist schon gesprochen, *vîryâ* möchte ebenfalls von einem Thema *vîrî* stammen, das genau dem lateinischen viri in den Pluralformen virê-s, viri-um entspräche; die Formen auf î sind durch Abwerfung des â entstanden, weshalb der auslautende Vocal verlängert ist; wir haben also hier schon vollständig die lateinischen Ablative auf der i-Stämme in der dritten Declination. Die Formen tug'â, catâ scheinen nom. neutr. mit â statt a, so wie drlhâ, tvâvrd'â, naktâ, us'asâ Accusative st. zu sein, wenigstens hat ein solches Abwerfen des Accusativen m sein Analogon in den griechischen

Digitized by Google

cusativen der 3. Decl. auf *α*, und Panini hat eine Verbalform, welche dieselbe Erscheinung unzweifelhaft zeigt, nämlich *yag'ad'va* oder wie wahrscheinlich *yag'ad'vâ* f. *yag'ad'vam* VII. 1. 3. (yag'ad'vainam iti c'a). — Dafs die Formen tug'â, tvâvrd'â, so wie das zuerst erwähnte barhanâ in einem und demselben hymnus, nämlich 56, erscheinen, ist jedenfalls bemerkenswerth, und macht es nicht unwahrscheinlich, wenn diese Bemerkung bei mehreren Hymnen Geltung hätte, dafs wir die einzelnen Theile dieser Sammlung auch noch zu sondern haben werden, vgl. auch noch h. 116, der ebenfalls viele abweichende Formen enthält. — Will man jedoch bei der Erklärung obiger Formen unserer Annahme nicht folgen, so kann man sich auch bei der der indischen Ausleger beruhigen, und deren Ansicht dadurch stützen, dafs andre, namentlich Locativformen, deutlich ohne ein Flexionszeichen auftreten (vgl. Pân. VII. 1. 39.), so *sakman vidat'e* h. 31. 6. *cf.* ann., *yâman* h. 33. 2; *samâne ahan* h. 34. 3; *karman* h. 121. 11, *yâman* h. 37. 3. (vgl. yâmani h. 25. 20. Dies Wort schwankt zwischen Formen vom Stamme *an* und solchen von *a*, so *yâmas* h. 34. 1, *yâmâya* h. 38. 7, *yâmes'u* h. 37. 8, aber *yâmab'is* h. 37. 11; eben so verhält sich *ag'mes'u* h. 37. 8, 10; 87. 3. zu *ag'man*, wozu man noch *ahâ* f. *ahâni* von ahan h. 116. 4, h. 50. 7. nehme), *d'anvan* h. 38. 7, *carman* h. 51. 15, *ag'man* h. 65. 3, *yâman* h. 85. 1, *carman saprat'astame* h. 94. 13, *asmin ahan* h. 100. 6, *karman karman* h. 102. 6, *udan* h. 104. 3., *ag'man* h. 112. 17. (Hier folgt die Präposition â, *ag'mannâ*, weshalb das vorhergehende *n* verdoppelt ist; diese Verdoppelung verstöfst aber gegen das Metrum, welches eine Kürze verlangt; es scheint mir daher durch die späteren Ausleger in den Text gebracht und ag'manâ zu lesen. Jâskas (Nig' 2. 17.) hat nämlich unter den Worten, die sangrâma bedeuten, nur die Form *ag'man* als Locativ, von diesem Stamme ist aber ag'manâ instrumentalis, der hier noch besonders durch das in der ersten Hälfte des Verses an gleicher Stelle stehende mag'manâ empfohlen wird. Dazu kommt, dafs h. 37. 13. von *ad'van*, das übrigens auch andre Casus zeigt (acc. h. 31. 16, gen. 42. 1, 71. 9, 72. 7, dat. 42. 8.), ganz dieselbe Form vorkommt *ad'vannâ*, wodurch abermals das Metrum verletzt wird, auch hier wird daher *ad'vanâ* zu lesen sein; eben so mufs man Lassen Anth. p. 97. 13. *rd'uyâman* st. *-mann* lesen, h. 63. 4. *vrs'akarman* als Locativ nehmen und das doppelte n aufgeben, h. 55. 7. *somapâvan* st. *vann* zu lesen), *samudrasya d'anvan* h. 116. 4, *d'anvan* h. 95. 10, *mahe yâman* h. 116. 13. (Sây. mahanîye, pûg'anîye yâmani), *dacame ahan* h. 117. 12, *casman* (vgl. lat. carmen) h. 119. 2, ferner *ran* h. 120. 7. du. datores (yuvam âstam maho ran), plur. h. 106. 4. *vâg'ayan* cibi caussa implorantes, h. 85. 12. *carma trid'âtûni*, h. 79. 3. *parigm'â* Rosen circumeuntes, doch ist es vielleicht allein auf Varunas zu beziehen, oder noch besser Name des Vâtas, wie h. 112. 4; *trî d'anva* h. 35. 8. Wir sehen, dafs diese flexionslosen Formen hauptsächlich dann gebraucht werden, wenn durch ein dabei stehendes Wort, sei es das Casusverhältnifs oder der Numerus, bereits ausgedrückt ist, darum scheint mir auch *parig'man* h. 117, 4. nicht wie Sâyanas will (VIII. p. 28. a. parig'man parigamane ab'is'tasya prâpane nimittab'ûte sati, vgl. Rosen's Uebersetzung) zu nehmen, sondern als Beiwort der Acvinen narâ-nâsatyâ parig'man die auch h. 46. 14. parig'mânau genannt werden, so wie ihr Wagen h. 20. 3. dasselbe Prädicat erklärt. Das Wort scheint überhaupt nur Beiwort der Götter zu sein; h. 6. 9. wird es dem Indras (daher auch h. 63. 8. parig'man (Ros. undique circum terram) besser als Beiwort des Indras zu fassen), h. 79. 3. dem Mitras, Aryamâ und Varunas, h. 112. 4. dem Vâtas gegeben. Eben so möchte anarvan h. 116. 16. besser zu dasrâ und b'is'ag'au gestellt werden, als zu axî, zu dem es der Scholiast und nach ihm Rosen zieht; Sây. sagt nämlich arvagamanam vis'ayam praty enayor nâstî' ti; allein diese Erklärung ist gezwungen, und jene ist offenbar natürlicher, anarvan ist dann zu übersetzen: die unveränderlichen, unwandelbaren vgl. h. 51. 12. anarvânam clokam Ros. immutabilem hymnum und Nirukti VI. 23. anarvâ, apratyrto 'nyasmin. Dazu nehme man noch folgende Stelle: h. 37. 1. krîlam vah card'o mârutam *anarvânam* rat'ecub'am Rosen: hostium immunem potentiam etc. Sây. anarvânam: b'râtrvyarahitam und nachher vyatyayena pullingatâ. Diese Erklärung pafst, abgesehn von der grammatischen Unwahrscheinlichkeit, schlecht zu den kriegerischen Marutas, von denen gleich nachher gesagt wird, dafs sie mit Waffen und unter Kriegsgeschrei geboren sind. Könnte man nicht unter anarvânam rat'ecub'am den unwandelbaren, in seinem Wagen strahlenden Indra, den Fürsten der Maruts verstehen? Zu bemerken ist übrigens noch,

Digitized by Google

dafs bei einigen der aufgeführten Formen ein Unterschied zwischen Singular und Plural statt findet, der darin besteht, dafs die Locativformen des Singulars das *n* des Stammes behalten, die Pluralformen es abwerfen, so carman und carma, d'anvan und d'anva.

Andre Abweichungen der späteren Declination finden sich mehrfach; so hängen die Masculina und Neutra auf u die mit Vocalen anlautenden Casusendungen oft ohne Hülfe des eingeschobenen n an und verwandeln den Auslaut des Themas in den Halbvocal. So die instrument. kratvâ h. 39. 1., mad'vâ h. 47. 4. (yag'nam mad'vâ mimixatam vgl. 34. 3. yag'nam mad'unâ mimixatam, der Unterschied ist durch das Metrum bedingt); panvâ h. 65. 2; pacvâ h. 65. 1.; kratvâ h. 69. 1.; h. 73. 2. 81. 4.; rb'vâ h. 121. 9. Diesen schliefsen sich ein paar Formen an, welche Sâyanas für indeclinabel hält, nämlich mahitvâ h. 52. 13.; h. 67. 5.; h. 68. 1.; h. 91. 2.; h. 109. 6. und vrs'atvâ h. 54. 2. Ich halte sie unbedenklich für Instrumentale älterer Formen von abstractis auf tu statt der späteren auf tva (Sây. sagt h. 52. 13. mahitvâ, mahitvena — supâm sulug iti trtîyâ yañâdecas und 54. 2. vrs'atvâ, vrs'atvena — supâm sulugiti vib'akter âkâras), die späteren Formen auf tva kommen zum Theil neben jenen in derselben Verbindung vor, so neben dem obigen vrs'â vrs'atvâ vrs'ab'o ni rng'ate h. 91. 2. tuam vrs'â *vrs'atveb'ir* mahitvâ *). — Ferner die Dative pacve h. 43. 2.; tanve h. 23. 21., die Genitive *mad'vas* h. 34. 10.; 14. 7.; 47. 9.; *svâdos mad'vas* 84. 10.; 85. 6.; 117. 1. (doch daneben auch mad'os h. 14. 8.); *vasvas* h. 51. 1.; h. 71. 9.; 90. 2.; 113. 7. (vasunas h. 109. 5.); *pacvas* h. 67. 3., daran schliefst sich das eben so gebildete *aryas* f. ares h. 73. 5. 118. 9. (so ist auch wohl h. 33. 3. zu übersetzen samaryo gâ ag'ati yasya vas'ti, des Feindes Heerden führt er mit sich, wessen er will, doch vgl. 81. 6.) loc. *tanvi* h. 55. 8., wodurch sich die von Bopp vgl. Gramm. p. 232 vermuthete Form bestätigt, aber vasau h. 81. 3., nom. *plur. mad'vas* h. 14. 4. acc. *tanvas* h. 31. 12.; *tanvas* 110. 7. ergiebt sich als acc. fem. durch das dabei stehende priyâs, also steht es für tanûs von tanu oder tanû, letztere Form ergiebt sich aus tanûkrit h. 31. 9. so wie *tanûbis* h. 89. 8., *tanûs'u* 85. 13. etc. *vasvas* h. 27. 5. dem schol. acc., erklärt Rosen für den Genitiv.

*) Die späteren Ausleger scheinen zu dieser Erklärung durch Formen wie taranitvâ für — tvâni verleitet zu sein (h. 110. 6.).

Diesen von der späteren Sprache abweichenden Formen des Rigveda schliefsen sich die Accusative der Masculina auf i und u an, welche auf îur und ûur ausgehen, sobald das folgende Wort einen Vocal im Anlaut hat. Rosen's Erklärung zu h. 15. 5. dürfen wir hier nicht folgen, da andere Formen damit in Verbindung kommen, welche eine andre Erklärung wahrscheinlich machen. Lassen hat bereits in der indischen Bibliothek p. 51 ff. Beispiele aus Pânini VIII. 3. 8 ff. angeführt, welche den Einschub eines *s* nach dem Flexions-*n* zeigen und daraus gefolgert, dafs der Acc. pl. auch im Indischen wie im Deutschen ursprünglich auf *ns* ausgegangen sei. Die Frage ist jedenfalls für die Sprachgeschichte von Wichtigkeit und wir stellen deshalb die hierher gehörigen Fälle aus dem ersten Buche des Rigveda zusammen: 1) n vor den palatalen; *a*) vor c' bleibt dentales n h. 23. 13. *pûs'an c'itrabarhis'am*, h. 33. 14. *yasmin c'âkau* h. 77. 3. yâman c'itram h. 71. 1. *ag'us'run c'itram* h. 104. 5. *mag'avan c'arkrtat*, *b*) geht in das palatale n über h. 72, 6. *pacûn c'a st'âtrînc'aratam*; *c*) geht da ein Zischlaut eingeschoben wird in anusvâra über h. 70. 3. *martânc c'a*, h 100. 18. *cimyûncc'a*; *d*) geht auch in anusvâra über h 36. 14.; *e*) von n vor c' findet sich kein Beispiel; *f* vor dem palatalen Zischlaut wird es in den palatale Nasal verwandelt, der Zischlaut selber aber geht i die aspirirte palatale tenuis über h. 33. 15. *magava c'vitryam*, ib. *akran c'atrûyatâm* h. 35. 5. *g'anân c'yâvâ* h. 95. 1. *svad'ânân c'ukro*, h. 100. 7. *ranayan c'ir sâtau*, ib. 18. *dasyûn c'imyûncc'a*, h. 102. 3. *mag'av c'arma*, ib. 6. *karman c'atamûtîh*, h. 104. 8. *mag'av c'akra*, h. 121. 9. *vanvan c'us'nam*, h. 63. 5. *vag'n c'nat'ihi*; 2) n vor dem dentalen t bleibt unverände ohne Einschub eines Zischlauts, h. 5. 8. *avîvrd'an tvâ* ib. 10. *abidruhan tanûnâm*, h. 30. 12. *vag'rin tat'a*, 14. *tvâvân tmanâ*, h. 53. 6., *amadan tâni*, h. 61. 1 *dacasyan turvîtaye*, h. 63. 3. *etân tvam* h. 94. 7. *talid*, h. 104. 2. *cc'amnan te* h. 117. 22. *rtâyan tvâs'tr* h. 118. 1. *g'avîyân trivand'uro*, h. 121. 12. nrîn tûs An einer einzigen Stelle 19. 7. ist es vor t in anusv verwandelt *parvatân tirah*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

3) Vor p bleibt es unverändert, einmal steht hinter dem n ein visarga 121. 1. nrînh pâtram; 4) vor s steht hinter dem n immer ein t z. B. *devânt* h. 77. 2., *martânt* 73. 8., *asmânt* 31. 18., *tânt* 104. 2., dann *avîverd'ant* h. 11. 1., *avanvant* h. 51. 2., *avaxant* h. 104. 2., *ahant* h. 69. 4., ferner *dansanâvant* h. 30. 16., *makânt* h. 4. 10., dann *ag'mant* h. 65. 3., *carmant* h. 51. 15., *d'anvant* h. 95. 10., endlich *vag'rint* h. 30. 11., 82. 6. *râg'ant* h. 91. 4.; als einzige Ausnahme findet sich h. 80. 10. *niharan sahasâ;* 5) 'n geht in den anunâsika über vor allen Vocalen; Ausnahme h. 23. 23. *payavân agne*; ferner in einzelnen Fällen vor tönenden Consonanten h. 14. 9. *vicvân davân* h. 15. 12. *devân devayate*, h. 48. 12. *vicvân devân*, h. 71. 3. *devân g'anma.* Vor den Halbvocalen bleibt es dagegen unverändert h. 27. 13. *devân yadi*, h. 28. 4. *racmîn yamilavai* h. 33. 7. *etân rudato* h. 54. 11. *sûrîn râye* h. 73. 8. *yân râye*, h. 45. 2. *tân rohidacva* h. 33. 13. *catrûn vi* h. 117. 2. *g'avîyân ratah etc.* 6) Nach dem in den Anusvâra verwandelten n erscheint in den Accusativen der Masculina auf i und u ein r vor Vocalen, vgl. h. 33. 3. *is'ud'înr* h. 37. 12. *girînr* h. 45. 1. *vasûnr* h. 49. 3. *rtûnr* h. 15. 5. h. 52. 5. *parid'înr* h. 78. 4. h. 101. 5. *dasyûnr* h. 109. 3. *racmînr* h. 103. 5. *sind'ûnr* und einmal vor y *dasyûnr* in h. 63. 4.

Vergleichen wir hiermit die Regeln, welche Pânini aufstellt, so finden wir dafs 1. a und b mit Pân. VIII. 3. 8. übereinstimmt, er giebt dort als Beispiele pacûns tânc c'akre und pasûn tân c'akre; was c betrifft, so finden wir von den bei Pânini VIII. 3. 31. angegebenen vier Veränderungen nur die von uns angeführte. Bei 2 ist es ebenfalls auffällig, dafs der von Pânini VIII. 3. 8. angegebene Einschub eines *Nasals* (er giebt als Beispiele tasmins tvâ dad'âti neben tasmin tvâ und tâns tvam k'âdasva neben tân tvam) nirgends statt findet. Die unter 3 beigebrachte Ausnahme findet sich auch bei Pânini VIII. 3. 10., zu der noch eine zweite kommt (ebenda 11) nämlich das Wort svatavân, welches vor dem Worte pâyu ein visarga erhält, vor dem n in den anusvâra übergeht; endlich führt Pânini (ebenda 12) noch den Accusativ kânskân von dem Nominativ kaskas (vgl. ebenda 48) an. Die Erscheinung unter no. 4. bespricht Pânini ebenfalls (ebenda 30) und sagt, dafs statt dessen auch der Einschub fehlen könne. Was no. 5. betrifft, so sagt Pânini, dafs die Verwandlung vor allen Vocalen und *Halbvocalen* statt finde; die Scholien bemerken, dafs die Taittirîyas statt des anunâsika den anusvâra setzen. Wir sehen in unsern Beispielen, dafs die Regel zum Theil ausgedehnter, zum Theil beschränkter ist, indem einmal auch vor andern Consonanten der anunâsika (oder anusvâra den Rosen setzt, die von mir verglichenen Codices geben immer den anunâsika) steht, anderntheils vor den Halbvocalen das n beibehalten ist. Doch finde ich in einer Stelle, wo Rosen, das n hat den anunâsika, nämlich h. 35. 10. svavân yâtu in Cod. 44. der Chambersschen Sammlung, (Cod. 69. derselben Sammlung hat offenbar nur irrthümlich svarvâ statt derselben Lesart, doch möchte er keine Autorität sein, da er aus neuster Zeit und wahrscheinlich nur eine Abschrift von 44. ist, die Chambers für Warren Hastings machen liefs, vgl. Catalogue of Sanscrit Manuscripts of the late Sir Robert Chambers. 8vo. edition p. 7.). Endlich bespricht Pânini ebenfalls (VIII. 3. 9.) die Accusativformen auf înr und ûnr. Nehmen wir nun die Frage über den Ursprung der letzteren Formen wieder auf, so finden wir ihnen zur Seite stehend die Accusative auf ân vor Vocalen und Halbvocalen, auf ânt vor s, den Accus. nrînh f. nrîns vor p, und den Accusativ kânskân. Die letzten beiden Formen zeigen in s und visarga offenbar einen

Digitized by Google

Rest älterer Flexion, der sich noch erhielt als die Lautgesetze der Sprache bereits einer Umwandlung unterlagen, und auf keine Weise für einen des Wohllauts halber eingeschobenen Laut gehalten werden kann, da er aller Analogie entbehrt. Ihnen gleich stehen die Formen martânc c'a cimyûnc c'a so wie die von Pan. angeführten tânc c'akre tâns tvam, und daran schliefst sich die Form auf ânt an, in der man das t ebenfalls für keinen euphonischen Einschub halten kann, da ns eine oft in der Sprache vorkommende Verbindung ist; wir glauben, dafs das t in dieser Form aus s hervorgegangen ist, wie auch im späteren Sanskrit der Fall eines solchen Wechsels häufig eintritt, und wenn wir somit für diese Formen einen ursprünglichen Accusativ pl. auf ns annehmen dürfen, so glauben wir auch danach die Formen auf ân înr ûnr aus einer solchen Form erklären zu können, da sie ganz nach den Lautgesetzen gebildet sind, denen das s sonst vor tönenden Buchstaben unterworfen ist, sobald ihm ein Vocal vorhergeht; dafs der leise Nasenlaut noch daneben eintritt, denke ich kann seiner ganzen Natur nach nicht weiter befremden *).

Fassen wir den Ursprung des r so auf, so wird sich auch Pânini's Regel wahrscheinlich später weiter bestätigen, welche die Erscheinung auch auf den Fall ausdehnt, wo în und ûn vor Halbvocalen auftreten und es dürfte selbst nicht befremden, wenn sich înr und ûnr auch vor andern tönenden Consonanten zeigten; bestätigend ist es aber vielleicht schon, dafs ân auch vor d und g' auftritt, vor denen ja das s nach â ebenfalls ausfällt, freilich aber auffällig ist, dafs dies einmal vor c' und vor t geschieht. — Dafs nun auch die oben angeführten Nominative auf ân den anunâsika zeigen neben svatavânh pâyur und denen, welche den Einschub eines Zischlauts bieten, zeigt deutlich, dafs die Vedasprache der Zeit noch nicht allzufern liegt, wo ein nominatives *s* nach Consonanten, wenigstens nach Nasalen noch geduldet wurde; das t erklärt sich aber wie im Accusativ aus einem solchen vorangegangenen s; eben so ist es wohl bei den Verbal-Formen aus einem solchen (auch bei ahan st. ahant) zu erklären, obgleich die verwandten Sprachen und die vocalisch auslautenden stärkeren Formen der Endung der 3 pl. ein t zeigen, denn wir finden die Neigung, ein ursprüngliches auslautendes t in s zu verwandeln, auch in andern Fällen, so namentlich im Voc. der mit dem Suffix vat gebildeten Wörter, der auf vas ausgeht (vgl. Ros. zu III. 2. 3. und Pân. VIII. 3. 1., so wie *marutvas* h. 101. 8., *niyutvas* ib. 9., *mîd'vas* h. 114. 3.; sie entsprechen meist späteren mit mat gebildeten Pân. VIII. 2. 10. darum auch mantumas h. 42. 5.), ferner in dem alten Participium *st'âs* f. st'ât h. 80. 14. (vgl. yât ib. 15. yâtas h. 32. 5. und st'âtâm h. 70. 2.) und im Sâm. V. der Nominativ tanûnapâs f. — pât I. 8. 5. *). Es bleiben demnach nur die Locativ- und Vocativformen übrig, in denen ein t eingeschoben sein könnte, und auch in den letzteren nicht einmal, glaube ich, ist es euphonisch. Der Vocativ ist ursprünglich mit dem Nominativ identisch, deshalb kommt ihm wie diesem bei Masculinis das s zu, welches daher auch im Rigveda in einzelnen Fällen erscheint, so *dravinodas* h. 15. 10. *somapâs* h. 30. 11. und andre, die Formen vag'rint râg'ant lassen sich daher sehr gut aus einem vorangegangenen vag'rins, râg'ans erklären, wenn wir die obigen Nominalformen svatavânh, mahânt für svatavâns, mahâns vergleichen. Für den Locativ endlich wird man allerdings annehmen müssen, dafs die Macht der Analogie auch bei ihm das t nach n vor s eingeführt habe.

Wir führen noch einige merkwürdigere oder wenigstens von denen der spätern Zeit abweichenden Erscheinungen vor und zwar unter diesen zuerst die mit Dativen verbundenen Genitive von a-Stämmen h. 116. 9. *tri'yate gotamasya* Rosen: sitienti Gotamae und h. 117. 8. *xonasya kanvâya* R. coeco Kanvae, die wir für

*) Referent hat hier seine bereits in diesen Blättern October 1839. No. 79. 80. ausgesprochene Ansicht etwas modificirt, nach welcher er die Form auf nt, gestützt auf die Form des Acc. pl. tât brâhmanât, welche Pânini VII. 1. 39. hat, als die ursprüngliche ansah. Nun erklärt aber die Kaumudi Bl. 222 b. diese Form für einen Accus. sing. und giebt noch ein neues Beispiel; es scheint mir deshalb jedenfalls rathsam, ehe wir Schlüsse auf die Form bauen, ihre weitere Bestätigung abzuwarten.

*) Doch ist es eine auffällige Erscheinung, dafs in unserm Beispiele kein nst vorkommt, eben so wenig ein ncc', danach müfste das s vor t ausgefallen, vor dem palatalen Zischlaut in übergegangen sein, mit dem vereinigt es das c' hervorgerufen, (denn das war ein unserm *ch* in *ich* sehr nahe stehender, wenn nicht gar ganz identischer Laut, deshalb geht mit c ebenfalls in c' wohl nur orthographisch in c'c' über z. B. c'icc'îrs'â h. 33. 5. u. a.).

Digitized by Google

jetzt noch unerklärt lassen. Ferner die bereits von Pâṇini VII. 1. 39. besprochenen Locativformen der Masc. und Feminina auf i mit â für au: *âg'â* 63. 6., 116. 2., 102. 3., 116. 15. vergl. daneben âgau 51. 3. 52. 15., *âg'iṣu* h. 80. 1., einmal h. 102. 10. kommt diese Form sogar mit Adjectivis im Plural verbunden vor, nämlich *arḍeṣu âg'â mag'avan mahatsu c'a*; ferner *sûrasâtâ* und *amrtâ* h. 31. 6. (cf. ann. p LXVIII), *nâḍâ* 43. 9. *agni* h. 59. 3., *yonâ* h. 65. 2., *sarvatâtâ* h. 94. 15. (cf. devatâtâ h. 58. 1. u. 34. 5. *sâtâ?* h. 112. 22. — Der Genit. du. *c'akryos* h. 30. 14. f. *c'akrayos* ist wie der Vers zeigt c'akriyos zu lesen, demnach besteht die Unregelmäfsigkeit nur in der Schwächung des a zu i. Die Pluralformen der Feminina auf îs f. yas sind bereits von Rosen, der auch die Stelle des Pân. VI. 1. 106. anführt, an mehreren Stellen besprochen, so findet sich *revatîs* h. 30. 13., *devîr nrpatnîs* h. 22. 11., *ṣiyasîs* h. 11. 8., *vânîs* h. 7. 1., *prnc'atîs* h. 23. 16., *devîs* 13. 6, 9., *pûrvîs* h. 11. 3., *svarvatîs* h. 10. 8. u. a. Schliefslich von der Declination noch ein Paar Beispiele, in denen bei verbundenem Adjectiv und Substantiv nur an einem die Flexion ausgedrückt sein soll h. 108. 12. u. 115. 6. *uditâ sûriasya*, es scheint in beiden Fällen uditâ als Locativ von uditi zu nehmen und „beim Aufgang der Sonne" zu übersetzen; wirklich flexionslos ist *mad'uman* verbunden mit maxikâ h. 119. 9. Die Flexionslosigkeit scheint sich demnach hauptsächlich nur auf consonantisch auslautende Stämme zu beschränken und auch dort sahen wir häufig den Casus durch ein dabeistehendes Adjectiv ausgedrückt.

Auch die Pronomina zeigen mannichfach abweichende Formen, wir führen nur einige an; so die bereits von Rosen ad h. 9. 8. besprochene für alle Casus des Plurals stehende Form *asme* des Pronomens erster Person, einmal übersetzt es Rosen sogar durch den Dat. sing. h. 114. 9., indefs ist es auch dort unzweifelhaft Plural; vom Pronomen zweiter Person ist der Dativ *tubya* h. 54. 9. bemerkenswerth, ferner der Locativ *tve* f. tvayi h. 30. 5., 6.; h. 48. 10., h. 51. 7., h. 59. 1., h. 72. 6., h. 94. 3. Vom Pronominalstamm a leitet Rosen das h. 6. 4. so wie an vielen andern Stellen vorkommende Adverbium ât ab, zu dem er zugleich den Instrumental des Fem. in der Anmerkung zu dieser Stelle beibringt, nämlich ayâ d'iyâ; dasselbe ayâ steht h. 87. 4., ayâ îcânas, Ros. übersetzt hujus (terrae) dominus, es ist aber adverbial zu nehmen und heifst „auf diese Weise gewaltig", ferner gehört zu diesem Pronominalstamm die Form enâ für das spätere anena h. 30. 3. Vom Pronominalstamm tat kommt der bemerkenswerthe Locativ sasmin für tasmin vor h. 52. 15. Die Form yâ h. 79. 3. könnte man für das verkürzte yâni halten, allein was ist dann mit dem demonstrativen tasya anzufangen? es scheint, dafs die in compositis wie tvâvân f. tvadvân, kâpurus'a f. katpurus'a etc. vorkommende Erscheinung auch auf einzelne Fälle in der Declination auszudehnen sei, demnach stände yâ f. yat, ebenso möchten sich obige catâ und sahasrâ erklären lassen. Einzeln stehende Formen sind îm, sîm und it; die erstere die sich hauptsächlich als Masculinum findet, erklärt Rosen ann. ad h. 4. 7. durch eine Contraction aus imam entstanden, Bopp vgl. Gr. p. 522 Anm. 1. nimmt es entweder als 1) aus iyam oder 2) unmittelbar aus im entstanden an. Lassen erklärt es als accusativ masc. des Stammes i, findet aber das i auffällig (Anth. p. 137); einmal übersetzt es Rosen h. 79. 3. durch das Femininum, indefs ist diese Bedeutung dort zweifelhaft. Die von Bopp unter 2, so wie die von Lassen gegebene Erklärung scheint uns, wenn wir die bereits von Rosen verglichenen lat. und griech. Formen im = eum ἵν = αὐτόν berücksichtigen, die richtige; die Längung des i mufs, wie ich glaube, dem m zugeschrieben werden, wie wir eine eben solche vor den mit demselben Consonanten beginnenden Verbalflexionen wahrnehmen. Zu diesem Masc. stellt sich dann als Neutr. it, das aber als eine bereits versteinerte Form auftritt, da es aufser dem am häufigsten erscheinenden Neutrum auch Masculinum und Femininum und nicht nur im Nominativ und Accusativ, sondern auch in den Casibus obliquis vertritt, und aufserdem adverbiale Natur angenommen hat. Bemerkenswerth ist noch, dafs es sich besonders an das Pronomen tat anlehnt, z. B. h. 24. 12. *tad it* id ipsum h. 10. 6. *tam it* ipsum illum, h. 51. 8, 13. *it tâ* haec, so dafs man wohl kein weiteres Bedenken tragen kann, das lateinische iste aus dieser Verbindung zu erklären, da in ihm das is für it (vgl. est f. ed-t u. a.) ebenfalls unflectirt bleibt. Die Form sîm hat Bopp a. a. O. bereits aus syâm erklärt, sie kommt aber auch für das Masculinum vor h. 105. 2., h. 36. 1., h. 37. 9. (?); als Femininum h. 117. 16., ib. 19. und eben so steht es im prägnanten Sinne (etwa mit Ergänzung von bûmim) für hanc terram h. 37. 6. und

Digitized by Google

namentlich in Verbindung mit vicvatas h. 33. 9.; h. 100. 18., h. 116. 20. Ich halte es demnach für eine Zusammenziehung, sowohl aus syam wie aus syâm, wobei indefs zu bemerken ist, dafs der Accusativ tyam sich daneben findet h. 110. 3., h. 80. 6., h. 61. 3. h. 51. 1., h. 50. 1., h. 42. 3., h. 37. 11. und eben so tyâm h. 63. 8.

Von den Zahlwörtern haben wir *catat* so wie *catâ* und *sahasrâ* bereits besprochen und machen hier nur noch auf die interessante Form *trincatam* triginta h. 45. 2. so wie auf das Neutrum *tris* tria h. 116. 4. aufmerksam.

Die Abweichungeu in den Verbalbildungen von den Formen der späteren Zeit sind so mannichfaltig, dafs wir sie füglich nicht alle hier besprechen können, indefs wollen wir doch auch davon einige hervorheben. Die von den Auslegern z. B. h. 76. 4. für einen Imperativ von *bud* genommene Form *bôd'i* hat bereits Westergaard richtig für die 2. u. 3. imp. von b'û erklärt (v. rad. b'û). Ein Beispiel der von Pânini VII. 1. 35. und von Bopp in der vergleichenden Grammatik p. 677. 78. besprochenen Endung der 2. u. 3. sing. imper. auf tât findet sich nun für die 2te pers. h. 48. 15. in yac'atât; dieselbe Endung kommt auch nach Pân. VII. 1. 50. im Pluralis statt der Endung ta vor, und die Schol. führten mehrere Beispiele an *gâtram asya nûnam krnutât, pârt'ivam k'anatât, sansrg'atât, sûryam c'axur gamayatât.* Von der bei Pânini VII. 1. 45. besprochenen Endung der 2. pl., welche eine Erweiterung mit na zeigen, und von den Scholiasten des Pân. auf den Imperativ (lot) beschränkt werden, finden sich Beispiele für das Praesens auf t'ana, für den Imper., potent. und das Praet. auf tana; *praes* h. 105. 5. *st'ana*; h. 23. 11. h. 39. 3. *yât'ana*; *imper.* h. 106. 1. *nis'pipartana*, h. 103. 5, 20. 7. *d'attana*, h. 84. 5. *bravîtana*, h. 13. 12. *krnotana*, h. 15. 2. *punîtana*; *potent.* h. 38. 4. *syâtana*; *praet.* h. 110. 3. *aitana*, h. 110. 8. *akrnôtana.* Ein einziges Beispiel dieser Endung findet sich nach Rosen's Uebersetzung auch für die 3te pluralis, nämlich *aitana* h. 110. 2; ob es wirklich eine solche sei, lasse ich dahin gestellt; gegen die Auffassung als 2 pl. scheint das beim Subject stehende kec'id zu streiten. Bemerkung verdient, dafs die Imperative und *akrnotana* ausgenommen, diese Formen immer in Relativsätzen stehen.

An einer grofsen Zahl von Stellen werden gewisse Formen von dem Scholiasten von dem den Veden eigenthümlichen modus let abgeleitet, und wir sehen sie im allgemeinen in denselben Fällen angewendet, wo später Potentialis, Precativ und Imperativ stehen (vgl. Pân. III. 4. 7, 8.); Pânini lehrt bereits, dafs dieser modus zum Theil besondere Formen in Anspruch nimmt, und zwar dafs er zunächst den Bindevocal a oder â erhält (III. 4. 94. g'os'is'at, târis'at, mandis'at; patâti, vapâti.), zweitens dafs er oft das Affix sip(is') bekommt (III. 1. 34.), ferner lehrt er, dafs statt der Endung der 2 p. du. atm. auf âte ât'e, die auf aite ait'e eintreten (III. 4. 95. mantrayaite, mantrayait'e, karavaite, karavait'e), ferner dafs statt des auslautenden e einer Endung ai erscheine (ib. 95. icai, cayai, grhyântai, uc'yántai), dafs die 3 sg. parasm. suf ti sowohl als auf t ausgehe (ib. 96.), dafs das s der ersten Person du. u. plur. fehle (ib. 98. karavâva, karavâma). Fast alle diese Erscheinungen bestätigen sich nun in unsern Hymnen, und wir sehen, dafs dieser Modus sowohl beim Praesens, als beim Imperfectum, Perfectum und Aorist erscheint; natürlich mufs es in manchen Fällen, ehe wir noch weitere Bestätigungen haben, zweifelhaft bleiben, zu welchem Tempus die jedesmalige Form zu stellen sei, indefs im allgemeinen läfst sich doch die Bildung und der Gebrauch dieses Modus übersehen. Wie es Pânini lehrt, zeigen die Formen bald a bald â als Bindevocal, den letzteren dann, wenn das Verbum sonst schon den Bindevocal a hat, dahe die Formen des praes. parasmaip. *mrlâtas* h. 17. 1, *pa tâti* h. 69. 6, *âvahâsi* h. 74. 6, *bod'âti* h. 77. 2, *yag'âti* ib., *tis't'âti* h. 82. 4, *c'odayâsi* h. 94. 15, *vidahâti* h. 99, *samag'âti* h. 100. 11, *b'avâti* h. 113. 10, *c'iketa* h. 43. 3, h. 82. 4. und des âtm. *mâdagâd'vai* h. 37. 1 *mâdayâse* h. 101. 8, *yag'âtai* h. 84. 18, *varâte* h. 6 3, des imperf. par. *patât* h. 46. 3, *vadân* h. 37. *uc'ât* h. 48. 3, 113. 10, 113. 13, *cixât* h. 68. 3, *dâcâ* h. 68. 3, 71. 6, 93. 5, *saparyât* h. 103. 8, *saparyâ* h. 72. 3, *vard'ân* h. 70. 4, *vahân* h. 84. 18, *g'ayâs* 80. 3, *g'îvât* h. 84. 16, *apasyât* h. 121. 7; vom pe *vâvrd'âti* h. 33. 1.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Schlufs.)

Vocalisch auslautende Wurzeln, deren Vocal der Verstärkung fähig ist, nehmen im Let des Aorist Guna an (doch bû verwandelt û in uv); eben so nehmen Wurzeln der 5ten Klasse im Imperfect Guna, und an dieses so wie bei Wurzeln der 2ten, 3ten, 7ten Klasse (bei den letztern jedoch mit Erweiterung von n zu na) im Impf. und Aor. werden die Personalendungen mittelst des einfachen a (mit Ausnahme der ersten Personen) angehängt. Wurzeln mit langem â sowie der 9ten kl. (im Impf.) hängen die Personalendungen unmittelbar an den Stamm. Bei den meisten dieser Formen nehmen wir Endungen der Praeterita wahr, doch erscheinen an einigen wenigen die des Praesens, bei denen es dahingestellt bleiben mufs, ob sie wirklich zu Imperfecten oder Aoristen gehören; eben so gehört wohl *dadâcas* h. 94. 15. zum Perf., doch haben wir oben die Praes.endung ti (vâvrd'âti) bei demselben gefunden. Wir wollen nun noch einige Beispiele, denen wir unsre Wahrnehmungen entnommen haben, anführen.

Let des Imperfecti *c'iketat* h. 35. 6, *venas*? h. 43. 9, *vedas* h. 43. 9, h. 40. 6, 7; h. 113. 18, 93. 3, *hanas* h. 80. 3, 81. 3, *dad'as* h. 81. 3, *asan* h. 38. 15, 89. 1, *asat* h. 114. 1, *acnavat* h. 40. 6, 7; h. 113. 18. 93. 3, *rnavas* h. 48. 15, *caknavâma* h. 27. 13, *sunavâma* h. 99. *krnavâma* h. 94. 4, *rnad'at* h. 84. 16, *ves* h. 72. 9, h. 77. 2, *ves'i* h. 76. 4, *g'unâs* h. 27. 7, Let des Aoristi: *voc'âvahai* h. 25. 17, *voc'ati* h. 105. 4, *voc'an* h. 32. 1, *voc'as* h. 27. 4, *dât* 17. 1. 2, 24. 1; *dâs* h. 104. 5, 7, 8, (vi)*dâs* h. 71. 7, 36. 14, *dâs* h. 26. 10, 48. 12, 54. 11, *d'ât* h. 107. 3, *d'âti*? h. 120. 1, *d'âmahe* h. 92. 13, *râd'âma* h. 41. 7, *râd'at* h. 120. 1, *gâs* h. 67. 3, *varanta* h. 121. 15, *b'uvat* h. 5. 3, 36. 8, 67. 1, 60. 3, 72. 1, 65. 2, 76. 1, 52. 11, 119. 7, *karat* h. 25. 12, 43. 2, 89. 3, *karati*? 43. 6, *karatâm*? 23. 6, *karâmahe*? 25. 5, *cravat* 30. 8, 121. 1, *nayat* 36. 18, *b'aranta* h. 70. 5, *b'arâma* h. 94. 4, *bravat* h. 84. 17, *xayâma* h. 111. 2, *nacat* h. 45. 5, 61. 8, *vidas* h. 42. 7, 8. 9; *vidat* h. 96. 4, *vimuc'as* h. 42. 1, *âruhat* h. 51. 2, *dab'an* h. 84. 20, *tanat* h. 91. 23, *sanat* h. 100. 6, *râd'at* h. 121. 1, *gamat* h. 5. 3, 30. 8, *âgaman* h. 89. 7, *naxat* h. 121. 3.

Zu diesen gesellen sich dann endlich die von Pânini besprochenen Formen mit sip-affix wie *g'es'as* h. 10. 8, *târis'at* h. 25. 11, *târis'tam* h. 34. 11, *stos'âma* h. 53 11, *pars'at* h. 99, *mansate* h. 84. 18, *avis'at* h. 81. 1. (vgl. den Imper. desselben Tempus avis'tu h. 111. 5.) u. a. (sowie die mit Reduplication gebildeten Formen *râranat* h. 110. 5, *mîmrs'as* h. 31. 16, *g'uhavâma* h. 114. 3, *g'algulas* h. 28. 1, *tatanas* h. 38. 14, *pîparat* 46. 6, *cucravat* h. 48. 8. u. a., die ebenfalls als Let zu den ähnlich gebildeten Aoristen zu betrachten sind.

Was den Gebrauch dieser Formen betrifft, so entspricht er meist dem des Conjunctivs der alten Sprachen, und Westergaard hat daher schon diese Bezeichnung in seiner Wurzelsammlung eingeführt. Wir finden daher diesen Modus in Ausdrücken des Wunsches, der Bitte, der zweifelnden Frage, der Aufforderung nach der Conjunction yat'â, sobald sie dem lateinischen ut entspricht, nach der Conjunction yat, sowohl wenn sie ein causales als wenn sie ein temporales Verhältnifs ausdrückt, besonders häufig aber in allgemeinen Sätzen, wenn sie durch das Relativum eingeleitet werden.

Wir müssen die sonstigen mannigfaltigen Formen dieses Dialekts, die noch eine ausgedehntere Betrachtung erfordern würden, übergehen, und wenden uns zu Rosen's Behandlung des Ganzen. Der Text geht bis zum Schlufs des ersten Buches und erscheint in doppelter Gestalt, nämlich Krama- und Padatext. Die

Digitized by Google

letztere Art die Hymnen zu schreiben ist bekanntlich eine in Indien zu besonderem Zweck gebräuchliche, und ist für uns darum wichtig, weil wir hier, nachdem die Wörter der Verwandlungen, die die Lautgesetze im Zusammenhange des Satzes hervorrufen, entkleidet sind, die Auffassung der indischen Erklärer für jede besondre Form kennen lernen. Von diesen Verwandlungen abgesehen, enthält der Padatext keine bedeutenderen Abweichungen, und sie beschränken sich wohl nur auf einzelne Quantitätsunterschiede in den Vocalen, die im Kramatext des Metrum's halber nöthig sind, oder einen fehlenden Anusvâra u. dgl., wobei auch wohl blofse Druckfehler mit unterlaufen, z. B. h. 60. 40. *dame â*, kr. *âm*, h. 54. 10. *d'arunahvara*, P. *-ram* (Druckf.), h. 39. 2. *vilû*, P. *-u*, h. 33. 14. *nrś'âhyâya*, P. -sahyâya, h. 48. 15. *gomatîr*, P. -tih (Druckf.) u. a. Rosen hat diese beiden Texte, wie der Herausgeber des nachgelassenen Werks in der Vorrede berichtet, hauptsächlich nach zwei Handschriften, nämlich den Kramatext nach der im Besitz der Ostindischen Gesellschaft befindlichen Handschrift No. 2133 und den Padatext nach einer in der Chambers'schen, jetzt auf der hiesigen Königlichen Bibliothek befindlichen Handschrift herausgegeben, und der Text ist, was mir eine oberflächliche Vergleichung der hiesigen Handschriften gezeigt hat, der in allen unverändert wiederkehrende. Unbedeutende Abweichungen finden sich zwar, indefs doch meist nur das Orthographische, nicht den Sinn der Worte verändernd. So läfst namentlich der Codex 44 (des kleinen Catalogs) der hiesigen Sammlung urtheilen, der offenbar wegen seines Alters der bedeutendste in derselben ist; er enthält die sechs ersten Bücher des Rigveda Kramatext, die einzelnen zum Theil von verschiedenen Händen und aus verschiedenen Zeiten. Das erste Buch zeigt alte eckige aber sehr regelmäfsige Züge, und trägt die Jahreszahl Samwat 1533, das zweite scheint aus jüngerer Zeit, die Jahreszahl ist so dick durchstrichen, dafs sie nicht mehr lesbar ist; das dritte Buch ist zuletzt unvollständig, daher fehlt die Jahreszahl; das vierte zeigt zwar die alten Zeichen für o, au, e, ai, aber nur die letzten 6 Blätter sind wirklich alt und zeigen die Jahreszahl Sanwat 1494; das fünfte, moderne Züge, durch starken Gebrauch oft abgenutzt, ohne Jahr; das sechste desgleichen. Die Abweichungen dieser Handschrift vom Rosenschen Text sind ganz unbedeutend; sie ist, da die Chambersche Sammlung Rosen zu Gebote stand, wahrscheinlich von ihm benutzt worden. Hier einige Notizen: h. 10. 5. *nis'śid'e* f. *nihś'id'e*, ib. 7. *suvirv-tam* f. *-vrtam*, ib. 10. *ûtîm* f. *-ûtim*, h. 12. 6. *g'uhu-syah* b. Rosen Druckf., ib. 10. *sa na* f. *nah*, h. 14. 1. *mâda is'navah* f. *mâday-*, h. 20. 8. *vahnayah* f. *-yo*, h. 24. 7. *nic'înâ* f. *-nâh*, h. *nis'vâpayâ* f. *ya*, h. 33. 7 *sunvata* f. *-tah*, ib. 10. *aduxat* f. *ad'-*, h. 35. 6. *upa st'âm* f. *-stâ*. — Man sieht, dafs dies im Verhältnis zum Ganzen Kleinigkeiten sind, und auch in den übrigen Handschriften ist mir, so weit ich hineingeblickt, nichts Bedeutenderes vorgekommen, wir werden also jedenfalls den Rosen'schen Text als den im heutigen Indien für den richtigen angesehenen anzuerkennen haben. Was aber zunächst dessen orthographische Form betrifft, so zeigen hier schon die Codices einzelne Abweichungen, zweitens aber thut namentlich das Metrum einige Male gegen Doppelungen von Consonanten Einspruch, wie wir es z. B. oben beim n gesehen haben und ich glaube, ein späterer Herausgeber wird hier sicher vom überlieferten Text abweichen dürfen, da sie offenbar erst von den Commentatoren hineingebrachte Aenderungen sind, die die Lautgesetze des späteren Sanskrit auf den Vedadialekt verwandten. Rosen ist dafs ist hier ganz consequent verfahren, da er uns zunächst nur den überlieferten Text, wie er heut zu Tage in Indien für richtig gehalten wird, so wie die Auslegung der Commentatoren geben wollte. Seine Ansicht über dergleichen Dinge hatte er für die Anmerkungen, die leider unvollständig sind, so wie die Einleitung verspart. Indefs ist er doch in einem Puncte offenbar mit Unrecht von dem überlieferten Text abgewichen, nämlich darin, dafs er den sogenannten Plutavocal im Texte nicht bezeichnet hat, wie fast alle Handschriften thun, und wodurch das Verständnifs der metrischen Verhältnisse der Hymnen jedenfalls bedeutend erleichtert, überdies eine nicht geringe Eigentümlichkeit der älteren Sprache bezeichnet wird; das Zeichen ist eine der zu dehnenden Silben angefügte 3 und giebt an, dafs dieselbe drei mât enthalte; aufser diesem zeigen die Handschriften noch ein anderes Zeichen, nämlich eine angefügte 1, die gebraucht wird, wo ein Halbvocal in den entsprechenden Vocal aufzulösen ist. Freilich ist ein solches ten im Worte auftretendes Zeichen störend, ist wenn Rosen dasselbe nicht in den Text setzen wo

Digitized by Google

so würde er es ja leicht jedesmal in der Anmerkung haben angeben können. Für spätere Herausgeber vedischer Hymnen wird es aber demnach Pflicht sein, alle diese Stellen zu verzeichnen, wo nicht gradezu die Auflösung gleich im Texte vorzunehmen oder doch anzudeuten. An welchen Stellen aufzulösen sei, läfst sich schon jetzt im Allgemeinen bestimmen, indefs treten doch Fälle ein, wo man zweifelhaft sein kann, und hier wird eine sorgfältige Vergleichung der Codices sicher die erwünschte Auskunft geben. Diese Auflösungen beschränken sich übrigens nicht allein auf Halbvocale oder zu dehnende lange Vocale (z. B. â in aâ), sondern es wird mehrmals nöthig, Vocale einzuschieben, die ursprünglich dem Stamme angehörig, in der spätern Sprache ausfielen; dies hat Rosen ebenfalls schon richtig ann. ad h. 31. 4. (pitaros f. pitros, svasaros f. svasros) gesehen, allein auch die indischen Ausleger haben schon auf dergleichen Fälle geachtet, wie folgende Stelle aus einem Commentar zur Anukramanikâ zeigt (Chambers'sche Sammlung No. 192 Bl. 14. b. 15. a.) *pâdapûranârt'am* tu xaiprasanyogaikâxarîb'âvân vyûhêt. xaiprasanyogo yakâravakârasanyogah. yan sanyoga ity anye. kuta etat? yan hi xipre b'avati xaiprah. dad'yatre 'tyâdâv ekamâtrâm ardd'amâtrâm karotiti. ekah pûrvaparayor iti ad'ikâre sampannah. sand'ir ekâxarîb'avatah. tatra pûrvam dve axare ekam axaram kriyate (leg. kriy') iti. etân pâdapûranârt'am vyûhet. (prt'akkuryâ (add. d) dad'y atre 'tyâdâv ekamatrâm (l. ekamâtram) *d'ya*yvakâram vyûhet; (diese Stelle ist von späterer Hand nachgetragen und sehr unleserlich in der bedeutendsten Sylbe, weil diese grade auf dem den Text einschliefsenden Strichen steht und aufserdem durch Würmer gelitten hat. Aufserdem scheint die Lesart falsch, ich vermuthe yakâram vyûhet, und dafs dies noch einmal zu wiederholen sei) divas prt'ivyâh pary og'a udb'adam (?). pra no hotâ varenyah | tat savitur varenyam iti âdau (:) vakâram vyûhet: dva (? kva) nah sarpir â stutih. divam gac'a vahpate ityâdau. rep'am vyûhet: evâ tvâm indra vag'rin atra. âdgunam vyûhet: upe'ndra tava mupaparc'anam (sic!). indro brahme'ndra rs'ih. evam vrdd'im vyûhet: pra brahmai 'tviti. enah padântâd atîti pûrvarûpam vyûhet. ayâ sâ manasâkrto yâ sam havyam ûbis'e. ayâ nah krnuhi b'es'ag'am. indra vâg'es'u no va. indram sak'âyo anusamrab'ad'vam iti c'a. savarnadirg'am vyûhet: vadan brahmâ vadato vanîyân. adyâdyâtk'ah eva iti c'a. âdgunam vyûhed ityâdyekâxarib'âvasyo'daharanam. Wir sehen, dafs der Scholiast alle die Fälle bespricht, die Ref. bereits in der Zeitschrift f. Kunde des Morgenl. und nach ihm Lassen erweiternd ebendas. Bd. III. besprochen, doch kommt noch ein Fall hinzu, nämlich das Samprasârana für r, wie es die indischen Grammatiker auffassen, oder vielmehr die Erweiterung desselben, sobald es mit einem Consonanten verbunden ist, zur Sylbe ar. Als Beispiel wird gegeben: evam tuâm indara vag'rin atra, und so finden wir denn Indra auch mehrmals in unsern Hymnen dreisylbig gebraucht h. 63. 9. akâri ta indara gotameb'ir, h. 33. 9. pari iad indara rodasî ube vgl. h. 63. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. h. 53. 11; dasselbe findet statt bei netrî h. 113. 4. bâsuatî netarî sûnrtânâm, vgl. dieselben Worte h. 92. 7, ferner bei svasros, pitros cf. Rosen ad h. 31. 4, bei *rudra* h. 100. 5. sa sûnub'ir na rudareb'ir rb'vâ, bei *c'itra*? h. 88. 2. rukmo na c'itarah suad'itivân. Eben so ist ausgestofsenes a nach n mehrmals wieder herzustellen, so *arâvanas* h. 36. 15, 16. st. *arâvnas*, *ûd'anîs* h. 73. 6. f. *ûd'nîs*, *d'âmnas* h. 87. 6. f. *d'âmanas*, *rekanas* h. 121. 5. f. *reknas*, wahrscheinlich auch *krs'aneb'is* st. *krs'neb'is* h. 62. 8. (krs'aneb'ir aktâ us'â rucadb'is). Wir können diesen Punct so wie manches andre mit den Metris der Hymnen zusammenhangende hier nicht weiter besprechen, hoffen jedoch an einem anderen Orte darauf zurückzukommen.

In seiner Uebersetzung ist Rosen fast durchweg dem Commentator Sâyanas gefolgt, dessen Commentar zum ersten Buche sich auch jetzt unter den hiesigen Chambersschen Handschriften (no. 446) befindet. Er enthält zuerst eine metrische Vorrede in 6 Clokas, in welcher es heifst, dafs der Fürst Bukkas dem Mâd'avâc'âryas den Auftrag gegeben habe, den Inhalt der Vedas zu erklären (âdicat-vedârt'asya prakâcane). Darauf habe dieser die frühere und spätere Mîmânsâ auseinander gesetzt und dann die Darlegung des Inhalts der Vedas begonnen. Zuerst sei dann der Yag'urveda commentirt worden (vyâkrtas) und dies solle nun auch mit dem Rigveda geschehen, dessen erstes Buch jetzt folge, denn wer so viel verstanden, der könne auch den ganzen verstehen (etasmin prat'amâd'yâyah crotavyah sampradâyatah | vyutpannas tâvatâ sarvam bodd'um caknoti buddimân). Hier ist vom Sâyanas, der ein Bruder des Mâd'avas und Amâtya des Bukkas

Digitized by Google

war, noch keine Rede, in der Unterschrift der verschiedenen Capitel heifst es aber, dafs dieser Vedart'aprakâcas des Mâd'avas vom Sâyanas verfafst (virac'ita) sei. Der Codex ist auf grofs Octavpapier und aus dem Jahre (Samvat) 1664; bemerkenswerth ist noch, dafs während die Vorrede nur von der Commentirung des ersten Âd'yâyas spricht, unser Commentar das erste As'takam umfafst. Nächst der Vorrede folgt nun eine Einleitung bis Seite 44, welche allgemeine dogmatische und philologische Bemerkungen enthält, und sich auch über den Zweck der einzelnen Vedângas verbreitet. Darauf beginnt die eigentliche Texterklärung, welche bei jedem Vers zunächst eine Paraphrase des Sinns giebt und dann die grammatische Erklärung folgen läfst. Jene Paraphrase hat Rosen meistens in seiner lateinischen Uebersetzung wieder gegeben, und sie ist es jedenfalls, an welche wir uns zunächst zu halten haben. Sie enthält übrigens oft, wo im Text Mythen erwähnt werden, sachliche Erklärungen, die namentlich in Mittheilung des Inhalts dieser Mythen bestehen, oft auch Citate aus anderen Veden und Upanischads, weshalb sie uns unentbehrlich ist.

Aufserdem hat Rosen den Nighantu und die Nirukti des Yâskas benutzt, welche für jeden Herausgeber der Veden ebenfalls durchaus nothwendig sind. Das erstere kleine Werk besteht aus fünf Capiteln, deren drei ersten die in den Veden vorkommenden Synonyma, die oft für einen Begriff sehr zahlreich sind, enthält. Das vierte Capitel umfafst in vier Abschnitten die seltneren Formen des Vedadialekts und das fünfte enthält die Namen der sämmtlichen Vedagötter, oder vielmehr der Wesen und Gegenstände, an welche die Hymnen gerichtet sind. Die Nirukti ist, wie schon der Name sagt, eigentlich nur ein Commentar zum Nighantu, enthält jedoch eine grammatische Einleitung, die uns die Grammatik schon in einiger Ausbildung zeigt, was auch schon aus der gelegentlichen Widerlegung früherer Grammatiken hervorgeht. Dann folgen bis zum Schlufs des dritten Capitels Bemerkungen über einzelne der im Nighantu aufgeführten Synonymen. Vom vierten bis sechsten Capitel werden die seltenen Formen erklärt und durch beigebrachte Stellen erläutert, und die ganze zweite Hälfte des Werks beschäftigt sich mit der Erklärung der Götternamen und Beibringung von Stellen über dieselben.

Endlich hat Rosen noch den Sâma- und Ya'gurveda, so wie den Aitareya Brâhmana oder die theologische Erklärung einzelner Gebräuche aus dem Rigveda benutzt, und wenn auch der letztere, wie es Rosen in den Anmerkungen mehrmals andeutet, für das Verständnifs der Hymnen von geringer Wichtigkeit ist, da der religiöse Standpunct desselben schon ein ganz anderer geworden ist, so sind doch die von ihm sorgfältig angeführten Parallelstellen aus Sâma- und Yag'urveda von Bedeutung, da wir in ihnen ein neues Hülfsmittel für die Kritik des Textes erhalten. Wie die jetzt vor uns liegende Steevensonsche Ausgabe des Sâmaveda nämlich zeigt, ist diese Uebereinstimmung nicht eine solche, die allein in Aehnlichkeit der Wendungen besteht, sondern viele Hymnen und einzelne Verse desselben finden sich in unserem ersten Buche des Rigveda vollständig wieder, auch hier mit nur geringen Varianten, meist orthographischer Natur, so dafs es mir fast wahrscheinlich ist, der Sâmaveda sei nur eine Compilation aus dem Rigveda, der zu besonderem Opfergebrauch bestimmt war, da sich sicher in den übrigen sieben Büchern des Rigveda noch zahlreichere Belege dafür werden auffinden lassen.

Alle diese Hülfsmittel nun hat Rosen bei seiner Ausgabe mit Sorgsamkeit und Umsicht benutzt und für die grammatische Erklärung noch überall den Pâ-nini zu Rathe gezogen, und hat dann in den Anmerkungen seine kritischen Ansichten über den Text niedergelegt, wobei er mehrmals von den einheimischen Auslegern abweicht. Man wird ihm hierbei in den meisten Puncten Recht geben müssen, da dieselben, was den Inhalt betrifft, oft die Ansichten späterer Zeit hineinlegen wollen, was aber die Grammatik angeht, mehrfach gekünstelte und gesuchte Erklärungen beibringen. Wenn wir es daher hier zum Schlufs noch einmal aussprechen, ein wie grofser Verlust es sei, dafs die Anmerkungen nicht wenigstens bis zum Schlufs des ersten Buches vollendet wurden, da er in ihnen den ganzen Schatz seines Wissens entfaltete, so wird doch seinem Ruhme dadurch nichts entzogen; er hat für alle späteren die Bahn gebrochen, diese kostbaren Denkmäler des alten Glaubens ans Licht gebracht und wir können alles, was wir bisher über ihn gesagt, nicht besser zusammenfassen, als in die Worte, die am Schlufs der Vorrede ausgesprochen werden:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

IX.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield, DD. F. S. A. of Sidney college, Cambridge; vicar of Bisbrooke, Rutland; editor of the Greek testament with English notes. Illustrated by various maps and plans, mostly taken from actual surveys. In two volumes. Vol. I. (XXVIII und 572 S. gr. 8.). London: Longman, Brown, Green et Longmans. MDCCCXLII.*

Der Hr. Verfasser, der sich schon durch 2 Werke, e englische Uebersetzung in 3 Bänden mit zahlrei- en Anmerkungen und eine Schulausgabe in 3 nied- hen Bändchen mit kürzern englischen Noten, um ukydides verdient gemacht hat, liefert mit der ihrem el nach oben näher bezeichneten Schrift, deren er bisher allein nach Deutschland gelangter Theil 3 ersten Bücher der Geschichte des Thukydides ft, einen neuen Beitrag zur Erläuterung dieses tellers. Er will dieses Werk nicht als eine flage seiner frühern Ausgabe, sondern als eine erschiedene Arbeit nach einem weit gröfsern betrachtet wissen, und es unterscheidet sich der That von jener bedeutend durch die Zahl und Umfang der Anmerkungen, und kann sowohl aus diesem Grunde als auch wegen seiner Kostspieligkeit (der erste Band kostet in Deutschland 8 Thaler) nicht für eine Schulausgabe angesehen werden.

Als Veranlassung dieses Buches erklärt der Verfasser in der Vorrede den Umstand, dafs es noch keine Ausgabe des Thukydides gäbe, die dem gegenwärtigen Stande der Kritik und Philologie entspräche. Denn was zunächst den Text beträfe, so gäbe es statt eines 4 Texte, die von Haacke, Bekker, Rec. und Göller, welche nicht wenig von einander und alle von der Vulgata verschieden wären, die in den Ausgaben von Duker und Bauer sich fände, und von der jene Herausgeber gelegentlich aus sehr unzureichenden Gründen abgewichen wären. Da nun nicht anzunehmen sei, dafs Studirende, geschweige die Leser des Thukydides im Allgemeinen, alle jene kritischen Ausgaben besäfsen, oder gewöhnlich im Stande wären zu entscheiden, welcher von den 4 Texten in jedem einzelnen Falle die richtige Lesart enthielte, so habe es dem Herausgeber wünschenswerth geschienen, eine neue Recension zu veranstalten, die hoffentlich die Stelle eines Mustertextes (a standard-text) vertreten könnte, und in der die Abweichungen von den 4 erwähnten Ausgaben und, wo es nöthig wäre, von der Vulgata systematisch verzeichnet, und die Gründe für oder wider die einzelnen Lesarten angegeben würden, damit der Studirende so selbst urtheilen lernte. Wenn nun aber schon der Mangel eines nach diesen Grundsätzen gestalteten Textes fühlbar sei, so sei dieses noch mehr in Ansehung eines fortlaufenden Commentares der Fall, da in allen Ausgaben, welche erklärende Anmerkungen enthielten, entweder zu Wenig oder zu Viel dargeboten sei, und es an dem verknüpfenden Faden fehlte, auch viele Schwierigkeiten des Schriftstellers noch nicht beseitigt wären, worüber man sich bei der Dunkelheit desselben nicht verwundern könnte.

Digitized by Google

Von diesen 2 Gründen nun, die den Verfasser zur Herausgabe dieses Werkes bestimmten, ist der erste schon an sich etwas seltsam. Denn um nicht zu erwähnen, dafs die Verschiedenheit der genannten 4 Texte, wenn man die neusten Ausgaben von Haacke, Bekker und Göller, wie billig, berücksichtigt, keinesweges so grofs ist, als man nach den Worten des Herausgebers schliefsen könnte, und der von Göller als fast überall entweder mit dem Bekkerschen oder mit dem des Rec. übereinstimmend nicht mehr der Erwähnung bedurfte als der Arnoldsche, so scheint es eine gewisse Vermessenheit, dafs Hr. Bloomfield, ohne im Besitz neuer handschriftlichen Hülfsmittel zu sein, durch eine blofse Prüfung und Vergleichung der vorhandenen Texte und der Vulgata einen feststehenden oder Mustertext liefern zu können hofft. Was aber die Ausführung seines Zweckes betrifft, so ist dieselbe, auch wenn man nur darauf sieht, dafs er Studirende in den Stand setzen wollte, die Abweichungen jener Ausgaben unter einander und von der Vulgata genau kennen zu lernen und die Richtigkeit der dort zu findenden Lesarten zu beurtheilen, ganz verfehlt, und mufste verfehlt werden nach der Art, wie der Verf. zu Werke gegangen ist. Denn sollte dieser Zweck erreicht werden, so waren offenbar zuerst die abweichenden Lesarten der genannten Ausgaben in den einzelnen Stellen alle aufzuführen. Dieses ist aber gar oft nicht geschehen. So hat I, 18. Recensent § 1. αὐτήν nach ἐνοικούντων eingeklammert und παλαιοτάτου statt παλαιτάτου aufgenommen, § 2. ἦκε statt ἦλθε und ἐςβάντες statt ἐμβάντες geschrieben, § 3. δέ nach ἔπειτα weggelassen. Von diesen 5 Abweichungen in *einem* Capitel ist auch nicht *eine* angegeben; nur ist zu ἐμβάντες das Zeichen ‡ gesetzt, wie ein Kreuz oder ein Sternchen sich auch noch sonst (z. B. bei ἐπειδὴ δέ I, 11, bei ἕκαστοι I, 7, in welcher letztern Stelle nicht einmal die Ausgaben und Handschriften eine Veranlassung dazu darboten, und anderwärts) im Texte ohne Angabe einer Variante, also nutzlos, findet. Eben so wenig sorgsam aber sind die verschiedenen Lesarten der andern genannten Ausgaben angeführt. So ist z. B. von Bekker gleich im folgenden Capitel nicht bemerkt, dafs er ὅπως πολιτεύσουσι statt ὅπως πολιτεύσωσι liest, und Capitel 11, dafs er ἐπειδή τε statt ἐπειδὴ δέ geschrieben hat. Wenn ferner die Benutzer dieses Werkes in den Stand gesetzt werden sollten, mit Hülfe desselben die Richtigkeit der Lesart selbst zu beurtheilen, so ist offenbar, dafs, da diese Richtigkeit theils auf äufsern Zeugnissen und theils auf innern Gründen beruht, erst ein kurzes Verzeichnifs der bis jetzt verglichenen Handschriften nach Klassen und Familien geordnet gegeben, und dann bemerkt werden mufste, welche von diesen Handschriften nach den Untersuchungen der Gelehrten als die besten, welche als mittelmäfsige, welche als schlechte anzusehen seien. Von allen solchen Angaben aber findet sich in dem vorliegenden Bande keine Spur. Auch ist nicht zu erwarten, dafs im 2ten Bande dieselben nachgeliefert werden dürften, weil der Herausgeber auch in den einzelnen Stellen nicht angegeben hat, auf welchen Zeugnissen die von den Kritikern aufgenommenen Lesarten beruhen, sondern höchstens (und auch dieses selten) in wie vielen Codicibus sie stehen, also nach diesem Verfahren die Aufzählung und Würdigung der Handschriften freilich unnütz sein würde. So ist denn der Besitzer dieses Werkes bei Prüfung der erwähnten Varianten allein auf innere Gründe verwiesen, die um so weniger hinreichen können, da sich theils von selbst erwarten läfst, dafs die neuern Kritiker am meisten da, wo 2 Lesarten dem Sprachgebrauche und dem Sinne nach ziemlich gleich richtig sind, aus verschiedener Schätzung einzelner Handschriften von einander abweichen werden, theils nach dem, was Rec. in seiner Ausgabe und sonst entwickelt hat, einem Herausgeber des Thukydides nicht unbekannt sein konnte, dafs die Verschiedenheit des Bekkerschen Textes von dem anderer Ausgaben grofsentheils auf dem verhältnifsmäfsig gröfsern oder geringern Ansehn, das der Vatikanischen und der Casseler Handschrift beigelegt wird, beruht. Wie steht es nun aber mit den innern Gründen für die Richtigkeit der Lesarten? Sind überall dergleichen angeführt, und sind die angeführten genügend? Beides ist durchaus nicht der Fall. So heifst es zu I, 12. „Ἐξέπεμπε. So Haack., Pop. and Goell. for vulg. ἐξέπεμψε", und gleich darauf: „Τὸ πλέον. So Pop. from 8 Mss., while Bekk. and Goell. retain the vulg. τὸ πλεῖστον". Ferner Cap 13. „Γιγνομένης. So Bekk., Goell. and Pop. edit." (wo die Vulgata nicht einmal angegeben ist). Cap. 16 „Τε. Bekk. and Goell. read, from several Mss., δέ J have, with Pop., retained the common reading" Sollen durch solche Angaben die Studirenden in der

Digitized by Google

Stand gesetzt werden, die Richtigkeit der Lesarten selbst zu prüfen, und soll so der ersehnte standardtext festgestellt werden? Credat Judaeus Apella! Bisweilen sind zwar Gründe angegeben, aber so wenig haltbare, dafs damit nichts bewiesen ist. So ist I, 17. zu Anfange τύραννοι δέ mit der Bemerkung geschrieben, Rec. lese zwar aus mehreren Handschriften τύραννοί τέ, aber mit Unrecht; denn es sei dort klar ein Uebergang, und δέ habe häufig diese Kraft. Da nun aber auch τέ zur Anreihung von neuen Sätzen bei Thukydides gebraucht wird (s. dort Rec. in der kl. Ausg.), so ist mit jenen Worten nichts bewiesen. Ferner zu I, 14., wo die neuen Herausgeber παλαιτάτη statt παλαιοτάτη der Autorität der Handschriften wegen aufgenommen haben, ist bemerkt: „Yet it may be questioned, whether the latter be not the more ancient form; letters, as Horne Tooke says, being, like soldiers, apt to drop off in a long march. Certainly the word is found in Pindar, and not unfrequently in Plato; and, from its occurring in writers accustomed to imitate our author, it was doubtless found at least in some mss. at an early period". Hier sind die ersten Sätze offenbar ganz ungehörig, da hier nicht zu fragen ist, welches die ältere, sondern welches die bei Thukydides übliche Form dieses Superlativs ist. Sollte aber erwiesen werden, dafs dieser auch παλαιοτάτη hier habe schreiben *können*, so war statt allgemeiner Sätze und statt Verweisung auf die Nachahmer, zu sagen, dafs παλαιότατα und παλαιότερα wirklich in allen Handschriften und Ausgaben VI, 2. und I, 1. stehen und nach fast allen Handschriften auch I, 18. παλαιοτάτου zu lesen ist. Und dafs dieses der Herausgeber, wenn er von diesen Formen sprechen wollte, nicht gesagt hat, ist um so unverzeihlicher, weil er die eben citirten Stellen in dem Commentar des Rec. erwähnt finden konnte. Statt derer beruft er sich, um zu beweisen, dafs sich παλαιοτάτη hier wenigstens in einigen Handschriften frühzeitig gefunden haben müsse, auf die Nachahmer des Thukydides, da doch diese, um zu verschweigen, dafs sie in andern Dingen als in solchen Biegungsformen dem Thukydides nachzuahmen pflegen, die Form παλαιότατος, wenn sie sie aus diesem Schriftsteller entlehnt haben sollen, eben so gut aus den eben angeführten Stellen schöpfen konnten. Es würde unnütz sein, wenn wir uns bei der Kritik des Herausgebers noch länger aufhalten wollten, da aus dem Gesagten jedem Leser dieser Blätter klar sein wird, wie weit Hr. Bloomfield davon entfernt ist, seine Leser in den Stand zu setzen, ein genügendes Urtheil über die von den neuern deutschen Kritikern in den Text gesetzten Lesarten zu fällen. Das Eine sei nur noch bemerkt, dafs man nicht etwa daraus, weil wir oben den Herausgeber den genannten Kritikern den Vorwurf haben machen hören, gelegentlich aus sehr unzureichenden Gründen von der Vulgata abgewichen zu sein, schliefsen dürfe, er habe diese Vulgata, etwa wie Didot, in vielen Stellen wieder hergestellt. Vielmehr dürfte sich kaum eine oder die andere Stelle in allen diesen 3 Büchern des Thukydides finden, in der unser englischer Gelehrter im Gegensatz gegen alle 4 erwähnte deutsche Herausgeber die Vulgata beibehalten hat. Also zerfällt auch sein durch jene Worte ausgesprochener Tadel durch seine eigene Praxis in Nichts.

Indefs auf den kritischen Theil seiner Arbeit legt Hr. Bloomfield selbst geringern Werth. Seine Hauptaufgabe war eine Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentar zu liefern, der den Bedürfnissen der Studirenden und der Mehrzahl der Leser des Thukydides zum richtigen Verständnifs genügte. Dafs es ein vollständiges Werk der Art noch nicht giebt, darüber ist Rec. mit dem englischen Herausgeber vollkommen einverstanden. Er hat daher kürzlich eine für diesen Zweck berechnete Ausgabe in der Gothaer Bibliotheca scriptorum Graecorum zu veranstalten angefangen; aber von dieser hatte Hr. Bloomfield noch gar keine Kunde, und es sind auch bis jetzt von ihr erst 2 die beiden ersten Bücher enthaltende Hefte erschienen. Dafs aber durch die Arbeit des englischen Gelehrten, von der Rec. beim Beginnen seiner kleinen Ausgabe eben so wenig etwas wufste, als dieser von der seinigen, dem erwähnten Bedürfnifs, auch abgesehen davon, dafs vorliegendes Buch durch den Gebrauch der englischen Sprache und durch seine Kostspieligkeit auf einen kleinern Kreis von Lesern und Käufern beschränkt ist, keinesweges abgeholfen ist, läfst sich auf das Deutlichste beweisen.

Zur Hälfte kann dieses schon aus den in der Vorrede über das beobachtete Verfahren gegebenen Erklärungen dargethan werden. Da nämlich die angedeuteten Leser des Thukydides diesen Schriftsteller

Digitized by Google

nicht blofs der Worte, sondern auch der Sachen wegen, ja nicht wenige weit mehr aus diesem letztern Grunde studiren, so ist offenbar, dafs in einem für solche Leser berechneten Commentar nicht blofs auf die Worte, sondern auch auf die Sachen, wenigstens in der Kürze, gebührende Rücksicht genommen werden müsse. Nun aber erklärt unser Herausgeber gleich in der Vorrede (S. IX.), geographische und historische Dinge seien nur selten in dieser Ausgabe besprochen; der Leser werde in Betreff derselben auf die englische Uebersetzung des Verf. mit Noten und auf die lehrreichen und für das Studium des Thukydides unentbehrlichen geographischen Werke von Leake verwiesen. Also für 16 Thaler, welches nach diesem ersten Bande zu schliefsen, der Preis des ganzen hier zu besprechenden Werkes sein wird, erhält der Käufer nicht einen ganzen, sondern nur einen halben oder Wort-Commentar. Will er auch die Sachen verstehen und beurtheilen lernen, so mufs er sich die nicht minder kostspielige englische Uebersetzung anschaffen. Dazu gehören englische Geldbeutel, nicht deutsche! Dafs in den Werken Leake's viel zur Erläuterung des Thukydides Nützliches enthalten ist, ist sicher; aber das Mindeste, was man von dem Erklärer des Thukydides erwarten kann, ist doch wohl, dafs er angebe, über welche Gegenstände und wo man bei Leake Auskunft finden könne; jedoch auch solche Citate zu geben, hat der Herausgeber in der Regel sich nicht die Mühe genommen. Auch darf man seine Angabe, nur selten auf historische und geographische Gegenstände Rücksicht genommen zu haben, nicht etwa so verstehen, als habe er nur die wichtigsten Puncte beachtet. Denn um nur durch einige Beispiele zu beweisen, wie sich die Vernachlässigung der Sacherklärung auf die erheblichsten Fragen erstreckt, so ist I, 3., wo Thukydides von dem Verhältnifs der Pelasger zu den Hellenen und der allmähligen Erweiterung des letztern Namens handelt, dem Homer den Gebrauch des Wortes βάρβαρος zur Bezeichnung von Nichtgriechen abspricht, und Hellenen κατὰ πόλεις ὅσοι ἀλλήλων ξυνέσαν genannt werden läfst, nicht eine einzige Sacherklärung, nicht ein einziges Citat hinzugefügt. So geht es in dem Proömium überall fort. Zu der vom Thukydides gegebenen Darstellung des Trojanischen Krieges, die manche Fragen erregt hat, ist nicht die geringste historische Note gegeben. Cap. 12., wo der Schriftsteller erzählt, die Böoter seien aus Arne von den Thessalern vertrieben worden, es hätte aber ein Theil von ihnen schon vor dem Trojanischen Kriege in dem spätern Böotien gewohnt, wird weder der gegen letztere Behauptung gemachten Einwendungen gedacht, noch über die streitige Lage von Arne ein Wörtchen gesagt. Eben so gänzliches Stillschweigen herrscht Cap. 13. bei den viele historische Bedenken erregenden Worten Φωκαῆς Μασσαλίαν οἰκίζοντες Καρχηδονίους ἐνίκων und in Betreff anderer in diesem Capitel erwähnten Ereignisse. Dagegen finden sich einzelne Anmerkungen von der Art, wie folgende I, 4.: „Κυκλάδων. So called as forming a sortof circle round Delos". Und so andere, zum Theil wunderliche Etymologien von Städtenamen, z. B. II, 30. Ausführlichere Sachanmerkungen sind nur ein paar Mal mit entschiedener Inconsequenz gegeben, namentlich gegen Ende des 3ten Buches (Cap. 111. 112.) über Agräa, Idomene und die Umgegend zum Theil nach Leake.

Nachdem wir nun also gesehen haben, wie in Beziehung auf Sacherklärung dieser Commentar mehr als mangelhaft ist, so bleibt uns nur noch zu sehen übrig, wie weit er durch richtige und genügende Worterklärung, welche die eigentliche Aufgabe des Herausgebers bildet, für jenen grofsen Mangel Entschädigung bietet.

Wir wollen demnach zuerst untersuchen, mit welchem Rechte der englische Herausgeber sich in dieser Beziehung vor allen andern den Ruhm anmafst, einen fortlaufenden Commentar gegeben zu haben. Wir haben ihn oben andere Ausleger tadeln hören, weil er bei ihnen an einem verbindenden Faden („thost connecting thread in annotation, which binds all together like pearls in a chain" p. VI.) fehlte. Dieses durfte aber wenigstens in Betreff des ersten Buches von dem Commentar des Rec. nicht behauptet werden, da dort die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Inhaltsentwickelungen eine stetige Verbindung der einzelnen Theile bewirken. Diese Methode ist freilich von Rec. aus Raumersparnifs später aufgegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield.*

(Fortsetzung.)

Nun findet sich aber auch bei unserm Verf. in Ansehung des gröfsern Theiles des Werkes oder der eigentlichen Geschichtserzählung kein andres Band als die Inhaltsanzeigen der einzelnen Capitel, welche auch bei Haacke in der gröfsern Ausgabe, bei Rec. und Andern zu haben sind, nur bei diesen in lateinischer oder griechischer Sprache, bei Bloomfield in englischer. Was aber die Reden betrifft, auf welche dieser bei dem erwähnten Vorwurf mit nicht undeutlichem Angriff auch auf den Unterzeichneten ein besonderes Gewicht legt („this deficiency, as regards continuity of annotation, is no where so perceptible, as, where it is most felt to be an evil, on the orations" etc.), so ist es wahr, dafs Haacke in den in mehrere andere Ausgaben übergegangenen Summarien deren Inhalt nicht näher angegeben hat; aber Rec. hat dieses in Ansehung der einzelnen Capitel der Reden durch griechische Ueberschriften und bei denen des ersten Buches noch durch nähere lateinische Zergliederung zu thun nicht ermangelt, auch, wo es ihm nöthig schien, durch Hinzufügung von Wörtern und Buchstaben die Theile und sonstigen Abschnitte angedeutet, endlich über die Eintheilung einzelner, die auf jene Weise noch nicht genug charakterisirt schienen, noch besonders im Commentar gehandelt. Vielleicht hätte dieses noch bei einigen andern geschehen sollen. Hat aber etwa unser Herausgeber diesem Uebel abgeholfen? Betrachten wir die erste Rede, I. 32 ff., so finden wir weder irgend eine Disposition derselben, noch eine Zusammenstellung der Hauptgedanken, noch eine Angabe des Inhaltes der einzelnen Capitel. Von der zweiten Rede an (I. 37 ff.) ist zwar letztere, jedoch nicht immer, zugefügt, aber darauf beschränkt sich auch die Bemühung des Herausgebers in der Regel; eine künstlerische Zergliederung der Reden ist nur selten, und dann mit solchen kurzen Andeutungen, wie sie auch von andern Erklärern gegeben waren, versucht. Hieraus will auch Rec. dem Hrn. Bloomfield bei den geringen für diesen Zweck vorhandenen Vorarbeiten keinen besondern Vorwurf machen; es war nur darzuthun, dafs man nicht aus dem von demselben über seine Vorgänger in dieser Beziehung ausgesprochenen Tadel die Hoffnung schöpfen dürfe, durch ihn tiefer in die Technik der Thukydideischen Reden eingeführt zu werden, und in einem höhern Sinne einen fortlaufenden Commentar zu finden, als ihn auch Andere zu geben versucht haben.

Das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes also besteht in der Erläuterung der einzelnen schwierigern Worte und Sätze. Der Herausgeber hat sich bemüht, theils durch Uebersetzungen, theils durch Angabe der Construction, Beseitigung der Bedenklichkeiten, Beifügung von Citaten, den Sinn des Schriftstellers aufzuschliefsen und leicht verständlich zu machen. Was nun in dieser Beziehung von seinen Leistungen zu erwarten ist oder nicht, wird Niemanden, der seine frühern Werke über Thukydides studirt hat, zweifelhaft sein können. Nach diesen wird man überzeugt sein, dafs, was sich aus einer umfassenden Lectüre durch Beibringung von Parallelstellen und Nachahmungen zur

Digitized by Google

Erläuterung des Thukydides herbeischaffen läſst, im reichsten Maſse von dem englischen Gelehrten zusammengestellt sein wird; aber man wird zugleich fürchten müssen, derselbe werde oft da Nachahmungen aufgespürt haben, wo keine zu finden sind, er werde der Gattung und dem Dialekte nach zu verschiedene Schriftsteller verglichen, da, wo Thukydides aus sich selbst oder wenigstens aus ungefähr gleichzeitigen Attikern erläutert werden muſste oder doch konnte, aus unattischen Schriften und wohl gar aus dem Neuen Testament seine Beispiele entnommen und die Sprache dieser der attischen gleichgestellt, er werde in der Erklärung dem veralteten Ellipsenkram gehuldigt haben, in Betreff der Partikellehre und der gesammten Syntax die nöthige Schärfe vermissen lassen, überhaupt in Rücksicht der Kunde der Grammatik mehr einer schon vergangenen Periode des Studiums des Griechischen anzugehören scheinen. Und alles dieses wird man auch durch das vorliegende Werk bestätigt finden, wie sich aus den bald anzuführenden Proben hinlänglich ergeben wird.

Ehe wir jedoch zu den Beweisen dieser unserer Behauptungen fortgehen, möge noch bemerkt werden, daſs, obgleich der englische Herausgeber die Schwierigkeiten des Schriftstellers für seine Leser zu beseitigen rühmlich gestrebt, und man im Ganzen weit mehr über zu reichliche und zu ausführliche, als über zu spärliche Anmerkungen zu klagen hat, doch manches nicht erklärt ist, was einer Erklärung bedurft hätte. So ist I. 10. in den Worten εἰκὸς ... νομίζειν τὴν στρατιὰν ἐκείνην μεγίστην γενέσθαι ... τῇ Ὁμήρου αὖ ποιήσει εἴ τι χρὴ κἀνταῦθα πιστεύειν, ἣν εἰκὸς ἐπὶ τὸ μεῖζον μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι, ὅμως δὲ φαίνεται καὶ οὕτως ἐνδεεστέρα, (wo zugleich auf die verkehrte Interpunction der englischen Ausgabe aufmerksam gemacht werden muſs, indem dort der Satz ἣν bis κοσμῆσαι durch zwei Striche von der übrigen Rede abgesondert und zu einer Art Parenthese gestaltet ist), nichts über das Relativum ἣν gesagt, obgleich die Erklärer über die Beziehung desselben uneinig sind, und die scheinbar natürlichste ihr Bedenken hat. Ferner I. 17. in der Periode ἐπράχθη τε ἀπ' αὐτῶν οὐδὲν ἔργον ἀξιόλογον, εἰ μὴ εἴ τι πρὸς περιοίκους τοὺς αὐτῶν (der Spiritus fehlt, so daſs man nicht weiſs, ob der Herausgeber αὐτῶν oder αὑτῶν geschrieben wissen wollte) ἑκάστοις· οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον, ἐχώρησαν δυνάμεως, ist darüber, warum der letzte Satz durch γάρ mit dem Vorhergehenden habe verbunden werden können, nichts gesagt, so sehr dieser Umstand die Bedenken der Ausleger erregt hat, sondern nur die triviale Anmerkung beigefügt: „Render: for, as to the tyrants in Sicily, they etc." Am häufigsten vermiſst man grammatische Andeutungen. So wäre in den oben erwähnten Worten, da dieses die erste Stelle ist, in der ἀπό beim Passiv bei Thukydides vorkommt, eine kurze Bemerkung hierüber zweckmäſsiger gewesen als die gelieferte Uebersetzung. Bisweilen muſs ein Kreuz oder ein Sternchen die Stelle einer grammatischen Erklärung vertreten. So ist Cap. 11. in den Worten τῆς γὰρ τροφῆς ἀπορίᾳ τόν τε στρατὸν ἐλάσσω ἤγαγον, καὶ ὅσον ἤλπιζον αὐτόθεν πολεμοῦντα βιοτεύσειν· ἐπειδὴ δὲ ἀφικόμενοι μάχῃ ἐκράτησαν ... φαίνονται δ' cet., statt über die Beziehung der Partikeln τε und δέ auf einander etwas zu sagen, ein Kreuz zu δέ gesetzt. Vergleiche das oben schon aus Cap. 7. angeführte ἕκαστοι. Dagegen schenkte man dem Herausgeber gern eine ganze Anzahl Anmerkungen, die kaum für Schüler, welche den Thukydides lesen, erforderlich sind, geschweige für die Benutzer dieses Werkes. Dahin gehört I, 4. zu den Worten παλαίτατος ὢν ἀκοῇ ἴσμεν (wo wieder die verkehrte Interpunction παλαίτατος, ὢν ἀ. ἴ. deshalb bemerkt werden muſs, weil der Herausgeber sich eine carefully amended punctuation rühmt) die Bemerkung „Ὤν, by Atticism, for ἐκείνων ὤν, in Herodot", die überdies offenbar so ungenau und seltsam als möglich ausgedrückt ist. Von derselben Art ist die oft (z. B. Cap. 4. 5. 12.) wiederkehrende Erinnerung, γάρ sei particula inchoativa, und explicativa; zu I, 1. Θουκυδίδης sei einer von den Namen, die nur die Form der Patronymika hätten, wie Μιλτιάδης u. a.; ferner I, 9. zu ἐνθεν ἔχων die Note „Participles so employed, with the cases, have the signification of *cum*", die wegen des Zusatzes with their cases wieder schief genug ist; 10. δυνατὸν δοκοῦντα εἶναι, „having the reputation ability, as infra I, 79. ξυνετὸς δοκῶν εἶναι, and 1. Corinth. III, 18. εἴ τις δοκεῖ σοφὸς εἶναι"; I, 19. „ἀφ' οὗ for ἀφ οὗ χρόνου and δι' οὗ", wo die Worte and δι' οὗ sinnlos sind; und noch so manche ähnliche Anmerkung! Andere sind deshalb ganz oder zum Theil unnütz, wo sie Beispiele über Dinge, die keines Beweises bedürfen, aus zum Theil dem Thukydides fern liegenden Schriftstellern, und gewaltsam herbeigezogene

Digitized by Google

leichtsinnige Conjecturen enthalten. So sind zu I, 2. ganz unnütze Beispiele über καθ' ἡμέραν nach dem Artikel in der Bedeutung des Adjectivs *täglich*, Cap. 4. über ναυτικόν *die Flotte* gegeben. Cap. 5. zu τοὺς ἑαυτοῦ παῖδας ἡγ. ἐγκαταστήσας heifst es, ähnlich sei ein Ausdruck in den Psalmen XIV, 7., wo in der Septuagista stehe ἀντὶ τῶν πατέρων σου ἐγενήθησαν υἱοί· καταστήσεις αὐτοὺς ἄρχοντας ἐπὶ πᾶσαν τὴν γῆν· aber statt σου ἐγενήθησαν und πᾶσαν τὴν γῆν die wahre Lesart γενηθήσονταί σοι und πάσης τῆς γῆς zu sein scheine. Dafs man Griechisch ἡγεμόνα oder ἄρχοντά τινα καταστῆσαι überall sage, konnte dem Verf. nicht unbekannt sein; also dient ihm die Anmerkung nur dazu, um eine ganz unwahrscheinliche und eine ganz überflüssige Conjectur vorzubringen. In der Anmerkung zu ἀσθενέα I, 5. wird derselbe gar von einer unersprieflichen Conjectur zur andern geführt! Ebendaselbst zu προσπίπτοντες πόλεσιν ἀτειχίστοις καὶ κατὰ κώμας οἰκουμένας führt er eine Stelle des Polybius (II, 17, 9.) ᾤκουν κατὰ κώμας ἀτειχίστους als eine klare Nachahmung des Thukydides an, und erklärt dann, ohne Zweifel sei dort ἀτειχίστως zu lesen, durch welche Aenderung doch die angebliche Nachahmung des Thukydides noch mehr verloren geht. Zu I, 7. begnügt sich der Herausg. nicht, eine Menge sicherer Beispiele über πλώϊμος beizubringen; sondern er bemerkt, auch in einer Stelle des Maximus Tyrius, in der die Worte ἥδιστον θεαμάτων .... θάλαττα πλεομένη vorkämen, vermuthe er, die ächte Lesart sei πλωΐμη. Und warum? Weil Pausanias und andre θάλασσα πλώϊμος sagen. Also wufste er nicht, oder wollte nicht wissen, dafs man Griechisch auch πλεῖν θάλατταν, wie Lateinisch navigare maria und Deutsch *ein Meer beschiffen*, spricht? Aehnliche leichtsinnige Conjecturen finden sich zu I, 9. πλουσιώτεροι ἑαυτῶν und anderwärts. Cap. 10. führen [illegible]er die Worte τῶν ἐν τέλει erst zu einer [illegible]pides (Bacch. 815.), in der ἐν τέλει vor- [illegible] die dort Dionysus zufällig auch θεὸς δεί- [illegible] wird, so werden zwei Stellen des Al- [illegible] erwähnt, in denen Gott auch *schreck-* [illegible] die letzte wird noch besonders erklärt! [illegible]!

[illegible] wir aber gesehen haben, wie sehr es [illegible] leider am gehörigen Takt und rich- [illegible] Auswahl des zu Erklärenden fehlt, [illegible] noch zur Erklärung desselben selbst wenden, um unsere oben ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, so weit dieses nach den eben gelegentlich gegebenen Proben noch nöthig ist. Wir wollen daher einige Capitel vom Anfange an so durchgehen, dafs wir zunächst mit Uebergehung des Untadelhaften nur eine Anzahl Unrichtigkeiten anführen.

Cap. 1. in den Worten Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων, ὡς ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους, ἀρξάμενος εὐθὺς καθισταμένου, wird der Sinn der letzten Worte zwar richtig entwickelt, aber zu ἀρξάμενος wird τοῦ ἔργου statt τοῦ ζυγγράφειν, zu καθισταμένου wird πολέμου statt τοῦ πολέμου ergänzt, und εὐθὺς καθισταμένου wird mit εὐθὺς νυκτός verglichen, „where there may be an ellipsis of ἐκ", wo man die erste Probe der Ellipsenliebhaberei des Herausgebers hat. — Bald darauf, wo der Peloponnesische Krieg ἀξιολογώτατος τῶν προγεγενημένων genannt wird, ist bemerkt, dieses Idiom finde sich auch bei den Lateinern, und zum Beweis soll die Stelle des Livius licet praefari bellum maxime memorabile omnium, quae unquam gesta sint, me scripturum dienen, obgleich offenbar ist, dafs dort der Superlativ ganz eigentlich steht, da der Punische Krieg einer der sämmtlichen einst geführten Kriege ist. — In den nächsten Worten ὅτι ἀκμάζοντές τε ἦσαν ἐς αὐτόν wird über die Lesarten ἦσαν und ᾖσαν so gesprochen, dafs bemerkt ist, Göller erinnere zwar gegen letztere Lesart, der attische Sprachgebrauch würde vielmehr ᾖεσαν erfordern, aber dies sei „a somewhat hypercritical distinction". Und doch kommt ᾖεσαν bei Thukydides in einer grofsen Anzahl von Stellen vor, ᾖσαν nirgend, auf welche Bemerkung des Rec., wie mehrmals auf ähnliche, keine Rücksicht genommen ist! — Gleich darauf ist κίνησις zwar richtig mit dem lateinischen motus verglichen, aber mit Unrecht hinzugesetzt, es bedeute „civil commotion or war between different provinces or districts of the same nation", was sich als falsch dadurch ergiebt, dafs Thukydides selbst sagt, es sei der Peloponnesische Krieg nicht nur für die Hellenen die gröfste κίνησις gewesen, sondern auch μέρει τινὶ τῶν βαρβάρων, ὡς δὲ εἰπεῖν καὶ ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρώπων. In den letzten Worten will der Herausgeber wieder eine Ellipse annehmen, entweder von einem Verbum der Bewegung, als ἐξέρχεσθαι, oder von einem Verbum der Ausdehnung, als διήκειν. Als ob die Wendung γίγνεται κίνησις ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρώπων nicht ohne alle Ellipse rich-

Digitized by Google

tig und verständlich wäre! — In dem letzten Satze des Capitels ἐκ δὲ τεκμηρίων, ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει cet., erwähnt der Herausgeber nur die Erklärung, nach der ὧν für ἐξ ὧν stehen soll, mit Uebergehung der wohl richtigern, nach der ὧν durch Attraction für das von σκοποῦντι abhängig zu machende ἅ gesetzt ist. In Beziehung auf Rec. aber hat sich derselbe eine arge Flüchtigkeit zu Schulden kommen lassen, indem er ihn in dem Supplementbande von unserer Stelle die Worte „per σχῆμα κατὰ κοινοῦ explicanda verba" gebrauchen läfst, die doch dort von einer im Commentar angeführten scheinbar den Regeln der Attraction widersprechenden Xenophonteischen Stelle gesagt sind. — Zu Anfange des 2. Capitels in dem Satze φαίνεται γὰρ ἡ νῦν Ἑλλὰς καλουμένη οὐ πάλαι βεβαίως οἰκουμένη wird zwar φαίνεται richtig erklärt; aber statt ihm die Bedeutung constat in seiner Verbindung mit dem Particip zuzuschreiben, heifst es: „when joined with a nomin. of the subject, being construed with both participles and substantives", offenbar falsch und verworren! — Nicht weit nachher soll ἐμπορία nach dem Herausgeber nicht Handel überhaupt, sondern Seehandel sein; denn an Landhandel sei kein Mangel gewesen. Und doch fährt Thukydides nach den Worten τῆς γὰρ ἐμπορίας οὐκ οὔσης fort οὐδ' ἐπιμιγνύντες ἀλλήλοις οὔτε κατὰ γῆν οὔτε διὰ θαλάσσης, νεμόμενοί τε τὰ αὐτῶν ἕκαστοι ὅσον ἀποζῆν! In denselben Sätzen findet der Herausgeber eine kleine Verwirrung (slight confusion) in den Partikeln οὐκ ... οὐδέ .... οὔτε ... τε. Aber diese Verwirrung besteht nur in der Vorstellung des englischen Gelehrten, da οὔτε mit den übrigen genannten Partikeln gar nicht in eine Reihe gehört, sondern dem mit οὐδέ beginnenden Gliede durch das doppelte οὔτε eine Bestimmung untergeordnet wird. Dann wird ὅσον ἀποζῆν erklärt „so far only as to supply them with a bare subsistence", und theils, um diesen Sinn zu bewirken, eine Ellipse von μόνον nach ὅσον angenommen, theils gegen *die* Gelehrten polemisirt, welche blofs die Bedeutung „getting a living from, living on" annehmen. Aber hier hat er nicht bedacht, dafs jene Gelehrten nur von dem Worte ἀποζῆν sprechen und im Gegensatz gegen den Scholiast, der diesem die Bedeutung εὐτελῶς ζῆν beigelegt hatte, zeigen, dafs ἀποζῆν an sich nichts als *von etwas leben* heifse, womit sie aber keinesweges läugnen, dafs, wer sagt *sie benutzten ihr Besitzthum in so weit, um davon zu leben*, auch ohne Ellipse von μόνον andeute, es hätten jene nicht viel mehr als den nothwendigen Unterhalt sich erworben. Später in diesem Capitel in den Worten τὴν γοῦν Ἀττικὴν ... ᾤκουν οἱ αὐτοὶ ἀεί wird γοῦν for instance übersetzt, in welchem Sinne es der Herausgeber oft vorkommen läfst. Allein weder ist dieses wahr, noch würde diese Bedeutung, wenn sie in der Partikel läge, hier passen. Denn es geht der Gedanke vorher, dafs die fruchtbaren Gegenden den Angriffen immer besonders ausgesetzt gewesen seien, wovon kein Beispiel ist, dafs Attika immer von denselben Einwohnern bewohnt wurde. So wird auch unter Capitel 10. γοῦν falsch thus for example erklärt, während es in beiden Stellen *wenigstens gewifs*, wofür man in der 2ten Stelle auch *nämlich* sagen kann, bedeutet. — Weiter unten im zweiten Capitel läfst der Herausgeber οἱ .. πολέμῳ .. ἐκπίπτοντες ... οἱ δυνατώτατοι für οἱ τῶν πολέμῳ ἐκπιπτόντων οἱ δυνατώτατοι gesetzt sein, wo der erste Artikel offenbar falsch ist. Und in demselben Satze, παρ' Ἀθηναίους οἱ δυνατώτατοι ὡς βέβαιον ὂν ἀνεχώρουν, wird βέβαιον ὂν für nominativi (es sollte heifsen accusativi) absoluti statt der genitivi absol. erklärt, und doch τὶ ergänzt und as a residence of perfect security übersetzt, welche Ergänzung und Uebersetzung mit jener Erklärung nicht übereinstimmt, noch der zu βέβαιον ὂν nur τοῦτο (τὸ ἀναχωρεῖν) verstanden werden kann. — In den letzten Worten dieses Capitels endlich, ὥστε καὶ ἐς Ἰωνίαν ὕστερον, ὡς οὐχ ἱκανῆς οὔσης τῆς Ἀττικῆς, ἀτοικίας ἐξέπεμψαν, wird zu οὐχ ἱκανῆς οὔσης ergänzt χωρεῖν αὐτούς, (welcher Gebrauch von χωρεῖν zugleich durch 2 Stellen der Genesis belegt wird!) während doch klar ist, dafs, wenn etwas zu verstehen ist, es nur aus dem Vorhergehenden πλήθει τῶν ἀνθρώπων sein kann, wiewohl ἱκανός oft alle Ellipse *hinlänglich grofs* bedeutet. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield.*

(Schlufs.)

Cap. 3. sind die Worte οἱ δ' οὖν ὡς ἕκαστοι Ἕλληνες κατὰ πόλεις τε ὅσοι ἀλλήλων ξυνίεσαν καὶ ξύμπαντες ὕστερον ἀληθέντες durch those several communities of people — such, I mean, as spake a language mutually understood by eachother — who were then separately, and afterwards collectirely called Hellenes übersetzt, was wegen der Stellung des Sätzchens ὅσοι ἀλλήλων ξυνίεσαν nicht angeht. Auch ist auf die eigentliche Schwierigkeit gar nicht aufmerksam gemacht. Gleich darauf [illegible] ταύτην τὴν στρατείαν ξυνῆλθον wird erst ταύτῃ τῇ [illegible] der Worte des Euripides εὐνῇ συνελ- [illegible] vermuthet, obgleich dort (Dan. 28.) εὐνῇ [illegible] oder medi ist, und συνελθεῖν consu- [illegible] Danae) bedeutet; dann werden Stellen [illegible] Ai. 486. ἐπεὶ τὸ σὸν λέχος ξυνῆλθον und [illegible] ἡ δὲ σύναιμον λέχος ἦλθε verglichen, [illegible] dafs εἰς ergänzt werden könnte, wobei [illegible] einen Hauptunterschied der dichteri- [illegible] Sprache gar nicht berücksich- [illegible] in jener der Accusativ des Ortes ohne [illegible] Verben der Bewegung stehen kann, [illegible] in dieser nicht; endlich hält er es aber doch für das Beste, hier eine Vermischung von 2 Constructionen anzunehmen, die eben so wenig zu billigen ist. Die richtige Erklärung kann von Lobeck zu Soph. Ai. v. 55. und Parel. Gr. Gr. S. 518 entnommen werden, welche von Rec. in seinem Supplementbande gegebenen Nachweisungen der Herausgeber nicht beachtet hat. — Cap. 4., wo Thukydides erzählt, Minos habe die Seeräuber aus dem Meere vertrieben, τοῦ τὰς προσόδους μᾶλλον ἰέναι αὐτῷ, soll ἰέναι nach Hrn. Bloomfield *einkommen* bedeuten, wie dieses Wort auch II, 13. und προσιέναι anderwärts stehe. Aber auch II, 13. ist προσιέναι zu finden, nicht ἰέναι, das nichts weiter als *zu ihm gelangen, ihm überbracht werden* (*aus den Inseln, deren Besitzung durch Minos vorher angedeutet ist*), heifsen kann. Vgl. I, 137. ἦλθεν αὐτῷ ὕστερον χρήματα und was Rec. sonst in der kl. Ausg. bemerkt hat. — Cap. 5, zu Ende und 6. zu Anf. in den Worten τό τε σιδηροφορεῖσθαι τούτοις τοῖς ἠπειρώταις ἀπὸ τῆς παλαιᾶς λῃστείας ἐμμεμένηκε. πᾶσα γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἐσιδηροφόρει schreibt der englische Gelehrte, man könne fragen, warum unser Schriftsteller einmal die passive Form und nicht die active gebraucht habe, der Grund aber sei der, weil nicht der Sinn gestare arma ausgedrückt werden sollte, sondern armari, „the being armed or furnished with weapons of defence". Aber erstens würde, da der Herausgeber unter letztern Worten nicht blofs das Besitzen von Waffen, sondern das Beisichhaben derselben versteht, wie daraus klar ist, dafs er zur Uebersetzung von τὸ σιδηροφορεῖσθαι the being armed in Parenthese while engaged in the ordinary occupations of life hinzugefügt hat, der Sinn offenbar ganz derselbe sein, den die lateinischen Uebersetzer durch gestare arma ausgedrückt haben. Zweitens ist klar, dafs, da das Activum bedeutet *Schwer-*

Digitized by Google

ter tragen, eiserne Waffen tragen, ein Passivum, das *bewaffnet sein* bedeutet, von ihm nicht herkommen kann. — Bald darauf in τῶν ποτὲ καὶ ἐς πάντας ὁμοίων διαιτημάτων erklärt der Herausgeber die Rede für sehr elliptisch, da die Worte, in voller Länge ausgedrückt, τῶν ποτὲ καὶ ἐς πάντας ὁμοίως διαιτημάτων διατείνοντα heifsen würden. Hier steht erstens διατείνοντα durch einen Schreibfehler für διατεινόντων; aber es ist auch gar nicht erläutert, mit welchem Rechte für ὁμοίως διατεινόντων blofs ὁμοίων gesagt sei. — Zu dem hernach folgenden Satze καὶ οἱ πρεσβύτεροι αὐτοῖς τῶν εὐδαιμόνων διὰ τὸ ἁβροδίαιτον οὐ πολὺς χρόνος ἐπειδὴ χιτῶνας λινοῦς ἐπαύσαντο φοροῦντες ist bemerkt, der Dativ könne hier für den Genitiv stehen, oder αὐτοῖς sei vielmehr für ἐξ αὐτῶν, ex illis, gesetzt. Als ob dieses zwei verschiedene Erklärungen wären, und der Dativ (auf das Verbum statt auf das Substantiv bezogen) anders im Sinne von ἐξ αὐτῶν stehen könnte, als in wiefern diese Wendung die Stelle des partitiven Genitivs vertritt! Dann soll τὸ ἁβροδίαιτον nicht Luxus im Allgemeinen, sondern vielmehr den in der Kleidung insbesondere andeuten. Aber dieses liegt weder in dem Ausdruck noch entspricht diese Erklärung den vorhergehenden Worten ἀνειμένῃ τῇ διαίτῃ ἐς τὸ τρυφερώτερον μετέστησαν. Endlich soll der von Thukydides erwähnte Luxus nicht darin bestehen, dafs jene Leute linnene, sondern dafs sie oft reich gestickte Kleider getragen hätten. Aber wenn es hier auf die Stickerei und nicht auf das Material ankam, durfte Thukydides diese Röcke nicht λινοῦς nennen; vielmehr erschien den Griechen, welche an das Tragen von wollenen Kleidern gewöhnt waren, der Gebrauch von linnenen als eine Verweichligung. — Gleich darauf ist theils κρώβυλον statt κρωβύλον (welche Form in der Anmerkung nur einmal zufällig neben der mehrmals wiederkehrenden andern sich findet) geschrieben (s. Goettl. de Accent. S. 184), theils ist nicht angedeutet, dafs die Form dieser Haartracht wenig sicher und von den Gelehrten mehrfach bestimmt worden ist. — Wenn dann Thukydides τοῦς πρεσβυτέρους ... ἐπὶ πολὺ αὕτη ἡ σκευὴ κατέσχε geschrieben und Recensent hierin eine Art von Personification der σκευή angenommen hat, so findet dieses unser Herausgeber so hart, dafs er ἐν τοῖς πρεσβυτέροις vermuthet, welche Conjectur gewifs niemanden wahrscheinlich scheinen wird. Wie unnütz sie ist, zeigt der Urheber derselben selbst dadurch, dafs er darthut, κατέχειν τινα werde von Krankheiten, Gefahr, Furcht und dergl. gesagt, bei Herodian stehe auch κατέχει με νόμος, und nach demselben Princip dürfte es hier von der σκευή durch eine Art von Hypallage gesagt sein, welche Hypallage, wenn sie nicht abgeschmackt sein soll, nichts anders sein kann, als was Recensent durch Personification bezeichnet. — In ἐς τὸ φανερὸν ἀπιόντες ... ἠλείψαντο verwirft der englische Gelehrte sowohl die Erklärung durch ἐν τῷ φανερῷ, als die Ellipse προελθόντες, als unnöthig, aber nicht etwa weil die Präposition ἐς emphatisch schon den Begriff jenes προελθόντες in sich schliefse, sondern weil hier schlechthin den Zweck der Handlung bedeutet „for all to vee". Sollte es aber den Zweck anzeigen, so müfste der Sinn sein können, *um von allen gesehen zu werden*, was offenbar nicht der Fall ist, soll aber *für alle zu sehen* so viel als *auf eine für alle zu sehende Weise*, *vor den Augen aller*, bedeuten, so ist dieses die verworfene Erklärung ἐν τῷ φανερῷ. — Endlich in dem Satze τὸ δὲ πάλαι καὶ ἐν τῷ Ὀλυμπιακῷ ἀγῶνι διαζώματα ἔχοντες περὶ τὰ αἰδοῖα ἀθληταὶ ἠγωνίζοντο, καὶ οὐ πολλὰ ἔτη ἐπειδὴ πέπαυται (welche letzte Worte καὶ οὐ ... πέπαυται seltsamer Klammern eingeschlossen sind,) will Herr *Bloomfield* die historische Schwierigkeit, die in den letzten Worten in Vergleich zu andern Zeugnissen zu liegen scheint, dadurch heben, dafs er sie nicht von den Olympischen Spielen, sondern von gymnastischen Kämpfen im Allgemeinen verstanden wissen will, was offenbar nicht angeht. — Zu ἐν τοῖς βαρβάροις ἐστὶν οἷς ist erinnert, Recensent betrachte diese Worte als stehend für ἐν τῶν βαρβάρων ἔστιν οἷς, aber es sei besser ἔστιν οἷς als eine restrictive Formel zu nehmen. Als ob Recensent etwas anderes hätte meinen können, da er doch, um jedes Mifsverständnifs zu vermeiden, hinzugesetzt hat: e more Graecorum primo totum commemorandi, et deinde, quasi se ipsi corrigerent, partem in eodem casu subiiciendi! Aber hat Herr Bloomfield mehrmals ganz ohne Grund gegen Recensenten polemisirt, weil er entweder seine Worte sich näher anzusehen nicht die Mühe gegeben, sondern nur das Resultat derselben von G oder Andern entlehnt, oder auch klare Worte mi

Digitized by Google

standen hat, wie er III, 58. in der Anmerkung zu καὶ προνοοῦντες dem Recensenten deshalb eine der seinigen entgegengesetzte Auslegung und ein verkehrtes Bedenken aufbürdet, weil er nescio an, das Recensent gebührendermafsen für *vielleicht* gesetzt hatte, als *ich weifs nicht ob* versteht. — Endlich in dem letzten Satze des 6ten Capitels, πολλὰ δ' ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον, wird unser Herausgeber mit dem etwas ungewöhnlichen πολλὰ ἄλλα schnell fertig, indem er κατά ergänzt.

Es scheint unnütz, dafs wir demselben noch weiter auf seiner Bahn folgen, da eher zu fürchten ist, es möchte mancher unserer Leser glauben, wir seien schon zu weitläuftig über eine klare Sache gewesen. Es mufste dieses aber theils deshalb geschehen, weil vorliegendes Werk mit nicht geringen Ansprüchen auftritt und von einem namhaften Gelehrten herrührt, theils deshalb, damit Recensent nicht aus Parteilichkeit gegen einen nach einem gleichen Ziele strebenden Genossen unbillig geurtheilt zu haben schiene. Hierzu könnte er um so weniger verleitet werden, weil schon die Verschiedenheit der Sprache in den Anmerkungen, so wie die des Preises, das Werk des englischen Gelehrten für ein andres Publicum bestimmt, als die in Gotha erscheinende Handausgabe des Recensenten, und weil Herr Bloomfield, abgesehen von der Unbilligkeit, die er sich bisweilen in dem besprochenen Werke durch die angedeutete Ungenauigkeit gegen Recensenten hat zu Schulden kommen lassen, demselben früher durch Mittheilung von Varianten und andern Gefälligkeiten sich freundlich bewiesen hat. Darum thut es Unterzeichnetem leid, der Wahrheit zur Liebe im Vorhergehenden so manchen Tadel haben aussprechen und hier noch bestimmt erklären zu müssen, dafs, während der Herausgeber eine Ausgabe des Thukydides vermifst, die dem gegenwärtigen Stande der Philologie entspräche, die seinige gar weit hinter diesem Standpuncte zurückgeblieben ist, woraus hervorgeht, dafs dieses Werk solchen, denen es der Verfasser zunächst bestimmt hat, nicht eben empfohlen werden kann, da sie durch dasselbe neben dem Richtigen zu viel Unrichtiges erhalten und zu leicht an falsche grammatische Ansichten und eine ungehörige Behandlung der alten Schriftsteller gewöhnt werden können.

Dagegen freuet sich Unterzeichneter hinzufügen zu können, dafs Gelehrte von Fach, bei denen nicht zu besorgen ist, dafs diese Uebelstände ihnen Nachtheil bringen, aus diesem Buche auch in seiner jetzigen Gestalt Nutzen ziehen, solche, die sich speciell mit dem Thukydides beschäftigen, es neben der Uebersetzung des Herausgebers nicht entbehren können. Denn jene werden aufser einer Anzahl wenig beachtenswerther Conjecturen über verschiedene Schriftsteller viele gute lexicalische Bemerkungen finden, von denen die wichtigsten und reichlichsten jedoch gröfstentheils auch in der Uebersetzung oder in der Schulausgabe des Herausgebers enthalten sind; diese werden wahrnehmen, dafs derselbe in einer beträchtlichen Anzahl Stellen seine frühere Meinung entweder geändert, oder beschränkt und näher bestimmt, oder gegen Angriffe zu rechtfertigen gesucht, auch mehrere neue wahre oder vorgebliche Nachahmungen und Parallelstellen aus Josephus, mit dem er sich in der Zwischenzeit beschäftigt hat, (wenige aus andern Schriftstellern mit Ausnahme der vielen gröfstentheils ungehörigen Stellen der Bibel) beigebracht hat.

Noch mufs bemerkt werden, 1) dafs, wenn auf dem Titel eine sorgfältig verbesserte Interpunction angekündigt ist, diese Versicherung manche Beschränkung erleiden mufs, wie schon aus einigen oben gelegentlich angeführten Proben zu ersehen ist, und leicht durch mehrere gezeigt werden könnte, indem z. B. I, 3. κατὰ ἔθνη δὲ ἄλλα τε καὶ Πελασγικὸν ἐπὶ πλεῖστον, ἀφ' ἑαυτῶν τὴν ἐπωνυμίαν παρέχεσθαι interpungirt ist, während entweder das Comma vor ἀφ' fehlen oder ein zweites nach δέ gesetzt sein sollte, und indem nach παρέχεσθαι ein Punct steht, obgleich der folgende Satz Ἕλληνος δὲ ... καλεῖσθαι Ἕλληνας noch von dem vorhergegangenen δοκεῖ abhängig ist; 2) dafs von den verschiedenen auf dem Titel versprochenen Karten und Plänen wenigstens bei dem dem Recensenten zugekommenen Exemplare des ersten Bandes nichts zu sehen ist. — Druck und Papier sind so schön, wie gewöhnlich bei in England gedruckten Werken.

Poppo.

Digitized by Google

X.

Ueber Handelsfeindseligkeit, von John Prince-Smith. Königsberg, 1843. 8. 87 *S.*

Es ist in der That recht ergötzlich, den gegenseitigen Kampf, nicht der Anhänger der Handelsfreiheit mit den Mercantilisten, sondern der Mercantilisten der Welt unter sich, des Prohibitivsystems in und gegen sich selbst, zu beobachten. Die englischen und französischen mercantilischen Schriftsteller und Praktiker halten ein Jeder seine Nation und nationale Industrie für das schuldlose Opfer der industriellen und commerciellen Verschwörung der anderen europäischen und aufsereuropäischen Länder, und unsere deutschen Schutzmafsregler klagen England, Holland und Frankreich u. s. w. der Verschwörung gegen deutsche Industrie und deutschen Handel an. Beide Partheien ahmen einander weidlich nach, und bringen in die Formen des Systems, was sie an einander abscheulich finden.

Dies ist Grund genug, um gegen die innere Wahrheit des Prohibitiv- oder Schutzsystems mifstrauisch zu werden. Allein es kommt dazu, dafs auch in unseren Tagen nicht mehr und nichts anderes, als seit einigen hundert Jahren, für dasselbe angeführt wird, und dafs von dessen Anhängern die Gründe und Grundlagen des Systems der Handelsfreiheit in keiner Weise widerlegt sind. Das einzige, was dem Prohibitiv- oder Schutzsysteme in neuester Zeit einigen guten Anschein gegeben hat, ist die bestimmtere Hineinwebung eines gewissen Begriffes von Nationalität, und dennoch sieht das System der einen Nation dem der anderen wie ein Ei dem anderen gleich. Es steht dabei ein Land dem anderen in einem bellum omnium contra omnes gegenüber, und auch diesen unnatürlichen und unsittlichen Zustand des Völkerverkehrs hat man bis jetzt mit nichts Anderem zu vertheidigen gewufst, als negativ dadurch, dafs man das System der Handelsfreiheit als einen Traum von einem tausendjährigen allgemeinen Weltfrieden bespöttelt und dessen Anhänger des Kosmopolitismus, des Mangels an Sinn für Nationalität und von dem so sehr gerühmten Patriotismus, beschuldigt.

Ganz abgesehen davon, dafs den Umtrieben der Schutzmaafsregler nicht selten der abgeschmackteste industrielle Particularismus und Egoismus zu Grunde liegt, welcher die Nationalität unsittlich genug zum Deckmantel gebraucht, so ist und bleibt eine Vereinigung der Partheien in der Wissenschaft und Gesetzgebung an sich unmöglich. Gegenseitige Zugeständnisse würden auch nur ein erbärmliches Zwitterwesen von System hervorbringen, welches in sich ohne Grund und Haltung wäre. Eine vermeintliche Versöhnung zwischen beiden sollte im Sinne Mancher das in neuester Zeit sogenannte Schutzsystem sein, welches einen *mäfsigen* Schutz, *mäfsige* Zölle, u. s. w. verlangt, ohne jedoch eine Gränze angeben zu können, und eben deshalb den Mercantilismus in der krassesten Gestalt in sich birgt. Allein dies ist mindestens ein Irrthum, wenn nicht das Erzeugnifs kritikloser Köpfe, oder gar das verwerfliche Spiel des egoistischen Industrialismus mit der Gläubigkeit der Zeit. Diese *Mäfsigkeit* in Schutz, Zöllen und dergleichen ist vielmehr blofs ein vorübergehendes Bedürfnifs der nach Handelsfreiheit und möglichst leichter Deckung der Staatsbedürfnisse ringenden Zeit, und der einzige Weg, um, ohne schroffen Uebergang mit allen seinen Gefahren, die Handelsfreiheit zu vermitteln.

Die vorliegende Schrift ist dazu bestimmt, theils beide Systeme im Gegensatze zu charakterisiren, theils das Prohibitiv- oder Schutzsystem aus dem allgemeinen volkswirthschaftlichen Gesichtspuncte zu widerlegen. Es disputiren in derselben ein sogenannter Nationalist und sogenannter Kosmopolit, bald höflich und mit Complimenten, bald grob und mit Ausfällen. Man dürfte wohl in der neueren Literatur kaum eine Schrift finden, welche die Streitfrage bei solcher Kürze mit so viel Geist und bis zu einem solchen Grade des Abschlusses aus dem allgemeinen Gesichtspuncte, wie diese vorliegende, abhandelt. Dieselbe hat aber besonders deshalb für uns einen besonderen Werth, weil sie keinen eigentlichen Gelehrten der sogenannten Schule zum Verfasser hat, sondern mitten aus dem Leben selbst hervorgegangen ist. Sie giebt ein treues Bild von dem Mercantilismus überhaupt und von seinen Schwächen und Widersprüchen in sich selbst, so wie von der Methode insbesondere, mit welcher er neuerdings hervorgetreten ist. Indessen empfängt der in das Fach der Volks- und Staatswirthschaft Eingeweihte aufser dem befriedigenden Ergebnisse des Zwiegesprächs, welches siegreich zu Gunsten der Handelsfreiheit ausgeht, auf S. 5—18 eine Fülle von höchst interessanten Gedanken über Wirthschaftspolitik, welche frisch und frei aus historischem Boden hervorgesprossen, und nicht blofs den schätzenswerthesten historischen Sinn des Verfassers, sondern auch dessen geistvolle historische Anschauung der wirthschaftlichen Weltläufe beurkunden.

E. Baumstark.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XI.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn. Greifswald, 1843.; *bei Koch.*

Obgleich von keinem bedeutenden Umfange, verdient der unter obigem Titel im Druck erschienene Vortrag doch nicht nur wegen seines Gegenstandes, sondern eben so sehr wegen seiner Gründlichkeit und Gediegenheit mehr als eine blofs flüchtige Besprechung in diesen für das allgemeine wissenschaftliche Publicum bestimmten Jahrbüchern. Der nicht weniger ästhetisch gebildete als gelehrte Verfasser dieses Vortrags hat darin die Untersuchung der vor ihm immer nur kurz und versicherungsweise, selten überdies richtig beantworteten Frage unternommen, „in wiefern die Motive der Goethischen Iphigenie, die Art, wie in derselben der zu Grunde liegende Mythos behandelt ist, mit der antiken Auffassung desselben übereinstimme oder nicht". Mit richtigem Blick erkennt der Verf., dafs der Hauptpunct bei Betrachtung des fraglichen Gegenstandes die Sühnung sein mufs, die Goethe und die das Alterthum dem Muttermörder Orest zu Theil werden lassen. Was nun zuvörderst das Alterthum betrifft, so wendet sich der Vortrag, nach einigen Bemerkungen über die Orestie des Aeschylus überhaupt, den Eumeniden dieses Dichters zu. Den Stoff dieser Tragödie bei unseren Lesern als bekannt voraussetzend, übergehen wir hier die vom Verf. gemachte Erzählung desselben, und beschränken uns auf die Mittheilung des darüber von ihm gefällten Urtheils. Mit Recht wird der in dieser Tragödie dargestellte Zwiespalt als ein Kampf der alten und der neuen Götter, der Erinnyen und des Zeus, bezeichnet, die von Aeschylus diesem Zwiespalt gegebene Lösung aber für eine unser Gefühl wenig befriedigende erklärt, da dieser „seinem Wesen nach im Innern des Menschen begründete Kampf ganz äufserlich geführt wird". Die Richtigkeit dieses seines Urtheils sucht der Verf. zu erweisen, indem er sagt: nicht *von* Orest, sondern *um* ihn werde jener Kampf gekämpft, so dafs Orest nur der Gegenstand sei, an welchem die alten und die neuen Götter die Kraft ihres Rechts erproben. Selbst nachdem Orest freigesprochen sei, habe der Kampf sein Ende noch nicht erreicht, sei der Zorn der Erinnyen noch nicht ganz besänftigt; ein Umstand, in welchem gleichsam das Zugeständnifs ausgesprochen sei, dafs solcher Zwiespalt *so* nicht ausgeglichen werden könne; denn nicht der Ausgang des Gerichts, sondern erst das Versprechen heiliger Verehrung, besänftige den Zorn der Erinnyen; ein Versprechen, das ihnen ihre Ansprüche in gewissem Sinne wieder zugestehe, indem durch diese Verehrung ihre Macht auch für die Zukunft anerkannt werde. Andrerseits sei anzuerkennen, dafs eben hierin der Gedanke der Versöhnung liege, die nicht durch richterlichen Ausspruch herbeigeführt werden könne, sondern dadurch, dafs jene zürnenden finstern Mächte durch fromme Verehrung zu wohlthätigen, die Erinnyen zu Eumeniden werden. Dafs aber dies ohne Beziehung auf Orest geschehe, zeige, wie wenig diese Vorstellung zu völliger Klarheit ausgebildet gewesen. Ferner habe die Weise der Schlichtung des Zwistes für uns nichts Beruhigendes. Dafs über so tief in der menschlichen Natur begründete Ansprüche vor einem Gerichtshofe verhandelt und entschieden werde, — vor einem Gerichtshofe von Sterblichen über die ewigen Satzungen der Götter, — das erscheine uns eben so willkührlich, wie die Anordnung, dafs bei gleichen Stimmen der Beklagte freigesprochen werden soll; durch welche Anordnung wiederum ausgedrückt sei, dafs über das Recht eigentlich gar nicht entschieden werden könne, sondern die Gnade Orest freispreche; warum sie ihm aber jetzt zu Theil werde, sei unbegründet geblie-

Digitized by Google

ben. — Diesem Urtheil des Verf.'s müssen wir im Wesentlichen beistimmen. Wie bestimmt derselbe aber auch das Unbefriedigende der Aeschylischen Darstellung hervorhebt, so verhindert ihn doch seine philosophische Bildung, dem antiken Dichter daraus irgend einen Vorwurf zu machen; vielmehr erkennt er, dafs Aeschylus nur Das darstellte und darstellen konnte, was in dem religiösen Bewufstsein seines Volkes wahr und lebendig war. „Es war", wie der Verf. sagt, „die Eigenthümlichkeit der Hellenischen Religion, dafs sie die in der Natur wie im Menschen waltenden Kräfte individualisirte und zu göttlicher Persönlichkeit erhob; so ward dem Hellenen, was *in* ihm vorging, nur die Wirkung des Gottes *aufser* ihm; mit ihm kämpfte und siegte, litt und freute sich der Gott; der Kampf widerstrebender Elemente *in* ihm war ihm ein Kampf der Götter *um* ihn". So galt dem Hellenen als Wahrheit, dafs „einst Apollo, der Heilsgott, um Orest mit den Erinnyen vor dem Areopag siegreich gekämpft habe, welchem von den Göttern selber das Recht verliehen sei, über einen Mörder zu richten, um welchen sie miteinander stritten. Dieser religiöse Glaube wurde durch das beim Areopag gelegene Heiligthum der Eumeniden, durch die jährlich von Staatswegen zu Ehren derselben veranstaltete Feier und durch die Opfer erhalten, welche ihnen die auf dem Areopag Freigesprochnen brachten.

Nach dieser Rechtfertigung des Aeschylus und nach einigen interessanten Bemerkungen über die Iphigenie des Polyeidos, so wie über bildliche Darstellungen des in Rede stehenden Stoffs, geht nun unser Verf. zu Euripides über, und rückt so — da dieser Dichter die Erlösung Orests mit der Heimführung Iphigeniens in Verbindung bringt — Goethen näher, bei welchem wir diese Verbindung gleichfalls finden. Der Inhalt der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern wird unsren Lesern, so weit es hier nöthig ist, dadurch gegenwärtig werden, dafs wir das von unsrem Verf. darüber gefällte Urtheil angeben. Derselbe sagt: „So viel tritt deutlich hervor, dafs nach der allgemeinen Ansicht der Griechen die Befreiung Orests und die der Iphigenia auf ganz äufserliche Weise verknüpft sind. Nicht Iphigenia ist es, welche ihren Bruder befreit, nicht die Wiedervereinigung der Geschwister löst den Knoten, sondern die Entführung des Götterbildes nach Hellas, die Vollendung dieser von Apollo gebotenen Unternehmung ist es, woran lediglich die Erlösung des Orest von dem Fluche geknüpft ist. Dafs er seine Schwester bei den Tauriern findet, dafs die Geschwister am Opferaltar einander erkennen, und nun die neue, schwierige Aufgabe sich ergibt, die geliebte Schwester zu retten, — dies sind Momente vom spannendsten Interesse, aber jenen Hauptpunct treffen sie nicht". „Auch Euripides hält die Entführung des Götterbildes als letztes Ziel fest; in dieser Entführung erkannte er und überhaupt das Alterthum die eigentliche Bedingung der Versöhnung". „Uns aber erscheint dies", — so sehr dasselbe in den religiösen Ansichten des Hellenischen Alterthums begründet ist — „als etwas rein Aeufserliches, ja Willkührliches und darum unser Gefühl wenig Befriedigendes". Namentlich „kann uns die Art, wie Iphigeniens Befreiung herbeigeführt wird, wenig befriedigen. Dafs nur durch ein neues Vergehen, durch Betrug oder Gewalt die Befreiung erlangt wird, — dafs Iphigenia willig dazu die Hände bietet, und der unschuldige Thoas das Opfer hiervon wird, — dies Alles erscheint uns ungerecht und wenig geeignet, Frieden und Versöhnung herbeizuführen, so sehr wir auch anerkennen müssen, dafs den Euripides dabei keine Schuld trifft, da seine Auffassung mit der allgemeinen Hellenischen Denkweise übereinstimmt, nach welcher die Barbaren gegen die Hellenen gar kein Recht hatten, sondern, wie Aristoteles sagt, von Natur Knechte waren".

Aus den obigen Bemerkungen erhellt nach der Verf.'s richtiger Ansicht, dafs ein moderner Dichter diesen Stoff in ganz anderem Sinne erfassen mufste als das Alterthum denselben erfafst hat. Indem der Vortrag nun zur Betrachtung der Goethischen Iphigenie fortschreitet, wird sogleich hervorgehoben, dafs hier nicht Hellenen den Barbaren, sondern Menschen den Menschen gegenüberstehen, dafs Iphigenie durch die ihr auf der Taurischen Halbinsel zu Theil gewordene Liebe und Verehrung an dies Land mit Banden gefesselt ist, die zu zart sind, um durch rauhe Gewalt zerrissen werden zu dürfen, und dafs somit unser Interesse an Iphigeniens Befreiung ein geistiges ist, der Kampf für diese Befreiung in den Bereich des Gemüths übertragen wird. Ebenso richtig bemerkt der Verf., dafs der durch Klytemnestra's Ermordung entstandene Zwiespalt ganz in das Inne-

Digitized by Google

des Orest verlegt ist, und dafs deshalb mit Recht die Furien nicht unsrem Auge, sondern nur unsrer Phantasie gezeigt werden, da dieselben, wenn sie, wie in der Gluck'schen Oper, als äufserliche Gestalten erschienen, für uns stets unwahr und ein leerer Bombast bleiben würden, weil wir nicht mehr, wie die Hellenen, an die äufserliche Wirklichkeit jener göttlichen Mächte glauben. Der Verf. hat hier sehr wohl gethan, sich *nicht* irre machen zu lassen durch das, was Schiller im Briefwechsel mit Goethe sagt: „Orest selbst sei das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien sei kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne falle, vielmehr blofs im Gemüth liege, sei sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand". Wir müssen dem Verf. vollkommen zustimmen, wenn derselbe hierbei behauptet: „die wirkliche Erscheinung der Furien würde auf uns nie einen Eindruck hervorbringen, welcher mit dem zu vergleichen wäre, welchen die Darstellung der von dem Mörder in seinem Gemüth erduldeten Leiden macht". Für diese Innerlichkeit des Leidens ist der Verf. befugt, eine ganz andere Erlösungsart zu fordern als die antike, und findet sie bei Goethe, wo, wie er sagt, „die Sühnung Orest's und die Wiedererkennung Iphigenien's in den innersten Zusammenhang gebracht ist, und diese Vereinigung der beiden wichtigsten Momente den eigentlichen Kern, den Schwerpunct des Drama bildet, da durch die Vereinigung mit Iphigenien Orest gesühnt wird. Wer die Schuld und den Kampf in das Gemüth verlegt, mufste dort auch die Sühne finden. Diese ist nur gegeben in dem Glauben an die vergebende Liebe; wo Liebe an die Stelle der Rache tritt, da ist der Glaube an die Vergebung der Schuld möglich. Zu diesem Glauben aber kann sich die gelähmte Seele des Schuldbeladenen nicht allein erheben; zu dieser Erhebung bedarf er der Erscheinung eines von keiner Schuld befleckten Gemüths, welches allein dieser Liebe und dieses Vertrauens aus sich selber fähig ist. So tritt Iphigenie dem Orest entgegen; nur in Liebe hat sie die Ihrigen umfafst, kein Gedanke von Frevel oder Rache ist in ihre Seele gekommen. Diese ihre Liebe flöfst ihr das Vertrauen ein, dafs sie den Bruder von der Verzweiflung retten werde; und sie rettet ihn nicht blofs von seinem geistigen Leiden, sondern auch vom Opfertode durch eben jene fleckenlose Reinheit eines auch gegen einen Nichtgriechen, wie Thoas, keines Betruges fähigen, über Hellenische Engherzigkeit erhabenen Gemüths". Alles so eben meist mit des Verf.'s eigenen Worten Angeführte müssen wir unbedingt als wahr anerkennen, und ebenso dies, dafs der Verf. das durchaus unsrer modernen Sinnesart entsprechende Verzichten des Orest auf das Götterbild als zugleich doch auch im Sinne des Alterthums gedacht bezeichnet, wo, wenn der Mensch bei seinem Bemühen, die räthselhafte Bedeutung des Orakels zu errathen, in unlösbar scheinende Schwierigkeiten gerieth, ihn oft ein glückliches Wort befreite, das im rechten Augenblick den Sinn des mifsverstandenen Götterspruchs enthüllte. Nicht weniger endlich als in allem Vorhergehenden müssen wir dem Verf. beistimmen, wenn er am Schlusse seines Vortrags den Grund, warum uns das wesentlich auf unsrer Anschauungsweise begründete Goethische Drama dennoch wie ein antikes gemahnt, nicht blofs in dem antiken Stoffe findet, — noch in der durch das Anlehnen an Hellenische Sagen, Sitten und Gebräuche hervorgebrachten Färbung, — noch auch in einer nach antiken Mustern gebildeten Sprache, — sondern in Demjenigen, was der Kunst der Hellenen ihren eigenthümlichen Charakter gegeben hat und was zugleich zu Göthe's eigenster Natur gehörte. Dies ist das *Maafs*. Der Verf. drückt sich hierüber so treffend aus, dafs wir uns nicht enthalten können, seine eigenen Worte hier anzuführen. Er sagt: „Das Maafs in den sittlichen Motiven, das Maafs in der Composition des Drama, das Maafs in Form und Sprache hat der Iphigenia diese vollendete Klarheit und Ruhe verliehen, welche sie den gröfsten Meisterwerken des Alterthums an die Seite stellen. Wo wäre ein tragischer Stoff zu finden, der gräfslichere Ereignisse in sich schlösse, der furchtbarere Leidenschaften, heftigere Seelenkämpfe schilderte und das Gemüth mächtiger aufregte? Aber diesen Sturm sehen wir durch den Dichter besänftigt, alles Wilde und Harte gebändigt, und — ohne dafs der lebenvollsten Wahrheit Eintrag geschähe — selbst das Entsetzlichste durch den Zauber des Sittlichen und des Schönen geadelt und verklärt. Wie ruhig, wie natürlich entwickelt sich nicht vor uns der Gang der Begebenheiten! Wie spannend auch das Interesse sei, wie gewaltig das Drängen zur Entwicklung, nirgends ein Eilen, ein Treiben. Stets fühlen wir uns, wie sehr auch unsere Theilnahme gefesselt sein mag, durch die

Digitized by Google

Ruhe und Weisheit des Meisters von dem blofs stofflichen Interesse befreit und in die höhere Sphäre der rein künstlerischen Betrachtung versetzt. Ein wahrhaft antikes Maafs zeigt sich auch in der Beschränkung auf eine geringe Anzahl von Personen. Der Dichter der antiken Tragödie war zur Zeit ihrer schönsten Blüthe auf drei Schauspieler angewiesen, worin jene Weisheit wahrzunehmen ist, welche über die nothwendigen Bedingungen der Kunstschöpfung hinauszugehen verschmähte, und dieses Maafs nicht als eine drückende Fessel ansah, sondern als die naturgemäfse Grenze, innerhalb deren Gesetz und Ordnung allein walten könne. So hat auch Goethe in der Iphigenie jene Dreiheit zugleich redender Schauspieler nicht überschritten, welche zur Lösung der Aufgabe der dramatischen Darstellung hinreicht. Denn wie im Monolog die Persönlichkeit ungetrübt sich ausspricht, im Dialog Satz und Gegensatz einander gegenüber gestellt werden, so tritt durch den dritten Schauspieler wieder die Vermittelung ein; was einseitig und unvermittelt sich darstellte, bekommt seine Beziehung auf ein Gemeinsames und wird dadurch sowohl in wahrer Lebendigkeit entwickelt, als zur Einheit geführt. So bringt diese Einfachheit, weit entfernt, Dürftigkeit zu erzeugen, vielmehr jene Klarheit hervor, welche uns die handelnden Personen nicht nur in scharfen, festgezeichneten Umrissen, sondern in plastischer Rundung zeigt. Wie sich in den Werken der antiken Kunst überall das Bestreben offenbart, die Gestalten so zusammenzuordnen, dafs keine die andre decke, sondern jede rein und scharf sich absondere, wodurch die Beziehung derselben aufeinander und zum Ganzen um so klarer hervortritt; — so gewahren wir auch in Goethe's Iphigenie dieselbe Einfachheit und Klarheit in der Gruppirung und Composition, wie in der Darstellung der einzelnen Figuren. Endlich ist jenes Maafs auch in der äufsern Form der Darstellung nicht zu verkennen. Schon darin bewährte Goethe ein antikes Gefühl, dafs er, gegen die herrschende Zeitansicht, zur rhythmischen Behandlung dieses Stoffs schritt. Unerhört war bei den Alten Poesie ohne Vers; erst das völlige Aufgehen des Inhalts in die Form machte das Kunstwerk. Und ist nicht der Rhythmus der Verse recht eigentlich das Maafs dichterischer Behandlung? Trägt er nicht auf leichtem Fittig die Darstellung in ein höheres Gebiet und hält sie gleichwohl fest umschlossen, so dafs freier Schwung und strenge Gesetzmäfsigkeit sich in ihm einigen? — Was soll ich endlich die Sprache rühmen, welche frei von unnatürlicher Nachahmung des Antiken, in der natürlichen Entfaltung eingeborner Kräfte den wahren Adel der Einfachheit bewährt, — welche so frei von knapper Dürftigkeit wie von schwülstigem Pomp, in ihrem durch die feinste Einsicht beherrschten Reichthum, mit dem Pathos der höchsten Leidenschaft, mit dem lyrischen Schwung hingerissener Begeisterung durchsichtige Klarheit, — Fülle und Kraft mit Anmuth und Milde vereinigt, kurz die vollendete Schönheit zeigt".

Hier schliefst der Verf. seinen interessanten Vortrag. Indem wir ihm für seine Leistung unsere Dankbarkeit bezeigen, können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, dafs die seinem Vortrage wahrscheinlich gesteckten Grenzen ein noch tieferes Eindringen in die durch denselben keineswegs erschöpfte Gedankenfülle seines Gegenstandes, — eine noch genauere Zergliederung der Charaktere und der Composition nicht gestattet haben. Solche Zergliederung bleibt daher auch nach des Verf.'s Leistung ein höchst wünschenswerthes Unternehmen, eine unsrem gröfsten Dichter abzutragende Schuld. Wir ersuchen deshalb unsere Leser, uns diese Ergänzung hier zu erlauben. Während unser geschätzter Vorgänger an die einfache Angabe des Inhalts der fraglichen Dramen seine mit Anführungen von Stellen unterstützten allgemeinen Reflexionen anzureihen sich begnügt, wollen wir unsrerseits eine noch innigere Verschmelzung des Inhalts jener Dramen mit den das Urtheil darüber bildenden Gedanken erstreben, und dadurch den Inhalt noch mehr in die Form der Nothwendigkeit zu erheben, die Gedanken aber zur äufsersten Schärfe der Bestimmtheit fortzuführen, und somit den Unterschied des Antiken und Modernen in den gesammten Lebensäufserungen der Charaktere sowie in der bestimmten Entwickelungsart der Handlung nachzuweisen uns bemühen. Dazu gehen wir hiermit fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Der Gegenstand des in Rede stehenden Goethischen Drama's ist die durch die magische Gewalt der vollkommenen Seelenreinheit Iphigeniens bewirkte Befreiung des Orest von der *ganzen, ungebrochnen* Macht der durch den Muttermord erweckten Furien des schuldigen Gewissens. Den Inhalt der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern bildet dagegen die durch Entwendung des Dianenbildes nur noch zu *vervollständigende* Befreiung des Orest von den die Ermordung der Blutsverwandten rächenden Eumeniden. Der Beginn dieser Befreiung geht der Euripideischen Tragödie vorher. Als nämlich Orest vor dem Areopag von diesen Rachegeistern angeklagt und von Apollo vertheidigt, bei völliger Gleichheit der lossprechenden und der verurtheilenden Stimmen der Geschwornen, von der das Richteramt verwaltenden Athene freigesprochen worden war, hatte, nach des Euripides Angabe, Ein Theil der Eumeniden sich bei diesem Ausspruch des Gerichts beruhigend, den Orest unverfolgt nach der Taurischen Halbinsel sich entfernen lassen. Von solcher irgendwie schon erlangten theilweisen Befreiung Orests hören wir nun bei Goethe nichts; der höchste, vom Goetheschen Orest anerkannte Gerichtshof, sein Gewissen, hat die Erinnyen seiner Mutter noch gar nicht zum Schweigen gebracht, „das Uebel fafst ihn noch mit allen seinen Klauen und schüttelt vor unsren Augen das Mark entsetzlich ihm zusammen". Der Euripideische Orest zeigt uns dagegen nur noch den Rest einer Leidenschaft, von deren — wie es scheint — gröfserem Theile er schon vor Beginn des Stücks befreit worden ist. Auf seinen nicht starken Geist wirkt dieser Rest von Leidenschaft allerdings noch wie eine überwältigende Naturgewalt. Seine Raserei äufsert sich nicht nur durch Donquixotisches Abschlachten der von ihm für Erinnyen gehaltenen Rinderheerden, sondern auch durch Gebrüll und Gebell, sowie durch Schäumen des Mundes, so dafs die Aeufserung seines Seelenleidens etwas Thierisches und dadurch eine Form erhält, durch welche sie der Darstellung auf der Bühne unwürdig wurde, weshalb Euripides nur durch Erzählung dem Zuschauer davon Kenntnifs gibt. Ebenso aber wie durch solche Raserei verräth sich die Schwäche des Euripideischen Orest durch die Art, wie er zur Freiheit von jenem Uebel gelangt. Der heilige Hain, der Tempel, die Nähe des Dianenbildes — alle diese Aufsendinge befreien ihn von jeder Furcht vor den Eumeniden, heilen ihn so von Grund aus, dafs er von dem Augenblick an, wo er die Bühne betritt, bei allen seinen Schritten sich eben so besonnen zeigt, wie Pylades, und dafs er namentlich durch sein schnelles Wiedererkennen Iphigeniens seine Freiheit von jener geistigen Blindheit beweist, welche bei dem Goethischen Orest viel schwerer weichend, demselben die der Diana treue Schwester in eine rasende Bachantin verkehrt. Auch auf den Goethischen Orest üben die genannten heiligen Umgebungen einen wohlthätigen Einflufs aus; „die Eumeniden dürfen", wie er sagt, „des heiligen Waldes Boden nicht betreten"; aber die Leidenschaft dieses modernen Orest ist zu tief in das Mark seiner Seele eingedrungen, als dafs dieselbe durch irgend eine solche Aeufserlichkeit, wie selbst das Dianenbild ist, gänzlich überwunden werden könnte. Er hat zwar die Fahrt nach dem Lande der Taurier in der Hoffnung unternommen, durch das blofse Bild der Göttin geheilt zu werden; „ein Gott hatte ihm diesen Irrthum wie einen Schleier um das Haupt gelegt"; dieser Schleier ist das Antike am Goethischen Orest; der Eurip. Orest bleibt in diesem Irrthum stekken, er würde seinen Zweck nicht sicher und ganz erreicht zu haben glauben, wenn ihm die Entwendung

Digitized by Google

der Bildsäule nicht gelungen wäre. Der Goethische Orest dagegen kommt zu der Erkenntnifs, dafs er jener Bildsäule zu seinem Seelenheile nicht bedarf; die Erfahrung, dafs nur die heilige Innerlichkeit seiner Schwester seine tiefe Leidenschaft zu heilen vermocht hat, reifst jenen antiken Schleier ihm vom Haupte, und läfst den klaren Blick seines modernen — wir können sagen — protestantischen, von allen heiligen Aufsendingen unabhängigen Geistes frei hervortreten. Von einer so starken, über die Macht der Aufsenwelt erhabenen Innerlichkeit, — von einer so tiefen, vor unseren Augen fortdauernden, unheilbar zu werden drohenden Leidenschaft, — von jenem bei Goethe so meisterhaft dargestellten Processe, dem Uebergange aus sterbesüchtiger Schwermuth zur Krisis verzweiflungsvoller Wuth, dann zur Ermattung und zu erquickendem Vergessen, und endlich zu freudigem Erwachen des von allen seinen Qualen erlösten Geistes — von dieser ganzen reichen Entwicklung der Leidenschaft und des Charakters des Orest ist beim Eurip. Orest nichts zu finden. Dieser hat einen — sowie er auf der Bühne erscheint — fast schon ganz fertigen, sich nur noch wenig entwickelnden Charakter; und Dasjenige, was den *eignen* Geistesinhalt dieses Orest ausmacht, ist etwas viel Beschränkteres, als was uns der Geist des Goethischen Orest offenbart. Der *Antrieb* zur That, — die *Gewissensqualen* darüber — und die *Befreiung* von denselben — alle diese im innersten Gemüthe entstehenden Vorgänge — haben beim antiken Orest die Form der Aeufserlichkeit gegen ihn und gegeneinander, erscheinen als durchaus abhängig von Mächten, die als aufser dem Gemüth des Orest vorhandene, gegen ihn und gegeneinander selbständige vorgestellt werden. Während in dem Goethischen Schauspiel „die brennende Begier, des Königs und des Vaters Tod zu rächen", in dem eignen Innern des Sohnes entstanden, und „wie er wuchs, in ihm gewachsen ist", — während dieser Orest die Ermordung seiner Mutter durchaus als *seine* That ansieht, und ohne Reue über dieselbe deren verzweiflungsvolle Nothwendigkeit erkennt; — hat der Eurip. Orest jene That auf äufseren Antrieb, auf Befehl Apollo's vollbracht, der übrigens, beiläufig gesagt, als die Eumeniden deswegen auch ihm vor dem Areopag zu Leibe gehen, in ungöttliche Verlegenheit gerathend, seinerseits wiederum nur auf Antrieb des Zeus zu jener Rache angespornt zu haben betheuert. Der Orest des Euripides verzichtet also auf die Ehre der Schuld und fordert für sich die schimpfliche Straflosigkeit eines unschuldigen dienstbaren Geistes der Götter. In dem nach ihm benannten Drama des Euripides erklärt er daher auch: wenn man wegen der Ermordung Klytemnestra's Jemanden mit dem Tode bestrafen wolle, so möge man den eigentlichen Urheber jener That, den Apollo, nicht ihn, das blofse Werkzeug desselben vernichten. Trotz seiner dienerhaften Abhängigkeit von Apollo, oder wenn man will — eben wegen derselben ist also der Euripid. Orest nicht einig mit dem Gotte, dessen Befehl er vollstreckt hat: ja er beschuldigt den Apollo, dafs er ihn aus Scham über die erwiesene Lügenhaftigkeit seiner Orakel aus Griechenland weggetrieben und unter den Taurien in's Verderben gestürzt habe. Im entschiedensten Gegensatze gegen diesen Diener des Apollo ist der Goethische Orest, bei der vollkommenen Selbständigkeit seines Charakters, doch so völlig Eins mit Apollo, dafs er, weit entfernt, wegen seines drohenden Geschicks den Gott anzuklagen, vielmehr mit freudiger Ergebung in dem erwarteten Tode die Erfüllung des ihm von Apollo ertheilten Versprechens gänzlicher Befreiung von aller Noth erblickt. Ebenso aber wie der Antrieb zur That haben die dadurch entstandenen geistigen Qualen und die Befreiung von denselben beim Eurip. Orest den Schein, von aufsen an ihn heranzukommen. Bei Goethe sind die den Orest verfolgenden Eumeniden nur eine poetische Bezeichnung für etwas blofs im Geiste des Schuldigen Vorhandenes. Der Euripideische Orest glaubt dagegen an äufserliche, von ihm unabhängige göttliche Wesen, die den Muttermörder so lange, wie es ihnen eben beliebt, verfolgen. Daher kommt es, dafs dieser Orest den Beginn seiner Heilung mit dem gnädigen Belieben desjenigen Theils der Eumeniden zu verdanken scheint, welcher von der Athene durch das Versprechen eines ihnen in Athen zu bewilligenden Tempels besänftigt, sich bei dem freisprechenden Urtheil des Areopag zu beruhigen beschliefst und diesen Entschlufs von keiner etwanigen Verpflichtung des Orest, selber jenen Tempel zu erbauen abhängig macht. Ebenso leidend erfährt der Euripideische Orest den noch übrigen Theil seiner Erlösung; es ist, wie schon erwähnt, die heilige Od

Digitized by Google

lichkeit, deren Atmosphäre ihn völlig frei macht. Der Goethische Orest dagegen hat in seinem Befreitwerden nicht diesen Schein gänzlicher Unfreiheit; auf sein Gemüth wirkt als die allein vollständig erlösende Macht das ihn mit der innigsten Liebe umfassende vollkommen reine Gemüth seiner Schwester; hier wirkt also Innerlichkeit auf Innerlichkeit, Menschengeist auf Menschengeist; in dieser Einheit des Wirkenden und des Leidenden liegt das Eine Moment der Freiheit des Goethischen Orest; das andre ist in der Thätigkeit enthalten, vermittelst welcher die vergleichungsweise leidende Persönlichkeit des Orest sowohl ihr eignes Gemüth aus verzweiflungsvoller Wahnbefangenheit zu lebensfrohem Selbstvertrauen und jugendkräftigem Thatendrang herausarbeitet, als auch durch Verscheuchung alles Schwermuths in Iphigeniens Seele, auf die überwiegend thätige Persönlichkeit derselben befreiend zurückwirkt.

So viel über das Verhältnifs des Euripideischen und des Goethischen Orest zu der dem Drama vorangegangenen That derselben. Was nun das Verhältnifs des Orest zu der von ihm auf der Taurischen Halbinsel erst beabsichtigten That betrifft, so sind der Goethische und der Euripideische Orest darin einander gleich, dafs keiner von beiden die zur Ausführung derselben nöthig scheinende List besitzt, weshalb er antike eine höchst listige Schwester, der moderne einen verschlagenen Freund zum Beistand erhalten hat. Als der dem Euripideischen Orest selbst angehörende Geistesinhalt bleibt defshalb, aufser der Liebe zur Schwester und der Freundschaft mit Pylades, nichts übrig als der Muth, mit welchem er die Bildsäule wendet. Aber dieser Muth verliert an seinem Werte durch die Absicht, den Wohlthäter Iphigeniens, Thoas, zu ermorden; und der Goethische Orest zeigt auch hier seine höhere Natur dadurch, dafs er, mit ruhmlosen wilden Mordes, ehrenvollen Zweikampf, nicht um eines blofs persönlichen Zweckes willen, sondern zugleich im allgemeinen Interesse aller Fremden kämpft. Obgleich endlich Orests Liebe zu Iphigenie und Pylades durch die im Eurip. Drama für alle diese Personen stattfindende gröfsere Gefahr eine bessere Gelegenheit, als bei Goethe, erhält, sich im vollen Glanze des todverachtenden Heroismus zu zeigen; vermag diese Gesinnung des Orest bei Euripides keine gröfsere Macht als bei Goethe über unser Gemüth auszuüben, weil bei dem antiken Dichter das Schicksal dieser einander liebenden Personen nicht das lebendige Interesse erregt, welches dieselben uns bei Goethe durch die weit gröfsere Innigkeit ihrer Empfindungen und durch den höheren Adel ihrer Seelen einflöfsen müssen.

Ein ähnliches Verhältnifs wie zwischen dem Euripideischen und dem Goethischen Orest herrscht zwischen der Goethischen und der Euripideischen Schwester desselben. Die Iphigenie des Euripides, so viel dieselbe auch von ihrem göttergleichen Stamme erzählt, ist nicht, wie die Goethische Iphigenie, jene erhabene Priesterin, deren majestätische, das Scythenvolk zu scheuer Ehrfurcht zwingende Heiligkeit die langjährige Bewahrung des Geheimnisses ihrer Herkunft ihr unter jenen Barbaren möglich gemacht hat. Die Euripideische Iphigenie hat selbst für die Taurischen Hirten nichts Geheimnifsvolles; der als Bote kommende Hirt redet sie gleich „Agamemnons und der Klytemnestra Tochter" an. Goethes Iphigenie erscheint wie eine Macht gegenüber der Macht des Königs; ja, sie übt durch die Schönheit ihres Geistes, durch ihre kraftvolle Milde, durch ihre himmlische Ruhe und fleckenlose Heiligkeit sogar eine Uebermacht über den edlen, solche Hoheit zu achten wissenden Thoas aus; seit ihrer Ankunft ist es ihr Geist, der über die Taurier die Herrschaft führt; der alte wilde Sinn dieses Volkes hat vor dem natürlichen Zauber ihres Geistes weichen müssen. Bei Euripides dagegen sehen wir eine Iphigenie, die weniger zur Herrschaft als zur Unterwürfigkeit geboren, der bei den Tauriern bestehenden Sitte der Ermordung der Fremden zu gehorchen gelernt hat, und hiermit den thatsächlichen Beweis liefert, dafs sie nicht, gleich der Goethischen Iphigenie, gegen diese Sitte unüberwindlichen Abscheu empfindet. Ihr anfangs gegen die zu opfernden Fremden mitleidiger Sinn vermag den Einflufs der sie umgebenden Scythischen Wildheit nicht völlig abzuwehren; durch einen Traum an Orests Tod zu glauben bewogen, wird sie vom Gefühl ihres vermeintlichen und ihres wirklichen Unglücks zu mordgieriger Erbitterung gegen die Glücklicheren getrieben, die sie an ihrem Elend schuldig findet. So wünscht sie, dafs Helena und Menelaus an die Taurische Küste verschlagen würden, damit sie durch Ermordung derselben sich für das durch Jene erlittene

Digitized by Google

Ungemach rächen könne; so freut sie sich über den Tod des Priesters Calchas, der ihren Opfertod in Aulis gefordert hatte, und wünscht, dafs Odysseus, von dem sie hinterlistig nach jenem Hafen geführt worden war, umkommen möge. Während also die vom christlichen Dichter geschaffene und von seinem Geiste beseelte Iphigenie das schönste Bild allumfassender und alles überwindender, wahrhaft göttlicher Menschenliebe darstellt, zeigt uns die Iphigenie des antiken Dichters, wenigstens vorübergehend, eine auf die entferntesten Urheber ihres Unglücks sich erstreckende Rachgier, die uns zu glauben zwingt, dafs durch diese Enkelin des Tantalus der auf seinem Hause lastende Fluch von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbender Blutrache leichter fortgesetzt als getilgt werden kann. — Ueberhaupt hat die Euripideische Iphigenie, ihrem antiken Charakter gemäfs, sich nicht über den Antrieb der Natur zu jener reinen Geistigkeit erhoben, durch welche die Goethische Iphigenie einen so idealen, dem Wesen einer christlichen Heiligen sich annähernden Charakter erhält. So läfst daher jene antike Iphigenie auch die nach unsrer Vorstellung unjungfräuliche Klage über ihre immer noch fortdauernde Gatten- und Kinderlosigkeit laut werden, eine Klage, von welcher man bei der Goethischen Iphigenie, selbst in deren beschämtem Geständnifs, dafs sie der Diana, ihrer Retterin, mit stillem Widerwillen diene, keine Spur wird finden können. Sogar über ihre schwesterlichen Empfindungen gegen Orest zeigt die Goethische Iphigenie, obgleich dieselben bei ihr stärker sind als bei der Euripideischen Iphigenie, dennoch eine gröfsre Herrschaft als die Letztere über die ihrigen. Zwar weicht die nach griechischer Sitte in scheuer Zurückhaltung vor Männern erzogene Euripideische Iphigenie vor ihrem Bruder, der sie umarmen will, — so lange sie ihn noch nicht erkennt, — scheu zurück, und nähert sich ihm erst nach der sorgfältigsten Ausforschung; wogegen Goethes Iphigenie zärtlich auf einen Bruder eindringt, der in seiner Wahnbefangenheit sie verkennt und zurückstöfst. Hieraus folgt aber nicht das Gegentheil des so eben von uns angegebenen Verhältnisses der beiden Iphigenien zueinander. Denn erstlich bedarf die Goethische genie jener ängstlichen Vorsicht des Ausforsc nicht, — ihr naht sich der mit den schärfsten, erk barsten Zügen gezeichnete, noch in ihrer Gegen von den Eumeniden verfolgte blutige Rächer s Vaters Agamemnon; der Euripideische Orest dag ist ein von anderen Männern seiner Art sich viel niger unterscheidendes, von seiner muttermörderis That beinahe mit der Gelassenheit einer dabei u theiligten Person sprechendes Individuum, — und tens überläfst sich die moderne Iphigenie dem fluthenden Strome ihrer schwesterlichen Zärtlich erst nachdem sie den Göttern den reichen E ihres Wonnedanks dargebracht hat; während u kehrt die Euripideische Iphigenie, sobald sie de genwart ihres Bruders gewifs ist, vor allen Di Diesem liebevoll sich zuwendet, dann ihrer Vater für seine Erhaltung dankt, die Götter aber dabei gifst, und erst im Augenblicke der lebendiger g ten Noth, unter Anderem — nämlich aufser güns Zufällen und menschlicher Hilfe — auch der Go wieder gedenkt und nach deren Beistand sich schaut. So wenig nun aber die Goethische Iphi in der fraglichen Beziehung eine geringere Selb herrschung als die antike offenbart, eben so w verdient die Erstere den ihr von Gottfried *Herman* seiner Vorrede zur Taurischen Iphigenie des E des gemachten ganz entgegengesetzten Vorwurf: sie, die man beim Wiederfinden ihres Bruders so von der heftigsten Freude ergriffen zu sehen, mi und Recht erwarte, zunächst den Göttern für Wiederfinden in einer über alle Wahrschein ruhigen Rede Dank sage, beim ersten Hören de mens des Orest die von Pylades an sie geri Bitte um vorsichtige Behandlung des durch F und Schmerz leicht zerrüttbaren Gemüths seines des nicht vergesse, noch umgekehrt daran denke Zuschauer pflichtgemäfs auseinanderzusetzen, w die Rücksicht auf die Vernünftigkeit jener Bit gegen ihren Bruder zu einer Ruhe des Benehmen anlasse, die unter solchen Umständen ganz un lich sei".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Wir unsrerseits glauben dagegen, die Goethische Iphigenie von dieser vermeintlichen Pflicht gegen den Zuschauer entbinden zu dürfen, diesem aber die Verpflichtung festhaltender Aufmerksamkeit zumuthen zu müssen, und geben — was den Kern jenes Vorwurfs betrifft — zwar willig zu, dafs, wenn man unter naturgemäfsem Verhalten das einer gewöhnlichen Natur Gemäfse versteht, das eben geschilderte Benehmen der Euripideischen Iphigenie auf diese Bezeichnung volles Recht hat, sind aber der Meinung, dafs die getadelte Handlungsweise der Goethischen Iphigenie mit der Natur ihres tiefsinnenden, zu ernsten und heiligen Betrachtungen geneigten Geistes in eben dem Maafse übereinstimmt, wie das Verhalten der Euripideischen Iphigenie mit deren gewöhnlicherem Charakter. — Wie beide Iphigenien ihrem unterschiedenen Charakter gemäfs sich benehmen, so ist ihr Verhalten zum Bruder auch im Einklange mit der verschiedenen Stellung, welche die Frauen in der antiken und in der modernen Welt den Männern gegenüber einnehmen. Die Goethische Iphigenie hat zu ihrem Bruder das Verhältnifs der Gleichheit; die Euripideische Iphigenie dagegen beobachtet dem Orest gegenüber eine unterwürfige Haltung, obgleich dieser jünger ist als sie; sie schweigt sogleich, als ihr Orest auf die ihr natürlicherweise äufserst wichtige Frage, warum Klytemnestra den Agamemnon ermordet habe, geantwortet hat: „Lafs diese Fragen, denn es schickt sich nicht für dich, von den Thaten deiner Mutter zu hören". Im Gefühl dieser ihrer Ungleichheit erklärt sie daher auch, dafs es ihr gezieme, die Rettung ihres Bruders durch ihren eignen Tod zu erkaufen, weil der Untergang einer Frau für ihren Stamm gleichgiltiger sei, als der Tod eines Mannes. Ihre schwesterliche Liebe ist daher ganz so sittlich, wie die Liebe einer sich Unterordnenden sein kann. Diese sittliche Gesinnung hat aber noch den Charakter der Natürlichkeit, des Nichtwiedergeborenseins durch den Geist, daher die Form der Ausschliefslichkeit. Die Euripideische Iphigenie liebt ihren Bruder auf so unbedingte, ausschliefsliche Weise, dafs sie, um ihn zu retten, ohne Bedenken gegen Thoas den von ihr selbst ersonnenen Betrug ausführt, welcher bei Goethe von Pylades erdacht wird. Dieser Betrug ist ihr so wenig zuwider, dafs sie sich vielmehr in dessen Ausführung zu gefallen scheint. Um den Thoas recht sicher zu machen, räth sie ihm, die gefangenen Griechen vor ihrer Abführung zur Entsühnung im Meere fesseln zu lassen; denn Griechenland — setzt sie mit erlogner Aufrichtigkeit hinzu — kenne keine Treue; zugleich möge er seinem Volke gebieten, sich von der befleckenden Nähe der verbrecherischen Fremden fern zu halten; er selbst aber solle den Tempel nicht verlassen, wenn sie auch etwas lange ausbliebe; ihrer Treue könne er versichert sein; denn sie hasse ganz Griechenland. Diese lügenhafte Natur der Euripideischen Iphigenie erscheint nun in der Goetheschen Iphigenie als eine völlig überwundene. Die Letztere hat zwar anfangs die ihr von Pylades eingegebene List nicht ganz zurückgewiesen; sie schwankt auf Augenblicke zwischen diesem Betruge und der dem Thoas schuldigen Dankbarkeit; da beginnt sie zu fürchten, dafs „der Titanen, der alten Götter tiefer Hafs auf die Olympier auch ihre zarte Brust mit Geierklauen fasse". Aber der Betrug ist ihrem innersten Wesen verhafst, und bald erhebt sie sich zum unbedingten Vertrauen auf die neuen Götter, auf die Macht der Vernunft, und — dem Thoas gegenüber — zum heroischen Muth der reinsten Wahrhaftigkeit. Sie hat also gerade nur so viel Schwäche, wie nöthig ist, um zu verhindern, dafs sie zu einer bewegungslosen, von

Digitized by Google

Hause aus in sich abgeschlossenen undramatischen Göttergestalt werde. Durch diese Reinheit und Wahrheit ihrer hohen Seele, so wie durch ihre vergebungsreiche Liebe wird sie fähig, die Befreiung ihres Bruders vom Wahnsinn zu bewirken und sich somit zur thätigen Hauptperson des Schauspiels zu machen. In dem fraglichen Euripideischen Drama dagegen ist Iphigenie, obgleich dasselbe von ihr seinen Namen hat, doch weder die leidende noch die thätige Hauptperson; denn die Hauptsache in dieser Tragödie — die Vervollständigung der Heilung Orests — wird darin nicht von irgend einem Menschen, sondern von dem heiligen Ort vollbracht; und was die Erringung der äufsren Freiheit der Griechischen Fremdlinge betrifft, so thut auch dabei das Meiste dort nicht ein Mensch, wie bei Goethe die Iphigenie, sondern die Göttin Athene, die, als das jene Fremden fortführende Schiff durch Sturm an das Taurische Ufer zurückgetrieben wird, den von Neuem gegen die Pelopiden ergrimmten Poseidon besänftigt, und dem Thoas von der Verfolgung der Entwender des Dianenbildes abzustehen befiehlt.

Wenn nun in dem Euripideischen Drama die durchgreifende Macht der Götter sogar die hervorragenden Gestalten des Orest und der Iphigenie nicht zu der Bedeutung vollkommen selbständiger heroischer Charaktere gelangen läfst, so können wir uns nicht darüber wundern, dafs die Jenen zugesellte Nebenperson des Pylades dort nur auf Einen Augenblick aus ihrer Bedeutungslosigkeit aufzutauchen vermag, und dafs der diesen Griechen feindlich gegenüberstehende Scythenkönig zu einer von der Athene und von der Iphigenie gedrehten Puppe wird. Pylades erregt hier unser Interesse nur in der Einen Scene, wo er, obgleich Gatte der Electra, für Orest zu sterben sich bereit erklärt, und so, dem antiken Charakter gemäfs, der Freundschaft die Liebe zu opfern sich entschliefst. In den übrigen Scenen sehen und hören wir von diesem Pylades sehr wenig, so dafs wir Mühe haben, in ihm zu entdecken, was wir am Goethischen Pylades auf den ersten Blick erkennen, „des Jünglings Arm in der Schlacht, des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung", und jene „der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut bewahrende Seele, die den Umhergetriebenen aus ihren Tiefen Rath und Hilfe reichet". Die rettende List entspringt, wie schon erwähnt, nicht im Gehirn des Euripideischen Pylades, und bei der Ausführung derselben sehen ihn die Zuschauer gar nicht thätig, sondern erfahren nur durch den Boten einiges Wenige über den von jenem Nebenhelden dabei bewiesenen Muth. Dieser Pylades steht also nicht — gleich dem Goethischen — in scharf unterschiedener Persönlichkeit neben einem zum Wahnsinn getriebenen, die muthige Geradheit liebenden Orest, wie ein befreundeter Odysseus neben dem rasenden Ajax; vielmehr hat er fast das Ansehen eines Zwillingsbruders des Orest und unterscheidet sich von demselben beinahe nur dadurch, dafs er bei der Wiedervereinigung des Orest und der Iphigenie, wie billig, Jenem das Wort überlassend, ein selten unterbrochnes Schweigen beobachtet.

Thoas aber, der im Goethischen Schauspiel durch den Adel seiner Natur, durch die Festigkeit seines Charakters, durch die Tiefe seines Gemüths und durch die Echtheit seiner männlichen Liebe zu Iphigenien unser hochachtungsvolles Interesse verdient, und dessen selbständiger Wille bei Goethe zur Lösung des Knotens entscheidend mitwirkt, — dieser des Orest vollkommen würdige Gegenkämpfer erscheint bei Euripides als ein zum dreisten Betruge herausforderndes Muster religiöser Einfalt, als ein breiartiger, von der listigen Iphigenie in alle ihr beliebigen Formen geknneter Geist, der, als er die ihm durch Entwendung des Dianenbildes angethane Schmach erfährt, auf des Boten Antrieb zwar sich aus seiner Schwäche zum Versuch der Rache aufrafft, aber vor der ihm ungewöhnten Erscheinung der plötzlich aus den Wolken herabsteigenden Athene sogleich wieder in sich zusammenbricht und dem Friedensgebot dieser ihm äufserlichen Mach in blindem Gehorsam sich unterwirft.

Fassen wir jetzt das allgemeine Ergebnifs unsrr Betrachtung der in den fraglichen Dramen vorkommen den Charaktere kurz zusammen, so müssen wir d wesentlichen Unterschied des antiken und des mode nen Dichters darein setzen, dafs Goethe beide Seit der Handlung — sowohl die Wiederherstellung d Geistesfreiheit des Orest als die Erringung der äufsen Freiheit der Griechischen Fremdlinge — dem im Eu pideischen Drama herrschenden Einflusse aufsermens licher Mächte entnommen, und ganz dem Geiste, d Gemüth und dem Willen der menschlichen Charakt übertragen hat, so dafs diesen die ihnen bei Euripi fehlende volle Erfüllung und Selbständigkeit zu T wird, und unser Interesse nicht mehr zwischen auf

Digitized by Google

menschlichen Mächten und den Heroen schwankt, sondern sich ausschliefslich den Letzteren zuwendet. Indem aber die Quelle der Handlung ausschliefslich in das Innre der heroischen Gestalten verlegt wird, gewinnen nicht blofs diese an Geistesinhalt, sondern der Inhalt der Handlung erhält zugleich seinerseits eine viel gröfsre Innerlichkeit der Entwicklung, als bei Euripides, wo Alles ziemlich lose aneinander gereiht ist, der Stoff nicht, wie bei Goethe, in grofse Massen scharf gesondert und eben durch diese feste Gliederung aufs innigste verbunden erscheint.

Der Verlauf der Handlung im Euripideischen Drama ist in Kürze folgender. Iphigenie eröffnet das Stück mit einem Prologe, in welchem sie ihre Abstammung von Pelops, Atreus und Agamemnon, sowie ihre bisherigen Schicksale den damit aller Wahrscheinlichkeit nach schon bekannten Griechischen Zuschauern auf ziemlich trockne Weise auseinandersetzt, und eben dadurch, dafs sie zu den Zuschauern hintritt, diese verhindert, sich sogleich aus sich herausreifsen und rückhaltslos in die darzustellende Sache hineinversetzen zu lassen. Das Goethische Schauspiel dagegen — um sogleich einen Vergleich anzustellen — beginnt mit einem rein lyrisch gehaltenen, ohne alle Absicht der Belehrung, aus unwiderstehlichem Herzensdrange entspringenden Selbstgespräche, in welchem Iphigenie durch Klagen über ihre Trennung von Vaterland und Verwandten, und durch die an Diana gerichtete Bitte um Zurückführung in die Heimath, die Last der ihren Busen beengenden schwermüthigen Gefühle zu vermindern strebt. Ihre Abstammung aber und ihre Schicksale erzählt die Goethische Iphigenie erst später dem damit noch nicht bekannten Könige, in der Hoffnung, diesen dadurch von dem Wunsche seiner Vermählung abzubringen, so dafs hier jene Erzählung weder überflüssig noch ein Hindernifs der dichterischen Täuschung ist, sondern in die Handlung eingreift, und die überwältigende Wirkung des zum ersten Male gehörten Ungeheuren um so sichrer hervorbringt, als Goethe die grauenerregenden Schicksale der Tantaliden mit einer dem Euripides weit überlegenen Macht der künstlerischen Darstellung geschildert hat. In dem übrigen Theil des von der Euripideischen Iphigenie gesprochenen Prologs erzählt diese den Zuschauern einen Traum, den sie ausschliefslich auf Orests Tod deuten zu müssen glaubt, und der sie veranlafst, ihrem Bruder ein Todtenopfer zu bringen. Durch diesen ihren irrthümlichen Glauben wird allerdings die Lebensgefahr für Orest nach seiner Gefangennehmung, und unsre Besorgnifs seinetwegen, sowie andrerseits Iphigeniens und unsre Freude bei der gegenseitigen Wiedererkennung der Geschwister gröfser, als wenn der Traum hätte auf Orests Ankunft gedeutet werden können. Trotz dieses Verdienstes der künstlichen Erfindung und Ausmalung jenes Traumes müssen wir jedoch die Frage, ob diese sofortige Beschlagnahme unseres Interesses zu Gunsten nur des Orest sachlich begründet sei, mit entschiedener Verneinung beantworten, da nur die zufällige Absicht des Dichters der Grund ist, weshalb Iphigenie einen blofs auf Orests Tod zu deutenden Traum hat, während sie eben so gut von ihren sonstigen geliebten oder gehafsten Verwandten hätte träumen können. Wir werden daher durch die Absichtlichkeit jener sofortigen Zuspitzung unsres Interesses eher verstimmt als zur Bewunderung des Kunstgriffs des Dichters angeregt; und Goethe hat mit vollem Recht, in geradem Gegensatze gegen Euripides, im ganzen ersten Acte nur ein einziges Mal, neben Electra und Klytemnestra, auch des Orest von Iphigenien gedenken lassen. — Nach Beendigung ihres Prologs verläfst die Euripideische Iphigenie die Bühne, um das Todtenopfer vorzubereiten. In der nun folgenden Scene treten Orest und Pylades auf, und entfernen sich wieder mit dem Vorsatz, bei Nacht das Dianenbild zu entwenden. Darauf kehrt Iphigenie zurück und vollbringt das Todtenopfer in Gegenwart des Chors, der den Tod Orests beklagt, ohne erfahren zu haben oder nun zu erfahren, warum der fragliche Traum nothwendig gerade Orests Tod bedeuten soll. Der Zuschauer kann sich in dieser dritten Scene eben nicht tragisch gestimmt fühlen, da er in der vorhergehenden Scene gesehen hat, dafs derjenige, welchem das Todtenopfer gebracht, noch zu den Lebendigen gehört. Diese zwischen der ersten und dritten eingeschaltete Scene aber ist ohne allen Einflufs auf die Handlung, da Orest und Pylades durch ihre Gefangennehmung verhindert werden, ihren in jener Scene kundgegebenen Vorsatz auszuführen. Auf diese dritte Scene folgt die Ankunft eines Boten, der durch die Nachricht von der erst nach heifsem Kampfe erfolgten Gefangennehmung zweier göttergleichen, heldenmüthigen Griechen, und durch die Schilderung von der Raserei des Einen

Digitized by Google

derselben, die gespannte Erwartung der Hörer erregt, und — da er nur den Namen des Gefährten dieses Leidenden anzugeben weiſs — die Aufmerksamkeit Iphigeniens und der Zuschauer um so mehr auf jenen Ungenannten richtet, ohne doch andrerseits — weil Iphigenien ihre Verwandtschaft mit Pylades noch unbekannt ist — durch Nennung des Namens des Letzteren in ihr sogleich die Vermuthung, daſs jener Ungenannte ihr Bruder sein werde, zu erwecken, und dadurch die gegenseitige Erkennung der Geschwister zu schnell herbeizuführen. — Mit dem Chor allein gelassen, spricht Iphigenie zuerst die durch den vermeintlichen Tod ihres Bruders in ihr entstandenen mordlustigen Gefühle aus, geht dann aber zu milderer Stimmung über. Darauf erscheinen die auf des Königs Befehl zum Opfer hergesandten Fremdlinge. Iphigenie erforscht von Orest, daſs Argos seine Vaterstadt sei, erkundigt sich nach Troja's Schicksal, nach Helena, nach Odysseus und nach Achill, ihrem vorgeblichen Bräutigam, dann endlich, unglückliche Antwort fürchtend, nach Agamemnon, erfährt, daſs dieser von seiner Gemahlin, diese aber von ihrem Sohne ermordet sei, und daſs Letzterer von den Eumeniden verfolgt umherirre. Da beschlieſst sie, den Orest mit einem Briefe nach Argos zu senden und nur den Pylades zu opfern. Orest willigt nicht darein, und Iphigenie genehmigt seinen Wunsch, zur Rettung des Pylades zu sterben. Nachdem Iphigenie, um den fraglichen Brief zu holen, sich entfernt hat, entsteht zwischen beiden Freunden ein hochherziger Wettstreit darüber, wer für den Anderen zu sterben habe. Pylades giebt endlich nach, zeigt aber noch zuversichtliche Hoffnung auf beider Rettung. Zurückgekehrt liest Iphigenie den Brief vor, in welchem es heiſst: „mein Bruder Orest, rette deine Schwester Iphigenie"! So erkennt Orest seine Schwester, und wird von ihr, nachdem dieselbe ihn noch näher ausgeforscht hat, auch seinerseits erkannt. Ueber die Ursache seines Kommens von Iphigenien befragt, erzählt er, daſs Apollo ihm die Entführung des Dianenbildes befohlen und dafür Befreiung von den Eumeniden versprochen habe. Darum fordert er seine Schwester auf, ihm beizustehen. Diese ersinnt sogleich den erwähnten Betrug. Als Iphigenie das Dianenbild forttragen will, erscheint Thoas, verwundert sich darüber, zieht sich aber, durch die listige Priesterin beschwichtigt, in den Tempel zurück. Darauf erscheint der Bote mit der Nachricht von der Flucht der Griechen und von der Entwendung des Götterbildes; Thoas geräth in Zorn, wird aber von Athene besänftigt. So schlieſst das Stück. Ueber den letzten Theil desselben haben wir zwei Bemerkungen zu machen.

Die erste betrifft den Gang der Handlung in jenem Theile. Hermann behauptet an dem oben angeführten Orte, das Euripideische Drama verliere in seiner zweiten Hälfte an Lebendigkeit, weil die Hauptsache, die gegenseitige Erkennung der Geschwister, von welcher die Rettung Orests, die Entwendung des Bildes und auch Iphigeniens Rückkehr in die Heimath abhange, bereits in der Mitte des Stücks zu Stande gekommen sei, und es sich nachher nur noch darum handle, die Art der Rettung der Griechen und der Entwendung des Bildes anzugeben. Diese Ansicht müssen wir als irrthümlich bezeichnen, da in dem Euripideischen Drama nicht die erst beabsichtigte, nur *mögliche*, sondern die, gerade noch kurz vor dem Schluſs des Stücks sehr zweifelhaft werdende wirkliche Rettung und Entwendung das Ziel ist, zu welchem alles Vorhergehende hindrängt, und nach dessen Erreichung erst die Gemüther zur Ruhe kommen. — Der zweite Punct, den wir hier berühren wollen, bezieht sich auf das, was Hermann über die durch eine Gottheit bewirkte Lösung des Knotens sagt: der Dichter habe nämlich die Griechischen Fremdlinge nicht ohne Weiteres mit dem Bilde sich entfernen lassen dürfen, weil dann Thoas das Bild durch Krieg — wovon aber die Sage nichts wisse — wieder zu erlangen gesucht haben würde, und die Handlung somit am Schlusse des Dramas nicht beendigt wäre; andrerseits sei aber die Ergreifung der Flüchtigen und ihre Bestrafung auch nicht zulässig, weil dann die ganze List sich als eine nutzlose erweisen würde; aus diesen Gründen werde die Dazwischenkunft einer den frommen Thoas von seinem gerechten Zorn abbringenden, den Griechen freien Abzug verschaffenden Gottheit durchaus nothwendig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Wenn Hermann hierbei eine bedingte Nothwendigkeit gemeint hat, ist ihm völlig beizupflichten; unter den in dem Euripideischen Stücke obwaltenden Umständen ist allerdings ein andrer Ausgang als der obenerwähnte kaum möglich; es müfste denn — wie wir auf bildlichen Darstellungen dieses Stoffes sehen — am Ende die rohe Waffengewalt entscheiden, und Thoas durch Orest oder durch Pylades getödtet werden. Da einmal in dem Euripideischen Drama der Geist Athenens, — die göttliche Vernunft, — von welcher allein der Knoten friedlich gelöst werden kann, nicht der eigne Geist der gegeneinander kämpfenden Helden ist, kann die friedliche Lösung nicht aus dem Charakter der Letzteren selber hervorgehen, sondern mufs von der aufser ihnen seienden Vernunft der Athene bewirkt werden. Dies ist aber eben der Mangel des Euripid. Stücks; ein Mangel, der jedoch, — wie schon der Verf. des oben angezeigten Vortrags erkannt hat, — dem Euripides nicht als Schuld angerechnet werden darf, weil der Griechische Dichter weder dem Thoas das denselben bei Goethe zum Frieden stimmende, der antiken Welt fremde Motiv entsagungsfähiger, sich selbst bekämpfender geschlechtlicher Liebe unterschieben, noch den Orest von der Entführung des Dianenbildes abstehen lassen konnte, da die den Griechen heilige Sage nicht nur jene Entführung als die von Apollo festgesetzte Bedingung der Befreiung des Orest von den Eumeniden darstellte, sondern auch das wirkliche Herübergebrachtsein des Bildes durch Orest nach Attika behauptete.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der Art und Weise über, wie sich im Goethischen Schauspiel die Handlung entwickelt. Weil hier Iphigenie die thätige Hauptperson ist, hat Goethe den ganzen ersten Act dazu verwandt, das fluchbeladene Geschlecht, von welchem sie abstammt und das durch sie entsündigt werden soll, besonders aber ihren heiligen Charakter und den mächtigen Einflufs zu schildern, den sie eben durch jenen auf das durch sie vom Fremdenmord entwöhnte Taurische Volk und auf den, von echter Liebe für sie ergriffenen edelgesinnten König ausübt. Durch diese, von grofser Kunst zeugende Schilderung wird die Möglichkeit des glücklichen Ausgangs begründet, welchen die darzustellende Handlung im Goethischen Schauspiel nimmt. Jene von Iphigenien an einem ganzen Volke bewirkte Heilung von der Wuth unnützer Mordsucht erweckt in uns gleich zu Anfang die Ueberzeugung, dafs dieser wunderbaren Heilkraft auch die verzweiflungsvolle Wahnbefangenheit eines Einzelnen wird weichen müssen, dafs, „wenn vergossenen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft, der reinen Schwester Segenswort hilfreiche Götter vom Olympus rufen mufs"; und, was die zweite Seite der Handlung, — die Erringung der äufseren Freiheit — betrifft, so sind wir über diesen Punct, da Thoas, durch die Nichterwiederung seiner Liebe erbittert, die Opferung der beiden so eben gefangenen Fremden gebieterisch fordert, zwar in spannender Sorge; aber Iphigeniens sanfte Herrschaft über das Herz des Königs hat seit Jahren solche Stärke gewonnen, dafs wir während des vorübergehenden Rückfalls des Thoas in die frühere Wildheit niemals, — auch da nicht, wo Orest und der König zum Zweikampf gerüstet einander gegenüberstehen, — an einem unblutigen Ausgange der Verwickelung zu verzweifeln Ursach haben. So sind also im ersten Act, neben dem Keime der Verwicklung, zugleich alle Bedingungen einer glücklichen Lösung derselben gegeben. Beiläufig mag hierbei erwähnt werden, dafs schon Racine in seinen unvollendeten Entwurf zu einer Bearbeitung des Stoffs

Digitized by Google

der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern das Motiv der Liebe aufgenommen hat, aber dabei auf halbem Wege stehen geblieben ist, indem er seine Iphigenie nicht von Thoas, sondern von dessen Sohne, wider den entschiedensten Willen des Vaters geliebt werden läfst, so dafs hier die Liebe nur zu einer gemarterten Leidenschaft werden kann, und keinen friedlichen Ausgang herbeizuführen im Stande ist.

Nachdem wir im ersten Act des Goethischen Schauspiels den Charakter der thätigen Hauptperson in seinen Grundzügen kennen gelernt haben, zeigt uns der Beginn des zweiten Acts zum ersten Mal Orest, welcher im Leiden die Hauptperson und der vorzüglichste Gegenstand der rettenden Thätigkeit Iphigeniens ist. Orest und der ihn begleitende Pylades treten als Gefangene auf. Dafs sie die am Schlufs des ersten Acts angekündigten Gefangenen sind, wird uns nicht ausdrücklich gesagt. Goethe strebt sowohl beim Einführen als beim Abtretenlassen des Orest und Pylades, mit Recht nicht nach jener überflüssigen Deutlichkeit, welche den Griechischen Dichtern als Gesetz galt. Während bei Euripides Iphigenie die Herbeiführung der ihr angekündigten Gefangenen verlangt, und diese von Wächtern zu ihr geführt und als die Verlangten bezeichnet werden, so dafs über die Einerleiheit der Angekündigten und der Vorgeführten gar kein Zweifel obwalten kann; begnügt sich Goethe, in genialer Nachlässigkeit, damit, im zweiten Act uns zwei Gefangene zu zeigen, die unser volles Interesse erregen und aller Wahrscheinlichkeit nach jene im ersten Act angekündigten Gefangenen sind, für welche wir im entgegengesetzten Fall uns nicht weiter sonderlich interessiren würden. Was aber das Sichentfernenlassen der Gefangenen betrifft, so verdient auch hierbei Goethe keinen Tadel, und Hermann thut Unrecht, sich darüber zu verwundern, dafs Jene in der Goethischen Iphigenie ohne Wächter erscheinen und unbehindert kommen und fortgehen. Denn in eben dem Grade, wie der Euripideische Thoas, beim Mangel eines versammelten Heeres, durch eine in der Nähe stattfindende strenge Bewachung seinem auf die Ermordung der Fremden begierigen Sinne gemäfs handelt, bleibt der edle, nur auf Augenblicke zum alten blutigen Gebrauch zurückzukehren drohende, demselben aber in seinem Innersten abgewandte Goethische Thoas seinem Charakter durchaus treu, indem er sich darauf beschränkt, in einiger Entfernung den Tempel mit einem schlachtfertigen Heere zu umgeben, das zur Unschädlichmachung der etwanigen Gefährten der beiden Fremden vollkommen hinreicht. Doch genug über diese äufserlichen, der Besprechung kaum werthen Verhältnisse.

Blicken wir jetzt in das Innre der leidenden Hauptperson. Orests Busen ist zwar von Schwermuth erfüllt, aber nicht von einer, alle seine jugendliche Lebenskraft aufzehrenden Zerknirschung unheilbar zerrissen. Die muttermörderische That des Helden war ein berechtigtes Unrecht, eine durch die Pflicht gegen den Vater und den König gebotene Schuld, deren Unterlassung nicht weniger, als die Begehung, von den Eumeniden gerächt worden wäre. Darum bereut, wie schon bemerkt, Orest nicht die That, sondern wird nur durch den verzweiflungsvollen Schmerz über deren Nothwendigkeit dem Wahnsinn zugetrieben. Den ihm von aufsen drohenden Tod erwartet er mit Ergebung als das Ende aller seiner Qualen; aber er arbeitet nicht, gleich dem Byronschen Manfred, an seiner Selbstzerstörung; im Gegentheil merkt man es ihm an, dafs er noch gern in der aufrechthaltenden Erinnrung an seine mit Träumen von ruhmvoller Zukunft angefüllte schuldlose Vergangenheit lebt, und von dem Glauben an die Möglichkeit seines Bestimmtseins zu fernerem Leben und Handeln emporgetragen wird, — dafs er also noch geheilt werden kann, und, — ohne es sich zu gestehen — selbst den geheimen Wunsch nach Genesung nährt. Dennoch ist sein geistiges Leiden so gefährlich, dafs dasselbe mit grofser Vorsicht behandelt werden mufs. Der durch seine Besonnenheit Iphigenien nahe stehende und durch sein freundschaftliches Mitherumirren dem Orest sich zuneigende Pylades verhindert daher das unmittelbare Zusammentreffen des Geistigkranken mit der Priesterin, von welcher beide Freunde den Opfertod empfangen sollen und bildet so zwischen den sich suchenden Gegensätzen der thätigen und der leidenden Hauptperson eine Vermittlung, die, — bei Goethe zweckmäfsig und begründet, — im Euripideischen Drama mit Fug unterlassen ist, da hier jene Gegensätze durch die gleiche Besonnenheit Orests und Iphigeniens bis zum Verschwinden abgestumpft sind. Soll nun aber im Goethischen Schauspiel die vermittelnde Nebenperson, gegenüber den anfangs noch in der ganzen Schärfe ihrer Entgegensetzung mit einander zusammentreffend

Digitized by Google

Hauptpersonen, nicht zur Unbedeutendheit eines gewöhnlichen Vertrauten herabsinken; so mufs der eigenthümliche Charakter des Pylades, die listvolle Zurückhaltung, mit so ausgeprägter Bestimmtheit hervortreten, dafs dieser geistige Sohn des Odysseus sich von dem geraden, offnen Orest und von der alle Lüge hassenden Iphigenie aufs schärfste unterscheidet. Dies hat Goethe dadurch erreicht, dafs er dem Pylades bei seiner ersten Zusammenkunft mit Iphigenien eine Lüge in den Mund legt, durch welche er die Priesterin über seine und seines Freundes Abstammung und Schicksale zu täuschen sucht, ohne doch vernünftigerweise hoffen zu können, dafs diese Lüge für seine und Orests Rettung aus der Todesgefahr nützlicher sein werde, als das ehrliche Geständnifs der nicht schlimmeren Wahrheit. Wir sehen daraus, dafs unschuldige List dem Pylades zur zweiten Natur geworden ist, und dafs er dabei nicht immer eine bestimmte, dadurch wirklich erreichbare Absicht verfolgt. Zur Rolle einer tragischen Hauptperson würde sich eine Natur, wie die eben geschilderte des Pylades, allerdings nicht eignen; wenn aber Hermann sogar an diesem Nebenhelden jene Natur nicht leiden mag, so scheint uns Dies zu unduldsam; denn die in Rede stehende, freilich zwecklose, doch unschuldige List macht den Pylades weder zu einem schlechten, noch zu einem durch und durch unverständigen, aus diesem doppelten Grunde der Freundschaft Orests unwürdigen Individuum. Eben so wenig bildet diese List einen für die Charakterzeichnung des Pylades überflüfsigen Zug; vielmehr erhält das Bild dieses Helden dadurch erst die vollkommne Schärfe der Umrisse. Jener Zug dient aber nicht blofs zur Individualisirung des Charakters des Pylades, sondern zugleich zur Hebung des leidenden Haupthelden, da dieser durch Zerreifsung des von seinem Freunde geknüpften lügenhaften Gewebes die Gradheit und Offenheit seines eignen grofsartigeren Charakters offenbart. Diese edle Aufrichtigkeit des Orest trägt — wie schon von Weifse bemerkt worden ist — ihrerseits wiederum dazu bei, in Iphigenien den heldenmüthigen Entschlufs der gefahrvollen Entdeckung des von Pylades gegen Thoas geschmiedeten Betrugs zu begründen. So werden wir durch jene erste Lüge des Pylades rasch über dieselbe hinaus zu dem sie in den Hintergrund drängenden erhabenen Schauspiel einer Wahrheitsliebe fortgeführt, die sich von dem in Orest sichtbaren allgemeinen Widerwillen gegen Belügung werther Personen, in Iphigeniens hoher Seele zu einem unüberwindlichen Abscheu sogar vor derjenigen Lüge steigert, welche der Kurzsichtigkeit des in Pylades vorherrschenden Verstandes als durch „die eherne Hand der Noth geboten", und darum als höchste Pflicht und echte Weisheit erscheint, durch ihre Erfolglosigkeit aber die Beschränktheit des blofsen Verstandes erweist, während Iphigeniens „reines kindliches Vertrauen zu dem edlen Thoas belohnt wird", und die fleckenlose Wahrhaftigkeit ihres tiefen Gemüths, als die wahre Weisheit, über „die Gewalt und die List der Männer" glorreichen Sieg davon trägt.

Wenden wir uns jetzt zum dritten Act des Goethischen Schauspiels. Erst hier kommen die leidende und die thätige Hauptperson zusammen. Pylades läfst dieselben allein, da er seine Gegenwart, nach Dem, was er Iphigenien über Orest's Schicksal und vorsichtig zu behandelnden Gemüthszustand gesagt hat, jetzt zunächst nicht mehr für nöthig hält, und zugleich zu ahnen scheint, dafs das ungehinderte Gespräch des Orest mit einer von Agamemnon's Geschick so tief gerührten, aus hohem Stamme entsprossen sein müssenden Priesterin zu einer glücklichen Entdeckung führen kann. Aus dem Munde des Pylades hatte Iphigenie nur Agamemnon's Ermordung durch Klytemnestra erfahren; bei dieser Nachricht hatte sie sich verhüllt und entfernt. Von Orest erforscht sie nun Electra's, Klytemnestra's und sein eignes Geschick. Zur Annahme eines falschen Namens unfähig, spricht Orest anfänglich von sich doch nur in der dritten Person, und bestärkt so absichtslos Iphigenien in dem Glauben, dafs er der Brudermörder Laodamas sei, für welchen ihn Pylades ausgegeben hatte. Als aber Iphigenie dem Orest ihr Mitleid darüber äufsert, dafs er mit Klytemnestra's Mörder in gleichem Falle sich befinde, gibt Jener, da sein Innerstes sich der Bestätigung der Lüge des Pylades widersetzt, sich zu erkennen. So wird diese Lüge, wie sie das Hemmnifs der Erkennung des Orest durch Iphigenie gewesen war, zugleich der Anlafs zu der erfolgenden Erkennung. Dieser Anlafs aber ist eben so wenig überflüfsig, wie jene Lüge für die Charakterzeichnung des Pylades überflüfsig genannt werden kann. Hermann meint zwar, die blofse Theilnahme der Priesterin am Geschick des Orest würde diesen bewogen haben, sich

Digitized by Google

auch ohne jenen Anlafs zu erkennen zu geben. Daran mufs aber gezweifelt werden. Denn obgleich Iphigeniens lebhafte und innige Theilnahme ihm die schmerzliche Erzählung vom Morde Klytemnestra's abringt, so vermeidet er dabei doch, wie schon erwähnt, von dem Urheber einer That, „die er so gern in's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht verbergen möchte", anders als in der dritten Person zu sprechen. Um ihn zu bewegen, sich als den mit Mutterblut befleckten Verbrecher vor der Priesterin völlig zu enthüllen, dazu ist nöthig, dafs ihm nur zwischen dieser Enthüllung und der Bestätigung der Lüge des Pylades durch jene mitleidige Aeufserung Iphigeniens die Wahl gelassen wird. Der Grund, warum der Goethische Orest sich nicht früher zu erkennen gibt, ist viel tiefliegender und von weit sittlicherer Art, als derjenige, welcher den Euripideischen Orest zur Verschweigung seines Namens bestimmt. Dieser handelt dabei blofs aus Ehrgeiz, er will verhüten, dafs man sagen könne: der Sohn Agamemnon's, des Hauptanführers der Griechen, sei nicht im Kriege ehrenvoll gefallen, sondern habe von Barbaren schimpflichen Opfertod erlitten. Goethe's Orest wird zu seiner anfänglichen Zurückhaltung durch die sittliche Scheu bewogen, vor der reinen, heiligen Priesterin sich als den eben so schuldigen wie schuldlosen Vollbringer der blutigen That zu enthüllen, die er nur wider Willen Iphigenien erzählt hatte. Hermann ist daher gänzlich im Irrthum, indem er wähnt, Euripides sei bei diesem Punct besonnener als Goethe zu Werke gegangen. Der Euripideische Orest entspricht auch hier seinem antiken Standpunct, wie der Goethische dem modernen; — Jener durch seinen nach aufsen gerichteten Sinn, durch die Sorge um seinen Nachruhm, — Dieser durch sein nach innen Gekehrtsein, durch seine Scheu vor sich selber und vor Derjenigen, mit welcher er sich bei allem Gegensatze Eins fühlt. Dieser tiefen Innerlichkeit ist es gemäfs, dafs der Goethische Orest, nachdem er sich zu erkennen gegeben hat, sehnsüchtiges Todesverlangen ausspricht und sich entfernt, wogegen der Euripideische Orest im nämlichen Falle ruhig auf der Bühne bleibt, da dies blofse Werkzeug der Gottheit von keiner Scheu vor sich selber hinweggetrieben werden kann. — Dafs die Goethische Iphigenie an der fraglichen Stelle ihrem sich entfernenden Bruder nicht freudetrunken nacheilt, sondern zurückbleibt und den Göttern für Orest's Erhaltung ihre überströmenden Dankgefühle darbringt, ohne dies ihrer Natur vollkommen gemäfse Thun vergefslichen oder schwerverstehenden Zuschauern zu expliciren und zu commentiren, — Das haben wir bei der Betrachtung des Charakters dieser, die freieste Herrschaft über sich selber besitzenden königlichen Jungfrau schon zur Genüge gegen Hermann gerechtfertigt. — Nicht weniger entschieden müssen wir die von demselben Gelehrten vorgebrachte Behauptung als völlig grundlos zurückweisen, dafs in der auf jenen lyrischen Ergufs Iphigeniens folgenden Scene Goethe eine geringere Meisterschaft verrathe als sein antiker Vorgänger, und dafs das gegenseitige Wiedererkennen der Geschwister den mächtigen Eindruck, den dasselbe bei dem Letzteren hervorbringe, bei dem Ersteren verliere, da hier Orest seine Schwester zugleich erkenne und nicht erkenne und sich somit weder wahnsinnig, noch andrerseits fern vom Wahnsinn zeige. Obgleich wir gern zugestehen, dafs bei Euripides jene Wiedererkennung uns alle die Theilnahme einflöfst, die wir unter solchen Umständen für zwei einander so lebhaft und wahr liebende Geschwister ihrer Art empfinden können; so müssen wir doch al eine, jedem unbefangenen Sinne von selbst einleuch tende Thatsache behaupten, dafs bei Goethe das bei derseitige Wiedererkennen Orests und Iphigenien nothwendigerweise eine noch viel gewaltigere Wi kung hervorbringt, weil hier die Geschwister durc eine bei Weitem gröfsere Gemüthstiefe von Anfa an ein viel innigeres und lebhafteres Interesse in u erregen als im Euripideischen Drama, und weil Goethe Iphigeniens Erkennung durch ihren Bru nicht so mühelos, wie bei Euripides, erfolgt, sonde nur mit der schwierigen Heilung der geistigen Blin heit Orests zugleich zu Stande kommen kann, so d hier unsre Freude über die Vereinigung der Gesch ster durch das Entzücken über die Genesung des denden Helden erhöht wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Schlufs.)

Diese Genesung kann nicht durch das verständige Zureden des Pylades bewirkt werden; nur die unmittelbar wirkende magische Gewalt der Seelenreinheit und des allen Rachegefühlen unzugänglichen liebevollen Gemüths der Iphigenie ist im Stande, Orests geistige Gesundheit wiederherzustellen. „Von Dir berührt", sagt er daher zur Schwester, „war ich geheilt". So sehr aber diese Heilung die Form der Unmittelbarkeit hat, so stellt sie doch einen naturgemäfsen Procefs, eine Folge von drei Stufen dar. Auf der ersten Stufe bricht Orests geistiges Leiden in seiner vollen alten Stärke hervor, die Erzählung seiner Mordthat erweckt von Neuem die ganze Schaar der ihn verfolgenden Rachegeister, vor der heiligen Priesterin erbebt er fieberhaft in allen Tiefen seines schwerbelasteten Schuldbewufstseins; in diesem Paroxismus erkennt und verkennt er abwechselnd seine Schwester. Durch die der Priesterin gemachte Beichte beginnt er aber, die Schuld von sich abzulösen, deren Erinnrung ihn verwirrt und aufser sich gebracht hatte. Daher folgt auf den Zustand jener Aufgeregtheit ein Ermatten, ein Versinken in die dunkle Unterwelt des Träumens, eine Vision, in welcher Orest seine Ahnherrn miteinander, Agamemnon mit Klytemnestra, und sich selber mit seiner Mutter versöhnt erblickt. Aus diesem die Vergangenheit vergehen machenden Zustande steigt endlich Orest zur lichtvollen Oberwelt des freien, sich selbst gegenwärtigen Geistes herauf.

Dadurch kommt die Eine Seite der Handlung, die Wiederherstellung der innren Freiheit des Orest zu ihrem Ziele. Wenn daher Hermann gleichwohl behauptet, die beiden letzten Scenen des dritten Acts, in welchen der Fortgang und Schlufs jener Wiedergenesung dargestellt wird, trügen zum Verlauf der Handlung nicht viel bei, so möchten wir fast glauben, dafs ihm der wesentliche Sinn der Goethischen Iphigenie nicht recht klar geworden sei.

Auf die innre Befreiung Orests folgt nun, wie Wirkung auf Ursache, in dem übrigen Theil des Drama's die äufsre Befreiung, die ohne eine aus den Wolken herabkommende Athene dadurch möglich wird, dafs der im Innren des Orest und des Thoas wohnende Geist jener Gottheit den Ersteren zum Abstehen von der Entführung des Dianenbildes, den Letzteren zur Vergebung des gegen ihn versuchten Unrechts und zur Verzichtleistung auf den Besitz Iphigeniens bewegt. Dafs Goethe's Iphigenie auch bei der zweiten Seite der Handlung als Hauptperson wirkt, und wie sich ihr Charakter dabei entwickelt, haben wir schon früher gezeigt. Wir wollen uns hier nur noch wenige Bemerkungen erlauben. Hermann greift die erste und die zweite Scene des fünften Acts als nicht nothwendig an. Die erste dient jedoch, indem sie die zur Gefangennehmung der Griechen angeordneten umfassenden Vorkehrungen schildert, wesentlich dazu, die Verwicklung zu vergröfsern, den Ausgang derselben in spannenden Zweifel zu setzen und die Erfolglosigkeit der gegen Thoas versuchten List und Gewalt wahrscheinlich zu machen. Die zweite Scene des letzten Acts bewirkt aber durch Schilderung des in Thoas gegen Iphigenie entstandnen Grimms, dafs wir auch in unsrer letzten Hoffnung, in dem Glauben, Iphigeniens Macht über des Königs Gemüth werde Rettung bringen, zu schwanken beginnen. So werden wir hier in einer weit gröfsren Spannung erhalten, als an der entsprechenden Stelle des Euripideischen Drama's, wo Thoas in seiner barbarischen Einfalt bei der vorgeblichen Reinigung der Gefangenen und des Dianenbildes nicht den mindesten Betrug ahnend, auf Iphigeniens Gebot

Digitized by Google

sich selber im Tempel, sein Volk in der Stadt einsperrt, so dafs die Gefangenen ungehindert entfliehen könnten, und mit ihrer Flucht alles Interesse erlöschen würde, wenn Poseidon nicht den Einfall hätte, dasselbe durch Zurückschleuderung der Flüchtlinge an die Taurische Meeresküste von Neuem anzufachen und das Schauspiel noch fortdauern zu lassen.

Auch die dritte Scene des fünften Acts hat dem mehr erwähnten grofsen Philologen Gelegenheit zum Tadel gegeben. Er findet bei Iphigeniens Unterredung mit Thoas in den von Jener gesprochnen Worten: „Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie", etwas Gemeines, Niedriges, eine dem tragischen Dichter nicht erlaubte Nachahmung der Natur. Wir glauben dagegen, dafs die in jenen Worten sich verrathende, rasch vorübergehende Schwäche an Iphigenien eben so wenig Anstofs erregen darf, wie ein Augenblick gröfsrer Schwäche am Gottmenschen. — In der Schlufsscene endlich nimmt Hermann an den beiden letzten Worten des ganzen Stücks, an dem „Lebt wohl"! gewaltigen Anstofs. Das Gemüth des Hörers, meint er, werde durch diese Worte aufs Empfindlichste verletzt; solches Ende entspreche weder der Weise der Griechischen Tragödie, noch überhaupt dem Gesetze der Dichtkunst, nach welchem das Ende eines Dichterwerks, besonders eines Trauerspiels so beschaffen sein müsse, dafs dadurch das Gemüth des Zuschauers zur Ruhe komme, und dafs nicht gewaltsam zurückgedrängt und verschwiegen werde, was der Dichter auszusprechen die Pflicht habe. Ohne solches Aussprechen bleibe das Stück unbeendigt und unvollendet; ein Griechischer Dichter würde daher am Schlusse des Schauspiels den Thoas, — wie es einem grofssinnigen Manne gezieme — erklären lassen, dafs er Iphigenien zwar ungern verliere, aber dem Willen der Götter nachgebend, ihr und ihrem Bruder glückliche Heimkehr wünsche. — Nach unsrem Dafürhalten nun wäre diese von Hermann für nothwendig befundene Abstumpfung der Spitze des Schlusses eine völlige Vergottschedung. Nichts könnte dem tief empfindenden, schmerzerfüllten Gemüthe des Königs unangemessener sein, als solch gemächlich und behäbig sich ausbreitendes Abschiedsgerede; nichts ist dagegen seinem Charakter gemäfser, als dies Zurück- und Zusammendrängen aller beim Scheiden in ihm aufgestürmten Gefühle in das von der Liebe und dem Schmerze in gleichem Grade beseelte „Lebt wohl". Durch diese bedeutungsvolle Spitze des Schlusses hat der geniale Dichter das Bild des Thoas mit dem Doppelbilde der von dem Herzen desselben untrennbaren, in allem Liebeszauber schönster Weiblichkeit erscheinenden Priesterin und ihres dem Könige gleichfalls werth gewordenen Bruders noch zuletzt gleichsam in Ein Gemählde kühn zusammengedrängt, und so alle Dissonanzen in eine Harmonie aufgelöst, die uns in schmerzdurchklungner Heiterkeit von einem Schauspiel scheiden läfst, welches den Sieg der Freiheit über das Schicksal, die durch menschliche Geisteskraft bewirkte Tilgung eines auf einem ganzen Geschlechte lastenden, lawinenartig sich fortwälzenden Fluches darstellt.

Zum Schlufs haben wir noch ein hier und da sich vernehmen lassendes Bedenken zu beseitigen, welches gegen die ganze Weise gerichtet ist, wie Goethe den seiner Iphigenie zu Grunde liegenden antiken Stoff bearbeitet hat. Zwar wird nicht leicht Jemand mit Solger etwas Manierirtes in diesem Drama finden; weder Orest, noch Thoas, noch Iphigenie haben hier in ihrem Charakter Etwas, das blofs der zufälligen Individualität des Dichters angehörte; allen diesen Charakteren ist vielmehr nur der in Goethe zur vollkommenen Klarheit dichterischer Anschauung gediehene allgemeine Geist der modernen Welt eingehaucht. Es kann aber Kennern des Alterthums die Frage sich aufdrängen, ob selbst in *diesem* Sinne die Modernisirung des antiken Stoffs zulässig sei, — ob dadurch nicht ein störender Widerspruch zwischen Stoff und Behandlung, somit ein nicht zu rechtfertigender Anachronismus entstehe. Goethe selbst hat anerkannt, dafs die Charaktere seines Thoas und seiner Iphigenie nicht historisch sind; er sieht aber darin keinen Fehler, sondern nur den Gebrauch einer dem Dichter zustehenden Freiheit. Auch Hegel ist dieser Ansicht, indem er Goethe's Iphigenie für „das bewundernswürdigste Muster erklärt, wie der innere Gehalt eines antiken Stoffs dem tieferen Bewufstsein der modernen Welt anpassen sei". Aus dieser Erklärung geht hervor, dafs Hegel in jenem Drama den bedenklichen Anachronismus nicht findet, der nach seinem Dafürhalten dann begangen wird, „wenn Anschauungen und Vorstellungen einer *späteren* Entwickelung des rel-

Digitized by Google

sen und sittlichen Bewufstseins auf eine Zeit übertragen werden, deren ganze Weltanschauung solchen *neueren* Vorstellungen *widerspricht*". Für eine erschöpfende Untersuchung dieses Punctes fehlt uns hier der Raum; wir müssen uns daher begnügen, unsere Meinung dahin auszusprechen, dafs zur höchsten Vollkommenheit eines Drama's allerdings die völligste Uebereinstimmung des gegebenen Stoffs und seiner Behandlung gehört, — dafs der moderne Dichter deshalb die gröfste Wirkung hervorbringen wird, wenn er einen unserer Denkweise naheliegenden Stoff wählt, — dafs aber in der Göthischen Iphigenie einiger Widerspruch zwischen dem überlieferten Gegenstande und der Behandlung sich findet, und in diesem klassischen, von der wachesten Besonnenheit durchdrungenen Dichterwerk bedenklicher scheinen kann, als zum Beispiel in dem, gleich anderen Träumen, Alles durcheinander werfenden Shakespearischen Sommernachtstraum. Dennoch wird dieser, nicht für das unbefangene Gefühl des grofsen Publicums, sondern nur für Gelehrte vorhandene Widerspruch auch diese nicht um den Genufs jenes Goethischen Kunstwerks bringen dürfen. Der Gegensatz zwischen der antiken und der Goethischen Auffassung des Stoffs der Taurischen Iphigenie geht nicht bis zu solchem Aeufsersten, dafs der in dem Glauben an die Berechtigung seiner muttermörderischen That unerschütterlich feste heroische Charakter des antiken Orest bei Goethe in die bei neueren Dichtern vorkommende Inconsequenz eines von der Reue gequälten moralischen Bewufstseins verfiele. Goethe hat im Grunde — dies *ist aber* auch unendlich viel — nichts weiter gethan, als *dafs er*, wie früher bemerkt, das aufser den Personen des antiken Drama's vorgestellte Göttliche in dieselben hinein verlegt, die von den Orakeln abhängig gemachte Entschliefsung zum Handeln dem Geiste der Helden anheim gegeben hat. Auf diesen Standpunct beginnt aber bereits in Socrates der Griechische Geist selber sich zu erheben, so dafs der starre Gegensatz zwischen diesem und dem das fragliche Goethische Schauspiel beseelenden Geiste verschwindet. Eine Spur dieser Verinnerlichung des Griechischen Geistes findet sich daher in der Taurischen Iphigenie des vom Socratischen Geiste erfüllten Euripides schon darin, dafs die Göttin Athene das Heil des Orest nicht ausschliefslich an die Entführung dos Götterbildes, sondern auch an die Wiedervereinigung der Geschwister zu knüpfen scheint, obgleich freilich der Hauptaccent noch auf jene Entführung gelegt wird. — Weiter können wir diesen Gegenstand hier nicht verfolgen.

Boumann.

XII.

Grundzüge der Erziehungslehre. Von Dr. G. Baur, Docenten der Theologie in Giefsen. Richer'sche Buchhandlung in Giefsen 1844.

Schriften, wie die vorliegende, sind der Philosophie eine erfreuliche Erscheinung: sie geben Zeugnifs von einer geistigen Atmosphäre, die sich bereits auf dem Grunde der speculativen Weltanschauung gebildet hat, indem sie in einer solchen erzeugt die Resultate derselben immer weiteren Kreisen mittheilen. Es sind zunächst Schleiermachers Reden über die Religion und seine Monologen, die den Verf. angeregt und erweckt haben, und zu dieser *freien* Richtung des grofsen Theologen gesellten sich als weitere Bildungselemente die Vorlesungen der Philosophen Fichte und Hegel. So fafst Baur die Religion wesentlich als Leben, und erkennt im Christenthum nicht sowohl ein fertiges Dogma, als ein neues und das menschliche Bewufstsein zu seiner Wahrheit, dem göttlichen, führendes Lebensprincip, das sich in die Welt hineinbildet, um sie zu überwinden, das sie vollständig durchdringt und in Kunst und Wissenschaft auf eigenthümliche Weise sich zur Offenbarung bringt; er erkennt das Verwachsensein unsrer modernen Cultur mit dem classischen Alterthum, und wie demnach das letztre eine Grundlage des höhern Jugendunterrichts sein und bleiben mufs; er erkennt endlich in Uebereinstimmung mit der neuern Philosophie, dafs der Mensch als Individuum im Ganzen zu leben hat, dafs er nur durch die Gattung und in ihr wirklich, nur als Glied des Organismus der Menschheit seinen Zweck erreichen kann. Darum ist das Motto seines Buches: „Lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an den, der das Haupt ist, Christus, aus welchem der ganze Leib zusammengefüget und ein Glied am andern hanget durch alle Gelenke, dadurch eines dem andern Handreichung thut nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Mafse, und machet, dafs der Leib wächset zu seiner selbst Besserung, und das Alles in der Liebe. (Ephes. 4, 15 u. 16.)" Darum bestimmt er den Begriff der *Erziehung* als das Bemühen Mündiger, d. h. solcher, in welchen die Aufgabe der Menschheit zum wirksamen Bewufstsein gekommen ist, Unmündige zum Bewufstsein dieser Aufgabe und zur selbstthätigen Verfolgung derselben heranzubilden. Die Einleitung gibt die historische Entwicklung der Erziehungslehre, und als deren Resultat den angeführten Begriff.

In einem ersten Abschnitt betrachtet Baur nun den Erzieher und Zögling, im zweiten die Grundaufgaben der Erziehung, im dritten die Erziehungsmittel. Dafs hierzu der ganze Unterricht

Digitized by Google

mitgehört, und nicht, wie der Verf. thut, als ein zweiter Theil (Didaktik) der Erziehungslehre im engern Sinne (Pädagogik) angehängt zu werden braucht, ist an sich einleuchtend, und Baur selbst führt zum Ueberfluſs ein Wort Ludwig Follen's an: „der Zweck alles Unterrichts ist Erziehung"; wie mochte er dabei derselben eine doppelte, unterscheidende Aufgabe zuweisen, das Individuum zur Selbstständigkeit auszubilden, und dann es mit den verschiednen Seiten des geistigen Lebens (durch den Unterricht) bekannt und dafür empfänglich zu machen, um als organisches Glied dem Ganzen dienen zu können? Ist denn das Erstere ohne das Letztere irgend möglich? Das Ganze setzt sich immer durch, und wer nicht mit Bewuſstsein in ihm lebt, nicht seinen Willen mit dem göttlichen übereinstimmig macht, der ist niemals selbstständig, aus dessen Thaten kommt stets ein andres Resultat, als er beabsichtigte. Baur hat auf kleinem Raum viel dargestellt, man wird in seiner Pädagogik so leicht keine einzelne Seite vermissen, er hat dabei von vornherein in der Anordnung gar oft das Richtige getroffen: dennoch fehlt eine höhere wissenschaftliche Form. Wie das Leben, muſs auch sein Abbild, die Erkenntniſs, ein *Organismus* sein; sie darf nicht äuſserlich zusammengesetzt und aus Bestandstücken zusammengeleimt werden, der Begriff muſs als Seele des Ganzen sich gliedern, wir müssen aus ihm als dem Principe die Theile erwachsen und untereinander verbunden sehn. Wir wollen kein abstractes Schema, wir wollen die Entwicklung der Sache selbst, aber als die ihrige, von innen heraus gestaltete. Baur aber zeigt uns mehr Tact, als Bewuſstsein hierin; doch, die Wissenschaft verlangt das Letztere, und seine schöne Klarheit wäre durch ihr volleres reineres Licht nicht gestört, sondern erhöht worden.

Mit der Charakteristik des Erziehers kann man sich nur einverstanden erklären, sie ruht auf einer kerngesunden Lebensansicht, auf wohldurchdachter Erfahrung. Auch über den Zögling spricht der Verfasser als Praktiker. Vortrefflich bestimmt er sodann aus seinem Begriff der Erziehung die Grundaufgabe derselben als Entwicklung der Individualität nach ihren Rechten und Pflichten. Indem er dann weiter das Individuum als fühlendes, als denkendes und redendes, als wollendes und handelndes, als körperliches und als besitzendes Wesen betrachtet, fällt er im Ganzen wieder in den Fehler bloſs äuſsern Anordnens. Es ist nichts Bedeutendes übersehn, im Gegentheil viel Schönes und im Einzelnen gar manches Neue beigebracht; auch hier sind wie überall viele Stimmen von Heroen unsrer Nationalliteratur als Chor versammelt; besonders glücklich bestimmt der Verfasser die Cardinaltugenden jener fünf Seiten der Individualität: Liebe für das Gefühl, Wahrheit und Wahrhaftigkeit für Gedanke und Wort, Muth für Willen und That, Reinlichkeit für den Körper, treues Haushalten für den Besitz. Leider fehlt auch hier das geistige Band: wir fragen umsonst: Warum diese fünf, warum nicht mehrere oder wenigere, und wie hängen sie untereinander zusammen, wie sind sie gleich dem Individuum selbst Eins, Eine Tugend, die nur nach verschiednen Seiten hin sich bethätigt? Ich weiſs wohl, die wenigsten Schriften haben von solcher Forderung eine Ahnung, und dennoch ist sie eine nothwendige, sobald das Erkennen kein roher Empirismus und die wissenschaftliche Darstellung eine sachgemäſse, d. h. organische sein soll. Wer aber so tüchtigen, freien Geistes und harmonischen Gemüthes ist, wie Baur, der ist zu dieser höhern Leistung berufen.

Ich habe in meinen religionsphilosophischen Schriften die Eigenthümlichkeit der Individualitäten aus dem Wesen des Geistes zu entwickeln gesucht; der entscheidende Grund ist der Begriff des Unterschieds, ohne den keine Aeuſserung, keine Thätigkeit möglich wäre, und eine todte gleichgiltige Identität an die Stelle der Energie und Liebe treten würde. Dieser primäre Erweis fehlt bei Baur: was er als Erfahrungsgründe beibringt, ist immer nur ein Secundäres. Aber er hat in seinem Gefühl das Richtige, und polemisirt deshalb ganz gut gegen Benecke, welcher sagt: „Wie es eine durchaus unhaltbare Erdichtung ist, daſs der Marmor schon die Züge der Bildsäule irgendwie in sich tragen soll, so auch die Anwendung (dieses Gleichnisses) auf die Erziehung. Die menschliche Seele besitzt keinerlei ursprüngliche Anlagen von solcher Bestimmtheit und Ausbildung, und der Erzieher hat also keineswegs nur auseinander zu wickeln, oder das Schlummernde zu wecken; sondern was er einst in Zukunft finden will, muſs er erst in sich und dann in die Seele des Kindes mit Liebe und Sorgfalt, und nicht selten mit selbstverleugnender Anstrengung begründen". Da machen also aus der tabula rasa des Menschen die äuſsern Verhältnisse Alles! Wahrhaft lächerlich aber macht sich Benecke, wenn er gleich darauf verschiedene Grade von Reizempfänglichkeit und Kräftigkeit statuirt, als ob dies nicht eben der noch unentwickelte Unterschied der Seele selbst wäre! Baur bemerkt dagegen: „Wenn man zur Erläuterung der Ansicht von einer angebornen Eigenthümlichkeit das Gleichniſs vom Marmorblock brauchte, so war dies freilich sehr unpassend; denn hier kommt dem die Umrisse herausmeiselnden Bildhauer keine von innen treibende Kraft entgegen, wie dem Erzieher, der die individuelle Anlage seines Zöglings zu entwickeln sucht. Vielmehr ist gerade nach Benecke's Ansicht der Zögling ein todter, ursprünglich gestaltloser Marmorblock, an welchem erst die Welt, dann vorzüglich der Erzieher meiselt, an dessen Werden und Wachsen aber der Herr alles Lebens wenig Antheil hat. Wie dem Zögling ein göttlicher Keim, so fehlt dieser Erziehung ein göttliches Ziel".

Aber im Unterschiede dürfen wir die Einheit nicht vergessen: nicht bloſs daſs die Unterschiedenen zu einem System des Ganzen verbunden sind, als seine Glieder neben einander bestehn, sondern so, daſs auch die Einheit als beseelendes Leben in jedem gegenwärtig, in allen Seelen die Vernunft, die gleiche Unendlichkeit der geistigen Natur des Menschen ist. Und weil wir demnach das Endliche als die Selbstverwirklichung des Unendlichen zu fassen haben, und weil in dem Besondern das Allgemeine sich erhält, ist jede wahre Eigenthümlichkeit in ihr selbst unendlich und ein Gröſstes. Wahrhaft Er Selbst zu sein ist darum Aufgabe des Menschen. Der Mittelpunct des Alls ist überall; der Vater der Götter, sagt Jordan Bruno, hat wesentlich in jedem Punct des Weltalls seinen Sitz. Wie jede Monade ein Spiegel des Universums, so ist jeder Mensch als Mikrokosmus ein Höchstes auf seine Weise, so hat jeder ein Sphäre, in der er irgendwie etwas Besseres leisten kann, als die Andern, einen Augenblick wenigstens, in dem es ihm gestattet ist, Genie zu sein. *Jeder ist als der gröſste Held geboren* und Baur braucht darum das Homerische Wort:

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern!

nicht nach einem angeblichen Gebot christlicher Demuth dahin zu verändern, „daſs Keiner hinter sich selbst zurückbleibe"; in Wahrheit sind beide Mahnungen eine und dieselbe, und Homer weiß das selbst, daſs Jeder in seiner Art ein Unendliches, darum über den Gröſsenmaſsstab Erhabnes vollbringen kann, darum sagt nach jenem Wort des Peleus an Achilleus der alte Menötios zu seinem Sohne Patroklos:

Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Aelter dafür bist du; doch ihm ward gröſsere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich in Rath und kluger Erinnrung
Und sei Lenker dem Freund, er folgt dir gerne zum Gu

Faſst Jeder sich als selbstbewuſstes Glied der Menschheit, l er für sich ein Höchstes fest und anerkennt er ein Aehnlic in den Andern, so kommt er zur richtigen Schätzung des l bens, die von Stolz und Niedrigkeit gleich fern, als Hoch zigkeit sich offenbart; wie sie die Krone der Tugend ist, Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik dargestellt, und ihr hat er als gröſster Erzieher seinen Zögling ausgebildet, herrlichen Alexander.

Moriz Carriere.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XIII.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par **Amand Saintes**, *pasteur de l'église reformée française à Hambourg. Paris et Leipzig*, 1841. *XI. et* 452 *S. gr.* 8.

Wenn es überhaupt unmöglich ist, Geschichte ohne Einsicht in die Principien zu behandeln, ohne Bewufstsein um die wahrhaften Zwecke der Menschheit, und wenn wir in dieser Hinsicht in der Geschichtschreibung nur so viel Objectivität erblicken, als wir den Forscher von jenem Bewufstsein durchdrungen finden: so wird bei dem Unternehmen, die Geschichte des Rationalismus zu schreiben, die Gerechtigkeit der Forderung um so mehr einleuchten, dafs der Geschichtschreiber die Aufgabe der Theologie in ihrem ganzen Umfange, die Mittel ihr zu genügen, und wenn wir so sagen dürfen, die Zukunft dieser Wissenschaft klar erkannt haben müsse. Der Rationalismus beschäftigt noch die Gegenwart, sein Einflufs beherrscht selbst diejenigen Theologen, die sich vor ihm am sichersten zu bergen dachten, seine Anfänge gehn zurück in die ersten Grundlagen, welche sich unsre protestantische Kirche gab, ja noch tiefer hinab in den Schoofs der katholischen, selbst der ursprünglichen christlichen Kirche. Ein Problem, das diese der katholischen, diese der protestantischen Kirche übergab, rief endlich in der Mitte der letztern den Rationalismus in seiner ganzen Macht und Ausbreitung hervor, und auch er war nun bestrebt, mit der ganzen Energie seines eigenthümlichen Princips und seiner Einseitigkeit das Problem zu lösen, das die katholische Kirche durch die Auctorität der Tradition, der Kirchenversammlungen und des Papstes, der Protestantismus durch sein alleiniges Erkenntnifsprincip, die von Gott als dem Urheber ausgeflossene heilige Schrift, enthaltend die Fülle und alle Genüge der Offenbarung, zu lösen bestrebt gewesen war. Der Rationalismus hätte eine neue Kirche gründen können auf sein ihn sowohl von dem Katholicismus wie vom Protestantismus streng unterscheidendes Princip, wenn dieses der Darstellbarkeit fähig gewesen wäre, welche die Principien jener beiden Kirchen hatten; er sah sich daher genöthigt, an diejenige Kirche sich anzuknüpfen, welche ihn zunächst ins Dasein rief und gleichsam herausforderte, doch durfte er sich mit gutem Rechte auch auf die ursprüngliche Kirche berufen, in deren reichem, aber noch nicht zu voller Bestimmtheit aller unterschiedenen Gestalten gediehenem Leben, er neben den andern Principien auch sich und sein Princip vertreten sah.

Wer also hat das Recht, den Rationalismus zu richten? Obwohl es unleugbar ist, dafs er den tiefsten Bedürfnissen der Menschheit, den wesentlichen Zwecken derselben nicht volle Genüge thut, so ist doch auch gewifs, dafs er ein Recht hat, zu sein, denn er hat sich dieses Recht in unzähligen Siegen erkämpft, mit überraschender Consequenz diese Siege verfolgt, und sich bis auf diesen Tag den Principat in der Theologie gesichert. Wenn auch neben und in ihm selbst Keime zu etwas Neuem sich gebildet haben, das ihm früher oder später die Hegemonie entreifsen wird, so steht er doch noch immer in der ganzen Blüthe und Kraft seines Daseins. Richten kann ihn nicht derjenige, der aus dem Zwiespalt der Gegenwart, in der Angst vor der Einseitigkeit des herrschenden Systems in die Unentschiedenheit, in die Einfachheit der ursprünglichen Zeiten sich flüchtet, da den nunmehr entzweiten Principien gleiche Berechtigung gegeben ward, auch nicht der, der sich in die Anfänge des Protestantismus zurückversetzt, denn fast mit diesem zugleich entsprang der Rationalismus und untergrub dies System mit immer gröfserem Erfolg, auch nicht der, der nur aus Inconsequenz und aus Rücksichten sich den letz-

Digitized by Google

ten Forderungen des Rationalismus versagt trotz aller früheren Zugeständnisse, sondern nur derjenige, der das Problem der christlichen Theologie aufs Neue, und in befriedigenderer Weise löst, als alle bisherigen Systeme es vermochten, der die verschiedenen Principien der Einheit eines höheren Princips unterwirft.

Vor allen Dingen ist es nöthig darüber klar zu werden, wenn anders die Theologie auch ihren grofsen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts haben soll, was in dieser Erziehung die Aufgabe, der Endzweck sein soll. Als der höchste Endzweck könnte nur das aufgestellt werden, was für den Menschen absoluten Werth, seinen Zweck in sich selber hat, was an und für sich gut ist. Denn würde man sich das zum Ziele des Strebens setzen, was stets nur Mittel zum Zweck sein kann, so würde man sich wohl eines grofsen Reichthums, eines weiten Umfangs rühmen können, die Erreichung des wesentlichen Zweckes aber in gröfsere Ferne hinausgeschoben haben. Dafs nun alle Bildung des Verstandes, aller Reichthum von Kenntnissen, aller Scharfsinn, alle Weisheit in den Wissenschaften nicht letzter und höchster Zweck für den Menschen sein können, dafs sie nur Mittel für einen höhern Endzweck sind: das haben die meisten und bedeutendsten Stimmen unsres Zeitalters zugestanden, obgleich dasselbe in seinem Thun, in dem, was es wirklich leistet, die entgegengesetzte Richtung zu befolgen, und jene Wahrheit unwahr machen zu wollen scheint. Die wahre Stellung kann nur die sein, dafs der Verstand der Vernunft untergeordnet, oder dafs als Selbstzweck der gute d. h. der freie, gediegene Wille, die selbstbewufste Freiheit anerkannt werde. Die Religion ist das Bewufstsein, welches der Mensch von der Freiheit hat, nur in der Religion ist der Mensch Selbstzweck. Sie ist die Wurzel, aus der alles wahrhaft Menschliche hervorgeht, die Kraft, in der es vollbracht wird, der Endzweck, in den es zurückgeht. Die Vernunft, die darum im Grunde Eins ist mit der Religion, ist die zweckbestimmende Macht im Menschen, der Verstand bemüht sich um die Mittel, jene Zwecke zu vollführen, denn er ist nur das Vermögen zu urtheilen, zu subsumiren. Wenn Luther von der Rechtfertigung in Christo sagt, dafs wenn nur dieses einzige Hauptstück der christlichen Lehre heil und unversehrt erhalten bliebe, dann die Kirche einstimmig und rein bleiben werde, ohne Spaltungen und Secten, weil dieses Eine und nichts aufser diesem die Kirche Christi begründe und erhalte, wenn er von diesem Artikel der Rechtfertigung sagt, dafs mit seinem Erliegen alles erliege, wenn er ihn für den höchsten Glaubensartikel erklärt, mit dessen Aufhebung oder Verstümmelung weder die Kirche bestehen, noch Gott seinen Ruhm erhalten könne, wenn diese kräftigen Worte des Reformators sein Schüler Chemnitz u. A. aus jener Zeit begeistert wiederholt haben, oder wenn Luther als das eigentliche Object der Theologie den in Sündenschuld verlornen Menschen und den rechtfertigenden und erlösenden Gott bezeichnet: so sehn wir hiemit vom Protestantismus mit aller Kraft und Energie auf den wesentlichen Endzweck des Menschen, auf den Beruf der Theologie in der Erreichung desselben, auf die wahre Stellung alles Andern zu diesem Selbstzweck hingewiesen, nur hat sich der Protestantismus diese schönste Seite, durch welche er das auch nie im Katholicismus ganz verschwundene Urbild des ächt Christlichen in reinstem Lichte emporhob, wieder verdunkelt — durch sein formales Princip, das er dem ersteren nicht unterzuordnen wufste. Dadurch war der Verstand zur Autonomie neben der Vernunft erhoben. Und dieses war die Ursache des Rationalismus.

Das zuletzt Gesagte müssen wir näher begründen. Wir können überhaupt ein Urtheil über eine kritische Geschichte des Rationalismus nicht abgeben, ohne vorher in der Kürze unsren Gesichtspunct über die Sache im Allgemeinen aufgestellt zu haben; je mehr die Theologie jetzt in Parteien zersprengt ist, um so weniger darf es uns einfallen behaupten zu wollen, wir hätten einen absoluten Mafsstab zur Beurtheilung fremder theologischer Ansichten gefunden; wir geben ohne Rückhalt unsre Ansicht vor der Beurtheilung des vorliegenden Werkes, damit jeder auch dieser nur so viel Werth beilege, als er jener seine Beistimmung zu geben Grund hat.

Die wahre Verfassung, die wahre Organisation finden wir in der Unterordnung des Verstandes unter die Vernunft; der Verstand hat kein berathendes zweckbestimmendes Ansehn, er kann weder bestimmen, was die Wahrheit sei, noch welches die Grundsätze, die Zwecke des Handelns seien. Die Nebenordnung des Verstandes zur Seite der Vernunft, oder gar die Aufstellung des Verstandes zum Richter

Digitized by Google

Vernunft kann nur die äufserste Desorganisation zur Folge haben, die sich alsbald in allen Gebieten des Lebens in ihren verkehrenden und zerrüttenden Folgen offenbaren wird. Der Protestantismus nun setzte an die Stelle der Autorität der Kirche in Glaubenssachen die seiner Vorstellung nach höchste Autorität des göttlichen Wortes, wie es unter Leitung des göttlichen Geistes in den heiligen Schriften niedergelegt worden. Gott hat gesprochen, sagte Luther, und meine nicht, dafs das vorübergehende Worte sind, wie wir sie wohl auszusprechen pflegen; nein, wisse, es ist ein ewiges Wort, das gesprochen ward seit Ewigkeit, und das immer so lange wird wiederholt werden, als es Geschöpfe giebt, um es zu vernehmen. Mit Recht urtheilt daher der Verf. der vorliegenden Schrift: „Die Einsicht der Reformatoren liefs sie erkennen, dafs wenn ihr Werk nicht ein Werk der Zerstörung, sondern ein Werk der Reinigung sein sollte, dafs sie dann keine anderen Principien aufstellen dürften, als solche, die sie für geeignet hielten, zu erhalten und nicht zu verderben; und das war der Grund, weshalb sie zu der Idee einer Offenbarung Gottes, einer übernatürlichen und unmittelbaren, die man in den heiligen Schriften niedergelegt findet, die Idee der Inspiration der Sachen hinzufügten, welche diese Schriften enthalten. Ja sie betrachteten dies Princip der Inspiration als das Bollwerk der neuen Kirche. Man sieht in der That nicht ein, wie der Protestantismus sich hätte behaupten können, wenn er diesen Glauben an die Inspiration der Bücher verschmähte, die ihm als Grundlage seines Glaubens und seiner Sittlichkeit dienen" (S. 20 f.). Ohne Zweifel haben die Reformatoren den Glauben, dafs die heilige Schrift die Offenbarung Gottes enthalte, zu dem ersten unzweifelhaften Grundsatz gemacht, der nicht weiter abgeleitet werden kann, aus dem vielmehr alles Weitere abgeleitet wird, wenn auch hie und da besonders bei Luther sich ein Ansatz dazu findet, das Urtheil, dafs eine Schrift göttlichen Ursprungs sei, von einem höhern Principe abzuleiten, wie wenn er sagt, dafs man den Christus zum Prüfstein nehmen müsse, um zu sehn, welche Schriften den Christus predigen und die Menschen ihm näher führen. Auch die Dogmatik, welche den protestantischen Glauben systematisirte (wir führen als ihren Mitgültigen und ausgebildetsten Vertreter den Joh. Gerhard (geb. 1582, gest. 1637) an), verfolgte dieselbe Bahn. Joh. Gerhard in seinen locis theologicis, wo er von der causa efficiens der Theologie spricht, und diese als die Offenbarung, die in dem verkündeten Worte gegeben wird, bestimmt, unterscheidet als die causa principalis den offenbarenden Gott, als die causa instrumentalis das Wort als Mittel der göttlichen Offenbarung. Gott aber hat ein doppeltes Wort, ein innres, ewiges und ein äufsres, mit dem er in der Zeit die Menschen, und zwar in verschiedner Weise anredet. Aber diese Unterschiede, sagt Gerhard weiter, machen keinen wesentlichen Unterschied in Ansehung des den Menschen mitgetheilten Wortes Gottes, sondern drücken nur verschiedne Arten der Mittheilung und Offenbarung aus. *Ein und dasselbe göttliche Wort* und Rathschlufs über unser Heil ist es, das geoffenbart und mitgetheilt ward den Propheten und Aposteln durch unmittelbare Erleuchtung und Eingebung, denen, die von den Propheten und Aposteln, so lange sie auf der Erde weilten, belehrt wurden, durch Predigt des lebendigen Wortes, uns heute durch Lesung und Erforschung der Schrift. Daraus schliefst nun Gerhard mit Gewifsheit, indem er zur Erörterung des Princips der Theologie übergeht, dafs das Princip der Theologie, das ihr angemessen und ihrem Wesen entsprechend ist, die göttliche Offenbarung sei, und da diese nur in den heiligen Schriften niedergelegt sei, so sei das geschriebne Wort Gottes als das einzige und eigenthümliche Princip der Theologie zu bezeichnen.

Aber wie überzeugen wir uns von der göttlichen Autorität der Schrift, woraus schöpfen wir die Gewifsheit über dieses Princip der Theologie? Wir glauben den kanonischen Schriften, sagt Gerhard, weil es kanonische Schriften sind, d. h. weil sie von Gott ausgegangen und unter unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes geschrieben sind, nicht aber darum glauben wir ihnen, weil die Kirche von ihnen Zeugnifs ablegt. Die kanonischen Bücher sind das Princip unsres Glaubens, aus welchem die Kirche selbst und all ihr Ansehn zu erweisen ist. Dem Principe wird geglaubt um seinetwillen, nicht um eines Andern willen. Das Princip kann etwa wohl a posteriori dargethan werden, durch ein Prius läfst es sich nicht beweisen, denn sonst wäre es kein Princip. Christus hat auch die Zeugnisse von Menschen verschmäht. Alles Ansehn der heiligen Schrift ist von Gott allein abhängig, denn Gott, der in der Schrift und durch sie zu uns

Digitized by Google

redet, ist die Wahrheit selbst, und darum ist schlechthin und um ihrer selbst willen der Schrift zu glauben. Zwar giebt Gerhard drei Klassen von Zeugen an, die uns des Ansehns der Schrift überweisen. Der erste und vorzüglichste Zeuge ist Gott selbst, oder was dasselbe ist, der heilige Geist, der in der Schrift redet und die Herzen der Menschen von der Wahrheit überweist. Die andre Klasse von Zeugnissen ist in innern Kriterien der Schrift enthalten, und diese lassen sich auf vier Quellen zurückführen, auf scriptorum manum, doctrinam, stylum et efficaciam.

Eine dritte Klasse von Zeugnissen endlich geben die äufsern Zeugnisse über das Ansehn der Schrift ab. Wird nun die Frage erhoben, woher uns das Ansehn der Schrift kund werde, so antwortet Gerhard: Diejenigen Menschen, die innerhalb der Kirche stehn, stellen die Autorität der Schrift gar nicht in Frage, denn sie ist Princip. Diejenigen aber, die aufserhalb der Kirche stehend, hartnäckig der Wahrheit widerstehn, werden durch keine Beweise bewogen werden können; mit denen, die geheilt werden können, haben wir es zu thun, und lassen diese (wie die Juden) einen Theil der Schrift gelten, so können sie aus diesem über die Wahrheit des andern überwiesen werden. Sollen aber diejenigen von der Autorität der Schrift überzeugt werden, welche die ganze Schrift abweisen, so hat man zu jenen drei obenerwähnten Klassen seine Zuflucht zu nehmen. Denn obwohl das Zeugnifs des h. Geistes das vorzüglichste und höchste ist, so kann doch in der Bekehrung solcher Menschen nicht der Anfang damit gemacht werden, d. h. man soll sie nicht warten lassen, bis der h. Geist unmittelbar in ihren Herzen über das Ansehn der Schrift Zeugnifs ablege, sondern sie sind zum Zeugnifs der Kirche hinzuführen, welche in dieser Hinsicht das Amt eines Lehrers für den heidnischen Schüler übernimmt. Wie also derjenige, der lernt, zuerst glauben mufs, bis er selbst über die Lehren ein Urtheil fällen darf, so mufs der Heide dem Zeugnifs der Kirche seine Beistimmung geben, denn das ist der erste Schritt zur Erforschung des Ansehns der Schrift, dann sind jene innern Kriterien, wie die des Alterthums, der Weissagungen, der Wunder u. s. f. hinzuzunehmen, denn das einzige Zeugnifs der Kirche reicht nicht aus, um den Heiden von der Autorität der Schriften zu überzeugen, da er bis dahin noch in Zweifel sein mufs, ob jene Kirche die wahre Kirche Gottes sei. Der Anfang also kann wohl gemacht werden von dem Zeugnifs der Kirche; hernach aber zeugt die Schrift selbst und der h. Geist durch die Schrift, am lautesten von sich.

Der einzige Beweis, der also für die Göttlichkeit und das Ansehn der Schrift geführt wird, den führt sie selbst, denn der heilige Geist redet nur in ihr zu uns, ohne sie hat er keine Wirksamkeit. Dasselbe nun ist auch die Antwort auf die Frage, wie denn die heiligen Schriften sollen ausgelegt werden, eine Frage die mit der ersten genau zusammenhängt. In Beziehung darauf hatte nun schon Luther gesagt, dafs aus natürlichen Kräften kein Mensch auch nur ein Jota in der Schrift einsehn könne, sondern nur wer den Geist Gottes habe; der heilige Geist werde erfordert sowohl zur Erkenntnifs der ganzen h. Schrift, wie zur Erkenntnifs eines Theils derselben. Und demgemäfs sagte auch Gerhard, wie die h. Schriften mit Eingebung des h. Geistes geschrieben seien, so müssen sie auch nach seiner Eingebung ausgelegt werden, dafs wir den h. Geist für den höchsten und authentischen Ausleger der Schriften erklären. Woher aber ist des heiligen Geistes Auslegung zu holen? Der h. Geist redet zu uns in den Schriften und durch die Schrift, also in jenen Worten der Schrift selbst giebt sich der h. Geistes Stimme und Denkart zu erkennen, und nicht von anderswoher hineinzutragen, sondern aus ihr zu schöpfen und zu vernehmen. Wir sagen also, das Licht des heiligen Geistes erfordert werde zum heilsamen Verständnifs der göttlichen Aussprüche, wir fügen hinzu, dafs nur durch fleifsige Forschung dem Worte der h. Geist in uns jenes Licht anzünden will; in der Schrift und durch die Schrift ist das Licht des h. Geistes zu suchen und zu erlangen. Denn das, was zum Heile einem jeden zu wissen nothwendig ist, das ist mit eigentlichen, klaren und deutlichen Worten in der Schrift niedergelegt; aus den deutlichen Stellen der Schrift besteht die Glaube-

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Doch ist es nützlich, auch jene dunkleren Stellen der Schrift in's Klare zu bringen, und dazu bedürfen wir des Gebetes, der Kenntnifs der Sprachen, deren sich die amanuenses des h. Geistes bedient haben, der Beobachtung der Anordnung und der Umstände in einer jeden Schriftstelle, der sorgfältigen und fleifsigen Vergleichung von Stellen, fürnehmlich aber der sorgsamen Nachachtung der Glaubensregel, um nichts wider sie vorzubringen. Zuletzt stellt Gerhard, indem er die in vorangegangenen Capiteln aus der heiligen Schrift selbst deducirten Eigenschaften derselben zu Prämissen macht, folgenden Schlufs auf: Wir schliessen also: weil die Schrift 1) vollkommen ist, d. h. Alles enthält, was zum Glauben, zur Sittlichkeit, zur Gottesverehrung und zur Erlangung des Heils gehört, weil sie 2) deutlich ist, d. h. eigentlicher, klarer und deutlicher Worte im Vortrag der Glaubensartikel sich bedient, so dafs sie eines äufsern Lichtes nicht bedarf, da aus den klareren Stellen die andern ihr Licht erhalten, weil endlich 3) die Glaubensregel, die Vergleichung der Stellen, die Beobachtung des Vorhergehenden und Nachfolgenden, die Erforschung der Quellen u. s. f. nicht etwas aufser der Schrift ist: *so ist die rechtmäfsige Auslegung der Schrift diejenige, die aus ihr durch sie geschieht.*

Wir konnten nicht umhin, diese beiden dem Protestantismus so wichtigen Sätze: die Bibel ist selbst das einzige und vollgültige Zeugnifs für ihre Göttlichkeit, und die Bibel legt sich selbst aus, in dem nothwendigen Zusammenhang, den sie nach den von der Dogmatik geführten Beweisen mit dem Wesen des Protestantismus haben, aufzuzeigen: nur so leuchtet ein, dafs diese Sätze nicht zufällig, sondern nothwendig waren für dieses kirchliche System, seine ganze Haltung dem Katholicismus gegenüber hing davon ab; auch geht daraus, wie diese Sätze gemeint waren, und aus dem Sinne, den sie im Zusammenhang haben, hervor, dafs der Rationalismus dies Recht der freien Prüfung nicht so ohne Weiteres von den Reformatoren ableiten durfte. Aber etwas Andres ist es, ob dem Protestantismus nicht in jenen Sätzen unmittelbar das, was es wollte, sich verkehrte in das, was er nicht wollte. Die Bibel soll den christlichen Geist erzeugen, sie soll die Lehre der Kirche, den Inhalt des Glaubens, die Vorschriften für das Handeln, die Gebote für die Einrichtung des Lebens bestimmen, kurz sie soll die zweckbestimmende, die berathende Gewalt sein. Und dafs sie dies Ansehn habe, soll nicht weniger aus ihr erkannt werden. Nun aber ist es doch gewifs, dafs ich ein mathematisches, physikalisches, philosophisches Werk weder im Ganzen noch theilweise verstehn kann, ohne die erforderliche Bildung, im letzten Falle ohne einen philosophisch gebildeten Geist mitzubringen, dafs ich am wenigsten einen vollendeten Aufschlufs in jenen Werken finden kann, wenn ich die Probleme gar nicht kenne, um die es sich in jenen Wissenschaften handelt, wenn ich mir nicht einmal eine Vorstellung machen kann, wie man auf solche Fragen verfallen könne. So steht ja noch heute der grofe Haufe der Philosophie gegenüber, und kann nicht begreifen, wie man die Frage aufstellen könne, ob unsrem Denken objective Realität zukomme? Kann also wohl jemand ohne religiösen Geist, ohne tieferes Bedürfnifs, ohne Verlangen des Geistes die heilige Schrift verstehn, wird sie sich ihm von selbst erschliefsen? Wenn sie sich selbst auslegte, wenn sie mit innerer Gewalt sich der Seelen bemeistern könnte, so würden wir nicht in Zeiten, wo die Bibel weiter verbreitet ist als je, die

Digitized by Google

Klagen hören, dafs das Gefühl der Knechtschaft der Sünde, der Erlösungsbedürftigkeit aus den Gemüthern gewichen, die Freude an der Eitelkeit der Welt dafür eingezogen sei. Wenn die Bibel sich selbst auslegte, würden wir nicht Uebersetzungen von ihr haben, welche alle Höhen, alle Tiefen, die der religiöse Geist in ihr findet, in eine traurige kahle Ebne ausgeglichen haben. Die lutherische Uebersetzung zeigte den Charakter und die Individualität des Reformators in jedem Verse, aber ebenso haben wir Uebertragungen, die den Charakter der Mystik, und solche, die das Wesen des blofs Verständigen nicht verleugnen können. Und war denn auch jemals die h. Schrift darauf berechnet, den religiösen Geist zu erzeugen? An wen wandten sich die Propheten, als an das in Götzendienst und Sünde versunkene Volk, das doch des wahren Gottes und seiner Wohlthaten, seiner Verheifsungen sehr wohl hätte eingedenk sein sollen; für wen ertönten die Psalmen? Setzte nicht auch Christus in seinen Zuhörern religiösen Sinn und Empfänglichkeit voraus? Niemand, sagte er, kommt zu mir, es ziehe ihn denn der Vater. Und an wen schrieben die Apostel? An schon gegründete Gemeinden, die schon zu hoher Einsicht gereift waren, bei denen das Christenthum schon die schönsten Früchte getragen hatte. Die Schriften des alten und des neuen Bundes waren also nie darauf berechnet, den Glauben zu gründen, sie waren nur ein Mittel zu seiner Stärkung, Läuterung, Befestigung, daher sie an zufällige Veranlassungen sich knüpften, und ihnen so viele Beziehungen auf Oertliches und Zeitliches anhaften. Unter vielfach bedingten Formen und Verhältnissen gaben sie doch demjenigen einen bleibenden, einen festen Ausdruck, das dem religiösen Geiste seine ewige und wahrhafte Befriedigung gewährt. Und nur weil er in diesem Ausdruck sich wiederfindet, versteht er den Buchstaben, und weifs, worauf es ankommt, erfafst den innern Zusammenhang der christlichen Wahrheiten, welchen die Bibel aus sich selbst nie gewähren könnte, und erklärt diese Schriften für inspirirte, für Schriften, durch welche Gott zu ihm redet, durch welche er seiner Offenbarung ein bleibendes Denkmal gegründet. Für den Zweck, den wir vorher erkannt haben, von dem unser ganzes Wesen durchdrungen ist, kann die Schrift nur die Mittel angeben, wie wir ihn am besten erreichen. Der Protestantismus aber in jenen Sätzen hat das Mittel zum Zweck gemacht; die Auslegung der Schrift soll uns die Glaubenswahrheiten, die Vorschriften für das Leben dictiren, das heifst, der Verstand wird zum Richter der Vernunft gemacht, das Verständnifs des Buchstabens soll dem religiösen und sittlichen Geiste seine Zwecke bestimmen. Wohl lag dies nicht in der Intention des Protestantismus, aber es lag in seinem Principe, und die Folge davon war der Rationalismus, der somit in der Wiege der Reformation gleich mitgeboren war. Baumgarten, in dem dritten Theile seiner evangelischen Glaubenslehre, wo er von dem richterlichen Ansehn der h. Schrift spricht, das er auf die beiden vorläufigen Eigenschaften derselben gründet, nämlich auf die Göttlichkeit oder den göttlichen Ursprung der Schrift, und auf die unverfälschte Aufbehaltung derselben, wie sie von Gott durch die dazu gebrauchten Werkzeuge angefertigt und uns mitgetheilt worden, und wo er dies richterliche Ansehn dahin bestimmt, dafs die h. Schrift der einzige hinlängliche Erkenntnifs- und Beurtheilungsgrund aller zum Zweck derselben, d. i. zur Vereinigung der Menschen mit Gott nöthigen Wahrheiten sei, und als Gegenstand, worauf sich das richterliche Ansehn der h. Schrift bezieht, alle solche theoretische und praktische Wahrheiten oder Erkenntnifs- und Uebungssätze, die zur Vereinigung der Menschen mit Gott, zum Genufs Gottes und zu seinem Dienste erfordert werden, angiebt, Baumgarten drückt sich folgendermafsen über den Gebrauch, der von diesem richterlichen Ansehn zu machen sei, aus: Ob etwas in der h. Schrift wirklich stehe oder versichert und behauptet werde, mufs durch rechtmäfsigen Gebrauch der Vernunft, bei Prüfung der richtigen Lesart des Textes sowohl als der richtigen Auslegung, untersucht und beurtheilt, auch regelmäfsig können dargethan und erwiesen werden. Wenn aber solche hermeneutische Richtigkeit des Verstandes der h. Schrift ausgemacht ist, so erfordert der Inhalt der h. Schrift keinen andern Beweis der Untrüglichkeit und nothwendigen Wahrheit.

Es war nach jenem Satze natürlich, dafs die Theologie ihre exegetische, philologische Richtung erhielt, eine Richtung, die namentlich für Deutschland eine ganz eigenthümliche Bildung und Anschauungsweise zu Wege brachte; aber wenn auch gleich Ernesti von der Philologie in Ansehung der h. Schrift zuerst einen Gebrauch machte, der der Rechtgläubigen

Digitized by Google

keit einst konnte gefährlich werden, so war doch sein Verfahren in dem Princip des Protestantismus und in der Theologie der orthodoxesten Lehrer seiner Kirche angebahnt und begründet; denn zeugt die Bibel allein für ihre Göttlichkeit, legt sie sich selbst aus, so finden auf sie keine andern als die philologischen Grundsätze für alle Denkmäler des Alterthums ihre Anwendung. Nun läfst sich aber auf diesem Gebiete nie etwas Andres als höchste Wahrscheinlichkeit, aber keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit erreichen; daher der Grund aller jener Spaltungen, die sich alle auf ihre Auslegung der Schrift berufen, daher die bittre Zwietracht, die sich über der Erklärung des starren Buchstabens erhob, und welche von den Reformatoren selbst ihrem Princip gemäfs genährt werden mufste. Und doch sprach sich indirect in diesen Streitigkeiten das Bewufstsein aus, dafs man von einem vor der Auslegung der Bibel ins Herz gefafsten Zwecke geleitet sei. Auch Spinoza, der Urheber der sogenannten höhern Kritik, der Erfinder vieler Grundsätze des Rationalismus, sagte in seinem tractatus theologico-politicus, dafs das Verständnifs fast aller Sachen, die in der Schrift enthalten sind, aus der Schrift allein geschöpft werden müsse; wie das Verständnifs der Natur aus der Natur selbst. Aber soll natura hier bedeuten, was sie dem Spinoza sonst bedeutet, das Universum, das All, die Substanz mit ihren unendlichen Attributen, so enthält der Satz jenen berühmten Cirkelschlufs der Naturphilosophie, auf den wir anderswo aufmerksam gemacht haben, oder ist die natura hier in dem uns gebräuchlichen Sinne gefafst, so ist gewifs, dafs die Natur sich nicht aus sich selbst erklären kann, sondern aus höhern Gesetzen erklärt werden mufs, denn sie kann selbst nie und nimmer Princip sein.

Gerade das, was die Reformatoren von aller Berechtigung in der Beurtheilung göttlicher Dinge ausschliefsen wollen, der Verstand, ward durch ihr Princip zum Richter über die Vernunft eingesetzt. Durch diese seine Stellung sah sich der Verstand aufgefordert, sein eignes, freies Gebiet zu durchmessen, und seine Gesetze im Theoretischen wie im Praktischen als die in ursprünglicher Weise nothwendigen, und die Wahrheiten der Offenbarung als die erst in abgeleiteter Weise nothwendigen aufzustellen. So kam es zu der eigenthümlichen Scheidung von natürlicher und geoffenbarter Religion, ein Unterschied, der zwar auch schon bei Kirchenvätern und Scholastikern, selbst bei den altprotestantischen Dogmatikern vorkommt, der aber erst nach dem von der Reformation ausgesprochenen und consequent durchgeführten Principe jene so vielfachen Stellungen der natürlichen und geoffenbarten Religion zu einander hervorbrachte. Bald gab sich nun die natürliche Religion die Stellung, dafs sie zu der geoffenbarten anleiten und vorbereiten, ihre Aufnahme erleichtern, ihre nöthigen Vorbedingungen und Vorkenntnisse entwickeln wollte (z. B. bei Wolf und seinen Schülern, unter andern bei dem höchst logisch gebildeten Baumgarten, bei H. S. Reimarus [Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, vgl. besonders den „Vorbericht"] und bei Andern); bald glaubte sich die natürliche Religion am deutlichsten in der christlichen Offenbarung wiedergefunden, nach Abzug alles Localen und Zeitlichen (z. B. bei mehren englischen Deisten und vielen deutschen Rationalisten), bald schritt sie auch zu offenem Gegensatze gegen die geoffenbarten Lehren fort, die sie nicht mit sich in Einklang setzen konnte.

Das Verhältnifs der natürlichen Religion zur positiven ist nun eine schwierige Frage geworden, an deren Lösung unsre Zeit noch arbeitet, und mit deren Lösung das ganze Problem seiner Beantwortung näher geführt ward, das in den einzelnen nach einander auftretenden Kirchengemeinschaften die Grundfrage gebildet hat. Um jenes Verhältnifs zu erläutern, weisen wir auf einige analoge Verhältnisse in andern Gebieten hin. In der Philosophie unterscheiden wir Logik und Metaphysik, wovon jene die Natur und die Gesetze des Verstandes entwickelt, aber die Frage nach den Principien ist ihr ganz fremd, die Principien der Logik selbst vielmehr werden erst in der Metaphysik behandelt. Zwar kann jener Natur, jener Gesetze des Verstandes kein vernünftiges Denken entrathen, und auch die Metaphysik hat keine andre Methode, Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Beweise u. s. f. zu bilden, aber weder die letzten Gründe ihres Verfahrens, noch ob unsrem Erkennen objective Realität zukomme, kann die Logik sagen. Denn die Untersuchung der Principien bleibt ihr fern. Ferner, werfen wir einen Blick auf die freien Handlungen vernünftiger Wesen, so ist es gewifs, dafs der Mensch von empirischen Verhältnissen unabhängig, frei sich entschliefsen, Pläne

Digitized by Google

entwerfen kann. Sie dürfen und können der *logischen Gesetzmäfsigkeit* nicht widersprechen, sie müssen denkbar, vorstellbar sein, und diese Uebereinstimmung mit der logischen oder natürlichen Gesetzmäfsigkeit ist in allen Handlungen das Gleiche, wie alle Körper nach demselben Gesetze fallen. Aber die Differenz in den Handlungen tritt ein durch die Principien, nach denen Einer handelt, und eben in dem Handeln nach Principien, nach der Gesinnung besteht die Freiheit. Noch auf andern Gebieten begegnet uns Analoges. Der Staat kann nicht positiv vorschreiben, was als die Wahrheit anzuerkennen sei, er kann nicht positiv den guten Willen, die Gesinnung in seinen Bürgern erzeugen, er kann nur die Bedingungen dazu geben, er kann nur durch negative Gebote oder solche Verordnungen wenigstens, die sich negativ ausdrücken lassen, das Gebiet der allgemeinen Gesetzmäfsigkeit bezeichnen; und eben so kann er für die irdische Wohlfahrt seiner Unterthanen nur die Bedingungen verschaffen u. s. f. Hiemit wollten wir also das Verhältnifs erläutern zwischen der natürlichen Religion und der positiven. Jene enthält nur die Bedingungen, die logische Gesetzmäfsigkeit, welcher keine Religion sich entziehn kann; aber ihre Begründung, die Zurückführung auf ihre wahren Principien erhält sie erst in der positiven Religion; sie für sich kann nichts behaupten, kann keine Gewifsheit, keine Versöhnung, keine sichre Hoffnung geben, noch kann sie positiv dem Menschen seine wahrhaften Zwecke bestimmen, ihm ausdauernde Kraft verleihn, und sein ewiges Heil schaffen.

Zugleich aber hat der Rationalismus, indem er ein von der heiligen Schrift selbst unabhängiges Gebiet absteckte und auszufüllen strebte, um die dort entdeckten Wahrheiten in der Schrift wiederzufinden, oder durch jene diese zu verstehn, einer über ihn selbst hinausgehenden Lösung des Problems vorgearbeitet, nur aber können die Wahrheiten der natürlichen Religion, da sie nur ein Negatives aussagen, nimmer die positive Bedeutung erhalten, die ihnen in wachsender Zuversicht der Rationalismus zugetraut hat.

Dieses also sind in Kürze angedeutet, die Gesichtspuncte, die sich mir in der Beobachtung des Rationalismus am meisten bewährt haben, wodurch ich mir theils diese merkwürdige Erscheinung zu erklären suchte, theils einen Zielpunct aufzustellen dachte, wohin diese geistige Bewegung ihre Richtung nehmen könne. Bei dem Verf. der vorliegenden Schrift habe ich manches Verwandte gefunden, obwohl ich in der Bestimmung des Zieles, das der Verf. dieser geistigen Bewegung vorschreibt, mich nicht ganz mit ihm einigen kann: das Ziel liegt bei ihm in einer gläubigeren Zuversicht, mit welcher der Mensch der Offenbarung und dem den heiligen Schriftstellern eingegebnen Worte Gottes sich zuwende, in einer Hingabe nicht blofs der Erkenntnifs, noch auch blofs des Gefühls, sondern des ganzen Menschen in den Dienst des Glaubens, in einer festeren Begründung eines kirchlichen Gemeinwesens und eines (wenngleich geläuterten) Glaubenssymbols. Dieses Ziel ist aber mehr mit der Wärme eines beredten oft schwärmerisch-begeisterten Gefühls geahnt, als mit Klarheit ins Auge gefafst. Der Verf. trägt in die Zukunft als ein Ersehntes, was er in den beengten, zweifelhaften Zuständen der Gegenwart, was er in der ersten Anlage des reformatorischen Werkes vermifst; es läfst sich nicht sagen, dafs es dem Bilde seines mit Verlangen erstrebten Zustandes des religiösen Geistes an Vollständigkeit der Seiten gebricht, wohl aber fehlt es ihm an durchgebildeter Einheit, an einem Principe, das jene allseitige Durchbildung möglich machte, und das eigentliche Geheimnifs, das Wie? erklären könnte. Wie sollten denn, wenn wir in der bisherigen Reihe fortschreiten, die Herzen der Söhne zu dem Glauben der Väter an die Inspiration umgewandt werden, wie sollte man sich über einem Glaubenssymbol vereinigen? Würde mit dem früheren Zustand nicht derselbe Antrieb wiedergegeben sein, die Reihe in bisheriger Weise wieder zu beginnen, um zu ihrem Extrem fortzugehn? Die Vorstellung über eine allseitige Durchdringung der Geisteskräfte durch die Religion, obgleich so häufig in neuerer Zeit geäufsert, und aller Anerkennung werth, ist doch etwas ganz Unbestimmtes und Unklares, so lange eben nicht das Wie? erklärt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Das Werk des Verf.'s zerfällt in zwei Bücher. Das erste Buch behandelt den Zustand der Kirche und der theologischen Wissenschaften vor dem Rationalismus (S. 1—103), das zweite den Ursprung und Fortschritt des Rationalismus (105—452). Das erste Buch hat, näher betrachtet, den Zweck, die „entfernten Ursachen" des Rationalismus aufzusuchen. Als erste entfernte Ursache des Rationalismus führt der Verf. an (S. 6) die Unzulänglichkeit der Principien der Reformatoren, um sich auf lange Zeit an Stelle der alten Kirche setzen zu können. Hätten sich freilich, sagt der Verf., Luther und seine Schüler einfallen lassen, ihre eigne Vernunft mit den bestehenden Lehren in Gegensatz zu bringen, so hätte das Volk, das man nur zu oft als obersten Richter in der Polemik aufgerufen hatte, sie als Freigeister behandelt und hätte sie zu gleichem Loose verdammt, wie damals die Gottlosen und Häretiker; aber in der Ueberzeugung, dafs die Reformatoren nur das Licht unter dem Scheffel hervorziehen wollten, machte es keine Schwierigkeit, sich unter das Panier der höchsten Autorität zu stellen. Zwar waren die Reformatoren genöthigt, etwas zur Bibel hinzuzufügen, nämlich die Glaubensbekenntnisse, aber diese hatten nur den Zweck, denen gegenüber, die sie des Unglaubens beschuldigten, Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen; in ihren Augen waren die Glaubensbekenntnisse nichts als die biblische Lehre, nach ihren Hauptmaterien geordnet; sie waren um so zu sagen nichts, als ein Programm, das die Analysis des ursprünglichen Christenthums enthielt. Der Verf. wiederholt in der Anmerkung: das ist, ich sage es noch einmal, die schwache Seite der Reformation, dafs sie keine Auctorität aufzustellen wufste, von der man nicht konnte appelliren. Man sieht gleich an dieser Aeufserung, wie der Verf. am liebsten den Rationalismus gleich im Keime erstickt gesehn hätte; mit um so gröfserem Widerwillen und Bewufstsein eigner Ohnmacht sieht er ihn nachher sich entfalten und ausbreiten. Aber jedenfalls hätte durch ein entscheidendes Glaubenssymbol, womit der Protestantismus die Auslegung der Schrift gleich anfangs als eine für die Kirche und jeden Einzelnen vollendete hingestellt hätte, die neue Kirche sich der katholischen ganz gleich gemacht und wäre unrettbar wieder von dieser verschlungen worden. Jedenfalls hätten durch diese Maafsregel die Reformatoren Deutschlands ihrem Gebäude keinen auf die Dauer berechneten Unterbau gegeben, und die Schwierigkeit gehoben, welche der Verfasser (S. 10) mit scharfem Auge an ihrem Unternehmen entdeckt hat. Er sagt, es läge allerdings etwas höchst Edles und Erhabnes in dem Entschlufs, nur Gottes Wort als die alleinige und einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens anerkennen zu wollen; aber käme man von diesem ersten Eindruck zurück, so bemerke man, dafs das Gebäude, welches die Reformatoren auf einer scheinbar unverwüstlichen Basis aufgeführt hätten, welche alle Angriffe des menschlichen Geistes zu schanden mache, doch nur ein in die Luft gestelltes Gebäude sei; denn aufser der Frage, ob diese Bibel, die das höchste richterliche Ansehn haben soll, in Wahrheit das Wort Gottes sei, müsse man dem drängenden Frager auch darthun, dafs diese Uebersetzung, die du Luther, davon machst in gemeiner Sprache, dafs diese wirklich dies göttliche Wort wiedergiebt, und hier habe Luther mit einem sic volo, sic jubeo geantwortet.

Der Verf. widmet eine genaue Auseinandersetzung dem Beweise, dafs die Rationalisten sich mit Unrecht

Digitized by Google

auf die beiden deutschen Reformatoren berufen, mit ihrer Freiheit des Denkens, einer Eroberung des 15ten Jahrh., welche indefs „da sie nur die gute Seite des Rationalismus, nicht der Rationalismus selbst ist, ohne Zweifel zum Ruhme besser begründeter religiöser Principien ausschlagen wird, als die Luthers waren, und welche unser Jahrhundert vielleicht berufen ist, einzusetzen" (S. 24, es ist dies eine von jenen in der Begeisterung concipirten unbestimmten Vorstellungen, die alles irgendwie Berechtigte zur Vollständigkeit des ersehnten Bildes zusammenzufassen suchen, wovon wir oben sprachen). Wohl aber ist der Verf. der Meinung, dafs die von den Reformatoren aufgestellten Principien, nämlich die Aufstellung der Autorität der heiligen Schriften und der symbolischen Bücher an Stelle der Autorität des Tribunals der Kirche, gegründet sowohl auf die Bibel als auf die Tradition, eine entfernte aber unabweisbare Ursache der Erscheinung des Rationalismus waren. Unsre früher entwickelte Ansicht unterscheidet sich also von der des Verf.'s so, dafs wir in dem Princip der Reformation selbst positiv den eigentlichen Grund zum Rationalismus entdecken, der Verf. sieht einen nur entfernten Anlafs in der Abwesenheit von etwas, was seiner Denkart nach dem Reformationswerk nothwendig gewesen wäre. Jedoch hat er nicht bestimmt angegeben, in welcher Weise die Reformatoren dieses Fehlende hätten ergänzen, und ihrem Werke Schutz gewähren können. Als das Bollwerk der neuen Kirche und als unterscheidendes Merkmal der religiösen Denkart der Reformatoren von der des Rationalismus bezeichnet der Verf. das Princip der Inspiration, das sie der Idee einer übernatürlichen und unmittelbaren Offenbarung Gottes, welche in den Schriften niedergelegt sei, hinzufügten. Er sagt (S. 21): „Man sieht in der That nicht ein, wie der Protestantismus sich hätte behaupten können, wenn er diesen Glauben an die Inspiration der Bücher verschmäht hätte, die seinem Glauben und Leben zur Grundlage dienen. Nehmet diesen Glauben seinen Kirchen, und ihr beraubt den Protestantismus seines religiösen Charakters, ihr macht daraus ein System der Schule, welches mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit in der Ausführung seiner Lehren haben wird, aber ihr werdet niemals eine Religion im eigentlichen Sinne dieses Wortes daraus machen, weil ihr derselben ihre erhabne Sanction nehmt; oder vielmehr, ihr liefert sie ohne Vertheidigung, gebunden an Händen und Füfsen, dem ersten Logiker aus, der sie in Katholicismus oder in Pantheismus verkehren wird. Es giebt nichts Mittleres zwischen den beiden Lehren, als der Glaube an das Wort Gottes, aufgenommen in einem einfachen und gläubigen Herzen". Sehr wahr! Indefs hat sich auch der Glaube an die Inspiration, der, wie die Dogmengeschichte zeigt, unendlich mannigfaltiger Fassungen fähig ist, wenn es auf seine wissenschaftliche Bestimmung ankommt, und in dessen Ausdehnung oder Beschränkung, in dessen qualitativer Vorstellung, in dessen Erklärung u. s. f. vielleicht nicht zwei unter allen theologischen Schriftstellern seit den ersten christlichen Zeiten übereinkommen, dieser Glaube hat sich niemals aus den Gemeinden, noch aus den dogmatischen Werken verloren, ja er spielt in veränderter Form bei demjenigen Schriftsteller, in welchem der Verf. den Rationalismus auf die äufserste Spitze getrieben findet, bei David Straufs eine gar wesentliche Rolle, denn was nach ihm die Schriftsteller des N. T. antrieb, was den Gang ihrer Vorstellungen, was selbst die Form, in der sie die religiösen Ideen niederlegten, bestimmte, war der mit innerer, natürlicher Nothwendigkeit zu diesen Anschauungen entwickelte Geist der Menschheit, der für Straufs mit dem zu immer höheren Stufen seines Selbstbewufstseins sich entfaltenden göttlichen Geiste Eins ist. Vom Rationalismus überhaupt ist der Glaube an Inspiration nicht zu trennen, und er kommt auch in diesem System in den verschiedensten Formen vor, denn auch er hält die Bibel für das Wort Gottes und will die Bibel aus sich selbst erklären, und sucht das, was er für Wahrheit hält, auch wenn sie genau besehn, auf dem Boden der natürlichen Religion erwachsen ist, aus dem Buch der Bücher zu bestätigen. Der dogmatische Ausdruck, den der Glaube an Inspiration erlangt, ist freilich immer von den verschiedenen dogmatischen Systemen abhängig; dies ist aber ein Beweis dafür, dafs der Glaube an die Inspiration nicht das Erste, nicht die unumstöfsliche Voraussetzung, wie bei den alten protestantischen Dogmatikern, sondern ein Abhängiges, Abgeleitetes ist. Aber nothwendig vorkommen mufs er in einer Religion, die, um mich mit Mohammed auszudrücken, ein geschriebenes Gesetz hat. Nach diesem könn

Digitized by Google

wir nicht ganz mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er die Frage nach der Inspiration für die *pierre de touche du rationalisme* erklärt (S. 37); er selbst hat in der Erörterung des Wittenberger Professors und Superintendenten Calow, eines der rechtgläubigsten Lehrer, und unversöhnlichen Feindes des Synkretismus und Aller, die von der Augsburger Confession abwichen, in den Erörterungen dieses Theologen über Offenbarung und Inspiration Sätze entdeckt, welche dem Rationalismus trefflich vorarbeiteten, und in der That die Wolfische Schule in der Theologie hat keine anderen Sätze vorgetragen über die Offenbarung und Inspiration als Calow, und doch war nach unsrer Ansicht mit jener Schule der Rationalismus entschieden da. An jener Lehre von der Offenbarung und Inspiration läfst sich also kein ganz sichres Criterium in der Unterscheidung theologischer Systeme gewinnen, es kann nur ein Criterium von secundärer Bedeutung sein. Und wenn sich der Supranaturalismus, dessen sich der Verf. rühmt, und den er freilich im Gegensatze gegen die geschichtlichen Erscheinungsformen des Rationalismus so consequent und streng als möglich zu halten, leichte Arbeit hat; — er stellt sich auch über die strengsten Offenbarungsgläubigen unsrer Zeit hinaus, und findet in ihnen allen ein rationalistisches Element, aber er stelle nur selbst ein dogmatisches Lehrgebäude auf, um jene seine hohe Stellung zu bewähren! — wenn also des Verf.'s Supranaturalismus keine festere Basis hat, als dafs er „die alte Vorstellung von der Offenbarung und Inspiration als wesentliche Elemente festhält", was er den alten protestantischen Dogmatikern als Ruhm nachsagt (S. 26), so kann er sich wenig Einflufs auf die Jetztzeit versprechen, und kann seine Kritik des Rationalismus, was sie denn wirklich ist, am wenigsten eine durchdringende, sondern nur eine negative, ablehnende sein. Gerade weil man dem, was er für das Erste, unverbrüchlich Feste will gehalten wissen, diese Bedeutung gab, war dem Rationalismus der Anstofs gegeben.

Indem der Verf. zu einem Ueberblick über den Zustand der Theologie in Deutschland seit dem Tode der Reformatoren bis zur Verbreitung des Spener'schen Pietismus fortging, konnte er den alten protestantischen Dogmatikern wohl das, was wir eben bemerkten, als Ruhme nachsagen, aber er tadelt sie, dafs sie ihre Kräfte und Einsichten auf subtile Untersuchungen über das Verhältnifs der Gnade und des freien Willens, über das Wesen der Erwählung und Prädestination u. a. Fragen verschwendet hätten. Aber in diesen Fragen hat sich in ihrer Art und ihrem Erkenntnifsprincip gemäfs bisher jede christliche Dogmatik versucht und wird sich auch ferner versuchen, denn es strebt darin die Grundfrage der Dogmatik nach Lösung, weil das Wesen der Religion selbst in der Freiheit gegründet ist. Dafs unter diesen dogmatischen Forschungen jenen Theologen die Salbung, ihren Predigten die Richtung auf das religiöse und moralische Leben grofsentheils wenigstens fehlte, das lag eben an der Schranke, welche der inspirirte Buchstabe, mit höchstem richterlichen Ansehn umgeben, setzte, und der Verf. hat Recht, wenn er sagt: ihr strikter Supernaturalismus war nichts andres als Antipapismus und Anticalvinismus, und wenn sie nur in der Schrift ein Wort fanden, das sie einem Katholiken oder Reformirten an den Kopf werfen konnten, in der Absicht, denselben ihnen zu zerschmettern zum höchsten Ruhme des lutherischen Gottes, waren sie unbekümmert, ob ihre Methode sich vertrug oder nicht mit einer erleuchteten Vernunft. Daher nun die strenge Behauptung der Inspiration von jedem Wort, jeder Redensart, von jedem Jota, selbst von der Punctation. Und dieses war ganz consequent, wenn einmal der Buchstabe richterliches Ansehn erhalten hatte. Eben so richtig war es, den Gebrauch der Vernunft vollständig zu untersagen, sie ein Werk des Satans zu nennen, während doch die Streitigkeiten nur mit den erbitterten Waffen des Verstandes geführt wurden. Der Verstand war in dieser Periode schon vollständig Herr über die Vernunft geworden. Gerade in dieser Richtung ist diese Periode nicht ohne Verdienst, indem sie theils auf das scharfsinnigste die feinsten confessionellen Unterschiede entdeckte (besonders Gerhard und Chemnitz), theils die dogmatischen Materien auf das vollständigste behandelte, theils eine verständige Methode zur Bearbeitung der Dogmatik aufstellte, und in schnellen Progressen vervollkommnete. In der Methode, in der klaren Beweisführung kann auch unser Zeitalter von jenen Theologen lernen.

Wir haben also gesehn, wie der Verf. die erste entfernte Ursache des Rationalismus in der Grundlage des Protestantismus fand; eine zweite findet er (von S. 44 an) in der Verbreitung des Pietismus. Spener

Digitized by Google

betrachtete, wie der Protestantismus und wie alle jene Systeme, die sich an diesen anschlossen, das göttliche Wort als die Quelle der Wahrheit, er suchte und fand in ihm die Lösung aller moralischen und religiösen Fragen, aber in seiner Behauptung, dafs göttliche Dinge nicht könnten behandelt werden als von Menschen, die vom Geiste Gottes erleuchtet und ergriffen seien, dafs der wahre Theolog ein Wiedergeborner sein müsse, ohne welches die Theologie nicht mehr eine göttliche, sondern rein menschliche Weisheit sei, ging er zu einem über dem geschriebenen Worte hinausliegenden Principe fort, welches ihm die symbolischen Bücher durchaus entbehrlich machte, welches ihm ein Kriterium zwischen wesentlichen und unwesentlichen Bestandstücken der Lehre gab. Daher denn diese Richtung und ein mit ihr verwandtes praktisches Bestreben sich durch die ganze Entwicklung der neuern Theologie hinzog, als eine Ergänzung der Leistungen des Rationalismus auf theoretischem Gebiete. Aber gerade jenes beides, die Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in Sachen der Lehre, und die keineswegs geheimgehaltne Abweichung der symbolischen Bücher nennt der Verf. die schwache Seite des Pietismus, da sich doch gerade hierin seine Stärke zu erkennen gab, und die Schwäche der orthodoxen Dogmatiker, die ihre symbolischen Bücher nicht zu halten wufsten. Warum doch wufste sich der Pietismus damals zu rechtfertigen und auszubreiten, wenn, wie der Verf. bemerkt, „eine Kirche nie bestehn kann ohne ein Panier, um welches sich ihre Glieder sammeln und sich erkennen können. Die Bibel allein ist kein Panier, man müfste denn der Meinung sein, dafs die tausende von Farben, mit denen man sie buntscheckig bemalt, sehr gut dazu geeignet sind, um sich gegenseitig zu erkennen. Im Grunde sind die Glaubensbekenntnisse von wesentlicher Bedeutung für jede religiöse Gemeinschaft; es handelt sich nur darum, sie zu reinigen und sie den ewigen Rechten der Vernunft und des Glaubens conform zu machen. Aber die schwache Seite Speners und seiner Freunde war die dem Protestantismus anhängende Freiheit, in Kraft deren sie, als intelligente und moralische Wesen, zeigen zu können behaupteten, die symbolischen Bücher seien nicht nöthig" u. s. f. (S. 50). Allein warum begrüfst in diesem Falle der Verf. das Auftreten Speners mit solcher Freude, eines Mannes, der tiefbetrübt über den Zustand der christlichen Kirche in seinem Vaterlande, sich entschlofs, sein ganzes Leben der Verbesserung desselben zu weihen (S. 44), wenn doch der bessre Zustand in einer Periode zu suchen ist, wo das Ansehn der symbolischen Bücher noch unerschüttert war, und aller Scharfsinn aufgeboten ward, um jedes Wort auch dieser „mittelbar" inspirirten Schriften zu halten. Die Reinigung symbolischer Bücher, um sie dem ewigen Rechte des Glaubens und der Vernunft conform zu machen, ist ein Unternehmen, das sich auf die Redensart beschränkt, das wenigstens ohne allgemeine Concilien, ohne Patriarchen und einen Papst nicht möglich ist. Und selbst dann würde die Vernunft sich immer beklagen, zu kurz gekommen zu sein, und nach einigen Jahren das Werk des Fleifses und der Ueberredung umstürzen.

Der Verf. berichtet nun weiter, wie die beiden in heftigem Streit entbrannten Parteien der orthodoxen lutherischen Theologen und der Pietisten sich gegen einen furchtbaren Gegner des lutherischen Gebäudes einmüthig und versöhnt erhoben hätten, gegen die Wolfische Philosophie, deren Erscheinung auf die alten, der Gewohnheit folgenden Häupter der Theologie den Eindruck eines Medusenhauptes gemacht habe und welche dazu bestimmt gewesen sei, das Maafs aller der Fehler voll zu machen, welche den letzten Stofs dem Lutherthum gaben, indem sie die unmittelbare Erscheinung seines Siegers, des Rationalismus hervorriefen. Der Verf. bemerkt, wie die damals gemachten Versuche verdienstvoller Theologen (Pfaff, Bengel, Mosheim, Carpzow, Walch, Crusius u. s. f.) die Vereinigung wissenschaftlicher Bemühungen und frommen Lebens in den lutherischen Kirchen zu erzielen, nicht den Erfolg gehabt hätten, den drohenden Gegner in seinen Eroberungen aufzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Als dritte Ursache des Rationalismus führt der Verfasser den Einflufs Wolfs auf die Theologie an. Er sagt: „die demonstrative Philosophie, indem sie Einflufs gewann auf die Fragen, die eben so sehr auf das Gefühl des Menschen, wie auf die Geschichte Bezug haben, eben so sehr auf die innern Thatsachen seines Bewufstseins wie auf die äufsern Thatsachen, die davon die Symbole oder nur der Ausdruck sind, hat gar sehr dem eigentlich sogenannten Rationalismus den Weg gebahnt, d. h. dem unvollständigsten Christenthum, welches nur die Einbildungskraft des Menschen erschaffen konnte, ohne die Kritik bis zur Verspottung fortzutreiben, wie es der Naturalismus thut; denn die Philosophie Wolfs war vorzugsweise eine Philosophie, ganz auf die menschliche Vernunft gegründet, während das Christenthum die Wissenschaft eben so sehr auf die Vernunft, wie auf das Gefühl, oder vielmehr auf alle vereinigten Kräfte des menschlichen Wesens gründet" (S. 74 f.). „Doch war dies noch nicht der Rationalismus, weil man noch an das übernatürliche Element in den h. Schriften glaubte, und weil die Vorstellung von der Inspiration noch nicht ganz verbannt war" (S. 74). Und dem Urheber dieser Richtung, dem Leibnitz, schreibt der Verf. das hohe Verdienst zu, dafs alle seine Arbeiten darauf hingingen, den religiösen Glauben und die Vernunft, die Philosophie und die Theologie mit einander in Uebereinstimmung zu setzen (S. 57). Wenn es aber, um von dem Letzten anzufangen, das Streben jenes grofsen Philosophen war, die Uebereinstimmung des religiösen Glaubens und der Vernunft nachzuweisen, so mufste doch diese Uebereinstimmung zweifelhaft geworden sein, die Möglichkeit davon aber hat der Verf. nicht nachgewiesen, überhaupt gar nicht, wie innerhalb des Protestantismus die Frage nach jenem Verhältnifs auftreten konnte. Davon hing aber Alles ab, wenn die Ursachen des Rationalismus sollten erforscht werden. Dafs aber jene Frage aufgestellt wurde, lag einfach darin, dafs der seiner Stellung, die er durch das Princip des Protestantismus erhalten hatte, inne gewordene Verstand sein eignes Gebiet und seinen reinen Inhalt sich zur Vorstellung brachte, und in noch fernerer Aussicht die Aufstellung eines Principes hatte, durch welches ihm das Verständnifs der Offenbarung möglich sein würde. Leibnitz fand die Schwierigkeit, die in dem bereits ausgebrochenen Zweifel, dem schon zu argen Dissonanzen fortgeschrittenen Mifsverhältnifs lag, vor, diesen Theil der Aufgabe hatten schon mehre englische Deisten und unter den Franzosen in eigenthümlicher Weise Bayle sich angelegen sein lassen, und Leibnitz, dessen weitreichende Forschungen an die fernsten Puncte des wissenschaftlichen Lebens, wo sie nur immer zerstreut waren, anknüpfte, und von ihnen aus in immer neuen Wendungen, in stets eigenthümlicher Weise der geistreichen Auflösung zustrebte, die nirgend als System aber stets als einziger, fest im Auge behaltner Zweck vor seinem Geiste steht, Leibnitz suchte einen Weg, um die Entzweiten zu versöhnen. Es war zum ersten Mal, dafs die Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften, die die Principien aller Wissenschaften untersucht, in die protestantische Theologie eindrang, und wie es überhaupt in ihrer Aufgabe liegt, zu zeigen suchte, welches die Principien des religiösen Ich, welches der Zusammenhang des religiösen Bewufstseins mit dem Universum und mit Gott überhaupt sei. Denn für die Theologie ist das religiöse Ich eine nicht weiter abzuleitende Thatsache, die Philosophie aber geht wieder auf das Universum zurück. Derjenige Theolog, der neuerdings das Verhältnifs der Philosophie und Religion aufzuheben suchte,

Digitized by Google

wies eben der Philosophie nur das ganz Abstracte, das rein Universelle zu, und der Religion das Lebensgefühl des Ich, und dachte sie so zu isoliren und aufser Beziehung auf einander zu bringen; aber er fragte nicht nach den Principien des Ich, denn mit dieser Frage wäre die festgestellte Grenze aufgehoben gewesen. Leibnitz aber war von einer solchen Trennung weit entfernt, und die Philosophie kann sie überhaupt nicht zulassen. Indem er nun alle geschaffnen und abgeleiteten Monaden durch fortwährende Ausstrahlungen der Gottheit — dieses einzigen, in sich selbst nothwendigen zureichenden Grundes, der Existenz der Welt gegenüber, die nichts ist als die Gesammtheit der für sich zufälligen Dinge — durch Ausstrahlungen entstehn liefs, welche durch das Maafs der Empfänglichkeit der Creatur begrenzt sind, denn der Creatur ist es wesentlich, ein begrenztes Wesen zu sein; indem er dem Geiste eingeborne, allgemeingültige Principien, leicht zu entdeckende Theoreme, die Grundsätze natürlicher Wissenschaften, so wie alle Wahrheiten, die aus den eingebornen Ideen folgen, als einen ursprünglichen Fonds anwies, und die Erkenntnifs nothwendiger und ewiger Wahrheiten als das, was uns von den Thieren unterscheide, als das was in uns die vernünftige Seele oder der Geist heifse, bestimmte, indem er dem Menschen, als einem Bilde Gottes, das er auch in seiner Freiheit erblickte, Theilnahme zuschrieb an den ewigen Wahrheiten oder Ideen, deren Ort der göttliche Verstand ist, und die Vollkommenheiten unsrer Seelen nur als die begrenzten göttlichen Vollkommenheiten dachte: löste er auf eine Weise, die langdauernden Nachklang hinterliefs, die Frage über die Principien des religiösen Ich, über sein Band mit dem Universum und mit der höchsten Ursache. Aber er wollte nicht, dafs seine Ableitung des religiösen Selbstbewufstseins eine den ganzen Inhalt desselben umspannende sei, sonst hätte er es für möglich gehalten, die Mysterien durch die Vernunft zu beweisen. Doch kann die Offenbarung nicht der Vernunft widersprechen, welche Theil hat an dem Ort der ewigen Wahrheiten und der Ideen, aber sie kann über die Vernunft gehn, denn sie enthält Wahrheiten, die nicht in der Verkettung der Wahrheiten liegen, die wir durch das natürliche Licht kennen, aber sie widerspricht keiner der Wahrheiten, auf welche diese Verkettung uns führen kann. Doch war eben damit ein Criterium zur Beurtheilung dessen gegeben, was für geoffenbarte Lehre sich ausgab; freilich ein unsichres, und nur zu sehr in die Willkür gestelltes, da diejenigen Lehren nicht Lehren der Offenbarung sein konnten, die der Vernunft widersprechen, gegen die wahren Offenbarungslehren aber nur von einer irrenden, verfinsterten Vernunft Widerspruch erhoben werden konnte. War ferner die Offenbarung die Ergänzung der eingebornen Wahrheiten und der aus diesen mit Nothwendigkeit abgeleiteten Wahrheiten, eine solche Ergänzung, die nicht in der Reihe jener Verkettung liegt, so war der Beweis einer Nothwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung, den die Wolfianer zu führen suchten, keine so überflüssige Frage, wie der Verf. sie (S. 64) auffafst; auch wie die Sachen jetzt stehn, liegt ein sicher Beweis der Theologie ob, wenn auch nicht der Dogmatik, doch in der Apologetik. Die Unterscheidung zwischen den absolut nothwendigen und den hypothetisch nothwendigen Wahrheiten der Vernunft oder deren Nothwendigkeit nur von den von Gott eingesetzten Naturgesetzen abhängt und daher auch von Gott verändert werden kann, diese Unterscheidung die der Verf. anführt (S. 58) und worauf er bei Leibnitz das Hauptgewicht legt, ist nur eine in jenem System sehr wenig begründete Ausflucht, um eine Nacht über dem natürlichen Gang der Dinge denkbar zu machen. Wäre diese Ausflucht ernstlich gemeint und consequent verfolgt, so könnte sie auch den Werth der absolut nothwendigen Wahrheiten zerstören, und damit das ganze System des Philosophen zu Nichte machen. Die Anwendung der Leibnitzischen Philosophie auf die Theologie hatten immer etwas Zweifelhaftes; sie konnte ohne Weiteres den consequentesten Rationalismus hervorbringen, den später eine zum Theil Leibnitz zurückgehende Naturphilosophie in ihrer Anwendung auf die Theologie erst hervorrief, sie konnte aber auch, wenn die Anhänger des Systems die dem Urheber überall vorsichtig, aber nicht immer hinreichendem Grund gesetzten Schranken einhielten, jenen rationalen Supranaturalismus zur Folge haben und in dieser Gestalt ist wirklich geschichtlich der Rationalismus zuerst in Deutschland aufgetreten. Einflufs der Leibnitz-Wolf'schen Phil. auf die Theologie war die erste Phase des Rationalismus und nesweges blofs eine Ursache davon, wie der Verf. Denn sollen wir mit dem Verf. Semler für den

Digitized by Google

Anfang des Rationalismus halten, so können wir billiger Weise fragen, auf welchem Boden denn jene vereinzelten Grundsätze Semler's, die ihm namentlich zur Beurtheilung des Geschichtlichen dienten, die die leitenden Principien seiner Kritik waren, ursprünglich begründet waren, und das kann gewifs nur der Rationalismus der von Wolf ausgehenden Schule und das rationalistische Element des Pietismus sein, der übrigens auch Einige aus der Wolfischen Schule stark tingirte. Wir sagen nicht, dafs die Philosophie des Leibnitz Rationalismus war, und überhaupt sollte man davon abstehn, ein System der Philosophie rationalistisch zu nennen, da nur erst in seiner *Anwendung* auf die Theologie sich die Erscheinung des Rationalismus erzeugt: es ist dies ein Mifsbrauch des Ausdrucks. Aber soll man die Anfänge des Rationalismus erst in späteren Zeiten suchen, wenn man sie deutlich genug in den Merkmalen finden kann, welche Wolf aufsteckt, um daran eine göttliche Offenbarung zu erkennen? und welche der Verf. S. 63 f. angiebt. In diesen Merkmalen ist es evident, dafs der Verstand als Richter über die Vernunft eingesetzt worden. Diese Auseinandersetzung Wolfs bildet den Grundton, der sich durch alle Untersuchungen seiner trefflich logisch gebildeten und gleich ihrem Meister mit grofser Erudition ausgerüsteten theologischen Anhänger hindurchzieht, wo sie die ersten Fragen der Dogmatik untersuchen, und die Grundlagen derselben aufstellen. Wir erinnern nur an Baumgarten, den grofsen Lehrer Semlers, der gleich im Eingang zu den Erörterungen über die h. Schrift diese Lehre zu den *gemischten* Glaubenslehren rechnet, „indem der göttliche Ursprung, die Glaubwürdigkeit und Verbindlichkeit der h. Schrift auf eine von ihren Aussprüchen unabhängige Weise aus natürlich bekannten Wahrheiten und den daraus erweislichen Merkmalen dargethan werden mufs". Man vergleiche, was er weiterhin über die zwei Arten göttlicher Offenbarung sagt, wie er die Inspiration begründet, was er über die Merkmale oder Unterscheidungsstücke der canonischen Bücher lehrt, nach denen in allen einzelnen Fällen die Beurtheilung derselben anzustellen sei (wohin er unter andern auch das Merkmal rechnet, dafs der ganze Inhalt eines solchen Buches wahr sei und keiner Unrichtigkeit überführt werden könne, sondern dafs ein solches Buch und der Inhalt desselben mit der natürlichen Offenbarung Gottes in richtigem Verhältnifs stehe, sowohl der Uebereinstimmung, ihr nie zu widersprechen, als auch des erweislichen Vorzugs, dafs die Unvollständigkeit der natürlichen Erkenntnifs dadurch ergänzt werde, und dafs diese Zusätze und Erweiterungen der natürlichen Erkenntnifs Gottes zu dem Endzweck der nähern Offenbarung Gottes dienlich und erforderlich seien), man vergleiche seine Aeufserungen über den Inhalt der h. Schrift, über den Schriftsinn, vor Allem aber seinen durch alle Stadien durchgeführten, an Vollständigkeit und Klarheit unübertrefflichen Beweis für die Göttlichkeit der h. Schrift. Die erste Art des Beweises wird von Baumgarten aus solchen Merkmalen des göttlichen Ursprungs hergenommen, die aus natürlich bekannten Wahrheiten erwiesen werden können. Und zwar besteht das erste Merkmal in der erweislichen Richtigkeit des Inhalts (man vgl. die Ausführung dieser Abtheilung), das zweite in dem richtigen Verhältnifs gegen die natürliche Erkenntnifs Gottes, das dritte in der Verknüpfung eines solchen Buches mit unleugbaren Wirkungen Gottes; die zweite Art des Beweises, die als der a posteriori geführte dem aus der Sache geführten zur Ergänzung dient, wird denn aus eigner und fremder Erfahrung der durch die Schrift hervorgebrachten Veränderungen geführt.

Ueberhaupt ist der Verf. gegen die Theologen aus der Schule Wolfs sehr ungerecht; am meisten verstimmt ihn ihr verständiges, demonstratives Wesen, da nach seiner dunklen Vorstellung ein Gemisch von Vernunft, Gefühl, und ich weifs nicht welchen andern Kräften der Seele ihn mehr befriedigt hätte. Es ist gewifs unrichtig, was der Vf. sagt, dafs die Wolfianer, da sie die Gewaltsamkeit der Sarkasmen des feindlich einbrechenden Naturalismus nicht aushalten konnten, der Mühe unterlagen und dem Rationalismus die Sorge überliefsen, den Platz besser zu vertheidigen; indem sie so die Waffen niederlegten, gestanden sie nicht allein ihre eigne Ohnmacht ein, denn mehre von ihnen standen ohne Zweifel auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, sondern sie machten noch durch ihre Flucht die Zerbrechlichkeit des lutherischen Werkes kund, das von seiner Geburt an schlecht bestellt war (S. 65 vgl. S. 80), denn fürwahr, dem Naturalismus, so weit diesem überhaupt eine wissenschaftliche Macht gewachsen ist, und so weit er nicht in der Verkehrtheit des Willens seinen Grund hat, war die Wolfische Theologie

Digitized by Google

vollständig gewachsen, auch war dasjenige, was man dem Naturalismus mit Glück entgegenstellte, auf dogmatischem Gebiete noch die Errungenschaft der Wolfischen Theologen, auf historisch-kritischem die auf jenem Gebiete begründete geschichtliche Ansicht. Den Anhängern Wolfs ward erst durch Kant die Grundlage entzogen, und seit man an der Kritik Kants zu zweifeln anfing, erhoben sich auch die von den Theologen der Wolfischen Periode aufgestellten Beweise wieder zur Gültigkeit, und spielen noch heute eine grofse Rolle. Uebrigens ist von der *Kritik* Kants, so sehr dieselbe in die Metaphysik eingriff, doch die Theologie nicht gleich stark berührt worden.

Dafs aber der Verf. in der Theologie Wolfs und seiner Anhänger den Rationalismus nicht sah, daran hindert ihn seine ganz äufserliche Demarcationslinie, nämlich die Annahme einer übernatürlichen Offenbarung und der Inspiration. Aber so äufserlich wie diese Demarcationslinie ist, so schwankend ist sie, denn wie wir oben von der Inspiration gezeigt haben, so ist auch eine Spur wenigstens des Glaubens an übernatürliche Offenbarung aus keinem einzigen dogmatischen Lehrgebäude hinwegzuleugnen, weil sie sich doch alle mit den geschichtlichen Facten des Christenthums, oder wenigstens mit der Vorstellung von Thatsachen zu thun gemacht haben, deren Erzeugung einen über dem Treiben jenes Zeitalters durchaus erhobenen Anstofs voraussetzte. Unbrigens können wir den Vf. in dieser Sache mit seinen eignen Waffen schlagen; denn er hält alle Theologen unsrer Zeit, sie mögen noch so sehr für rechtgläubig gehalten werden, und mit allem Eifer auf den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, an die Inspiration der Schrift dringen, für Rationalisten, blofs — sich selbst nicht, wiewohl gerade aus den Prämissen, die er festzuhalten sucht, der Rationalismus sich deduciren kann.

Der Vf. giebt endlich eine vierte und letzte Ursache des Rationalismus in dem Eindringen des englischen Naturalismus und französischen Deismus an. Mit diesem Eindringen setzt er die Erscheinung des Rationalismus in die genaueste Verbindung, und zwar auf folgende Weise: Bei Gelegenheit der Wolfenbüttler Fragmente und des Eindrucks, den sie machten, sagt der Vf.: „Man mufste sehn, wie auf dem Gebiete der Logik Lessing alles in Stücken schlug, was die Theologen der Wolfischen Schule an Material herbeibrachten, um die weiten Risse, die er in den Tempel des Glaubens gemacht hatte, wiederherzustellen. Das Publicum war so wenig auf ihrer Seite, dafs die Einsichtsvollsten unter den Kämpfern die Waffen streckten; Andre, die für den Stamm des Baumes fürchteten, den sie tief verehrten, scheuten sich nicht, ohne Unterschied alle seine Zweige abzuschlagen, um diesen unförmlichen Gegenstand in Schutz zu bringen vor den gewaltigen Stürmen der Opposition, indem sie es nicht für hinreichend hielten, blofs die abgestorbenen und unnützen Aeste auszuschneiden. Diesem Schrecken einiger Theologen, auf das Gerücht von dem von Lessing erhobenen Sturme, verdankt man die Geburt des Rationalismus. Ja dieses war das Verfahren, welches gelehrte und bis auf einen gewissen Punct sehr fromme Männer glaubten einschlagen zu müssen: sie bildeten sich ein das Fahrzeug retten zu können, wenn sie Mast, Segel, Tauwerk und selbst den Ballast ins Meer würfen, und diese Männer sind in der Geschichte bekannt unter dem Namen Ernesti, Semler und Henke" (S. 100). „Der Rationalismus trat also damals ins Dasein, in Deutschland, in jener Epoche des Verfalls in den christlichen Ideen, der in Europa gegen die andre Hälfte des 18. Jahrh. eintrat, und als eine wesentlich negative Philosophie, welche damals in der öffentlichen Meinung die Herrschaft führte, die Theologen nöthigte befsre Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen wenn sie nicht wollten, dafs die Wissenschaft gänzlich mit dem Christenthum bräche. Da machten sich Einige ans Werk, und indem sie diesem Götzen der Wissenschaft ein Pfand ihres guten Willens geben wollten so wie sie ihm den Wunsch auszudrücken bestrebt waren, seine Gunst sich zu erwerben, so begnügten sie sich nicht als Princip aufzustellen, dafs das Christenthum nichts Feindliches habe gegen die menschliche Vernunft, sie gaben auch ihre Einstimmung dazu, den alten Glauben alles dessen zu entledigen, was die menschliche Vernunft ihrer für unwürdig hielt".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Edmond Saintes.

(Schlufs.)

Man begreift, wie auf solche für die rationelle Philosophie so einladende Worte hin, der Naturalismus, der kein Echo unter den Massen namentlich im Herzen der Landbewohner fand, seinen Einflufs sich abschwächen sah; aber die ernste Philosophie setzte nichts desto weniger ihre kritischen Forschungen fort. Sie glaubte sich dazu um so mehr ermächtigt, als es nunmehr auf ihrem Gebiete geschah, dafs die Fragen erörtert wurden, deren Lösung man kaum eben noch ihr zugetraut hatte, wenn sie nicht im Voraus schon fertige Schlüsse ohne Weiteres acceptirte. Also, während die Vertheidiger des alten Systems keine Concession machen wollten in Anerkennung der Principien, die sie mit Grund für die constitutiven des evangelischen Glaubens hielten, und die sich auf die Offenbarung und die Inspiration der heiligen Bücher bezogen, so versuchten Andre, mit gröfsrer Kühnheit, einen neuen Weg, indem sie den alten Vorstellungen der Offenbarung und Inspiration entsagten, und dadurch vorgaben, nicht mehr blofs zu einer einzigen Vermittlung der Phil. und Theologie, wie sie Schüler Wolfs gewünscht hatten, sondern zu einer Umwandlung der Theologie in eine religiöse und kritische Philosophie zu kommen. Und von diesem Augenblicke an ward zwischen den theologischen Parteien eine mehr und mehr vertiefte Grenzlinie gezogen, welche endlich radical die Supernaturalisten (d. h. diejenigen, die ohne die Einsichten zu verschmähen, welche der Zeit (!) und der Erfahrung (?!) hervorspringen, es desto weniger fortfahren werden, die Offenbarung und Inspiration der Schriften als Ausgangspunct der Untersuchung festzuhalten), und die Neuerer (d. h., die, ohne sich um diese Principien zu beunruhigen, nicht anders zum Bekenntnifs religiöser Wahrheiten zu kommen bestrebt sein werden, als nachdem sie die Ideen und die historischen Denkmäler, welche sie enthalten, durch den reinigenden, aber vernichtenden Schmelztiegel der Kritik der Vernunft haben hindurchgehn lassen. Hieraus ist ersichtlich, dafs der Supernaturalismus, den jeder Mensch annehmen mufs, der wirklich Christ bleiben will, nicht in der Annahme aller Details des alten Systems besteht: es giebt viele Supernaturalisten, die über diese Detail-Fragen uneins sind; aber sie vereinigen sich alle in dem Glauben an eine göttliche Offenbarung, die niedergelegt worden in den Schriften des alten und neuen Bundes" u. s. f. (S. 108—110). Wie wenig indefs dieser Supernaturalismus bei seinen äufserlichen Annahmen und bei dem Festhalten an dem, was ihm seinen Unterschied vom Rationalismus sichern soll, innre Kraft hat, um dem in seinem eignen Innern drängenden und zur Consequenz auffordernden Trieb des Rationalismus zu widerstehen, mag aus der ganzen Position, die ihm der Vf. giebt, einleuchten, so wie es aus der fernern Geschichte der neuern Theologie bekannt ist, und der Vf. selbst bekennen mufs, da er als einen Supernaturalisten in seinem Sinne keinen namhaften deutschen Theologen anführen kann, obgleich er in der ausgezogenen Stelle von „vielen Supernaturalisten spricht". Und dann, welches sind denn jene Detailfragen, in denen die Supernaturalisten abweichen dürfen, ohne das alte System zu erschüttern? Was nun die Hauptsache in der angeführten Stelle des Vf.'s betrifft, so können wir nicht mit ihm übereinstimmen in der Art, wie er das erste Auftreten des Rationalismus von dem Eindringen des Deismus ableitet. Der Vf. hat einen für die Geschichtschreibung aufserordentlich wichtigen, aber neuerdings von vielen Seiten, auch von der Philosophie verdunkelten Unterschied übersehn, den Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, mit dessen Wegläugnung oder

Digitized by Google

Verkennung, um dies nebenbei zu sagen, alle Freiheit menschlicher Entschliefsungen fällt. Der Verf. hat schlechtweg von vier Ursachen des Rationalismus gesprochen. Aber in wahrhaftem Sinne Ursache ist keine unter ihnen, auch die erste nicht aus dem Reformationswerk genommene, wenigstens wie er sie fafst. Sie sind alle nur Bedingungen, welche verwendet werden konnten oder auch nicht, Veranlassungen, an welche angeknüpft werden konnte, aber auch nicht. Unter der Ursache aber verstehn wir etwas Bestimmendes, das durch seine Kraft eine Reihe hervorruft; diese kann an die gegebnen Bedingungen anknüpfen, sie für sich verwenden, um sich zu verwirklichen, aber für sich könnten diese gar nichts. So ist die Ursache des Rationalismus allein die, dafs der Verstand zum Richter der Vernunft gesetzt ward *), alles Andre kann nur als ein gelegnes Material, als eine günstige Bedingung, um das einmal dem Verstande Vorgesetzte durchzuführen, angesehn werden. Der Rationalismus ward durch das Bekanntwerden des englischen Deismus seit 1741 mit der Uebersetzung der Schrift Tindals „das Christenthum so alt als die Welt" gar sehr gefördert, er erhob sich zu gröfserer Kühnheit. Denn der Rationalismus hatte in England damals schon alle Phasen durchlebt; der englische Deismus ist gar nichts andres als der deutsche Rationalismus, und er hat, wenn gleich in verschiedner Ordnung (denn die theologischen und philosophischen Systeme sind ja Werke der Freiheit) ganz dieselben Erscheinungen hervorgebracht, wie in Deutschland, sowohl solche Systeme, die in der Offenbarung eine Ergänzung der natürlichen Vernunft sahen (z. B. Locke: durch solche neue Entdeckungen von der Wahrheit, welche von der ewigen Quelle alles Wissens kommen, wird die Vernunft nicht beeinträchtigt oder gestört, sondern verbessert, aber immer hat die Vernunft darüber zu urtheilen, ob es in Wahrheit eine Offenbarung sei und welches *der Sinn der Worte* sei, in denen sie mitgetheilt ist. Lechler, Gesch. des engl. Deismus. S. 164), als auch solche, welche in der geoffenbarten Religion nur eine Wiederherstellung der natürlichen sahen (z. B. Tindal), sowohl solche Systeme, welche die Ideen als ursprünglich eingeboren, wie solche, die sie als durch Sensation und Reflexion abgeleitete fafsten, sowohl solche Systeme, die einen starken eudämonistischen

*) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit ein doppeltes Mifsverständnifs abzulehnen, zu welchem jemand in meiner Ansicht Anlafs finden könnte. Das eine betrifft die Ursache des Rationalismus, das andre das Ansehn der heil. Schrift. Man pflegt nämlich die Anfänge des Rationalismus schon in die katholische Kirche zu setzen, und bezeichnet dann etwa den Arius, den Eunomius, Pelagius, Abälard und andre Scholastiker als Rationalisten, und was die Zeiten nach der Reformation betrifft, so verweist man zuerst auf die Socianer. Aber, wenn sich gleich nicht in Abrede stellen läfst, dafs in einer Zeit, wo neben andern Autoritäten auch das Ansehn der Schrift bestand, ja wo vor unverrückbarer Feststellung der Kirchenlehre jede der streitenden Parteien sich auf die Schrift berufen mufste, auch der Rationalismus eine Stätte finden konnte, so wie ein empfänglicher Boden für diese Richtung auch in solchen Zeiten sich fand, wo es als Aufgabe galt, das reiche Material kirchlicher Bestimmungen der systematischen Einheit einer Schuldoctrin zu unterwerfen: so war doch noch nicht für den Rationalismus eine solche Stellung denkbar, dafs er sich als einzig geltendes siegreiches System aufstellen durfte, und die Lösung eines vor alten Zeiten der Kirche gestellten Problems allein übernehmen konnte. Das war erst im Schoofse des Protestantismus möglich. Der Socinianismus ist aber nur ein Beweis, dafs eine Reformation (und eine solche war auch der Socinianismus und wollte eine solche sein), wenn sie als einzigen Quell ihrer Wahrheiten die Bibel und ihre Auslegung derselben ansah, die wesentlichen Bedürfnisse der Menschheit verkennen, die tiefsten Wahrheiten des Christenthums verdecken und unkennbar machen konnte. Dafs der Protestantismus nicht in die Gefahr kam, diesen Weg einzuschlagen, lag in der Abhängigkeit, in welche ein durchaus wahres, aber nur dunkles Gefühl die Auslegung der Schrift von einem höheren Princip, *dem Worte Gottes oder dem Christus in uns*, setzte. So wie aber die Dogmatik und Exegese von jenem Gefühle verlassen ward, und die Orthodoxie sich selbst in der Form starrer Verständigkeit vortrug, war der Rationalismus unvermeidlich. Die katholische Kirche aber war so wenig ganz frei vom Rationalismus, wie vom Protestantismus. — Ein andres mögliches Mifsverständnifs betrifft das Ansehn der Bibel. Wir sind weit entfernt, durch das Gesagte, die Bedeutung der heiligen Schrift auch nur im mindesten herabzusetzen. Wir wissen, was sie den Völkern aller Zeiten und Orte gewesen ist und noch ist und immer sein wird, wir wissen, dafs weder boshafte noch im Geiste des wissenschaftlichen Ernstes geführte Kritik, dafs selbst begründete Zweifel gegen die Authenticität dieses oder jenen Buches (denn hier ist zu keiner Evidenz zu gelangen) der heiligen Schrift etwas anhaben können, weil der Christus in uns und der Christus in der Schrift auf einander hinweisen, dieser durch jenen gehalten und verstanden wird, und wiederum jener durch diesen zu einem befestigten Bilde, zu einer charakteristischen Gestalt erhoben wird. Wol ist es gewifs, dafs alle religiösen Ahnungen, Hoffnungen, alles wonach das gläubige Gemüth verlangt, ihre Gewifsheit, ihre Bestätigung erst in der Schrift als dem Worte Gottes erhalten; aber diese Gewifsheit kann die Schrift nicht wie ein äufsres Document gewähren, sondern indem sie das Bedürfnifs, das Vertrauen schon in der gläubigen Seele voraussetzt. *Suchet* in der Schrift, sagte Christus zu den Juden, sie ist es, die von mir zeuget; aber was man sucht, das mufs man schon kennen, es mufs Einem lieb und werth geworden sein, um die Mühe daran zu setzen; und das, wovon eine Sache Zeugnifs ablegen soll, mufs als Factum bereits vorgestellt sein. Einen höhern Werth als welchen wir ihr zugestehn, hat auch die heil. Schrift niemals sich selbst zugeschrieben; wollte man sie aber wirklich zum einzigen Princip der Theologie erheben, so hätte man freilich Recht jetzt für die Existenz des Christenthums zu bangen; denn dann müfste das Christenthum unrettbar dahin fallen, wenn die Authenticität auch nur Eines Buchs der Schrift mit Wahrscheinlichkeit angefochten würde, denn dann eröffnete sich die Möglichkeit, sie alle anzufechten. Vielmehr aber liefert der Christus in uns den Beweis für die Göttlichkeit der heiligen Schrift, auch dieses oder jenes Buch nach einem andern als nach dem wahren Verfasser genannt sein; und so hat es ja der wahre Protestantismus auch im Grunde gewollt.

Digitized by Google

Anstrich hatten, als solche, die auf die Uebung der Pflicht als solcher drangen: zu dem kategorischen Imperativ Kants findet sich mehr als Ein Anklang im englischen Deismus, auch der Pantheismus findet sich dort vertreten, wie überhaupt bei näherer Erörterung des Verhältnisses Gottes zur Welt der von der natürlichen Religion verehrte Gott in den pantheistischen umschlagen mufste. In England entwickelte sich aber der Rationalismus unter ganz andern staatlich-kirchlichen und religiösen Bedingungen, wie in Deutschland, ein Beweis, dafs diese Bedingungen ihn nicht gemacht haben. Auf Deutschland konnte aber der englische Deismus nur Einflufs gewinnen, wenn der Rationalismus schon da war; unsrer Ansicht nach ist er schon bei den theologischen Anhängern Wolfs zu finden, aber er erhob sich nun zu ganz anderer Sicherheit und Kühnheit, zu einer gröfsern Rücksichtslosigkeit, zu festerer Consequenz, so dafs, ehe er selbst mit gröfserer Entschiedenheit die Fortbildung übernehmen konnte, das alle Schranken überschreitende Treiben einiger Männer, die durch fremdes schlechtes Beispiel verführt, die Substanz des sittigen Lebens, die Religion selbst bei sich und bei Andern zu erschüttern suchten, nicht gehemmt wurde. Aber wie Bolingbroke nicht der gröfste englische Deist, so ist auch Bahrdt nicht der gröfste deutsche Rationalist. Jede Richtung hat ihre Auswüchse. Aber mit wieviel gröfserer Entschiedenheit in Durchführung seines Princips der Rationalismus auftrat, seit die Ausbildung, welche dieselbe Richtung schon in England erhalten hatte, kennen gelernt, sieht man deutlich an Semlers Wort (das Lechler a. a. O. S. 449 führt): „dafs der gröfsere Theil der Bibel blofs die natürliche Religion wiederhole, die auch schon sonst den Menschen bekannt sei, der kleinere Theil aber selben die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die Schrift von der natürlichen Theologie unterscheide (im Jahre 1759). Man sieht aber, dafs dieser Semlers gegen das, was die Theologen der Wolfschen Schule gesagt haben, nur ein Plus voraus hat, man überhaupt bei Semler keine Aenderung des Princips, sondern nur neue Folgerungen entdeckt. Indessen bekam der Rationalismus durch Ueberwindung der Auswüchse jener Richtung zugleich ein höheres Vertrauen in seine Sache, durch welche er in Ernste, und nicht blofs zum Schein, die Religion in den Gemüthern fester begründen wollte, als es je geschehn. Hätte übrigens der Verf. die Bedingungen drs Rationalismus erschöpfen wollen, so hätte er noch auf mehre andre sein Augenmerk richten müssen, namentlich auf die empirische Teleologie, die in den Naturwissenschaften und in der religiösen Betrachtung der Natur aufgekommen war, und welche in Frankreich zum Materialismus führte, auch in Leibnitz eine wesentliche Seite bildete, und namentlich in der natürlichen Religion (z. B. bei Reimarus „die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" Hamb. 1754) eine grofse Rolle spielte. Auch in dieser empirischen Teleologie hatte man das richtige Verhältnifs von Vernunft und Verstand umgekehrt.

Wir haben bisher das erste Buch des vorliegenden Werkes mit unsern kritischen Bemerkungen begleitet: dem Inhalte des zweiten Buches zu folgen, werden wir dadurch überhoben sein. Denn wir haben bereits Gelegenheit gehabt, des Verfassers Gesichtspuncte in Ansehung des Rationalismus kennen au lernen, und er unterlässt nicht, dieselben bei jeder neuen Phase, die der Rationalismus in seiner geschichtlichen Entwicklung erlangt hat, zu wiederholen; es gewährt nicht selten Interesse, zu sehn, wie scharf von seiner theologischen Ueberzeugung die Richtungen in der neuern Theologie abstechen, wie er ihnen ihre Inconsequenz, und die Unmöglichkeit aufzeigt, mit ihren Prämissen den Schlufs, den sie ziehn wollen, zu erzielen. Es versteht sich, dafs er nach seinem strengen, unerbittlichen Mafsstabe nich allein alle diejenigen, die sich die Kritik der biblischen Bücher angelegen sein liefsen, sondern auch einen Döderlein, Morus, die Theologen, die in Kants Fufsstapfen traten, ferner die von ihm sogenannten Anhänger eines socinianischen und mystischen Rationalismus, welcher eine Offenbarung statuirte, ohne doch dem Sohne Gottes seine absolute Bedeutung zuzugestehn, z. B. Planck, Stäudlin, Ammon, Krug, Schott, C. Ludw. Nitzsch, Tzschirner u. A., ferner Bretschneider, sodann die Anhänger der speculativen Theologie Schellings, Hegels, Schleiermachers, diesen selbst so wie De Wette, Twesten, Baumgarten-Crusius, Nitzsch, Hase und viele Andre zu den Rationalisten zählt. Natürlich mufste er von der deutschen Theologie mit einem zerrissnen Herzen scheiden. An Charakteristiken scheint er nicht selten glücklich gewesen zu sein, wie er überhaupt ein Mann

Digitized by Google

von gewandter Reflexion, von grofser Belesenheit, von nicht geringem Scharfsinn ist. Diese guten Seiten seines Buches, das er, ein Franzos, auch wohl grofsentheils für Franzosen geschrieben hat, haben seiner Arbeit auch einen grofsen Kreis von Lesern gewonnen, weshalb im verflossenen Jahre eine neue Auflage dieser kritischen Geschichte des Rationalismus erschienen ist. Im Ganzen geht er richtiger auf Persönlichkeiten ein, als auf die Sachen, weshalb er sich auch lieber auf diese oder jene flüchtige Aeufserung eines Theologen einläfst, als auf die gründlichen Arbeiten. Das ist besonders bei Schleiermacher ersichtlich, den er sehr schief beurtheilt. Für die weitere Entwicklung der Theologie, um derentwillen allein eine kritische Geschichte des Rationalismus unternommen werden sollte, kann unsers Erachtens — so weit wir selbst in Ansehung der Aufgabe der Theologie etwas Richtiges sollten erkannt haben — die vorliegende Arbeit nichts Wesentliches beitragen.

Alexis Schmidt.

XIV.

Handbuch des gemeinen deutschen Civilprocesses von Dr. Andreas Christian Johannes Schmidt, Privatdozenten an der Universität zu Kiel. 1ster Theil. Kiel, 1843. *Universitätsbuchhandlung. X.* 310 S. 8.

Der vorliegende I. Theil umfafst die sogenannten allgemeinen Lehren in folgender jetzt ziemlich üblichen Anordnung:

I. Von den Objecten des Civilprocesses.
II. Von den Subjecten, und zwar:
1) vom Gericht (dessen Organisation und Gerichtsstand),
2) von den Partheien und deren Nebenpersonen.
III. Allgemeine Grundsätze des Verfahrens.

Der Zweck des Hrn. Verf. ist:. den gem. deutsch. Civilprocefs in seiner *jetzigen* Ausbildung und *praktischen* Anwendbarkeit darzustellen und zugleich die wichtigeren Procefslehren mit ihren Gründen und Gegengründen anzugeben und zu erörtern.

Von diesem Gesichtspunct aus ist zunächst das historische Material mit Recht ausgeschieden. Ferner enthält der Verf. sich aller Ausführungen vom Gesichtspunct der Gesetzgebungspolitik aus. Da eine klare dogmatische Darstellung des jetzigen Standpunctes der Wissenschaft sein Hauptaugenmerk war, so hat er den neueren Forschungen von Bethmann-Hollweg, Brakenhöft, Heffter, Linde, Mittermaier und neueren Monographieen überhaupt sich mit Vorliebe zugewandt. In referirender Weise werden bei den bestrittensten Puncten, z. B. über das forum rei sitae, contractus, gestae administrationis, litisconsortium, nominatio auctoris, legitimatio ad causam, Stellung des procurator u. s. w., die Gründe für und wider vorgetragen. Da es auf eine streng compendiarische Darstellung nicht abgesehen war, so kann diese Weise nur gebilligt werden. Wirkliche Auswüchse treten überhaupt nirgends hervor. Wohl aber hat auch der Hr. Verf. den Schwierigkeiten einer referirenden Darstellung sich nicht ganz zu entziehen vermocht. Einen kurzen und doch vollständigen, einen systematischen und doch getreuen Auszug zu geben, ist in der Regel ein so unbescheidenes Verlangen, dafs wir dem Hrn. Verf. keinen Vorwurf machen wollen, wenn mitunter die Anschaulichkeit der Darstellung etwas gelitten zu haben scheint.

Der Apparat der ältern Literatur ist nicht so umfangreich, als in ähnlichen Lehr- und Handbüchern. Dagegen sind die Quellen durchgehends und gleichmäfsig angegeben und benutzt, ja öfter Quellenstellen in den Text aufgenommen, um das Gesetz lieber selbst reden zu lassen, wo es eben so präcis spricht, wie nur der Darsteller es könnte — eine gewifs nachahmungswürdige Weise.

Die Darstellungsweise ist in der Regel klar und fliefsend im Texte; die Noten beschränken sich gröfstentheils auf Citate. Die Form zeichnet sich überhaupt vor manchen, sonst achtungswerthen, Darstellungen aus. Ueberladung mit materiellen Anmerkungen ist ein Geständnifs des Mangels an Systematik, von dem der Verf. sich frei erhalten hat.

Eben so hütet sich der Verf. vor übermäfsigem Generalisiren. Die vorliegende Darstellung des Allgemeinen Theils überschreitet die Grenzen eines solchen nirgends. Ja der Abschnitt von den „Allgemeinen Grundsätzen" des Prozesses (Grundmaximen, Dekrete, Fristen, contumacia) wird mancher Beurtheiler für zu dürftig behandelt erklären. Namentlich die Eventualmaxime ist indessen treffend entwickelt. Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sind nur einige Worte zur Charakteristik gesagt. Ungern vermifst man gerade hier das eigne Glaubensbekenntnifs des Verfassers. Freiheit und Gleichheit der Rechtsvertheidigung — dieser Grundgedanke, aus welchem die leidenschaftliche Polemik gegen Schriftlichkeit und Nichtöffentlichkeit des Verfahrens, gegen Patrimonialgerichte, eximirten Gerichtsstand und deutsches Advocatenwesen entspringen: diese grofsen Zeitfragen dürfte keine Darstellung des deutschen Processes mehr mit Stillschweigen übergehen, wenn sie auch im Einzelnen aller Bemerkungen de lege ferenda sich mit Recht enthalten mag. Das jetzt *Bestehende* ist doch eben ein Wankendes, an dem jenes zersetzende Element nagt, und der Herrlichkeit des Gemeinen Prozesses, trotz seiner festgeschlossenen Construction, eine nahe Erschütterung droht. Schon jetzt beginnt die neuere Gesetzgebung auch in den kleineren deutschen Staaten wesentliche Umgestaltungen, deren Rückwirkung die gemeinrechtliche Praxis sich nicht ganz zu entziehen vermocht hat. Die Ansicht des Verfassers wird hier um so mehr vermifst, als in dem Streit der Tagesmeinungen die Stimme eines tüchtigen Bearbeiters des „Bestehenden" am liebsten gehört wird. Bei der Bearbeitung des allgemeinen wie des besonderen Theils mufsten sich ja diese Fragen ihm unwillkührlich aufdringen.

Auf eine materielle Prüfung im Einzelnen kann hier nicht eingegangen werden, um so mehr, als bei dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft ein kürzeres Handbuch des gemeinen Civilprocesses auch bei der sorgfältigsten Bearbeitung kaum einen Anspruch auf Originalität machen kann. Wenn es dem Hr. Verf. in dieser gedrungenen Darstellung nicht überall gelingt, wird, die Richtigkeit der von ihm vorgezogenen Ansicht überzeugend auszuführen, so wird er sich dadurch in seinem ehrenwerthen Bestreben hoffentlich eben so wenig irren lassen, als durch abweichende Ansichten über die Zweckmäfsigkeit seiner Behandlungsweise. Jede compendiarische Darstellung ist an sich incommensurabel mit den Wünschen eines jeden Beurtheilers. So wird sich denn auch der Hr. Verf. alle jene Ausstellungen gefallen lassen müssen, die nie ganz zu heben sind.

Dem philosophisch gebildeten Juristen werden die Begriffsentwicklungen nicht überall genügen. Der Praktiker wird den Apparat berühmter Namen aus der älteren Literatur, auch eine Ausführung im Einzelen (z. B. über die Procefsdirectiven) vermissen. Der Studirende wird eine mehr anregende Darstellung wünschen, eine etwas behaglichere Breite, wie sie in dieser Weise so meisterhaft von Baier erreicht ist. Mancher Amtsgenosse wird gar behaupten, es sei kein Mangel an Lehr- und Handbüchern; es sei überhaupt gerathener, ein Lehr- oder Handbuch eher zum Schlufsstein, als zum Anfangspunct einer literarischen Thätigkeit zu wählen. Wir indessen wollen uns darauf beschränken, dem Herrn Verf. das Zeugnifs seines ernstlichen, gründlichen und ehrenwerthen Strebens zu ertheilen und haben nur den Wunsch hinzuzufügen, dafs der zweite Theil nicht lange warten lassen möge.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XV.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin, 1843.; bei Veit und Comp. VIII und 301 S. in gr. 8.

Hätten wir den Anlafs vorliegendes Werk etwa in den zwanziger Jahren unsrer Epoche zu besprechen gehabt, so würden wir uns nicht besonnen haben, diesen Bericht mit einem philologischen Io triumphe! zu eröffnen und unter Anrufung aller guten Götter demselben eine jener Glanzfaçaden vorzuzimmern, von denen Pindar am Eingange seines sechsten olympischen Hymnus redet. Denn damals hätte man aus einem gemüthlicheren Nasse, als es durch die Barricadenhippokrene des Jahres 1830 in die Mode gekommen, uns einen Rausch zu trinken vielleicht noch nachgesehn: dem Geschlecht von heute dünkt kein Enthusiasmus gestattbar, der nicht aus jenem Brunnen gezapft hat; und vollends wir Philologen mit unserer klassischen Gedankenwelt und der spröden Schönheit einer nicht mit dem Marktlärme kokettirenden Kunst gehn unter diesen Lichtkindern, wie die Kronischen alten Athener, die Mondangucker und Cicadenträger, unter den Springfeldern „der Unrechtredekunst" umher. Wir müssen so schon versuchen, der griechischen Antigone auf deutschen Bühnen unter einer möglichsten captatio benevolentiae an des Zeitgeistes Majestät das Wort zu reden und jeden Schulstolz darüber, dafs sich unsre seit ihren zweitausend Jahren schier zur Parze gewordenen Muse einen herrlicheren Verjüngungstrank wohl schwerlich hätte träumen lassen, als dafs sie auf eines Königs Wink zur Bühne steigen und von den Bretern, die die Welt bedeuten, zu redenden Geschlechtern sprechen würde, so viel wie möglich in petto zu behalten. Dafs wir im jugendlichen, weltfrühlingshaften Griechenthume ein Lebenselixir besitzen, das überall den Geist erfrischen kann, wo er durch ein Festfahren in ausgetieften, keinerlei elastischen Fortschwung fernerhin gewährenden Bahnen, durch gewohnheitsmäfsiges Fortschleichen und allmähliges Auftrocknen, durch Stagnation und Versumpfung ins Stocken gerathen ist; diese Wahrheit soll nicht mehr gelten: die Erfahrung, dafs in wiederholten Perioden verjüngtes Völkerlebens oder mindestens wiedererwecktes Litteraturstrebens, im Zeitalter der Reformation, in der Opitzischen Zeit, in den Tagen unsrer Lessing, Herder und Goethe, gerade dieser Geist des Griechenthums es war, mit dessen Hülfe Grofses, Unerwartetes und Folgenreiches zu Stande kam, wird zum directen Gegensatze geltend gemacht, um auszusprengen, diese Hülfe sei eben abgenutzt, sie sei ein Rococo, eben nur ein Whim aus den Häuptern der Philologen, die damit Wasser auf ihre Mühle leiten möchten: unsre Zeit, die Tage männlicher Erstarkung und Loslösung von jedem Gängelbande fremder Meisterschaft und vormundschaftlicher Leitung verlangen, bedingen und werden auch ins Werk stellen oder stellen schon wirklich, wie in allen Beziehungen unsres nationalen Daseins, so auch im Bühnenwesen, eine selbstständige, rein vaterländische, durchaus originale Regeneration. Dabei ist man eifersüchtig und argwöhnisch, dafs nicht bei von oben ausgehenden, gleichsam officiellen Impulsen, eine Tendenz auf antipopuläre Richtungen im Spiele sei: es hilft wenig, dafs griechischer Geist und Geist der Freiheit in alten und in neuen Tagen verbrüdert gewesen; dafs die Freiheitsluft, die aus griechischer Litteratur weht, und die Stärke, die sie von ihren Musenbergen allen unsern Kämpfern brachte, den Glaubenshelden, den Philosophen, den Dichtern, den Vaterlandsstreitern, auch vom Theater, aus Aeschylus und Sophokles, wie aus Aristophanes Munde, haucht; dafs gerade die An-

Digitized by Google

tigone, wenn es Lectionen an die Herrschenden gölte, jenes Discite justitiam moniti nec temnere divos mit dem ganzen Nachdrucke einer sich mündig fühlenden, selbstbewufsten, hoheitvollen Volksgesinnung einschärft. — Die obligate Meinungsliberalität, sie, die man jetzt schlechthin unter die poetischen Tendenzen zählt, wird gleichwohl an solch einer antiken Tragödie als Nebensache, als Decoration aus Pappe und Bindfaden, geachtet; und wenn wiederum eben die Alten die Poesie als eine Pädagogik fafsten und in der Bühne eine Lehrerin des Lebens erkannten, so wird das freilich neuerdings als gut für nie aus den Kinderschuhen gekommene Geschlechter, aber übel angewandt auf Generationen befunden, die ja, indem sie massenweise mit schuhbreiten und ellenlangen Bärten einherschreiten, genugsam darthun, dafs sie Leute sein wollen, die Haare auf den Zähnen haben.

Diesem stolzen Oppositionsgeiste, dem wir sein Recht, da, wo es blinde Rückwirkungen und tadelhafte praktische Tendenzen gilt, an sich selbst nicht im Mindesten bestreiten wollen, müssen wir nur eben, selbst auf die Gefahr, für illiberal zu gelten, entgegenhalten, dafs denn doch alle Opposition als solche zunächst nur negativ wirkt, dafs sie, indem sie gar zu leicht auf den Abweg geräth, schlechthin jede anderweitige Energie aufserhalb der eignen abzulehnen, zur blofsen Leidenschaft herabsinkt, ja zum starren, unfruchtbaren Despotismus selber umschlägt, und dafs sodann insonderheit auf dem Gebiete der Künste, mit dem wir es hier zu thun haben, mit einem solchen blofs negativen, blofs destructiven Verfahren am Allerletzten etwas ausgerichtet, am Allerwenigsten aus demselben irgend ein regeneratorisches Heil entbunden wird. Bleiben wir bei der Poesie stehn: denn aufserhalb des ästhetischen Horizontes uns hier in die Actionen und Reactionen der Zeit hineinzubegeben halten wir nicht dieses Ortes. Jedermann empfindet den enormen Defect dieser sonst auch in den schlechtesten und trostlosesten Zeiten unserm armen und mühseligen Geschlechte nie ganz von der Seite gewichenen anmuthigen Trösterin. Die steifste, die trockenste, die armseligste Periode des deutschen Geisteslebens hatte doch einigermafsen noch als ein poetisches Gesammteigenthum ihr Kirchenlied. In dieser unableugbaren, sich verwirrenden, sich erdrückenden Hülle und Fülle geistiges Gesammtlebens, was haben wir? Blasen wir nicht mit der desperatesten Anstrengung unsrer Backen erloschene Kohlen einer dichterischen Muse zusammen, und ist nicht, wo wir allenfalls zu sagen versucht werden: „Hier ist Poesie"! bei'm Lichte betrachtet, nicht im Geringsten etwas mehr, als mit dämonischer Hand nachgezeichnetes Leben in seiner ganzen grausenhaften, packenden, fürchterlichen Wirklichkei ohne alle Vermittlung einer höheren, milden, versöh nenden Idee, ohne das, was erst die Poesie macht, d das Gemüth lösende, seine Thränen stillende, se unsterblich Theil wiederbelebende und elektrisiren Beruhigung in dem Gottbewufstsein eines Unbesie baren in uns selbst, eines Nichtvonunslassenden, we Alles zerfällt, eines göttlich Wahren im göttlich Sch nen? Läuft überhaupt die Poesie dieser Zeit auf etw Andres hinaus, als dafs auch der Idee nach noch v nichtet werde, was im Leben trostlos und jammerv zerfällt; ist sie etwas Andres als Fieberkrampf, wah sinniger Rausch der Verzweiflung, Gifttrank an Al damit der Einzelne seine Zerstörung nicht einzeln trag Diese mystères de Paris, diese Romane der Dudeva diese Lebensbilder aus beiden Hemisphären in all möglichen Gestalten, was sind sie anders, als Her strate, die dem Genius sein eignes Dach über d Haupt anzünden und ihn sich unter den Trümm seiner eignen Herrlichkeiten begraben heifsen? S doch, ist seit jenem die fabelhaften Sagen vom T tenvolke gleich bei den Haaren packenden Rück aus Rufsland, dem grofsen Trauerspiele unsrer Z und jenem dreitägigen Brautfeste der Freiheit auf L zigs Feldern, da, als die drei Monarchen vor G knieend den ewigen Frieden einweihten (denn w dem Menschengeschlechte, wenn Europa nach sa Zeiten für die Güter der Civilisation noch einma ein *blutig* Gericht gehn müfste!), dem grofsen W und Heldenlustspiele unsrer Zeit, in irgend einer E päischen, am meisten aber in deutscher Poesie ir etwas hervorgetreten, das gröfser wäre als das Le Und unser Leben ist klein, prosaisch, eng, wie ein I densleben und ein Leben, wo jeder sehn mufs und soll, wie er durchkomme, immer sein mufs, und wir erst einmal erreicht haben, worauf ihr unab als auf das goldne Vliefs unsrer Hoffnungen hin die Güter einer vollständigen Freiheit, immer meh den wird. Denkt doch an England und Am Poesie aber mufs allezeit gröfser sein als das

Digitized by Google

sonst ist sie keine Poesie. Eure Bühne nun? Das Gott erbarme! Ihr sagt, Ihr habt sie regenerirt, mit diesen Stücken in Prosa, diesen scholastischen Intriken, diesen gedunsenen Charakteren, dieser schiefen Psychologie, diesen spitzfindigen Reflexionen, diesem ganzen zusammengestoppelten und gekünstelten Krame, der nicht da anfängt, wo *Lessing* aufgehört hatte, sondern kaum, wo auch er anfing, vor *siebenundneunzig* Jahren! Nehmt mir's nicht übel: ich ehre und achte eure Bestrebungen, ich anerkenne euer patriotisches Herz, ich bin ein Republikaner, geboren und gesinnt, durch mein demokratisches Blut und durch das Bürgerthum freier Republiken. Aber vergönnt mir auch eine ehrliche republikanische Meinung. Man kann nicht Publicist sein und Dichter in Einer Person; der Dichter muſs nicht dem Publicisten in die Hände arbeiten sollen, der Publicist nicht sein wollen oder sollen der Souffleur des Dichters. Erst wenn ihr, wo möglich, es über euch gewonnen haben werdet, diese borstige Wildschur der auf die schwachen Seiten der Tagslaune, auf die empfindlichen Stellen, wo das Embonpoint des guten Tagesgötzen Demos kitzlich ist, speculirenden Tendenzlerei und Tänzlerei von euch zu streifen und euch, lediglich geschmückt mit Orden und Stern der *rücksichtslosen* Muse, rein als Poeten, als selige, selbst beseligende Schwärmer, als nichts mehr Irdisches, nicht einmal Popularität, Beifall und Ruhm, bedürfende Göttersöhne zu zeigen, dann will ich auch euch glauben, daſs ihr gesandt seid, uns eine neue Poesie zu schaffen, und will mich mit unsrem ganzen Volke freuen, *wenn* es vom köstlichsten Theile unsres zerstückelten Osiris heiſst: „Er ist gefunden"!

Einstweilen scheltet mir sie ja nicht, aus schalem Brodneide, diese Griechin Antigone! Sie ist euch und allen als heilsame, fruchtbringende Lehre gegeben, und uneigennützig, wie sie, gleich Allem wahrhaft Schönen, wirkt, wetteifert, von *eurem* Standpuncte aus, mit *der Gröſse*; aber verkleinert sie nicht. Das kann auch nicht gelingen, weil es Lüge wäre, und würde sie, wie alles Falsche und Gelogene, auf eure eigne Brust verderbend und vernichtend zurückschlagen. Nie vom Verleugnen, nie vom Beneiden, jederzeit nur von dem Positiven, Anerkennenden, Göttlichen, geht das Göttliche aus. Als Deutschlands noch ganz in den Kindeln liegende Bühnenpoesie durch die Laufbänder und Schrittregelungsmaschinen des guten Gottsched, und an der Brust französischer Ammen, wie andre damalige Jugend, verschraubt und verkrüppelt wurde, da legte ihr *Lessing* den als Patron und Popanz solcher Unvernunft ausgeschrieenen Aristoteles nach richtigen Prämissen aus, suchte sie durch angemessene Diät, gründliche Vorübungen, einsichtsvolles Beispiel, Hinweisung auf das, was man auf diesem Felde wahrhafte und geradegewachsene Genialität nennen konnte, eben auf die Griechen, auf Shakspeare und Calderon, zur Natur zurück — und in den wahren Geist einzuführen; und wurde so ganz eigentlich der Vater unsrer deutschen Dramatik. Hiernächst bekanntlich fing diese neuerdings an, nach guter deutscher Art (gentis vitio würde *Tacitus* sagen) sich in der gepriesenen Natürlichkeit zu übernehmen: da hielt es *Goethe* zeitgemäſs, ihr doch lieber einmal wieder vorzuhalten, was sie in ihrem neuen Stadium, auf dem für's Erste keine Gefahr fernerer Ueberverfeinerung obwaltete, von den jetzt so unaussprechlich verachteten Franzosen immer noch lernen könnte, und brachte den Mahomed und Tankred Voltaire's auf die Bühne. Noch einmal stehn wir jetzt mit unsrer Bühnenpoesie, ihr könnt es nicht leugnen, an einem Curtiusschlunde: die Natur und die Kunst sind uns ausgegangen; wir haben weder die frische Blüthe einer nachtwandlerisch über die Gipfel der Genialität ohne den Hals zu brechen hinschreitenden Schöpfungskraft, noch wollen die mühseligen, raffinirten Studien, Surrogate und Desperationseffecte, die wir hineinwerfen, besagten Schlund füllen. Lediglich bloſse Schemen, Carricaturen, verwaschene Monogramme, abgeschattet nach dem Bilde unsrer *einstigen* Götter, wanken über unsre Bretter dahin: warum nun diese Kälte, diese Zweideutigkeit, diese Ironie, diese selbst entschieden (und in dieser Form deutscher Männer allein würdig) auftretende Abneigung gegen ein, früheren Heilversuchen analoges, diesmal nur auszeichnend auſserordentliches, schon durch seine Kühnheit den Muth ehrendes, in seiner Berechtigung aber und in der Bedeutsamkeit seiner günstigen Folgen lediglich für den Kleinmuth oder für den Ungeschmack zweifelhaftes Expediens? Es ist eine einem gerechten Schmerze der Zeit vielleicht verzeihliche, jedenfalls aber doch in der Sache an sich selbst nicht gerechtfertigte Empfindlichkeit, daſs wir neue und seltne Erscheinungen des groſsen Gesellschaftslebens zu allererst nach jener allgemeinen Irritabilität richten, welche

Digitized by Google

das Fortschreiten der Menschheit aus abgeschlossenen in neuaufgehende Epochen mit sich bringt: wir wollen dem rückwärtsgewendeten Antlitze des Janus bifrons nicht dieselbe Gunst angedeihn lassen, wie dem vorwärtsgekehrten: wir vergällen uns fortwährend den Genufs des wirklich Gegebenen durch das Verlangen des, sei es auch in noch so disparaten Regionen, Vermifsten. Dergleichen Trübungsmomente nun, unserm Vorsatze, hier auf dem ästhetischen Gebiete zu bleiben, gemäfs, lassen wir auf sich beruhn und fassen die Erscheinung aus dem reinen Gesichtspuncté der Kunst ins Auge. Schon die Unterstellung einer eigenwilligen Demonstration wider den Aufschwung eines deutschjugendlichen Bühnengeistes, welche man dem technischen Veranstalter eines solchen dramaturgischen Gräcismus ins Gewissen schieben will, wird durch die notorische Thatsache gar sehr erschüttert, dafs bereits *Goethe*, der ja in seiner Stellung zum deutschen Theater über Nichterfolg seiner dramaturgischen Bestrebungen verstimmt zu sein keine Ursache hatte, die Idee einer solchen Aufführung griechischer Dramen der vaterländischen Musenkunst heilsam und belebend hielt; der in dem Jahre 1809 zu Weimar wiederholt und mitsammt den Chören, freilich nach einer formal sehr unzulänglichen Bearbeitung des verstorbenen *Rochlitz*, in Scene gesetzten verdeutschten Antigone erinnert sich Ref. sehr wohl, und mufs namentlich bezeugen, dafs ihn damals gerade die lebhaft beifällige Theilnahme des Galleriepublicums angenehm überraschte. Auch jetzt ist ja bei Hoch und Nieder, allen Nachrichten zufolge, und dafür zeugen doch gerade zugleich die gewichtvolleren der ablehnenden Stimmen, der Effect imposant, grofsartig, eigenartig ergreifend ausgefallen: zugleich spricht die Unternehmung ähnlicher Versuche, z. B. in Manheim, für den Anklang, den eine solche Idee bei gegenwärtiger Oede des dramatischen Schöpfergeistes erregt hat, und der die Idee selber von jedem Anschein eines isolirten Eigensinnes, eines unzeitgemäfsen Bestrebens freisprechen mufs. Schon als Aeufserung demnach des dem deutschen Bildungsstreben zum Grunde liegenden und ohne Gefahr eines unberechenbaren Zurücksinkens in Beschränkung und Einseitigkeit nicht aufzugebenden Charakters der Universalität zeigt sich dieselbe in ihrem Rechte und kann ohne mannichfach anregenden Einflufs keineswegs vorübergehn. Den eigentlichen positiven Gewinn dagegen sprechen wir derselben dahin zu, dafs diese diesmal zuerst im vollständigsten Maafse, nach dem gröfsten Stile und der möglichsten Annäherung an die Bedingungen, unter denen das Original seinen Landsleuten entgegentrat, auf der deutschen Bühne bewirkte Aufführung einer altgriechischen Tragödie uns den in den poetischen und theatralischen Zuständen der Gegenwart so gut wie abhanden gekommenen Begriff des Drama's in seiner einfachsten, ursprünglichsten, und dennoch zugleich implicite vollendetsten Erscheinung wieder entgegenbringt, und aus dieser Erscheinung zugleich am lautersten zu entnehmen ist, was überall am Drama rein Menschliches und was Nationales sich geltend machen kann; was folglich der Dichter unter jeder Zone aus sich selbst mitzubringen hat, und was ihm sein Bewufstsein in der gesonderten Nationalität zu geben vermag oder nicht. Es wird und mufs aus solcher Erscheinung insbesondre und vor Allem in den Vordergrund treten, das Drama sei durch Poesie veranschaulichte *Handlung*, nicht Rhetorik, Declamation, Empfindseligkeit, Charakterdialektik, Auflösung psychologischer Probleme oder gar schönrednerische Uebung in der Stilistik, kurz ein für allemal nie irgend ein Act otioser Beschaulichkeit; als in welche undramatische, ja unpoetische Besonderungen sich sogar die bessere deutsche Bühnenpoesie von jeher zu verirren geliebt hat. Unsre Dramatik hat das epische Element, auf welchem namentlich das antike Drama beruht, allmählich ganz dem lyrischen geopfert, das ihm, da der modernen Form der Chöre ganz abgeht, ohne Künstelei und Verbiegung der natürlichen Verhältnisse auch gar nicht wieder hergestellt werden kann, eigentlich schlechthin fremd sein sollte. Denn statt dafs unsre Dramen durch die Personen Handlungen darstellten, stellen sie durch die Handlung breit hingeschleppte lyrische Subjectivitäten dar. Wir bekommen lediglich die Stubenluft des Poetenzimmers, nicht den Gewitterhimmel mächtiger und weltbedeutender Thatconflicte zu athmen, und es ist darum kein Wunder, dafs auch hier wieder das gährende, schäumende, dämonische Leben der Dichtung über den Kopf gewachsen ist und wir wahrlich mit gröfserem Interesse uns an den Whisttisch als in die Theaterloge setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh.

(Fortsetzung.)

Ja eben dafs wir unsre blofs contemplative, blofs ychologische, blofs dialektische Bühnenpoesie nicht ögen, ist ein Zeichen, dafs wir Deutschen im ebensbewufstsein und im Oeffentlichkeitssinne vorgeschritten sind, die Dichter aber eben Gröfseres nd Bewältigenderes bringen müssen, als was wir pri-atim auch empfinden, wenn sie uns und dem Leben oraus und damit zugleich dem Vorsatze einer Rege-eration des Drama's nachkommen wollen. Sie dür-n uns nicht sagen: „Ja, so lange Deutschland icht mündig gesprochen ist und kein unverkümmer-es politisches Dasein besitzt, können wir die nationale hatkräftigkeit nicht mit jener Freiheit und selbstbe-ufsten Zuversicht handhaben, wie sie zum Auf-hwunge einer nationalen Bühnenpoesie vorauszusetzen äre. Wir sind Adler, denen man die Schwungfedern erupft und die Flügel zusammenbindet". Es ist dies in kitzliches Capitel, und reden wir euch zu liebe, möchten wir es mit den Staatsleuten verderben — s wäre noch allenfalls zu riskiren; nehmen wir aber Politik in Schutz, so bringen wir uns nach allen ten hin in die Tinte. Aber ihr werdet doch kei-falls eine freie Verfassung unter dem Vorwande andeln wollen, dafs ihr dann freier dichten könntet! seid nur Adler und fliegt von unsren Bühnen aus nal frei auf ins Reich der Dichtung! Mifstraut so der Macht des wahrhaft Schönen, der Heilig-, die jedem grofsen Genius in dem consensus gen-n zur Seite steht, dafs euch nicht eine öffentliche am gegen die Attentate einer kleinlichen Demago-pürerei sicher stellen sollte? Wohl schnappt die te der Polizei (ich kann die Katzen *nicht* leiden) den poetischen Spatzen, die sie necken: aber der Adler ist ja nicht da, um Katzen zu necken, und ungeneckt läfst es die Katze wohl bleiben, nach seinem Flügel zu fahren. Die Dichter und die Denker müssen der Schwachheit fern bleiben, dafs man ihnen die Zeit machen solle: *sie* machen die Zeit; aber freilich nicht, indem sie frisch darauf los in deren Trompete stofsen, sondern damit, dafs sie das Zufällige und Empirische der Zeitanregungen in ihrem Gemüthe sich zum bleibend Menschlichen und idealisch Berechtigten durcharbeiten und reinigen lassen, um in der Dichtung und der Weisheit Spiegel die Zeit ihr selbst nach ihrem wahrhaften, gotterfüllten Bewufstsein wieder zu zeigen. Und da kann euch nun eben abermals die griechische Tragödie lehren, wie man auch patriotisch grofs und bedeutend wirkt, nicht dadurch, dafs man mit patriotischem und politischem Liberalismus schön thut, sondern dafs man, was der Geschichte des nationalen Heldenthumes enthoben wird, zu einem rein Menschlichen und Weltbedeutenden steigert. Warum hat unsre Bühne noch keine Ottonen, keine Friedriche, keine Maximiliane, die dem Volke ins Herz gedrungen wären, wie dem griechischen sein Agamemnon, sein Oedipus, sein Ajax auf dem attischen Logeum? In Griechenland hat die Dichtung die Geschichte verdunkelt (denn das Volk lernt lieber in Poesie als in Prosa), bei uns ist die einzige Nationalpoesie noch unsre Geschichte. So lernt denn von den Griechen dies Symbolisiren der Gesinnung und Rede zur That, dies Dramatisiren des epischen Gehalts, und bringt uns die Herrlichkeit unsers Heldenalters vor Seele und Gemüth in freudigem Leben, dafs es zünde und fortzeuge und an dem Vollgewichte ihres nationalen Thatenschatzes die Nation zu grofser, edler, gemeinsamer Hoheit des Menschengefühls sich begeistre. Ihr sollt ja nicht Griechen werden, ihr sollt ja nicht das Fremdartige, das Heterogene begrüfsen als Einheimisches und euch zum Mittelpuncte Gesetztes: ihr sollt euch auf-

Digitized by Google

schwingen an diesem Hebel zu einem selbstständigen Bewufstsein dessen, was im gleichen Geiste der Grofsartigkeit, der Gesinnungsweite, des menschlich Wahren, Klaren, Festen, Zarten und Gediegenen von euch erreicht werden mufs, wenn auch wir elektrisirt werden sollen durch euch, wie einst Sophokles seine Zeitgenossen elektrisirte. Da prägt euch denn an dieser Antigone in das Herz jene erhabene Eil des Thatendranges, der in dem naiven Vollbewufstsein gefafster Entschlüsse energisch ausführt, was er nicht lassen kann; jene einfache und doch so erschütternde Verwicklung durch die Collision zweier gleich achtbaren, gleich energischen, gleich berechtigten Thatkräfte, die in ihrer Art gleich würdige Ziele verfolgen, aber nach Menschenweise beide das Maafs mifsachtend das Einschreiten des Schicksals, natürlich zu beiderseitigem Verderben, nothwendig machen: nicht eines Schicksals, das schadenfroh und brutal den Schuldigen mit dem Unschuldigen heimsucht, noch gar sich als dummen Büttel frecher Lüsternheit und Niederträchtigkeit auf die Beine macht, sondern das nach ewiger Vernunft und Wahrheit die Wirrnisse des Menschenstrebens ernst, aber heilig, entscheidet; jene Enthaltsamkeit und Schonung, die sich durch keinerlei noch so lockendes lenocinium der Fabel verführen läfst, der Einfachheit des dichterischen Planes irgend etwas zu vergeben und die Schwächen der Dichtung zu Kupplern der Schwächen des Publicums zu machen; jene weise abgestufte, scharfumrissene, lebenvoll plastische, aber weder redselige noch ambitiöse, blofs auf einen äufseren Effect ausgehende Charakteristik und jene compakte, klare, harmonische Gruppirung des Bühnenpersonals: und wenn ihr euch an solcher Meisterschaft die Seele voll- und grofsgeathmet, dann tretet vollbewufst und kühn mit euren Werken unter uns als deutsche Meister!

Es war zu erwarten, dafs ein Gelehrter wie Herr Böckh bei dem glänzenden, der Philologie gegebenen Anlasse, den Werth ihres Geistes einmal praktisch zu zeigen, seiner Wissenschaft Ehre meisterschaftlich vertreten und dem neoteristischen Chore unsrer dermalen die Dampfkesselbildung des Menschengeschlechts kauponirenden und hausirenden Rottmeister darthun werde, was wir hier griechisch allegorisiren wollen: ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλαθέσιν λόγοις εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν ὖν. Insbesondre wird jedem Leser, der sich im Interesse eines zeitgemäfsen dramatischen Fortschritts die Bedeutung dieser Wiederbelebung einer griechischen Tragödie aneignen und sich ein Verständnifs des gesammten geschichtlichen und ästhetischen Standpunctes verschaffen will, die erste der beigegebenen (sammt ihrer Schwester bereits in den Jahren 1824 und 28 in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften vorgelesenen, für diesen neuen Zweck aber überarbeiteten und erweiterten) Abhandlungen, welche die Entstehungszeit, den Geist und Plan und die ästhetische Bedeutung der Antigone mit ausgesuchter, aber auch ansprechender und grofsartiger Gelehrsamkeit auseinandersetzt, fruchtbar und lehrreich werden. Der allseitig durch die subtilsten historischen Forschungen begründeten Annahme, dafs die erste Aufführung der Antigone auf der athenischen Bühne im dritten Jahre der 84ten Olympiade, 442 vor Christi Geburt, und zwar an den grofsen Dionysien, d. i. im Frühjahre, zu der noch heutzutage geltenden Carnevalszeit, stattgefunden, wird sich dermalen schwerlich noch irgend etwas entgegensetzen lassen. Von dieser Seite aus müssen die Resultate der Böckhischen Untersuchungen, wie das Meiste, was dieser penetrante Geist in attischer Alterthumskunde zu Tage gefördert hat, als geschlossen und als Thatsache der Wissenschaft festbestehend erachtet werden. Den öffentlichen Eindruck der Antigone unter den Zeitgenossen bezeichnet das Vertrauen, demzufolge Athens Bürger den Dichter bei den ohne Zweifel kurz darauf erfolgten Wahlcomitien zu einem der jährigen zehn Prätoren oder Heerführer ernannten, als einen Mann, der sich in Staatsgrundsätzen maafsvoll und einsichtig dargestellt hatte, denn diese Behörde hatte auch die diplomatische Partie der Feldgeschäfte zu versehn, und da scheint Sophokles in dem gegen die abgefallenen Samier geführten Kriege als ein gewandter und leutseliger, die Menschen kennender und zu behandeln verstehender Mann verwendet worden zu sein. Wir haben humoristische Züge aus seinem kriegerischen Geschäftsleben, die uns ihn namentlich zu dem grofsen Perikles in ein ähnliches Verhältnifs darstellen, wie es wohl in neuerer Zeit den gelehrten und studierten Kriegsleuten, den Factoren und Anhängseln der *schreibenden* Hauptquartiere, den eigentlich waffenkundigen und von Haus aus mit dem Handwerk vertrauten Genossen gegenüber, begegnet ist, dafs sie sich in einen etwas sp

Digitized by Google

lichen Credit brachten. Indefs wird denn doch wohl der poetische Grieche zuletzt nicht schlechter, als sein moderner Apollobruder *Goethe* unter den Priestern des Ares den milden Ernst der Muse zu behaupten verstanden haben: „denn der tüchtige Mann bleibt tüchtig, bei'm Spiel der Laute, wie im Klang der Lanzen".

Mit scharfsichtiger Ueberlegenheit des Urtheils, auch hier bethätigend, dafs die gründliche Kenntnifs antiker Literatur schon an sich eine Aesthetik ist, beleuchtet Herr Böckh die schwachen Seiten der bisherigen Auffassungen des Stückes, besonders aber des Charakters der Heldin, in dem man mehr oder minder stets ein Ideal bald zärtlicher Weiblichkeit, bald sittliches Heroismus ausgefunden und diese Tragödie zu einem sentimentalen Enkomium der Schwesterliebe gestempelt hat. Das Falsche an diesen Voraussetzungen beruht wesentlich auf der den deutschen Aesthetikern herkömmlich anklebenden Vorstellung von einer extensiven moralischen Tendenz der Poesie überhaupt und von der Bestimmung des Drama's, Charaktere zu entwickeln. Herr Böckh weist sehr richtig nach, dafs mit einem Ideale der Weiblichkeit am wenigsten sich Antigone's Härte, und zwar eine beharrliche Härte, gegen ihre eigne Schwester Ismene verträgt; die man, wenn hier von Idealen die Rede sein sollte, nach unsrer Ansicht ungleich eher als ein weibliches Ideal, als das Bild, wie das Weib sein soll, auffassen dürfte. Sittlich handeln zu wollen, ein Beispiel zu geben, wie der Mensch im Conflicte des Handelns nur das objectiv Gerechte und Tadellose vollbringen soll, ist aber Antigone so weit entfernt, dafs sie sogar den sittlichen Enthusiasmus für ihre That in dem Zuschauer selbst zerstört, wenn sie *Vers* 869 flg. ganz im Geiste jener persischen Barbarin (*Herodot* III, 119) sich der berühmten Worte bedient:

„Denn nimmermehr, wenn Mutter ich von Kindern war,
Noch wenn ein Gatte sterbend mir dahingewelkt,
Hätt' ich zum Trotz den Bürgern solche That gethan.
Um welcher Ursach willen sag' ich dieses wohl?
Starb mir der Gatte, würd' ein andrer wieder mir,
Ein Kind von andrem Manne, wenn ich das verlor:
Nun, da der Hades Mutter mir und Vater birgt,
Kann nimmer mir ein Bruder wiederum erblühn".

Herr Böckh hat diese Stelle des Dichters wider die für zu Theil gewordenen Anfechtungen einer in diesem Stücke zu kurz treffenden, einseitigen Kritik feinsinnig in Schutz genommen: dagegen müssen wir es einfach als einen der Wahrheit gebührenden Zoll aufstellen, dafs in der Reihe von ihm angeführter und geistvoll beleuchteter Auctoritäten, die sich die Zerlegung des gefeierten Trauerspiels haben angelegen sein lassen, *A. W. Schlegels*, *Solgers* und des fleifsigen Philologen, Hrn. *Jacob* in seinen Quaestionibus Sophocleis, der Name seines alten Collegen *Hegel* nicht hätte vermifst werden sollen. Denn es ist keine Frage, dafs das instinctmäfsige Handeln der Antigone, diese ihr von der Ahnen düstrem Wesen einwohnende schroffe und versengende Willensgluth, die insofern recht und also sittlich handelt, als sie der ewigen Stimme der Natur ihre Geltung verschafft und das „göttliche Gesetz" zur Erfüllung bringt, aber sündigt, indem sie die sittliche Wirklichkeit, das nach menschlichem Gesetz Bestehende mifsachtet, ja verhöhnt — dafs, sagen wir, diese ahnungsvollen und tragisch bedeutsamen Beziehungen von keinem der obgenannten Kritiker mit der Klarheit und Consequenz gewürdigt worden sind, als von *Hegel*. Bot nun zwar die abstracte Sprache der in ihrer grandiosen Gliederung nach unsrer Einsicht auch für den näher Eingeweihten viel schwer zu fassendes Geheimnifs enthaltenden, die Brust des Laien mit der Sphinxgewalt eines dämonischen Tiefsinns packenden *Phänomenologie*, wo die Paragraphen: „die sittliche Welt, das menschliche und göttliche Gesetz, der Mann und das Weib", und: „die sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal" (BB, VI A *a* und *b*) fast durchgängig auf einer Entwickelung der Verhältnisse Antigone's und ihrer Brüder beruhn, einer populären Darstellung manche Schwierigkeiten dar, so würden doch unbedingt den aufgeführten Erörterungen anderweitiger Kunstrichter die herrlichen und das Stück in treffender Kürze vollständig charakterisirenden Worte der *Aesthetik* Theil III. Cap. 3, III. C, 3 c S. 556 der neuen Ausg. der Werke die Krone aufgesetzt haben: „Die vollständigste Art dieser (tragischen) Entwickelung ist dann möglich, wenn die streitenden Individuen, ihrem concreten Dasein nach, an sich selbst jedes als Totalität auftreten, so dafs sie an sich selber in der Gewalt dessen stehn, was sie ihrer eignen Existenz gemäfs ehren sollten. So lebt z. B. Antigone in der Staatsgewalt Kreon's; sie selbst ist Königstochter und Braut des Hämon, so dafs sie dem Gebot des

Digitized by Google

Fürsten Gehorsam zollen sollte. Doch auch Kreon, der seinerseits Vater und Gatte ist, mufste die Heiligkeit des Bluts respectiren und nicht das befehlen, was dieser Pietät zuwiderläuft. So ist Beiden an ihnen selbst das immanent, wogegen sie sich wechselsweise erheben, und sie werden an dem selber ergriffen und gebrochen, was zum Kreise ihres eigenen Daseins gehört. Antigone erleidet den Tod, ehe sie sich des bräutlichen Reigens erfreut; aber auch Kreon wird an seinem Sohne und seiner Gattin gestraft, die sich den Tod geben, der eine um Antigone's, die andre um Hämons Tod. Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt erscheint mir nach dieser Seite die Antigone als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk". Hrn. Böckh werden diese Worte um so gröfsere Genüge thun, als sein eignes Endurtheil über die Idee des Stückes dasjenige, worin *Hegel* dessen tragischen Conflict erkannte, in einer von uns durchaus zu unterschreibenden Weise S. 160 dahin zusammenfafst: „Ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergang; der Mensch messe seine Befugnifs mit Besonnenheit, dafs er nicht aus heftigem Eigenwillen menschliche oder göttliche Rechte überschreite und zur Bufse grofse Schläge erleide: die Vernunft ist das Beste der Glückseligkeit". Mit Vergnügen sehn wir eben daselbst die von einer dritten Seite her in gleichem Geiste selbstständig entwickelten Ansichten über die Antigone durch Hrn. Böckhs Beifall gewürdigt: das treffliche Programm des Frankfurtischen Gymnasiums nämlich vom Jahre 1842, aus der Feder des Hrn. Conrectors und Professors Dr. *Schwenck*, das wir wegen seines zum Tagsinteresse gewordenen Inhalts eben so sehr als wegen der gediegenen Einfachheit seiner Darstellung als Flugschrift allgemeiner verbreitet zu sehn innigst wünschen möchten. Es ist aber nicht zu denken, dafs nach der Zusammenstimmung dreier so vollberechtigter und mit allen Gaben des Wissens und des Urtheils augestatteter Forscher die ästhetische Betrachtung der Sophokleischen Antigone fernerhin eines andern Fundamentes bedürfen werde.

Was die deutsche Uebersetzung und die Erläuterung des Textes anbelangt, so hat gleichermafsen vorliegende Arbeit des Hrn. Böckh Alles geleistet, was auf dem trotz vielfältiger und scharfsichtiger Veranbeutungen der in Betreff des Sophokles reichhaltigen deutschen Philologie gleichwohl noch manchen Dorn und manches Gestrüpp darstellenden Gebiete zu thun war. Auch hier bewährt sich an dem über die abgegriffenen Lobpreisungen der Kotterieen erhabenen Verfasser, die einst an seinem alten Meister *Wolf* beobachtete, zu seiner Zeit als Wunder angestaunte Leichtigkeit, mit welcher eminente und geistbegabte Philologen, sobald sie auf dieses Gebiet herabzusteigen nur nicht unter ihrer Würde finden, genialischer und vollkommener als die besten zünftigen und von so etwas ein Geschäft machenden Uebersetzer, die rigorosen Formen der antiken Rhythmik wiederzugeben und mit dem rechten Hauche zu beseelen wissen. Es mufste dem Freunde einer angemessenen Popularisirung der griechischen Dichtungsschätze innerhalb unsrer gebildeten Kreise schmerzlich sein, an den früheren sich rhythmische Treue zum Gesetz nehmenden, zu Bewältigung des Originals aber auch die unerläfsliche Sachkunde und ein philosophisch geschultes Urtheil mitbringenden Uebersetzern des Sophokles, *Ast* und *Solger*, die wünschenswerthe Beweglichkeit, Seelenfülle und Anmuth in Anschmiegung der Muttersprache an das Originals gerade auch von der formalen und sprachlichen Seite in hoher Vollendung strahlende Darstellung zu vermissen: dagegen die ihnen gefolgten späteren Verdolmetscher, *Thudichum* und *Donner*, welche letztre bei dem Publicum des Vorgängers Verdienst in einem etwas kurz erfolgten Zwischenraume nicht ganz nach gerechtem Verhältnisse verdunkelt hat, zwar eine preiswürdige Gewandtheit und überraschend angenehme Lesbarkeit bei ihren Uebertragungen erreicht haben; in gründlicher und umsichtiger Auffassung des Sinnes aber und in der erforderlichen allseitigen Kenntnifs der Ursprache gegen jene älteren Philologen mangelhaft und zu nicht geringem Nachtheile einer authentischen Auffassung des Dichters zurückstehn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh.

(Schlufs.)

Hier hat nun Hr. Böckh mit sichrer Ueberlegenheit d erschöpfender Befähigung in jedem Sinne eingegrif- n und unverkennbar den Griechen unsern Landsleuten nahe gebracht, als irgend möglich war. Vielen und eichen Gewinn wird auch das engere rein philologi- che Interesse aus dieser Bearbeitung von dannen brin- en, und wir machen die Kenner ganz besonders auf e eleganten und die Discussion unzweifelhaft abschlie- enden Sprachaufhellungen zu den schwierigen Stellen ers 1—6; 39 u. 40 (wo die desperate Lesart λόουσα θάπτουσα, abgesehn von ihrer horrenden Frostigkeit, chon deshalb als absolut falsch gelten mufs, weil das *Waschen*, als ein itegrirender Theil der Bestattungs- rimonien, unmöglich dem Ganzen, dem *Bestatten* lber, coordinirt werden kann, und überdies nach er dringenden Aufforderung Antigone's, des Polynices eichnam begraben zu helfen, eine Frage der Ismene: was würde ich denn mit dem Begraben ausrichten"? llig absurd sein würde); 116—124; 349—362 u. s. u. s. w. aufmerksam: denn in der That könnten wir r nur belobende Auszüge dessen geben, was der ehrung Suchende vollständiger und fruchtbarer an Quelle selbst holt. Dafs die metrischen Feststel- gen einem Gewährsmanne, wie Hrn. Böckh, Erkleck- s verdanken und auch nach dieser Seite hin die bokleische Kritik reichen Gewinn gezogen hat, teht sich von selbst. Der Ton der in solcherlei stellungen unumgänglichen Polemik ist, ausdrück- her Bemerkung in der Vorrede zufolge, wünschens- rth gemildert. Eine schöne, gemüthvolle und mu- rhafte Erscheinung! Wer kann in der Hitze des mpfes verlangen, dafs alle Streiche den eleganten chriften der Fechtschule gemäfs fallen? Aber die Kämpfe, da wir um den Preis „eherner Kessel" wetteiferten, sind vorüber, und die Kämpfenden greis: auch die Generation, die den faustgewandten, siegsrufliebenden Streitern durch's Getümmel aufjauchzend nachzog, fühlt schon den Schnee des Alters und die Nähe des Grabes; und ernstere, heiligere, nicht zur Verzierung geflochtene Lorbeeren sind zu erringen. Der Schweifs der Männerstirnen ist getrocknet; aber die Quellen jugendmuthiger Begeisterung fliefsen, für unvergängliche, allgemeine Güter: sie bedürfen eines freundlichen Zusammenwallens, um zum kraftvollen, auch das Widerstrebende mit sich fortreissenden Strome zu erstarken. Da sollen die Greise, die unter den Kränzen scherzlustiger Festspiele graugewordenen Ringer, das Beispiel geben, um dem hoffnungsberechtigten Nachwuchse das edelste Vermächtnifs zu hinterlassen, einen festen, klaren, keiner Sophistik zugänglichen, keiner Person wedelnden, aber eben so wenig, wo es die Sache gilt, die Personen abstofsenden, einträchtigen und vaterländischen Muth.

Es ist indefs nothwendig, dafs wir, um das Geschäft einer philologischen Kritik zu erfüllen, Hrn. Böckh in seiner Arbeit einzelne Blöfsen und Verstöfse nachweisen, damit der anerkennende Theil unsres Berichts bei deutschen Landsleuten nicht seine Glaubwürdigkeit verliere. Wir haben Hrn. Böckh bei Durchlesung seiner Arbeit nach unsern Kräften auf den Dienst gepafst: kommt da an Ausstellung und Tadel nur Einzelnes und Kleines heraus, so müssen wir freilich den Weiseren, als wir sind, überlassen, ob sie Hrn. Böckhs Leistung zu hoch über kleinlichen Tadel, oder unsern Bericht zu tief unter schulgerechter Kritik finden mögen. Einige Auffallenheiten des Ausdrucks haben wir zunächst angezeichnet. Ich glaube nicht, dafs man sagen darf *rofsummähnte* Helme (*Vers* 115) statt *rofsmähnige;* nicht: die *eigne Heimath* von *Grund* vertilgen (196) statt von *Grund aus;* Wirst endlich

Digitized by Google

denn du sprechen und *abziehn sodann* (240) im Munde Kreons ist dem Adel des Ausdrucks, wie er auf der griechischen Bühne den höheren Personen sorgfältig gewahrt wird, unangemessen; das deutsche *abziehn* würde eher in des Wächters Mund gehören. *Da sie bloſs den Todten sieht* (413) für *entblößt* ist zweideutig; *Gehorsamlosigkeit* (649) ist ein Miſswort; *von Wurzel aus* (691) geht so wenig wie *von Grund* in unsrer Sprache an. Ungenauigkeiten der Wiedergabe sind uns folgende begegnet. *Vers* 31 ist das ironische τὸν ἀγαθὸν bei Κρέοντα in der Uebersetzung weggeblieben; *Vers* 45 fg. ist in letzterer die wahre Beziehung des Sinnes nicht sattsam gewahrt. *Hermann* hat mit Recht auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der hier im Ausdrucke obwaltet:

Τὸν γοῦν ἐμὸν καὶ τὸν σόν, ἢν σὺ μὴ θέλῃς, ἀδελφόν,

ist deutsch wörtlich übersetzt:

„Ja, sicher meinen Bruder, und, willst du es nicht,
Den deinen u. s. w."

nämlich: „werde ich begraben"; d. h. ich werde nicht nur, insofern er *mein* Bruder ist, die Pflicht des Begrabens an ihm erfüllen, sondern auch, insofern er auch *dein* Bruder ist, du aber dich dieser Pflicht entziehst, werde ich deinen Theil dieser Pflicht mit übernehmen, und ihn allein, für beide, begraben". Wie Hr. Böckh die Worte giebt:

„Ja, meinen Bruder, und du wolltest oder nicht —
Den deinen",

kommt vielmehr der Sinn heraus, den *Hermann* an der einen Parthie des Scholions zurückweist: „du magst ihn als deinen Bruder gelten lassen oder nicht", wo denn nothwendig stehn müſste: κἂν σὺ μὴ θέλῃς. Die Wendung *Vers* 67 fg. „Das Uebermaſs im Handeln zu erstreben ist nur Unverstand", kommt uns etwas schwülstig vor; περισσὰ πράσσειν ist *thun, was nicht unsres Amts ist*, und das „Erstreben" bringt hier eine schiefe Nüance herein. Ich würde einfach sagen:

„Denn Unthunliches
Vollbringen wollen läſst vermissen den Verstand".

Die Uebertragung des φίλος durch *Freund* in Wendungen, wie 73: „Geliebt bei'm lieben Freunde lieg' ich dann" giebt im Deutschen eine hier doppelt ungestattbare Zweideutigkeit des Ausdrucks, während überdies das verkürzte *bei'm* eine unangenehme Härte bildet. Ich würde sagen:

„Dem lieben lieb zur Seite lieg' ich dann u. s. w."

Vers 149 ist das wichtige Beiwort des Bacchos ἐλελίχθων nicht ausgedrückt. *Vers* 164 ist übersetzt, als befolge Hr. Böckh die Correctur κείνου γ' ἔτι, während im Texte mit Recht beibehalten steht κείνων ἔτι. Vers 174 fgg. wird der Schluſsbegriff νῦν τε καὶ πάλαι δοκεῖ durch das: „denn mir bedünket", im ersten und das „und bedünkt' es längst" im vierten Verse des Satzes wenig elegant auseinandergezogen. Man könnte sich so helfen:

„Denn mir, sobald wer als das Haupt der ganzen Stadt u. s. w.
Bedünkt der Feigste solcher itzt und lange schon".

Vers 186: „auch die Freund' uns einigen", ist auch etwas wenig unklar aufgetragen durch den störenden Artikel für *„uns Freunde einigen"* oder sie erwerben. Die am alten *Voſs* so oft gerügte Befehlform *Vers* 21: „daſs Hüter nun ihr dessen seid, was ich gesagt", ist im Munde des hochgebornen Herrschers gerade um viel mehr Anstöſsiges, als gerade der Atticismus ἂν ἦτε den Befehl so fein wie möglich ausdrückt. Warum nicht wenigstens:

„Nun wohl, so seid denn Hüter des, was ich gesagt!

Im folg. Verse will uns das gewichtvolle βαστάζειν suscipere, sustinere onus officii, durch ein bloſs „tragen" zu kahl übersetzt scheinen. *Vers* 242 fg. „Den trocknen Staub er aufgestreut dem Körper nebst dem andren Weihn", giebt ein Zeugma, das *nicht im* Griechischen ist, indem man sich die Weihn *aufgestreut* wird denken müssen. Es ginge eher:

„er aufgestreut dem Körper und vollbracht die Weihn".

Vers 503 zeigt sich in den Worten: „Gewiſs doch wenn du nur dem Frevler gleich ihn ehrst", dieses zugleich als eine schiefe Nüance in den Sinn bringend und als unrichtig lang gebrauchtes Flickwort, es doch wenigstens unmöglich im Ton hervorzuheben wäre. *Vers* 731 ist ein sehr zweideutiger Vers: „Mit deinem Leid lehrst Sinn du mich, selbst ohne Sinn". Dergleichen anscheinend ganz verständliche Sätze, der Vf. eben an eine Miſsdeutung selber nicht denkt, entschlüpfen im Uebersetzen häufig und man wundert sich hinterher, wie einem so etwas habe entgehen können. Unterzeichneter hätte in seinen eignen vielfachen Arbeiten in diesem Fache jetzt Unzähliges dieser Art zu verbessern, seit ihm vor Jahren eine briefliche Aeuſserung des ehrwürdigen *Jacobs* darüber die Augen aufgeschlossen: wir Deutschen sind nicht darin, wie den Lateinern, nach einer gewissen formalen

Digitized by Google

streng, während diese auch die selbst bloſs für eine absichtliche Sophistik oder für eine absolute Bornirtheit zweideutigen Wendungen gewissenhaft vermeiden. *Vers* 737 können wir uns mit der Bezeichnung *Scheusal* für Antigone im Munde Kreons nicht befreunden. Das griechische μῖσος ist doch eben nicht mehr noch minder als, abstractum pro concreto, die *Verhaſste*. Zweideutigkeit liegt neuerdings in den Worten des Chors 899 fg. „Nicht geb' ich dir jetzt Trostzuspruch mehr, nicht werde sofort das Gebot vollbracht"; desgleichen 928 fgg. „wo einst Ares, der Stadt Gott (fatale Umschreibung für ἀγχίπολις), sah die Wunden, des Fluchs volle (*undeutsche* Deutlichkeit für das zweideutige, aber allein richtige „des Fluchs voll"), womit dem Phineus der Söhne Paar wilder Gattin Ingrimm geblendet"; ferner in dem Verse des Tiresias 1017: „Gewinn denn, glaubst du, such' ich auch an deinem Theil", wo τὸ σὸν μέρος doch nichts bezeichnet als die Ansicht Kreons, „deiner Ansicht nach". *Vers* 1222 an vielbesprochner Stelle beruhigen auch wir uns mit der alten Lesart τί δ' ἔστιν αὖ κάκιον, ἢ κακῶν ἔτι; können aber die Uebersetzung: „Was giebt es wieder Schlimmes? was ist noch mir schlimm"? unmöglich anders als matt finden, da sie den nachdrücklichen Gedanken des Originals durch eine Repetition der nämlichen Wendung verwischt. Es müſste heiſsen: „Was wieder Schlimmres, oder was noch Schlimmes giebt's"? d. h. „was giebt es noch Schlimmeres, oder was überhaupt giebt es Schlimmes, das nach allem dem Unheil noch hereinbrechen kann"?

Auch an rhythmischen Unrechtfertigkeiten, die auch derjenige, welcher in der iambischen Verskunst eine gröſsere Weite der Prosodik, als in der daktylischen zugesteht, nicht billigen kann, fehlt es nicht ganz. Im Allgemeinen muſs man sich mit der löblichen Mitte, die Hr. Böckh zwischen den allzusteifen und allzulaxen Grundsätzen, als ein kunstgewandter und geschmackvoller Geist, einzuhalten gewuſst hat, einverstanden erklären und gerade von dieser Seite seiner Leistung ein ausnehmendes Gelingen zusprechen. Wie sich die noch immer starr herdrohende Klippe eines verständlichen Vortrages, die Chöre, nach seiner Bearbeitung vom Theater her ausnimmt, können wir freilich bloſs bei einer persönlichen Zeugenschaft, zu der uns bis jetzt das Glück nicht hat verhelfen wollen, beurtheilen. Wie selten aber eigentliche rhythmische Verstöſse in dieser Uebersetzung überhaupt geblieben, wird den Leser angenehm überraschen. Wir haben mehr als Folgendes nicht auftreiben können. *Vers* 61 „Erwägen muſst du *ja* doch", wo das *ja* exhortativ, nicht zurückdeutend sein müſste, um lang zu werden. 86 „Weh mir, *sprich* aus sie"; wohl der stärkste Uebereilungsfehler der ganzen Arbeit. 139 „Mann gegen den Mann, *sie* lieſsen dem Zeus". 325 „Gelinget, *ob* nicht u. s. w." wäre besser: „Gelingt, ob nicht, vom Glücke ja hängt dieses ab". 388 „Und wie ergriffst du *sie* denn". 694 „Dann drunten *auf* abwärts gekehrtem Rudersitz". Ist schon *auf* ganz regelrecht lang gebraucht, so gehört es doch nicht in die Arsis. Sehr kakophonische Verse sind 714, 733; 1012 „Weiſst du, was du sagest, *du* zum König sagst"? 1016 „Erweck' es, aber rede *nur* nicht um Gewinn". Ein recht dünner, lungenlahmer, schwindsüchtiger Vers durch ungemessene Häufung der Monosyllaben ist 1063: „So wie ich bin, geh hin ich; ihr, die Diener, auf"!

Veranlassen wir nun Hrn. Böckh von dem Ausgange unsrer Recension wie von dem des in seiner Heimath wohlbelobten Hornberger Schieſsens zu denken, so hoffen wir, daſs dies der Positivität seines Verdienstes zu desto mehr Ehre gereicht; wie denn Niemand lebhafter, als wir, den Herzenswunsch hegt, daſs es in Bezug auf die nationalen Leistungen der Gegenwart aller Kritik einmal für allemal nach Goethe's Worten ergehn möchte:

„Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daſs wir reiten".

Weber, in Bremen.

XVI.

Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον. Ὑπὸ Κ. Παπαῤῥηγοπούλου. Ἐν Αθήναις, 1843.

Der in den Jahrb. 1843, zweite Hälfte, No. 102 besprochenen Schrift des Dr. Soph. Oikonomos gegen Fallmerayer und gegen dessen Hypothese von der Ein-

Digitized by Google

wanderung der Slaven in den Peloponnes und der Vernichtung alles und jeden altgriechischen Lebens in den bisherigen Bewohnern des Landes ist bereits die vorliegende, von Konst. Paparigopulos, königl. griech. Ministerialrathe in Athen, gefolgt. Nur ist zwischen beiden Schriften der bedeutende Unterschied, dafs, während der Verf. der erstgedachten Schrift jene Hypothese nur beiläufig und gelegentlich, deshalb auch weniger tief eingehend und nur oberflächlich bekämpft und widerlegt, der Verf. der gegenwärtigen Schrift diese Hypothese einer ausführlichen und genauen Prüfung und einer wissenschaftlich-strengen Kritik unterwirft. Dazu hat auch der Verf. der obgedachten neuesten Schrift auf diese selbst, wie sie zur Zeit vorliegt, sich nicht beschränkt; vielmehr umfafst dieselbe nur das erste Buch seines Werks, nur den ersten Theil seiner Forschungen über den betreffenden Gegenstand, welchen er überhaupt in drei Büchern zu behandeln beabsichtigt. In diesem ersten Buche untersucht er zunächst die Frage: *wann* zuerst und *in welcher Weise* die Niederlassung der Slaven in dem Peloponnese erfolgt sei; im zweiten Buche will er die Verhältnisse, in welche die Slaven zu den Einwohnern des Landes und zu den Kaisern in Byzanz getreten, und den Umfang näher ins Auge fassen, in welchem sich ihre Niederlassung über das Land erstreckte, während er im dritten die Spuren dieser Niederlassung, und in welchen Theilen des Landes vorzüglich dieselbe Statt gefunden habe, untersucht. Haben wir es hier nur mit dem ersten Buche zu thun, das allein bis jetzt uns zugekommen ist, so wollen wir doch gleich hier den Wunsch aussprechen, dafs die beiden andern Bücher recht bald erscheinen möchten; — ein Wunsch, der in Demjenigen seine Rechtfertigung finden dürfte, was wir über das erste Buch nachstehend bemerken, und wodurch wir nicht blofs im Allgemeinen auf dasselbe und auf die Ergebnisse der Forschungen des Verf. aufmerksam machen, sondern zugleich angeben wollen, worauf der Verf. diese Ergebnisse hauptsächlich gründet, und welchen Gang seine Forschungen dabei im Allgemeinen und Einzelnen genommen haben. Es wird daraus hoffentlich klar werden, dafs, wie der Gegenstand selbst, um welchen es sich hierbei handelt, an und für sich wichtig ist, so auch die Forschungen unsers Verf.'s wohl geeignet sind, mehr Licht über das Dunkel jener Jahrhunderte zu verbreiten, die hier in Frage kommen, als dies die angeblichen Untersuchungen und die, eben so auf Lug und Trug beruhenden, als kecken Behauptungen der Gegner bisher vermocht haben; es wird darnach als unzweifelhaft sich herausstellen, auf welcher Seite nicht blofs gröfsere Wahrscheinlichkeit, sondern mehr Wahrheit, und überhaupt die Wahrheit, sich finde; vornehmlich aber und zunächst dürfte es klar werden, dafs diese Schrift, das Werk gründlicher und *unparteiischer* Forschungen, darauf Anspruch habe, namentlich in Deutschland besonders beachtet zu werden. Der Umstand, dafs die vorliegende Schrift in neugriechischer Sprache geschrieben ist, kann dagegen von keinem besondern Einflusse sein, da dieses Neugriechische, in seiner einfachen und gefälligen Darstellung, für Jeden, der auch nur des Altgriechischen mächtig ist, daneben aber die grammatischen und syntaktischen Eigenthümlichkeiten des Neugriechischen kennt, mit Hülfe der vorhandenen Wörterbücher beider Sprachen durchaus verständlich ist, wenngleich zugegeben werden mufs, dafs eine Verdeutschung der Schrift die wissenschaftlichen Zwecke, denen sie dienen soll, in Deutschland um so mehr würde fördern können.

Der Verf. geht von der, gewifs richtigen, Bemerkung aus, dafs bei dem besonderen Interesse, das die Geschichte Griechenlands von Zeit der Eroberung Korinths durch die Römer bis zum Jahre 1821 habe, es um so nöthiger sei, die Irrthümer und Täuschungen, welche sich über einen Theil dieser langen Periode jüngsthin geltend zu machen versucht und gewufst haben, näher zu prüfen. Zwar meint er, dafs das griechische Volk unserer Tage auf die Behauptung, dafs mitten unter den Stürmen des Mittelalters das Geschlecht der alten Griechen untergegangen sei, und dafs sie, die heutzutage diesen Namen tragen, ein bastardartiges Geschlecht, ein Haufe Barbaren sei, die dort von Mitternacht und Abend, von Mittag und Morgen zusammengelaufen, mit der Bemerkung hervortreten könne: die griechische Nationalität gleiche der Sonne, und derjenige sei blind, der sie nicht sähe. Allein die Wissenschaft habe andere Pflichten zu erfüllen

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον. Ὑπὸ Κ. Παπαρρηγοπούλου.

(Schlufs.)

Statt des oberflächlichen Studiums der Geschichte fordere sie eine genaue und fleifsige Prüfung derselben; statt der Fälschung der historischen Zeugnisse verlange sie deren richtige Deutung und Erklärung, und statt Lugs und Trugs — unbestreitbare Thatsachen. In diesem Sinne habe er zur Lösung der hier einschlagenden Fragen beizutragen sich bemüht. Der Verf. verkennt durchaus nicht das Schwierige dieses Unternehmens, besonders weil die historischen Quellen hierüber spärlich und mangelhaft seien, und die einzelnen Nachrichten sich nicht selten widersprächen oder falscher Deutung unterlägen; indefs hofft er, dafs der Leser nicht von ihm sagen werde, was Thukydides sagt: οὕτως ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας, καὶ ἐπὶ τὰ ἕτοιμα μᾶλλον τρέπονται. Seine Schrift selbst stellt ihm das Zeugnifs des Gegentheils aus.

Der Gang seiner Forschungen ist nun im Allgemeinen folgender. Ueber die Zeit, wann zuerst die Slaven in den Peloponnes gekommen seien, giebt es drei verschiedene Meinungen; Einige sagen: es sei in der Mitte des achten Jahrhunderts geschehen; Andere, zu Ende des sechsten; noch Andere, im siebenten Jahrhundert. Die zweite Meinung stützt sich auf eine Stelle eines συνοδικὸν γράμμα des Patriarchen Nikolaos aus dem Ende des elften Jahrh., und nicht blofs diese Meinung, sondern auch die kühne Behauptung, dafs die Slaven 218 Jahre lang im Poloponnese geherrscht, und dafs in dieser Zeit das alte Geschlecht ausgerottet worden sei. Dies ist denn namentlich die Meinung Fallmerayers. Der Verf. weist nun aber nach, dafs nach unzweifelhaften historischen Zeugnissen die ganze Stelle des Patriarchen Nikolaos Unwahrheiten enthält (S. 7 f.). Zuerst beweist er, dafs die Avaren, verschieden von den Slaven, niemals in den Peloponnes gekommen seien, noch weniger sie, eben so wie die Slaven, von 584 bis 593, wie Fallmerayer meint, ihre Herrschaft daselbst aufgeschlagen haben. Vielmehr seien sie damals von den byzantinischen Feldherrn in ihren eigenen Wohnsitzen aufgesucht und zurückgedrängt worden (S. 8 f.). Dies geschah im J. 592, wo die Byzantiner über den Ister gingen und die Slaven zu drei verschiedenen Malen in die Flucht schlugen. Der für die Anwesenheit der Avaren im Peloponnese unter andern angeführte Grund, dafs von ihnen der Ort Navarin oder Avarin erbaut worden und den Namen erhalten habe, wird widerlegt, indem nachgewiesen wird, dafs Navarin erst zu Ende des 13. Jahrh. erbaut worden sei (S. 11 f.). Damit ist unter andern auch *Buchon*, La Grèce continentale et la Morée, Paris, 1844, pag. 460, einverstanden. Ueber jene Kriege mit den Avaren und Slaven ist vorzüglich Theophylaktos Simokattis, der zu Ende des sechsten und zu Anfange des siebenten Jahrh. lebte und acht Bücher Geschichten schrieb, Hauptquelle. Dieser bestätigt (vergl. S. 46), dafs in der Zeit von 584 bis 593 die Avaren und Slaven nicht über Thracien hinaus vorgedrungen seien, dafs am Ende dieser Epoche die Avaren jenseits des Ister gelagert gewesen, die Slaven aber in ihrem eigenen Lande besiegt worden seien. Jenes Jahr 592 ist nun aber zugleich das vorletzte jener kritischen Epoche (584—593), in welcher nach Fallmerayer der Peloponnes von den Avaren und Slaven, mit Ausschlufs der Griechen (Ῥωμαῖοι), beherrscht worden sein soll. Die angeführten Zeugnisse heben jedoch die Behauptung des Patriarchen Nikolaos auf, und mithin auch die darauf gegründete Meinung von der Niederlassung und Herrschaft der Slaven im Peloponnes. Der Verf. ist nicht zweifelhaft, wer hierbei Recht habe; ob der ältere Geschichtschreiber Simokattis, oder Nikolaos, der nur gelegentlich das mit-

Digitized by Google

theilt, was er an der betreffenden Stelle sagt. Er bringt für den Vorzug, den er dem älteren, den Begebenheiten, die er beschreibt, näher stehenden Simokattis geben zu müssen meint, theils innere, theils äufsere Beweisgründe bei, die fast eben so viele Beweise offenbarer Verfälschung historischer Mittheilungen Seitens Fallmerayers und der unhistorischen Willkür sind, womit derselbe verfahren, um für seine Hypothese Gründe zu finden und zu haben (vergl. S. 49. 51. 57), wenn es nicht etwa unbewufste Irrthümer und Mifsverständnisse sein sollten. Auch gegen Zinkeisen und gegen manche irrige und falsche Deutungen desselben erklärt sich der Verf. in einzelnen Beziehungen, beruhigend und zurechtweisend, wenngleich er im Allgemeinen dessen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, im Verhältnisse zu der Oberflächlichkeit und Willkür Fallmerayers, anerkennt. — S. 52 f. betrachtet er eine Stelle des Konstantin Porphyrogennetos näher, welche ebenfalls die Behauptungen des Patriarchen Nikolaos Lügen straft. Aus ihr ergiebt sich, dafs davon keine Rede sein könne, wie Nikolaos gleichwohl thut, dafs damals die Slaven die Herren des Peloponnes gewesen, und dafs sie die Griechen daraus verdrängt gehabt hätten. Bei der ausführlichen Kritik des Verfassers, welcher er hierbei überhaupt die fragliche Stelle des Nikolaos unterwirft (— S. 67), gedenkt er auch der eigenen Widersprüche Fallmerayers mit seinem Gewährsmanne selbst (S. 54 f.); — Widersprüche, die, mögen sie nun unabsichtlich und unbewufst sein, oder, mögen sie, wenn absichtlich, den Zweck haben, eine bestimmt vorgefafste Meinung zu begründen, jedenfalls diese Meinung selbst in hohem Grade gefährden und schwächen. Dies mufs noch mehr der Fall sein, insofern der Verfasser die Fragen aufwirft und untersucht: wie denn nun aber die Stelle des Nikolaos zu verstehen sei? woraus er das, was er hier mittheilt, schöpfte? als was dieses ganze Zeugnifs angesehen werden müsse? Das Ergebnifs, zu dem er hierbei gelangt (S. 67), ist kein anderes, als dafs, wenn nicht etwa die ganze Stelle unächt sei (S. 75), sie doch, wie sie dastehe, theils absichtlich eigennützigen kirchlichen Zwecken dienen solle, theils auf Unkunde der Thatsachen beruhe, theils aus einer unlautern Quelle geschöpft sei (S. 74. 76). Der Verfasser macht hier die allgemeine Bemerkung (S. 75, Anm. 83), dafs man überhaupt kirchliche Zeugnisse aus jener Zeit mit vieler Umsicht und Vorsicht gebrauchen müsse. Unwissenheit auf der einen, Eigennutz auf der andern Seite hätten oft die Feder des Clerus jener barbarischen Jahrhunderte geführt; und es hiefse die Heiligkeit der geschichtlichen Wahrheit schänden, wenn man die Mittheilungen des Clerus jener Zeit blindlings annehmen wollte, besonders insofern sie mit geschichtlichen Nachrichten in offenbarem Widerspruch stehen.

Des Verfassers eigene Ansicht über den hier in Frage befangenen Gegenstand geht nun zunächst dahin, dafs nach einer Stelle des Konstantin Porphyrogennetos: Ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκουμένην· ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὸ σκῆπτρα τῆς τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, anzunehmen sei, dafs die Niederlassung der Slaven im Peloponnes in der Mitte des achten Jahrhunderts statt gefunden habe; dafs sie sich aber, was überhaupt im engeren Sinne und in jener Stelle ἡ χώρα bedeute, nur auf das flache Land beschränkt habe (Fallmerayer selbst bezeugt, dafs die Städte und mit Mauern umgebenen Orte keine Spuren von Slaven darböten, S. 84); dafs sie, nachdem die Einfälle der Slaven kurz vor Justinian begonnen und seitdem immer fortgedauert hätten (S. 89), doch erst später, und zwar in friedlicher Weise, in Folge der dazu von Seite der Regierung in Byzanz selbst gegebenen Veranlassung und unter ihrer Leitung (S. 109. 110. 112), da sie die von der Pest entvölkerten Theile des Peloponneses habe wieder bevölkern wollen, erfolgt sei (S. 88. 103. 106). Besonders — so bemerkt hier S. 106 f. der Verfasser wennschon dem Zwecke und dem eigentlichen Inhalt des zweiten Buchs seines Werks vorgreifend — hätten die Slaven zuerst in den westlichen und nördlichen Theilen des Peloponneses gewohnt; übrigens (S. 1[illegible]) sei es unzweifelhaft, dafs diese slavischen Colonien oftmals in feindliche Berührungen mit den Bewohnern der verschiedenen Provinzen des Peloponneses und mit der Regierung in Byzanz selbst gekommen, da die Slaven auch von dem eigentlichen Griechenland aus (das, was nach der Zeit, und bis auf die Gegenwart, den Namen: Rumelien geführt) häufige Einfälle in den Peloponnes unternommen, und dafs endlich auch die Bulgaren, die jedoch kein slavischer Stamm sind, sondern nur die slavische Sprache angenommen habt, ihre Eroberungen bis über den Peloponnes s[illegible]

Digitized by Google

ausgedehnt hätten. Allein diese späteren Thatsachen können das wahre Wesen der ersten und eigentlichen Niederlassung der Slaven nicht ändern, und niemals dürfe vergessen werden, dafs, nachdem die Slaven öfters gegen die Regierung in Byzanz sich empört, sie endlich von den Griechen überwältigt worden, und, nach Annahme ihrer Religion und Sprache, in solchem Maafse mit dem Stamme der Griechen sich verschmolzen, wie das Wasser eines Flusses, nachdem derselbe in das Meer sich ergossen, zwar eine Zeit lang seine Farbe und ganzes Wesen behält, bald aber von den unermefslichen Wogen des Meeres verschlungen wird (S. II.).

Wir theilen die Ansicht des Verf.'s, der S. 86 f. die Hoffnung ausspricht, dafs, wenn einst die allgemeine Meinung über den hier besprochenen Gegenstand aufgeklärt sein werde, man einst von Fallmerayer und seinen Behauptungen sagen werde, was er selbst in ähnlicher Beziehung sagt: „Dieses sind Fabeln in declamatorischer Form"! Wir theilen die Meinung des Verf.'s, die er in der Hauptsache hier gegen Fallmerayer geltend macht; wir theilen sie, weil sie, ohne vorgefafst zu sein, die Vergangenheit nimmt, wie sie sich aus den recht verstandenen Geschichten der Jahrhunderte darstellt, und daraus die Vergangenheit selbst deutet, ohne ihr Gewalt anzuthun; weil sie auch die Gegenwart nimmt, wie sie sich Jedem, der nicht blind ist, darbietet, ohne auch ihr Gewalt anzuthun, aber auch ohne das Recht, das ihr gebührt, zu verkennen; wir theilen sie, weil in ihr die Wahrnehmungen der Gegenwart mit der Vergangenheit, wie diese hier dargestellt wird, übereinstimmen, und dabei nicht auf angebliche Geschichten der Vergangenheit ein gröfseres Gewicht gelegt wird, als die Wirklichkeit der Gegenwart gestattet. Im Uebrigen ist es jedenfalls in hohem Grade erfreulich, dafs die Griechen unserer Tage, bei dem tiefen Ernste der Gegenwart, der auf ihrem Staatsleben lastet, auch ernstlich und in wissenschaftlichen Forschungen mit ihrer Vergangenheit sich beschäftigen. Unfruchtbar können diese Forschungen, auch für die Gegenwart, nicht sein; und wäre es auch nur, dafs die Griechen unserer Tage in demselben Grade, in welchem die Träume von der völligen Slavisirung Griechenlands im Mittelalter in wissenschaftlichen Forschungen zurückgewiesen werden, um so mehr sich veranlafst finden, sich der alten Griechen, mit denen sie verwandt sind, würdig zu machen, ohne die christlichen Elemente, in denen sie wurzeln, zu verkennen und aufzugeben, vielmehr werden sie sich von ihnen in allen Beziehungen wahrhaft durchdringen lassen; wäre es auch nur, dafs sie hiernach um so kräftiger und ernstlicher den feindseligen Zumuthungen des Panslavismus für ihr öffentliches Leben widerstreben, — so wäre durch diese wissenschaftlichen Forschungen für Vergangenheit und Gegenwart des griechischen Volks unendlich viel gewonnen.

Dr. Theod. Kind.

XVII.

***Ritusanhâra i. e. Tempestatum Cyclus, carmen sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit etc. P. a Bohlen. Lipsiae,* 1840.**

Wenn wir noch heute, mehrere Jahre nach dem Erscheinen, das obige Schriftchen, das letzte des um Belebung indischer Studien unter uns nicht wenig verdienten Herausgebers zur Sprache bringen, so geschieht das *nicht* mit Rücksicht auf das auf dem Titel genannte Werk des Câlidâsa, welches wir schon anderswo besprochen und vollständig übersetzt haben. Wir haben dabei vielmehr ausschliefslich die am Schlusse des Buches beigegebene Elegia in mortem uxoris im Auge, ein kleineres Gedicht in 18 Strophen, welches einem gröfseren Werke von Çrîmatpanditarâg'a-G'agannâtha, dem Bhâminîvilâsa, entnommen ist. Denn so hat der Herausgeber richtig nach den Manuscripten geschrieben, während es sich bei Colebrooke irrig Bhâmanîvilâsa *) genannt findet. Es ist, wie der Letztere schon Misc. Ess. II. p. 117 kurz gesagt hat „a collection of miscellaneous poetry", aber Näheres erfahren wir weder hier, noch durch unseren Herausgeber, der es überhaupt, in Folge des Todes seiner ihm eben vorangegangenen Gattin, und selbst schon mit dem Tode ringend, gleichsam aus dem Stegreife veröffentlicht zu haben scheint. Dafs das Werk Prosa, oder *auch* Prosa enthalte, wie Adelung Lit. der S. Spr. S. 265 n. nach Ward anführt, ist ein Irrthum;

*) Bhâminî ist hier ohne Zweifel als Name zu fassen; es bedeutet aber eigentlich: a passionate woman, vielleicht beziehen sich darauf Vers 9 und 15.

Digitized by Google

es ist durchgängig in Versen abgefafst, die aber, aufser in der hier bekannt gemachten Probe, das Metrum vielfach wechseln. Es zerfällt in vier Abschnitte oder Vilâsa's (i. e. Liebesscherze, Tändeleien), in denen Anordnung und Zahl der Verse aber nach den verschiedenen Manuscripten schwankt, wiederum jedoch mit Ausnahme unseres Stückes. Der erste *Vilâsa* (101 oder 126 Verse) heifst *prâstâvika* i. e. etwa der einleitende; der zweite (87 oder 182 Verse) heifst çringâravarnana, d. h. von der Liebe handelnd; der dritte, aus 19 Versen bestehend, führt den Namen karuna, flebilis, was nach Colebrooke's Vorgange hier durch Elegia wiedergegeben ist; und der vierte und letzte endlich, 32 oder 46 Verse enthaltend, ist çânta genannt, d. h. ruhig, besänftigt, indem der Verf. hier nach der Trauer und Klage um die Geliebte wieder zur Ruhe kommt. So deuten schon die Namen der Abschnitte an, wie der Dichter von der Erwartung und Hoffnung aus die verschiedenen Stufen des Besitzes und der Liebe, des Verlustes und der Trauer um die Geliebte durchschreitet, bis er am Schlusse wieder zur Besänftigung und Ruhe gelangt. Dabei fehlt es ihm keineswegs an Gedanken; er behandelt seinen Gegenstand mit Gemüth und Wahrheit der Empfindung; die Sprache ist noch in einem besseren Geschmacke gehalten, und zeichnet sich äufserlich, so viel ich bis jetzt sehe, nur durch ein oft bemerkbares Streben nach Alliteration aus: so entbehrt sie nicht aller Kunst, aber sie ist frei von jener Künstlichkeit, die den Eindruck eines Gedichtes stört, weil sie selbst als überwiegender Zweck hervortritt. Zu bedauern ist aber, dafs die Einheit des Werkes, welches seinem Charakter nach wie eine Art Spruchsammlung angesehen wurde und insofern zur Vermehrung Anlafs gab, durch viele fremde und spätere Zusätze gestört ist, wie dies aus der oben angegebenen Ungleichheit der Versanzahl in den Manuscripten hervorgeht. Vortheilhaft zeichnet sich in dieser Hinsicht wieder das uns durch von Bohlen mitgetheilte Stück aus, welches den dritten Abschnitt bildet und *wesentlich* in einem Sinne wie in einem Metrum gedichtet ist, wie es denn auch von zwei Manuscripten im Ganzen gleich überliefert wird. Die Handschriften (es liegen uns zwei Londoner Codd. in Abschriften vor) sind zum Glücke bedeutend besser als von Bohlen's Abdruck, in dem nur wenige Verse ganz richtig und ganz verständlich sind. Manche Fehler kommen auf Rechnung des unbeholfenen Leipziger Sanskritdruckes, andere auf die des Herausgebers, dem man sie unter den oben berührten Verhältnissen gern zu gute halten wird. Wir wenigstens sind weit entfernt, die unbestreitbaren Verdienste von Bohlen's dadurch beeinträchtigen zu wollen, und halten es lediglich um der Sache willen und um den in seiner Art eigenthümlichen Gedichte zu möglichster Reinheit zu verhelfen, für erlaubt, die folgenden Berichtigungen, deren sich nur ein Theil aus den Manuscripten ergibt, hier mitzutheilen.

Vers 1, lin. 1. ist daiv*a*- zu trennen und in daivâ zu verbessern, wie schon Colebrooke l. l., wo er den ersten Vers heraushebt, gab: so lesen nämlich nicht blofs beide Codd., sondern das Metrum verlangt auch die zweite Silbe lang, weshalb wir früher schon daivâ zu lesen vorgeschlagen hatten. Der Sinn ist nun: da das Schicksal sich abgewendet, und des Hauses Perle zum Himmel gegangen u. s. w.

Vers 2, ist ganz corrupt und unverständlich: *sakhi* najam und smar*aja*, beide verlockend und nach etwas aussehend, ohne etwas zu sein, das letztere aber schon gegen das Metrum verstofsend, sind mit Hilfe der Codd. in *savinajam*, worauf man freilich leicht kommen konnte, wenn man sich einen Lesefehler anzumaßen wagte, und smar*asja* (d. h. ∪ — ∪ für ∪∪∪) zu verbessern. Die Uebersetzung des Herausgebers zeigt dafs nicht blofse Druckfehler vorliegen: darauf reduciren sich indessen die Fehler in

Vers 3: vidjâpi; hari- für hîra-; adhi- für âdhi-

Vers 4 ist richtig: die Codd. hatten indessen prabhât*a* und einer -bhangamadaih, der andere -mangapadaih.

Vers 5 ist schlechter bestellt, und so nicht verständlich, abgesehn davon, dafs bhiti, rûdhavatjasi und vivâhê fast bis zur Unleserlichkeit verdruckt sind, indem die über der Linie bezeichneten Vocale in dem Leipziger Drucke lose stehen und daher oft an eine falsche Stelle springen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ritusanhâra i. e. Tempestatum Cyclus, carmen sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit etc. P. a Bohlen.

(Schlufs.)

Zum besseren Verständnisse schlage ich aber vor, erstlich jârûdh. d. h. jâ ârûdhavatjasi zu lesen, und zweitens *mit* Cod. B. çi*lâ*çakalam, für das unverständliche çiraçakalam; v und l liegen sich nahe und werden in Manuscripten oft verwechselt; ob çakalam richtig sei, könnte man zweifeln; jedesfalls kann es, da es nur den *Theil*, das *Stück* für das Ganze setzt, nicht viel ändern, aber es liegt wohl die Absicht unter, durch diesen Zusatz den Gegensatz zwischen dem *Stein* und dem *Himmel* besser hervorzuheben; doch es fragt sich: was soll çilâ i. e. Stein, Fels hier bedeuten? Und um es zu verstehen, müssen wir daran erinnern, dafs bei der (hier in Rede stehenden) Hochzeit der Inder allerdings mehrfach eines *Steines* gedacht wird: Colebrooke M. E. I. S. 218 sagt ausdrücklich: „According to the followers of the Jag'urvêda, the bridegroom *now takes the bride's right hand*, reciting a text etc. *The bride then steps on a stone* while this text is recited: *Ascend* this stone: be firm like this stone" etc., mit zu vergleichen, ebendaselbst S. 225. Ferner lese ich in einer neueren englischen Darstellung der indischen Hochzeitsgebräuche Folgendes: Die Leiber der Verlobten werden demnächst mit duftigen Salben gerieben, und wenn das geschehen, kleine Gaben, um das Glück der Braut zu sichern, in den Wohnungen beider Aeltern den Manen ihrer Vorfahren gebracht. Braut und Bräutigam tauschen darauf Gebäcke von Betel, Früchten u. s. w. aus und in dem Laufe des Nachmittags werden ihre Köpfe geschoren. Unmittelbar nach dieser Ceremonie wird ein grofser Korb in die Mitte eines künstlichen Teiches (a small artificial pond of water) gelegt, umgeben von Bäumen, in denen Lampen, mit Dochten von der Frucht der Dornapfelpflanze, aufgehängt werden. *Auf diesem Steine steht der Bräutigam*, und die Frauen mit den brennenden Lampen in ihren Händen, nähern sich ihm u. s. w.

Halten wir uns nun an die obige Bemerkung Colebrooke's, so begreifen wir sogleich die Worte unseres Verses: dhritvâ — karam mê und jârûdhavatjasi çilâçakalam: der Sinn ist nun dieser: als du bei der Hochzeit das Felsstück (den kleinen Stein) betratst, hieltst du aus Furcht, der Fufs möchte (dir) straucheln, meine Hand: und jetzt betrittst eben du, mich verlassend, den Himmel, gleichsam um dich ihm zu vermählen. Es liegen mindestens zwei Gegensätze in den Worten, nämlich: Stein und Himmel, und meine und des Himmels Vermählung: beide treten besser hervor, wenn man wie oben angedeutet, ârûdhav., und aufserdem vilâsi*nî* statt des Vocativs liest.

Vers 6. Die Abweichungen des Cod. B. sind unbedeutend: guna und rasa wechseln ihre Stelle, aber für mangala liest er kômala.

Vers 7 ist indôçc'a, abhjudgatu, prijê zu lesen.

Vers 8, nicht ganz leicht, glaube ich besser zu verstehen, wenn man sâudâminî, in welcher Bedeutung man es auch nehme, mit dem Folgenden verbindet; ferner ist mit den Handschriften kândê und ug'g'ritasja zu lesen. Siehe die Uebersetzung.

Vers 9. steht *ganz so* in den Handschr. und bleibt doch wie es hier gegeben ist, unverständlich, ja Unsinn, den Bohlen's Uebersetzung „Und wer hat mir denn so gezürnet beim Gaukelspiele, dafs selbst die *Erde* seiner mächtigen Faust gehorchte" nicht hob, während er dem klarsten Sinne weicht, sobald man erstlich karabhôru, als Vocativ, von dem folgenden vaçamvadâ *trennt*, und dieses mit bhûh *verbindet*, d. h. bhûh nicht als *Erde* fafst, sondern als abhûh. Nun ist alles mit einem Male, und blofs durch andere Tren-

Digitized by Google

nung und Verbindung der Worte, ganz deutlich: Wurdest du denn, Schönhüftige! dem Zorne, entstanden durch eine meiner Neckereien, so unterthan, dafs plötzlich du Gattentreue selbst, mich verlassend, aufgiengest zur Wohnung, der fernen, eine Erfreuende der Seligen. Aehnlich wie Vs. 5.

Vers 10. ist kâvjâtmanâ, antarêna, ramanîjaçîlê zu lesen, was verdruckt; tân beruht auf einer Emendation des Herausgebers für tvam (= tvâm?) der Codd., und bezieht sich logisch und grammatisch richtiger auf jê, während tvâm jedesfalls eine ungenaue Construction geben würde, indem es sich nicht auf das vorangehende Relat. jê, sondern auf den damit verbundenen Genitiv tava (tui) bezöge: tui qui — sine his, oder sine te.

Vers 11. ist recht, aber in der Uebersetzung mifsverstanden s. u.

Vers 12. lies parishic'ja für -g'ja, kâmêçvarî für çc'.

Vers 13. lies xipasi, verdruckt, und verbinde êna mit çâvâxi, wie Bhâminî auch sonst in dem Werke ênî genannt wird. Die nächsten Verse sind ganz recht, bis auf

Vers 16., wo die Codd. zwar (aufser namjâ des einen für ramjâ) nichts geben, das Wahre aber, ähnlich Vs. 9., so versteckt ist, so nahe es liegt: c'êtaç-c'a matkriti (B. *und meinem* Geiste u. s. w.) sind in c'êtaç-c'amatkriti zu zerlegen: Entzücken, Schauspiel für den Geist, c'amatkriti ist in der späteren Poësie besonders nicht selten, cf. c'amatkâra etc., alles was in Staunen, Verwunderung setzt. Endlich Vers 17. lies anj*am* und

Vers 18 ist kavi besser als kriti, rasârdrâm für rasandrâm zu lesen, und manah mit prasâdah zu verbinden: wem entsteht nicht Geistgeneigtheit zu preisen; für c'a sudhâ- liest einer der Codd. karunâ.

Der Herausgeber hat seine Kritik fast darauf beschränkt, den einen in *beiden* Handschriften zwischen Vers 17 und 18 eingeschobenen 19ten Vers stillschweigend auszulassen. Wir holen ihn hier daher nach: er lautet so:

Dajitasja gunân anusmarantî
Çajanê samprati jâ vilôkitâtti,
Adhunâ khalu hanta sâ kriçângî
Giram angîkurutê na bhâshitâpi.

D. h. die den Tugenden des Geliebten nachdenkend auf dem Lager gesehn ward, die macht sich jetzt das Lob (die *Stimme* Anderer) zu eigen, ohne selbst zu sprechen". Der Vers ist aber müfsig, denn er schliefst sich an den 17. und 18. an, aus denen er zusammengesetzt zu sein scheint: die beiden Hauptgedanken sind: die nur an des Liebsten Vorzüge dachte, die läfst jetzt sich selbst preisen, *oder* (denn giram ist absichtlich doppelsinnig gebraucht) die spricht jetzt, obwohl selbst nicht mehr sprechend (weil todt) in Anderer Stimme fort: denn — Vs. 18. — wer priese dich nicht gerne u. s. w. Und was besonders gegen den Vers einzuwenden ist, ist dafs das durch alle 18 Verse gehende Metrum hier mit einem Male verlassen und mit einem anderen vertauscht ist, was ihn nicht ohne Grund verdächtig macht.

So glauben wir, steht dem Verständnisse des durch seinen modern-sentimentalen Charakter merkwürdigen Gedichtes — wir kennen wenigstens nichts Aehnliches in der indischen Literatur — nichts weiter entgegen: der Text dürfte ganz gereinigt und sicher vorliegen: wir versuchen ihn demnächst so treu zu übersetzen, als es bei Bewahrung des indischen Versmafses möglich ist, indem wir jedoch natürlich nicht jedes Wort genau wiederzugeben versprechen können; v. Bohlen hat seiner Ausgabe auch eine deutsche Uebersetzung hinzugefügt, allein er sagt selbst: lusum potius facere quam accuratam versionem tentare studuimus. Das Metrum ist Vasantatilaka:

– – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑.

1.

Da feindlich, wehe! das Geschick sich mir abgewendet,
Empor gegangen zu dem Himmel des Hauses Perle,
Wem willst du ferner denn, Gemüthe, dein Leiden klagen,
Wer soll mit kühlendem Gekose den Schmerz dir sänften!

2.

Du nahest mir einstens mit bescheidenen Lächelblicken,
Den lieblich tändelnden Genossen des Liebesgottes:
Und jetzo willst du, o Geliebte, mit sanften Worten
Auch nicht ein weniges mir lindern des Herzens Kummer!

3.

Was sinnlich, gehet nun den Pfad des Vergessens allen,
Das Wissen selber das erworben mit Müh', entschwand mir:
Nur sie, die Einzige, mit Augen des jungen Rehes
Entweicht dem Herzen, die gefeierte Gottheit, nimmer!

4.

Doch du, die eilig du zum Sitze des Friedens eingiengst,
Erbarmungsreiche! dem Erbarmen entsagst du wahrlich,
Dafs nicht du lächelst mir wie früher am Morgen ferner
Mit Seitenblicken den gebrochenen, lotussüfsen.

5.

Du hieltest, fürchtend dafs die Füfse dir straucheln möchten
Den Stein besteigend bei der Hochzeit, an meiner Hand di

Digitized by Google

Und nun besteigest du den Himmel, verlassend mich hier,
Mit ihm zu kosen, so in mancherlei Weise denk' ich.

6.

Die Tadellose, die an Tugend und Anmuth Reiche,
Die Reichgeschmückte, mit dem goldenen Ohrgehänge, °)
Sie, gleich dem eigenen Gedichte, das Herz erfreuend,
Die Holde weichet aus dem Herzen mir nie und nimmer.

7.

Nun kann der Sinn sich, auch der ganze, des Lotus freuen,
Des Mondes Antlitz unvergleichlich an Schönheit strahlen,
Und wieder hört sich das Gezwitscher der holden Sänger,
Seit Herzgeliebte! du von hinnen zum Ziele giengest.

8.

O du, die gleichest du der Nymphe an Scherz und Liebreiz,
Indra's Genüsse mir verleihend nur wen'ge Tage,
Bist mir verschwunden, dem vom Glücke Verlaſsnen, gleichsam
Die Glücksgöttin des von Rath: verlassnen Herrschers. °°)

9.

Und wurdest du, Liebliche, dem Zorne, hervorgerufen
Durch irgend einen von den Scherzen, so unterthänig,
Daſs Gattentreue! du verlassend mich plötzlich aufwärts
Zum Sitz der Seligen, du Selige, °°°) *giengst, dem fernen?*

10.

Da deine Scherze, die wie Nectar erquickend, einstens
In meinem Geiste mit der Seele der Dichtung reiften,
Wie sollen jetzo, du Entzückende, geisterquickend
Und hoch entzückende Gedichte uns, fern dir, werden?

11.

Da du noch leuchtetest auf Erden mit süſsem Lächeln,
Ein Licht vergebens für die Dichter entsandte, Schöne!
Der volle Mond, der zu verwirreter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Laxmi strahlet.

12.

Die stets benetzte mich mit Nectar des süſsen Lächelns,
Und dann mir opferte mit blühendem Augenlotus,
Die Segen bringende, die Göttin des Hauses weichet,
Die Liebesherrin, die geliebte, mir nie vom Herzen.

13.

Auf Erden weilend „o Entzückender, Holder"! also
Mit süſsen Worten zu dem himmlischen Sitz du hobst mich:
Und jetzt verweilend in dem Himmel, Gazellenauge!
Wirfst du mich nieder in den Staub auf der Erde Boden?

14.

Liebreiz und Tugend, wie der leuchtende Abend lauter,
Und überweltliche Bescheidenheit, reine Sitte,
Gleich mir die Tugenden verlassen und herrinlos sind,
Da auf du Liebliche! zum Sitze der Götter giengest.

15.

Die strahlend lautrer als das Gold und in hehrster Reinheit
Du stets entsendetest die eigenen Flammen ringsum,
Dich Herzentwendende, mit Augen der jungen Hindin!
Verbrannte Feuer, das vom Zorne entflammte, glaub ich.

16.

Sie hat wie Salbe mir gelindert der Augen Brennen,
Geschmiegt sich wonnig um den Hals mir wie Blüthenkränze, —
Dem Geist wie liebliche Gedichte ein festlich Schauspiel —
Unsterblich strahlte sie der Frauen gepries'ne Krone.

17.

Die selbst im Traume du nicht, Bhâmini, andre Männer,
Als deinen eigenen, erschautest verlangend jemals,
Wie gehest jetzo denn von hinnen du, wehe! sprich mir!
Dir einen anderen geringern Gemahl zu suchen?

18.

Der Stimme Rieseln, das wie Amritaregen träufelt
Und deine reizende Gestalt, die des Dichterlobs werth,
Dein überirdisches wie Nectar so sanftes Wesen,
Wer wäre gerne nicht bereit, es zu preisen alles!

Albert Hoefer.

XVIII.

Gedichte von J. G. Deeg. Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung. 1843.

Es ist eine schöne Sache, wenn statt Schlaffheit und Gleichgiltigkeit die lebendige Ueberzeugung wieder allgemein wird, daſs es bei Allem auf feste und entschiedne Gesinnung ankommt, und daſs nur dasjenige wahrhaft gilt, was mit ungetheiltem Geiste, mit Charakter vollbracht wird. Damit ist dem vagen Dilettantismus und Allen, die weder kalt noch warm sind, das Urtheil gesprochen, damit beginnt die Erkenntniſs, daſs nur ein reines muthiges Herz die Wahrheit faſst, daſs wer wirklich weiſs, was er will, immer auch will, was er weiſs. Läge es nicht im Gang der Dinge, daſs die Geschichte sich durch Extreme bewegt, so könnte man indeſs es betrübend finden, wie umgekehrt bei uns jetzt gar sehr nicht Talent und objective Leistung, sondern die Ansichten der Partei selbst auf dem Gebiete der Kunst zuerst in's Auge gefaſst und zum Grunde des Preisens oder Verwerfens gemacht werden. Als Herwegh schrieb: „Und meinen Lorbeer flechte die Partei"! — da ward er zwar von den Deutschen Jahrbüchern auf den Schild gehoben, allein er hatte selbst damit bekannt, daſs nicht die Schönheit, sondern die Politik sein Hauptinteresse sei; die Kunst war ihm nicht mehr Selbstzweck, sie ward Mittel, und das rächt sich immer, gar manche seiner neue-

---

Eigentlich çravanamangalavarnarâg'ih i. e. mit des Ohres glücklichem Goldstreifen, d. h. geputzt, und damit ist wohl angedeutet daſs sie seine Frau war: in ihrem Frauenschmucke steht sie ihm vor. Ich darf hier wohl an Çâurap. v. 11 erinnern, den ich in m. Ind. Gedichten I. falsch übersetzt habe: es ist dort von einem an das Ohr befestigten Goldbleche die Rede, um anzuzeigen, daſs sie nicht Wittwe zu werden wünsche. An einen anderen abergläubischen Gebrauch ist dabei nicht zu denken, und jenes auch wohl nur, sofern die Wittwen überhaupt ihren Schmuck ablegten. Indessen möchte auch von diesem besonderen Theile desselben gegolten haben, was von dem Halsschmucke, der als Zeichen der Heirath von der Frau angelegt, und wenn sie Witwe wird, förmlichst entfernt wird, ausdrücklich erwähnt ist.

Bohlen: „und gleich dem Herrscher, dem die Krone hinweggebannt".

Lassen Anthol. S. 30—31.

Die Selige, im Original muktaramani, d. h. eine Selige, oder als Frau (Entzückende) der Seligen. Cf. vs. 5.

Digitized by Google

ren Tendenzverse sind so abstract und poesielos, dafs leicht auch ein freisinniger Mann sagen möchte: „Ich gehe zum Andreas". Doch zum Glück ist dies nicht nöthig; auch unter den jüngeren Dichtern treten Einzelne hervor, die, den alten Unsterblichen nacheifernd, vor allem den Musen zu opfern trachten, dann aber wohl wissen:

„Es kann der Mensch, wer er auch sei, und was er auch beginne,
Auf keiner bessern Warte stehn, als auf der Freiheit Zinne".

Ein solcher ist *J. G. Deeg.*

Die Zeit hat ihn angeregt wie Wenige, aber er hat nicht der Mode gefolgt, um durch Excentricitäten einen augenblicklichen Ruf zu gewinnen, und vor den Foderungen einer politischen Partei jegliches Andre geringschätzig zu verwerfen: er ist in der Stille gereift, und bietet uns jetzt ein ganzes volles Dichtergemüth, stark, gediegen, reich an innigem Gefühl und trotziger Thatkraft. Nur was seine Seele mächtig erfafst, klingt in seinem Liede, und ist stets etwas Würdiges und Edles; dabei zeichnet Deeg vor allen seinen Genossen im Kampfspiel um den Apollinischen Lorbeer sich durch *Formvollendung* glänzend aus. Seine Gedichte erinnern hierdurch an Platen, aber es weht ein heimathlicherer Geist in ihnen, mehr Frische und Unmittelbarkeit. Verziertes finden wir nie, Verschränktes äufserst selten, die feste reine Form ist eben nichts Aeufserliches, sie harmonisirt mit dem Inhalt, der sich in ihr ausprägt, Ueberflüssiges, Unbedeutendes, Zufälliges ist ausgeschieden; da ist weder ein endloses Fortspinnen noch ein plötzliches Abbrechen des Fadens vor dem Ziel des Gedichts, jedes ist ein Ganzes; das Studium des Alterthums hat die rechte Frucht getragen, nicht zur Nachahmung verleitet, aber eine *plastische* Klarheit hervorgerufen, die als das eigentliche Siegel der Kunst erscheint.

Hätte Deeg mehrere von seinen Gedichten, welche politische Stoffe behandeln, vorangestellt, er hätte vielleicht rascheren Erfolg gehabt; aber seine echte Künstlernatur zog es vor, nicht einseitig, nicht plötzlich uns entgegenzutreten, vielmehr das eigne Werden und die Elemente ihres Seins in mannigfachen Ausstrahlungen vor unsern Augen zu entfalten. Das Unbedeutendere ist vorangestellt, es ist Anfangs mehr noch die Ahnung des Zukünftigen, was uns anzieht, sinnige Klänge der ersten Liebe, des ersten Leides: die Subjectivität des Dichters hat sich noch erst mit dem Gehalte des Lebens zu erfüllen, um ihn geistig und verklärend wiederzugebären. Aber wie lieblich ist schon das Lied:

Maienglöckchen.

Im Blüthenmond geboren sein,
Das ist vom Schicksal ein Gewinn,
So mitten in dem Sonnenschein
Und in den Blumen mitten drinn.

Wenn in dem weiten hellen All
Jedwedes Fleckchen sich verschönt
Und dann der Schlag der Nachtigall
In's allererste Weinen tönt u. s. w.

Der Dichter weifs es selber, dafs der Wille mit dem Stempel, mit dem Hammer andre Lieder prägt, aber wer will es ihm verargen, wenn er die, welche wie die Perlen in kühler Stille wachsen, an eine Schnur reiht, um sie in die Locken der Geliebten zu flechten? Blüht doch die Alpenrose nahe bei den Firnen! Wunderbar zart und sinnig hat Deeg das Mährchen von den schattenlosen Blumenmädchen, deren das mittelalterliche Alexanderlied gedenkt, zu einem bunten Liederkranz verwoben; da wird auf einmal Alles Duft und Musik, wie der traumhafte Stoff es erheischt; wer aber die „*Wunderblume*" gefunden hat, der wird auch diese lieblichen Räthselbilder durch sie verstehn und deuten.

Die ganze subjective Entwicklung Deegs ist eine gesunde, naturwüchsige. Es ist keine Phrase, wenn er sagt:

„O Tage der ersten Jugend,
Da ich im Walde safs
Und beim Geläute der Heerden
Die ersten Bücher las"!

Er ist im Fichtelgebirg geboren, und hat aus dem Bauernstand mit derber Kraft sich zu einer seltnen Durchbildung emporgearbeitet; die kräftige Jugendwurzel, die ihn am Boden des Vaterlandes festhält, gibt seinem Geist kernhaft Nahrung, er ist deutsch durch und durch, und fern von allem Zimpern und falscher Sentimentalität trägt er mit starker Seele auch den Ernst des Lebens. Er rafft seine Last auf, statt sie ängstlich zu wägen, und hält wacker aus, weil man das Schwert erst schwingt, wenn es im Feuer gestählt ist.

Dieser starke männliche Geist spricht sich namentlich in den Sonetten aus; aber nicht in wilder Schroffheit, sondern gefafst, selbstbewufst, offen für jede tiefere Empfindung. Da heifst es:

Von vielen Theuren ward ich fortgerissen,
Und immer treibt mich's fort im wilden Leben,
Das mich erdrückt mit seinen Finsternissen.

Doch immer noch ertrug ich's ohne Beben
Und war in meinem Innern nur beflissen
Mit fester Thatkraft Liebe zu verweben.

Die Liebeslieder sollen und wollen nicht „als ewige Feuersäule wandeln vor Israel" — aber lächerlich ist der Aberglaube einiger Kritiker und Reimer, als sei überhaupt ihre Zeit vorüber, als ob die Liebe der Freiheit Eintrag thäte. Der wahre Dichter, wen ihm diese als hohe Braut das Herz bewältigt und Gesängen treibt, wird gerade durch jene ein schönes Motiv erhalten, gerade wie derjenige um so muthiger und hartnäckiger in der Schlacht aushalten wird, der im Vaterlande zugleich seine eignen Heerd und seine Penaten vertheidigt.

Zudem ist nichts unpoetischer, als der abstracte Vorsatz „Wir wollen einmal hassen"; wie es keine Rosen gibt ohne Dornen, so steht im Zorn die Kraft der Liebe, aber der Zorn gelangt seinen Gegenstand, im Lied des Hasses mufs uns der Dichter das Häfsliche mit all seinen Schrecken vor die Seele führen, wie es Mickiewicz, wie es Platen in den Polenliedern gethan, und es braucht der Hörer oder Leser den Hafs sich nicht erst vorzunehmen, er wird ihm schon von selber heifs machen! Wenn die Brust der Menschheit mit Qual oder Wonne erfüllt, wenn das Herzen des Dichters zum überwältigenden Pathos wird, das Poesie, Freiheit, Vaterland, Volksehre so gut, wie blofs subjective Empfindungen, ja der Sänger ist recht eigentlich der Mann seiner Zeit, und die ihn vernehmen, glauben an ihn, weil er ihren eignen Ahnungen und Gefühlen Worte gibt; wer sich dann für irgend eine Sache forcirt, statt dem Gotte zu folgen, kann ein recht wackrer Mann sein, aber sein Werk ist alsdann keine Poesie

Deegs politische Gedichte fliegen zunächst nicht ausschliesslich in den leeren Räumen der Zukunft einher; wo sie uns in die Ferne locken, sie wurzeln in der Gegenwart und sind empfangen vom heiligen Geist der Freiheit in einem echt patriotischen Gemüth, dem Deutschland's Wohl und Weh, dem Deutschlands Schmach und Herrlichkeit vor Allem Schmerz und Freude bringt. Jene zehn Hymnen: „das Vaterland" erinnern an stocksche Odengebäude, aber sie vermeiden die Berührung mit dem, was uns fremd geworden, was nicht mehr bei uns heimisch ist; in stolzer Reihe schreiten die Helden, die Sänger Deutschlands an uns vorüber, die Charakteristik derselben ist stets treffend und scharf, meist hochpoetisch, im Schwung Pindarischer Rhythmen, der die Gestalten nicht auf weilendem Fufsgange Bildner episch ausprägt, sondern mit blitzendem Morgenfluge berührt, dafs sie erklingen. Im erhebenden Gefühl, Germania noch manchen Mann des Schwertes und Wortes im Schofse birgt, ruft der Dichter:

Du aber stehe sofort, o Lied,
Wie Moses auf dem Nebo!

Hieran reihen sich die dramatischen Fragmente aus Tragödie: „Witukind". Sie erregen ein sehnliches Verlangen nach dem Ganzen, und wir hoffen, bald darüber berichten zu können; es weht in diesen Scenen der herbe frische Duft des grünenden Eichwalds.

M. Carrière

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XIX.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen, Prof. der Staatswissenschaften. Halle, 1843. *XII.* 548 *S.*

In dem vorliegenden Werke begrüfsen wir ein [illegible]gnifs deutscher, gründlicher Wissenschaftlichkeit. Wir freuen uns desselben um so mehr, da unsere deutsche Literatur gerade in dem Fache der Staatswissenschaften an wirklich fortbildenden Arbeiten verhältnifsmäfsig arm erscheint, und da ferner gerade in diesem Fache die Wissenschaft noch so wenig zu einer [illegible] und im Allgemeinen befriedigenden Gestalt gediehen ist. — In reichbestimmter, eine lebendige Auffassung der Totalität wirthschaftlicher Verhältnisse unserer Gegenwart spiegelnder Behandlung nationalökonomischer Tagesfragen werden wir Deutschen mit den Schriftstellern solcher Nationen, die sich eines [illegible]lichen Staatslebens erfreuen, natürlich nicht wetteifern können. Aber in der wissenschaftlichen Bestimmung und Abgrenzung der Wissenschaft der politischen Oekonomie, — von welcher doch nicht nur der [illegible] Gliedbau derselben und seine Durchsichtigkeit und Fafslichkeit so sehr bedingt, sondern auch [illegible] den praktischen Tagesfragen entscheidenden [illegible]ze selber so vielfach durch den Zusammenkritisirt und corrigirt werden, — da darf die [illegible] Wissenschaft sich schon eher einigen Erfolg [illegible]nen. Aus solchem Zutrauen zur deutschen Wissenschaft ist denn auch das vorliegende Buch geschrieben.

Der Verf. unternimmt also in diesem Werke — nicht, einzelne Lehrsätze zu berichtigen oder zu erweitern; sondern eine neue Bestimmung und Abgrenzung unserer Wissenschaft zu vollbringen, so dafs jene Berichtigungen oder Erweiterungen im Einzelnen aus dieser berichtigten Bestimmung des Ganzen mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit sich ergeben. Ohne Zweifel entspricht auch nur diese Weise den Forderungen deutscher Wissenschaft.

„Wie grofs die Fortschritte auch sind", — sagt der Verf., — „welche die Volkswirthschaftslehre seit dem ersten Erscheinen des berühmten Werks von Adam Smith gemacht hat, so glaubte doch der Verf. dieser neuen Bearbeitung derselben nicht zu irren, wenn er behauptet, *dafs ihre wahre Aufgabe noch nicht hinlänglich erkannt worden ist*". Er glaubt die Schuld davon zum Theil eben *A. Sm.* zuschreiben zu müssen. Schon der Titel seines Werks — „Erforschung der Natur und der Ursachen des Nationalreichthums" — schien, nach der Meinung unsers Verf.'s, — „gewissermafsen auf den „*Nationalreichthum*" als das letzte Ziel, wornach die Völker zu streben hätten, hinzudeuten, und wenn diese Folgerung auch keine nothwendige war, so wurde sie doch durch den Inhalt der Schrift nicht wenig unterstützt. Vergifst man dabei nicht, dafs *A. Sm.* in der That auf dem noch sehr wüst liegenden Gebiete nationalökonomischer Betrachtungen einen eminenten Scharfsinn entwickelte, so wird es begreiflich, dafs die vielen kleinen Geister, die nach ihm dasselbe Ziel verfolgten, sich meistens blind an ihn anschlossen". — Ein anderes Unglück für unsere Wissenschaft war, dafs sie aus der *Polemik* hervorging, und daher, — „statt sich dem Gegenstande der Forschung einfach hinzugeben, welches auch das Ergebnifs sein mochte, ihn zu nöthigen suchte, auf gewisse Fragen so und nicht anders zu antworten". — „Zu allem Dem kam dann noch, dafs gewisse Erscheinungen des wirthschaft-

Digitized by Google

lichen Lebens der Völker nur bis zu einem gewissen Puncte erörtert wurden, und so die Untersuchung verhinderten, sich bis in ihre Spitze zu vollenden. Dies sehn wir recht deutlich an der so wichtigen Lehre von der Concurrenz und ihren Folgen". — Der Verf. giebt zwar zu, — dafs sich in der neuesten Zeit manche Schriftsteller, „von denen wir nur *Ricardo, Mac-Culloch* und *Sismondi* nennen wollen", — von *A. Sm.* abwandten; meint aber, es „gestaltete sich doch dadurch die Wissenschaft nicht in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, sondern nur in einzelnen mehr oder minder wichtigen Puncten um". —

Refer. hat diese *Kritik*, welche der Verf. gegen die bisherigen Leistungen in unserer Wissenschaft übt, deshalb so ausführlich mitgetheilt, weil ihm *Kritik* überall die eigentliche Seele der Wissenschaft zu sein scheint. In der Kritik spricht sich die Wahrheit oft reiner aus, als in der positiven Leistung, welche dem sie hervortreibenden Geiste nur selten ganz adäquat ist. — Dieser Kritik des Verf.'s stimmen auch alle Männer, die mit dem Gange unserer Wissenschaft gründlich bekannt sind und selbst lebendig in ihrem lebendigen Flusse stehen, vollkommen bei. Bei *A. Sm.* erscheint die Aufhäufung von Tauschwerthen zu sehr als die höchste Norm der Volkswirthschaftspflege; auch wird die Freiheit der wissenschaftlichen Form zu sehr durch das übermäfsige Vorherrschen der Polemik beeinträchtigt; und endlich sind allerdings die einzelnen Begriffe und Erscheinungen nicht mit wissenschaftlicher Consequenz bis in ihre Spitzen vollendet. Der letzte Mangel nur macht die übrigen möglich. Aber, wir meinen, *die ganze Geschichte der Schule*, der stetigen Werkfortsetzung unserer Wissenschaft, hat nach *allen* diesen Puncten beständig und unabläfsig gegen die falschen Schranken reagirt: sie zeigt in ihren Arbeiten ein grofsartiges Schauspiel der kritischen Selbstproduction freier Wissenschaft. Um alles Folgenden willen — müssen wir hier auf einige *Abschnitte* dieses Entwicklungs-Ganges hindeuten. Die rechte Methode der Fortbildung besteht gewifs allein in der Vollendung der Begriffe bis zu ihrer Freiheit; in der Fortführung der Untersuchungen, bis in ihre Spitze. Da ist vor allen Andern allerdings *D. Ricardo* zu nennen. Für die Reinigung des Werthbegriffs von *A. Sm.*, und der von diesem abhängenden Begriffe der „productiven" Arbeit u. s. w., war bereits durch *H. Storch* und *J. B. Say* Einiges geschehen: aber *D. Ricardo* war es, der den Tausch*werth-Begriff* erst vollendete und so die letzten Rest der physiokratischen Bornirtheit überwand. — Als d *Zweiter* kann aber *M'Culloch* nicht genannt werd M'Culloch hat blofs —, wie Mill und Andere, — d durch Ricardo bewirkten Fortschritt in einer system tischen Darstellung durch alle Fragen hindurch fort führt. Der nächste Punct war, nach der Reinigu und ersten Vollendung des Tauschwerthbegriffes, nun denselben von seiner abstracten Qualitätslosigk zu befreien. Schon *Lauderdale* und ganz besond auch unsere deutschen Nat. Oekonomen hatten, ne dem Tauschwerth, den *Gebrauchswerth* hervorgeho Aber sie hatten nicht aus der Consequenz des Tau worths selber diesen letzten Begriff erreicht und nicht unter Einem höheren mitumgriffen. Hier mö *Malthus* als der Mann zu nennen sein, der zuerst dem abstracten Tauschwerthe die immanente K übte — und zeigte, wie der Werth eines besond Gutes nichts für sich ist, vielmehr der *selbstän Werth* in der *reproductiven Totalität* besteht; wie Werth nicht als eine einfache Gröfse, sondern als auf dem *Maafse* ruhend behandelt werden k Hiermit war die Einseitigkeit, welche in Hervorheb blofs der Theilung in der gesellschaftlichen Gli rung der Arbeit gelegen hatte, durch Hervorhe der in der Theilung nothwendig bleibenden mafsv Einheit nun aufgehoben: und damit war die a Einseitigkeit eines *Gehenlassens* des Verkehrs de vatwirthschaften blofs unter dem Gesetze des fo len Rechts, des nackten Eigenthums, im Princip gegriffen. — Eben damit aber war ein *dritter* S vorbereitet. *Recht* und *Oekonomie* konnten so scheinbar aufser einander liegen, so lange in der nomie der blofse Tauschwerth dominirte und so das „Gehenlassen des Privatverkehrs" für den r Weg zum National-Wohlstande galt. Dies Ge sen ist eben, rechtlich angesehn, nichts Anders, absolute Gelten eines blofs formellen Privatre bald aber der Werth auf dem Verhältnisse be verliert auch das Eigenthum seine Gleichgültig gen die ökonomische Qualität der Güter; und s dringen sich Recht und Oekonomie in dem Si das *Recht* den blofs formellen Charakter ver ein inhaltvolles „*sociales*" wird, und dafs eb *Oekonomie* den Charakter der blofsen Bewegung

Digitized by Google

genutzes in den Schranken des formellen Rechts gegen den Charakter einer „*socialen*" aufgiebt. Diesen Schritt sehen wir in unmittelbarer Fortführung von *Malthus* — gleich nach dem denkwürdigen Streite desselben mit *J. B. Say*, dem Repräsentanten der alten abstracten Tauschwerthschule, — durch *Sismondi* gethan in seinen „nouveau principes". Hiermit ist die Richtung auf den blofsen „*Nationalreichthum*", im alten, tadelsverthen Sinne, bereits ganz entchieden in die Richung eines vernünftigen *menschlichen Nationalwohlstandes* umgewendet. — Wir können demnach dem Verf. nicht zugeben, dafs seit *A. Sm.* unsere Wissenschaft „nicht in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, sondern nur in einzelnen mehr oder minder wichtigen Puncten" umgestaltet sei. — Gern aber geben wir zu, dafs eine genügende *wissenschaftliche Bestimmung und Begränzung unserer Wissenschaft* noch *nicht* erreicht wurde, und dafs ihre Erreichung wohl *jetzt* unsere Aufgabe sein möchte.

Welchen Begriff stellt nun *unser Verf.* dem von *A. Sm.*, — dem des „*Nationalreichthums*" —, als eine freiere Bestimmung unserer Wissenschaft darbietend, entgegen.

Er sagt (Vorrede IV—VI): „Die *Volkswirthschaftslehre* ist wesentlich nichts Anderes, als die *Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft, so weit sie die besondern Bestrebungen ihrer Glieder zu ihrem Inhalte* hat. — Als die verbindenden Triebe seien — meint der Verf. — *Liebe* und *Eigennutz* neben einander wirksam: *jene* walte jedoch nur regellos und vorzugsweise in engern Kreisen; für die umfassendern Beziehungen *bilde dieser* das einende Band. „Der Eigennutz lehrt allen, sich Andern nützlich zu erweisen, um dadurch selbst einen Vortheil zu erlangen; und wenn er sich in einem Volke wirksam beweiset und Allen gewährt, was ihnen zukommt, wird er zu einer *natürlichen austheilenden Gerechtigkeit.* — *Diese* nun in ihren *Wirkungen* kennen zu lehren, und zugleich die Umstände auszumitteln, wodurch sie untergraben oder sich hindern gehindert wird, ist die *Aufgabe der Volkswirthschaftslehre*". — „Nennen wir nun den geordneten Begriff von Zwecken, welche Jemand verfolgt und äufsere Mittel zu erreichen sucht, eine *Wirthschaft;* so werden wir zugeben müssen, dafs alle Zwecke in der bürgerlichen Gesellschaft, und soweit sie dieselbe eingreifen, in wirthschaftlichen Beziehungen gedacht werden müssen, und dafs alle ihre Zwecke, die höchsten wie die niedrigsten, dadurch, dafs sie äufserlich bedingt sind, eine wirthschaftliche Seite erhalten. Daher kann man auch mit Recht sagen, die *Volkswirthschaftslehre* seie die *Darstellung* des *Lebens der Völker selbst, in sofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein*". —

Wir haben hierin die nähere Erklärung der bereits im Titel gegebenen Definition — „*wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschafts-System*". — Refer. würde zu dieser Bestimmung und Begrenzung der „Volkswirthschaftslehre" sogleich beim ersten Lesen sein vollkommenstes Einverständnifs bekannt haben, wenn nicht *Ein* Punct ihm Zweifel erregt hätte, die im Werke selber sich bestätigt sahen. Die Entgegensetzung von „*Liebe*" und „*Eigennutz*" und die ausschliefsliche Erhebung des letztern zum Bande der bürgerlichen Gesellschaft, soweit sie Gegenstand der Volkswirthschaftslehre ist, erregt Bedenken. Als die Quelle der „natürlichen austheilenden Gerechtigkeit" kann eben so wenig der Eigennutz im Gegensatze zur Liebe, wie die Liebe im Gegensatze zum Eigennutze betrachtet werden. Vielmehr nur der gesunde *menschliche Wille in seiner Einheit* ist die Quelle; und die ganze Entgegensetzung möchte schon auf eine Störung der gesunden Sittlichkeit deuten, auf einen *Dualismus* in der sittlichen Welt, den der Geist und die Wissenschaft überwinden wollen. In der That zeigte dann auch der Verfolg, dafs der geehrte Verf. die hier gegebene Bestimmung des Gegenstandes der Volkswirthschaftslehre nicht so verstand, wie Refer. aus den Worten des Vorworts gehofft hatte: nicht als die bürgerlichen Wohlstand in natürlicher austheilender Gerechtigkeit producirende *wirkliche Gesellschaft*; sondern blofs als das Eine Moment dieser Gesellschaft das Moment des *Verkehrs* innerhalb der vorausgesetzten, und deshalb von der Betrachtung ausgeschlossen bleibenden Bestimmungen des *Privatrechts* und der *Volkswirthschaftspflege*. Dies spricht der Verf. bestimmter aus in der Einleitung „*Zur Feststellung des Begriffs*", (§ 1—20). Hier hat (nach § 14.) die Volkswirthschaftslehre die „Aufgabe, zu zeigen, wie sich die bürgerliche Gesellschaft durch ein ihre einzelnen Glieder beherrschendes Interesse, also auf eine *na-*

Digitized by Google

türliche Weise, zu einem Wirthschaftssysteme gestaltet". Zwar wird (§ 15.) zugegeben, „dafs sich ein solcher *rein natürlicher* Zustand der Wirthschaft höchstens bei Völkern zeigen würde, die nur noch als ein lose verbundenes Aggregat von einzelnen Familien vorhanden wären, also wenig oder gar keine Spuren einer Volkswirthschaft zeigten". Aber es wird entgegnet, wie ja die Volkswirthschaftslehre nicht in *der* Art Erfahrungswissenschaft sei, dafs sie sich genöthigt sähe, „alle ihre einzelnen Behauptungen auf die Erfahrung zu stützen"; — und wie sie selbst „daran nicht würde durch den Umstand gehindert werden, dafs sich die Völker, aus deren Leben sie schöpfen müfste, nicht mehr in ihrem natürlichen Zustande befinden, weil ja die wirthschaftlichen Kräfte und ihre Wirkungen durch positive Gesetze und Einrichtungen zwar modificirt, aber wesentlich nicht verändert werden". So soll denn die Aufgabe sein: „*eine Naturlehre der Volkswirthschaft*", die uns zeige, „wie sich die bürgerliche Gesellschaft als Wirthschaftssystem *überall* entwickeln müsse" (§ 19.). — Mit dieser Auffassung kann Ref. sich durchaus nicht einigen. *Verkehr* und *Recht* lassen sich gar nicht so trennen. Jeder Privatverkehr wird mitbestimmt durch die Bestimmtheit des Rechts, und Recht und Verkehr entwickeln sich immer in und miteinander und können beide in abstracter Trennung gar nicht recht verstanden werden. Eine „*Naturlehre*" der Volkswirthschaft, die blofs das *Ueberall*-Geltende entwickeln wollte, würde, wenn sie anders überhaupt möglich sein sollte, eine gar zu blasse Abstraction sein. Weder die Volkswirthschaftslehre *A. Sm.* noch die des *Verf.*'s ist eine solche. Beide stehen auf der Voraussetzung eines freien Verkehrs innerhalb der Eigenthums- und Erblichkeits-Ordnungen der jüngsten Zeiten. Weshalb diese aber „*natürlicher*" sein sollten, als die der Kaffern, die einander verkaufen; oder der Hindu, die in bestimmter Kaste zu bestimmtem Berufe geboren werden; oder die unserer Väter — mit ihren eigenthümlichen Heerschilden, Erbfolgen, Servituten u. s. w. —: das ist doch nicht einzusehn. Mindestens, dafs sie nicht „*überall*" galten, ist durch die genannten Instanzen klar. — Die Volkswirthschaft ist überhaupt kein „natürliches", sondern ein *sittliches* und somit ein *historisches* Object: und die Volkswirthschaftslehre ist daher nicht eine Naturlehre, sondern eine *Sittenlehre;* gehört nicht der *Physik* sondern der *Ethik* an. In sofern möchte Ref. es nicht tadeln, wenn der Begriff des *National-Reichthums* unserer Wissenschaft zur Aufgabe gestellt wurde: nur dafs dieser Begriff nicht so mangelhaft, wie bei *A. Smith*, sondern sogleich als *National-Wohlstand* in der umfassenden Art gefafst werde, wie *Sismondi* denselben fafst. National-Wohlstand ist der Begriff, den die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Totalität, — nicht sie blofs als *Verkehr*, sondern sie als zugleich *Verkehrregelnd*, d. h. als zugleich *Wirthschaftspflege*, — zu ihrer treibenden Seele hat. Der Verkehr der Privatwirthschaften ist bei jedem Volke blofs ein Bruchstück seines gesammten Wirthschaftssystems, dessen Darstellung ohne allen Abschlufs bleibt, wenn sie nicht das zusammenhaltende Band der öffentlichen Rechts- und Wirthschaftspflege mit aufnimmt. Mit andern Worten: die Volkswirthschaftslehre und die Lehre von der Volkswirthschaftspflege dürfen nicht so unabhängig *neben* einandergestellt werden, wie das in der *deutschen* Schule gewöhnlich geworden ist; sondern die letztere mufs als ein wesentlicher Theil der erstern betrachtet werden, als der *Schlufs-Theil*, in welchem das *heutige Recht*, das bis dahin die *vorbergene Voraussetzung der Theorie des Verkehrs* wird nun ausdrücklich auch *gesetzt* werde, mit der sich dabei von selbst ergebenden *Kritik der bisherigen ungenügenden Ausführung*. —

Demnach ist Ref. der Ansicht, dafs der Verf. mit dem Gedanken, die *Volkswirthschaftslehre* zu behandeln als eine *wissenschaftliche „Darstellung des Lebens der Völker selbst, in sofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein"* schon in der *Einleitung* nicht vollständig treu geblieben sei. — Es ist hier dem Verf. begegnet, dafs er „Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker nur bis auf einen gewissen Punct erörterte, und die Untersuchung verhinderte, sich bis in ihre Spitze zu vollenden". An den Grenzen des Rechts ist er stehen geblieben, und hat übersehen, dafs dies, immer überall zu Grunde gelegten Bestimmtheit ebenwohl, wie specielle Arbeitstheilung u. s. w., das Product einer bestimmten Stufe des bürgerlichen und ökonomischen Bewufstseins ist. Hierin ist *Sismondi* mit vollem Bewufstsein schon einen Schritt weiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

In der *Darstellung selber* scheidet der Verf. *zwei Theile.* Der *erste* enthält die Darstellung der „*allgemeinen Volkswirthschaftslehre*", welche die Lehre ist von denjenigen *wirthschaftlichen Elementen* und Verhältnissen, die sich bei allen Völkern mit ihrer fortschreitenden Civilisation entwickeln, — wie die Arbeitstheilung, die Maschienen-Anwendung, das Geld, der Credit u. s. w." — Hierauf, meint der Verf., habe sich die bisherigen Darstellungen beschränkt. „Aber die wahre Lehre von der Wirthschaft der Völker mufs die Materialien zu einem *Ganzen* verbinden, und zeigen, welche wesentliche Verschiedenheit sich in einer solchen Verbindung denken lasse und welche wirthschaftliche Folgen daraus hervorgehn müssen". — Der Darstellung dieser verschiednen *Verbindungen* ist der *zweite Theil*, — die „*besondere Volkswirthschaftslehre*", — gewidmet.

Die „*allgemeine Volkswirthschaftslehre*" (S. 11—50) zerfällt in *vier Abtheilungen.* Sie stellt dar: *zuerst* die „*Entstehung der Güter*" *überhaupt*, und besonders die Steigerung der Ergiebigkeit der Arbeit durch die Arbeitstheilung; — *dann* die „*Vermittlung der getrennten wirthschaftlichen Kräfte zur Einheit des natürlichen Wirthschaftssystems*"; — *darauf* die „*Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer und die Art, wie sich die Güter in der bürgerlichen Gesellschaft vertheilen*"; — *endlich* die „*Entstehung des Nationalvermögens*; *Wohlstand*, *Reichthum und Armuth*". — Man sieht, die Eintheilung weicht von der gewöhnlichen — *Production*, *Vertheilung* und *Consumtion der Güter* — einigermafsen ab. Es ist sichtlich das Streben vorhanden, — „einen solchen Gang der Untersuchung einzuschlagen, welcher uns mit logischer Nothwendigkeit von einem Kreise des wirthschaftlichen Volkslebens zum andern forttriebe und so den Zusammenhang aller, so anschaulich wie möglich, hervortreten liefse." Und ohne Zweifel ziehen wir diese Eintheilung des Verf.'s der gewöhnlichen, die des innern Forttreibens ganz entbehrt, wirklich weit vor. Doch haben wir auch bei ihr noch einige Bedenken. Die „Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für den Besitzer", so gut, wie die Begriffe „Wohlstand, Reichthum" u. s. w. möchten wohl schon sofort da mit zur Sprache kommen müssen, wo von „Entstehung der Güter" eine lebendige ökonomische und nicht mehr blofs technische Darstellung gegeben werden soll. Es erscheint auch hier noch die „Consumtion", das wirthschaftliche Ziel aller Güter, — von der Production zu abgetrennter Betrachtung hinausgeschoben, ähnlich der alten Anordnung: und es will Ref. bedünken, dafs er an einigen Stellen den nachtheiligen Einflufs dieses Hinausschiebens bemerkt habe, — wie dies angedeutet werden soll.

Die *erste Abtheilung* (S. 11—50), welche „*Von der Entstehung der Güter*" handelt, zerfällt in *vier Abschnitte:* 1) „*Letzte Quellen der Güter*; *Natur*, *Arbeit*"; 2) „*das System der Arbeiten*"; 3) „*von den wirthschaftlichen Folgen der Arbeitstheilung*"; 4) „*von der Volksmenge in ihrem Verhältnisse zur Gütermenge*". — — In Betreff der „*letzten Quellen der Güter*" stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, dafs die *Natur* wesentliche *Bedingung* der Bedürfnifsbefriedigung seie, diese aber durch *Arbeit* erst *wirklich* werde. Nur möchte damit wohl auch *Ricardo*, gegen welchen der Verf. hier zu polemisiren scheint, vollkommen einverstanden

Digitized by Google

sein. Wenn letzterer die *Arbeit* als *einzige* Quelle angiebt; so spricht er nicht von Gütern ihrer Existenz oder ihrem Gebrauchswerthe nach, sondern blofs von den Gütern ihrem *Tauschwerthe* nach. Hierauf werden wir noch mehrmals zurückkommen müssen, da dies Mifsverständnifs unsers Verf.'s trübend durch seine ganze Darstellung sich hindurch zieht. Hier ist der rechte Punct, an dem in Einstimmung mit Ricardo, die bei A. Smith noch vorhandenen Reste der Physiokratie hätten überwunden werden müssen. — An der Behandlung des *Kapital-Begriffs* finden wir es ungenügend, dafs dasselbe hier blofs in der Gestalt von *Werkzeugen* und *Geräthen* zur Sprache kommt. Die Gestalt der *Melioration* und *Ausbildung der occupirten Natursphären* oder der *eignen Arbeitskraft* müfsten schon hier zur Sprache kommen, meint Ref. Es beharrt nachher immer die Vorstellung des Capitalisirens als eines dem Consumiren entgegengesetzten Acts der Wirthschaft. Das ist aber eine durchaus einseitige und ungenügende Vorstellung, die noch am alten A. Smithschen Dualismus leidet, welcher die Momente der Wirthschaft fälschlich trennt und verselbstständigt. — In der Darstellung des „*System's der Arbeiten*" möchte besonders anzuerkennen sein, die Ableitung der Arbeitstheilung (§ 32—39.) und die Beseitigung der falschen Unterscheidungen *A. Smith's* und der *Physiokraten* zwischen „*productiver*" und „*unproductiver*" Arbeit (§ 52—56.). „Der, welcher einen Pflug macht, ja selbst der, welcher dem Landmann lehrt, den Pflug zu gebrauchen, ist nicht weniger Landmann, als der Landmann selbst, wenn man auf das Resultat ihrer Thätigkeit sieht; und nicht dem Einen, sondern allen dreien — gehört das Resultat gemeinschaftlich". Die Beseitigung ergiebt sich also eben aus unsers Verf.'s tieferer Auffassung der *Einheit* der wirthschaftlichen Arbeit, welche in aller Theilung doch beharrt und diese zur Gliederung macht; daraus dafs er die Arbeiten der Gesellschaft nicht als ein Aggregat, sondern als ein „*System* der Arbeiten" darstellt. — Der folgende Abschnitt „*von den wirthschaftlichen Folgen der Arbeitstheilung*", so trefflich er sonst gelungen ist, enthält doch in Besprechung der Nachtheile Manches — was erst nach Besprechung der Einkommensvertheilung (Abthl. III.) verständlicher und nur unter der Bedingung einer bestimmten Stufe des Rechts und der Volkswirthschaftspflege wahr ist. Eben so möchte der letzte Abschnitt — „*von der Volksmenge und ihren Verhältnissen zur Gütermenge*", so trefflich auch die Theorie von *Malthus* darin beleuchtet und näher begründet wird, hier den Gang der Untersuchung nur aufhalten, und selber auch besser in Abtheil. IV., von „Nationalvermögen", untergebracht werden, nachdem er theilweise schon bei Bestimmung des „Arbeitslohns" und der „Bodenrente" würde zur Sprache gekommen sein, wie es bisher in den meisten Handbüchern üblich war. Nachdem die Darstellung der Wirthschaft bis an die Theilung der Arbeit zum „System der Arbeiten" gelangt war und man dieses nach seinen Hauptunterschieden gegliedert hatte, — da schon stand sie unmittelbar an der *zweiten* Abtheilung.

Die *zweite Abtheilung* (S. 51—198) handelt „von *der Vermittlung der getrennten wirthschaftlichen Kräfte zur Einheit eines natürlichen Wirthschaftssystems*". — Eingeleitet wird diese Abtheilung mit der Bemerkung wie die Arbeitstheilung durchaus bedingt ist durch die entsprechende Wiedervereinigung und gegenseitigen Ergänzung im *Umlaufe der Güter und Fonds*, — und wie dieser *Umlauf* wieder bedingt ist durch die Umlaufsmittel, — *Geld* und *Credit*. Diesen beiden wesentlichen Umlaufsmitteln schenkt der Verf. eine sehr genaue und fleifsige Darstellung: fast die ganze Abtheilung ist nur ihnen gewidmet. Ref. billigt dies deshalb vollkommen, weil in ihnen und ihren besondern Gestalten allerdings alle Güter und Fonds ihre allgemeine ökonomische Natur, die ja allein in Betracht kommt, bei rechter Behandlung aufs Beste spiegeln. Die vorliegende Darstellung des Verf.'s ist vor den meisten deutschen Darstellungen dieses Gegenstandes ausgezeichnet. Die hier zu machenden Ausstellungen sollen nur den Fleifs genauester Prüfung belegen, welcher immer nur Vortreffliches reizen kann. — Die *drei ersten Abschnitte* handeln „*von dem Gelde*", „*von dem Credite*"; — „*von dem Gelde und dem Credite in ihrer Vereinigung zum Creditgelde*". — Sie stellen vorläufig das allgemeine Wesen der beiden Umlaufsmittel und ihres Zusammenhangs feststellen. Ihrer rechten Klarheit fehlt aber Eins, — dafs sie bereits die Bekanntschaft mit Untersuchungen und Bestimmungen voraussetzen, welche in der Anordnung des Werkes erst nachfolgen. — Das Wesen des Geldes wird als die Einheit von allgemeinem „Werthmesser" und allgemeinem „Aequivalent", oder noch bess

als der „*verwirklichte allgemeine Tauschwerth*" (§ 100 —101.) bestimmt: und damit möchte wohl sein Wesen aufs einfachste und allerbeste ausgesprochen sein. Die Darstellung dürfte aber schon hier viel klarer geworden sein, wenn die Natur des Tauschwerths, und seine Bestimmungsgründe, wenn die „Vergleichung der Güter" bereits vorher wäre erläutert worden. — Auch das Wesen des *Credits* wird tiefer, als das gewöhnlich geschieht, erfafst. Da aber vermissen wir wieder nur Eins, — die nähere Beziehung des Credits zu den *Fonds*. Die Fonds haben zum Credit nicht blofs das Verhältnifs der „Sicherheiten"; vielmehr ist der Credit eben das eigenthümliche Umlaufsmittel der Fonds, und er spiegelt in seinen unterschiednen Gestalten, einen „*Effecten*", die unterschiedenen Arten von Fonds, welche er eben in ihnen bewegt. Wir meinen deshalb, dafs der näheren Betrachtung der Natur des Credits die Darstellung des „Umlaufs der Capitale und Grundstücke" schon hätte vorhergehen sollen. — Dann möchte die *Vereinigung des Geldes und Credits zum Creditgelde*, so trefflich sie auch im Ganzen bei unserm Verf. begriffen ist, doch noch bedeutend an Schärfe und Klarheit haben gewinnen können. Der Unterschied von Geld und Credit-Effecten würde mit Betrachtung der nothwendigen eignen Entwicklung der letztern sehr klar hervorgetreten sein. Indem das *Rechnungsguthaben* sich zum *Wechselbriefe* befreit, ist das eine erste Stufe der Reaction des Credits wider seinen eignen Unterschied vom Gelde; indem weiter der *Wechsel* Discontirung sucht, sucht er vollständig Geld zu werden, und die *Banknote* ist die zweite Stufe der Befreiung; vollendet wird erst die Befreiung im eigentlichen *Papiergelde*, als einem eigenthümlichen *Effect des öffentlichen Credits*, welcher mit dem *Gelde*, dem die Faustpfandsicherheit des Goldes oder Silbers durchaus nicht wesentlich bleibt, identisch ist. — — Der *vierte Abschnitt* spricht „*von der Vergleichung der Güter; vom Werthe und Preise; von der Theurung und Wohlfeilheit*". — Dieser Abschnitt hätte vielleicht eher der Theilung dieser Abtheilung sein sollen. — Trefflich finden wir die Hervorhebung des Unterschieds „*vereinzelter Tauschacte*" und des „*systematischen Tausches*", der Tausche ein Mittel der Erhaltung der *ganzen Wirthschaft* sieht. Nur beim „systematischen Tausche" läfst sich von einem nothwendigen Tauschwerthe sprechen. Das ist eben des Verf.'s durchgehender Begriff von der in der Theilung der Arbeiten beharrenden nothwendigen mafsvollen Einheit, des „*Systems*" der Wirthschaften im Verkehre. — Den folgenden Entwicklungen aber (§ 134 — 150.) über die *Bestimmung des Tauschwerths* kann Ref. nicht beistimmen, vielmehr ist er, wie bereits oben bemerkt worden ist, — durchaus von der Richtigkeit der Entwicklungen *Ricardo's* überzeugt. Die Mitwirkung der *Natur* ist allerdings *Bedingung* der *Hervorbringung* von Gütern: allein daraus folgt noch nicht, dafs nicht dennoch blofs die *Arbeit* der *einzige Mafsstab* des *nothwendigen Tauschwerths* bleibe, so weit der Tauschwerth im *Ricardo*'schen Sinne zunächst noch von den Einflüssen der bestehenden besondern Rechtsordnung unabhängig betrachtet werden soll. Im Kampfe von Angebot und Nachfrage ist allerdings nur der *Ersatz* nothwendig; der *Gewinn* der ganzen Wirthschaft vertheilt sich auf eine von der concreten Sitte und Rechtsordnung abhängige, abstract-ökonomisch gar nicht zu berechnende Weise. Z. B. die *ökonomisch-berechnete Bodenrente* und die irgendwo *social-wirkliche* weichen sehr, — und meistens eben sehr zum Vortheil der letztern, die nicht selten eine bittere „*Nothrente*" ist, — von einander ab. Von den Einflüssen des *socialen* Monopolismus kann aber hier, bei der Bestimmung des blofs *abstract*-„*natürlichen*" Tauschwerths, noch gar nicht die Rede sein. Allerdings giebt es auch einen *natürlichen Monopolismus*, der daraus entsteht, dafs die Hervorbringung gleicher Mengen gleichartiger Güter bei der unvermeidlichen Anwendung ungleich-ergiebiger Naturkräfte ungleichen Arbeitsaufwand fordert. Erhalten hier die verschiedenen in Anwendung gekommenen ungleich-ergiebigen Naturstücke, wenn sich so sagen läfst, jedes sein besonderes Conto in der Wirthschaft; so wird den ergiebigern ein natürliches Monopol erwachsen, d. h. es wird ihnen, da sie, in Vergleich mit den weniger ergiebigen, Arbeit ersparen, die *ersparte Arbeit* als von ihnen *geleistete* gutgeschrieben und bezahlt. Im § 150. scheint unser Verf. zu diesen selben Bestimmungen zu kommen. Es fehlt nur die bei *Ricardo* hierüber herrschende und gegen A. Smith gewonnene entschiedene Klarheit: und die gerade ist, nach des Ref. Ansicht, von der allerhöchsten Wichtigkeit für fast alle Fragen unserer Wissenschaft. Namentlich die richtige Einsicht in die Natur der „Renten", im Unterschiede von der Natur des „Lohns", hängt mit ihren

Digitized by Google

so wichtigen Folgerungen für Finanz und Volkswirthschaftspflege — ganz von dieser Einsicht in die ökonomische höchste und einzige Bedeutung der „Arbeit" ab. — Indem der Vf. weiterhin „*Theurung* und *Wohlfeilheit*" bestimmt von blofser „*Kostbarkeit*" u. s. w. unterscheidet und sie für Kategorien einer Beziehung der Preise auf den Mafsstab des gewohnten Vermögens oder des im Gange der Wirthschaft gewohnten Genusses erklärt, hat er gewifs auch den Sprachgebrauch für sich — und führt den Geist trefflich auf den *wahren ökonomischen Gesichtspunct der Preise zurück.* Denn „*Wohlfeilheit*" in diesem Sinne, Wohlfeilheit des gesammten Lebens, — das ist das Ziel aller Wirthschaft; die Aufgabe aller Volkswirthschafts-Pflege. — — Nach einer Darstellung des „Güter-Umlaufs", seiner Gründe, Kreise und Hülfsanstalten im *fünften Abschnitte*, — beschäftigt die folgenden *vier Abschnitte* wieder das *Geld und der Kredit.* — *Abschn.* 6. giebt eine Darstellung des „*Geld-Umlaufs überhaupt*", mit trefflicher Unterscheidung der verschiedenen Umlaufskreise und der Störungen, nach deren verschiedenen Ursachen. Sie giebt zu erheblichen Controversen keine Veranlassung. — *Abschn.* 7. spricht „*von der Verminderung und Ersparung des Geld-Umlaufs*". Das Wesen der „*Abrechnungen*" wird hier entwickelt — und dann zu dem verwandten der „*Wechsel*" übergegangen. Im Ganzen ist auch diese Entwicklung sehr klar. Einiges Bedenken hat Ref. gegen den § 229. Der *Wechselcours* sei der Preis des Wechsels, der über oder unter dem Wechselbetrage stehen könne. Das *Ueber*-Pari ist leicht verständlich, aus dem Aufschlag der Transportkosten: im Wechsel kaufe ich den Wechselbetrag — aber als bereits transportirten. Das *Unter*-Pari aber erklärt der Verf. „aus dem Vortheil der Zahlung vor dem Zahlungs-Termine". Das aber ist kein Unter-Pari in Folge des Wechselcourses, sondern das ist eine Differenz des Preises und Betrages in Folge der zinstragenden Natur des Capitals. In der blofsen Beziehung von Preis und Betrag ohne Rücksicht auf einen andern Ort, kann gar nicht vom Wechselcourse die Rede sein. Das *Unter*-Pari des *Einen* Orts ist nichts, als eben das *Ueber*-Pari des andern: und es ist von allem Discontverhältnisse durchaus unterschieden, wenngleich in der Berechnung dieses stets neben hergeht und bei der Preisbestimmung den andern wesentlichen Factor abgiebt. Beides möchte im § 229. schärfer zu scheiden gewesen sein. Das ist indeß eine Kleinigkeit. Dagegen dem Lobe der „*Girobanken*" vermag Refer. nicht beizustimmen, und am wenigsten dem unbedingten Lobe des *Banco-Geldes* nach blofsem Gewichts-Standart. Die Festigkeit solcher Banco-Münze hatte ihren grofsen Werth für kleine Handelsstaaten und in den Zeiten der europäischen Münz-Anarchie; sonst aber entspricht ein solches unbedingtes Metall-Geld der Idee des Geldes, eines *festen* Tauschwerths, keineswegs. — Abschn. 8. „*Vom Geldbedürfnisse und seiner Befriedigung*" mufs selbst auf die Frage nach dem *Standart* zurückführen. Hier werden, wie bei *A. Sm.*, — die *Durchschnitts-Preise der Getraides* (§ 255. u. s. f.) als der Standart behandelt. Wäre aber diese Annahme die richtige, so wäre ja eben damit der Metall-Gewichts-Standart des Banco-Geldes ein falscher, und es würde eine Ausmünzung der edlen Metalle nach dem Mafsstabe der Getraidepreis-Durchschnitte der Idee des Geldes am meisten entsprechen. Der Mangel ist wohl, dafs unser Verf. der im Gelde nothwendigen *Dauer des Werthes*, welches § 88. von ihm berührt worden, dort nicht sogleich die hinlängliche Erledigung gegeben hat. — Sehr gelungen wird man die Erörterungen über den „*relativen Geldmangel und Geldüberflufs*" *von Volk zu Volk* finden (§ 258—265.), wo die mögliche nationale Verschiedenheit des Metall-Tauschwerths mit Ricardo gegen Smith ausgeführt, zugleich aber gezeigt wird gegen alte und neue Mercantilisten, wie nicht durch Schutzzölle, sondern blofs durch Beflüglung der freien Industrie und besonders durch Verbesserung der Wege und sämmtlicher Communicationsmittel — der Zweck und die wünschenswerthe relative Wohlfeilheit der zum Weltgelde dienenden Metalle sich erlangen läfst. Nicht minder trefflich sind die Erörterungen über den „*absoluten Geldmangel und Geldüberflufs*", die vielleicht besser — *Geldtheurung* und *übergrofse Geldwohlfeilheit* genannt würden —, und über die aus ihnen folgenden Störungen der gewohnten Preise — und also auch des ganzen Verkehrs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

Was hier dem Verfasser vorschwebt, ein *Gleichbleiben des gewohnten Geldwerths* — wie es störender Wohlfeilheit sowohl, als besonders der Theurung des Geldes entgegensteht, das ist, nach des Referenten Ansicht, der *ideale Standart*, welcher dem nationalen Münzamte vorschweben und zur Norm dienen soll. — Dies kann jedoch natürlich hier nicht weiter ausgeführt werden. — Der Mangel einer hinlänglich klaren Anschauung vom Geld-Standart trübt denn auch die Behandlung des *Papiergeldes* (§ 277—294). Der Vortheil desselben wird darin gesetzt, dafs es das kostbare Metall ersetze: aber gefordert wird der vollkommne Pari-Stand mit dem Metall-Gelde. Uebersehn ist dabei, dafs das Metall selber im Werthe schwankt und dafs ein scheinbares Sinken des Papiergeldes sehr wohl ein wirkliches Steigen des Metallpreises gegen das wahre Geld sein könnte, wo dann in diesem Falle das scheinbar gesunkene Landes-Geld den doppelten Vortheil gewährt hätte, — einmal den der Vertretung des kostbaren Metalls, und zweitens den der Befestigung des nationalen Werthmessers gegen die Nachtheile einer Geldvertheuerung. Die englischen Streitigkeiten über die „*Depretiation*", die Untersuchungen von *W. Jacob* und die neueren Theorieen von *Attwood* u. s. w. — scheinen in Deutschland noch nicht hinlänglich gewürdigt zu werden. — Ebenfalls die Darstellung der *Banknoten* und *Notenbanken* (§. 295—306.) möchten gröfserer Beachtung der neuern englischen Untersuchungen und Pamphlets über diese Institute — anders geworden sein. Ref. stimmt ganz dem Vf. darin bei, dafs das beständige Balanciren des Geldvorraths mit dem Geldbedarf, wie es durch das Discontogeschäft der Zettelbanken möglich ist, den Emissionen unwandelbar fester Papiergeld-Summen vorzuziehen sei (§ 300.): aber er glaubt mit *Wade* und andern neueren Gegnern der Zettel-Banken, dafs dieses Amt nicht in die Hände des Privatvortheils grofser Geldhandelsfirmen niedergelegt, sondern nur von dem *Münzamte* des *Staats* mit Sicherheit gehandhabt werden könne. Die „*Noten*" sind ein unhaltbares *Zwitterding* zwischen *Wechsel*, als Effecten des *commerziellen Privatcredits* und — *Papiergeld*, als Effect des *Staats-Münz-Credits*. — — Zum Schlusse seiner Theorie der Umlaufs-Mittel — spricht der Verf. noch in einem eignen *Abschnitte* 9. *von dem Tauschwerthe des Geldes* (§ 307—330). Diesem Abschnitte möchte vielleicht eine frühere Stelle gebührt haben. Der Verf., hier nur vom Metallgelde sprechend, läfst den Werth desselben bestimmt werden durch die *Kosten* und den *Bedarf*. Aber der Bedarf des Metallgewichts ist hier ganz abhängig von den Kosten — wegen der *Festigkeit des Werthbedarfs*: und eben bei der Festigkeit des Werthbedarfs richtet sich der Werth der Massentheile allein nach dem Verhältnisse der Masse zu dem Werthbedarfe. Die Kosten sind hier nur in untergeordneter Stellung bestimmend: in vorderster der Werthbedarf. Dies, was *Ricardo* so meisterhaft ausgeführt hat, hat unser Verf. nicht hinlänglich beachtet. Seine Theorie vom „*Schlagschatze*" würde sonst ganz anders ausgefallen sein. Der Verf. meint: „Wird nun aber ein Schlagschatz nicht deshalb bezahlt, weil ihn *Der* verlangt, welcher Metall in Münze verwandelt, sondern weil der Verkehr der Münze einen höheren Tauschwerth beilegt; so kann der Schlagschatz nicht wegfallen, wenngleich von Dem, welcher Münze aus Metall prägt, das er erst durch

Digitized by Google

Ankauf erwerben mufs, kein Schlagschatz erhoben wird. Nur wird derselbe nicht als eigentlicher Schlagschatz, sondern als Gewinn derjenigen erscheinen, die sich für Gold und Silber Münze bezahlen lassen". Das scheint nicht richtig. Der Verkehr legt der *Münze* einen höhern Tauschwerth als den *Barren* nur bei, wenn ohne Schlagschatz nicht geprägt wird — und man Münze nur mit gröfseren Kosten erlangt, als Barren. Der Bedarf bestimmt den Gesammt-Tauschwerth der Münz-Menge des Landes und dadurch den Werth der gleichen Theile, der Stücke oder Pfunde u. s. w. Die Münze kann aus dem Barren ohne den Aufwand von Prägekosten nicht hergestellt werden; weil nun dieser Aufwand ersetzt werden mufs — so erfüllen wenigere Pfunde Münze den gleichen Bedarf als mehrere Pfunde Barren. Wenn aber auf Verlangen der Staat, für öffentliche Kosten, ohne allen Abzug, Pfund um Pfund, Barren in Münze verwandelte; so würden Barren und Münze rein nach dem Gewichte im Tauschwerth einander vollkommen gleich stehen. Der *Schlagschatz* enthält aber ursprünglich mehr, als blofs die *Prägekosten* (brassage), nämlich aufser ihnen noch den Monopol-Gewinn des *Münzregals* (seigneurage); und da ist das wahre Sachverhältnifs noch deutlicher. Da der Staat die Menge der Münzen in seinen Händen hat, so hat er damit auch den Tauschwerth in seinen Händen, und er kann sehr wohl 1 Pfund Münze 2, 3, 4 Pf. Barren gleichsetzen und gleichhalten, sofern er nur die Menge darnach regulirt und nie zu geringerem Preise seine Münze abläfst. Beim *Metallgelde* ist in dieser Beziehung das Verhältnifs durchaus nicht anders als beim *Papiergelde*. Bei keinem von beiden wird der Tauschwerth durch die Kosten bestimmt, welche Stoff und Prägung dem Münz-Amte machen, sondern allein durch die Gröfse der Emission, oder den Werth, unter welchem es die Münze nie verkauft oder ausgiebt. Der Gewinn bei der Papiergeld-Emission ist ganz dasselbe, was der alte Schlagschatz: und die Depretiation ist beidemal die Folge des nicht eingehaltenen Maafses in der Emission. Es ist unbegreiflich, dafs Ricardo's so einfache und klare Auseinandersetzungen in Deutschland noch so wenig durchgedrungen sind. — — Uebrigens können alle diese Ausstellungen die Verdienste des Vf.'s in Darstellung des Geld- und Kreditwesens, nicht beeinträchtigen: ausdrücklich hebt Ref. dies, wie es seine Pflicht ist, nochmals hervor.

Die *dritte Abtheilung* (S. 199—356) entwickelt die „*Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer: und von der Art, wie sich die Güter in der bürgerlichen Gesellschaft vertheilen.* — Wie Ref. der Ansicht ist, dafs die „Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer", — besonders die Kategorien des *ersten Abschnitts: Ertrag, Genufs* und *Einkommen* — wohl bereits in der *ersten Abtheilung* zur Erklärung der Entstehung und ökonomischen Vergleichung der Güter hätten Platz finden mögen, ist bereits bemerkt. Erfreulich ist hier die Beseitigung des fixen Gegensatzes von „*Genufsaufwand*" und „*Productionsaufwand*", wie auch, dafs der Verf. nicht dagegen ist, dafs der „*Genufs*" zum „*Einkommen*" gerechnet werde. Nur hätte Ref. gewünscht, dafs dies Alles noch viel entschiedener vorläge. Es spielt immer noch ein Rest des alten Dualismus, der die Begriffe sich nicht fix vollenden läfst, trübend hinein. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen §§ würde diesen Bericht zu weit ausdehnen. — Gewicht legt der Verf. noch auf seine Unterscheidung zwischen „*Ertrag*" und „*Einkommen*". *Ertrag* ist ihm das Resultat einer bestimmten productiven Verwendung von bestimmten Gütern oder wirthschaftlichen Kräften. Der Ertrag, als selbst aus bestimmten Gütern, aus bestimmten Gebrauchswerthen bestehend — erhält erst durch Beziehung auf den Verkehr seine allgemeine Bedeutung: als „nicht nur von der Gesammtheit aller der Bedürfnisse getragen, die durch das Product befriedigt werden können, sondern vom Inbegriffe aller wirthschaftlichen Verhältnisse, die mit diesem Bedürfnisse in näherer oder entfernterer Beziehung stehen". Geschätzt nach diesen Beziehungen erscheint der Ertrag als „*Einkommen*". Dieses berechnet man aber abgesehn von der besondern Quelle in Zeiträumen, z. B. Jahren, — indem man es als im fliefsenden Ausflufs des Vermögens betrachtet und gleichbleibende Stärke mittelst Durchschnitts-Berechnung reducirt (§ 359—361.). Darin nun stimmen wir ganz bei, dafs im „Einkommen" der „Ertrag" zu einer „allgemeinen Bedeutung" erhoben sei. Aber der Art, wie der Verf. diese Erhebung bewerkstelligt, wird der tiefere Sinn derselben, der — wie Ref. es auch dem Verf. vorgeschwebt hat, wohl nicht erreicht. Die Erhebung, wie sie der Verf. bestimmt, erscheint hier als blofs die Abschätzung nach Tauschwerthe, die Veranschlagung des *Ertrag*

Digitized by Google

Gelde, — wie sie, nach der Lehre vom Tauschwerthe, am *Markte* sich bewerkstelligt. Weshalb aber dies Einkommen nicht, wie der Ertrag, auf die speciellen Quellen, sondern auf das Ganze der speciellen Wirthschaft bezogen wird, leuchtet, so richtig es ist, aus jener Erhebung nicht sofort ein. Nach des Ref. Ansicht müfste diese letzte, beim Verf. als die unwesentliche erscheinende Bestimmung, als die erste und wesentliche gefafst werden. Auch abgesehn vom Verkehre wird der *Ertrag* zum *Einkommen* erhoben — wenn er betrachtet wird, als mitwirkendes *Glied* in der sich erhaltenden und wachsenden *Wirthschaft*; wenn sein besonderer *Gebrauchswerth* betrachtet wird als gefordert von der Gesammtheit aller wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer *allerseitigen Reproduction* durcheinander, also als in mafsvoller Ergänzung der andern Erträge den sich erhaltenden und steigernden *allgemeinen Ertrag* der gesammten *Wirthschaft* bildend. Solche Betrachtung erst zeigt den wahren *ökonomischen Werth* der Güter. Im Verkehre wird allerdings der *Tauschwerth* von diesem ökonomischen Werthe bestimmt, aber nur im Kampfe sehr unterschiedner ökonomischer Schätzungen. Ueber die kämpfenden Schätzungen der Privatökonomieen kann und soll sich aber in der „*Volkswirthschaftspflege*" eine *höhere Schätzung* erheben, vor welcher, — so zu sagen, die sämmtlichen Erträge der Privatwirthschaften als blofs mitwirkende Momente in der sich erhaltenden und wachsenden öffentlichen Volkswirthschaft betrachtet werden. Diese Betrachtung giebt alsdann den *national-ökonomischen Werth*, der, eben wie der privat-ökonomische Werth, sich vom Gesichtspuncte eines wirklichen und wachsenden Einkommens, des *National-Einkommens*, ausspricht. Nur bei solcher Auffassungsweise kann von einem „*Nationaleinkommen*" im eigentlichen Sinne die Rede sein. Wo die Privatökonomien nicht als Glieder, sondern blofs als mechanische, zu summirende Theile der National-Oekonomie betrachtet werden, da fehlt es noch gar kein rechtes Bewufstsein von der Mutern. Dies ist wohl auch der Gedanke unsers Verf's — nämlich: die Erhebung des Ertrags aus der Bedeutung blofs für die einmalige Befriedigung besonderer Bedürfnisse zur Bedeutung für die allgemeine Befriedigung oder eben für Erhaltung der ganzen Wirthschaft als eines *reproductiven* „*Systems*". Die von Malthus zuerst gegen die Kategorie der blofsen gleichgültigen *Gröfse* am Tauschwerthe nachgewiesene Kategorie der *Verhältnifsmäfsigkeit* führt nothwendig zu solcher höhern Auffassung. — — *Abschn.* 2. handelt „*von den Bestandtheilen, aus welchen das National-Einkommen zusammengesetzt*" (S. 211—221) und *Abschn.* 3. „*Von den Bedingungen, von welchen die Vertheilung des Nationaleinkommens an die einzelnen Klassen der Besitzer abhängig ist*" (S. 221—356). Die Darstellung ist in hohem Grade ausgezeichnet, besonders durch das nähere Eingehn auf die *verschiedenen Stufen* des Erwerbes, — die verschiedenen Stufen der Bevölkerungs-Dichtigkeit, wie auch der Industrie-Entwicklung. Nur zweierlei finden wir auszusetzen: *erstlich* — die schon oben hervorgehobene Unklarheit über den Tauschwerth, und über die Weise, wie die blofsen Naturkräfte zu einem Tauschwerthe kommen und Einkommensquellen für ihre Besitzer werden, — und *zweitens* — die völlige Nichtberücksichtigung der bestimmten Rechts- und Polizei-Gestalten auf den verschiedenen Erwerbsstufen, deren aufserordentlicher Einflufs auf die „Vertheilung des Nationaleinkommens an die einzelnen Klassen der Besitzer" doch unmöglich verkannt werden kann. — Ausgezeichnet ist besonders die Darstellung des „*Arbeitslohns*" — und *der seine Höhe bestimmenden Umstände* (§ 391—443.). Nach allgemeiner Unterscheidung des *nothwendigen* und *wirklichen Lohns*, wie auch der *gemeinen* und der *qualificirten Arbeit*, — giebt der Verf. eine Darstellung, wie der *Arbeitslohn* im *Verlaufe der Oekonomie eines Landes* anfangs mit zunehmender Industrie steigen, dann wegen vermehrter Kosten der Lebensmittel-Production abnehmen werde. Dies ist, sofern von alterirenden Rechtsordnungen, nach welchen z. B. der Arbeiter auch Sclav oder so gut wie Sclav — sein kann, abgesehn wird, die natürliche und billige Parallele des Arbeitslohns mit der Ergiebigkeit der Arbeit oder mit ihrem Rein-Ertrage. Das hier ausgesprochene Princip bewährt sich denn auch bei den *einwirkenden Umständen* der „*Theurung* und *Wohlfeilheit*", nur dafs hier die Trennung des Besitzes der Arbeitskräfte und des Besitzes der sachlichen Productions-Bedingungen den natürlichen Erfolg noch zu *steigern* drängt. Bei den Fortschritten der *Maschinen-Anwendung* dagegen *hemmen* die Verhältnisse dieser Trennung den natürlichen Erfolg, den einer allgemeinen Steigerung des Lohns. Diese Hemmungen, die den Vortheil sogar in Nachtheil verkehren können, liegen aber keineswegs aufser

Digitized by Google

dem Bereiche der berichtigenden Volkswirthschaftspflege: den Punct hat der Verf. wohl nicht genug beachtet. Der Einwand, nur den natürlichen, nicht den social bedingten, Lohn erwägen zu wollen, wäre nicht stichhaltig, da eben die Trennung der Arbeitskräfte und der sachlichen Productionsbedingungen überhaupt, ebenso, wie alle ihre näheren Modificationen, ein Werk der gesellschaftlichen Rechtsordnung ist und aufserhalb dieser gar nicht gedacht werden kann. Schliefslich betrachtet der Verf. den „*Arbeitslohn in den einzelnen Kreisen*" der getheilten und theilweise qualificirten Arbeit, viel gründlicher und eingehender, als Ref. dies bei irgend einem früheren volkswirthschaftlichen Schriftsteller gefunden hat. Der Raum aber gestattet nicht, hier ein nur irgend befriedigendes Bild dieser trefflichen Darstellung zu versuchen. — — Weniger kann Ref. sich mit des Verf.'s Darstellung der „*Grundrente*" (§ 444—485.) einverstanden erklären. Die allgemeine Ansicht des Verf.'s von dem *Grunde* und der *Natur* der Grundrente (§ 444—454.) hält er vielmehr für grundfalsch und für eigentlich genau die alte *physiokratische Ansicht*. Der Verf. geht nämlich davon aus, der Ertrag von Grund und Boden seie immer Ergebnifs der Arbeit und eines Naturfonds, und diese Bestandtheile lassen sich nur so absondern, dafs der *Arbeit* ihre *Selbsterhaltung*, der *Natur* aber der *Rest* des ganzen Grundertrags, — also der *ganze Reinertrag*! — zugeschrieben würde. Worauf beruht denn — fragt wohl Jedermann — die Annahme, dafs die Arbeit nur die Selbsterhaltung schaffe und der ganze Reinertrag der Natur zugeschrieben werden und also billig dem Eigenthümer zufallen müsse? Richtiger scheint vielmehr die gerade entgegengesetzte Ansicht *Ricardo's*, dafs nach „natürlicher" austheilender Gerechtigkeit *allein* der *Arbeit*, die noch mit der ganzen umgebenden Natur ausgerüstet ist, — die Luft, die sie athmet; das Wild, das sie fängt; und der Baum, den sie fällt, gar und ganz als *ihr* Ertrag zustehen, und dafs *allein* auf der in ihnen aufgewandten Arbeit der verglichene Werth der verschiednen wirthschaftlichen Güter beruhe: dafs nur freilich mit dem *Ackerbau* der *ausschliefsliche Besitz bestimmter Natursphären* ganz „natürlich" und nothwendig erfolge, und alsdann auch aus der ungleichen Ergiebigkeit dieser ein „*natürliches Monopol*", wie wir es oben bestimmt haben, und aus diesem erst eine „*natürliche Grundrente*" entspringe, über welche freilich die „*wirkliche*" *Grundrente* in Folge eines *sociales Monopolismus* weit hinausgehen könne. In § 451—455. kommt für die „*Verwirklichung*" der Grundrente auch unser Verf. so ziemlich auf die Theorie von *Ricardo* hinaus. Aber die falsche Ansicht vom eigentlichen *Grunde* der Grundrente trübt dennoch nicht allein durchaus die wissenschaftliche Klarheit der Theorie, sondern trübt ebenfalls das praktische Urtheil für die politische Behandlung der Grundrente, z. B. in Beurtheilung der Grundsteuern überhaupt und der Regalität der Bergwerks- und Salinen-Grundrenten insbesondere. Der hier berührte Mangel wurzelt in der oben hervorgehobenen Unklarheit über die ökonomische Bedeutung der Arbeit und über die Grundlagen des Tauschwerths. — Trefflich ist wieder des Verf.'s Besonderung der *specifischen Bodenrente* (§ 466—479.). — Dagegen scheint es paradox, wenn der Vf. § 484. die Bodenbenutzung durch *Pachter* der *Selbstbewirthschaftung* gleichstellt. Es möchte sich die gröfsere Beschränktheit der Pachtbenutzung wohl durch keine noch so umsichtigen Pachtclauseln je ganz beseitigen lassen. Ref. hält die bisher einstimmige Ansicht der deutschen Schule, dafs Erbpacht den Boden besser zu nutzen vermöge, als Zeitpacht, und freies Eigenthum mit Selbstbewirthschaftung besser, als Erbpacht, — für unumstöfslich. Es scheint der Verf. hat mit seiner neuen Ansicht eine Apologie geben wollen, für ein Verhältnifs, das er für unvermeidlich hält. Er meint nämlich § 485. — „in jedem Lande finden sich in dem Maafse, in welchem sich die bürgerlich-gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, mehr Personen, mit deren Lage sich weder der Verkauf ihrer Ländereien noch die Selbstbewirthschaftung derselben vertragen würde". Dieser Satz selber aber ist nichts weniger, als erwiesen. Ref. schliefst ganz umgekehrt: weil die freie Selbstbewirthschaftung die ökonomisch-vortheilhafteste Bodenbenutzung ist; so sind Verhältnisse, welche dieser im Wege stehen, wider-ökonomische, und ihre Beseitigung eine der Aufgaben der Volkswirthschaftspflege.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

In der gröfsern *Mobilisation des Bodens* hat — nach des Ref. Ansicht — Deutschland einen grofsen Vorzug vor England, den es durch Ausbildung eines noch bequemeren Hypothekenwesens u. s. w. nun noch weiter zu entwickeln hat. — Von der Darstellung der „*Capitalrente*" (§ 486—557.) hatten wir erwartet, dafs sie den Grund im Werthe der Capitaldienste, in der Differenz des Ertrags der mit bestimmtem Capital armirten Arbeit gegen den Ertrag der vom Capitalentblöfsten gleichmäfsigen Arbeit gesucht; die Schranken ihrer Geltendmachung aber an der beliebigen Vermehrbarkeit der bestimmten Capitalstücke entwickelt hätte. Hier wäre dann das Verhältnifs der *stehenden Capitale* und ihres Quells und Endes, des *umlaufenden Capitals*, zur Sprache gekommen. Und dabei würde sich genauer gezeigt haben, in welchem Verhältnisse die *Miethsrenten* zur *Zinsrente* stehen; wie sie nämlich nur der Bewegung der letztern in dem Mafse folgen, in welchem die stehenden Capitale selber umlaufendes sind, d. h. aus diesem hervorgehn und durch Amortisation in dieses zurückkehren. Der Verf. folgt solchem Wege nicht. Seine Darstellung bietet im Ganzen wenig hervorzuhebendes Neues. Nur ist es wohl als irrig zu bezeichnen — wenn er auch die Grundrente von der Zinsrente reguliren läfst und meint (§ 557.) — „wenn die auf die Bearbeitung des Bodens verwendeten Capitale die hohe Rente abwerfen, so wird auch der Grundeigner sich eine hohe Rente für die Benutzung seiner Ländereien bezahlen lassen". Im Allgemeinen stehen vielmehr *Grundrente* und *Zinsrente* im *umgekehrten Verhältnisse*. Die Zinsrente läuft im Allgemeinen in ihren Bewegungen gleich mit der Ergiebigkeit der Arbeit; die Grundrente erwächst aber hauptsächlich aus der relativen Unergiebigkeit der zuletzt zur Arbeit genommenen Bodenkräfte. — Die Darstellung des „*Unternehmungs-Gewinns*" (§ 558—599.) hebt genauer, als dies gewöhnlich geschieht, den verschiednen Einflufs der Concurrenz und der Macht des Capitalbesitzes in den verschiedenen Erwerbskreisen hervor, ohne sonst zu weitern Bemerkungen besondere Veranlassung zu geben. —

Die *vierte Abtheilung* (S. 357—396) „*von der Entstehung des Nationalvermögens; von dem Wohlstande, dem Reichthume und der Armuth*" — hat in der Behandlung ganz den Charakter der bisher betrachteten. Bei anzuerkennender Erwägung mancher in der Regel bisher übersehener Puncte, herscht doch überall der trübende Einflufs eines nicht gründlich genug überwundenen ökonomischen Dualismus. — — Gleich in der Beschränkung des „*Vermögens*" auf *sachliche Besitzthümer*, begegnen wir einer solchen äufserlichen Verkürzung des Begriffes, die überall den reinen Flufs der Begriffe stört und ihre klare Bewegung trübt. Der Verf. führt als Grund seiner Beschränkung an: wollte man persönliche Eigenschaften, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu dem „Vermögen" rechnen, so würde das heifsen, Jemand „besitze sich selbst, als etwas Anderes". Aber, wenn es das heifsen würde, weshalb denn sollte es das nicht heifsen? Indem der Mensch seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten als Erwerbs*mittel* behandelt, behandelt er sie auch als etwas gegen sich zugleich „Anderes". Der Verf. selber betrachtet ja das „Einkommen" als „Ausflufs des Vermögens" (§ 361.): was anders, als persönliche Arbeitskraft, sollte denn *das* „Vermögen" sein, von welchem das

Digitized by Google

im „Lohne" bezogene „Einkommen" ausfliefst? Allerdings sind *persönliche Fonds* und *sachliche Fonds* auch verschieden. Von den erstern sind nur ihre Producte, die Dienste, veräufserlich, nicht sie selbst, und so bilden sie kein unmittelbar *disponibles* Vermögen. Allein wo z. B. das Grundeigenthum gesetzlich unveräufserlich und unverpfändbar wäre, würde diesem ebenfalls die Disponibilität abgehn: würde es deshalb aufhören auch dort noch „Vermögen" zu sein? Ja, — durch den Credit erhalten auch die persönlichen Fonds eine nicht unbedeutende vermittelte Disponibilität. Bewährte Geschäftskenntnifs, Ordnungsliebe u. s. w. werden schon dem *Kaufmanne* von seinen Geschäftsfreunden durchaus als Bestandtheile seines wahren lebendigen Vermögens in Anschlag gebracht, obgleich dieselben nach dem Tode des Geschäfts, in der blofsen „Massa", — die Bilanz nicht bessern und zu den Activis nicht registrirt werden können. Vollends aber zwei *Nationen*, die gleichviel äufserer Güter besitzen, jedoch eine verschiedne Arbeitskraft und ökonomische Bildung, wird sicher die Börse an wirklichem „Vermögen" sehr ungleich schätzen! Aus des Verfassers Definition des „Vermögens" würde folgen, wer Geld ausgäbe um, durch eine Reise etwa, seine Fabrikationskenntnisse zu vermehren, der würde sein „Vermögen" vermindern, wenngleich er durch so angeeignete Betriebsverbesserungen auch sein „Einkommen" vermehren möchte; woraus denn weiter folgen würde, dafs Vermehrung des „Vermögens" und Vermehrung des „Einkommens" sehr verschiedene Dinge seien und jene keineswegs als Zweck und Norm der Oekonomie betrachtet werden könnte. — — Mit dieser beschränkten Auffassung hängt ganz zusammen die noch viel zu fixe Entgegensetzung von „*Genufsmitteln*" und „*Erwerbsmitteln*", wie auch von „*Genufsverzehr*" und „*Hervorbringungsverzehr*". Als ob nicht der „Genufsverzehr" auch „Hervorbringungsverzehr" sein könnte und eigentlich immer sein sollte, und als ob nicht ebenso der scheinbar blofse „Hervorbringungsverzehr", — z. B. des Viehfutters in der Landwirthschaft, oder der Farben beim Malen, — auch „Genufsverzehr" sein könnte! Der vorliegende ganze Dualismus ist Product eines unerfreulichen Zustandes der Oekonomie, und soll keineswegs durch die Theorie fixirt, vielmehr durch sie aufgelöst und für das, was er ist, eine Krankheit der Oekonomie, erklärt werden. — — Trefflich dagegen ist wieder des Verf.'s Betrachtung des *Genufsverzehrs* und seiner *Stufen* und *Arten* (§ 621—653.) — Soll er hier noch Einzelnes hervorheben, so möchte Ref. tadeln, dafs der Verf. „Völlerei" und „*Mode*" neben den *drei* Arten des „*Luxus*", dem „*Luxus der Freiheit*", „*Luxus der Sinnlichkeit*" und „*Luxus der Eitelkeit*" aufgestellt hat. Die rohe „Völlerei" möchte neben der verfeinerten „Schwelgerei" zum Sinnlichkeits-Luxus; die „Mode" aber neben dem „Aufwande" zum Eitelkeits-Luxus zu rechnen sein. Der „*Luxus der Freiheit*" ist das, was — *Aristoteles* als die ökonomische Idee eines „mafsvollen und „schönen Lebens", den „mafslosen" Genufsgestalten, und was — *Sismondi* als „*Attische*" *Oekonomie* der „*egyptischen*" und „*sybaritischen*" entgegenstellt. Die dominirende Genufsgestalt der Gegenwart ist der „*Aufwand*", der Luxus der Eitelkeit auf ökonomischen Reichthum. Wie aber die verschiedenen volkswirthschaftlichen Genufsgestaltungen mit den gleichzeitigen Erwerbsgestaltungen und beide mit der ganzen Rechts- und Sitten-Ordnung zusammenhängen: das würde ebenfalls zu zeigen sein. — Dabei würde sich die jeder Stufe entsprechende Gestalt des *Armenwesens* — und namentlich der Zusammenhang des heutigen *Pauperismus* mit der Herrschaft des Capitalbesitzes im Erwerbswesen und des Aufwands-Luxus in der Genufs-Sitte ergeben. Es würde sich dann auch näher noch bewähren, was unser Verf. (§ 670 — 682.) hervorhebt, wie dem Pauperismus unserer Oekonomie-Stufe weder durch blofse *Almosen* noch durch *Arbeitshäuser* beikommen. Am wenigsten kann — was *Malthus* vorschlägt — vermehrter Aufwand der Vermögenden helfen; vielmehr nur — wie *Sismondi* schon hervorhebt — nur die Erhebung zu der von ihm sogenannten „attischen" Oekonomie, oder zu dem von unserm Verf. gelobten „Luxus der Freiheit". Und wiederum wird eine höhere Stufe der Genufs-Sitte nicht eintreten, als der entsprechenden höheren Stufe der Erwerbsgestaltung. Das Alles würde indefs erst im *zweiten Theile* der die *besondern Gestalten* und *Stufen* der *Volkswirthschaft* in je ihrer Totalität betrachten soll, — Sprache kommen. —

Die „*besondere Volkswirthschaftslehre*", — *zweite Hauptheil* der vorliegenden Darstellung (S. — Ende), — soll die im ersten Theile behandelten wirthschaftlichen Elemente und Verhältnisse als

Digitized by Google

terialien betrachten und sie zu *Einem Ganzen* verbinden, um zu zeigen, welche *wesentliche Verschiedenheit* sich in einer solchen Verbindung denken lasse, und welche wirthschaftliche *Folgen* daraus hervorgehn müssen. — Als die denkbaren wesentlichen Verschiedenheiten hebt der Verf. hervor — das *Vorwiegen der verschiedenen Hauptwirthschaftszweige*, so dafs es geben könne: eine Volkswirthschaft mit *vorwiegender Stoffgewinnung*; eine Volkswirthschaft mit *vorwiegender Stoffverarbeitung*, und eine Volkswirthschaft mit *vorwiegendem Handel*. Alle diese Möglichkeiten sollen dargestellt und es sollen Folgerungen aus jeder gezogen werden „in Rücksicht der durch den Besitz sinnlicher Güter bedingten Interessen Derjenigen, die einem so oder anders bestimmten Wirthschaftssysteme angehören". Dabei soll jedesmal vornehmlich erwogen werden, die *Gröfse*, die *Vertheilung* und die *Sicherheit des Nationaleinkommens* — und noch besonders die *Sicherheit der Ernährung*. Der Verfasser nimmt für diesen Theil — „die Nachsicht der Leser vorzugsweise in Anspruch. Er stellt ihnen gewissermafsen ein neu entdecktes Land dar, welches noch eines längern Anbaues bedarf, um ein recht wirthliches Ansehn zu bekommen". (Vorr. VI.) — — Ref. hat im Allgemeinen über diesen *zweiten Theil* zu bemerken, dafs ihm in der Darstellung des Verf.'s der Gegenstand desselben nicht fest umgrenzt erscheint und dafs zu unterscheidende Gegenstände darin ununterschieden zusammengenommen sind, — nämlich: die Darstellung der ökonomischen Verhältnisse innerhalb der verschiednen *ökonomischen Stände*; die Darstellung der Verhältnisse innerhalb der nach dem *Vorwiegen des einen oder des andern Standes verschiednen Volkswirthschaften*; und die Darstellung der Verhältnisse auf den verschiedenen *natürlichen Entwicklungsstufen der Volkswirthschaft*. Ref. meint, bevor die Darstellung von den abstracten Elementen zur Einheit der Volkswirthschaft fortschreite, werde sie vorher diese Elemente in der eigenthümlichen Verbindung der verschiednen Wirthschaftszweige, der drei *ökonomischen Stände*, darzustellen haben, in der Art, wie dies in vielen Handbüchern bereits der Fall ist. Hierher würde der gröfste Theil der folgenden §§ unsers Verf.'s gehören, weil sie sich hauptsächlich über die *innern* Verhältnisse des betreffenden Wirthschaftszweiges verbreiten, und, ganz abgesehn von seinem Vorwiegen, auch beim schönsten Gleichgewichte gelten. Es würden dann aber auch noch einige Puncte zur Sprache kommen, die unser Verf. nicht berührt, obwohl allerdings sehr Vieles, was z. B. *Rau* u. A. hier behandeln, mehr der Gewerbs-*kunstlehre* als der Wirthschaftslehre angehört. — Wäre dann im allgemeinen die *Vermittlung dieser Wirthschaftszweige in der Einen Volkswirthschaft* dargestellt; dann möchte etwa der natürliche Platz gewesen sein, dem *Einflusse des Vorwiegens des einen oder andern* Wirthschaftszweiges auf den ganzen ökonomischen Zustand der Gesellschaft darzustellen. — Aber von dieser Darstellung noch wieder unterschieden wäre die Darstellung der *natürlichen Stufen der Volkswirthschaft*. Es ist nämlich, nach des Ref. Ansicht, ein grofser Unterschied zwischen einer Volkswirthschaft auf der Stufe der „Agricultur-Oekonomie", in dem Sinne, wie z. B. List das Wort versteht, und einer Volkswirthschaft mit „vorwiegender Agricultur", wie unser Verf. diese erklärt, nämlich als blofs ein Ueberschufs von Agriculturproducten unter den Exporten in der Bilanz dieser gegen die Importen. Deutschland ist entschieden noch ein Land der „vorwiegenden Agricultur", aber eben so entschieden nicht mehr ein Land auf der „Stufe der Agricultur-Oekonomie". Die „Stufe" bezieht sich nicht auf das Gröfsen-Verhältnifs der Productionen so sehr, als auf den ganzen, auch rechtlichen und sittlichen, *Charakter* aller wirthschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft. Für die Bezeichnung dieser „*Stufen*" eignen sich aber die drei ökonomischen Wirthschaftszweige nicht: — eher noch die *Sismondi'sche* Unterscheidung der „*egyptischen*", „*sybaritischen*" und „*attischen*" *Oekonomie*, mit Hervorhebung der Genufssitte, oder vielleicht besser noch: *patrimoniale*, *commerciale* und *sociale Oekonomie-Stufe*, mit Hervorhebung des Rechts-Charakters. Nach der Verschiedenheit der *historischen Epochen* und *Nationen* verlaufen übrigens diese Oekonomie-Stufen wieder sehr verschieden: und ihre Darstellung ist für die systematische Volkswirthschaftslehre, die es nur mit der Gegenwart zu thun hat, kein durchaus wesentlicher Bestandtheil. —

In der *ersten Abtheilung* handelt der Vf. näher: — „*von der Vorherrschaft der Stoffgewinnung oder des Ackerbaues*" — „*von den Ackerbauenden Völkern*" (S 416—472). — In allgemeiner *Charakteristik der Agricultur* hebt er hervor, wie in ihr das Vermögen und

Digitized by Google

Einkommen ursprünglich am langsamsten wachsen, und wie der rationelle Betrieb in diesem Wirthschaftszweige am schwersten durchdringt und auch die längsten und umfassendsten Beobachtungen fordert. Erst mit der Entwicklung der Stoffverarbeitung, in welcher der rationelle Betrieb leichter sich erzeugt und rascher fortschreitet, greift die rationelle Wirthschaft überhaupt Platz und dringt dann auch in die Agricultur ein. Damit aber, — das hätte vielleicht mehr hervorgehoben werden können, — beginnt für die Landwirthschaft ein ganz neues Leben der allseitig segenreichsten und dauerhaftesten Fortschritte. — Das vorzüglichste Gewicht für den verschiedenen Verlauf und Erfolg der Ackerbau-Wirthschaft legt unser Vf. gewiſs mit Recht auf die *verschiedne Bodenvertheilung*. Er entscheidet sich mit sehr gründlicher und allseitiger Ausführung dafür, daſs *Besitzungen mittlerer Gröſse* für Anwachs, Vertheilung und Sicherheit des Einkommens der Gesellschaft, so wie auch für Sicherheit der Ernährung am vortheilhaftesten seien; dagegen am heillosesten eine Vertheilung in *so kleinen Besitzungen*, daſs ein Reinertrag von ihrer Bebauung gar nicht übrig bleibe. Diesen Entscheidungen werden wir im Allgemeinen beistimmen, nur mit der Bemerkung, daſs so kleine Besitzungen als ursprüngliche nationale Agrimensur wohl nicht so leicht vorkommen möchten; bei bereits entwickeltem Verkehre aber — eben die Rücksicht des Rein-Ertrags selber am besten die beste Vertheilung herbeiführen werde. Davon ist der Verf. nicht überzeugt. Er ist dem *Besitzwechsel* abhold, weil durch denselben der „liebevolle Zusammenhang zwischen Besitzthum und Besitzer" aufgehoben, Kapitale bei der Zerschlagung vernichtet und die Zersplitterung begünstigt werde (§ 740 — 742.). Diese Gründe haben allerdings Gewicht gegen unfreiwilligen Besitzwechsel, wie ein unvollkommnes ländliches Kreditwesen u. s. w. —, denselben herbeiführen kann: nicht aber gegen den wahrhaft freiwilligen. Worauf Alles ankommt, ist die *völlig freie* und *möglichst erleichterte Beweglichkeit aller ökonomischen Elemente!* Ist diese nur wahrhaft verwirklicht; dann bewegen sie und gruppiren sie sich von selber dem *reichlichsten Reinertrage* nach. Freilich ist solche Beweglichkeit nicht durch eine bloſse Aufhebung der gesetzlichen Schranken derselben herzustellen: eine *positiv geförderte* Beweglichkeit aller Elemente ist zu fordern. Deshalb müssen wir auch gegen § 791. uns erklären. Hier fordert der Vf. zur Erhaltung eines guten Verhältnisses kleinerer und gröſserer Besitzer, — „daſs neben dem *natürlichen Erbrechte* auch das Recht eines Jeden besteht, über sein Eigenthum letztwillig zu verfügen". Das Sittlich-Natürliche halten wir entschieden auch für das Oekonomisch-Vortheilhafteste: und wenn, wie der Verfasser meint, — „Macht und Ansehn der groſsen Grundeigenthümer" — beim natürlichen Erbrechte nicht bestehen können; so folgt daraus, dünkt uns, kein Schluſs gegen das natürliche Erbrecht, sondern nur gegen die Dinge, welche mit ihm nicht zusammenbestehen können.

In der *zweiten Abtheilung* (S. 473 — 522) — folgt die: — „*Vorherrschaft der Fabrication*", — oder „*die fabricirenden Völker*". — Zuerst entwickelt der Verf. den *Charakter der Fabrication*, ihren Einfluſs auf uns, ihre Wechselwirkung mit der Agricultur, — und die daraus hervorgehenden Fortschritte der Arbeitstheilung und freieren Kapitalisation. — Trefflich sind darauf die *Bedingungen vorherrschender Fabrication* (§ 823. 832.) erörtert. — — In Hinsicht auf die *Vertheilung* des aus der Fabrication herflieſsenden Einkommens unterscheidet der Verf. das „*Handwerk*", in welchem die Arbeiten wenig abgetheilt sind, und jeder oder wenige Arbeiter das ganze Fabricat liefern, — und die „*Fabrik*", in welcher zahlreiche Arbeiter die speciell-getheilte Arbeit verrichten, und von einer gleichmäſsig gehenden Maschine, oder sonst wie, zu einem solchen maſsvollen Entsprechen genöthigt sind, wie es leicht auch im Groſsen übersehen läſst (§ 844 — 8[illegible]). Die daraus abgeleitete sehr *ungleiche Einkommenstheilung* der „Fabrik"-Oekonomie ist allerdings Möglichkeit, auf der gegenwärtigen Oekonomie-[illegible] auch eine Wahrscheinlichkeit und Gewöhnlichkeit, aber keineswegs eine mit obigem Begriffe der „Fabrik" gegebene Nothwendigkeit.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Schlufs.)

Das erforderliche grofse Kapital kann sowohl Vie-
en als Einem gehören. Schon jetzt kennen wir
ie Form der *Fabrik-Unternehmungen „auf Actien"*,
nd die weitere Entwicklung des *Kreditwesens* kann
Formen führen, welche einer gleichmäfsigen Ver-
eilung noch viel günstiger sind, als die Form der
tzigen Actien-Gesellschaften. — In Hinsicht der *Si-
erheit* des Fabrications-Einkommens ergeben sich
e Gefahren (§ 857—882) aus der Wandelbarkeit der
der Concurrenz bevorzugenden Bedingungen der Fa-
rication. Das Untergehn ganzer *Fabricationszweige*,
o weit sie auf auswärigem Absatz beruheten, wird
ch im natürlichen Laufe der Dinge so wenig vermei-
n lassen, wie das Brodloswerden von Arbeitern in-
halb bestimmter Fabricationszweige durch Maschi-
nerfindungen u. s. w. Die Fabrication selber, als
nzes genommen, braucht aber darunter gar nicht zu
en. Es wird also nur darauf ankommen, die Ueber-
ge zu erleichtern, — nur auf eine engere Zusam-
fassung der verschiedenen Erwerbszweige zu einer
sern Solidarität. Dem Verf. scheint überall das
ehende als das Mafs des Möglichen zu gelten:
Keime des Künftigen sieht er nicht. Das macht
Urtheil über die Fabrication ungünstiger, als sonst
er Sache begründetsein möchte.

In der dritten Abthilung (S. 523—543) gelangen
zur Erwägung der *„Vorherrschaft des Handels"*,
zu den *„handeltreibenden Völkern"*. — Die alle Oekonomie beflügelnde Kraft des Handels, besonders des Zwischenhandels in Verbindung mit activem auswärtigem Bedarfshandel, wird anerkannt; — einige Vorzüge, die das Einkommen aus dem Handel vor dem aus der Fabrication — in Beziehung auf Sicherheit und Vertheilung desselben hat, werden gut hervorgehoben.

Zum *„Schlusse"* des zweiten Theils (S. 544—548) bemerkt der Verf., wie die *verschiedenen Erwerbszweige sich meistens beisammen finden*, — da Viehzucht und Ackerbau überall Stoffe der einheimischen Verarbeitung darbieten, und der Handel dann ebenfalls nicht ausbleibt. Nur erfolge dieses Alles nur allmählig und *Stufenweise*. *Zuerst* treibe die *Noth* zur Thätigkeit. Aber die Thätigkeit eröffne die unendliche Reihe von Lebensgenüssen. Damit beginne dann die *zweite* Periode der *bewufsten Kraft*, wo das Volk seine wirthschaftlichen Anstrengungen überreichlich belohnt sehe. Es wachse nun das Vermögen, bei abnehmendem Rein-Ertrage. Dann beginne die *dritte* Periode, — als *Abnahme des allgemeinen Wohlseins*, — *„Pauperismus"*, in Folge der Zunahme der Bevölkerung, der Verbesserung der industriellen Hülfsmittel und der freien Concurrenz. Das wäre eine traurige dritte Periode! Verbesserung der industriellen Hülfsmittel und freie Concurrenz — sind doch Mittel, die Arbeit ergiebiger zu machen, und so kann in ihnen selbst kein Grund zur Abnahme des allgemeinen Wohlstands liegen, vielmehr offenbar nur in einer mifsbräuchlichen Anwendung derselben. In der Zunahme der Bevölkerung liegt allerdings, sobald ein gewisses Dichtigkeits-Maafs überschritten wird, eine Abnahme des Reinertrags der Arbeiten: aber dem kann und mufs eine Abnahme der Bevölkerungsdichtigkeits-Zunahme — entsprechen, wozu Auswanderungen bei durchgedrungener

Digitized by Google

Besonnenheit und männlicher Selbstständigkeit, also bei freierer moralischer Bildung aller Stände, — noch lange den bequemsten Weg bieten. Insofern ist des Verf.'s Auffassung der dritten Periode durchaus keine aus rein *ökonomischen* Principien zu rechtfertigende. Aber allerdings wirken die rein ökonomischen Principien nie für sich, sondern stets innerhalb einer ihrem Stande entsprechenden *Rechts-Ordnung*. Unser Verf. meint (§ 934—935.), auf den bezeichneten „natürlichen" Gang der Volkswirthschaft wirke es einigermafsen alterirend ein, wenn die Völker ihre „*wirthschaftlichen Zwecke*" entweder „andern Zwecken, *politischen*, *moralischen* oder *religiösen* ganz *unterordnen*" oder „nach gewissen Vorstellungen vom *allgemeinen Wohle*" — *leiten*. Diese Einflüsse aber, meint er, äufsern sich in der *dritten* Periode allerdings am stärksten. „Weil die Nahrungslosigkeit und das Elend Vieler in der dritten Periode aus dem Mangel an Gelegenheit, die vorhandenen Kräfte genügend zu beschäftigen, entspringt; so kann ein *Umschlag* dadurch eintreten, *dafs die Verknüpfung der Bedürfnisse und Thätigkeiten im Völkerverkehre eine Wendung nehmen, wodurch jener Mangel aufgehoben wird*". — Dagegen müssen wir erinnern: — des Menschen *Wille* ist ein *Einiger*, der seine ökonomischen, politischen, moralischen Bestimmungen gar nicht aufser einander fafst. In der *zweiten* Periode ist die „*freie Concurrenz*" keineswegs das ursprüngliche und „*natürliche*", sondern das, — unter positiver Aufhebung der früheren Verknüpfung der Bedürfnisse und Thätigkeiten, wie dieselbe im *Patrimonialstaate* und den *Zunftordnungen* gegeben war, — *positiv Gesetzte*. Wenn die *dritte* Periode nun die „*freie Concurrenz*" der zweiten aus den vom Verfasser angegebenen Gründen weiter modificiren sollte; so wäre das also kein Umschlag aus der „*natürlichen*" *Ordnung* in eine *politische*, gesetzte; sondern nur der ganz natürliche Umschlag aus *Einer politischen* und gesetzten Ordnung in die *andere*. — Aber diese Ordnung sollte sich unter der Idee des *ökonomischen Gemeinwohls;* des gesund wachsenden, sich wohl vertheilenden und sich selber garantirenden Volks-Einkommens — aus den entwickelten ökonomischen Begriffen und Elementen zum *Schlusse* aufbauen, als die *Darstellung der zeitgemäfsen Volkswirthschaftspflege*, der historischwerdenden menschlich-„natürlichen" ökonomischen Gerechtigkeit. — Nicht die Erwägung der abstract-möglichen verschiedenen Gestaltungen der Volkswirthschaft; sondern die Darstellung der wissenschaftlich begründeten und somit wahren und *nothwendigen Volkswirthschaft der Gegenwart* — scheint den Schlufs machen zu müssen. Dies war wohl auch die Ansicht Derer, welche in der „*politischen Oekonomie*" der „*Volkswirthschaftslehre*" die Lehre der „*Volkswirthschaftspflege*" folgen liefsen, wenngleich bei ihnen das Verhältnifs beider noch in einer Art bestimmt ist, die dasselbe, nach des Refer. Ansicht, nicht enge genug erscheinen läfst. —

Die genauere Betrachtung der Darstellung des Verf.'s — hat also bestätigt, was aus den Bestimmungen der Einleitung schon vermuthet werden mufste. Der Gedanke, — die *Volkswirthschaftslehre* zu behandeln als eine „*wissenschaftliche Darstellung des Lebens der Völker selbst, insofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein*" — ist noch nicht in seinem vollen Umfange ausgeführt. Obwohl durch diesen Gedanken sofort die Vorstellung der Volkswirthschaft als einer blofsen *Menge* von Privatwirthschaften durch die eines „*Systems*" derselben verdrängt, und obwohl diese tiefere Auffassung auch durch die ganze Behandlung, auf der einzelnen wirthschaftlichen Elemente und Verhältnisse, durchzuführen gesucht ist, — wie z. B. in der bestimmtern Beziehung des „*Tauschwerths*" blofs auf den „*systematischen Tausch*", n der Bestimmung des Unterschieds zwischen „*Ertrag*" und „*Einkommen*" und besonders in der umsichtigen, stets auf die bestimmten Erwerbsstufen und Erwerbskreise bezogenen Ermessung der *Einkommens-Vertheilung* und *Einkommens-Sicherheit;* so haben wir doch bestätigt gesehen, dafs dennoch, wie der Verf. der ältern Schule von Smith mit Recht vorwirft, so auch hier „die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker bis auf einen gewissen Puncte erörtert, und so die Untersuchung verhindert wurde, ich bis in ihre Spitze vollenden". Der Verf. hat nicht überall die Kr[illegible] welche unsere Wissenschaft in ihrem bisherigen V[illegible]laufe bereits entwickelt hat, ich völlig zu eigen macht, und ist so in einigen Puncten hinter dem St[illegible] der Gegenwart zurückgeblieben. Diese *Puncte* sin[illegible]

1) *Ricardo's Reinigung des Tauschwerth-Be*[illegible]

Digitized by Google

fes und die damit erst errungene Beseitigung der *physiokratischen Trübungen* bei *Ad. Smith*, — ist nicht völlig angeeignet. Deswegen aber hat die Theorie von dem wesentlichen Verhältnisse der „*Renten*" zum „*Lohne*" und der „*Grundrente*" zur „*Zinsrente*" — nicht völlig befriedigend ausfallen können, und ist auch der *fixe Dualismus* von *Production* und „*Consumtion*", von „*Hervorbringungsverzehr*" und „*Genufsverzehr*", von *sachlichem* und *persönlichem Vermögen* nicht hinlänglich in die *reproductive Einheit der Wirthschaft* aufgelöst worden, um die ungenügenden, materialistischen Begriffe vom „*Capital*" und „*Capitalisiren*" der ältern Schule A. Smiths gleich im ersten Keime zu berichtigen.

2) Die mit *Sismondi* begonnene *systematische Beseitigung der abstracten Scheidung von Recht und Wirthschaft, Oekonomik und Politik* — ist, obwohl sie dem Verf. so nahe lag, da er den Werth der Güter in Abhängigkeit von dem mafsvollen Entsprechen derselben fafst und die in der Besonderung verharrende Einheit der Wirthschaft so kräftig hervorhebt, — doch nicht nur nicht angeeignet, sondern geradezu bekämpft. Deswegen hat der Verf. auch nicht die „*bürgerliche Gesellschaft*" nach der Totalität ihrer wirthschaftlichen Organisation, sondern allein *Eines* ihrer *Momente*, den *Verkehr der Privat-Oekonomien* darzustellen versucht — nicht erwägend, dafs dieser Verkehr von der *Gesellschaft* und ihrer *einheitlichen Regelung der Wirthschaft*, durch *Rechts-* und *Polizei-Ordnung*, durchaus abhängig ist, so dafs aufser dieser Einheit kein einziger ökonomischer Begriff mit wirklicher Bestimmtheit erfafst werden kann. Daher eben geschah es, dafs der Verf. die ökonomischen Begriffe alle zwar aufserhalb activer Verkehrsförderung und positiver Erwerbspflege aber doch innerhalb des entgegengesetzten *Social-Systems* der passiven Verkehrs-Freiheit und des negativen Erwerbs-Schutzes unter der Norm eines *absoluten Privateigenthums* auffafste, — und hieraus Theorien über die „*Folgen der Arbeitstheilung*" und der „*Maschienen-Erfindung*", über „*Pauperismus*" — ja sogar über Nothwendigkeit der *Autonomie* in letztwilligen Verfügungen auch *gegen das* „*natürliche Erbrecht*" — ableitete, welche ohne die unkritische Voraussetzung einer ganz bestimmten Art von Rechtsordnung, des Grundes entbehren, ja den eignen andern ökonomischen Entwicklungen in einer Weise widersprechen, die eigentlich nothwendig zur Kritik der gemachten Voraussetzung hätte führen müssen.

3) Der Verf. verwirft mit Recht für die Volkswirthschaftslehre die unwissenschaftliche Form einer Polemik, und verlangt freie Hingebung an die eigne freie Bewegung des Gegenstandes. Aber indem er die Natur des Gegenstandes nicht entschieden als *menschliche, ethische* — und somit immer auch *historisch-bestimmte* und *kritisch-fortschreitende*, sondern mehr als *physische*, *natürlich-bestimmte* und *überall und immer-gleiche* zu fassen sucht; — so entfernt er *einestheils* die *ethische Haltung*, die der Wissenschaft ihres Gegenstandes wegen zukommt und die auch ohne fortlaufende Polemik sehr wohl möglich bleibt, und wird *anderntheils*, da er sich auf die Abstractionen des „überall"-geltenden, das nirgends gälte, doch nicht zu beschränken vermag, *unkritisch historisch*, indem er eben vergehende historische Bestimmtheiten der Gegenwart als unwandelbare Natur-Bestimmtheiten gelten läfst.

Diese berührten *Mängel* liegen indefs *nicht* in dem eigentlichen *Principe des Verf's.*, — wie sich dasselbe besonders in der *Kritik* der bisherigen Leistungen (in der Vorrede) ausspricht. Sie verstofsen alle gegen dieses selbst, und können daher auch vom Verf. selber erkannt und entfernt werden. Keiner — der den Stand der Wissenschaft kennt und das vorliegende Werk gründlich liest — und am wenigsten der Ref., — wird dem Verf. „die Gerechtigkeit versagen" — dafs seine Arbeit „*vom Anfange bis zu Ende, das Resultat eines unabhängigen Nachdenkens*" ist, — noch auch, dafs beiher die *wichtigsten praktischen Fragen der Gegenwart*, ohne gerade in ihrer Tagesgestalt kenntlich gemacht zu werden, überall in ihren Entscheidungsgründen eine für Compendien ganz *ungewöhnlich allseitige und lichtvolle Erwägung finden*. — Nur die *Vortrefflichkeit des Werks* hat Ref. zu so in's Einzelne gehenden Ausstellungen veranlassen können: dies nochmals ausdrücklich zu sagen, ist für ihn Pflicht und Freude.

K. H. Brüggemann.

Digitized by Google

XX.

***Sophocle. Antigone, expliquée et annotée par M. Benloew et traduite en français par M. Bellaguet, ancien professeur de rhétorique. — Oedipe à Colone, par les mêmes. Paris,* 1843.; *chez L. Hachette.* 174 *u.* 243 *S. in* 8.**

Die Schulausgaben griechischer Klassiker, wie sie jetzt in Frankreich um die Wette angefertigt werden, können weder in wissenschaftlicher noch in pädagogischer Beziehung ein bedeutendes Interesse erwecken. Gewöhnlich werden zwei französische Uebersetzungen beigegeben, eine, welche den Text Wort für Wort, eine andere, welche ihn dem Sinne nach wiedergibt. Ueber den Werth dieser Methode bei dem ersten Unterricht in fremden Sprachen läfst sich noch streiten; aber über den ersten Unterricht hinaus darf sie offenbar nicht angewandt werden: soll sie ihm fortwährend zu Grunde liegen, so wird sie verwerflich. Mag man den Homer so herausgeben, das liefse sich noch vertheidigen; aber den Sophokles mit solchen Eselsbrücken zu versehen, das können wir auf keine Weise billigen. Auch in Deutschland hat diese Methode, oder Mode, wenn man lieber will, hie und da Eingang gefunden; hoffentlich wird sie sich nicht weiter verbreiten.

Es wäre unpassend über solche reinpraktische Unternehmungen in diesen Blättern zu berichten; auch würden wir von dieser Ausgabe so wenig wie von den andern sprechen, wenn nicht Herr Benloew als einen Anhang Noten beigegeben hätte, die manches Schätzbare enthalten, und auf die aufmerksam zu machen um so mehr Pflicht ist, als man sie in solchen Ausgaben weder vermuthen noch suchen würde. Aus diesen Anmerkungen also wollen wir Einiges herausheben, Bemerkungen, die freilich ins Kleinliche gehn, die man aber damit entschuldigen möge, dafs bei der Erklärung solcher Meisterwerke auch das Kleinste nicht ohne Bedeutung ist.

Herr Benloew ist im Ganzen von dem, gewifs richtigen, Grundsatze ausgegangen, dafs im Sophokles viel mehr durch Interpretation als durch Conjecturalkritik zu helfen sei; er hat deshalb die meisten vorgeschlagenen Emendationen des Textes (z. B. Antig. v. 947 ὄλβος statt des durchaus antiken und durch Parallelstellen gestützten ὄμβρος; Oed. Col. v. 1121 τήνδε τὴν statt der, von den Handschriften gegebenen, ungleich ausdrucksvolleren, aus einer Vermischung zweier Constructionen zu erklärenden, Lesart: (ἐπίσταμαι γὰρ) τήνδε σὴν (ἐς τάςδε μοι τέρψιν παρ' ἄλλου μηδενὸς πεφασμένην) zurückgewiesen und sich selbst nur sehr seltene und sehr unbedeutende Veränderungen des Textes erlaubt. Von dieser Art ist Oed. Col. 316 die Verbesserung ἡ γνώμη πλανᾷ, statt der vulgata: ἢ γνώμη πλανᾷ; Durch die beiden Fragen „Ist sie's? Ist sie's nicht"? hat Antigone alle Möglichkeiten erschöpft; und sie kann nicht als ein Drittes hinzufügen: Oder täuscht mich mein Sinn? Eben so leicht ist v. 574 die Veränderung: ἢ (statt ἢ) λῆστιν ἴσχεις ἢ τὸ οὐδενὸς ποιεῖ; Eine Frage ist an dieser Stelle dem edlen, schonenden Sinne des Theseus viel angemessener; er will dem Oedipus weder eine Unbedachtsamkeit noch eine Thorheit vorwerfen; er glaubt vielmehr, Oedipus scheue sich nur eine gröfsere Bitte zu stellen, und fordert ihn auf, nur offen Alles zu sagen. Hier werde auch noch als eines nicht übeln Vorschlags der Conjectur χάραγμ' ἐρχέων an der bekannten Stelle Antig. v. 969 gedacht. — Von den Interpretationen des Herrn Herausgebers mögen folgende hier eine Stelle finden. Ant. v. 10. πρὸς τοὺς φίλους στείχοντα τῶν ἐχθρῶν κακά. Die gewöhnliche Erklärung die Uebel, die unsern Freunden von den Feinden bereitet werden, hat nicht nur ihre grammatische Bedenken, sondern scheint auch dem Sinne nach unpassend, da es nicht die Feinde, sondern die Freunde sind, welche diese Uebel bereiten. Herr erklärt: Weifst du nicht, dafs unsere Freunde das schlimme Loos der Feinde bedroht? d. h. dafs man die Freunde wie Feinde behandelt und sie nicht bestatten lassen will. — v. 1232 wird das widrige Bild entfernt, das entsteht, wenn man λευκῇ παρειᾷ mit dem Scholiasten: εἰς λευκὴν παρειὰν erklärt. Der Blutstrom aus dem Munde des Haemon ergiefst sich auf die todesblassen Wangen seiner Braut — das hat Sophokles nicht geschrieben. Ohne die Construction so zu zwingen und ohne das Gefühl zu verletzen, erhält man den Sinn: Mit blasser Wange, oder wir sagen würden, mit blassem Munde haucht Haemon den Blutstrom aus. — Oed. Col. v. 116 ἐν γὰρ τῷ μαθεῖν ἔνεστιν ἡ εὐλάβεια τῶν ποιουμένων wird nicht so gefafst, als ob ποιουμένων stände (die Vorsicht für das was man thun will), sondern ἐν τῷ μαθεῖν τὰ ποιούμενα (quae fiunt) ἔνεστιν ἡ εὐλάβεια τῶν ποιουμένων. — v. 453 wird τάξ ἐμοῦ παλαίφατα nicht erklärt ob τάμφ' ἐμοῦ gelesen würde, sondern: die Verwünschungen, die ich einst über meine Söhne ausgesprochen und die Phoebus jetzt erfüllt hat. — Wir wollen diese unzusammenhängenden Erklärungen nicht häufen. Manches hätte sich ohne Zweifel anders gestaltet, wenn Herr Benloew die letzte, treffliche Ausgabe der Antigone schon damals hätte benutzen können. Manches läfst sich mit Gründen bestreiten: wir wollten durch diese Anzeige nur die Aufmerksamkeit auf eine so bescheidene, verdienstliche Arbeit lenken.

Dr. Heinrich Weil

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXI.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal. III Bde. Berlin, 1841. 1842. 1843.*; bei Reimer.* 4.

Erster Artikel.

Bei dem regen Eifer, der sich jetzt von allen Seiten her für das Studium der Kunstgeschichte, so wie für die Kunstwissenschaften überhaupt zeigt, ist es nicht zu verkennen, von welchem bedeutenden Einflufs die neuere Philosophie gewesen ist, und welche Reformen die Anwendung ihrer Resultate auf dem Gebiete hervorgerufen hat. Mehr als alles Andre bezeugt eine Erfahrung unserer Tage, deren Wichtigkeit nähere Betrachtung auffordert. Je mehr wir nämlich jene Studien bisher fast ausschliefslich von den Kunstgelehrten cultivirt und gefördert gesehen haben, so wichtiger und erfreulicher ist es, dafs gerade der jüngsten Zeit derselbe Eifer sich auch unter den Künstlern selbst zu regen beginnt. Erfreulich, nicht etwa weil wir meinen, wie es wohl hie und da ausgesprochen worden ist, nur dem Künstler stehe ein Urtheil über seine Kunst zu, sondern vielmehr in sofern als wir darin eine Annäherung zweier Partheien sehen, die sich bisher gewissermafsen feindlich waren und auch wohl zum Theil noch heute sind, und weil wir dem vereinigten Streben derselben hoffen dürfen, dafs es die Resultate der kunstwissenschaftlichen Untersuchungen von einer Einseitigkeit befreien werde, welche ohne jene Vereinigung beide Partheien gegen einander mufsten und welche sie sich oft genug gegenseitig zum Vorwurf gemacht haben. Vor allen anderen Künsten hat sich nun insbesondere die Architectur dieses Eifers von Seiten der sie ausübenden Künste zu erfreuen; eine Erscheinung, die wir hier wohl kaum mehr durch Namen zu erhärten brauchen, und von der uns, als von einer der wichtigsten für das Kunstleben unserer Tage, vielleicht noch öfter vergönnt sein wird, Rechenschaft abzulegen.

In diesem Sinne begrüfsen wir denn auch das vorliegende Werk, welches, von einem ehrenvoll bekannten Praktiker verfafst, durch die grofse Vertrautheit mit dem Gegenstande und durch die warme Hingebung für denselben ein Interesse erregt, welches schon das besonnene Anstreben einer so grofsen Aufgabe, die Entwickelung der Baukunst im organischen Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte darzustellen, rechtfertigt; wenn wir auch sowohl im Allgemeinen den Weg, welchen der Verf. zur Erreichung seiner Aufgabe verfolgt, als auch die Art und Weise der Ausführung nicht immer werden billigen können.

Insbesondere gilt dies von der vorausgeschickten ästhetischen Einleitung, in welcher der Verf. von der Theorie der Schönheit und von der der Baukunst handelt. Denn, wenn wir auch die Ansicht, dafs ohne ein richtiges Verständnifs des Wesens der Kunst auch die Geschichte derselben unverständlich bleiben mufs, nur durchaus billigen können, so müssen wir doch gestehen, dafs uns die Theorie des Verf.'s nicht befriedigt hat, und dafs, wenn auch in fast allen Einzelheiten sich das richtige Urtheil des gebildeten Sachverständigen nicht verkennen läfst, doch die Gesammtauffassung der Schönheit und namentlich die Stellung der Kunst in diesem Systeme den Anforderungen nicht entspricht, die man jetzt an eine Kunstlehre zu machen berechtigt ist.

Ehe wir jedoch dies Urtheil durch einige Bemerkungen zu rechtfertigen versuchen, wollen wir kurz

Digitized by Google

die Forderungen beleuchten, welche der Verf. auf folgende Weise an die Geschichte der Baukunst stellt: „sie muſs, sagt er S. 1, als ein Theil der allgemeinen „Culturgeschichte, mit steter Rücksicht auf diese, „überall den innern lebendigen Geist, das Grundprin„cip eines jeden Baustyls aufsuchen, aus ihm alle ein„zelnen gröſseren und kleineren Erscheinungen erklä„ren und dasselbe auf den Charakter des Volkes und „auf alle die Umstände, welche diesen festgestellt ha„ben, zurückführen und nachweisen, daſs unter den „gegebenen Verhältnissen die Bauweise keine andre „sein konnte" u. s. f.; diese Förderung vorläufig als richtig zugegeben, so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daſs damit im Widerspruche steht, was der Verf. kurz darauf über den allgemeinen und individuellen Standpunct sagt; wenn es nämlich daselbst heiſst, daſs zwar „ein Volk innerhalb der Gren„zen, welche seine eigenthümlichen Verhältnisse ihm „vorschreiben — den Gipfel der Vollendung ersteigen, „und dennoch den richtigen Weg nach dem gemein„schaftlichen Ziele ganz verfehlt haben" könne, so ist leicht zu ersehen, daſs dies dem Principe einer nothwendigen Gesammtentwickelung gerade entgegenläuft. Denn in der Geschichte einer Kunst kann nur das Individuum — Person oder Volk — Träger der allgemeinen Entwickelung sein, das Individuum sich aber nur innerhalb der Bedingungen *seiner* Existenz gestalten, oder wie der Verf. sagt „innerhalb der Grenzen, „welche seine eigenthümlichen Verhältnisse ihm vor„schreiben und die es weder überschreiten kann noch „darf". Diesen Widerspruch nun, wie in der rein individuellen Gestaltung das Allgemeine der Kunstentwickelung erscheinen könne, zu lösen ist die Aufgabe einer jeden philosophischen Kunstgeschichte, wie sie im Allgemeinen der Verf. ganz richtig bestimmt; anstatt aber die Möglichkeit dieser Lösung anzugeben und so derselben den Weg anzubahnen, läſst er von vorn herein beide Seiten auseinanderfallen, indem er darauf dringt, den individuellen und allgemeinen Standpunct wesentlich zu unterscheiden und so der individuellen Bildung ihre Geltung und Bedeutung in der allgemeinen Entwickelung fast völlig abzusprechen scheint.

Was nun die ästhetische Einleitung des Verf.'s betrifft, so vermissen wir darin zunächst eine feste Bestimmung der Idee des Schönen und mit ihr das eigentliche Fundament jeder Kunsttheorie; denn wenn der Verf. seine Untersuchungen mit folgenden, durch nichts vermittelten, Bemerkungen einleitet, daſs die unendliche Vollkommenheit, welche dem Menschen zum Ziele seiner geistigen Cultur gesetzt sei, aus dem *Schönen*, Wahren und Guten bestehe, so können wir daraus wohl ersehen, daſs derselbe die Schönheit als ein an den vollkommenen Menschen gestelltes Postulat betrachtet, keineswegs aber vermögen wir darin eine nur einigermaſsen haltbare Begriffsbestimmung derselben zu finden, auch würde, falls man eine solche darin suchen möchte, eine kurz darauf gegebene Erklärung der Schönheit, daſs sie die Vollkommenheit des Scheines und somit an die äuſsere Erscheinung der Dinge geknüpft sei, die erstere vollständig aufheben, indem sie derselben, was keiner weiteren Erörterung bedarf, durchaus entgegengesetzt ist. Und wenn ferner auch die Dinge, an welchen das Schöne erscheinen soll, sogleich näher als „*sowohl körperliche*, wie *auch geistige*" bestimmt werden, so kann auch diese Erweiterung, abgesehen von der groſsen Unbestimmtheit des Ausdrucks, nicht als Vermittelung jener beiden verschiedenen Auffassungsweisen des Schönen betrachtet werden; vielmehr scheint uns dieselbe deutlich die Doppelsinnigkeit anzuzeigen, in welcher das Schöne vom Verf. gebraucht wird, und welche es späterhin allein möglich macht, dasselbe als Vermittler zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Geistigem und Sinnlichem darzustellen. Ein Schwanken in den Ansichten des Verf.'s verräth es ferner, wenn derselbe von einem Zwecke der Schönheit spricht, indem sie ja dieselbe nach der zuerst berührten Auffassung selbst als Zweck ergeben hatte. Aus dieser Betrachtung der Schönheit ergiebt sich in der Folge, daſs auch die Kunst nur in der untergeordneten Geltung eines Mittels erscheinen kann. Denn wie die Schönheit für das Wahre und Gute in den Dingen, bei Naturgegenständen die Stufe der Vollkommenheit, die sie in der Wesenreihe einnehmen, dem Gefühle offenbaren soll, so wird auch die Kunst nur als ein Mittel zur Erreichung des Wahren und Guten betrachtet, und muſs solches die höchste Potenz des Wahren und Guten aufsuchen und darstellen u. s. f., was doch viel eher die Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt ist, als die der Kunst. Ueberhaupt hört die Kunst auf diese Weise auf *freie* Thätigkeit und selbst eine der absoluten Sphären des Geistes zu sein,

Digitized by Google

welche sie längst von den Lehrern der Kunst und im Bewufstsein der Zeit selbst anerkannt worden ist. Mit Uebergehung der weiteren Betrachtungen des Verf.'s über die Elemente des Kunstschönen (S. 12), die Eintheilung der Kunst (S. 13), das Zusammenwirken der Künste (S. 15) wenden wir uns sogleich zur Theorie der Baukunst; und haben uns hier von vorn herein gegen die schroffe Trennung von Baukunst und Bauwissenschaft zu erklären; denn da zu der Idee der Kunst ein vollkommenes Bewältigen irgend eines sinnlichen Stoffes und Materials gehört, dieses aber nur durch verständige d. i. wissenschaftliche Erkenntnifs des Stoffes selber erreichbar ist, so folgt daraus, dafs in jeder vollkommenen Kunstübung ein wissenschaftliches Element liegen mufs, welches man aber, da es lediglich zur Erreichung der Kunstzwecke dient, durchaus nicht so scharf von der Kunst trennen darf, als es vom Verf. geschieht. Denn dieser trennt nicht allein die Kenntnifs der Statik, Mechanik und überhaupt der angewandten Mathematik als besondere Bauwissenschaften strenge von der Baukunst, sondern er schreibt denselben auch in so fern ganz besondere Gebiete zu, als er der Bauwissenschaft z. B. den Häuserbau, Strafsenbau u. s. w. vindicirt oder auch die — hiemit im Widerspruch stehende — Aufgabe stellt: *alle* Arten von Bauwerken zweckmäfsig, die eigentlichen Gebäude namentlich bequem und dauerhaft zu errichten. Als ob zu Errichtung von Tempeln, Kirchen, Pallästen u. s. f. nicht eben so nothwendig jene Bauwissenschaften erforderlich wären, als zu der von Wohnhäusern; oder als ob bei jenen nicht dieselben Erfordernisse der Bequemlichkeit, Zweckmäfsigkeit und Dauerhaftigkeit obwalteten, als bei diesen! Eben so wenig befriedigt uns die Erklärung der Baukunst im Gegensatz zur Bauwissenschaft: „die Baukunst soll, sagt der Verf. S. 17, wie jede andre Kunst, das Schöne darstellen; zum Gegenstande dienen ihr Gebäude". Mit demselben Recht oder Unrecht aber würde man die übrigen Künste folgendermafsen bestimmen können: die Malerei soll das Schöne darstellen, zum Gegenstande dienen ihr Bilder, oder die Musik soll das Schöne darstellen, zum Gegenstande dienen ihr Opern oder Symphonien; nun was der Malerei das Bild, der Sculptur die Statue, der Musik Oper oder Symphonie sind, das ist der Architectur das Gebäude; nicht Gegenstand, sondern das künstlerische Product, woran und wodurch sie ihre Aufgabe, die Idee in sinnlicher Form zu realisiren, bethätigen. Als nähere Momente der Baukunst und des Schönen in derselben, werden nun die Construction und die Bestimmung der Gebäude angegeben: „die „Baukunst soll, bestimmter ausgedrückt, *das innere Sein „und den Zweck eines Gebäudes* darstellen". Dafs nun diese beiden, die Construction und die Bestimmung, nicht ohne bedeutenden Werth als Elemente der Baukunst sind, ist nicht zu bezweifeln, dafs aber ihre Darstellung nicht als Hauptmomente des Schönen in derselben betrachtet werden darf, ist eben so leicht zu ersehen. Die Construction nämlich ist, als eine Zusammensetzung der Materialien nach statischen Regeln, lediglich eine Sache des Verstandes und an sich weder schön noch unschön; und schon deshalb kann ihre Darstellung nicht Hauptvorwurf der Kunst sein, die gerade darin besteht, das Schöne als solches darzustellen. Eben dasselbe gilt auch von der Bestimmung, auf die man im Grofsen anwenden könnte, was wir von der Construction im Kleinen gesagt haben, denn auch sie ist reine Verstandessache, an sich weder schön noch unschön, und gewährt, statt des ästhetischen Interesses, welches der Verf. ihr unbegreiflicher Weise ausschliefslich zuschreibt, im Gegentheil nur ein praktisches Interesse; sie entbehrt also auf gleiche Weise aller directen Beziehung auf die Schönheit, deren Darstellung Gegenstand der Kunst ist. Es sind vielmehr unserer Ansicht nach bei weitem höhere Interessen, die als bestimmende Momente des Schönen in der Baukunst betrachtet werden können und von denen wir nur an den Geist einer Zeit oder eines Volkes, an die Subjectivität des Künstlers, wie überhaupt an alle jene geistigen Zustände und Stimmungen zu erinnern brauchen, die ihren Ausdruck in der Kunst zu finden vermögen, um zu zeigen, wie untergeordnet die Darstellung der Construction und der Bestimmung dagegen erscheinen mufs. Es bezeugen dies auch die am Schlufs der Einleitung hinzugefügten Bemerkungen über den Unterschied von Styl und Charakter, in welchen der Verf. seiner ganzen vorhergehenden Entwickelung zuwider die Behauptung aufstellt, dafs der *Styl* der Architectur den Charakter des Landes und Volkes versinnliche, der *Charakter* dagegen die besondere Bestimmung der Gebäudeart bezeichne, und dafs der Charakter mithin eine Unterabtheilung des Styls sei; womit denn auch zugleich gesagt ist, dafs die „Bestim-

Digitized by Google

„mung als dem Charakter des Landes und des Vol-„kes" untergeordnet, auch zugleich aufhöre, letztes Princip des Schönen in der Architectur zu sein (S. 21).

Diese Puncte glaubten wir hier, wo es mehr auf allgemeine Würdigung als auf ganz specielle Darstellung der Ansichten des Hrn. Verf.'s ankam, hauptsächlich hervorheben zu müssen; wir übergehen daher die weiteren Ausführungen mit dem Bemerken, dafs sich fast bei jeder Gelegenheit, wo der Verf. auf Einzelheiten rein künstlerischen Inhalts eingeht, das richtige Gefühl desselben kundgiebt, und dafs wir dies um so lieber rühmend anerkennen, als wir in Bezug auf die allgemeinen Grundzüge seines Systems nicht mit ihm übereinstimmen zu dürfen glaubten.

Was nun endlich die Geschichte der Baukunst selbst betrifft, so schickt ihr der Verf. „allgemeine Betrach-„tungen" vorauf, in der er zunächst die historische Forschung über die allmählige Verbreitung des Menschengeschlechts und die Anwendung ihrer Resultate als die Grundlage aller kunsthistorischen Forschungen bestimmt und diese aus den Untersuchungen „eines „Herder, Schlegel, Heeren, C. Ritter, Jones, v. Bohlen" gezogenen Resultate in folgenden Sätzen ausspricht: Hochasien war die Wiege des Menschengeschlechts, von wo aus sich frühzeitig die Völker und die Cultur nach mehreren Seiten hin ausbreiteten. Der am deutlichsten erkennbare und wahrscheinlich auch früheste Culturweg führt nach Indien und von da weiter über Aethiopien nach Aegypten, vielleicht auch zu den Pelasgern und Hetrurern; ein zweiter Weg führt von Bactrien aus zu den Medern, Babyloniern, Persern, und, wohl in Verzweigung mit dem ersten, zu den Phöniciern, Carthagern u. s. w.; ein dritter, wahrscheinlich späterer, nach Hinter-Indien und China. S. 31. 32.

Diesen Gang nun glaubt der Verf. durch die Geschichte der Baukunst bestätigt, doch ist er keineswegs der einseitigen Ansicht, dafs auf diesem Wege sich die Kunst einfach verpflanzt und verbreitet hätte; er giebt vielmehr im Gegentheile zu, dafs sich bei der grofsen Verschiedenheit der Baustyle verschiedener Völker durchaus nicht an eine blofse derartige Uebertragung denken lasse. Die Kunst als solche läfst sich nicht verpflanzen, denn sie bildet sich aus dem innersten Volkscharakter heraus, und Verwandtschaft der Kunst, wenn man sie so fafst, kann nur auf Verwandtschaft der Völker beruhen. Ganz richtig unterscheidet hiervon der Verf. die Uebertragung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten, die allerdings wohl öfter stattgefunden und deren Vorhandensein fälschlich auf Uebertragung der Kunst selbst geführt hat.

In jenem innigen Zusammenhange der Kunst mit dem Volkscharakter liegt es dann aber auch, dafs ein jedes Volk nur *sich* zu realisiren habe in seiner Kunst; hiermit im Widerspruche steht jedoch das *Eine* Ziel, welches nach dem Verf. alle einzelnen Kunstschöpfungen zu verfolgen haben (S. 2); darin, dafs die Wege zu dessen Erreichung falsch gewesen, liege die Nothwendigkeit des Verfalls der einzelnen Kunstwesen. So hätte es denn die Geschichte der Baukunst nur mit falschen Richtungen zu thun; denn, den dorischen Styl nicht ausgeschlossen, haben alle historischen Baustyle, wie ihre Geschichte so ihren Untergang gehabt. Keineswegs aber hat dieser Untergang seinen Grund darin, dafs das eine Ziel des Verf.'s auf falschem Wege verfolgt worden ist. Dieses kann vielmehr, da es nicht bekannt war, gar nicht verfolgt werden. Denn wie konnte dasselbe, da es sich ja selbst erst aus dem tausendjährigen Processe der Geschichte herausgebildet, von denen gekannt und angestrebt werden, welche noch in den ersten Anfängen jenes Processes selbst begriffen waren? Hier übrigens ist der Ort, wo wir eine bestimmte Erklärung über die Idee dieses Einen Zieles aller Bauweisen, die uns der Verf. bisher noch vorenthalten hat, zu fordern berechtigt sind. Denn da demselben die verschiedenen Baustylen nur in sofern verschieden sind, als sie das Ziel auf verschiedene Weise verfolgt haben, so ist ein bestimmtes Besprechen desselben für die Entwickelung der Geschichte der Baukunst unumgänglich nothwendig. Dies aber vermissen wir und mit ihm ein consequent durchgeführtes Princip in jener Einleitung zu der wir uns jetzt wenden wollen. So ist nun allerdings dies Geschäft ist, so möchte es dafs doch nicht die Erleichterung desselben gewähren, die der Verf. in Anspruch zu nehmen scheint, wenn von derselben sagt: „*wir dürfen nicht Ort* und „sondern *lediglich* die Verwandtschaft der Baustyle „Grunde legen".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun auch nicht die pedantisch-strenge Befolgung der Zeitordnung bei der Geschichte der Baukunst für nothwendig oder allein hinreichend erachten, so sehen wir uns denn aber doch genöthigt, gegen eine gänzliche Vernachlässigung derselben, wie sie der Verfasser hier ausspricht, von vorn herein Protest einzulegen. Hier zeigt sich der Mangel eines Princips, welches die beiden so eben angeführten Seiten vermittelt; denn das Verfahren des Verf.'s würde, in seiner ganzen Consequenz verfolgt, die Geschichte der Architectur geradezu aus allem Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte heraus reifsen; aus einem Zusammenhange, der doch, wie der Verf. auf dem Titel ausdrückt, selbst ein organischer sein soll. Ein organischer Zusammenhang aber ist nur der, in welchem die beiden im Zusammenhang stehenden so verbunden sind, dafs eben in der ihrer Verbindung das Lebenselement einer jeden einzelnen beruht; hier nun soll die Geschichte der Baukunst mit der des gesammten Culturzustandes in solchen Verhältnisse stehen. Jede Geschichte ist eine an Ort und Zeit gebundene Entwickelung, die der Baukunst, so die der allgemeinen Culturstände; wenn nun also beide wirklich in einem solchen Zusammenhang stehen, so kann dieser nur in dem Zusammenfallen beider nach Ort und Zeit angewiesen werden. Dadurch aber, dafs der Verf. Ort und Zeit gänzlich aus der Betrachtung zu lassen anräth und sich *lediglich* auf die Verwandtschaft der Baustyle beschränkt, bleiben die beiden zu Vermittelnden auf ihrem völlig isolirten Standpuncte stehen. Die Perioden des Verf.'s sind nun folgende: die erste umfafst alle Völker, bei denen sich noch deutliche Erinnerungen an die früheste Richtung nachweisen lassen; Inder, die Völker des Caucasus und Pontus Euxinos. Babylonier, Mexicaner, Chinesen u. A. Welches aber der innere Grund dieser Periode, d. h. welches jene älteste Richtung sei, sagt der Verf. nicht, und so erscheint denn die Bestimmung dieser Periode an und für sich willkürlich. II. Die zweite Periode bildet die ägyptische Kunst; denn obgleich diese (nach der Ansicht des Verf.'s) aus Indien stammt, so hat sich doch in ihr das Princip der Baukunst völlig geändert. Die Aegypter gaben zuerst ihren Gebäuden einen *architectonischen* Charakter. III. Die griechische Kunst. Diese, auf einer ganz anderen Basis beruhend, blüht rasch empor und fängt schnell an zu sinken, in welchem Zustande sie zu den Römern übergeht. IV. Die vierte Periode ist durch Einführung der christlichen Religion begründet. Sie beginnt etwa unter Justinian mit dem ersten Streben nach Eigenthümlichkeit im Bau christlicher Kirchen. Jedoch entwickelt sich erst spät daraus ein eigenthümlicher Baustyl, der eben so räthselhaft schnell wieder sinkt. Die arabische Baukunst, als in steter Wechselwirkung mit der christlichen begriffen, gehört auch hieher. V. Die neueste Zeit hat eigentlich keine besondere Architectur. Erst mit der jüngsten Zeit, welche, nach der Lethargie des vorigen Jahrhunderts, überall ein so gewaltiges Ringen und Streben entwickelt, beginnt auch für die Kunst und Architectur die Morgenröthe eines besseren Tages. Und in dieser Beziehung spricht der Verf. schliefslich den Wunsch aus, in welchen wir herzlich mit einstimmen: „Möchte es doch auch in unseren Tagen der Kunst gelungen sein, ihren eigen-

Digitized by Google

„thümlichen Standpunct zu bewahren, und auf der „Bahn der Vervollkommnung voranzuschreiten"! — In dem folgenden Abschnitte, der die erste Periode enthält, behandelt der Verf. die Baukunst in Hochasien S. 40 ff., bei den Indern (S. 44), Chinesen S. 76, Assyrern, Babyloniern und Medern S. 87, bei den Phönikern und Hebräern S. 95, Persern S. 104, Pelasgern und Hetrurern S. 114, endlich bei den alten Völkern Americas S. 130 ff.; eine Ordnung, die im Ganzen wenig von der schon von Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst befolgten abweicht.

Die wenigen Notizen, die wir über die Baureste in Hochasien haben, lassen uns wenigstens zu dem Resultate kommen, dafs die älteste Bauweise im Höhlenbau bestanden habe. Neben dem Höhlenbau selbst kannte und übte man schon die Kunst die Höhlen auszuschmücken. Eine Erscheinung, die uns der Verf. nicht genug zu berücksichtigen scheint. Die Consequenz, die er daraus zieht, dafs die Baukunst der Bauwissenschaft vorangegangen sei, erledigt sich schon aus den oben gegebenen Bemerkungen über die Trennung von Bauwissenschaft und Baukunst überhaupt, und was die Meinung des Verf.'s betrifft, dieses Verhältnifs werfe auf das ganze früheste Alterthum ein bedeutsames Licht, so ist dieselbe unstreitig ganz richtig; gerade deshalb aber wäre es sehr wünschenswerth gewesen, der Verf. hätte angedeutet, worin denn die Aufklärungen durch dieses bedeutsame Licht eigentlich beständen. Bauwissenschaft nun und *eigentliche Gebäude* existirten in Hochasien nicht; dennoch aber vermuthet der Verf., dafs schon in dieser Bauart die Richtung namentlich der indischen Architectur im Keime begründet lag. Zu dieser indischen Architectur wenden wir uns nun, ohne von den Untersuchungen des Verf.'s über den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts, das verlorene Paradies u. s. w. für unseren Zweck mehr hervorzuheben, als dafs die Zeiten, mit denen wir es hier zu thun haben, durch ein bedeutendes Vorwiegen der Gefühlsthätigkeit im Menschen charakterisirt werden, gleichviel ob demselben ein vollkommenes *Gleichgewicht aller Seelenkräfte* — eben jenes Paradies — S. 44 vorangegangen sei, oder nicht.

In der indischen Baukunst lassen sich drei Classen von Monumenten unterscheiden: Höhlen, Monolithen und gewöhnliche überirdische Bauten, und gewifs hat man das Recht, dadurch verschiedene Epochen indischer Kunst bezeichnet zu glauben. Dies darf denn freilich nicht so einseitig aufgefafst werden, als ob die Inder zuerst nur Höhlen gebaut hätten, dann plötzlich nur Monolithen, ohne je Höhlen, endlich freistehende Gebäude aufgeführt hätten, ohne jemals zu Höhlen oder Monolithen zurückzukehren. Nach unserer Ansicht bezeichnen jene Classen von Monumenten nur deshalb besondere Epochen, weil im Höhlen- wie im Monolithenbau die *Bau*kunst als solche sich auf der untersten Stufe der Entwickelung befindet oder eigentlich noch gar nicht existirt; indem sie die Masse, die sie ihrem Begriffe nach zu bewältigen und zu beherrschen hat, im Grunde unberührt läfst, und nur durch willkürlichen und gleichgültigen Schmuck in Sculptur oder Farbe, eine Besitznahme und Bewältigung derselben andeutet, die eigentlich nicht stattfindet. Der Bau selbst, wenn wir die Höhle so nennen dürfen, anstatt freies Kunstwerk zu sein, ist vielmehr allein von der Natur hergestellt, die Natur des Felsens, in welchem ein Höhlentempel angelegt wird, wird dadurch nicht afficirt, er trägt sich selber, wie er sich auch ohne das Hinzutreten der Höhle getragen haben würde. Die Idee dieser Bauten ist nichts als die Auffassung einer Naturerscheinung, die der Mensch anfänglich blofs benutzt, endlich mit Geschicklichkeit weiter ausführt. Jedenfalls sind sie als einer der wichtigsten Ausgangspuncte der Baukunst zu betrachten und stehen als solche auch nicht so vereinzelt da, als der Verf. zu glauben scheint. Denn aufser Indien finden sich derartige Bauten fast in ganz Kleinasien als Reste einer ursprünglichen troglodytischen Bevölkerung, vorzüglich in Phrygien, Galatien und Cappadocien (Hamiltons Kleinasien, deutsche Uebersetzung II, 28[illegible] vgl. die Beschreibung der Höhlen der alten Pisidien oder Solymer zu Kadekli bei Buldur (Ham. I, 450), die Höhlenstädte zu Urgub (II, 241) und Soanli De[illegible] (II, 280). Höchstmerkwürdig ist ferner in dieser Beziehung die grofse Höhlenstadt in Sicilien, die Sanch[illegible] (Campania Sotterranea S. 80 bei Ham. II, 280) beschreibt und welche ebenfalls einer troglodytischen Urbevölkerung zuzuschreiben ist.

Diese Ideen jedoch weiter auszuführen, würde unserem jetzigen Zwecke widersprechen; nur so viel mag daraus gefolgert werden, dafs der Höhlen- und Monolithenbau wohl eine besondre Epoche im Gegensatze

Digitized by Google

den eigentlichen Gebäuden über der Erde bezeichne, wenn auch beide Bauweisen, die im Grunde derselben Natur sind, in Eine Epoche zusammenzufassen sein möchten; so jedoch, dafs man schon längst den eigentlichen Bau über der Erde erfunden haben und dennoch leicht zu dem althergebrachten Höhlenbau zurückkehren konnte. Dadurch lösen sich denn auch die Zweifel von selbst, die der Verf. gegen jene Ansicht erhebt, und wir können in den ganz richtigen Bemerkungen desselben, dafs eine Menge Formen und Zierrathen, die nur aus dem *eigentlichen* Bau hervorgegangen sein können, sich in den Höhlenbauten finden, dafs die bedeutendsten monolithischen Denkmäler sich durchaus wie gewöhnliche Gebäude mit Fenstern u. s. w. darstellen u. s. f. durchaus die Widersprüche nicht finden, die der Verf. darin zu sehen scheint. — Als Resultat dieser Untersuchungen ergiebt sich nun demselben Folgendes: Der Höhlenbau ist in dem von Ostasien aus bevölkerten Nord-Indien ausschliefslich in Gebrauch gewesen; dieselbe Bauart bestand in den südlichen felsigen Küstenländern fort. In den zwischen beiden Gränzen belegenen Flachländern entstand der Häuser- und wahrscheinlich unmittelbar der Steinbau. Die Zweckmäfsigkeit dieser Gebäude brachte bald bedeutende Veränderungen in dem Höhlenbau hervor und führte namentlich darauf, die Bauten frei zu arbeiten — Monolithenbau. (Jedoch kann auch hiezu die Natur durch freistehende Felsenspitzen den ersten Anstofs gegeben haben, ich erinnere an die Stadt zu Urgub, die aus unzähligen spitzen und mit Höhlenbauten angefüllten Tuffkegeln besteht. Ham. a. a. O. II, 241). Nachdem aber auch der Bau über der Erde bei den Bergbewohnern Eingang gefunden hatte, behielt man dennoch, vielleicht wegen religiöser Anforderungen, die alten Höhlenbauten bei und — baute auch noch neue. Endlich mochte man auch wohl die vorhandenen nach Analogie der überirdischen Bauten verändern. Dergleichen Veränderungen fanden bei Höhlen wenig Schwierigkeiten, und lassen sich namentlich in der Nachbildung des Architravs, der Balken u. s. w. erkennen, die leicht in den Felsen hineingearbeitet werden konnten.

Nach diesen allgemeinen Bestimmungen geht der Verf. zu einer specielleren Beschreibung des Höhlenbaues und der einzelnen dahin gehörigen Monumente über; eine Darstellung, bei der eine genaue Angabe der Quellen, die der Verf. aus Grundsatz gänzlich vernachlässigt zu haben scheint, von dem äufsersten Nutzen gewesen wäre, indem dadurch dem nicht ganz auf diesem Gebiet Orientirten Gelegenheit geboten würde, durch die Anschauung oder auch nur durch die Beschreibung von Augenzeugen so manches klarer und bestimmter zu erfassen, als es aus einer, wenn auch noch so genauen, doch immer mehr oder weniger summarischen Beschreibung möglich ist. Unter den vielen Bemerkungen über den Unterschied des Höhlenbaues und des eigentlichen Häuserbaues, über die ursprünglichen Formen des ersteren S. 49 ff. scheinen uns die wichtigsten die über die Stützen der Höhlendecken S. 50 zu sein, von denen der Verf. ganz richtig bemerkt: „*Diese Stützen dürfen durchaus nicht „mit den späteren Säulen verglichen*, oder gar (wie „es fast immer geschehen ist) als Vorbilder derselben „betrachtet werden". Während die Säule freistehend und nach statischen Gesetzen als lothrechte Unterstützung einer wagerechten frei aufgelegten Last gebildet ist, seien jene Stützen vielmehr oben und unten mit dem Felsen verwachsen und bewahren eigentlich fast mehr die Verbindung zwischen Decke und Fufsboden, als dafs sie als eigentliche *Stützen* zu betrachten wären. Ja man könnte hinzufügen, dafs in vielen Fällen dieselben ganz fehlen könnten, ohne dem Bestande des Baues selbst dadurch zu schaden; ein Zeichen von Bedeutungslosigkeit, welches bei der griechischen Säule niemals stattfindet. Aus diesem Mangel statischer Bedeutung ergeben sich denn auch die mannigfaltigen, phantastischen und begriffentbehrenden Formationen und Gliederungen dieser Stützen.

Von dem Monolithenbau bemerkt der Verf., was wir schon oben, wiewohl auf andere Weise, auszudrükken gesucht haben, dafs er im Grunde gar nicht der Baukunst, sondern vielmehr nur der allgemeinen Formenkunst angehöre (S. 53); der wichtigste Punct dabei scheint ihm das Auftreten der Kuppel und des Spitzbogens zu sein (Kuppelabschlufs und spitzbogige Pyramide), während er das eigentliche Gewölbe durch den Kreisschnitt bei den Indern in Abrede stellt; dagegen sucht er die spitzbogige Pyramide aus der damaligen Culturrichtung abzuleiten (S. 53), eine Ansicht, die er an einem andern Orte auszuführen verspricht und deren Beleuchtung wir uns deshalb ebenfalls bis dahin aufsparen wollen. Als durchaus jünger

Digitized by Google

ergiebt sich nun der Bau über der Erde, dessen einzelne Monumente um so schwerer der Zeit nach zu fixiren sind, als notorisch späte Bauten, wie das Hospiz von Matura v. J. 1623 n. Chr. sich durchaus nicht wesentlich von evident älteren unterscheiden sollen. Als älteste Form der Wohnungen scheint nun auch bei den Indern die dem Begriffe ursprüngliche und auch vom Verf. S. 37 als solche bezeichnete zu sein: nämlich die aus lothrechten Mauern mit wagerecht übergelegten Deckensteinen bestehende; für den Tempelbau lagen indefs schon Vorbilder im Monolithenbau vor und brachten in denselben Modificationen, zu welchen die Entwickelung jener einfachen Form an sich niemals geführt haben würde. So ist es denn auch wahrscheinlich, dafs man dabei von schräg liegenden Seitenwänden zu lothrechten Flächen überging, und diese dann in treppenähnlich sich verengernden Absätzen übereinander baute. In solchen Absätzen sind sämmtliche Pagoden erbaut, während die ursprüngliche spitzbogige Pyramidalform nur noch in Nebengebäuden, wie am Eingange u. s. w. benutzt wurde (S. 56). Die offenen Hallen, die einen wesentlichen Bestandtheil dieser Bauten ausmachen, zeigen die gewöhnliche Construction des Häuserbaus, nur dafs statt voller Mauern einzelne Pfeiler die Decke tragen. Die Kuppel, d. h. nicht die eigentlich gewölbte, sondern die durch blofse Aushöhlung entstandene, vindicirt nun Hr. R. mit Recht den ältesten indischen Bauten, indem das Aushöhlen einer vollen Steinmasse, mit der allerdings erst später systematisch angewendeten Kunst des Wölbens durchaus nicht in Verbindung zu bringen sei. Auch hätte er dafür anführen können, dafs für die runde Aushöhlung die Vorbilder in der natürlichen Höhle vorlagen und dafs die runden Abschlüsse der Höhlentempel, welche, wenn das ganze Gewölbe im Halbkreisbogen ausgeführt war, natürlich die Gestalt einer halben Kuppel bekam, schon von selbst auf die Ausführung einer vollkommenen Kuppel führen konnten.

Was nun die profanen Gebäude der Inder betrifft, Palläste und Wohnhäuser, Städteanlagen, Bergfestungen und Nutzbauten, wie Canäle, Chausseen, Brücken, Schleusen, so vermissen wir bei der Aufführung derselben ungern eine sorgfältige, mehr oder weniger erschöpfende Zusammenstellung der vorhandenen Reste oder Notizen aus einem bestimmten Gesichtspuncte, während sich der Verf. fast lediglich auf einige allgemeine Beschreibungen so wie beiläufige Erwähnung derartiger Bauten beschränkt (S. 58 — 61). Mit Uebergehung der Betrachtungen über die indische Sculptur wenden wir uns sogleich zu den Bemerkungen über den *Charakter* der indischen Baukunst, welchen der Verf. richtig aus dem ursprünglichen Mangel der statischen Bedeutung ableitet und ihn daher also als phantastisch und ausschweifend in seinen Formen bezeichnet. Da nämlich den einzelnen Theilen wie Mauer, Stütze, Decke, ein ihnen inwohnender und sie bestimmender Begriff mangelte, so war ihre Bildung der vollständigsten Willkühr anheim gegeben und konnte daher bei der reichen und überschwänglichen Phantasie des Volkes und bei dem Vorbilde einer an Glanz und Formen üppig reichen Natur, sich nur überladen, phantastisch und ausschweifend gestalten. Das gröfste Interesse gewährt jedoch der folgende § 17., welcher der Entwickelung und Bedeutung der Grundform der indischen Architectur gewidmet ist. Es ist dies Interesse ein gedoppeltes, indem einmal die Grundlage der bisher behandelten Bauweise nachgewiesen, andererseits aber jene höhere und bedeutendere Frage mit dem Einem Ziel, wohin alle Architectur zu streben habe, zu lösen unternommen wird. Je gröfser nun die Bedeutung dieser Frage ist und je mehr wir die Lösung derselben bekämpfen zu müssen glauben, mit desto gröfserer Ausführlichkeit müssen wir auf die Gedanken des Verf.'s hier eingehen. Denn wir sind hier an einem Puncte angelangt, an welchem der Nerv gleichsam der gesammten Auffassung zu Tage liegt, welchem der erste Grund so wie der letzte Zweck der architectonischen Erscheinungen, welche beide so eben angedeutet wurden, mit klaren und deutlichen Worten ausgesprochen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

„Wir wenden uns, sagt der Verf. S. 70, noch einmal zu den Hauptformen der indischen Pagoden zurück, um in ihnen die Richtung aufzusuchen, welche die früheste Baukunst genommen haben dürfte. Nicht bloſs der erhabene Ernst, welcher sich in jenen Riesenwerken ausspricht, und der heilige Eifer, der die religiösen Gebäude so bedeutend vor den Wohnungen hervorhob, sondern noch bestimmtere Andeutungen einer uranfänglichen Baukunst zeigen sich..... Die dunkle Höhle als Tempel entspricht eben sowohl einer religiösen Verfinsterung, als einem uranfänglichen reinen Glauben, denn dieser konnte in der Kindheit des Menschengeschlechts nur in Ahnungen bestehn, und die Ahnung, so kräftig sie auch, als die erste Offenbarung Gottes, in des Menschen Brust sich regen mochte, ertrug noch nicht das helle Licht, zu dem erst die positive Offenbarung durch Christi Lehre den Glauben erstarkte; er konnte nur in der Dämmerung gedeihen. Darum blieb auch selbst in den Tempeln über der Erde das innere Heiligthum dunkel. Dagegen war in der Gestalt des Aeuſsern ein bisher unbekanntes kräftiges Mittel gewonnen, die heilige Bestimmung des Gebäudes zu bezeichnen, und wie hätte sich das Bestreben nach dem Unendlichen deutlicher darstellen lassen, als durch die emporstrebende Form der *steilen* Pyramide, und mehr noch des absatzförmigen Pyramidalbaues der indischen Pagode, vorausgesetzt, daſs wir in der Verdunkelung der Hauptform durch die ausschweifenden und widersprechenden Verzierungen abstrahiren"? Daſs nun aber dies Streben nach dem Unendlichen, diese Darstellung einer religiösen Idee, der Grundgedanke, nicht nur der indischen, sondern vielmehr *aller* Architectur, nach des Verf.'s Ansicht sei, ergiebt sich aus folgenden Worten, deren Stelle wir oben angedeutet haben: „Noch bestimmtere Andeutungen einer uranfänglichen Richtung der Baukunst zeigen sich, welche, *im Verfolg der weiteren Ausbildung immer wiederkehrend und immer wieder, da die Zeit noch nicht reif war, verschwindend, erst zuletzt mit allen anderen Verhältnissen in Einklang kamen*". Dies also ist jenes Eine Ziel aller Architectur, dies die Eine Idee, die der Beurtheilung aller geschichtlichen Erscheinungen der Baukunst zu Grunde gelegt werden muſs, dies der Grundgedanke aller Architectur und ihrer Entwickelung! Stieglitz sah in den architectonischen Formen den Ausdruck der tiefsten speculativen Ideen, der Grundprincipien aller Dinge und aller Wissenschaft; Hr. R. versetzt dagegen die Architectur von Anfang bis Ende auf ein religiöses Gebiet und sieht in ihren Formen nichts als den Ausdruck religiöser Gefühle und Ahnungen; Stieglitz' Ansicht beruht auf einer philosophisch mystischen Auffassung der einfachen geometrischen Grundformen, Hrn. R.'s auf der ästhetisch mystischen Auffassung *einer* Form, der steilen Pyramide; diese Form scheint ihm das Alpha und Omega aller Baukunst, der Ausgangspunct derselben in Indien, ihr Zielpunct bei uns Deutschen; denn darauf deuten offenbar die Worte, daſs jene uranfängliche Richtung „erst zuletzt mit allen „andern Verhältnissen in Einklang kam", da der deutsche Styl allerdings als die *letzte* selbständige Entwickelung der Architectur betrachtet werden muſs. Abgesehen aber von der Richtigkeit der Ansichten unseres Verf.'s in Betreff der letztgenannten Architectur, als eines durchgebildeten Systems, was berech-

Digitized by Google

tigte ihn zu dieser Auffassung der indischen Architectur? Einzig und allein das ursprüngliche Erscheinen der steilen Pyramide in derselben. Wenn wir es nun zuvörderst auch ganz aufser Acht lassen, dafs diese Bildung auf eine ganz andre Weise erklärt werden mufs, auf eine Weise, in der zugleich die Nothwendigkeit ihres frühesten Auftretens begründet liegt, so findet die Ansicht des Verf.'s ihre vollständige Widerlegung schon in seinen eigenen Worten, die er oben bei Gelegenheit der architectonischen Formen mit grofser Bestimmtheit ausspricht: „vor allen Dingen, sagt „er daselbst S. 23, *ist der allgemein verbreiteten An-„sicht, als wohne den geometrischen Figuren, als For-„men-Elementen, für die Baukunst ein bestimmter dem „Gefühl eindringlicher Ausdruck bei, mit Nachdruck „zu begegnen*". Wie diese Worte gegen Stieglitz' Verfahren sprechen, so heben sie eben so die Ansicht unseres Verf.'s völlig auf. Denn wenn er daselbst auch zugiebt „erst durch die Anwendung auf die Bauwis-„senschaft, erst wenn sie zu statischen Formen wer-„den, gewinnen die mathematischen Figuren, oder „richtiger Formen, einen Ausdruck" und „es haben „aber auch, zwar nicht die der Wissenschaft gehörigen, „mathematischen, wohl aber die plastischen Formen, „so gut wie die Farben und Töne, einen eigenthümli-„chen Ausdruck, mit welchem sie eine bestimmte Wir-„kung auf unser Gemüth hervorbringen; und wo an-„ders sollen wir diesen Formen-Ausdruck suchen „und finden, als in der Natur"? — so können doch diese Fälle auf keinerlei Weise Anwendung auf die spitzbogige Pyramide erleiden, um derselben dadurch einen immanenten Ausdruck zu vindiciren. Denn was den ersten Punct betrifft, so stehen die zu untersuchenden Bauformen gar nicht auf dem Gebiete der Bauwissenschaft (vgl. S. 70 „ohne Mitwirkung der Bau-„wissenschaft"), noch sind dieselben statische Formen, wie sich ebenfalls aus dem oben angeführten ergiebt. Was dagegen den zweiten Punct betrifft, so kann auch dieser keine Anwendung auf den vorliegenden Fall finden, indem jenes *Streben nach dem Unendlichen* wohl schwerlich in der Natur einen Ausdruck finden möchte, wie wohl die vom Verf. S. 24 hervorgehobenen Begriffe des Ernsten, des Heiteren, des Gefälligen u. s. f. Sehen wir nun aber von dieser Argumentation auch ganz ab, und wenden uns dem einfachen vorliegenden Factum zu, so ist es kaum begreiflich, wie dem sicheren und praktisch geübten Blicke Hrn. R.'s die doch so einfache und natürliche Bedeutung jener steilen Pyramidenform hat entgehen können. Wir wenigstens können in dieser Form, die in der von uns hervorzuhebenden Geltung fast an allen Puncten der architectonischen Welt sich vorfindet, durchaus nichts anderes erkennen als den nothwendigen Ausgangspunct aller Architectur, als den Punct, auf welchem das Verhältnifs der Form zur Masse auf der unentwickeltsten Stufe sich befindet. Es liegt in dem Begriffe der Baukunst, dafs in ihr und durch sie Massen tragen und getragen werden. Als höchster Punct der Ausbildung kann nun, aus rein technischem, statischem Gesichtspuncte, derjenige betrachtet werden, auf welchem die möglichst grofse Masse von der möglichst geringen getragen wird oder vielmehr wo die möglichst grofse Masse auf möglichst kleinem Raume ruht. Umgekehrt ist die erste und nothwendige Stellung dieses Verhältnisses die, in welcher die tragende Masse gröfser und von gröfserer Flächenausdehnung ist, als die zu tragende; und diese ist es, die wir in dem indischen Pyramidenbau vorfinden.

Ja wir weisen diesem vielleicht noch eine höhere Stellung in der Geschichte der Baukunst an, als ihr gebühren möchte. Denn, aus dem Monolithenbau hervorgegangen, der ursprünglich wohl nichts gewesen ist, als Benutzung und Bearbeitung freistehender Felsenspitzen, ist die Pyramidalform, keineswegs, wie der Verf. meint „ein reines Erzeugnifs der Kunst", sondern vielmehr Benutzung und Nachahmung eines vorliegenden Naturproductes, und die von uns angedeutete Stellung nähmen dann erst diejenigen Pyramiden ein, die aus Quadern in der Form jener Monolithen erbaut wurden. So sind also jene Pyramiden, deren allerdings unzweifelhaftes symbolisches Element in den einzelnen Theilen der Ausschmückung bei gegenwärtiger Frage durchaus nicht in Betracht kommt, weit entfernt, die vollkommenste Form darzubieten, nicht als die erste unmittelbarste und unvollkommenste Erscheinung, in welcher das oben berührte Verhältnifs des Getragenen zu dem Tragenden auftritt, und welches letztere wäre, überall da, wo das Bedürfnifs der Massenauffassung auf die einfachste unmittelbarste Weise befriedigt wird, an mannigfaltigen Beispielen nachzuweisen. Ich mufste denn, von einer religiösen Idee, welcher an dieser Stelle keineswegs so viel Raum zu geben

Digitized by Google

irregeleitet, und das Unvollkommenste für das Vollkommenste nehmend, Hr. R. auch consequenter Weise jeden Fortschritt auch für einen Rückschritt erachten. Denn während sich in der auf Pfeilern ruhenden Halle nach unserer Ansicht ein offenbarer Fortschritt der indischen Baukunst zeigt, erkennt der Verf. darin einen Rückschritt gegen die früher behandelten Gebäude; denn, sagt er S. 71, „bei der Halle macht die genaue „Darstellung der statischen Zwecke aller einzelnen „Theile die gröfste Schönheit aus; von den höheren „Beziehungen finden sich nur etwa die allgemeineren „zu dem Charakter des Volkes und Landes angedeu„tet. Wir erkennen hierin ein Abbild des ewigen Wi„derstreites zwischen dem geistigen und sinnlichen Prin„zip in der menschlichen Natur. Die Sinne bleiben an „der Erde haften: der Geist strebt nach oben". Wobei Hr. R. ganz übersieht, dafs die schwerfällige Pyramide weit mehr am Boden haften bleibt, als die schon hier gegliederte und über denselben emporgehobene Halle; und dafs, wenn das geistige und sinnliche Prinzip hier überhaupt erkannt werden sollen, jenes vielmehr dem Hallen-, dieses dem Pyramidenbau zugewiesen werden müsse. Gewifs war es ein Wagnifs, die chinesische Architectur, wie auch Stieglitz gethan, zwischen denen der Inder und Babylonier einzureihen. Denn einmal ist keines der vorhandenen Bauwerke einer so frühen Zeit angehörig, andrerseits findet sich auch weder in den neueren noch in den älteren Bauten dieser Völker irgend eine Analogie des Charakters, welche dieselbe als mit der indischen Architectur verwandt bezeichnen möchte. Indefs macht sich der Verf., der darin Stieglitz folgt, die Sache sehr leicht, indem er durch die Hypothese „dafs schon sehr früh, *vielleicht bald nach der Schöpfung*, einzelne Abenteurer sich aus der, in ihren Ursitzen in friedlicher Unschuld lebenden Menschenfamilie absonderten", so in der Wildnifs selbst verwilderten und endlich als Nomaden China bevölkerten, die Bauweise jener Völkerschaft mit den vorhergehenden vermittelt zu haben glaubt. Da nun aber weiter durchaus keine Berührungspuncte vorliegen, beschränkt sich die Darstellung unseres Verf.'s auf Beschreibung der jetzigen, so wie einiger der älteren Bauwerke der Chinesen, die jedoch zusammt nicht weiter als bis ins Jahr 200 vor Chr. zurückgehen (S. 81) und somit kein Zeugnifs für die frühere Zeit gewähren können.

Was die Baukunst der Assyrer, Babylonier und Meder betrifft, so geht der Verf. S. 87 von der Beschreibung der bedeutendsten Bauten dieser Völker, namentlich zu Ninive, Babylon, Ekbatana aus, welche sich bei den Alten erwähnt finden, sodann wendet er sich zur Beschreibung der Ruinen zu Macallibe, El Kasr, Amram und Birs Mimrod, mit beiläufiger Erwähnung einiger Ueberreste zu Susa und bei Bagdad nach Niebuhr, Rich und Ker Porter. Wichtiger für uns als jene ganz allgemein gehaltenen Beschreibungen sind die aus den allerdings nur spärlich vorhandenen Notizen gezogenen Folgerungen S. 91 ff. Selbst das Alter der Ruinen ist ungewifs und dies mit der Unzulänglichkeit der alten Beschreibungen verbunden, erschwert allerdings die Untersuchung bedeutend. Indefs waren unserer Ansicht nach den bekannten Facten bei weitem folgenreichere Gesichtspuncte abzugewinnen, als es durch den Verf. geschieht. Denn einmal in Betreff der Baukunst an und für sich selbst, wird zwar auf die besondere Bedeutung des Ziegelbaus, der mit Recht nicht aus dem blofsen Bedürfnifs hergeleitet wird, aufmerksam gemacht, indefs wird der Gesichtspunct, aus welchem derselbe zu betrachten sei, im Grunde nicht angegeben, noch wird irgend eine Vermittelung angedeutet, durch welche diese Bauweise mit den vorhergehenden zusammenhängt. Der Charakter derselben wird zwar wegen der aus dem Ziegelbau entspringenden, gradlinigten Formen als ein ernster bezeichnet, welcher Ernst noch durch den ursprünglichen Mangel aller Sculpturen erhöht wurde S. 93 (Botta hat zwar bei seinen neuesten Untersuchungen nahe bei der Stelle des alten Ninive Sculpturen gefunden, jedoch scheinen dieselben nicht der frühesten Zeit anzugehören, von der es sich hier handelt); eine so allgemeine Bemerkung reicht indefs nicht hin, dieser Architectur in der Gesammtentwickelung der Kunst eine bestimmte Stellung anzuweisen, eine Stellung, deren nähere Andeutung wir ungern in Hrn. R.'s Darstellung vermissen.

Wenn nun durch die Betrachtung der bisher behandelten Bauweisen das System des Verf.'s, nach welchem die ursprüngliche religiöse Richtung eines Volkes auch die Baukunst desselben bestimmt, nichts weniger als unterstützt worden ist, so wird dasselbe durch die Zusammenstellung und den durch den Verf. selbst hervorgehobenen Zusammenhang phönikischer und hebräischer Architectur noch zweifelhafter gemacht,

Digitized by Google

indem wohl kaum zwei Völker aufgefunden werden können, die durch religiöse Ueberzeugung so von einander unterschieden sind, als gerade Phöniker und Hebräer. Mit Beiseitelassung dieser Betrachtungen, wenden wir uns jedoch lieber sogleich zu dem Bau der Phöniker, dessen Ableitung aus Aegypten der Verf. mit Recht zurückweist und dagegen die aus Babylonien festhält; eine Ansicht, welcher die bekannten Daten, dafs die Mauern aus Stein, Decken und andre innere Theile jedoch aus Holz bestanden, vollkommen entsprechen. Weiter begründet der Verf. seine Auffassung folgendermafsen: „Wie hätte auch wohl „der welthandelnde Kaufmann sich von dem finstern „scheuen Charakter und der einseitigen Kunstbildung „der Aegypter irgend angezogen fühlen können: wie „hätte er an der ernsten düsteren Würde ihrer Bau„werke Gefallen finden und wie darauf kommen kön„nen, die Ideen eines freien, im Verkehr mit den ver„schiedenartigsten Völkern gebildeten Geistes durch „jene steifen symbolischen Formen ausdrücken zu wol„len. Bekannt mit der Bauart der meisten Völker, „mag der ererbte Baustyl nur kurze Zeit rein geblie„ben und der ursprüngliche Ernst hier früher als bei „den Babyloniern verschwunden sein". Den besonderen Grund der gröfseren Ausbildung des Holzbaus findet er, wie Stieglitz, in der sehr ausgebildeten Schifffahrts- und Schiffbaukunst; so wie in der auch hier vorherrschenden Verstandesthätigkeit den Grund, weshalb in den phönikischen Bauten Kenntnifs über Schönheitsgefühl vorzuwiegen scheint. Dafs sich jedoch in der Holzconstruction, wie sie hier auftritt, mehr statische Kenntnifs ausspreche, möchten wir dem Verf. nimmermehr zugeben, glauben vielmehr, dafs der Holzconstruction ein ganz anderer Platz in der Geschichte der Baukunst angewiesen werden mufs, als bei dem Verf. geschieht, wo sie nur beiläufig und ohne alle innere Nothwendigkeit auftritt. Ist nun die allgemeine Charakteristik phönikischer Baukunst schon wegen gänzlichen Mangels aller Ueberreste schon äufserst schwierig, so steigert sich diese Schwierigkeit bei den Hebräern noch durch gar manche andre Umstände. Denn erstens, abgesehen von dem fast gleichen Mangel von Ruinen, sind die Einflüsse, welche fremde Völker, Phöniker und Aegypter, auf die hebräische Baukunst gehabt haben, zu bedeutend, um nicht die *möglicher Weise* zu Grunde liegende Eigenthümlichkeit gänzlich zu überragen, und dann war die religiöse Bildung des Volkes von der aller umwohnenden Völkerschaften so eminent verschieden, dafs dieser Umstand, gerade nach des Verf.'s Auffassung dazu hätte beitragen sollen, eine durchaus eigenthümliche Bildung auch in der Architectur hervorzubringen und diese von aller fremden Einwirkung möglichst frei zu halten. Von Seiten der Phöniker ist diese Einwirkung unzweifelhaft und unbestritten; und wenn man auch von Seiten der Aegypter nicht eine förmliche Uebertragung der Kunst annehmen will, so wird man sich doch schwerlich den Consequenzen entziehen können, die aus zu deutlichen Analogien des Salomonischen Tempels mit ägyptischen Bauten hervorgehen, als dafs sie gänzlich unberücksichtigt bleiben dürften. Giebt doch der Vf. S. 97 selbst zu, dafs die Stiftshütte „nach ihrem Grundplane und mit ihrer „Eintheilung in das Heilige und Allerheiligste, mit den „Kammern umher und dem Vorhofe nach dem Muster „ägyptischer Tempel eingerichtet gewesen sei". Damit war aber der ganze Tempel gegeben, und weder der Abscheu vor dem verhafsten Volke, noch das vierzigjährige Umherirren in der Wüste haben vermocht diese Grundzüge auszulöschen, indem wir den neuen Salomonischen Tempel ganz in der Gestalt der alten Stiftshütte sich erheben sehen. Wurden nun freilich zur Ausführung des Baues durch Salomo phönikische Künstler ins Land gezogen und durch diese die ihrer eigenthümliche Bauweise nothwendig herbeigefürt, so mufs man doch bedenken, dafs die Vorschrift in Betreff des Grundplanes, der Vertheilung und Verbindung der einzelnen Räume, als durch den Cultus bedingt von dem königlichen Bauherrn und den Priestern ausging und zwar mit einer desto gröfseren Genauigkeit und Scrupulosität ausgehen mufste, als das starre Festhalten am Alten ein hervorstechender Zug des Nationalcharakters war. Es blieb somit den phönikischen Künstlern zur freien Behandlung nichts übrig als die Ausführung, der besondere Charakter einzelner Räume, die Construction u. s. w. und so haben wir in dem Salomonischen Tempel das merkwürdige Beispiel eines Bauwerks, das nach dem Plane Einer Nation durch die Hand einer zweiten auf dem Boden und das Bedürfnifs einer dritten ausgeführt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Als phönikische Bestandtheile des Salomonischen Tempels ergeben sich nun Mauern von Quadern, de- auch bei den Stadtmauern von Tyrus gedacht wird, cken und Dächer von Holz, die inwendig mit Holz getäfelten und mit Gold- und Silberblechen über- enen Wände, endlich eherne Säulen, Geräthe Zierrathen. Ja auch das einzige, was der Verf. den Juden eigenthümlich retten möchte, die Fen- welche er „in Uebereinstimmung mit der lichtvol- Wahrheit der Mosaischen Religionslehre", aus Bedürfnifs, das Innere zu erleuchten, entstanden t (S. 102), ergiebt sich bei näherer Betrachtung mehr denn zweifelhaft, denn wie die ägyptischen mpel Fenster hatten, so ist das Nichtvorhandensein elben in phönikischen Bauten durchaus nicht ent- den, und wenn das religiöse Bedürfnifs den Ge- h der Fenster beim Tempel herbeigeführt haben o ist dagegen zu bemerken, dafs auch am Palast lomo, wo doch durchaus kein religiöses Bedürf- waltete, ausdrücklich Fenster erwähnt werden.

dem wir uns nun zu der persischen Architectur so müssen wir sogleich im Allgemeinen bemer- fs, wenn das System des Verf.'s; die religiöse der Völker bestimme zugleich hauptsächlich chitectur, durch die vorhergehenden Untersu- schon einen bedeutenden Stofs erlitten hat, sultate, welche aus den Untersuchungen der per- n Architectur hervorgehen, jenem Systeme nicht minder gefährlich sind. Dies fällt aber um so deutlicher in die Augen, als der Verf. nach einer althergebrachten, auch von Stieglitz befolgten Ansicht, die Perser mit in die erste Periode gezogen und namentlich vor den Aegyptern behandelt hat, was unserer Ansicht nach allen chronologischen und architectonischen Gründen durchaus entgegenläuft; aber es steht Hr. R. hierin auch mit sich selber in Widerspruch. Wenn er nämlich S. 38 als Eigenthümlichkeit der ersten Periode hervorhebt, dafs zu ihr „alle Nationen, bei welchen „sich noch *deutliche* Erinnerungen an die *früheste* Rich- „tung nachweisen lassen", zu rechnen seien, so ist dagegen zu bemerken, dafs bei den Persern weder *deutliche Erinnerungen*, noch überhaupt die *geringsten Spuren* dieser ältesten Richtung vorhanden sind. Denn während sich nach Hrn. R. die früheste Richtung nur in der besonderen Formation der Tempel und heiligen Gebäude kundgeben konnte, so tritt hier der Fall ein, dafs sich nicht nur die ursprüngliche Form dieser Tempel verloren hat — womit man sich etwa noch accommodiren könnte — sondern dafs sogar der Tempel selbst bei den Persern ganz und gar verschwunden ist, indem der freiere Licht- und Sonnendienst den abgeschlossenen dumpfen Tempelbau ganz entbehrlich und überflüssig machte. Mit dem Tempelbau verschwand nun aber nach dem Verf. S. 105 „zugleich „die Basis der älteren Baukunst"; obgleich er, um das Princip nicht gänzlich fallen zu lassen, gleich darauf gleichsam vermittelnd hinzufügt, dafs die Perser „dem- „ungeachtet die aus dem Tempelbau hervorgegange- „nen Formen mehr oder weniger beibehielten". Es dürfte aber in der That schwer sein, in dem persischen Baustyl Formen nachzuweisen, welche aus dem Tempelbau als solchem hervorgegangen wären; vielmehr erscheint derselbe ganz frei von den hemmenden Fesseln, welche eine unvollkommene Religion der Baukunst immer auferlegen mufste; und eben deshalb ver-

Digitized by Google

dient er eine ganz andre Stellung in der Geschichte der Architectur, sowie eine ganz andre Auffassungsweise, als ihm bisher und namentlich auch von unserem Verf. zu Theil geworden ist. Was nun die Einzelheiten dieses Abschnittes betrifft, so können wir weder die Beschreibung der persepolitanischen Ruinen, noch die der Königsgräber für genügend erachten, indem dieselbe sich weder über die allgemein bekannten Daten erhebt, noch viel weniger auf die schon viel mehr als bisher motivirten Einzelheiten der architectonischen Formen eingeht. Der gründlichsten Behandlung hat sich das Grabmahl des Cyrus zu erfreuen; jedoch wäre es auch hier sehr wünschenswerth, ja für den vorliegenden Zweck unumgänglich nothwendig gewesen, „die einfachen und bedeutsamen „Formen und die angenehmen Verhältnisse", welche Hrn. R. so „erfreulich" sind, näher zu detailliren und ihren Werth für die Entwickelung der Architectur festzustellen. — Hierauf beschränkt sich nun, was der Verf. von persischer Architectur mittheilt, und wir müssen gestehen, dafs wir daran ein genaues Eingehen auf die architectonischen Formen, eine chronologische Folge der Monumente, ja endlich eine gewisse Vollständigkeit in der Aufzählung derselben nur ungern vermifst haben. Was letzteren Punct betrifft, so sind nämlich einige, und zwar nach unserer Ansicht sehr charakteristische Bauwerke ganz übergangen, wie der von Ker Porter so genannte *Feuertempel* zu Nakschi Rustam, welcher sowohl durch seine eigenthümliche Verzierung der Vorderseite wie durch die Gliederung der einzelnen Theile, insbesondere der falschen Fenster, im höchsten Grade bedeutend ist (Ker Porter Travels in Persia cet. I. p. 563); die beiden viereckigen und durch Anwendung des Rundbogens als Zierrath ausgezeichneten Altäre ebendaselbst (Porter p. 569;) vgl. den zu *Kerm*, welche Stieglitz aus Ousely II, p. 80, pl. 32 anführt); sämmtliche Monumente zu Murga, dem alten Pasargadae, welche trotz ihrer Merkwürdigkeit (Porter p. 485—493) nur mit einem Worte erwähnt werden; die Spuren der Stadt Persepolis im Norden von dem Königspallaste (Port. 680) u. s. w. vgl. Stieglitz Gesch. der Bank. S. 113. f.

Wir übergehen die weitere Ausführung der oben besprochenen allgemeinen Ansichten über die persische Architectur, indem wir dieselben durch unsere Bemerkungen für erledigt erachten, und glauben nur noch folgende ansprechende Bemerkung S. 107 hervorheben zu müssen: „Die überschlanken Säulen nebst den Holzdecken darauf zeigen den Charakter der gröfsesten Leichtigkeit; die terrassenförmige Anordnung und die ganz offenen Säulenhallen ohne alle Mauern, sprechen Freiheit und Gastlichkeit aus: alles Elemente im Charakter unlängst civilisirter Nomaden". Eine Ansicht, der, was den architectonischen Charakter betrifft, nur mehr Bestimmtheit, was den Zusammenhang der Architectur mit dem Volkscharakter, eine genauer eingehende Begründung, vor allem aber Berücksichtigung der gänzlich aus den Augen gelassenen Staatsverhältnisse des Volkes sehr zu wünschen gewesen wäre.

Die nächstfolgenden §§ enthalten Untersuchungen über die Bauart der Völker am Caucasus, der Pelasger, Hetrurer und der ältesten Römer in einer Ordnung, welche der bei Stieglitz, der jedoch die germanischen Urvölker hieher rechnet, entspricht. Nur die Stellung dieses Abschnittes ist eine andre bei Herrn Rosenthal; indefs scheint uns gerade hierin Stieglitz den Vorzug zu verdienen, indem er den Caucasus und die von dortaus stattgehabte Verbreitung der Völker und deren Baukunst zwischen den Indern und Babyloniern behandelt. Und allerdings scheinen die Spuren der Bauart am Caucasus einer bei weitem früheren Stufe der Entwickelung anzugehören, als die der Babylonier, Meder, Phönicier und Perser. Dies erheben eben sowohl die Notizen von Höhlenbauten und ganzen Felsenstädten daselbst (S. 115) — wozu vielleicht die unzählbaren in den Felsen gehauenen Höhlen zu Anni zu rechnen sein mögen (Hamilton a. a. O. I, S. 189. 192) — als die merkwürdigen Tumuli, welche so zahlreich im Pontus und in den innern Ländern sind (vgl. Ker Porter a. a. O. I, S. 18). sofern nun bei den Pelasgern und Etruskern eine schon weiter ausgebildete Analogie jener Tumuli, wie ein, allerdings mehr auf Cultus als auf architectonischen Gründen beruhendes Vorkommen von Felsenbauten nicht bezweifelt werden kann, konnte an die Bauart dieser beiden Völker hier wohl erinnert werden; jedenfalls scheint es jedoch gewagt, dieselben ausschliefslich in die erste Periode der Baukunst versetzen, da bei beiden Völkern sich schon die Anfänge von Principien zeigen, die dazu bestimmt waren eine durchaus neue und eigenthümliche Entwickelung in der Baukunst herbeizuführen; von den Römern

Digitized by Google

u geschweigen, deren Behandlung an diesem Orte von keiner Seite anders denn als ein Anachronismus angesehen werden kann, durch welchen auch der leiseste, geschweige denn jeder organische Zusammenhang zwischen unserer Kunst — und der allgemeinen Culturgeschichte unbedingt aufgehoben werden mufs. Was nun die Einzelheiten dieser Untersuchungen betrifft, so können uns die über den pelasgischen Baustyl, weder in der Vollständigkeit der angeführten Monumente, noch in dem speciellen Eingehen auf Wesen nd Bedeutung der Bauweise selber befriedigen; von gentlicher Wichtigkeit scheint uns nur, was der Verf. er die Entwickelung der Wölbconstruction aus dem lasgischen Bau beibringt. Dafs die Art von Kupbau, die sich in den Schatzhäusern zeigt, kein eitliches Gewölbe sei, hatte der Verf. schon vorher 120 bemerkt; in dem folgenden § handelt er nun n der Möglichkeit, wie aus jenem Kuppelbau in ofs übergekragten Steinen das Gewölbe hätte entsten können; entweder nämlich, indem man, um das rausfallen der Steine nach aufsen zu verhindern, einzelnen Schichten eine nach innen geneigte Lage b, woraus, da die Kuppeln steil aufstiegen, die volle itzbogige Wölbung entstanden wäre, oder indem ein umeister sich beim Anblick einer fertig gelegten eisschicht eine Hälfte davon aufgerichtet dachte, l nun einsah, dafs eine solche Schicht sich selbst gen müsse, wie ja auch bei der wagerechten Lage n Stein nach innen entweichen konnte. In welchem lle der einfache Bogen und zwar, bei dem kreisförgen Grundrisse der aus einem Halbkreise bestehende dbogen erfunden worden wäre. Diese Voraussetzun- bekunden nun zwar allerdings die praktische Verheit und den richtigen Blick des Verf.'s, möchten ch an diesem Orte in sofern von geringer historiBedeutung sein, als diese aus der pelasgischen eise gezogenen Consequenzen in der That bei n Volke noch nicht vorliegen; scheint doch selbst n Etruskern das eigentliche Gewölbe noch nicht r Bedeutsamkeit gelangt zu sein, um den Kup- und die Wölbung durch Ueberkragung, die durchge Construction bei etruskischen Bauten dieser erdrängen zu können.

chliefslich zieht der Verf. in diese Periode noch ericanischen Urvölker hinein, und wenn wir die eibung der Bauten dieser Völker, als wenig oder gar keine befriedigende Resultate darbietend übergehen zu dürfen glauben, wenden wir uns lieber sogleich zu den Schlufsbetrachtungen über den Charakter dieser Periode, in welchen der Verf. die aus den vorhergehenden Untersuchungen gewonnenen Resultate noch einmal im Zusammenhange recapitulirt.

Als Grundgedanke tritt uns wiederum die Ansicht, die wir schon oben zu widerlegen gesucht haben, entgegen: die Architectur habe von dem Ausdruck des Emporstrebens begonnen und in der Pyramidenform, welche „als reines Erzeugnifs der Kunst, als ein un„mittelbarer Ausdruck des sich zum Höchsten erheben„den kindlichen Gemüthes" betrachtet wird, sogleich die höchste Vollkommenheit erreicht. Von dieser sei man, obgleich wir gerade im Gegentheil die bedeutendsten Fortschritte nachgewiesen haben, immer tiefer gesunken, habe die Pyramidalform vergessen, endlich sogar den Tempelbau ganz und gar verlassen. „Ein „Bild des Herabsinkens vom Höheren und Göttlichen „zum Gemeinen und Irdischen, des allmählichen Ver„löschens jenes ursprünglichen in des Menschen Brust „gelegten heiligen Funkens einer reinen Gott-An„schauung (S. 137)". Eine fromme religiöse Auffassung, deren Unzulänglichkeit für unseren Gegenstand sich aber, abgesehen von unserer obigen Polemik, schon dadurch kund giebt, dafs dieser Weg die Architectur anstatt zu einem sichern Verfalle, vielmehr zu einer immer freieren und reicheren Entfaltung führte, deren Gipfelpunct wir gerade bei den Persern, also da zu finden gezwungen waren, wo mit dem Tempelbau selber auch jede Erinnerung an die vermeintliche uralt-heilige Richtung der Architectur längst verschwunden war.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verf. die zweite Periode der Gesch. der Baukunst, welche nach ihm durch die Kunst der Aegypter gebildet wird. Wir haben uns bereits oben über diese Eintheilung ausgesprochen und gehen sogleich zu den Einzelheiten der Untersuchung selbst über. In einer Einleitung, welche dazu bestimmt ist, den ethnischen Zusammenhang der vorliegenden Periode mit der vorhergehenden nachzuweisen, bekennt sich Hr. R. besonders gegen Ritter und Heeren zu der Ansicht von Bohlens, dafs Aegypten von Indien über Aethiopien und Meroë seine Bevölkerung sowie seine gesammte Cultur — als auch Baukunst — erhalten habe (S. 141). Es unterliegt aber diese Ansicht so manchen Zweifeln, die durch

Digitized by Google

unseren Verf. noch nicht gehoben sind und die auch durch architectonische Gründe keineswegs, wie er meint, gänzlich beseitigt werden, dafs wir nicht umhin können, die auf diese Weise gelegte Grundlage der folgenden Untersuchungen über die ägyptische Architectur noch immer für ziemlich unsicher zu erachten. Zu eben so wenig sicheren Resultaten führen nun auch diejenigen Untersuchungen, welche die Kriterien des Alters der ägyptischen Monumente betreffen. Hiezu gehören nämlich „die geographische Lage" derselben, insofern die Cultur von Meroë ihren Weg abwärts nahm; die Namen der Herrscher, welche sich, durch Ringe besonders umschlossen, an den Monumenten finden; die an denselben befindlichen historischen Bildwerke, endlich die Terrainerhöhung „insofern nämlich „die Basen der Fundamente bedeutend unter der jetzi„gen, durch Niederschlag der Nil-Ueberschwemmungen „gebildeten Oberfläche des Landes liegen" S. 146. Die Unsicherheit dieser Merkmale entging indefs dem Vf. keineswegs; die geographische Lage, abgesehen von der Unhaltbarkeit der ganzen Voraussetzung, ist auch in den Augen des Verf.'s schon in so fern nicht entscheidend, als „die Cultur erwiesenermafsen später den „Weg wieder rückwärts nahm", wobei auch die Bemerkung „dafs wahrscheinlich einzelne Spuren der „älteren landesüblichen Bauart auch bei späteren Wer„ken wieder benutzt wurden", wohl kaum von solcher Wichtigkeit sein möchte, als Hr. R. ihr zuzuschreiben scheint. Eben so ungewifs sind die Ringe der Herrschernamen, indem es ganz unerwiesen ist, dafs blofs die Namen der Erbauer an einem Gebäude vorkommen, wogegen sogar die grofse Menge der Namenringe an einem und demselben Monument ausdrücklich zu sprechen scheint; die Möglichkeit, dafs mehre Könige an einem Monumente können gebaut haben, würde nun zwar der Zeitbestimmung im Allgemeinen nicht hinderlich sein, wohl aber der Umstand, dafs Ehrgeiz und Ruhmsucht die Herrscher öfter verleitet haben könne, ihren Namen auf älteren Gebäuden zu verherrlichen. Auch die historischen Bildwerke verlieren ihr Gewicht, wenn wir bedenken, dafs sie einmal später hinzugefügt sein können und dann auch Darstellungen aus älterer Zeit leicht zum Schmuck jüngerer Gebäude dienen konnten. Da nun dem letztgenannten Kriterum nur ein noch viel geringeres Gewicht beigemessen werden darf, und uns auf diese Weise alle äufseren Kennzeichen zu verlassen drohen, so bleiben uns zur Beurtheilung des Alters der Monumente hauptsächlich nur die inneren Merkmale übrig „die in der mehr oder weni„ger ausgebildeten Form" der Monumente bestehen und die wir, trotz der grofsen Schwierigkeiten ihre richtigen Würdigung dennoch, in Verbindung mit den sicheren Resultaten der anderweitigen Forschungen für hinreichend erachten, eine im Allgemeinen richtige Chronologie der Denkmäler Aegyptens zu begründen.

Der Verf. setzt nun zwar nach den Ergebnissen neuerer Forscher folgende drei grofse Perioden ägyptischer Kunst: die Anfänge in Nubien und Oberägypten, die Blüthezeit unter den Pharaonen, endlich die Zeit unter den Ptolemäern und Römern, d. i. die ägyptische Kunst unter griechischem und römischem Einflusse, jedoch können wir uns weder mit dieser Eintheilung im Allgemeinen noch auch mit deren Durchführung im Besonderen für einverstanden erklären. Die Bestimmung der ersten Periode beruht auf der Voraussetzung der Bevölkerung und Culturverbreitung von Süden nach Norden, was denn auch der Verf. folgendermafsen ausdrückt: „wir beginnen mit denjenigen Bauwerken, welche bei der ersten Niederlassung und den Fortschritten der Kunst von Süden „nach Norden entstanden sein möchten, einschliefslich „der einzelnen Spuren, welche sich von dieser Bau„weise auch an späteren Gebäuden erhalten haben „und mit besonderer Rücksicht auf die Spuren, welche nach Indien als dem Stammlande hinweisen." Welches sind nun aber jene Spuren indischer Abstammung? Erstlich die ganz unbestimmte Notiz von Pyramidendächern unter einigen Ruinen bei dem alten Meroë, die Burckhard von weitem bemerkt hat. Es scheinen dieselben aber um so weniger Gewicht zu haben zu dienen als ähnliche Pyramidaldächer, auf die sich der Verf. übrigens viel eher hätte beziehen können, z. B. die kleinen Monolithenbauten in dem Felsen zu Silsilis eine so durchaus gedrückte Form haben, dafs sie mit der steilen indischen Pyramide auf keine lei Weise verglichen werden dürfen. (Die Abbildungen befinden sich bei Canina, dessen Storia dell' Architettura Vol. I., Architettura Egiziana, wir um eine gewissenhaftigkeit in unsere etwa nöthigen Nachweise zu bringen ausgehends anführen wollen, Tav. XL, Fig. 7. S. 1

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Derselbe Grund spricht auch gegen die Pyramiden Aethiopiens, als Anzeichen indischer Abstammung, überhaupt, indem sowohl die Art der Construction, als die sehr gedrückte Form und durgehende Gradlinigkeit der Kanten und Flächen jede Ableitung von der steilen spitzbogigen indischen Pyramide entschieden zurückzuweisen scheint. Von ganz untergeordneter Bedeutung sind die Capitäle mit Thierköpfen, auf der Insel Kuxyos, so wie das Bild eines zweiköpfigen Gottes zu Naga auf der Insel Meroë, und so bleiben denn nur die Höhlenbauten als Anzeichen der indischen Abstammung der nubischen Bauweise übrig, in welcher Rücksicht denn der Verf. auch die Ruinen von Wady Fereyg, Ipsambul, Derri, Wadi Seboua, Girgeh, Kalapsché, Balanjé und dann die zu Wadi Halfa, Sada, (Seboua), Maharraka, Dekkeh, Corti, Carré, Tafa und Debut behandelt. Aber selbst diese Ergebnisse werden wir nicht umhin können, für sehr schwankend zu erklären, wenn wir bedenken, dafs einmal der Höhlenbau auch bei andern Völkern als bei Indern gebräuchlich gewesen ist, dafs er also auch an den so eben angeführten Orten von anderswoher gekommen sein kann, und dann, dafs die so eben angeführten Höhlenmonumente in der That äufserst wenige Vergleichungspuncte mit dem indischen Höhlenbau besitzen. Denn während dieser sich gewöhnlich auf lange Strecken und in mannigfaltigen Verschlingungen in dem Felsen ausdehnt, bestehen jene in einzelnen Kammern von einfachem oblongem Grundplane; während jene in dem mannigfachsten phantastischen Schmucke prangen, zeigen diese an den Wänden sowohl wie an den Stützen die gröfste Einfachheit und Sparsamkeit — alles so wesentliche und noch leicht zu vermehrende Verschiedenheiten, dafs es mindestens gewagt scheint, den Höhlenbau aus Indien nach Nubien übertragen werden zu lassen, zumal da in Meroë, dem Mittelgliede jener Uebertragung, anerkannt nur über der Erde gebaut worden ist.

Indem wir die weiteren Ausführungen dieses Abschnittes übergehen, wenden wir uns sogleich zu der eigentlichen ägyptischen Architectur, die der Verf. in folgenden Abtheilungen behandelt. Entwicklungsgang der frühesten ägyptischen Baukunst S. 161 ff., Alter der aufser den Pyramiden und Grabgrotten vorkommenden Denkmäler S. 164 ff., Beschreibung der Denkmäler Thebens zu Medinet Abû, Gournu, Luxor, Karnack S. 168 ff., so wie der übrigen Denkmäler Aegyptens aus der Ptolemäer- und Römerzeit (S. 186) namentlich auf der Insel Philae, zu Syene, Apollinopolis Magna, Latopolis, Hermonthis und Tentyris. Hierauf folgen die Details der ägyptischen Architectur (S. 193 ff.), woran der Verfasser nach allgemeinen Bemerkungen über die ägyptischen Sculpturen S. 208, den Tempelbau S. 217, im Gegensatz zu den profanen Gebäuden S. 222, die Beschreibung der Grabhöhlen S. 226 und Pyramiden S. 237 knüpft, nach welcher er mit allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der ägyptischen Baukunst diesen Abschnitt beschliefst. Abgesehen nun von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der einzelnen Unterabtheilungen, müssen wir bemerken, dafs die strenge Trennung der allgemeinen Beschreibung der Gebäude von der Betrachtung der Details uns schon in sofern nicht zulässig erscheint, als dadurch das Verständnifs der allmähligen Entwickelung, oder, falls man solche Entwickelung in der ägyp-

Digitized by Google

tischen Kunst völlig in Abrede stellt, wenigstens das der specifischen Unterschiede der durch Ort und Zeit getrennten Gebäude oder Gebäudemassen völlig unmöglich gemacht zu werden scheint. Hätte jedoch, da die organische Einheit jener beiden Theile darzustellen allerdings keine leichte Aufgabe ist, jene Trennung beibehalten werden sollen, so wäre doch jedenfalls ein innigerer Zusammenhang beider Theile, als wir ihn vom Verf. geboten finden, durchaus erforderlich gewesen; ein Zusammenhang, der durch fortwährende Bezugnahme von einem Theile auf den anderen leicht hätte bewerkstelligt werden können; freilich noch bei weitem leichter, wenn bei der oft schwierigen Beschreibung einzelner Glieder dem Leser wenn auch nur das allgemeinste Hülfsmittel für die fehlende Anschauung an die Hand gegeben worden wäre. Die Entwickelungsgeschichte nun der frühesten ägyptischen Baukunst, bei welcher sich übrigens der Verf. gegen die Anforderung einer detaillirten und gründlichen Auseinandersetzung von vorn herein verwahrt, da wohl schwerlich hier der Schleier von Jahrtausenden ganz zu lüften sein möchte, scheint uns an manchen Widersprüchen zu leiden, die aus der vermeintlichen Uebertragung indischer Kunst durch Meroë nach Nubien und Aegypten entspringen. Hr. R. glaubt nämlich die indische Baukunst sei nach Aethiopien verpflanzt worden, als man im Mutterlande zwar schon angefangen hatte über der Erde zu bauen, die Höhlentempel aber noch benutzt, auch wohl bei neuen Bauten noch üblich waren. Auf Meroë bauten indefs die Ankömmlinge, nach den natürlichen Bedingungen, *nur auf freier Erde*, selbst ihre Tempel, die jedoch älter als die vorhandenen waren. (Also ist Meroë eigentlich von allen Anzeichen ältester Cultur, Höhlenbauten, so wie erweislich älteren Tempeln, als sonst wo sich befinden, gänzlich entblöfst!) Im nubischen Nilthale erst suchte man den altherkömmlichen Gebrauch des Höhlenbaus wieder hervor. Es lag jedoch durchaus kein Grund vor, von der schon gewohnten statischen Construction der Tempel über der Erde abzugehen und sich zu der durchaus unstatischen und unarchitectonischen Bauweise zurückzuwenden, die man übrigens über der neugefundenen und gewifs mit Eifer geübten Bauart längst vergessen haben mufste. Oder, wenn die Erinnerung an die altheiligen Höhlenbauten so fest in den Gemüthern eingewurzelt war, warum liefs man den Höhlenbau wiederum in Aegypten fallen? Dafs man aber den Höhlenbau in Aegypten wieder ganz verlassen habe, behauptet der Verf. mehrmals mit Nachdruck, ja er geht so weit jeden Einflufs des Höhlenbaus auf den ägyptischen Tempelbau schlechthin zu verneinen und namentlich die Ableitung dieses aus jenem ganz von der Hand zu weisen. Eine Ansicht, die wir zwar an und für sich durchaus nicht mifsbilligen, die aber aus dem Standpuncte des Verfassers selbst, nur als ein Widerspruch gegen seine eigene Auffassung betrachtet werden kann. In den Untersuchungen über das Alter der ägyptischen Denkmäler — aufser den Pyramiden und Grabgrotten, folgt Hr. R. zunächst den Bestimmungen von Prokesch, nach welchem sich aus den Namenringen ergiebt, dafs nur der Obelisk zu Heliopolis, die Ruinen zu Karnack, die beiden Tempel zu Edfu, der Obelisk zu Alexandria, die Nebenthore in der Umwallung des an sich jüngeren Tempels zu Kom Ombos, die Ruinen von Luxor, der Tempel und das Memnonium zu Abydos, die Ruinen von Medinel Abu und Kurum, so wie ein Theil der auf Philae aus den Zeiten der Pharaonen stammen; die übrigen Ruinen jedoch seien alle aus der Ptolemäer- und Römerzeit, wogegen Stieglitz noch die Tempel von Syene, Hermopolis, Hermonthis, Latopolis, den kleineren zu Edfu und zum Theil den von Kom Ombos ebenfalls für so alt hält. So unterliegen diese äufseren Kennzeichen noch manchem Zweifel, obwohl schon vieles in jüngsten Zeit mit gröfserer Sicherheit bestimmt worden ist und die wichtigsten Ergebnisse noch von der Expedition unseres Lepsius zu erwarten sind. Nichtdesto weniger ist man noch immer an die innern Merkmale gewiesen, und wie entscheidend diese für der Altersbestimmung von Monumenten, wo alle äufsere Kennzeichen fehlen, sein können, ist aus den drei Tempeln zu Elephantine und dem einen zu Ombos zu ersehen. Ihr Styl weicht von allen andern ägyptischen Bauten durchaus ab und wenn der Mangel jedes Zeugnisses über ihr Alter den Zweifel zulassen könnte, ob in dieser Abweichung nicht vielleicht die älteste Form der ägyptischen Tempel erhalten, so setzen die den griechischen entsprechenden Verhältnisse, die hohen Unterbauten mit der Freitreppe, das griechische Gesims, die lothrechte Stellung der Aufsenwände und ähnliche Kennzeichen es durchaus über allen Zweifel, dafs dieselben einer Zeit an-

Digitized by Google

ren, in welcher fremde Kunstbildung schon ihren Einfluſs auf die strengen Formen der ägyptischen Architectur erstreckt hatte. Bis hieher entspricht die Ansicht des Verf.'s vollkommen der unsrigen, darin aber können wir nicht mit ihm einverstanden sein, daſs er diese Tempel nur für sehr späte Bauwerke der Römer hält, indem die Reinheit der Verhältnisse, die weise Mäſsigung in den architectonischen Gliederungen und Zierrathen, „der freundliche heitere Charakter des Ganzen", alles Kennzeichen, die den erweislich „sehr späten" Bauten der Römer wie z. B. dem triumphbogenartigen Gebäude zu Naga (Canina XCI. vgl. XCII) durchaus abgehen, uns vielmehr veranlassen, die Erbauung jener Tempel in die Zeit der Ptolemäer zu versetzen, als griechischer Geschmack die starren Formen der ägyptischen Kunst zu den reinen Verhältnissen der griechischen Architectur durchzubilden unternahm. Vgl. Canina T. LV. LVI. Nachdem nun der Verfasser noch von dem Memnonium zu Abydos gesprochen, welches durch die daran vorkommende Analogie des Gewölbes merkwürdig ist, und dem er ebenfalls ein hohes Alter vindicirt, geht er zu den Denkmälern Thebens als den einzigen wichtigen und sicheren Resten der Pharaonenzeit über, deren Behandlung, da sie sich auf eine allgemeine Beschreibung beschränkt, wir hier übergehen. Die Betrachtung der Ptolemäer- und Römerzeiten leitet er mit folgenden Worten S. 156 ein: „Mit Psammetich, welcher Aegypten den Griechen öffnete, endet die alt-ägyptische Kunst. Die Griechen, welche damals zwar (unter und nach Alexander) schon von der Sonnenhöhe der Kunst herabgestiegen waren, hatten, worauf es hier, wo die alten Formen aus religiösen Rücksichten festgehalten werden muſsten, ankam, gerade in der zarten Behandlung bei der Ausführung die höchste Stufe erreicht. Sie konnten nicht anders, als dem innern Genius folgen, auch wenn sie es nicht gewollt hätten; sie machten also die Anlagen regelmäſsiger, gaben dem Innern etwas mehr Licht, öffneten wo sie durften, die Seitenwände und führten bei kleineren Tempeln den Peripteros ein, wenn auch mit hohen Brüstungsmauern zwischen den Säulen; sie veränderten die Säulenform, hoben von den Ornamenten den dichten Schleier der finstern ägyptischen Mysterien und breiteten dafür den durchsichtigen Schleier der Grazien darüber, aber mit so zarter Hand, daſs „nur wenig von dem ursprünglichen Charakter verloren ging. Gewiſs viele der Ptolemäischen Bauten „sind schöner als die älteren aus der Blüthenzeit der „Remisiden, und daſs dies möglich war ist eben kein „Lob für den Werth der ägyptischen Architectur". Abgesehen davon, daſs wir gegen Anfang und Ende dieses Passus gar manches zu bemerken hätten, müssen wir uns mit der darin ausgesprochenen Ansicht im Allgemeinen ganz einverstanden erklären und wünschten nur, daſs nun im Verfolg auch gezeigt worden wäre, wie und woran jene durch den griechischen Geschmack veranlaſste Umbildung der ägyptischen Baukunst vorgegangen sei. Hiedurch erst hätten die Behauptungen des Verf.'s ihre wahre Bedeutung und Bestätigung erhalten.

In der weiteren Ausführung des Verf.'s können wir aber diese Bestätigung durchaus nicht finden. Vielmehr bleiben unsrer Ansicht nach jene allgemein ausgesprochenen Grundsätze und die Beschreibung der einzelnen Denkmäler selbst, an welchen jene hätten demonstrirt werden sollen, fast gänzlich ohne Vermittelung. So konnte namentlich an den Bauwerken der Insel Philae vor allen anderen jene Fortentwickelung ägyptischer Bauweise bei weitem deutlicher nachgewiesen werden als es durch Hrn. R. S. 187 geschieht und wir bedauern es, aus leicht begreiflichen Gründen uns die Ausführung jener Grundsätze an diesem Orte versagen zu müssen.

Wir wenden uns daher zu den Details der ägyptischen Architectur (§ 57 ff. S. 193 ff.), um zunächst das von Hrn. R. über die Säule beigebrachte einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Hr. R. nimmt drei ägyptische Säulenarten an, welche sich vorzüglich am Capitäl unterscheiden: die älteste Art (des Capitäls) hat die Ausladung nicht oben, sondern unten, das Capitäl springt vor dem Stamm wulstartig vor, verjüngt sich nach oben wieder, und ist glatt, oder mit Stäben, Reifen und auf sonstige Weise verziert. „Diese Art zeigt sich an den am meisten ausgebauchten Stämmen, und giebt durch ihre Anziehung nach „oben und nach unten deutlich ihre Entstehung aus „den Höhlenstützen zu erkennen". Hiebei ist zunächst zu bemerken, daſs die Erklärung dieser auffallenden Form durchaus ungenügend ist, indem im Gegentheil eine Erweiterung des Capitäls nach oben der Herleitung aus den Höhlenstützen bei weitem mehr entspre-

Digitized by Google

chen würde, wie denn auch die indischen Höhlenstützen eine solche Erweiterung nach der Decke zu in den mannigfaltigsten Formen in der That zeigen. Sodann widerspricht diese Erklärung den Ansichten des Verf.'s selbst, der S. 162 der Herleitung des Tempelbaues aus dem Höhlenbau aufs bestimmteste widerspricht. „Es widersprechen dieser Vermuthung die einfachen „statischen Formen auf das bestimmteste". Und so ist denn auch diese Form eine statische, die allerdings, wie der Verf. will, aus statischen Gesetzen erklärt werden kann. — Dafs diese Art von Capitäl sich übrigens nur an den am meisten ausgebauchten Schäften befände, ist nicht unbedingt der Fall. Auf cylindrischen, nicht ausgebauchten Säulen befinden sie sich, z. B. im Palast wie am Tempel zu Karnack (Canina Tav. XVIII. XX. Parthey Wanderungen II, IX), zu Luxor (Canina Tav. XXV) u. s. w. Ganz unbeachtet liefs Hr. B., dafs dies Capitäl auch mit einer förmlichen convexen Cannelirung vorkomme, wie zu Soleb in Nubien (Canina XLII), wenn anders diese nicht unter den „Stäben, Reifen u. s. f." mit begriffen ist. — „Die zweite Art, fährt er fort, zeigt die Kelchform „mit etwas steifem Profile, gewöhnlich sehr weitaus„ladend und mit verschiedenartigen flachvertieften Li„nienverzierungen. Diese Säulenart charakterisirt le„diglich die höheren mittleren Säulenreihen". Diese Form des Capitäls findet sich indefs auch auf kurzen ausgebauchten Säulen, wie in dem vorgebauten überirdischen Theile eines Höhlenbaues zu Girscheh, im Grabmal des Osymandias (Canina Tav. XXXV. XXXVI) und es durfte bei Behandlung desselben eine eigenthümliche Form nicht übergangen werden, in welcher das Kelchcapitäl sehr wenig ausladet (wie im Tempel zu Soleb, Canina XLII, 1. 2), und die aufserdem dadurch sehr auffallend ist, dafs die Verjüngung des Säulenschaftes in dem Capitäle selbst fortgesetzt ist und die demgemäfs nur sehr geringe Ausladung erst am äufsersten oberen Rande beginnt; wie an den Säulen zu Kebyreh (Antaeopolis Canina Tav. LII, 1. 2). — Die dritte Art des Capitäls hat nun nach dem Verf. „ganz die Form einer Glocke, den weiten Rand nach „unten und von einer aus dem Stamm hervortreten„den Hohlkehle unterstützt"; wir glauben indefs, dafs diese Form, die aufserdem nur einmal, im hinteren Theile des Palastes von Karnack vorkommt (Canina XXI, 7), entweder zu der ersten, oder was noch wahrscheinlicher ist, zu der zweiten Säulenart zu rechnen sei. Wie dem aber auch sei, auf keinen Fall wird man berechtigt sein, eine dritte Säulengattung darin zu suchen. Vielmehr hätte dies eine andre — die sogenannte protodorische — Säulenform verdient, welche Hr. R. ganz mit Stillschweigen übergeht und deren Eigenthümlichkeit darin besteht, dafs das Capitäl ganz wegfällt und die Würfelplatte, die in diesem Falle sehr niedrig ist, unmittelbar auf dem Schafte aufruht. Solcher Art sind die sehr schwerfälligen Säulen (Höhe des Schaftes = $2\frac{1}{2}$ Dchm.) in einem unterirdischen Gebäude zu Kalapsché (Canina XLIII, 3), zu Amada in Nubien (Can. XLI, 1), am Tempel auf dem linken Nilufer zu Semne (Can. XLI), welche sämmtlich mit unterbrochene dorische Cannelirung haben und deren letztere, wie ohne Capitäl, so auch ohne Basis sind. Letztere Eigenthümlichkeit bemerkt man auch an der achteckigen flachcannelirten Säule ohne Capitäl im Tempel zu Medinet Abu (Canina XXX. XXXII, 2), welche man freilich auch als abgekanteten *Pfeiler* betrachten kann (vgl. indefs die Säule mit acht convexen Cannelüren zu Chermopolis. Canina L.). Die übrigen jüngeren doch nicht unwichtigen Formen der Capitäle deutet der Verf. nur an; von der Base bemerkt er ganz kurz: „die Base, welche mitunter ganz „fehlt, ist stets eine sehr niedrige runde Scheibe „oder Plinthe, selten im Profil abgerundet" S. 19, obgleich daran gar manche interessante Abweichung hervorzuheben gewesen wäre. So ist namentlich zu bemerken, dafs die nicht abgerundete Base nur äufserst wenig vor dem Schafte, bei ausgebauchten vor dem gröfsten Umfange desselben hervortritt; mehr thun dies die abgerundeten, deren Form jedoch näher dahin bestimmt werden mufs, dafs es Basen giebt, deren Profil 1) einen Halbkreis bildet (Medinet Abu Can. XXVIII. XXIX, Typhonium am Berg Barkal Can. LIV, 1); 2) einen flachen Kreisbogen (am letztgenannten Orte Can. LIII. Chermopolis Can. L); 3) eine Linie, welche nach unten gerade und perpendicular, nach oben mehr oder weniger stark abrundet (Girscheh, Grab des Osymandias Can. XXXV. XXXVI. XXXII, 3. 4. Amada XLI, 4. Vergl. die sehr weit vorspringende und ungemein abgeflachte Base der schon angeführten Säule zu Calapsché Can. XLIII, 3).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Schlufs.)

Ganz übersehen endlich hat der Vf. die sehr merkwürdige Base im kleinen Tempel südlich vom Palast von Karnack, welche einer dorischen mit rundem Abacus sehr ähnlich ist, indem sie aus zwei Theilen besteht, der gewöhnlichen runden gradprofilirten Platte und einer darüber liegenden gradlinigen dorischen Basis, welche Schaft und Platte verbindet (Canina Tav. XXIV).

An dem Beispiele der Säule möge es genügen, gezeigt zu haben, dafs in dem näheren Eingehen auf die Details der ägyptischen Architectur eine gröfsere Vollständigkeit öfter zu wünschen gewesen wäre; je länger wir jedoch bei dieser Betrachtung verweilt haben, um desto schneller können wir über die weiteren Beschreibungen des Verf.'s hinweggehen, zumal da dieselben zum Theil mit gröfserer Ausführlichkeit ausgeführt sind. Es behandelt derselbe in den folgenden die gröfseren Gebäudetheile, als Pforten, Pylonen, Monolithen - Capellen und Obelisken, dann in der oben angegeben Ordnung die Sculpturen, den Felsbau, in dem er vielleicht eine gröfsere Regelmäfsigkeit voraussetzt, als je darin stattgefunden hat, die Tempel Gebäude, hauptsächlich das Labyrinth, wobei er jetzt lediglich auf die äufserst wichtigen, schon anderen Orten publicirten Entdeckungen von Lepsius verwiesen werden darf. Endlich giebt der Verf. eine Beschreibung der Grabhöhlen (S. 226) und der Pyramiden (S. 237 ff.), in Betreff welcher dasselbe gilt als in Betreff des so eben berührten Labyrinthes.

Was nun endlich die allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der ägyptischen Architectur betrifft, so müssen wir schliefslich noch einen Augenblick bei denselben verweilen. Hr. R., der die gesammte ägyptische Bauweise als Hallenbau bezeichnet, bemerkt über denselben Folgendes: „es kam darauf an, sagt er S. 251, die frühere dem Höhlenbau entsprungene phantastische Willkühr bei der Bildung der Formen zu verlassen, der Baukunst ihre eigenthümliche Basis mit Begründung auf die statischen Bildungsgesetze zu geben, und aus einer in schrankenloser Spielerei sich ergötzenden, der Kindheit des Menschengeschlechts angehörenden allgemeinen Formenkunst eine ernste, eigentliche Baukunst herauszubilden. Dies aber konnte zunächst nur mit dem einfachen Hallenbau und nur dann gelingen, wenn man sich lediglich auf ihn beschränkte. Den Aegyptern gebührt unbezweifelt das Verdienst, den ersten Riesenschritt auf dieser neuen Bahn zur Vollendung gemacht zu haben, und wir dürfen es nicht bedauern, dafs darunter andere, wichtige und selbst höhere Vorzüge verloren gingen". Den Ausdruck statischer Bildungsgesetze glaubt Hr. R. nachweisen zu können: 1) aus dem einfachen oblongen Grundplan. Ohne dies unbedingt zu bestreiten noch zuzugeben, machen wir nur darauf aufmerksam, dafs eine nähere Bestimmung der statischen Bedeutung jenes Grundplans, die doch keineswegs auf der Hand liegt, nur im Interesse der Sache gewesen wäre. 2) „Aus der grofsen Einfachheit der Formen und der steten Wiederkehr derselben Formen bei demselben „Zwecke". Hiedurch wird indessen nichts gewonnen, wenn nicht eben die statische Bedeutung der Formen an und für sich nachgewiesen wird, was wir oben schon öfter vermifst haben; denn auch eine nicht statische Form kann wiederholt werden, wie dies in der indischen Architectur auch geschieht. 3) „Aus „der Verbannung der willkührlichen Verzierungen";

Digitized by Google

dies kommt auf denselben Punct zurück und kann nur dann von Gewicht sein, wenn im Gegensatze zu der Willkühr die Nothwendigkeit der Formen nachgewiesen wird. 4) „Aus der bei allem noch so grofsen „Sculpturenreichthum dennoch unverkennbaren Unter„ordnung der Bildhauerwerke unter die Architectur, „welches vornehmlich, freilich noch sehr unvollkom„men, durch das flache Relief geschieht". 5) Aus der Verjüngung der Mauern u. s. f. 6) „Hauptsächlich aus „der stets wiederkehrenden einfachen Construction der „unmittelbaren Unterstützung einer wagerechten Be„lastung durch lothrechte Stützen, also durch Säule, „Pfeiler und Mauern". Diese Unterstützung ist aber in der ägyptischen Architectur durchaus nicht mehr unmittelbar, sondern vielmehr durch vielfache und mannigfaltige Gliederungen vermittelt und gerade in dieser Vermittelung liegt zum Theil der Grund der hohen Stellung dieser Bauart in der Geschichte dieser Kunst.

Der Hauptpunct bei allen diesen Untersuchungen scheint uns aber immer das schon oben mehrfach berührte Verhältnifs der Form zu der Masse zu sein. In Betreff dessen sagt denn auch der Verf. allerdings S. 252: „überall ist die Masse vorherrschend vor der „Form" und S. 283: „der dumpfen Schwermuth, in „die solche Priesterlehre das Volk eigennützig hinab„drückte, entsprach die niederdrückende Schwere der „Bauformen, und die Geistesarmuth und vorherrschende „Sinnlichkeit, welche eine nothwendige Folge davon „sein mufste, fand eine sehr deutliche architectonische „Sprache *in dem überwiegenden Verhältnifs der Masse „zur Form*. Die beiden letzteren Eigenschaften, das „*Niederdrücken* und das *Vorherrschen der Masse vor „der Form* sind in dem Verhältnifs zur ganzen Ge„schichte der Baukunst besonders hervorzuheben nöthig".

So ist denn die Wichtigkeit jenes Verhältnisses allerdings angedeutet. Aber auch nur angedeutet. Denn dafs die einfache Bemerkung, die Masse herrscht vor der Form vor, für die ägyptische Architectur nicht charakteristisch sein könne, leuchtet ein, wenn man bedenkt, dafs in der Bauart der vorhergehenden Völker, z. B. der Babylonier, die Masse vor der Form noch bei weitem mehr vorherrschte, als bei den Aegyptern. Es war also vielmehr jenes Verhältnifs genauer zu bestimmen und insbesondere nachzuweisen, wie bei allem Vorherrschen der Masse, diese doch schon durch den Einflufs der Form bei weitem mehr modificirt worden sei, als dies bei der Architectur der vorhergehenden Völker geschehen war.

Darüber indefs, dafs trotz aller Vorzüge der ägyp tischen Architectur, Hr. R. dennoch wieder S. 255 b haupten konnte „Gegen die Kunst des Stammland „gegen die der Inder, tritt sie in den Schatten", e halten wir uns jeder Bemerkung, nur das wollen w hinzufügen, dafs dies einer jener oft berührten Wid sprüche ist, welche den organischen Zusammenha der Baukunst in sich und mit der allgemeinen „C „turgeschichte" der Völker ohne weiteres aufhe und vernichten müssen.

Dr. E. Guhl.

XXII.

C. O. Müllers Geschichte der griechischen teratur bis auf das Zeitalter Alexanders, n einer Handschrift des Verfassers herausge ben von Dr. Eduard Müller. 2 *Bde. Br lau,* 1841*; bei J. Max u. Comp.*

Entstehung, Plan und Bestimmung dieses Buc dürfen als bekannt vorausgesetzt werden, da es sc seit längerer Zeit erschienen, schon in mehreren öf lichen Blättern besprochen ist, und wahrscheinlich schon allwärts Eingang gefunden hat. Es scheint Verf. habe die griechische Literaturgeschichte in licher Weise behandeln wollen, wie Gervinus die sche. Das Werk ist unvollendet geblieben, und in der Prosa blofs bis auf Thukydides und Isok wogegen Plato, Xenophon, Demosthenes, Arist u. s. w. vermifst werden. Es ist hier nicht der des Verf.'s hohe Verdienste um die Wissens seine ausgebreiteten Kenntnisse und vielseitige stungen zu rühmen und sodann dieses nachge Werk als Beleg aufzuweisen und zu dem Zwec Vorzüge auseinanderzusetzen. Keine laudatio f wird von uns gefordert, sondern eine Prüfung leisteten an sich und zum Besten derer, die si dem Buche unterrichten wollen, damit sie wiss weit sie den Ansichten und Urtheilen des Verf trauen und auf seine Aussprüche bauen können. wir erklären, dafs wir dieses Ziel uns vorgese ben, geben wir damit zugleich zu verstehen, d sere Beurtheilung grofsentheils tadelnd ausfallen

Digitized by Google

sprechen aber zu gleicher Zeit aus, dafs wir O. Müller mit dem Maafsstab messen, mit welchem man die Meister mifst, bei denen man fürchtet, dafs ihre Autorität die Nachstrebenden einseitig mache und auf Abwege führe. *)

Es ist klar, dafs wir, ohne ein Buch über das Buch zu schreiben, nicht das ganze Werk in der besagten Weise durchgehen können, sondern uns auf einzelne Theile desselben beschränken müssen. Auf die dramatische Poesie kann Ref. um so leichter verzichten, da er seine von des Verf.'s Urtheilen sehr abweichenden Ansichten in seiner Schrift über Euripides niederlegt, deren erster Theil bereits in den Händen des Publicums ist, und das dort Geschriebene hier nicht wiederholen will. Auf die lyrische Poesie einzugehen, ist am wenigsten räthlich, weil hier den Vermuthungen überall ein weiter Spielraum gelassen ist, indem wir dieselbe meistens nur aus wenigen Bruchstücken beurtheilen können, und bei ihrer Vielseitigkeit Pindar keineswegs so wie bei der epischen Homer als Ersatz und Repräsentant des Verlorenen betrachtet werden kann, und indem hier noch zwei andere gleichfalls verlorene Künste, die Musik und der Chorganz sammt der Einrichtung der Festlichkeiten, von wesentlichem Einflufs gewesen sind. Nur so viel sei hier bemerkt, dafs, da die reichsten und mannigfaltigsten Schätze aus diesem Gebiete, aufser Pindars Siegliedern, in den Dichtungen der Tragiker und Komiker aufbewahrt sind, und da ferner die Nachbildungen der lateinischen Dichter für manches Verlorene Ersatz liefern, diejenige Darstellung dieser Literatur nicht richtig sein kann, welche die einen ganz übersieht, und die anderen zu wenig berücksichtigt, so wie klar, dafs man die Urtheile der Alten über das Verlorene nicht zu würdigen im Stande ist, wenn man gewisse wichtige Grundbegriffe, deren z. B. das Wort ἦθος einen ausdrückt, irrige Ansichten hat, wie der Verf. Th. I. S. 334 verräth. **) Wir werden also die epische Poesie auswählen und uns dabei besonders an Homer halten. Bei der Prosa ist die Wahl beschränkter. Wir wollen die Ausbildung der Beredtsamkeit in Betrachtung ziehen, die der Mittelpunct und Gipfel der Kunst des prosaischen Styles ist, und die Analogie dieses mit dem poetischen Style am deutlichsten erkennen läfst.

Der Verf. beginnt mit einer Mittheilung der Resultate neuerer Sprachforschung, durch die viele grobe Irrthümer beseitigt worden sind, und geht sodann zur Charakterisirung der griechischen Sprache selbst über, wobei er zwar vom Wohllaute derselben, nicht aber von dem spricht, wodurch sie zur Sprache der Poesie gestempelt worden ist, und worin sich der Schönheitssinn der Griechen so deutlich wie in ihren Kunstschöpfungen ausgeprägt hat.

Indem der Verf. sodann die Entstehung der Dialekte zu erklären sucht, macht er eine Bemerkung, die zu seiner Bekanntschaft mit den neueren Sprachforschungen nicht wohl pafst. Er meint, die Theile des Sprachbaues seien durch die Völkerzüge durch einander geworfen worden, um hierauf wieder in Verbindung gebracht und zu einem neuen Ganzen verbunden zu werden: denn die griechische Sprache biete den Anblick eines nach einem weisen und regelmäfsigen Plane gewebten Gewebes dar, das eine stürmische Hand in Stücke zerrissen und in Fäden gerupft habe, die alsdann zusammengesetzt zu einem neuen Gewebe verbraucht worden seien. Dies bezieht er namentlich auf die Erscheinung, dafs von einem Zeitworte blofs ein erster, von einem anderen ein zweiter Aorist, und wiederum von diesen oft blofs einzelne Personen existiren u. s. w. Er durfte nur unsere eigne Sprache ansehen, um zu wissen, dafs hier keine vulcanische Gewalten gewirkt haben. Sodann lehrt die Betrachtung der englischen, der neupersischen u. s. w. Sprachen, dafs die Mischung verschiedener Stämme und Sprachen auf die Flexionen keinen Einflufs hat. Und wäre das Wesen der Sprachen nicht von zäherer Natur, wie vermöchten wir denn noch heute die Verwandtschaft der Sprachen von Hinterindien bis Portugal nach so vielen Wanderungen und Umwälzungen aller Art zu erkennen? Die Verschiedenheit der Mund-

*) Wenn der Hr. Ref. es für angemessen hält, sich gegen eine unrichtige Auslegung seiner Ausstellungen zu verwahren, so braucht die Redaction ihrer Seits nur auf den Grundsatz der Jahrbücher hinzuweisen, wonach der namhafte Ref. selber sein Wort vertritt. (Red.)

**) Wir dürfen über die Jonische Poesie des Anakreon ganz dasselbe Urtheil fällen, das Aristoteles über die ein Jahrhundert jüngere Jonische Malerschule des Zeuxis ausspricht, dafs ihr — bei aller Eleganz der Zeichnung und allem Reiz der Farbe — doch *ein sittlicher Charakter* (τὸ ἦθος) fehle".

Digitized by Google

arten, die, wenn sie sich gegenseitig unverständlich werden, verschiedene Sprachen genannt werden, wird durch Vertauschungen verwandter Laute bewirkt. Kann das irgend eine äufsere Mischung oder Umwälzung bewirken? Hier kann blofs von organischem Wachsthum die Rede sein, durch den es auch geschieht, dafs Formen und Ausdrücke veralten und aufser Brauch kommen und neue dafür zur Herrschaft

Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt, ita verborum vetus interit aetas etc.

s. Horaz Poet. 60 — 72.

Sodann folgt von den Dialekten das Bekannte, wie es ohngefähr die Grammatiken enthalten. Der äolische Dialekt wird als der ältere, der jonische als der jüngere und vom ursprünglichen Typus entferntere betrachtet. Von den Dorern wird gesagt: „So wie ihre Mundart überall die breiten, kräftigen und rauhen Töne vorzieht (und mit unbiegsamer Regelmäfsigkeit festhält?), so können wir natürlich auch bei ihnen die Neigung erwarten, einen Geist der Strenge und der Ehrfurcht vor den alten Gebräuchen durch den Bau ihrer bürgerlichen und häuslichen Verfassung walten zu lassen". Es hat meines Wissens noch niemand gewagt zu bestimmen, welche von den deutschen Dialekten die älteren und welche die jüngeren seien, noch zu behaupten, dafs das weichere Plattdeutsch gröfsere Beweglichkeit des Geistes beurkunde als das rauhere Oberdeutsch, oder dafs das Festhalten am Hergebrachten bei den Oesterreichern mit dem Charakter ihres Dialekts in Verbindung stehe. Und zum Glück braucht man dergleichen auch gar nicht zu wissen.

Das zweite Capitel handelt von der ältesten Religion der Griechen. Der für Krieger geeigneten Religion, welche das Homerische Zeitalter auszeichnet, wird eine frühere auf Naturphänomene und Jahreszeiten sich beziehende und mehr für Feldbauer geeignete, wie die Pelasger gewesen seien, entgegengesetzt: denn Zeus sei = Himmel, Hera, Demeter, Dione = Erde, Poseidon = Wasser, Hephaistos = Feuer u. s. w. Hier treffen wir wieder auf denselben Irrthum, dafs äufseren Umwälzungen zugeschrieben wird, was lediglich aus geistigen Bewegungen abgeleitet werden mufs. Religion und Gebräuche werden mit gleicher Zähigkeit wie die Sprache festgehalten, und wir hören bei den Griechen zu keiner Zeit etwas von gewaltsamer Ausrottung oder Aufdrängung fremden Glaubens. Aber der unbemerkten, selbst unbewufsten, Umwandlung der Glaubensansichten, die mit den übrigen geistigen Entwicklungen nothwendig verknüpft ist, kann sich kein Mensch entziehen. Und dafs eine bedeutende Umwandlung dieser Art zur Zeit, da die epische Poesie emporkam, vorgegangen ist, und vielleicht eben durch und mit ihr vollendet wurde, davon giebt es tausend Beweise. Ein Beispiel wird deutlich machen, was wir meinen. Wir sehen aus der Leichenfeier des Patroklos, wozu die Wettspiele ursprünglich bestimmt gewesen sind, und betrachten wir ferner die römischen Gladiatorenspiele, die gleichfalls ursprünglich zu Ehren der Todten und der Unterweltsgötter angestellt wurden, so sehen wir deutlich, dafs dadurch unwillkührlich Opfer für jene beabsichtigt wurden: denn darin glaubte man die Gestorbenen unersättlich, und wollte ihnen durch jene Spiele gleichsam Gelegenheit geben, von den Kämpfenden zu sich zu rufen, wen sie wollten. Dieser Aberglaube nun ist in eine schöne Uebung ritterlicher Tugenden übergegangen. Und so wie diese Spiele, so zeigt jeder Gebrauch, den Homer berührt, jede Gestaltung der Mythen, jedes Urtheil des Sängers und seiner Helden, dafs Ritterthum über Pfaffenthum, Vernunft über Aberglauben, menschliches Gefühl über fromme Grausamkeiten den Sieg davon getragen hat. Die Götter, mochten sie auch ursprünglich sein und bedeuten was sie wollten, sind zu Ideen menschlichen Fühlens und Handelns emporgerückt. Und diese Umwandlung ist ohne Revolutionen, ohne bewufste Entgegensetzung, durch stille geistige Entfaltung unter dem steten Zuge zum Schönen hin, den Griechen allein das Vernünftige war, bewerkstelligt. Noch vor Homer, sagt man, habe Orpheus, Vertreter der Magie, der Stifter religiöser Weihe, der Arzt durch Sympathie und Spruchsprechen, Wunderthäter, der Zauberer, gelebt: und diese Sage mufs wahr sein, weil wir den analogen Gang der Entwickelung auch bei anderen Völkern antreffen, weil die Spuren davon im Homer vorliegen. Aber Homer weifs nichts von einer Opferung der Iphigenia, will es nicht wissen, und die Mysterien-Götter Kabiren und Dionysos werden von ihm fast ignorirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

K. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, nach einer Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller.

(Fortsetzung.)

Im dritten Capitel, welches von der ältesten Poesie der Griechen handelt, heifst es: „der Dienst der Götter mufs lange hauptsächlich in stummen Handlungen, bedeutungsvollen Geberden, in leise gemurmelten Gebeten, endlich auch in laut ausgestofsenem Geschrei (ὀλολυγμός) u. s. w. bestanden haben, ehe das geflügelte Wort sich vom Munde löste" u. s. w. Diese Ansicht ist eben so roh, wie die vom Verf. p. 6 verworfene, „dafs die Wilden von Griechenland von rohen Barbaren und wildem Geschrei, durch welches sie ihre thierischen Bedürfnisse ausgedrückt hatten, und den Tönen, wodurch sie die Eindrücke der äufsern Natur nachzuahmen suchten, allmählig zu der wohlklingenden und edlen Sprache gelangt wären, die wir in den Homerischen Gedichten bewundern". Warum hat der Verf. nicht dort ebenfalls, wie hier, Analogie der Geschichte befragt? oder warum sollen die Griechen in der Götterverehrung sich als stumme Wilde gezeigt haben, da sie es in anderen Dingen seit ihrer Trennung von den Indern und Parsen nicht gewesen sind? Wir finden bei allen Völkern, die nicht zu halbbarbarischem Zustande herabgesunken sind, nur einen höheren religiösen Zustand: entweder man schreibt Gebeten und Ceremonien an sich alle Kraft zu, oder man setzt diese Kraft in die Gesinnung mit der sie verbunden werden, und sucht die Gemeinschaft mit den Göttern durch Handeln und Thaten zu erreichen. Das Erstere lehrt Homer, das Erstere Orpheus. — Die Mannichfaltigkeit Sangweisen, die bei verschiedenen Völkern und bei verschiedenen Anlässen herrschend waren, wie der Linos, Jalemos, Skephros, Lityersis, Bormos, Mamros, Päan u. s. w., von denen der Verf. ausführlich handelt, sind interessant, wenn sich nachweisen läfst, zu welchen Gattungen von Liedern und Gesängen sie durch die Dichter und Componisten veredelt wurden; aufserdem aber gehen sie die griechische Poesie so wenig an, wie das Jodeln der Schweizer und das Singen der Matrosen beim Ein- und Ausladen die deutsche, und vollends mit der epischen scheinen sie in gar keinem Zusammenhang zu stehen. Und auch die Sänger beim Götterdienst, Olen, Eumolpus, Orpheus, die Korybanten u. s. w., konnten, weil es bei ihren Liedern auf die magische Kraft der Worte, nicht auf ästhetische Gestaltung, ankam, den weltlichen Sängern wenig mehr nützen, als dafs sie musikalische Instrumente, und allenfalls auch einige Gesangsweisen, auf sie vererbten.

Im vierten Capitel bespricht der Verf. den Gebrauch der epischen Poesie bei Gastmählen der Fürsten und bei öffentlichen Festen und Spielen, und die Wettkämpfe der Sänger; dabei wird der Name ῥαψῳδός, als gleichbedeutend mit στιχῳδός, auf das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Abtheilungen oder Pausen bezogen. Hier vermifst man eine Darlegung des Einflusses, welchen diese Bestimmung der epischen Poesie auf ihre Gestaltung gehabt hat und eine Vergleichung des Rhapsoden mit dem Schauspieler (ὑποκριτής). Nur vom Charakter des Rhythmus wird gesprochen, und ihm Gleichgewicht, Ebenmaafs und Ruhe beigelegt. Der Declamator (ῥαψῳδός) kann die Affecte nicht so vollständig nachahmen wie der Schauspieler: er mufs dieselben mehr andeuten als auszuprägen suchen, und kann darin leicht zu viel thun (Aristot. Poet. 26, 3). Daraus folgt, dafs auch die Dichtung selbst mehr auf Erzählung der Thaten als auf Darstellung der Leidenschaften gerichtet sein mufs. Thaten dagegen lassen sich wiederum auf der Bühne nicht wohl nachahmen: und so scheiden sich die Ge-

Digitized by Google

biete der epischen und dramatischen Poesie schon vermöge dieser äufseren Verhältnisse. Ferner das Schauspiel bringt Anzug, Umgebungen, Verrichtungen u. s. w. unmittelbar vor die Augen der Zuschauer: der Declamator mufs dies Alles durch Erzählung und Beschreibung vergegenwärtigen. Der Schauspieler steht nicht allein vor der Versammlung, sondern selbander oder selbdritt: die Augen der Zuschauer sind aber auf alle gerichtet: also darf keiner müfsig sein. Daraus folgt, dafs die Reden kurz, bündig, schlagend, der Dialog lebhaft, spannend, leidenschaftlich sein mufs. Dagegen erkennt man die Nothwendigkeit der Ruhe, Breite und Gemächlichkeit des Epos gegenüber dem Drama. Der Erzähler kann nachholen, einschalten, vorwärts und rückwärts gehen: er kann abbrechen, um am anderen Tage wieder fortzufahren. Das Alles ist beim Schauspiel unmöglich, weil sich die Sachen unmittelbar vor unseren Augen entwickeln, und der Acteur sich an die Stelle des Helden setzt. Daraus ergiebt sich der gröfsere Umfang des Epos und die Mufse zu gedehnteren Episoden. Die Sache läfst sich noch weiter verfolgen: aber wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen.

Der Verf. spricht sodann vom poetischen Ton und Charakter des alten Epos, und sagt, er sei auf eine Weise festgestellt wie es bei keiner andern Gattung in Griechenland der Fall gewesen sei. In keiner finde man so viel überlieferte Formen und einen so unwandelbaren Typus vorherrschen, u. s. w. Wir glauben, dafs hierin das Epos vor andern Dichtungsarten und Kunstgattungen nichts voraus habe: denn ein solcher Styl oder Typus ist das nothwendige Gepräge aller volksthümlichen Kunstleistungen, die zwar von einzelnen hervorragenden Geistern besonders gefördert, aber von einer grofsen Masse Gebildeter betrieben und verbreitet werden. Bei der tragischen Poesie können wir drei Stufen der Entwicklung nach den drei grofsen Dichtern unterscheiden, beim Epos wenigstens zwei (Homer und Hesiod), vielleicht auch drei, wenn wir den Chorizonten beipflichten. Die äufseren Formen aber sind beim Drama so feststehend wie beim Epos gewesen: denn wie hätte man sie sonst benennen können?

Für die Ansicht, dafs die epischen Gedichte blofs mündlich und durch das Gedächtnifs fortgepflanzt wurden, entscheidet sich der Verf. mit Recht, und legt dabei auf die Gestalt des Textes ein besonderes Gewicht. Die Schreibkunst kann dabei immerhin bereits in Gebrauch gewesen sein. Wurden doch selbst die Dichtungen der Tragiker, ohngeachtet Aristophanes versichert, dafs jeder Athener sein Buch habe und lese, den meisten im Volke nur auf jenem Wege bekannt und warum waren die Sicilianer den Athenern, welche ihnen Stücke aus den Trägödien vortrugen, so dankbar, als weil man an das Lesen der Gedichte nicht gewöhnt war, und blofs die mündliche Fortpflanzung gepaart mit Action und Gesang, liebte?

Dafs Homer nicht der erste in seinem Fache war, ist so einleuchtend, dafs man denjenigen bedauern mufs, der noch einen Beweis dafür begehrt. Allein statt der Untersuchung über Homers Heimath, mit der man doch nie ins Reine kommen wird, wäre es weit besser gewesen, sich dabei zu beruhigen, dafs so viele Städte sich die Ehre beilegten, und daraus den Schluss zu ziehen, dafs die epische Poesie eben nicht wie die dramatische an *einen* Staat gebunden war. Dies beweist unwidersprechlich der Dialekt, der in der Weise, wie ihn die Poesie gebrauchte, schlechterdings *nirgends* gesprochen worden sein kann. Denn kein lebender Dialekt hegt eine solche Mannigfaltigkeit von Formen, sondern bevorzugt das Eine und läfst das Andere wegkommen. Der epische Dialekt war eine Sängersprache, kein Volksidiom, gegründet auf den Jonismus, aber aus allen Gegenden bereichert, und in seiner Flüfsigkeit unendlicher Modificirung und Erweiterung fähig. Was aber die geographischen und historischen Andeutungen betrifft, so würde sich aus ihnen eben so gut Ithaka, als Smyrna oder Chios, für Homers Aufenthalt erweisen lassen.

Homers Verdienst gegenüber seinen Vorgängern wird vom Verf. in die Vereinigung vieler Abenteuer zu umfassenden Compositionen gesetzt. Und allein verräth dieser Plan ein so tiefes und klares künstlerisches Bewufstsein, dafs denselben aus unwillkürlichem Zusammenwirken mehrerer Sänger herzuleiten unmöglich ist. Aber die Darlegung dieses Planes beim Verf. viel zu dürftig gerathen, die ganze ästhetische Beurtheilung viel zu mangelhaft, als dafs sie den Leser befriedigen könnte. Wir müssen uns auch wieder auf einige Andeutungen beschränken. Die Einheit der Ilias besteht einestheils in der Hervorhebung des Achilles, anderntheils in der Schilderung der wichtigsten und entscheidendsten Momente eines g

Digitized by Google

gemeinsamen kriegerischen Unternehmens: beide Rücksichten fallen in eine zusammen, insofern Achill eben auch nur eines von diesen Momenten ist. Die Wichtigkeit eines Mannes wird am deutlichsten erkannt, wenn man ihn in schwierigen Lagen entbehrt: seine Gröfse am meisten dann, wenn Begeisterung für eine ihm theure oder heilige Sache ihn zum Handeln treibt. So zerfällt das Gedicht vom Zorn des Achills nothwendig in die zwei Theile, vom Zorn gegen die Griechen und vom Zorn gegen die Trojaner, und endigt da, wo das Feuer dieser Leidenschaften ausgebrannt hat, und der Held selbst durch sie dem Untergange ugetrieben ist. Man könnte den ersten Theil den des lasses (gegen die Griechen), den anderen den der Liebe gegen Patroklos) nennen. Beide verhalten sich zu einander wie die beiden Theile der Odyssee: denn im rsten ist der Held abwesend, und wir werden mit der Noth, welche aus dieser Abwesenheit entspringt, bekannt gemacht, im zweiten kehrt er zurück und entfernt die Uebel durch sein Handeln: den Uebergang us dem einen Theil in den anderen bildet die Katastrophe. Die ersten Theile beider Gedichte geben Raum i vielerlei Episoden, die zweiten sind rasch vorschreitend, indem die Entwicklung keinen Aufenthalt duldet. Die Episoden der Odyssee zerfallen in drei Theile nach en drei Hauptpersonen, der Penelope, die sich als ne eben so kluge als treue und sittsame Hausfrau ewährt, dem Telemach, der als Sohn eines solchen Vaters die Hände nicht in den Schoofs legt, sondern hut was von ihm erwartet werden kann und was in einen Kräften steht, und dem Ulysses, dessen frühere chicksale nachgeholt werden müssen. Die Nothwendigkeit dieser Theile ist also leicht abzusehen. Aber Episoden der Ilias sind nicht minder nothwendig: muſs man bei ihrer Beurtheilung noch weniger, bei denen der Odyssee, aufser Acht lassen (was Verf. ganz richtig bemerkt hat), dafs griechische htungen nie das Schicksal eines Mannes, sondern er eines Hauses oder eines Volkes zum Gegenstand en. Es sind darum nicht allein die ἀριστεῖαι der dnen Helden zur Vergleichung mit dem Hauptheln und zur steten Steigerung des Interesses erforder- (und dafs diese Leistungen der Einzelnen immer einen Punct zusammengedrängt werden, so dafs seinen eignen Tag der Auszeichnung erhält, dies ben einer der schönsten Beweise von dem künstlerischen Bewufstsein des Dichters), sondern es mufs auch für eine recht vollständige Schilderung des Krieges gesorgt werden, wodurch Wechsel und Mannigfaltigkeit in das Gedicht kommt und sich die Weisheit des Dichters zur Belehrung und Ergötzung nach allen Richtungen hin offenbart. Dafs dadurch der Anschein entsteht, als wäre in den früheren Jahren nichts geschehen, überlegt und eingerichtet worden, darum hat sich der Dichter, der nicht für gelehrte Grübler arbeitet, so lange er nur zu täuschen hoffen kann, nichts zu kümmern: man lese, was über Wahrscheinlichkeit und Wahrheit der Dichtungen Aristoteles und Goethe geschrieben haben. Von diesem Standpuncte aus sind die Mauerschau der Helena, der Versuch, durch den Zweikampf der beiden Betheiligten den Handel zu schlichten, die Befestigung des Lagers, die Musterung des Heeres, die Aufstellung nach Stämmen und Verwandtschaften u. s. w. zu beurtheilen. Dafs aber alle möglichen Wechselfälle des Krieges und Unternehmungen Einzelner, Mehrerer und der Gesammtheit, Rückzug, Lagererstürmung, nächtlicher Ueberfall, Vertrag, Eidbruch, Todtenbestattung u. s. w. aufgenommen sind, kann noch weit weniger befremden. Wir geben also nicht zu, dafs irgend ein Theil eingeschoben sei, aufser einzelnen Stellen und dem Schiffscatalog, der nicht blofs wegen der Widersprüche mit dem Uebrigen für unächt zu halten ist, sondern noch weit mehr darum, weil er schlechterdings undichterisch ist. Der Dichter, welcher die Rüstung Achills nicht als eine fertige beschrieb, sondern uns zu ihr hinführte, als sie gemacht wurde, wird noch weniger die Streitmächte uns lieber durch eine Aufzählung, als durch Führung auf den Kampfplatz oder durch eine Musterung uns haben veranschaulichen wollen.

Den Patriotismus (von welchem der Verf. S. 89 spricht) hat Homer mit allen griechischen Dichtern gemein, und es folgt daraus, dafs er die griechischen Helden über die Trojanischen stellt, aber weiter nichts, und mit dem Ankämpfen des Diomedes gegen die Götter hat er schwerlich etwas zu schaffen. Ein solches Erkühnen lag so sehr in dem Bewufstsein jenes trotzigen Heldenthums, dafs Homer im Angesichte der Beispiele, welche Dione aus früheren Dichtungen citirt, es kaum aus seinem Gedichte weglassen konnte, und vollends zu einer Zeit, wo das Geschick den Griechen zuwider schien, war dieser Angriff auf die Götter sehr

Digitized by Google

an seinem Platze. Dafs Jupiter sein der Thetis gegebenes Wort vergessen zu haben scheint, das ist eine sehr alltägliche Erscheinung: Götterworte erfüllen sich spät und man wird oft an ihnen irre. Diomedes will (Il. VI, 129) nicht aus freien Stücken gegen die Götter kämpfen, wissend dafs die That keinen Seegen bringt; aber bei der Verwundung des Ares und der Aphrodite bietet er sich ja blofs zum Werkzeuge dar.

Im zweiten Buch der Ilias erkennt der Verf. eine Komödie voll lustiger Verwirrung, und der betrogene Agamemnon scheint ihm der Gegenstand des Gelächters. Ich gestehe, dafs mich bei Lesung dieser Erzählung nie ein solches Gefühl, wie den Verf., angewandelt hat, und dafs mir im Gegentheil das Loos des Agamemnons als tragisch erschienen ist. Agamemnon erscheint oft als kleinmüthig und verzagt, und diese Verzagtheit macht dem Manne Ehre

ᾧ λαοί τ' ἐπιτετράφαται καὶ τόσσα μέμηλε

Andere haben gut leichtsinnig sein und zur Fortsetzung des Krieges mahnen: denn sie haben nur für ihre eigne Sache einzustehen. Agamemnon beweist sich als König eines zur Freiheit bestimmten Volkes, indem er nur den Willen der Gesammtheit ausrichten will, und die Völker nicht um seiner eignen und seines Bruders Angelegenheit willen aufopfern. Die Gewissenhaftigkeit dieses Bedenklichen in der verhängnifsvollen Nacht, da Odysseus und Diomedes den nächtlichen Einfall wagten, rettete die Griechen, während Hectors Ehrgeiz ihn selbst und sein Vaterland zu Grund richtete. Ein Achill taugt nicht zum Feldherrn, aber wehe dem Führer und Volke, die einem solchen Manne mit Undank lohnen! Wie schön und wahr ist daher der Gegensatz des Verdienstes und der Macht, welche in Achill und Agamemnon personificirt sind! Jenem steht es an, zu thun was er will und zu leiden was er mufs, seine Leidenschaften und mit ihnen sein Heldenthum austoben zu lassen, ein kurzes, ruhmvolles Leben einem langen, ruhigen vorzuziehen, zu zeigen, dafs ihm nicht blofs Unwahrheit und Zurückhaltung, sondern auch jede Gewalt, die er seiner Natur anthun müsse, wie die Pforten der Hölle verhafst sind. Aber dieser erobert Troja nicht und führt das Heer nicht heim. Das thut dagegen derjenige, welcher alle Kräfte in ihrer Weise am rechten Platze wirken läfst: und ein solcher ist Agamemnon. Sein Manöver im zweiten Buche ist ganz köstlich und erreicht den Zweck, trotz dem dafs er sich in der Hauptsache verrechnet hat, d. h. dafs Jupiter durch den Traum ihn täuscht. Hätte er sich hingestellt in die Versammlung und voll Vertrauen auf seine Autorität und die Macht seiner Worte ein neues Feuer zum rüstigen Erneuern des Krieges entflammen wollen, so hätte er bei der damaligen Stimmung mehr versucht, als zu leisten in irgend eines Menschen Macht stand. Und wie konnte er es auch nur versuchen wollen, nachdem er durch eigne Schuld den ersten Helden vom Kampfplatz entfernt hatte, und das Ziel der Unternehmungen weiter als je entfernt schien? Er richtet es so ein, dafs Andere für ihn es thun, dafs das Volk beschämt wird, und nach der Entfernung Achills sich nicht völlig verlassen glaubt: er giebt Gelegenheit, die unnützen Schreier zu Paaren zu treiben und mifsliches Gerede über sein eignes Unrecht verstummen zu machen; und selbst seine Täuschung fördert seine Absicht so gut wie ein ersonnener Trug: denn wie konnten ohne sie die Fürsten, die gleichfalls über den Rücktrit Achills nicht erbaut waren, mit neuem Muth und Kampflust belebt werden? Heifst das nicht eine lächerliche Rolle spielen, und haben diese Vorgänge überhaupt etwas Komisches an sich? Der Umschwung der Dinge war zur Verwischung des Eindrucks, welchen der Hader mit Achill verursacht hat, schlechterdings nothwendig. Diese Erzählung aus der Ilias herausnehmen, heifst also die Ilias aus der Ilias hinauswerfen.

Im zweiten Theile der Ilias erkennt der Verf. weniger Unächtes als im ersten. Eine Tragödie, sagt er, hätte mit dem Tode Hektors schliefsen können, aber kein episches Gedicht, da es in diesem nothwendig sei, dafs man das aufgeregte Gemüth zur Ruhe kommen lasse. Das sind seltsame Begriffe über das Wesen der Tragödie und ihr Verhältnifs zum Epos, die wenigstens nicht von den Alten gelehrt noch bestätigt werden. Aber um blofse Gemüthsberuhigung handelt es sich auch bei der Ilias nicht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

C. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, nach einer Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller.

(Schlufs.)

Achill wollte seinen Freund *rächen und ehren:* weiter hatte das Leben keinen Reiz mehr für ihn, und sein eigner Tod stand hinter diesem in Aussicht. Gehören denn nun die Leichenspiele nicht eben so gut zu diesen Ehren wie die Erschlagung seines Gegners? und ist denn das Schicksal der Leiche dieses gleichgültig für den Todten? Der Zorn Achills ist der Inhalt des Gedichts. Diesem Zorne fallen zwei Helden zum Opfer, Patroklos und Hektor: mit der Bestattung beider schliefst das Gedicht und endigt jener Zorn.

Eine mächtige Leidenschaft, der die theuersten Opfer fallen, bildet den Inhalt der Ilias, so wie der meisten Tragödien: Dichtungen dieser Art rechneten die Alten zur pathetischen Gattung, die gewöhnlich ohne grofse Verwickelung und ohne Peripetie (plötzliches Umschlagen ins Gegentheil) ist. Ihr gegenüber steht eine andere Gattung, die durch die Verwicklung in Spannung versetzt, und statt der verzehrenden und zerstörenden Leidenschaften mehr die mäfsigeren Affecte (ἦθος) schildert. Dieser Art ist die Odyssee, für eine eben so grofse, vielleicht noch gröfsere, Anzahl von Tragödien, wie der Ilias, nachgebildet war. Verwicklung, Katastrophe, Episodien, Entwicklung und Schlufs der beiderseitigen Tragödien sind immer in beiderseitigen Epopöien vollkommen analog. Natürlich! denn die Bedingungen der Einheit und Vollständigkeit sind überall die nämlichen.

Telemach wird von Homer selbst mit Orest zusammengehalten, nicht, wie der Verf. p. 102 meint, um Erwartung zu erregen, dafs er ganz allein etwas gegen die Freier unternehmen werde, sondern zur Bezeichnung der analogen Aufgabe beider, nämlich die Stelle des abwesenden Vaters einzunehmen und im Nothfall selbst gegen die Mutter zu behaupten: welches auch sofort von Telemach geschieht. Alles, was diesen betrifft, mufs auch im ursprünglichen Plan des Gedichtes gelegen haben: denn auf ihm ruht das Schicksal des Hauses, so lange Odysseus fehlt, weit mehr, als auf der Mutter, die ja den Aeltern zurückgegeben oder auch ausgebeurathet werden kann. Er steht daher zu Odysseus in einem analogen Verhältnifs, wie Elektra zu dem zurückkehrenden Orest, nur dafs er als Mann nicht zu passivem Verhalten genöthigt ist. Was der Verf. über andere Einschiebungen der Odyssee vorbringt, lassen wir dahin gestellt.

Die Gründe der Chorizonten, welche verschiedene Verfasser für beide Gedichte und eine verschiedene Zeit der Entstehung annehmen, hat der Verf. offenbar zu leicht abgefertigt. Wenn von den Alten verschiedene Verfasser genannt würden; so würde es niemand einfallen, die beiden Gedichte auf *einen* zurückzuführen. Was will aber jenes bedeuten? Wurde dem Homer von den Alten nicht auch der Margites, nicht auch dramatische Dichtungen (Aristot. Poet. 4, 9) beigelegt? Gehen nicht unter seinem Namen auch der Froschmauskrieg und die Hymnen? der Sammelname kann also unmöglich ein Gewicht haben, und aufser ihm spricht gar nichts für die Vereinigung; für die Trennung aber sehr Vieles, und vor allem die Abweichungen in den Sagen, welche hier nachzuweisen nicht unsere Absicht sein kann. Nur Eins wollen wir erwähnen. Nach der Odyssee ist Telemach bei der Rückkehr seines Vaters, den er als Kind nie gesehen hat, etwas über zwanzig Jahre alt. In der Ilias schwört Odysseus bei dessen Namen, und ist stolz darauf, der Vater des Telemach zu heifsen. Thut man das einem neunjährigen Kinde? Und warum thun es die übrigen Helden ihren zurückgelassenen Kindern nicht? Der

Digitized by Google

Name Homer bezeichnet eine Gattung von Gedichten, welche den ritterlichen Dichtungen unserer Minnesänger analog ist; der Name Hesiod eine zweite, welche im Wesen den Werken unserer Meistersänger entspricht: denn der Nutzen und das praktische Bedürfnifs haben in den beiderseitigen Dichtungen ein zu grofses Uebergewicht und beeinträchtigen ihren künstlerischen Werth. Wenn uns nun diese Namen bei den übrigen Denkmählern für weiter nichts gelten, als dafs sie uns die Gattungen bezeichnen, in welche sie eingereiht wurden, warum sollen sie gerade bei einem derselben entscheidend sein?

Weiter wollen wir auf Hesiod nicht eingehen, und wenden uns nun sofort, wie wir versprochen haben, zur Entwicklung der Beredtsamkeit, als der höchsten Kunst des prosaischen Styls. Ehe wir aber die Beurtheilung der Ansichten des Vf.'s beginnen, wird es nöthig sein, das Wesen der Beredtsamkeit wenigstens mit einigen Zügen zu schildern. Denn man kann die Leistungen derer, denen sie ihre Ausbildung verdankt, unmöglich richtig beurtheilen, wenn man nicht das Ziel, welches diesen vor Augen geschwebt hat, selbst klar erkannt hat. Diese Schilderung aber vermifst man beim Verf.

Die Beredtsamkeit ist eine Kunst, so gut wie die Poesie. Jede Kunst ist aber nur dadurch Kunst, dafs sie ihr Ziel nach ihren eigenen Gesetzen verfolgt, und alles dasjenige, was aufser diesen Gesetzen liegt, nur als Mittel behandelt. Das Ziel der Beredtsamkeit ist, zu überzeugen und die Menschen nach seinen Absichten zu lenken. Das Wahre nützt dem Redner nicht, wenn es nicht wahrscheinlich gemacht werden kann, und auch das Falsche, welches die Wahrscheinlichkeit unterstützt, mufs ihm willkommen sein. Es ist bekannt, wie wenig historische Glaubwürdigkeit den Reden der Alten zugestanden werden kann, und dafs selbst die würdigsten Männer sich nicht entblödeten, in ihren Reden gelegentlich auch etwas zu fingiren. In diesem und allem Uebrigen ist die Beredtsamkeit der Dichtkunst analog. Der Redner beobachtet unsere Vorurtheile und unsere Leidenschaften, und benutzt sie zu seinen Zwecken: er entdeckt die Mittel, jene auszureifsen oder einzupflanzen, diese aufzuregen oder zu beschwichtigen, und durch geschickte Handhabung dieser Mittel beherrscht er die Köpfe und Herzen der Versammlung und reifst sie mit sich fort, ohne dafs sie weifs wie ihr geschieht. Freilich bewährt sich auch hier die Macht der Sittlichkeit, und bei gleicher Rednergabe wird ein ehrlicher, wohldenkender und patriotischer Redner über einen egoistischen, wie Demosthenes über Aeschines, den Sieg davon tragen: aber wenn dies der Fall ist, so sieg der Mensch über den Menschen, nicht der Redner übe den Redner. Die Moralität hat also in der Beredt samkeit nur eben so viel Gewicht wie in der Poesie sie ist ein Moment, aber sie ist nicht das Höchste Die Beredtsamkeit ist eine gefährliche Waffe in de Hand des Schlechten; und die Poesie ist es gleichfall Gervinus hat bemerkt, dafs Goethes Gabe, zwische Gefühl und Reflexion, Instinct und Bewufstsein zuw len etwas Dämonisches und Furchtbares habe, weil w überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewufstseins vo aussetzen und voraussehen, überall also das kältere u freie Beherrschen der Dinge fürchten, dessen vortheil haften Einflufs auf die Kunstwerke wir nicht verk hen, dessen unheimliche Anwendung auf die Handlu gen und Ansichten uns dagegen auch schon in d Vorstellung abschrecke. Ariosto war von derselb Natur, wie schon die einzige Anekdote beweist, da er an den Geberden und Worten seines Vaters, wä rend dieser ihn ausschalt, das Wesen des Zorns st dirte, und jeder grofse Dichter und Redner übt diese Ga

„Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt".

Mit der Ausbildung beider Künste beginnt e neue Aera im Leben der Völker: denn beide rei den Menschen mehr von Instinct und Herkommen Bei der epischen Poesie haben wir diese Wirkung angedeutet. Bei der Beredtsamkeit ist dieselbe bedeutender, weil sie ihre Nahrung aus der Phil phie zieht, und ihre Zwecke unmittelbar auf das fentliche Leben gerichtet sind. Es ist daher Wunder, dafs selbst viele der erleuchtetsten Mä an ihr irre geworden sind, ihr den Verfall der S ten und den endlichen Untergang des Griechenth zugeschrieben haben. Trotzdem ist es Beschränkt ihnen das nachzusprechen: denn jede Kunst hat Kraft in sich, die Wunden, die sie schlägt, au heilen, und neue Segnungen zu verbreiten. Als das Griechenthum zum Menschenthum erweitert mufste es untergehen; und es ist nicht gestorbe man es sterben zu sehen meinte: denn Macedoni Römer bilden die Fortsetzung desselben.

Digitized by Google

Philosophie und Beredtsamkeit, wie Wesen und Schein, stehen ewig mit sich in Wechselwirkung, und als so nahe Verwandte sind sie in steter gegenseitiger Reibung begriffen, verdammen und heben sich wechselsweise. Ein vollendeter Redner ist gewöhnlich ein oberflächlicher Philosoph, wie Cicero; und ein vollendeter Philosoph ein schlechter Redner, wie Aristoteles. Als dieser den Isokrates einen Barbaren schalt, war eigentlich er selbst der Barbar: denn in scharfsinnigem Denken können sich auch andere Völker mit den Griechen messen, die schöne Form und die Kunst der Sprache besitzen sie ganz allein. Die Poesie steht mit der Philosophie in gleicher Wechselwirkung, und wird auch von den Fortschritten der Beredtsamkeit bereichert. Sie nahm daher einen neuen Aufschwung, als beide emporblühten, und dieser Aufschwung hat sich in den Dichtungen des Euripides vollendet. Aber auch die Staatsverwaltung erfuhr eine Umwandlung, als die Beredtsamkeit zur Ausbildung gelangte. Perikles war der erste, welcher nicht durch den Glanz von Kriegsthaten, wie Themistokles und Cimon, sondern durch die Macht der Sprache und des Gedankens den Staat nach seinem Willen lenkte, womit denn nothwendig auch die Demokratie zur Vollendung gelangte. Diese Bahn haben alle folgenden Volksführer eingeschlagen: Alkibiades, der nach beiderseitigem Ruhm strebte, scheiterte, und wurde verbannt, sowie er sich aus Athen weit genug entfernt hatte. Man hat hier auch das nicht zu bedauern, dafs Athen sich zur vollkommenen Demokratie durchgebildet hat: denn ohne diese Verfassung wäre auch die Vervollkommnung mehrer der wichtigsten Zweige der Literatur nicht möglich gewesen.

Wenden wir uns von dieser Erörterung über den Begriff der Beredtsamkeit zu der Darstellung, welche der Verf. von der Entwicklung und Wirkung derselben von dem Standpuncte Plato's aus giebt, so mufs man dieselbe als einseitig, ja in vieler Beziehung als falsch erkennen. Um dies in einigen Einzelheiten zu erweisen, so ruht des Perikles Beredtsamkeit auf der Philosophie des Anaxagoras, und ist nichts als Anwendung derselben auf das öffentliche Leben. Der Zusammenhang ist vom Verf. nicht nur nicht gelegt, sondern nicht einmal mit einem Worte erwähnt worden. Und doch war bei Plutarch so schöne und vollständige Belehrung darüber zu finden. Sodann ist die Beurtheilung der Leistungen der Sophisten völlig einseitig und ungerecht. Alle Vorwürfe, welche diesen von Zeitgenossen gemacht werden, rühren davon her, dafs Philosophie und Beredtsamkeit noch nicht als zwei verschiedene Bestrebungen geschieden waren. Man machte an die Sophisten die Anforderungen, zu denen ihr Name berechtigte, anstatt sie umzutaufen, und blofs das von ihnen zu fordern, was sie in dem einmal eingeschlagenen Wege leisten konnten und wollten. Es ist also ungerecht, ihnen Skepsis und Verzichten auf wahre Erkenntnifs Schuld zu geben, und heifst dies nichts Anderes, als den Schein, den sich der Rhetoriker geben mufs, mit seiner wahren Ansicht verwechseln. War nicht unter ihnen Prodikos, der würdige Vorgänger des Sokrates in der Moralphilosophie? Wenn sie übrigens die Forschung vom Grübeln über die Entstehung der Welt ab- und auf das Praktische und das den Menschen zunächst Angehende hinlenkten, so stimmten sie darin mit Sokrates überein. Diese Männer haben die Beredtsamkeit erst zu einer Kunst erhoben: denn was wir von des Perikles Redegabe hören, zeugt noch von keiner Kunst. Der ist noch kein Schauspieler, der blofs sich selbst spielen kann, und der noch kein Redner, der blofs das gut vorträgt, wovon das Herz ihm voll ist. Die Ansicht, welche Sokrates und Plato den Sophisten entgegensetzte, pafste recht gut für jenen idealen Staat, in welchen letzterer sich dergestalt verliebte, dafs er darüber dem wirklichen seines Vaterlandes abhold wurde, aber für keine Republik: und Sokrates ist an dieser Ansicht gestorben: nunc talis vir amissus est, dum caussa ita dicitur, ut si in commentitia Platonis civitate res ageretur! s. Cicero de orat. I, 53, 230 flg.

Es ist unrecht, die Ansichten dieser Männer als Norm zur Beurtheilung eines Lysias zu gebrauchen; es ist noch gröfseres Unrecht, sogar an dem ehrenvollen Zeugnisse, welches dieselben über Isokrates ausgesprochen haben, zu mäkeln. Plato drückt mit dem Urtheil über diesen das Verhältnifs aus, in welchem derselbe zur Sokratischen Philosophie stand, und des Antheils an dieser durfte sich Isokrates in der That rühmen; denn seine Reden enthalten von derselben ohngefähr gerade so viel wie die Tragödien des Euripides. Ueberhaupt herrscht eine grofse Aehnlichkeit zwischen den patriotischen Lobreden des Isokrates und einigen Tragödien dieses Dichters, z. B. den Schutz-

Digitized by Google

flehenden, den Herakliden, dem Erechtheus, und diese sind von jenem auch sehr stark benutzt worden. Isokratas strebte dahin, die Beredtsamkeit von persönlichen Interessen, Leidenschaften und Partheihafs unabhängig zu machen: dies ist an sich schon ein philosophisches Bestreben, und er durfte in dieser Beziehung seine Reden auch den Schöpfungen der Dichter an die Seite stellen (π. ἀντιδ. p. 319 § 46). Damit war der Vorsatz ausgesprochen, sich auf das γένος ἐπιδεικτικόν zu beschränken, und in diesem Namen sind alle seine Mängel sowohl wie seine Vorzüge enthalten. Denn was in dieser Gattung geleistet werden kann, das hat er geleistet, und die Alten, welche jede sich selbst beschränkende Tüchtigkeit anerkannten, und nie Trauben vom Rosenstock lesen wollten, haben seinen Verdiensten die gebührende Anerkennung nicht versagt. Auch war es nur vermöge dieser Beschränkung möglich, das, was man Schule nennt, auf den höchsten Gipfel der Vollendung zu bringen, und der Vater so vieler Helden in allen Zweigen der Prosa-Literatur zu werden. Da er das moralische und politische Leben zum Thema seiner Reden wählte, und eine bestimmte, auf der Sokratischen Philosophie aufgebaute Ueberzeugung darin ausprägte, so waren seine Uebungen nicht blofse Spielereien. Man kann nicht sagen, dafs es ihm an politischem Tiefblicke (p. 385) fehlte, sondern blofs an bestimmten Anlässen und praktischer Richtung, denen er aber absichtlich ausgewichen ist, um nicht der dichterischen oder philosophischen Ruhe beraubt zu werden. Warum will man darüber dem Isokrates Vorwürfe machen, während man doch die weit gröfsere Verirrung eines Plato gutheifst? Schreibt sich doch der Fehler beider nur aus *einer* Quelle, nämlich der Sokratischen Philosophie, her. Der Vorwurf, welchen Isokrates einem Nebenbuhler über seine Anklage des Sokrates macht, ist ebenfalls kein Beweis, dafs er der Lehre dieses Philosophen fremd geworden war (p. 389). Er heftet sich an das was Sache der Kunst ist, wie es Euripides gleichfalls thut, wenn er den Aeschylus tadelt, und vermengt nicht den Menschen mit dem Redner. Kehren wir denn ebenfalls wieder zur Betrachtung dessen, was die Kunst angeht, zurück. Es lag im Bestreben dieser Künstler, eine Prosa zu schaffen, welche der Poesie die Wage hielte und in allen wesentlichen Puncten der Form entspräche: und diese Kunst war gewissermafsen bereits durch Gorgias auf den Gipfel getrieben. Sie ist aber, wie jede Kunst, nur dann schön, wenn sie sich verbirgt, d. h. wenn die Fülle des Stoffs, die Macht der Gedanken, die Wärme der Empfindung dermafsen überwiegt, dafs man über ihnen die Kunst vergifst oder für Natur hält. Man glaubt sodann, es müsse so sein, und jedermann könne so schreiben, wenn er nur auch dieselben Gefühle und Gedanken besäfse, welches ein sehr verzeihlicher Irrthum der Ungebildeten ist. Aber beides kann auch unmöglich mit einander entstehen: denn das Eine fordert die Kälte der Reflexion und das andere das Feuer der Begeisterung. Nach Gorgias bedurfte die Beredtsamkeit eines ihrer Form entsprechenden Inhalts, und der ward ihr nach und nach zu Theil, indem sie stufenweise durch Antiphon, durch Lysias, durch Isokrates und endlich durch Demosthenes bereichert und zur höchsten Höhe innerer und äufserer Vollendung emporgehoben wurde. Antiphon, der vom Verf. mit Perikles und Thukydides zusammengestellt wird, brachte zu ihr eine würdige Gesinnung sammt Erfahrung und Einsicht. Auch Lysias war ganz auf das Praktische gerichtet, und die mannigfache Noth der Einzelnen und des Ganzen gab seinen Reden reichlichen Stoff, um nicht leere Formkünstelei zu sein. Nun war aber wiederum die Gefahr, dafs sich die Beredtsamkeit, ohne höheren, philosophischen Gehalt, zu sehr mit den niedrigen Interessen, dem Mein und Dein, beschäftigen möchte. Von dieser Gefahr befreite sie Isokrates, führte sie aber zu gleicher Zeit auf die müfsigen Schulübungen der Sophisten zurück. Endlich Demosthenes leitete wiederum wie Perikles mittelst ihrer den Staat und fand für sie den würdigsten Stoff, als es galt, die Freiheit und Ehre Griechenlands gegen innere und äufsere Feinde zu vertheidigen.

Das Werk des Verf.'s ist also keineswegs ohne bedeutende Mängel. Es hat aber das Verdienst, das geistige Leben des Volkes im Wechselbezug mit den Fortschritten der Literatur in einer fafslichen und gefälligen Form, befreit von unnöthigem und zerstreuendem Ballast, geschildert, und den richtigen Weg tieferer Auffassung und gerechter Würdigung der übrigbliebenen Denkmäler gezeigt zu haben, und verdient darum von allen Freunden der griechischen Literatur gekannt und studirt zu werden.

J. A. Hartung.

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXIII.

Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une Histoire générale de la tragédie grecque, par M. Patin, de l'Académie française etc. Paris bei L. Hachette, 1841—43. 3 *Bände.* 433 S., 438 S., 565 S.

Ehe Referent an die Besprechung dieses Werkes ist, erlaubt er sich an eine geistreiche Schrift ähnlichen Inhaltes (St. Marc Girardin's Vorlesungen über dramatische Literatur) zu erinnern, die er im Decemberhefte dieser Blätter angezeigt. So weit auch diese beiden Bücher für französische Leser auseinander liegen mögen, für deutsche Leser zeigen sie eine gewisse Nationalähnlichkeit. Die Verschiedenheit der Nachbarvölker spricht sich, wie in allen Richtungen des Lebens, so auch in der Art aus, wie von beiden das Studium des Alterthums betrieben, und noch mehr, wie Schülern und Büchern dazu angeleitet wird. Auch das Buch, das auf dem Ergebnifs eigner und fremder gehörter Forschungen beruht, wendet sich mehr an das ganze gebildete Publicum als speciell an das gelehrte: der Verfasser hat seinen Gegenstand mit Liebe erfafst, und, indem er seine Leser darüber belehrt, noch Erkenntnifs und Belehrung nicht sein letzter Zweck; er sucht, noch mehr als dies, durch die Darstellung seine Liebe zum Gegenstande mitzutheilen, damit einen Einflufs auf den Geschmack seiner Leser so möglich auch auf die Literatur der Zeit zu üben. Das reinwissenschaftliche Interesse, das in deutschen Büchern dieser Gattung ungetheilt herrscht, wird in einem andern, mehr praktischen, Interesse bezweilen zuweilen wohl auch verdrängt. Man mufs sich diesen Standpunct stellen, um in Deutschland gegen das Buch nicht ungerecht zu sein.

Der Herr Verf. hat sein Werk in 5 Abschnitte getheilt. Der erste enthält eine allgemeine Geschichte der griechischen Tragödie und des Einflusses, den sie auf die römische und auf die moderne, christliche Welt geübt. Die 3 folgenden Bücher sind jedes einem der grofsen Tragiker gewidmet. Die erhaltenen Stücke werden einzeln analysirt, beurtheilt und mit den Dramen älterer und neuerer Zeit, worin derselbe Stoff behandelt worden, verglichen. Die Stücke des Aeschylus folgen in der muthmafslichen chronologischen Ordnung aufeinander; den Anfang machen die Schutzflehenden, den Schlufs die Trilogie; die des Sophokles sind willkührlicher zusammengestellt, die Elektra ist an den Schlufs gesetzt, um das Euripideische Stück desselben Namens zur Vergleichung darauf folgen zu lassen. Die übrigen Dramen des Euripides sind in Gruppen geordnet. Zuerst die regelrechtesten und vollendetsten Stücke des Dichters, in denen die Einheit der Handlung streng beobachtet ist: Iphigenia in Aulis, Hippolytos, Medea, Alkestis, Orestes, Andromache; dann diejenigen, die mehrere nicht wesentlich zusammengehörende Handlungen enthalten: Phönicierinnen, Trojanerinnen und Hekuba, der rasende Herakles; darauf die romantischen: Jon, Helena und Iphigenia in Tauris, an welche sich der Rhesos schliefst, den der Verf. dem Euripides nicht abzusprechen wagt; hierauf folgen die beiden localen Stücke: Schutzflehende und Herakliden, endlich die Bacchen, und als Anhang der Kyklops. Das fünfte Buch enthält die Urtheile, welche die Kunstrichter alter und neuer Zeit über die griechische Tragödie gefällt. Beginnen wir mit diesem letzten Abschnitte, da er am leichtesten den Standpunct des Verf.'s kennen lehrt.

Zuerst werden die Zeiten der unerschöpflichen Productivität vorgeführt, in denen die Kritik selbst in der Form des dramatischen Kunstwerks auftrat; Aristophanes wird berührt, auf die Dichter der mittleren Co-

Digitized by Google

mödie (wobei Meineke's Forschungen zu Grunde liegen) wird etwas näher eingegangen. Von Aristoteles bemerkt der Verf., dafs seine Theorie über die Praxis der griechischen Dichter hinausgehe, indem sie, dem Begriff des Drama's gemäfs, der Handlung den ersten und obersten Platz einräume, die Zeichnung der Charaktere und Seelenzustände in den zweiten Rang verweise. Auf die philosophische Betrachtung des Aristoteles folgt die philologische der alexandrinischen Periode. Ueber die Römer, die, wie Cicero und noch mehr Quintilian, einseitig den oratorischen Standpunct festhalten, wird schnell hinweggegangen, um bei den Neueren anzukommen. Die blinde Verehrung, die man allen Denkmälern aus dem Alterthum gleichmäfsig zollte, und vermöge deren man Seneca unbedenklich neben, ja über Sophokles setzte, der todte Buchstabenglaube, mit dem man ohne Freiheit des Urtheils an den mifsverstandenen Vorschriften des Aristoteles und Horaz festhielt, werden als charakteristisch für die ersten Zeiten der wiedererwachenden Wissenschaft bezeichnet. Durch die grofsen Muster Corneille's und Racine's seien die Geister von den Fesseln der Pedanterie befreit, aber zugleich eine heftige Reaction herbeigeführt worden. Es wird der Streit der fanatischen Verehrer und der nicht minder unvernünftigen Verächter des Alterthums gezeigt. Am weitläufigsten werden die Leistungen des 18ten Jahrhunderts besprochen, dessen Geist (wie er sich in Frankreich darstellte) dem antiken schnurstracks widersprach, das mit wegwerfendem Vernunftstolze die eigne Bildung, als das Höchste, Vollendetste, als Maafsstab an die Erscheinungen aller Zeiten anlegte, und also auch in die griechischen Tragiker nicht eindringen konnte. Es versteht sich, dafs die Kritik des Verfassers sich hier vorzüglich gegen La Harpe richtet. Er erkennt an, dafs in Deutschland das Verständnifs des Alterthums wieder eröffnet worden sei, und nachdem er Winckelmanns, Lessings, Herders, Schillers, Humboldts Leistungen mehr angeführt als erörtert, verweilt er etwas länger bei Schlegel, dessen Ansichten er sich vorzüglich zu eigen gemacht. Auch der ausgezeichneten philologischen Arbeiten deutscher Gelehrten, wie Böckhs, Hermanns, Welckers u. a. wird gedacht, und darauf mit gröfserer Ausführlichkeit die Wirkung geschildert, welche diese Studien des Nachbarlandes seit dem Anfang des Jahrhunderts auf Frankreich hatten.

So erkennt also Herr Patin nur die Kritik an, welche jedes Kunstwerk aus sich selbst erklärt und die Ansichten einer andern Zeit, einer andern Bildungsstufe, eines modischen Geschmacks bei der Beurtheilung fern hält. Wenn er nun dennoch jedem Drama des Alterthums die modernen und modernsten Behandlungen desselben Gegenstandes zur Vergleichung an die Seite setzt, so könnte er im Widerspruch mit sich selbst zu stehn scheinen. Allein dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Die Werke verschiedener Zeiten werden nicht wie Arten einer und derselben Gattung nebeneinandergestellt, die ein gemeinschaftliches Maafs haben und also in eine gewisse Rangordnung von Lob und Tadel gebracht werden können; sondern sie werden hauptsächlich verglichen, um wieder und immer wieder (vielleicht etwas zu häufig) zu zeigen, dafs sie incommensurabel sind, dafs sie auf ganz verschiedenen Anschauungsweisen beruhen. Aus diesem fortgesetzten Aneinanderhalten entwickeln sich dem (und dies ist wohl einer der Hauptvorzüge des Werkes) mit grofser Bestimmtheit die Hauptunterschiede des modernen und antiken Drama's und dadurch auch der modernen und antiken Begriffe überhaupt. Freilich drängt sich dabei auch eine Bemerkung auf, die der Verf., wahrscheinlich aus Vorliebe für einige Meisterwerke der französischen Bühne, nicht angestellt hat, nämlich die: dafs es, eben wegen jener Differenz der Anschauungsweisen, nicht räthlich ist, Gegenstände, die, wie die Fabeln des antiken Drama's, ganz in den Begriffen der Alten wurzeln, durch Ummodelung unserer Bühne und unsern Begriffen gerecht zu machen. Man sehe z. B. (B. II. p. 243 ff.), wie die Neueren sich abgemüht haben, den Muttermord des Orest als unbeabsichtigt darzustellen und so den tragischen Stoff in seinem Wesen zu zerstören. Die deutschen Dichter hätten unstreitig dieselben Vorwürfe hören müssen, die man den französischen so häufig macht (und die Herr Patin wirklich, bei Gelegenheit der Goethe'schen Iphigenie, den Deutschen zurückgibt), wenn sie nicht die Klippe vermieden und den antiken Mythen nur sehr selten Stoffe entlehnt hätten. Häufig bilden die Analysen der modernen Stücke noch ein besonderes, von der Vergleichung unabhängiges Interesse, indem sie einen Blick in die französische Literaturgeschichte thun lassen. Ref. verweist besonders auf die Behandlungen der Antigone (B. II. S. 169 ff.) und

Digitized by Google

Citate aus älteren französischen Dramen, die den stufenweisen Fortschritt von der naiven, wenn auch noch ungehobelten, Darstellung zu dem immer mehr rhetorischen, antithesenreichen, unnatürlichen Style zeigen. Nicht selten setzen diese Vergleichungen (und dies ist wohl ihre beste Rechtfertigung) die Composition der alten Stücke in ein helleres Licht. So kann z. B. das Ende des Sophokleischen Philoktet (S. B. III. S. 541) wohl nicht besser gewürdigt werden als durch die Vergleichung mit Laharpe, der das Stück zu verbessern dachte, indem er in seiner Nachbildung den Herakles in dem Augenblicke erscheinen läfst, wo Philoktet den Bogen auf Odysseus anlegt. Hier hilft der Gott gerade im rechten Augenblick dem Dichter aus der Noth; dort hat er das seiner würdige Geschäft, zwischen dem unbeugsamen Charakter des Helden und dem vorausbestimmten Schicksal Troja's zu vermitteln; schreitet er erst ein, nachdem die Handlung vollendet und der Zuschauer durch fortwährende Hinweisungen auf ihn, und noch zuletzt (v. 1405, vgl. Patin II, 33) durch die geschickte Erwähnung seiner Pfeile auf seine Erscheinung vorbereitet ist. Man kann den Unterschied zwischen der Maschine des Dichters und dem dignus vindice nodus wohl nicht schlagender als an dieser Vergleichung zeigen.

Was den eigentlichen Inhalt des Werkes, die Verbindung und Charakteristik der 3 grofsen griechischen Tragiker betrifft, so findet man manche feine und treffende Bemerkung, die dem Hrn. Verf. eigen ist, im Ganzen jedoch, wie die Bestimmung des Buches für das ganze gebildete Publicum dies erwarten läfst, weder neue Aufschlüsse als schöne, bereite Darstellung der letzten und sichersten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Als Probe mag eine Stelle dienen, welcher an den Choephoren die Eigenthümlichkeit des Aeschylus im Gegensatze zu Sophokles und Euripides gezeichnet wird (I. p. 314). „Wir sehen hier sowohl ein Gemälde, als eine Marmorgruppe, stumm und unbeweglich, bei deren Anblick uns ein kalter Schauer erfafst, dafs wir sprachlos festgebannt stehen. Die Anlage des Stücks ist das Einfachste und zugleich das Furchtbarste, das sich denken läfst; in gewissen Rücksichten stellt es ein vollkommenes Bild der griechischen Tragödie dar; man kann den ganzen Aeschylus daran studiren. Kein Ereignifs, keine Handlung, eine Exposition und eine Katastrophe, und in der Mitte zwischen beiden nichts als das immer lebendigere, immer eindringlichere Auftreten einer Idee, der einzigen, welche in dem Werke herrscht: Verbrechen und Strafe werden unaufhörlich ins Gedächtnifs gerufen, unaufhörlich vorhergesagt, fortwährend auf einander bezogen, und das unter Formen, die der Dichter mit bewundernswürdigem Reichthum zu erneuen weifs. Agamemnon in seinem Grabe und das Schicksal, das unsichtbar waltet, sind die wahrhaft handelnden Personen dieses eigenthümlichen Drama's; *die* Personen, welche auf der Bühne erscheinen, sind, so zu sagen, nur ihre Stellvertreter. Die Einbildungskraft des Zuschauers wird von dem Flug des Dichters in jene Höhen hinaufgerissen, von denen aus er selbst die ungeheuere Handlung betrachtet. Diese Tragödie soll einzig und allein Schrecken erregen, und doch war es nicht möglich einen Gegenstand zu behandeln, in dem die tiefsten und mächtigsten Triebe unseres Wesens heraufbeschworen werden, ohne dafs bei ihrem furchtbaren Kampfe ein zerreissender Schmerzenslaut sich Bahn brach. Diese Art des Pathos, das nur selten und unvermuthet, aber eben darum um so gewaltiger wirkt, ist ein eigenthümlicher Zug des Aeschylischen Genius. Man könnte seine Muse mit jenen Götterbildern vergleichen, die nach dem Glauben der Alten zuweilen zu fühlen und zu leben scheinen, das Nahen eines grofsen Unheils voraus empfanden; sichtbare Zeichen des Schmerzes und des Grauens gaben, die auf ihrem steinernen Sockel erzitterten, die sich mit kaltem Schweifs bedeckten, und, um den Ausdruck eines unserer Tragiker zu gebrauchen, deren „ehrne Augen weinten".

Am ausführlichsten und gründlichsten verbreitet sich der Verf. über die Eigenthümlichkeit des Euripides (I. 42 ff.), der sich freilich, je mehr ihm die Vollendung fehlt, an seinen vielen Besonderheiten und Ecken auch am leichtesten fassen läfst. Von den beiden andern Tragikern wünschte man etwas mehr als die allgemeinsten Züge, ein genaueres Eingehen in ihr eigenthümliches Kunstverfahren. Es finden sich hie und da in dem Buche einzelne Bemerkungen, die der Hr. Verf., so scheint es, zu gröfserer Allgemeinheit erheben und dadurch der Charakteristik der Dichter mehr Bestimmtheit hätte geben können. So wird z. B. in der Analyse der Deïanira (I. p. 418) treffend auf die Kunst des Dichters aufmerksam gemacht, der die

Digitized by Google

Erzählung von der Ankunft und den Thaten des Herakles nicht auf einmal, sondern in drei Absätzen gegeben habe, um durch den Wechsel der Gefühle Deïanirens ein dramatisch bewegteres Leben in die einfache Handlung zu bringen. Ein Mann aus dem Volke ist dem Boten des Herakles, den die Einwohner mit Fragen bestürmen, vorausgeeilt und meldet den Sieg und die Ankunft des ängstlich erwarteten Gatten — lebhafte Freude der Deïanira und des Chores. Lichas, der durch eine umständliche Erzählung jene Nachricht bestätigt, führt zugleich die gefangenen Jungfrauen mit sich, und jene Freude trübt sich, indem die schöne Jole in Deïanirens leicht erregbarem Gemüthe eine Rührung erweckt, die neben dem Mitleid die ersten Regungen der Eifersucht verbirgt. Jener Mann aus dem Volke endlich ergänzt den Bericht des Lichas und verwandelt dadurch die Freude der Deïanira in bitteren Schmerz. Herr Patin vergleicht hiermit sehr passend die Art, wie Corneille in seinem Horatius die Nachricht von dem Kampfe in zwei widersprechende Erzählungen getheilt hat; aber er irrt augenscheinlich, wenn er den Aggelos in zwei verschiedene Personen zerlegt, und die Herausgeber des Sophokles zurechtweist, welche die erste Nachricht von der Ankunft des Herakles und die Ergänzung zu dem Bericht des Lichas einer und derselben Person in den Mund legen. Herr Patin hat v. 334. übersehen, worin dieser Bote sich selbst auf seinen früheren Bericht bezieht (καὶ γὰρ οὐδὲ τὸν πάρος μῦθον μάτην ἤκουσας οὐδὲ νῦν δοκῶ). Dieser Irrthum nimmt jedoch der allgemeinen Bemerkung nichts von ihrem Werthe, die einen Blick in die Composition des Sophokles thun läfst: denn sie beschränkt sich, so scheint es uns, nicht auf dies Stück, sondern wäre einer gröfsern Ausdehnung fähig gewesen. Dies kunstreiche Zerlegen ist nämlich dem Sophokles überhaupt eigenthümlich und gehört zu seinem Kunstverfahren. Ganz ähnlich sehen wir in der Antigone den Wächter zweimal erscheinen: zuerst bringt er die Nachricht von dem Versuch einer Bestattung des Polyneikes, nachher erst führt er die Thäterin selbst herbei. Wozu dieser Umweg, konnte man fragen, warum hat der Dichter seine Antigone, die doch nun einmal überrascht werden sollte, nicht gleich bei dem ersten Versuche überraschen lassen? Die trockene Verstandesregel freilich will, dafs das Ziel des Drama's unaufhaltsam auf dem geradesten Wege erreicht werde; aber der Dichter hat weise die Handlung in ihre Elemente zerlegt. Denn nicht nur dafs dadurch eine Spannung bei dem Zuschauer hervorgerufen wird, auch die Klarheit der Entwicklung erforderte diese Anordnung. Die beiden Eindrücke, die zuerst die Uebertretung seines fürstlichen Gebotes für sich und dann die Vorführung der Antigone auf das Gemüth des Kreon machen, mufsten aus einander gehalten werden; so konnte sich sein Zorn, welchem sich der Gegenstand, den er treffen will, eine Zeit lang entzieht, erst recht steigern und dadurch die folgende Scene genügend motivirt werden. — Aehnlich verhält es sich auch im Philoktet mit dem Bericht des verkleideten Kaufmanns über die Plane des Odysseus. Man hat diese Scene als überflüssig getadelt, weil Philoktet ja schon ohnedies nichts sehnlicher wünsche als den Ort seiner Leiden zu verlassen. Herr Patin führt zur Entschuldigung des Dichters an (III. p. 54), dafs durch diesen Boten die Person, welche die ganze Intrigue leitet, und die der Dichter doch nicht selbst auftreten lassen kann, dafs Odysseus hierdurch dem Zuschauer vor die Seele geführt werde *). So richtig diese Bemerkung auch ist, so scheint doch die vollste Rechtfertigung dieser Scene noch in einem andern Umstand zu liegen. Der Dichter erreicht durch dieselbe, dafs Philoktet zugleich getäuscht und doch von dem, was man mit ihm vorhat, unterrichtet ist, und dafs er später, wie Neoptolemos ihm seine wahren Absichten schüchtern entdeckt, wie Odysseus selbst erscheint, ohne lange, in einem solchen Augenblicke höchst dramatische, Erklärung das Gewebe seiner Feinde in einem Blicke durchschaut. So sehen wir hier wieder jene kunstreiche Zerlegung, vermöge deren eine Person das, was den Knoten der Handlung bildet, stufenweise erfährt. —

*) Hieran schliefst sich die schöne Bemerkung, welche Hr. K. Fr. Hermann, wenn wir nicht irren, in diesen Blättern gemacht hat, dafs die beiden Rollen des Kaufmanns und Odysseus von demselben Schauspieler gegeben wurden, durch jener Zusammenhang noch deutlicher werden müsse. Noch weiter geht Hr. Prof. Welcker, wenn er in seinem das Studium des Drama's der Alten unschätzbaren, „Die griechische Tragödie" u. s. w. vermuthet, der verkleidete Kaufmann sei, nach der Absicht des Dichters, kein andrer als Odysseus selbst. Hiergegen streiten die ausdrücklichen Worte des Odysseus v. 128.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une Histoire générale de la tragédie grecque, par M. Patin.

(Schlufs.)

Den höchsten Grad der Entwicklung hat dies Spal- n im Oedipus Tyrannos erfahren, dessen Intrigue nzig hierauf beruht. Oedipus erfährt zuerst, dafs der ch unbestrafte Mord des Laïos die Pest hervorgeru- , dann dafs er nicht der Sohn des Polybos sei, hier- f dafs er aus Theben stamme, zuletzt erst die ganze andervolle Wahrheit. Der Fortgang des Stücks be- t nur in diesem allmähligen Lüften des Schleiers. — noch gröfserer Kunst vielleicht wird Elektra durch bedeutungen, Täuschungen, Anzeichen der Wahr- , denen sie keinen Glauben schenkt, durch wieder- e Täuschung und endlich unwidersprechliche Be- e zu der Erkenntnifs dessen geführt, was sie so lich wünscht, was um sie her vorgeht und was ihr e so lange verborgen bleibt.

Es sei uns erlaubt hier noch auf ein anderes Kunst- ahren des Sophokles aufmerksam zu machen, das seiner Stellung in der Reihe der griechischen Tra- r genauer zusammenzuhängen scheint: nämlich auf Bestreben die Handlung in einen Punct zu concen- n und auch aufserhalb Liegendes wenigstens im vorzuführen. Da Sophokles die Trilogie des ylus durch einzelne, in sich geschlossene Dra- ersetzte, so ist dies Bestreben bei ihm fast noth- . Oedipus wird von den Greisen von Kolonos igt, seinen ersten Ruheplatz zu verlassen; vor gen der Zuschauer wandert er mit unsicherem „mit dunkelem Fufse" wie der Dichter sagt, Arm der liebenden Tochter gestützt, über ammervolles Schicksal klagend nach dem, von Einheimischen ihm angewiesenen, Orte, und so- gar von da soll er vertrieben werden, als er seinen Namen genannt; nur Antigone's Bitte und des ehrwürdigen Greises eindringliche Vorstellungen vermögen den Chor ihn bis zu Theseus' Ankunft gewähren zu lassen. Diese ganze Scene könnte unnütz scheinen. Aber sie dient dazu das bedrängte Leben des irrenden Greises, ehe er in Kolonos Ruhe findet, durch ein Bild recht anschaulich vorzuführen. — Dieselbe Kunst, was aufserhalb der Handlung liegt, in den Rahmen des Drama hineinzuspiegeln, zeigt sich wiederum nirgends gröfser als in der Elektra. Der Dichter hat in diesem Stücke die handelnde Person zurücktreten lassen: Orest erscheint nur zu Anfang, um seinen Plan darzulegen, und zu Ende, um ihn auszuführen. Die Hauptrolle ist der Elektra zugetheilt, von der auch das Ganze den Namen erhielt. Elektra aber verhält sich durchaus passiv, sie wünscht, sie hofft, sie fürchtet, sie erhält verschiedene Eindrücke von dem was nach einander auf der Bühne erzählt wird, nur ein einziges Mal erhebt sie sich zum Vorsatze einer That, die jedoch nicht zur Ausführung kommt. Man könnte fast versucht sein, hierin einen Fehler, eine Vorliebe des Dichters für Heldinnen, wie Antigone und Elektra, zu sehn. Aber näher betrachtet, findet sich, dafs das Aufgeben der trilogischen Form fast mit Nothwendigkeit zu dieser Aenderung führte. Die Ermordung des Agamemnon, die aufserhalb des Stückes liegt, mufste lebendig, lebendiger als eine blofse Erzählung es vermag, dem Zuschauer vor die Seele geführt werden, damit er die furchtbare That, welche der Gott befohlen, als einen Act der Gerechtigkeit betrachten, in Orestes nicht einen Mörder, sondern einen Rächer sehn könnte. Deshalb hat der Dichter zur Hauptfigur des Drama eine Person gemacht, die, so zu sagen, das Echo der Vergangenheit ist, die nicht ermüdet um den unwürdig hingemordeten Vater zu klagen, die den Mördern

Digitized by Google

ihr Verbrechen in die Ohren hallt, die ihre Erinnerungen und ihren Schmerz so unverwischt in sich bewahrt hat, dafs uns durch sie die Vergangenheit in die Gegenwart gerückt wird.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Verfasser zurück und wählen wir aus dem reichen Stoffe das Kapitel über die vielbesprochene Antigone (B. II. S. 140 ff). Herr Patin steht auf der Seite derjenigen, die in Antigone ein unschuldiges Opfer der Tyrannei sehen, und nicht Recht und Unrecht gleichmäfsig vertheilen, wie diejenigen thun, die Antigone nur zum einseitigen Vertreter der Ansprüche der Familie, Kreon zum einseitigen Vertreter der Ansprüche des Staates machen, und so beide auf ihrem Standpunct für gleich berechtigt, beide wegen des Verkennens eines andern Standpunctes für gleich schuldig erklären. Diese letztere Ansicht ist mit so vieler Gründlichkeit und so umfassender Kenntnifs des Alterthums, zuletzt noch von einer so grofsen Autorität, vertheidigt worden, dafs man sich scheuen mufs davon abzuweichen; und doch, wer kann es über sich gewinnen, mit dem Chor kalt und gleichgültig zu der herrlichen Jungfrau zu sprechen: „Du stiefsest verwegen an Dike's Thron, dein eigner starrer Sinn stürzt dich ins Unglück". Auf diese und ähnliche Aussprüche des Chors stützt sich jene Ansicht vorzüglich: der Chor in seiner ruhigen, objectiven Haltung gibt dem Zuschauer den Maafsstab, den der Dichter an die Handlungen der leidenschaftlich bewegten Personen gelegt wissen will: der Dichter wollte also den Tod der Antigone als verschuldet darstellen. „Aber, erwiedert Herr Patin (S. 152), wenn der Chor auch die höchsten Ideen der Ordnung und Gerechtigkeit ausspricht, so ist er darum doch keine rein ideale Person; jene Ideen sind bei ihm der Ausdruck des allgemeinen menschlichen Bewufstseins; die griechischen Dichter haben ihn zur Realität zurückgeführt durch die Furchtsamkeit, die Schwäche, die Selbstsucht, die sie ihm, ebenfalls als dem Repräsentanten der Menge, liehen". Fügen wir einige Belege zu diesem Satze. Man sehe im Oedipus auf Kolonos die engherzige Scheu, womit der Chor dem Unglücklichen, eben weil er unglücklich ist, die Gastfreundschaft wieder aufsagt, die Schwäche, die er der Entschlossenheit des Kreon entgegensetzt, und daneben die hohe, edle Auffassung des menschlichen Schicksals, die Heldenkraft in Theseus. Was ist im Ajas der erste Gedanke des Chors, wann er die Leiche des Helden erblickt? Wehe mir, wie werde ich wieder in die Heimath kommen, ruft er aus. Dieselbe Selbstsucht des Chors tritt auch in der Antigone hervor. Freilich in einem Sinne hat Antigone ihr Unglück verschuldet: wäre sie zaghaft gewesen wie Ismene, oder behutsam und unterwürfig, wie der Chor, oder gemeiner Ansicht, wie der Wächter, so wäre sie nimmermehr lebendig begraben worden. Gegen die Regeln der Klugheit hat sie verstofsen, und darum geht es ihr, wie es im Leben gewöhnlich denen geht, die in Begeisterung für Pflicht und Recht die Hindernisse zu gering anschlagen und ihre Kraft überschätzen. Das ideale Streben bricht an der Wirklichkeit, oder wenn man will, wie der Chor sagt „an Dike's Thron"; aber nicht der hohen himmlischen Dike, sondern der Dike, welche in den äufseren Verhältnissen der Menschen nach dem Gesetz der Ursache und Folge unerbittlich waltet. Der Untergang der Antigone ist wahr, er ist nothwendig, insofern auch verschuldet, aber nicht durch eine moralische Schuld. — Weniger möchte man dem Vf. in der Auffassung des Kreon beistimmen, wenn er ihn (II. 1[illegible]) einen heuchlerischen Tyrannen nennt, wenn er [illegible] ihm sagt, er verberge, bei dem Anblick der Antigone unter dem Schein der Kälte die Freude in einem Fe[illegible] einen Schuldigen zu finden. Warum sollte Kreon [illegible] Verlobte seines Sohnes, ehe sie sich aufgelehnt, [illegible] seine Feindin betrachten? Nichts scheint an Sopho[illegible] bewundernswürdiger als die objective Unparteilichkeit mit der er seine Personen, man möchte sagen, ohne [illegible] liebe und ohne Hafs, zeichnet oder vielmehr schaff[illegible]

Die vielbesprochene Stelle (v. 901 ff.), in [illegible] Antigone, die nirgends Mitgefühl und Trost findet, [illegible] That, zu welcher sie ein hoher, liebender Sinn [illegible] trieben, mit Vernunftgründen rechtfertigen, und be[illegible] sen will, dafs die heiligsten unter allen Pflichten [illegible] gegen den Bruder seien, diese Stelle hat, trotz [illegible] Erklärungen, die man gegeben, unsern Verfasser [illegible] letzt: er findet sie seltsam und frostig. Es mögl[illegible] laubt sein, zu jenen vielen Erklärungen und Ve[illegible] chen, die modernen Leser mit dieser Stelle auszu[illegible] nen, noch eine Betrachtung hinzuzufügen. Anti[illegible] wird als Schwärmerin für die Geschwisterliebe d[illegible] stellt, die schmähliche Behandlung ihres Bruder[illegible]

Digitized by Google

dies Gefühl bei ihr zu solcher Höhe gesteigert. Nicht ohne Bedeutung, wie es scheint, läfst sie der Dichter mit den, im Munde jeder andern Person übertrieben emphatischen, Worten auftreten: ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα; so ist es ihm gelungen, gleich in dem ersten Vers der Tragödie den Hauptzug seiner Heldin hervortreten zu lassen. Die Schroffheit, die sie gegen Ismene zeigt, sobald diese die Mitwirkung abgelehnt, anscheinend im Widerspruch mit dieser leidenschaftlich liebevollen Anrede, steht im engsten Zusammenhange damit. Sie hatte sich mit ganzer Seele derjenigen zugewandt, der sie nach dem Falle der Brüder allein unter den Lebendigen ihre schwesterliche Liebe beweisen konnte, aus Liebe wollte sie ihr einen Antheil an der kühnen Liebesthat der Bestattung gönnen; aber indem Ismene diesen Antheil von sich weist, hört sie, nach der Meinung Antigones, auf, ihre und der gefallenen Brüder echte Schwester zu sein: je gröfser früher die Zuneigung, desto gröfser nun die Entfremdung. Deshalb mag ihr Antigone auch keinen Antheil an dem Tode den Bruder gönnen; deshalb nennt sie sich scheinbar, was genau genommen unrichtig ist, die letzte Tochter des Königshauses. Aus dieser schwärmerischen Geschwisterliebe, die ja auch dem Andenken an Ismen keinen (oder nur in einem einzigen Verse) läfst, möchte auch jene Stelle zu erklären sein. Wenig es auffallen würde, wenn etwa in einem jüngeren Stücke eine Heldin, die sich für ihren Gemahl opfert, in ähnlicher Lage beweisen wollte, dafs ihre Pflicht über alle andere Pflichten gehe, so wenig darf uns in dem antiken Stücke diese sophistische Erklärung der Geschwisterliebe Wunder nehmen.

Eine andere Bemerkung des Verf.'s gibt zu einer Frage in Bezug auf das Wesen einer Person Anlafs, wie der Chor, eine stehende in den griechischen Tragödien ist, nämlich des Boten. Es wird (II. S. 164) behauptet, der Bote irre sich, wenn er erzähle, Haemon habe das Schwerdt gegen den Vater gezückt; der Irrthum sei natürlich, weil er den Kreon habe gesehn, aber der Vater habe die Bewegung des Sohnes mifsverstanden, Haemon ziehe das Schwert von Anfang nur in der Absicht, sich selbst zu tödten; dieser Irrthum des Kreon und des Boten habe auch den Irrthum des Aristoteles (Poet. 14) verursacht. — Diese Erklärung ist ungemein fein und ansprechend. Aber es fragt sich, ob die Boten überhaupt irren können, ob die Möglichkeit des Irrens nicht die ganze Rolle des Boten untergräbt, der die Stelle der Handlung selbst vertritt, in Worten vorgeführt, weil sie den Augen nicht gezeigt werden kann. Der Dichter hat für das, was aufserhalb der Scene vorgeht, kein anderes Organ als den Boten; wollte er den Boten, wie eine andere Person, der Täuschung unterwerfen, so würde er einen wichtigen Theil der Handlung zweifelhaft machen: denn es steht ihm kein Mittel zu Gebote, einen Irrthum des Boten bemerklich zu machen. Wirklich werden falsche oder halbwahre Berichte niemals von Boten, sondern immer von Personen, die eine bestimmtere Farbe haben, auf die Bühne gebracht: so in den Trachinierinnen von Lichas, im Philoktet von dem verkappten Kaufmann, in der Elektra von dem Paidagogos.

Die fortwährende Vergleichung der alten Dramen untereinander und mit den neueren führt den Herrn Verfasser darauf, eine Aehnlichkeit zwischen zwei Stücken des Sophokles und Euripides nachzuweisen, die nicht zufällig zu sein scheint. Es handelt sich von den Trachinierinnen und der Medea. Die gekränkte Gattin bildet den Gegenstand der beiden Stücke; in beiden Stücken wird durch ein vertrauliches Gespräch der Diener untereinander, oder einer Dienerin mit der Gebieterin, die traurige Lage dieser letzteren auseinandergesetzt; Deïanira ist wie Medea eine Fremde, wird wie diese von den Frauen des Landes besucht; hier wie dort bilden die Leiden der Ehe den Gegenstand der Unterhaltung; Medea täuscht durch ihre Worte den Jason, wie Deïanira den Lichas; beide bedienen sich eines Giftes von wunderbarer Kraft, dessen schreckliche Wirkungen in ähnlichen Erzählungen geschildert werden. Herr Patin vermuthet daher, die Trachinierinnen des Sophokles hätten dem Euripides, wenn auch nicht ein Vorbild, doch die Veranlassung zu seiner Medea gegeben. Es läfst sich in diesen Dingen zwar kein schlagendes Argument beibringen, aber Referent möchte die entgegengesetzte Vermuthung wagen, dafs Sophokles, etwa zu einer Zeit, wo Euripides besondere Gunst genofs, dem Nebenbuhler einmal auf sein Gebiet gefolgt sei, um durch eine durchaus entgegengesetzte Auffassung derselben Gegenstände zu zeigen, wie ein solches Thema edel zu behandeln sei. Im Allgemeinen wenigstens ist das

Digitized by Google

Thema der sich rächenden gekränkten Liebe mehr euripideisch, während dem Sophokles eigenthümlich und charakteristisch Frauencharaktere wie Antigone und Elektra sind. Wirklich zeigen die Trachinierinnen neben Zügen, die den Sophokles nicht verkennen lassen, wieder andere, die so wenig mit dem Sophokles, wie wir ihn sonst kennen, übereinstimmen, dafs bedeutende Kunstrichter dies Stück dem Meister absprechen wollten. Dies scheint für die Annahme zu sprechen, dafs Sophokles dem Gegner, um ihn recht zu bekämpfen, auf seinem eigenen Felde entgegengetreten und in seinem Geschmacke gegen seinen Geschmack aufgetreten sei. Eine Einwirkung des Euripides scheint gleich die erste Scene des Stückes zu verrathen, die, ganz verschieden von den kunstreichen, lebendigen Expositionen der anderen Tragödien, einem Prolog sehr ähnlich sieht. Die Betrachtung der Deïanira über den Zustand der Jungfrauen und der Ehefrauen (v. 138 ff.) ist zwar von unvergleichlicher Schönheit, aber doch (wie die Parallelstelle aus dem Tereus) in dem Geschmacke *des* Dichters, der es liebt, über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse zu raisonniren und sich so unmittelbar an sein Publicum zu wenden. Sollten nicht andererseits die Worte (v. 571): κακὰς δὲ τόλμας μήτ' ἐπισταίμην ἐγὼ μήτ' ἐκμάθοιμι, τάς τε τολμώσας στυγῶ einen versteckten Ausfall auf die Frauen des Euripides enthalten, wie denn die ganze Gestalt der Deïanira die schönste Widerlegung der euripideischen Auffassung weiblicher Charaktere ist. — Die Anlage des sophokleischen Stückes bietet übrigens noch manches Auffallende dar, worauf Herr Patin nicht eingegangen ist. Deïanira entleibt sich, ehe der sterbende Herakles auf die Bühne kommt; in dem Augenblicke, wo der Zuschauer die Folgen des Frevels vor Augen sieht, wo er also die Gröfse des Frevels recht lebendig fühlt, hat die Urheberin desselben schon selbst die Strafe an sich vollzogen: die Sühne kommt gleichsam vor dem Ende der That. Die natürliche Folge der Dinge scheint umgekehrt. Aber der Dichter hat durch diese Umkehrung erreicht, dafs wir nicht dazu kommen, das Gehässige der That recht zu fühlen, da wir schon zuvor mit der Schuldigen versöhnt sind. Deïanira, so edel sie auch ist, sollte büfsen, aber ihre Bufse sollte uns mehr als genügend scheinen, ihr edles Bild sollte sich uns nicht trüben.

Wir glauben dem Werthe des Werkes nichts zu entziehen, wenn wir schliefslich einige Ungenauigkeiten berichtigen, die dem Herrn Verfasser entschlüpft sind. So ist uns Bd. I. S. 70 aufgefallen, dafs die Ungerechtigkeit der Athener angeklagt wird, die dem Sophokles, der 113 oder 123 Stücke aufführen liefs, nur 24 Mal den Preis zuerkannten. Man hat sich offenbar nicht über geringe, sondern über die grofse Zahl der Siege zu wundern, da ein Sieg doch immer von einer Didaskalie, und nicht von einem einzelnen Stücke zu verstehen ist. — B. I. S. 167, in der Analyse der Schutzflehenden des Aeschylus wird von funfzig vor den Altären knieenden Frauen gesprochen. Wenn dies Stück auch, wie es scheint, zu den ersten des Aeschylus gehört, so möchten wir schwer zu überreden sein, dafs der Dichter damals die funfzig Personen, die ihm für den Chor zu Gebote standen, noch nicht unter die Stücke der Didaskalie vertheilt und durch eine so ungeheure Erscheinung, wie funfzig Jungfrauen auf der Orchestra sie bilden mufsten, die Schauspieler auf der Scene, so zu sagen, erdrückt habe. Dafs dem nicht so war, scheint sich sogar beweisen zu lassen: denn wo hätte der Dichter die vielen stummen Begleiter aufbringen sollen, wenn er die ihm angewiesene Personenzahl ganz auf den Chor verwandt hätte? — Aber es ist eine undankbare Mühe einzelne Fehler in einem Werke aufsuchen zu wollen, das den doppelten Vorzug besitzt, erstens auf vielen zum Theil mühsamen und unerquicklichen Studien beruhen, und dann diese Studien durch eine beredt anziehende Darstellung dem Leser zu verbergen, einem Werke, das den Zweck hat und hoffentlich erreicht, dem schlechten Geschmacke und einem wissen Vorurtheil gegen das Klassische entgegenzuarbeiten, den Sinn für das wahrhaft Schöne in weiten Kreisen zu verbreiten.

Dr. Heinrich Weil.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXIV.

De Chaudoir: Recueil de Monnaies de la Chine, du Japon, de la Corée, d'Annam, et de Java, au nombre de plus de mille, précédé d'une introduction historique sur ces monnaies. St. Pétersbourg, 1842. *Folio.*

Der Verfasser dieses mit grofsem Fleifse ausgearbeiteten Werkes hat sich bereits um die russische Münzenkunde verdient gemacht. Es zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Historische Einleitung auf 79 Seiten, welcher hauptsächlich eine gehaltreiche Schrift Biot's des Jüngeren über diesen Gegenstand zum Grunde legt. *) 2) Katalog der Kupfermünzen China's, Japan's u. s. w., wie auch der Gold- und Silber-Barren, des Papiergeldes, und der Tempelmünzen oder Amulete von China und Japan. Dieser besteht aus 59 lithographirten Tafeln, die Abbildungen der bestimmten und beschriebenen Münzen u. s. w. enthaltend, und aus Seiten Beschreibung in tabellarischer Form, der Dynastieen, die posthumen Namen der Kaiser, die Ehrentitel ihrer Regierungen, die Data der Münzen, ihre Inschriften, ihr Gewicht u. s. w., Alles in besondere Columnen gebracht ist. Auch wird bei jeder Münze auf das gedruckte Werk verwiesen, wo die erste Abbildung sich findet, oder auf das europäische Cabinet, welches sie bewahrt.

Den reichsten Stoff zu seinem Kataloge lieferte dem Verfasser die Bibliothek des asiatischen Museums der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, welche allein funfzehn in Japan herausgekommene Werke über chinesische Münzen besitzt. Aufserdem consultirte er, da ihm eigne genauere Kenntnifs des Chinesischen abging, mit Beihülfe des Dragomans Leontjew die von Münzen handelnden Abschnitte der grofsen officiellen Geschichtswerke China's, und verband damit eine sorgfältige Benutzung aller von europäischen Gelehrten abgefafsten, den Gegenstand betreffenden Werke und Werkchen.

Wir müssen unser Bedauern darüber aussprechen, dafs die Umschreibung der chinesischen Wörter und Titel in der ganzen Einleitung weit öfter fehlerhaft als richtig ist; ja nicht selten ein ganz anderes Wort als das dem betreffenden Schriftzeichen entsprechende steht. Herr Baron v. Ch. bemerkt, dafs er im Allgemeinen derjenigen Orthographie gefolgt sei, welche De Guignes (der Jüngere) in seinem Wörterbuch angewendet habe. Dieses Wörterbuch ist aber das Werk eines portugiesischen Missionars, das der im Chinesischen ganz unwissende De Guignes (der Jüngere) mit frecher Stirn für seine eigne Schöpfung ausgab, obschon er es nur mit Fehlern ausgestattet hatte, die dem Originale fremd waren; dahin gehörte denn auch seine ungeschickte Verwandlung der portugiesischen Rechtschreibung des Pater Basilius in eine französische. Einem solchen Führer darf man kein Vertrauen schenken; und Herr v. Ch. hätte daher, wenn ihm die *Notitia Linguae Sinicae* des Paters Premare nicht zur Hand war, besser an die alte portugiesische Orthographie, oder selbst an die der russischen Missionare sich gehalten. Ein Theil dieser Irrthümer ist übrigens De Guignes nicht einmal Schuld zu geben; so namentlich, wenn der Verf. *Tao-tse* (*Söhne des Tao*) schreibt, statt *Tao-sse* oder *Tao-see* (*gelehrte Bekenner des Tao*); oder *hao* für *han*; *foung*, für *fang*; *tsou*, statt *tsse*, oder *tseu*; *youi* für *chao*; *tsiouen* für *kin*; *tsing* für *tchin* u. s. w., wodurch allemal grofse Unterschiede in die Bedeutung kommen. Zuweilen behält er unwillkürlich die russische (nach der nordchinesischen Aussprache gemodelte) Schreibung bei, oder die japanische Aussprache erscheint ihm als die chinesische, und umgekehrt. Einige Mal ist eine Confusion ent-

*) Mémoire sur le système monétaire des Chinois. Paris. 1837.

Digitized by Google

standen, an deren Motivirung wir ganz verzweifeln müssen: so z. B. citirt der Verf. (S. 4) ein Werk *Ke-tsouen-tchy* d. h. *Recueil de monnaies gravées*; *) allein der entsprechen sollende Titel in Charakteren (Taf. LX, 18) lautet *Ts'iouen-tchi-tsoung*. **) Dieses giebt keinen Sinn; setzen wir aber *tsoung* voran, statt ans Ende, so entsteht der Sinn: *Allgemeine Münzen-Beschreibung*, und von *graver* ist nicht die Rede. Auf Taf. LX (15) ist vermöge sonderbaren Irrthums statt *hing-chou* (écriture courante), *tching-chou* (*écriture ornée*) zu lesen, obschon die dem *hing* und *tching* entsprechenden Schriftzeichen gar nichts mit einander gemein haben. Dies ist übrigens das einzige uns aufgefallene Beispiel eines falsch gewählten *Schriftzeichens*.

Die chinesischen Münzen sind bekanntlich aus Kupfer, oder gewöhnlicher aus einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei. Das Silber wird nur in gewogenen Stücken als Tauschmittel gebraucht. Die Inschriften beziehen sich gewöhnlich auf die Epoche, in welcher die Münze gegossen worden, ohne nähere Angabe des Jahres, und noch weit seltener ist ihr Nominalwerth angedeutet. Die Kupferminen, an denen kein Mangel ist, deren Ausbeutung aber nie grofse Fortschritte gemacht hat, sind ausschliefsliches Eigenthum der Regierung. So oft ein Ueberflufs an Silber vorhanden ist und dieses Metall von den Kaufleuten weniger begehrt wird, giebt die Regierung so viel Kupfergeld aus, als zu Herstellung des Gleichgewichts nothwendig; sinken dagegen die Kupferstücke, weil ihrer zu viele umlaufen, im Werthe, so bezahlt der Schatz die Armee in Silberbarren, damit das Kupfergeld seinen normalen Werth wieder erhalte. Da die chinesischen Münzen nicht geschlagen, sondern in Formen gegossen werden, so ist die Falschmünzerei in China leicht; und man übt sie, Trotz der darauf gesetzten Todesstrafe, zu jeder Zeit, besonders aber, so oft die Regierung den Nominalwerth der Münzen zu erhöhen für gut findet.

*) So könnte es wirklich heifsen, wenn nämlich folgende Charactere ständen, die wir leider nur durch Nummern (nach De Guignes WB.) bezeichnen können:

789 + 4911 + 2740.

**) Beiläufig bemerkt, neben цюань (*tsiouan*), steht hier *ke* (!!); neben цзи (*dsi*), *tsouen*, und neben цзунъ (*dsung*), *tchy* — Alles verkehrt.

Wer mit dem geschichtlichen Fortgang des chinesischen Münzwesens sich befreunden will, den verweisen wir auf Biot's oben angeführte Abhandlung und auf die Einleitung des Herrn von Chaudoir. Der Katalog enthält eine reiche Auswahl von Münzen der meisten Dynastieen. Einige aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft sind auf dem Revers mit Buchstaben des alt-mongolischen Schrift-Charakters *Dörbeldji* versehen, und die von der heutigen Dynastie ausgegebenen haben grofsentheils chinesische und mandjurische Inschrift; doch drückt letztere gewöhnlich nur die abgekürzten Namen der Provinz oder Stadt aus, wo das betreffende Stück gegossen worden, oft mit dem Zusatze *boo*, welcher aber in keiner von beiden Sprachen *gemacht* oder *gegossen* (*fait* ou *coulé*) bedeutet, wie der Verf. (S. 45 der Einl.) annimmt, sondern mandschurische Umformung des chinesischen pào (*kostbare Sache*, hier für *Geld*) ist. *) Wenn *boo* und *tsiuan* (beides in mandschurischer Schrift) auf einer Münze beisammen stehen, so ist letzteres Wort nicht Bezeichnung eines Münzortes, sondern bildet mit dem vorhergehenden das bekannte chinesische Compositum für Münze: *pao-ts'iuan*. Dergleichen Stücke sind aus dem Münzhofe *Pao-ts'iuan-kiu* zu Peking, bei dessen Nennen im grofsen Wörterspiegel der Mandschu-Sprache (*Buleku-Bitche*, Buch XX, Blatt 18) folgende mandschurische Erklärung steht: „So heifst der Ort, wo diejenigen Münzen gegossen werden, welche die Inschrift *boo-tsiuan in mandschurischen Buchstaben führen*.“

Innere und äufsere Kriege, Vernachlässigung der Bergwerke, und andere Ursachen hatten die chinesischen Finanzen unter der Dynastie *T'ang* (seit 618 Z.) tief heruntergebracht. Unter Kaiser Hien-tsong (806—20 u. Z.) erfand man eine Art Wechsel, die in kurzen Terminen eingelöst werden sollten, aber bald in wahres Papiergeld sich verwandelten, das nicht eingelöst wurde. Einigemal cassirte der Staat die Assignaten vermittelst neuer, und ihre Zahl stieg allmählig in so ungeheuerem Grade, dafs um die Zeit der Eroberung durch die Mongolen fast gar keine Münzen mehr circulirten. Die Mongolen-Kaiser haben bei dem schon sehr gesunkenen Papiergeld

*) Als mandschurisches Wort bedeutet *boo* s. v. a. *Haus*, aber hier nicht pafst, da keine Münzstätte so bezeichnet.

**) *Boo-tsiuan sere djue Mandju chergen bisire chungkerere babe, Boo-tsiuan dsichai Kuaran sembi*

Digitized by Google

trieben ebenfalls einen Mifsbrauch damit, der nicht wenig zu ihrem Sturze beitrug. Die ihnen folgende einheimische Dynastie *Ming* machte es nicht viel besser. Man findet der Assignaten zum letzten Mal im Jahre 1489 gedacht, und zwar in einem Edicte gegen die reichen Leute, die mit diesen Papieren speculirten. Unter der heutigen Dynastie sind die Assignaten abgeschafft worden; allein der Handelsstand hat sie durch Wechselbriefe ersetzt, die fast eben so stark circuliren, jedoch nur mit der Hälfte ihres Nominal-Werths eingelöst werden. Ihr Credit erhält sich, trotz er Verluste, welche durch den Bankrott reicher Handelshäuser über Viele gekommen sind. Der Verf. giebt n Kataloge genaue Abbildungen einiger Wechselbriefe, ie auch eines Stückes Papiergeld aus den Zeiten der ing, im Werthe von 1000 Kupfermünzen.

Die Amulete in Münzenform haben nur insofern Werth, als sie zur Geschichte des menschlichen Aberlaubens und des frommen Betruges Beiträge geben. ur ein kleiner Theil derselben ist budd'istischen Urrungs; die Meisten geben sich durch ihre symboliben Figuren und ihre Zaubersprüche als das Werk r geisterbeschwörenden *Tao-see* zu erkennen. Unter n dahin gehörigen Abbildungen befindet sich auch e eines mit Münzen besetzten Zauberstabes. — Die kannte budd'istische Redensart: *Nama Amita Foĕ*, lche einer Anzahl Tempel-Münzen (z. B. Taf. XXXIV, Taf. XLV, 24—30) eingegraben ist, wird merkürdiger Weise also gedolmetscht: *Imite celui qui iste éternellement, tiens-toi à l'écart, explique et nprends!* Von all dieser Weisheit enthält die For- *l keine* Silbe; aufserdem ist sie *indisch*, nicht *nesisch*, und bedeutet: *Anbetung sei dem Amitad'a!* — *Nama* oder *nămăs* heifst *Gebet* und *Ang*, wie das persische نماز *namâs*, und kommt von Sanskritwurzel *năm*, sich beugen; *Amita* aber (für *tâb'â*, ungemessener Glanz) ist Name desjenigen Fa's, welcher dem Aufenthalt der Seligen präsidirt.

Nachdem der Verfasser von den chinesischen Geldten gehandelt, schenkt er den japanischen, und n von Korea, Anam und Java einige Aufmerkeit. Die japanischen Münzen sind theils kupfern, eisern: sie haben, wie die chinesischen, ein vier- s Loch in der Mitte, und unterscheiden sich von überhaupt der Form nach gar nicht. Auch Papiergeld giebt es in Japan; dieses ist aber von dem chinesischen sehr verschieden. — Auf Java findet man Münzen, die nach dem Muster der chinesischen gemacht sind und besonders mit den Tempelmünzen der Chinesen grofse Aehnlichkeit haben; sie sind mit budd'istischen Emblemen versehen. Die in einem japanischen Werk dargestellte Münze, welche die arabische Inschrift السلطان ابو المعالي (der *Sultan Abu-l'Ma'ali*) führt, stammt von der Halbinsel *Malakka*; denn diesen Namen schreiben die Chinesen *Man-la-kia*. Die Bewohner der Halbinsel sind aber bekanntlich muhammedanische Malajen.

Die Titel der in der Einleitung angeführten japanischen Werke sind gröfstentheils nicht genau übersetzt; und für die Richtigkeit aller Dolmetschungen von Amuleten der *Tao-see* wollen wir uns wenigstens nicht verbürgen, indem eben die technische Sprache dieser Secte noch grofsentheils im Dunkeln ruht. Wo der Sinn übrigens an sich klar genug ist, hat ihn der Uebersetzer zuweilen verdorben; so z. B. heifst *kin yŭ moen tang* (Taf. XXXIV, 1) nicht *l'or précieux remplit le temple*, sondern *Que l'or et le jade remplissent la halle (la maison)!* Das Wort *t'ang*, welches eigentlich nie einen *Tempel*, sondern einen *grofsen Saal*, oder eine *Halle* bezeichnet, wird oft, besonders in Glückwünschen, geradezu für *Haus* gesetzt. — So viele Irrthümer und Ungenauigkeiten aber das schöne Werk des Hrn. v. Chaudoir auch entstellen mögen, so ist es doch jedenfalls hinsichtlich der abgebildeten Münzen das reichhaltigste, das uns auf dem Gebiete der ostasiatischen Numismatik bis jetzt zu Gesicht gekommen. Möchte der Verfasser nur bei seinen künftigen Bestrebungen in den Stand gesetzt sein, sich in Diesem und Jenem weniger auf Andere verlassen zu müssen.

Schott.

XXV.

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Erstes Bändchen. Leipzig, 1844. *Verlag von J. A. Leo. XVI.* 182 S. 8.

Die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der neugriechischen Litteratur läfst einen doppelten Gesichtspunct

Digitized by Google

zu. Einerseits ist es das in die Reihe der europäischen Völker wiedereingetretene Volk der Griechen, das durch lebhaftes Interesse jeden Gebildeten fesselt und ihn anregt, die Verhältnisse des äufseren und inneren Lebens im heutigen Hellas kennen zu lernen. Der tiefste Abdruck des Geistes irgend einer Nation ist aber immer in ihrer Litteratur, daher sind die neugriechischen Schriftdenkmale unserer Zeit gewifs geeignet, die Aufmerksamkeit derer, welche nach allgemeiner wissenschaftlicher Bildung streben, in hohem Grade zu erregen. Das Studium dieser Werke kann auch bei aller Ungleichheit der Feile und des Geschmacks dennoch insofern sie alle mehr oder weniger von demselben Geiste getragen und beseelt sind, nicht ohne Nutzen in ästhetischer Beziehung sein. Andrerseits hat jeder dem klassischen Alterthume vorzugsweise seine Betrachtung zuwendende die besondere Aufgabe, die in dem neuen Griechenlande noch vorhandenen Ueberreste der Vergangenheit zu erforschen, und zwar eben so in dem oft nur scheinbar Neuen das Alte wiederzuerkennen, als auch durch die Anschauung des aus den Trümmern des Alten hervorgegangenen Neuen das Alte in seinem Gegensatze desto tiefer aufzufassen. Ohne hier auf die Fortdauer antiker Verhältnisse in Rücksicht auf Sitten und Gebräuche bei den heutigen Griechen näher einzugehen, wollen wir uns nur einige Worte über den Standpunct erlauben, von dem aus die Litteratur des Volks zu betrachten ist. So wie in der Zeit der byzantinischen Herrschaft bei den vielfachen Bedrängnissen des Reiches die alte Litteratur wesentlich dazu beitrug, das Feuer des immer mehr schwindenden geistigen Lebens nicht ganz erlöschen zu lassen, sondern zu wiederholten Malen wieder anzufachen: so dienten nach dem Falle von Byzanz aufser der Lehre des Christenthums wenige Reste antiker Bildung den unter dem Joche der Barbaren Seufzenden zum Troste. Es ist daher der Einflufs des Alterthums auf die Neugriechen nie ganz geschwunden, indem es zu keiner Zeit an Männern fehlte, welche die Sprache ihrer Vorfahren verstanden und schrieben. Dies Resultat wird sich erst dann recht deutlich herausstellen, sobald wir, wie Oekonomus in dem Werke περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς κ. ἑ. γ. bemerkt, eine bisher noch mangelnde ausführliche Geschichte des Bildungszustandes der Griechen während der Türkenherrschaft besitzen werden. Jener eben erwähnte Einflufs des Alterthums ist sogar da noch sichtbar, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, nämlich in den seit dem zwölften Jahrhunderte bis jetzt in der Vulgarsprache verfafsten Werken. Diese Werke sind von doppelter Art. Die unmittelbare Stimme des Volks vernehmen wir fast nur in den seit den letzten zwanzig Jahren bekannt gemachten Volksliedern, welche trotz aller durch die Gattung selbst bedingten Verschiedenheit eben so durch Lebensfrische und Kraft, als durch Zartheit der Empfindung, Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Frömmigkeit sich auszeichnend überall das Gepräge des hellenischen Geistes bewahrt haben. Was die Gebildeten entweder in der Volkssprache oder in einer dem Altgriechischen sich nähernden Redeweise, die jedoch meist mehr von dem byzantinischen als von dem klassischen Style hat, verfafst haben, ist für den Forscher auf dem Gebiete der Sprache zwar keineswegs unwichtig, aber es zeigen sich hier je nach dem Bildungsgange eines jeden Schriftstellers und nach der Zeit, welcher er angehört, bedeutende Unterschiede, die man nicht zu übersehen hat, um nicht ein einseitiges Urtheil zu fällen. So ist z. B. in vielen in der Volkssprache gedichteten Ritterromanen des 16ten und 17ten Jahrhunderts bei gröfserer oder geringerer Sprachreinheit oder Verderbtheit ein Einflufs der italiänischen Litteratur sichtbar; ja der von den Neugriechen etwas weit getriebener Begeisterung dem Homer gleichgesetzte und allgemeiner Verbreitung sich erfreuende Vincentius Cornarus (Βικέντιος Κορνάρος) bietet in seinem Erotocritus Spuren der Nachahmung, sowohl altgriechischen als der italiänischen Dichter dar. Um nun den heutigen Erscheinungen der neugriechischen Litteratur die ihnen zukommende Stelle anzuweisen, wäre vor allen Dingen nöthig die früheren poetischen Erzeugnisse der Nation genauer ins Auge zu fassen. Insofern diese Erzeugnisse antik sind, wird von selbst der richtige Gesichtspunct der Beurtheilung leicht gefunden werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind.

(Schlufs.)

Aber für die Kenntnifs der im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte von den Griechen in der Vulgarsprache geschriebenen Gedichte ist unter uns bis jetzt noch sehr wenig geschehen, indem der Reichthum des Stoffes, die Seltenheit einzelner hiehergehörigen Quellen, die grofse Verschiedenheit jener Werke selbst in Bezug auf poetischen Werth, vor allen aber die nur wenigen unter uns ganz verständliche Sprache jener Gedichte viele von diesem unbearbeiteten Felde zurückhielten. Daher beziehen sich die meisten der in Deutschland im Fache der neugriechischen Litteratur erschienenen Werke auf die unmittelbare Gegenwart. Von dieser Art ist auch die hier anzuzeigende neugriechische Anthologie des um die Bekanntmachung neugriechischer Gedichte seit Jahren verdienten Dr. Kind. Die Einrichtung des Buches ist folgende. Der Verf. spricht in der Vorrede vorzüglich über die heutige Sprache der Griechen, ferner über die neugriechische Volkspoesie (ποίησις τῶν χυδαίων) und ihr Verhältnifs zu der Poesie der Gebildeten (ποίησις τῶν λογίων), mit vergleichen werden kann was wir selbst in den Jahrbüchern 1834 März N. 57—59. und an andern Orten gesagt haben. Da uns der Raum nicht gestattet, das in dem vorliegenden Buche hierauf Bezügliche, womit wir im Wesentlichen einverstanden sind, näher zu charakterisiren, so wenden wir uns sogleich zu den in diese Sammlung aufgenommenen Gedichten. Diese sind 1) Volkslieder (S. 1—81) in vier Abtheilungen: historische, Klephtenlieder, romantische, Hochzeitslieder; 2) Gedichte einzelner Griechen (S. 82— In Hinsicht auf die letzteren ist zu bemerken, dafs Hr. Dr. Kind fast durchgängig solche gewählt hat, welche durch den Ernst und die Würde des Inhalts sich auszeichnen, mit Uebergehung aller satirischen Dichtungen, in welcher Gattung schon der eine Alexander Sutsos sehr viel hätte beisteuern können, (vergleiche über ihn Jahrb. 1835 Oct. N. 79.) und mit Weglassung aller erotisch-bacchischen Lieder, an welchen die neugriechische Dichtkunst nicht arm ist. Es folgen von S. 152 an Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten, bestehend sowohl in historischen Inhaltsangaben, als auch in kurzen grammatisch-lexicalischen Bemerkungen. Wäre auch für den Kenner dieser Litteratur nichts wesentlich neues in der gegenwärtigen Sammlung enthalten, so würde doch der unermüdliche Eifer des Hrn. Dr. Kind für die Herausgabe neugriechischer Gedichte Anerkennung verdienen. Aber wir finden, dafs der Herausgeber sich nicht begnügt hat, aus Fauriel's Sammlung der Volkslieder oder aus seinen eignen früheren Sammlungen theils Volkslieder theils andere Dichtungen, hin und wieder in verbesserter Gestalt, aufzunehmen, sondern dafs er auch mehrere bisher unter uns wenig bekannte, meist aus Werken, die nicht in aller Händen sind, entlehnte Gedichte aufs Neue der Oeffentlichkeit übergeben hat. Hierin besteht das besondere Verdienst des Buches. Was die Wahl der dem Publicum hier vorgelegten Dichtungswerke betrifft, so können wir uns einerseits mit derselben zufrieden erklären, da man in diesem Buche fast nur anziehende Stücke findet, andererseits müssen wir uns wundern, da der Herausgeber über die etwanige Fortsetzung des Werkes nichts sagt, warum die sehr ansprechenden Gedichte der λόγιοι nicht noch durch andere aus anderen Gattungen vermehrt sind, um eine gröfsere Mannigfaltigkeit zu erreichen. Indessen hiervon ganz abgesehen, wollte Hr. Dr. Kind bei den Dichtungen der λόγιοι nur solche Dichter der Beachtung würdigen, welche den Adel der Gedanken mit der Schönheit der Form vereinigen, so vermissen wir

Digitized by Google

hier ungern Alexander Stourdza, dessen Fabeln und Allegorieen wir früher in diesen Jahrbüchern (1837 December N. 119.) beurtheilt haben und der den hier berücksichtigten in keiner Weise nachsteht. Zu den interessanten Gedichten dieser Sammlung gehört das dritte und vierte der romantischen Lieder, von denen das erstere ὁ Χάρος καὶ ὁ τζοπάνης (der Tod und der Hirte), das letztere ἡ κόρη εἰς τὸν ᾅδην (das Mädchen im Hades) überschrieben ist. Beide sind entlehnt aus Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland S. 141, der beide Lieder von einem alten Hirten in Arachova am Parnafs hörte und zuerst niederschrieb. In dem einen wird auf sinnige Weise der muthige Kampf eines jungen Hirten mit dem Charos, welcher ihm an einer Felsschlucht auflauert und nach langem Widerstand von Seiten des Hirten erst nach drei Tagen und zwei Nächten die Oberhand gewinnt, dargestellt. In dem anderen werden zuerst die Berge und Felder glücklich gepriesen, weil die Natur ihr Grünen und Verblühen an feste Jahreszeiten gebunden hat, und sie also von dem Tode, namentlich dem unerwarteten und frühzeitigen unabhängig sind; in den letzten Versen des Liedes aber wird angedeutet, wie oft der Mensch nicht nur vor der Zeit sterben mufs, sondern auch dann selbst von seinen nächsten Verwandten, ehe er es denkt, vergessen wird. Die Ansicht des neugriechischen Volkes von dem Leben nach dem Tode ist, wie man aus diesen und vielen anderen Gesängen sieht, noch ganz die altgriechische, und läfst sich nur aus einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem heidnischen Alterthume erklären. Der Hades ist nach dieser Volksansicht, wie Ulrichs in seinen Reisen und Forschungen Bd. I. S. 134 bemerkt, eine dunkle, eisige Behausung unter der Erde, zu welcher eine Treppe hinabführt. Eine feste Thür verschliefst ihn, an welcher Charos, (der Alt' und Jung' von der Oberwelt hinwegholt und sie nun auch dort selbst bewacht) Wache hält. Solche Vorstellungen mögen auch in einzelnen Gegenden Italiens als Reste des Heidenthums sich lange unter den Landleuten erhalten haben. Jetzt verschwinden sie allmählig. Niebuhr berichtet wenigstens in seinen kleinen philologischen Schriften 2. Samml. S. 263, dafs eine Bäuerin aus den pränestinischen Gebirgen nichts mehr vom Orcus (Orco oder mundartlich Uerco) wissen wollte, indem sie sagte, alte Leute sprächen wohl noch davon, aber man glaube nicht mehr an einen solchen Spuk. Dagegen hat sich die Fabel von Amor und Psyche als Volksmährchen erhalten. Doch dies nur beiläufig. Dafs der neugriechische Χάρος oder Χάρων nicht der Fährmann der alten Mythologie ist, welcher die Seelen in die Unterwelt über den Styx fuhr, sondern jetzt die Stelle des ehemaligen Θάνατος hat, wissen wir aus vielen Volksgedichten. Wie alt diese jetzige Volksmeinung vom Charon sei, wird sich schwerlich noch ermitteln lassen; wenn übrigens der auf einem altitalischen Denkmale vorkommende Charuns nach seinem ganzen Aeufseren von Ambrosch richtig für den Tod erklärt worden ist, so kann man sogar auf ein höheres Alter dieser Ansicht schliefsen, welches einen in diesem Punkte übereinstimmenden Volksglauben beider Länder voraussetzen würde. Wir müssen aber in Ermangelung sicherer Thatsachen diesen Gegenstand vorläufig für sich beruhen lassen.

Unter den Gedichten einzelner Griechen in dieser Sammlung verdienen mehrere besonders hervorgehoben zu werden, z. B. τὰ ἐρείπια τῆς παλαιᾶς Σπάρτης (die Ruinen des alten Sparta) von Panagiotis Sutsos, der Parnafs von Alexander Risos Rangavis (Ῥαγκαβῆς), Italien und das heutige Rom von Alexander Sutsos, Panhellenia von J. D. Karatzutzas. Ueber die Anmerkungen des Hrn. Dr. Kind zu den einzelnen Dichtungen, welche denen zu seinen früheren Sammlungen im Ganzen gleichen, spreche ich nicht besonders, da ich die Tendenz derselben nach meinen früheren Beurtheilungen als bekannt voraussetzen kann. Die den neugriechischen Originalen beigefügte metrische deutsche Uebersetzung giebt einen neuen Beweis von dem schon früher bekundeten poetischen Talente des Verfassers. Es ist eine nicht nur lesbare, sondern auch geschmackvolle Uebertragung, bei welcher der Hauptzweck, in einiger Unabhängigkeit von der Urschrift mehr Gedanken, als die einzelnen Worte wiederzugeben, doch, wo es die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache gestattete, auch den Zügen des Originals sich nähern. Dafs die metrischen Fesseln Hrn. Dr. öfter zwangen, weniger wörtlich zu übersetzen, als Prosa es erlaubte, liegt in der Natur der Sache. Es würde daher unbillig sein, wenn man an Stelle S. 92 Ἕλληνες σεῖς, πῶς ἤθελεν Ἀπὸ σᾶς προκριθῆναι ξος τάφος; wo die Uebersetzung lautet: *Könntet lenen, zweifeln ihr, dafs der Vorzug gebühre chem Grabe?* bedeutenden Anstofs nehmen wol

Digitized by Google

man in Prosa etwa so übersetzen würde: *Hellenen, wie könnte von euch ein unrühmliches Grab vorgezogen werden!* Beiläufig will ich nur bemerken, dafs das im Texte stehende προκριθεῖν (wahrscheinlich ein Druckfehler, wiewohl früher fälschlich von einigen diese Form so geschrieben wurde) in προκριθῆν d. i. προκριθῆναι der Gleichförmigkeit wegen zu ändern war. Doch es ist nicht unsere Absicht auf Einzelnheiten in Bezug auf die Constitution des Textes oder den Ausdruck der Uebersetzung einzugehen. Es genüge die Versicherung, dafs das Werk im Ganzen unseren Beifall hat. Wir wünschen daher demselben Verbreitung und baldige Fortsetzung.

Mullach.

XXVI.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. Berolini impensis Guilelmi Besser. MDCCCXLIII. Typis Academicis. 104 S. *Text u.* 40 *unpaginirte S. Inschriften, in gr.* 4.

Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius. Berolini imp. G. Besser. MDCCCXLIII. VI u. 34 *S. in gr.* 8.

Bei den Anecdota Delphica mufs zunächst die löbliche Gesinnung anerkannt werden, aus welcher ihre Bekanntmachung hervorgegangen ist. Nachdem C. O. Müller auf dem geweihten Boden Athen's der jähen Krankheit unterlegen war, deren Keim er zu Delphi, der Stätte schon jugendlicher Studien (de tripode Delphico 1820), durch rastloses Arbeiten in sich gepflanzt hatte, betrachteten es seine Reisegefährten als eine heilige Pflicht dankbarer Liebe gegen den berühmten Geschiedenen, die epigraphischen und archäologischen Ergebnisse ihres gemeinsamen Pilgerzuges in möglichst würdiger Gestalt zu veröffentlichen. Dieser Pietät verdanken wir Schöll's: Archäol. Mittheilungen aus Griech. Papieren C. O. M.'s hinterlass. Papieren (1tes Heft Frkf. 1843), wie das jetzt näher zu besprechende Werk über die neuaufgefundenen Delphischen Inschriften. Fand aber Schöll in den Mittheilungen die reichhaltigen Tagebücher M.'s mit seinen eigenen Notaten zum Ganzen verarbeiten konnte, lag Hrn. Curtius nur Schriftliches von Müller vor als die zum Theil durch diesen gefertigten Copien der Titel (vgl. S. V); die ganze Arbeit mufs demnach als jenes eigene gelten. Da nun dieselbe schon mehrfach von verschiedenen Standpuncten aus öffentlich beurtheilt worden ist und im Ganzen eine wohl verdiente Anerkennung gefunden hat, so glaubt der Unterzeichnete, nach einer übersichtlichen Inhaltsangabe der einleitenden Abhandlungen sich desto eher einer Besprechung desjenigen Einzelnen zuwenden zu können, was ihm an der Herstellung der Inschriften etwa noch mangelhaft und verfehlt erschienen ist. Doch will auch er nicht unterlassen, zuvor im Allgemeinen dem Hrn. Dr. Curtius das Lob redlichen Bemühens um seinen Gegenstand und oft glücklichen Gelingens bei guter Belesenheit und übersichtlicher Anordnung zu ertheilen. Durch den Inhalt der Mehrzahl seiner Inschriften darauf hingewiesen, hat dieser sich namentlich bestrebt, eine erschöpfende, bis in das kleinste Detail herabsteigende Monographie über die Freilassung von Sclaven durch Weihung oder Verkauf an einen Gott zu liefern, und indem er in gleicher stets das Allgemeine umfassender Weise auch die übrigen Titel betrachtet, ist es ihm gelungen, seinem Buche auch für die Zeit einen gewissen Werth zu verleihen, wo dereinst sämmtliche, hier zuerst publicirte Inschriften dem grofsen Werke Böckh's einverleibt sein werden.

Auf die Dedication (Piae recordationi C. O. Muelleri und umstehend ΓΕΡΑΣΕΣΤΙΘΑΝΟΝΤΟΣ) folgt ein conspectus argumenti. Das erste Stück, die prolegomena de topographia Delphica atque titulorum Delphicorum ratione (S. 1—9) geben an, was seit Cyriacus Ancon. bis auf die jüngste Gegenwart, namentlich durch des leider nun auch schon heimgegangenen Ulrichs' Forschungen für Wiederbelebung einer genauern Kenntnifs der einst so bedeutsamen Orakelstadt geschehen ist. Mufste auch der neuerdings gefafste Plan, das alte Heiligthum in seinem ganzen Umfange blofs zu legen und dem darauf befindlichen Flecken der Kastriten eine andere Stelle anzuweisen, aufgegeben werden, so besitzen wir doch nun eine von Laurent gelieferte so genaue Aufnahme der Oertlichkeiten (Taf. bei Ulrichs und hier), dafs nächst Athen Delphi jetzt als der bekannteste Ort Griechenlands gelten darf. Nachdem dann die einzelnen Localitäten, namentlich die Area des Apollotempels und deren Umgebungen geschildert sind, berichtet Hr. C. von Müller's Arbeiten im Jahre 1840.

Digitized by Google

Die Freistellung einer polygonen Mauer zwischen der mittägigen Treppe des Tempels und einer zweiten tiefern Mauer (dem sogen. Ἑλληνικόν, einem festen Unterbaue, welcher das heilige Delphi von dem profanen schied) brachte die Inschriften zu Tage, wie sie hier auf Tafel II. verzeichnet sind. Das Copiren unternahmen Müller, Schöll und Curtius, ersterer mit so feurigem Eifer, dafs er nur erst nach wiederholten Anfällen von Ohnmacht davon abliefs. So hat nun Delphi neben Athen die meisten griech. Inschriften geliefert, welche nach Böckh von Rofs, Leake, Thiersch und Ulrichs veröffentlicht worden sind. Die meisten derselben fanden sich innerhalb des Tempelgebietes, besonders an der mittägigen Wand des Theaters; diejenige beschriebene Mauer aber, welcher Müller's Titel entnommen sind, ist jetzt entweder zerstört oder vielleicht nur wieder mit dem aufgeworfenen Schutte bedeckt. Das Alter derselben läfst sich zwar nicht mit Sicherheit bestimmen, die Inschriften selbst aber gehören in das 3te Jahrh. vor Christus und weist ihre Orthographie einige Ueberbleibsel selbst noch älteren Brauches auf. Dem Inhalte nach sind sie 1) manumissiones servorum n. II—XXXIX, 2) decreta Amphictyonum n. XL—XLV, 3) acta civitatis Delphorum n. I. und n. XLVI—LXVII, u. 4) zwei Decrete der jon. Erythräer n. LXVIII—IX. Hierauf spricht Hr. C. in der ersten der einleitenden Abhandlungen S. 10—47 de manumissione sacra Delphica praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra. Ausgehend von der bisweiligen Freilassung in Masse von Staatswegen, heifst er für ein Gleiches von Seiten der Privaten vor Allem den Satz festhalten, dafs die Freiheit geschenkt wurde, war es nun gegen einen Preis oder umsonst; dafs dagegen die Herren schlechthin verpflichtet gewesen seien, den Sclaven für die Kaufsumme freizulassen, wird, wie es scheint mit Fug, S. 11 bestritten. Am Ueblichsten war die testamentarische Freilassung, durch welche die bisherigen Sclaven bald sofort bald erst einige Zeit nach dem Tode des Erblassers in den Stand der Freien übertraten. Wer dagegen noch bei seinen Lebzeiten freiliefs, zog in der Regel, gröfserer Beglaubigung halber, Zeugen zu oder verrichtete die Handlung an einem öffentlichen Orte, z. B. im Theater, in einem Gerichtshofe, vielleicht auch an heiligen Stellen, vielleicht — denn die Erzählung vom Krates bei Suidas s. ἐπὶ βωμὸν ἀρθείς und βωμός scheint dem Referenten noch nicht eine allgemeine Sitte (S. 13) zu erweisen. Von einigen Staaten besitzen wir ἀναγραφαὶ τῶν ἀπελευθερωθέντων, welche dem öffentlichen Seckel für ihre Freigebung eine kleine Summe zu entrichten hatten. Mehrere solche Verzeichnisse, die vorzugsweise in Thessalien üblich waren, werden hier mitgetheilt (ein Nachtrag in den Inscript. Attic. S. 31). Von ihnen hat die sechs Titel aus Lamia (wie in den Nachträgen S. 100 zugefügt ist) Dr. Lud. Stephani (Reise durch einige Gegenden des nördl. Grchl. Leipzig 1843) gleichzeitig, zum Theil etwas vollständiger publicirt. In n. 1. (Steph. 20) dürfte Z. 1 Εὐδάμωνος und Z. 4 statt Ἀμελάου wohl Ἀπελλοῦ zu schreiben sein; in n. 2. (St. 22) ist Z. 1 Νόσσανδρος unstreitig ächt (s. Pape im Namen-Lex.); Z. 5 stand vermuthlich Ἐξ[ε]νίκας τᾶς Λέοντος; n. 4. (Steph. 23) Z. 15: Ξένωνος τ[οῦ] Μέννυος, n. 5. Z. 5 Σα]τυρίων wie C. J. Gr. n. 3568 und Z. 12 Κρι]νολάου. Jeder Freigelassene gab 15 Statteren in die Stadtkasse — das wiederholt vorkommende δεδοκότες hat Hr. C. mit Recht beibehalten — und die die Bezahler monatweise aufgeführt sind, so lernt man hiebei im Ganzen doch zehn Monatsnamen der Lamier kennen, S. 16. Eine ganz eigenthümliche Art von Freilassung ist ferner die, nach welcher der Sclave einer Gotte geweiht oder verkauft wird. Sie ist einzig in Inschriften bekannt, und es treten hier zu den schon früher aufgefundenen Denkmälern dieser Gattung 36 Urkunden aus Delphi, 1 aus Hyampolis und 1 aus Phocaea. Die Sclaven werden durch diese Beziehung zu einen Gott zwar ἱερόδουλοι (welcher Ausdruck übrigens in keiner Inschrift gebraucht wird), allein diese Knechtschaft ist nur eine scheinbare: sie werden — schon Böckh im C. J. Gr. I. S. 780 erkannt hat — der That und Wahrheit freie Leute. Den Grund zu einem solchen Scheinverkaufe sucht Hr. C. 1) in besonders günstigen Lage, welche die wirkliche δουλία gewährte S. 18; 2) darin, dafs, während bei gewöhnlichen Freilassung die mit ihr Beschenkten allerlei Verbindlichkeiten gegen die früheren Herren nehmen mufsten (S. 19), da wo ein Gott der Patron die Freiheit alsbald eine reelle wurde; 3) in der Sicherheit und Unantastbarkeit der Freilassung, wenn jener Gott dabei betheiligt hatte (πιστεύει τῷ θεῷ τὰν

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Fortsetzung.)

Hiezu läſst sich als ein Wesentliches noch das thun, as Ulrichs im Neuen Rhein. Mus. 1843 S. 552 erinnert, daſs nämlich die Sclaven, weil sie selbst keine ürgerlichen Rechte genossen, es einem Gotte überliefen, für sie den Vertrag abzuschlieſsen. Die Götter dann, mit welchen diese Käufe abgemacht wurden, nd Dionysos zu Naupaktos, Serapis zu Chaironeia, Ithorea, Koroneia, Apollo Nesiotes zu Chalaion, Asklepios zu Elateia und Steiris, Athena Polias zu Daulis nd der Pythische Apollo zu Delphi. Es folgen die ormeln der einzelnen, zum Theil hier vollständig wiederholten Titel, die bisher durch Böckh, Ulrichs, Leake nd Roſs herausgegeben waren. Aus ihrer Betrachtung ergiebt sich ein dreifaches Resultat (S. 25): 1) kein nziger dieser Titel geht über das 3te Jahrhundert vor hristus hinauf, die meisten sind sogar eines noch weit ngern Ursprungs; 2) die bezeichneten Städte liegen e um den Parnaſs und Delphi bildet gewissermaſsen Centrum; 3) auch die Götter scheinen nicht zufäherausgegriffen, sondern solche zu sein, welche vorsweise eine groſse Anzahl von Hierodulen hatten. hdem hierauf noch zwei jüdisch-griechische Freiungen derselben Art und eine barbarische aus Anape Circassien besprochen sind und an die christliche umissio in sacrosancta ecclesia erinnert ist, geht Verf. S. 27 zu n. II. über: de manumissione sacra hica, wohin auſser den hier vorliegenden Titeln ge andere bei Böckh und Thiersch gehören. Sie alle en im Ganzen einerlei Formular: I. magistratus cum e praescripti, II. manumissionis ipsius formula, estimonia. Bei n. I. ist wieder zu beachten, ob hier oder Auswärtige verkaufen. Im ersten Falle werden der Archon, einige Senatoren, der Schreiber des Raths und der Monat oder dieser letztere mit dem Archon allein angegeben, was das Bräuchlichere ist S. 29. Die Kunde von den delphischen Monaten zieht aus diesen Präscripten nicht unerhebliche Bereicherungen. Denn auſserdem, daſs die von Böckh nach schlechten Copien angenommenen Ἡράπιος und Ἀποτρόπιος dem Ἡραῖος und Ποϊτρόπιος weichen müssen, erscheinen als ganz neu der Δαιδαφόριος [oder Δαδοφόριος] und der Βοάθοος oder Βοάθοιος. Der Ποϊτρόπιος — n. XXVII. steht er aber nicht und auch nicht n. XXXVII. e sondern a — soll so viel als Βοϊτρόπιος (πούλιμος, Πόζας S. 90) bedeuten: „mensis quo οἱ βοῦς τρέπονται sc. inter arandum" S. 30. [Jenes Βοϊτρόπιος könnte man nun zwar aus der Variante C. J. Gr. n. 1709. 2 ΜΗΝΟΣΙΓΒΟΙΤΡΟΡΙΟΑ herauslesen wollen; allein eine solche Monatsbezeichnung däucht dem Referenten überhaupt sehr unwahrscheinlich, weil sie zu unbestimmt ist, und dann hat auch das verglichene βοΐκλεψ (oder βοῖκλεψ nach Ellendt im Lexicon Sophocl. I. p. 311) keine rechte Beweiskraft für die Bildung des Wortes, da es selbst vielleicht βοῦκλεψ gelautet hat, s. W. Dindorf in Steph. Thes. Par. v. II. p. 324 C.]. Eben so bleibt die zweimal vorkommende Wendung μηνὸς ἐνδὺς Ποϊτροπίου dunkel. Wollte man, was Hrn. Curtius auch beikam (S. 30—31), ἐνδύς für ἐντός nehmen [C. J. n. 1732. 6. 7 ἐντὸς τῆς εἰκάδος τοῦ δωδεκάτου μηνός], so ist die Frage unerledigt, warum beim Ποϊτρόπιος allein eine solche Bezeichnung stehe; und denkt man an einen Schaltmonat, so ist wieder der Ausdruck nicht erklärt; sonst könnte man ἐνδύς für eine Abkürzung von ἐνδύσιμος oder ἐνδυσιμαῖος (statt ἐμβολιμαῖος oder ἐμβόλιμος) halten; was jedenfalls ein glücklicherer Gedanke ist. — Wenn 2) Auswärtige verkaufen, so treten zu dem delph. Magistrat und Monate noch die des Verkäufers. — Weiter wird S. 32 unter II. ipsius manumissionis formula angegeben: (ἐπὶ τοῖσδε) ἀπέδοτο-

Digitized by Google

ἀνατίθημι (ἱερόν), ἀπελευθερῶ, ἀφίημι mit den betreffenden Namen und 2) zum öftern der ausdrücklichen Angabe, dafs alle Betheiligte zugestimmt hätten (συνεπαινέοντος, παρόντος καὶ συνευαρεστοῦντος u. s. w.); dies gilt namentlich von Verkäufen durch Frauen (S. 33), wo die Einwilligung der Gatten, Söhne, Väter, Brüder erwähnt wird [doch steht nichts der Art n. IX. n. XXII. n. XXVIII. und n. XXXII. Mit dem zu Tithorea vorkommenden χρῆσαι τὴν χεῖρα aber läfst sich vielleicht zusammenstellen was v. Maurer (das griech. Volk in öff. kirchl. u. privatrechtl. Bezieh. 1 S. 161) über den noch jetzt üblichen Abdruck eines Fingers unter Urkunden und Contracten berichtet]. Es folgt 3) Ἀπόλλωνι τῷ Πυθίῳ, 4) sexus, nomen, natio (οἰκογενεῖς oder alienigenae) mancipii, ein und das andere Mal auch das Alter. Dabei ist S. 35 einsichtig über Sclavennamen gesprochen; diese waren oft die freier Leute, namentlich der Herren oder diesen doch ähnlich gebildet. Zum fünften wird der Preis vermerkt, mit der Angabe, dafs er entrichtet sei (ἀπέχει τὰν τιμάν); auch hier führt eine fleifsige Zusammenstellung die verschiedenen Werthe der Sclaven vor. Dafs nun aber hier kein gewöhnlicher Verkauf, sondern geradezu eine Freilassung statt fand, die einem Gotte anvertraut wurde, erweist die 6) stehende Formel καθὼς ἐπίστευσε τῷ θεῷ τὰν ὠνάν mit der Folge ὥστε (ἐφ' ᾧτε, ἐφ' ὅτῳ) ἐλεύθερον εἶμεν καὶ ἀνέφαπτον. Doch wurde der bisherige Sclave (S. 37) nicht immer sofort frei, sondern, was 7tens bemerkt wird, bisweilen erst nach dem Ableben des Herren. Die Zeit zwischen dem Vollzug und der Gültigwerdung des Freikaufs heifst dann παραμονή; auch fehlt es nicht an einer Androhung bestimmter Strafen, wenn die Freigelassenen in der παραμονή ihrer Pflicht nicht nachkommen würden. Um endlich die Freilassung möglichst zu sichern, wurden 8tens S. 42 einer oder mehrere βεβαιωτῆρες zugezogen (ὃς βεβαιοῖ τῷ θεῷ τὰν ὠνάν) und Geldbufsen für den bestimmt, der an einen Freigelassenen Hand anlegen möchte, so wie für den seine Obliegenheit nicht erfüllenden βεβαιωτήρ, welcher alsdann πράκτιμος oder πρακτίμιος war [πρᾶκος in C. J. n. 1702 soll wohl πρακτός heifsen], d. h. bis zu einer festgesetzten Summe in Strafe genommen werden konnte. Ueberdies wurde es jedem, wer wollte, freigestellt, erforderlichen Falls einem in seiner neuen Freiheit Gekränkten beizustehen (συλᾶν oder συλεῖν S. 44). — III. Die Zeugen waren in Delphi: Priester (deren es dort gewisse Familien gab S. 45), Archonten und Privatpersonen; ein wenig anders ist es in den Urkunden anderer Städte S. 46. Bisweilen giebt auch ein Zusatz an, wo die Verkaufscontracte aufbewahrt werden sollten; öfter legte man mehrere Exemplare an verschiedenen Orten nieder.

Das IIte Hauptstück handelt (S. 47) de decretis Amphictyonicis, hier n. XL—XLIII u. XLV. Zu der Litteratur sei nachgetragen, dafs den Titel n. 1688 bei Böckh neuerdings Ahrens de dial. Dor. p. 484 flgd. auf eine vortreffliche Weise bearbeitet hat; in der Leake'schen Inschrift aber S. 48 wird Καλλεώνι[χον, ein kaum griechischer Name, mit Καλλέαν zu vertauschen sein. — Nach dem Magistratus eponymus, d. h. dem ἄρχων zu Delphi, folgt die Jahreszeit: πυλαίας ἐαρινῆς u. πυλ. ὀπωρινῆς. Die letztere erscheint zuerst in diesen Titeln dreimal [aufserdem aber dafs man sieht, sie wurde auch zu Delphi abgehalten, läfst sich aus der Notiz kaum irgend ein sicheres Resultat von Belange ziehen]. An dritter Stelle erscheinen die Abgeordneten oder ἱερομνήμονες, welche nach Nationen (Aetoler, Delphier, Phokenser, Boioter, Lakedaimonier, Athener, Lokrer, Euboeer) tabellarisch auf S. 49—50 geordnet sind. Aus dieser Tabelle geht 1) hervor (S. 50), dafs die Namen der Völker, denen der Gesandten voraus stellt wurden, 2) dafs nicht einzelne Hieromnemonen von einzelnen Staaten kamen, sondern von einzelnen öfter mehrere Deputirte, 3) dafs selbst wenige ursprünglich zur Delphischen Amphictyonie gehörende Staaten, während der zuerst unrechtmäfsigen, quasi — legitimen Prävalenz der Aetoler (S. 50), gereichten, um die Versammlung der Amphictyonen zu constituiren. Die Formeln des Decretes selbst werden S. 50—1 angegeben, wobei Hr. C. in der Ansicht C. J. Gr. n. 1689. mit dem Refer. zusammen Spec. Onom. Gr. p. 116. Der Inhalt sämmtlicher zuerst mitgetheilter Beschlüsse bezieht sich auf Ertheilung von Ehrenrechten.

Der 3te Abschnitt ist S. 51 de decretis civitatis Delphicae. Auch diese sind Ehrenbeschlüsse mit längern oder kürzern Formel: ἔδοξε τᾷ πόλει τῶν Δελφῶν· ἐπειδὴ κτλ. oder: Δελφοὶ ἔδωκαν τῷ δεῖνι κτλ. den Magistraten bezeichnet ἄρχων im Singular oder ἐπώνυμος, ἄρχοντες aber sind aufser dem ἐπ. alle übrigen Senatoren und der Schreiber. Diese Senatoren wurden nach Semestern; Böckh hatte ihrer im Ga-

Digitized by Google

vier auf ein Jahr angenommen; die neuen Titel erweisen aber, dafs zwei oder drei auf eine ἑξάμηνος [Aristot. Polit. IV. 15], also vier oder sechs auf das ganze Jahr kommen [nur fragt sich noch, ob diese höchstens sechs Mitglieder den gesammten Senat von Delphi ausmachten. Da diese Zahl zu klein scheint, so möchte man vermuthen, dafs aus den jedesmaligen halbjährlichen Senatoren nur je zwei oder drei nach Belieben oder einer nicht weiter bekannten Reihefolge zur Beglaubigung der Decrete namentlich beigefügt wurden]. Die von den Amphictyonen und von den Delphischen Magistraten zuerkannten Ehren sind entweder solche, die überall in Griechenland verliehen wurden — nur die προεδρία und die θεαροδοκία sind hier häufiger denn sonst wo — oder es sind eigentlich Delphische: 'δάφνης στέφανος παρὰ τοῦ θεοῦ, σκανὰ ἐμ Πυλαίᾳ ἁ πρώτα, θηκαυρὸς ὅτου τὰ ὅπλα θήσει, κηρύκειον ἐπιγεγραμμένον ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Πυθίου (n. 40.) S. 53—4.

Diesem wesentlichen Inhalte der Prolegomena hat der Unterzeichnete schon darum nichts weiter zugefügt, weil der Gegenstand namentlich des 1sten Stückes eine ausführliche Besprechung eines der gelehrtesten Kenner griechischer Rechtsverhältnisse und Alterthümer, des Hrn. Prof. Meier hervorgerufen hat: die Lehre von der Freilassung bei den Griechen und die Verfassungsgeschichte des amphictyonischen Bundes, Delphi's und Erythrae's, Allg. Litt. Zeit. 1843 n. 230 — 234. Er. knüpft das, was er selbst zu bemerken hat, an einzelnen von S. 56 ab folgenden Titel, will jedoch der Gerechtigkeit gemäfs zuvor noch erwähnen, dafs seinen Einleitungen manche Stelle schon früher edirter Inschriften von Hrn. Curtius glücklich verbessert worden ist.

Bei N. I. (Rofs Inscr. Gr. ined. fasc. I. n. 67) ist bemerkt, dafs die neue Abschrift z. B. richtig ἰών (Analecta Epigr. p. 81) statt ἀπελθών bei Rofs γγόνοις Z. 22 für ἐκγ. bietet; doch διέλεγε bei C. scheint nach den Zügen bei Rofs διελέγη gewesen zu. In n. II. ist ἄρχοντος Βαθύλου (Lobeck. Path. Gr. p. 137) τοῦ Αἰακίδα wegen C. J. Gr. n. 1936. richtig: Αἰακίδῃ καὶ Χαιρεφάνῃ τοῦ Ἀβύλου (l. Βαβ.) Δελφοῖς. Eben so ist n. V. a. E. Ἀνδρομένης im Nomenclator Delphicus S. 93 kaum gut auf Βαβύλος bezogen; da zu Delphi der Name Βαβύλος recht gut war, so möchte an beiden angeführten Stellen nicht anzunehmen sein. Bei dem Conjunctivus ὅ κα θέλῃ sei hier ein für allemal bemerkt, dafs weil die Steine das Jota subscriptum, wenn es auch die Dative haben, in diesem Modus (ζῇ, ζώῃ, συλάσῃ, πάθῃ) in der Regel nicht bieten (nusquam des Hrn. C. S. 91 a. E. ist zu viel gesagt, s. n. XVI. 16, n. XIX), hierin allerdings eine nicht zu verwischende Eigenthümlichkeit des Dialektes festzuhalten war, vgl. Ahrens de dial. Dor. p. 293 u. 305; n. XXXI. 10 erscheint sogar vereinzelt ὅ κα θέλει, Ahr. p. 294. Z. 14 mufste Ἀνδροξένεος von Ἀνδροξένης statt Ἀ-ος notirt werden; eben so scheint Θεοξένους C. J. n. 1703. 13 zu stehen (Φωκέων Καλλικράτους bei Leake n. 9 oben S. 48, Φίλλους n. XIX. 2) und Θεοφίλεος in der Lamischen Inschrift n. 4, 16. Ebds. schr. für Ἀγησάνδρου hier und im Nomenclat. D. p. 92 vielmehr Ἄγησ. In n. III. hiefs der Vater, nach einer bekannten Norm, muthmafslich Ἀγίων wie der eine Sohn, nicht Ἄγων. Z. 11 — 12 hat der Stein ΠΡΟ||ΣΤΑΜΕΝΟΣ, wofür S. 44 προϊστάμενος, hier selbst προστάμενος geschrieben wird, und dies ist wohl trotz der Seltenheit der Form das Rechte, weil auch die Titel von Tithora für dieses Verhältnifs προστάμεν und προστάς geben. Z. 19 kann ΥΑΒΡΩΝ Εὐάβρων (εὔαβρος, Εὔξενος Εὐξένων) und ΘΑΡΡ. Σ (Curt. Θάρρυς) Θαρρεύς gewesen sein, vgl. Θαρσέας. In n. V. 2 brauchte, obwohl zwei Namen nachfolgen, nicht ἀπέδο(ν)το corrigirt zu werden; der Singular findet sich eben so n. X. und ἔχει in Ulrichs' Inschr. von Tithora n. II. 8 Rh. Mus. 1843, S. 554. Z. 20 wird, ohne dafs eine Lücke auf dem Stein sichtbar ist, καὶ ἰδιῶται ergänzt; Privatleute als Zeugen werden anderswo allerdings aufgeführt; sie durften aber vielleicht wegbleiben, wenn statt ihrer mehr Archonten als gewöhnlich Zeugen sind, und man wird ohne jenes Einschiebsel hier dann eben so fünf Archonten wie in n. VI. haben, wo gleichfalls die ἰδιῶται fehlen. Statt Καϊάδας ΚΛΕΥΛΟΥ, Ἀνδρομένης Βαύλου (Βαβ.) läfst sich K. Βαβύλου, Ἀ. Βαβύλου vermuthen wie n. XXV. Z. 26 Διονύσιος Ἀσάνδρου, Πολίτας Ἀσάνδρου für das freilich üblichere Δ. Π. οἱ Ἀσάνδρου, s. n. II. In n. VI. mag Ἰρανίωνος (Εἰρανίων s. bei Pape) unantastbar sein, falls nicht Εἰρ. zu schreiben ist wie Εἰραναῖος n. XXI. Der unerklärte Name Ἀζάρατος (oder Ἁζάρατος von ἅζω und ἀρῶμαι?) n. VII. 17 u. n. XXXIII. war vielleicht auch C. J. Gr. n. 1709. 5. ΑΝ.. ΑΡΑΤΟΥ. An Φιλλέας n. IX. 12 nimmt Referent keinen Anstofs: Φιλλίας C. J. n. 1514. 2, Φιλλεύς bei Pape, Φίλλις Meineke del. poet. anth. Gr. p. 134—5. Auch gehört hier-

Digitized by Google

her n. XIX. 2 Ἀντίμαχος Φίλλους von Φίλλης. Wegen Ἀριστοκλέας Z. 12 s. jetzt Ahrens de dial. dor. p. 560 fgde.

Ob N. X. die nach οἱ ἱερεῖς gesetzten Zeugennamen, neun an der Zahl, sämmlich Priester anzeigen, da dieser zumeist blofs zwei, bisweilen einer, ganz selten (n. XXIII) drei angeführt werden, ist sehr fraglich und gilt dasselbe Bedenken für n. XV. (acht). Hier zunächst sind nur die ersten Namen Ἀνδρόνικος Πραξία und Αἰαχίδας Φιλαιτώλου durch andere Inschriften beglaubigte Priesternamen, und Εὐκλείδας Χαλλείδα durch n. XV, in welchem Titel auch nur die beiden Anfänger Ἄρχων und Ἄθαμβος anderweitig als Priester bekannt sind. In Z. 10 weist Φιλαίτωλος (n. XVI.) auf vorherrschenden Einflufs der Aetoler in Delphischen Angelegenheiten (vgl. Φιλαθήναιος und Φιλόκυπρος bei Pape, Φιλοβοίωτος Plutarch. Sylla 15); Z. 12 war Ἵππιον ΛΙΩΝΟ wohl Δίωνος (n. IX. XIV. XLI.) statt des vorgeschlagenen Ἀγίωνος.

In n. XI. 15 hat der Stein ποοῦσα, was beibehalten werden durfte wie ποιῶν für ποι[έ]ων n. XIII. 12, s. Ahrens l. l. p. 216. Ferner wird Z. 22 οἱ ἄρχοντες Α.:.ΝΟΣ Πράοχος ergänzt: Ἄ[λκιμ]ος. Da jedoch n. XIX. 16 im Original ΑΛΚΙΝΟΣ Πράοχος und n. XXIX. II Νικάτας ΑΛΚΙΝΟΥ steht, so mufste an diesen drei Stellen wie vielleicht auch in n. XVIII. 13 (τοὶ ἄρχοντες ΑΛΚΙ . ΟΣ) Ἀλκῖνος geschrieben werden (C. J. Gr. n. 1751. 4 Ἀλκῖνο[ν] Δημητρίον), zumal da in n. XI, XVIII. u. XIX. derselbe Δεξώνδας der ἄρχων ἐπώνυμος ist. Wiederum heifst n. XVIII. 12 der βεβαιωτήρ: Ἄλκιμος. In n. XII. wird zu εἰ δέ τις ἐφάπτοιτο ἐπὶ καταδουλισμῷ in den Text aus Coniectur gebracht: [Ἀρσινόας]. Die Anordnung der Schrift auf dem Steine erlaubt dies nun allerdings, doch fehlt der Name des Freigelassenen an derselben Stelle wie hier n. XIV. 4. n. XXI. 7.

N. XIII. hat eigenthümliche Schwierigkeiten. Zuerst fällt auf, dafs die drei Verkäufer Ἀρχέλαος καὶ Ξένων καὶ Πεισίθεος Z. 5—6 keine Vaternamen bei sich führen, gegen das in allen andern Urkunden Uebliche. Weil nun weiter unten Z. 16 u. 17 blofs Ξένων καὶ Ἀρχέλαος und Ἀρχέλαος καὶ Ξένων genannt werden, in n. IV—VI. aber Π(ε)ισίθεος ὁ Ξένωνος der ἄρχων ἐπώνυμος ist, so scheint hier derselbe Πισίθεος, weil Sohn des Ξένων, an den beiden letztgedachten Stellen nicht wieder mit erwähnt zu sein. Warum aber die Väter des Ἀρχέλαος und Ξένων verschwiegen werden, bleibt dunkel. Weiter vermuthet Hr. Dr. C. Z. 15 εἰ δὲ μὴ παρέχοιντο βέβαιον, πράκτιμοι ἐόντωσαν ΟΚΑΤΑΒΛΑ—|Διοσκουρίδας Ξένων καὶ Ἀρχέλαος S. 62: τῷ καταβαλόντι Διοσκουρίδᾳ. Da jedoch sonst gewöhnlich eine bestimmte Summe der Bufse vermerkt wird (Curtius oben S. 44, C. J. Gr. n. 1706), so schlägt mit geringerer Buchstabenveränderung der Refer. vor: δ κατ[έ]β[αλε] Διοσκουρίδας, wo der Accusativ δ κατ. von πράκτιμοι abhängt. Auffallen mufs es ferner, wenn im Folgenden die Verkäufer nochmals neben zwei üblichen βεβαιωτῆρες für die Aufrechterhaltung des Verkaufes verpflichtet werden: πράκτιμοι ἐόντω κατὰ τὸν νόμον. Demnach scheint die erstere Strafbestimmung die Verkäufer allein angehen, falls diese sich beigehen liefsen, den von ihnen Freigelassenen wieder als Sclaven zu beanspruchen; die zweite aber jeden Beliebigen, der an den nun Freien Hand legen würde, so dafs die Verkäufer und die βεβαιωτῆρες gesetzlich belangt wurden, falls sie dem Freigelassenen gegen diesen vorausgesetzten Dritten nicht beistanden. Ebenfalls neu ist die Bestimmung Z. 2

ΕΙΔΕ
ΚΑΠΟΙΟΙΤΟΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣΤΑΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑ
ΠΑΝΤΑΕΣΤΩΑΡΧΕΛΑΟΥΚΑΙΞΕΝΩΝΟΣΕΜΜΗΕΧΕ
ΤΩ . ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣΑΠΑΛΛΟΤΡΙΟΣΙΜΗΔΕΓ . . . ΠΟΙΩΝ
ΟΙΤΟ

nach Hrn. Curtius S. 62: εἰ δέ τί κα ποιοῖτο Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένων (i. e. quidquid sua industria produxerit Dioscuridas, ipsius sed patronorum esto, neve quidquam nisi illi bono comparato, omnis igitur ab iis pendeto): πλὴν ἐξέστω Διοσκουρίδαν ἀπολλοτριῶσαι, μηδὲ εἴ τι ποιῶν ἔσκοιτο. Der erste Theil dieser Herstellung zerstört an einem grammatischen Widerspruche, da nach εἰ nothwendig der Coniunctivus folgen mufste, abgesehen selbst davon, dafs eine so drückende Bedingung, die nur für den ehemaligen Herren zu erwerben, kaum einem Freien (ποιῶν ὅ κα θέλῃ καὶ ἀποτρέχων οἷς κα) auferlegt werden durfte. Auch das Weitere genügt den Unterzeichneten nicht. Dieser coniicirt, etwas kühn, aber nicht O. Müller den Titel copirt hat, vielleicht zu kühn, εἰ δέ κά τι πάθῃ (n. XXII.) Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένωνος, καὶ μὴ Διοσκουρίδας ἀπαλλοτρίωσιν μηδὲ καθ' ὁποῖον τρόπον. Nach dem Tode des Dioskuridas sollen dessen alte Herren universalerben sein, ohne dafs dem Dioskuridas verstattet wäre, irgendwie anders, z. B. testamentarisch, zu verfügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

necdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Fortsetzung.)

Endlich die priesterlichen Zeugen Z. 29 ΑΡΧΙΑΑ|| ΒΡΟΚΛΟΝΕ....ΡΟΣΑΡΙΣΤΩΝ schreibt der Hr. Herausgeber: Ἀρχίκαλος, Ἀβροκλῆς ὁ νεωκόρος, Ἀρίστων. n dürfte zuvörderst ὁ νεωκόρος Ἀρίστων nothwendig in, vgl. n. III, VII, XXIV. Dann ist Ἀρχίκαλος ein um irgendwo und Ἀβροκλῆς ein mindestens zu Del- nicht nachweisbarer Name. Die Schriftzüge lassen er auch Ἀρχίων, Ἀβρόμαχος zu und das (s. den No- ncl. Delph.) sind hieher passende Namen. Die nach ίστων folgenden Namen aber bezeichnen schwerlich ch weitere Priester, da nach dem νεωκόρος sicher in III. u. VII, wahrscheinlich auch in n. XXVI, Zeu- andern Standes auftreten. Dabei war Z. 30 Ἁγίων ΑΥΚΛΕΙΔ wohl Ἁγίων Πολυκλείτου (wie n. VII, XV C. J. Gr. n. 1700. 1 ἄρχοντος Ἁγ. τοῦ Π.), in dem ch die zwei nachkommenden Zeugen den Vatersna- n haben.

N. XIV. möchte man aus Z. 15—6 μάρτυρες ὁ ἱε- τοῦ Ἀπόλλωνος Ταραντῖνος, Μένης u. s. w. schlie- es sei Μένης mit den sieben Andern nicht priester- n Geschlechts, während Hr. C. im Nomencl. we- ens noch den Μένης als sacerdos bezeichnet. Nun freilich n. XXIX. 11 μάρτυρες ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλ- Ἄρχων, Ἄθαμβος und C. J. Gr. n. 1704. 14 μάρ- ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἄθαμβος, Ἀβρόμαχος, und heint danach der Herausg. mit seiner Bestimmung Unrecht zu haben. Allein diese Beispiele bewei- chts. So leicht nämlich zu ändern wäre οἱ ἱερεῖς XXIX u. n. 1704) oder mit beibehaltenem ὁ Ἄρχων Ἀθάμβου und Ἄθαμβος Ἀβρομάχου (so VI), so braucht es doch selbst dieser Aushülfe um hier in n. XIV. ein sicheres Kriterium für Einen Priester zu gewinnen. Erwägt man nämlich, dafs in n. XXIX. unmittelbar οἱ ἄρχοντες folgen und n. 1704. ἰδιῶται, wonach Ἄθαμβος (n. XXXIX.) und Ἀβρόμαχος (n. 1704.) unzweifelhaft als Priester erkannt werden mufsten, selbst bei vorausgehendem ὁ ἱερεὺς Ἄρχων und ὁ ἱερεὺς Ἄθαμβος, dann darf man hier, wo eine solche weitere Standesbezeichnung fehlt, dem Abfasser der Inschrift so viel Geschick und Sinn für Deutlichkeit zutrauen, dafs er den Singular setzte (wie n. XXVI) weil eben nur ein einziger Priester zu verzeichnen war. Darum scheinen Μένης und Consorten nicht Priester, sondern ἰδιῶται, welche Angabe gewifs füglicher wegbleiben konnte als οἱ ἄρχοντες oder τῶν ἀρχόντων. Hiebei sei zugleich der n. XXII. 11 gedacht, wo statt ΟΙΕΡΕΥΣ Ταραντῖνος Ἀμύντα Hr. C. geschrieben hat: οἱ ἱερεῖς Ταραντῖνος Ἀμύντα; das wäre unbegreiflich ohne die Voraussetzung, er habe zugleich Ταραντῖνος, Ἀμύντας geben wollen, vielleicht weil n. XXIII. Κλέων, Ταραντῖνος, Ἀμύντας Priester sind. Indefs eine Nothwendigkeit dieser Aenderungen leuchtet nicht ein. Noch ein auffälliger, aber auch erklärbarer Singular soll bei n. XXII. besprochen werden.

Dafs in n. XVI. an Z. 17 κυρία ἐοῦσα ΑΥΤΟΣΑΥΤΑΣ kein Anstofs zu nehmen, solche Verdoppelung vielmehr ächt Dorisch und auch Delphisch war, wird Hr. C. inzwischen aus Ahrens' nachmals erschienenem Werke über den dorischen Dialekt S. 274 schon selbst ersehen haben. Die Lücke Z. 24 ΑΛΚ.Ο...ΑΙΑ..ΠΟΣ ist vielleicht durch Ἀλκῖνος (s. oben zu n. XI.), Δικαίαρχος (n. VIII.) auszufüllen. Der vorletzte Name Βαβύλας erhält im Nomencl. ein Fragezeichen; da jedoch der Stein sehr gut conditionirt sein soll, so ist die sonst unbedeutende Aenderung Βαβύλος, auch wegen des Βαβυλᾶς beim Suidas und sonst, abzulehnen. In Z. 17 verwirft Hr. C. die Schreibweise ἀνεκκλήτως für ἀνεγκλ. vielleicht doch etwas zu rasch. Mindestens liegt dieselbe Steinmetzenorthographie dem einige Male gefun-

Digitized by Google

denen ἐκκόψαι für ἐγκ. zu Grunde, s. Böckh in C. J. Gr. v. II. p. 537. 6.

N. XVII. 12 war statt Διονύσιος, Πολίτας Ἀσάνδρου nicht [οἱ] Ἀσάνδρου zu schreiben, wie n. XXIV. 3, XXIX. 2; einmal weil derselbe Διονύσιος Ἀσάνδρου kurz vorher geht Z. 7—8, und weil jeder Leser an diesen hier denken mufste, da die folgenden Personen den Vaternamen haben. Sodann fehlt in Delphischen Urkunden gleicherweise τοῖς n. LV., und, wo es Hr. C. einschob, n. LVIII. Den Archonten Z. 16 ....τρατος Σωτ..ου schreibt jener: Ἀμφίστρατος Σωτάδου; aber beides ist ganz unsicher: ersterer Name konnte auch Σώστρατος sein (s. den Nomencl. Delph.); letzterer mufste von Σωτάδας den Genitiv Σωτάδα bilden, wie hier am Ende Εὐκλεῖδα. Dann läfst sich aber Σωτάδας in Delphi überhaupt nicht nachweisen, und wie Böckh C. J. Gr. n. 1710. b. 10 ΣΩΤΥΔΟΥ in Σωσύλου (s. d. Nom. D.) umgesetzt hat, so ist dasselbe Nomen hier statthaft, ja es scheint möglich, dafs derselbe Mann n. XXIX. 11—12 Σώστρατος ΣΩ..ΒΟΥ (Σωσύλου, Curt. Σωσινίκου) unter den Archonten erscheint. Hier ist der nächste Ἀγίων Ἐκεφύλου, welcher als ἰδιώτης n. XXIII. a. E. wiederkehrt. Den Vater benennt erst der Nomenclator Delphicus richtig Ἐκέφυλος (ἐκεχειρία). Ἐχέφυλος in C. J. Gr. n. 1706. a. E. (n. 1690. im Nom. Delph. ist ein falsches Citat) war ohne Zweifel derselbe Name, dem sein K statt des X nicht so wohl wegen der folgenden Aspirata — denn man vergleiche Ἐχεφυλλίδας bei Vofs de hist. Gr. p. 436 Westerm. und Ἐχέφρων — als wegen der schlechten Beschaffenheit der Copie von n. 1706. und wegen der zwei anderen Beispiele wiedergegeben werden mufs. Der 3te Archon Γενναῖος — ΠΟΣ kann Γ. Ἡρακῶνος gewesen sein (Nom. D.). Wo in n. XXI. 3 edirt ist Σωσώ (Sclavinname auch bei Rofs I. n. 74. a) τὸ γένος Μακέταν bietet der Stein MAKE...TAN. Herr C. weifs mit dieser Angabe des Vaterlandes nicht recht fertig zu werden. Da die Lücke auf der Tafel nicht mit lauter Buchstaben ausgefüllt gewesen zu sein braucht (fast unmittelbar darunter Z. 4 ist ebenfalls ein leerer Raum) so wird erlaubt sein: Μάκετταν „aus Macedonien" zu schreiben, s. Lobeck Pathol. Serm. Gr. p. 32. Der Name Ἀριστόφυλος Z. 11 u. 13 ist auch in n. 193. S 32 der Inscr. Attic. XII. Z. 8 fgde. heifst es: μάρτυροι ὁ ἄρχων [Γεν]ναῖος Ἡρακῶνος, Εὐάγγελος Πάτρωνος, Νικίας Ἀριστονόμου, Θεόδοτος Εἰραναίου, Θρασυκλῆς Πραξία, Δρομοκλείδας καὶ οἱ ἱερεῖς Πραξίας, Ἀνδρόνικος Δελφοί, hierauf Kallipoliten als weitere Zeugen. Der Singular ὁ ἄρχων hat hier Anstofs erregt, zumal ein Anderer, Δεξώνδας, der ἄρχων ἐπώνυμος ist. Allein nichts hindert, die nach dem Γενναῖος aufgeführten Delphier als ἰδιῶται zu nehmen, so dafs aus den ἄρχοντες diesmal nur ein einziger Zeuge war, wie n. XXII. τῶν ἀρχόντων Αἰακίδας. Derselbe Genitiv Plur. durfte aber hier deshalb nicht gebraucht werden, weil eben nur Γενναῖος aus dem Collegium der Archonten zugezogen war und nun bei den Folgen anderer, Idioten bezeichnender Namen Zweideutigkeit entstanden sein würde. Diese wäre zwar vermieden worden, wenn man nach τῶν ἀρχόντων Γεννα[illegible] Ἡρακῶνος fortgefahren hätte: ἰδιωτῶν κτλ. Allein dasselbe wurde durch durch den Sing. ὁ ἄρχων erreicht und zwar noch kürzer. Denn dafs die zwischen de[illegible] ἄρχων Γενναῖος und den Priestern verzeichneten Le[illegible] Privaten waren, verstand jeder Leser. Z. 9 hat [illegible] Stein ΑΡΙΣΤΟΝΥΜΟΥ und Hr. C. hat hier, nach [illegible] Refer. Dafürhalten, mit Recht das O beibehalten. Da[illegible]selbe mufste er nur auch n. XXIX. 2 thun, weil diese[illegible] zweimalige Vorkommen auf verschiedenen Titeln schw[illegible]lich ein wiederholtes zufälliges Versehen des Steinm[illegible]zen oder der Copisten ist. Im Nomencl. D. fehlt 'A[illegible]στόνυμος gänzlich. Der Kallipolite Ἄγεμος Z. 11 sch[illegible] durch Ἔχεμος gegen eine Aenderung des M in ΛΑ [illegible] schützt zu werden. Weiter mufs man Z. 12—13 [illegible] Λαϊάδας Ἀμφισσεύς noch zu den vorhergehenden Ze[illegible] zählen und interpungiren τὸ ἀντίγραφον φυλάσσει τᾶς [illegible] Γενναῖος Ἡρακῶνος Δελφός, Ἀριστόφυλος Λαδίκου, Φ[illegible]θος Πολύφρονος Καλλιπολῖται. Sonst wüfste man n[illegible] wozu die schon vorher genannten Γενναῖος, Ἀριστόφ[illegible] und Φάλανθος hier nochmals erwähnt würden (der [illegible]klärungsversuch des Hrn. C. hält nicht recht Stich), [illegible] dann wurden die Eigennamen in der Regel erst [illegible] dem Ausdrucke τὸ ἀντίγραφον φυλάσσει angegeben, [illegible] XXIX. 13 u. C. J. Gr. n. 1756. 8. Z. 5 hat m[illegible] der gewöhnlichen Schrift zu lesen: καθὼς ἐπίστευσ[illegible] ὠνὰν τῷ θεῷ Σωσὼ ἐφ' ᾧτε, nicht τῷ θεῷ τὰν ὠ[illegible] ἐφ' ᾧτε; der Stein giebt hier in ᾧτε wie sonst [illegible] das Jota; es fehlt n. XIX. 5, n. XXX. 7, C. J. [illegible] n. 1704. 7 und auf dem Attischen Titel C. J. n. [illegible] v. I. p. 133. a. In N. XXII. 3: παραμεινάτω [illegible] οἰκίᾳ παρὰ Σωκράτειαν ἄχρι οὗ κα ζῶῃ Σωκράτ[illegible] ΓΚΩΜΟΣΟ..Α..εἰ δέ κά τι πάθῃ Σωκράτεια, ἐλε[illegible] ἔστω Νικαία stand muthmafslich ἀνεγκλήτως Νικαία[illegible] Wiederholung des Namens der Sclavin war durc[illegible]

Digitized by Google

Deutlichkeit verlangt. Die in n. XXIII Verkaufte wird Z. 2 mit ΣΙ.ΟΝ, Z. 3 mit ...ΟΝ bezeichnet; der Hr. Herausg. schlägt Σίμιον, Σίλιον oder Σίνιον vor. Vorausgesetzt die Genauigkeit der Lückenangaben, ist das Wahre wohl Σῖμον, wie Σιμίχη Sclavinname war (Pape). Man vergleiche dazu Πρᾶτον C. J. Gr. n. 1706 und hier. n. XXXIII., Ἴλαρον n. XXV. u. Curt. Inscr. Att. p. 25.

N. XXIV. 3 vervollständigt Hr. C. dem Sinne nach gewiſs richtig die Buchstaben .ΥΜΕΛΡΕ zu: συνεαρεστεόντων καὶ τῶν υἱῶν; darf man jedoch der Copie trauen, so lautete das Zeitwort συνεαρεστεόντων und das stimmte nun merkwürdig mit der Form Ἐαμερίς, die von Roſs (s. Inschr. n. 74. b 2, 7, 8 S. 33 ausdrücklich verlangt wird. Dazu ist noch das korcyräische ἐπισκεάζειν (C. J. Gr. n. 1838. b. 6 u. ebds. 12: σκεοθήκας zu stellen (κατεσκέασεν auf Tenos n. 2344. 3), wie auch καταδουλεάτω in Ulrichs' Titel von Tithora IV. 18 S. 557 (τὸν καταδουλεάτω wie στροτευάω Ahrens dial. ling. II. S. 517).

N. XXV. 24 ist auf dem Steine nicht Τιμόξενος [ἀ]λέος sondern ΦΥΣ ΕΥΣ, also wohl Φύσκευς, wie Ἀφάνευς, Πιστοκράτευς, vom Nomin. Φύσκης, u. n. VII. Πάκεος (S. 90) wie Ἀπέλλεος n. XXX; n. LXVIII. steht Πτόλεμος Φύσκου Αἰτωλός. Z. 15 wäre besser εἰ δὲ παρέχοιν statt παρέχοι, da gleich darauf πράκτιμοι ἐόν folgt. Der letzte aus ΣΕ||ΕΙΧΟΥ hergestellte Σωτηρέχου war wohl eher Σωσίχου. In n. XXVI. 8 das Activum ἐφάπτοι, muthmaſslich nur ein Irrthum Steinmetzen, zu notiren; dann war Z. 12 nach dem ὁ ἱερεύς (nicht ἱερ.) zu schreiben (S. 45); Z. 13 ist Ausfüllung ὁ νεωκόρος Ἀτισίδας aus ΑΤΕ ΙΔΑΣ nach C. J. Gr. n. 1704. 17, wo Böckh Ἀγεσίλας vermuthet, ist problematisch; weiter aber lautete ... ΘΑΙΟ ΣΩΝ Ν·ΙΣΤΡΑΤC [Α]ΒΡ ΟΜΑΧΟΥ etwa: Ὀρθαῖος ἐόνος, Ἀμφίστρατος (s. Nom. Delph.) Ἀβρομάχου; gab: Ὀρθαῖος, Μνάσων, Μνασίστρατος Ἀβρομάχου. VIII. 14 wird corrigirt: ἐφ' ᾧτε ἐλεύθερ[αι] εἶμεν ἐς ὅ κα θέλωντι καὶ ἀποτρέχοντες ᾗ κα θέλωντι, da Abel ἐλευθέρους (3 Frauen und ein Knabe Σώσαν- und ᾱ wie n. XXIV. hat. Der Accusativ war hier eben so unantastbar wie in n. II. ἐφ' ὅτῳ ἐν εἶμεν τὸν πάντα χρόνον ποιοῦσα ὅ κα θέλῃ. Die lassene Z. 7 ΑΡΙΣΤ..ΘΛΑ konnte auch Ἀριστο- (Martius Ἀριστάθλα oder Ἀριστόλα) heiſsen; der aber Z. 12 Ἀριστομενέως (so der Stein) dürfte um vertheidigen lassen, denn auch die offenbar verderbte Schreibweise ΚΑΛΑΓΡΑΕΩΣ n. 1709. b. 6 (Böckh: Καλλικράτεος) erweist nichts.

N. XXIX. 7 fgde. heiſst es: εἰ δὲ μὴ παρέχοιεν βέβαιον, πράκτιμοι ἐόντωσαν οἵ τε ἀποδόμενοι καὶ ὁ βεβαιωτὴρ ποτὶ ἀργυρίου μνᾶς δέκα πέντε τῷ ἑλόντι καὶ ὁμοίως Ἐπίκτησις ἐλευθέρα ἔστω. Die Ergänzung ποτί (..ΤΙ) Z. 8 ist gewiſs richtig, doch sollte nicht Lobeck zum Phrynichus S. 410 angeführt sein, welcher Stellen für πρός in der Bedeutung „ungefähr" beibringt. Ποτί ist hier: „zum Belange von —" wie in dem 2ten Titel von Tithora Z. 16 S. 554 ἀγώγιμος ἔστω ποτὶ τὸ γεγραμμένον ἐπιτίμιον. Im Folgenden wird Zusammenhang gewonnen werden, wenn man statt ἑλόντι schreibt θέλοντι. Vgl. n. 1706: εἰ δὲ μὴ παρέχοισαν, ἔκτιμοι ἐόντω μνᾶν τριάκοντα Σελεύκῳ ἃς Σέλευκος θέλῃ. Statt des Seleukos, vermuthlich eines Freundes der dort Verkauften, ist hier ὁ θέλων befugt, die den Verkauf nicht aufrecht Erhaltenden um 15 Minen zur Strafe zu ziehen. Z. 13 war .Ο.ΣΙΠΠΟΥ vielleicht Χρυσίππου, s. den Nom. Delph.

In n. XXX. 7 konnte die Unregelmäſsigkeit ἐφ' ᾧτε ἐλεύθεροι εἶμεν καὶ ἀνεφάπτους als ein Gemisch aus beiden üblichen Structuren wohl ertragen werden, zumal die Inschrift auch Z. 21 fgde. eine hier gut erklärte Anakoluthie aufweist; das taedium bei Derlei (S. 39) muſs nun einmal überwunden werden. Merkenswerth ist ferner der Infinitiv ἀποδοῦσθαι, nach ἀποδοῦναι gebildet, Z. 24. Auch συλέων ἐπ' ἐλευθερίαν n. XXXII, 11 weicht von der üblichen Art ab, wie im Titel von Tithor. III. 7 ἀπέδοντο- ἐν ἐλευθερίαν. Ebds. Z. 13 war ΗΡΥΣ muthmaſslich Ἥρυς (nicht Ἤρυς), vgl. Ἡρέας Ἥρων, Μέννυς (Stephani Tit. IV. 15) Μεννέας, Ἵππυς Ἱππίας Ἵππων, Φίλυς Φίλων, Ἱέρυς Ἱέρων u. s. w. Ob aber Hr. C. in C. J. n. 1695 a. A. ἄρχοντος ΗΡΟΥΣ gut ΗΡΥΟΣ coniicire, bleibt ungewiſs.

In n. XXXIII. 2 ist in Ἡράκαινα Βαθύλου aus ...ΚΑΙΝ ΑΒΑ·ΥΛΟΥ der erstere Name möglicher Weise richtig ergänzt (Ἄλκων Ἄλκαινα, Τρύφων Τρύφαινα); der Vater hieſs aber wohl Βαβύλος. In dem Bruchstück n. XXXVI. b. 2 ΥΣΑΡΑΠΕΙΩΝΤΟΕΜΜ . ΙΔΕΛ scheint dem Refer. der Versuch: Σαραπείων τοῦ Ἐμμενίδα mehrfach bedenklich. Denn auſser daſs Σαραπίων statt des ganz schlechten und höchstens in viel späterer Zeit etwa vorkommenden Σαραπείων erwartet wurde, sollte es füglich auch ὁ Ἐμμενίδα heiſsen, obschon der Unterzeichnete einige entgegenlaufende Bei-

Digitized by Google

spiele auf Inschriften recht wohl kennt. Es wäre nicht unmöglich, dafs auf dem Steine gestanden hätte ἐπὶ τοῖσδε ἀπέδοντο Ἐμμενίδας; dann folgte dessen Gattin, weil es weiter heifst τοῦ υἱοῦ αὐτῶν Τιμοθέωνος. Dafs in der durch Τραγιανοῦ (Φίαλος Φιγ., ὀλίος ὀλίγος, ἀγήοχα ἀγήγοχα Rofs Inselreise II. 165 Ulrichs Forsch. I. 156) bemerkenswerthen Inschrift n. XXXVIII. 2 καθάπερ ἔδοξε [τῇ βουλῇ τῶν] προγεγραμμένων θεῶν καὶ τοῦ Σεβαστοῦ Τραγιανοῦ die βουλή an ihrer Stelle sei, dünkt ziemlich unglaublich; eher möchte man annehmen, dafs es etwa lautete ὁ δεῖνα ἔδωκε ἱερὰν τῶν προγεγραμμένων θεῶν καὶ τοῦ Σεβαστοῦ Τραγιανοῦ τὴν δεῖνα, nämlich testamentarisch wegen des Folgenden Z. 5 παραμείνασαν πάντα τὸν τῆς ζωῆς|χρόνον ἀνεγκλήτως ἐν οἰκίᾳ παρ' Εὐκρί|τῳ καὶ κατὰ τὸ δίκαιον ποιήσασαν αὐτοῦ τὴν|βούλησιν nach dem Originale:

ΠΑΡΧΜΕΝΑΣΑ.....ΟΝΤΗΣΖΩΗΣ
ΧΡΟΝΟΝ.ΟΑ.ΚΑΗΤΩΣΕΝΕΙ.Ο....ΔΙΠΑΝΤΙΚΡΙ
ΤΩΚΑΙ.Χ..Τ.ΔΙΚΑΙΟΝ..ΤΗΦ.....ΟΥΤΗΝ
ΒΟΥΛΗΣΙΝ

wofür Hr. C. blofs παραμείνασαν πάντα τὸν τῆς ζωῆς χρόνον ἀνεγκλήτως — καὶ καθότι δίκαιον πράττουσαν αὐτοῦ τὴν βούλησιν giebt.

In n. XXXIX. aus Elateia war a. 10 zu καὶ ἄλλος ὁ θέλων ἐπιτυγχάνων statt ὑπεύθυνος (S. 24) wohl eher ἀνυπεύθυνος zu ergänzen und eben so in b. 21: dann entspricht das Verhältnifs dem Delphischen ἀζάμιος ὢν καὶ ἀνυπόδικος πάσας δίκας καὶ ζαμίας. Ueber die ἔγδικοι a. 8, b. 20, c. 27 vgl. C. J. Gr. n. 1732. a, 17, b. 17 v. I. p. 851. a und n. 2850. b. 8 v. II. p. 1118. Das, nach der rechten Seite hin abgebrochene Stück b wird ohne eine zuverlässigere Abschrift kaum herzustellen sein; Hr. Dr. C. hat sich redlich bemüht ohne jedoch einen Zusammenhang herauszubringen. Refer. berührt nur eine Kleinigkeit: Z. 18 ΑΥΤΑΣΜΗΔΕΤΑΙΑΥΤΑΝΥΠΑ. Hr. C. schreibt hier αὐτὰς μηδὲ τὰ αὐτᾶν ὑπά[ρχοντα (tit. Tith. I. 9. μήτε αὐτόν, μήτε τὰ ὑπάρχοντα αὐτοῦ); allein ΙΑΥΤΑΝ weist auf ταυτᾶν wie im C. J. Gr. n. 2448. III, Ahrens de dial. Dor. p. 266.

In dem Amphictyonenbeschlusse n. XL. nimmt Hr. C. Λοκρῶν Φρίκου Ἀλπωνίου für zwei Lokrer, während er S. 76 und S. 100 mit mehr Berechtigung nur Einen aus Alponoi (Lobeck. Pathol. S. 244) anerkennt; eben so ohne triftigen Grund sieht er in Εὐβοέων Ἀμφικράτεος Χαλκιδέος zwei Euboeer. Statuirt man an jeder Stelle blofs Einen, so bleiben 15 Hieromnemonen wie muthmafslich bei Leake n. 8. Sechzehn sind ihrer n. XLI. und eben so viele n. XLII. (nach genauerer Zählung als Curtius S. 49 macht, s. S. 101); in allen übrigen amphictyonischen Decreten ist die Anzahl mehr oder weniger ungewifs, so dafs eine feste Norm für die zu einem Beschlusse nothwendige Zahl von Stimmen kaum zu gewinnen steht. Der Gesandte der Athener heifst in n. XL. Ἱερομνήμων, wie es einen gleichnamigen Ἄρχων ἐπώνυμος dort gab, Olymp. 117. Diodor. Sic. XX. 3.

In n. XLI. war der Name des Aetolers ΛΥΚΩΠΟ nicht Λυκώπης (S. 95), da Λυκώπας, α, verlangt wurde, sondern Λύκωπος wie Μελάνωπος. N. XLIII. ist Μελενθίῳ vielleicht Μελανθίῳ zu schreiben. Ebenso steht Z. 4 ΕΠΙΜΕ||ΜΕΝΟΙΣΚΑΙ ΑΣ ΕΙΑ ΟΙ.ΤΟΝ ΣΜΟΝΤΑΙΑΘΑΝΑΙ||ΤΑΙ ΠΡΟΝΑΙΑΙ, womit man zusammenzuhalten hat n. XLV. 12 ΤΩΙ ΕΠΙΜΕΛΟΜΕΝΟΙΣ ΤΑΣΚΕ..ΟΝΕΡΓΟΝ||..ΥΜΟΝ τᾷ Ἀθάνᾳ τᾷ Προναίᾳ. In ersterer Stelle nun giebt der Hr. Herausgeber S. ἐπιμελομένοις καὶ κατασκευασαμένοις. Dazu ist jetzt weder die Lücke grofs genug, noch scheint das Medium und der Aoristus zulässig. Referent befürchtet nicht zu irren, wenn er κατασκευαζόντοις vorschlägt. n. XLV. aber wird, falls der leere Raum wirklich zwei Buchstaben fafste, κατασκεάζοντι zu lesen sein, s. oben zu n. XXIV. Uebrigens hat schon Hr. C. bemerkt, dafs durch beide Titel die Frage über Ἀθ. Πρόνοια oder Προναία sicher entschieden wird, s. Siebart und Walz zu Pausan. X. 8, 6. Die dem Ξένος n. XLV. verliehene σκανὰ ἐμ Πυλαίᾳ ά scheint dem Unterzeichneten besser S. 55 auf ein festes Zelt in der Delphischen Vorstadt Πυλαία bei Festversammlungen als auf ein Speiselocal (S. 7) zu ziehen zu werden. Für den Namen Z. 6 Φα (Λαίανδρος C. J. Gr. n. 1925, q, v. II. p. 998) nicht einzustehen sein. Ebendas. ist die Ergänzung Γερμ[ανικοῦ, wie auch der Verf. sah, wohl mehr ungewifs; möglich dafs Περραιβῶν stand.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Schlufs.)

In n. XLVI. Στράτωνος, Κλευφάνευς (so der Stein), Ἀθάμβου Αἰνησίδα werden nur drei Senatoren angenommen. Allerdings sind ihrer in den Delph. Urkunden öfter blofs drei; allein hier mufste es dann wohl heifsen Ἀθάμβου τοῦ Αἰνησίδα. Vier βουλεύοντες wie hier erscheinen auch n. XLVIII, muthmafslich n. XLIX, n. LV., n. LXIV, n. LXVI. falls man nämlich nicht in allen diesen Stellen eine Weglassung des Artikels angeben will, abgesehen davon, dafs man alsdann auch kein rechtes Princip mehr hat, um den jedesmaligen einzelnen Senator herauszufinden, dessen Vatername nicht angegeben wäre.

Zu n. XLVIII. wo dem πρόξενος auch die εὐεργεσία verliehen wird, s. Meier de proxenia p. 15. Der Name Καλάνικος (aus Amphipolis) n. LII. scheint unrichtig, vielleicht war er Καλλίνικος. Auch Λύαν- in n. LV. (für Λύσανδρος wie Σωιππος? C. J. Gr. n. 2 neben Σώσιππος?) ist nicht ohne Anstofs, um so mehr als das Λ auf dem Steine nicht ganz deutlich hervortritt? ob Εὐάνδρῳ? In n. LXII. darf für Κλευμέ-κρε[ύ]θωνος (Κρήθωνος?) Κοτταεῖ wohl Κωπαεῖ vorgeschlagen werden. Zwar sagt Hr. C. p. 83. de scrinio noli dubitare; indefs ist die Veränderung ΚΟΤ- in ΚΩΠΑΕΙ doch fast so gut wie keine, und man kommt wenigstens doch ein bekanntes Vaterland. Zu den Söhnen des Πολύϊδος: Ἀμφίλοχος und Ἀμυθάων n. LXI. vgl. den spätern Smyrnäischen Titel C. J. Gr. n. 3172. Ἐτεοκλῆς Πολυνίκῃ τῷ ἀδελφῷ mit Böckh's Text und wegen n. LXIV. ἀνενεώσαντο τὴν πάτριον προξενίαν Meier a. a. O. p. 14 u. p. 16 not. 146. Der in n. LXVII. erwähnte ἀρχιερεὺς τῶν Σεβαστῶν καὶ ἐπιμελητὴς τοῦ κοινοῦ τῶν Ἀμφικτυόνων καὶ ἄρχων τῆς ἱερᾶς Ἀκτιακῆς βουλῆς Κλεόμαχος aus Nikopolis war mindestens in Etwas durch des Pausanias Nachricht über den Antheil zu erläutern, welchen Augustus den Nikopoliten an der Delphischen Amphictyonie gab, X, 8, Tittmann über den Bund der Amphict. S. 68. In den wohl erhaltenen zwei Proxenien der Jonischen Erythräer (C. J. Gr. n. 3214. e., n. 3134) folgert Hr. C. aus dem Anfang: ἔδοξε τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ· στρατηγῶν, πρυτάνεων, ἐξεταστῶν γνώμη eine Eponymie der Strategen. Dieser Schlufs scheint unsicher, weil die Magistrate, deren γνώμη sonst angeführt wird — Beispiele bei Böckh zu C. J. Gr. n. 2264. v. II. p. 218, n. 3137. I. 1. — nicht allemal gleich auch die ἐπώνυμοι sind. Hier stehen die στρατηγοί wohl deshalb an der Spitze, weil die Angelegenheit selbst dem Departement des Auswärtigen anheimfiel. Die am Ende beider Titel stehende Formel ταῦτα δὲ εἶναι εἰς φυλακὴν τῆς πόλεως, welche, wie hier nicht bemerkt ist, auch Rofs fasc. II. n. 96. p. 11 ergänzt: τὸ ψήφισμα] ἅπαν εἶναι εἰς φυλακὴν τοῦ δήμου καὶ τῆς [χώρας, womit zu vergleichen C. J. Gr. n. 2561. b v. II. p. 1102 χάριν - φυλακῆς τῆς τε πόλεως καὶ τῆς χώρας, diese Formel scheint hier doch in anderer Bedeutung als in den Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates S. 467 gefafst und auf Bewahrung der Urkunden durch die Stadt bezogen werden zu müssen. Es würde demnach εἶναι εἰς φυλακήν gesagt sein wie umgekehrt ἔχειν εἰς φυλακήν, Bernhardy Wiss. Synt. d. gr. Spr. S. 216 Note 98. Für die Geographie ist schliefslich noch aus n. LXIX. Ἐρυθραῖος τῶν ἐπὶ Θερμοπύλαις zu merken.

Die erste Appendix bringt einen 24zeiligen ägyptischen Papyrus aus Youngs' Hieroglyph. tab. XLVI, der seither noch nicht in Cursivschrift mitgetheilt war und — wie er denn in d. Jahr 354 nach Chr. gehört — in Orthographie und Structur allerlei Barbarismen enthält. Der Inhalt ist den Delphischen Verkaufsurkunden analog, indem ein Sclave und zwei Sclavin-

Digitized by Google

nen durch eine weitläufige Zuschrift für frei erklärt werden.

Appendix II. de dialecto Delphica läfst sich jetzt hier und da aus Ahrens' schönem Buche de dial. Dor. (p. 409 sqq.) vermehren. Die Coniectur des Letztern beim Johannes Gr. Δωρίδι χρῶνται — Κρισαῖοι für Κρίσκοι muthet nicht an. Man möchte Κρῆτες oder Κερκυραῖοι (de dial. Dor. p. 4 not. 5) wünschen. S. 91 ist der Imperativ ἐόντωσαν aus n. XIII. und n. XXIX. nachzutragen.

Appendix III, S. 92 fgde., giebt zuerst einen Nomenclator Delphicus, welcher, wenn genauer angefertigt, noch gröfsern Dank verdienen würde. Zu dem schon gelegentlich oben Verbesserten sei hier nur Einiges, wie es sich gerade darbietet, nachgetragen. Ἀγαθοκλῆς Πάτρωνος ist nicht n. XXIII.; Ἀγήτωρ heifst n. LV. richtig Ἀγ.; Ἀγίων Πολυκλείτου ist n. XV. nicht senator sondern βεβαιωτήρ; es fehlen Ἀρχαγόρας aus C. J. Gr. n. 1840. 16, Ἀμεινοκλῆς n. III., Διονύσιος Ἱρανίωνος n. VI., Ἐρατά n. VII., Κλεύδαμος n. III, X, XV. (bei Curtius unter Κλεόδ.), Λυσίας n. XIV., Ἀρχέλαος n. XIII., Θρασυκλῆς Ulrichs Reis. u. Forschung. I. 115, Ὀρέστας ebds., Βούλων ebds., Χαιρεφάνης C. J. Gr. n. 1936. 11, Θεσσαλός n. 1690. 18, Καλλείδας Εὐκλείδα n. X., Καλλίκων (oder Καλλικῶν wie Ἀπελλικῶν Lobeck Pathol. Serm. Gr. p. 327) n. II., Τιμοκράτης n. XXXV. Δεξώνδας stand vielleicht auch n. 1709. 4, Κλέων für Ἐλέων n. 1693. 1, Κριτόλαος n. 1701. 3, Πολύων n. 1709. 3 (γραμματεύοντος δὲ Πολύωνος τοῦ Θεοξένου) u. n. 1703. 13 wo Πύθων Θεοξένου vermuthet ist, Ὀρθαῖος n. 1699. 15, Σωσύλος statt Σώπυλος n. 1695. 5. Μέστριος Πλουτάρχου in n. 1713 a. E. (Μου Που τοῦ ἱερέως) hiefs vielmehr Μέστριος Πλούταρχος; andern Falls stände gewifs Μου τοῦ Που, u. s. Λ. Μέστριος Σώκλαρος n. 1732. a. 42 und Μέστριος Φλῶρος bei Plutarch. Quaest. Symp. I. 9, V. 7. Dafs Πράοχος auch n. 1709. 2 gestanden, ist unsicher, zu vergleichen war aber aus C. J. Gr. n. 1795. Πραῦχος und Πλαύχας aus n. 1647, die schon Pape beide hat.

Auf die Delphischen folgen die Aetolischen Namen (zu Λέων s. Rofs fasc. I. n. 70. u. C. J. Gr. n. 1570. b. 9 p. 753 a, zu Σθέννης Anal. Epigr. p. 221) und dann die merkwürdigeren aus den Lamischen Titeln. Appendix IV. S. 96 ist eine explicatio tabularum cum catalogo lapidum, wo die Anfänge, Nummern auf der Mauer und hier, und die Abschreiber der letzteren (S. 98—99) zusammengestellt sind. Die 1ste Tafel aber giebt einen Abrifs dessen was vom alten Delphi noch heute nachweisbar ist (s. auch die Vignette des Titelblattes) nach Ulrichs mit Zufügung der durch O. Müller aufgedeckten Strebemauern (ἀναλήμματα); n. II. von Hrn. Neise ist eine Ansicht der mit Inschriften bedeckten Mauer; n. III. von demselben zeigt Architekturfragmente des Delphischen Tempels. Die Addenda et Corrigenda S. 100—101 schliefsen mit einer Danksagung an die Architekten Herrn Heinrich Strack und den trefflichen, auch hier mit Rath und That fördernden gewesenen Epigraphiker Joh. Franz. Ein Index Rerum et Verborum steht S. 102—4, danach auf 36 Seiten die Titel I—LXIX und die Inschriften I—VI aus Lamia nach der Ἐφημερίς Ἀρχαιολογική. Druck und Papier sind gut, der typothetischen Fehler nur wenige.

Das 2te oben angegebene Werkchen desselben Hrn. Verf.'s ist dem Hrn. Dir. Dr. Meineke zu dessen Geburtstage gewidmet und veröffentlicht in dankenswerther Weise zwölf Attische Inschriften aus der in Deutschland schwer zu habenden Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική. Zunächst die äufsere Ausstattung ist eine sehr elegante; die in Holz geschnittenen dem Text eingefügten Titel lassen die weifsen Buchstaben auf dem blauen Grunde hübsch hervortreten, nur sieht man nicht ab, wie mit der sonst üblichen Weise (schwarze Lettern auf gewöhnlichem Papiergrunde) nicht dasselbe zu erreichen wäre. Zufolge der Vorrede ist Hr. H. C. selbst weit davon entfernt zu glauben, er habe in seinen Ergänzungen der bis auf wenige lückenhaften Inschriften überall das Rechte getroffen. Da er vielmehr ausdrücklich erklärt, er gebe diese Titel Behufs weiterer Besprechung durch Andere heraus, so will Refer. seinestheils versuchen, ob er hin und wieder herstellendes oder erläuterndes Scherflein beitragen könne.

N. I. ist das Bruchstück eines Ehrenbeschlusses der Mesogeier auf Polyeuktos des Lysistratos S. Bate für dessen Verdienste um ein Fest des Heros (vgl. C. J. Gr. n. 214.); der Archon Ὄλβιος fehlt in den Fasten. Die aus der Dreitheilung Attikas (Pedia, Diakria) bekannte Mesogaea bestimmt Hr. C. 4—5, abweichend von andern Gelehrten, als an beiden Seiten des Hymettos gelegen und den ganzen in Strich, den eigentlichen Kern Attikas bildend, so dieses weder vom Meere bespült noch von andern

Digitized by Google

lern Bergjochen wie den Parnes und Brilessos durchzogen ist, bis zum Aigaleos. In dieser grofsen Mesogaea lag muthmafslich die kleinere hier erwähnte, welche man sich nach Art der Marathonischen und der Phalerischen Tetrapolis zu denken hat und die wie diese Tetrapoleis zum Mittelpuncte ihrer Demen ein Heiligthum des Herakles hatte. Zu diesen Demen gehörte Bate, aus dem auch der sonst nachgewiesene (S. 7) Antragsteller Ἀμυνόμαχος Φιλοχράτου war. Gegen die Restaurationen der 15 hin und wieder lückenhaft bleibenden Zeilen ist Folgendes einzuwenden. Z. 3 wird für ἐπεμελήθη τῆς τε-||[λετῆ]ς καὶ τῆς πομπῆς τῷ Ἡρακλεῖ wohl τῆς τε ἑορτῆς zu schreiben, Z. 7 das auf dem Stein befindliche ἐπόησεν nicht mit ἐπο[ί]ησεν zu vertauschen, Z. 12 nicht Πολύευκτον] τὸν Λυσιστράτου Βατῆθεν sondern blofs Πολύευκ]τον Λυσιστρ. B. und Z. 14 eben so wenig mit dem Artikel τῆς εὐνοίας ἕνεκα καὶ τῆς] δικαιοσύνης τῆς εἰς [τοὺς Μεσογείους herzustellen sein. Zu τῆς κομπῆς τῷ Ἡρακλεῖ vergl. das häufige θυσία τῷ δεῖνι (C. J. n. 157), zu εἰς τὸν οἶνον Z. 6. C. J. n. 2562. 12, κληρονομίας Z. 5 Lobeck z. Phrynich. p. 694 u. ebds. ἐπικοσμήσεως τῆς τραπέζης n. 1688. 38. Ueber die C. C. S. 1 anstöfsige Interpunction mit 2 Puncten Franz Elem. Epigr. Gr. p. 50 u. 151.

In n. II. S. 8, den Trümmern eines Ehrendecrets über Fürsorge für die Heiligthümer und Weihgeschenke eines unbekannten Demos, ist neu was Z. 12 προαναλίσκων τοῖς δημόταις παρ' ἑαυτοῦ ἐπὶ τῇ ἐπαρχῇ ἀρχόντων οἱ δημόται ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἕκαστος ἧς ἂν ἄρχῃ τὴν οἰκοδομίαν τῶν ἱερῶν καὶ τῶν ἀναθημάτων; erläutert hat dies Hr. C. auf S. 10. Z. 2 fgde. vielleicht ἑκάστοτε α]ἱρουμένων τῶν δημο[τῶν, τῶν καὶ τῶν κοινῶν τοῖς δη[μόταις ἐπιμ]εμέληται.

Mit n. III. ist dem Herausg. widerfahren, was er Anm. zu n. IX. vorweg entschuldigt: der Titel vor vielen Jahren schon edirt, C. J. Gr. n. 373. b n. 911.

N. IV, 35 Zeilen, deren die ersten und letzten verstümmelt sind, eines Psephisma für den Epirotenkönig Pyrrhos (so auch Sintenis in Plut. Pyrrh. 1, Ἀρύμβας Ἀρ.). Dem Inhalte nach vgl. den Titel n. 69. bei Franz Elem. Ep. Gr. p. 175. Der angenommene Irrthum des Steinmetzen κυναί für κοιναί Z. 5 S. 12 war möglich vorhanden, da die Vertauschung von ῡ und ῑ in so frühen Zeiten vorkommen möchte. Uebrigens genügte Hrn. C. gewifs selbst kaum der Versuch, am Anfange einiges zu ergänzen S. 14: Z. 1 ἡ βοήθεια ἡ δοθεῖσα παρ' ἡμῶν ποτε τῷ πάππῳ u. Z. 3—4 αἱ αὐταὶ τιμωρεῖαι ὑπάρχουσιν αὐτῷ καὶ τοῖς ἐκγόνοις ἀεί εἰσι κοιναί. Refer. vermuthet, nach vorausgegangenem ἡ προξενία καὶ εὐεργεσία habe es weiter geheifsen:

καὶ ἀτέλ]εια oder ἀσφάλ]εια ἡ δοθεῖσα [θαρύπᾳ τ-
ε τῷ πάππῳ καὶ [τῷ πατρὶ Ἀ-
[λκ]ά[τ]ᾳ ὑπαρχ[έτωσαν ἀ-
υτῷ καὶ τοῖς ἐκγ[όνοις ὡς νῦ-
ν] εἰσι κύ[ρ]ιαι —

Zu den gelungensten gehört Z. 31 die Verbesserung von .ΥΡΗ.Υ — in χρηματίσαι; zu Z. 28 καλέσαι ἐπὶ ξένια konnte Voemels' Abhandlung über diesen Ausdruck angezogen werden.

N. V., auf denselben Ἀρύββας bezüglich, lautete vom Anfang an vielleicht also: ἐὰν δέ τις τολμήσῃ ἢ αὐτὸν τὸν Ἀρύββαν ἀδικ]εῖν ἢ [τ]ῶν π[αίδων] τινὰ τῶν Ἀρύββου, ἐπ[εῖναι τ]ὰς αὐτᾶς τιμωρίας αἵ[περ κ]αὶ ὑ[π]ὲ[ρ τ]ῶν ἄλλων εἰσ[ὶν] Ἀθηναίων wie bei Plato de legg. XII. p. 943. d ὄφλουσί τε τιμωρίαι ἐπέστωσαν αἵπερ καὶ πρόσθεν ἐτέθησαν. Ferner Z. 7: ὅπως ἄ[ν καὶ αὐτὸ]ς καὶ οἱ π[α]ῖδες αὐτοῦ [κομί]σωνται τὴν ἀρχὴν [τ]ὴ[ν πατρ]ῴαν, s. n. 69. 21 bei Franz l. l. ὅτι ὁ δῆμος κεκόμισται τὸ ἄστυ.

In n. VI. ist kein rechter Zusammenhang geschafft, obwohl Hr. C. S. 17 den ungefähren Sinn des Ganzen getroffen zu haben scheint. Von Z. 5 ab coniicirt der Unterzeichnete: τυγχανόν[των ὑπο] δοχῆς καὶ ἐπισημασ[ίας παρὰ τ]ὸ ἄγαλμα τοῦ θεοῦ ὑπὸ τῷ [τοίχῳ?] εἰκονικῶν πινάκων.

Sehr interessant ist n. VII. ein Verzeichnifs von Sclaven und Sclavinnen, die ihren Herren entflohen (ἀποφυγών) jeder eine φιάλη σταθμὸν Η weihen, offenbar in irgend einem Asyle; das Ganze ist eine Bereicherung zu dem Attischen Processe der Herren Pr. Meier und Schömann S. 403. Aufser den Eigennamen Ἀστυνόμος Z. 20 (C. J. n. 2562. 25 Anal. Epigr. p. 76 n. 1.) und Πλίνα ist das dreimalige ἐμ Πειρᾷ u. Z. 25 Φαληρὲ οἰκῶν hervorzuheben. Bei diesen Namen möchte man sofort an eine Abkürzung des Steinmetzen denken (Franz El. Ep. Gr. p. 359. a u. 370. a). In den übrigen Ergänzungen des Hrn. C. bleibt mancherlei fraglich; auch schreibt er ohne Grund dem Steinhauer Z. 22 einen Fehler ἀποφιγοῦσα zu; diesen hat sicher die das Υ undeutlich machende Zeit oder der Copist zu tragen.

N. VIII. ist das Ueberbleibsel eines Belobungs-

Digitized by Google

und muthmaſslich Proxenie-Decrets für einen Menander aus Pergamon, der beim König Eumenes sich der Athener in alle Wege freundlich angenommen hatte (vgl. C. J. Gr. n. 2267 fgde.). Der Archon Ἀχαιός Z. 1 ist unbekannten Jahres; dann fällt ein doppeltes Datum (Z. 3 Ἀνθεστηριῶνος δευτέρᾳ und Z. 4 Ἐλαφηβολιῶνος τετράδι μετ' εἰκάδα) auf; da die Zeilen 4—6 ursprünglich anders beschrieben gewesen sind, so mag irgendwie ein Versehen zu Grunde liegen. Ob der von Voſs de hist. Gr. p. 467 Westerm. erwähnte Menander aus Perg. derselbe sei, ist nicht zu bestimmen; sicher verschieden ist der C. J. n. 2811 b. 38. v. II. p. 1113 vorkommende. Z. 11 kann gelesen werden: τοῖς ἀφικ]νουμένοις τῶν πολ[ιτῶν nämlich nach Pergamon, vgl. C. J. n. 1693. 8 τοῖς ἀφικνουμένοις Δελφῶν ποτὶ τὸν βασιλῆα Ἀντίοχον συνεργεῖ, n. 105. 13 ὅτι ἐστὶν ἀνὴρ ἀγαθὸς περὶ Ἀθηναίους τοὺς ἀφικνουμένους εἰς τὴν χώραν τὴν ἑαυτοῦ. Dann Z. 12: κατὰ πραγμα]τείαν ἢ κατ[' ἄλλην τινὰ χρείαν.

N. IX. eine Grabschrift, hat durch ihr Alterthum (zwei Zeilen von der Rechten zur Linken) Wichtigkeit: Ἐνιάλου θυγατρὸς Σπουδίδου κέραμος στήλη. Der Frauenname Ἐνίαλου (Ἔναλος Athen. XI. 466. c, Plutarch. Moral. 163 oder Sept. Sap. Conviv. 20) ist durch Hrn. C. S. 25 gelehrt bestätigt; füge hinzu Πρᾶτον Anecd. Delph. n. XXIII, C. J. n. 1706 und Ἴλαρον A. D. n. XXV. Von den andern gelegentlich angeführten seltneren Frauennamen findet sich Ῥοδώ auch bei Stephani Reise d. e. G. d. nördl. Gr. n. 8; Ἀτθίς war längst als Freundin der Sappho bekannt, Winckelm. Plutarch. Amator. p. 116; Ποῦσις ist sehr bedenklich (Παῦσις?), Θαλέα in der Form Θαλία auch C. J. Gr. n. 571. 1 und Θάλεια wahrscheinlich n. 2486. 4 v. II. p. 1117. b. Von den letzten zwei Worten wird S. 26 zuerst die Erklärung aufgestellt, daſs στήλη Subject, κέραμος Prädicat, das Ganze aber so viel wie ἡ στήλη ἐστὶ κεράμειος sei. Zu geschweigen, wie eigen eine solche Notiz sein würde, so müſste es mindestens ἡ στήλη κεραμία oder ἡ στ. κεραμεᾶ (Lobeck zum Phryn. S. 147) heiſsen. Dagegen empfiehlt sich die 2te mitgetheilte Deutung: Ἐνιάλου (ἐστὶ) στήλη (καὶ) κέραμος durch den Sinn wie durch die auch altattische Auslassung der Copula, s. unten zu n. XI.

N. X. ist im Ganzen wohl richtig von Hrn. C. aufgefaſst; jede Einzelnheit in der Ergänzung möchte jedoch auch hier der Unterzeichnete nicht rechtfertigen. So erfährt man z. B. Z. 3 ὑπὸ Πολεμά[ρχου nicht, wer dieser II. sei. Hält man sich an Diodor. Sicul. XX 100. (Δημήτριος ὁ Πολιορκητὴς) πρῶτον μὲν τὴν Χαλκιδέων πόλιν ἠλευθέρωσε, φρουρουμένην ὑπὸ Βοιωτῶν, s. ist es vielleicht nicht überkühn von Z. 3 an zu lesen:

[πρ]ό[τ]ερό[ν] τε κατασταθεὶ[ς ἐπὶ τὴν τ-
οῦ Εὐρίπου φυλακὴν ὑπὸ πολεμά[ρχων πολιορκ-
5 ήσαντος ἐκείνου [ἀπ]έδωκε Χα[λκίδα καὶ τὸ-
ν Εὔριπον καὶ [αἴτιος] ἐγένετο [τοῦ τὴν νῆσο-
ν αὐτῶν ἐλευθέραν γενέσθαι κ[ατὰ τὴν προα-
()ρεσιν τῶν βασιλέων Ἀντιγόνο[υ καὶ Δημητ-
ρ]ίου, καὶ νῦν ἐπιστρατεύσαντ[ος ἐπὶ τὸν δῆ-
10 μ]ον τὸν Ἀθηναίων Κασσάνδρ[ου —

Hier ist πρότερόν τε entsprechend dem καὶ νῦν Z. 7 vom Unterzeichneten, eben so τοῦ τὴν νῆσον (Herr τὴν πατρίδα) αὐτῶν näml. der Chalkidenser, Z. 6, das Z. 9 Versuchte, wo Herr C. ἐπιστρατευσάντων τὸν ἐχθρὸν τὸν Ἀθηναίων Κάσσανδρον giebt. Allein Plutarch im Demetrius 23 bezeugt, daſs nur Demetrius nicht zugleich Antigonus, auf Bitten der Athener gegen den Kassander zog. Daſs endlich Z. 4 ὑπὸ statt ὑπὸ τῶν πολ. zulässig war, erweist wohl Schäfer Note über die Magistratsnamen, Appar. Demosth. I. 112; C. J. Gr. n. 1570. a 19 u. 33 μετὰ πολεμάρχ καὶ κατοπτῶν, und Z. 26 μετὰ π. καὶ κ. καὶ συνηγόρων τ πόλεως. Der Annahme aber, daſs die Polemarchen der im Vorhergehenden genannten böotischen St etwa Theben's — die Besetzung von Chalkis angeb net, scheint mindestens nichts im Wege zu sein.

In der Weihschrift n. XI Ἀκρογίδης, Ἐβδ Λευκολοφίδου ἀνεθέτην (auf dem Stein angeblich ἀνθ ist der erste Name kaum griechisch; aber bei übeln Beschaffenheit des Steines ist jeder Versuch Ἀκρωνίδης, Ἀκτορίδης, Ἀβρωνίδης u. s. w. unsi Gut hat Herr C. Ἑβδομίας corrigirt, B statt K set vergl. Πρωτέας, Πρῶτις, Τριάκων Lobeck Path. S Gr. p. 316 u. 521, Τεταρτίων, Εἰκαδεύς u. a. W der fehlenden Copula s. C. J. Gr. n. 25. 3, n. 52 n. 1196, Anal. Epigr. p. 113.

Das Bruchstück n. XII bleibt ohne genauere stimmung; es scheint noch in den peloponnesi Krieg oder bald nach diesem zu fallen. Z. 8 lie ferent τὴν στήλην, wozu Z. 9 ἐπανορθῶσαι· sd Durch συνδιεπολέμησαν Z. 10 wird bei Thukydides 13 dasselbe Zeitwort geschützt.

S. 31—33 werden Appendicis loco 4 Titel Hypata nach der Ἐφημ. ἀρχ. zu den Catalogen Freigelassenen in den Anecdota Delphica S. 13 getragen. In dem 2ten (n. 193) war statt „Σ (sic)" muthmaſslich Εὔμαχος zu schreiben, und n. statt Δεοντίσκου und Μάντα wohl Λεοντίσκου und

Karl Keil, in Pfort

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXVII.

Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par Mr. Edélestand du Meril. Paris, 1843. (48 S.). 8.

Seit Unterzeichneter seine Ansichten über die Entstehung und Bedeutung der malbergischen Glosse dem größeren Publicum vorgelegt hat, mufste er darauf gefafst sein, mancherlei Widerspruch zu erfahren. Mannichfache Belehrung war dadurch zu erwarten; doch hätte er sich auch von Anfang an darauf rüsten, mit Geduld manchen unpassenden Einwand hinzunehmen, da seine Erörterung in zwei ganz verschiedene Fächer eingriff, war nur sehr Ausnahmsweise darauf zu rechnen, dafs die, welche auf seine Bemerkungen eingingen, beiden gewachsen wären. Unsere Linguisten haben noch nicht viel Beweise geliefert, dafs ihnen die Natur unserer alten deutschen Rechtsquellen (deren wahre Erkenntnifs auch in ihrem lateinischen Text jahrelange Lectüre, ein eigentliches Hineinlesen in den Sinn derselben voraussetzt) sehr interessant wäre; von unseren Juristen dagegen werden nicht Viele sein, die sich mit den keltischen Sprachen beschäftigen. Bei Jakob Grimm durfte voraussichtlich auf allseitiges Eingehen und gerechte Würdigung gerechnet werden. Diese letztere Erwartung hat auch in keiner Weise getrogen, und Unterzeichneter verdankt dem geehrten Manne fortwährend belehrende und berichtigende, aber auch ermuthigende Mittheilungen. Hinsichtlich dessen was von anderen Seiten über den Gegenstand nach dessen sprachlicher Seite laut geworden ist, hat Referent bis jetzt nur Gelegenheit gehabt, Geduld zu üben. Diese schöne Uebung ist ihm möglich dadurch sehr erleichtert worden, dafs er der Richtigkeit seiner Ansicht *im Ganzen* so vollkommen und aus so guten Gründen überzeugt ist, dafs auf deren letztliche Anerkennung so gewifs rechnet wie auf das eigne Dasein und Leben. Bei solcher Zuversicht ist es sehr gleichgültig, ob man jahrelang Einwürfe hört, welche die Sache gar nicht treffen — oder auch Einwürfe, die Referent schon selbst, ehe er ein Wort über die Sache sagte, bei sich abgemacht hat, und die er nur nicht speciell zum Gegenstande einer Erörterung selbst gemacht, weil er sich nicht jener theologischen Breite befleifsigen wollte, die auch das sich selbst Erledigende zum Besten der Schwachen weitläuftig zu besprechen hat.

Was nun bis jetzt von dieser Art zur Geduld auffordernder Einwürfe erschienen ist, hält sich zum Theil so, dafs es des Referenten Ansicht gar nicht anficht, sondern sich darauf beschränkt mit Hülfe allerhand aus fast allen deutschen, auch neuen deutschen Volksmundarten zusammengelesener Brocken eine *deutsche* Erklärung der malbergischen Glosse um jeden Preis durchzuführen. Gegen diese Gattung von Gegnern hat Referent kein Wort zu sagen. Warum sollte er ihnen den patriotischen Spafs verderben? sie mögen ihn haben so lange es ihnen beliebt. Referent wünscht sogar, es wäre möglich, den Spafs zum Ernst machen zu können; dies aber ist nach des Referenten fester Ueberzeugung nicht mehr möglich. Auch *den* Spafs mögen sie haben, auf die Titel ihrer Gegenschriften zu setzen, dafs Referent dadurch widerlegt sei. Gewissenhafte Kenner des deutschen Rechtes werden am besten ein Zeugnifs ausstellen können, was für sie bei diesen Spielereien herausgekommen ist. Referent beneidet Niemand weder um ein testimonium paupertatis der Einsichtigen, noch um ein testimonium diligentiae derer, die nichts von der Sache verstehen.

Anders steht es mit der Schrift, welcher speciell diese Anzeige gilt und deren Titel oben verzeichnet ist. Sie beschränkt sich nicht blofs darauf, mit Hülfe allerhand für einen Auländer im ersten Anblick auffallender, aber im Grunde doch nicht blofs auf allen Seiten

Digitized by Google

hinkender und schiefer, sondern charlatanartig zusammengelesener deutsch-sprachlicher und deutsch-geschichtlicher Gelehrsamkeit eine Erklärung der malbergischen Glosse als eines Restes *deutscher* Mundart zu geben, sondern spricht auch mit leichtsinnigster Anmafsung von der Beziehung, die Referent zu keltischen Idiomen genommen. Hierauf zu *dienen* glaubt Referent doch auch seiner *Sache* schuldig zu sein, obwohl der Verfasser so windig auftritt, dafs *ihm* durch Polemik im Grunde viel zu viel Ehre erzeigt wird. Hiebei läfst Referent ganz bei Seite liegen, was Hr. du Meril geglaubt hat als historische Einleitung über den Ursprung der Franken seiner Erörterung vorausschicken zu müssen: Richtiges und Falsches, halb- und gar nicht Verstandenes, auf Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten und aus Schriften der verschiedensten Scribenten Gegründetes, Nachrichten, in denen der Name Franci bald eine weitere, bald eine engere, bald eine präcise, bald eine sehr vage und dunkle Verwendung findet — alles das ist hier zu einer *farrago* verarbeitet, an die man freilich bei Erörterungen über die Zeiten der deutschen Völkerwanderung gewöhnt ist, die aber doch besonders seit Zeufs diesen Studien mit seiner Zusammenstellung unter die Arme gegriffen, mehr und mehr sich selbst zur Thüre der Wissenschaft hinausschiebt.

S. 6 findet sich am Schlusse der zweiten Note folgende Aeufserung: „il est évident que de tous les dialectes haut-allemands le francisque est celui qui ressemble le plus au saxon". Hier nimmt Hr. du Meril den Ausdruck *fränkische Zunge* oder *Sprache* in ganz verwirrter Weise. Das eigentlich Fränkische d. h. die Sprache der salischen und rifländischen Franken ist *gar kein oberdeutscher Dialekt*, sondern ein niederdeutscher. Bis auf den heutigen Tag werden in den Landschaften der salischen und rifländischen Franken aufser den romanischen Dialekten der Wallonen nur plattdeutsche Mundarten gesprochen, und die *fränkischen Eigennamen*, die uns zu tausenden in dem polyptychum Irminonis vorliegen, und zu denen wir oberdeutsche sowohl als angelsächsische Parallelen in grofser Menge haben, halten sich überall auf der plattdeutschen Lautlinie — es wäre doch wunderbar, wenn ein Volk plattdeutsche Eigennamen aber oberdeutsche Umgangssprache gehabt hätte; noch wunderbarer wenn in einem weiten Strich Landes, in verschiedenen Dialekten von der flämischen Küste bis nach Cöln hin das *Volk*, ohne dafs wir irgend etwas von den bewegenden Gründen erfahren hätten, seine Sprache aus einem oberdeutschen in einen niederdeutschen Dialekt gewechselt hätte. Hr. du Meril pocht freilich darauf (S. 13), dafs Otfrieds Sprache fränkisch genannt wird; dafs das Ludwigslied in einem oberdeutschen Dialekt abgefafst ist. Er bedenkt aber nicht, dafs durch Hludwig's Eroberungen gegen die Allemannen, durch Dietrich's Eroberungen gegen die Düringer das fränkische Königshaus am Mittelrhein und am Main, wo überall oberdeutsche Sprache herrschte, so reich mit Domänen ausgestattet ward, dafs nicht blofs in diesen Gegenden in weit späteren Jahrhunderten noch die Krone des Reiches ihren Sitz hatte, sondern dafs auch ein überaus zahlreicher Theil des fränkischen Adels nach jenen Eroberungen in diesen Gegenden von Mosel und Lahn aufwärts bis Basel hin angesessen ward; und dafs dieser Adel vornämlich es war, der, nachdem er seinerseits von Kindesbeinen an durch die dienende Umgebung in den deutschen Dialekt dieser Mittelrheingegenden eingelebt war, wieder den austrasischen Königshof in Metz oder wo er sonst seinen Sitz hatte umgab; dafs dieser allemannisch-fränkische Dialekt die *austrasische Hofsprache* ward, in dieser Eigenschaft an den Karolingerhof überging und dafs so ein oberdeutscher Dialekt allmählig zu der Ehre der *fränkische Sprache* zu heifsen, ohngeachtet er mit dem Dialekt *der* Franken, denen zuerst das salische Gesetz galt, gar nichts zu thun hat. Dafs Otfrieds Gedichte in Constanz und St. Gallen leicht verstanden wurden, hat mit dem salischen Gesetz gar nichts zu schaffen, und dafs fränkische Dolmetscher bei den Angelsachsen dienen konnten, beweist eben, dafs die alten Franken plattdeutsch redeten.

S. 8 sagt Hr. du Meril über meine Vermuthung, dafs das Adjectivum *salicus* oder *salius* (wofür im salischen Gesetz auch die Form *salecus* vorkömmt) latinisirtes malbergisches, dem gaelischen *saileach* entsprechendes Wort sein, und die Bedeutung weide haben möge: „il serait étrange qu'un peuple eût son nom à une langue qu'il n'entendait pas". Hiefsen sich eine Reihe Parallelen anführen, z. B. die Magyaren sich in lateinischer Sprache bis auf den heutigen Tag *Hungari* nennen (was aus deutsch Hunni-vari, Bewohner des hunnischen Landes, entstanden ist) — aber wir brauchen gar nicht so

Digitized by Google

gehen; hat etwa das *Rifland*; haben etwa die *Ripuarii* ihren Namen von einer deutschen Wurzel? — Dafs aber meine Vermuthung über den Ursprung des Wortes salicus oder salecus richtig ist, sehe ich nun aus dem polyptychum Irminonis, wo nicht nur die Formen *Salius* (163) und *Salecus* (163. 201), sondern auch eine dritte Nebenform *Salacus* (78. 115. 176) als Eigennamen vorkommen, wie wir ja auch die Namen Frank, Sachse u. s. w. noch oft genug als Eigennamen haben, und wie das polyptychon Irminonis noch andere Stammnamen als Eigennamen bietet, z. B. *Wandalus* (92), *Saxa* (70. 80). — Auf die Weise, wie Hr. du Meril, wird man freilich mit den Gegenständen bald fertig, wenn man sie, sobald man se nicht brauchen kann, mit ein Paar übermüthigen Worten über Bord wirft.

S. 14 berührt Hr. du Meril in einem Beispiel einen Gegenstand, über welchen man ein Buch schreiben kann, und dessen strengere Behandlung noch die aufklärendsten Ergebnisse liefern wird: nämlich das deutsche Eigennamenwesen, indem er not. 3 sagt: „Dans le poëme qu' Ermold lui (sc. Louis le Debonnaire) adressa, il explique aussi son nom par deux mots teutoniques: Nempe sonat *hluto* praeclarum; *wigch* quoque Mars est". Referent kann sich hier auf den Gegenstand des breiteren nicht einlassen, aber abgesehen davon, dafs Ermold selbst den letzten Theil des Namens falsch auffafst (etymologischen Scharfsinn wird Niemand von jener Zeit verlangen) ist auch der erste Theil des Namens ein Wort, welches erst aus dem Keltischen in das Deutsche gekommen ist, denn im Gaelischen heifst: „*clu* oder *cludh*, der Ruhm" und *cluiteach*, berühmt" — welchen gaelischen Worten, nach der sicheren Analogie anderer malbergischen Wörter zu gaelischen, in der malberg. Sprache *chlod* oder *chlud* (gloria) und *chloda* oder *chluda* (gloriosus) lauten müfsten, wenn diese Wörter vorkämen.

S. 24 u. 25 geht Hr. du Meril dazu über, den Namen malberg zu erklären. Er ist natürlich aufgelegt, *mal* mit *mahal* d. i. parlement und *berg* mit *berg* d. i. montagne zu erklären; da haben wir also ein „parlement sur une montagne". Betrachten wir die Reihe der mit malberg zusammenhängenden Wörter: *mallus*, *mallare*, *admallare*, *mallobergium*, *malberg*, so ist schon aus dem unbestrittenen Sinne einzelner derselben klar, dafs doch überhaupt nicht wohl an das deutsche *mahal* zu denken ist; mallare und admallare würden sich schwer daraus erläutern; vielmehr ist ein deutsches *mâlôn* nachher aus der malbergischen Gerichtssprache abzuleiten. Auch das Geschlecht von mallus und bergium wäre aus deutschem Grunde unerklärlich. Die emendata (L VI. § 4.) erläutert *mallobergium* durch „plebs quae ad unum mallum convenire solet". Diesen Worten nach sieht es aus, als bedeute mallobergium oder malbergum die *Gemeinde*, in welcher der *mallus* stattfindet; indessen ist das offenbar ein später Zusatz von Jemandem, der das alte Wort in seiner eigentlichen Grundbedeutung nicht mehr verstand. Legen wir keltische Wörter diesen latinisirten zu Grunde, so ist sofort alles klar. Im Gaelischen heifst *mol* ursprünglich als Substantiv: ein *Kreis*, als Adjectiv: *rund*; weiter heifst alles mol, was in Kreisen beschlossen ist, was Kreise bildet, also: ein Ball, eine Kugel, eine runde Zahl, ein Haufe Menschen der zusammengehört, *eine Versammlung gesellschaftlich Verbundener*, eine zusammengehörende Heerde u. s. w. Die wälsche Sprache hat dasselbe Wort: das wälsche *mol* bezeichnet Alles, was sich concentrirt, was coagulirt, was concret wird. Das malbergische Wort *mallus* im Sinne einer *Versammlung der Gerichtsgemeinde* (der in einem Gerichtskreise beschlossenen, in einem gesellschaftlichen Verbande sich concentrirenden) ist also dasselbe, wie das gaelische und wälsche *mol*. Der zweite Theil des Wortes mallobergium hängt zusammen mit gaelischem *abr* — d. i. „sprechen", welches (wie man aus dem Imperativ: *abair* noch sieht) ursprünglich *abair* — lautete. Bei weiteren Bildungen aus diesem Worte wird das anlautende a (was wohl überhaupt nicht zum Stamme gehört, sondern als Präfix zu fassen ist) abgeworfen: *bearadh*, das Sprechen, das Referiren; *beara*, der Sprecher, der Richter; *bearacht*, der Spruch, das gerichtliche Urtheil; *bairn* — Recht sprechen; *bear-gna* (oder *ber-gné*) die Redeweise einer Gegend, der Dialekt, die Sprache eines Orts oder Landes; *bearla*, die Sprache, der Dialekt (in specie: die englische Sprache); *bearach*, gesprächig. *Mallo-bergium* bedeutet also offenbar: „eine Versammlungs-Besprechung, eine Gemeindesprache (wie: Bauer-sprache), ein Gemeindegericht". Dafs *Sprache* und *Gericht*, wie im Keltischen, so im Malbergischen in einander laufende Begriffe waren, sehen wir daraus, dafs in der lex salica das Entziehen des königlichen Rechtsschutzes bezeichnet wird durch:

Digitized by Google

extra sermonem suum (sc. regium) ponere. Auf jeden Fall wird man auf diese Erläuterung des Wortes mallobergium nicht in dem Grade den Satz des Augsburger Malerbüchleins: „*Pflaumen malt man wie Kirschen, nur ganz anders*" anwenden können, als auf die von Hrn. du Meril S. 24 Note 4 versuchte Erläuterung der malbergischen Glosse *leodecal*, welche herkommen soll von *leud*, publique und von *kezzel*, chaudière; *leodecal* und *leud-kezzel* sind wahrhaftig so verschieden wie Pflaumen und Kirschen. Auch in diesem Falle aber gewährt das Keltische eine vortreffliche Erläuterung, denn die Glosse soll offenbar ein Gottesurtheil bezeichnen; nun scheinen die Kelten von dieser Art gerichtlicher Handlung nicht allzu viel gehalten zu haben. Die wälschen Gesetze kennen *gar keine Gottesurtheile;* in Irland kömmt das Gehen durch Feuer und über Feuer vor, aber als religiöse Handlung, als auspicium; unser Springen über die Oster- und Johannisfeuer ist ein Rest davon. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dafs, wo eine solche Rechtsprobe dennoch aufgenommen wird, sie in keltischer Rede als Frevels-sicherung, *Frevels-schild* bezeichnet wird, als *die* Rechts-handlung, durch welche sich der Frevler zuletzt Sicherheit verschafft. Dafs *leode* eine gewisse Gattung Frevel und Mifshandlung bezeichne, geht daraus hervor, dafs auch im Gaelischen *leod* synonym ist von *leadairt*; das Verbum *cal* — aber heifst: in Sicherheit bringen; *cala*, der Hafen; *cail* oder *caile* der Schild. — Bei dem Worte *mandoalle* mufs doch (S. 27) Hr. du Meril die keltische Erläuterung selbst zugeben, und hier könnte er sich auch sofort überzeugen, dafs die Varianten der Glosse grofsentheils nicht Schreibfehler, sondern Synonymen sind, nämlich neben der Lesart *mandoalle* findet sich die andere *mandoado*; nun heifst *maen* im Wälschen *der Stein* und: *do* oder *doad* die *Bedekung; doowl*, „was die Bedeckung angeht, bedeckend"; also *mandoale* = maen-doawl, belonging to a covering with stone; *mandoado* = mandoad, a covering with stone. Das Wort maen findet sich auch irisch in der Form *main* und *mam*, aber es bedeutet nicht mehr Stein oder Fels, sondern Hügel. Uebrigens sind mandoale und dolmen verschieden wie: *Steindecke* und *Deck-stein* und nicht identisch, wie Hr. du Meril anzunehmen scheint.

S. 29 sagt Herr du Meril: „on ne saurait soutenir sérieusement que la masse du peuple et les Sigambres, qui semblent en avoir été les chefs, écrivirent leurs lois dans une langue étrangère, que certainement ils ne comprenaient pas". Was das Nichtverstehen anbetrifft, so braucht sich H. du Meril nur in ein Land zu bewegen, wo Bevölkerungen verschiedenes Volksstammes zwar gemischt, aber nicht vermischt zusammen wohnen, wie in manchen Gegenden Ungarns oder Siebenbürgens; und er wird sich rasch überzeugen, dafs jeder Theil seine Sprache bewahrt und doch die des anderen Theils lernen kann; dafs das auch Leute können, die in ihrem Leben weder Wörterbuch noch Grammatik zur Hand nehmen. Dafs aber die salischen Franken für sich das Gesetzbuch *malbergisch* abgefafst hätten, *hat noch Niemand behauptet*; sondern *dies* ist behauptet worden, dafs sie die kein geschriebenes Recht, überhaupt ein für viele neue Verhältnisse nicht ausgebildetes Recht, noch dazu (da sie aus verschiedenen Stämmen erwuchsen) nicht *das gleiche* Recht haben mochten, sich bei ihrem Einwohnen im Niederland in vieler Hinsicht dem *dort bestehenden* keltischen Recht *angelebt*, und als sie endlich ein Recht für sich aufgezeichnet, für ganze Partieen nun nothwendig das ältere belgische, bereits geschriebene, oder doch *in feste Tradition gebracht* Recht zu Grunde gelegt haben, dafs sie zu Erläuterung der lateinischen Uebersetzung Wörter und Sätze *des älteren Rechtstextes* als Glossen eingefügt, und für neuere Sätze hie und da zu festerer Bestimmung Glossen aus der ausgebildeten Rechtssprache der belgischen Kelten beigefügt haben zum Nutzen ihrer keltisch redenden Mitbürger und Unterthanen, und zur Orientirung ihrer Richter, die besser die für dieselben bestimmte Recht ausgebildete keltische als die lateinische Mundart verstanden; *das* ist als Vermuthung ausgesprochen worden. Die Behauptung aber, die salischen Franken hätten ihr Recht überhaupt *nicht in fremder Sprache* aufgeschrieben, während zusammenhängende *nur lateinische Texte* vorliegen, und für eine neue Abfassung *nur* die Glossen einige Vermuthung an Hand geben, ist kühner, als dafs sie Ref. irgend antworten möchte. Denn aus ihr würde ein gegebener deutscher Urtext auch für alle andern Texte folgen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par Mr. Edélestand du Meril.

(Schluſs.)

Die Behauptung, daſs in Belgien die keltischen gebildeten Einwohner, als die Franken sich zwischen ihnen ansiedelten, ihre keltische Sprache längst mit der lateinischen vertauscht gehabt, ist in sofern willkürlich, als dabei ganz auſser Acht gelassen ist, daſs *eine* Sprache gebildete Umgangssprache sein, und doch eine *andere* noch tausend Einflüsse im Leben haben kann; man braucht nur an die flämische Sprache in Belgien der französischen gegenüber von 1794—1844 zu denken, oder an die angelsächsische der normannisch-französischen in England gegenüber während des ersten 12ten Jahrhunderts. Wären wir hinsichtlich unserer Kenntnisse von dem Fortbestehen der wälschen Sprache in England in den Zeiten der römischen Imperatorenherrschaft (wie hinsichtlich Belgiens) ganz auf die antiken Schriftsteller verwiesen, so möchte es schwer sein, dieses Fortbestehen positiv zu erweisen, und doch hat in Britannien nicht bloſs die einheimische Sprache, sondern trotz der römischen Reichseinrichtung auch ein eignes volksthümliches Recht der Kelten fortbestanden und die Zeiten der Römer so wie das ganze Mittelalter überlebt.

Doch wir kommen nun zu bestimmteren einzelnen Darstellungen, die H. du Meril Referenten macht. Er sagt: „Les explications de M. Leo sont habituellement empruntées à l'irlandais, qu'il croit se rapprocher davantage de l'ancien belge; mais au besoin *il se sert aussi des dialectes.* — Ses interprétations s'appuient sur quatre ou cinq langues *reellement fort différentes*". In dieser Darstellung sind zwei grobe Ungenauigkeiten, denn *erstens* sind des Referenten Erklärungen bis auf sehr wenige Ausnahmen *nur* der gallischen Sprache entnommen; die wenigen Ausnahmen stützen sich aber nur in der Art auf wälsche Wörter, daſs deren Lautverhältnisse zum Gaelischen nirgends auſser Acht gelassen sind; bretonische Wörter sind nur in sehr wenigen Fällen zur Erläuterung, nie allein zur Erklärung herangezogen. Das Gaelische bildet also so überwiegend den Exponent, daſs die andere Mundart daneben ganz zurücktritt. *Zweitens* aber bilden die keltischen Sprachen nicht vier oder fünf Sprachen, von denen man sagen könnte, sie seien „reellement fort différentes" — sondern nur *zweie*, von denen der, welcher eine Einsicht in ihre lautliche Structur gewonnen hat, eher sagen kann, sie seien „fort rapprochées". Das irische Gaelisch und das schottische Gaelisch sind nur etwa so verschieden wie der oberdeutsche Dialekt von Nürnberg und der von Zürich, d. h. die *Sprachmasse* ist ganz dieselbe in ihren Stämmen und Grundbildungen, nur sind einige Wörter hier, andere dort gebräuchlicher, einige Conjunctionen und Verbalbildungen hier oder dort verschieden. Das Flämische von Antwerpen und das Holländische von Amsterdam müssen Hrn. du Meril unter diesen Umständen auch als Sprachen erscheinen, die er als „fort différentes" bezeichnet. Neben dieses beiden gaelischen Dialekten steht als dritter der von der Insel *Man*, allerdings etwas eigenthümlicher, weil er gemischter und verschliffener ist; eben deshalb hat Ref. ihn bis jetzt ganz auſser der Beziehung gelassen. Auf der andern Seite steht das Wälsche, was vom Gaelischen etwa so weit absteht wie das Hochdeutsche vom Dänischen; noch aber hat es Niemand auffallend gefunden, daſs man zu Erläuterung etymologisch in der hochdeutschen Sprache vereinzelter Wörter sich gelegentlich des Dänischen oder des alten Nordischen bedient hat. Das ausgestorbene *Cornische* ist dem von Courson mitgetheilten alten Vocabularium zu Folge (aus welchem allein Ref. es kennt) ein Dialekt gewesen, der sich zum Wälschen verhielt, wie das Gaeli-

Digitized by Google

sche der Schotten zu dem der Irländer; und das *Bretonische* endlich ist ebenfalls nichts als ein wälscher, durch den Einflufs der französischen Sprache gemischter und gebrochener Dialekt. Noch verstehen sich, wie Villemarqué bemerkt hat, zur Noth Wälsche und Bretonen; das Bretonische steht also zum Wälschen etwa wie das Mansche zum Gaelischen. *Referent hat weder alle Mundarten ohne Unterschied zur Erklärung herangezogen, noch bilden diese Mundarten vier bis fünf sehr verschiedene Sprachen*, sondern nur zwei nahe verwandte.

Hr. du Meril hat aber noch nicht genug an diesen Ungenauigkeiten. Von O'Reilly's Wörterbuche spricht er so, dafs man sieht, er hat es entweder gar nicht oder höchst flüchtig gesehen. Allerdings sind die gaelischen Wörterbücher noch nicht vollständig und kein einziges ist etymologisch wohl geordnet; aber an *Wortstämmen* wird dennoch bei O'Reilly nicht gerade viel nachzutragen sein. Die von O'Connor herausgegebenen Gedichte sowohl als die zahlreich in lateinischen Handschriften sich findenden irischen Glossen und Bemerkungen führen aber den bestimmten Beweis, dafs die irische Sprache sich seit den auf die Völkerwanderung folgenden Jahrhunderten *sehr wenig geändert hat*, weit weniger als die deutsche; wenn also auch die gaelischen Wörterbücher den Wortschatz der Sprache aus den verschiedensten Zeiten darstellten ohne allen Unterschied, würde das nicht viel schaden; allein so sinnlos verfahren sie nicht, und in allen diesen Wörterbüchern sind in der einen oder anderen Weise ältere und noch im Gebrauch seiende Wörter wohl unterschieden. Dafs Owen in seinem wälschen Wörterbuche sich viele etymologische Spielereien, auch Willkürlichkeiten erlaubt hat, ist allerdings wahr; aber Hr. du Meril weise doch Referenten an einem einzigen Beispiele nach, dafs er sich von diesen Spielereien habe betrügen lassen! Wir haben übrigens *alte* wälsche Vocabularien so gut wie cornische, nur Hr. du Meril, der seine ganze keltische Gelehrsamkeit in ein paar Nachmittagsstunden zusammengelesen zu haben scheint, weifs nichts davon. Auch alte Gesetze und noch ältere Gedichte sind in wälscher Sprache vorhanden; nur Hr. du Meril kennt sie nicht. Was er über die Aussprache des Gaelischen S. 32 not. 1. sagt, wird an erstaunlicher Widersinnigkeit wirklich nur übertroffen durch den Aberwitz, dafs er gegen Ref. eine offenbare Unwahrheit am Ende dieser Note drucken läfst, indem er behauptet, Ref. hätte gesagt, das gaelische *oigeach* werde wie *wyvawg* ausgesprochen. Der Herr lese doch die Stelle in des Ref. Schrift S. 17 *noch einmal*, und wenn er nicht so viel Deutsch verstehe, um so einfache Sätze begreifen zu können, so lasse er es in Zukunft, als litterarischer Irrwisch auf zutreten, und suche bescheideneres Verdienst in Dingen, *die* er versteht.

So wie diese leichtsinnige Schrift dasteht, wird in der That von S. 30 — S. 48 keine von dem Ref. selbst herrührende Zeile darin, gegen die nicht als gegen eine Leichtfertigkeit entweder, oder als gegen eine Unwissenheit drei-vierfacher Protest eingelegt werden müfste. Ref. will seine Leser damit verschonen nur gegen die schon sonst laut gewordene Behauptung, als seien die keltischen Sprachen so stämmerig, dafs sich mittelst ihrer aus allem alles machen lasse, mufs er sich verwahren. Wenn man freilich etymologisiren und blind in einen Sack greifen für identisch hält, wie Hr. du Meril bei seinen Erläuterungen einer malbergischen Glosse aus dem Deutschen, dann läfst sich, wie exemplum docet, *auch aus dem Deutschen alles machen*, aus *cal* wenigstens ein *kezzel* u. s. w. sonst aber erscheint nur dem die keltische Rede der etymologischen Willkürlichkeiten gefügig, der weder deren besondere Lautgesetze und Lautübergänge studirt hat, noch sich die Mühe nimmt, von den allerdings oft zahlreichen Bedeutungen eines Wortes die wahre *Grundbedeutung* zu suchen oder, wo durch Contraction eines Wortes dieses einem anderen Wort von sehr verschiedener Bedeutung gleich geworden, die ursprünglichen Formen zu berücksichtigen, und auch in der That verschiedene Wörter auch gebürlich zu trennen.

Der Ergötzlichkeit halber führt Ref. zu guter Letzt noch einige wenige Zusammenstellungen malbergischer und deutscher Wörter, die jene erläutern sollen, Hrn. du Merils Versuchen an: *re abtena* = *re tuan* oder *racha abtuan*, angeblich: *droit* oder *raison* und *regler* oder *reparer*; *nare chalte* = *narwa blessure, cicatrice* oder altnordisch *nara* d. i. *narwa* und *haltan* prendre; das ganze (*nareckalte*) „est une expression légale qui signifie de petits coups *twés* avant que d'être *pris*" — wem fällt dabei das japanesische Gespräch des Wandsbecker Boten? Die Glosse *drauge* oder *dracechalt* von *drukjan*

Digitized by Google

imer, violenter und *galt*, cochon chatré; *cristau* ist rn. du Meril zufolge verwandt mit *garistig* (conve-ble) und *gerist* (dignité); *cristau* signifiait donc vrai-mblablement *propre à la generation.* — Solche inge läfst man im Jahre 1844 drucken und hat da-ei die Frechheit, sich auf Grimm, Graff, Mone u. s. , zu berufen! kurz, zu thun als wisse man etwas, ährend es doch überall nicht blofs an Kenntnissen, ndern sogar an logischem Denken fehlt. Auf diese Weise kann sich jeder Gasthofskoch zu erledigten Pro-ssuren der vergleichenden Anatomie melden — er gewifs eben so viel Beruf dazu wie Hr. du Meril deutscher Sprach- und Geschichtsforschung.

H. Leo.

XXVIII.

Du vrai caractère de la loi Voconia, chez les Romains; Mémoire lu à l'Académie des sciences morales et politiques, par M. Giraud, rofesseur à la faculté de droit d' Aix, cor-espondant de la section de législation. Pa-is, librairie de Firmin Didot frères, impri-meurs de l'institut, rue Jacob, 56. 1841. *(57 S.)*

Die lex Voconia und die mit ihr zusammen-hängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshisto-rische Abhandlung von Professor Dr. J. J. Bachofen. Basel, Verlag der Schweighau-serschen Buchhandlung. 1843. (122 S. 8. *Geschrieben im Sommer* 1841*).*

Diese beiden Abhandlungen, welche der seit Has-Bearbeitung (1829) fast auf Inhaltsübersichten re-en Voconischen Litteratur gleichzeitig eine an-che Vermehrung zuführen, sind nicht blofs durch ationalität ihrer Verfasser, sondern auch der gan-nlage und Ausführung nach unterschieden.

ie erste ist leicht, fliefsend und im Allgemeinen rgfältiger Beachtung der deutschen Arbeiten ge-en, unter denen nur Böckh's metrologische Un-ungen, welche die abweichenden Angaben über nsus der ersten Klasse erledigen, der Aufmerk-t des Verf.'s. entgangen sind. Aber von den und funfzig Seiten der elegant und weitläuftig ten Denkschrift nimmt die allgemeine Einlei-tung allein drei und zwanzig hinweg; vierzehn kommen auf eine Digression über die Geschichte der Intestaterbfolge; für die eigentliche Aufgabe bleiben also noch zwanzig übrig. Von diesen zwanzig sind wiederum drei der Chronologie, sechs den verschiedenen Berichten über die Censussumme, zwei der Bedeutung des Vestacultus für die Civilisation, drei endlich dem historischen Verschwinden des Gesetzes gewidmet. Es folgt fast mit Nothwendigkeit, dafs auf den für die Entwicklung des erbrechtlichen Gehalts der Lex Voconia zurückbleibenden sechs Seiten nur die allbekannten Bestimmungen über die Einsetzung und Vermächtnisse der Frauen, über die Gränzen der Legate und die Abgabe an den Staatsschatz wiederholt werden konnten.

Die zweite Arbeit, von Dr. Bachofen, steht in der Darstellung weit hinter der Giraudschen zurück. Sie ist aber um den organischen Zusammenhang der einzelnen Theile des Gesetzes, um seine historische Verknüpfung mit der frühern und spätern Zeit, endlich um das oft bemerkte aber noch nie gründlich nachgewiesene Eingreifen desselben in das System des Erbrechts so ernstlich bemüht, dafs ihre Resultate eine genauere Beachtung verdienen. Manche werden geneigt sein, diese, als zu kühn, ohne Weiteres zu beseitigen, während Andere sie, als Ergänzungen untergegangener Rechtszustände, vielleicht sofort willkommen heifsen; die Aufgabe der Kritik aber ist, den sichern Gewinn in ihnen von dem Unächten und Unreifen zu sondern. Bei dem Bekannten und Unbestrittenen dagegen wird eine einfache Relation genügen.

Der Verf. führt die Geschichte des Gesetzes bis auf den Hannibalischen Krieg zurück. Die Lex Oppia, sagt er, hatte die Verwendung des Frauenreichthums zu zügeln versucht; als sie nicht mehr zu halten war, unternahm man es, seine Quellen abzuleiten. Diese Maafsregel war nicht gegen die Mitgiften gerichtet, die Lex Cincia erlaubte, der entferntesten Verwandten eine Dos von beliebiger Höhe zu bestellen; um so mehr konnte der Vater seiner Tochter, die er einem Mann in die Manus gab, in dieser Form ihren künftigen Erbtheil vorauszahlen. Nur gegen das freie vorbehaltene Vermögen der sich emancipirenden Frauen eiferte Cato in seiner Empfehlung des Voconischen Gesetzes. Aber auch diesem wollte man doch nicht alle Zuflüsse abschneiden. Das Familiengut, die In-

Digitized by Google

testaterbfolge, liefs die Lex unangetastet, das ius civile zwar hatte sie aus ähnlichen Rücksichten auf den engsten Kreis häuslicher Genossenschaft, auf suae und consanguineae beschränkt, aber dies ius civile war älter, als die Voconia, diese hob es nur nicht auf. Der Reichthum, auf den sie es abgesehen hatte, war der frei und unverhofft von allen Seiten zusammentreffende Erwerb aus den Testamenten der Reichen. Die Anhäufung dieses gefährlichen Reichthums suchte sie durch vier Vorschriften (Kapitel) zu verhindern.

Die erste verbietet, mit Ausnahme der Vestalen und Flamines, die keine Intestaterben haben, Jedem, der ein Vermögen von hundert tausend Assen erstlich wirklich besitzt und zweitens im Census, wenn auch nicht gerade im letzten, angegeben hat, eine Frau zur Erbin einzusetzen. Mit Recht verwirft der Verf. die Ansicht, welche in dieser zweiten Bestimmung nur einen gleich von vorn herein offen gelassenen Ausweg erblickt, um das Gesetz umgehen zu können. Er sieht darin vielmehr eine Exemtion: einmal derer, welche im vorigen Lustrum noch infra classem standen, nun aber classici geworden sind; zweitens der Peregrinen, so dafs sich die Wiederholung der Lex in den Provinzialedicten auf die in der Provinz wohnenden römischen Bürger bezog. Die erste Ausnahme referirt schon Pseudo-Asconius (nicht Asconius, wie der Verf. sagt); der zweiten müssen wir aus Cicero (pro Balbo c. 8.) eine Beschränkung hinzufügen: die Socii und Latinen, welche fundi der Lex Voconia geworden waren und sie dadurch zu einem Bestandtheil ihres Rechts gemacht hatten, waren ohne den Bürgercensus an das Gesetz gebunden."

Den Mittelpunct der B.'schen Dissertation bildet die Behandlung des zweiten und dritten Kapitels: ne liceat mulieri nisi dimidiam partem bonorum dare (Quintil. declam. 264) und: ne cui plus legatorum mortisve causa capere liceret, quam heredes caperent (Gaius 2, 226). Wir müssen hier dem Verf. in mehreren Puncten entgegen treten.

Zuerst seiner Auffassung des Verhältnisses beider Kapitel. Denn, wenn er in dem dritten „nur eine gelegentliche Ausdehnung des für die Weiber allein aufgestellten und mit Berücksichtigung ihrer Erbunfähigkeit ausgebildeten Satzes auf beide Geschlechter" sieht (S. 43), so wird er nicht umhin können einzugestehen, dafs man das zweite Kapitel füglich hätte entbehren können. Der Zusammenhang ist also vielmehr so zu denken. Das erste Kapitel verbietet, um die Accrescenz auszuschliefsen, jede, auch die unbedeutendste Erbeseinsetzung. Das zweite mildert dieses absolute Verbot durch Zulassung des Partitionslegats und der Singularvermächtnisse bis zur Hälfte der Erbschaft. Wäre man hierbei stehen geblieben, so hätte — was der Verf. ohne Grund bezweifelt — der Testator an zwei Frauen beide Hälften seines Vermögens legiren können, der Erbe hätte dann wie im ältesten Recht (Gaius 2, 224), nichts, als das inane nomen heredis behalten. Allein das Gesetz wollte auch dem Erben etwas übrig lassen und verbot daher im dritten Kapitel jedem einzelnen Legatar mehr anzunehmen, als der Erbe, nach Abzug aller Legate übrig behalten würde (Gaius 2, 226). Dadurch waren Interpretationen, wie sie Quintilian (declam. 264) von dem zweiten Kapitel allein ausgehend, aufstellt, schlechthin ausgeschlossen.

Zweitens spricht Herr B. immer nur von Legaten, während das Gesetz auch den schon durch die Lex Furia ausgebildeten Begriff der mortis causa capio festhält und dem gemäfs zwar nicht die pro herede usucapio, aber doch Schenkungen auf den Todesfall und was implendae conditionis causa gegeben wird mit umfafst.

Drittens hält der Verf. zwar (S. 120, 1) für richtig die Lex für eine perfecta, aber aus einem unrichtigen Grunde. Denn der Ausdruck ne cui — capere liceret kam eben so in der Lex Cincia vor und doch war diese nur eine imperfecta. Besser hätte sich der Verf. auf das zweite Kapitel der Lex Falcidia berufen. In diesem können die Worte: isque heres, eam pecuniam dare iussus damnatus erit, eam pecuniam debeto dare, quam damnatus est unmöglich eine Aufhebung der Furia genommen werden, weil diese nur eine minus quam perfecta lex ist, weil sie nur das capere verpönt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

1) *Du vrai caractère de la loi Voconia, chez les Romains; Mémoire lu à l'Académie des sciences morales et politiques, par M. Giraud.*

2) *Die lex Voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshistorische Abhandlung von Professor Dr. J. J. Bachofen.*

(Schlufs.)

Viertens bestreitet der Verf. S. 44 die Darstellung des Verhältnisses der Voconia zur Furia, welche Gaius (2, 225—227) giebt, wie dies auch schon vor ihm von andern (Puchta, Lehrbuch für Institutionenvorlesungen XLVI—L) geschehen ist. Die Lex Voconia, meint er, wollte nicht etwa dem Erben mehr als die Lex Furia lassen und um ihn zur Antretung zu bewegen, die Legierfreiheit noch mehr beschränken; ihre Absicht war vielmehr die, für classici und censi die Furische Beschränkung aufzuheben und die Legierfreiheit von 100 Assen bis zum Betrage der halben Erbschaft zu erweitern. Der Verf. scheint hier aber übersehen zu haben, dafs dieses Räsonnement nur auf das zweite Capitel der L. V. pafst, während Gaius nur das dritte im Auge hat, welches gelegentlich das Ziel verfolgt, was dem Falcidischen Gesetz als ein ausschliefsendes vorschwebte.

Mit der Voconischen Legatsgränze hat man mit Recht zuvörderst die neuen Regeln in Verbindung gebracht, welche der Pontifex Publius Scävola (623) aufstellte, um die Sacralpflicht mit dem veränderten Erbrecht wieder in Einklang zu bringen. Früher hatte der Legatar nur gehaftet, wenn er mehr bekam, als der Erbe (si maiorem partem pecuniae capiat), seit der L. V. konnte dies nicht mehr vorkommen, er haftet jetzt auch, wenn er nur eben so viel (tantundem) erhält. Auch dieses Verhältnifs stellt der Verf. nicht ganz befriedigend dar. Erstlich verfällt er wieder in den längst widerlegten Irrthum, als ob bei dem Partitionslegat einer Hälfte sämmtliche Sacra vom Legatar getragen würden, der Erbe aber eine sine sacris hereditas erhielte. Dann wäre die L. V. eine minus quam perfecta, welches doch der Verf. selbst in Abrede stellt. Zweitens vergifst er zu bemerken, dafs dieselben Regeln auch für die mortis causa capio gelten, und nur die usucapio den alten Grundsätzen treu bleibt, weil die L. V. nur auf hereditates, legata und mortis causa capiones geht, und erst von Marc Aurel auch auf die bonorum possessio angewendet worden ist. (Cic. de leg. 2. 19 vergl. Gai. 2, 126). Endlich hätte noch hervorgehoben werden müssen, dafs auch der partiarius legatarius von den Opfergeldern frei wird, sobald er durch die partis stipulatio die Legatsklage in eine verborum obligatio umwandelt.

Nach dem Voconischen Gesetz modificirten sich ferner die Rechte der präterirten Töchter. Die Centumvirn konnten nicht mehr annehmen, der Vater habe vergessen, sie einzusetzen. Das durfte er jetzt nicht mehr. Man konnte nur noch sagen, er habe vergessen, ihnen ihre Partition auszusetzen. Daher bleibt die Erbeseinsetzung gültig und die Töchter accresciren nur den Testamentserben auf so viel, als sie durch Partition erhalten hätten, also den Sui auf ihre Intestatportion, den Fremden bis zur äufsersten Gränze des Partitionslegats, der Hälfte der Erbschaft. Dafs sie diese Antheile als Erbinnen, nicht iure legati, erhalten, sucht der Verf. aus der alten Abneigung gegen die captiösen partis et pro parte stipulationes zu erklären. Aber diese Abneigung trat erst bei Gelegenheit des S. C. Pegasianum hervor. Der wahre Grund war, auch eine Tochter zu den Legaten und Opfergeldern heranzuziehen („ut ipsa, quasi scripta, legatis supponeretur"). — Eine nachgeborene Tochter hätte den Vater vielleicht ganz vom Testiren abgehalten; daher vernichtet ihre Geburt das Testament, aufser,

Digitized by Google

wenn sie in demselben, der L. V. gemäfs, unter Aussetzung eines Legates enterbt ist. — Weniger auf der Oberfläche liegt der Einflufs der L. V. auf die Lehre von den exceptae personae bei der contra tabulas bonorum possessio, welchen der Vf. ganz übersehen hat.

Das Pflichttheilsrecht endlich folgte seit dem Triumvirat der Lex Falcidia, aber der Begriff des inofficiosen Testaments ist älter, er reicht über die Lex Voconia, selbst über die Furia hinauf. Die Restitution dieses ältern Voconischen Pflichttheilsrechts wäre dem Verf. vielleicht gelungen, wenn er, anstatt sich in freien Phantasieen über die Praxis des Centumviralgerichts zu ergehen und eine Geschichte der Bonorum Possessio einzuflechten, das Testament des M. Fulcinius (Cic. Caecin. 4. 5) und ähnliche Ueberreste (z. B. Apul. metam. 9. „cum uxore mea partiario tractabo, nec herciscundae familiae sed communi dividundo formula dimicabo") beachtet hätte, welche auf die Behandlung der nächsten weiblichen Angehörigen nach dem Voconischen Recht schliefsen lassen.

Eine sehr sinnreiche Vermuthung dagegen stellt der Verf. über das vierte Kapitel der L. V. auf, dem er statt einer caducarischen eine vicesimarische Bestimmung zuschreibt. Nach Dio Cassius wurde schon vor Cäsar eine Vicesima von Erbschaften und Legaten erhoben, zu Cäsar's Zeit war sie eingegangen, August führte sie aus dessen Commentarien (759) wieder ein. Steuerfrei waren Erbschaften von geringem Belange und von nahen Verwandten. Unter den ersten versteht der Verf. die Vermögen infra classem; die letztere bezieht er auf die Kreise, in welchen auch Frauen ab intestato erben konnten.

Das historische Verschwinden der L. V. erklärt Hr. B. aus der Unterbrechung des Census in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, der Umgehung durch Fideicommisse, aus der Obrogation der Lex Papia Poppäa, der Derogation durch die Lex Falcidia, endlich aus der Lex Julia vicesimaria. Er hätte jedoch hinzufügen sollen, dafs das Kapitel über die Erbeseinsetzungen, welches nur factisch aufgehoben war, sich nicht nur in zahlreichen Anwendungen (z. B. L. 59 pr. ad S. C. Treb. 36, 1) erhalten hat, sondern auch noch theilweise der Unterscheidung des Papischen Gesetzes zwischen centenarii und minores liberti zum Grunde liegt. Rudorff.

XXIX.

Quaestiones Homericae scripsit Julius Francis Lauer, Dr. phil. AA. LL. M. quaestio prima De undecimi Odysseae libri forma germana patria. Berolini ap. G. Besser. 1843. 88 S.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, nachzuweis dafs das elfte Buch der Odyssee, die Νεκυία sich sprünglich nicht in der Reihe der Homerischen Gedi befunden habe. Es könne dieses Gedicht nicht demselben Dichter gemacht sein, von welchem nam lich das zehnte und zwölfte Buch herrühren. Nach ursprünglichen Zusammenhange habe sich XII, 38 X, 486 angeschlossen. Odysseus bittet die Cir 482—6 um Entlassung. Diese gewährt sie, inde ihm zugleich die nöthigen Weisungen und Warn auf den Weg mitgiebt X, 487. 88 XII, 39—141. Nekyia sei später von einem Dichter aus Böotien macht und noch später, etwa in der Solonischen Z in die Reihe der Homerischen Gedichte aufgenom worden, und und dann habe, so mufs wenigstens n des Verf.'s Ansicht die Sache sich verhalten, zehnte und zwölfte Buch diejenigen Diaskeuasten fahren, durch welche der Zusammenhang der mit dem elften Buche bewirkt wurde. Aber wir, noch ehe wir die Gründe des Verf.'s für Ansicht prüfen: Erlaubt es denn die Beschaffenh letzten 94 Verse des zehnten (v. 489 an) und sten 36 des zwölften Buches, sie für eine Dias aus der Solonischen Zeit anzusehn? Kann man die das Gepräge der echten Homerischen Sim so an sich tragen wie diese:

Ὦ Κίρκη, τίς γὰρ ταύτην ὁδὸν ἡγεμονεύσει;
εἰς Ἄϊδος δ' οὔπω τις ἀφίκετο νηῒ μελαίνῃ

und die folgenden wie XII, 21 ff.

Σχέτλιοι, οἳ ζώοντες ὑπήλθετε δῶμ' Ἀΐδαο
δισθανέες, ὅτε τ' ἄλλοι ἅπαξ θνήσκουσ' ἄνθρωποι
ἀλλ' ἄγετ', ἐσθίετε βρώμην καὶ πίνετε οἶνον
αὖθι πανημέριοι· ἅμα δ' ἠοῖ φαινομένῃφι
πλεύσεσθ'. αὐτὰρ ἐγὼ δείξω ὁδόν, ἠδὲ ἕκαστα
σημανέω· ἵνα μήτι κακορράφίῃ ἀλεγεινῇ,
ἢ ἁλὸς, ἢ ἐπὶ γῆς, ἀλγήσετε πῆμα παθόντες.

Kann man solche Verse, fragen wir, als das Ma eines noch so geschickten Diaskeuasten aus Zeit ansehn? Man lese das ganze zehnte Buch in Zuge und achte auf die Gleichmäfsigkeit der hundert Verse mit den frühern und man wird sic

Digitized by Google

n, dafs nirgends beim Homer die Gesänge so aus einem sse sind wie grade hier. Aehnlich verhält es sich dem zwölften Buch. Wir berufen uns hier dreist das Gefühl eines jeden nur einigermafsen im Homer übten Lesers und halten uns der Mühe überhoben, von n Gründen dieses Gefühls Rechenschaft zu geben. — er es ist dies keinesweges der einzige Einspruch, wir gleich von vorne herein gegen die Ansicht Verf.'s thun müssen. Wenn das elfte Buch anglich gar nicht zu den Homerischen Gedichten ge-, und erst viel später zu denselben gezählt wurde, nufs es doch auch jünger sein als das dreizehnte der Odyssee, wenigstens konnte der Sänger der ten Rhapsodie von dem elften, auch wenn er kannte, keine Notiz nehmen. Geben wir nun Gunsten des Verf.'s, denn sonst ist kein Grund e Autorität dafür vorhanden, zu dafs XII, 267

καί μοι ἔπος ἔμπεσε θυμῷ
ἀλαοῦ, Θηβαίου Τειρεσίαο

nwerk ist und eben so gleich drauf 271—272

ν εἴπω μαντήϊα Τειρεσίαο

die Sache hier schon nicht so einfach ist; Hr. L. bei seiner Ansicht mit XIII, 383 sq.

ἦ μάλα δὴ Ἀγαμέμνονος Ἀτρείδαο
θαι κακὸν οἶτον ἐνὶ μεγάροισιν ἔμελλον
ἀ μή μοι σὺ ἕκαστα, θεὰ κατὰ μοῖραν ἔειπες
ἀλλ' ἄγε, μῆτιν ὕφηνον, ὅπως ἀποτίσομαι αὐτούς.

Schicksal des Agamemnon erfährt ja Odysseus nds weiter als in der Unterwelt vom Agamemnon t. Seltsamer Weise will der Verf. durch eben Verse beweisen, dafs im elften Buche die Stelle, welcher Tiresias dem Odysseus die Nachricht von nwesenheit der Freier in seinem Hause mittheilt, unecht sein müsse, weil Odysseus hier, nachhm Athene dieselbe Mittheilung gemacht, sich ere, als wüfste er davon gar nichts. Nicht *daran* der Verf. nach seiner Ansicht Anstofs nehmen, m kann ja im dreizehnten Buche von dem ganzen Buche keine Notiz genommen werden, sondern aufnufste ihm die Erwähnung des Agamemnon, die ier Ansicht sich nicht verträgt. Wir müssen späin ein Mal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

ie steht es nun aber mit den Gründen und en, die der Verfasser für seine Ansicht bei-Die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt soll nnnnig sein! Die Wege, welche er zu nehmen habe, werden ihm von der Circe genau bezeichnet, während Tiresias ganz von ihnen schweigt. Die Warnung, sich nicht an die Rinder des Helios zu vergreifen, werde ihm ebenfalls von der Circe gegeben. Tiresias gebe nichts als diese Warnung, Hr. Lauer streicht nämlich von 114 an alles Uebrige, was er sage, könnte also für den Zusammenhang der Erzählungen eben so gut fehlen. Wo bleibe also das ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου νόστον τε, um welcher willen Circe den Od. in die Unterwelt schicke? Quid igitur restat in illo vaticinio, quod ad ὁδὸν etc. referre queas. Circae quidem narratio si Tiresiae esset, recte omnia sese haberent neque quemquam offenderent cap. 4. S. 57. Wir hoffen, dafs sich Alles richtig verhält. Was zuerst den Ausdruck ὁδὸς, μέτρα κελεύθου und νόστος in dieser Verbindung betrifft, so geht aus dieser Stelle X, 539—40 und aus IV, 389—90 hervor, dafs er eine stehende Formel war für alle, die auf Irrfahrten begriffen, sich über die Schicksale ihrer Reise höhern Rath holten. Denn wie Tiresias dem Odysseus, so giebt auch Proteus dem Menelaos durchaus nicht die Wege an, auf welchen er in seine Heimath gelangen wird. Dort wie hier wird nur die Bedingung der Heimkehr im Allgemeinen mitgetheilt. Um aber Hrn. Lauer zu überzeugen, dafs die Fahrt des Odysseus keine überflüssige ist, wollen wir einige Augenblicke bei der Sache stehn bleiben und sie zu beleuchten suchen, wie sie im Homer klar und deutlich vorliegt.

Der Frevel gegen die Stiere des Helios ist der hervorragendste Höhepunct unter den Reiseschicksalen des Odysseus. Er enthält vorzugsweise, ja wir behaupten, ausschliefslich unter den verschiedenen Geschicken der Heimkehr das Moment der Schuld. Wir können nicht mit Nitzsch's zwar sehr scharfsinnigen aber dem Homer widersprechenden Erörterungen übereinstimmen, nach welchem der Frevel gegen Poseidon die eigentliche Schuld des Od. bilde. Die Blendung des Polyphem war Nothhülfe. Wie nun diese That durch die Kühnheit, durch den Muth und die Klugheit, die Od. in der Ausführung derselben entwickelte, in der Sage bald gegen die übrigen hervortrat, so mufste auch durch sie die Vorstellung, dafs der Zorn des Poseidon den Od. verfolge, sich bilden und verbreiten; denn es war nicht denkbar, dafs der, welcher den Sohn geblendet, nicht von dem Zorn des Vaters getroffen werde. So ist der Zorn des Poseidon ein secundäres Element in der Sage,

Digitized by Google

und so bleibt er auch immer in seiner Wirkung. Weder die Götterversammlung noch die einzelnen Götter theilen ihn. Der höchste Gott mifsbilligt ihn sogar nicht undeutlich. Seine Strafen sind nicht positiv und vernichtend, sondern nur verzögernd und hemmend. Ganz anders ist der Frevel gegen die Stiere des Sonnengottes. Hier wird der Gott in seinem Rechte angegriffen, Zeus übernimmt die Bestrafung des Verbrechers und die Strafe ist für die Uebelthäter die Vernichtung. Als Moment der Schuld tritt nun diese Handlung als Wendepunct sämmtlicher Geschicke entschieden in den Vordergrund. Das Proömium erwähnt nur sie in specieller Weise. Alles Vorhergehende geht nach diesem Mittelpunct hin und alles Folgende geht auf ihn zurück. Gewarnt mufsten nun Od. und seine Gefährten vor dieser That werden, sonst wäre keine Schuld denkbar gewesen. Mufste nun nicht diese Warnung wie die That selbst in imposanter und würdiger Weise hervortreten? Wäre dies der Fall gewesen, wenn allein Circe, nachdem sie von so vielen andern Dingen gesprochen hatte, diese Warnung noch zuletzt angehängt hätte, der Od., von dem Frühern noch eingenommen, kaum noch seine Aufmerksamkeit schenken mochte? Konnte aber diese Warnung würdiger und wirksamer gegeben werden als vom alten blinden Tiresias in der Unterwelt? Und wie prachtvoll ist diese Weissagung des Sehers von beiden Seiten umgeben. Sei es von Einem Dichter gemacht oder sei es das Werk späterer Zusammenfügung, blinder Zufall scheint es nicht zu sein, sondern es ist gewifs durch einen glücklichen poëtischen Tact geschehn, dafs das elfte Buch so in der Mitte sämmtlicher Abenteuer des Od. steht, dafs es sie von beiden Seiten beherrscht. Aber wie das elfte Buch vom Apolog, so ist die Weissagung des Tiresias der Stamm des elften Buches und Tiresias soll nicht der Wegweiser des Od. sein, sondern viel erhabner ist seine Bestimmung vom Dichter aufgefafst. Er ist für ihn der weise Seher, der warnende und zukunftverkündende Prophet. Und so verkündet er ihm auch von seinen Kämpfen mit den Freiern und und von den Schicksalen seiner spätesten Tage nicht ohne die mysteriöse Färbung des Orakelstils und durch dies Alles gewinnt sein Ausspruch an Umfang, Bedeutung und Grofsartigkeit. Die Verse von den Freiern, und dem Lebensende des Od. streichen, was Hr. Lauer ohne irgend eine bedeutende ältere oder neuere Autorität und ohne Grund thut, heifst den Homer verstümmeln und ihm Gewalt anthun! Aber warum, kann gefragt werden, läfst der Dichter die Warnung des Tiresias von der Circe noch ein Mal wiederholen? Sie hatte den Od. um dieser Warnung willen in den Hades gehn heifsen. Wäre es nun nicht dieser Sendung gemäfs, dafs sie die Warnung nicht ebenfalls ausspräche, weil ja dadurch, dafs sie dies thut, die Nothwendigkeit jener Sendung nicht mehr so rein motivirt ist? Aber was so obenhin angesehen als ein Mangel der Dichtung erscheint, wird, sobald man die Sache genauer betrachtet, ein entschiedener Vorzug derselben. Wann warnt denn Circe den Od. nicht Hand an die Stiere des Sonnengottes zu legen? nicht eher als bis Od. ihr alles, was er in dem Schattenreich erlebt und erfahren hatte, mitgetheilt hat:

ἡ δέ με χειρὸς ἑλοῦσα, φίλων ἀπονόσφιν ἑταίρων,
εἷσέ τε, καὶ προςέλεκτο, καὶ ἐξερέεινεν ἕκαστα·
αὐτὰρ ἐγὼ τῇ πάντα κατὰ μοῖραν κατέλεξα.

Dadurch läfst es der Dichter unentschieden, ob Circe auch ohne vom Odysseus erfahren zu haben, was Tiresias ihm gesagt hat, ihm diese Warnung hätte geben können. Wir erkennen in solchen Dingen das Genie und den tiefen poëtischen Instinct, der bei dem Entstehen dieser Gedichte gewaltet hat. An einem Artificium nach einem Plan ist natürlich in dergleichen Dingen bei Homer nicht zu denken; und wir mifsbilligen es, dafs der Verf. so viel von einem consilium in den Gesängen und Erzählungen spricht, um, man weifs nicht, das consilium nach seiner Ansicht oder diese aus ihm zu construiren. Grade aus dem bewufsten Walten des poëtischen Geistes in diesen Gedichten und mufs vieles in den Gedichten erklärt werden, z. B. auch das, dafs der Dichter am Ende des 9ten Buches vom Polyphem das als Strafe für den Frevel erbitten läfst, was erst später in Folge des Frevels gegen Helios verhängt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

uaestiones Homevicae scripsit Julius Franciscus Lauer.

(Fortsetzung.)

Die so wohl angelegte Wiederholung jener Warg von Seiten der Circe ist auch nicht bedeutungslos. s so entscheidend und wichtig ist, dafs alle folgen- Geschicke davon abhängen, mufs mehr als ein Mal die Seele des Helden wie des Hörers treten, da- es den ihm gebührenden Raum in dem Gemüthe nehmen und alles Folgende wirksam begleiten könne. esias fängt seine Unterweisungen, die er dem Od. t, mit dieser Warnung an, und Circe schliefst die gen damit, und so bildet was das Wesentlichste zugleich Anfang und Ende aller Rathschläge und kündigungen, und tritt eben hierdurch erst, wie ein mufs, gegen das übrige genügend hervor.

Wir haben oben gesagt, Hr. Lauer streiche in Vaticinium des Tiresias v. 114—136. durchaus Grund. Unter den verschiedenen Gründen, die ür sein Verfahren anführt, sollen hier zwei näher achtet werden, denn die andern widerlegen sich selbst. Er führt für seine Ansicht die schon oben ochne Stelle aus dem dreizehnten Buche v. 383 an, aus denen hervorgehe, dafs Odysseus noch von der Anwesenheit der Freier in seinem Hause Es ist oben bereits erwähnt worden, wie Hr. durch diesen Einwurf, den er macht, mit sich in Widerspruch kommt. Für uns, die wir seine g über das elfte Buch nicht theilen können, ist ngs die Nothwendigkeit vorhanden, uns mit die- elle auseinanderzusetzen. Der 385ste Vers εἰ οὐ ἕκαστα, θεά, κατὰ μοῖραν ἔειπες erregt zu- auch das Bedenken, dafs ja Athene bis jetzt ichts gesagt hatte, wodurch er der Gefahr ie Freier unterzugehn entgehn zu können, hof- rfte. Nur über die Anwesenheit derselben in seinem Hause hatte sie ihn unterrichtet. Diese Schwierigkeit ist gehoben, sobald man, was grammatisch erlaubt ist s. Matthiae ausführl. griech. Gr. II, §. 508 c. p. 1149. das ἔειπες präsentisch fafst. Ich würde untergehn sagt Od. dann, wie Agamemnon einst untergegangen, ist, wenn du, Göttin mir nicht alles Erforderliche sagen würdest! Indem Od. dies mit Beziehung auf das Folgende sagt, drückt er hiermit zugleich die Zuversicht auf die Hülfe der Göttin aus, die er denn auch sogleich v. 386. ἀλλ' ἄγε μῆτιν ὕφηνον, κτλ. ausdrücklich fordert. Oder man streiche v. 385. und die grammatische Structur ἢ φθίσεσθαι ἔμελλον, ἀλλ' ἄγε, μῆτιν ὕφηνον ist wenigstens der Stelle Il. τ, 271 ff. οὐκ ἂν δήποτε θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν ἐμοῖσιν Ἀτρείδης ὤρινε — ἀλλά ποθι Ζεὺς ἤθελ' Ἀχαιοῖσιν θάνατον πολέεσσι γενέσθαι analog und die Lebhaftigkeit, mit welcher Od. sich die Hülfe der Göttin erbittet, darzustellen, sehr geeignet. Das zweite, was mit Recht gegen die Erwähnung der Freier von Seiten des Tiresias sprechen zu können scheint, ist, dafs Odysseus gleich, nachdem ihm Tiresias Auskunft gegeben hat v. 176 sq. sich bei seiner Mutter erkundigt, wie es mit seiner Gemahlin stehe:

εἰπὲ δέ μοι μνηστῆς ἀλόχου βουλήν τε νόον τε,
ἠὲ μένει παρὰ παιδί, καὶ ἔμπεδα πάντα φυλάσσει
ἢ ἤδη μιν ἔγημεν Ἀχαιῶν ὅστις ἄριστος.

Dafs dafs letztere nicht der Fall sei, hatte er ja so eben gehört. Aber erstens erkundigt sich Od. bei seiner Mutter nach der Gesinnung und Treue seiner Gemahlin, über welche Tiresias ihm nichts gesagt hatte und die letzte Frage schliefst sich nur an die erte mit an und gehört zu den oft auch beim Homer vorkommenden Fragen, die nur der Form nach solche sind, indem der Fragende die Antwort, die er zu erwarten hat, schon weifs. Die Frage ist nur Stil der Darstellung. Zweitens aber ist der Umstand noch wichtiger, dafs die Mittheilung des Tiresias für den Odysseus nur religiöse Gewifsheit, was ihm dagegen

Digitized by Google

seine Mutter sagt, objective und historische haben mufs. Auch das gläubigste Gemüth würde, wo es verstattet ist, neben jener auch noch diese suchen, und so läfst die Antwort des Tiresias immer dem Odysseus noch Raum für die Frage an seine Mutter.

Eben so wenig sind aber noch die andern Gründe des Vf.'s für seine Meinung zwingend oder auch nur überzeugend und haltbar. Es soll die Beschreibung der Unterwelt und der Verrichtungen des Odysseus daselbst, wie sie im elften Buche gegeben wird, der im zehnten Buche nicht entsprechen. Weder in der localen Anschauung, noch in den erzählten Handlungen ist zwischen beiden ein Widerspruch vorhanden, und wer sie genau und mit Rücksicht auf die Verhältnisse vergleicht, wie die Homerischen Gedichte jedenfalls müssen entstanden und ins Leben getreten sein, der wird sich viel eher von der Einheit der Dichter in beiden, als von der Verschiedenheit überzeugt finden.

Aber auch ein chronologisches Bedenken hat Hr. Lauer in seiner Ansicht bestärkt. Es ist die Stelle vom Telemach 184 sqq.

> σοὺν δ' οὔπω τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἕκηλος
> Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐΐσας
> δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἀνδρ' ἀλεγύνειν
> πάντες γὰρ καλέουσιν.

In dieser Stelle wird Telemach nach Hrn. Lauer's Interpretation ein δικασπόλος ἄνηρ d. h. so viel als rex und princeps genannt. Nun widerspreche dem nicht nur, dafs in den ersten Büchern der Odyssee ausdrücklich gesagt wird, Telemach sei nicht König, sondern auch die Chronologie der Odyssee stimme schlecht mit dieser Benennung des Telemach, der ja damals nicht älter als 14 Jahr sein konnte, wo man sich ihn als König nicht denken könne, und eben so wenig stimmen die Worte des Agamemnon v. 447 sqq.

> ἦ μέν μιν νύμφην γε νέην κατελείπομεν ἡμεῖς
> ἐρχόμενοι πολεμόνδε. πάϊς δέ οἱ ἦν ἐπὶ μαζῷ
> νήπιος, ὅς που νῦν γε μετ' ἀνδρῶν ἕζει ἀριθμῷ

zur gewöhnlichen Chronologie. Sondern wir dagegen das eilfte Buch von den übrigen ab, so kann sich der Verf. desselben die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt viel später denken, etwa im siebenten Jahre nach Troja's Zerstörung und im dritten vor der Heimkehr nach Ithaka. Dann ist Telemach bereits 18 Jahr alt und kann die Königswürde schon inne haben. Der Umstand, dafs Antiklea noch nichts von den Freiern weifs, die doch nach II, 89. ἤδη γὰρ τρίτον ἐστὶν ἔτος τάχα δ' εἶσι τέταρτον vier Jahre im Hause des Odysseus sich aufgehalten haben und dafs, wenn Antiklea auch nur ein Jahr vor dem Eintritt derselben stirb der Verf. nicht viel profitiren würde, thut nichts z Sache. Von dem allen braucht ja der Dichter d Νεκυία keine Notiz zu nehmen. Ihm steht es frei, wissen, was er will, und auch nicht zu wissen, was will. Wenn man nur einsehn könnte, was in all Welt ihn bewogen haben kann, von der gegeben Ordnung abzuweichen und dafür eine andere einzuführen, von der er auch keine Spur von Andeutung gi Mag er immerhin ein Böotier gewesen sein, so w er doch die frühern Gesänge der Odyssee gekannt ben. Die Blendung des Polyphem und den Zorn Poseidon erwähnt er selbst, nun so wird er doch von dem siebenjährigen Aufenthalt des seiner Gefährten verlustig gewordenen Odysseus bei der Kalyp gewufst haben und was hätte ihn dann bewegen können, dies weit verbreitete Bewufstsein über den G genstand aufzugeben? Er kann das doch unmöglich jenen dunkeln und schwierigen Versen vom Telem zu gefallen gethan haben, mit denen man jetzt n nichts anzufangen weifs. Wenn irgend eine, so fällt diese Annahme des Verf.'s in sich selbst. wie ungründlich behandelt Hr. Lauer die bezeichnete Stelle! Wir kommen durch ihn dem Verständnifs selben um nichts näher. Da so viel breites an ihr sucht ist, so möge dem Rec. auch seine Ansicht dieselbe mitzutheilen vergönnt sein! νέμεσθαι δαῖτ freilich gegen den Sprachgebrauch, aber das Z Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐΐσας ist um kühner, als das in der Ilias γ, 326 sq. ἦχι ἑκάστῳ ἀερσίποδες καὶ ποικίλα τεύχε' ἔκειτο und ähnliche. man nun den 185sten Vers δαίνυται ἃς ἐπέοικε e Glossem an, das jemand, dem das Zeugma an war, hinzugefügt hat, so ist mit der Wegnahme ses Glossems alles in die beste Ordnung gebracht

> Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐΐσας
> πάντες γὰρ καλέουσι.

Mit dem letzten Zusatze wird eben angedeutet Telemach noch zu jung sei, um schon als Wi andern Fürsten v. Ithaka in seinem Hause aufzun dagegen wurde ihm der Niesbrauch von dem gö nes Vaters gelassen und eben so wurde der ab Od. in ihm geehrt, dafs er zu den Mahlen,

Digitized by Google

spätern Freier damals noch unter sich gaben (vergl. 174—5) geladen wurde, und das konnte er auch 13- und 14jähriger Jüngling schon: Dafs er nicht und princeps war, wie Hr. L. will, steht in der sprochenen Stelle selbst ausdrücklich. σοὺν δ' οὔπω ἕγει γέρας· also auch Telemach nicht. Soll aber er schwierige Vers doch echt sein und stehn blei-, so ist der festen Bedeutung des Wortes ἀλεγύ- wegen keine andere Erklärung zulässig als: er nt als Gast an solchen Mahlen Theil, wie sie fürstlicher Mann zu bereiten pflegt, ἅς dann für s. Matth. ausführl. Gr. Gr. §. 480. c. Anm. 4. mit dem δικαςπόλος ἄνηρ ist im collectiven Sinne e Unterkönige von Ithaka gedacht, von denen es im Homer heifst

ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἐπικρατέουσιν ἄριστοι, κτλ.
ἠδ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κοιρανέουσι

können mit vollem Rechte δικασπόλοι ἄνδρες ge- werden.

Auch für den Böotischen Ursprung des Gedichtes wir keinen hinreichenden Grund. Auf den Bo- er äolischen Mythen war der Dichter schon mit Erzählung von der Circe getreten. Sie ist die ster des Aetes, die Insel Aea das Ziel der die ausdrücklich von der Circe erwähnt wird. Nekyia setzt der Dichter also nur jenes Sich in den Fabelkreis der Minyer fort, was er im rgehenden schon begonnen hatte. Auch für die siatischen Dichter gab es Motive genug, die n und Heroinen Böotiens in ihre Gesänge zu hten. Die äolische Metropole Kymä war ohne eine Pflanz- und Pflegestätte Homerischer Poe- s gehört mit zu den Städten, die sich als das od Homers geltend zu machen suchten. Die waren aber nicht nur mit den Aeoliern in und Kleinasien überhaupt verwandt, sondern Auswanderern dorthin waren selbst ein Theil gewesen, und die kleinasiatischen Aeoler blie- rtwährendem Verkehr mit Böotien. s. K. Otfr. Gesch. d. gr. Lit. S. 74 ff. u. S. 140 ff. So in Kleinasien die Erinnerung an die alten gen Böotiens lebendig in den Gemüthern er- ben, und den Homerischen Dichtern mufste mmen sein, wenn sich ihnen Gelegenheit dar- Erinnerung durch ihren Gesang zu erfrischen. der *Ilias* und der Odyssee bot dafür im Ganzen wenig Gelegenheit dar und es konnte immer nur in episodischer Weise geschehn, und diese wurde von dem Dichter, so gut es ging, immer benutzt. So wird II, 120 Penelope mit der Tyro und Alkmene verglichen, so das Liebesverhältnifs der Demeter mit dem Jason im fünften Buche von der Kalypso auf das ihrige mit dem Odysseus angewendet. Selbst gröfsere Episoden, wie die von der Geburt des Herkules im neunzehnten Buche der Ilias, die von künstlerischer Seite offenbar nicht ganz zu rechtfertigen ist, mögen hierin ihren Grund haben. Und so brauchen wir für das elfte Buch der Odyssee keinen böotischen Sänger anzunehmen, um hierdurch die Erwähnung der vielen böotischen Helden und Heldinnen zu erklären, und die Beschaffenheit des elften Buches pafst für unsere Annahme viel besser als für die eines böotischen Sängers, der, wenn er die mythischen Heroen seines Vaterlandes hätte feiern wollen, es doch nicht so nebenbei nur und mit vielem andern untermischt hätte thun sollen.

So viel über das, was der Hauptzweck des Buches ist. Es schliefst sich hieran noch einiges andere, das sich mehr auf Einzelnes bezieht, und theils mit der Ansicht des Verf.'s von dem elften Buche zusammenhängt, theils dazu dienen soll, die Ansicht, welche derselbe von dem Entstehn der Homerischen Gesänge überhaupt hat, darzulegen und zu bestätigen. Das letztere behandelt der Verf. in der Einleitung, das erstere in den drei ersten Capiteln seines Buches. Er beschäftigt sich hier namentlich mit der Frage über die Echtheit oder Unechtheit der Stelle vom Elpenor XI, 51—83 Cap. I. Dann nimmt er (Cap. II.) die Stelle vom Herkules 601—626 in Schutz und spricht im dritten Capitel noch von einigen andern angezweifelten Stellen des elften Buches, von welchen wir die vv. 114 ff. bereits oben zu besprechen Gelegenheit gehabt haben. Wir können auch hier fast nirgends den Ansichten des Verf.'s unsere Zustimmung geben. Die Stelle vom Hercules durfte durchaus nicht aufser Verbindung mit der vorhergehenden Stelle von v. 564 an betrachtet werden, ja vielleicht mufs man nach Lehr's scharfsinniger Bemerkung (de Aristarchi st. Hom. S. 159) über die Stelle auch noch die Verse, welche vom Aias handeln, mit dazu nehmen. Schon die Alexandriner haben ungefähr v. 567—626 als eine gröfsere Diaskeuase angenommen. In der Isolirung aber, in welcher sich der Verf. mit der Stelle vom Herkules

Digitized by Google

allein beschäftigt, mufs die Behandlung derselben erfolglos bleiben. Den richtig gefühlten Anstofs, welchen Nitzsch daran nimmt, dafs Odysseus dem Herkules nichts antwortet, will der Verf. zwar leicht aber auch seltsam genug dadurch beseitigen, dafs er meint, Odyss. habe dem Herkules durchaus nichts zu sagen gehabt. An est aliquis, ruft der Verf. herausfordernd aus, qui, quod Herculi respondere ille potuerit sciat? Proferat dum! Aber der Verf. selbst weifs ja wenige Seiten weiter in sehr beredter Weise (S. 37 sq.) die mannigfachen Beziehungen, welche in dem Leben und Schicksalen des Odyss. und Herkules sich entsprechen und ähnlich sind, zu vergegenwärtigen, und dennoch sollte der Dichter um eine Antwort für den Odysseus verlegen gewesen sein! Eben so kommt der Verf. mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in der eben angezogenen Stelle seines Buches die dringende Veranlassung motivirt, die der Dichter haben mufste, den Herkules in das Gedicht aufzunehmen, und gleich darauf S. 41 gegen die Interpolation der Stelle den Grund geltend macht, dafs keine Veranlassung gedacht werden könne, die Jemand die Stelle einzuschieben gehabt hätte, rationem tamen qua commotus aliquis huc Herculis descriptionem inseruerit, nondum potui indagare. Nicht? Nun, was den Dichter bewogen haben konnte, die Stelle zu machen, das konnte, wenn er es nicht gethan hatte, einen späteren Interpolator darauf führen, die Stelle einzuschieben. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig.

Für die Echtheit von v. 38—45. hat der Verf. den Autoritäten von Aristarch, Nitzsch und Wolf keine irgendwie gleiche, und Gründe gar nicht entgegen zu setzen, aber die Stelle soll doch echt sein, damit sie dem Verf. bei der Stelle vom Herkules gute Dienste thun. Selbst über die Stelle vom Elpenor ist der Rec. anderer Meinung als der Verf. Hier können wir gewifs Hrn. L. mit viel gröfserem Rechte als bei der besprochenen Stelle vom Herkules, fragen, wie sollte Jemand darauf gekommen sein, die Stelle einzuschieben. Wir lassen hier die Sache auf sich beruhen, und hoffen, dafs sich uns noch anderweitig Gelegenheit darbieten wird, über diese Stelle und ihr ähnliche unsere Ansicht auszusprechen.

Zuletzt wollen wir noch ein Paar Worte über die Ansicht des Verf.'s von den Homerischen Gedichten überhaupt sagen. Er bekennt sich als einen Wolfianer, jedoch nicht ganz; quamquam ab ejus quoque sententia paullulum recedam, sagt er S. 3. Worin und wieweit er von diesem abweiche, das erfahren wir durch das Buch nicht. Aber für die spätere Sammlung der nicht im ursprünglichen Zusammenhang und nicht von Einem Dichter gemachten Gesänge führt er zwei Beispiele, eins aus der Ilias und eins aus der Odyssee an. In der Ilias II, 455—484 werde das Anrücken der Achäer in den Kampf in sechs verschiedenen Gleichnissen dargestellt und diese Ueberhäufung von Bildern, die von Einem Dichter geschmacklos wäre, sei erst in Folge der Sammlung und Zusammenstellung verschiedner Gedichte über denselben Gegenstand, entstanden. Also den Gegenstand habe die Sammler nur von einem Dichter, die Gleichnisse aber haben sie von allen aufgenommen und nebeneinander hingestellt. Diese seltsame und geschmacklose Behandlungsweise des Gegenstandes von Seiten der Sammler anzunehmen. zwingt uns aber diese Stelle gar nicht. In den sechs Gleichnissen herrscht ein dramatisches Fortschreiten, und diese dramatische Wirkung giebt den herrlichen Bildern den Charakter der Gröfsartigkeit und macht sie ganz besonders dazu geeignet, das prachtvolle Gemälde, welches der Schiffskatalog bildet, zu eröffnen. Der Glanz ihrer Waffen war der eines vertilgenden Feuers, das die Wälder verzehrt, ihr Aufbrechen aus den Zelten und von den Schiffen dem geräuschvollen Fluge der Kraniche und Schwäne, die auf des Kaysters blühende Wiesen sich niederlassen. Ihre Anzahl war dem Laub und den Blüthen des Frühlings gleich. Ihr Drang zum Kampfe glich dem Durste der Bienen nach der Milch, mit welcher die Hirten auf ihren Gehöfen die Gefäfse anfüllen. Geordnet wurden die Schaaren von ihren Anführern, wie die Heerden von ihren Hirten, und unter allen Feldherren zeichnet sich der Atride aus wie der Leitstier in der Heerde der übrigen. Hier liegt sich entwickelnde Totalanschauung so klar zu Grunde, dafs von einem Sammeln der Bilder nicht die Rede sein kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

März 1844.

estiones Homericae scripsit Julius Franciscus auer.

(Schlufs.)

Von dem Moment an, wo sich die einzelnen pfer mit ihren Waffen rüsten bis zu dem, wo sie in ihrem Oberfeldherrn wie in Einem Mann zu-engefafst werden, ist ein gleichmäfsiger Fort-itt durch alle Stadien eines ausrückenden Heeres führt, und jedes Moment wird durch ein glän-s Bild klar vergegenwärtigt. Es kann nichts eres und grofsartigeres zugleich geben als diese , und wie herrlich leiten sie den Schiffskatalog Nicht glücklicher ist der Verf. in dem zweiten e aus der Odyssee, worin er freilich nicht ohne inger ist.

s ist unbegreiflich, wie auch Wilh. Müller (Ho-che Vorschule S. 108) behaupten konnte, dafs rsten hundert Verse des ersten Gesanges der see mit dem Anfange des fünften einen fast ganz en Inhalt haben. Er sagt: „Beide Stücke Od. —95 u. ε, 3 — 42 haben einen fast ganz gleichen , und eins wiederholt das andere so rücksichts-ifs die Erzählung des fünften Buches von dem, n ersten geschehn ist, durchaus nichts weifs, e abgemachte Sache noch einmal von vorn als ue vornimmt". Aber das ist ja schlechterdings er Fall! Der Anfang des fünften Buches hat n durchaus andern Inhalt als der Anfang des und setzt die Kenntnifs der vorhergehenden Ge-ntschieden voraus, und die in den vorhergehen-hern angelegten Tendenzen werden hier eben chieden weiter geführt. In dem ersten Buche sich das Ganze mit einer Götterversammlung, ier durch die Rede des Zeus der folgenden lung ein ideeller Charakter verliehen wird, und wirkt die Erlaubnifs und Mitwirkung des Zeus zur Rückkehr des Odysseus aus. Im Anfang des fünften Buches dagegen ist die Erwähnung des Odysseus nur noch eine beiläufige, Hauptsache ist, dafs Athene vom Zeus den Untergang der Freier sanctionirt erhält. Dies konnte aber erst jetzt im fünften Gesange geschehn, denn die vorhergehenden Gesänge führen mit innerer Nothwendigkeit den Gang der Handlung auf diesen Punct. Die Bestrafung der Freier betreibt die Athene durch die ganze Odyssee mit grofser Leidenschaft von Anfang bis zu Ende. In den vier ersten Gesängen der Odyssee wird nun, indem Athene dabei mitwirkt und alles zur Ausführung bringt, die Handlung so weit geführt, dafs die Freier dem Leben des Telemach nachstellen. Dadurch haben sie selbst den Tod verdient. Die Erscheinung der Athene im Hause des Odysseus, die Aufmunterung, die sie dem Telem. zur Reise giebt, ihre Theilnahme an derselben, die Mordanschläge der Freier, dies Alles mufs vorhergehn, ehe Athene in einer zweiten Götterversammlung sich über die Undankbarkeit der Ithacenser und den Frevel der Freier beklagen kann, um so vom Zeus die Anerkennung und Sanctionirung ihres Lieblingsplanes, des Unterganges der Freier, zu erhalten. Wie dies nun erst geschehn kann nach der Rückkehr des Odysseus, werden nunmehr auch erst die ersten Schritte, diese ins Werk zu setzen, gethan. Als Mittel zur Bestrafung der Freier erscheint aber diese Rückkehr darum nicht, weil sie ihrer selbst wegen schon im ersten Buche von Athene erbeten und von Zeus bewilligt ist. Hier im fünften Buche ist die nochmalige Erwähnung seines Aufenthalts bei der Kalypso vielleicht nur eine stilistische Angelegenheit, nämlich um die nun erfolgende Sendung des Hermes an die Kalypso geeigneter hier anzuknüpfen. Wie in dem ersten Buche die Handlungen der Athene, um die Schuld der Freier herbeizuführen, von der gewährten Rückkehr des Odysseus angeregt worden ist, so umgekehrt wird nach dem

Digitized by Google

Anfang des fünften Buches die Rückkehr des Odysseus betrieben und beschleunigt, um die Bestrafung der Freier auszuführen, und als Folge davon, dafs diese Bestrafung βουλὴ des Zeus und der Athene geworden sind. So ist hier alles in lebendiger Wechselwirkung, nichts überflüssig, nichts abgerissen, nicht nach einem Plan, sondern durch das wunderbare Walten einer poetischen Kraft hervorgebracht, über die wir im Homer erstaunen müssen. Hiermit sind aber zugleich die Vorschläge des Verf.'s, die vermeintlichen Uebel zu heilen, überflüssig. Sehr glücklich sind sie ohnehin nicht, und es ist sehr vieles gegen sie einzuwenden. Rec. ist kein Gegner der Wolfischen Ansicht, aber er glaubt, dafs die grofsartige Richtung, die Wolf den Homerischen Studien gegeben hat, es ihres hohen Werthes wegen verdiene, nun endlich, wie alles was geistige Dignität hat, näher bestimmt und entwickelt zu werden. Dann wird sich die Ansicht über die Entstehung der Homerischen Gesänge, welche ihr zu Grunde liegt, wie dies bei jeder näheren Bestimmung der Fall ist, auf eine wissenschaftliche und organische Weise auch beschränken müssen. Betrachten wir nun die richtige Bestimmung und Einschränkung der Wolfischen Ansicht als das Ziel der Homerischen Studien in der Gegenwart, so können wir nicht glauben, dafs wir durch eine Arbeit wie die vorliegende diesem Ziele näher geführt werden.

L. Färber.

XXX.

Litthauische Volkslieder und Sagen, bearbeitet von Wilhelm Jordan. Berlin, 1844. Verlag von Julius Springer.

Wie es bei den Sprachen der indogermanischen Völker längst unzweifelhaft ist, dafs sie aus gemeinsamer Wurzel entsprungen sind, so erkennt man auch in ihren Mythen immer mehr eine Urverwandtschaft an, und eine vergleichende Mythologie, welche alle indogermanischen Stämme umfafst, wird noch einst zu mindestens eben so bedeutenden Ergebnissen führen, wie die vergleichende Grammatik. Jakob Grimms deutsche Mythologie hat hierzu die Bahn gebrochen; in der zweiten Ausgabe derselben werden noch weit öfter als in der ersten die gemeinschaftlichen Wurzeln angedeutet, welche im Orient, in Griechenland und Italien ähnliche Zweige hervortrieben wie auf deutschem und slavischem Boden, und das hohe Verdienst, welches Grimms Forschungen nicht blofs durch ihre grofsartigen unmittelbaren Ergebnisse, sondern auch dadurch haben, dafs sie überall zu weiteren Forschungen anregen und den Weg bahnen, tritt uns in der Mythologie eben so lebendig entgegen wie in der Grammatik. Das vorliegende Heft litthauischer Volkslieder und Sagen giebt, obwohl es nur 33 Gedichte enthält, wiederum zu vielen anziehenden Vergleichungen Anlafs, und es zeigt zugleich, dafs der litthauische Sagenschatz weit bedeutender ist, als man nach der Sammlung von Temme und Tettau und nach den Dainos von Rhesa erwarten konnte. Zwar giebt der Verf. die Sagen und Lieder in poetischen Bearbeitungen und er bezeichnet sein Verhältnifs zu den Originalen nicht näher, doch herrscht in den Gedichten ein frischer, einfacher Ton, welcher sich von dem falschen poetischen Schmuck, durch den man sonst versifizierte Sagen glaubt verschönern zu müssen, durchaus fern hält, die Anschauungen und Bilder sind so echt volksthümlich, dafs dies wohl für des Verf.'s Treue in Behandlung der Texte bürgt. Auch scheint hierauf eine Anmerkung gegen Chamisso (S. 103) zu deuten; wie der Verf. auch bei den Liedern, die er mit Rhesa gemein hat, meist nur in unwesentlichen Zügen abweicht, und selbst bei diesen Abweichungen scheint er nicht willkürlich zu verfahren, sondern sich auf andere Fassungen der Lieder zu stützen.

Die tiefste und am reichsten ausgebildete der Sagen ist die von Sonne und Mond, welche zum Theil in einem besonderen Liede (S. 3, vergl. Rhesa Dainos Nr. 27), zum Theil in dem ausgezeichnet schönen Epos Ragaina erscheint. Sie ist nach beiden Gedichten folgende. Sonne und Mond hatten sich verm[illegible] bei ihrer Hochzeit entstand der erste Frühling, [illegible] sich Zemyna, die Erdgöttin, damals ihr schönstes [illegible] tenkleid anthat. Nach der Brautnacht stand die S[illegible] früh auf; der Mond, noch müde, hiefs sie vorang[illegible] doch wie er nachzog, gewann er den Morgenstern und erzeugte mit ihm die Riesen. Da spaltet Perkunas, der Vater der Sonne, mit seinem Schw[illegible] dem Blitze. Die eine Hälfte des Mondes fiel [illegible] Meer, die andere wandelt nun einsam am Himmel. Riesen kamen aus dem Norden nach Litthauen, [illegible] safsen fünfhundert Jahre dort; dann starben si[illegible]

Digitized by Google

nur Ragaina, des Riesenfürsten Ilgas Tochter, blieb am Leben; sie war schon so klein, dafs sie den Menschen an Gröfse gleichstand und dem Vater nur bis ans Knie reichte. Darauf kamen die Menschen, die Kinder der Sonne, vom Osten her; unter ihnen Litwo, welcher ein mit leuchtenden Sonnenblumen gesticktes Gewand und im Haare einen Reif mit dem Bilde der Sonne aus lauterm Golde trug, und auf weifsem Rosse ritt. Ragaina trug zum Zeichen ihres Geschlechtes einen Halbmond auf dem Haupte und ein Sternengewand. Ilgas nun hatte, ehe er starb, den Schlüssel zu der Burg, auf deren Zinne Ragaina stand, vor dem Burgthor niedergelegt; keiner der Ankömmlinge vermochte denselben zu heben, „ob er gleich so gewaltig nicht war"; doch Litwo hob ihn leicht, er eilte zur Zinne hinan, und wie sich Litwo und Ragaina küfsten, berührten sich die Sonne und der Mond, die sie auf den Häuptern trugen, und klangen hell. Am Himmel aber zog sich von der Sonne zum Monde, der als bleiches Gewölk da stand, ein langer purpurner Streif, zum Zeichen der Versöhnung beider. So wurde der alte Streit geschlichtet, und die Litthauer stammen von Mond und Sonne ab. — Die Grundzüge dieser Sage sind wohl eigenthümlich, doch stimmen viele Einzelheiten zu Sagen anderer Völker. Der Schlüssel, welchen Niemand aufser dem von der Gottheit Erkorenen aufheben kann, erinnert an das Schwert, durch welches Artus zum Könige bestimmt wurde. Von den Riesengeistern wird in einer Episode erzählt, dafs sie als Nebel und Rauch aus dem Todtenreiche zurück kommen und über dem sumpfigen, grünbewachsenen See Akschebalis flatternd den Wanderer in den Tod locken, so wie bei uns die Irrlichter die Seelen von Kindern sind, welche ungetauft sterben, also den Heidenkindern noch gehören. In Gestalt eines dichten Rauches aber zog auch Fosete von Helgoland, als ihn der Bischof Liudger zum Entweichen zwang (Surius, vitae sanctorum, März S. 256). Aehnlich wie hier die eine Hälfte des Mondes im Meere liegt, mufste Odhinn in der Edda eins seiner Augen in Mimers Brunnen als Pfand lassen, was wohl auch nur auf den Wiederschein des Gestirns im Wasser zu deuten ist. Ferner kommen die Riesen, wie hier allgemein aus dem Norden, in niederländischen Sagen aus Britannien nach Holland (Wolf's niederländ. Sagen Nr. 25). Wie die Sonne den Litthauern Perkuns Tochter ist, heifst sie in einem serbischen Liede das Kind Gottes, der Mond ist ihr Bruder und der Stern ihre Schwester, so wie auch in dem Homerischen Hymnus Εἰς Ἥλιον v. 6. 7 und in der Edda (Grimms Mythol., 2te Ausgabe, S. 666) Sonne und Mond Geschwister sind. Perkun aber scheint hiernach nicht blofs wie Thor Donnergott (Mythol. 156), wie er zwar auch hier mehrmals ausdrücklich genannt wird, und als den sein Name selbst ihn bezeichnet, sondern er scheint überhaupt wie Zeus und Wodan zum Himmelsgotte erhoben, dem bisweilen ohne Anschauung beigelegt wird was ursprünglich von dem noch unpersonifizierten Himmel galt; denn eben so oft wie Tochter Perkuns heifst die Sonne Perkuns Auge (vergl. S. 71. 73), das Auge des Himmelsgottes aber ist die Sonne in den Mythen fast aller Völker (Myth. 665), und hieraus scheint die Vorstellung eines persönlichen Tages, dessen Auge die Sonne ist (ὦ χρυσέας ἁμέρας βλέφαρον. Soph.), erst abgeleitet.

Unter den Thieren erscheint besonders der Schwan mehrfach in Sagen. Zum Grabe des schönen Heinrich kommen drei Schwäne geflogen und schmiegen sich daran, und dies war seine Mutter, seine Schwester und seine Braut (S. 7, vergl. Rhesa Nr. 29). Dafs es grade drei sind, erinnert an die drei Nornen und die drei Valkyrien (Myth. 398—400), die sich in Schwäne verwandeln; von den Nornen wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, dafs sie auch als Schwäne erscheinen, doch ist Skuld zugleich Valkyrie, auf dem Urdharbrunnen aber werden zwei Schwäne gehalten, die vielleicht mit den beiden Nornen zusammen gehören, welche daheim bleiben, während die jüngste auf die Schlachtfelder zieht? Jedenfalls wird durch diese Sage der Glaube an die Verwandlung weiblicher Wesen in Schwäne auch bei den Litthauern verbürgt. Aufserdem erscheinen die Schwäne als kriegverkündend (S. 58) und glückbringend (S. 89). Als kriegerischer Vogel zeigt sich der Schwan bei uns ebenfalls schon dadurch, dafs die Valkyrien seine Gestalt annehmen; in seiner Erscheinung ein glückliches Vorzeichen zu sehen aber lag nach diesem Verhältnifs zu den Siegesjungfrauen nah; besonders erwähnt finde ich nur von den Schiffern, dafs ihnen der Schwan guten Angang bringe (s. Hohbergs Adeliches Land- und Feldleben, Th. 2, S. 538 b). In einem andern Liede erfährt ein Mädchen den Tod ihres Geliebten, der in der Schlacht gefallen ist, von einem Raben, welcher ihr die Hand des Todten mit sei-

Digitized by Google

nem Ringe bringt; auch hier scheint wichtig, dafs der Rabe vom Schlachtfelde kommt, da Wodan die Schlachten lenkt, und der Rabe sein Begleiter ist, der als Bote von ihm ausgesandt wird.

Die Blumen heifsen nach einer schönen Vorstellung die Liebesgedanken der Erde, wenn sie der Frühling küfst (S. 66). Daneben aber erscheint die Rose entschieden als die Seele Verstorbener. Ein Mädchen bricht die Rose auf dem Grabe des Jünglings, und wie sie dieselbe der Mutter bringt, spricht diese:

Das ist ja die Rose nicht!
Ist des Jünglings Seele,
Welchem brach sein Augenlicht
Durch den Gram der Liebe (S. 11, vgl. Rhesa No. 85).

Dieser Zug ist um so willkommner, als von Grimm (Myth., 1. Ausg., S. 478) ein unmittelbarer Uebertritt der Seele in die Gestalt einer Blume zwar schon aus bereits umgebildeten Sagen gefolgert wird, doch fehlte es an einem ausdrücklichen Belege. In Deutschland scheint mir dieser Glaube am Deutlichsten in einer Sage ausgesprochen, welche in den Volksbüchern von Faust und Wagner erhalten ist: wenn ein Zauberer nämlich einem Menschen den Kopf abschlägt, um ihn wieder aufzusetzen, so sprieſst unterdefs aus einem dabei stehenden Gefäfs mit Wasser eine Lilie oder Rose, welche die Wurzel des Lebens heifst und wieder verschwindet, sobald der Kopf aufgesetzt ist; und zwar wird im ältesten Volksbuche von Faust ausdrücklich bemerkt, dafs der Kopf erst abgehauen wurde, wenn die Lilie schon gewachsen, also die Seele dem Körper entflohen war. — Ferner erschliefst sich in einem litthauischen Liede eine Rosenknospe in den Händen der Schwester, deren Bruder in der Ferne stirbt, so wie in der von Fr. Kind bearbeiteten deutschen Sage vom Rosenwart die Rosen, welche der Rosenwart pflegt und nicht zum Blühen bringen kann, aufblühen, sobald er stirbt. Auch hier ist die Rose unzweifelhaft Seele. In mehreren litthauischen Sagen soll die Rose nach einer Anmerkung des Verf.'s (S. 102) auch Geheimnisse verkünden. An die alte Verehrung der Eichen endlich, auf denen die Götter wohnend gedacht wurden (Myth. 67), knüpft sich das Lied, in welchem ein Mädchen unter einer Eiche schlafend ihren verstorbenen Vater schaut und erwachend den Geliebten findet (S. 19). Die Eiche selbst, heifst es, nahm die Gestalt des Vaters an, und diese Vorstellung scheint in Litthauen sehr verbreitet gewesen zu sein, da auch in zwei andern Liedern bei Rhesa (No. 54. 69, vgl. 85) geklagt wird, dafs die Eiche nicht der Vater der Waisen sei. Der Glaube, dafs man im Schatten eines Baumes schlafend göttliche Offenbarungen empfange, erscheint häufig in Sagen; so sah auch die Jungfrau von Orleans unter einer Eiche die Mutter Gottes, und Dietrich erblickte nach dem Engelhard Konrads von Würzburg unter einem Baume träumend den Engel, welcher ihm das Mittel zu seiner Heilung angab.

Diese Andeutungen mögen genügen auf den Wert dieser Lieder hinzuweisen. Beachtenswerth ist, daſs die heidnischen Gottheiten hier noch meist in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen, und dabei doch freundlich den Menschen gegenüber stehen, während sie in Deutschland entweder sich in andre milde Wesen, oder in Engel und wohlthuende Menschen, umgestaltete, oder, wenn sich die Erinnerung an ihre frühere Macht lebendiger erhielt, mit dem christlichen Teufel verschmolzen wurden. Es ist dies noch eine deutliche Nachwirkung davon, dafs das Christenthum so spät nach Litthauen drang. Nur Pakull, der Todtengott, steht, wie der Verf. S. 103 bemerkt, jetzt dem Teufel nah; doch bei ihm konnte, seiner Natur nach, die Umbildung auch am Leichtesten eintreten. — An den Gedichten, deren Inhalt mit dem heidnischen Mythus noch in Zusammenhang steht, enthält die Sammlung einige ebenfalls sehr schöne und echt volksthümliche Liebeslieder und Romanzen. Ohne Zweifel hat Herr Jordan noch mehr Material, und es wäre dienstlich, wenn er dasselbe mittheilte. Auch könnte er künftig bei seinen Anmerkungen ausführlicher sein. Seine ziemlich freie Behandlung des Verses ist daraus zu billigen, da jede strengere, kunstmäfsigere den eigenthümlichen Charakter der Lieder leicht verwischen würde. Die Sagen aber, welche das Volk nicht singt, sondern sich nur erzählt, würden den meisten Lesern als schlichte Erzählungen wohl noch willkommner sein als in poetischen Bearbeitungen; da eine versifizierte Sage immer den Verdacht gegen sich hat, hat der Verf., wenn auch nur aus Rücksichten der Form, sich Zusätze und Weglassungen erlaubt. Uebrigens ist poetische Schönheit bei Gedichten dieser Art nicht der zweite Vorzug, der erste ist ihr sachlicher, mythologischer Gehalt.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXI.

ndbuch der Chemie von Leopold Gmelin. Vierte Auflage. Bd. I. 1843. *Bd. II.* 1844. *Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von C. Winter.*

Eine der wichtigsten Erscheinungen in der che-hen Literatur neuester Zeit ist ohne Frage L. elins Handbuch. In den zwölf Jahren, seit der e Band der dritten Auflage erschien, ist gewifs bei meisten Chemikern der Wunsch rege geworden, es dem Verfasser gefallen möchte, baldmöglichst den inzwischen eingetretenen bedeutenden Umge-ngen der Wissenschaft angepafste Bearbeitung szugeben. Diesem Wunsche sehen wir nun Ge-geleistet, und das auf eine Art, dafs jeder Che-dem berühmten Verf. gewifs von Herzen Dank für das unendlich mühsame und schwierige Un-hmen, alle hinzugekommenen Bereicherungen der enschaft mit dem schon vorhandenen Materiale nen systematischen Zusammenhang gebracht, und Heer der Thatsachen zu einem harmonischen Gan-erschmolzen zu haben.

war sind in den letzten Jahren nicht wenige che-*Lehrbücher* erschienen, auch ein geschätztes örterbuch sehen wir seiner Vollendung allmäh-gegen gehen, aber alle diese Werke, unter de-h anerkannt vortreffliche und allgemein verbrei-den, helfen dem Bedürfnifs nicht ab, welchem elinsche Handbuch entspricht. Denn ein Lehr-r Chemie hat einen ganz anderen Zweck als misches Handbuch. Jenes bietet dem Leser, im Allgemeinen als Anfänger im Studium der vorausgesetzt wird, eine zweckmäfsige Aus-s Stoffes dar, gerade so viel, als nöthig ist, laren Ueberblick zu behalten. Wichtige Kör-den ausführlicher behandelt, seltene nur kurz berührt, und dabei wird eine Anordnung befolgt, welche wo möglich vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet. Literarische Nachweise sind entbehrlich, weil sie den Zusammenhang unterbrechen, ganz besonders aber, weil sie in vielen Fällen zu Discussionen führen würden, über welche dem jüngeren Leser begreiflich noch kein Urtheil zustehen kann.

Ganz anders ist es mit dem *Handbuche*. Es ist nicht für Anfänger, sondern für den Chemiker bestimmt, der dasselbe nicht sowohl durchstudirt, als vielmehr jeden Augenblick bei seinen Arbeiten zu Rathe zieht, um zu erfahren, was überhaupt von jedem Körper durch die Bemühungen der Chemiker bekannt sei; selbst die kleinsten, anscheinend unbedeutendsten Details, von Anderen mitgetheilt, sind uns bei unseren Arbeiten oft von grofsem Werth. Deswegen ist die erste Forderung, welche man an ein Handbuch zu machen berechtigt ist, *Vollständigkeit*. Sie allein macht es dem arbeitenden Chemiker möglich, zu erkennen, welche Puncte noch einer experimentellen Aufklärung bedürfen. Nicht minder wichtig ist indessen die Anordnung des Stoffes, und hier ist *Bequemlichkeit in der Anwendung*, wie uns scheint, das überwiegende Motiv. Alles mufs sich leicht finden lassen, und strenge Consequenz im Plane, den der Leser bald erkennt, macht in der Regel ein Register überflüssig. Der Plan des Handbuches ist aber ein anderer als der des Lehrbuches. Eine vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einfachen zum Zusammengesetzteren fortschreitende Anordnung ist, wiewohl möglichst zu beobachten, doch nicht unumgänglich nothwendig. Während in Fällen, wo über einen Gegenstand abweichende Angaben vorliegen, das Lehrbuch sich nach dem Urtheile seines Autors in der Regel an die zuverlässigste, durch eine namhafte Autorität verbürgte hält, verlangen wir vom Handbuche, dafs es uns alle einzelnen Angaben mittheile, denn es setzt eben von seinen Lesern voraus,

Digitized by Google

dafs sie entweder den Mafsstab der Kritik nach eigener Ueberzeugung an solche Differenzen legen, oder dieselben auf dem Wege des Versuches zu beseitigen im Stande sind.

Dafs literarische Nachweise überall nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Dem Autor des Handbuches kann man nicht zumuthen, alle detaillirten Abhandlungen aus den verschiedenen Zeitschriften in seinem Werke mitzutheilen, aber man verlangt von ihm, dafs er diese Quellen namhaft mache, damit dieselben zu jeder Zeit verglichen werden können.

Unterwerfen wir nun L. Gmelins Handbuch einer genaueren Durchsicht, so müssen wir finden, dafs es allen jenen Anforderungen so vollkommen entspricht, dafs die Behauptung nicht zu gewagt erscheint: *es ist ein allen Chemikern unentbehrliches Werk.* Ja es ist ein Buch, auf welches die deutsche Literatur stolz sein darf, mit deutschem Fleifse und ächter Gründlichkeit verfafst, und kein anderes ist ihm in seiner Art an die Seite zu stellen. In Frankreich ist Thénards Traité, das einzige ähnliche Werk, jetzt längst veraltet, und der Mangel eines guten Handbuchs zeigt sich dort oft in der Unkenntnifs von Thatsachen, welche namentlich in Deutschland längst aufgefunden, von französischen Chemikern nicht selten, gleichsam als wären sie untergegangen, von neuem entdeckt werden, und ihre Urheber sind weit entfernt zu ahnen, dafs sie nichts thaten, als eine bekannte Sache zu bestätigen.

Ehe wir nun zur speciellen Beurtheilung der beiden Bände, welche bis jetzt erschienen sind, übergehen, wollen wir nur noch die Bemerkung hinzufügen, dafs der Verf., wie sich auch von ihm, als von einem mit der Chemie praktisch Vertrauten, erwarten liefs, alle zweifelhaft erscheinende Angaben kritisch beleuchtet hat. Allerdings mufs sich diese Kritik, so weit sie beobachtete Facta betrifft, in den Grenzen eines Raisonnements halten, denn hätten alle streitigen Puncte durch Versuche berichtigt werden sollen, so würden wir das Handbuch niemals vollständig erhalten.

Dafs übrigens jedes chemische Werk, und mithin auch Gmelins Handbuch, am Tage des Erscheinens schon nicht mehr vollständig ist, läfst sich nicht vermeiden, gereicht ihm auch nicht zum Vorwurf, es ist im Gegentheil der beste Beweis des lebendigen Vorschreitens, der kräftigen Entwicklung der Chemie, welche darin allen übrigen Zweigen der Naturwissenschaft gleicht, und den Eifer des Forschers immerfort zu neuen Versuchen anspornt.

Wenngleich das in der früheren Ausgabe befolgte System im Ganzen beibehalten ist, so hat das Werk doch dadurch eine wesentliche Erweiterung erfahren, dafs die analytische, pharmaceutische und technische Chemie mehr berücksichtigt wurde, daher der frühere Titel: „Handbuch der theoretischen Chemie" in der „Handbuch der Chemie" verändert ist.

Der Verf. bekennt in der Vorrede, dafs er jetzt entschieden zu der atomistischen Hypothese übergetreten sei, wieder ein neuer Beweis, wie ein längeres Studium der Chemie unabweislich zu dieser Betrachtungsweise führt, welche allein geeignet ist, die Gesetze der chemischen Erscheinungen befriedigend zu erklären, und das in dem Mafse, dafs die bedeutendsten Chemiker unserer Zeit sich offen oder stillschweigend als Anhänger jener Hypothese bekennen.

Dafs in Folge dessen der Ausdruck *Atomgewicht* überall anstatt des unpassenden Mischungsgewichts eingeführt wurde, ist schon der Uebereinstimmung wegen mit den besten anderweitigen chemischen Werken ein Vortheil anzusehen. Allein der Verf. hat sich andererseits bei dieser Gelegenheit eine Abweichung, namentlich von Berzelius, erlaubt, insofern er das Atomgewicht überall gleich dem Aequivalent setzt. Da fallen natürlich die aus der Spaltung eines Aequivalents hervorgehenden Doppelatome hinweg, wie Berzelius beim Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Cyan, Phosphor und Arsenik angenommen hat.

Diese Aenderung ist unserer Ansicht nach im höchsten Grade zweckmäfsig, wie wir dies bereits oben angedeutet haben (Vgl. Rammelsberg's Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie S. 158. 176). Denn wiewohl nichts der Annahme entgegen steht, dafs die relativen Gewichtsmengen, welche wir mit dem Namen der Aequivalente bezeichnen, eben sowohl das Verhältnifs des Gewichts von einem oder *mehreren* Atomen eines Körpers zu dem Gewicht von *einem* Atom eines anderen Körpers ausdrücken könnten, so bleibt es doch in diesem durch die Erfahrung niemals zu ermittelnden Falle immer das Einfachste und Wahrscheinlichste, die Aequivalente als Gewichtsverhältnifs der *einzelnen* materiellen Atome

Digitized by Google

örper anzusehen, woraus dann ohne Weiteres die entität der Gewichte beider folgt.

Bekanntlich ist die Lehre von den Doppelatomen durch entstanden, dafs man annahm, gleiche Volume der einfachen Gase enthielten eine gleich grofse Anzahl n Atomen, wonach offenbar die specifischen Gewichte eser Gase das Verhältnifs ihrer Atomgewichte ausücken, eine Ansicht, die vorzüglich in gewissen phykalischen Eigenschaften gasförmiger Körper ihre Stütze nd. Nun haben aber die schönen Untersuchungen von mas und Mitscherlich den Beweis geliefert, dafs man e Annahme bei mehreren einfachen Gasen nicht maten kann, sondern dafs zwischen dem Gewicht gleier Volume und gleich vieler Atome nur ein einfaches hältnifs besteht. Dadurch ist es gekommen, dafs die frühere Ansicht auf die permanenten Gase und Salzbilder beschränkte, ohne dafs jedoch ein entscheidender Grund vorhanden wäre, sie auch für alle e aufrecht zu erhalten.

Es scheint ganz besonders die wissenschaftliche Autät Berzelius' zu sein, welche die Chemiker bis jetzt halten hat, die Scheidewand zwischen den Begriffvon Aequivalent und Atom fallen zu lassen, und Identität öffentlich auszusprechen. Jedenfalls wird Sache durch die neue Betrachtungsweise sehr verscht, die Zusammensetzung vieler wichtiger Verbingen wird die möglichst einfachste, man darf wohl n, die naturgemäfseste und wahrscheinlichste. Der f. hat übrigens diesen Gegenstand im ersten Bande 46 u. f. einer ausführlichen Discussion unterworfen.

Dagegen können wir uns nicht mit dem Verf. für rröfsere Zweckmäfsigkeit erklären, als Einheit der gewichte den Wasserstoff zu wählen, denn wiedadurch sich nichts Wesentliches ändert, so möchte die Mehrzahl, insbesondere der deutschen Chemich an die von Berzelius zuerst vorgeschlagene it des Sauerstoffs gewöhnt haben, und also schon der höchst wünschenswerthen Uebereinstimmung den Schriftstellern diese Annahme beizubehalten um so mehr, wenn man die unendlich gröfsere nd Wichtigkeit der Sauerstoffverbindungen beitigt, deren Zusammensetzung von den auf die Art festgestellten Atomgewichten so unmittelgesprochen wird. Auch erinnern wir noch an igen Gründe, welche Berzelius in seinem Lehrgegen die Einheit des Wasserstoffatoms aufgestellt hat, und fügen hinzu, dafs die von Dumas und einigen anderen Chemikern in neuester Zeit wieder aufgenommene Hypothese Prout's von dem einfachen Verhältnifs der elementaren Atomgewichte, an und für sich durch keinen Umstand als nothwendig erscheinend, durch die genauesten Versuche in mehreren Fällen entschieden als unbegründet sich erweist. (Man vgl. die letzten Jahresberichte von Berzelius). Indessen hat der Verf. doch nicht versäumt, bei den wichtigsten Verbindungen die Atomzahlen nach Berzelius beizufügen.

In Betreff der Nomenclatur, deren sich der Verf. bedient, ist zu bemerken, dafs er bemüht war, die Combinationen der deutschen Sprache möglichst anzupassen, was jedenfalls sehr zu loben ist. Aber ohne eine durchgreifende Reform bleibt die chemische Nomenclatur dennoch immer ein Gemisch deutscher und fremder Wörter, und bevor eine solche eintritt, mufs Kürze und Wohlklang oft allein den Ausschlag geben. Der Leser des Handbuches, der Chemiker, mit den Principien der herrschenden Nomenclatur vertraut, wird ja überdies kaum irgendwo einen Anstofs finden.

Nach diesen das Ganze betreffenden Bemerkungen gehen wir zu dem reichen Schatz des Inhalts im Einzelnen über. Der erste Band begreift zunächst die allgemeine und theoretische Chemie und die mit denselben in Verbindung stehenden Theile der Physik. Die Lehre von der Cohäsion, der Adhäsion, der Affinität, von dem chemischen Verhalten des Lichts, der Wärme und der Elektricität bilden eine Hälfte dieses Bandes. Dazu gehören vier Tafeln Abbildungen, nämlich Tafel I. und II.: Darstellung von Krystallformen; Tafel III.: Schemata chemischer Zersetzungen; Tafel IV: Apparate elektrochemischer und rein chemischer Art. In Betreff der krystallographischen Abbildungen möchten wir uns die Bemerkung erlauben, dafs es ohne Zweifel für den Gebrauch bequemer gewesen wäre, auf jenen Tafeln nur die Grundformen zu haben, die Krystallgestalten der einzelnen Körper aber durch ihrem Text beigedruckte Holzschnitte erläutert zu sehen, wie man es in neueren mineralogischen Handbüchern findet. Die Chemiker haben bisher der genaueren Untersuchung der Krystallform noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist dies noch ein weites wichtiges Feld für die Untersuchung, obwohl wir recht gut die Schwierigkeiten kennen, welche bei vielen Körpern der genaueren Bestimmung ihrer Krystallform entgegentritt.

Die andere Hälfte dieses Bandes nehmen die einfachen nichtmetallischen Substanzen und ihre unmittelbaren Verbindungen ein, wovon indessen das Cyan ausgeschlossen ist, welches erst später bei den organischen Verbindungen abgehandelt werden soll. Dafs alle hierher gehörigen Thatsachen deutlich und vollständig wiedergegeben sind, brauchen wir wohl gar nicht besonders zu erwähnen. Nur beim Sauerstoff haben wir die Bereitungsmethode aus chlorsaurem Kali im Gemenge mit Kupferoxyd oder Mangansuperoxyd vermifst, welche schon seit längerer Zeit (wenn

Digitized by Google

wir nicht irren, durch Döbereiner) bekannt ist und auch in theoretischer Beziehung grofses Interesse darbietet, überdies eine so rasche Entwicklung des Gases zeigt, dafs in wenigen Minuten sich mehrere Kubikfufs aufsammeln lassen. Die neuerlich von Balmain angegebene, recht praktische Methode, dasselbe Gas aus zweifach chromsaurem Kali und Schwefelsäure zu bereiten (S. Philosophical Magazine 1842), konnte dem Verf. unseres Handbuches zur Zeit noch nicht bekannt sein.

Auch die Verbindungen des Kohlenstoffs mit dem Wasserstoff und den Salzbildern haben wir erst unter den organischen Verbindungen zu erwarten. Das Atomgewicht jenes Körpers ist übrigens = 6, d. h. = 75, wenn Sauerstoff = 100 ist, angenommen worden.

Boron und Boraxsäure scheinen nicht aus der Consequenz zu folgen, mit welcher der Verf. sonst überall die Namen abkürzt, und daher z. B. Arsen, Vanad, Scheel u. s. w. sagt. Bor und Borsäure sind wohl jedenfalls vorzuziehen.

Die Anzahl der Säuren des Schwefels hat sich bekanntlich in neuester Zeit um zwei vermehrt, von denen die eine, von Langlois entdeckt und acide hyposulfurique sulfuré genannt, aus 3 At. Schwefel und 5 At. Sauerstoff besteht, während die andere, neuerlich von Fordos und Gélis beschrieben, 4 At. Schwefel und 5 At. Sauerstoff enthält, und deswegen als acide hyposulfurique bisulfuré bezeichnet worden ist. Der Verf., welchem zur Zeit nur die erstere bekannt sein konnte, hat sie *Niederschwefelsäure* genannt. Berzelius schlägt dagegen (S. dessen XXIII. Jahresbericht S. 39) vor, die Säuren des Schwefels nach der Anzahl der Radicalatome in vier Abtheilungen zu bringen, nämlich: 1) *Monothionsäuren*, wohin die schweflige Säure und die Schwefelsäure gehören; 2) *Dithionsäuren*, die unterschweflige Säure und die Unterschwefelsäure; 3) die *Trithionsäure* von Langlois und 4) die *Tetrathionsäure* von Fordos und Gélis. Diese neuen Namen sind, obwohl nicht aus der deutschen Sprache entnommen, ohne Zweifel wohlklingend und bezeichnend zugleich.

Die Verbindungen von Schwefel und Phosphor sind bekanntlich ganz vor Kurzem Gegenstand einer umfassenden Arbeit von Seiten Berzelius' geworden, die eben deswegen aber in dem Handbuche noch nicht angeführt werden konnte. Ganz dasselbe läfst sich von Regnaults und Millons Untersuchungen der unterchlorigen und chlorigen Säuren sagen.

Der *zweite Band* unseres Handbuches handelt die leichten (Alkali- und Erden bildenden) Metalle und die spröden unedlen schweren Metalle ab. Zu jenen ist auch das Silicium gerechnet, welches hier, den Eigenschaften seiner Verbindungen ganz entsprechend, neben dem Titan und Tantal steht. Die andere Gruppe umfafst aufserdem: Scheel, Molybdän, Vanad, Chrom, Uran, Mangan, Arsen, Antimon, Tellur und Wismuth. Auch hier beschränken wir uns auf einige Bemerkungen über den Inhalt, bevorwortend, dafs der Leser, was die chlorsauren Salze betrifft, die kürzlich erschienene Arbeit von A. Wächter (S. Journal für praktische Chemie, Bd. XXX) vergleichen möge.

Auch die das Cer, Lanthan (und Didym) betreffenden Thatsachen sind durch eine spätere Notiz von Mosander zu vervollständigen und zu berichtigen, und selbst dem Yttrium möchte ein gleiches Schicksal wie dem Cer bevorstehen, da der genannte Chemiker darin (nach einer brieflichen Mittheilung von Berzelius) noch zwei andere Metalle, welche er Erbium und Terbium nennt, gefunden hat.

Bei der Kieselsäure interessirt uns vor Allem die Aenderung, welche der Verf. mit ihrem Atomgewicht und ihrer Zusammensetzung vorgenommen hat. Er betrachtet sie nämlich nach dem Vorgange einiger früheren Chemiker, als bestehend aus 1 At. Silicium und 2 At. Sauerstoff, und führt zu Gunsten dieser Ansicht die einfacheren Formeln der Silicate an. Bekanntlich hat Berzelius diese Frage schon vor längerer Zeit gleichfalls einer Discussion unterworfen, (vgl. Dessen Lehrbuch, Bd. V. S. 110) und selbst darauf aufmerksam gemacht, wie namentlich die Verbindungsverhältnisse von Fluorkiesel mit anderen Fluorüren jener Ansicht günstig seien, dieselbe aber dennoch verworfen, weil danach einige der wichtigsten Mineralgattungen, z. B. der Feldspath, eine sehr unwahrscheinliche Formel erhalten würden. Allerdings ist die vom Verf. für den Feldspath gegebene Formel nicht jene unwahrscheinliche, obwohl viel weniger einfach als die gewöhnliche, deswegen besonders, weil darin das Kali als dreifach saures, die Thonerde als neutrales Salz vorausgesetzt wird.

Es ist nicht zu läugnen, dafs die sogenannten Trisilikate, d. h. die Verbindungen, welche in der Kieselsäure doppelt so viel Sauerstoff enthalten als in der Basis, und welche nach der vom Verf. adoptirten Ansicht neutrale Salze sind, sehr stark zu dieser Annahme berechtigen, auch wenn man nur den Umstand in Betracht zieht, dafs sie sowohl für sich als in Doppelverbindungen ungleich zahlreicher sind als die sogenannten Trisilikate. Zudem möchte es gar nicht unwahrscheinlich sein, dafs Feldspath, Albit u. s. w. saure Salze sind oder solche wenigstens enthalten, da sie stets von Quarz, d. h. einem Ueberschufs von freier Säure, begleitet antreffen, während die Bisilikate, z. B. Augit und Hornblende, diese Erscheinung nicht zeigen.

Jedenfalls bleibt es sehr interessant, die Ansicht des Verf.'s auf die vielen natürlichen Silikate angewendet zu sehen, und es hat sich Derselbe in der That der mühsamen Transponirung der Formeln bei den wichtigsten Silikaten unterzogen (S. 571 — 429). Wir hoffen, bei einer anderen Gelegenheit in einer detaillirte Vergleichung der älteren und neueren Formeln einzugehen.

Mit lebhaftem Verlangen sehen wir dem Erscheinen der übrigen Bände des Werkes entgegen, und wünschen von ganzem Herzen, dafs der hochgeachtete Verf. uns recht bald damit erfreuen möge. Seine Arbeit wird zu allen Zeiten eine der ersten Zierden der chemischen Literatur sein.

C. Rammelsberg.

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXII.

Jacob Grimms Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit. Für Schulen und Privatunterricht bearbeitet von J. Eiselein, Professor. Verlagshandlung zu Belle-Vue bei Constanz. 1843.

Die deutsche Grammatik besteht nun seit einem Vierteljahrhundert. Sie erschien 1819; denn was zuvor unter ihrem Namen ging, war nur ein buntes Gewirr unglücklicher und glücklicher Einfälle, die man mit um so gröfserer Zuversicht aussprach, je weniger man sie begründen konnte. Die Erforschung des deutschen Alterthums hat während dieser fünf und zwanzig Jahre sehr grofse Fortschritte gemacht, doch sind die Ergebnisse derselben noch fast ausschliefsliches Eigenthum der Gelehrten. Es scheint die Brücke zu fehlen, die vom Volke zur Wissenschaft hinüber leite. Die deutschen Schulen, welche das klassische Alterthum mit der modernen Bildung in lebendigem Bezuge halten, thun Nichts für das vaterländische; und doch hat das deutsche Volk durch die Kenntnifs seiner Vorzeit noch eben so reiche Belehrung und eben so hohen Genufs zu erwarten wie durch die klassischen Studien. Es scheint darum wichtig, dafs der Inhalt der Gelehrten in grammatischer und literarhistorischer Hinsicht durch populäre Schriften dem Volke nahegerückt werde. Für die Literaturgeschichte erfüllt Gervinus diese Aufgabe noch nicht ganz, da seine Liebe für Griechenland und Rom ihn oft hindert, deutschen Poesie ihr Recht zu thun. Von Grimms Grammatik aber besafsen wir zwar schon Auszüge, doch enthielten dieselben fast nur eine Zusammenstellung der Schemata; ihre Trockenheit stiefs darum den Anfänger eben so sehr ab, wie die Fülle des Materials bei Grimm. Das vorliegende Werkchen, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, mit Grimms Erlaubnifs und Zustimmung bearbeitet ist, verdient daher doppelten Dank: einmal weil es die Ergebnisse, welche die bisherige deutsche Sprachforschung für eine Grammatik der neuhochdeutschen Sprache gewährt, in lebendigem, geistvollen Vortrage darlegt; dann weil es mit vielem Geschick nicht blofs dort an die ältere Sprache anknüpft, wo Erscheinungen der neueren sich nur aus ihr erklären, sondern überhaupt wo die neuhochdeutsche Sprache zu nahliegenden, anziehenden Vergleichungen mit den älteren Dialekten Anlafs giebt, so dafs der Leser unwillkürlich nicht nur die Nothwendigkeit fühlt, bei den Hauptgesetzen der Grammatik auf die frühere Sprachstufe hinabzusteigen, sondern zugleich den Reiz, welchen ein umfassendes Studium der deutschen Grammatik hat. Herr Eiselein giebt im Wesentlichen zwar Nichts als einen Auszug aus Grimms Grammatik, doch hat er dabei besonders die tiefen allgemeinen Betrachtungen über Sprachgeist und Sprachentwicklung berücksichtigt, durch welche sich Grimms Werk eben so sehr auszeichnet wie durch den Scharfsinn der Forschung im Einzelnen und die hohe Gelehrsamkeit; indem es vermöge jener nirgend blofs die faktisch erwiesene Form, den Leib der Sprache, zergliedert, sondern auf die Seele selbst dringt und die innern Gesetze aufzudekken strebt, welche diesen Leib grade so gestalteten. So sind z. B. die einleitenden Bemerkungen über das Genus (S. 191), die Charakteristik des Unterschieds der ältern und neuern Sprache und die des Volksdialekts im Gegensatz zur Schriftsprache (S. 32—35) sehr schön. Neu ist ein Abschnitt über die Orthographie, d. i. über den gemeinen neuhochdeutschen Schreibgebrauch, den eine Grammatik, welche beim Unterricht benutzt sein will, allerdings lehren mufs; neben den im Herkommen begründeten Fehlern werden die richtigeren Schreibungen meist angegeben, und als Grundsatz gilt hier wie überhaupt mit Recht, dafs

Digitized by Google

im Neuhochdeutschen von mehreren theoretisch richtigen Formen die gebräuchlichere zu wählen ist, dafs selbst durch den Gebrauch geschützte falsche Formen, neben denen die richtigen verschwunden sind, fortgeführt werden müssen; dafs jedoch dort, wo neben einer entarteten Form die richtige, wenn auch als weniger gebräuchlich, noch fortbesteht, diese wieder durchzusetzen ist. Auf die Lehre von der Orthographie folgt eine, ebenfalls vom Verf. zugefügte, Zusammenstellung der bekanntlich sehr mangelhaften Gesetze unserer Interpunktion; doch vermifst man hier eine Hinweisung auf richtigere Prinzipien, die aus der Syntax sich ergeben, wie überhaupt die Interpunktion in der Syntax, nicht hier zwischen der Lehre von den Buchstaben und von der Wortbildung zu behandeln war. Aufserdem gehört dem Verf. ein kurzer Abschnitt über den mehrfachen Satz (S. 314—328), der zwar hübsche Andeutungen enthält, doch für die Wichtigkeit dieses von Grimm noch nicht dargestellten Theils der Grammatik etwas sehr dünn ausgefallen ist und besonders beim Periodenbau fast nur die allgemeinen Gesetze aufstellt, welche sich aus den beiden Haupterfordernissen eines guten Stils, der Klarheit und Schönheit, unmittelbar ergeben. — In der Anordnung weicht der Verf. von Grimm darin ab, dafs er die Lehre von der Wortbildung gleich auf die Lautlehre folgen läfst und erst nach ihr die Wortbiegung abhandelt. Dies ist zwar logisch richtiger, da der Schüler nun zuerst lernt, wie sich aus den Buchstaben selbständige Wörter bilden und dann erst welche Verwandlungen die Wörter erleiden, wenn sie im Satze in Wechselbeziehung treten; doch ist zu zweifeln, ob sich diese Reihenfolge beim Unterricht als praktisch erweisen wird, da die einfache Flexionslehre für den noch Ungeübten weit leichter zu fassen und zugleich für seine nächsten Bedürfnisse weit wichtiger ist als die schwierige und verwickelte Lehre von der Wortbildung. Auch sieht man dann nicht, weshalb der Verf., wenn er einmal streng verfahren will, die Orthographie nicht erst am Schlusse der Formenlehre behandelt, da viele Schreibungen auf Gesetzen der Wortbildung und Flexion beruhen. Die Lehre von der Zusammensetzung folgt dann richtig auf die Flexionslehre, weil sie, bei uneigentlich componierten Wörtern, theils Bestimmungen zu derselben hinzufügt, theils dieselbe voraussetzt; doch ist die Lehre von der eigentlichen Composition durch die Trennung von der Wortbildungslehre erschwert, da die Gesetze beider oft verwandt sind und sich leichter übersehen, wenn man sie an einander schliefst. Im Einzelnen fügt der Verf. manches Eigne hinzu und weicht bisweilen in der Auffassung von Grimm ab; wenn wir daher näher auf die Schrift eingehen, so haben wir besonders einige Beispiele dieser Art hervorzuheben.

Den meisten Anstofs nimmt man an des Verf.'s Zusätzen in der Lautlehre. S. 7 heifst es, der Vocal o sei bisweilen Ablaut von ü, z. B. *log* von *lügen*; allein das ü in *lügen* ist falsche Schreibung für ie, und *liege log* ist so regelmäfsig wie *schiebe schob*, was in einer Grammatik, die vom sprachgeschichtlichen Standpunkt ausgeht, wohl zu erwähnen war. Die Schreibung *lügen*, welche wohl erst zu der gleich falschen *trügen* Anlafs gab, ist wahrscheinlich aus der Absicht hervorgegangen, *liegen*, mentiri, von *liegen*, mhd. *lîgen*, jacere, zu sondern. Auf derselben Seite wird das o, u und ü in *genofs*, *flofs*, *verdrofs*, *mufs*, *müssen* als ausnahmsweise lang aufgeführt, da wir sonst vor fs kurze Vokale haben; allein obgleich diese Längen organisch sind und in Süddeutschland noch so gesprochen werden, so sind sie bei uns Norddeutschen doch entschieden gekürzt, *müssen*: *küssen* ist uns ganz strenger Reim; was ebenfalls bemerkt werden mufste, da der norddeutsche Schüler nun eine Ausnahme lernen soll, die für ihn nicht vorhanden ist. Durchaus keinen Grund aber sieht man bei des Verf. Unterscheidung zwischen der Länge und Kürze des auslautenden Vokals in der betonten Silbe mehrerer Wörter; er sagt z. B., man spreche die Infinitive *haben*, *klagen*, *sagen* kurz, doch die Substantive *Habe*, *Klage*, *Sage* lang (S. 21), ebenso *Adel*, *Tadel* doch *Nâdel*, ich *rase*, doch ich *blâse* (S. 8). Bei *Tadel*, *Nadel* unterscheidet sich der Vokal theoretisch dadurch, dafs er in dem letzten Worte organisch kurz, in den beiden andern erst im Nhd. durch den Ablaut gelängt ist, die Aussprache aber ist völlig gleich; *haben Habe* und *rase blase* fällt auch dieser theoretische Unterschied weg, da das a der beiden ersten Wörter organisch kurz, das der beiden letzten organisch lang ist. Ebenso ist i in sämmtlichen Wörtern, S. 9 als Beispiele der Kürze angegeben werden, mit Ausnahme der ersten zehn und von Sinflut, Sint und Schmied, das sich als Eigennamen in der Schreibung Schmidt kurz erhalten, jetzt lang; dazu ist

Digitized by Google

flut kein nhd. Wort, Stiegel aber, welches hier unter den Kürzen steht, wird S. 18 unter den Beispielen von unorganischer Dehnung wiederholt; da sich jedoch schon ahd. neben *stigilla* auch *stiagil* findet (Graff 6, 626), so braucht das nhd. Stiegel nicht einmal als unorganisch gefafst zu werden. Ebenso unhaltbar ist die Unterscheidung des kurzen und langen o und u, S. 9 u. 10. Viele der Beispiele, die hier kurz heifsen, führt Grimm ausdrücklich als lang an, wie er auch besonders hervorhebt, dafs die Aussprache ursprünglich kurzer, jetzt gedehnter Vokale und organisch langer gleich sei, z. B. Thor (mhd. *tor*, porta) = Thor (mhd. *tôre*, stultus). Bei o geht Herr Eiselein noch weiter und scheidet ein offnes und geschlossnes o, indem er o vor r und n für offen, sonst stets für geschlossen erklärt, so dafs also *von* und *Lohn* denselben, doch *Lohn* und *Brot* einen verschiedenen Laut hätten, was sich weder durch eine Etymologie stützen läfst, noch im Sprachgebrauch Bestätigung findet und also um so mehr zu begründen war. Wahrscheinlich hält sich der Verf. hierbei an eine inconsequente mundartliche Aussprache. — Gleich unbegründet ist die Ansicht, dafs der E-Laut in Eltern und älter verschieden sei (S. 8), da dies faktisch beide Mal dasselbe Wort ist; Grimm nennt solche Unterscheidungen des Vokals Gramm. 1, 3te Ausg., 219 „falsche Affectation". Dagegen ist der Laut in Meer und mehr, welcher nach S. 9 gleich sein soll, stark unterschieden und nach richtigem Gefühl, da bei e allerdings die organische Länge (*mèr*, *lèren*) anders lautet als die unorganische (Meer, entbehren aus *mer*, *enbërn*). — Zu den von Grimm 1, 218 angegebenen Beispielen, dafs ô, uo, ô nhd. zu a geworden, fügt der Verf. S. 8 Rat, Scheusal, Trübsal; alle drei wären jedoch zu begründen. Zierat ist Gramm. 2, 255 zweifelhaft gegen; ich kenne nur *zierôt* aus dem Görlitzer Rechtsbuche, Fundgr. 1, 400, wo o nichts beweist; woraus das a in Scheusal und Trübsal entstanden sein soll sieht man nicht; *truobisal* gibt Graff 5, 489, und der Verf. sagt, im Widerspruch mit dieser Stelle, S. selbst, in Trübsal habe sich der ursprüngliche Vokal erhalten; Scheusal (*sciuhisal*) finde ich alt zwar doch ist es nach der Analogie untadelhaft gebildet. — Auch die Behauptung, dafs die Ableitung nhd. e aus a oder i zur offnen oder geschlossnen Sprache nichts beitrage, sondern dafs der Gebrauch dieselbe nach Willkür bestimmt habe (S. 8), kann der Vf. nur auf ungenaue mundartliche Aussprache stützen, da der allgemeine Sprachgebrauch ihr entgegen ist. Eben so verhält es sich mit der Ansicht dafs î vor n und m zu ai, sonst zu ei geworden sei (S. 12). — Das u in Funke und Zunder soll für a stehen, da diese Wörter mhd. *vanke* und *zander* heifsen (S. 10); allein *zunder* ist alt- und mittelhd. eben so häufig wie *zander* (Graff 5, 686. 688 und Gramm. 1, 129. 157); *funcho* aber ist die im Ahd. allein erwiesne Form (Graff 3, 527), und wenn auch mhd. *vanke* häufiger ist, so kommt doch *vunke* auch vor, z. B. *vunken*: *versunken* Frib. Tristan 1797. — Ferner soll der Diphthong ui in Luitpold und den ähnlichen Eigennamen erscheinen; doch ist dies ui bekanntlich nur falsche Schreibung, welche durch frühere Lesefehler entstanden ist; nicht blofs die Etymologie, sondern auch die noch fortbestehenden Formen Leupold, Leuthold fordern Liutpold, Liuthold. — Nhd. Dôfs (Getöse) erklärt der Vf. S. 18 für Dehnung aus mhd. *duz*, doch ist mhd. *dôz* ebenfalls ganz gewöhnlich; o in Gehorsam dagegen führt er als unorganische Kürze auf, allein in Norddeutschland spricht man stets Gehôrsam. — Diese Beispiele werden bereits hinreichen zu erweisen, dafs des Verf.'s Erweiterung von Grimms Theorie der nhd. Vokale ziemlich verunglückt ist. Später giebt er weniger Eignes, und es finden sich keine so starken Mifsgriffe mehr. Sehr gut ist gleich darauf S. 25—32 der Abschnitt über die Lautverschiebung, dem zahlreiche Beispiele zugegeben sind (nach Gramm. 1, 585 ff.).

Die Wortbildung wird sehr kurz, doch übersichtlich dargestellt. Meist schliefst sich der Verf. hier eng an Grimm an. Bei der Deklination jedoch weicht er wiederum einige Mal zum Nachtheil ab; so bilden sämmtliche S. 106 aufgezählten Maskulina auf -en (die früher im Nom. nur e hatten, z. B. Balken, Gedanken, Bogen) gegenwärtig nach allgemeinem, wenn auch theoretisch unrichtigem, Sprachgebrauch den Genitiv auf ens; doch Hr. Eiselein sagt ausdrücklich, sie bleiben durch alle Casus unverändert, und erwähnt das s nicht einmal als eine Ausnahme. In dem Paradigma der starken Conjugation S. 130 ist falsch, dafs der Imperativ *trage* angesetzt wird; wenn man auch heut oft so spricht und sich schon mhd. bisweilen starke Imperative mit auslautendem e finden, so ist dies doch nur ein Mifsbrauch, der sich noch sehr wohl vermei-

Digitized by Google

den läfst; der Imper. starker Verba zeigt die reine Wurzel mit dem Vokal des Präsens. Auch in der nach dem zweiten Theile der Grammatik zusammengestellten tabellarischen Uebersicht sämmtlicher goth., ahd., mhd. u. nhd. starken Verba findet sich einiges Ungenaue, und Manches war aus Quellen nachzutragen, die seit 1826 zugänglich geworden sind. So wird z. B. mhd. *bâgen* ahd. unbesetzt gelassen, doch bekanntlich kommt *pâgan*, *piac* vor, u. A. im Muspilli; eben so wird *wîchen* ahd. nicht belegt, doch s. *wîchu*, *weich*, *gawichan* Graff 1, 709; ferner *strîchan* Graff 6, 742, *sciozan* Graff 6, 560. 561 u. e. a. Bei mhd. *schricke*, dem nur ein Fragezeichen beigefügt wird, war zu bemerken, dafs das starke Präteritum schon im dreizehnten Jahrhundert unzweifelhaft ist (im Reim z. B. MS. 1, 50ᵇ; Walther 95, 5; Parz. 126, 1; Tristan 9130; fünfmal im Flore); nur das Part. *erschrocken* scheint später, doch ist auch keine schwache Form mhd. dafür zu belegen.

Die Lehre von den Partikeln wird kurz nach Grimm gegeben. Bei den einleitenden Bemerkungen zur Theorie der Zusammensetzung sind die Beispiele Viertel, Jungfer wohl nur aus Versehen in den Abschnitt gestellt worden, welcher von der in Compositis bewirkten Umwandlung der Consonanten handelt (z. B. Wimper aus *wintbrâ*), da der Consonant hier unversehrt ist, nur der Vokal sich verändert hat; doch sagt man in der Volkssprache Jumfer, so dafs g ausgestofsen und das gutturale n labial geworden ist. Die eigentlich mit Substantiven componierten Substantiva theilt der Verf. nicht unpassend in drei Klassen: entweder steht das erste Wort zum zweiten in Präpositional- oder in Appositional- oder in Casualverhältnifs (denn die Ueberschrift S. 158 „Verhältnifs von Stoffen", als vierte Klasse, ist wohl nur Versehen, da diese Worte vielmehr, wie „Raumverhältnifs" auf der vorhergehenden Seite, am Anfang der Zeile cursiv stehen sollten). Das erste ist z. B. der Fall bei Augapfel d. i. Apfel im Auge, das zweite bei Apfelbaum, wo Apfel den Artbegriff zu der Gattung Baum fügt, das dritte bei Naturlaut (genitivisch), Theilnehmer (accusativisch). Diese Erklärungen wollen, wie der Verf. selbst sagt, „nicht ganz zutreffen", doch lassen sich die meisten Compositionen in der That auf diese Verhältnisse zurückführen. — Bei der Verbalcomposition mit ge-, konnte wohl darauf hingewiesen werden, dafs ge dem lat. co-, conetymologisch gleich steht (Gramm. 2, 751 — 754. 833. 1018. Graff 4, 10) und dafs die ursprüngliche Bedeutung der Partikel sich noch in einigen Verben erhalten hat, z. B. in gerinnen, gefrieren, so wie auch in den mit ge gebildeten collectiven Substantiven wie Gebirg, Gefild. Zu des Verf.'s Ansicht, dafs bei *mancher* der Begriff keine Comparation zulasse (S. 199), ist zu bemerken, dafs in der ältern Sprache *mancher* bisweilen gesteigert wird, indem der Begriff als Gegensatz von wenig gefafst wird, s. Lachmann zu Iwein 4026.

Aufserdem giebt der Verf. zwischen der Lehre vom einfachen und mehrfachen Satze ein sehr reichhaltiges Verzeichnifs von „Formeln", d. i. stehend gewordenen Laut-, Wort- und Satzverbindungen, sprichwörtlichen Redensarten u. dgl., wie er sie schon in einem besonderen Hefte zusammengestellt hat. Er theilt dieselben 1) in tautologische d. i. solche, in welchen die Vorstellung des ersten Wortes durch die gleiche oder verwandte des zweiten oder dritten wiederholt und ergänzt wird (Fleisch und Blut), 2) in reimhafte (Stock und Block), 3) alliterierende (Stock und Stein), 4) reimhafte und alterierende (mitgefangen, mitgehangen), 5) ablautartige (Wirwarr, Schnipschnapschnurr). Diese Sammlungen zeugen von grofsem Fleifse und führen zu mancher feinen Beobachtung, doch sieht man nicht, wie sie in solcher Ausführlichkeit in eine Grammatik kommen und gerade an diese Stelle. Als Anhang endlich theilt der Verf. noch eine von A bis F alphabetisch geordnete Sammlung schwieriger Wörter und Redensarten mit, die er sprachlich und sachlich erörtert. Auch hier zeigt sich viel Fleifs und Kenntnifs und ein sehr feines Gefühl, und es wäre zu wünschen, dafs der Vf. diese Erklärungen fortsetzte. Im Einzelnen scheint er uns jedoch auch hier mitunter geirrt zu haben. Es wird sich z. B. Abend nicht als Partizipium „des mhd. *abe* verwandten Zeitwortes *aben*", dem Gegensatz von *ûfen*, erklären lassen, weil *a* in *âbent* stets lang ist (S. 329 a). „Abgefeimt" ist ursprünglich wohl der, von welchem der Schaum (*feim*) abgenommen ist, wie von einer Speise, die besonders gut werden soll (vgl. raffiniert); daher „abgefeimte Erkenntnisse" bei Lessnitz so viel wie geläuterte. *Hacht* in der Form „Besser in Acht als in Hacht" soll von *bâhen* kommen und suspensio bedeuten, und darauf fügt der Verf. hinzu „die Form ist wie *Nichte* für *Niftel*, *Lachter* für *Leiter*..."; allein dann hängt sie ja mit *hâhen* nicht zusammen, sondern sie ist die niederdeutsche Form *Haft*, was wohl richtig ist, denn ein Subst. *Hâcht* ist nicht erweislich, und man spricht *a* in *Hacht* nicht. Beschwichtigen (S. 336 b) kommt zunächst nicht von *swîgen*, sondern von *swiften*, placare (ahd. nur im Positiv *giswifton*, conticescent, Graff 6, 861. 902), in wiederum niederdeutsch ch für f steht. Doch mag *swiften* wohl mit *swîgen* zusammenhängen (vergl. WB. zu Wackernagels altd. Lesebuch *swîgen*). Ist (S. 360 b) ist durch Vorsetzung von Frau nicht personifiziert, sondern es ist eine ursprüngliche Gottin; die deutschen Götter aber wurden nicht allgemein mit einem gröfseren rechten Fufse abgebildet, wie 362 b gesagt ist, sondern nur Berchta, u. s. w. Diese Bemerkungen wollen des Verf.'s Verdienst durchaus nicht schmälern, sie möchten ihn nur veranlassen bei einer neuen Ausgabe, die sicher zu erwarten ist, seine Zusätze etwas strenger zu sichten. Auch so in dieser Gestalt jedoch ist die Schrift Allen zu empfehlen, die sich eine wissenschaftliche Kenntnifs der deutschen Sprache erwerben wollen und doch nicht so bald an die rechte Quelle zu gehen, weil sie die gröfsere Anstrengung scheuen, durch welche der grofse Besitz erkauft sein will.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXIII.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk. Lipsiae, 1843.; *sumtu Reichenbachiorum fratrum. VIII. und* 887 S. *gr.* 8.

Gerade sind zehn Jahre verflossen, seit Theodor rgk mit den ersten Proben seiner philologischen Stu- n öffentlich hervortrat. Ziemlich gleichzeitig erschien in Aufsatz über Solons Gedicht an Mimnermos und Emendationen zu den Fragmenten des Sophokles, nen rasch die Ausgabe des Anakreon folgte. Das tene kritische Talent, welches diese Schriften ins- ammt verriethen, ist durch spätre zahlreiche Ab- dlungen, Recensionen und gröfsere Werke immer Neuem bewährt worden. Selbst die Gelehrte- n haben Bergks glänzenden auf umfassende Bele- heit in den Alten, namentlich auch in Scholiasten Grammatikern, gestützten Scharfsinn und seine raus glückliche Combinationsgabe achtungsvoll an- annt und an einer gewissen Unbefangenheit und ckheit, die der Jugend nicht verkümmert werden ihre Freude gehabt. Man darf sagen — und ich es mit voller Ueberzeugung — dafs kaum irgend unger Philolog in so rascher Zeit seinem Namen so guten Klang zu geben gewufst hat, als der ssimus coniector. Man hat ihn oft so genannt hn vor Allen zu Denen gerechnet, welche der anrüchig gewordnen Conjecturalkritik ihr gebüh- Recht wiedererworben haben. Bergk verdient Lob. Manche stattliche Emendationen sind als r Gewinn den Texten der Alten bereits zu Gute nen, wie denn sein in jenem ersten Aufsatze ragnes Αἰγυαστάδη in der Solonischen Ansprache nnermos als ein felicissimum omen allem später eten voranleuchtet.

ergks Schriften haben auch ihre Fehler und Schwä- sowohl im Einzelnen als auch in der Methode. Man hat ihm gar manche Dinge geschenkt, die man Andern ins Schuldbuch geschrieben haben würde: dem überwiegend Trefflichen seiner Werke hat man billig zu Gute gehalten was sie an Auswüchsen mit sich führten. Doch will es scheinen, als habe die öffentliche Gunst Bergk etwas verzogen und als sei er bei rascher Productivität nicht streng genug gegen sich selbst in der Auswahl dessen was er dem Publicum vorlegt. Er scheint sich zu fest auf den erworbenen Ruhm zu verlassen und nicht zu bedenken, dafs er selbst schuld ist, wenn man an jedes neue Werk eines so begabten Mannes auch neue und höhere Anforderungen stellt und den natürlichen Wunsch hegt, dafs an die Stelle jener nicht tadelnswerthen jugendlichen Ungebundenheit allmählig eine gelafsnere und männlich strenge Methode, schärfre Erwägung des Gebotnen und genauere Unterscheidung zwischen einer blofsen Conjectur und einer Emendation von höchster Probabilität oder gar von unerbittlicher Strenge treten möchte.

Vornämlich ist es das lockende Feld der griechischen Poesie, auf welchem Bergk mit Glück thätig gewesen ist, und in der Restitution poetischer Bruchstücke hat er mehr geleistet als irgend ein Zweiter. Fast für alle griechischen Lyriker zumal hat er schon früher Tüchtiges gethan und der Wunsch scheint sehr natürlich, die zerstreuten Beiträge in einer übersichtlichen Gesammtausgabe sämmtlicher Lyriker ihrem Kerne nach zu vereinigen. Sicher ist Bergk damit den Wünschen Vieler entgegengekommen.

Früher als die Ueberreste andrer nur fragmentarisch erhaltener Dichter haben die Lyriker die Blicke der Philologen auf sich gezogen; theils wegen ihres trotz des verstümmelten Zustandes einleuchtenden innern Gehalts, theils weil man es leicht fühlte, wie wichtig diese kostbaren Reliquien seien, um den Entwicklungsgang der griechischen Poesie in seinen naturgemäfsen Stufen vom Epos zum Drama einigermafsen

Digitized by Google

verfolgen zu können. Schon im sechzehnten Jahrhundert entstanden mehre Sammlungen, wie, abgesehn von den auserlesnen Gnomen, die man an Theognis, Phokylides und Pythagoras knüpfte, von H. Stephanus, Fulv. Ursinus, Aemil. Portus. Für unsre Zeit genügen diese Sammlungen so wenig als die in der Hauptsache auf jenen beruhenden Wintertons, Brancks, Gaisfords und Andrer. Die neuste Zeit hat fast von allen einzelnen bedeutendern Dichtern besondre Bearbeitungen aufzuweisen. Bergk aber gebührt das Verdienst, den Plan eines Corpus zuerst verwirklicht zu haben. Auch ich hatte ihn, durch sehr liebgewordne Studien gleichen Weges geführt, früh gefafst, wie ich es schon im Jahre 1836 gelegentlich ausgesprochen habe. Aber es ist nur zu einem Delectus gekommen, der zunächst meinen Vorträgen über die griechische Lyrik als Unterlage dienen sollte und bei dessen Ausarbeitung ich natürlich weder auf Vollständigkeit der Fragmente noch auch des kritischen Materials ausgehen konnte. Freilich habe ich im Verlauf der Ausarbeitung es oft bereut, nicht von Anfang an Vollständigkeit bezweckt zu haben; denn schon damals lagen mir die Fragmente ziemlich vollständig gesammelt vor und der Delectus zeigt es namentlich im zweiten und dritten Abschnitt sehr deutlich, wie schwer es mir geworden ist, etwas wegzulassen. Das Buch hat sein Gutes gewirkt und wird auch ferner nützlich sein können, da es in Plan und Ausführung vom vorliegenden sich wesentlich unterscheidet. Für den gröfsten Gewinn, den es getragen hat, sehe ich an, dafs es eine Reihe der tüchtigsten Kritiker veranlafst hat, ihre Verbesserungen zu den lyrischen Dichtern mitzutheilen.

Herr Bergk nennt sein Werk Poetae Lyrici. Der Titel läfst mehr und auf der andern Seite weniger erwarten als das Buch giebt. Hinter den *Pindarischen Gedichten* und *Bruchstücken*, die das Buch eröffnen, finden wir in fünf Abtheilungen die *Elegiker* von Kallinos von Ephesos bis auf Krates von Theben; die *Jambiker* von Archilochos von Paros bis auf Kritias von Chios; die *melischen* und *chorischen Lyriker* von Terpandros von Antissa bis auf Bakchylides von Keos; die *Dithyrambiker* von Kydias von Hermione bis auf Lykophronides; endlich die *Skolien* und *Volkslieder*. Die Alexandrinischen Dichter sind völlig ausgeschlossen. Darüber erklärt sich Hr. Bergk Praefat. p. VI.: Seclusi ab hac collectione eos poetas, qui inde ab Alexandri Magni aetate inclaruerunt, quoniam inde ab e tempore graecae poesis ratio prorsus immutata e ita ut iam non liceat tria illa praecipua poesis gene sicut ante, distinguere. Dieser Grund wird die W nigsten befriedigen, da er kein treffender Grund ist So plötzlich sei die Umwandelung der Poesie erfolg dafs man nun auf einmal die Arten nicht mehr unter scheiden könne? Von der eigentlichen Lyrik ist d halbwahr, von der Elegie und Jambik geradezu falsc Die Abnormitäten, an denen es auch früher nicht fehlt und die Mifsbräuche der Formen werden allerdin häufiger; aber zu einem vollständigen Ueberblick lyrischen Poesie gehören auch die Leistungen spätern Zeit. Wer wird nicht schmerzlich die h baren Elegieen des Hermesianax, Phanokles, Alex von Pleuron, um Andre zu verschweigen, vermi ferner die Jamben des Aeschrion von Samos, der n dazu Alexanders und Aristoteles Zeitgenofs war, P nix von Kolophon, Herodes und Andrer? endlich, nur ein lyrisches Gedicht hervorzuheben, die sch Ode der Melino auf Rom? Die etwaigen Abarten, w z. B. Simmias von Rhodos Spielereien, mochten Anthologie gelassen bleiben; aber jene Dichter dienten Aufnahme. Wenigstens genügt der angeg Grund der Ausschliefsung auf keine Weise. Hinge hätte man wohl wenig einzuwenden gehabt, wäre Manches übergangen, welches der Aufnahme digt ist. Ich will von den sehr stiefmütterlich delten Anakreonteia, die wohl der ächten Bruchst nicht etwa des voralexandrinischen Alters wegen dung gefunden haben, nichts sagen: allein wozu doch Hr. B. unter die Elegiker auch die Epig von Dichtern aufgenommen, die durch ein paar gentliche Grabschriften hierauf Anspruch erhalten elegischen Dichtern eingereiht zu werden? So unter den Elegikern z. B. Hippon mit seiner sel machten Grabschrift in einem Distichon, Empe mit ein paar Epitaphien, Thukydides wegen des lichen Epitaphios für Euripides u. s. w. Ich hätte Sachen der Anthologie gelassen, wohin sie ge Ein anderes Ding ist es mit den Epigrammen scher lyrischer Meister, wie des Simonides, in sie die elegische Seite ihrer Dichtkunst wesentli gänzen. Sollten aber einmal auch die Epig vollständig gegeben werden, so wäre hin und doch die Frage nach der Aechtheit aufzuwerfe

Digitized by Google

Zweifel daran anzudeuten gewesen. Zumal wo bereits darüber verhandelt ist. So giebt Hr. B. ganz harmlos die sämmtlichen auf Platons Namen geschobenen Epigramme ohne den leisesten Wink über ihre von fast allen Sachverständigen anerkannte grofse Zweifelhaftigkeit, worüber man die Litteratur bei Hermann Gesch. der Plat. Philos. I, p. 101 nachsehen kann. Freilich läfst sich Hr. B. auch in andern Fällen durch die begründetsten Zweifel der Gelehrten an der Aechtheit nicht irre machen, wie z. B. dem alten Aeschylos ohne Weiteres Epigr. 3. aus Anth. Pal. VII, 255., ohne mit einer Silbe an der Auctorschaft zu zweifeln, und dem Philoxenos von Kythere das Epigramm Anth. Pal. IX. 319. ohne Arg gelassen wird, obschon es eine historische Unmöglichkeit ist, es als Werk des Dithyrambikers zu betrachten. Die aus dem Peplos des Aristoteles erhaltnen Epigramme auf Homerische und einige andre Helden wird man hier nicht suchen. Sollten sie aber hier stehen, so hätte Hr. B. die Sammlung nicht blofs um eine Anzahl vermehren, sondern auch die bisher gesammelten hin und wieder verbessern und den kritischen Apparat vervollständigen sollen. Allein nach den erforderlichen Hülfsmitteln hat Hr. B. sich gar selten umsehen wollen und es in der Regel verschmäht, Anderes als das gerade von Andern schon Gesammelte herbeizuschaffen, selbst aus den zugänglichsten Quellen. Sehr oft sind sie nachweislich er nicht nachgeschlagen. Ich will es nicht tadeln, dafs er Phokylides angebliche Mahnsprüche in epischer Form unter seinen Lyrikern hat abdrucken lassen, da manches Korn alter Gnomik darin steckt. Aber obgleich er gerade hier den kritischen Apparat durch Lubarts Wiener Schätze bedeutend bereichert und dreizehn neue Verse daraus gewonnen hat, so kann es nur Flüchtigkeit nennen, dafs er die lange zugleichen Collectionen zweier Hdschrr., deren eine werthvoll ist, eines Taurinensis und Parisinus, gänzlich vernachlässigt hat. Auch hätten die Anführungen bei Suidas, im Etym. und sonst Nutzen gewähren können, wenn sie mit Genauigkeit und Consequenz nachgesehen. Uebrigens vermisse ich unter den lyrischen Dichtern den alten *Tynnichos von Chalkis* aus Plat. Ion. 534, D. Τύννιχος ὁ Χαλκιδεὺς ἄλλο μὲν οὐδὲν πώποτ' ἐποίησε ποίημα, ὅτου τις ἂν ἀξιώσειε μνησθῆναι, τὸν δὲ παιᾶνα, ὃν πάντες ᾄδουσι, σχεδόν τι πάντων μελῶν κάλλιστον τεχνῶς, ὅπερ αὐτὸς λέγει, εὕρημά τι Μουσῶν. Warum unter den Jambographen der alte Komiker *Hermippos* mit seinen Jamben fehlt, weifs ich nicht zu sagen. Die dahin gehörigen Ueberreste konnten aus Meinekes Hist. Crit. Com. p. 96 sqq. entlehnt werden. Eben so dürfte wohl den wenigen, aber eigenthümlich schönen Bruchstücken der Meliamben des *Kerkides von Megalopolis*, die Meineke Anall. Alex. p. 385 sqq. und früher schon zusammengestellt hatte, ein Plätzchen gegönnt sein. Zu den Alexandrinern wird Hr. B. ihn nicht schlagen wollen.

Bei den wenigsten Dichtern, die Hr. B. vereinigt hat, bedurfte es der Mühe einer ersten Sammlung. Die neuern Bearbeitungen der einzelnen Dichter haben das Material fast erschöpft und es blieb Hrn. B. aufser der nach seinem Ermessen einzurichtenden Reihenfolge der Bruchstücke — in welchem Puncte sich über dieses und jenes rechten liefse — nur übrig, theils aus speciellen Schriften, die Übersehenes vielfach ergänzen helfen, theils aus neu gedruckten Quellen etwa gewonnene Stückchen aufzulesen, theils den kritischen Apparat nach neuern kritischen Hülfsmitteln zu vervollständigen und zu berichtigen. Absolute Vollständigkeit des weit Zerstreuten wird niemals zu erreichen sein. Meine Nachlese ist, so weit meine Sammlungen sich im Augenblicke übersehen lassen, nicht grofs.

Es ist wohl blofses Versehen, dafs bei Euenos von Paros das elegische Stück Anth. Pal. XII, 172. (Delect. fr. 5.) fehlt:

Εἰ μισεῖν πόνος ἐστί, φιλεῖν πόνος, ἐκ δύο λυγρῶν
αἱροῦμαι χρηστῆς ἕλκος ἔχειν ὀδύνης.

Absicht schwerlich, da Hr. B. andre vielleicht mit Unrecht demselben Euenos zugeschriebne Stücke beibehalten hat, ohne irgend ein Bedenken zu äufsern.

Die Pindarischen Bruchstücke, bei Böckh 290 Nummern, sind hier auf 317 angewachsen, von denen die meisten auf Eustathios Proömium kommen. Die Addenda p. 885 tragen noch ein paar Brocken nach. Ich vermisse nur die Crameri Ann. Oxx. IV, p. 309, 20 angeführte Form περιέναι (s. meine Note zu Pind. Nem. XI, 40.) statt περιιέναι. Aufserdem eine auch von Böckh übergangne Nachricht bei Philodemus de Musica column. XX. p. 91. Der Epikureer streitet gegen den Stoiker über die Wirkungen der Musik. Namentlich glaubt er den Lakedämoniern nicht, dafs sie auf ein Pythisches Orakel den Thaletas herbeigerufen haben und dafs ihre Zerwürfnisse durch dessen Lieder be-

Digitized by Google

schwichtigt seien. Auch die Sage von Terpandros Leistungen ähnlicher Art stehe dahin. Thaletas habe durch seine Ermahnungen, nicht durch seine Musik grofse Erfolge bewirkt; Terpandros an den Agonen ergötzt, vielleicht bei andern Gelegenheiten zum Frieden gesprochen. Die Quellen, denen der Stoiker zu Viel getraut, schienen nicht klar: Ἀλλὰ μὴν καὶ τὸ μὲν κατὰ Στησίχορον οὐκ ἀκριβῶς ἱστορεῖται, τὸ δὲ Πινδάρειον εἰ τῆς διχονοίας ἔπεισεν, οὐκ οἴδαμεν. (Es ist ἔπεισιν zu lesen: „ob es auf die Spaltung der Spartaner geht". Und so hat der Papyrus von erster Hand). Danach hatte Stesichoros von Thaletas, Pindar von Terpandros gesprochen; allein die Andeutungen müssen nicht bestimmt genug gewesen sein, um die Folgerungen des Stoikers zu rechtfertigen. Die Pindarische Notiz würde ich hinter fr. 92., in welchem von Terpandros Erfindungen die Rede ist, verändern. Auch die Notiz von dem Gedichte des Stesichoros fehlt.

Für diese beiden Nummern erlaube ich mir zwei andre zu streichen. Zuerst fr. 263. aus Fulgent. I, 12. Secundum Pindarum solus (corvus) inter omnes aves sexaginta quattuor significationes habet vocum. Ich halte Welckers Bemerkung für einleuchtend, dafs ein wunderliches Mifsverständnifs von Olymp. XIII, 99 sq. diese Seltsamkeit veranlafst hat. Dem Fulgentius darf man das schon zumuthen. Aber noch weniger kann ich fr. 307. gelten lassen: Πίνδαρος ἔρημον τὸν αἰθέρα καὶ πῦρ κᾶτον τὸν χρυσόν, womit Joann. Sikeliota deutlich αἰθόμενον πῦρ Ol. I. init. gemeint hat. Aber zu den Hindeutungen auf speciellen Inhalt eines Threnos durfte wohl mit Welcker Horat. IV, 2, 21. vires animumque moresque Aureos educit in astra nigroque Invidet Orco gerechnet werden. Man sollte solchen Stellen immer auch eine Nummer geben, da sie zu rechter Zeit gegenwärtig zur Aufspürung von Beziehungen dienlich sein können. Zu den Threnen mufste übrigens mit Wyttenbach auch fr. 26. gezogen sein, s. zu Eustath. Prooem. p. VIII. u. Welcker Rh. Mus. 1833. p. 122.

Sehr wohl hat Hr. B. eine Anzahl namenloser lyrischer Stellen dem Pindar vindicirt, z. B. zu Hymn. fr. 13. die schöne Stelle auf Tyche bei Stob. Eclogg. I, p. 172, die übrigens schon Heeren, was nicht bemerkt ist, des Dichters würdig erklärt (V. 4. war ἀδελφέας zu schreiben); dann fr. 152., wo der als Bakchylideisch erkannte Spruch unter den Bruchstücken dieses Dichters erwähnt sein sollte; fr. 160., p. 279 zu fr. 193., p. 285 zu fr. 219., wo eine Reihe wahrscheinlich Pindarischer Blumen aus Plutarch zusammengelesen sind. Sie liefsen sich noch vermehren und ich habe bereits an andern Orten auf einzelne hier übergangne hingewiesen. Indefs so dankenswerth solche Stücklein sind, so hätte ich es doch für zweckmäfsiger gehalten, hätte Hr. B. lieber eine eigne Rubrik Incertorum gemacht. Denn wenn auch bei längern Stücken im Allgemeinen ein Vergreifen selten zu besorgen ist, auch bei den Aeolischen Brocken nur an Alkäos und Sappho, bei den Lakonischen nur an Alkman zu denken ist, so wird es doch oft bei kürzern Anführungen an Schwankungen nicht fehlen, namentlich zwischen Pindar, Simonides und Bakchylides. Incerta für sich geordnet wären leichter zu übersehen und das Fehlende liefse sich allmälig an den Grundstock anfügen, während hier manches Bruchstück andern Dichtern zugeschrieben, als andre Gelehrte gemuthmafst haben, und deshalb nicht leicht aufzufinden ist. So tritt die von Welcker, wovon hier nichts gesagt wird, dem Alkman mit gutem Grunde vindicirte Stelle über Hekabes Verwandlung in einen Hund bei Dio Chrys. II, p. 29 unter Bakchylides auf p. 5[illegible] während ich sie im Delect. zum Schlusse der Alkmanischen Fragmente gemacht hatte und Lobeck Pa[illegible] p. 474 sie nur allgemein einem poeta lyricus zuschrieb. Auch hätte Hr. B. die Stelle vielleicht etwas anders geschrieben, hätte er Geels Bemerkungen in [illegible] Orat. Olymp. p. 322 zu Rathe gezogen. Achnliches liefse sich von andern Stücken der Art sagen, [illegible] es lohnte darauf einzugehn. Genug, Herr B. [illegible] behutsamer dabei zu Werke gehen sollen, da [illegible] griffe so leicht sind. So wollte z. B. Hr. B. [illegible] Vorrede zu Anacr. p. VII. die lyrische Stelle bei [illegible] de Pyth. Or. 29. einem Tragiker zusprechen, je[illegible] 150. heifst es dagegen: Pindarica haec sunt op[illegible] *sime.* Die Sache ist richtig, aber das konnte [illegible] bemerkt sein, dafs ich schon im J. 1834 die [illegible] als Pindarisch in Anspruch genommen hatte, s. [illegible] 182, d. in der Gothaischen Ausgabe des Pindar, um nur noch ein Beispiel zu erwähnen, p. 5[illegible] Herr Bergk dem Alkman die Worte bei Apoll. [illegible] p. 159 beilegen: Τεῖν τάδε μυθήσασθαι, die an[illegible] Λ, 209 genommen sind. Qui cavet ne decipi[illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

etae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Vater den Bruchstücken des Archilochos konnte a hinter fr. 25. oder 26. die schon von Hemsterhuis Archilochisch bezeichnete Anspielung auf Neobule Lucian. Amores 3. p. 400. Platz finden: Ἱλαραὶ μὲν ὀμμάτων αἱ βολαὶ τακερῶς ἀνυγραίνοντο, τὴν φωνὴν ἐν τῇ Λυκάμβου θυγατρὶ λεκτὸν ἀφηδύνων. keinen Fall sollte die Stelle des Kritias vermifst len bei Aelian. V. H. X, 13., die ganz aus eignen aben des Dichters gezogen und in welcher namentder Zug, ὅτι Ἐνιποῦς υἱὸς ἦν τῆς δούλης, offenbar olisch gemeint, den Dichter verräth. Wahrschein- verhöhnte Archilochos damit den Lykambes und n εὐγένεια. Hiergegen hat sich bei Herrn B. Nummer eingedrängt, die wir tilgen müssen: Fr. Προτείνω χεῖρα καὶ προΐσσομαι. Herr B. führt die e an aus Scholl. Ar. Eqq. 433., wo sie allerdings stand, jetzt aber als Interpolation des Musurus Suid. s. v. καταπροΐξεται (nicht καταπροΐζεται, wie B. angiebt) ausgemerzt ist. Das Etym. M. fährt fr. 86. Ἐμεῦ δ' ἐκεῖνος οὐ καταπροΐξεται fort: ανός — παρὰ τὸ ἴσσω φησί [ὡς Ἀρχίλοχος] προΐσ- ἤγουν προτείνω τὴν χεῖρα. Gewöhnlich steht dort προτείνω χεῖρα· προΐσσομαι, wie Scholl. min. P, 352., woraus denn Suid. und Zonar. p. 1573. Archilochischen Vers gemacht haben προτείνω αὶ προΐσσομαι. Der Turiner Codex hat im Et. chtig blofs ἴσσω, ἤγουν προτείνω τὴν χεῖρα; das , ὡς Ἀρχίλοχος προΐσσομαι, läfst er weg. Daben schon Peyron Et. Gud. p. 1014. und Bernzum Suidas die Worte als Glosse des Gram- erkannt, woran bereits der alte Sylburg geatte. Für Hipponax gewinnen wir noch aus . p. 348, 17. Ὁ κροκόδειλος ζωύφιον ἐστὶ μικρόν· ῆσις παρὰ Ἱππώνακτι; ebenso Et. Hafn. Bloch. Et. Gud. p. 934. Nämlich ein kleines Thier, nicht das ägyptische Krokodil. Sodann p. 78, 32. Παρὰ τὸ ἱπποάνακτι (sic) ἡ ἁρμαλιή, ἡ Τροφή, παρὰ τὸ ἁρμόζειν καὶ ἰσχυροποιεῖν τὸ σῶμα. Aber auch den aus den Gedichten entlehnten Zug bei Leon. Tar. 95, 3. Meinek. ὁ καὶ τοκέων καταβαύξας (s. Meinek.) würden wir aufgenommen haben. Danach scheinen die Namen von Vater und Mutter, Pythes und Protis, aus den Gedichten bekannt geworden zu sein. Dafs beim Alkman die Glosse des Hesychios Ἀσαναίων πόλιν· τὰς Ἀφίδνας übergangen ist trotz Conjj. Critt. p. 182 (jetzt s. Ahrens Dial. Dor. p. 66), gehört zu den mir unerklärlichen Dingen dieses Buches, das mitunter auf eine unglaubliche Weise die gelungensten Forschungen Andrer als nicht vorhanden betrachtet. Doch ist jene Glosse nur Kleinigkeit. Uebergangen ist ferner Herodian. περὶ μον. p. 36, 32. Φάρος· καὶ οὐδέτερον, ὁπότε σημαντικὸν τοῦ ἱματίου ἢ καὶ τοῦ ἀρότρου, ὡς καὶ παρ' Ἀλκμᾶνι, ἀλλὰ καὶ παρ' Ἀντιμάχῳ. Dagegen sind frr. 37. 38. wahrscheinlich vom Kallimachos, s. Ahrens. Dor. p. 263, vielleicht Alkmanisch παῖδα ἔντα bei Choerobosc. Ann. Oxx. IV, p. 356, 22., wie auch Ahrens annimmt Dor. p. 324. Für *Terpandros* gewinnt man eine interessante Anführung aus L. Lydus de Menss. 5, p. 81. Τέρπανδρος Νύσαν λέγει τετιθηνηκέναι τὸν Διόνυσον, τὸν ὑπό τινων Σαβάζιον καλούμενον, ἐκ Διὸς καὶ Περσεφόνης γενόμενον, εἶτα ὑπὸ Τιτάνων σπαραχθέντα, commentirt von Lobeck Aglaoph. p. 305 sqq. — *Alkäos* hat hier fr. 106. Ahrens. wieder verloren. Warum? Uebersehen ist Schol. Fabricii Hor. Carmm. I, 3, 9., wonach jene Stelle: Illi robur et aes triplex etc. Nachbildung des Alkäos ist. Ein andres Wort gewinnt Ahrens Dor. p. 503 durch Verbesserung des Hesychios: αὔελλαι· ἄελλαι παρὰ Ἀλκαίῳ. Wenn Herr B., wie es sich gebührte, nach Meinekes schöner Emendation des Lemmas Εἰρήνης bei Stob. CXVIII, 4. die beiden Hexameter p. 632 der *Erinna* beilegte, so

Digitized by Google

durfte man wohl so viel Consequenz erwarten, dafs er den andern Comic. Fragmm. III, p. 712 aus Stob. CXV, 13. durch dieselbe Aenderung gewonnenen Vers: Παυρολόγοι πολιαὶ τῶ γήρας ἄνθεα θνατοῖς gleichfalls der Dichterinn gegeben hätte. Ein Wörtchen des *Stesichoros* findet sich bei Mingarelli Codd. Nanian. p. 496. und Zonaras p. 1338. Μάτην ἀντὶ τοῦ ματαίως· — Στησίχορος· μάτας εἰπών. Bei fr. 63. konnte wohl untergebracht sein Himer. Orat. 29, 3. [Ἡμέραν καὶ ἔργοις] καὶ λόγοις κοσμεῖ Στησίχορος. Beim *Ibykos* finden sich sämmtliche bekannte Bruchstücke, auch die von mir nach meiner Sammlung gelegentlich nachgewiesenen. Vergeblich sucht man nur Schol. Victor. Il. N, 517. Δηΐφοβος ἀντιαστὴς Ἑλένης, ὡς μαρτυρεῖ Ἴβυκος καὶ Σιμωνίδης, was doch unter Simonides Bruchstücken fr. 212. steht. *Anakreon* scheint jetzt vollständig beisammen. Wenigstens weifs ich ihm kein Wörtchen hinzuzufügen. Aber nehmen möchte ich ihm fr. 165. σαῦλα βαίνειν, ὡς φησὶν Ἀνακρέων, welches Clemens, der κόρωνα βαίνειν fr. 148. im Sinne hatte, wohl einem falschen Urheber beilegt, da Simon. Amorg. 16. so sagt. Wenigstens einen Verdacht hätte Hr. B. äufsern sollen, zumal ich schon in der Recens. seines Anakreon darauf hingewiesen hatte. Für *Simonides* weifs ich auch nur noch ein paar Kleinigkeiten zu ergänzen. Hr. B. hat Alles nachgetragen, was ich seit meiner Ausgabe bei verschiedenen Gelegenheiten beigebracht habe. Ich vermisse eine Berufung auf Simonides bei dem Incertus περὶ Ἱππομάχου in Crameri Ann. Paris. I, p. 166. Er läfst den Krobylos zu den Athenern sagen: Εἰ βούλεσθε μὴ ληρεῖν, ἀλλὰ τοὺς Ἕλληνας ἐλευθερῶσαι καὶ κτήσασθαι πάλιν αὖ τὴν πατρῴαν ἡγεμονίαν ἀπροφασίστως δουλεύοντα (sic) κατὰ τὸν Σιμωνίδην· οὐδὲν γάρ που μέγα μικρῷ θεραπεύεται· τὸ δὲ δὴ μέγιστον βίος ἄλυπος καὶ ἐλεύθερος, οἷος ὅστις ἐπιβουλεύει καὶ διανοεῖται ὡς ἑαυτὸν ἐλευθερώσων κτλ. Simonides Name scheint an unrechte Stelle gerückt zu sein, da der Schriftsteller keinen andern Ausspruch vor Augen gehabt zu haben scheint als den von Ammian. Marc. XIV, 6. angezogenen, den Hr. B. übergangen hat: Ut enim *Simonides Lyricus* docet, beate perfecta ratione victuro ante alia patriam convenit esse gloriosam. Man vergleiche Delect. p. 451. Eine andre wahrscheinlich Simonideische Stelle hat Meineke nachgewiesen, s. Conjj. Critt. p. 137. Eine scheinbar neue Aufklärung giebt Schol. Arist. Rhetor. Cramer. Ann. Paris. I, p. 267, 26. Ἔνιοι ἔφασαν ὡς τῆς Ἑκάβης ταῦτα τὰ ἔπη· πατρός τε καὶ ἀνδρὸς οὖσ' ἀδελφῶν τε τυράννων δοκ[illegible] μων γενόμαν πασῶν οἰκτροτάτα. Leeres Autoschedia[illegible] eines unwissenden Graeculus, s. Epigr. 115. Drei F[illegible] mente mufsten fehlen. Einmal fr. 204. ist Irrthum [illegible] Tzetzes, aus fr. 29. entstanden, wie ich schon ed. [illegible] fr. XXXV. gezeigt habe. Darauf sollte verwiesen [illegible] während es so scheint, als fehle bei mir die S[illegible] Ferner fr. 240. ist aus einem bekannten Apophth[illegible] des Dichters genommen, wie ich Exx. Critt. post [illegible] stath. p. 60 bemerkt habe. Endlich fr. 244. hat [illegible] der mit dem Keer noch mit dem Jambographen etwas zu schaffen, da γάλλος in dem angeblich Simonideischen Epigr. 191. gemeint ist, wie längst Lobeck Agl. p. 66[illegible] erkannt hatte. — Bei einigen einzelnen Wörtern bleibt es dahin gestellt, ob sie dem Jambographen oder dem Keer zuzuschreiben sind. Hr. B. sagt zu Sim. Amorg. fr. 30. Haec et sequentia videor probabilius ad Simonidem iambographum, quam ad lyricum referre. Sehr ungenau. Denn fr. 31. 32. werden ausdrücklich dem Jambographen beigelegt und Niemand hat je daran gedacht, sie dem Keer zu vindiciren. Frr. 35. 36. hatte ich schon dem Jambographen abtreten wollen ed. [illegible] fr. 147. und 147, a. Ueber fr. 29. s. Conjj. Cr[illegible] 173. So bleibt Hrn. B. fr. 28. 30. 33. 34., allein [illegible] ist doch vielleicht vom Lyriker, da die Form δ[illegible] νων nicht wohl einem Ionier zugetraut werden [illegible] Befremdlich ist es, dafs unter *Korinnas* Ueber[illegible] der Schol. Arist. Acharn. 720. erscheint und d[illegible] gleich das Scholion stillschweigend und zwar e[illegible] den falsch geändert ist, während dieselben W[illegible] Pindar. fr. 70. ganz anders geschrieben stehen, [illegible] falls stillschweigend (nach Pierson) geändert, [illegible] minder falsch. Ich verweise auf das in meiner [illegible] tatio de vita Pind. p. LXXX sq. Ausgeführte. [illegible] dieses angeblichen Fragments trage ich ein [illegible] nes Fr. nach aus Scholl. Vict. Il. P, 197. Καὶ [illegible] βροντᾶς ἀντὶ τοῦ βροντήσας, welches vielmehr von βρόνταμι, also βροντάς zu schreiben ist, s. zu Buttm. 2. p. 13. Ahrens Dor. p. 254. Ein[illegible] deutung auf Erwähnung der Insel Delos bei Bac[illegible] lides hatte ich aus Scholl. Callimach. in [illegible] schon Exx. Critt. IV, p. 24 angemerkt, so w[illegible] auch schon anderweitig vermuthet habe, dafs die [illegible] angedeutete Beziehung in den namenlos angef[illegible] Worten Scholl. Il. N, 759. Ῥόνδακον ἀμφὶ βαθύ[illegible]

Digitized by Google

en Bakchylides erkennen lasse. Zu Lamprocl. I. ollte doch die zu Eustath. Prooem. p. 20 hierher gehörige Notiz Bekker. Anecdd. p. 207, 32. erwähnt ein, während Hr. B. sie trotz Böckhs richtiger Gegenbemerkung auf Pindar fr. 9. bezogen hat. Endlich ist für Philoxenos unter Anderm übersehen Plinius l. H. XXXVII. 2, Electrum appellatum, quoniam Sol ceitatus sit Electros (elector, ἠλέκτωρ corrigirt M. Schmidt Emendatt. Fortuit. p. 20 coll. Meinek. Anall. lex. p. 112) plurimi poetae dixere, primique, ut arbor, Aeschylus, *Philoxenus*, Nicander, Euripides, Myrus.

Das ist Alles, was ich zusammengestoppelt habe; erta dithyrambographorum könnte man leicht aus Aristophanes aufsuchen. Ungleich gröfser ist die Zahl nicht angeführten Stellen, die auf sonsther bekannte beziehen oder die von verschiednen Schriftstellern gezogen werden. In der Anführung derselben herrscht gröfste Inconsequenz, indem bald die gleichgültigen Stellen citirt, bald wichtige ignorirt werden. Das wird der Verlauf unserer Recension Proben geben. Wir wollen nun zunächst die Frage beantworten, denn Hr. B. für die von ihm aufgenommenen Dichter gethan habe und habe thun wollen? Litterarische Leistungen finden sich nirgend, nicht einmal irgend ein Fingerzeig über die Beschaffenheit der Hülfsmittel und Vorarbeiten zu den einzelnen Dichtern, z. B. Pindar und Theognis. Das wäre doch ein Leichtes gewesen, in kurzen Proömien den Leser des Buchs auf den richtigen Standpunct zu stellen. Hat doch der Leser nach der Art der Ueberlieferung ein sehr verschiedenes Verfahren einzuhalten. Auch für die Interpretation, deren diese meist schwierigen Dichterüberlieferungen so sehr bedürfen, ist nicht das Geringste gethan. Hr. B. giebt den Text, bei den eigentlichen Liedern ein metrisches Schema, unter dem Texte Anmerkungen woher die einzelnen Stücke entlehnt sind, endlich gewählte Varianten, selten ein Wort zur Rechtfertigung seiner Conjecturen oder eine Parallelstelle. Es ist zu besorgen, dafs mit einer so compendiarischen Behandlung den Wenigsten viel gedient sein wird. Denn die Wenigsten können ein besondres Studium auf diese Stücke verwenden. Wer also ohne eigentliches Studium das Buch gebrauchen will, wird bei Schwierigkeiten rathlos zu andern Büchern greifen müssen. Er hat Hr. B. sein Buch lediglich für den Gebrauch des eigentlichen gelehrten Forschers bestimmt. Von einem Buche der Art kann man mit Recht fordern, dafs es einmal die bisherigen speciellen Leistungen ihrem gelungnen Theile nach in möglichst vollständiger Auswahl überblicken lasse, um factisch zu zeigen, was bisher geleistet worden ist; sodann, dafs es den kritischen Apparat mit der gewissenhaften Treue darbietet, die das Nachschlagen vieler zerstreuten Bücher unnöthig macht, worauf sich der Kritiker bei fortgesetzten Verbesserungsversuchen in der Regel zuversichtlich verlassen kann. Irrthümer werden auch beim besten Willen unterlaufen. Aber die gröfste Akribie gilt als unerläfsliche, den Werth eines kritischen Werkes wesentlich bestimmende Forderung.

Die nur wenige Andeutungen gebende Vorrede erklärt sich über die befolgten kritischen Grundsätze nicht ausführlich. Ich hätte das gern gesehen, da es jetzt sehr schwer ist, Hrn. B.'s etwaige Grundsätze aus den sehr divergirenden Thatsachen herauszufinden. Nur über einen Punct spricht sich Hr. B. p. V. so aus: Hanc rationem secutus sum, ut nihil nesciis legentibus novatum sit: in critica enim adnotatione, quam subieci, sedulo operam dedi, ut quid librorum manu scriptorum auctoritate nitatur, quidve ex hominum doctorum coniecturis profectum sit, plane posset perspici. Sed ne nimium libri moles augeretur, praecipuas tantum coniecturas easque, quae probabilitatis specie maxime commendarentur, commemoravi. Ist nun auch in den meisten Fällen wirklich die handschriftliche Lesart angegeben, so begegnet man doch in allen Theilen des Buchs zahlreichen Stellen, wo das unterblieben ist. Uebrigens pflegt Hr. B., sobald nur *ein* Codex die befolgte Lesart bietet, die Abweichung der übrigen in der Regel nicht zu bemerken, selbst in solchen Fällen, wo die Vulgata auf Hdschrr. beruht. Das sollte nicht der Fall sein, da der Kritiker nun oft Verdacht schöpfen mufs, es sei ohne handschriftliche Gewähr oder durch zufälliges Versehen von der gewöhnlichen Lesart abgewichen. Dafs jene oben als Grundsatz hingestellte Angabe der handschriftlichen Ueberlieferung nicht durchweg befolgt ist, mögen folgende Proben zeigen.

Pindar Ol. 6, 53. ἀλλὰ κέκρυπτο γάρ nach Hermanns Conjectur, ohne die Codd. oder Böckh zu nennen; 97. θραύσαι mit Hermann, die codd. θραύσοι, Schol. Vrat. A. θράσσοι. Pyth. 2, 34. κατ' αὐτόν nach Thiersch; 3, 43. βάματι τ' ἐν statt δ' ἐν, wohl Druckfehler. Nem.

Digitized by Google

X, 38. σὺν fehlt in codd. und ist erst von Schmid aus Scholl. hergestellt; Isthm. 2, 16. ἀναδεῖσθαι Schmid; codd. ἀνδεῖσθαι. Fr. 234. ist nach Schneiders Conjecturen gegeben, die, wie sich gezeigt hat, nicht Stich halten, s. Bergks Addend. p. 885, wo die Worte eben so emendirt sind, wie ich es gethan habe Rhein. Mus. 1842, p. 279. Theognis. 119. ἄσχετος codd. aufser einem ganz schlechten, der ἀνσχετός giebt; 466. ὅ, τ' mit Hermann; 856. νηῦς mit Delect. (1361. hat Hr. B. ναῦς gelassen); Archiloch. 100. cod. Apoll. ἐμοι, weshalb ἐμεῦ zu schreiben war, was freilich auch ohne diese Spur nothwendig ist; 101. cod. Photii λειωι, von Porson emendirt. Simonid. Amorg. 1, 3. ἐφημέριοι codd. 16. πορφυρῆς, wofür mit Delect. πορφυρέης geschrieben ist; 6, 53. ἀδηνής ist Emendation von Valckenaer. Die Note sagt merkwürdigerweise weiter gar nichts als: ἀληνής (vielmehr ἀληνῆς) Gesner. Aber so oder ἀληνῆς haben alle Quellen. — Ibid. 76. ἃ τάλας ist Emendation von Grotius. Die codd. ἀτάλας, αὐτάλας. — Hipponact. fr. 126. ist nach Putsch gegeben, während die Hdschr. Gaisfords zeigt, dafs Putsch willkürlich ὅς eingeschoben hat. Es liegt etwas Andres darin. Simon Cei fr. 45, 3. ist stillschweigend geschrieben: ἄπονον οὔτ' ἄφθιτον οὐδ' ἀκίνδυνον, wohl aus Versehen; 85, 9. γηρασέμεν mit mir, die codd. γηρασσέμεν; 158, 5. ist nach meiner Emendation stillschweigend geschrieben: Ἰσθμῷ δ' ἐν ζαθέᾳ τρὶς ἐπισχερὼ οἶδεν ἑλόντα ἀκτὰ Ποντομέδοντος ἆθλα. Der Codex οὐδ' ἐγένοντο ἀκτίνων τομίδων ποταθμοί, woraus man gewöhnlich ganz etwas Andres gemacht hatte. Dafs ich auch erst V. 11. das Richtige zurückgeführt habe, (aufserdem ist mit Hermann στάδιον zu verbessern) sollte doch erinnert sein. Bacchyl. 13, 5. μέλει vulgo; 6. αἴθαν (αἰέν B) ἀράχναν codd., welches Grotius verbessert hat. Die codd. Plut. haben ἔνθα oder ἐνθάδ'. Licymn. 1. steht Grotius Conjectur Ἀχέρων ἀχέων ohne ein Wort im Texte, während vulgo Ἀχέρων fehlt und der Vatic. statt ἀχέων liest Ἀχέρων; 3, 2. haben 3 codd. Ath. ἐκοίμιζεν. Melanipp. 3. statt der Conjectur des Grotius vulgo ἀχαιοῖσι προχέων, wofür codd. ἀχεοισι (sic). Darin liegt: ἄχεα θνάτοισι oder ἄχε' ἀνθρώποισι προχέων. Scol. 26, 1. Ἔγχει δὴ Κήδωνι, während alle Quellen ἔγχει καὶ Κήδωνι haben; Carm. Pop. 6. haben die Codd. κωμάσατε, Solanus hat κωμάξατε verbessert, u. s. w.

Dieses mag genügen, um Vorsicht anzuempfehlen. Einzelnes ist wohl Druckversehen, andres Irrthümer, wie sie sich nie völlig ausrotten lassen. Man könnte meinen, durch die meisten der als Probe aufgeführten Versehen sei dem Texte selbst kein Nachtheil erwachsen. Auch in dem Falle, dafs der Text um kein Härchen gewinnt, fordert es die Gewissenhaftigkeit des Kritikers, nichts von der handschriftlichen Gewähr zu verschweigen, wäre es auch das Geringfügigste. Ein solches selbst das kleinste umfassende Streben, die Wahrheit zu ergründen, hat seine ethische Wurzel und wer daran spöttelt, bedenke wohl, dafs er den angebornen Trieb nach Erkenntnifs der Wahrheit bespöttelt. Allein es dürfte nicht schwer sein, Stellen aufzufinden, die genauer auf die Ueberlieferung zurückgerufen Hrn. Bergks Text zu ändern zwingen möchten. So ist Simon. Amorg. 1, 23. mit Meineke geschrieben:

οὐκ ἂν κακῶν ἐρῴμεν, οὐδ' ἐν ἄλγεσι
κακοῖς ἔδοντες θυμὸν αἰκιζοίμεθα,

wo beiläufig gesagt, nicht Stephanus αἰκιζοίμεθα emendirt, sondern schon Trincavellus aus seinem Codex, dem er, wie ich zeigen kann, mit grofser Treue gefolgt ist, ferner Brunck ausdrücklich aus B, so geschrieben hat. Ich wundre mich nicht, dafs Herr Com. Grr. IV, p. 717 für seine schöne Emendation ἔδοντες statt ἔχοντες allgemeinen Beifall hofft: omnibus ut spero, assensum latura. Allein beide Herren haben den Stobäus schwerlich nachgesehn, wo von jeher nicht ἐν ἄλγεσιν, sondern ἐπ' ἄλγεσι steht. Jenes hat erst, ich glaube seit Stephanus, in die Sammlungen eingenistet, auch Welcker hat sich täuschen lassen. Damit fällt jede Probabilität der Emendation weg, da die Grundlage derselben sich als morsch gezeigt hat. Codd. behalten Recht. Der Dichter sagt, *wir wollen nicht unser Gemüth bitterm Harme hingebend uns quälen.* Ich glaube nicht einmal, dafs es nöthig mit der Conjectur οὐδ' ἐπ' ἄλγεσιν κακοῖσι δόντες θυμὸν αἰκιζοίμεθα nachzuhelfen. Zu vergleichen ist Hes. Opp. 244. ἐπὶ ἔργῳ θυμὸν ἔχων und der ganz gleiche Gedanke Alcaei fr. 35. Οὐ χρὴ κάκοισιν θῦμον ἐνιπήν· προκόψομεν γὰρ οὐδὲν ἀσάμενοι. — Ein zweites Beispiel, wo das Nichtbeachten der Codd. Irrthum verlafst hat, mag Hipponact. fr. 35. geben. Da lesen wir

Μηδέ τ' ἄν μοι μῦ
λαλεῖν Λεβεδίην ἰσχάδ' ἐκ Καμανδωδοῦ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ietae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Wir erfahren nicht, dafs μηδέ τ' ἄν, wofür in den en μηδ' ἔτ' ἄν vermuthet wird, erst von Fabricius, nur μηδὲ ἄν μοι μῦ schrieb, 'dem Spätere nachge- en haben, gemacht ist. Die Codd. haben μηδέ μοι und da zwei bei Bekker aufserdem λαλεῖ bieten, so te die Stelle so zu schreiben sein:

Μηδέ μοι μῦ [μῦ]
λάλει Λεβεδίην ἰσχάδ' ἐκ Καμανδωδοῦ. —

ist natürlich, nunmehr zuzusehn, ob der kritische rat Hrn. Bergks übrigens in seinen positiven An- n, zufällige Versehen abgerechnet, das Lob der uigkeit und Sorgfalt verdiene und ob er folglich Kritiker unbedenklich als Basis seiner Operatio- enen kann. Auf Vollständigkeit des Materials, ür schwer zu erreichen ist, hat Hr. B. es nicht gt und ich will daran nicht mäkeln, da ein Sam- utzloser Schreibfehler nicht eben das geistigste ft ist. Nur einigermafsen Wichtiges sollte nir- bergangen sein, insofern es, wo nicht für den lick, doch vielleicht künftig einmal Gewinn ab- n kann. Was Hrn. Bergks Angaben betrifft, so ich leider es aussprechen, dafs sie auch den bil- Wünschen durchaus in keinerlei Art genügen Mag bei einzelnen dem Publicum mitgetheil- endationen ein Auge oder meinetwegen beide ickt werden, wenn die diplomatischen Angaben sen werden oder ungenau sind: einem Werke, vorliegenden, thut Unzuverlässigkeit der quel- gen Angaben wesentlichen Abbruch.

fen wir einmal den Apparat, welchen Hr. B. dar untergelegt. Hier war die Mühe, densel- ammenzubringen, ziemlich gering, da es nur nkam, der Hauptsache nach Böckhs Notae zu excerpiren, das in den Explicationes und bhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte Nachgetragne zu berücksichtigen und die von Kayser bekannt gemachte genaue Collation des Pal. C zu benutzen. Aufserdem mufsten die Scholien, die ältesten und wichtigsten Zeugen des Textes, mit Sorgfalt durchgesehen werden, da Böckh bei den Notae Criticae die schätzbaren Hülfsmittel für Verbesserung derselben noch nicht zu Gebote standen und er nicht mit gleichmäfsiger Genauigkeit die Zeugnisse der Scholien angegeben hat. Darin ist nun leider Hr. B. nicht mit der erforderlichen Consequenz zu Werke gegangen. Begleiten wir seine Angaben eine Strecke Weges. Ich wähle nur aus. Ol. I, 28. φάτις Schol. Und eine Reihe der bessern Codd. — Athenaeus ἄπορον. Ist nicht richtig, s. ed. Dissen. 2. — 79. τρεῖς τε καὶ δέκ' plerique codd. Und Scholien. — 80. ist μναστῆρας als Lesart des Gregor. Corinth. und des Schol. Lykophr. genannt, nicht aber Philostrat. Imagg. I, 30. berücksichtigt, in dessen auf Pindar deutender Stelle die codd. schwanken zwischen μναστῆρας und ἐρῶντας. — 89. pauci μεμαότας. Etwa *zehn* und die Scholien. Wir werden ein auffallendes Schwanken in diesen Bezeichnungen, pauci, plerique u. dgl. beachten. — Ol. II, 46. ἔχοντι libri, ut videtur, omnes. Aufser Pal. C, der ἔχοντι (sic) liest. — 52. Dindorf. δυςφρονᾶν. Nach Anleitung der Scholien. — 55. Der Ausdruck codd. ἐτυμώτατον aut ἀλαθινόν ist zu ungenau, da ἀλ. nachweislich Correctur des Triklinios ist. Die Lesart ἔτυμον ist nicht erwähnt. — 56. Libri meliores et Schol. εἰ δέ μιν ἔχει τις. Vielmehr ἔχων. — 71. Unus cod. νάσων. Diese unmetrische Lesart wird ohne Noth angeführt, der in zwei codd. erhaltene richtige Accent νάσος und das in mehreren codd. stehende aus jenem corrumpirte νάσους übergangen. — 85. fehlt die durch alte Grammatiker überlieferte Lesart φωνεῦντα. — 87. γαρυέμεν Dawesius. Schon alte Grammatiker. — 97. καλοῖς aliquot codd. Auch Scholl. vett. — Ol. III, 4.

Digitized by Google

οὕτω τοι duo codd. Nur Pal. C, den Hr. B. nach Böckh und Kayser doppelt gezählt hat. — 7. θεόδματον Boeckhius et unus cod. Vulgo θεόδμητον. Woher dieser Irrthum? Kayser sagt irrthümlich, im Pal. C allein stehe θεόδματον, während doch Böckh θεόδμητον nur aus fünf schlechten codd. anführt. Was heifst vulgo? Keine Ausgabe hat so. — 18. fehlt, dafs die Scholl. auch ἀρετᾶν, mehre Codd. ἀρεταῖς geben. — 25. fehlt Heynes Lesart πόρευεν, die erst Böckh berichtigt hat. — 26. ist Ἰστριανάν (im Texte steht Ἰστριάναν) geschrieben, welches auf den Schreibfehler der meisten Codd. Ἰστριανήν statt Ἰστρίαν νιν gestützt ist. Aristarchs Ἰστρία νιν und überhaupt die Scholien sind übergangen. — 30. ἱράν Boeckhius. Nach Hdschrr. — 35. vulgo διδύμοις, nonnulli codd. διδύμοισι. Aber dafs zwei codd. durch διδύμμοις Hermanns Emendation bestätigen, wird nicht gesagt. — 38. ὧν πα fere omnes codd. Und die alten Scholien. — 44. σταλᾶν unus tantum, ut videtur codex. Vulgo στηλᾶν. Woher der Irrthum? Kayser sagt Pal. C habet σταλᾶν. Böckh führt nämlich diesen Codex gerade nicht dafür an, wohl aber drei sehr gute, Par. A, Gott. Vat. — Ol. IV, 15. ξεννίαις servandum, Boeckhius ex tribus codd. (Kaysers Pal. C ist der vierte) ξενίαις. Nicht im Texte. — 16. Ἀσυχίαν Heynius. Aber aus codd. — 27. πὰρ ex pluribus libris scripsi pro παρά. Davon steht bei Böckh nichts und auch Pal. C. hat παρά. — Ol. V, 21. Ποσειδανίαισιν hat erst Böckh hergestellt gegen die Codd., mit den Scholl. Davon ist hier nichts gesagt. — Ol. VI, 3. Lucianus citat ἀρχομένους. Ehedem; jetzt steht dort auch ἀρχομένου. (Gelegentlich bemerke ich, dafs ἀρχομένους bei Plut. Praec. Reip. Ger. 10. steht, wenigstens in der Didotschen Ausgabe). — 18. Vulgo δεσπότᾳ νῦν πάρεστι. Vielmehr πάρστι. — 60. λαοτρόφον Boeckhius. Aus codd. — 76. ποτιστάξει *plures* codd. Gerade die besten und lemma vett. scholl. — 77. ὅροις libri und dazu Schol. Vrat. A. — 86. Vulgo αἰχμηταῖσι. Nämlich ante Heynium. Hr. B. nennt vulgo meist die Vorböckhische, oft die Vorheynische, mitunter die Vorschmidische Lesart. — Ol. VII, 29. ἔκτανεν Τίρυνθι scripsi: unus cod. ἔκτανε Τίρυνθι, nämlich Pal. C. Aber Böckh führt für ἔκτανεν Τίρυνθι zu Pyth. III, 74. nicht weniger als *acht* Hdschrr. an. Dort hat Hr. B. trotz der codd. ἔλ' ἐν Κίῤῥᾳ geschrieben. — 33. εὐθύν unus codex. Auch ein alter Scholiast und nach Triklinius war es Lesart der alten Recension. Substituerunt *vulgo* στέλλεν, nämlich schon die Byzantiner. — 49. Vulgo κείνοισι μέν. Die Lesart der besten codd., die hinter νεφέλαν einschieben Ζεύς, ist übergangen. — 80. μέλλω Boeckhius. Aus codd. — Ol. VIII, 32. fehlt die Lesart τεύξειν. — 39. ἀτυζομένω *unus* codex, *alii* ἀτυζομένω, *plerique* ἀτυζόμενοι. Das erste haben außer Pal. C. bei Böckh Par. A Vat. und die Romana; das zweite hat keiner; drei aber haben ἀτυζομενω (sic) mit überschriebnem οι. — 48. meliores libri; und die alten Scholien; desgleichen 59. ἐκ παγκρατίου. — 58. Kaysers ingeniöse Emendation μέτα statt μάχαν nicht erwähnt. — 78. ἐρδομένων coniecit Schmidius. So Hermann aus cod. Ciz., der ἐρδ. hat. — Ol. IX, 8. *Vulgo* [illegible] σιν. Vor Schmid, der es aus Pal. C verbessert. — 12. ἐφάψεαι unus, ut videtur, codex. Aber viele libri ἐφάψαι, nicht, wie man glauben mufs, die Vulg. ἐφάψ[illegible]. 16. ist die Lesart der codd. ungenau angegeben, nämlich nicht gesagt, dafs ἀλφεοῦ in vier sehr gut steht und dafs Böckh nach dem alten Schol. ἴσα strichen hat. Bergk hält ἴσον für „satis germanum itaque *scripsi* ἴσα τε Κασταλίᾳ". Mit Ahlwardt, worin ich auf Böckhs nirgend benutzte Abhandlung de C[illegible] p. 117 verweisen darf. — 30. σκυτάλαν *pauci*. [illegible] Mosc. A *e corr.* — 68. fehlen die Scholl. vett., [illegible] ich von jetzt an übergehen will, wie z. B. gleich [illegible] δαιμονίᾳ durch sie bestätigt wird, wie durch Schol. Il. B, 367. — 112. ist die handschriftliche Lesart genau, auch Böckhs evidente Bemerkung, dafs [illegible] Weglassung ὅς in ein paar Codd. auf metrischer [illegible] kunde beruht, bei der Constitution der Stelle nicht [illegible] achtet. — Ol. X, 4. πράσσοι omnes codd., unus [illegible] Nur Heynes zweite Ausgabe hat aus Versehen [illegible] aber πράττει hat Niemand. — 10. soll ἐςαεί in [illegible] codd. fehlen und einer ἐςαεὶ ἀνθεῖ haben. Davon [illegible] ich nichts, vielmehr giebt nur Kayser an, dafs in [illegible] C ἐςαεὶ fehle. — 25. ist unrichtig, dafs codd. ἐκ[illegible] da eine Anzahl auch ἐκτίσσατο hat. Die gleich [illegible] Text gesetzte Vermuthung πατὴρ ἑξάριθμον ἐκ[illegible] soll bedeuten: pater Iuppiter iussit filium Olym[illegible] stituere. Das ist nicht denkbar, theils weil πα[illegible] nackt hingestellt, unklar wäre, theils weil πα[illegible] zu dem folgenden πέφνε bezogen werden müfste, weil ἐκτίσσατο überall, wo es vorkommt, für ἔκτ[illegible] setzt ist. — 42. Libri ἀντήσαις. Nach Böckh [illegible] τιάσας. — 51. alii codd. νώνυμνον. Nur Scholl. [illegible] einige codd. νώνυμον. — 63. ἐν δόξᾳ plerique li[illegible]

Digitized by Google

nicht richtig. — 71. Hermanns ἄκοντι Φράστωρ δ', nämlich mit Mosc. B und Romana. — 105. πότμον *meliores* codd. Lediglich Vat. und übergeschrieben Mosc. A. — Ol. XIII, 25. ἀφθόνητος Boeckhius et sic *unus* codex. Böckh sagt: ἀφθόνητος vindicavi ad Ol, X, 7. Hätte Hr. B. nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, dafs hier ἀφθόνητος haben Bodleiani, Aug. A B, Vrat. A, Mosc. B, Cygn., Guelf., Vatic., wozu Böckh noch fügt: ex pluribus libris varietates huius generis enotatae non sunt. Woher Hrn. Bergks Irrthum? Er dachte nur an Kaysers Pal. C. — 30. hätte die freilich erst in den Explicatt. nachgetragene, Böckhs Kritik rechtfertigende Angabe des Et. M. p. 112, 50. nicht fehlen sollen. — 79. sollte Kaysers auf guten Spuren beruhendes δ' ᾗ τάχιστα erwähnt sein. — 85. γένοι Hermannus. Mit den Scholl. vett. — 92. Vulgo ἀχρεῖαι. Druckfehler statt ἀρχεῖαι. — Ol. XIV, 4. sollte Ἐρχομενοῦ aus Vat. nicht fehlen. — 13. ὦ πότνι' *unus* codex. Zwei, Pal. C. und Vat. — 18. fehlt, dafs gute codd. mit τ' ἀείδων Böckhs Anordnung bestätigen. — 21. *Nonulli* codd. ἐλθέ aut ἔλθ'. Sind doch ihrer *neun* und war die besten. Zu Pyth. II, 16. sind *aliquot* sieben, zu 65. *multi* sechs Hdschrr. —

In den Pyth. etc. werde ich strenger auswählen. Pyth. I, 13. ἀτόζεται *scripsi*, libri meliores ἀτόζηται, vulgo ἀτόζονται. Da ist erstlich falsch ἀτόζηται den meliores zugeschrieben, da es nur aus Gott. angeführt wird; ἀτόζεται *scripsi* läfst schliefsen, dafs es Emendation von Bergks sei. Steht aber in den optimi, Par. A, Pal. C, Ven. D F. Dafs aber drittens ἀτόζονται durch die alten Scholien und dreifache (freilich erst in den Opll. nachgeholte) Anführung Plutarchs geschützt wird, ist das *vulgo* nicht errathen. — 26. θαυμάσιον προσιδέσθαι servavi, licet inusitatum sit προσιδέσθαι, sed θαυμάσιόν τι ἰδέσθαι, quod aliquot codd. exhibent, in P. ne insolens. Da erfährt man erstens nicht, dafs θαυμάσιον προσιδέσθαι, wie einige codd. haben, durch Plutarchus und Macrobius geschützt ist; ferner, dafs die andern θαυμάσιον πυθέσθαι oder ἰδέσθαι haben, woraus ἰδέσθαι erst durch offenbare Interpolation gemacht ist. — 52. Hermanns Emendationen und die nach meiner Ueberzeugung evidente Verbesserung Wakefields hört man nicht. — 65. Libri Δωριῆς. Und Δωριεῖς. — Ist ἐς ἀσυχίαν und die darauf leitenden Spuren in den codd. übergangen. S. Kayser. — 83. ἐλπίδας *omnes* codd., *olim* ἀπάδις. *Alle* codd. aufser Ven. F (und edit. Romana) haben ἐλπίδας, *nur* Rom. ἀπάδις. — 85. Plerique codd. οἰκτιρμῶν. Aber *gute* haben οἰκτιρμοῦ mit Stobäus und Palladas. — 92. sind die Spuren der codd., worauf Hermanns Emendation gestützt ist, nicht angegeben. — Pyth. II, 31. Vulgo ὅτι γ'. Vielmehr ὅτι τ'. — 36. ἔβαλον ποτὶ καὶ τὸν ἑκόντ' Boeckhius. Vielmehr Bothius und zwar ποτε, nicht ποτί. — 53. Alii κακηγοριᾶ (schr. κακηγοριᾶν). Aber andre auch κακηγοριῶν, κακουργιᾶν, welche Lesarten auf den auch von dem Scholiasten anerkannten Plural weisen. — 61. κενέα Pauwius. Und cod. Guelf. — 65. Unus cod. ἱπποσόοισι. Vielmehr hat Par. A rubro colore supra lineam ἱπποσόοισιν. — Pyth. III, 4. Schol. εὐρυμέδοντος. War Druckfehler der einzigen edit. Rom., s. Boeckh. ad Scholl. — 6. Ἀσκλήπιον *pauci* libri. Nur Bodl. γ, aber Ἀσκληπιόν. — 59. Codd. omnes φρεσί. Nur Pal. C, so viel bekannt. Die übrigen φρεσίν. — 81. σύνδυο *unus* codex. Nach Böckh *lectio librorum paene omnium*. — Pyth. IV, 39. βᾶμεν scripsit Boeckhius, vulgo βάμεν. Wohl ein übereilter Schlufs, weil Kayser aus Pal. C βάμεν anführt! — 56. Libri ἀγαγέν. Auch ἄγαγεν, ἄγαγε. — 84. ἀταρβάτοιο Tzetzes. Aber auch ἀταρβήτοιο. — 155. Die einzig richtige Lesart ἀνασταίῃ, die den Scholien zufolge die Vulgata war, ist gar nicht erwähnt. — 179. Alii ταχέες. Vielmehr ταχέες δ'. — 190. ὀρνίχεσσιν ἐν κλάροισι *tres* codd. Nur Bodl. C. — 211. ἔπειτεν Boeckhius. Aus zwei codd. — 246. *Vulgo* σιδήρου. *Vor Heyne.* — 250. Didymus legebat τὰν Πελιαφόνον (vielmehr wollte er entweder Πελιαοφονόν oder Πελιαοφόνον) et sic duo codd. Vielmehr drei, die aber Πελιαοφόνον haben. — 258. Herm. et Heynius ἀν'. Vielmehr Beck, von Heyne verworfen. Hermann will ἄν. — Pyth. V, 24. φίλει codd. Aristarchus coniecit φιλεῖν. Steht auch in den besten codd. Pal. C Gotting. 26. ὀψίνοον Schol. Allerdings der Eine, auch Pal. C. — 49. Codd. μναμήϊον. Zwei μναμήϊ' mit den Scholien. — 56. *Vulgo* δῶκεν. *Vor Erasmus Schmid.* — Pyth. VI, 1. ἢ Heynius. Und zwei codd. — 12. ἄνεμος codd., ut videtur, omnes. Aufser Pal. C. — 15. κοινάν ed. Rom. et unus codex. Zwei, nämlich auch Pal. C. — Pyth. VII, 2. *Duo* codd. ἐρισθενεῖ. Nur Par. B. — 5. fehlt die Lesart τίνα γ' οἶκον ganz, so wie dafs Böckhs τίνα οἶκον, wozu Alles drängt, lemm. Scholl. hat. Das aufgenommene τίνα δ' οἶκον kann durch den dreigliedrigen Satz Ol. II, 2. nicht geschützt werden. — 6. ναίοντ' Schmidius. Nach den alten Gram-

Digitized by Google

matikern. — 9. Aliquot libri πολίεσσι vel πολιέεσσι. Auch πολίεσσιν. V. 10. und VIII, 4. ist die Angabe unzuverlässig. — Pyth. VIII, 20. Libri Παρνασσίᾳ vel Παρνασίᾳ. Nach Böckh nur dieses. — 97. φέγγος ἔπεστιν Heynius. Mit Scholl. — Pyth. IX, 8. *Vulgo* τρίταν. *Vor Erasmus Schmid.* — 18. Ceteri ἐφίλησεν. Woher weifs Herr Bergk das? Böckh führt ein paar codd. an und sagt: de ceteris non liquet. — 88. Libri ἀεὶ μέμναται. Oder αἰεί. — 91. In der schwierigen Stelle weder die Vulgata noch Böckh erwähnt. — 98. *Tres* ἑκάσται. Zwei, Pal. C. und Guelf. — 105. Dafs Hermanns Emendation die Scholien für sich hat, sollte gesagt sein. — 106. Ἴρασσαν libri. Aber Pal. C hat Ἴρασσα. — Pyth. X, 4. Die alte Lesart κατὰ καιρόν fehlt. — 14. fehlt θῆκεν καί Rom., wodurch Hermanns Emendation beglaubigt wird. — 36. ὀρθίαν Pauwius. Auch ein paar codd. — 60. ist die ganze Angabe ungenau: ὑπέκνισε Boeckhius, nach den Scholl.; libri ἔκνιξέν γε. Aber viele haben ἔκνιξέ γε und γε fehlt in guten Büchern. — Pyth. XI, 25. *Pauci* ἔννυχον. Nur *Einer.* — 42. χρή eiecit Schmidius. Mit den Scholien. — Nem. I, 13. σπεῖρε Hermannus, vulgo ἔγειρε. Jenes ist vielmehr von Beck gesetzt; dafs aber codd. auch ἄγειρε und νῦν ἔγειρ' haben, wird nicht gesagt. — Nem. III, 7. ἀθλονικία Boeckhius. Aber mit codd. und Scholl. — 55. δίδαξε Herm. Aus Par. A. — 56. Boeckhius coniecit ἀγλαόκρανον. Steht aber im Med. B, so wie das aus Einem angeführte ἀγλαόκολπον auch im Par. A suprascr. steht. — Nem. IV, 25. Libri καρτερός.. Vielmehr κρατερός. — 49. Εὐξείνῳ Schol. Und zwei codd. — 68. γένος Stephanus. Aus Scholl. — Nem. V, 19. Libri plerique μακρὰ δ' αὐτόθεν. Vielmehr μακρά μοι δ' αὐτόθεν. — 32. Libri τοῦ δ'. Sondern τοῦ δέ. Von der Vulg. und den Versuchen andrer Gelehrten keine Silbe. — 34. *Vulgo* εὖ φράσθη. Hat *lediglich die edit. Rom.* — 43. ἴθνος, Πυθέα Boeckhius. Alte Lesart nach Scholl. — Nem. VI, 29. ἱεὶς Schmidius et Heynius. Nach Scholl. — Nem. VII, 25. fehlt die Lesart der Grammatiker ἐάν, wie VI, 28. ἂν τετυχεῖν. — 29. *Unus* ἂν ναυσί. *Zwei.* — 104. ταὐτά Schmidius. Nach Scholl. — Nem. VIII, 25. Scholiasta ἐν λυγρῷ γήρει. Aber nur Einer der Scholiasten, während andre die unstreitig richtige Vulg. erklären. Jenes γήρει ist wohl nur Schreibfehler. — 29. πελεμιζόμενοι Wakefieldius. Auch Aristarch, s. Scholl. — Nem. IX, 17. Boeckhius adiecit δὴ τόθεν. Nach Anleitung der Scholl. Ebenso 33. ὑπὸ κρύφα, ἔνθα Ρέας, X, 41. τόδε u. s. w. — Nem. X, 62. sind die Angaben ungenau und unvollständig, wie Aristarchs ἥμενον ganz fehlt und ἥμενος nur als Lesart Hermanns und eines cod. erscheint, während sie nach Scholl. alte Vulg. war. — 69. Libri ἀνέσχασσαν. Vielmehr ἀνέσχασσαν. Die Emendation ἀνέχασσαν beruht auf Scholl. — 74. ἔκιχε duo libri. Einer ἔκιχε, Einer ἔκιχεν. — 82. Vulgo ἔσταζ'. Druckfehler statt ἔσταξ'. — Nem. XI, 40. περόδοις Schmidius. Bestätigen alte Zeugen ausdrücklich. — Isthm. I, 25. ὁπότ' αὖ ist mit Kayser geschrieben. Das dieser Aenderung sehr ungünstige Zeugnifs des Ammonios fehlt. — 41. ist die alte Lesart der Scholl. ἀρεταί nicht erwähnt. — Isthm. II, 12. Wo ἄγνωτ' noch ἀγνῶτι aus Scholl. erwähnt. — 26. Codd. tres πίτνοντο. Vielmehr πίτνοντα. Jenes Druckfehler Böckh. — 42. ἀκτάς Schol. Vielmehr αὐγάς ἢ τάς. — Isthm. III, 29. *Vulgo* ἀνορέας. Nämlich *Rom.* — 89. Codd. τρίταν. Nur zwei. — Isthm. IV, Ed. Ald. διὰ δαίμονα. Vielmehr Rom. — 27. Schmidius. Nach Scholl. — Isthm. V, 12. Schol. Ein andrer ἐσχατιάς. — 25. ἀΐει Herm. Scholl. — 56. ἀναγήσασθ' Mingarellus; vulgo ἀγήσα Aber fünf codd. haben das auf die Emendation rende ἀγήσασθ'. — 63. Ψαλυχιδᾶν Schmidius. Scholl., die auch noch Ψαλυχιαδᾶν und Ψυλακιδᾶν nen. — Isthm. VI, 43. ἄισος Schol. Ein andrer

Langweilt sich der geneigte Leser bei so Silbenstecherei und Apices-Jägerei, so wolle er ligst bedenken, dafs es für mich auch eben nicht weilig gewesen ist, Hrn. B. nachzugehn, und len Dingen das philologische Gewissen zu beru Was die Fragmente des Pindar betrifft, so ist sehr selten beflissen gewesen, Böckhs Apparat gänzen. Ich darf mich zur Bewahrheitung diese gabe auf ein Vergleichung mit den nott. critt. mir besorgten zweiten Dissenschen Ausgabe Werfen wir lieber einen Blick auf Theognis Ueberbleibsel, die Hrn. B. schon früher manche reiche und treffende Emendation verdankten. bekannt, dafs die Kritik des Theognis durch Mutinensis eine Unterlage erhalten hat, wie nur immer dem Texte eines Schriftstellers wünsche

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

etae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Gegen diesen Codex verschwinden alle übrigen ihren schlechten aus Byzantinischem Schulgebrauch mmenden Interpolationen fast sämmtlich, nur KO ren zum alten Texte, der in ihnen auf der Ueber- gstufe zu der Masse der vulgares erscheint. Die nden des Mut. (A) sollten vollständig und mit nung des Codex mitgetheilt sein, von den übrigen gte eine Auswahl der Lesarten. Statt dessen be- hnet Hr. B., der über die Ueberlieferung des *ognis* nirgend ein Wort verliert, den A oft aller- n durch opt. cod. Aber nicht immer: oft auch codex, wie z. B. V. 45., oft wird er mit andern, rade zustimmen, unter pauci, plerique, duo etc. mengeworfen. Zu V. 52. sind *tres optimi* codices zu verstehen, zu V. 55. *tres* codices dieselben; multi libri sind gerade fünf schlechte u. s. w. vergleiche den Bekkerschen Apparat einmal selbst. t auch die Lesart gar nicht angegeben, wie z. 2. alle Varr. fehlen, namentlich πολλόν aus A. ntlich ist ein wichtiges Hülfsmittel für die Kritik heognis in den zahlreichen Anführungen sowohl r Schriftsteller als namentlich des Stobäus vor- n, dessen Lesarten schon darum von Gewicht da sie auf eine ältre Sammlung zurückzugehen en. Kaum glaublich ist es, wie sehr Hr. B. die- verächtliche Zeugnifs zu nutzen verschmäht hat. ihm etwa im Augenblick der Gaisfordsche Sto- icht zu Gebote, so durfte er nur Welckers im genaue Angaben nachsehen. So aber ist das lten und nirgend mit der erforderlichen Genauig- schehen. Hier in Kürze der Beweis. Zu V. 33. s: Musonius ab Stob. LIV. (vielmehr LVI, 18.) ν γε σὺ πῖνε. Aber Stob. hat nach codd. AB γε, wie auch an der übergangnen Stelle LXXIV, 64. Zu V. 35. mufste auch aus demselben Musonius μαθήσεαι und 36. συμμιγῆς angeführt sein. — 132. Stobäus LXXVII. et LXXIX. ὅσοις. Nur 79, 1. Hr. B., der den Stobäus nicht selbst nachgeschlagen hat, ist durch eine Anführung nach der Gesnerschen und eine andre der Grotiusschen Capitelzahl getäuscht. — 155—158. Stob. XCVI. Vielmehr XCV, 15., wo übrigens sehr gut Μή ποτέ μοι statt τοι steht, welches Aufnahme verdient. V. 156. und 157. sind die Angaben ungenau, s. Gaisf. — 175. βαθυχήτεα opt. liber, et sic Stob. XCIV. Vielmehr 96, 16. — 176. πετρέων cod. opt. et Clemens. Und Stobäus AB. — 177. fehlt Stob. 95, 14., wo statt καὶ γάρ gelesen wird πᾶς γάρ. — 185. Xenophon apud Stob. LXXXVI. ἐξ ἀγαθοῦ κτήσασθαι. Ist 88, 14. Daher konnte auch 187. zu οὐδὲ γυνή aufser duo codd. Xenophon genannt sein. Die merkwürdige Anführung Stob. 70, 9. Κύνας μὲν τῇ νῶϊ, die auch andre Alte vor Augen hatten, ist übergangen, auch dafs dort βήσεσθαι (A Stobaei βήσσεσθαι) gelesen wird. — Zu 320 wird aus Stob. 37, 3. die Lesart der meisten codd. Theognid. bestätigt, aber 321. blofs aus cod. optimus ὀπάσσῃ angegeben, welches Stob bestätigt. — 409. 10. führt Stob. 31, 16. mit den Varr. καταθήσεαι ἔνδον und ἦν — δίδως an, ohne dafs er genannt wäre. Gleiches gilt von 421 bis 424. — V. 457. wird das richtige σύμφορόν ἐστι nur durch Athenäus erhärtet. Dasselbe giebt Stob. 71, 2., der auch 459. wegen ἄγχυραι zu berücksichtigen war. — V. 481. νήφοσι cod. opt. Und Stob. 18, 14. Ebenso V. 483. τότε cod. opt. Und Stob. l. c. Noch interessanter V. 485., wo Stobäus beste Quellen, A und Trincav., mit μὴ δὲ βιάσθω Hermanns Emendation erwünscht bestätigen. — V. 498. πίνῃ Bekkerus und ὑπὲρ μέτρον Bekkerus. Beides bestätigt Stob. 18, 15. — V. 503. οἰνοβαρέω duo codd. Und Stob. 18, 17. Auch V. 508. konnte θωρηχθείς durch Stob. bekräftigt werden. — V. 606. führt die Lesart des Mutin., die angegeben ist,

Digitized by Google

πλέον, auf πλεῦν' ἐθέλουσιν ἔχειν, wie Stob. 18, 10. hat. — V. 607—10. stehen mit merklichen Abweichungen Stob. 12, 7., der aber V. 609. nach der Vulg. προςομαρτῇ (codd. AB προςομαρτεῖ), welches Bekker hergestellt hat, bestätigt, wie auch 610. καὶ ἐξέλθῃ. — V. 627. νήφοσιν cod. opt. Und die codd. optt. Stob. 18, 11., der noch andre bemerkenswerthe Lesarten bietet. — V. 665 sq. stehen Stob. 106, 9., welcher 666. mit dem hier allein genannten cod. opt. τιμῆς hat, wofür freilich Schows vorzügliche Codd. τιμήν bieten, s. edit. Gaisford. T. I, p. LX. Aber überhaupt für Tit. 1—27. Schows werthvolle Ausgabe zu Rathe zu ziehn hat Hr. B. durchgängig verschmäht. — V. 693. ἀφραίνοντας tres codd. Und Stob. 4, 45. — V. 702. Σισύφου Αἰολίδεω cod. opt. Und Stob. 91, 2. — V. 963 sqq. mufste Stob. 3, 28. benutzt sein, wo 963. ἐπαινέσσῃς (auch die meisten codd. Theogn. ἐπαινέσῃς) und ganz richtig σαφηνέως, 964. θυμόν für ῥυθμόν und ὅντιν' ἔχει für ὅστις ἂν ᾖ steht, u. s. w. — Wenn V. 956. Χήρωσις κλεάνων aus Joh. Damascenus (die Stelle steht Gaisford. IV, p. 31.) angeführt ist, wäre es wohl consequent gewesen, 955. δειλούς cod. opt. denselben Ioannes hinzuzufügen. — V. 1135. hat Stob. 110, 12. statt der Lesart der Theognideischen Bücher: Ἐλπὶς ἐν ἀνθρώποισι μόνη θεὸς ἐσθλὴ ἔνεστιν ganz richtig ἐν ἀνθρώποις μούνη, eine Form, die Theognis sonst allein kennt. — V. 1164. στηθέων cod. opt. Und Stob. III, 19., der merkwürdig genug für eine andre Lesart desselben Verses angeführt ist.

Doch mag das genügen. Man kann darnach ermessen, wie Hr. B. in der Benutzung des Stobäus verfahren ist. Besonders auffallend ist z. B., dafs Hr. B. Pind. fr. 189. noch unter den Incertis stehen gelassen hat, wo es Böckh hatte. Erst bei der Stelle angelangt sieht er den Stobäus nach und findet, dafs cod. A Ὑποσχημάτων zu Πινδάρου hinzufügte.

Wer bei Fragmenten, die aus allen Enden und Ecken zusammengesucht werden müssen, nicht nach Launenhaftigkeit und Gutdünken verfahren will, sondern einen möglichst gesicherten Anhaltspunct für eine methodisch gewissenhafte Emendation zu gewinnen sucht; der mufs, so mühsam das auch ist, sich mit der kritischen Beschaffenheit wenigstens der Hauptschriftsteller, denen er die Bruchstücke entlehnt, genau bekannt machen. So ist z. B. für die lyrischen Bruchstücke unerläfslich, das Florilegium des Stobäus zu dem angegebenen Behufe aufs Bestimmteste zu erforschen und zu prüfen, welche Quellen Glauben verdienen, welche gefälscht sind. Seit Gaisford ist das nicht schwer. Als Hauptgewährsmänner gelten A, Trincavell., als eigenthümlich gemischt Voss. Arsen. (die Stellen aus Arsen. Violet., die aus Hdschr. geflossen sind) und Gesner, der wegen des von ihm in der zweiten Ausgabe benutzten spanischen Codex von Wichtigkeit ist. Ganz neu und sehr interpolirt ist Paris. B, dessen Lesarten, so weit sie von A abweichen, so gut Conjecturen sind wie jede von heute und gestern. Schows Hdschrr. sind leider nicht weiter bekannt. Aber sie bieten oft sehr vorzügliche Lesarten und ich weifs jetzt durch Herrn Kopitar grofse Gefälligkeit, dafs A der älteste aller codd., die hochgepriesene Vindobonensis ist. Für Tyrtäos, Mimnermos, Solon und die neun Lyriker ist Ursinus schätzbar, da er Hdschr. des Stobäus benutzt hat und Einiges bestimmt aus ihnen anführt.

Um solche Vorfragen der Kritik hat Hr. B. sich wenig bekümmert. So etwas pflegt sich zu rächen. So ist es Herrn Bergk begegnet, dafs er, der wenigstens bei den Elegikern sich nachweislich auf Bemerkungen und Andrer Angaben verlassen hat, den guten, schon von Valckenaer. Diatrib. p. 198 gelobten codex Vossianus durchgängig als einen der litterarischen Abscii behandelt, indem er die Abkürzung Voss. *Vossius* deutet. Das geht hervor aus der Bemerkung zu Eleg. 9. *Vossius* (sic) ἡρωελεγεῖα vocat. Daher denn der Voss. nirgend unter den handschriftlichen Autoritäten gezählt. Z. B. Tyrt. 8, 9. πρός unus codex, vulgo μετά. Der Voss. hat παρά. — 9, 24. codd., Arsen. δουρί. Auch Voss. Auch sollte A nicht den Codd. entgegengestellt sein, wie es auch geschieht, z. B. 27., wo die Lesart des Voss. fehlt. — 8, 6. unus codex κῆρας αὐγαῖς. Zwei, A Voss. Mimnerm. 4, 1. σχεῖν unus codex. Vielmehr A Trinc. — Auch wird Ars. *Voss.* den codd. gegenübergestellt Sim. Amorg. 6, 22. πηρόν unus *cod.*, Arsen. Und 113. τοὐτέρου *Voss.; codd. et vett. edd.* τοῦ ἑτέρου.

Ein gleichfalls häufiger Irrthum ist der, dafs Dindorf im Athenäus V L als Quellen der Lesart führt, Hr. B. Casaubonus setzt. Er verwechselt Princeps Veneta mit L, z. B. Archil. 4, 1. u. 4. sich. 7, 2. Anan. 1, 1. u. s. w. Dabei will ich länger verweilen, vielmehr aus allen Theilen des

Digitized by Google

ches noch eine Anzahl von Stellen aufführen, wo Hr. B. die Quellen ungenau und flüchtig benutzt hat. Ich lasse die ältern Elegiker vorläufig aus dem Spiele und beginne mit Ion Chius. Das fr. 3. ist sehr scharfsinnig verbessert; übersehen ist Pappus Crameri A. P. I, p. 56, der meist mit Euklides stimmt, aber V. 3. sehr gut πρὶν μέν σ' bestätigt. Fr. 11, 2. finden wir folgende Bemerkung: μείναμεν, cod. μείνομεν, sed Suid. μῆνα μέν. Ibid. λευκοπτέρυγα Suid., λευκῇ vel λεπτῇ πτέρυγι Schol. Erstens hat *kein* Codex μείνομεν, wohl aber Ven. und Aldus μείνωμεν; sodann hat aufser Suidas der cod. Ravenn. μῆνα μέν; ferner hat λευκοπτέρυγα nicht Suidas, sondern das ist Conjectur Bentleys, wofür Bernhardy im Suid. λευκῇ πτέρυγι zurückgeführt hat, da BVEC λεπτῇ πτέρυγι haben; endlich steht nicht λεπτῇ πτέρυγι, sondern blofs λευκῇ πτέρυγι im Scholiasten des Aristophanes! — Euenus fr. 4. πουλὺ χαριέστερον tres. codd. Nur B man. sec. — Archil. fr. 4, 4. φυλακῆς τῆσδε aus Athen. B angeführt, statt τῆδε. — Fr. 6. kann Suidas nicht nachgesehn sein, der s. v. richtig ξείνια δυσμενέσιν hat, welches hier Conjectur Brunecks genannt wird. — Fr. 9. fehlt unter den Varianten namentlich das richtige ἀνιηρά aus Cod. Monac. B. — Fr. 25, 1. fehlt Schol. Theocr. IV, 45., wodurch ἐτέρπετο bestätigt wird. Sonst sind die Verse richtig verbunden. — Fr. 31. fehlt Eustath. Il. O, p. 1001, Phot. s. v. Ὀτρυγηφάγον, Et. M. p. 185, 27. — Fr. fehlt Cramer. A. P. 3, 488, 17. Ἄλλος ἄλλῳ κραδίᾳ γένηται. Und dafs Sextus anführt Ἄλλος ἄλλῳ ἐπ' ἄλλῳ καρδίᾳν ἰαίνεται. — Fr. 36. fehlt Et. Gud. 339, 30. βοῦς δὲ ἡμῖν und ἔργον steht. — Fr. 38. fehlt Herodian. Crameri A. O. 3, 300. Ἀμισθὶ γάρ σε πάμπαν. — 40. fehlt Et. M. 47, 23. κατ' ἠκὴν κύματος κυανέου. auch Zonaras p. 983. — Sehr übereilt ist die zu 41. ausgesprochne Vermuthung, dafs in der Corrupt bei Plotius p. 268. der Vers πίθηκος ἥει θηρίων πρωθεὶς gemeint sei. Plotius hat ausdrücklich einen iambicus trimeter gewollt. — Fr. 45. fehlt Et. 371, 28. — Fr. 48. ὑπό Schol. Pind. Früher wohl, jetzt ὑπέρ Vrat. A. Die Vulgate κρεμάσθη ist nicht bemerkt. — Fr. 49, 2. Γυρέων ist nicht Conjectur anders, sondern steht auch in zwei schon im Dedesner angeführten Hdschrr. — Fr. 60, 2. Codd. ἀνὰ δὲ ἐνάδευ. Jenes ist bei Gaisford nur aus A führt, „neque multo aliter in altero" (B). Schow ausdrücklich aus seinen membranae ἐνάδευ an.

Auch die übrigen Varr. sind sehr mangelhaft angegeben, da z. B. V. 3. ἐν δοκοῖσιν unus codex gesagt wird, wo Schow allein ABCW nennt. Dafs aber V. 2. Hrn. Bergks Conjectur im Texte steht darf Niemand wundern, ohne dafs auch nur andre Versuche genannt werden. Freilich steht noch in der Note: nisi malis δυςνῶν δ' ἀλέξευ, welches O. Schneiders Conjectur ist. — Fr. 61. wird als Aristoteles Lesart gesetzt: οὐ γὰρ δὴ π. φ. (sic) ἀπάγχεο. Prius (οὐ, wofür Hr. B. σύ) Meinekius, posterius ego correxi. Da erräth Niemand, dafs statt παρά gewöhnlich περί gelesen wird: auch brauchte nur Göttlings oder Schneiders Ausgabe nachgesehn zu werden, um zu sehen, dafs σύ längst verbessert war. Statt des „Apparet hoc pertinere ad idem carmen, ex quo petitum Fr. 60," hätte man doch erwartet: Recte Fr. Iacobsius vidit Animadverss. Anall. III, 3. p. 388. etc., zumal Liebel dies bemerkt. — Fr. 69. sollte gesagt sein, dafs A, die beste Hdschr. des Stobäus, die Stelle wegläfst. Aber Stobäus kann auch hier nicht nachgeschlagen sein, da Hr. B. sonst nicht gesagt haben würde V. 8. ἐνάλιον Hermannus, vulgo εἰνάλιον. Denn bei Stob. steht von Trincav. bis Gaisf. ἐνάλιον. — Fr. 102. ist Ὡς φαίδρ' ἄγει Ταργήλια geschrieben, ohne Andrer Vorschläge zu nennen. Die Lesart des cod. Hesych. ist falsch angegeben. — Fr. 114. Hier hat Hr. B. das Etym. schwerlich nachgesehn, sonst hätte er nicht θυρέων ἀπεστύπαζον geschrieben. Denn der Etym. erörtert gerade ὀροίτυπος durch ὁ ἐν ὄρει τὰ στύπη κόπτων, ξυλουργός. Vgl. auch die auf Archilochos deutenten Scholl. Ap. Rh. I, 117. Irrig ist, dafs an der einen Stelle des Et. M. stehen soll ὀρέων, da dort θυρέων steht, wofür nur cod. Dorvill. ὀρέων hat. — Fr. 122. fehlt Schol. Plat. p. 393. Bekker., wo anders gelesen wird. — Fr. 188. ist ohne Weiteres τῆς χήραβος aufgenommen, während doch Athen. codd. AB τῆς χηράμβης haben, s. Lobeck. Parall. I, p. 289. — Sim. Amorg. 1, 9. Vulgo νέωτοι. Vielmehr νέωτα. — Fr. 2, 5. fehlt die Delect. p. 469. citirte Stelle aus Boisson. Ann. 1, p. 22. — Fr. 6, 74. ἄστεος, Arsen. ἀστοῖσι. Nämlich nicht statt ἄστεος, sondern statt ἀνθρώποις. — Hipponact. fr. 116. Hier mufste das Scholion des Aristoph. ganz vollständig gegeben werden. Dann würde Hr. B. nicht auf die ganz verfehlte Conjectur Σαρκοκόων λαιμῶν vel λιμὸν ἔχων verfallen sein, sondern auf das von C. G. Schneider im Lex. s. v. erkannte σαρκῶν κόων λιμῷ, coll. Hesych.

Digitized by Google

σαρκῶν· σεσηρώς. S. Dindorf h. l. — Anan. fr. 1. kann Stob. nicht nachgesehn sein. Aber schon im Delect. waren die Lesarten genauer angeführt. — Alcman. fr. 1. führt den Anfang auch Apoll. Synt. 4, 17. an. — Fr. 4, 1. hat kein Zeuge δμαντῆρες, aber wohl δαμαντῆρες und δαμάντορες. — Fr. 13, 2. steht auch Et. M. p. 186, 42., wo freilich βάλε, βάλε κῆρυξ φωνήν verschrieben ist. — Fr. 78. steht an beiden Stellen τόσσος, nicht τόσος. — Fr. 83. auch Et. Gud. 316, 39. — Fr. 86. ist aus Welcker das falsche Citat Schol. Il. XXI, 445. statt 485. beibehalten, also die Stelle schwerlich nachgeschlagen. — Alcaei fr. 25. hat der cod. Ven. der Aristoph. Scholien nicht μαινόμενος, sondern μαιόμενος, wie auch fr. 81. der Rav. ἀπό bestätigt. Dindorfs Oxforder Ausgabe ist nirgend benutzt, was sehr zu wünschen gewesen wäre. — Stesich. fr. 1. fehlt Crameri A. P. II, 49, 25., wo Ποδαργᾶς Ἥραν δὲ Ἐξάλιθον steht. — Fr. 49. Gaisfordius θανόντος ἀνδρὸς πᾶσα πολιὰ ποτ' ἀ. χ. So hat vielmehr margo Gesneri; AB lassen die Stelle weg. Gaisford hat Scaligers πᾶσ' ἀπόλλυται χάρις aufgenommen. — Anacr. 2, 4. liefs sich ganz anders der kritische Apparat durch Geels Mittheilungen Dionis Orat. Olymp. p. 449 geben, zum Theil auch schon mit Benutzung des Delectus. — Simonid. Cei fr. 1. soll cod. Prisc. haben ἀποτρέποι σ' εἴ, er hat aber, wie ich richtig angegeben hatte, ἀποτρέπουσ' εἴ. — Fr. 8, 5. fehlt Aristot. Metaph. p. 982, B. Bekker. (s. Conjj. Critt. p. 171) und Crameri A. P. I, 387, 33. Λέγει ὁ Σιμωνίδης ὅτι θεὸς μόνος ἔχει τὴν ἄκραν ἐπιστήμην. — Fr. 15, 2. ist Hermanns Emendation ungenau, Valckenaers ἀγλαόδενδρον, das sehr wahrscheinlich ist, gar nicht angeführt. — Fr. 16, 3. habe ich nicht Ἀλκμήνης, sondern Ἀλκμήνας geschrieben. — Fr. 60. fehlt Stephanus Scholl. Arist. Rhet. bei Cramer A. P. I, 284, 32. Καὶ Σιμωνίδης ἐποίησε· Κορινθίοις δ' οὐ μανίει οὐδὲ Δαναοῖς Ἴλιον τὸ δηλαδή (τὸ Ἴλ. δηλαδὴ corr. Cramer.). — Fr. 66. fehlt aufser Andern Sopater Walzii Rhett. VIII, 119. — Fr. 74. κλυτὰ ἔαρος Ursinus. Jetzt auch cod. Rav. bei Dind. — Fr. 87, 4. hat cod. Pal. nicht κηδεμόναν, sondern κηδομενην (sic) übergeschrieben. — Fr. 109, 1. fehlt die jetzt auch in dem Lykischen Epigramme befolgte Lesart ἔνεμεν. — Fr. 122, 2. Pal. πολλή et πόλις. Vielmehr πολλή und drübergeschrieben πόλη. — Fr. 155, 2. νικῶ Sylburg. Aber längst bei Schubart und Walz Paus. durch Codd. bestätigt. — Fr. 157, 1. νικᾷς Ursinus (vielmehr νικᾷς); vulgo νίκης. Sondern νικῇς. — Bacchyl. 19, 6. 7. stehen Stob. 108, 49., nicht 98, 25. — Lamprocles fr. 1. fehlt Dio Chrys. I, p. 427. Auf Hrn. Dindorfs sehr richtige Bemerkungen zu Scholl. Arist. ist nicht genau tet. Dann würde das Fr. anders lauten. — Licymnius 2. *Alii* βροτοῖσι πορθμεύει. Nämlich die *codd.* — Lysus 3. steht δέ τις ἕπτα (sic) statt δὲ δὶς ἑπτά, wie denn der Corrector seine Pflicht schlecht gethan hat.

Oben nannte ich es den gröfsten Gewinn, den der Delectus getragen, dafs durch ihn manche namhafte Gelehrte veranlafst worden seien, ihren Scharfsinn den kostbaren Reliquien der Lyrik zuzuwenden. Gar Vieles ist seitdem mit Gewifsheit, weit Mehreres mit größerer oder minderer Probabilität verbessert worden. In der Kritik von Bruchstücken gilt noch mehr als in vollständigen Schriften, dafs der Einzelne, sei er auch ein Lynkeus, nicht immer gleich scharf sieht und Nichts erzwingen kann; dafs vielmehr ein glücklicher Augenblick hier Manchem dieses, Manchem jenes Goldkorn zuführt. Mit entschiedner Evidenz läfst sich in Fragmenten natürlich weit Weniger herstellen als in zusammenhängenden Schriften. Es fragt sich, ob Hr. B. den Gebrauch von ältern und neuern Beiträgen mäßig gemacht habe, den man zu fordern ein Recht hat. Natürlich kann eine Gesammtausgabe sich nicht von allerlei unnützen Einfällen bepacken: ganz unbrauchbare Conjecturen waren der Verewigung unwerth zu sahen, Hr. B. erklärt im Vorworte, nur praecipuas coniecturas easque quae probabilitatis specie commendarentur, habe er erwähnt. Die Gränze der Probabilität, namentlich bei Bruchstücken, festzustellen hat seine eigenthümlichen Bedenken, wie wohl Jeder aus Erfahrung gelernt hat. Lieber ein wenig öfter als zu starr scheint doch rathsam. Hr. B. hat im Durchführen seines Grundsatzes nach meiner Ansicht unbillig gegen Andre geworden; ja, da er oft schöne Emendationen verschwiegen hat, so kann ihm vorwerfen, hinter der Zeit zurückgeblieben zu sein. Ich möchte doch, dafs die Emendationen von Männern wie Hermann, Meineke, Ahrens, Bamberger, Emperius, Sauppe und andern gleicher Art fast vollständig gelegt wären; aufser, wo dem Herausg. so evidente Besserungen geglückt wären, dafs sie die Erwähnung frührer mifslungner Versuche unnütz machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

April 1844.

e Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

e nicht zu billigende Kürze des Buches ist nun die, wofern auch die Vorschläge Andrer angeführt loch blofs der Name genannt wird, nirgend, wo itheilung geschehen ist. Hr. B. hätte ein paar nicht sparen sollen, genaue Nachweisungen zu oder zum Mindesten, wie es im Delectus ge- ist — für Hrn. B. also eine leichte Mühe —, einzelnen Dichter kurze litterarische Fingerzeige schicken sollen. In unzähligen Fällen wird man ebrauch des Buches wünschen, nachzuschlagen, va der Vater einer Conjectur zu ihrer Empfeh- er Erklärung mitgegeben habe. Man darf nicht etzen, dafs jeder Leser des Buchs auch nur die sehr zerstreute Litteratur überblickt und im licke finden kann, z. B. wo Hermann oder Mei- was vorgebracht haben.

as ich an Hrn. Bergks Verfahren in obigem tadeln zu müssen glaubte, mag vorläufig durch le Beispiele bestätigt werden, die ich zuerst aus nis ausheben. Theogn. 52. hat Hr. B. ἄδη ge- n. So hatte Ahrens vermuthet in den Melete- legiaca Zimmerm. 1841. p. 1214., der aber nach schiedenen Spuren der besten codd. sehr glück- ituirt: μούναρχοί θ', ἃ πόλει μή ποτε τῇδε ἄδοι. ist Nichts gesagt. — 111. Ahrens l. c. ἀμαυ- — 141. Geel σοφιζόμεθ'. — 264 seq. weder erwähnt noch Sauppes Vorschlag vollständig n. — 288. Hermanns, Ahrens, Boissonades , der schweren Stelle aufzuhelfen, ignorirt. e wäre etwa probabel? — 373 sqq. sind die en Vermuthungen von Herm. und Ahrens nicht et. — 395. Ahrens. — 402. Fr. Jacobs ἀπάτην, videntes ἀάτην. — 440. Hermann u. Ahrens. — 559 sqq. Hermann, Geel, Ahrens. — 659. 60. Die Versuche von Hermann sind nur zum Theil citirt, Ahrens, Bamberger, Sauppe ignorirt. — 689. Das nothwendige εἴῃ O. Schneiders, von Hermann gleichfalls gefordert, nicht erwähnt. (Auch V. 1177. möchte ich lieber Εἴ κ' εἴῃς als mit Hrn. B. Εἴ κεν ἔῃς herstellen). Desgleichen 885. begegnen wir dem um die Wette berichtigten Πολλάκις ἡ πόλις ἥδε, trotz O. Schneiders und Sintenis (bei Herm. censur. Delect.) übereinstimmender Besserung Πολλάκι δὴ πόλις ἥδε. — 977. mufste mit Delect. ὄφρ' ἔτ' ἐλαφρά emendirt werden, s. V. 984, wie auch Hermann gebilligt hat. — 1015. ist Emperius sinnreiches ὑπερμενέας wahrlich der Erwägung werth, s. Rh. Mus. 1841. p. 455. Desselben εὐσταφύλης sollte nicht probabel sein? Uebrigens sagt Hr. B. fälschlich, die Vulg. ἀστυφέλης sei Conjectur von Turnebus, da sie im A und andern codd. steht. — 1128. Wassenberghs auch von Hermann gebilligte äufserst ingeniöse Conjectur nicht erwähnt zu finden, ist ein Unrecht. — 1195. Emperius hat οὐ γὰρ ἀνυστόν vorgeschlagen. Das sollte erwähnt sein. Man könnte auch ἢ γὰρ ἄρεκτον vermuthen. — 1326. verdiente Hermanns ἔργματ' εὐφροσύνης entschiedne Erwähnung. — Eueni fr. 7. Dafs dem Euenos von Aristoteles und Plutarch — bei diesem steht ἀνιηρόν — πρᾶγμ' ἀνιαρόν zugeschrieben wird, statt dessen bei Theognis χρῆμ' ἀνιηρόν gelesen wird, mufste um so eher angemerkt werden, je probabler danach die Ansicht ist, dafs der Vers sprichwörtlich gewesen und man aus seinem veränderten Vorkommen in der farrago Theognidea keineswegs auf Euenos als Verfasser von Theogn. 474 sqq. zu schliefsen befugt ist. Man sehe Sauppe Epist. Crit. p. 51. — Fr. 8. sollte Gerhards Bedenken Lectt. Apoll. p. 228 nicht unbeachtet geblieben sein. Vielleicht hat der Dichter geschrieben: ἔμεναι, φίλε παίδων, ταύτην δ' ἀνθρώ-

Digitized by Google

ποισι κτλ. — Archil. fr. 170. hat Lobeck Parall. I, p. 225 sehr wahrscheinlich verbessert. — Sim. Amorg. 6, 1. kein Vorschlag Andrer genannt. — 6, 34. ist Fröhlichs ἄτλητον neben Hrn. Bergks ἄπλητος der Beachtung werth. — Fr. 18. ist τημελοῦσι sehr kühn conjicirt statt αἷμ' ἔχουσι. Hrn. Meinekes μνῆμ' ἔχουσι Com. IV, p. 718 fehlt. — Fr. 22. ist Haupt Obss. Critt. p. 54 unberücksichtigt geblieben. Sehr gefällig verbessert übrigens Hermann Jahn Jahrbb. XXXIII, 3. p. 255. εἰδώς τι· καὶ γὰρ οὖν καλῶς ἐπίσταμαι. Nur fordert der Dialekt ὧν. — Alcman. 44. fehlen alle andre Versuche, die denn doch durch die eigne Conjectur keineswegs überflüssig gemacht sind. — Fr. 51. steht: Ἐμὲ Λατοῖδα τέο δ' ὀσχοφόρον. Ist unklar. Sehr schön Hermann schon im Jahre 1816. Ἀλκμὰν ἐν ἑ· Λατοῖδα, τέο δ' ἀρχέχορον. Das Letztre vermuthe ich: τέο λάχος χορὸν ....., da der Codex hat δ' ἀχος χορον. — Fr. 53. ist sehr willkürlich constituirt, ohne auch nur Andrer Versuche einer Andeutung zu würdigen. Man vergl. Delect. fr. 48. Im vierten Verse ist das gesetzte ὤνυμα so falsch, wie die handschriftliche Lesart. Der Zweck der Anführung zeigt, dafs Alkman geschrieben hat: ὄπα συνθέμενος. — Fr. 102. fehlt Hermanns sinnreiche Combination, s. Delect. fr. 29. — Unter den neuern Leistungen für die Aeolischen Dichter ist eine auffallend willkürliche Auswahl getroffen. So sind z. B. Ahrens Beiträge im Rhein. Mus. wohl ein paar Mal beachtet, wie Alcaei fr. 18, 1., aber viel häufiger ignorirt, wo sie entschieden wichtig oder geradezu richtig sind, z. B. Alc. 33, 6. μόναν ἔαν; 51, 2. ἐκ δὲ παίδων χαύνοις; 80, 1. τῶν ἄϊν ἄφθιτον ὀνθήσει γέρας u. s. w. Stesich. fr. 77. ist keck geändert, ohne auch hier nur den handschriftlichen Zustand anzudeuten oder andre Vorschläge zu erwähnen, vgl. Ibyc. fr. 46. — Simon. 38, 1. γαρύωσι νέοι (für γηρῶσαι νῦν) dubitanter scripsi. Um so eher mufsten andre vielleicht gelungnere Versuche genannt werden. — Fr. 82. wäre eine Verweisung auf Simonid. p. 172 und Delect. fr. 66. wohl am Orte gewesen. — Cydiae fr. 2. ist gar kein Gebrauch von Sauppes und Fröhlichs Conjecturen gemacht, als ob etwa Hrn. B.'s Herstellung irgend probabel wäre. Denn wer wird glauben, dafs Kydias εὐλαβοῦ, dafs er ferner ἀθανάτῳ σ' ἰδέᾳ geschrieben habe? —

Absichtlich habe ich keine Emendationen erwähnt, die nicht Hrn. B. zugänglich gewesen wären. Auch will ich, um jeden Schein der Philautie zu meiden, nur zum Schlusse kurz erwähnen, dafs es mir nicht recht gethan scheint, meine Abhandlungen über Alkman in Conjectan. Critt. als ungeschrieben zu betrachten. Sonst kann ich mir nicht deuten, warum zu Alcm. fr. 111. nichts von meinem Versuche, eine Reihe hier völlig zersprengter Anführungen auf ein bestimmtes vom Aristides angegebnes Gedicht zurückzuführen, gesagt ist. Oder wäre das nicht sehr probabel? Hätte Hr. B. meinen Aufsatz über den Dioskurenhymnus berücksichtigt, so würde er sich vor einem so handgreiflichen Versehen gewahrt haben, Alcm. fr. 1. zu diesem Gedichte zu zählen, da es V. 3. vom Dichter selbst als ein neues Lied für Mädchen, also ein Parthenion, erklärt wird. Und doch schrieb Hr. B. im Jahre 1841. in der Rec. des Delectus: „Mit Recht nimmt Hr. S. an, dafs dies Gedicht zu den Parthenien gehöre". — Vielleicht wären auch einige Archilochische Stücke ganz anders geordnet und namentlich bei den Fabeln einige Verse zugesellt, hätte ich nicht Delect. p. 469 für Hrn. B. vergeblich geschrieben. Auch bei fr. 21. hätte eine Verweisung auf Conjj. Critt. p. 133 schwerlich geschadet. Auch Simonid. Amorg. 6, 42. würde vielleicht nicht zu lesen sein: ὀργήν· ἡ δὲ πάντοτ' ἀλλοίην ἔχει statt πόντος, da dieser Gegensatz von ὀργή und φυή durchaus absurd ist —, wenn Hr. B. sich entsonnen hätte, dafs ich den Vers als V. 11. zusammengeflickt zu tilgen gerathen habe. Die versuchten Rettungen, die hier aufser einer mifslungenen Conjectur O. Schneiders fehlen, haben mich immer mehr von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugt. Der Triumph des Fragmentsammlers ist der, wenn ihm gelingt, ganz zerstreute Brocken unter einer Fahne zu sammeln. Darin ist Hrn. Bergk Vieles gelungen. Doch verfährt er darin oft zu übereilt. Ein Beispiel sei Alcman. fr. 11., wo Hr. B. verknüpft hat fr. 13 und 14. Welcker.

Φοίναις δὲ καὶ ἐν θιάσοισιν
ἀνδρείων παρὰ δαιτυμόνεσσι πρέπει παιᾶνα κατάρχειν·
ἕρπει γὰρ ἄντα τῷ σιδάρῳ τὸ καλῶς κιθαρίσδεν.

Doch ist das ganz undenkbar, da V. 1. 2. vom Tanze in den Männermahlen, V. 3. vom Kitharenspiel vor Beginn der Schlacht, im Felde, die Rede ist. Gesetzt sich Hr. B. solche Einfälle gar in den Text zu setzen, so könnte man so viel Gerechtigkeit gegen Andre verlangen, dafs er auch deren Versuche mindestens

Digitized by Google

nähnte. Ich will Anderes der Art verschweigen. Aber
ufs Hr. B. Simonidis fr. 14. (bei mir Sim. XVIII.)
ne die ihm dort gegebne, ich hoffe nicht unanstän-
ge Gesellschaft auftreten läfst, ist Launenhaftigkeit,
er der sich der Kritiker hüten mufs. Das zeigt sich
raus, dafs Hr. B., der den gewonnenen und von
llen noch gebilligten Zusammenhang in drei Stück-
n zerspalten hat, zu fr. 50. denn doch nachholt:
lu. hoc fr. coniunxit cum fr. 14. et 51."

Leider mufs Rec. Hrn. B. einen alten Vorwurf
nern, der um so ängstlicher beseitigt sein sollte,
auch Andre es an Tadel dieser Ungebührlichkeit
t haben fehlen lassen und es Hrn. B. nicht gleich-
g sein kann, wenn in den Augen von Leuten, die
nicht kennen, der gelindeste Zweifel an seiner
rhaftigkeit aufsteigen könnte. Bergk benutzt An-
Schriften so geringschätzig, dafs er unzählige
t von Andern gemachte Entdeckungen als seine
n ἔρματα angesehen wissen will. Aus einem
ai, emendavi etc. auf erste Entdeckung zu schlie-
, würde sehr voreilig sein. Das kann nur Folge
r ganz wunderbaren Flüchtigkeit sein, mit der Hr.
drer Leistungen zu Rathe zieht, oder eines un-
lichen Hochmuths. Niemand wird im Entfern-
dem Gedanken Raum geben, als geschehe die
nlichung der εὑρήματα Andrer mit Absicht oder
e nicht Hr. Bergk selbst eine Emendation ganz
ngig von Andern gefunden oder wenigstens ge-
sie noch nirgend gesehen zu haben. Hrn. B.'s
nis mufs in diesem Puncte sehr untreu sein,
ine Eilfertigkeit überschreitet alle Vorstellungen.
twa, dafs er vergifst was gelegentlich vorge-
ist, nein z. B. im Pindar was Böckh, Hermann,
im Theognis was Brunck, Bekker u. A., sonst
n den Specialbearbeitern zur Stelle selbst ge-
t. Beim redlichsten Willen kann heutzutage ein
en der Art unterlaufen: wo aber die Fälle Le-
ind, wie hier, könnten Böswillige das Streben
edlichkeit und Wahrhaftigkeit in Frage ziehen.
möchte ich Hrn. B. nochmals aufs Ernstlichste
und belege meine Behauptung durch folgendes
, das zu erweitern Kleinigkeit wäre.

d. Ol. I, 37. ἐς εὐνομώτατον ἔρανον ἐς φίλαν τε
de coniectura *scripsi*. Eben so G. Hermann. —
μμῖξαι *scripsi*. Dissen. — 3, 17. Διὸς Ἄλτει
So Koen, s. Boeckh. — 4, 8. *Scripsi* Ὀλυμ-
πιονικᾶν· und V. 9. Χαρίτων θ' ἕκατι codd. omnes etc.
Böckh sagt Nott. Critt. „An fuit 'Ολυμπιονίκα δέκευ
Χαρίτων θ' ἕκατι? Minus placet Ὀλυμπιονικᾶν,
quanquam ad litteras propius accedens. At neutrum
probabile" sqq. — 6, 103. Ποντομέδων *correxi*. Böckh
Nott. Critt. „Conieceris ποντομέδων. — Vide tamen not.
ad Pyth. VII, 2. ac de metris Pind. libr. II, cap. 4." —
Pyth. XII, 12. αὐτοῖσι *scripsi, nisi forte malis* αὐταῖσι.
Beides Hermann in edit. Heyn. — Nem. IX, 23. σώ-
μασι πίαναν. Hermann. — 9, 47. οὐκ ἔστιν τὸ πόρσω.
Hermann. — Fragm. 47. Redintegrari *licet* etc. Dissen
hat das in der Ausgabe gethan. — Fr. 73. bis auf das
sehr schön aus Eustathios geholte γλάγους und das
ohne Grund geänderte Θηβαῖον mit Böckh hinter Eu-
stath. Prooem. p. 30 wiederholter Constitution stim-
mend. — Fr. 164. *scripsi* κρηπίδ'. Dindorf. — Theogn.
152. ὥρην. Ahrens. — 300. ᾧ κ' ἐκ *scripsi*. Bekker. —
329. *ut fortasse legendum sit* καὶ βραδὺς ὢν εὔβουλος
ἕλεν. Fr. Jacobs. — 534. ὄπ' αὐλητῆρος *scripsi*. So
O. Schneider. — 602. ψυχρόν σ' ἐν κόλπῳ ποικίλον εἶ-
χον ὄφιν. Sintenis bei Herm. cens. Del. — 664. ἀπὸ
δ' οὖν *scripsi*. Hermann ἀπότ' οὖν, Ahrens ποτ' ἀπ'
οὖν. Dieses ist das Rechte. — 765. εἴη κεν. Ahrens. —
778. καὶ θαλίης ἐρατῆς *scripsi*. Mit dem alten R.
Brunck! — 1098. ἐκ λινέης. So Gräfe bei Welcker
und im Delect. — 1115. μοι ὀνείδισας. Emperius. —
1148. οὐδέν' *scripsi*. Hermann. — Aber was giebt es
Aergeres als 1145. „Coniicio εὐχόμενος". Ist ja die
alte Vulgata, s. Brunck bei Bekker. Wie man dann
im folgenden lesen solle, wird nicht gesagt! — Ar-
chil. 91. Respicit Atilius etc. Wie in Conjj. Critt. p.
142 gezeigt ist. — Fr. 93. σαλευμένη *scripsi*. Meineke
Com. IV, 642. — Fr. 129. παρδρκὸν διὰ πεδίον. Welcker
Sim. Amorg. 25. — Fr. 154. 155. Redintegrari *licet* etc.
Siehe Conjj. Critt. p. 134. — Fr. 173. Fortasse hic
versus Archilochi est: Περὶ σφυρὸν παχεῖα μισήτη (ist
stillschweigend nach Delect. 19. gesetzt statt μισητή.)
γυνή. Das ist alte bekannte Entdeckung von Fr. Jacobs,
befolgt von Liebel, aufgenommen Delect. l. c. Dafs
auch Photios s. v. den Vers und zwar mit Varr. hat,
ist hier nicht gesagt, weil Frühere es nicht wissen
konnten oder anzuführen nöthig hatten. — Simon. Amorg.
6, 11. τότ' *scripsi*. Hermann. — 6, 25. κωὔτ' ἄν *scripsi*.
Im Texte steht ganz richtig meine Emendation κοὐδ'
ἤν. — 42. πάντοτ' ἀλλοίην *scripsi*. Hermann, s. De-
lect. — 6, 43. σποδείης *scripsi*. Libri τε σποδεῆς (viel-

Digitized by Google

mehr σποδιῆς), Meinekius τε πολιῆς. Meineke wollte Com. III, p. 431 τε πελιῆς oder τε πολιῆς, aber IV, p. 715 sagt er: „Possis etiam, sed cum minore probabilitate τὴν δ' ἔκ τε πελλῆς *vel* τὴν δ' ἐκ σποδείης". — 6, 100. πίλναται *scripsi*. Mit Cl. Saumaise! — Fr. 15. διηλσάμην *scripsi*. Mit Lobeck zu Buttm. 2, 5., der S. 487 ebenfalls gerade die von Hrn. B. ebenfalls angeführte Stelle des Sotadas anzieht. — Hippon. fr. 10, 8. κωχλαῖναν *scripsi*. Delectus. — Fr. 42, 1. μάρτυρσιν. Delectus. — Fr. 51, 5. ἔχοντες. Delectus. Fr. 79, 1. θαίματια *scripsi*. Delectus, wo θοίματια Druck- oder Schreibfehler. — Fr. 125. Fortasse Ὁ Κιθαιρὼν Λυδίοισιν ἐν χοροῖς Βακχῶν. Gaisford zur Stelle hat die vier letzten Worte eben so, Emperius Rh. Mus. 1841. p. 457. Ὁ Κιθαιρὼν εὐΐοισιν ἐν χ. B. verbessert. — Terpander 2. αὔτις. Meineke Com. I, p. 59. Uebrigens ἄνακτ' nicht Hermann, sondern Delect., Hermann ἄναχθ'. — Alcman. fr. 5. Therapnae commemoratio *docet* sq. Sollte nicht als neue Belehrung auftreten. — Fr. 20. δαῦτε *scripsi*. Delectus. — 25. ὥαθ' *scripsi*. Delectus p. 471. — 36. Die in der Note vindicirten Stückchen hatte längst Ahrens nachgewiesen Rh. Mus. 1839. p. 234. — Fr. 41. κᾶρα καὶ φόνον *emendavi*. Bast, den Welcker zur Stelle anführt. — Fr. 55. Αἶας et Μέμνων *scripsi*. Meineke Theocr. II, 4. — Fr. 64, 2. *scripsi* κὠπώραν. Dindorf, s. Delect. — Fr. 79. Alcmanis fragmenta *videntur* sqq., — *quae correxi*. Längst Ahrens l. c. p. 234 (jetzt auch Dial. Dor. p. 38), dessen sich Hr. B. hätte entsinnen sollen, um mit ihm den dritten Vers nach deutlicher Anleitung der hier ganz übergangnen codd. zu schreiben: κἀ μεγασθενὴς Ἀσαναία. — Fr. 132. καρχάραισι, Delect. fr. 71. — Fr. 141. stillschweigend Περίηρς. Gewöhnlich περίηρς. S. Conjj. Critt. p. 9. — Sappho fr. 76. *scripsi*. Vgl. Delect. fr. 75., wo man zugleich andre nicht immemorabiles coniecturae finden kann. — Stesich. fr. 52. Ita *corrigo*. So auch Vater, s. Conjj. Critt. p. 173. — Ibyc. fr. 33. ποτιδέγμενον *correxi*. So ich zu der Stelle Ibyc. Rheg. p. 206. — Fr. 24. *Est* autem ex illo carmine etc., wie ich gezeigt habe l. c. — Anacr. fr. 14. *scripsi* δηὖτ'. Wie Delect. — Fr. 15. Νυμφέων *addidi*. So schon der alte Soping bei Alberti Hesych l. c., worauf ich ausdrücklich aufmerksam gemacht hatte. — Fr. 100. Αἰγείδου *scripsi*. S. Delect. fr. 91. und die dortigen Nachweisungen. — Simon. fr. 29. Ceterum *addas* Schol. etc. Wie ich längst gethan hatte. — Fr. 38, 4. ἀοιδᾷ *scripsi*. Wie Simon. p. 60 ed. maj. vorgeschlagen war. — Fr. 186. *Apparet* elegiae reliquias esse. Hatte Francke gezeigt. — Fr. 90. Πάντα καταψήχει *scripsi*. Sintenis bei Hermann cens. Del. — Fr. 112, 9. κτέρας *scripsi*. Ahrens Rh. Mus. 1841. p. 384. — Fr. 114. *Vulgo* additiciuntur duo versus sqq. Dafs sie nicht hierher gehören habe ich Simon. ed. mai. gezeigt. Was als vulgo? — Bacchyl. fr. 23. ὦ Περίκλειτε, τᾶλλ' *scripsi*. So Turnebus. — Lamprocl. 1, 3. ἀρίσταν παρθένον *restitui*. Kleine. — Licymn. fr. 4, 3. *Legebatur* ὑγ[illegible] S. Delect. p. 450. — Pratinas fr. 1. Man vergl. Emper. Zimmerm. 1838. p. 816. — Diagoras fr. 2. *[illegible]bendum* ἐκτελεῖται. Vgl. Delect. p. 437. — Carmen [illegible] pul. 2. Schneidewinus Melanippidae tribuit, a cuius poe[illegible] isti versus prorsus abhorrent. — Ad hanc veterem [illegible]tilenam compositi sunt hexametri ap. Schol. Vict. etc. —, *quos existimo ex Orphei ista Sphaera* poe[illegible] *esse*. Was ist das für eine Art? Jene Verse sch[illegible] ich dem Melanippides zu post Eustath. p. 47 und derselben Seite erklärte ich die Hexameter für Stück der Σφαῖρα. Jenes tadelt Hr. B. und nennt [illegible] dieses macht er eben so und nennt mich nicht.

Wir werden unten Gelegenheit haben, andre [illegible]ben dieser Art kennen zu lernen. Ich wiederhole [illegible] mals, dafs ich durchaus nicht glaube, Hr. B. [illegible] irgend wo sich bestimmt erinnert, seine Vorsch[illegible] schon anderswo gelesen zu haben. Auch ist nicht [illegible]lich, dafs er etwa der Kürze wegen nur sich ge[illegible] hätte, wo er zugleich Andre hätte nennen k[illegible] Denn obschon es in der Regel der Wissenschaft [illegible] gültig sein kann, wer eine gute Emendation zuerst macht hat, ob sie hundert Jahre alt oder neu ist, kann doch ein unabhängiges Zusammentreffen in [illegible]selben Verbesserung oft interessant sein und ge[illegible] Jedem von jeher das Recht verstattet gewesen, [illegible] wo er später mit einer Emendation hervortritt, [illegible] merken, dafs auch *er* sie selbstständig gefunden [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ntae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Auch Herr Bergk thut das mitunter. Freilich in e Weise, die ich nicht artig finden kann. Man z. B. Pind. Pyth. III, 106. ἄσπετος Hermannus nuper posuit — et *sic* ego quoque *iamdiu* conieci. Man leiche die Note der Goth. Ausgabe. — Theogn. 299. ῆς κῇ *scripsi*, idem Sauppius coniecit. — 639. εὖ *scripsi*, correxitque idem, *ut mihi significavit Mei-* ius Ahrensius!! In seinen Melett. Eleg., aus denen B. doch Manches selbst anführt. — 1350. ἐξεφάνην *ui*, idque etiam coniecit Baiterus. — Archiloch. 9, 5. Correxi *olim* itaque Thierschius. Nämlich *ach anno* 1817., als wir Beide noch keine Con- ren machten. — 79, 3. καὶ θεμιστά *scripsi*, itaque lius. — Anacr. fr. 19, 2. ἐς ἥβην *correxi*, idem- Mehlhornius emendavit. — Simon. Cei fr. 85, 4. *scripsi*, atque ita Meinekius et Hermannus. — n. fr. 13, 1. ἱμερόφωνοι *scripsi*, idemque Schnei- us *edidit*. Schon 1836. Exx. Critt. p. 12 hatte *corrigirt*. Uebrigens schon vor uns Beiden Bar- — Diese Manier finde ich nicht artig: aber gegen Stellen der Art mufs ich protestiren. Einmal n. fr. 16. αὖσαν *scripsi*, et a me monitus edidit idewinus. Hier trügt Hrn. B. sein Gedächtnifs. inem solchen monitum ist mir Nichts bekannt. be dafür ein sehr glückliches Gedächtnifs und as auf keine Weise verschwiegen. Mein Schwei- der sicherste Beweis des Gegentheils. Schon 836., also lange vor Delect., im Osterprogramm aunschweig p. 13 habe ich so emendirt. — Mit ndern Bemerkung hat es fast den Schein, als h Lügen gestraft werden. Hr. B. sagt Simo- norg. 6, 27. ἢ δύ' *scripsi*, correxerunt *postea* Schneidewinus, alii. Ich sage im Delect. *Cor-* rx. Critt. I, 3. et *non diu post* Bergkius Actt. soc. Gr. I, p. 201. Wer hat nun Recht? Natürlich kann ich nicht wissen, wie lange Hr. B. seine Emendation bei sich behalten hat. Oeffentlich mitgetheilt habe ich sie zuerst und darauf kommt es an. Sonst hätte ich ganz bestimmt Hrn. B. citirt.

Es ist Zeit, nunmehr in möglichster Kürze zu zeigen, nach welchen Grundsätzen Hr. B. den Text der Dichter behandelt hat. Sehen wir gleich einmal nach, wie das Orthographische im weitesten Sinne gehandhabt worden ist. Hier stand es Hrn. B. frei, zweierlei Verfahren consequent durchzuführen. Entweder konnte er die Dissonanzen der Quellen so verschiedenartiger Dichter beibehalten und überall den besten Zeugnissen folgen, oder aber er durfte mit Behutsamkeit nach bestimmten Principien verfahren. Es scheint, als habe er Letzteres vorgezogen. So finden wir durchweg γίνεσθαι und γινώσκω geschrieben, was nur sehr selten anzugeben versäumt ist, wie z. B. γινόμενα Solon. 3, 15. und Euen. 2, 2. wo γιγνώσκειν steht, obschon gerade hier Stobäus γινώσκειν bietet. Aehnlich ist durchgehends ἕρδειν aspirirt, mitunter stillschweigend, wie Tyrt. 2, 9., vergessen Callin. 1, 21. ἔρδει. Inconsequenz zeigt sich bei αὖθις, welches bald so gelassen, bald in αὖτις verwandelt ist. Vgl. etwa Theogn. 202. αὖθις, 357. αὖτις (unus cod. αὖθις, nämlich cod. opt.), 863. αὖτις, (plerique codd. Ja wohl die meisten, aber A hat αὖθις), 958. αὖτις (wo nicht gesagt wird, dafs AEKL αὖθις haben), 1250. αὖθις, 1324. αὖθις. Es scheint, dafs αὖθις durchweg von A empfohlen wird. Schwanken findet man in den Endungen ίη und είη: noch mehr im Verändern oder Beibehalten von εἰς und ἐς. Es scheint, Hr. B. habe überall ἐς schreiben wollen, wo εἰς nicht vom Verse gefordert wird. Aber die Durchführung ist sehr willkührlich: z. B. Tyrt. 8, 4. ist ἐς προμάχους geschrieben, codd. εἰς; 8, 10. ἐς χόρον, codd. εἰς; Solon. 2, 6. εἰς Σαλαμῖνα gelassen, desgleichen 10, 5. εἰς γάρ; 12, 10. εἰς κορυφήν; 35, 6. εἰς θεόκλιτον. Hinge-

Digitized by Google

gen 9, 3. ἐς δὲ μονάρχου *scripsi*, codd. εἰς; 12, 68. ἐς μεγάλην *scripsi*. Im Theognis ist εἰς an folgenden Stellen gelassen: 311. 974. (wo KM ἐς bieten) 1105. (εἰς βάσανον, während Alle 417. in denselben Worten ἐς haben, wie auch Hr. B.) 1359. Hingegen ἐς ist aufser den Stellen, wo es von jeher stand, restituirt: 372. (ex uno cod.) 404. (ex uno) 588. (e codd.) 755. ἐς δὲ τελευτήν (AK εἰς.). In den übrigen Elegikern begegnet man gleichem Schwanken: Dionys. 4, 3. εἰς μέγαν; Critias 2, 24. εἰς τὸν ἅπαντα u. s. w. Auch Simon. Cei 47, 1. εἰς τό; 58, 1. εἰς Κόρινθον: In den Elegikern ist ferner von Hrn. B. oft im Dat. plur. decl. primae ῃς hergestellt oder ῃσι, oft aber αις, αισι unberührt gelassen. Tyrt. 2, 8. εὐθείῃς ῥήτρῃς *scripsi*; 7, 25. φίλῃς; 8, 6. αὐγῇς; 38. πανοπλίτῃς; Mimn. 13, 11. αὐγῇσιν; Solon. 3, 22. αἷς de suo geschrieben; 12, 61. κακαῖς und ἀργαλέαις; Theogn. 161. δειλαῖς, aber 240. πάσῃς *scripsi*; 432. Ἀσκληπιάδαις; 631. freilich ἄταις, aber gleich 632. μεγάλῃς ἀμηχανίῃς *scripsi*; ferner 640. βουλῇς, 712. πολυφροσύνῃς, 722. πλευρῇς, 778. θαλίῃς ἐρατῇς, 779. ἰαχῇσι, 827. 828. εἰλαπίνῃς und κόμῃς, 1002. ῥαδινῇς mit Athenäus; 1234. ἀτασθαλίῃς (stillschweigend: cod. ἀτασθαλίαις), 1269. κριθῇσι und ähnlich 1271. u. 1281. An Einer Stelle des Theognis hat diese Form Hrn. B. einen Streich gespielt. Gleich V. 6. hat er geschrieben:

φοίνικος ῥαδινῆς χερσὶν ἐφαπτομένη.

Mit der Note: „ῥαδινῆς codd. fere omnes; vulgo ῥαδινῇς". Aber wollte man auch den Solöcismus durch ῥαδινοῦ entfernen, so würde das poetisch nicht richtig gesagt sein: χερσίν fordert durchaus das Epitheton.

Viel gröfser ist die Willkür in der Behandlung des ᾱ purum in den Elegikern. Bei den Joniern kann kein Zweifel sein, dafs überall ῆ herzustellen ist, auch wenn die Hdschrr. die gemeine Form schützen. Beim Mimnermos finden sich wirklich constant die ächten Formen. Eine andere Frage ist es, ob nicht glaublich sein sollte, dafs die Nicht-Ionischen Elegiker hin und wieder in bestimmten Fällen das streng-ionische ῆ abgeworfen haben? Namentlich kommt hier der Attisch-Lakonische Tyrtäos, der Attische Solon und der Megarisch-Dorische Theognis in Betracht. Bei Letzterm haben wir jetzt durch glückliche Entdeckung des λῇ ein sichres Beispiel nicht ganz verschmähter heimischer Formen. Ich habe Exx. Critt. post Eustath. p. 41 namentlich λαμπρά, λαμπρᾶς, λαμπράν in mehrern epischen Stellen nachgewiesen und schon früher hatte G. Hermann Opuscc. VI, p. 153. Behutsamkeit angerathe Trotz Göttlings Einwendungen (Theogon. 18. ed. halte ich daran fest, da bei dem Böotischen Dicht Abweichungen von dem Homerischen Dialekte häu genug sind, die sich, wie schon Andre bemerkt, auf türlichem Wege erklären lassen. Ausdrücklich h ich auch auf gewisse Fälle im Solon hingewiesen, eine Neigung zum ᾱ namentlich nach ῥ̄ anzudeu schienen. Darin hat mir zu meiner Freude der lektologische Meister beigestimmt. Hat Herr Be irgend ein Princip durchzuführen versucht?

Tyrt. 7, 4. ἀνιηρότατον (3 codd. Lycurgi ἀνιαρ. 10. ἀτιμίη: codd. ἀτιμία; 7, 16. αἰσχρᾶς stillsch gend beibehalten, aber 8, 5. ἐχθρήν *scripsi*, codd. θράν und 9, 17. αἰσχρῆς gegen alle codd. gesch ben. Da zeigt sich doch die gröfste Inconsequ sollte αἰσχρᾶς an der einen Stelle bleiben, warum ἐχθράν und dasselbe αἰσχρᾶς an der andern? Ich wi die Spuren des nicht-ionischen ᾱ in solchen, mi stens zweifelhaften Fällen, ruhig gelassen haben. S stimmen die Quellen in εὐρείης, δεξιτερῇ, βίῃ. Bo überein. Wohl stimmen aber auch die dreimal beg bigten Formen αἰσχρᾶς und ἐχθράν, da in beiden len, wie im Hesiodischen λαμπρά dem ῥ̄ ein Conso vorausgeht. Das ῥ̄ ist aber bekanntlich auch φιληδοῦν τῇ συντάξει τοῦ ᾱ, wie Steph. Byz. s. v. γυροῦς aus Herodian sagt, wie ἔρρανα, ὕγρανα etc defs hat Tyrt. 9, 22. τρηχείας. Bei Solon sind Spuren des ᾱ zahlreicher: 2, 1. ἡμετέρα codd.: 3 δυςνομία und εὐνομία; an beiden Stellen hat H geändert, wiederum stehen lassen 2, 34. τραχέα πραύνει: (15, 6. ἁρμοδία geschrieben) 30, 3. μιάνα 35, 7. πραθέντες. Dagegen 9, 2. gegen Diodor Plutarch λαμπρῆς mit Diogenes; 32, 3. ἄγρην codd. statt ἄγραν; 32, 6. ἡμέρην *stillschweigend* ἡμέραν. Auch hier bestätigt τραχέα, πραύνει, πρᾶς, ἄγραν die obige Beobachtung. Nur 1, 3. ὀβριμοπάτρη, welches einmal aus dem Epos ent die epische Farbe nicht einbüfsen durfte. Bei phanes ist 1, 4. stillschweigend κρητήρ geschr codd. κρατήρ. An die im Theognis nöthige V bei der Einführung epischer Formen hat Bekk V. 12. edit. 1815. einsichtsvoll gemahnt. Auch b begegnen häufig Bestätigungen für ᾱ nach ῥ̄ und sonant, wie 256. πρᾶγμα codd., 204. πράγματος E ἐχθρή blofs A, 323. σμικρᾷ (σμικρῇ *scripsi*), 607.

Digitized by Google

K, 644. πράγματι A, 970. ἄκρης Bergk, Ahrens ἄκρας immerm. 1841, p. 1014. Herr Bergk verfährt in der erwandlung der gewöhnlichen Formen ohne Princip: 0. behält er ῥᾴδιον (Solon. 9, 5. schreibt er ῥῄδιον, o cod. ῥαΐδιον), 577. hat er ῥᾷον δ' geschrieben, während codd. ῥῄδιον (Einer ῥάδιον) wofür Lachmann ῥῇον vermuthet hatte. Schon Hermann hat cens. Dect. ῥῄδιον vertheidigt. Ich verweise zur Bestätigung f Wellauer. Ap. Rh. II, 225. Auch hat B, 888. 1210. ῥφας stehen lassen, 1305. παιδείας (1348. παιδείης), 27. λείαν, 457; νέα. Beim Ion ist 3, 3. σπανίαν gen, aber V. 2. ἁρμονίης, V. 1. λύρη geändert. Beim nus hat er die nicht-ionischen Formen gelassen, dafs 4, 2. stillschweigend μανίης geschrieben ist, rend Stobäus μανίας bietet. Beim Kritias ist 1, gegen die codd. γαίης corrigirt, aber 5. ἕδρα, 8. 4, 2, 4. δεξιτεράν, 28. ἡμέρᾳ, 4, 3. σφραγίς gelassen. sieht, dafs sich nirgend ein planmäfsiges Verfahrkennen läfst, dafs also für Untersuchungen dieirt, da Willkür herrscht und die Angabe der Ueberung häufig unterblieben ist, Herrn Bergks Buche öthige Verlässigkeit abgeht. Sehen wir, ob Hr. den übrigen Dichtern sorgfältig auf das Dialekt geachtet hat. Aeschyli fr. 1. ist Τυῤῥηνόν geben. Richtiger Τυρσηνόν. Archiloch 27. ist γραῦς halten, p. 886. dem Arch. ein Vers, worin γρῆ, irt; Sim. Amorg. 2, 2. ἡμέρης μιᾶς geschrieben, ἡμέρας μιᾶς. Warum nicht μιῆς? Terpandri 1. ist ἀοιδάν aufgenommen (so auch Pappus Cra. A. P. I, p. 56.), aber dann sollte auch 2. ἄμμες ἄρον verbessert sein; Alcmanis fr. 1. ist ἔντι gegie codd. und gegen Alkmans Lakonismus statt geschrieben, desgleichen fr. 48. 64, 5. Aber fr. ht noch δῆμος, 44, 4. ist μελισσᾶν statt μελισσῶν eben, aber εὕδουσιν und V. 5. πορφυρέης beibe. Fr. 83. ἡγεῖται mufste ἀγῆται werden, 131. ἡδυ- ἄδυμ.; Ibyc. 1, 2. steht κῆπος, obschon es mendirt ist; fr. 4. trotz der Erinnerung im Deκεῶν geschrieben, da doch der Dialekt γλυκειᾶν κεᾶν verlangt. Fr. 18. sollte στρατηγός in στρα- indert sein. Gegen den ionischen Dialekt verim Anakreon noch fr. 23, 1. κουφαῖς (sic) statt 4, 2. ἀήταις, 77. μελαίναις. Im Simonides Ceus t ἤρθη gegen den Dialekt geschrieben, der er ἄρθη verlangt; so ist in dem wahrscheinlich ischen Bruchstücke zu fr. 35. ἠφάνισε unrichtig, wie fr. 56, 2. ἤρξατο. Fr. 45, 2. ἁμίθεοι scripsi, vulgo ἡμίθεοι. Sehr unbedacht, dem Simonides einen Hyperdorismus aufzubürden. Im Pindar hat Hr. B. die Composita mit ἡμι — in Ruhe gelassen. Behält man mit Hrn. B. fr. 62. δυσφροσυνάων bei, so mufs man die Worte ohne Bedenken zu den Elegieen rechnen. Sonst ist δυσφροσυνᾶν nöthig. Mit Unrecht ist fr. 69. mit mir γεγεναμένον gegen die codd. geschrieben, die ganz richtig γεγενημένον haben; noch falscher ist von Hrn. B. Epigr. 110, 3. gegen cod. Pal. αἰχματαί geschrieben, daneben aber 1. ἥβην und 4. ἀρετῆς μνῆμ' nicht angerührt. Ganz recht Palat. Für 'ein Druckversehen halte ich das Timocr. fr. 6, 2. eingeschlichne μητέρ' gegen die codd. und ohne Bemerkung. Auf die äolischen Dichter will ich jetzt nicht eingehen.

Es versteht sich bei einem Bergk von selbst, dafs sich in seinem Werke mit Leichtigkeit eine ansehnliche Reihe glücklicher Emendationen zusammenfinden läfst. Um nur aus Pindar einige nachzuweisen, Ol. I, 104. καλῶν τε μᾶλλον ἵδριν ἢ κτλ., Pyth. II, 76. ὑποφάντιες, 6, 4. ἐς λάϊνον, Nem. I, 51. Χαλκέοις ἔδραμον σὺν ὅπλοις ἀθρόοι, Isthm. 4, 48. κελαρύσαι u. s. w. So schöne Verbesserungen, liefse sich auch gegen eine und die andre ein Zweifel erheben, in den Text zu setzen, möchte ich nicht tadeln. Immer beschleicht den Kritiker ein demüthigendes Gefühl der Schwäche, sobald es ihm nicht gelingen will, mit der Anordnung einer schönen Stelle ins Reine zu kommen. Allein neben den vielen gelungnen Verbesserungen, deren Mehrzahl indefs, meine ich, einer frühern Zeit angehört und bereits gelegentlich mitgetheilt war, hat Hr. B. sehr viele willkürliche, unnöthige und unhaltbare Conjecturen vorgebracht, die nicht etwa bescheiden in den Noten versteckt, sondern anspruchsvoll in den Text gesetzt sind. Man ist hoffentlich einig, dafs es Aufgabe der Kritik ist, die Grade der Probabilität streng abzuwägen und in ganz zweifelhaften Fällen die Corruptel im Texte durch ein Zeichen anzudeuten. Herr B. hat sich über diese Behutsamkeit hinweggesetzt, was ich nicht gutheifsen kann. So wird man in dem Buche an zahllosen Stellen an das alte Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν gemahnt. Manches der Art ist schon gelegentlich vorgekommen. Hier verweise ich nur etwa auf Pind. Ol. 7, 48., wo ohne alle Spur und ohne alle Noth αἰθαέσσας statt αἰθούσας (αἰθοίσας) geschrieben ist, s. edit. Goth.; Pyth. I, 56., wo Ἱέρωνι πέλοι ὀρθωτὴρ θεός, so

Digitized by Google

dafs οι ορ zu einer Silbe verschmelzen sollen, äufserst hart: Hermanns leichte Emendation ist gar nicht genannt; Pyth. 4, 46. αἰδὼς καλύψαι, Pyth. 5, 2. ἀρχᾷ für ἀρετᾷ, 6. κλυτὰν αἰῶν' statt κλυτᾶς αἰῶνος, 17. ὀφθαλμῷ αἰδοιότατον (dieses gar nicht möglich, da es ὀφθαλμοῖς sein müfste), 94. ῥάν θεν κώμων θ' ὑπὸ χεύμασιν, ἀκούοντί τε, 6, 50. ὀργᾷς δς ἱππίαν ἐς ὁδόν — solche und ähnliche Versuche gehören nimmermehr in den Text, namentlich eines von Böckh so vorsichtig behandelten Dichters. Selbst aus den Noten würde ich z. B. Pyth. 10, 62. κ' ἀμευσιεπῆ statt κεν ἁρπαλέαν wegwünschen; denn wer kann glauben, dafs ἀμευσιεπής hier jemals gestanden habe und durch das seltsame Glossem ἁρπαλέαν verdrängt sei? Ohne allen Anlafs wird Nem. I, 38. κροκωτὸν σπάργανον ἐςκατέβα in den Text getragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Kassel, 1844; bei Bohné.

Der Verfasser tritt mit sehr bescheidenen Ansprüchen auf. Er will durch seinen Versuch nur zu weiteren Forschungen anregen und einen Anhaltspunct für dieselben geben. Diesem Zweck genügt seine Arbeit; es wäre darum unbillig, wenn wir ihm einen grofsen Vorwurf daraus machten, dafs er für einen Nachfolger noch Manches zu thun gelassen hat. Er legt seinem Entwurfe die Stielersche Flufskarte zu Grunde und bezeichnet auf derselben die Abgrenzung des deutschen Sprachgebiets gegen das romanische und slavische und die Trennung des Niederdeutschen vom Hochdeutschen, welches letztere er nach Schmeller wieder in das Ober- und Mitteldeutsche scheidet. Auf zwei Nebenkarten stellt er das Sachsenland in Siebenbürgen und die sieben und dreizehn Gemeinden in den venedischen Alpen dar. Die nordische Sprache aber ist, damit die Karte nicht zu grofs werde, im obern Skandinavien nicht vollständig begrenzt. Die Schrift selbst, der Commentar zur Karte, führt die einzelnen Grenzorte namentlich auf, wodurch man oft erst genau sieht, wie weit die Angaben der Karte verbürgt sind; da die Grenze, wo sie starke Biegungen macht, zwischen je zwei zunächst liegenden Orten, deren Sprache ermittelt ist, willkürlich gezogen werden mufste. Zugleich giebt der Verf. hier die Quelle seiner Bestimmungen an: meist stützen sich dieselben auf Privatmittheilungen; er selbst steht nur für einen Theil von Belgien und für Hessen ein, und hat Manches, wo ihm genauere Nachrichten abgingen, aus wenig zuverlässigen älteren Schriften entlehnt. — Bei den sieben and dreizehn Gemeinden nimmt er seine sprachlichen und geographischen Bemerkungen, wie billig, aus Schmellers Abhandlung über diese Gemeinden. Ebenso ist das Sprachliche über die oberdeutschen Mundarten meist aus Schmellers Werk über die Mundarten Baierns; das in Betreff der übrigen Dialekte Beigebrachte beruht wieder gröfstentheils auf Privatmittheilungen und ist, besonders wo es auf das engere Gebiet der Grammatik tritt, sehr ungenügend. Aufserdem geht der Verf. auf die geschichtlich frühsten Einwohner in den einzelnen Provinzen zurück, giebt an wie weit die Sprachgrenzen jetzt mit den Landesgrenzen übereinstimmen oder früher übereinstimmten, und nimmt besonders Rücksicht darauf, inwiefern Widersprüche zwischen der heutigen Sprache und älteren Zeugnissen oder den noch bewahrten Sitten und Ortsnamen sich durch geschichtliche Ereignisse erklären oder Rückschlüsse auf dieselben erlauben, wobei vorzüglich in Norddeutschland das Vordringen des Christenthums von Wichtigkeit ist, da zugleich mit demselben auch auch deutsche Sprache und Bildung in die slavischen Gegenden drang. Diese Untersuchungen sind zwar mit vielem Fleifse geführt, doch werden auch durch sie noch keine erheblichen Resultate gewonnen. Zum Schlufs fordert der Verfasser die geschichtlichen und sprachlichen Vereine Deutschlands auf, die Entwerfung einer zuverlässigeren und vollständigeren Sprachkarte möglich zu machen, indem jeder in seinem Lande die Sprachgrenze genau erforscht. Bei solchen genauen Untersuchungen wird die Karte freilich, wie es scheint, eine sehr veränderte Gestalt annehmen; wenigstens höre ich von Rheinländern und Obersachsen, dafs sowohl die Grenze zwischen den Deutschen und Französischen als die zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen an vielen Puncten falsch angegeben sei, und ich selbst sehe, dafs die Grenze des Deutschen und Polnischen in Schlesien fast durchweg ungenau bezeichnet ist; besonders sie zwischen Oppeln und Brieg auf dem rechten Oderufer nach an Brieg zu rücken, da bis zum Stober nicht deutsch gesprochen wird; auch der Bogen, welchen die deutsche Sprache um Kreuzburg macht, ist nicht so weit geschweift, auf dem linken Oderufer aber ist sie etwas höher am Strome hinauf gedrungen. Wie viel jedoch an diesem ersten Entwurfe auch zu berichtigen sein wird, so bleibt dem Verf. doch das Verdienst, zu einer Untersuchung, von welcher die deutsche Sprach- und Culturgeschichte vielfachen Aufschlufs erwarten kann, angeregt und die Mittheilung einzelner Beiträge zur Bestimmung des betreffenden Sprachgebiets erleichtert zu haben; da sich dieselben nur in Bezug auf die vorliegende Karte kurz als Berichtigungen angeben lassen. Von den Vereinen für deutsche Sprache und Alterthumskunde aber wäre es sehr verdienstlich, wenn sie auf des Verf.'s Vorschlag eingingen, und wenn sie mit der Untersuchung über die äufsern und innern Sprachgrenzen Deutschlands sorgfältige Forschungen über diejenigen deutschen Mundarten verbänden, die noch nicht wissenschaftlich dargestellt sind.

E.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Das von allen Zeugen gebotene ἐγκατέβα wäre *t in* dem Falle nicht anzutasten, wenn es nicht wie das Hesiodische ἐὴν ἐγκάτθετο νηδύν *böotische* (oder delphische) Form gefafst werdürfte. Kann der Dichter sagen διὲξ τὸ μύρτον ἀὲξ σωλῆνος, so kann er auch den Umständen Composita mit ἐγκατα — mit Dativ oder Acc. ver- n. Hrn. B. scheinen aber überall die Verba ἐγ- — zuwider zu sein: über Anacr. 1. will ich nicht n, wo, wie ich jetzt zugebe, Apollonios Citat mit scheinlichkeit benutzt ist. Aber Theogn. 276. ist alle Spur in codd. geschrieben:

ν πάντων δὲ κάκιστον ἐν ἀνθρώποις, θανάτου τε
καὶ πασέων νούσων ἐστὶ πονηρότατον,
ῶας ἐπεὶ θρέψαιο καὶ ἄρμενα πάντα παράσχοις,
χρήματα δ' εἰ καταθῇς πόλλ' ἀνιηρὰ παθών,
ν πατέρ' ἐχθαίρουσι κτλ.

dd. ἐγκαταθῇς, *und obenein dazu Geld sammelst* . Ganz richtig. Eher hätte ich den Anstofs in ollotrigen Verbindung der Glieder beseitigt ge- t. Man kann das leicht durch Verändrung des στον V. 273. in δ' δ κάκιστον. — Kehren wir ndar zurück, so ist Nem. I, 68. γαίας zu corri- öllig unnütz, s. edit. Goth., wie auch 4, 63. τάν ἄτων ἀκμὰν ὀδόντων nicht glücklich geschrieben edit. Goth. Isthm. 7, 21. ist sehr keck statt κοιμᾶτο ohne Weiteres gesetzt ἄγων ἐκοιμᾶτο. e die Vorstellung, als ob Zeus die Hochzeit Heerstrafse gefeiert hätte. Und wie ungewifs endrung sei, zeigt die Note: Fortasse praestat ίμα τε. Doch ist es mir durch Bergks Ge- gestattet gewesen, seine Pindarica schon in n Dissenschen Ausgabe zu benutzen, worauf beziehen kann. Theogn. 329. lesen wir καὶ βουλός θ' εἷλεν ταχὺν ἄνδρα διώκων, eben so falsch, wie Hermanns εὔβουλος δ', das gar nicht erwähnt ist, probabel ist. V. 805. Τόρνου καὶ στάθμης καὶ γνώμονος ἄνδρα θεωρεῖν (codd. θεωρῶν) Εὐθύτερον χρήμη (codd. χρὴ μέν et χρῆμεν) κόρνε φυλασσόμενον, ohne Sauppes, Bambergers, Ahrens Versuche anzuführen; V. 830. εὐάνθη statt εὐώδη, wahrscheinlich wegen V. 1198. Aber selbst die Prosa hat εὐώδης τόπος, Aristophanes κῆπος. Welcher Grund ist denkbar, V. 961. so zu interpoliren:

Ἔστε μὲν αὐτὸς ἔπινον ἀπὸ κρήνης μελανύδρου,
ἡδὺ τί μοι δόκειν καὶ καλὸν ἔμμεν ὕδωρ·
νῦν δ' ὅτε δὴ τεθόλωται, ὕδωρ δ' ἀναμίσγεται οὔδει,
ἄλλης δὴ κρήνης πίομαι ἢ ποταμοῦ.

Note: ὅτε δή *scripsi*, vulgo ἤδη. ibid. οὔδει scripsi, vulgo ὕδει. quod fortasse defendi potest. Dann gehörte οὔδει nicht in den Text. Aber wozu das trotzige Asyndeton der handschriftlichen Lesart vertilgen? Es genügt an Martialis Ep. I, 112. zu erinnern:

Cum te non nossem, dominum regemque vocabam:
Nunc bene te novi; iam miki Priscus eris.

Dort haben spätre Abschreiber der Sprache zum Trotz ähnlich interpolirt. Zu eilig ist auch V. 988. Hermanns εὐρυχόρῳ τερπόμεναι πεδίῳ statt πυροφόρῳ aufgenommen. Da die Verbindung Homerisch ist, Odyss. Γ, 495. ἷξον δ' ἐς πεδίον πυρηφόρον, so wird die Aenderung schon an sich bedenklich. Aendert man aber mit Emperius Mus. Rh. 1841. p. 455 nur σπερχόμεναι, so ist Alles in Ordnung. Der Dichter will mit πεδίον πυρηφόρον einfach eine Ebne bezeichnen. — V. 1257. steht im Texte: Ὦ παῖ, κίγκλοις εἶ σὺ πολυπλάγκτοισιν ὁμοῖος. Note: *codd.* κινδύνοισιν. Vielmehr hat A, denn der ist der einzige, der die Stelle hat, κινδύνοισι. Dafs darin nun klar ἰκτίνοισι liegt, hatte Welcker erkannt, vgl. V. 1261., wo dasselbe Wort wiederkehrt und eben den Sammler veranlafst zu haben scheint, beide Stellen zusammenzureihen. Hermanns ansprechende Emendation: Παῖ, σὺ μὲν ἰκτίνοισι — ὁμοιοῖς verdiente Beachtung. — Archiloch. fr. 8. beginnt hier so:

Digitized by Google

Κήδεα μὲν στονόεντα, Περίκλεες, οὔτε τις ἀστῶν
μελπόμενος θαλίης τέρψεται οὐδὲ πόλις.

Die codd. μεμφόμενος (A läſst, was zu merken war, die Stelle leider weg). Dies ist nicht statthaft, in μελπόμενος zu ändern, weil οὐδὲ πόλις nicht zu μέλπεσθαι paſst. Ueberhaupt erwartet man ein Wort, welches *klagen, gedenken* bezeichnet. Wäre μεμφόμενος nicht zu vertheidigen — doch scheint es mir dem Archilochos nicht übel zu stehen: *wer ihm zugestoſsene schmerzliche Verluste mit Unwillen beklagt* —, so war Scaligers von Lobeck zu Buttm. 2, 244. wahrscheinlich gefundenes μεμνόμενος mindestens der Anführung werth. Auch an μυρόμενος kann man denken. Den vierten Vers hat Hr. B. nach einer handgreiflichen Correctur so drucken lassen: οἰδαλέους δ' ἴσχομεν ἀμφ' ὀδύνῃ Πνεύμονας. Note: ἴσχομεν ἀμφ' ὀδύνῃ unus codex (nämlich der interpolirte B), Arsen. Voss. ἀμφ' ὀδύνη ἴσχομεν, Trincav. ἀ. ὀδύνης ἴσχομεν (vielmehr ἀμφ' ὀδύνη σίσχομεν), Gaisf. ἀμφ' ὀδύνῃς ἔχομεν. Es fehlt, daſs Gesner hat ἀμφ' ὀδύνῃ ἔχομεν. Offen liegt in den lautern Quellen ὀδύνης ἔχομεν zu Tage. — Archil. 52, 4. ist geschrieben κἀπινώμασιν δασύς. Dio Chrysost. hat aber nicht καὶ ἐπινοήμασιν, sondern in den codd. καὶ ἐπὶ κνήμαισιν, s. Geel. in Olymp. p. 309., dessen Vermuthung ich indeſs nicht billigen kann, obschon der treffliche Gelehrte sehr gut erinnert, daſs nothwendig eine körperliche Eigenschaft genannt sein müsse. Kaysers τριχώματος πλέως (müſste πλέος sein) giebt den richtigen Gegensatz zu ὑπεξυρημένος. Herrn Bergks frühere Conjectur κἀπὶ γναθμοῖσιν δασύς sollte nicht übergangen sein. Da κνήμαισι aber offenbar aus dem vorigen Verse nur aus Versehen wiederholt ist und Galens καρδίας πλέως nicht richtig sein kann, so wage ich zu muthmaſsen, daſs ein seltneres Wort ausgefallen ist. Etwa καὶ τριχουλίῃ δασύς, da Archilochos fr. 185. τρίχουλος wirklich gebraucht hat. — Fr. 63. ist nach Porson gegeben, bloſs V. 2. steht die frühere Conjectur Herrn Bergks Λεωφίλῳ δὲ πάντ' ἀνεῖται statt πάντα κεῖται im Texte. Wenn man aber sagt πάντα θήσομεν θεοῖσι, so kann man auch πάντα κεῖται θεοῖσιν sagen. Aber zweckmäſsig wäre es gewesen, auf Dindorfs Bemerkung zur Stelle des Herodian zu achten, der sehr richtig bemerkt, der Zweck der Anführung und die Lesarten des besten Codex zeigen, daſs Archilochos ein vierfaches πολύπτωτον gebraucht habe. Im ersten Verse hat cod. opt. Νῦν δὲ Λεώφιλος μὲν ἄρχει, Λεωφίλου δ' ἐπικρατεῖ. — Herr B. sagt zum ersten Gliede cod. opt., zum zweiten *unus* cod., obschon es derselbige ist —, zum Schlusse Λεώφιλε δὲ ἄκουε, Andre Λεώφιλος δ' (nicht δὲ) ἄκουε. Was im Letztern liege, weiſs ich nicht; aber im ersten Verse kann man vermuthen Λεωφίλου δ' ἔπι κράτη. — Fr. 69, 9. τοῖσι δ' ἡλύγιον ὄρος *scripsi*, vulgo τοῖσι δ' ἡδὺ ἦν ὄρος. Hesychius ἡλύγιον ὀρέων· ἐν σκότῳ κατεχομένων et ὠλυγίων· σκοτεινῶν. Auflösungen hat Archilochos im Tetrameter nicht sonten, an dieser Stelle niemals. Wäre sie hier gestattet, so würde ich eher τοῖσι δὲ δρυόεν (so aber vermuthe ich lieber geradezu δρυεῦν, wie χαριτεῦν bei Anakreon) schreiben. Eine frühere Vermuthung Hrn. Bergs selbst τοῖσι δ' ὑλήειν ὄρος — gerade ὑλήειν erwähnt Choerobosc. p. 717, 22. Gaisf. — wäre doch zu erwähnen gewesen, sollten auch Andrer Versuche übergangen werden. — Ganz unstatthaft ist Sim. Amor. 6, 32. gedruckt:

τὴν δ' οὐκ ἀνεκτὸς οὐδ' ἔν' ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν,
οὔτ' ἄσσον ἐλθεῖν, ἀλλὰ μαίνεται τότε.

Dazu ist nur bemerkt: „ἔν' scripsi, legebatur ἐν". Dann ist aber οὔτε geradezu ungriechisch. Die Verbesserung ist vollkommen richtig, sobald man, wie es im Deutschen geschehen, das erste οὐδ' in οὔτ' verwandelt. Das Unerträglichsein wird getheilt, sei es sie anzusehen, sei es ihr zu nahen. — Hipponact. fr. 8. wird sehr scharfsinnig geschrieben: Ὦ Κλαζομένιοι, Βούπαλός τε νις. Doch ist die Conjectur viel zu unsicher, um in den Text gesetzt zu werden. Rufinus hat aus Hipp. sehr deutlich Βούπαλος κατέκτεινεν und Plotius Gr. weiset mit ΒΟΥΝΑΛΟΣΚΑΘΗΙΝΕ, da er τε nicht hat, offenbar auf dasselbe hin. Diesen Vers will Hr. B. mit fr. 38. verbinden. Das ist irrig, da das Bruchstück dem Kallimachos gehört, s. Ahrens Dial. p. 570. — Fr. 60. ist, ohne irgend eines Andern zu erwähnen, frisch weg so geschrieben:

Τάλας Ἄθηνι, μῶλυς ὦ νεάνισκε,
ἐλέαιρε καί με δεσπότεω ἀβερβήλου
λαχόντα, λίσσομαί σε, μὴ ῥαπίζεσθαι.

Ich würde es Hrn. B. Dank wissen, hätte er es verschmäht, den Sinn dieser Verse kurz anzugeben. Tzetzes führt sie an als τρισυλλάβους ἔχοντες τοὺς ῥαλήγοντας πόδας. Da in Hrn. Bergks Versuch in keinem der drei Verse der Fall ist, so widerlegen ihn jene Worte allein schon. Auch weisen die Lesarten der codd. V. 3. bestimmt auf δεσπότεω βεβρ

Digitized by Google

Delect. fr. 45. — Die schrankenloseste Willkür hat in Ibyc. fr. 1. geschaltet, welches schöne Gedicht hier in Strophe und Antistrophe zerlegt ist mit abenteuerlichen Conjecturen, indem V. 7. 8., wo die Codd. haben: ἀμφὶς κραταιῶς παιδόθεν φυλάσσει (nicht φυλάσσε) für, wie cod. B φυλάξου, so zugestutzt sind:

ἀθαμβέσι καρτερῶς
παιδόθεν ἔφλασεν ἁμετέρας φρένας.

solcher Gewaltsamkeit die viel gelindern Vorige Andrer ganz zu verschweigen ist unverantwort- Oder sollte die metrische Constitution die Zukeit aller übrigen Conjecturen ausschliefsen? werlich. Herr B. läfst die Strophen mir nichts nichts auf muntre Daktylen aushüpfen. So etwas legt sich von selbst. — Simon. Cei fr. 37, 4. ist δ' ἐπ' αὐχένι geschrieben statt τὰν δ' ἐπ' αὐχένι das leichtere τὰν δ' ἅλ' zu nennen. Ebenso 38, 4, 8. ist τανυσθείς weder durch den Rhythmus noch die Spuren der codd. geboten, die ταθείς verlan- Auch der älteste cod. Dionys. Paris. hat ταδ' εἰς. konnte wohl neben Casaubonus nicht wahrschein- Emendation Andrer gedacht sein. Dagegen kann Herrn Bergks sehr schönes μεταιβολία V. 17. durch cod. bestätigen, da in ihm μαιβουλία (sic) wirkt- eht, woraus spätre Abschreiber fälschlich ματαιο- und μεταβουλία gemacht haben. — Verunglückt Restitution von Eleg. fr. 84, 3. sqq.

οἵ τε πόλιν Γλαύκοιο, Κορίνθιον ἄστυ, νέμοντες,
οἳ καὶ καλλίω μάρτυν ἔθεντο πόνων
χρυσοῦ τε μεῖνοντος τὸν ἐν αἰθέρι κτλ.

d. οἳ κάλλιστον und τιμήεντος. Die Kühnheit der ungen bei Seite, so beweist V. 7. ξεινοδόκων δ', ὁ χρυσὸς ἐν αἰθέρι λάμπων, dafs der Dichter die den Zeugen von herrlichem Gold im Aether vorhannt haben mufs. Unmöglich ist es, dafs er haben sollte: die einen noch schönern Zeugen rrliches Gold, nämlich den im Aether, sich er- haben. Andre Vermuthungen fehlen aufser frühern gänzlich. Bambergers οἷον καλλίστων ῶν κάλλιστον) trifft wohl das Richtige. — Nicht falsch ist Epigr. 120, 4. geschrieben:

ἡμπλακες οὐδὲ Χίον ἵκευ ἐς ἀμφιρύτην.

οὐδ' ἵκει (vielmehr ἵκευ) Χῖον. Ich hatte früher ben οὐδ' ἵκεις ἐς Χίον, später die handschr. zu halten versucht. Eher hätte das auch von Herrn B. geschehen, als eine auch wo sie überliefert ist äufserst verdächtige Kürze in die Mitte des Pentameters gebracht werden sollen, die Hr. B. freilich auch dem Theogn. 598. durch ἧττον, wie er statt μᾶλλον vermuthet, aufbürden will. Besser aber als alle Versuche ist der erleuchtende Gedanke Hrn. Fröhlichs in der Rec. meines Delect. Münchner Gel. Anzz. 1840, nr. 16. p. 132, dafs nach bekannter Verirrung Χῖον statt Κεῖον geschrieben sei. Nur glaube ich nicht, dafs man Κεῖον, sondern vielmehr dafs man Κῆον herzustellen hat, wofür Κήϊος spricht und das Attische Κέως. Auf die lateinischen Formen des Namens will ich nur hindeuten. Indefs steht in dem alten Epigramm auf Simonides bei Tzetz. Chill. I, 24. Prolegg. Sim. Cei p. XXIII doch Κείῳ δὲ μνήμην λείπεις, und Chill. IV, 235. braucht er Τεῖος eben so für Τέως. — Epigr. 148, 3. ist δὲ τόθ' υἱός kühn statt δέ τις υἱός geschrieben, mein δ' ἐὸς υἱός unerwähnt gelassen; 150, 6. ist gedruckt: θῆκαν· Κικυννεὺς δ' Ἀντιγένης. Der Codex hat ἔθηκαν· κείνους. Das liegt doch von jenem etwas weit ab. Ich hatte θήκαντο· Κεῖος δ' Ἀντιγένης gewifs wahrscheinlicher vorgeschlagen, ohne dafs das erwähnt wäre. Wenn Hr. B. mich hat belehren wollen in der Rec. des Delect., θήκαντο gehöre der spätern Gräcität an, so erinnerte er sich in der Eile z. B. nicht an Pindar.

Mit diesen Proben mag es sein Bewenden haben. Damit aber Niemand mir etwa zutraue, ich hätte mit Lust gerade nur das Schlimme herausgesucht, scheint es rathsam irgend einen Abschnitt des Werkes mit gleichmäfsiger Aufmerksamkeit zu prüfen und Hrn. B. auf Schritt und Tritt zu begleiten. Ich wähle zu dem Ende die ersten elegischen Dichter aus, die ich absichtlich bisher fast ganz zur Seite geschoben habe. Gerade für diese Dichter ist seit dem Delectus, dessen schwächster Theil sie sind, Manches geleistet worden. Der Kürze wegen setze ich voraus, dafs die Leser den Text Hrn. Bergks oder einen andern zur Hand nehmen.

Gleich zu Callini Eleg. 16. heifst es: „Iniuria Schneidewinus existimat post hunc versum quaedam excidisse". Wollen sehen. Kallinos will seine Aufforderung zu muthigem Kampfe begründen: dem Tode, sagt er, entgeht ja doch kein Mensch. Allein dem Kampfe entkommt er oftmals und stirbt zu Hause. „Aber ὁ μέν (wer?) ist doch nicht dem Volke theuer;

Digitized by Google

τὸν δέ (wen?) bejammert Jedermann, so ihm etwas widerfährt. Denn das ganze Volk sehnt sich nach dem starksinnigen Manne, wenn er stirbt: lebt er aber, so wird er gleich einem Halbgotte geehrt". Kallinos will den herben und den Muth leicht lähmenden Gedanken von der Unentflichbarkeit des Todes mildern. Einen Trostgrund spricht er aus, nicht Schmach über den Feigling. Unmöglich kann nun gesagt sein, jeder dem Kampfe Entronnene sei dem Volke unlieb. Denn er sagt ja gleich nachher, der Tapfre, der heimgekehrt, werde geehrt. Daher kann ὁ μέν ohne nähre Bezeichnung nicht bestehen, weil es dem Gedanken etwas Schiefes giebt; τὸν δέ vollends hat gar keine Beziehung und ich sehe, dafs Grotius statt dessen geradezu *Fortem* plebs celebrat gesetzt hat. Folglich ist etwas ausgefallen.

Hermann, Schneider, Ahrens haben, wie Hr. B., widersprochen. Aber Schneiders Einwendungen sind von Hermann, Hermanns von Ahrens widerlegt. Da Hr. B. keinen Grund angegeben hat, bleibt nur übrig, Ahrens zu widerlegen. Ahrens in Zimmerm. 1841. p. 518 erklärt: Mortali non licet mortem effugere; saepe integer evadit ex acerrima pugna, contra domi sedentem mors assequitur. At huic (qui iners domi sedit) popularium amor et desiderium non contingunt; illum (qui proelia sustinuit) mortuum omnes plorant, virum honorant. Ahrens findet in dem ἐν δ' οἴκῳ μοῖρα κίχεν θανάτου, wie aus seinem Zusatze hervorgeht, einen Tadel und setzt ihm gegenüber τὸν δέ als einen qui praelia sustinuit. Aber auch den Ersten soll man ja nicht als einen Ausreisser denken, sondern als Einen, den das Kriegsglück aus dem Kampfe gerettet heimkehren läfst. So entstellt er den Gedanken, der sehr klar aus der ausführlichern Schilderung des Tyrtaios 7, 29 sqq. und 9, 23 sq. hervortritt. Auch Kallinos kann nur gesagt haben: Der wackre Krieger wird beweint, fällt er; geehrt, kehrt er heim.

Die varr. lectt. sind aufs Gerathewohl angegeben oder nicht, z. B. V. 2. das unnütze αἰδεῖ δ', aber dafs A 15. μοῖραν gibt, was auf μοῖραν ἔχει deutet, und dafs 16. ἔμπης von Brunck corrigirt ist statt des handschr. ἔμπας ist nicht bemerkt. Ursinus Lesarten, die aus codd. geflossen sind, fehlen gänzlich, wie 1. καὶ ἄλκιμον, 2. ἀμφιπεριχτόονας, 8. τότ', 18. ξύμπαντι. Vers 14. war δηϊοτῆτα zu accentuiren. — Fr. 2. Unus cod. ὀβριμοεργής. Vielmehr ὀμβρ. — Fr. 5. steht irrthümlich κατὰ ταῦτα statt κατὰ ταὐτά. —

Tyrtaei Eleg. 2. heifst es wieder: „Verss. 3. 4. iniuria in suspicionem vocavit Schneidewinus". Hat auch G. Hermann gesagt, dessen kühne Conjectur χρυσαμένοις statt χρυσοχόμης nur scheinbar dem Uebelstande abhilft. Mein Urtheil fufst auf äufsern und innern Beweisen. Wir haben zwei Zeugen für diese Elegie: Plutarch und Diodor. Keiner hat beide Distichen: Plutarch das erste, Diodor das zweite. Dadurch entsteht Verdacht: Plutarchs Eingang klingt ächt und schlicht, Diodors Distichon ist ein Flicken. Gewifs ist es ferner nicht eben elegant zu sagen: „Als sie das *Phöbus* vernommen, brachten sie heim die Sprüche des *Gottes*; denn so liefs sich vernehmen *Apollon*". Da Tyrtäos nur vom Φοῖβος geredet, zeigt V. 8. Φοῖβος γὰρ περὶ τῶν ὧδ' ἀνέφηνε πόλει. Diodors Verse sagen nicht das Geringste, das nicht im ersten Distichon viel geschmackvoller und lakonischer gesagt wäre. Das aus dem ersten vernehmbare Orakelton erscheint im zweiten Distichon übertüncht, der Gedanke geläh[illegible] Auf τελέεντ' ἔπεα erwartet Jeder unmittelbar den Inhalt derselben. Der Interpolator wollte die μαντοσύνη θεοῦ durch ἔχρη unnützerweise erklären. Seine Meinung verräth Δὴ γὰρ ἀργυρότοξος, wofür Hr. B. ὧδε γάρ gesetzt hat, das er unrichtig Hermann zuschreibt. Er hatte es im Delect. vorgeschlagen: „si Tyrtaei [illegible] scripsissem ὧδε γάρ". Hermann hatte δὴ γὰρ [illegible] gewollt. Sehr erfreulich war es mir, als ich kürzlich in Müllers Doriern Engl. Ausg. II, p. 88 einen Zusatz fand, in welchem der Unvergefsliche *die Verse des Diodor für nicht so passend als die des Plutarch* erklärt. Daraus geht hervor, dafs Müller richtig fand, beide Distichen können nicht neben einander bestehen und man müsse das geschmackvollere auswählen.

Leider entstellen Druckversehen die folgenden Verse: V. 6. kann nicht mit einem Kolon schliefsen. 8. steht ἀνταπομειβομένους, 9. μυθεῖσθαί τε καὶ [illegible] τε τὰ καλά und endlich ist am Ende von V. 8. das Kolon statt des Komma dem Verständnifs des Ganzen völlig zuwider. Irrthümlich sagt die Note zu 9. [illegible]σθαί τε Diodorus, δέ Krebsius et Schneidewinus. [illegible] gekehrt δέ hat Diodor und Dindorf schlug τε vor, [illegible]sen Nothwendigkeit ich Delect. p. 169. bemerklich [illegible] macht habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Nach Herrn Bergks Interpunction zu schliefsen er sich den Zusammenhang nicht so gedacht ich ihn im Del. aufgestellt und ihn Hr. Sauppe Crit. ad God. Herm. p. 67 sq. des Weiteren bedet hat. Sauppes hier nicht berührter Conjectur ῥήτρᾳ πάντ' ἀπαμειβομένους können wir entra- – Dafs V. 10. μηδ' ἐπιβουλεύειν von Dindorf anmmen ist, kann nicht gebilligt werden, da hier βουλεύειν die Rede ist. Daher scheint die von nach der Rhetra versuchte (hier nicht erwähnte) llung der Lücke die Fassung μηδέ τι βουλεύειν λει σκολιόν zu empfehlen. Das im elften Verse auppe vertheidigte τε hat Hr. B. richtig mit in δέ verändert, indem am Schlufs der Demos esammten Staatskörper der Könige, Geronten s Demos selbst als entscheidende Gewalt entitt.

3, 2. ist δν δία stillschweigend geschrieben. So ch Francke. Gegen die alten Grammatiker. — 3. ist ἥμισυ πᾶν ὅσσον mit Kuhn geschrieben. r wohl Ahrens ἥμισυ παντὸς ὅσον. Schubarts alz's Pausanias ist schwerlich angesehn, da Hr. t: „libri ἥμισυ πάνθ' ὅσσων vel ὅσων". Denn σον hat sich aus codd. ergeben. — Fr. 6. ist vollständig abgedruckt; da die von Eustratios tirten Worte des Aristoteles nicht hingeschrieed, weifs man nicht, wovon die Rede ist. — Beredt schildert Tyrtaios die Schmach des als die Heimath lassenden Mannes, sobald das Feindes Hand falle: V. 9.

χύνει τε γένος, κατὰ δ' ἀγλαὸν εὖχος ἐλέγχει.

εὖχος Conjectur statt εἶδος. Das könnte heier beschimpft sein Geschlecht und beschmutzt herrlichen Waffenruhm. Allein das Folgende duldet dieses nicht, insofern dort nur von der Descendenz des πλαζόμενος die Rede ist. Aber Hr. B. hat es anders verstanden wissen wollen, wie er Zimmerm. 1840. p. 843 ausgeführt hat. Er behauptet, T. habe nicht sagen können, das Aeufsre des flüchtigen Bettlers werde entstellt, sondern „in summo illum dedecore versari". Aber es ist ja gerade ein ächt antiker Gedanke, dafs Armuth lastend auf den Schultern des Mannes den Leib versehrt, wie es Theognis 650. ausspricht. Der Arme σῶμα καταισχύνεται. In den von Hrn. B. dort angezognen Stellen Tyrt. 9, 35. Il. η, 203. hat ἀγλαὸν εὖχος die specielle Bedeutung des Siegerruhms heldenmüthiger Krieger. Der geht aber unserm πτωχεύων gerade ab. Auch V. 11. mufs ich Einsprache thun. Hier steht:

εἰ δ' οὖν οὕτως ἀνδρὸς ἁλωμένου οὐδεμί' ὥρη
γίνεται, οὐδ' αἰδὼς εἰςοπίσω τελέθει κτλ.

Note: „εἰ δ' οὖν οὕτως ἀνδρός *scripsi*, vulgo εἴθ' (vielmehr εἰθ')· οὕτως ἀνδρός τοι. Hermannus εἰ δ' οὕτως οὔτ' ἀνδρός". Und zu 12. „εἰσοπίσω edd., codd. tres οὔτ' ὀπίσω, alius οὔτ' ἐς ὀπίσω, alius οὐδ' ἔς τ' ὀπίσω. Ibid. τελέθει, duo codd. τέλος". Die varr. sind nicht ganz genau, s. Delect., aber zu rügen ist die Nachlässigkeit, womit von Hermanns Conjectur nur ein Stück angegeben ist, so dafs man nicht ahnen kann, was jenem οὔτε nachher respondirt haben soll, ja glauben könnte, οὔτε und οὐδ' αἰδώς sollten in Verhältnifs rücken. Auch sollte gesagt sein, wo Hermann emendire, da zu Viger. p. 933. eine ganz andre Betrachtung eingeschlagen war. Noch schlimmer ist es, dafs Ahrens Emendation Zimmerm. 1841. p. 519. — auf derselben Seite steht die zu V. 20. angegebne Emendation, also war auch jene Hrn. B. bekannt — εἰ δ' οὕτως ἀνδρὸς τότ' ἁλωμένου οὐδεμί' ὥρη γίγνεται οὐδ' αἰδώς, οὔτ' ὀπίσω γένεος auch nur anzudeuten verabsäumt worden ist. Die Herstellung des Pentameters ist evident, die des Hexameters mifsfällt mit dem gekünstelten Gegen-

Digitized by Google

satze des ἀλώμενος ἀνήρ zum γένος, des τότε zu ὀπίσω. Hrn. B.'s Lesart kann bei einem nicht ganz prosaischen Dichter nicht gefallen. Der Dichter hat nur *einen* Gegensatz, des Bettlers zu seinen Nachkommen, über die er Schmach bringt. Diesen Gedanken leitet V. 9. ein: αἰσχύνει τε γένος und bevor Tyrtaios die im Anfang leise angedeutete Mahnung zum Kampfe kräftig ausführt, bahnt er durch Sammlung aller einzeln aufgezählten Gedanken den Uebergang an. Da nun Ahrens Herstellung schon durch das vor ὀπίσω gesetzte beziehungslose οὔτε abgewiesen wird, auch τότ' ἀλωμένου dem Gedanken nicht zu Statten kommt, so ergiebt sich folgende, mir däucht, sichre Herstellung:

Εἰ δ' οὕτως οὔτ' ἀνδρὸς ἀλωμένου οὐδεμί' ὥρη
γίγνεται οὐδ' αἰδώς, οὔτ' ὀπίσω γένεος κτλ.

Alle Fälschungen der Stelle rühren von dem corrumpirten γένεος her, das keiner Rechtfertigung bedürftig ist. — V. 14. steht in allen codd. ψυχάων (hier verschwiegen), in AB θνήσκομεν, wonach Ahrens θνησκέμεν εὐψύχως doch wohl zu erwähnen war. — V. 26. αἰσχρόν γ' ὀφθαλμοῖς *scripsi*, libri αἰσχρὰ τά γ', Baiterus et Sauppius αἰσχρὰ τάδ'. Die Aenderung liegt nicht nahe. Ist sie nöthig? Eher wohl Hermanns übergangnes τά τ'. Doch stöfst man an der Construction an: τάτε αἰσχρά ἐστιν ὀφθαλμοῖς καὶ ἰδεῖν νεμεσητόν. Dadurch entsteht ein schiefer Gegensatz zwischen ἰδεῖν und ὀφθαλμοῖς. Wohl richtig hat Francke (nicht erwähnt) gesehen, dafs die Abschreiber aus Besorgnifs vor einem Hiat das ursprüngliche νεμεσητὰ ἰδεῖν gefälscht haben. — V. 28. Gegen die codd. ist hier ὄφρ' ἄρα τις ἥβης geschrieben. Unglücklich genug; übrigens der nicht genannte Francke hatte schon geschrieben ὄφρ' ἄρα τίς χ' ἥβης, doch ein klein wenig erträglicher. Hr. B. hat wohl das schöne ὄφρ' ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ wegen des vorhergehenden νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν abgewiesen. Dann sollte aber vor allen Dingen Thierschens von Homer in der Musterstelle gebotnes νέῳ δέ τε πάντ' angenommen, mindestens erwähnt sein. Indefs kann doch der Wechsel zwischen Plural und Singular entschuldigt werden, s. Hermann. Viger. p. 934, und den Plural könnte der Dichter recht wohl absichtlich wegen ὦ νέοι V. 15. gewählt haben.

Eleg. 8, 1. In der Stelle des Pseudo-Plut. de Nobil. 2. hätte nicht sollen die schlechte Vulg. γενεὰς Ἡρακλέους ἀνικήτου, sondern mit Delect. p. 169 nach dem cod., der γενεαί hat, γενεάν geschrieben werden sollen. Dafs margo Gesn. ἀνίκητον, fehlt. — 7. „Ἄρεος scripsi, vulgo ὡς Ἄρεως (aber im Del. hatte ich aus cod. Voss. Ἄρεος gegeben), incommoda sententia, nisi malis ὧν Ἄρεος". Die Aenderung des Textes ist unbestreitbar richtig, war aber, was vergessen ist, bereits 1841. Mus. Rh. p. 454 von Emperius gemacht. V. 8. der Vulg. πολυδακρύτου (B. marg. Gesn.) wird geschwiegen. Wenn aber hier auf ὧν gerathen wird, warum steht denn 7, 11. οὖν im Texte? — V. 9. gebietet die Kritik καὶ μετὰ φευγόντων aus allen nicht interpolirten Büchern der Correctur πρός vorzuziehn. So hat auch der Wiener Codex. Ihm scheint Trincavellus gefolgt zu sein, wie beide z. B. hier τε vor ὀτωζόμενοι weglassen, auch beide allein V. 9. das richtige ἐφέπουσι haben. Hr. B. führt keine Var. an. — V. 13. wahrscheinlich σάουσι mit Buttmann Gramm. 2, 296. Lob. σαοῦσι zustellen, wie im Theognis jetzt richtig σαοῖ steht. V. 14. hat A, was bemerkt zu werden verdient, πᾶσ' πώλετο, was vielleicht auf eine andre Lesart ὤλετο πᾶσ' ἀρετή führt. — V. 15. „Fortasse οὐδεὶς praestat". Hatte ich aus Ursinus angeführt. — V. 16. Unus codex κακῷ. Ist suprascr. in B. Wahrscheinlich wollte der Abschreiber den ganzen Vers so lesen:

Ὅσσ' ἂν αἰσχρὰ πάθῃ (so Urs.) γίγνεται ἀνδρὶ κακῷ.

V. 17. ist Ahrens ἁρπαλέον gewifs nicht glücklich conjicirt. Wollte man freilich die Vulg. erklären, so müfste man nicht ohne Härte ein τινα zu δαΐζειν denken: *Schrecklich ists, dafs einer den Rücken des Fliehenden verwundet.* Ich würde für Franckes δῆιον nehmen, obwohl sich auch dagegen etwas sagen läfst. V. 19. „αἰσχρός codd., αἰσχρόν margo Gesneri" auch Trincavell. Daher scheint es ächt und die Aenderung leicht zu erklären. — V. 38. ist πανοπλίοιθεν geschrieben, wie unus codex (nämlich der polirte B und margo Gesn.) bieten, nur dafs dort πλίταις steht. Alle sonstigen Quellen, Voss. A (Vindob.) haben πανοπλίοισι πλησίον, Ursinus πανοπλίαις. Unbedenklich sollte πλησίον bewahrt, jenes ist aus 9, 12. interpolirt. Aber πανοπλίοισι doch wohl auf die sonst gebräuchliche Form πανοπλίαις.

Eleg. 9, 2. Dafs A Trinc. (Vindob.) παλαιμ haben ist nicht bemerkt. Es gehört in den Text die organische Bildung von παλαίμων, παλαιμονεύω. Aristarchos schrieb so im Homer, s. Lobeck Path. 236 und Bekker ist ihm gefolgt. — V. 6. steht im Texte καὶ Κινύρηο πλέον. „Unus codex (nämlich

Digitized by Google

(Ursinus) Κινύραο πλέον, vulgo Κινυρέοιο μᾶλλον". Gern wüfste ich, womit Hr. B. die unepische Form Κινύρηο wohl vertheidigen könnte. Gegen Κινύραο ist dialektisch nichts einzuwenden, aber da die guten Quellen, Trinc. (Vindob.) in Κινυρέοιο μᾶλλον (A hat nach der Mittheilung meines Freundes Dr. Th. Pressel in Κινυρεοῖο μᾶλλον) übereinkommen, so mufs jene Form als plumpe Correctur aus dem Spiele bleiben. Von das müfste auffallen, dafs neben Μίδεω, Ταντα- eine Form auf ᾱο herliefe. Am nächsten kommt Gerarius nicht erwähntes Κινύρεω βάθιον, welches der häufigen Verwechslung von μ̄ und β sich leicht bot. — V. 22. Unus codex (A) δ' ἔχεσκε, woraus Ford δ' ἔσχεθε machte. Der Vindob. hat θ' ἔσχεθε. — Ml. θυμῷ codd., vulgo θυμόν. Vielmehr vulgo mit der Interpunction θυμῶν; aber θυμῷ AB, θυμόν Trinc.

Fr. 12. Ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρου | Κοῦροι πατέρων ἔθος. Hier ist Ahrens ὁπλιτᾶν angeführt. Mit Recht hat er sich an der Trennung von πολιῆται und Σπάρτας und hielt für sehr wahrscheinlich, dafs κοῦροι eben mit Σπάρτας zu verbinden sei, wie fr. 13. Ἄγετ' ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι. Aber voreilig bezweifelt er den Sinn von κοῦροι πατέρων im Sinne von patribus. Das ist ganz gäng und gäbe, z. B. πατρὸς ἦν κατὰ τὴν παροιμίαν Walz. Rhett. I, 456. und bei Lobeck. Aglaoph. p. 1048. Wollte man es aber anwenden, so bliebe πολιῆται, kein üblicher Ehrentitel, nackt und kahl stehen. Emperius hielt πολιητᾶν geschrieben, da codd. πολιητᾶς und πολιῆται bieten. Ich glaube, das weist auf πατέρων ὁπλιτᾶν. Dann erhielte auch 8, 38. Τοῖσι πανοπλίαν eine Stütze. — 4. πάλλοντες Thierschius. Schon Hemp. Santen. in Ter. Maur. p. 79.

V. 13. ist aus codex D Ἄρεος mit Recht aufgenommen, aber das von demselben gebotne κίνησιν nicht verworfen, obschon diesem das hyperdorische κίνασιν weichen müfs, s. Ahrens Dor. Dial. p. 149.

Mimnermi Eleg. I. lesen wir hier so:

Τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσέης Ἀφροδίτης;
τεθναίην, ὅτε μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι,
κρυπταδίη φιλότης καὶ μειλίχα δῶρα καὶ εὐνή·
εἴ γ' ἥβης ἄνθεα γίνεται ἁρπαλέα
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξίν· ἐπεί τ' ὀδυνηρὸν ἐπέλθῃ
γῆρας, ὅ τ' αἰσχρὸν ὁμῶς καὶ κακὸν ἄνδρα τιθεῖ,
αἰεί μιν φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι.

Mich in diese Fassung und Interpunction des Gedichts nicht zu finden, weder wie εἴ γ' (*falls es nämlich wahr ist, dafs* ....), noch wie ἐπεί τ' ὀδυνηρόν zu dem Vorhergehenden stimmen soll. Letzteres bieten freilich AB (Ursinus), allein trotz der Vorliebe der Ionier für ἐπεί τε kann man es hier nicht gebrauchen. Nothwendig mufs mit der Vulgata ἐπεὶ δ' ὀδυνηρόν behalten werden und so hat Gesner, der zuerst aus seinem Codex das Stück vollständig bekannt gemacht hat, während Trinc. (und Vindob.) mit V. 2. abbrechen. Dieses zeigt, dafs das Vorhergehende einen Gegensatz bildete. Diesen herzustellen sind seit dem Delectus sieben Wege versucht, von denen Hr. B. keinen der Anführung werth gefunden haben mufs, was freilich einige verdienen. Je nachdem man nun hinter V. 2. stark oder schwach interpungirt, wird die Herstellung verschieden sein müssen. Bei starker Interpunction hat man die Wahl zwischen Sauppes Ep. Crit. p. 136 εἰν ἥβης ἄνθει oder Fröhlichs ἀνθεούσης ἥβης. Weil Plutarch nur die beiden ersten Verse anführt, auch τί δέ zeigt, dafs wir nicht den Anfang haben, so könnte sich dieses Verfahren empfehlen. Doch stört das abgebrochne κρυπταδίη φιλότης κτλ. Viel rathsamer ist es also, mit Ahrens schwach zu interpungiren und sehr leise zu helfen durch οἷ' ἥβης ἄνθεα. Dafs ταῦτα aufs Folgende weist zeigt Ahrens durch die ähnliche Stelle Odyss. A, 159. Τούτοισιν μὲν ταῦτα μέλει, κίθαρις καὶ ἀοιδή. So erhalten wir den passendsten Zusammenhang: „Todt sein möcht' ich, wofern mir *das* nicht mehr gefiele, heimlicher Liebesgenufs und Freuden des Lagers, was ja die Blüthen der Jugend sind, reizend Männern und Weibern. Kommt aber" u. s. w. Beifall verdient Bergks μιν statt μέν. Aber die Varr. sind ungenau: 1. ist stillschweigend χρυσέης geschrieben, wofür Stob. χρυσῆς; 4. εἰ ἥβης ἄνθεα unus codex, während AB so haben. (Der Delect. hat Hrn. B. getäuscht, während ich schon Addend. p. 169 die Angabe berichtigt und auch Ursinus οἷς' ἥβης ἄνθεα nachgetragen habe. Auch dies, sicher nach codd., ist Ahrens leichter Herstellung günstig).

Eleg. II.

Ἡμεῖς δ' οἷά τε φύλλα φύει πολυανθέος ὥρη
ἔαρος, ὅτ' ἀψ αὐγὴ αὔξεται ἠελίου,
τοῖς ἴκετοι πήχυιον ἐπὶ χρόνον ἄνθεσιν ἥβης
τερπόμεθα κτλ.

Mimnermos will sagen: Unsre Jugendlust währt nur die kurze Blüthezeit des Lebens, wie die Blätter der

Digitized by Google

Bäume. In der obigen Lesart ist nun gerade der Gedanke, dafs das Laub der Bäume rasch vergeht, nur dunkel angedeutet, da dies lediglich daraus abgenommen werden müfste, dafs der Lenz immer neue treibt. Auch haben die Worte ihre Bedenken: einmal ist merkwürdig gesagt αὐγὴ ἠελίου αὔξεται, mag man sich über den Hiat hinwegsetzen oder mit mir αὐγῆς schreiben und αὔξεται ὥρη verbinden. Auch erregt αὔξεται Zweifel, wofür M. wohl ἀέξεται gesagt haben würde. Da endlich die codd. αἶψ' haben, welches Brunck in ἄψ geändert hat, und dieses auf die Bezeichnung des *raschen* Hinwelkens der Blätter hinweiset; da ferner statt ἔαρος eher εἴαρος erwartet wird, so schlage ich folgende Emendation vor:

Ἡμεῖς δ' οἷά τε φύλλ', ἃ φύει πολυανθέος ὥρη
εἴαρος, αἶψ' αὐγῆς ἄζεται ἠελίου·κτλ. —

V. 9. ist παραμείψεαι ὥρης geschrieben, da A παραμεῖψαι statt der Vulg. παραμείψεται bietet. Allein 3, 1. kommt die Wendung wieder παραμείψεται ὥρη und M. redet hier nirgend Jemand an. V. 10. ist τεθνᾶναι mit O. Schneider statt δὴ τεθνάναι gegeben. Wir würden die epische Form τεθνάμεναι mit Bach vorziehen. —

Eleg. III. ist stillschweigend geschrieben ἐπεὶ παραμείψεται ὥρη statt ἐπὴν παρ. ὥρη, wie bei Stob. ohne Variante steht. Uebrigens ist zu beachten, dafs Ursinus p. 347. sagt: In aliquibus codicibus pro ὥρη est ὥρην. Das könnte für Herrn Bergks Restitution 2, 9. zu sprechen scheinen. Aber παραμείβεται ὥρη wird durch Hesiod Opp. 409. bestätigt. —

Eleg. IV. Τιθωνῷ μὲν ἔδωκεν ἔχειν κακὸν ἄφθιτον ὁ Ζεύς. „ὁ Ζεύς duo codd. omittunt". Vielmehr, wie im Del. genau gesagt ist, AB Voss., auch hat Trinc. nur Ζεύς. Also ist die Vulg. von Gesner. Statt ἔχειν hat nicht unus codex, sondern A Voss. Trinc. σχεῖν. Ursinus, der ausdrücklich sich auf manuscriptum codicem beruft, hat Τιθωνῷ μὲν ἔδωκεν κακὸν ἄφθιτον ὁ Ζεύς. Aber ὁ Ζεύς ist gar nicht in einer so ruhigen Stelle zu ertragen und offenbar schrieb M. ἄφθιτον αἰεί. Dazu wurde Ζεύς geschrieben, wodurch der Vers allmälig in Zerrüttung gerieth. —

Eleg. 5, 3. ἐπὶ πλέον ὤφιλεν εἶναι in den Text zu setzen ist Willkür und bringt ein unerträgliches Asyndeton zu Wege. Sehr schön vulg. ἐπεὶ, wodurch das πλουτοῦσθαι erklärt wird.

Eleg. 9, 1. Ἡμεῖς δ' αἰπὺ Πόλου Νηλήιον ἄστυ λιπόντες. Nicht duo codd., sondern tres haben ἡμεῖς αἰπύτε. Die Conjectur Πόλου statt Πόλον kann auf den ersten Blick gefallen, ist aber genau zugesehen übereilt. Was zwingt dazu, da man sehr wohl verbieten kann: λιπόντες Πόλον, αἰπὺ ἄστυ Νηλήιον? Vollkommen wird die Vulg. geschützt durch die Musterstelle Odyss. Γ, 4. Οἱ δὲ Πόλον Νηλῆος ἐϋκτίμενον πτολίεθρον ἵκον. Was hier Νηλῆος πτολ., ist dort Νηλήιον ἄστυ. — V. 5. κεῖθεν δὲ κρυόεντος ἀπορνύμενοι ποταμοῖο. Note: „κρυόεντος *scripsi*, fortasse δὲ στιβῆντος propius accedit ad librorum lectiones δ' ἀστύεντος, δι' ἀστήεντος, δ' ἀνεστάντες. Intelligitur Ales, de quo Paus. 8, 28, 3. Ἄλεντος (die codd. haben ἀνελόντος) δὲ τοῦ ἐν Κολοφῶνι τὰς ἐλεγείων ποιηταὶ τὴν ψυχρότητα ᾄδουσιν, hunc ipsum opinor, locum respiciens". Die naturhistorische Notiz von dem kühlen Wasser des Flusses, dessen Name verschwiegen wurde, kommt etwas spafshaft heraus, als ob etwa der Grund des Wegziehens im kalten Wasser zu suchen sei. Dafs die Corruptelen auf den Namen des Flusses weisen ist längst erkannt: aber Ἀλήεντος, wie man geschrieben hat, bietet theils eine nicht nachweisbare Form, theils ein auffallend verlängertes. Ich möchte daher vorschlagen: Κεῖθεν δ' αὖτις Ἄλεντος. Pausanias Notiz kann auf andre Stellen des Mimnermos, aber leicht auch auf einen andern Elegiker gehen, deren ja gerade Kolophon in Ueberflufs hatte. — Eleg. 11, 7. ist παρὰ χεῖλος, ἵν' statt der Vulg. παρὰ χείλεσ' ἵν' (codd. χείλεσιν) nicht übel geschrieben. Was zwingend, fragt sich. — Eleg. 12, 6. ist nach Meineke κωΐλη geschrieben, aber p. 885. wird bemerkt, Meineke habe κοιΐλη verbessert. Nämlich Comic. III, 418. Delect. Epigrr. p. 233. An jener Stelle vergleicht das Aeolische κώϊλος. Herr B. kannte also die Emendation: wie konnte ihm entgehen, dafs ebenda von ἵνα δὴ θοὸν V. 9. verbessert war? Statt dessen hat es: *scripsi*: codd. ἵν' ἀλήθοον. — V. 8. εὔδονθ' codex, *vulgo* εὔδονθ' ὅθ'. Vulgo? was nie in einem Druck gestanden? Vielmehr codd. AB. Auch unrichtig χώρου Casaubonus. Vielmehr V, d. h. Mus. oder Aldi Veneta. V. 11. ist σφετέρων ὀχέων geschrieben, nisi malis προτέρων: codd. ἑτέρων vel ἑτερέων (letzteres ist aus BP angeführt). Beide Vorschläge genügen nicht wohl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Auch Abrens nicht angeführtes στερεῶν im Ge-
atz zur κοιλη εὐνή dünkt ein unschönes Epi-
on. Vielleicht πτερινῶν ὀχέων. Oder ἐπέβη ἑε-
ὀχέων. — V. 10. nicht angeführt, dafs codd.
ε' und ἑστᾶς', wofür erst Brunck ἑστᾶς' setzte. Ur-
hat ἐστᾶς'. Der nur in den Noten gemachte
chlag V. 1. 'Ηέλιος μὲν γάρ τ' ἔλαχεν konnte wohl
als unzählige andre Muthmafsungen in den Text
ekt werden.

Eleg. 13, 4. Ἕρμιον unus codex. Auch corr. A
marg. Gesn., dann noch Schows BCW. V. 6.
die Lesarten ganz ungenau verzeichnet. Ungenau:
εὖθ' ὅτ' ist gewagt, da nur A angeführt ist und
ὁππότ' offenbar aus codd. stammt, da die Vulg.,
Herr B. nicht angiebt, ἔσθ' ὅταν προμάχους σεῦ'
Gleich darauf ist σεύαιθ' stillschweigend nach
Emendation geschrieben, ohne die codd. zu nen-
Delect. — V. 9. lesen wir οὐ γάρ τις κείνου
ἀμεινότερος φὼς ἔσκεν κτλ. statt δηΐων. Un-
aber kann der Feldherr zu den ληοί gerechnet,
auch nicht mit ihnen verglichen werden. Hätte
Herr B. das befolgt, was er in der Note sagt:
si integrum est, pro ἔτ' scribendum est τότ'."
tte auch ich unabhängig von Bergk die Stelle
rt. Aber schwerlich hat Herr B. aus dem Zu-
mhang des Ganzen die Nothwendigkeit der Aen-
klar erkannt; sonst könnte er nicht V. 1. statt
δή geratben haben auf 'Η μὲν δή. Mimnermos
cht die Schlaffheit seiner Zeitgenossen mit der
keit eines alten Feldherrn (zur Zeit des Gyges):
Οὐ μὲν δὴ κείνου γε μένος, *jenes* Helden Muth
nz anders. Und nachher: An *ihm* hatte Pallas
eude. Denn keiner der Feinde war *damals* ein
Held, (wie es jetzt der Fall ist.) Die Vergleiche
mit den Feinden ist sehr am Orte, da die Zeitgenossen ihnen nachstanden; V. 8. δυςμενέων leitet den Vergleich ein. Ahrens δὴ 'Ιων ἔτ' ἀμ., so sinnreich es ist, scheitert an dem mattherzigen ἔτι; auch dürfte 'Ιάων oder 'Ιήων erwartet werden. Aber ganz übergangen durfte eine solche Conjectur schwerlich sein. — V. 11. ist ὁ δ' αὐγῇσιν φέρετ' geschrieben. Ich verstehe den Sinn der Aenderung nicht. Ahrens hat nach Gesners Version sinnreich geschrieben ὅτ' αὐγαῖσιν θέρετ', wo ich indefs θέρετ' zu pretiös und nicht passend finde. Aber mit φέρετ' ist kaum etwas anzufangen, und Ahrens Vorschlag verdiente gewifs Beachtung. Ich schlage vor: ὅτ' αὐγῇσιν στρέφετ' ὠκέος ἠελίοιο, *so lange er verkehrte im Lichte der Sonne.* Läge es nicht zu weit ab, so möchte ich lieber πρέπεν. —

Eleg. 16. „αἰεί scripsi, vulgo ἀεί". Freilich bei Bach. Aber im Etym. M., das Herr B. nachzusehn versäumt hat, steht von jeher αἰεί.

Solonis Eleg. 1. soll stehen Plut. Sol. c. 1. Ist ein aus Delect. (verbessert Add. p. 169.) übergegangner Irrthum statt c. 8. — Elg. 2, 1. Σικινήτης unus codex (Diogenis, denn Plut. Reip. Ger. 17. hat Σικινίτης), vulgo Σικινίτης. Jene Form ist allerdings kürzlich von Rofs ἀρχαιολ. τῆς νήσου Σικίνου Athen. 1837. p. 11. aus einer Attischen und einer Sikinitischen Inschrift nachgewiesen. Doch widerstreitet Steph. Byz. ὁ οἰκήτωρ Σικινίτης. Freilich hat Rehdiger. Σικινήτης, aber der Zusatz ὡς νῆσος νησίτης zeigt den häufigen Schreibfehler. — Eleg. 3. Hier mufste bemerklich gemacht werden, dafs die Elegie in den besten codd. des Demosthenes, Reiskes August. 1. 2. und Bekkers Σκς fehlt. V. 6. ist aus Conjectur ῥήμασι πειθόμενοι geschrieben. Ganz unrichtig, da der Dichter alles Unheils Wurzel in dem Streben nach Bereicherung findet. Χρήματα ist Geldgier; ῥήμασι würde einen Zusatz wie ἀδίκοις nöthig machen, vgl. Theogn. 1152. 1262., wo auch V. 980. ῥήμασι richtig mit Meinekes Zustimmung verbessert ist. — Ob die zu V. 10. 11.

Digitized by Google

vorgeschlagne Aenderung zutreffe, ist nicht zu entscheiden, da vielleicht V. 11. gar nicht an rechter Stelle steht. Eine Hdschr. in marg. Aldinae Voemelii läfst ihn weg. Er scheint als Parallelstelle an den Rand geschrieben gewesen zu sein. Ob V. 13. κλέπτουσι δ' zu schreiben, steht gleichfalls der Lücke wegen dahin. In den Text gehörte es nicht. Irrthümlich V. 11. πλουτεῦσιν *scripsi*. Steht schon im Delect. — V. 14. begegnen wir der stillschweigend gemachten Umstellung σεμνὰ θέμεθλα δίκης statt σεμνὰ δίκης θέμεθλα. Kommt sie auf Schuld des Setzers, so hat er sehr glücklich gefehlt. Die Aenderung ist richtig. — V. 16. ἀποτισομένη Stephanus. Auch cod. Bavar. m. sec., wie Del. schon angegeben. — V. 19. Da die codd. zwischen ἐπεγείρει, ἐπεγείρειν, ἐπαγείρειν schwanken, so scheint das auf ἐπέγειρεν zu führen. — V. 21 sq. ist gedruckt:

ἐκ γὰρ δυςμενέων ταχέως πολυήρατον ἄστυ
τρύχεται ἐν συνόδοις θ', αἷς ἀδικεῦσι φίλους.

(Warum nicht auch hier ἧς und ἀδικεῦσι?) Man mufs danach glauben, dafs Herr B. unter δυςμενεῖς äufsre Feinde verstehe, denen die σύνοδοι der innern Parteimänner zur Seite gestellt wurden. Hier ist aber nur von στάσις ἔμφυλος der Bürger gegen Bürger die Rede. Die σύνοδοι fasse ich als politische Clubbs, Hetärieen. Darauf deutet, meine ich, gar die in einigen codd. statt φίλους gefundne Glosse φιλεταίροις hin. Die Mitglieder dieser Genossenschaften sind die δυςμενεῖς, die durch ihre Gewaltstreiche den Mitbürgern gefährlich werden. Daher stelle ich, wie auch Ahrens vermuthet, her:

ἐκ γὰρ δυσμενέων ταχέως πολυήρατον ἄστυ
τρύχεται ἐν συνόδοις τῆς ἀδικησιφίλοις.

„*mittelst ihrer an den Freunden frevelnden Gesellschaften*". Man halte dazu den Vers: Ἀττικὸς οὗτος ἀνὴρ τῶν Σαλαμιναφετῶν. Mehrere codd. kommen mit φίλοις statt φίλους erwünscht zu Hülfe. — V. 23. konnte wohl Jenickes πενιχροί, von Hermann empfohlen, erwähnt werden. — V. 26. wollte Hermann οἴκῳ ἑκάστῳ. Daran würde ich anstofsen, weil ἑκάστῳ von οἴκῳ zu trennen wäre. Solon stellt das Eindringen in das Haus der Einzelnen dem Walten im Gemeinwesen entgegen. Οἴκαδε *ins Haus*, nicht blofs, wie die Lexica angeben, *in die Heimath*, schützt Xenophan. I, 18. Theogn. 476. 844. 1335. u. s. w. — V. 27. δ' ἔτ' ist von H. Wolf. Die codd. δέ τ'. — V. 28. πάντως Brunckius. Schon Markland, und der cod. Bodl. πάντας ἢ πάντως. — 29. εἰ καί τις φεύγων, ἐν μυχῷ ἢ θαλάμου. Kurzweg *scripsi*. So habe ich ja Delect. p. 169. emendirt und mit Nennung meines Namens ben so die Zürcher Herausgeber geschrieben und lich hat G. Hermann in der von Herrn B. doch benutzten Rec. des Delect. p. 30. die Aenderung geheifsen und obenein mitgetheilt, dafs auch Köchly auf dieselbe gekommen sei, nur dafs er ger θαλάμων schreibe nach Odyss. Ψ, 41. Man gleiche die Stelle und urtheile, ob wohl richtige V. 33. καί θ' ἅμα *scripsi*. Richtig. Aber so hatt Schneider cens. Del. und G. Hermann l. c. emend

Eleg. 4, 1. ὅσσον ist Emendation von Steph Codd. haben ὅσον. — Fr. 7. fehlt Diogenian. 8, Fr. 9, 5. ist mit Dindorf περὶ πάντα νοεῖν ge ohne andre Versuche zu nennen, als da sind πάντα von Hermann, τινὰ πάντα Sintenis, πρὸ Ahrens, μ' ἄρτια πάντα Winckelmann, ἕνα πάν lect. Jetzt glaube ich, dafs der Fehler durch tige Lesung des Compendiums παντα aus παρα standen ist: „jetzt gleich, während man dabei man sinnen, ihn niederzuhalten". — Fr. 10. σατ' ἐρείσματα δόντες äufserst unwahrsche schrieben, da Plutarch und Diodor ἐρύματα, ρύσια bieten. Alles erklärt sich aus ηὐξήσατε δόντες, was schon Stephanus als Lesart an V. 5. Hermann hat in der Rec. erinnert, dafs μύλου nothwendig ist.

Nirgend tritt die Unzuverlässigkeit des Apparats greller hervor als in der langen Eleg. 12. Hier kann Bergk weder bei Gaisf bei Schow an der Quelle geschöpft haben. nur auf Einiges aufmerksam machen. Leide nur V. 7—13. von dem ganzen Gedichte, nach Gaisfords Angabe. Doch führt Grotius eine Lesart aus ihm an. Die Blätter werden den sein. V. 3. Brunckius coniecit ἐμοί. So ha ohne Var. und dafür spricht Krates Parodie ἐμῇ συνεχῶς δότε γαστέρι. — V. 6. fehlt πικρ Ars. — V. 9. πλοῦτος *codd.* Vulgo πλοῦτον. codd. freilich (nicht Vindob.), aber Gaisf. ob πλοῦτον. — V. 11. ist mit Recht Ahrens genommen; aufserdem hätte dann aber di punction verbessert werden sollen. Hinter Komma: *den aber die Menschen erjagen velmuth, nicht in Zucht und Ordnung, der ko aber unrechtem Thun folgend kommt er wider* Auch V. 31. ist nach Ahrens, dessen Emend

Digitized by Google

derselben Stelle steht wie jene und das V. 34. richtig angenommene und Ahrens beigelegte εὐθηνεῖν, obgleich es hier *scripsi* heifst, καὶ ἄντιτα ἔργα, aber richtiger ἤλυθε πάντως αὖτε als Ahrens ἤλυθε πάντως ἄτη geschrieben. Es fehlt, dafs Schows BCD αὐτίκ' ἀναίδεα lesen. — V. 13. fehlt ἀναμίγνυται Voss. Ars. — Dann heifst es ἄτη Trinc. Auch Schows AB. — V. 18. ἄν codd., vulgo δή. Bei Schow ACE, bei Gaisf. AB. Also nicht schlechtweg codd. — V. 21. hat Bergk keinen Anstofs genommen an der Vulg. δηώσας κλυτὰ ἔργα. Aber Solon hat durchweg die Homerische Bedeutung von καλός, wie z. B. gleich V. 24. Wäre δηώσας richtig, so dürfte man auf δηώσας κλυτὰ ἔργα denken. Doch dünkt nicht unwahrscheinlich, dafs Solon schrieb δήσας ἀγλαὰ ἔργα. Die kürzere Form δήσας ist von Meineke Del. Epigr. p. 132 nachgewiesen und öfter herzustellen. — V. 23. κατ' ἀπείρονα unus codex. Das ist B man. sec., also Conjectur; Ars. lassen das Wort aus, Trinc. (Vind.) Gesn. ἀπίονα, welches also allein beglaubigt ist und passt zu der Beschreibung pafst. — V. 27. Vulgo οὔτε, ἐ οὔτε. Bei Schow nur AC, aber B οὔτε und darüber; bei Gaisf. nur B m. sec. οὔτε, Ars. οὔτε. — V. 29. ἢν δὲ codd., vel εἰ δὲ. Da Gaisfords codd. εἰ δὲ, Trinc. (und Vindob.) οἳ δέ bieten, so scheint ἢν δὲ Correctur, zumal Schows Angabe, dafs ABEGW ἢν δέ lesen, hinsichtlich des B falsch ist. Ich halte jetzt οἳ δέ für vollkommen richtig. — V. 32. ἢ γένος ἐξοπίσω unus codex. Bei Schow C, bei Gaisf. B man. sec. Da die guten codd. γόνων ὀπίσω (auch Vind.) oder προγόνων ὀπίσω (A) bieten, so ist jenes eine zu augenfällige Interpolation, als dafs ihr getraut werden dürfte. Emendirt wollte ἢ τὸ γόνων ὀπίσω, näher dem Wahren ἢ γένος ὢν ὀπίσω. Es ist zu schreiben: ἢ ἐόν ὀπίσω, *„entweder ihre Kinder oder doch noch das spätere Geschlecht"*. — V. 37. fehlt, wie codd. und edd. X' ὅστις haben. — V. 41. ist verdruckt statt ἀχρήμων. Diese Stelle ist hier umgestellt so gegeben:

δέ τις ἀχρήμων, πενίης δέ μιν ἔργα βιᾶται,
κεκτῆσθαι πάντως χρήματα πλεῖστα δοκεῖ.

κεκτῆσθαι *scripsi*, simulat enim sibi esse ingentes opes; vulgo *inepte* κτήσασθαι. Ib. πάντως πλεῖστα, vulgo πάντων. πλεῖστα duo codd., vulgo πολλά. Dafs ein von bittrer Armuth Gedrückter sich stellt (δοκεῖ?), als sei er ein überaus reicher Mann, scheint kein wahrer Gedanke. Wäre er es auch sonst, hier weist ihn der richtig aufgefafste Zusammenhang zurück. Der Dichter sagt: „Jedermann wähnt seines Theils oben drauf zu sein, so lange ihm kein Unglück zustöfst. Dann aber jammert Mancher, während wir uns bis dahin an eiteln Hoffnungen arglos ergötzten". (Die nun folgende specielle Ausführung χῶστις μὲν κτλ. nimmt den Hauptgedanken τότε δ' αὖ τις ὀδύρεται wieder auf, zu dem ἄχρι δὲ τούτου — τερπόμεθα in logisch untergeordneter Geltung steht und nur nochmals, wie oft in der Epik, die frühere glückliche Zeit hervorheben soll). Indem nun Solon die schlimmen Lagen, aus denen der Einzelne zu entrinnen trachtet, vorführt, dabei aber stets den Gedanken des χάσκειν κούφῃς ἐλπίσιν durchblicken läfst, sagt er: „Wer erkrankt ist, trachtet auf alle Weise nach Genesung; wer feig ist, bildet sich ein, tapfer zu sein; wer häfslich, schön. (An die Stelle des Ringens nach Tapferkeit und Schönheit, da das ein unsinniger Gedanke sein würde, tritt hier nothwendig die κούφη ἐλπίς). Wer aber blutarm ist, der denkt doch jedenfalls noch einmal zu Schätzen kommen zu können". Dieser Gedanke leitet das Folgende ein, wie verschiedne Wege der Mensch zu diesem Ende einschlage. — Ist hiermit Solons Gedanke getroffen, so zerstört das kühn hingeworfne κεκτῆσθαι das Ganze, indem es gerade den Anknüpfungspunct für das Folgende abschneidet. Und πάντως zeigt nun zum Glück auch sprachlich, dafs κεκτῆσθαι falsch ist, während es vortrefflich zu κτήσασθαι pafst. Unrichtig ist auch πλεῖστα aufgenommen: duo codd., aber B Schowii hat πολλά doch darüber und Gaisfords codd. wie Trinc. (und Vindob.) haben πολλά. Klar ist, dafs, als das fast überall verschriebne πάντως in πάντων corrumpirt war, πολλά unglücklich in πλεῖστα geschlimmbessert wurde. Dafs κτήσασθαι ganz richtig sei, hatte ich Conjj. Critt. p. 176 bemerkt. Uebrigens ist bisher übersehen, dafs V. 33 sq. lebhaft an Odyss. Σ, 132 sqq. erinnere. — V. 46. οὐδεμίαν *scripsi*. Vgl. Delect. p. 169. — V. 47. Unnöthig wird εἰς ἐνιαυτούς vermuthet, da eben so gut εἰς ἐνιαυτόν *das ganze Jahr lang* gesagt sein konnte, wie bei Homer und Hesiodos. — V. 48. ist hinter λατρεύει stark interpungirt: „nam verbis τοῖσιν κτλ. quae male cum prioribus copulantur, nova continetur sententia". Dieser Belehrung bedurfte es in einer solchen Ausgabe nicht. Hat man hinter

Digitized by Google

λατρεύει schwach interpungirt, so geschah es, weil man zwei so eng zusammenhängende Glieder lieber enger verknüpfen wollte. Denn der Gedanke des Lohnarbeiters wird nach der griechischen Wirthschaft des ἀροῦν und φυτεύειν als Beschäftigung mit dem Ackerbau und der Gartencultur ausgedrückt. Ob Jemand mifsverstanden hat, weifs ich nicht: Grotius sagt ganz richtig: Alter humum curvo Cerealem versat aratro, auctumnumve satis provocat arboribus. So auch Weber und Dissen zu Demosth. p. 445. — Uebrigens ist die Lesart μένει, die aus ein paar codd. von Schow berichtigt ist, übergangen. — V. 50. ἔργα δαείς codd., vulgo ἔργαλαειν (vielmehr ἔργαλα εἰν). Sechs codd. Schowii ἔργαλα εἰς. Ebenda ist συλλέγεται stillschweigend geschrieben: Stob. ξυλλέγεται. — V. 51. ἄλλος Ὀλυμπιάδων Μουσέων πέρι δῶρα διδάχθη Ἱμερτῆς σοφίης μέτρον ἐπιστάμενος. Hier ist Μουσέων von Brunck: vulgo Μουσάων (so scheinen Gaisfords codd. zu haben; Schow führt aus *plerique* Μουσῶν an); πέρι hat Hr. B. statt πάρα geschrieben, διδάχθη statt διδαχθείς von Brunck angenommen. Wohl voreilig. Der Dichter zeigt, σπεύδειν ἄλλοθεν ἄλλον: der Handwerker und Künstler χειροῖν ξυλλέγεται βίοτον. Dem χειροῖν entspricht beim Dichter ἱμερτῆς σοφίης μέτρον ἐπιστάμενος, nämlich ξυλλέγεται βίοτον. Dafür bürgt das parallel laufende δαείς; ἐπιστάμενος kann man sich verdeutlichen durch ἐπιστήμῃ σοφίης. Auch der alte Poet ist ein δημιουργός und man hat an Honorare und Preise zu denken. Πέρι gewährt ein Bedenken, insofern es hier nicht auf ausgezeichnete Leistungen, sondern auf Lebensbeschäftigung überhaupt ankommt. Hält man die beglaubigte Lesart Μουσάων fest, so scheint παρά unrichtig eingeschoben. An Ὀλυμπιάδων Μουσάων δῶρα διδαχθείς ist nichts zu tadeln, da ja auch Archilochus sagt Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος. Wie ἔργα δαῆναι von der niedern Kunstfertigkeit, so δῶρα διδαχθῆναι von der höhern. Hält man aber an πάρα fest, und schreibt Μουσέων, so ist auch daran schwerlich übel gethan. Μουσέων πάρα δῶρα διδαχθείς wäre so viel als Μουσῶν δῶρα διδ. παρὰ Μουσῶν — V. 59. 60. Πολλάκι δ' ἐξ ὀλίγης ὀδύνης μέγα γίνεται ἄλγος, Κοὐκ ἄν τις ῥύσαιτ' ἤπια φάρμακα δούς. Note: *scripsi*, codd. κοὐκ ἄν τις λύσαι (so hat einzig und allein Schows W und margo Gesn.), κοὔτις λύσαιτ' ἄν (ist Angabe Bachs: woher? ist nicht zu sagen), Trinc. κἄν τις λύσαιτο. Uebersehen ist erstlich, dafs Schows B ἔσσεται ἄλγος giebt, wonach sich d wahre Lesart μέγ' ἀέξεται ἄλγος muthmafsen lä Zweitens ist die Vulg. mit keiner Silbe erwähnt: κ ἄν τις λύσαιτ', die Schow in allen seinen codd. f und Gaisf. aus Voss. und B m. sec. anführt. W ist nun ῥύσαιτ' geschrieben? Man müfste nicht ἄλ sondern τὸν ἄλγος ἔχοντα denken. Sollte B. am dium λύσαιτο Austofs genommen haben? Der wäre d Verweisung auf Odyss. K, 286. Pind. Isthm. VI Aeschyl. Suppl. 1051. und gleich Phocyl. fr. 1 beseitigen. Oder glaubte er, die Dissonanz der L ten führe auf ῥύσαιτ'? Aber das ist eitel Schei Trincavells κἄντις λύσαιτο einfach auf Wegfall de compendiarisch gedruckt, beruht und die Um κοὔ τις λύσαιτ' ἄν keinerlei Auctorität hat. die Quellen Spuren, so würde ich eher an: κο ἰήσαιτ' oder κοὔ κέ τις ἰήσαιτ' denken. — V. beckius coniecit κακώμενον. Vielmehr κακού V. 67. προνοήσας *unus* codex! Vielmehr A Schowii, Voss. Ars. B m. sec. Gaisfordi. ἔρδοντι *scripsi*. Steht im Stob. von jeher, an andern Stellen. — V. 73. ist τίς ἄν κορέσ τας ohne Bemerkung beibehalten, obschon s. Delect, die Unerträglichkeit des Gedanke und ihn durch die gelinde Aenderung τίς ἄ ἕνα πάντως verbessert hat. Ahrens κορέσει bringt einen rhetorisirenden Anstrich in die Einfalt des Solon. —

Eleg. 15. Παιδός τ' ἠδὲ γυναικός, ἐπὴν κήνη κηται, ἥβη· σὺν δ' ὥρῃ γίνεται ἁρμοδία. Κήνταῦθ So schon Ahrens, natürlich ohne die dorische der auch den gleich nachher berührten Gen verlangte. Ferner ἁρμοδία *scripsi*, hat ja a und steht z. B. auch Delect. Wie der Satz σὺν δία sich fügen soll, weifs ich nicht. Hinter ein Komma und σὺν δ' ὥρῃ γ. ἁρμοδία (oder gelesen werden. Sinn: „Wer Nahrung und hat — gut ist πλευρῇ aufgenommen — und Liebe erfreut und dem zugleich beiwohnet Jug Ahrens hier übergangner Vorschlag κἀνταῦθ ἥβης, σύν γ' ὥρῃ γ. ἁρμονία et cui uxoris et suo quidem tempore contingit coniunctio, ubi aetatis pervenit dringt dem Solon einen modernen Gedanken auf, der übrigens mind δων verlangen würde. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

ulae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Schluſs.)

Eleg. 17. fehlt Theodoret. Therap. p. 37 Gaisf. — g. 19. kann Hermias zum Phädrus nicht nachge- n sein. Er liest Ἔργα τὰ Κυπρ. und V. 2. mit eini- n codd. Plut. Μουσάων (τίθησιν). Wahrscheinlich stand ch hier: Μουσάων θ' ἃ τίθησ' ἀνδράσιν εὐφροσύνας. lleicht auch Archil. 1, 2. Μουσάων τ' ἐρατόν, da ωσάων dort auſser Themist. (ante Dindorf.) auch en. Epist. bietet. — Fr. 20. fehlt Zenob. III, 4. — 25. Hier sind nicht allein die Varr. unvollständig egeben, sondern die meist mit Philon stimmende chrift eines Pariser Codex saec. XIII. bei Cramer. P. I, p. 46 völlig miſsachtet. Ich führe nur ein Lesarten aus ihm an, die ganz neu sind. Vs. 5. ώμένων ἔτι γυίων sehr probabel, aber das auch Paris. bestätigte ἐπὶ läſst sich vertheidigen. V. 7. ἑβδομάδεσσιν (auch Paris.) auf Sylburgs ἑβδομάδ' ἄριστος, welches nicht angegeben ist. V. 9. ὡρίου i. War unnöthig: ἄνδρα ὥριον (γάμῳ) μεμνημένον γάμου. V. 12. bietet Paris. überraschend schön ' ἔρδειν ἔθ' ὅμως statt οὐδ' ἔρδειν ἔθ' ὁμῶς, was freilich einigermaſsen erklären läſst. Aber Solon nach jener Lesart: „In der fünften Hebdomas sich in alle Wege der Sinn des Mannes, dabei wandelt ihn doch noch dann und wann Lust an ausführbaren, eiteln Dingen; aber in der siebenten achten ist er an Einsicht und Rede vollkommen". l. bestätigt Paris. die hier nicht erwähnte Emen- von Sintenis ap. Herm. cens. Delect. ἀμφότερον ührt mit τεσσερεκαίδεκα auf τεσσερακαίδεκα. r. 29, 1. εὐχώμεσθα Stephanus. Und jetzt codex Fr. 31, 1. χολεύμενοι *scripsi*, gegen *alle* codd. Warum aber so im Attischen Solon, dagegen im hen Archilochos fr. 124. χολούμενος, und zwar nur dem *einzigen* Codex, gelassen? — Fr. 32, 6. daſs codd. Ἀθηνῶν und ἡμέραν haben. V. 7. ist ἀσκός aufgenommen. Die duo codd., die das haben, sind C, durchgängig interpolirt, und A. man. sec., also aus Conjectur. Vollkommen richtig ist die Lesart der übrigen Quellen αὐτὸς ὕστερον δεδάρθαι κἀπιτετρῖφθαι (unus cod. sagt B. Dieser hat aber κἀπιτετρίφθαι und erst im Delect. ist der Accent verbessert) γένος: „ich hätte in seiner Stelle wohl gewollt, daſs ich selbsteigen geschunden und mein Geschlecht zu Schanden würde, hätte ich als Herr und Tyrann auch nur einen Tag über Athen geherrscht im Vollen des Reichthums". Aber sehr fraglich ist doch, ob Hr. B. gut gethan hat, Vers 5. mit Xylander ἤθελον zu geben. Die codd. ἤθελεν. Daſs Plutarch so gelesen, geht aus seinen Worten hervor: Ταῦτα τοὺς πολλοὺς καὶ φαύλους περὶ αὐτοῦ πεποίηκε λέγοντας. Wie es zu verstehen sei hat Müller Griech. Litt. Gesch. I, 251. gezeigt. — Fr. 34, 2. γένωμαι *scripsi*. Wie im Delect. vorgeschlagen war. — Fr. 35, 8. wird vermuthet τῆς δ', ut illi ipsi, qui modo dicti sunt, dicantur obscuri et obfuscati sermonis ambagibus usi esse. Das mattherzige τῆς δ' ἀναγκαίης ὕπο würde ich ohne Befremden lesen. Aber eben diese Worte zeigen, daſs Herr Bergk mit jenem obscurus sermo das Richtige verfehlt hat. Es muſs in χρησμὸν λέγοντας etwas gesagt sein, wozu die bittre Noth trieb. Solon rühmt zweierlei: Manche habe er aus der Fremde heimgeführt und Manche in Athen selbst aus der Knechtschaft gelöst. Die erste Klasse zerfällt in die als Schuldner in die Fremde Verkauften und die, welche von Mangel an Unterhalt getrieben in die Ferne zogen. Man darf sich nicht irre machen lassen, daſs dem τοὺς δ' ἀναγκαίης ὕπο kein ausdrückliches τοὺς μέν respondirt. Es liegt aber in πραθέντας und dem Πολλοὺς δ' Ἀθήνας entspricht V. 11. τοὺς δ' ἐνθάδ' αὐτοῦ. Ist nun χρησμὸν λέγοντας richtig, so muſs man mit Reiske an Leute denken, die gleich den Zigeunern Jedem seinen Schicksals-Spruch sagten und davon lebten. Der Plural

Digitized by Google

χρησμούς scheint nicht durchaus nöthig. Dafs Solon diesen Erwerbzweig namentlich hervorhebt, kann nicht Wunder nehmen, sobald man sich erinnert, dafs die χρησμῳδία in jener Zeit namentlich in Athen üppig wucherte, wozu Epimenides Aufenthalt nicht wenig beigetragen haben mag. Doch vermuthe auch ich jetzt eine Corruptel. — V. 11. Vulgo δουλείη (vielmehr δουλείης) vel δουλείην (Conjectur Canters), Plutarchus δουλοσύνην. Aber cod. C δουλείην. — V. 12. ἤθη δεσποτῶν ist sehr schön geschrieben, nur hätte die Consequenz δεσποτέων verlangt. Hingegen ist V. 13. aus einem cod. Aristid. sehr unrichtig κράτη statt κράτει geschrieben gegen Plutarch. Was heifst: ταῦτα κράτη ἔρεξα? Solon sagt: „Das habe ich mit Kraft durchgeführt, indem ich Mikle mit Strenge paarte". — V. 18. ἄλλος ὡς ἐγώ. Fortasse scribendum ἢ ὡς. Gewifs nicht, s. Intpp. Aesch. Prom. 632. und was ich in den Gött. Gel. Anz. 1843. p. 117 über den Gebrauch des ὡς für ἤ bemerkt habe. Aber hier braucht man von der gewöhnlichen Bedeutung gar nicht abzugehn. Auch Xenophan. 3, 4. war ὥσπερ mit Athen. codd. AB zu schreiben. Beiläufig erinnre ich, dafs Herr Bergk Hipponact. fr. 51. Δεῖ δ' αὐτὸν ἐς φαρμακὸν ἐκποιήσασθαι nicht richtig ὡς φαρμακόν vermuthet hat. Ἐς φ. heifst dasselbe: *„man mufs ihn sich vom Halse schaffen wie einen armen Sünder"*. Es ist gesagt wie σκώπτειν τινα εἰς κυβευτήν, Meineke Exercitt. Philoll. in Athen. p. 34, Lateinisch mugire in bovem, Ruhnken. Opusc. p. 512. — Fr. 36. ist im Ganzen nach Ahrens evidenter Anordnung gegeben, nur dafs wir V. 5. lesen: τῶν εἵνεκ' (statt vulg. οὕνεκ') ὀργὴν (statt ἀρχήν) πάντοθεν κυκεώμενος, während man gewöhnlich mit Lobeck κυκλεώμενος las. Bergks Lesart scheint nicht wohl statthaft. Solon vergleicht sich mit einem Wilde, das von einem Rudel Hunden rings umzingelt gegen alle sich zu vertheidigen hat, um einen Ausweg zu finden. „So", sagt Solon, „hätte ich wollen für jede einzelne Partei thun was sie wünschte, so würden Viele haben ins Elend wandern müssen. Darum war ich der Wolf immitten der Parteien". Statt ἀρχήν hatte ich an ἄγρῃ (oder ἄγρᾳ) gedacht, besser Meineke Com. IV, p. 718 in demselben Sinne ἄρκυι. Das sollte doch erwähnt sein. — Fr. 37. ist gut verbessert. — Fr. 39. *Fortasse scribendum* κόκκωνα δ' ἄλλος. So hat ja eben zu der Stelle Lobeck vorgeschlagen. — Fr. 40. Das gebilligte ἀρχῶν ist später durch codd. und Apostolius bestätigt, s. Delect. p. 46[illegible] Lentsch. ad Diogenian. II, 99. Aber auf keine Weis[illegible] durfte Meinekes Erinnerung unbeachtet bleiben, da[illegible] καὶ δίκαια κἄδικα vorzuziehen sei, Com. IV, p. 71[illegible] Vgl. meine Conjj. Critt. p. 176. —

Phocylidis fr. 1. Die Travestie des Demodok[illegible] steht nicht Anth. Pal. XII, 27., wie irrthümlich na[illegible] Delect. angegeben ist, sondern XI, 235. — Fr. 3. fehlt, dafs Stob. ἠδὲ ταχεῖα liest, auch fr. 7. Ἀν[illegible] θαίης. — Fr. 5. fehlt Themist. Or. XXIV, p. 307, [illegible] Φωκυλίδης τά τε ἄλλα ἀληθῶς λέγει καὶ ὅτι σμικρὰ [illegible] μετὰ φρονήσεως ἐπὶ σκοπέλου κατοικοῦσα κρείττων [illegible] ἀφρονεούσης. — Fr. 10. ist übersehn Alex. Aphro[illegible] in Topic. fol. 134. Ald. Δεῖ ζητεῖν βιοτήν, ἀρετὴν δ' [illegible] ἢ βίος ἤδη. So mufs man wirklich schon eines [illegible] trischen Anstofses wegen statt ἀσκεῖν lesen und [illegible] spricht nicht blofs Platon in der angeführten St[illegible] sondern auch Horaz, der ebenfalls nur ein V[illegible] hat: Quaerenda pecunia primum, Virtus post [illegible] mos. — Fr. 14. fehlt Clem. Stromm. V, 733. K[illegible] ὄντι ἀνάγκη Πολλὰ πλανηθῆναι διζήμενον ἔμμεναι ἐ[illegible] Scriptor. Anon. Crameri A. P. I, 166. Τὸ Φω[illegible] δειον παθεῖν· Πολλὰ ἀέκοντα διζήμενον οὐ μόνο[illegible] ἐσθλόν κτλ. — Fr. 15, 2. κακοῦ ἀνέρας *scripsi*. [illegible] Delect. p. 170. — Fr. 16. fehlt Suidas s. v. ἀπαιτ[illegible] χρῆσται und die Angabe der Varr. — Fr. 17. ge[illegible] dem Milesier nicht an. Auffallend die Note: [illegible] cian., — ubi *Solanus refert, a Scholiasta* Phoc[illegible] *tribui hunc versum.* Wie es damit und überhaupt [illegible] dem auch carmen gnom. 87. recipirten Verse steh[illegible] in meiner Abhandlung de Pittheo Troezenio (Gö[illegible] 1812.) ins Reine gebracht. Doch darauf hat [illegible] nicht achten mögen. —

Xenophanis fr. 1, 1. δάπεδον Hermannus. S[illegible] Casaubonus. — 3. *Fortasse* ἄλλος, ὁ δ'. S[illegible] mann cens. Delectus; „παρατείνει incommodum [illegible] bum, fortasse παραγίνει sive παραγινεῖ scribe[illegible] Jenes gewifs nicht minder incommodum, weil [illegible] Form ἀγίνω nicht bekannt ist; dieses schwerlich [illegible] modius, wofern man nicht annehmen will, der [illegible] sche habe die Wohlgerüche zur Achse be[illegible] Nichts richtiger als παρατείνει, *reicht hin*, wie [illegible] sagt ἱμάτιον παρατείνειν. — 5. ist nach meine[illegible] besserung gedruckt: Οἶνος δ' ἐστὶν ἕτοιμος (ri[illegible] ἑτοῖμος), ὃς οὔποτε φησὶ προδώσειν, aber un[illegible] wird mir οὔποτε beigelegt, da schon die Ald[illegible] hat. Jetzt aber wissen wir, und Herr Bergk [illegible] das wissen, dafs der Schlufs ὃς — προδώσει[illegible] so im cod. Marcian. steht, worüber Ritschl Rh. Mus. [illegible] p. 140 sq. belehrt hat. — 6. fehlt, dafs höchst[illegible] scheinlich statt des unerklärlichen Aeolismus [illegible] μενος, wofür cod. B ὀδμόμενος, mit Herman[illegible] μενος zu lesen ist. — 13. ist δή ansprechen[illegible] jicirt, aber in den Text würde ich es noch [illegible] setzen. Aber ganz unzulässig ist es, Vers 1[illegible] dem Vorhergehenden zu sondern und statt [illegible] τάς τε zu schreiben σπείσαντας δέ. Denn [illegible] τὰ δίκαιαι πρήσσειν ist Object zu εὐξαμένους, [illegible] *zu den Göttern, dafs sie Kraft haben mögen*

Digitized by Google

Rechte zu thun". Und so erst entsteht die gehörige Stufenfolge: Spende, Gebet und Paian. — V. 20. ist geschrieben: ὃς ἐσθλὰ πιὼν ἀναφαίνῃ φῇ θ' ἥ μνημοσύνη καὶ νόος ἀμφ' ἀρετῆς. Was mit φῇ θ' ἥ gemeint sei, kann man nur rathen. Druckfehler scheint es nicht zu sein, da in der Note dasselbe steht. Vielleicht ist φῇ θ' ἥ gemeint. Die codd. ὡς ἡ, woraus Ahrens am wahrscheinlichsten ὡς ἥ gemacht hat. Statt νόος (codd. τὸν) haben Andre τόνος und πόνος conjicirt, ohne erfreulich zu sein. Hermanns λόγος ist erwähnt, aber es mufste nothwendig nicht verschwiegen sein, dafs Bergk δόσιν μνημ. lesen wolle, wodurch ein ganz fremder Gedanke entsteht, indem nun von dem Inhalte τὰ ἐσθλά die Rede wäre. Keine aller Aenderungen ist recht zu genügen. — 22. οὐδὲ τὰ *scripsi*. So Bergk.

Eleg. 2, 10. ταῦτά κε πάντα *scripsi*. So Schweighäuser. — 11. οὐκ ὢν ἄξιος statt des untadligen οὐκ ἄξιος geschrieben kommt wohl auf Vorliebe für einigemal glücklich hergestellte ὤν. — 6. Unus ἐν αὐτοῖσί κ'. So hat keiner, aber ἀστοῖσί κ' haben alle. — 10. fehlt, dafs B hat ταῦτά χ' ἅπαντα, was deshalb erwähnt werden mufste, weil es die Lücke ist. — 21. νικῷ Πίσαο παρ' ὄχθας. Vers 3. steht Διὸς τέμενος πὰρ Πίσαο ῥοῇς ἐν Ὀλυμπίῃ. Dort haben die codd. παρπίσα ὀρόησεν und danach sollte man glauben, dafs auch dort πὰρ Πίσαο ῥοάς zu schreiben sei.

3, 3, 2. Die drei Angaben der varr. sind alle drei falsch. Wozu schlechte Varianten, wenn nicht gute? — 5. ist äufserst kühn geschrieben: αὐχαλέοι ἀγάλμ' ὥς, εὐπρεπέεσσιν mit ganz schlechtem Sinne. Die codd. haben ἀγάλλομεν oder ἀγαλλόμενοι εὐπρεπέεσσιν. Herr Bergk verweist uns auf Chaeremon Ath. XIII, p. 608, D., wo aus der Alphesibiaeischen geführt wird: κόμαι δὲ κηροχρῶτες ὡς ἀγάλματα βοστρύχοισιν ἐκπεπλασμένοι ξουθοῖσιν ἀνέμοις ἐπιφορούμενοι. Aber was in einer bewundernden Schilderung am Platze ist, pafst nicht gleich in einer tadelnden Beschreibung. Hätte Xenophanes Wohlgefallen an der prächtigen Haartracht der asiatischen Würdenträger gehabt, so würde ἄγαλμ' ἔχειν. So ist es unerträglich. Hätte Herr Bergk von Delect. p. 170. aus den Arimaspeen des Aristeas angeführte Parallelstelle beachten wollen, so wird sie ihm einen andern Weg der Verbesserung gezeigt haben. Die Stelle bei Tzetzes Chill. 7, 687.

ἱππόποδοι, χαίταισιν ἀγαλλόμενοι ταναῖσιν.

Natürlich erkläre ich danach εὐπρεπέεσσιν für eine Verderbniss zu αὐχαλέοι oder ἀγαλλόμενοι geschrieben und setze das Wort des Aristeas ein. Dichter erinnerten sich offenbar an Iliad. Υ, 222.

ἵπποι
ἀγαλλόμεναι, πώλοισιν ἀγαλλόμεναι ἀταλῇσιν,

Beider Nachahmungen selbst durch gleichen Ausgang hindurchklingt. Stören darf durchaus nicht, Xenophanes nach den Worten des Phylarchos προϊέμενοι τὰς κόμας χρυσῷ κόσμῳ, fortfährt: ὡς καὶ Ξενοφάνης φησίν. Danach könnte man den χρυσοῦς κόσμος angekündigt glauben, der aber weder in der Vulg. noch in unsrer Emendation vorkommt. Allein die Worte beziehen sich lediglich auf die mit Phylarchos übereinstimmende Schilderung der Weichlichkeit der Kolophonier im Ganzen.

Hier darf ich dieser langen Recension ein Ziel setzen. Beurtheile nun ein Jeder unbefangen, ob Herr Bergk seiner würdig gethan hat, so leichte Waare zu Markte zu bringen. Trotzdem wird Niemand so unbillig sein, dafs er vergäfse, das im Buche zerstreute Gute und Vorzügliche beim Fällen eines Gesammturtheils in die Wagschale zu werfen. Mir scheint es bei einem solchen Werke indefs weniger auf eine oder auf ein Dutzend guter Emendationen mehr oder weniger anzukommen, als auf Zuverlässigkeit und Genauigkeit des Apparats, gewissenhafte Benutzung der Quellen und neuern Hülfsmittel, kurz auf Solidität der Arbeit. So sehr ich gewünscht hätte, Bergks Buch, an welchem schwerlich Jemand ein gröfsres Interesse nehmen könnte, mit Freudigkeit begrüfsen zu können, so wenig sollte meine Recension den unbehaglichen Eindruck, welchen das Buch mit seinen Flüchtigkeiten und seiner unerhörten Oberflächlichkeit auf mich gemacht hat, vertuschen oder mit Redensarten überzuckern. Doch hoffe ich, dafs dem Unbefangenen nicht schwer werden wird zu gewahren, wie durch allen Tadel, den ich nach reiner Ueberzeugung ausgesprochen habe, die Hochachtung vor dem bewährten Talente Herrn Bergks hindurchblickte. Je gröfser Herrn Bergks Ansehen ist, desto gefährlicher kann sein Beispiel wirken und die alte Lauheit gegen die divinatorische Kritik von Neuem anfachen. Hier hinterm Berge zu halten, sobald einmal der Widerwillen gegen eine, übrigens von Bergk selbst gewünschte, Beurtheilung überwunden war, wäre schmählich und ein Vergehen an der Wahrhaftigkeit gewesen. Man mag mir es glauben, dafs es mir schwer geworden ist, über das Werk eines geachteten und persönlich befreundeten Mannes so zu urtheilen. Doch schien es nöthig, wenn auch undankbar, Bergk von dem falschen Wege ernstlich mahnend abzuschrecken. Ohne kleinmeisterliches Kritisiren war das nicht auszuführen. Möchte freilich lieber ein älterer Philolog, dessen Stimme gewichtvoller wäre, das unerquickliche Geschäft übernommen haben. Lust am Tadeln habe ich nicht, viel eher am Gegentheil: eine κακὴ ἔρις wohnt mir niemals bei und mein Tadel wird um so ehrlicher erscheinen, je mehr ich zum Gegentheil hinneige. Hony soit qui mal y pense. Bergk selbst weifs, wie ich von jeher den reinsten Antheil an Allem genommen habe, was dem mitforschenden Freunde gelungen ist. Persönlicher Neigung aber räume ich nie den geringsten Einflufs auf wissenschaftliche Dinge ein: sie sind von jener völlig getrennt. So hat Bergk es immerdar selbst gehalten. Hanc veniam petimusque damusque vicissim. Habe ich in manchen Puncten nicht das Rechte getroffen, so bin ich der Belehrung stets offen; habe ich Bergk in der Beurtheilung seiner Leistung zu nahe

Digitized by Google

gethan, so rechne ich auf Nachsicht und nehme das Gesagte willig und gern im Voraus zurück: ἔπος δ' εἴτέρ τι βέβαχται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιεν ἀναρπάξασαι ἄελλαι.

F. W. Schneidewin, in Göttingen.

XXXV.

***Exercitationum Herodotearum specimen I. sive de rebus Assyriorum. Scrips. Guil. Hupfeld. Marburgi,* 1837. 8. — *specimen II. sive de vetere Medorum regno. Rintelii,* 1843. 4.**

Je lebhafter im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert Alles erörtert worden ist, was *die* alten orientalischen Reiche, welche mit den Schicksalen Israels in Beziehung gekommen sind, angeht, je mehr liegt dies Feld neuerdings brach. Alle die politischen Interessen, durch welche die Forschungen über Griechenland und Rom neues Leben bekommen haben, berühren Assyrien und Medien nicht, oder die Dürftigkeit der erhaltenen Nachrichten gestattet wenigstens nicht auf diesem Boden solche Interessen zu verfolgen. Neue Entdeckungen, frischsprudelnde Quellen, deren Reiz neuerdings zu Aegyptens Alterthum hinzieht, werden höchstens geahnet hinsichtlich Assyriens, geben nur dürftige Ausbeute hinsichtlich Mediens. Der Streit rationalistischer und gläubiger Schriftforschung läfst ebenfalls das fast unbeunruhigt, was von den barbarischen Reichen des Osten im alten Testamente vorkömmt. Hie und da streift die Erklärung der prophetischen Bücher das Thema — und so ist es auch fast nur von dieser Seite, dafs eine gewisse Anfrischung dieser Studien statt gefunden hat. Man war es müde, dürftige, oft einander widersprechende Nachrichten über die Thaten einzelner Könige, oder über die genealogische Folge von Königsreihen so oder so zu combiniren, und den dürrsten Boden zu martern, um einige Früchte historischer Kritik auf demselben zu erzielen. Dennoch kann nicht, ohne dafs die Lücke auf vielen Seiten gefühlt werde, eine solche Vernachlässigung dauernd einen Zweig des historischen Wissens treffen. Nur mit Dank kann es anerkannt werden, wenn ein Gelehrter durch die Trockenheit und geringe Ausbeute des Gegenstandes sich nicht schrecken läfst, ihn mit Scharfsinn und Ausdauer in die Hand zu nehmen.

Die erste Abtheilung der über diesem Artikel bezeichneten Arbeit sucht in die mageren und doch widersprechenden Nachrichten der heiligen Schrift, des Berosus, des Herodot und Ktesias Einheit zu bringen und Zusammenhang. Dabei ist schon immer erkannt worden, wie sich die aus den ersteren drei Quellen kommenden Nachrichten leicht in eine gewisse Verbindung bringen lassen, während alles was auf Ktesias fufste, damit eben im Widerspruch zu stehen schien. Hr. Dr. Hupfeld weifs nun in anziehendster Forschung sehr wahrscheinlich zu machen, dafs kein völliger Widerspruch vorhanden sei; sondern dafs nur eine verhältnifsmäfsig geringe Verwirrung in den Nachrichten des Ktesias den von diesem berichteten Vorgängen ein falsches Zeitalter angewiesen hat. Seine Ansicht im Zusammenhang ist folgende: Das ältere assyrische Herrschergeschlecht, mit Ninus und Semiramis (durchaus sagenhaften Persönlichkeiten) beginnend, dauerte bis etwa zum Jahre 1317 v. Chr., wo es mit dem Könige Beleus oder Belochus schlofs. Diesen letzten König der ersten Dynastie stürzte der Aufseher der königlichen Gärten Beletaras, und heirathete, um seiner Usurpation wahrscheinlich eine Art Rechtstitel zu verschaffen, die Tochter desselben, die Atossa, welche auch den Namen Semiramis führt. Durch diese zweite Semiramis hängt also eine spätere Dynastie mit der früheren zusammen, und dieser späteren Dynastie gehören die Könige an, die wir von Phul's Zeit an näher aus den heiligen Schriften kennen. Der letzte dieser zweiten Reihe ist Chyniladan, der auch den Namen Sardanapal führt, und welcher bekanntlich im Jahre 606 von den Medern und Babyloniern geschlagen und gestürzt ward. Die Babylonier werden dabei von Nabopalassar oder Busalossor (den Hupfeld für identisch hält mit Belesys) angeführt. Alles also, was sonst von Sardanapal erzählt und gewöhnlich eine geraume Zeit früher gesetzt wird, ist nur durch Mifsgriff in diese frühere Zeit gerückt, und bezieht sich auf Nabopalassar = Sardanapal. — Wir überlassen unseren Lesern, die sich näher für diese Gegenstände interessiren, die gelehrte Combination in ihre Einzelnheiten zu verfolgen, und heben nur noch einen besonders gesicherten Punct, die Besprechung des Zusammenhanges der babylonischen Chaldäer mit denen im carduchischen Gebirgslande hervor. Bekanntlich hat Gesenius, auf Jesaias XXIII. 13. gestützt, eine Ansicht Vitringa's wieder aufgenommen, erweitert und fast zu allgemeiner Geltung gebracht, dafs die Chaldäer Babylons nämlich nicht das alte Volk der Babylonier, sondern ein Theil der carduchischen Chaldäer seien, welche kurz vor den Zeiten des Jesaias erst durch die Assyrier nach Mesopotamien versetzt, hier die Herrschaft an sich gerissen hätten. Die Stelle des Propheten sagt in der zuletzt fast allgemein angenommenen Fassung: „Siehe das Land der Chaldäer! dieses Volk, welches *vor kurzem nicht war, Assur hat es den Wüstenbewohnern angewiesen*". Hupfeld nun giebt eine andere unzweifelhaft beweisende Deutung dieses Verses, indem er Assur als Accusativ nimmt und so übersetzt: „Ecce terram Chaldaeorum, hic populus qui nondum modo fuit, Assurem (i. e. Niniven) deserticolis (i. e. feris) tradidit (i. e. devastavit)". In dieser Fassung bezieht sich die Stelle darauf, dafs die Chaldäer in Babylonien bis vor Kurzem nur ein von Assyrien abhängiges, kein selbstständiges Volk waren, wie nun neuerdings Ninive zerstört und sich zu einem selbstständigen Reiche erhoben haben. Dies aber pafst allerwege vortrefflich zu dem, was wir sonst von der Geschichte dieser Landschaften wissen, und ohne dafs ein etwaiger Volkszusammenhang der Carduchen und der babylonischen Chaldäer geradezu bestritten zu werden brauchte, sind wir von allen Hypothesen über eine spätere Verpflanzung der carduchischen Chaldäer nach Babylon so wie von dieser Verpflanzung selbst befreit.

Die zweite Abhandlung hat ganz ähnliche Zwecke wie die erste; sie will vor allem die Angaben des Herodot und Ktesias über die frühere Geschichte Mediens mit einander in Harmonie setzen, zieht aber auch Einiges von den Resultaten der Arbeiten Burnouf's über die Zendbücher, so wie der Arbeiten Lassen's und Burnouf's über die Keilschriften, also die ältesten Geschichte der arischen Völker, in den Bereich ihrer Untersuchungen; so wie andererseits auf die Berührung der medischen Verhältnisse mit babylonischen Rücksicht genommen und also eine Controverse verhandelt wird, ob wir uns unter des Propheten Daniel *Darius aus Medien* einen Cyaxares II. zu denken haben oder ob, wie Hupfeld höchst wahrscheinlich macht, dieser Darius Niemand anders ist als Neriglissar unter einem zweiten Namen. Die ganze Zusammenstellung dieser zweiten Abhandlung ist scharfsig und klar vorschreitend; enthält auch zum Theil eine Vertheidigung des in dem ersten Specimen Dargelegten gegen Angriffe, die von Movers unternommen worden sind, — doch sind die hier abgehandelten Gegenstände schon im Allgemeinen klarer, und in höherem Grade ist ein Theil davon bereits wissenschaftliches Gemeingut, als dies bei dem Inhalte des ersten Specimen der Fall war.

Im Gegensatze so mancher neuerer Arbeiten über ältere orientalische Verhältnisse, die ihr Verdienst in schwer zu übersehende der hypothetischer Detailcombination suchen, und jeden, der nicht noch gelehrter in diesen Dingen ist als der, welcher eben Combinationen macht, mehr verwirren als belehren, können wir nicht nachdrücklich genug den besonnenen, nüchternen historischen Sinn preisen, der in den eben besprochenen Abhandlungen herrscht, während doch auch hier kein Bestandtheil erfolgreicher Gelehrsamkeit vermifst wird. Die Gelehrsamkeit ist von jener klaren Art, der man mit Vergnügen folgt, ohne Ermüdung zu bekommen.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXVI.

erbach, Grundsätze der Philosophie der ukunft. Zürch, 1843.

erbach, zur Kritik der Hegelschen Philo-phie. In den Hallischen Jahrbüchern. 1839. 208 *u. f.*

Es ist nun einmal das Recht der denkenden Sub-vität im allgemeinen, dafs sich ihr Alles zu be-ren habe, was der Geist producirt und dafs sie auf den verschiedenen Gebieten des Positiven, mehr aber und gerade am meisten in der Sphäre speculativen die immanente Einsicht und Durch-in Anspruch nimmt. Der denkende Geist in iftiger Höhe der blofs subjectiven Ironie schwebt h über seinen Producten, die er höchstens mit Auge der negativen Kritik überblickt, um sich genügsam wieder in sich zurückzuziehn und in skeptischen Leere zu vernüchtern. Allein es eine objective Ironie, die aus der unendlichen geboren ihr immanent bleibt, und in den endli-Producten derselben schaffend forttreibt. Wird bjective Ironie kritisch, so übt sie eingedenk ihres n Ursprungs die Kritik mit der Achtung vor ositiv lebendigen und wesenhaften in den Pro-des Geistes, zieht aber schonungslos in den inunter, was ohnehin den Keim des Vergängli-n sich tragend auch dem überwachenden Be-ein seine Vergänglichkeit darzuthun hat. Wird ronie productiv, — und sie kann es werden, e nicht, wie die subjective blofs über den Ent-ungen des Geistes schwebt — so bleibt sie als r objectiven Idee geboren und durch sie leben-ch ihrer Unendlichkeit bewufst und gleichweit t von dem thatlosen Dünkel der subjectiven wie von dem Uebermuth des philosophischen tismus, verkennt sie an ihren Schöpfungen nie-mals den Antheil, welchen der Weltgeist an ihnen gehabt hat, und frei in sich selbst und offen für sich selbst, ist sie doch eben so frei von sich selbst und ihrer endlichen Erscheinung.

Allerdings wird es der denkenden Subjectivität in dem Gebiete des Speculativen schwerer sich von einem System zu befreien, welches sie selbst mit aller Liebe und Tiefe hervorgebracht, in welchem sie selbst zur Zeit ihre ganze Kraft in die Erscheinung gesetzt hat. Gleichwohl bleibt sie sich ihrer ganzen Freiheit gewifs und fühlt sich nur so lange an ihrem eigenen Product befriedigt, als die Form desselben ihrem unendlichen Bedürfnifs nicht widerspricht. Hat sie sich daran gesättigt, hat sie die ganze Breite des Lebens mit ihr erfüllt und das Positive in sie erhoben und in ihr verarbeitet, dann zieht sie sich aus ihrem Werke zurück; sie hat es schon in dem Moment verlassen, wo dieses zu seiner absoluten Vollendung gekommen zu sein schien, und für lange oder für immer fertig zu sein glaubt. Die unendliche Freiheit des νοῦς hat über den Weltgeist gesiegt, und für letztern ist es genug Ehre forthin im Gefolge von jenem zu dienen und zu seinen fernern Thaten gebraucht zu werden, noch mehr aber Genufs, da die höhern Entwickelungen aus den in ihm liegenden Keimen hervorgehen und er selbst als Material zu jenen verwendet wird.

Die Philosophie ist das eigenthümlichste Element des denkenden Geistes und in keiner Wissenschaft kommt das einzelne Subject so zum Genusse seiner selbst, als in dieser. Aus ihm mag es schöpfen bis zum Uebermaafs, die gröfste Sättigung ist für dasselbe immer noch der besonnenste Rausch. Je weniger man aber ihm diese Freude zu verkümmern wagen darf, wenn man nicht den siegreichsten Widerstand erfahren und den offensiven Durchbruch nach andern Seiten befürchten will, desto strenger sind die Forderungen, die es zunächst selbst an sich, und welche die

Digitized by Google

allgemeine Subjectivität an dasselbe zu machen hat. Es entsteht die Frage, ob es sich ganz in das Element eingetaucht hat, oder ob es auf der Oberfläche leichtsinnig bald hier, bald dorthin treibt, ob es sich aus dem tiefdurchsichtigen Quell des Denkens nur leicht benetzt, oder ob es sich so berauscht, dafs die speculative und zugleich mit der speculativen die praktische Besonnenheit reift. Der Deutsche deutet der deutschen Nation das Selbstgefühl nicht übel, was ihr aus dem Besitz der höchsten der Wissenschaften erwächst. Wie sehr wir auch politisch und sonst getrennt sind, in ihr sind wir eins. Sie ist die Blüthe des aus seiner Universalität sich entwickelnden Geistes und dieser bethätigt seine wahre Freiheit in dieser Culmination. Die Wissenschaft würde es nicht bis zu dieser in der Philosophie bringen, wenn sie nicht in ihren niedriger liegenden Gebieten sich ebenfalls positiv frei fühlte. Denn nur die Nation philosophirt, deren geistige Wurzeln politisch und religiös nicht in schlackenhafter Masse verdumpfen und vermodern, sondern die aus kräftigen und cultivirten Gründen ihre Säfte gewinnt und sie lebensmuthig in die Wipfel des Stammes hinauftreibt. In dem Bewufstsein ihrer Universalität hat darum die deutsche Philosophie auch niemals ihre organische Verwachsenheit, ihre Einheit mit andern Gebieten des Geistes verkannt, und das hat sie selbst in ihren subjectivsten Bildungen, in den subjectividealistischen Richtungen bewiesen. Denn je mehr sich das Subject in sich selbst versenkt, je mehr es das Object in seiner ganzen Positivität von sich zu stofsen schien, desto tiefer hatte es sich desselben bemächtigt und war von ihm so ergriffen, dafs selbst der Schein des Gegensatzes alsbald verschwand.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir an die Anzeige der oben genannten Schriften. Wir befinden uns deren Verfasser gegenüber aus zwei Gründen auch nicht in der geringsten Verlegenheit. Einmal begegnen wir ihm auf dem Felde der reinen Speculation, theils der productiven, theils der kritischen, und sind also mit ihm in dem Falle Alles nur im Lichte des speculativen Gedankens betrachten zu können. Zweitens freuen wir uns nicht blofs ihm alle die Freiheit des Denkens zugestehn zu können, welche er bei uns in Anspruch nimmt, sondern wir fordern sie von ihm. Die erste der oben genannten Schriften ist zum Theil kritisch, zum Theil enthält sie die Grundsätze einer neuen, und, wie der Verfasser meint, aller zukünftig Philosophie und ist productiv; die andere ist, wie Titel sagt, blofs kritisch, läfst aber an vielen Stel die offen dargelegten Grundsätze seiner neuen Philo phie durchblicken. In seiner Beurtheilung der spe lativen Philosophie werden wir beide genannten Sch ten benutzen, zur Relation aber der neuen Produc genügt die erste. Wir beginnen zunächst mit nackten Relation des Neuen.

Die neue Philosophie hat nach dem Verf. Concrete nicht in abstracto, wie die seitherige, son in concreto zu betrachten, das Wirkliche in s Wirklichkeit also auf eine dem Wesen des Wirkli entsprechende Weise als das Wahre anzuerk Was ist aber das Wirkliche? fragt er, das nu dachte? Das, was nur Object des Denkens, des standes ist? Aber so kämen wir nicht aus der Id abstracto heraus. Ist die Realität des Gedanken Realität als gedachte, so ist die Realität des G kens selbst wieder nur Gedanke, so bleiben wi in der Identität des Gedankens mit sich *selbst* Idealismus, der sich von dem subjectiven Ideali nur dadurch unterscheidet, dafs er allen Inhal Wirklichkeit umfafst und zu einer Gedankenbest heit macht. Ist es daher Ernst mit der Realit Gedankens oder der Idee, so mufs etwas Ande er selbst ist, zu ihm hinzukommen, oder er realisirter Gedanke ein anderes sein, denn al realisirter, als blofser Gedanke, Gegenstand nic des Denkens, sondern auch des Nicht-denkens. ist denn nun aber dieses Nichtdenken, dieses von ken unterschiedene? Das Sinnliche. Der Gedan lisirt sich, heifst demnach: er macht sich zum des Sinnes. Die Realität der Idee ist also d lichkeit. An den Gedanken ergeht nun die For sich zu realisiren, zu versinnlichen, weil un dem Gedanken die Realität, die Sinnlichkeit n gig von dem Gedanken als Wahrheit voraus ist. Weil aber gleichwohl bewufst von der W des Gedankens ausgegangen wird, so wird die heit der Sinnlichkeit erst hinterdrein ausgesp und die Sinnlichkeit nur zu einem Attribut d gemacht, was aber ein Widerspruch ist. Denn nur Attribut und doch giebt sie erst dem G Wahrheit, ist also zugleich Hauptsache und N che, zugleich Wesen und Accidenz. Von dies

Digitized by Google

ersprüche erlösen wir uns nur, wenn wir das Reale, as Sinnliche zum Subjecte seiner selbst machen, wenn ir demselben absolut selbständige, göttliche, primi-re, nicht erst von der Idee abgeleitete Bedeutung eben. In diesen Sätzen hat nun der Verf. den An-ng der Philosophie der Zukunft ausgesprochen. Er t mit dem Dualismus des Gedankens *und* der Sinn-ichkeit begonnen, sucht sich sogleich von demselben befreien, indem er den Gedanken, die Idee als das tracte, Leere, Nichtige setzt, was in dem Nichtge-ten, in dem Sinnlichen zu realisiren sei, und be-t sich, (wie es scheint) wirklich von ihm, indem das Sinnliche als das eigentlich Wirkliche setzt es zum Primat des Subjectes, des Göttlichen er-t, an welchem der Gedanke, die Idee als Prädicat Abstracten und Unwirklichen gespensterhaft nur beiherspielt. Des Verf.'s Philosophie ist Sensua-us. Er hat sich von dem Denken zu dem Nicht-n, von dem bewufsten Denken zum bewufstlosen denken, von dem wissenden Denken zum nicht-enden Nichtdenken, von der denkenden und ge-ten Unwirklichkeit zur gedankenlosen Wirklich-von der unrealen Realität zur realen Unrealität en.

iesem Denken, wenn wir es anders noch so n dürfen, diesem Sensualismus besteht daher alle heit nur in Sinnlichkeit. Wahrheit und Sinn-it sind ihm identisch. Nur ein sinnliches Wesen wahres, ein wirkliches Wesen. Ein wirkliches wird mir nur gegeben, wo mir ein auf mich ndes Wesen gegeben wird. Der Begriff des tes ist ursprünglich gar nichts anderes, als der eines andern Ich, nur da, wo ich aus einem ein Du umgewandelt werde; wo ich leide, t die Vorstellung einer aufser mir seienden Acti-Das Geheimnifs der Wechselwirkung löst nur nnlichkeit. Nur sinnliche Wesen wirken auf er.

ieser Sensualismus, als die neue Philosophie, tet daher das Sein nur als das Sein der An-g, der Empfindung, der Liebe. Nur in der dung, nur in der Liebe hat „Dieses" — diese , dieses Ding — d. h. das Einzelne absoluten ist das Endliche das Unendliche, darin besteht endliche Tiefe, Göttlichkeit und Wahrheit der Liebe. Die Liebe ist Leidenschaft. Nur was Object der Leidenschaft ist, das *ist*. Das empfindungs- und leidenschaftslose abstracte Denken hebt den Unterschied zwischen Sein und Nichtsein auf, aber der Liebe ist dieser Unterschied, wie der Unterschied zwischen Subject und Object eine Realität. Die menschlichen Empfindungen haben keine empirische, sondern metaphysische Bedeutung. So ist die Liebe der wahre ontologische Beweis vom Dasein eines Gegenstandes aufser mir. Die neue Philosophie ist in Beziehung auf ihre Basis nichts anderes als das zum Bewufstsein erhobene Wesen der Empfindung, sie bejaht nur in und mit der Vernunft, was jeder Mensch — der wirkliche Mensch — im Herzen bekennt. Das Herz will keine abstracten, metaphysischen oder theologischen, es will wirkliche, es will sinnliche Gegenstände und Wesen. Diese Philosophie concentrirt sich in dem Satze: der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber. Sie ist die offenherzige sinnliche Philosophie.

Endlich um auch nicht die geringste Bedenklichkeit über sich übrig zu lassen, so hebt sie alle Vermittlung schlechthin auf. Bezweifelbar ist die Existenz Gottes, bezweifelbar überhaupt das, was ich denke; aber unbezweifelbar, dafs ich bin. Unbezweifelbar, unmittelbar gewifs ist mir, was Object des Sinnes, der Anschauung, der Empfindung ist. Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewifs ist. Das Geheimnifs des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit.

Nachdem nun der Sensualist alles Wissen auf das Gedankenloseste, nämlich auf das Unmittelbare reducirt hat, auf das unmittelbar Sinnliche, und hiermit die längst von der philosophischen Bühne hinausgeschlagene Thatsache des Bewufstseins in ihrer *niedrigsten* Form wieder hereingelassen, macht er davon auf Kunst, Religion und Wissenschaft eine flüchtige Anwendung. Ueber die Kunst sagt er folgendes. Der Gegenstand der Kunst ist Gegenstand des Gesichtes, des Gehöres, des Gefühles. Also ist nicht nur das Endliche, das Erscheinende, sondern auch das wahre göttliche Wesen Gegenstand der Sinne, der Sinn Organ des Absoluten. Die Kunst „stellt die Wahrheit im Sinnlichen dar" heifst, richtig gefafst und ausgedrückt: die Kunst stellt die Wahrheit des Sinnlichen dar. Ueber die Religion bemerkt er: Die sinnliche An-

Digitized by Google

schauung, nicht die Vorstellung, ist das Wesen der christlichen Religion — die Form, das Organ des höchsten des göttlichen Wesens. Wo aber die sinnliche Anschauung für das Organ des göttlichen, des wahren Wesens gilt, da wird das göttliche Wesen als ein sinnliches, das sinnliche als das göttliche Wesen ausgesprochen und anerkannt; denn wie das Subject, so das Object. Es heifst: Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir *sahen* seine Herrlichkeit. Nur für die Späteren ist der Gegenstand der christlichen Religion ein Object der Vorstellung und der Phantasie; aber die ursprüngliche Anschauung wird wieder hergestellt. Im Himmel ist Christus, ist Gott Object der unmittelbaren, der sinnlichen Anschauung; dort wird er aus einem Gegenstande der Vorstellung, des Gedankens, also aus einem geistigen Wesen, was er für uns ist, ein sinnliches, ein fühlbares, sichtbares Wesen. Und diese Anschauung ist wie der Anfang so das Ziel, also das Wesen des Christenthums.

Indem nun dieser Sensualismus in seiner Kühnheit mit der Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit auch das Gebiet der Wissenschaft betritt, läfst er sich so vernehmen. Ueber die Sinne selbst sagt er unter andern. Den Sinnen sind nicht blofs äufserliche Dinge Gegenstand. Wir fühlen nicht nur Steine, Fleisch u. s. w. sondern auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers u. s. w., sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und der Weisheit (! mit den *Ohren* also die Liebe und die Weisheit!!). Nicht nur Aeufserliches, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch *Geist*, (den *Geist* also *sehen* und *hören* wir!!!) nicht nur das Ding, auch das *Ich* ist Gegenstand der Sinne (dem Sensualismus ist das Ich ein Ding!!!). Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar (freilich wenn nicht unmittelbar, dann mittelbar! d. h. durch die Unmittelbarkeit der Sinne mittelbar!!), wenn auch nicht mit den pöbelhaften, rohen, doch mit den gebildeten Sinnen (d. h. doch wohl mit den durch Denken gebildeten und für das Denken gebildeten Sinnen!), wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen d Philosophen (aber wodurch unterscheiden sich de die Augen des Philosophen von denen des Anaton und Chemikers, wie die Augen dieser wissenschaf chen Menschen von denen des an der Scholle kleb den Proletariers!). Alle unsere Ideen entspring darum auch aus den Sinnen; darin hat der Empi mus recht, u. s. w.

Es ist dem gedankenlosen Sensualismus auch n im entferntesten eingefallen, dafs er mit solcher trachtung der Sinne sich schon über ihre Unmittel keit erhoben hat. Es ist demnach nicht zu ver dern, dafs er die nur in unsinnlicher Vermittlung handenen und durch sie erzeugten Kategorieen so gedankenlos in die Sinnlichkeit herabzieht, u als solche in dieser Unmittelbarkeit einzufangen wie er diese ganz richtig aber contre coeur und auf bewufstlose Weise mit Kategorieen begeistigt. den Kategorieen meint er „dafs die Unterschiede schen Wesen und Schein, Grund und Folge, Sub und Accidenz, Nothwendig und Zufällig, Spec und Empirisch nicht zwei Reiche der Welten, sinnliche und eine übersinnliche begründen, so dafs diese Unterschiede innerhalb des Gebiet Sinnlichkeit selbst fallen". Werden also die K rieen *als solche*, der Grund und die Folge, als und *Folge*, das Speculative als *Speculatives* Nase gerochen, von der Zunge geschmeckt u. Wie dieser Sensualismus die Kategorieen als zu Gegenständen der Sinne herabgewürdigt, so Raum und Zeit als *solche* „zu Wesensbedin Vernunftformen, Gesetzen des Seins wie des De hinauf geschraubt. Von ihnen sagt er das Tri aus; aber auch das Minimum des Trivialsten k nicht ohne Kategorieen aussprechen, nicht einm sprechen, und beweist uns nur so, ohne dafs und weifs, dafs nicht Zeit und Raum in den K rieen die „Wesensbedingungen" sind, sondern tegorieen in Zeit und Raum. Der speculativen sophie braucht er aber nicht beweisen zu wolle sie weifs, dafs die Kategorieen in ihrem zeiträu Anderssein ihre Wirklichkeit finden. Sie sind hin ewig in ihm verwirklicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

uerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft.

uerbach, zur Kritik der Hegelschen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt sind wir hier an dem Puncte angekom-, wo sich dieses sensualistische Denken — sit ve- verbo — auf das bestimmteste charakterisiren läfst. Verfasser hat sich noch lange nicht bis zur spe- iren Sphäre erhoben, geschweige auch nur den ngsten Beitrag zur Fortbildung der Philosophie zu rn. *Sein* Denken, nicht das speculative, sofern es haupt diesen Namen in der Geschichte verdient (wir reden deshalb auch nicht von einem einzelnen me), geht nur an dem Faden der abstracten Iden- hin, und ihm gegenüber liegt in ihrem abstrac- egensatze die eben so beschaffene Identität der ichkeit, in dem Umfang, in welchem er sie selbst mt hat. Das höhere Band zwischen beiden zu und in concreter Weise zu denken ist ihm ver- Aber dennoch eine Totalität ahnend wirft er nach der einen Seite. In der Sinnlichkeit, oder r ausgedrückt, in dem sinnlichen Denken geht sein ganzes Wesen auf. Indem er ruft „audia- t altera pars" läfst er die altera pars ganz ver- nen, oder vielmehr *er* hört sie nicht, so laut *sie* ruft. Es ist eine totale Verkennung der specu- n Philosophie in allen ihren Formen, in welchen ich in der Geschichte entwickelt hat, dafs sie jene Seiten, die wir kurz die des Denkens und Seins n wollen, nicht, natürlich jedes System in seiner , auf dem Standpunct der universalen Evolution eistes, in sich selbst aufgehoben hätten, und es inerseits das Problem der Geschichte zu zeigen, es in jedem Falle geschehn ist, andererseits das productiven Philosophie, wofern sie Philosophie sein will, jene concrete Einheit von Denken und Sein in noch tieferer Weise darzustellen, indem sie den Geist sich in sich selbst erinnern läfst. Sogleich von vorn herein zu vermeinen, man könne jene Einheit zerreifsen und ihre ewige Existenz leugnen, oder sie in die Eine Seite des Gegensatzes, sei es die abstracte Identität der blofs formalen Kategorieen oder in die eben so abstracte Identität des sinnlich Positiven, des *Positiven überhaupt*, sei es auch vom weitesten Umfange, verlegen wollen, heifst aus dem Gebiete der wirklichen Philosophie in das der Scheinphilosophie und des gemeinen Menschenverstandes herunterfallen, der freilich oft genug von der wirklichen Philosophie den Namen borgt, aber an seinem Wirklichen nur den Schein des Wahren hat. Dieser Standpunct ist bis jetzt der des Verfassers, und wir glauben nicht, dafs er sich je über denselben erheben werde. Er sucht ihn mit vieler Keckheit zu behaupten und verficht ihn mit einer Art von Antithesenwuth, ohne zu bemerken, dafs er sich mit allen Spitzen seiner mannichfaltigen Antithesen doch nur innerhalb der Antithese befindet. Er führt zwar oft genug die Totalität und die Universalität im Munde und spricht von einem Universalismus der Sinne, ja sogar des menschlichen Magens, sein Philosophiren fängt aber doch nur mit den Sinnen an und hört mit den Sinnen auf. Im Sinne der Sinne also hat man auch seine Worte zu deuten, wenn er sagt: „der Mensch denkt, nicht das Ich, nicht die Vernunft. Die neue Philosophie stützt sich also nicht auf die Gottheit d. h. Wahrheit der Vernunft, allein für sich, sie stützt sich auf die Gottheit, d. i. Wahrheit des ganzen Menschen. Oder: sie stützt sich wohl auch (sic: wohl auch!) auf die Vernunft, aber auch auf die Vernunft, deren Wesen das menschliche Wesen, also nicht auf eine wesen- farb- und namenlose Vernunft, sondern auf die mit dem Blut des Menschen getränkte Vernunft. Wenn daher die alte Philosophie

Digitized by Google

sagt: nur das Vernünftige ist das Wahre und Wirkliche, so sagt dagegen die neue Philosophie: nur das Menschliche ist das Wahre und Wirkliche; denn das Menschliche nur ist das Vernünftige; der Mensch das Maafs der Vernunft". „Die Einheit von Denken und Sein hat nur Sinn und Wahrheit, wenn der Mensch als der Grund, das Subject dieser Einheit gefafst wird. Nur ein reales Wesen erkennt reale Dinge; nur wo das Denken nicht Subject für sich selbst, sondern Prädicat eines wirklichen Wesens ist, nur da ist auch der Gedanke nicht vom Sein getrennt". „Wolle nicht Philosoph sein, im Unterschied vom Menschen, sei nichts weiter als ein denkender Mensch; denke nicht als Denker, d. h. in einer aus der Totalität des wirklichen Menschenwesens herausgerissenen und für sich isolirten Facultät; denke als lebendiges, wirkliches Wesen, als welches du den belebenden und erfrischenden Wogen des Weltmeeres ausgesetzt bist u. s. w." Wir sehen also offenkundig, wie der Verfasser das Denken aus dem Ich, aus der freien Subjectivität, aus der Vernunft, dieser durch die Subjectivität freien Allgemeinheit des Geistes ganz wo anders hin verlegt. Er verlegt es in die mit dem Blut des Menschen getränkte d. h. mit der ganzen Sinnlichkeit imprägnirte Vernunft, also nicht in die über sich selbst und ihre Endlichkeit hinausgehende Vernunft. Wenn nicht blofs jede alte sondern auch jede neue Philosophie das Vernünftige im allgemeinen als das Wahre und Wirkliche setzt, sehen wir, wie der Sensualismus das Wahre in den Menschen einkerkert und die göttliche Freiheit des Geistes, die sich über sich selbst erhebende Freiheit des Menschengeistes leugnet. Wenn in der Philosophie die Vernunft das Maafs des Seienden ist, wird nun der Mensch das Maafs der Vernunft und in ächt protagoräischer Weise mit seiner von der Sinnlichkeit imprägnirten Vernunft das Maafs des Seienden. Die Philosophie wird zur Anthropologie degradirt und diese nach der scientifischen Seite als physiologische Anthropologie, sonst als praktischer Sensualismus ausgeprägt. Das Denken wird zum blofsen Prädicat, zum verschönernden Beiwerk, höchstens zum Compafs um die Klippen des Weltmeeres glücklich zu umschiffen, oder zum Aeronauten, um über die Strudel der wogenden Fluthen wasserfrei hinüber zu seegeln. Die speculative Philosophie wird zur Philosophie des Lebens, verläuft sich in die Weite und Breite des gemeinen Menschenverstandes, der allerdings auch göttlich gestattet ist, sich in seinen Kreisen zurecht zu fi und sie zu gestalten, aber über sich selbst und s Kreise niemals zu dem unendlichen Selbstbewufs gelangt, wozu ihm gewifs nicht die philosophie du sens, sondern, wenn er anders will, nur die gründ ste Speculation verhelfen kann.

Ein Philosophiren, was den Primat der de den Vernunft nicht anerkennt, um ihm die That des Bewufstseins zum Opfer zu bringen, und vi diese selbst, das Unmittelbare zu seinem Götzen ist folgerecht Dualismus. Der Dualismus ist abe den verschiedensten Zeitaltern eben so vers als die speculative Philosophie und ist jedesm umgekehrte und das verkehrende Denken, oft d ricatur des Denkens. „Der natürliche Standp Menschen, der Standpunct der Unterscheidung und Du, Subject und Object ist der wahre, a lute Standpunct, folglich auch der Standpunct losophie". „Der Mensch ist kein identisches faches, sondern wesentlich ein dualistisches, ges und leidendes, selbständiges und abhängiges, genugsames und gesellschaftliches oder sympa des, theoretisches und praktisches, in der Spr alten Philosophie, idealistisches und materiel Wesen, kurz er ist wesentlich Kopf und He Philosophie als der Ausdruck des menschlic sens ist daher — ihrem formalen Princip nac sentlich dualistisch". — Obgleich aber der St der Unterscheidung in Ich und Du, Subject ject der *wahre*, der *absolute* Standpunct sei kann doch mit derselben Gedankenlosigkeit göttlicher Monismus behauptet werden. „De für sich ist Mensch (im gewöhnlichen Sin Mensch mit Mensch — *die Einheit von Ich ist Gott*". Also der Dualismus ist der absolu punct, ist das Absolute, der Dualismus des Du, des Subjectes und des Objectes. Die Ei Ich und Du ist Gott. Ist Gott also nicht lute? Für den dualistischen Standpunct des logischen Sensualismus gewifs nicht.

Nachdem nun das Philosophiren des Ve speculative Denken gründlich von sich abge sich in die gemeine Reflexion verläufen, unf productiv zu sein den Ausgang im Praktischen Ersatz sucht, um die Leere an speculativem

Digitized by Google

uszufüllen. „Die neue Philosophie, als die Philoso-
ie des Menschen, ist auch wesentlich die Philosophie
r den Menschen, — sie hat unbeschadet der Würde
d Selbständigkeit der Theorie, ja im innigsten Ein-
ang mit derselben, wesentlich eine *praktische* und
ar im höchsten Sinne praktische Tendenz; sie tritt
die Stelle der Religion, sie hat das Wesen der
ligion in sich, sie ist in Wahrheit *selbst Religion*".
Sensualist schliefst: „die unerläfslichste Bedin-
einer wirklich neuen d. i. selbständigen, dem Be-
ifs der Menschheit und Zukunft entsprechenden
sophie ist, dafs sie sich *dem Wesen nach*, dafs
ich toto genere von der alten Philosophie unter-
de". In der That seine Philosophie unterschei-
ich toto genere von allem, was bis jetzt Philoso-
geheifsen hat, sie ist durch und durch unspecula-
Dieses Denken ist sämmtliche Phasen des abso-
Sensualismus, die Phase der Subjectivität des
s, der Wahrheit und Wirklichkeit der Empfin-
und Leidenschaft, der totalen Verkörperung des
im Leibe, ferner der Wahrheit und Göttlichkeit
Unmittelbaren, der Sinnlichkeit als des absoluten
es der Vernunft und des anthropologischen Dua-
hindurchgegangen und hat sich zuletzt, nach-
mit aller Speculation fertig geworden, auf die
des Lebens geworfen. Die speculative Philo-
ist demnach ihrerseits nicht blofs toto genere,
toto caelo von dem Sensualismus verschieden,
sich auch Philosophie zu nennen die göttliche
hat. —

r Verf. hat geglaubt seine sogenannte neue
phie durch eine vorausgehende Kritik vorberei-
stützen zu müssen. Er wendet sich daher
rs gegen die Form der speculativen Philoso-
lie er zur Zeit für die letzte in Deutschland
gen das Hegelsche System. Auch wir sehen
Seits die Hegelsche Philosophie zur Zeit für
te System an, die Versuche, welche gemacht
sind darüber hinauszugehn, theils für veral-
kformen unter dem neuen Gewande einer ver-
Terminologie, theils für Synkretismen von
tionen, die von jenen in ihrem innersten Kern
ht erkannt worden sind, theils für Denkweisen,
die höhere Weihe des Speculativen gänzlich
Hat also der Verf. etwa geglaubt auf der Ba-
Hegelschen Philosophie seine neue zu errich-
ten? Diese Frage braucht nun nicht mehr aufgeworfen zu werden, da sie durch die Exposition dieses sogenannten Neuen vollkommen beantwortet ist. Wir wissen, dafs es nicht der Fall ist, und haben nur nachzusehn, wie er das innere Wesen der Hegelschen Philosophie, die er nicht einmal für eine Vorstufe zu der seinigen betrachtet, beurtheilt, und wie er sie vollkommen aus dem Wege geräumt zu haben glaubt.

Nachdem wir früher die oben genannte Abhandlung in den Hallischen Jahrbüchern gelesen, konnten wir über den philosophischen Charakter des Verf.'s keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, und Alles, was unterdessen aus der Feder desselben geflossen ist, hat unsere anfängliche Ansicht bestätigt. Wir bemerkten, dafs sein Philosophiren von der abstracten Unmittelbarkeit des natürlichen Bewufstseins ausging und von diesem Standpunct aus die Kritik des Speculativen unternahm; wir sahen mit Bestimmtheit voraus, dafs es auch nur so enden könne. Die Einheit von Sein und Denken hat sich in der speculativen Philosophie nach den verschiedenen Zeiten der Entwickelung des Geistes auf mancherlei Weise ausgesprochen. So verschieden aber die Formen gewesen sind, in welchen sie sich darlegte, und die Namen, die sie unter jenen Formen empfing, sie ist die Voraussetzung, von welcher alle speculative Philosophie ausgeht, und das Ende, zu welchem sie hinstrebt. Es hat oberflächlicher Betrachtung der Geschichte nicht gelingen wollen einzusehn, dafs in der That in jedem einigermafsen ausgebildeten Systeme, die skeptischen nicht ausgenommen, jene Einheit von Denken und Sein wirklich begriffen und dargestellt worden, aber freilich nie anders und niemals tiefer, als der Entwicklungsknoten war, in welchem der Menschengeist sich zusammengefafst hatte, und als die Form des Gedankens war, in welchem das System culminiren konnte. Dem unphilosophischen Vorstellen ist es unbegreiflich, wie jene Einheit von Sein und Denken wirklich gefunden sein konnte, und doch immer von neuem gesucht wird, und wenn gefunden, später wieder aufgegeben wird, um in neuer Gestalt entdeckt zu werden. Das natürliche Bewufstsein, das ungebildete, spricht wenn auch nur bisweilen auf die naivste Weise die Einheit seines Darstellens und seines Seins aus. Das natürliche, aber gebildete, was vermöge seiner Bildung in die Reflexion hineingerathen ist, findet jene Einheit unbegreiflich und

Digitized by Google

verkennt den sichtbar-unsichtbaren Aether, der es unmittelbar umgiebt, aus dem es Odem und Leben schöpft. Seine Bildung bisweilen reichlich mit philosophischen Elementen versetzt, hat diese doch nur wie formlose historische Massen bei sich und verarbeitet sie nicht zur Form des Gedankens. Je mehr es solcher Elemente in sich hat, je kräftiger es aber in seiner Unmittelbarkeit ist, desto leichter mag ihm die Meinung von philosophischer Fähigkeit entstehn, und desto undurchdringlicher ihm dennoch der Kern bleiben, der von der speculativen Philosophie, ohne verflüchtigt zu werden, in seiner jedesmaligen Erscheinung wirklich aufgelöst wird.

Das Wichtigste, was der Verf. gegen die Hegelsche Speculation beibringt, betrifft den Anfang der Phänomenologie und der Logik. Zuerst den Anfang der Phänomenologie. Der Verf. sagt: „Die Hegelsche Philosophie ist nicht über den Widerspruch von Denken und Sein hinausgekommen. Das Sein, mit welchem die Phänomenologie beginnt, steht nicht minder als das Sein, mit welchem die Logik anhebt, im directesten Widerspruch mit dem wirklichen Sein". „Dieser Widerspruch kommt in der Phänomenologie in der Form des Diesen und des Allgemeinen zum Vorschein; denn das Einzelne gehört dem Sein, das Allgemeine dem Denken". „Das über sein Andres (das Sein) übergreifende Denken ist das seine Naturgränze überschreitende Denken. Das Denken greift über sein Gegentheil über — heifst: das Denken vindicirt sich, was nicht dem Denken, sondern dem Sein zukommt. Dem Sein kommt aber die Einzelheit, Individualität, dem Denken die Allgemeinheit zu. Das Denken vindicirt sich also die Einzelheit u. s. w." (in der Schrift I.).

Das sind die Aeufserungen des platten Verstandes, wie er sich immer über speculative Dinge ausgesprochen hat und aussprechen wird. Er stellt das Einzelne auf die Eine Seite, um dem Sein seine abgesonderte Ecke anzuweisen, und das Allgemeine auf die andere Seite, um auch das Denken in einem wenn auch sublimen Winkel zu verstecken. Er weifs in der Regel selbst nicht, was er spricht, und es ist bisweilen schon hinreichend nur an den Schall seiner eigenen Worte zu erinnern und ihn zu fragen, was denn eigentlich herausschallt und an seine unmittelbare Empfindung, um von ihm zu erfahren, *was* er herausempfindet. In seiner Schrift II. wählt der Verf. unter andern das Beispiel um die Realität des einzelnen Seins und der blofsen Empfindung, die Unrealität des Allgemeinen und des Denkens zu beweisen. „Mein Bruder heifst Johann, Adolph, aber aufser ihm sind und heifsen noch unzählige andere auch Johann, Adolph. Aber folgt daraus, dafs mein Johann keine Realität ist, folgt daraus, dafs die Johannheit eine Wahrheit ist"! Dieser Bruder Johann ist so wahr eine Realität, als er zugleich ein allgemeines ist, und einer Allgemeinheit angehört. Dieser Bruder Johann ist aber nur in so weit des Verf.'s Bruder, als er den Typus der Familie an sich trägt, zu welcher er mit dem Verf. gehört, folglich der Allgemeinheit der Familie angehört. Dieser Johann ist nur deshalb des Verf.'s Bruder, weil er den Charakter des bestimmten Volkes an sich geprägt trägt, zu dem der Johann sammt seinem Bruder gehört, folglich der Allgemeinheit des Volkes angeboren ist. Der Johann ist so wahr der Bruder des Verf.'s, als er ein Mensch ist, wie der Verf., und kein Thier, folglich zur Allgemeinheit des Menschengeschlechts gehört. Mit einem Wort *dieser* Johann, dieses individuellste Geschöpf, dieses ἄτομον, wird nur als *dieses* Individuelle empfunden oder gar wahrgenommen, weil er eben nur als Familienglied, Landsmann, Mensch, d. h. als dieses Allgemeine *mit* empfunden, *mit* wahrgenommen wird. Und heifst das nicht, weil er nicht blofs empfunden und wahrgenommen, sondern auch gedacht wird? In der Schrift I. liest man: „Uebrigens wird der Standpunct — der Standpunct des Essens und Trinkens selbst von der Phänomenologie zur Widerlegung des sinnlichen i. e. einzelnen Seins herbeigezogen. Allein auch hier verdanke meine Existenz nun und nimmermehr dem sprachlichen oder logischen Brote — dem Brote in abstracto — sondern immer nur *diesem* Brote, dem Unsagbaren. Sein gegründet auf lauter solche Unsagbarkeiten, darum selbst etwas Unsagbares. Ja wohl das Unsagbare. Wo die Worte aufhören, da fängt erst das Leben an, erschliefst sich erst das Geheimnis des

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

erbach, Grundsätze der Philosophie der kunft.

erbach, zur Kritik der Hegelschen Philosophie.

(Schluſs.)

a ganz gewiſs, der Verfasser lebt nicht von dem hen Brote, zumal nicht aus der Logik des Ver-, sondern er lebt in der That nur von *diesem* von diesem allerindividuellsten Brote, — aber t doch vom Brote. Oder speist er morgen *das* allerindividuellste Brot wieder, was er heute zu genommen, und trinkt er morgen den allerindiiesten Wein wieder, den er heute genossen hat? t nicht bloſs von *diesem* allerindividuellsten und *diesem* allerindividuellsten Weine, son- morgen — auch von *anderem* allerindividu- Brote und Weine. Ist das nicht ein *anderes* und wieder ein *anderes* Dieses? Also ein An- nd doch ein Dieses? und wiederum ein und in Dieses, und doch immer ein anderes? „Wo te aufhören, da fängt erst das Geheimniſs des n". Wir mögen in gewisser Hinsicht dem Verheistimmen, daſs das Geheimniſs des Lebens che nicht *allein* ist. Wie leicht wäre es für immtes Zeitalter zu allgemeiner Freude und digung das Geheimniſs des Seins aufzudecken, ie Sprache schon für sich die sieben Siegel Aber eben deshalb, weil die Sprache eben so sein *kann*, wie das Denken es sein kann, desschlieſst sie das Geheimniſs des Lebens nicht nur das Denken, was dem Sein *nicht* entgeetzt ist, und eben so in das Sein eingreift, wie greift, und in sich eben so das Sein eindrint oder vielmehr urewig von ihm durchdrungen ein solches Denken ist des Seins gewiſs und nicht des abstracten Schlüssels der abstracten zu einem abstracten Geheimniſs. Auch das Thier, die Pflanze, und was sonst noch sprachlose Natur heiſst, jedes hat das Einzelne und das Allgemeine in natürlicher Verschlungenheit, und das Thier, was heut *diese* Gerste, *diesen* Hafer, *dieses* Heu friſst, nährt sich den Tag darauf nicht wieder von *dieser* Gerste, *diesem* Hafer, *diesem* Heu, was es gestern bekommen hat, sondern von einem *andern* Diesen, d. h. es friſst überhaupt Gerste, Hafer, Heu und hat in einer natürlich-göttlichen Einheit das Einzelne im Allgemeinen, das Allgemeine im Einzelnen aufgehoben.

Die wunderlichste Forderung macht der platte Verstand, wenn er von dem Anfang irgend einer speculativen Philosophie verlangt, daſs er sich erst mit ihm und den Thatsachen seines Bewuſstseins auseinander zu setzen habe. Die Hegelsche Philosophie hat in *ihrer* Weise und nach den Voraussetzungen *des* Zeitalters, in welchem sie erschienen war und sich auszubilden hatte, das wirklich geleistet, was der Verfasser fordert; sie hat in der That sich selbst mit den Formen des Bewuſstseins in der Phänomenologie auseinander gesetzt. Der Verfasser hat das theils nicht verstanden, theils ignorirt. Er ist in allen jenen Formen, in allen jenen Unmittelbarkeiten nach der Reihe verstockt sitzen geblieben, er hat an der Hand jener phänomenologischen Arbeit nicht gelernt eine nach der andern und durch die andere aufzulösen und sich endlich zu dem Urbewuſstsein zu erheben, von welchem aus der Versuch einer Wissenschaft gemacht werden konnte, die nun wenigstens keinen Kampf mehr mit dem natürlichen Bewuſstsein zu bestehn hat, weil sie ihn durchgekämpft hatte. Nie hat eine speculative Philosophie einen Kampf mit dem gemeinen Verstande, sondern *nur mit sich selbst* zu bestehn, und jede trägt eine tödtliche Wunde, wenn auch anfangs gar nicht oder nur wenigen Geistern sichtbar, bei sich, die ihr jedoch nie die zwar

Digitized by Google

kecken, bisweilen unverschämten aber machtlosen Streiche des gemeinen Bewufstseins schlagen, sondern die sie in sich selbst bei ihrer Conception empfängt, um sich in sich selbst aufzulösen, wenn die Zeit erfüllt ist, und in höhern Formen des Geistes *als des Geistes* sich neu zu gestalten. Der Verfasser sagt in II. „Wie kann eine bestimmte Philosophie überhaupt ihre Wahrheit und Realität beweisen, wenn sie beginnt mit einen Widerspruch gegen die sinnliche Realität, gegen den Verstand der Wirklichkeit, ohne diesen Widerspruch aufzulösen"? „Die Dialektik ist kein Monolog der Speculation mit sich selbst, sondern ein Dialog der Speculation und Empirie". „Der Gegensatz des Seins ist nicht das Nichts, sondern das sinnliche, concrete Sein". Und in I.: „Der Beweis, dafs Etwas *ist*, hat keinen andern Sinn, als dafs Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Objecte des Denkens das Prädicat des Seins hinzukommen soll, so mufs zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen". Dem Verfasser dürfte es nun einmal nicht beschieden sein zu begreifen, dafs der speculative Gedanke sich das Sein nicht erst von dem unmittelbaren Bewufstsein zu erborgen habe, dafs er vielmehr an sich selbst sein Sein hat, von welchem das Sein des unmittelbaren Bewufstseins *nicht ausgeschlossen ist*, sondern wirkliche Aufnahme gefunden hat, wenn auch das letztere viel zu bornirt ist, um es zu erkennen und anzuerkennen. Hat eine speculative Philosophie einen Dualismus in sich, so ist dieser nicht der Dualismus des Denkens und der Empirie, sondern ein ganz anderer, den sie nicht gewollt und nicht wollen konnte, auch eine Zeit lang nicht gewufst hat, der Dualismus des concreten Denkens *auf dem Gebiete des concreten Gedankens*. Weil der Verfasser von diesem höhern oder höchsten Dualismus keine Ahnung hat und sich noch nicht einmal über den phänomenologischen des abstracten Denkens und des abstracten sinnlichen Bewufstseins erhoben, so hat er das Sein und das Nichts, womit die Hegelsche Wissenschaft beginnt, eben so wenig begriffen, wie das sinnliche *Dieses*, den Anfang der Phänomenologie. Er hat, wenn wir uns so ausdrücken dürften, im Anfange der Logik eben so wenig bemerkt, welchen Antheil das Empfinden und Wahrnehmen daran hat, um das Sein zu denken, wie im Anfang der Phänomenologie, [illegible] chen Antheil das Denken hat, um das atomisti[illegible] *Dieses* zu empfinden. Wir meinen so, dem Verf[illegible] ist es nicht klar, wie das *Sein* die Phasen des [illegible] lichen Bewufstseins implicite aber hinter sich, [illegible] *Dieses* das Denken implicite aber vor sich hat. [illegible] wiederholt das Obige mit andern Worten auch i[illegible] „Ein nur und zwar abstract denkendes Wese[illegible] gar keine Vorstellung von Sein, Existenz, Wi[illegible] keit. Sein ist die Grenze des Denkens; Sein s[illegible] ist kein Gegenstand der wenigstens abstracten, [illegible] luten Philosophie. Die speculative Philosophie [illegible] dies selbst indirect dadurch aus, dafs ihr d[illegible] gleich Nichtsein — Nichts ist. Nichts ist ab[illegible] Gegenstand des Denkens". „Deswegen ist a[illegible] Sein, wie es die speculative Philosophie in[illegible] biet zieht und dem Begriffe vindicirt, ein [illegible] spenst, das absolut im Widerspruch steht [illegible] wirklichen Sein und dem, was der Mensch [illegible] versteht. Unter Sein versteht nämlich der [illegible] sach- und vernunftgemäfs Dasein, Fürsichsein, [illegible] Existenz, Wirklichkeit, Objectivität" u. s. w. [illegible] Worten ist die Vergessenheit und die Gedan[illegible] keit, welche dem speculativen Denken vorgewe[illegible] auf der Seite des gemeinen Verstandes so gro[illegible] selbst nicht weifs, was er spricht. Er behau[illegible] richtig, dafs der Mensch unter Sein sach- u[illegible] gemäfs Dasein, Fürsichsein, Objectivität u. [illegible] stände, vergifst aber in demselben Augenbl[illegible] das Sein in der logischen Wissenschaft f[illegible] sich selbst eben diese Kategorieen entwickeln [illegible] weil es dieselben implicite in sich enthielt, [illegible] halb kein Gespenst war. Er weifs nicht, [illegible] dem Aussprechen dieser Kategorieen ganz [illegible] deres meint, als er ausspricht, und doch [illegible] meint, nicht anders als vermittelst jener K[illegible] aussprechen kann. Begreifen kann er gar [illegible] das Nichts nur eigentlich für das massive [illegible] sein ein Dämon von Jenseits ist, von dem [illegible] blofs unaufhörlich geneckt, sondern durch[illegible] annihilirt wird, für das Denken aber Geist [illegible] den es nicht fürchtet, sondern erkennt und [illegible] der Erkenntnifs als Geist überwindet und [illegible] terwirft.

„Ein vom Denken nicht unterschiedenes [illegible] Sein, das nur ein Prädicat oder eine Bestimm[illegible]

Digitized by Google

ıft ist, das ist nur ein gedachtes, abstractes in Wahrheit aber kein Sein. Die Identität von n und Sein drückt daher nur die Identität des ns mit sich selbst aus. Das heifst: das abso- enken kommt nicht von sich weg, nicht aus sich zum Sein. Sein bleibt ein Jenseits. Die ab- Philosophie hat uns wohl das Jenseits der Theo- um Diesseits gemacht, aber dafür hat sie uns esseits der wirklichen Welt zum Jenseits ge- . Wir schliefsen mit diesem Resumé der Kri- Verfassers und bemerken nur noch dafs vor chte der speculativen Philosophie das Jenseits nkens und das Diesseits des Seins, oder das ts des Denkens und Jenseits des Seins als ätze verschwinden und sich, um ihre Schein- zu fristen, in die trübe Verworrenheit des tischen Bewufstseins flüchten. Die specula- ilosophie ist keine „abgeschiedene Seele" um Gespenst mit den „bekörperten Seelen" her- lagen; aber sie ist abgeschiedener Geist, der ριστός des Aristoteles, der als die Urentele- lebendigen Seelen erst zu dem macht, was . Die speculative Philosophie bedarf aller- es „menschlichen Verstandes" aber mit der der Vernunft, auch der „menschlichen Spra- er mit göttlichem Inhalte. Sie vegetirt nicht licher, nichtsbedürfender Gedankenseeligkeit", hat genug *menschlichen* Verstand um das liche Elend" zu begreifen, und *menschliches* m wo sie vermag, es zu mildern. Aber sie out die wüste Praxis, zu welcher der allzu- e Verstand allein die Fähigkeit hat. Sie ver- ie sie es von Anfang gethan hat, in ihrer enseeligkeit" und übt von Gedanken befruch- eleitet die Tugenden, die das Leben in allen ördern und schmücken.

Schmidt, in Erfurth.

XXXVII.

s Feldmarschalls Jakob Keith. Von K. nhagen von Ense. Berlin. Verlag von und Humblot. 1844. 274 S. 8.

tuen Schwerin's, Winterfeldt's, Keith's und Seyd- ken, von König Friedrich gesetzt, den Wilhelms- in. Herr Varnhagen von Ense hat dem Leben die- iden einzelne sorgfältige Beschreibungen gewidmet. Mit dem vorliegenden Leben Keith's beschliefst er diesen Cyklus in derselben Art, wie er ihn mit Seydlitz 1831 begonnen.

Keith's Leben von 1696 bis 1758 zerfällt für die Betrachtung in drei Perioden. Die erste beschäftigt sich mit Englischen Interessen und mit der Rückführung der vertriebenen Stuarts auf den Englischen Thron. Die Familie Keith war protestantisch, aber der politische Zwiespalt der Torys und der Whigs überwog religiöse Bedenken. Beide Brüder Keith, der Lord Mareshal von Schottland und Jakob Keith, thaten das Ihrige mit Aufopferung, aber die Partei war in sich zerfallen und schlecht geführt. Die Brüder verloren ihre Heimath, fanden in Spanien Aufnahme, aber keine wirksame Thätigkeit. Jakob Keith erlangte im Jahre 1728 in Folge der angelegentlichen Empfehlung Philipp's V. von Spanien Anstellung als General-Major in Russischen Diensten. Hiemit beginnt seine zweite Lebensperiode. Er zeichnete sich im Türkenkriege unter Münnich aus, bewährte in der Verwaltung ungewohnte Rechtlichkeit, commandirte unter und neben Peter Lascy im Schwedischen Kriege und diente mit widerstrebendem Gefühl politischen Intriguen als militärischer Gesandter in Stockholm; er stieg in Ehre und Gunst bei den wechselnden Regierungen, ohne näheren Antheil an der Herbeiführung dieser Veränderungen zu nehmen, bis zum General der Infanterie, litt aber durch die Reaction, welche unter Elisabeth gegen alle ausgezeichneten Fremden im Russischen Dienst eintrat. Er verlangte beharrlich seinen Abschied und erhielt ihn endlich unter der Bedingung einen Revers zu unterschreiben, dafs er weder direct noch indirect gegen Rufsland dienen wolle, widrigenfalls er vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde. Keith unterschrieb, weil ihm bekannt war, dafs in den Kriegsartikeln keine Bestimmung vorkomme, wonach ein Nicht-Russe nach erhaltenem Abschied noch ferner gehalten sei eine Russische Unterthanenpflicht zu erfüllen, und reiste darauf ungesäumt ab. Von Kopenhagen schrieb er an Friedrich II. und bot ihm seine Dienste an; in Hamburg erhielt er die unbedingte Zusage und trat mit Patent vom 18. September 1747, 51 Jahr alt, als Feldmarschall mit 8000 Thalern Gehalt in die Dienste des Königs, gegen den er ein Jahr vorher ein Truppencorps zu führen bestimmt gewesen war.

Keith's Eintritt in die Preufsische Armee hatte auch die ehrenvolle Aufnahme des Lords Mareshal, seines Bruders, in Friedrichs Staatsdienst zur Folge, so wie vorher die Wegweisung des Lords, der seinen Bruder in Riga zu besuchen kam, von der Russischen Gränze, Keith entschieden hatte Rufsland zu verlassen. Die Brüder gehörten zu dem vertrauten Gesellschaftskreise des Königs. Keith erhielt einige Jahre darauf auch die Stelle als Gouverneur von Berlin, wodurch sein Gehalt auf 12000 Thaler erhöht wurde. Merkwürdig ist, dafs Keith, wie vorher nur wenig des Russischen, so als Preufsischer Feldmarschall des Deutschen nicht mächtig war und es auch nicht erlernte, was doch einem Engländer so gar schwer nicht sein konnte. Französisch war seine Geschäftssprache, was dem König genehm war und kein Hindernifs des Commandos dünkte, wenn dem Feldmarschall Adjutanten beigegeben wurden, die beider Sprachen mächtig waren. Wie haben die Zeiten sich

Digitized by Google

geändert! Damals war der Krieg für den Oberen eine Kunst, für den Untergebenen ein Handwerk, wobei es nur auf die Tüchtigkeit der Arbeit ankam, alles andere, persönliche und volksthümliche Uebereinstimmung, bei dem Dienstverhältnifs vorausgesetzt wurde. Doch bedurfte Friedrich für seinen näheren Umgang Männer von weiterem Blick, von Welt- und Lebenserfahrung. Ueber die Beschäftigungen Keiths in der Friedenszeit von 1747 bis 1756 erfahren wir leider zu wenig. Desto ausführlicher ist Hr. Varnhagen von Ense in der Beschreibung der Kriegsverrichtungen, welche Keith in den drei ersten Jahren des siebenjährigen Kriegs zufielen. Gewifs hatte Friedrich ihn mit der Absicht in seinen Dienst genommen um einen bewährten Corpsführer für den bevorstehenden seiner Ansicht nach unumgänglichen Krieg zu besitzen. Keith's Wachsamkeit und besonnene Umsicht leistete dem König eine wesentliche Hülfe bei der Einschliefsung der Sächsischen Armee im Jahre 1756 und im folgenden Jahre bei der Belagerung von Prag bis zum verfehlten Angriff von Collin, und dann bei dem Rückzug aus Böhmen und der Behauptung Sachsens. An den Trophäen von Rofsbach hatte Keith verdienten Antheil; sein Einfall tief in Böhmen hinein unterstützte den Marsch des Königs zum Siege von Leuthen. Im Feldzug von 1758 hatte Keith den schlimmen Auftrag Olmütz zu nehmen, was von einer starken mit Allem gut versehenen Besatzung vertheidigt wurde, während das Belagerungscorps zu schwach war und zuletzt am Nothwendigsten Mangel litt. Keith that sein Mögliches, aber es scheint dafs er für die drängende Ungeduld des Königs an dieser Stelle doch nicht der rechte Mann war: seine Gesundheit wankte, und er beherrschte seine Untergebenen nicht mit der durchgreifenden Energie, wie es bei ihrer Unlust und Zwiespältigkeit nothwendig war — woran doch vielleicht der Mangel an Preufsischer Nationalität Schuld war. Die Belagerung mufste aufgehoben werden, als der Zuzug von Proviant und Verstärkung abgeschnitten war. Dagegen leistete Keith's Vorsicht bei dem Rückzuge bis zur Vereinigung mit dem Könige, und nachher bei der Sicherung Schlesiens und der Lausitz während der Abwesenheit Friedrichs alles Erspriefsliche. Friedrich kam von Zorndorf zurück; er wollte Dann eine eben solche Niederlage beibringen und forderte ihn durch die gewagteste Stellung heraus. Da geschah das Unheil vom 14. October 1758, der Ueberfall von Hochkirch. Keith hatte, wie andere Generale, Friedrich gewarnt, der König alle Besorgnisse durch seine Zuversicht niedergeschlagen, nichts desto weniger hatte Freidrich an demselben Tage fortzurücken beschlossen; daher war der tragische Ausgang um so schmerzlicher, der dem Kriege ein anderes Ansehen gab und Friedrich nöthigte von der bisher immer verfolgten Offensive abzustehen. Hochkirch wurde auch Keith's Grab. Seine Gebeine wurden im nächsten Winter auf Friedrichs Befehl aufgehoben, nach Berlin gebracht und mit gebührender Ehre in der Garnisonkirche beigesetzt. Auch der Feind hatte sie ihm bei der ersten Bestattung nicht vorenthalten, denn Keith's Ehrenhaftigkeit fand überall Anerkennung, und in Hochkirch selbst hat ihm in späterer Zeit verwandschaftliche Theilnahme ein Denkmal errichtet.

Das wechselvolle Leben Keith's ist ein würdiger Stoff für die Darstellungskunst des Hrn. Verfassers, dessen stilistische Sicherheit und Gewandheit den Lesern dieser Blätter hinlänglich bekannt ist. Zu bedauern ist, dafs die Quellen über das innere und häusliche Leben des Helden nicht reichlicher fliefsen, denn in der Darstellung solcher Verhältnisse zeigt sich die feine und ansprechende Auffassung des Hrn. v. Varnhagen am erfreulichsten. Dagegen erhält dieser Lebensabrifs noch ein besonderes historisches und gemüthliches Interesse durch die zahlreichen Dokumente, welche mit der Erzählung verflochten sind oder sie specieller ergänzen. Es sind dies Abschnitte aus den eigenen Denkwürdigkeiten, welche Keith über sein Leben von 1714 bis 1734 verfafst hat, aus den Schriften des Spalding-Club zu Edinburg, ferner Briefe Keith's an seinen innigst geliebten Bruder Lord Mareshal über Begebenheiten und Zustände des siebenjährigen Kriegs, aus Lord Dover's life of Frederic the Second, des in Englischer Sprache, treuherzig und anschaulich, dann vornehmlich eine Reihe bisher ungedruckter militärischer Briefe Friedrichs II., in denen sich die geniale Zuversicht, die Energie und die unermüdliche Thätigkeit des Königs, gepart mit der zartesten Rücksicht auf seinen edlen Diener, wunderbar ausspricht. Friedrich verlangt oft das Unmögliche, aber er verlangt es in solcher Ueberzeugungskraft, dafs die Thätigkeit seiner Gehilfen noch mehr durch die Art, wie er sie in Anspruch nimmt, als durch seinen Befehl angespornt werden mufste. Was für ein Verlust für die Deutsche Litteratur, dafs Friedrich die Deutsche Sprache nicht zwang ein Ausdruck für die energische Bewegung seines Geistes zu werden! Solche Geschäftsbriefe, Produkte des Augenblicks, treuste Bilder des Geistes, haben wir im Deutschen noch nicht. Es ist nicht zu leugnen, dafs Hr. v. Varnhagen durch die Aufnahme dieser Originaldocumente in den Text der Gemäfsigkeit seiner Darstellung, der kunstvollen Gesch[illegible] eines biographischen Gemäldes, worin er Meister ist, Eintrag thun hat. Doch konnte die Kriegsgeschichte nicht ohne Grundlage von Briefen des Königs beschrieben werden; sie aber im Texte nur benutzt und etwa in einem Anhang Belege gegeben worden, so würden sie den Eindruck [illegible]chen, den sie jetzt im Zusammenhang der Geschichte hervorgen. Friedrichs Briefe Deutsch würden ein zu vortreffliches Bild von der nationalen Sprachbildung, wenigstens der [illegible] den Personen, geben. Eher hätten die Englischen Abschnitte Deutscher Uebersetzung mitgetheilt werden können, da sie stilistische Vollendung nicht haben, die der Prosa Friedrichs wohnt. Jetzt ist die urkundliche Treue zugleich ein Beweis der damaligen Zustände.

Keith war unvermählt: er lebte in einer Gewissen Eva Merthens, die er als eine junge Schwedische Waise zu sich genommen, und zeugte Kinder mit ihr. Standesten hinderten die Anerkennung dieser Verbindung: [illegible] doch selbst Lord Mareshal mit der Wittwe um die [illegible] Durch richterlichen Spruch erhielt er einen Antheil an [illegible]terlassenen baaren Gelde, in Summa siebzig Ducaten!

C. G. Z[illegible]

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXVIII.

Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 843. *Verlag von Carl Heyder.* 304 S. *kl.* 8.

Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert. Stuttgart, 1844. *Verlag von Sam. Gottl. Liesching. Erstes Stück. Herodes und Mariamme.* 200 S. 8. *Zweites Stück. Herodes und seine Söhne.* 170 S.

Schon hatte Rückert durch das erste dieser Dra- Saul und David, einen grofsen Theil des Publi- glauben gemacht, dafs das Dramatische nicht ld sei, auf welchem er sich würde mit Glück können. Man fand hier das dramatische In- über das epische vernachlässigt und in den rund gestellt. Man fand eine Ueberfülle von eine Reihe von acht Aufzügen (fünf der Tra- lbst, nebst den dreien des Vorspiels) historisch der gekettet, zum Theil lose an einander ge- In der Sprache zwar fand man die gewohnte dieses Dichters zu preisen, aber dieser lyrische dehnte auch oft wiederum für das nun ein- nz aufs Historische gespannte Interesse des die Handlung zu sehr in die Breite. Kurz, hte, dafs in Saul und David der Dichter zwar e Gattung des historischen Drama's angestrebt, ei der Ausführung seines Gebäudes die voll- Symmetrie verfehlt hatte.

t ist der Herodes in zwei Stücken nachgefolgt, natürlich zu seinem Nachtheil ein schon viel- stimmtes Publicum vorfindet. Auch haben sich einzelne Stimmen öffentlich in demselben Ton nselben geäufsert, welcher durch den Saul und eweckt worden war, wodurch freilich in die- le nichts anderes sich kund gegeben hat, als die über Kopf stürzende Eisenbahn-Eile unserer Zeit, welche sich bei neuen Erscheinungen selten die Zeit nehmen kann, wieder und wieder zu prüfen, was denn das Neue und Eigenthümliche des Gehalts sein möge, sondern in der Regel froh und zufrieden sein mufs, wenn sich irgend ein schon geläufig gewordener früherer Eindruck vorfindet, an welchen sich das Neue ungefähr anreihen und so als ein in die Fächer des bereits Erlebten gehöriges einordnen läfst. Wer dagegen sich die Mühe nimmt, eine so höchst bedeutende und originelle Composition, wie dieser Herodes ist, nicht blofs flüchtig zu durchblättern, sondern mit der Langsamkeit und contemplativen Zurückgezogenheit in sich aufzunehmen, welche ein jedes Kunstwerk, das durchaus neue und tiefere Saiten des Gemüthslebens anschlägt, erfordert, der wird sich überzeugen, dafs hier der grofse Dichter wie ein Phönix aus seiner Asche erstanden ist, und dafs jenes Selbstgefühl, in welchem er der fast allgemeinen Stimmung entgegen, die über seine neuangetretene historisch-dramatische Bahn den Stab brach, beharrlich protestirte in Wort und That, auf keiner Einbildung beruhete. In Herodes erscheint zum erstenmal die ungetrübte Gröfse und Reinheit dieses von ihm angestrebten neuen dramatischen Kunstideals, weil es hier zum erstenmale mit einer gehörigen dramatischen Concentration seines Stoffes auftritt, und erst vom Standpunct des Herodes aus ist ein gerechtes Urtheil möglich über den vollen Werth dieses dramatischen Weges, in dessen Umfang der Saul und David aber ebenfalls in sofern ganz mit hineinfällt, als jener Weg dort schon ebenfalls ein vollkommen gewollter war.

Was zunächst an der Rückertschen Tragödie überhaupt als neu auffällt, ist die negative Eigenschaft, dafs sie weder Leidenschaftstragödie, noch Charakterstück, noch Situationsgemälde, noch Intriguenstück, sondern rein historisches Drama ist. Man kann hierin

Digitized by Google

aber auch von der anderen Seite eine durchaus positive Eigenschaft erblicken, insofern hier der historische Inhalt im Drama reiner und von Nebenbeziehungen befreiter hervortritt. Der Schein des Negativen tritt hier nur durch die durchgängige Gewohnheit hervor, die historischen Dramen durch geflissentliche Hinspielung ihrer Behandlung nach einem von den vier genannten Gesichtspuncten zu beleben und höher zu färben. Der Egmont z. B. wurde von Schiller einst richtig als ein Charakterstück bezeichnet, auf Götz von Berlichingen, Wallenstein, Shakespears Heinrich IV., Antonius und Cleopatra, so wie die allermeisten seiner historischen Dramen läfst sich derselbe Ausdruck in so fern anwenden, als die psychologische Durchführung der Charaktere in diesen Stücken das ist, wodurch der Dichter das Interesse des Hörers absichtlich und vorzugsweise spannt. Auf der antiken Bühne der Griechen, welche im Tragischen immer auf historischem Boden stand, trat der Gesichtspunct der Charakteristik auffallend zurück, um so mehr dagegen der des leidenschaftlichen Pathos ganz und öfter allein in den Vorgrund. Aeschylus Perser, Euripides Troerinnen sind scenisch entwickelte lyrische Wehelaute. Einem ähnlichen Zuge ist in neuer Zeit die französische Tragödie durchaus gefolgt. Cinna, die Horatier, Phädra spannen die ganze Aufmerksamkeit des Hörers auf das interessante Spiel der in Bewegung gesetzten Leidenschaften; bei Victor Hugo hat sich zwar die Form der Tragödie ganz und gar, ihr Gesichtspunct nicht im mindesten geändert. Calderon hat in seiner Tragödie „Eifersucht das gröfste Scheusal" aus demselben dem Josephus entlehnten Stoffe, welchen Rückert im Herodes behandelt, ein blofses Leidenschaftsgemälde gemacht voll Gluth, auch voll hohlen Wortpomps, nach seiner Weise. Sonst ist die Spanische Bühne maafslos dem Elemente der Intrigue verfallen. Auch haben darin die Modernen schon die Alten zum Muster, wenn sie lieben, bei historischen Stoffen ins Pompöse und Opernhafte zu verfallen, vorzugsweise Situationsgemälde zu beabsichtigen. Krönungsmärsche, Volksgruppen, Schlachtgewühl, Zweikämpfe u. dgl. müssen dann als Nothbehelfe dienen für das Imposante der Situation, das jenen durch stete Anwesenheit des Chors leichter als uns zu Gebote stand. Es leuchtet aber ein, dafs man überall dort, wo man das historische Drama geflissentlich nach einem von diesen vier Gesichtspuncten hinwendet, vorzugsweise nur solche Eindrücke mit ihm bezweckt, welche auch durch unhistorische Süjets erreicht werden können, oft eben so gut, oft noch besser. Man hält folglich immer bei solchen Behandlungsarten, wenn auch nicht bewufster, doch unbewufster Weise, das historische Interesse poetisch für nicht höher anzuschlagen als einen Web, woraus der Dichter seine Fäden spinne, oder einen Bindfaden, an den er die Blumen seiner Poesie reihe. Man hält dafür, dafs der historische Inhalt eines Drama's immer ein solcher sei, welcher erst poetisch *gemacht* werden müsse, dadurch dafs man ihn in ein Drama übersetzt von einem solchen Eindruck, dafs derselbe sich eben so gut durch einen fingirten Inhalt erreichen liefse, oder dafs nun die Geschichte dasteht so gut als fingirt. So glaubt man der Weltgeschichte poetisch die gröfste Ehre zu erweisen, dem man sie an einem für höher gehaltenen idealischeren Reiche der Fiction, worin dann noch wohl das fingirte Schicksal einer sogenannten poetischen Gerechtigkeit waltet, theilnehmen läfst.

Rückerts Bestreben ist nun im Gegentheil, aus der Weltgeschichte blofs die Stoffe zu *entnehmen*, zu Producten zu verarbeiten, welche auch stets mehr oder weniger als Schöpfungen des Dichters bezeichnen sind, vielmehr den poetischen Gehalt, Marke der Weltgeschichte selbst zu erspüren, dem Hörer behutsam und unmittelbar aufzudecken. Er übernimmt nur die Rolle des begeisterten Führers, von dessen Hand geleitet wir in das Heiligthum der Weltgeschichte selbst so schauen, wie man sie nur an der Hand eines Dichtergenius von dieser schauen kann. Alles Umformen, Nachhelfen, Besserwissenwollen findet hier mit einemmal sein Ende. Das Schicksal der poetischen Gerechtigkeit zerfährt zu nichts. Rückert behandelt als der erste Dichter Weltgeschichte mit derjenigen Scheu, welche ihr Gröfse gebührt, er behandelt die Geschichte nur von poetischer Seite als ein Unantastbares, und weder Trieb zu glänzen, noch die beliebte Sucht, sie an solchen Orten zu motiviren, wo die Wahrheit der Geschichte nur zufälliges Zusammentreffen zeigt, auch das Verlangen, die schroffen Zeichnungen der Wirklichkeit, die in der Regel viel steiler und paradoxer ist, als die Fiction, durch selbsten Dämpfer in eine gemilderte Temperatur

, hat ihn vermocht zu irgend einer Fiction von
ung.

Noch nie hatte man sich fester und consequenter
dem alten dramatischen Standpuncte nach den
Gesichtspuncten zurecht gestellt, als in der ersten
ie eines freieren Aufschwungs der dramatischen
st in Deutschland, als man mit Lessing das bür-
che Trauerspiel über Alles schätzte, und nicht
ben konnte, warum Leiden und Schicksale von
en und weltgeschichtlichen Helden mehr rühren
rschüttern sollten, als die aus dem Leben unbe-
er und fingirter Charaktere, zu denen sich jeder-
aus seiner eigenen Bekanntschaft schon desto
mer die mehr oder weniger passenden Exemplare
len konnte. Eine gewaltige Bewegung dem neuen
p entgegen begann schon da, als Goethe und
r diese Meinung nicht mehr theilten, und mit
nicht von der höheren Würde des Historischen
ma durchdrangen. Und von hieran ist der Deut-
Tragödie dieses nachzurühmen, dafs, sobald ein-
st der weltgeschichtliche Gesichtspunct gefafst
lie Höhe, auf welcher er schon in der Regel
n wurde, das meiste von dem, was andere Na-
in dieser Beziehung besafsen, weit übertraf.
er falschen Liebe, womit noch immer die Haupt-
n des Drama's als Schoofskinder der poetischen
und Willkühr behandelt, und mit den gefärb-
ern eines mehr oder weniger erdichteten Ge-
ses beleuchtet wurden, entschädigten unsere
Klassiker doch gewöhnlich auf nicht unbedeu-
Weise dadurch, dafs diese Personen, ein Götz,
ont, eine Jungfrau, ein Tell, nicht blofs als
nd zu bewundernde Charaktere, auch nicht
Blüthen herrlicher Epochen, auch nicht als
ne vaterländischer Erinnerungen, auch nicht als
Gestalten einer gröfseren Zeit, sondern weit
h als Repräsentanten grofser weltgeschichtli-
htungen und Tendenzen dastanden. Dieses
ir immer mit Stolz als den grofsen dramati-
tschritt, den schon unsere grofsen Klassiker
haben, nennen und behaupten, dafs unter
den die dunkle Person des dramatischen Hel-
parent wurde, indem sie den Hörer immer
nf das Princip hinwies, von welchem sie ge-
de als von ihrem Schicksal. Was hilft uns
ische in den Helden der klassischen Tragö-
die Frankreichs? Sie sind nur grofs als kolossale erstaunenswürdige Gestalten einer untergegangenen Römischen Welt. Was hilft uns das Historische an Shakespeares Königen? Sie sind Charaktergemälde, hingestellt als Denksteine vaterländischer Erinnerungen. Patriotisches Interesse aber ist noch kein weltgeschichtliches. Selbst seine Römischen Stücke, welche noch am ersten auf den Titel welthistorischer Dramen im engeren Sinn Anspruch machen dürfen, auch wohl wegen ihres grofsartigeren Stils der Ausführung mit Recht über manche Dramen Goethes und Schillers erhoben worden sind, lenken das Interesse des Hörers seiner ganzen Schwere nach doch nur auf die bewundrungswürdige Gröfse in den Kraftanstrengungen der handelnden Personen, nicht aber auf die Gröfse der Principien, für welche gestritten wird. Nur allein der Deutsche hat sich bisher im Drama dazu erhoben, einen principiellen Schicksalsgang der Begebenheiten vorauszusetzen und auf ihn hinzuweisen. Alle anderen Nationen haben mit ihren äufsersten Anstrengungen trotz der schon vor Augen gehabten deutschen Muster dies noch nicht erreicht, und um recht inne zu werden, wo der Unterschied steckt zwischen einer principiellen und einer ordinären persönlichen Tragödie, darf man nur z. B. eine Vergleichung zwischen Schillers politischen Dramen und dem sonst nicht schlechten politischen Drama Cromwell des Victor Hugo anstellen. Bei Schiller und Goethe, so wie bei allen bedeutenderen in ihre Fufstapfen gefolgten Compositionen hat allerdings schon das Augenmerk auf dem weltgeschichtlichen Inhalt als solchem gelegen, aber trotz dem, dafs man Stoffe wählte, an denen der Weltgeschichte schon der Puls zu fühlen war, verfuhr man dennoch in einem seltsamen Widerspruch mit dieser Grundtendenz bei der Ausführung nach den althergebrachten vier Manieren, erlaubte sich die Geschichte zuzuschneiden, wie es eben zu vermeintlich höheren Zwecken pafste, und sah sie für einen Marmorblock an, woraus man doch am Ende hauen könne, was man eben wolle. Hier findet sich offenbar eine Halbheit in unserer Literatur, eine Mattigkeit, noch nicht mit beiden Händen und vollständig das fassen zu können, was man gleichwohl mit der einen schon hält, und unmöglich wieder lassen kann, so sehr auch ein Chorus romantischer und shakespearomanischer Stimmen bemüht gewesen ist, die Deutschen an ihrem poeti-

Digitized by Google

schen Grundsatz wieder irre zu machen. Dieser schwebende Zustand kann ohne Zweifel nur dann seine endliche Beruhigung und Vollendung finden, wenn die in halber Vollendung bei uns ermattete historische Auffassung in der dramatischen Kunst entschlossen und durchgreifend, emphatisch und rücksichtlos durchgeführt wird, so dafs nicht allein das philosophische Augenmerk, sondern auch der ganze poetische Ton, das ganze Interesse, die ganze Handlung, die ganze Haltung eine rein und nur historische wird, mit geflissentlicher Abschneidung aller übrigen Gesichtspuncte und Mittel, welche zwar, insofern sie sich dem historischen Stoff als unentbehrliche Hülfen bieten oder vielmehr als in seiner Substanz selbst schon mit enthalten ans Tageslicht kommen, in ihrer Geltung bleiben, überall aber, wo sie sich für sich selbst in irgend einer Art geltend und breit machen würden, ohne Rücksicht fallen müssen als falsche Scheine, Allotrien und Plunder, den man forthin nicht mehr gebrauchen kann.

Nur allein durch eine solche Reinigung der historischen Bühne von Grund aus werden wir für uns selbst die grofsen Eindrücke wieder erreichen, welche die antike Tragödie durch ihren schweren Schicksalsgang auf die Gemüther ihrer Hörer hervorbrachte, und durch eine künstliche Sympathie auch noch auf uns hervorbringt, Eindrücke, deren gänzliches Abhandengekommensein im Gebiet der modernen Tragödie man sich nur gern offenherzig eingestehen sollte. Denn die Alten sahen auf ihrer Bühne an *wahren*, d. h. als wahr fest geglaubten historischen Begebenheiten aus ihrem Volksleben einen *geheimnifsvollen und staunenerregenden Schicksalsgang* sich vollziehen, über den man wohl grübeln und muthmaafsen, aber ihn keinesweges als eine sogenannte poetische Gerechtigkeit sich enthüllen konnte, ihre Tragödie war die Darstellung eines in die menschlichen Verhältnisse hemmend und lenkend von unbekannter Seite her hineinlangenden Fingers. Eben dafs hier Wahrheit, ein als wahr allgemein geglaubter und wirklich nachweisbarer, obgleich in seinen Gründen nicht erkennbarer Schicksalsgang vor den Hörern sich vollzog, brachte diese Wirkung von solcher Erhabenheit hervor, dafs selbst wir, denen dieser Schicksalsglaube fremd ist, noch in Sympathie mit den damaligen Hörern die Wirkung empfinden. Dafs keiner Art von Nachahmung im Stande ist, eine ähnliche Wi kung zu reproduciren, bürgt dafür, dafs die allgemei Ueberzeugung von der Wahrheit des Geschaueten Grundhebel der Wirkung war. Man führe uns einmal wieder statt der blofs aus der Geschichte *lehnten* Stoffe den wirklichen von behutsamer Dich hand ausgeschälten Kern der Geschichte selbst und bringe uns zur lebendigen Ueberzeugung, nicht der Dichter, sondern die nackte Wahrheit, vom Dichter zart geleitet, uns anredet, und man sich den Eindruck des antiken Drama's seiner specifischen Stärke nach erneuern sehen. De sorgt dann schon die Treue und religiöse Unant keit des Inhalts der Darstellung von selbst dafür die Idee des Schicksals uns nicht fehle, inde unverfälschte Buch der Geschichte einem jede kenden in eben so starkem Sinne ein räthselvoll ausforschliches und doch zu unendlichem Fo und Grübeln anreizendes heiliges Schicksalsbu als jenem weniger gebildeten Sinn seine Myth Orakel waren.

Da Rückert in diesem Sinne verfahren ist, er hiermit im Auge der Theorie offenbar, w ganze Kunstgenus betrifft, einen Vorsprung nen, womit aber noch nichts über den Werth seiner einzelnen Leistungen selbst chen sein kann. Denn das Urtheil über de oder Unwerth dieser kann nicht davon abhäng eine neue Dichtungsart eröffnet, sondern n wie sie eröffnet wird. Aber sobald ein Dic neue Dichtungsart eröffnet, ist es eben das Eigenthümliche an ihr, worüber die beurtheilen rie zunächst ganz vorzüglich zu reden hat, dem Dichter sogleich das, was ihm unfehlb nämlich das Anlegen unpassender Maafsstäbe urtheilung abzuwehren, womit das seinen ein Gewohnheiten folgende Urtheil einer ephem gesmeinung, verwöhnt durch Allotrien, Bom unnatürliche Reizmittel, nur gar zu leicht Hand ist, indem es leicht Leere und Mange det, wo der in die Sache eindringende S mehr eine geflissentliche stolze Enthaltung reinem Gewürz und poetischen Buhlkünsten

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.
Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Und eine solche Verschmähung barbarischen Ueber-, ein solcher scheinbar negativer Charakter, dem der positivste Zweck unterliegt, ist eben dem rückschen Wege vorzüglich eigen, welcher eben sich immer einen wichtigen und bemerkenswerthen it in der Kunst bezeichnen würde, selbst wenn m noch nicht gelungen sein sollte, der Gröfse der mit den Mitteln der Ausführung das Gleichgewicht ten. Wahrhaft neue Bahnen in der Kunst eröffnen sich immer nur durch Vereinfachung. Es ist der Geschmack, welcher durch üppige Fülle übersätigt durch angehängten Putz bestochen, durch pikanten Reiz gekitzelt zu werden verlangt, und es vorzügliche Pflicht der sinniger und tiefer Poeten, in Fällen, wo ein neuer Triumph des Genius über das vorgehaltene edlere Muster nicht Reiche der Unmöglichkeiten liegt, mit allem Druck die Rechte des Denkens und seiner Maafsgeltend zu machen gegen die Anmafsungen einer leiteten Gewohnheit und durch Ueberreize verwöhnten Sinnlichkeit.

Ehe daher hat Ref. noch, ehe er in das Specielle Poesieen eingehen kann, einen anderen höchst en Punct zu besprechen, nämlich die allgemeine he Anordnung. Es ist zu bezweifeln, ob der bei seinen Arbeiten eine Aufführung derselben r Bühne ausdrücklich im Sinne gehabt habe. aber auch nicht der Fall gewesen, so fordert ine ganze Art und Weise in einem ungewöhnlen Grade heraus, sich jede einzelne handelnde und und isolirt in plastischer und scenischer Gröfse vor Augen zu stellen. Ein jeder Leser, welcher sich mit Interesse namentlich in den Herodes hineinliest, wird diesen Eindruck empfinden, und bei genauerem Hinmerken entdecken, dafs er auf der sorgfältigen Vermeidung alles dessen beruht, was die Phantasie in Verwirrung bringt, einerseits aller Scenentumulte, alles Chaotischen in den Auftritten, andererseits aller hastigen und die plastische Ruhe störenden Bewegungen. Es tritt hier allerdings das Kunstideal der Goethescheu Iphigenie in Erinnerung, aber mehr in der Reflexion hinterher, als durch den Eindruck der Rückertschen Stücke selbst. Denn ihnen mangelt ganz und gar dieser einer Dichtungswelt angehörige Hauch der Idealität, vielmehr tritt uns dabei Shakespearesche Unmittelbarkeit und gröfste Ungenirtheit auf allen Seiten entgegen. Die Vereinfachung besteht hier in keiner Weise in einer Idealisirung, sondern lediglich in einer strengeren Beschneidung des allerfrischesten Naturwuchses, anstatt dafs unsere Klassiker, wo sie Aehnliches erstrebten, immer zugleich ins Idealisiren geriethen, und dennoch nur in sehr wenigen Fällen die ganze edle Simplicität erreichen, die hier mit weit einfacheren und naiveren Mitteln zu Wege gebracht ist. Ein wenig mehr Umständlichkeit kann auch an diesem Orte wohl zum deutlicheren Verstandenwerden nicht schaden.

Als in Shakespeare die moderne europäische Poesie zum vollen Selbstgefühl der Eigenschaften kam, worin sie die Alten überragt, da suchte sie vor allem sich zuerst in diesem inneren Reichthum nach Herzenslust auszubreiten, um zuerst ganz zu lernen sie selbst zu sein. Das Verinnerlichen des Gefühls, das Blofslegen der zartesten Empfindungsnerven, die psychologische Modification des Affekts, das Aufdecken aller Herzensfalten durch eine erhöhete Resonanz des inneren Sinns, das kühne Wagen alles Ungewohnten und Ungebrauchten, sobald dasselbe nur innerhalb der Gren-

Digitized by Google

zen der Naturwahrheit liegt, die unbedingte Verehrung der Naturwirklichkeit mit Hintansetzung aller idealisirenden (d. h. die Wirklichkeit in ein Reich der Fiction emporziehenden) Gewohnheitstypen und pathetisch-monotonen Manieren: das ist der Standpunct des sich in seiner eigenen Freiheit fühlenden modernen Dichtergeistes, der Standpunct des Shakespeareschen Genius. Und dieser Standpunct ist im Princip von einem jeden Dichter festzuhalten, so gewifs darin die eigenthümliche Stärke des modernen Genius und der Fortschritt der Neuzeit liegt. Weil aber Shakespeares ganze Seele vom Gefühl dieser neugewonnenen Stärke erfüllt war, so überliefs sie sich diesem Wirkungskreise seiner ganzen Breite nach, und so wurde die äufsere Form seiner Schauspiele ganz die unabsichtliche und wildgeborene dieser Methode, die Form des ungekünstelten Bettes, das sich dieser Feuerstrom in seinem Fliefsen von selbst aushöhlte. Im Eifer, sich überall bis auf den untersten Boden der Naturwahrheit herabzulassen, unterliefs er es oft, die Formen der Natur auch dort zu veredeln, wo er es unbeschadet seines Zweckes gedurft hätte, nämlich im Punct der scenischen Gruppirung. Er überfüllt häufig die Scene ohne Noth mit Personen, wickelt Nachrichten, die zu geben sind, auf künstliche Art in gleichgültige oder abspringende Gespräche, wodurch überflüssiges Gerede entsteht, das oft angemessener durch einen einfachen Boten beseitigt wäre. Oft wird aus dem hastigen Auf- und Abtreten der Personen und aus der Unruhe ihrer Bewegungen untereinander ein unbehagliches Hin- und Her, oder es macht die Vorliebe für die Mehrheit der auftretenden Figuren die Gruppen chaotisch, schwer übersehbar, unmalerisch. Dieses Unmalerische, Unplastische, wie jene schon von Goethe als auffallend bemerkte (obwohl von ihm noch nicht getadelte) Geschwätzigkeit der Personen ist freilich auch eine Annäherung an die Naturwahrheit, welche in der Regel weder in ihren Scenen malerisch, noch in ihren Gesprächen unumwunden ist. Aber da diese Annäherung ihren Zweck nicht in einer stärkeren Enthüllung des ungeschminkten Naturgefühls haben kann, welches im Gegentheil in den Momenten des Lebens, wo das Gespräch die Umschweife meidet, und die Scene sich durch Ausscheidung überflüssiger Personen veredelt und reinigt, in der Wirklichkeit am offensten hervortritt, so ist eine derartige Nachahmung der *umwickel-ten* oder eingewindelten Natur als eine in sich se unschöne und dabei zu keinerlei poetischem Zweck umgänglich nothwendige nur als eine dichterische N lässigkeit auf untergeordneten Stufen des Drama' dulden, mufs aber für die höchste Sphäre desse schlechthin verwerflich sein. Diese Wahrheit erf ebenfalls schon den Sinn unserer grofsen Klas aber sie wandten sich leider zur Abhülfe statt a selbst an die Griechen, und wurden so einers Erhebung einer fingirten Welt über die Naturw keit (zum Idealisiren), anderseits zur Anwendu ses künstlichen Pathos verleitet, dieses drama Predigertons, von welchem die antike Tragödi freizusprechen ist, und welcher nun auch hier dahinschwoll in breiten und gravitätischen Red ein Wohlgefallen daran fanden, sich selbst zu hören. Die schlimmen Folgen davon konnt ausbleiben. Sie bestanden darin, dafs sich Gewohnheit die falsche Ansicht festsetzte, es in der dramatischen Poesie nur die Wahl einer chaotisch umwickelten, sogenannten rom Naturwirklichkeit, und einem klassischen, den entlehnten, veredelnden Pathos. Die Nam welche im guten Willen, die falschen Geg eine höhere Einheit zu verknüpfen, anstatt enthülseten Natur nach dem mit Romantik um Pathos griffen, mögen hier lieber unbenannt

Während man nun so schon von vielen S laut und leise das Bekenntnifs abgelegt ha wisse nicht mehr recht, wohin nun weiter Drama, auch wohl manchmal zur eigenen gung die Zeit statt seiner selbst angeklagt che noch nicht fähig sei zu dergleichen Gr man beabsichtige, die gehörige Anregung stellt sich unerwartet in die Reihen der We derjenige Dichter, welcher durch seine bisher fsen Verdienste um die Hebung und Erhö poetischen Tons im lyrischen Felde vollko Namen eines *Steigerers des Tons* der deutsc verdient. Denn während er die seit Klop verloren gegangene religiöse Unendlichkeit d Herzensempfindung vollständig wiedergewann ihr dabei zuerst die Vollendung des Ausdruc che ihr gebührt, und indem er zugleich mit de gerten Herztiefe auch die gesteigerte Form orientalischer Lyrik entfaltete, wurde er der

Digitized by Google

eses elastischeren Geistesschwungs, welcher sich in estalt veredelter und gesteigerter lyrischer Formen reits der ganzen jüngeren Generation mitgetheilt hat. er nun recht mitten in dem jungen Geschlechte it als sein Erzieher zu der emporgerichteteren Emhungsstufe, welche es bereits behauptet, so steht m um so mehr an, ihm, wie früher in der Lyrik, etzt im Drama die neue und erhöhete Tonart anen, in welche sich der Dichtergeist kommender n, so gewifs er das Höchste und Reinste der form zu erreichen bestrebt sein wird, unfehlbar hineingewöhnen müssen. Denn sie ist in den hügen ihrer tiefen Einfachheit die enthülsete Naer Shakespeare ohne Ranken, die antike Simpli- welche wiedergewonnen wird, wenn man den hat, sich noch weiter, als man gewöhnlich zu gdegte, vom antiken Pathos und rhetorischen n entfernen. Bekanntlich ging auch in Grie- d die dramatische Form aus einem erhöheten wung der Lyrik (dem dithyrambischen) hervor. as nun die Ausführung dieses neuen dramati- Weges betrifft, so ist dabei zuerst von der Tra- Saul und David zu reden. In diesem Drama ist gs die Idee einer historischen Tragödie im benen Sinne ausgeführt, ohne dafs auf den Hörer h Beendigung des Ganzen der Totaleindruck t, den man erwarten sollte. Dies mufs also ursachen seinen Grund haben, welche sich t dem Nachdenken enthüllen. Die zum Grunde dee ist eine höchst tragische. Das Princip Wurzel des jüdischen Volksgeistes wird uns ltet in seiner Theokratie und deren gottbe- Repräsentanten Samuel, welcher mit gewis- über aller persönlichen Rücksicht und mensch- efühl erhabenen Treue und Beharrlichkeit den r historisch sanctionirten Satzungen und Be- seines Volks fortspinnt. Von einem ganz n Eindruck und zu den gröfsten Erwartungen ist die vorläufige Feststellung dieses princi- esichtspuncts in den ersten Scenen des Vor- o die Handlung auf heiligem Grunde beginnt, Höhe von Silo, woselbst noch als ein Denkon Jehova's Rache der morsche hohepriester- hl steht, von welchem Eli einst stürzte bei richt von seiner Söhne Untergang, eine Merkit des Schauplatzes, welche vereinigt mit der erhabenen Aussicht, die man von dieser Höhe ins Land hat, vom Dichter auf das glücklichste zu einer höheren Färbung des sich dort begebenden Vorgangs ist benutzt worden. In diesen uns von vorn an so voll und stark ins Ohr tönenden Grundbafs des tragenden Princips, tritt das Volk in seiner Bedrängnifs durch die Philistäer und in seiner leichtsinnigen Unwissenheit mit der spannenden Dissonanz, einen König zu begehren, gleichwie die Heiden umher Könige haben, und Samuel in weiser Schonung und im eigenen Gefühl der Bedrängnifs giebt nach, aber nur factisch, sich im Princip ausdrücklich in seinen angestammten Rechten verwahrend. Saul wird das wahrhaft tragische Opfer seiner widersprechenden Stellung. Der zweite Aufzug des Vorspiels zeigt uns seine Krönung, der dritte seinen ersten Sieg und Ruhmesglanz. Die Tragödie selbst nimmt nach zwanzig Jahren Zwischenraum den Faden da wieder auf, wo das widerspruchreiche Verhältnifs zwischen einem Hohenpriester ohne Gewalt und einem Könige ohne freien Spielraum des Willens, seine üblen Früchte zur Schau stellt, als die bitterste darunter die, dafs die Philistäer noch wie vor zwanzig Jahren von Michmas Felsen herunter drohen, und also der Zweck, den man sich vom Königthum versprach, noch gar nicht erreicht ist, weil die königliche Thätigkeit in ihrem höchsten Schwunge sich gewöhnlich durch scrupulösen Priestereigensinn gelähmt sieht. Das Tragische hierbei ist besonders dies, dafs es oft gerade die Gefühle der Menschlichkeit, das Edle in Sauls Charakter, sind, was in Samuels theokratischer Logik, welche die Menschen nur als unfühlende Maschinen zum Einen grofsen Zwecke behandelt, ihm zum Verbrechen wird. Dieses Verhältnifs in seiner ganzen Tiefe ausgeschöpft und dargestellt zu haben, bleibt immer das Verdienst und das Hervorragende dieses Drama's, welches die Geschichte bis zu Sauls Tode und Davids Thronbesteigung fortführt. Dafs aber diese grofsen Eindrücke am Ende eine nicht so starke Wirkung beim Hörer zurücklassen, als sie eigentlich müfsten, rührt vorzüglich daher, weil in David, dem gottbegeisterten König, welcher eine Mischung des königlichen und priesterlichen Charakters in seiner Person darstellt, die auch von Samuel als solche hervorgehoben und anerkannt wird, ein ganz neues Principienverhältnifs eintritt, das die Gedanken auf ganz andere Entwickelungen lenkt. In dem Maafse daher,

Digitized by Google

als David in der Aufmerksamkeit des Hörers zur Hauptperson des Drama's wird, wird die Aufmerksamkeit von jenem tragischen Dilemma, über welches Sauls Schicksal nicht hinübergeht, abgewendet. Es erscheint uns nicht mehr als ein unumgängliches, und Saul wird allmählig in unseren Augen aus einem Opfer des tragischen Schicksalganges zu einem Opfer persönlicher Schwäche und Unbedeutenheit. Damit paralysirt sich der im Anfang so gründlich eingeleitete tragische Eindruck zuletzt ganz und gar. Das Drama geht vom dritten Aufzug an, welcher sich ausschliefslich mit Davids Interessen beschäftigt, in eine andere Tonart über. Das empfindet sich so stark, dafs dieser dritte Aufzug, welcher die Geschichte mit Goliath enthält, trotz seiner in der Form so schönen Darstellung einen ganz zerstreuenden unangenehmen Eindruck macht. Denn es ist durchaus erforderlich, dafs ein Drama aus einer gewissen Tonart gehe und dieselbe bis ans Ende fest halte, oder dafs der principielle Gesichtspunct, welcher von Anfang an die Regeln zur Perspective aller Figuren vorschreibt, sich nicht verrücke, so dafs in Beziehung zu ihm alle Gestalten und Scenen wie in einen unauflöslichen Zauberkreis gebannt erscheinen. Wo dieser Kreis sich vor dem Schlufs des Drama's löset, wird man immer die Wirkung vereitelt sehen. Man ertrüge dies strahlende Aufgehen einer neuen Constellation der Principien im dritten Aufzug der Tragödie noch vielleicht, wenn allein nur die beiden vorigen Aufzüge und nichts weiter voranginge. Dann würde sich das erste Principienverhältnifs als eine Dissolution, als eine blofse Begierde nach etwas Besserem kund geben, und der Blick sich sogleich in die Zukunft spannen. Aber in drei Aufzügen eines Vorspiels, welche sich, obgleich durch eine Kluft von zwanzig Jahren getrennt, doch dem Sinn nach ganz enge mit den beiden ersten Aufzügen des Schauspiels zu einer einzigen Idee zusammenschliefsen, ist man bereits so energisch, so rein, so gründlich an das Interesse der ersten Spannung gewöhnt worden, dafs man durchs Uebergehen zum heller strahlenden Davidischen Princip aus aller poetischen Ruhe gebracht wird. Die drei Aufzüge des Vorspiels zusammengenommen mit den beiden ersten der Tragödie bilden dem Sinne nach eine vollkommne fünfactige Tragödie von einem so abgeschlossenen Eindruck, dafs diese als ein unzertrennliches Ganze zusammengehören. Auch ist S am Ende des zweiten Aufzugs schon in sich gesc gen und zusammengesunken, sein wirklicher Tod bi keine neue Katastrophe, Sauls Ende ist hier vollk men. Mit dem dritten Aufzug beginnt eine neue gödie: die Herrlichkeit des sich in Einer Person derbar verschmelzenden königlichen und priesterl Charakters. Darin können Saul und Samuel Nebenpersonen seitwärts stehen. Sollte aber Sa benslauf in der alten tragischen Tonart bis fortgeführt werden, so durfte David keinen Mittelpunct der Darstellung bilden, wie er hi dritten Aufzug an thut, sondern er war als Ne son in Beziehung zu Saul so zu behandeln, da das Neue und die bisherigen Verhältnisse ganz flügelnde in seinem Princip weniger herausfüh er nur als der von Samuel dem verfluchten K gegen gewählte Gegenkönig erscheine. Da nicht ein König ist in dem Sinne, wie Saul e dafs David vielmehr ein verjüngter mit k Macht ausgerüsteter Samuel ist, dies war nu von ferne zu zeigen, nicht aber in handelnd wart vor Augen zu stellen.

Dieses ist das eigentliche Mifsverhältnifs chem die Tragödie Saul und David leidet, un bei Beendigung des Ganzen den unbehagli druck einer Zerstreuung der Phantasie auf vi statt einer Sammlung in eine einzige grofse tive hervorbringt, so dafs man am Ende gar weifs, warum das Schauspiel überhaupt irge hört, und nicht ins Unendliche sich fortse Weltgeschichte selbst. Hierzu kommt zweite undramatischer Uebelstand die oft zu grofs womit der Dichter sich auch in solchen Erin aus der jüdischen Volksgeschichte erging, wel unmittelbar zum Verständnifs der Sache selb gen und daher die Aufmerksamkeit des Hö den, z. B. Vorspiel im 2ten Aufz. S. 53. Di dann jenen Eindruck einer Zerstreuung der samkeit auf zu viele Puncte noch zu verstä anderseits eine gewisse zerfliefsende Breite stellung zu vermehren, welche der Haupts wohl der allzu lyrischen Form der Darstellu vielen Theilen des Drama's Schuld zu

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.

Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Der Verf. hat nämlich sehr häufig gereimte, klang- in lyrischer Grazie sich ergehende Verse angewelche eben durch ihre Schönheit der Tragödie gethan haben. Dies klingt vielleicht seltsam; der dem Dichter selbst das richtige Gefühl darfgegangen ist, zeigt er darin, dafs er in der die Herodes zum ungereimten Jambus in freieerm überging mit einem ungleich gröfseren Erene klingenden Verse, welche häufig an Caldeönheit erinnern, sich nur vor Calderon durch annichfaltigeren Wechsel der Formen auszeichdeiten unausweichlich wegen der immer herzuin Reimfülle zu einer Umständlichkeit des Aus- wie sie einem den Blick auf Principien richterischen Drama, dem nach den Principien ehtigste die Charaktere, nach diesen die Leiten, nach diesen erst die Formschönheiten sein schwerlich passen kann. So sind dem Ref. mten Octaven der Deputation an den Samuel er Erwiederungen darauf in des Vorspiels erfz. S. 24 ff. und dieselbe schöne Versform in Hog zwischen dem schon in sich zusammengen Saul und den ihn aufzurichten bemüheten nebst Doeg dem Edomiter, am Ende des 2ten r Tragödie selbst S. 145 ff. als wahre Hemmner höheren tragischen Wirkung erschienen, ei freierer Form unfehlbar an beiden Stellen treten sein würde. Dafs aber die gebundene em Dichter, wie Rückert, im Einzelnen viele eiten gegeben hat zu den zierlichsten und tief nsten Wortgemälden (z. B. in des Vorspiels drittem Aufz. S. 62 das Gemälde des Nachthimmels über der belagerten Stadt Jabes) braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Gerade Rückert hat aber dergleichen lyrische Triumphe bereits in einer solchen Ueberfülle errungen, dafs er hier die Gefahr, durch dergleichen Nebenschönheiten partiell auf den flachen Gesichtspunct des Calderonschen Drama's herabzusinken, vielmehr geflissentlich meiden mufste. Er hat dies im Herodes wirklich gethan, und dadurch gezeigt, wie gut und rein er nach einem vorläufigen Versuche seinen neuen Standpunct zu fassen verstand. Hiermit erst scheint ihm das volle Selbstgefühl, wie er sich in der neuen Errungenschaft auszubreiten habe, gekommen zu sein. Denn wenn Ref. nun, nachdem er seinen Sinn an den gedrungneren und schrofferen Formen der beiden Herodes zu der vollen Perspektive des neuen Standpuncts erkräftigt und erweitert hat, von hier auf die lyrischen, sich in episodischer Umständlichkeit und erinnerungsvoller Breite ergiessenden Formen des Saul und David zurückschaut, so kommt es ihm nicht anders vor, als ob der Dichter damals in jenem unsichern Gefühl, welches das Betreten eines neuen Bodens nothwendig mit sich bringt, den altgewohnten Königsmantel seiner herrlichen Lyrik um sich schlug, um sich darin auf fremden Wegen immer noch wie bei sich und heimisch zu fühlen. Da er aber nun weiter zog und fühlte, dafs eine Wirkung nach der anderen, die er erreichte, von etwas ganz Tieferem gewonnen wurde, da entschlofs er sich plötzlich, warf den persischen Mantel ab, und stand als Grieche da.

Sämmtliche Fehler der Tragödie Saul und David sind im Herodes gemieden. Statt der epischen Breite eine steile dramatische Höhe, statt des episodischen Ueberflusses eine knappe Angemessenheit, statt des lyrischen Flusses eine plastische Aufschürzung, und das Auge mit furchtbarer Gewalt unverwandt gerichtet auf das Gorgonenhaupt eines einzigen einfachen

Digitized by Google

Principien-Conflicts, welcher hier ebenfalls, wie in Saul und David, als unentfliehbares Schicksal über den Häuptern seiner Opfer schwebt. Aber nicht genug dies, sondern nachdem in der ersten Tragödie sich dieses Gericht der Nothwendigkeit vor unseren Augen vollzogen hat, vollzieht sich in der zweiten Tragödie unter nur zum Theil veränderten Personen und Umständen derselbe Procefs zum zweitenmal, und befestiget aufs neue den Blick auf denselben tragischen Punct, auf den allmähligen Untergang einer Nation in ihrem herrlichsten Heldengeschlechte, und auf das wilde Seelenverderben des unseligen Sterblichen anderseits, der sich zu der dämonischen Rolle des Verderbers dem Schicksal hergab, mit dem klaren Bewufstsein, wie es ausgesprochen ist im ersten St. S. 80:

Herodes.

Könnt' ich entsagen, besser wär's vielleicht,
Entsagen einer Herrschaft der Gewalt,
Gegründet durch Gewalt und auf Gewalt,
Mit blutiger Gewalt nur zu behaupten.
Behaupten mufs ich sie, behaupten so
Die meinige, wie Rom die seinige
Behauptet und behaupten mufs: es hält
Die Welt, ich halte diesen Theil davon,
Mit ehrnen Klammern der Nothwendigkeit.

Der Dichter weiset dabei überall über die Schmerzen der einzelnen Personen hinüber auf den tieferen Schmerz eines ganzen leidenden Volks. Das blutige Schicksal des Makkabäerstammes schreitet mit den fünf Aufzügen der ersten Tragödie wie mit fünf bleiernen Schritten vor unserem Geist, sich am Ende jedes Schrittes ein Opfer raubend. Es ist der König Antigonus, der Makkabäer, nebst den Söhnen Baba's, auf welche der erste Schlag fällt, und dieser zwar erst in der Drohung und Vorbereitung am Ende des ersten Aufzugs, am Ende des zweiten fällt Aristobul, der Hohepriester, des dritten Hyrkan, der Hohepriester und gewesene König, des vierten Mariamme die Königin. Nun ist schon tiefe Sonnenfinsternifs, der Geist eines edeln Volkes ringt in Schmerzen; Herodes, vor sich selbst erschreckend, berauscht sich in Blut; die unnatürliche Mutter sagt sich von der heldenmüthig zum Blutgerüst schreitenden Königin feige los, und ungerührt erfahren wir im fünften Aufzug, dafs auch sie ihr Ende erreichte, während Herodes in seinem verödeten Hause als ein bodenlos unglücklicher umherwandelt. Der Jammer des hart bedrückten Volks wird durch Hungersnoth und Pest noch gesteigert — da mit einemmal l sich einer alten Prophezeiung zufolge, welche n der tiefsten Nacht des Menschenelends ihre Erfü erreichen sollte, die Seele des sterbenden Volkes seinem Körper ab, und flammt empor in übern Empfängnifs des nun nicht mehr dem einzelnen sondern fortan der ganzen Menschheit angeh Princips. Aristoteles bedeutungsschweres W einer Läuterung des Affects durch die Trag nicht leicht eine umfassendere Erfüllung ge als hier. Denn ist schon der ganze tragische S der uns hier ergreift, ein noch weit mehr a meinere Lebenssubstanzen, als auf einzelne P gehender, darum erhabener und erhöheter zu so kommt dieser Affect dadurch noch zur Läuterung, dafs wir hier einen räthselvolle salsgang ahnen, und uns um deswillen un gen wirklich überlassen, weil der Dichter nach eigenem Belieben in die Breite ausge punct, sondern eine ganze der Wirklichk mene Kette von Thatsachen darstellt.

Das erste Drama behandelt nämlich d aus Josephus jüdischer Archäologie von l. X 27. am Schlufs bis l. XV. cap. 12. im Anf das zweite führt dieselbe Geschichte fort bi cap. 10. oder zum Tod des Herodes, 37 J seiner Thronbesteigung. Der Umfang beid zusammengenommen beträgt 34 Jahre, wo sten zehn Jahre auf das erste fallen. Z den hat man sich einen Zwischenraum von zehn Jahren zu denken, den man sich auch lieben ausdehnen kann, weil Josephus hier angaben hat. Es existirt also von vorn dieses Drama keine andere Zeit, als die Begebenheiten. Ohne diesen Grundsatz ist risches Drama in diesem engeren Sinne den Anerkennung dieses Grundsatzes im Allge wir ja ohnehin schon lange durch das mode gezwungen worden. Von einzelnen kleinen den, welche in Zukunft dabei zu vermeiden den, weiter unten. Um aber die doch imme befürchtende Zerstreuung der Aufmerksamke viele Puncte und eine zu bunte Kette von T verhindern, hat den Dichter sein richtiger die wirksamsten Mittel geleitet, welche eb und ihrer inneren Nothwendigkeit wegen als

Digitized by Google

setze dieses neuen dramatischen Weges sich heraus-
stellen: Erstlich fällt aller historische Inhalt der bei-
läufigen Erzählung oder Berührung anheim, welcher
nicht unmittelbar in die historische Spannung der Grund-
principien und ihres Conflicts, hier des Makkabäischen
mit dem Idumäischen, eingreift. Es wird daher keine
von den Personen, welche nicht in diesen Conflict un-
mittelbar eingreifen, mögen sie auch sonst im Gange
der Geschichte eine noch so wichtige und unentbehr-
liche Rolle spielen, z. B. Kleopatra, Antonius, Octa-
vian, unserm Auge vorgeführt, dagegen Nebenpersonen
der historischen Urkunde in dem Maafs, als sie enge
mit dem Conflict verflochten sind, z. E. Kostobar, in
den Vorgrund gerückt. Zweitens beobachtet der Dich-
ter insofern eine Einheit des Orts, als er die Hand-
lung immer in Palästina spielen läfst und alles der
Erzählung oder blofsen Berührung anheimgiebt, was
in Aegypten, Rom oder Arabien geschah. Dieser
Punct mit dem ersten zusammengenommen, aus wel-
chem er als unmittelbare Folge fliefst, verursacht eine
große Ruhe und Symmetrie der Darstellung, wie sie
bei diesem Gegenstande Shakespeare sicher hätte
haben lassen, und Calderon sich wirklich entgehen
lässt, indem er durch Verlegung der Handlung von
Palästina nach Aegypten und Vorführung des Cäsar
Augustus in eigener Person die Phantasie in un-
gröfserem Maafse beunruhigt. Drittens erlaubt
der Dichter Auslassungen, Umstellungen, Zusam-
menschmelzungen und kleine Modificationen des ge-
schichtlichen Materials mit der Bedingung, dafs der
Geist dessen, was wirklich geschehen ist, durchaus
unangetastet bleibe. Gänzlich ignorirt, nicht allein in
der Darstellung, sondern auch in der Erinnerung der
handelnden Personen, ist demnach alles, was sich zu
der interessirenden Begebenheitskette ganz äufser-
lich verhält, wie der Besuch der Kleopatra bei Hero-
des (Jos. XV, 5.), die prachtvolle Aufnahme Octavians
Polemais durch Herodes (Jos. XV, 10.), die nähe-
ren Umstände und Veranlassungen des Krieges, den
er in Arabien führte (Jos. XV, 6.) und Aehnli-
ches. Ganz weggefallen und ignorirt sind ferner die
vielen Pracht- und Pompscenen, in deren weit-
läufige Ausmalung sich Josephus so sehr gefällt, z.
B. Scene der heuchlerischen Aussöhnung des He-
rodes mit der Alexandra (Jos. XV, 2. zu Ende), oder
die pompöse Anklage seiner Söhne durch ihn
selbst vor dem Kaiser in Aquileja (Jos. XVI, 7.). Die-
ses gänzliche Ignoriren dessen, was manchen anderen
eben zur Darstellung gelockt haben dürfte, bewährt
vorzüglich den feinen Takt des Dichters, mit welchem
er Alles meidet, was auf eitles declamatorisches Ge-
pränge hinauslief, um Raum zu gewinnen für eine
möglichst unumhüllte und ausgedehnte Darstellung der
Principien. Zu diesem Zweck sind immer die Situa-
tionen vorzuziehen, in denen die Menschen am wenig-
sten heucheln und scheinen, am meisten sich geben,
wie sie sind. Das vertrauliche Privatgespräch wurde
daher durchweg die Grundlage und der Gesichtspunct
dieses Drama's, welches uns so viel als irgend mög-
lich mit der heuchlerischen und rücksichtsvollen (folg-
lich unnatürlichen) Conversation spannender Auftritte
verschont, uns vielmehr immer dahin führt, wo die
wirklichen Hebel der Thaten, nicht wo ihr blendender
Glanz gesehen wird, wo die Stränge der Glocken ge-
zogen werden, nicht wo man am lautesten ihren Schall
hört, wo man die Personen erblickt wie sie waren,
nicht wie sie schienen. Besonders mufste im zweiten
Stück in dieser Beziehung vieles wegfallen. Denn
hier hat Josephus seinem Triebe nach Darstellung des
Glänzenden und Rührenden am meisten gehuldigt. So-
dann wird auch durch das wiederholte Angeklagt- und
Losgesprochenwerden der Söhne bei Josephus die Sa-
che ermüdend, verworren und jeder klaren dramatischen
Darstellung widerstrebend. Der Dichter that daher
wohl, die Geschichte der früheren Anklagen ganz zu
übergehen, oder als dem Anfange der Tragödie schon
vorangegangen anzunehmen, und erst bei derjenigen
Entwicklung zu beginnen, welche ihnen wirklich den
Tod brachte, nämlich bei den Ränken des Antipater.
Zuletzt erspart der Dichter dem Hörer auch noch die
Formalität des Gerichts in Berytus (Jos. XVI, 17.),
welches Herodes über seine Söhne hielt. Da der Kai-
ser ihm die Vollmacht gegeben hatte, über Leben und
Tod seiner Söhne zu verfügen, so läfst der Dichter
ihn dieselbe schlankweg gebrauchen, und ihn allein
das Verbrechen begehen, an welchem er in der Wirk-
lichkeit noch 150 feigherzige Seelen mit Theil zu neh-
men zwang. Dagegen hat der Dichter nie etwas wahr-
haft Charakteristisches aus dem Gange der Begeben-
heiten ausgelassen, überrascht vielmehr häufig durch
die feine und sinnvolle Weise, womit er auch kleinere
und geringfügigere Umstände in seine dramatische Dar-

Digitized by Google

stellung wie in ein zartes Netz zu verweben weifs. Indem so die gröfste Mannichfaltigkeit von Thatsachen und Ereignissen in der einheitvollen Perspektive eines einzigen grofsen Principien-Conflicts gesehen wird, und dabei die Darstellung unter lauter grofsen Momenten, welche nicht nach dem Maafs ihres äufseren Glanzes, sondern ihrer inneren psychologischen Schwere, dabei ihrer inneren Durchsichtigkeit und Aufrichtigkeit ausgewählt sind, einherschreitet, wie die Homerischen Götter von Bergesgipfel zu Bergesgipfel, so ist dadurch der Eindruck dieser historischen Tragödie, obgleich sie die künstliche Einheit eines zu schürzenden Knotens als eine ganz zufällige behandelt, ein durchaus einheitvoller und einfacher. Denn während in unserem gewöhnlichen modernen Drama die stete Furcht vor Monotonie die Darstellung immer ins Episodische und in die Zerstreuung treibt, verursacht hier das entgegengesetzte Bestreben, die von der Wirklichkeit gegebene grofse Mannichfaltigkeit in möglichst wenigen und einfachen plastischen Grundformen auszuprägen, den entgegengesetzten wohlthuendsten und ruhigsten Eindruck. Ein etwas genauerer Einblick in den inneren Organismus der ersten Tragödie möge dies noch mehr bestätigen.

Der Dichter hat nicht verschmähet, seinem Drama einen musikalischen Anfang zu geben, jedoch nicht ohne vorbedachten Bezug auf eine spätere Scene (die Endscene des vierten Aufzugs). Es tönen noch die Chöre zur Hochzeitfeier des Herodes und der Mariamme, während der erstere schon wieder schleunig abgereiset ist zur Eroberung Jerusalems (ganz nach Jos. XIV, 27.), das sich unter Antigonus, dem Makkabäer, seiner Königsherrschaft noch widersetzt. Hierauf ein Zwiegespräch von Männern aus dem Volk, um den Hörer in den Zusammenhang der Begebenheiten zu versetzen. Zugleich aber wird dies Gespräch benutzt, die Volksstimmung in ihrer Zerrissenheit und Grundspaltung kund zu geben, indem sich der eine der Unterredenden, Hesekiel, darstellt als einen Juden vom alten Glauben an Gott und seinen Makkabäerstamm, der andere aber, welcher seinen Namen Emanuel in Menelaos umgemodelt hat, als einen vom Strom eingedrungener Fremdenbildung leichtsinnig fortgerissenen, welcher sich die neumodischen mythischen Fabeleien gefallen läfst, weil sie keine gröfsere Prätensionen machen, als eben Fabeln zu sein. Rand u[illegible] im scharfen Contrast treten also sogleich vor Au[illegible] die beiden Pole des damaligen Volkslebens, in ein[illegible] Gespräch, wie es gute Bekannte verschiedener Sin[illegible] art mit einander führen könnten, doch mit der a[illegible] wählten Haltung, dafs der höchst leidenschaf[illegible] Zwiespalt hier in keinerlei Art von Excefs au[illegible] Nach der gewohnten dramatischen Weise hätte der Dichter die leidenschaftliche Stimmung, dere[illegible] stellung er bezweckte, durch unruhige Volks[illegible] beleidigende Neckereien, Bühnentumult von [illegible] Art ausdrücken müssen, wie Goethe im E[illegible] Shakespear im Romeo, im Cäsar u. s. f. Statt [illegible] hier ein einfacher Dialog, der in seiner symb[illegible] und vor Wuth bebenden Ruhe dasselbe erreicht. Hesekiel ist wie ein in sich tosendes Meer mit [illegible] Oberfläche, wenn er mit gedämpftem Hohn [illegible] stolzer Ignoranz das Gespräch beginnt mit der [illegible]

Was heifst Sebaste! und warum soll unser
Samarien umgenannt Sebaste sein?

Die beiden Personen kommen nicht weiter vor im St[illegible] sie sind nur wie Personificationen der beiden P[illegible] geister, in welche die Volksstimmung gespalten [illegible] Der Geist Menelaos ist äufserlich im Siegen, der [illegible] Hesekiel liegt in Krämpfen, aber letzterer [illegible] Volke doch der mächtigste, die unaustilgbar[illegible] Wurzel, der religiöse und richtige Instinct, wo[illegible] Volk am Makkabäerstamm festhält, dieser sich [illegible] Besseren bewufste Volkswille, welchen Herodes [illegible] seine Vermählung mit der schönen und liebre[illegible] Makkabäerin Mariamme sich vergeblich mit [illegible] mählen trachtet. Kurz, präcis, schneidend th[illegible] der Dialog alles Wissenswürdige kund, und [illegible] dabei noch den Vortheil, erstlich durch seine s[illegible] sche und edle Haltung die Dichtung in eine e[illegible] Sphäre zu bringen, und zweitens durch seine [illegible] die überflüssige Zeit zu sparen, welche umstä[illegible] Volksscenen immer wegnehmen. Ein Dichter [illegible] welcher das Interesse nicht sowohl auf einzelne [illegible] nen und Begebenheiten, als auf einen durchgr[illegible] Blick aus dem Gange der wirklichen Schicksale [illegible] will, hat nothwendig mit der Zeit sparsamer [illegible] hen, als ein solcher, welcher seine Gröfse dari[illegible] sich blofs in wirkungsreichen Situationen [illegible] gen zu dehnen und zu strecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.

Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Herodes zeigt sich sodann vor den Mauern Jerusalems in dem Moment, wo sein Heer, vereint mit dem Römischen im Begriff ist die Stadt zu nehmen. So tritt er in seiner höchsten noch unbefleckten Glorie, das Haupt von Siegesglanz und Hochzeitkranz zugleich umgeben in stolzer Haltung. Er steht allein, und trägt die Schwere seines bevorstehenden Sieges, von der er nicht denkt, dafs er sein gröfster sein werde, leichtiger Hand, sich vergleichend mit dem grofsen Pompejus, welcher 27 Jahre früher an demselben Tage Jerusalem eben so genommen hatte (Jos. XIV, 28.). Bemerkend ist hier wieder die absichtliche Sparsamkeit des Dichters, womit er des Herodes Freunde, Feldherren u. s. w. erst dann auftreten läfst, wenn sie ihm ihre Bedeutung zu sagen haben. Seine eigenen Gedanken und seinen Stolz auszusprechen, war er allein da und deshalb tritt er allein vor. Was dabei an Licht und Chaos der Darstellung verloren geht, wird Würde und Adel derselben gewonnen. Dabei bleibt Raum den im Chorus von den erstürmten Mauern aus der Ferne wiederhallenden Jubelruf die Erstürmung der Stadt dem Hörer noch hinreichend in die Nähe gerücken. Herodes ferneres Benehmen, seine Proscription der vornehmsten Familien (Jos. XV, 1.), sein Befehl zur Tödtung der Söhne Baba's, des Makkabäers (Jos. XV, 11.), seine Wälzung der Schuld des Tempelbrandes auf den Antigonus, seine Bitte an den Antonius, den übersendeten Antigonus nicht aus Lust ihn im Triumph nach Rom zu führen am Leben zu lassen, seine Vertheilung von Gold an den Sosius und seine Freunden, damit das Plündern in den Strafsen der Stadt nachlasse und ihm nicht statt der Stadt ein Trümmerhaufen bleibe, der Bericht von dem innern Mauernbau, welcher immer zum Vorschein kam, so wie eine äufsere Mauer zerschmettert war, so dafs die Stadt mufste wie eine Zwiebel geschält werden, und von dem Gegeneinandergraben der Minen, in denen die Minirer in einem unterirdischen Treffen zusammenstiefsen (alles nach Jos. XIV, 28.) — dies nimmt den übrigen Raum des ersten Aufzugs ein.

Sobald sich der Vorhang wieder hebt, erscheinen zwei königliche Gestalten, Mariamme die junge Königin, und ihre Mutter Alexandra, die ahnenstolze Makkabäerin, in der Mitte eines leidenschaftlichen Gesprächs begriffen, welches der Ahnenstolzen Gelegenheit giebt, ihr Geschlecht rühmend vor unseren Ohren auszubreiten, und dadurch wieder mit verstärktem Klang das Princip, um das es sich handelt, tönen zu lassen. Dadurch dafs er das Gespräch sich nicht von vorn an entwickeln, sondern auf seiner schon angeschwollenen Höhe beginnen liefs, gewann er die Majestät des Anfangs, welche er hier wohl besonders erstrebte:

Ein Priester, Aarons hohenpriesterlichem
Geschlecht entsprungen, Matathias, Sohn
Johannis, wohnend auf dem Berg Modein,
Fünf Söhne hatte der, u. s. w.

Dies wird mit dem mitten im erhitzten Gespräch aufgeregten Ton der Indignation geredet, während die alte Makkabäerin dem Herodes und seinem Anhang eine dräuende Faust ins Angesicht ballt, zu deren Fingern sie die fünf glorreichen Makkabäer macht. Ihr Innres ist lodernde Gluth. Sie spannt die fünf Finger ihrer Hand, ihrer Ahnen, aus zur Jettatur gegen Herodes. Mariamme spielt gegen sie die Rolle einer schwächeren, einer von der königlichen Hochzeit und Herodes Glanz noch hold gefesselten, deren süfse Begeisterung (denn Herodes liebte sie enthusiastisch) aber doch in der Atmosphäre der mütterlichen Verfluchungen sich

Digitized by Google

nur halb ans Tageslicht wagt, und wider Willen einen Beigeschmack von schwerem Herzen bekommt. Von einer überaus tragischen Gewalt für den Hörer, der den Ausgang der Begebenheiten kennt, ist das von der Alexandra mit argwöhnischem Sinn ausgestofsene „Wie dich"? S. 44. Denn Herodes umfafste Mariamme wie Aristobul am Ende mit derselben todbringenden Gesinnung. Zwischen der folgenden Scene, worin Alexandra durch den Gellius mit der Kleopatra unterhandelt (nach Jos. XV, 2.) und der späteren, wo Herodes der Mariamme ankündigt, dafs er den Aristobul zum Hohenpriester gemacht habe, ist der oben angedeutete Mifsstand eingetreten, welcher eine Beschränkung des Gesetzes, dafs das Schauspiel keine andere Zeit habe, als die Folge der Begebenheiten, nothwendig macht. Dieses Gesetz läfst sich unmöglich auch auf solche Fälle anwenden, wo bei zwei unmittelbar auf einander folgenden Momenten im Begriffe des letzteren das weite Auseinanderliegen derselben in der Wirklichkeit im Widerspruch gegen die dramatische Darstellung enthalten ist. Ein solcher Fall ist hier. Dafs Herodes den Aristobul zum Hohenpriester machte, geschah seiner eigenen Aussage nach (S. 55) in Folge eines Briefes des Antonius; Antonius schrieb aber diesen Brief in Folge der Ueberbringung der Botschaft der Alexandra durch den Gellius; den Gellius aber sahen wir erst im Augenblicke vorher Abschied nehmend vor Alexandra stehen. Hier mufste also nothwendig eine Scene, am liebsten eine solche, welche die Aufmerksamkeit des Hörers ganz vom Hofe ablenkte (von der Art wie z. B. S. 64), eingeschaltet werden. Einen ähnlichen gewaltsamen und nicht zu ertragenden Eindruck bringt es hervor, wenn man sich später, im vierten Act, während eines kurzen Zwischengesprächs von Mariamme mit ihren Wächtern Josephus und Sohemus S. 166—68, mufs ihre Anklage und Verurtheilung vorgehend denken. Agirten in diesem Zwischengespräch statt der engbetheiligten Mariamme fremde Personen, z. B. aus dem Volke, so würde bei aller Kürze des Intervalls durch Ablenkung der Phantasie sich aller üble Eindruck verlieren.

Besonders auszuzeichnen ist die Art, wie der Dichter am Ende des zweiten Aufzugs einen höchst tragischen Eindruck des in der Abwesenheit geschehenden Entsetzlichen beim Hörer bewirkt. Aristobul ist, nachdem Herodes sich mit ihm beim Ringen erhitzte, zum Baden ermuntert worden (nach Jos. XV, 3.); Hofleute unterhalten sich hierüber, von denen zwei Zeugen jenes Ringens waren. Einige hegen Besorgnifs wegen des Ausgangs. Da erschallt hinter der Scene der vielstimmige Ruf: er ist ertrunken! und im Schrecken tönt er wie im Echo aus dem Munde der versammelten Hofleute: ertrunken! Es antwortet diesem Ruf aus der Ferne die vielstimmige Frage: wer? und von der anderen Seite aus der Ferne erschallt die Antwort: der letzte Hasmonäer! wozu einer der Hofleute den Commentar giebt:

Ertrunken? Glaubt es mir: er ist ertränkt.

Mit vorzüglichem Glücke ist der Uebergang von Heiterkeit in Abscheu gezeichnet, welcher in der Mariamme's sich stufenweise begiebt, und hierin die Eigenthümlichkeit des Dichters die, die Wendepuncte des Gefühls nicht in Monologe und dramatische Herzenserleichterungen zu verlegen, sondern hierüber in die Fufstapfen des wirklichen Lebens zu legen, welches im Handeln und Reden vermöge der in jeder jeden Action liegenden Willensanstrengung gewöhnlich irgend einen vorhandenen Seelenzustand durchkreuzt, durchficht, weil es einmal in diesem Ton angefangen hat, aber durch eine im Innern vorgehende Wendung immer weit eher zum Verstummen und Vergehen auf sich selbst gebracht wird. Im Leben daher der Mensch gewöhnlich rechthaberisch reden sollte, und hinterher auch gegen die gehabten Eindrücke wieder im Gemüth beweglicher, als er. Und gerade dieses hat der Dichter einfach und natürlich dargestellt, wenn z. B. Mariamme im Gespräch mit der Mutter von deren Einreden gegen Liebe zu Herodes nichts wissen will, wobei das Gespräch schliefst:

Alexandra.

Eilst du ihm nicht entgegen?

Mariamme.

Mutter, ja,
Doch nicht so leichten Herzens als ich möchte,
Und das hast du verschuldet.

Oder wenn, nachdem alle bisherigen an ihrem Geschlecht verübten Gräuel ihre Liebe noch nicht bis zum Erzittern konnten, sie plötzlich gegen ihren Bruder Joseph herausfährt:

Mariamme.

Liebst du ihn noch, nachdem er grausam tückisch
Dein Herz in diese blutgen Kämpfe warf?

Digitized by Google

Joseph.

Ich lieb' ihn noch.

Mariamme.

So kannst du mehr, als ich.
Ich hass' ihn, und bewundre dich.

e spricht das Leben selbst in einem kräftigen Ge-
ühe. Oder wenn sie durch ihre Mutter plötzlich
Entdeckung macht, was ihr durch Antonius bevor-
en würde, und wogegen sie Herodes durch den
Joseph gegebenen Auftrag schützen wollte:

Alexandra.

Nun raffe deine Schätze, nimm die Kinder,
Und lafs uns eilends zu den Römern fliehn.
Antonius, der den Herodes schlug,
Wird Mariammen sehn, und Königin
Anbetend grüfsen.

Mariamme.

Mutter! Mutter! Mutter!

enn sie nun mit dem von ihr bisher ganz frem-
Empfindungen durchfurchten Gemüth, und indem
ch plötzlich von aller menschlichen Sympathie wie
Insel abgeschnitten sieht, nur noch das Bedürfnifs
stummen Zurückziehung auf sich selbst empfin-
ie es sich ausdrückt in den kurzen Endworten
esprächs:

Alexandra.

Wohin gehst du?

Mariamme.

ch will allein sein.

Alexandra.

Grollt die Thörin mir?

es sind die Züge der einfachsten und edelsten
eben so entfernt einerseits von jener pikanten
fissentlichen Charakterzeichnung, welche das
se des Hörers gewaltsam nur nach diesem einen
hinzieht, als andererseits von jeder Vernachlä-
Nach Josephus Beschreibung betrug sich Ma-
gegen Herodes in allen Fällen durchaus auf-
und rücksichtslos. Ein politischer Charakter,
exandra, würde in ihrer Lage zu solchem Be-
nicht fähig gewesen sein. Es ist dies nur die
it edler und herzvoller Naturen. Wie sollte sie
ch in Herodes eine Liebe entzündet haben, zu
eschreibung Josephus nach allen höchsten Wor-
hertastet, wie bei etwas kaum Begreiflichem und
rbarem? Mariamme mufs also durchaus in der
chkeit edel und herzvoll gewesen sein, wie der
Dichter sie giebt, obgleich Josephus nichts davon sagt. Dafs sie dabei stolz war und den Adel ihres Geschlechtes gegen ihre nichtswürdige Schwägerin, die Salome, ebenfalls mehr als klug war, geltend machte, steht dem nicht im Wege. Und daher hat der Dichter gewifs vollkommen richtig gegriffen, wenn er der Alexandra in ihrem giftigen Groll und heuchlerischen Prunk die Mariamme gegenüberstellte als die weichere Seele, offner für jedes grofse Gefühl, ebendaher auch mehr bethört durch den Glanz, der sich in Herodes Vermählung mit ihr auf sie und ihr ganzes Geschlecht noch einmal scheinbar herniedersenkt. Befriedigt Alexandra uns anfangs durch den klaren und kalten Blick, womit sie unbestochen alle Schritte des Herodes zu würdigen weifs, so sinkt sie am Ende durch ihre Feigheit, womit sie sich von der Tochter lossagt, in unsern Augen, so tief ein Mensch sinken kann. Erregt Mariamme anfangs ein mitleidiges Lächeln durch die kindliche und verblendete Heiterkeit, womit sie die Lage ihres sinkenden Hauses im rosigen Lichte schaut, reizt sie sogar unseren Tadel und Mifsmuth durch die Hartnäckigkeit, womit sie ihr Auge gegen die Frevel ihres Gatten verschliefst und auch das Klare immer noch nicht sehen will, so erregt sie dafür unsere Achtung und Bewunderung von dem Augenblicke an, wo sie in sich selbst die zum Tod bestimmte gewahr wird, mit erhöhetem Stolz in sich die ganze Makkabäerin entdeckt, in diesem Gefühl den Strahl des Verderbens selbst auf ihr Haupt herab zieht durch das von Josephus Getadelte, worin sie sich uns eben hier so grofs zeigt, durch ihre Aufrichtigkeit. Mariamme stirbt an der Wahrheit, sie stirbt als eine Zeugin von der Reinheit ihrer eigenen Seele.

Dagegen ist die Art, wie Joseph gegen die beiden Frauen seinen geheimen Auftrag verräth (im dritten Aufzug S. 106), eine verfehlte. War Joseph überzeugt (nach Jos. XV, 4.), dafs der Auftrag, den er von Herodes bekommen, ein wirklicher Beweis seiner Liebe gegen Mariamme sei, so mufste sein Geständnifs ein offenes, enthusiastisches sein, und er mufste verachtend auf die Weiber blicken, welche die vermeinte Hoheit dieser Empfindung nicht verstanden. Und der Dichter hatte ihn in den Worten, die er S. 34 spricht, bereits so angelegt, um ihn auch so durchführen zu können. War er aber von solcher Weichheit, dafs er über den Schrecken der Weiber sogleich mitterschrickt,

Digitized by Google

wie hier, dafs er sogleich Reue empfindet über das, was er gesagt, dafs er glaubt, er werde es nicht ausführen können, so mufste dieses jetzt wirklich erscheinende volle Mitgefühl für die weibliche Natur auch schon in seiner blofsen Anlage zuvor so wirken, dafs es ihn abhielt, dieses als einen Liebesbeweis gegen die Frauen anzuführen. Der gänzliche Mangel alles Vorgefühls steht mit der Stärke des Nachgefühls in gar keinem Verhältnifs. Der Dichter hatte einen Augenblick lang vergessen, welch eine Rohigkeit des Gefühls dazu gehört, dies für einen wirklichen Liebesbeweis zu halten, sonst hätte er auf die Frage der Alexandra:

Was? sie zu ermorden?

den Joseph nichts anders erwiedern lassen können, als: ja, mit dieser Hand, und glücklich ist die zu preisen, die so um Herodes willen sterben darf. Dies würde etwas nach dem Pathos der französischen Tragödie schmecken, aber auch dieses soll in den Fällen nicht gemieden werden, wo die Wirklichkeit es dictirt. Während es bei einem Joseph von der hier geschilderten Humanität gänzlich unbegreiflich und wie ein blofser Raptus erscheint, sich von seinem Auftrage gegen die Frauen auch nur das mindeste merken zu lassen. Höchstens bliebe hier noch die Zuflucht der Dummheit. Aber kann ein Mann, dem Herodes in seiner Abwesenheit die Reichsverwaltung vertrauete, in dem Maafs einfältig gedacht werden, nicht vorauszufühlen, dafs eine solche Nachricht die Frauen mit Schrecken und Hafs erfüllen wird? Hier hat also dem Dichter ein falscher Milderungstrieb sein Gefäfs mifsrathen lassen, was sonst im Allgemeinen sein Fehler nicht gewesen ist. Er erspart uns weder den Abgrund von Alexandra's Niederträchtigkeit (S. 171), noch von Herodes Bosheit und Krankheit (im zweiten Stück S. 159 und 164); er hätte uns hier auch den von Josephs servilem Enthusiasmus nicht ersparen sollen.

In der Scene der völligen Entzweiung zwischen Herodes und Mariamme im vierten Aufzug, welche den eigentlichen Wendepunct dieses Drama's bildet, das durch die Hinrichtung Mariammes erst die Höhe seines Pathos erreicht, hat der Dichter geschickt zwei Scenen in eins geschmolzen, welche in der Wirklichkeit um die Länge eines Jahres von einander getrennt lagen, aber dem Sinne nach so verwandt sind, dafs sie den die Begebenheitskette plastisch ergreifenden Dichter nothwendig zu einer Verschmelzung auffordern mufsten. In der ersten dieser Scenen vernimmt Mariamme vom Herodes theilnahmlos seine glücklich überstandene Gefahr, in der zweiten weigert sie ihm ihre Liebe (beides geschildert Jos. XV, 11.). Die Scene des Dichters ist von vortrefflicher Haltung. Desgleichen hat er beim Tode des Hyrkan zwischen zwei verschiedenen Nachrichten, die hier Josephus giebt (XV, 9.) sich in einer der dramatischen Darstellung günstigen Mitte gehalten, auch in der durch Salome angezettelten Vergiftungsanklage gegen Mariamme (Jos. XV, 11.) die uninteressante und überflüssige Person des Mundschenken weggelassen, und ist überall so verfahren, dafs er sich zwar zuweilen vom Buchstaben, nie aber vom Begriff dessen, was geschah, abzuweichen erlaubte.

Herodes aber, dieser Sclav des Zorns und Tyrann des Rechts, wie ihn Josephus nennt (XVII, 10.), ist gezeichnet, dafs wir, obwohl von Anfang an mit Abscheu erfüllt gegen seine Gesinnungen, doch immer ein lebendiges Interesse an seiner Person behalten, wie sich durch so viel Muth und Geschick in dieser schwierigen Lage zwischen widerspenstigen Unterthanen und einer übermüthigen römischen Schutzherrschaft schwebend zu halten, und in dieser schwebenden Stellung zu befestigen weifs. Die geschichtliche Treue der Darstellung bewirkt, dafs wir seine Stellung sogleich als eine schwierige Kunstaufgabe fassen, welche nur dem Fähigbar war, dessen Gewissen sich nicht sträubte, jedes Mittel zum Zweck für erlaubt zu halten. Dieser Gesichtspunct läfst uns die Sympathie für ihn keineswegs ganz und gar verlieren, und die Hinopferung Mariammes erscheint uns vom Kreise seiner Handlungsweise wiederum ganz in Uebereinstimmung mit Josephus richt, nur als ein höchst ungern vollzogener, aber umgänglicher Act. Höchst wahrheitgemäfs ist Herodes Ausrufung gegen die falschen Richter, die zu seinen Gunsten jener das Todesurtheil sprachen (S. 165)

Die feigen, feilen, niederträchtigen!

u. s. w. Nicht minder wahrheitgetreu sind die Charaktere des Hyrkan und der Salome gezeichnet. Besonders schön auszuzeichnen sind die Anerkennungsworte der letzteren gegen ihre zum Tode gehetzte Feindin S. 172.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert. Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.

(Schlufs.)

In der Scene, wo Mariamme zum Tode geht, hat Dichter wieder den reicheren theatralischen Effect geschent. Mariamme geht zum Tode, wie es Jose- beschreibt (XV, 11.) in stiller, ruhiger Haltung, Adel ihres hohen Geschlechts nicht verläugnend. Dichter läfst das Volk Zeuge sein ihres stummen ganges, und dabei die Volksstimmung in zwei Di- eines improvisirten Gesanges hervorbrechen, der Weise der Hochzeitchöre des Anfangs gesun- Mariamme wird darin als stolzer und schöner ge- , als damals bei ihrem Hochzeitgange, und das te Gemüth des Hörers giebt hier der richtigen timme vollkommenen Beifall.

on furchtbarer Wirkung ist der fünfte Aufzug. s ist durch die Hinrichtung der Mariamme einem rst aus Verzweiflung anheimgefallen. Denn er h durch den Tod, den er jener anthat, selbst ver- lt und ist zum Scheusal in den eigenen Augen en. Er berauscht sich in Blut, indem er Alles, gend ein Grund sich auffinden läfst, hinrichtet. lge davon ist der wüthende Volkshafs, wie er dem (aus Jos. XV, 11. entnommenen) Charak- des dritten Auftrittes wiederspiegelt. Hierzu sich Pest und Hungersnoth (Jos. XV, 12). Die iflungsvolle Oede im Herzen des Herodes, ver- mit der Oede dieser vereinzelten, lauter Tod id zum ungesehenen Hintergrunde habenden Auf- stimmt das Gemüth zu einer bangen Unruhe, wel- efflich auf den Schlufs des Ganzen vorbereitet. es steht allein, und mag niemand sehen. Selbst wird, als sie Mariammes Tod zu melden kommt, cheucht mit den Worten:

Salome hinweg!
as du mir kast zu melden, weifs ich schon.
h rechne jetzt zusammen, was mein Grimm
f Mariammes Grabe schlachten soll,
nd leicht könnt' ich dich mit zur Rechnung ziehn.

s erträgt es nicht, ein menschliches befreundeesen um sich zu haben, er ist seit Mariammes rung ebenfalls aus der Sphäre des Menschlichen en, und so wandelt er im Wahnsinn als Dämon durch die hohlen Räume dieses fünften Aufzugs. Nachdem er seinen Blutdurst gestillt hat, gelobt er in der Gewissensqual allen griechischen, phönizischen und anderen Göttern Tempel, auch dem Jehovah, dem Chaos, der Nacht, Sturm, Hagel und allen Gewalten — und in dieser Finsternifs von Elend und Wahnsinn folgen mit wahrhaft erhabenem Gegensatz die allbekannten und ganz einfach gehaltenen Scenen der Hirten auf dem Felde und der drei morgenländischen Magier an der Krippe, um das Aufgehen des neuen weltgeschichtlichen Princips anzukündigen.

Die letztere vom Dichter hierfür gewählte Form ist eine sehr glückliche zu nennen. Denn da es hier ein mit sagenhaften Elementen umhülltes Factum wiederzugeben galt, da aber auf dem geschichtlichen Standpuncte des Dichters es seiner durchaus unwürdig war, nach seinem subjectiven Ermessen den Kern aus dieser Umhüllung auszuschälen, so hat er seine Aufgabe aufs beste dadurch gelöst, dafs er das Factum mit dem sagenhaften Nebel, worin es gehüllt ist, in rascher Anschauung und mit einer gewissen poetisch wärmeren Färbung dem Auge vorüberführt. Indem so das uns selber Heilige zugleich von aller Gefahr, durch zu nahe körperliche Schau profanirt zu werden, befreit wird, erscheint es vielmehr vor unsern Augen in dieser wohlthuenden Umhüllung wie ein in der Ferne und durch einen nicht zu lüftenden Schleier Gesehenes, und wird eben dadurch zum möglichen Gegenstande einer wirklichen theatralischen Darstellung.

Trefflich eingeleitet sind die beiden Schlufsscenen durch ein Zweigespräch zwischen zweien aus den 400 gallischen Leibwächtern der Kleopatra, welche Octavian dem Herodes schenkte (Jos. XV, 11.), einem Gallier und einem Germanen, welche, indem sie sich von den übrigen Zeitumständen unterhalten, auch sich das Gerücht von einer Ankunft von drei Königen oder Magiern beim wahnsinnigen Herodes mittheilen. Die beiden Krieger stehen hier als Repräsentanten der beiden fernen Völker, in denen das kommende neue Princip in der Zukunft seinen hauptsächlichen Sitz nehmen wird, und es drückt sich in ihren Reden die gläubige und kindliche Art ihrer Gemüther aus, wodurch sie sich zur Aufnahme eines menschheitlichen Princips von der Art des hier neu erscheinenden befähigt zeigen. Durch die darin wie im Fluge anklingende Rivalität um den Besitz des Rheins bebt dieses typische Zwiegespräch bis in die Schwingungen der Gegenwart.

Hiermit ist eine vollständige tragische Entwicklung

Digitized by Google

vollendet, so dafs das erste Stück des Herodes ein vollständig in sich beschlossenes Ganze zu nennen ist, und es ist nichts, was uns in das zweite Stück hineindrängen könnte, als nur der Faden des geschichtlichen Verlaufs. Es wirken auch im zweiten Theil nur wieder dieselben tragischen Hebel auf unser Gemüth in einer gewissen Symmetrie mit dem ersten Stück. Der erste Aufzug entwickelt hier wie dort die Herrschergröfse des Herodes, der fünfte hier wie dort seine Erniedrigung und seinen Fluch. Diese beiden Theile halten die Vergleichung mit den entsprechenden des ersten Stücks vollkommen aus. Dagegen fällt das engbrüstige Intriguenspiel der drei Mittelacte gegen den ihnen im ersten Stück entsprechenden Theil mit seinem eisernen Nothwendigkeitsschritt sehr zurück. Die Tragödie hat nur Kopf und Fufs, es fehlt ihr an Leib. Denn die Söhne der Mariamne, die hier das Interesse an ihrer Mutter statt in Anspruch nehmen, sind dazu keineswegs befähigt, und indem die gehaltlose Persönlichkeit des Antipater sich breit in den Vorgrund drängt, bringt sie uns die Hauptperson, den Herodes, mehr aus den Augen, als wir wünschen. Hiervon liegt nun zwar die hauptsächliche Schuld nicht im Dichter, sondern in seinem vorgefundenen Stoff. Indessen hätte es bei ihm gestanden, den Eindruck dieser gehaltlosen und nichtsnutzigen Intrigue dadurch zu mäfsigen, dafs er die Personen des Herodes, der Salome und des Pherores in eine gröfsere darstellende Thätigkeit versetzte, wozu es auch im Josephus an Anhaltspuncten nicht gemangelt haben würde. Es ist auffallend und unnatürlich, dafs der Vater mit seinen Söhnen nach dem ersten Aufzuge gar nicht wieder zusammen kommt. Ein einziges ernstes Zusammentreffen zwichen ihnen würde den ganzen Inhalt der drei Mittelacte an tragischer Schwere übertroffen haben. Uebrigens sind die Charaktere gut und untadlig gehalten, die Entwicklung der Handlung, an manchen Stellen ihrer Natur nach in den Ton des heitern Lustspiels umschlagend, eben hier von einer gefälligen und fliefsenden Glätte. Da der zweite und dritte Aufzug nebst der Hälfte des ersten nur blofses Vorbereitungsspiel enthalten zur tragischen Katastrophe des vierten und fünften, so nähert sich die Construction dieses zweiten Stücks weit mehr der üblichen Entwicklungsform der modernen Tragödie, als die des ersten, wo zwar Mariammes Tod die Höhe der tragischen Entwicklung bildet, dabei aber jeder Aufzug noch aufserdem einen eigenthümlichen und wesentlichen Schicksalsschritt enthält, und dadurch seinen eigenen Schwerpunct in sich selbst findet. Jedenfalls ist dieses zweite Stück, als das erste zur Vollständigkeit der Geschichte ergänzend, ein sehr schätzbares, wenn es auch seine tragische Grundkraft nicht in sich selbst trägt, sondern in dieser Hinsicht ganz von den Säften des ersten Stückes lebt. Am wenigsten möchte Ref. den wahrhaft grofsen Schlufs, nämlich die Krankheit des Herodes, deren Ekel gerade das ist, was hier das Gemüth verlangt, sodann die Wehklage der Weiber nebst dem himmlischen Frieden des lyrischen Ausgangs, missen.

Statt des im Saul und David angewandten Reimes, auf welchen der Dichter im Herodes ganz versich hat, ist hier desto öfter der Gebrauch des Wortsp eingetreten. Das Wortspiel ist nicht immer blofse S lerei, sondern entspringt manchmal aus einem co nirten und feinen Zusammenspiel der Gedanken, ches über die Mittel der gewöhnlichen Rede hin geht. Die Wirkung kann eine anmuthige, auch tiefsinnige sein. Anmuthig ist sie z. B. wenn es von den Söhnen Mariammes:

Ich sag' es euch, recht schöne stolze Blumen,
Des Stolzes schöne Blumen, stolze Blumen
Der Schönheit, völlig ihrer Mutter Söhne,

wo uns in der Phantasie die einander ähnlichen wie Blumenblätter aus einander hervorwachsen durch die liebliche Beweglichkeit des gegebenen nisses in sich, welches sich bei jeder Wortstell ders färbt, die Einbildung in ein Spiel des reinen gefallens versetzen. Ein andermal kann das W tiefsinnig wirken, z. B. wenn es vom sterbenden des heifst:

Die Würmer fressen ihn lebend'gen Leibes,
Und er ist selbst ein Wurm, der nicht kann st
Und hat in sich den Wurm, der niemals stirbt.

Tiefsinnig hier darum, weil aufserdem, dafs der Vers gemein verstanden werden kann, Herodes Elender, der nicht sterben könne, in jedermann der Wurm, der nicht sterben kann, unfehlbar verstanden wird als eben der unsterbliche W die alte Schlange selbst, das böse Princip. Jakob nannte das böse Princip in uns den Seelenwu der Art ist Herodes, und die Haare sträuben wirs denken, indem nun noch dazu der folg den orakelhaften Doppelsinn bekommt, entw der gewöhnlichen biblischen Redensart die G qual zu bedeuten, oder im Geist des vorigen die nochmalige Wiederholung seines Sinns a So dafs durch den zweiten Vers, vereint mit ten, ein hinterliegender tieferer Sinn geboren gegen liegt in den weder anmuthigen noch t Wortspielen von frei und aufgeräumt, aufrä freien Raum machen, einräumen und frei stellen worin ein ganzer Auftritt sich fast zur Hälft (S. 177 im ersten Stück) eine charakteristis sprache der bitteren und ironischen Stimmung hier unterredenden Bürger, welche durch physi politisches Uebel zugleich genährt wird, und hinterher in sinnreicheren Witzen Luft mac mangelt es auch nicht an Stellen, wo Ref. schränkung der Spielerei mit Worten wohl hat, z. B. S. 77—78 im zweiten Stück. Wo an der letzten Stelle zur Wucherpflanze wird der freien und gesunden Entfaltung der Geda sich selbst noch hemmendere Fesseln an, als d Auch in diesem Felde ist Rückert zu sehr Virt dafs er jemals sich erlauben dürfte, seiner gan den Zügel schiefsen zu lassen. Ueberhaupt ab das sich durch alle Scenen mehr oder weniger hi ziehende witzige Element zur Erregung einer tragischen Schlägen einen wohlthuenden Gegen

Digitized by Google

denden Gemüthsfrische und feinen verständigen Heiterkeit. Es sind die Blümchen, welche immer aufs neue am *Rande* der Gräber emporspriefsen.

Ref. ist überzeugt, dafs sich ein vollkommen günstiges allgemeines Urtheil über den grofsen Werth dieses neu eingeschlagenen dramatischen Weges am sichersten und einleuchtendsten dann bilden würde, wenn man die Tragödie Herodes im ersten Stück von guten Schauspielern dargestellt sähe, worauf sie ihm eben ganz berechnet erscheint. Man würde sich freilich dabei um die Uebung der oben näher bezeichneten Mifsstände, am liebsten durch die Hand des Dichters selbst, zu bemühen haben. Denkenden Schauspielern bietet sich hier überaus reiches Feld der Thätigkeit, die oft kurz und kühn hingeworfenen Grundstriche des Dialogs mit dem warmen Blute des Lebens zu durchgiefsen, und sich vorzüglich die edle Haltung anzueignen, welche höchste Leidenschaft mit höchster Ruhe zu verbinden weifs. Es wäre daher sehr dringend wünschenswerth, dafs die bedeutenderen Bühnen unseres Vaterlandes sich dieses Stückes bemächtigen möchten. Hier bietet sich ihnen jedenfalls etwas Neues, Edles, ächt-Nationales und Urkräftiges, das von allem falschen Pathos frei dahinströmt wie ein frisch und rasch aus dem Felsen entsprudelter Quell.

Die äufsere Ausstattung ist beim Saul und David allmäfsig, beim Herodes gut. C. Fortlage.

XXXIX.

Verhandlungen der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat. Ersten Bandes drittes Heft. 1844. 99 S. 8.

Die ersten beiden Hefte dieser Zeitschrift haben wir in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Jan. 1844, No. 4 u. 5) angezeigt. Das vorliegende dritte Heft beginnt mit einem Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft für das J. 1842, aus welchem wir unter Anderem erfahren, dafs die Herausgabe eines neuen und möglichst vollständigen Wörterbuches der ehstnischen Sprache sehr gute Fortschritte macht, ein von Pastor *Gehewe* bearbeitetes dörpt-ehstnisches Volks-Schulbuch (das erste in *Ehst*) in den Landschulen des betreffenden Bezirkes eingeführt, eine vollständige Sammlung ehstnischer Nationaltrachten angelegt worden ist u. s. w. Es folgen fünf Abhandlungen der Dr. *Fählmann*, *Hansen*, *Boubrig*, und des verstorbenen *Jürgenson*. Die des Letztgenannten ist Fortsetzung und Schlufs seiner im ersten Hefte begonnenen kurzen Geschichte der ehstnischen Litteratur, deren dritte Periode von der Uebersetzung der Bibel bis auf *Masing* (1817) reicht.

In dieser dritten Periode erkennt man einerseits gröfsere Richtigkeit und Gewandtheit der Sprache, andererseits mehr Mannigfaltigkeit der litterarischen Erscheinungen. Die Verff. sind zwar immer gröfstentheils Prediger; allein sie begnügen sich nicht mehr mit blofser Herausgabe kirchlicher Schriften: sie suchen den Geist auch durch belehrende Erzählungen, durch Werke ökonomischen, diätetischen u. s. w. Inhalts Geschmack an geistiger Thätigkeit beizubringen.

Seit J. 1817 eröffnet eine vierte Periode der ehstnischen Litteratur. Man fing an, die bisherige, meist nach den Bibel-Uebersetzungen festgestellte Büchersprache mit der lebendigen Volkssprache zu vergleichen, und Germanismen und Barbarismen auszustossen. Die Schriftstellerei wurde vielseitiger und in solchem Umfange reicher, dafs in den letzten drei Jahrzehenden fast eben so viele Bücher erschienen, als zwischen den Jahren 1500 und 1817 erschienen waren. Die bereits 1813 gestifteten und bis jetzt fortgesetzten „Beiträge zur genaueren Kenntnifs der ehstnischen Sprache" von *Rosenplänter* wirkten anregend und belehrend, huldigten übrigens einer nicht zu billigenden Kritik. Der ächte Makkubäus der ehstnischen Litteratur aber — wie Jürgenson ihn nennt — war *O. W. Masing*, ein Mann, welcher den Geist des Volkes und seiner Sprache tiefer erfafst hatte, als irgend Einer vor ihm. Schon seine „Originalblätter" (1816) gaben dem Studium Letzterer einen mächtigen Umschwung, und seine erste volksthümliche Schrift: *Pühha püwa wahhe luggemissed* (Müfsige Lectüre an Feiertagen 1818) ist ein noch viel gesuchtes, sehr interessantes, sprachlich originelles Unterhaltungsbuch. Diesem folgten andere nützliche und gediegene Schriften der verschiedensten Art, die für die Sprache eine reiche Ausbeute gewähren, z. B. *Lihwlandi ma tallorahwa seädus* (Gesetzbuch des Landvolkes von Liewland. 1820); *Luggemisse lehhed* (Leseblätter. 1821.); *Näddalaleht* (Wochenblatt. 1821—1825); *vier Kalender* für 1823—26 mit anziehenden und lehrreichen Anhängen; eine biblische Geschichte des N. T., betitelt: *Wiis kümmend kaks luggemist uest testamentist* (zwei und funfzig Geschichten aus dem N. Testamente. 1824), und vieles Andere. — Unter denen, die nach Masing in ehstnischer Sprache geschrieben, verdienen Auszeichnung: *Henning*, ein rein asketischer Schriftsteller und Uebersetzer vieler Schriften; *Kreuzwald*, Vf. des *Wino katk* (Branntwein-Pest); *Knüpffer*, Uebersetzer der Augsburgischen Confession, Revisor der reval-ehstnischen Bibel-Uebersetzung, und ganz vorzüglich Graf *Manteuffell*, der geistreiche, den ächten Volkston bewahrende Wiedererzähler ehstnischer Sagen. — Die neuesten Werke und Werkchen sind wieder zumeist religiöser oder ökonomischer Art, auch blofse Unterhaltungs-Lectüre. Im J. 1837 erschien unter Anderem ein Buch: Von der furchtbaren Zerstörung der Stadt Magdeburg (*Magdeburgi linna hirmsast ärrarikkumissest*).

Dr. *Hansen* liefert den ersten Theil einer Untersuchung: „Ueber die Nationalität der Skythen und ihrer Nachbarn, wie Herodot und Hippokrates sie schildern". Diese Arbeit reiht sich den Bestrebungen der Gesellschaft insofern an, als sie aufser Zweifel stellen soll, dafs man sich unter den Skythen des Alterthums *keine finnischen Völker* zu denken habe, dafs insonderheit die ihnen benachbarten *Melanchlänen* keine *Ehsten* gewesen sein können, wie Mehrere vermuthet. Sie hat aber nicht blofs diesen negativen Zweck, sondern zugleich einen positiven. Genaue und vorurtheilsfreie Vergleichung dessen, was über Körperbildung, Lebensweise und Sprache der Skythen berichtet wird, mit den Ergebnissen neuerer, an asiatischen Wanderhorden angestellter Beobachtungen haben den Verf. auf *tatarische*, näher *mongolische* Verwandtschaft der Skythen geführt. Sehr beachtenswerthe Parallelen liefern ihm besonders Pallas's „Historische Nachrichten", und was v. Hammer-Purgstall in seiner „Goldnen Horde" wie in der „Geschichte der Ilchane" aus verschiednen Quellen über die alten Mongolen mitgetheilt. Wenn uns die Abhandlung des Herren Hansen vollständig vorliegt, werden wir auch auf diese Zusammenstellungen wieder zurückkommen *).

Von Dr. *Fählmann* erhalten wir zunächst eine gehaltreiche und manches Dunkel aufhellende Abhandlung über die „Declination der ehstnischen Nomina". Sie reiht sich an seine eben so verdienstlichen, im zweiten Heft enthaltenen Untersuchungen über die „Flexion des Wortstammes"; Beide sind Vorarbeiten zu einer künftigen Grammatik. In dem ersten Abschnitt: „Allgemeine Declinationslehre", werden die sogenannten *zwei Modus* des ehstnischen Nomens ihrem Gebrauche nach erklärt, die allgemeinen Casusformen für das *Bestimmte* und *Unbestimmte* aufgeführt, und ihre Abhängigkeit von einander nachgewiesen. Eine Art *Modus indefinitus* des Nomen's haben mehrere des Artikels entbehrende Sprachen: so die Persische am Nominativ: *merd*, der Mensch; *merdi*, irgend ein Mensch. Im Türkischen wird die Unbestimmtheit nur *negativ* angedeutet, durch Abwerfung der Casus-Endung, und auch dies geschieht nur im Genitiv und Accusativ beider Zahlen, z. B. *pascha-nyñ oghlu*, des Pascha's Sohn; aber *pascha oghlu*, eines Pascha's, oder ein Pascha-Sohn; *at-y aldym*, das

*) Wir bemerken beiläufig, dafs Hr. A. Erman in seinem Reisewerk öfter ähnliche Parallelen zieht. Besonders interessant ist seine Vergleichung der heutigen Baschkiren mit den Argippäern des Herodot. S. Reise um die Erde, historischer Bericht, Band I., S. 427 ff.

Digitized by Google

Pferd habe ich gekauft; aber *at aldym* (auch mit *bir, eins*, vorher), ein Pferd u. s w. — Die Schwestersprache des Ehstnischen in Finnland bildet den unbestimmten Nominativ und Accusativ jeder Zahl einander übereinstimmend; allein diese Casus, und eben so der unbestimmte Genitiv der Mehrheit haben ihre eigenthümlichen, von denen der bestimmten Declination abweichenden Formen; es ist also hier (wie im Ehstnischen) *positiver* Ausdruck der Unbestimmtheit. Aufserdem sind im Finnischen die Casus der Unbestimmtheit *gewichtiger*, theils durch Dehnung, theils durch Wachsthum. Doch kann auch die Form ohne Casus-Endung (Nominativ der bestimmten Declination) für den unbestimmten Accusativ gesetzt werden: ein Beispiel negativen Ausdrucks der Unbestimmtheit, wie im Türkischen. — In der ehstnischen Sprache wird die Unbestimmtheit nie am Nominativ bezeichnet; aber im Accusativ singularis ist der Declinirvocal oft gedehnt (accentuirt), auch auf t (d) ausgehend, und von dem vielgestaltigen Acc. pluralis haben gleichfalls einige Formen mehr Gewicht als in der bestimmten Declination. An den übrigen Casus ist formelle Andeutung der Unbestimmtheit viel seltner; die bestimmte Form hat aber bei den Ehsten, wie bei den Finnen, im Singular, Genitiv und Accusativ, im Plural, Nominativ und Accusativ übereinstimmend.

Ganz eigenthümlich ist es den finnischen Sprachen, dafs die Wahl eines der beiden Nominal-Modus durchaus nicht immer von dem Nomen selbst, sondern oft auch von dem Verbum abhangt; da man nämlich hier nicht am Verbum bezeichnet, ob die Handlung in irgend einer Zeit als dauernd, oder als vollendet betrachtet wird, so ersetzt man diesen Mangel gern durch den unbestimmten Modus des Object-Nomens im ersteren, und den bestimmten Modus desselben im letzteren Falle. Wollen wir z. B. *Gott schuf Himmel und Erde* sagen, so haben wir gewöhnlich eine in vergangener Zeit absolut *vollendete* Handlung im Sinne, und darum stehen die Wörter für *Himmel* und *Erde* am schicklichsten in der bestimmten Form: *Jummal löi ma ja taewa*, nicht — — *maad ja taewast* *). Das Object mufs immer im bestimmten Acc. stehen, wenn eine besondere Partikel im Satze Vollendung oder Fertigsein bejahend ausdrückt; den unbestimmten Acc. aber erfordern in jedem Falle die Verba des Anfangens, Versuchens, Trachtens, und alle übrigen, sofern sie von einer Partikel wie *während, dieweil*, eingeführt werden. — Der Grund zur Wahl des bestimmten oder unbestimmten Modus kann oft zugleich im Verbum und in seinem Objecte liegen; so z. B. wird in obigem Satze: „Gott schuf Himmel und Erde", die bestimmte Form schon deshalb gerechtfertigt, weil H. und E., als nur *einmal* vorhanden gedacht, ihrer Natur nach bestimmt sind. Da aber die bestimmte Form des Nomens auch stehen kann, wenn es selber unbestimmt, und nur die Handlung bestimmt zu denken ist, oder umgekehrt, so müssen unseres Erachtens öfter Zweifel entstehen, ob das Verbum oder das Nomen gemeint sei. Es verlohnte sich wohl, dieser Materie eine ausführlichere Untersuchung zu widmen.

Auf die Bildung der wechselnden Endungen haben Prosodie und Declinir-Vocal den meisten Einflufs. Die eigentlichen Casus-Endungen werden in den meisten Wörtern nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines Bindevocals, an das Nomen gehängt, welcher im Genitiv als einzige Endung erscheint, und mit wenigen Ausnahmen durch alle Casus geht. Die Wahl einer stärkeren oder schwächeren Casus-Endung findet aber, wie der Vf. scharfsinnig nachweist, in den prosodischen Gesetzen ihre Begründung. Die von ihm aufgestellten Regeln der Prosodie können wir hier nicht in ihren Einzelnheiten wiederholen, und bemerken daher nur ganz allgemein, dafs ein *trochäischer* Rhythmus, wornach immer die erste Silbe ehstnischer Wörter den Hauptton, und gewöhnlich die dritte und fünfte einen Nebenton haben, sich in der gebundenen Rede eben so geltend macht, wie in der ungebundenen. Dem *Accusativus indefinitus pluralis*, der eine proteische Mannigfaltigkeit von Formen aufweist, bei deren Wahl aber die Prosodie die Hauptrolle spielt, widmet der Verf. einen eignen Artikel; desgleichen den sehr interessanten *äufseren* und *inneren Locativ*, in deren Gebrauch die Sprache eben so klar und energisch, wie fein abschattend zu Werke geht.

Pastor *Boubrig* liefert „Notizen über alte Gräber in der Umgegend Werro's und einige daselbst unternommene Ausgrabungsversuche, so wie über Spuren alter Kirchen im Kirchspiele Fellinhausen". Die Notizen sind aus schriftlichen Mittheilungen einiger Mitglieder zusammengestellt, und müssen in ihrer Vollständigkeit gelesen werden.

Den Beschlufs macht eine kleine von Dr. Fählmann wiedererzählte ehstnische Volkssage, *Koit* und *Aemmarik* (Morgen- und Abendroth), in welcher die reine Liebe des Herzens so verherrlicht ist, als in vielen umfang- und seufzerreichen Romanen. Diese Sage lautet, wie folgt:

„Kennst du die Leuchte in Altvaters Hallen? So ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Schein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtschein hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wie die ganze Schöpfung begrüfsen soll. Kennst du die Hand, die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läfst?

„Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte der ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte im Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu *Aemmarik*: „Unser Sorgfalt, Töchterchen, vertrau' ich die sinkende Sonne an; lösche sie aus, und verbirg das Feuer, dafs kein Funke erscheint"". Und als am anderen Morgen die Sonne ihren Lauf beginnen sollte, sagte er zu *Koit:* „„Dein Amt, Sohn, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe zu bereiten"".

„Treulich übten Beide ihre Pflichten und keinen trennte die Leuchte am Himmelsbogen; und wenn im Winter am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend, beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn im Sommer sie die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer Früchte mit ihren heifsen Strahlen zur Reife bringt, gönnt nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie wieder der zum neuen Leben anfacht".

„Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen blühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten unter *Jlmarinen's* Zelt mit Liedern *) — da sahen Beide tief in die braunen Augen; und als die verlöschende ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich.

„Aber *ein* Auge, das nimmer sich schliefst, hat was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen. Am anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eures Amtes und dafs ihr ganz glücklich werden möget. So habet euch und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib"".

„Beide aber entgegneten aus *einem* Munde: „„Auch unsere Freude nicht. Lafs uns ewig Braut und Bräutigam haben; denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück, wo die Liebe immer jung und neu ist"".

„Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete den Beschlufs. Nur einmal im Jahr, auf vier Wochen, kommen um Mitternacht zusammen; und wenn Aemmarik die Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf Kuf und ein Kufs; und die Wange Aemmarik's erglüht und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel, bis Koit die Lampe der entzündet, und der gelbe Schein die neu aufgehende ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren und Nachtigallen rufen der am Busen Koit's weilenden Aemmarik weise zu: „„Säumiges Mädchen! säumiges Mädchen! wird lang"". S.

*) Wenn die letzteren Formen stehen, so ist das Schaffen minder streng als etwas Vollendetes in der Vergangenheit gedacht.

*) Jlmarinen (von ilm, Welt und Wetter), ist Gott der Luft. Er gebietet über Wind, Blitz und Donner.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XL.

Weltgeschichte in Biographien. Von Dr. W. Böttiger. Acht Bände. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1839—1844. *gr.* 8.

Die Aufschrift des vorliegenden Buches, eine Weltgeschichte in Biographien, mufs auf den ersten Anblick etwas Ueberraschendes, ja Auffallendes haben. Indem hier der gröfste Kreis des historischen Lebens, der weltgeschichtliche, durch den kleinsten, die Biographie, dargestellt werden soll, scheinen sich Ansprüche zu begegnen und der Ausspruch wohl zu bedenken, dafs sich eine solche Behandlung für eine Geschichte nicht eignen könne. Aber wenn die Wissenschaft der Geschichtschreibung die Aufgabe gegeben hat, dafs sie alles Geschehene als ein Ganzes sehen und überall auf Universal-Geschichte hinzuarbeiten habe, so wird auch eine andre Form als die gewöhnliche, in welcher sich ein solches Streben darstellen, ein Mittel zur Erreichung jenes Zweckes, und schlechthin verwerflich sein. Kömmt nun noch dazu, dafs derjenige, welcher diesen Weg zuerst betritt, nicht ein gewöhnlicher Schriftsteller des Tages, sondern ein wegen andrer Werke beliebter und geachteter Schriftsteller, so darf ihm unsers Erachtens ein solcher Versuch nicht verübelt werden. Goethe hat bekanntlich im Vorworte zu Wahrheit und Dichtung gesagt, dafs die Hauptaufgabe der Biographie, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darstellen und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller oder nach aufsen abspiegelt. Warum sollte also einmal der Versuch gemacht werden, aus einer Reihe von Biographieen das grofse Ganze begreiflich zu machen und aus ihnen den Gang der Weltbegebenheiten zu entwickeln? Freilich darf es nicht jene Weise sein, in der man früher, trocken genug, verfuhr, wenn auf die Entschliefsungen des Feldherrn, des Ministers, des Königs alles Gewicht gelegt wurde und aus ihnen der Erfolg entsprang, während die Masse fast nur als der Stoff dargestellt ward, in dem oder durch den gewirkt wurde; eben so wenig dürfte sich noch jetzt jene atomistische Ansicht, die von den Franzosen zu uns herübergekommen ist, geltend machen können. Wir meinen diejenige, welche einen Krieg Ludwig's XIV. an dem schiefen Fenster von Klein-Trianon sich entzünden läfst und einem Paar Handschuhe eine grofse Rolle in der Geschichte der Königin Anna und ihres Feldherrn zutheilt.

Nun giebt es aber noch einen andern Grund, der eine solche Bearbeitung der Weltgeschichte gut heifst und der uns grade jetzt, wo historische Bücher so gern, freilich sehr oft ohne Auswahl, gelesen werden, der Berücksichtigung eines sich nicht hochmüthig abschliefsenden Geschichtsschreibers vollkommen würdig erscheint. Seit Plutarchus Zeit haben biographische Schriften ganz besondere Reize gehabt, sowohl für den erwachsenern, gereiftern Leser als auch für die lernende Jugend. Denn für den erstern stellen solche Werke Männer als Repräsentanten ganzer Völker und Zeitalter auf, weil ihnen die Natur ein so ausgezeichnetes Gepräge aufgedrückt hat, dafs es Eins ist sie anzuschauen und sich sofort von einer Menge neuer Ideen berührt zu fühlen. Die Jugend aber mufs in diesem empfänglichen Alter durch das Biographische vorzugsweise für die Sache gewonnen werden und der Unterricht darf in den untern Klassen gelehrter Schulen keine andre Grundlage haben als das Biographische, wie wir dies mit Vergnügen in § 5. der trefflichen Instruction für den Geschichtsunterricht wahrgenommen haben, welche unter Kohlrausch Auspicien von der fünften Directoren-Conferenz in Münster ausgegan-

Digitized by Google

gen und unter dem 18. August 1830. von dem dasigen Provincial-Schulcollegium bekannt gemacht worden ist *).

Hiernach kann es uns nur verdienstlich erscheinen, wenn ein namhafter Historiker sich entschliefst, gelehrteren und umfassenderen Studien eine Zeitlang zu entsagen und ohne dem augenblicklichen, selbstsüchtigen Bedürfnifs des Tageslebens zu dienen, die vorherrschende Liebe für biographische Schilderungen mit dem allgemeinen Interesse einer Weltgeschichte zu vereinigen. Es schwebte mir, sagt Hr. Böttiger in der Vorrede zum ersten Theile, „die Hoffnung vor, auf diesem Wege der Geschichte ihre schönere Wohnung nicht in den leicht zerstörbaren Speichern des Gedächtnisses und den kalten Hallen des Verstandes, sondern in der Brust des fühlenden Menschen zu retten, weil es mich dünkte, dafs das wahrhaft Beseelende der Geschichte nicht blofse Aufhäufung der Namen und Jahreszahlen, nicht die trockne Darstellung der gegenseitigen Staatenberührungen in Kriegen und Verträgen, sondern die Entwickelung des dem Menschen näher liegenden individuell Menschlichen sei". Und wir meinen, dafs diese Hoffnung den Verfasser nicht betrogen hat. Denn auch hier, wie in seiner gröfsern deutschen Geschichte, zeigt er sich mit Kenntnifs und Begeisterung ausgestattet, wodurch seine Biographieen an Wärme und Innigkeit gewonnen haben und es ihm gelungen ist, die lebendigen Gestalten grofser Männer und Frauen den Lesern vor die Seele zu stellen. Demnach kann sich die vaterländische Literatur dieses Buches als eines wackern Seitenstückes zu Becker's Weltgeschichte erfreuen, die bereits in ihrer ersten Gestalt viel Gutes gestiftet hat und in den neuen Bearbeitungen von Duncker, Löbell und Menzel zu einem wahren historischen Volksbuche geworden ist, dem sich kein andres zu vergleichen vermag.

Wir wenden uns jetzt zu der Einrichtung, die Hr. Böttiger seinem Buche gegeben hat. Der erste Band entsprach manchen Erwartungen nicht, es war eine gewisse Unsicherheit des Verf.'s nicht zu verkennen. Freilich lagen hier die Hemmnisse auch in den Stoffen. Denn da in den frühesten Zeiten die Quellen so sparsam und trübe fliefsen und so wenig in eine Würdigung der Charaktere, namentlich in geistiger Hinsicht, eingehen, so mufste das biographische Element auf Kosten des weltgeschichtlichen ungemein verkürzt erscheinen, ja manche Zeiten liefsen sich, streng genommen, gar nicht einmal biographisch erfassen. Die aber durch Muthmaafsungen und Phantasien ersetzen zu wollen, verwarf mit Recht der historische Sinn des Verfassers. Daher konnten über einen Mun, Buddha, Foh, Sesostris, Theseus u. a. nur biographische Fragmente gegeben werden. Aber in den folgenden Bänden sind die Partien besser vertheilt, eine Ungleichheit ist nur selten wahrzunehmen und immer abrundeter wird die reiche Schaustellung, welche Böttiger, der (in der Vorrede zum zweiten Theile) gesteht, im Verlaufe seiner Arbeit sich über dieselbe immer mehr klar geworden zu sein, uns vorführt. Zu deutlichern Verständnifs tragen besonders die geschichtlichen Uebersichten und einleitenden Bemerkungen bei, die, frisch und geistreich geschrieben, den Leser über das Allgemeine belehren, wo alsdann die eigentlichen, ausgeführten Biographieen mit Voraussetzung der welthistorischen Verhältnisse das Bedürfnifs nachtragen oder ergänzen. Die Vertheilung des Stoffes ist in den einzelnen Bänden so geordnet, der erste und zweite Band die Biographieen aus der alten Geschichte vereinigen, der dritte und vierte aus der mittlern Geschichte enthalten, die vier letzten Bände aber den Biographieen aus der neuern Zeit widmet sind. Es würde uns zu weit führen den Inhalt der einzelnen Bände darzulegen, doch fordert die eigenthümliche Auffassung und selbstständige Ansicht des Verf.'s uns wenigstens zu einigen Belegen auf, die wir ohne weitere Wahl aus allen Hauptabschnitten entnehmen. Im dritten Buche der alten Geschichte (Bd. 2.) schildert Hr. Böttiger den ungeheuern politischen Procefs der Diadochen in dreifsig und mehr Jahren mit so vieler Klarheit, sie nur immer bei einer so verwirrten Zeit möglich war, dann das Resultat desselben in vier grofsen und kleinern Staaten, zuletzt das Erliegen allen der römischen Herrschaft. Hier finden wir die Biographieen der einzelnen Diadochen, dann des Agis, Kleomenes, an die Geschichte Hiero's von Syrakus sind die wenigen Lebens-Momente, die der Geschichte der einzelnen Helden des punischen Krieges auf uns gekommen sind, geknüpft,

*) Sie ist in den Supplementen zu Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1831. T. 1. S. 110 – 129 abgedruckt.

Digitized by Google

hielt mit Recht ein eignes Capitel, die grofsen Trä- r römischen Geistes und Wesens, die Scipionen, rnelia und die Graechen, Marius und Sulla, Pompe- und Cäsar, Octavianus werden biographisch dar- ellt. Ein andres Beispiel entlehnen wir aus dem ten Buche des dritten Bandes. Nach einer längern itung in die Begebenheiten der ersten drei Jahr- erte des Mittelalters treten in zwei würdig gehal- Biographieen Karl der Grofse und die Kaiserin hervor, dem erstern zur Seite Alcuin. Dann die Pracht und Macht des Kalifats in Harun-Al- id's und Al-Mansur's Privat- und Regentenleben ildert; Alfred von England hat den Johannes a zur Seite, durch Olag, Olga und Wladimir wir in die russische Geschichte eingeführt. Kritik und Gefühl für die Ehre Deutschlands ist schichte der Kaiser aus dem sächsischen Hause und dem gelehrten Gerbert eine eigne Biogra- widmet. An diese schliefsen sich weiterhin h III. und Heinrich IV. von Deutschland, zwi- diesen und Gregor VII. stehen noch als biogra- Schaustellungen Knud der Grofse für England, rk und Norwegen, Stephan der Heilige für Wilhelm der Eroberer für England, der Cid nien. Den Schlufs dieser Gruppen machen Guiscard, Diogenes Romanus, Mahmud der de und der Dichter Firdusi. Wir geben als ispiel das erste Buch der neuesten Geschichte Die französische National-Versammlung wird n's Biographie geschildert, der National- t an Robespierre's Schilderung geknüpft, das dium der Revolution an die Lebensskizze Na- naparte's. Mit den frischesten Farben sind lson's Helden- und Liebesthaten dargestellt, allerdings Godoy, des Friedensfürsten, Le- verblafst erscheint. Hieran schliefsen sich die ben der Frau von Staël und des Papstes Pius seine Getreuen Consalvi, Pacca und Canova en. Von da führt uns der Verf. in die Zeit ungskriege und läfst den Ruhm der Ereig- eicher Fülle auf Blücher, Hardenberg, Stein, und Scharnhorst sich niedersenken. Ihnen Oesterreicher Stadion, und sodann Schiller, Herder, Wieland und Joh. von Müller grup- Die letzten Abschnitte dieses Bandes sind den Ausländern Toussaint L'Ouvertüre, dem König Heinrich I. und andern wichtigen Haitianern, dem kühnen Abenteurer Miranda und den Mahrattenfürsten Holkar und Scindiah gewidmet.

Man ersieht schon aus dieser Uebersicht, dafs nicht blofs die hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte, sondern auch andre in Kunst, Politik und Literatur bedeutende Namen in diesen Bänden ihre Stelle gefunden haben. Als solche zeichnen wir hier noch aus: Sokrates, Mäcenas und seine Zeitgenossen, die Apostel Petrus und Paulus, Walter von der Vogelweide, Guttenberg, Newton, Descartes, Leibnitz, Shakespeare, Lessing, Goethe, Raphael, Van Dyck, Rubens, ohne jedoch diese Reihe für abgeschlossen zu erklären. Eben so würden wir Hrn. Böttiger zu nahe treten, wenn wir einzelne Biographieen als besonders gelungene herausheben und andre verschweigen wollten, da in der That der erstern nicht wenige sind, z. B. aus der alten Geschichte die eines Perikles und Alexander, Constantinus und Theodosius, aus der mittlern die Charakteristiken eines Karl's des Grofsen und Muhamed's, Friedrich's II., und der heiligen Elisabeth, Columbus, und Heinrich's des Seefahrers, Ferdinand's, des standhaften Prinzen und Rudolph's von Habsburg, aus der neuern die Lebensbilder Maximilian's I., Luther's, Wilhelm's III., Ludwig's XIV., Karl's XII., Eugen's von Savoyen, Friedrich's II. und der Kaiserin Maria Theresia, endlich aus der neuesten Zeit die Schilderungen Napoleon's, Alexander's I., Ludwig Philipp's, Canning's, Perier's, Chlopicki's und der Aufser-Europäer Hyder Ali, Rundschit Singh, Jturbide und andrer. Mit der getroffenen Auswahl müssen wir uns meistens einverstanden erklären, über das Mehr oder Minder in der Ausdehnung der Artikel können sich bei einem so umfangreichen Werke unmöglich alle Stimmen vereinigen. So meinen wir, dafs unter andern die Wirksamkeit Cicero's nicht allseitig genug hervorgetreten ist, wogegen wir die Biographieen Heinrich's VIII. von England, der spanischen Elisabeth und Alberoni's sowie des spanischen Friedensfürsten für zu ausgedehnt erachten; auch würden wir den Procefs des Müller Arnold, der vor vielen andern eine cause célèbre geworden ist, nicht so kurz abgefertigt und den Fürsten Schwarzenberg in der Geschichte des deutschen Befreiungskrieges mehr hervorgehoben haben.

Digitized by Google

Indefs empfanden wir auch an vielen Stellen mit Hrn. Böttiger vollkommen die Noth des sparsam zugemessenen Raums, über die er in Luther's Biographie (V. 75.) klagt und bei der Friedrich's II. (VI. 434.) ausruft: „es ist eine fast undankbare Aufgabe, das grofse Bild des Mannes, nach welchem man wohl sein ganzes Zeitalter genannt hat, in einen so kleinen Rahmen zeichnen zu müssen". Um so mehr mufs es daher befremden, dafs sogar der Erlöser der Welt eine Biographie erhalten hat. Hr. Böttiger hat dieselbe zwar einfach nach den apostolischen Zeugnissen erzählt „ungenirt durch einzelne Abweichungen in ihren Aussagen und durch die Zweifel des klügelnden Verstandes" (II. 296.), aber wir meinen, dafs die Stiftungs- und Entwickelungsgeschichte des Christenthums zwar in die einleitenden Bemerkungen mufste aufgenommen werden, dafs aber der göttliche Gründer desselben nicht in eine Reihe mit sterblichen Menschen gestellt werden durfte.

Soviel im Allgemeinen. Wir besprechen nun noch einzelne Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Schrift zur Erhärtung des bereits abgegebenen Urtheils.

Dafs ein Schriftsteller wie Hr. Böttiger überall mit Eifer und Gewissenhaftigkeit nach den besten Quellen arbeiten würde, liefs sich voraussetzen. Und so ist es denn auch geschehen. Theils wird man dies im Texte selbst erkennen, theils zeigen es die Anmerkungen, die jedoch nicht in einem solchen Ueberflusse vorhanden sind, dafs sie citirscheuen Leuten Schreck einflöfsen könnten, indem in ihnen aufser den Büchernamen noch viele gute Bemerkungen und wissenswerthe Dinge stehen, wie die etymologischen Erörterungen über „Sündfluth" (I. 11.), über das Wort „Bastard" im elften Jahrhundert (III. 438.), über die Scara Francica (ebds. 298.), und über den Czaaren-Titel (IV. 612.), wobei noch Fr. Adelung's Schrift über Herberstein S. 485 f. zu nennen war. Ferner rechnen wir hierher die Notizen über Timur's Gräuelthaten (IV. 468.), über J. N. Becker's Lügenbuch, über die Geschichte der deutschen Hochmeister (ebd. 429.), über den Ursprung des Namens La Belle Alliance (VII. 265.) und das Thatsächliche über den Brand von Moskau (ebd. 232.), wo freilich Rastopschin's eigne Erklärung aus Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten (III. 393 ff.) fehlt. Neben den guten angeführten und benutzten Büchern hat es uns aber doch befremdet, phantastische Schriften, wie die von Uschold über den trojanischen Krieg (I. 91.), so traurige Compilationen wie die von Burkhardt und Elsner (VIII. 212. VII. 217.) so offenbar untergeschobene Memoiren, als die Hude- Lowe's sind (VII. 268.) und ein so schlechtes und naues Buch, als das in Leipzig (1841) erschienene Leben des Ministers von Stein ist (VII. 448.) angezogen zu finden. Ferner wird Hr. Böttiger in einer neuen Auflage der Biographie Alexander's von Rufsland „Fragmente aus den Papieren eines alten Diplomaten" (VIII. 118. u. a. O.) unter dem vollständigen Titel „zwei Jahre in St. Petersburg" (Leipzig 1833) anführen haben, auch wohl nicht verschweigen, dafs die inhaltschweren Mittheilungen in dem anmuthigen Gewande eines leicht fafslichen Romans von Fanny Lenow aus ihren Unterhaltungen mit Klinger herrührten, sowie er sich selbst (VI. 484.) als den Herausgeber der zu Leipzig 1824. gedruckten „Briefe Joseph's" genannt hat. Zuletzt müssen wir zu seinen Quellen auch noch einzelne Mittheilungen aus den Papieren seines berühmten Vaters z. B. VII. 349. rechnen, Erinnerungen aus der eignen Jugend in Weimar und Gotha (VII. 197. 549.) und manche in Wien während des Congresses empfangene Nachrichten, unter denen das Urtheil eines wohl unterrichteten Oesterreichers über Joseph II. (VI. 489.) höchst auffallend ist.

Da wir nun grade mehrere Ausstellungen hier geschrieben haben, so wollen wir auch die Bemerkung nicht zurückhalten, dafs wir hier und da einzelne Unrichtigkeiten wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Wir legen indefs bei einem Werke von acht ansehnlichen Bänden auf diese Entdeckung keinen Werth, und aber doch einige dieser Fehler nicht übergehen, mit unser sonst anerkennender Bericht nicht Glauben finde. Leider wähnen ja jetzt viele in Deutschland, Lob sei platt und nur zeuge von Einsicht, Schärfe und Freiheit des

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Weltgeschichte in Biographieen. Von Dr. W. Böttiger.

(Fortsetzung.)

erwähnen wir denn, dafs die bekannten Freunde im thume nicht Damon und Pythias (I. 341.) hiefsen, n Damon und Phintias, wie A. G. Lange bereits utsch. Mercur 1808. H. 2. 3. nachgewiesen hat, cht die römischen „Matronen", sondern die römi- „Frauen" (I. 425. 429.) um Brutus getrauert ha- fs in der Erzählung der catilinarischen Verschwö- inzelne Ungenauigkeiten (II. 222.) sind und dafs en so wenig die Urtheile über Ovidius und Sal- (II. 281. 283.) unterschreiben als dem Plutar- n Vorwurf der Anekdotenjägerei machen kön- d. 207.). Ferner wird Paul Gerhardt's Lan- eisung (VI. 133.) künftig nach Stenzel rich- rgestellt werden und die Stelle über die Hin- des Herzogs von Enghien (VII. 175.) eine e Berichtigung aus glaubwürdigen und unpar- Schilderungen empfangen müssen. Wir ver- bei um so lieber auf Varnhagen von Ense's diesen Blättern 1828. Nr. 76., auf die K. E. im Hermes XXII. 344—359. und auf die Dar- Wachsmuth's in der Geschichte Frankreichs —295., weil man jetzt in Paris, wie in diesem er Vielschreiber Marc de St. Hilaire gethan der anfängt, alle Schuld von Napoleon wegzu- die doch auf ihm vorzugsweise haftet, wenn er mit einigen aus seiner nähern Umgebung thei- So fafste schon General Foy in seinen im veröffentlichen Memoiren (I. 23.) die Sache auf ärte sie in seiner Napoleon's Bewunderung für gen Flecken im Leben dieses grofsen Mannes. eschichte des Jahres 1813. ist die Entstehung ifsischen Landwehr ungenau dargestellt und h Clausewitz (VII. 418.) zum Vertreter einer Meinung gemacht, die in der von Hrn. Böttiger angeführten Beweisstelle vergeblich gesucht wird. In unsern Blättern hat bereits Varnhagen von Ense im J. 1833. Nr. 36. über diesen Gegenstand klar und belehrend aus den besten Quellen gesprochen, womit jetzt aufser andern noch Friccius in der Geschichte der ostpreufsischen Landwehr I. 71 — 120. verglichen werden kann und die übersichtliche Zusammenstellung in Bülau's deutscher Geschichte S. 169 — 171. Der Ausdruck „Krimper" (so schreibt Hr. B. fälschlich statt „Krümper") hätte wohl eine nähere Erklärung verdient *). Endlich ist Niemeyer (VII. 192.) nicht im J. 1806., sondern erst im J. 1807. nach Frankreich deportirt worden, und Gneisenau nicht schon 1822. gestorben, wie VII. 421. steht, sondern erst, aber immer noch viel zu früh für sein Vaterland, im J. 1831. zu Posen.

Mit jener genauen, umsichtigen Quellenbenutzung steht ein zweiter und charakteristischer Vorzug des Böttiger'schen Werkes in enger Verbindung. Dieser besteht in der Berichtigung vieler traditionell gewordenen Ereignisse und Aussprüche, mit denen eine fal-

*) Da wir mehrmals Gelegenheit hatten wahrzunehmen, dafs die eigentliche Bedeutung dieses Wortes unbekannt ist, so setzen wir eine sie erläuternde Bemerkung aus Friccius angeführtem Werke (S. 54) hierher. „Diese Benennung ist entstanden von dem Krumpfmaafs des Getraides und der wollenen Tücher. Beide sind das Mehr, welches über die bestimmte Quantität geliefert werden mufs, um nach dem Eintrocknen des Getraides und dem Krumpfen des Tuches das bestimmte Maafs zu behalten. Bei Aushebung der Rekruten fand seit den ältesten Zeiten ein ähnliches Verfahren Statt. Wenn z. B. 100 Mann nöthig waren, so wurden 105 ausgeschrieben, um etwa fünf entlassen zu können, und doch noch 100 zu behalten. Diese fünf wurden Krümper genannt. So wurden nach dem tilsiter Frieden immer mehr Mannschaften als 42000 Mann ausgehoben und dann wieder entlassen; solche ausexercirten und entlassenen Mannschaften heifsen Krümper, ohne Zweifel um der Sache dadurch einen unerheblichen Anstrich zu geben".

Digitized by Google

sche Romantik die Geschichte seit Jahrhunderten belastet hat, wie sie ein jedes Zeitalter erzeugt und fortpflanzt und wie sie das unsrige auch dereinst haben wird, indem es demselben nicht an Schriftstellern fehlt, die für eine pikante oder auffallende Geschichte ohne weiteres die historische Redlichkeit aufopfern. Ein Buch aber, wie das vorliegende, welches nicht blofs für Gelehrte vom Fache, sondern überhaupt für gebildete Leser, bestimmt ist, denen also eine gründliche, allseitige Prüfung der Beweisstellen nicht zugemuthet werden darf, konnte solche Verbesserungen auf keine Weise ausschliefsen. Zu solchen rechnen wir die Nachricht über Hannibal's Zug über die Alpen (II. 126.), die Berichtigung der Sagen von Otto's I. Soldaten mit Strohhüten (III. 381.), vom Tode Kaiser Friedrich's I. (III. 76.), der aber nicht mit dem italienischen Schmähnamen Barbarossa oder Rothbart bezeichnet sein sollte, wie wir auch noch in der neuesten Ausgabe von Kohlrausch deutscher Geschichte lesen, von Conradin's letzten Augenblicken und seinem vom Blutgerüst herabgeworfenen Handschuh (IV. 215.). In derselben Weise ist das bekannte Geschichtchen vom frommen Schweppermann (IV. 357), dessen kein Chronist erwähnt, und die Anekdote von Essex Ringe (V. 381.) in die Anmerkungen verwiesen und über Bajazet's sogenannten Käfig (IV. 472.) die Wahrheit mitgetheilt worden. Das Capitel von Wallenstein giebt eine anschauliche und gerechte Schilderung, wobei freilich die wichtigen Aufklärungen des Grafen Mailath noch nicht benutzt werden konnten, was namentlich wegen S. 478 zu wünschen gewesen wäre: aber um das lustige Stückchen aus Wallenstein's Studentenleben in Altdorf werden wir durch Hrn. Böttiger's Anmerkung (V. 455.) gebracht. Wallenstein hat nämlich dort gar nicht studirt. Eben so ist der Tod seines grofsen Gegners Gustav Adolph treu und anziehend erzählt (V. 522 f.), so dafs kein Leser mehr an die Möglichkeit eines Meuchelmords denken kann (wie er nach Hrn. Böttiger's Ansicht (VI. 258.) dem Leben Karl's XII. vor Friedrichshall höchst wahrscheinlich ein Ende bereitet hat), oder der Unwahrscheinlichkeit in Söltl's Buche über den Religionskrieg in Deutschland (II. 205. 207.), als sei Gustav Adolph erst in Naumburg gestorben, nur den mindesten Glauben beimessen wird. Sollen wir nun endlich noch ein Paar Beispiele von Hrn. Böttiger's Genauigkeit auch in den kleinsten Dingen nennen, so führen wir die Notiz (VII. 528.) über jenen J. Fr. Schiller an, den nicht wenige Literatoren, sogar Hoffmeister im Leben Schiller's (II. 7.) für identisch mit dem grofsen Dichter genommen haben, und die gleich nachher (S. 533) gegebene Berichtigung einer vielerzählten Scene aus dem jenaischen Studentenwesen im Jahre 1792. Dagegen dürfte künftig wohl die fast sprichwörtlich gewordene Bezeichnung des Orbilius, als des „strengen Lehrers mit dem Stocke" (II. 281.) nach A. G. Lange's kritiger Vertheidigung (Verm. Schriften und Reden S. 182 ff.) einige Beschränkungen erfahren. Imgleichen wird in einer neuen Auflage Franz I. von Frankreich Tirade nach der verlorenen Schlacht bei Pavia wegbleiben müssen. Denn sie ist ganz unbeglaubigt und eröffnet die Reihe jener Prunkreden, in deren Annahme sich die französische Historiographie ganz besonders bis auf unsre Tage gefallen hat, wie ich bereits in diesen Blättern (1843. Nr. 59.) ein ähnliches, so bekanntes Wort aus der Schlacht bei La Belle Alliance als ganz unhistorisch nachgewiesen habe, wofür, wenn Jemand — οἷοι νῦν βροτοὶ εἰσι — zweifeln sollte, der Brief Oelsner's an Stägemann in Dorow's „Briefen preufsischer Staatsmänner" (I. 15.) ein gewifs unverwerfliches Zeugnifs ablegt. Aber sehr apokryphisch, was Hr. Böttiger selbst nicht verkennt, ist die Zank- und Streitscene zwischen Napoleon und Pius VII. (VII. 393.), und der Aufnahme in eine Biographie des letztern nicht werth, so wie wir es auch bezweifeln müssen, dafs Eylert in seine Schrift über König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen (I. 432 ff.) aufnehmen wird, die „historische Richtigkeit" derselben nachzuweisen. Endlich sei noch bemerkt, dafs die vom Verfasser (VI. 479.) gegebene Nachricht, es habe Friedrich II. die durch Nachlässigkeit eines Lakaien verbrannte Geschichte des siebenjährigen Krieges wieder einmal geschrieben, allerdings aus den Zeugnissen der besten Gewährsmänner, Preufs (Friedrich der Grofse als Schriftsteller S. 80 und im Nachtr. S. 24), Rödenbeck (Geschichtskalender aus Friedrich's des Grofsen Regentenleben II. 225.) herstammt. Aber wir seitdem durch desselben Preufs Erklärung in den Blättern vom J. 1842. August Nr. 35. berichtet worden, dafs der König habe unmöglich ein solches Manuscript vom Monat November 1763. bis zum 1. December desselben Jahrs vollenden können, weshalb

Digitized by Google

ehverständige Archivbeamte nach wiederholter Ein-
ht des höchst saubern Manuscripts nicht Anstand
hmen, die gewöhnliche Erzählung gradezu eine Fa-
) zu nennen. Preufs vermuthet, dafs die Zeit vom
ember 1763 bis zum 3. März 1764, an welchem
e das Avant Propos unterzeichnet ist, vom Kö-
zu einer Ueberarbeitung oder Revision des gan-
Werks verwendet worden sei.

Indem wir im Vorstehenden die Wahrhaftigkeit
Verfassers bei Aufnahme zweifelhafter Thatsa-
und Ueberlieferungen zu beloben uns gedrungen
n, müssen wir aber gleich bemerken, dafs der
Sage doch ihr unveräufserliches Recht überall
ben ist und in nicht wenigen Fällen eine schöne,
rische Auffassung die Leser ergötzt. „Wir eh-
sagt Hr. Böttiger zu unsrer vollen Beistimmung,
age als der Völker unverkümmerliches Erbtheil,
historisches Eigenthum und Muttergestein voll
lsten Goldkörner". (III. 465.) In diesem Sinne
Königsperiode Roms unter der Aufschrift „der
Romanus" erst nach der alten Sage, dann nach
sen Zweifeln dargestellt, „weil wir kein Recht
ns von dem Alten zu trennen, da das Neue da-
gelhaft und noch grofsen Zweifeln ausgesetzt
31.), eben so das Leben einzelner ausgezeich-
mer aus dem Heldenalter des Volks, indem
„bei ihnen eine Mischung von Sage und
, von Lied und Urkunde, von absichtlicher
ung und treugläubiger Aufzeichnung gefallen
" (I. 423.). Demgemäfs ist die Biographie
III. 26 ff.) geschrieben und nicht verschwie-
260), was die anmuthige Sage von Karl's des
Jugend erzählt, oder der Humor jener Zeit
Aufnahme der Byzantiner an Karl's Hofe ver-
orden (S. 291), wo Luden nur ein Mährchen
klösterliches Zerrbild vom Hofleben zu er-
meinte; es ist auch nicht der Versuch gemacht,
rischen Cid aus dem Bilde herauszuschälen,
patriotisch und warm Volksglaube und Phan-
ld nach seinem Tode entworfen haben, „um
eine Achilles Rippe, aber nicht den herrlichen
selbst zu finden" (S. 465), oder die Helden-
Herzog Ernst von Schwaben (S. 462) zu ver-
nd an die Stelle der wunderbar geschmück-
ung eine haarspaltende Kritik zu setzen. Einen
Beleg für diese Art unsers Verf.'s giebt der aus-
führliche Abschnitt über die Jungfrau von Orleans (IV. 474—491), der sich durchaus fern vom groben Materialismus hält und bei einer reifen historischen Prüfung diese wunderbare Geschichte ihres romantischen Gewandes nicht entkleidet hat, wie das auch in Leo's Geschichte des Mittelalters (II. 819.) mit allem Rechte geschehn ist. Ueber Tell sagt Hr. Böttiger auf S. 326 desselben Bandes: „es gab einen Tell, jedoch Befreier der Schweiz war er nicht, aber die patriotische Nachwelt machte seinen Namen zum Symbol der schweizerischen Thatkraft und Freiheitsliebe". Hierbei war noch mit einigen Worten nach E. W. Weber (classische Dichtungen der Deutschen I. 311 f.) zu bemerken, dafs nur an einen dem Volke wirklich werthen und um dasselbe durch eine aufserordentliche That verdienten Manne sich jener mythische Schimmer alter Sagenzüge festsetzen konnte. Diese aufserordentliche That war aber die Ermordung des Landvogts: was den Mann, der Tell genannt wird, hierzu getrieben hat, ob lediglich ein Uebermaafs seines vaterländischen Gefühls oder eine Privatbeleidigung, das gehört dem Dunkel verschollener Verhältnisse an. Ferner glauben wir nicht mit Herrn Böttiger, dafs die schweizerische Sage so unbedingt als ein Ausflufs der nordischen Sage zu betrachten, indem beide vielmehr eine frühere gemeinsame Quelle in Cap. 27. der Wilkinasage vom König Nidung und dem Schützen Eigli haben, worüber in L. Ideler's fleifsigem Buche über Tell (Berlin 1836) und in den verschiedenen Nachträgen desselben Verfassers im zweiten Bande des Jahrbuches der Berliner deutschen Gesellschaft u. a. O. das Nöthige zu finden ist. Daher halten auch die neuesten schweizerischen Geschichtschreiber Hisely, Henne und Geizer mit Recht an ihrem Tell fest. —

Neben diesen beiden Tugenden des Verfassers, der Benutzung der besten Quellen und der Berichtigung traditionell gewordener Umstände, nennen wir noch einen dritten Vorzug, nämlich seine Gerechtigkeit und Billigkeit. Es ist ein grofser Vortheil der Geschichte, dafs sie billig macht, dafs sie zeigt, wie das, was dem kecken Urtheile leere Form und Mifsbrauch zu sein scheint, etwas Wesenhaftes und Gutes zu seiner Zeit und an seinem Orte war, dafs sie lehrt, wie oft über dem Trachten nach dem Bessern das Gute verloren gegangen sei und dafs sie uns das grofse Wort zuruft, Genügsamkeit sei auch eine Klugheit. Zu diesen ewi-

Digitized by Google

gen Wahrheiten sind grade Biographieen guter und schlechter Menschen ein vortrefflicher Commentar, nicht etwa weil sie zu den abgenutzten Lehren der Märkte und Hallen Beispiele liefern, sondern weil sie den Glauben an die in dem Menschen wohnende Kraft nähren und die Macht der Ideen stärken. Als Belege hierzu nennen wir aus dem Böttiger'schen Werke die Biographieen eines Alexander, Cäsar und Constantinus aus der alten Geschichte, aus der mittlern die eines Karl des Grofsen, Heinrich IV. und Gregor VII., eines Iwan Wasiljewitsch und der Königin Margarethe, aus der neuern Geschichte die eines Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eines Philipp II. und Peter I., eines Wilhelm von Oranien, eines Joseph II., eines Cromwell und Pombal; über die aus der neuesten Geschichte werden wir noch weiter unten sprechen. So heifst es zu Anfange der Biographie Philipp's II. (V. 295.), den der Verf. keinesweges vertheidigen will, in Bezug auf seine tyrannische Regierung: „man ist schnell fertig mit guten und bösen Beinamen, aber weit langsamer und unsicherer zu erörtern, wie begründet sie seien. Selten ist Jemand so gut oder so böse, als er auf den ersten Blick erscheint, noch seltener ist er es von Hause aus und ganz durch seine Schuld. Wie wenig wissen wir doch, was als übererbt uns zukommt, welche Macht die Umstände üben, welche Motive jeder Handlung zu Grunde liegen, und wie ein einziger unglücklich aufgefafster Gedanke in eine Reihe von Folgen hineinführt, deren Lenkung bald aufserhalb der Menschenmacht liegt". Diese Bemerkung findet auch theilweise auf Iwan Wasiljewitsch von Rufsland Anwendung (V. 421.), aber es sei Verrath an der Geschichte, sagt Hr. Böttiger, Iwan den gröfsten Monarchen Rufslands und einen vollkommnen Staatsmann zu nennen. Nachdem er die Ursachen kurz zusammengefafst hat, die ihn in einem glänzenderen Lichte haben erscheinen lassen, schliefst er mit den schönen Worten: „ein frommes treues Volk vergifst überstandene Leiden gern und betrachtet die Sünden auf den Thronen eher wie Prüfungen und Geschicke denn als Frevel, über welche es zu Gericht zu sitzen habe". Ein ähnliches Urtheil lesen wir (VI. 262.) in Beziehung auf Karl XII., von dem es im Folgenden heifst: „man kann das Bizarre, Abenteuerliche seiner Weise nicht verkennen, aber wir möchten ihn darum nicht, wi Neuere gethan haben (z. B. Münch), einen königliche Don Quixote nennen. Der hat sich wohl mit Win mühlen, aber nicht mit einem Friedrich, August u Peter siegreich geschlagen. Es ist eine Gestalt, Geist, wie aus den alten, nordischen Zeiten"! E so gern nehmen wir an, was Hr. Böttiger über Fri rich II. sagt, er sei so grofs gewesen, dafs man dur aus frei von ihm sprechen könnte. Daher tadelt auch manche finanzielle Einrichtungen, er nennt Einmischung in den Procefs des Müllers Arnold schweres Unrecht, er spricht mit Unparteilichkeit auch mit voller Anerkennung der bedenklichen des Königs von der polnischen Theilung (VI. 43 470. 476.) und schliefst mit den Worten: „wenn erwägt, was er gewollt, was er gethan hat, so ge man gern des Shakespeare'schen Wortes: Sagt nur in Allem — *er war ein Mann*". Gerecht wi gen Einzelne (so ehrt es den Sohn Karl August tigers, dafs er in der Biographie Goethe's der seligen Gesinnung desselben gegen den eignen nicht den geringsten Einflufs auf seine Darstellung stattet hat) zeigt sich der Verfasser auch bei theilung allgemeiner Zustände, wie des Mönch und des Katholicismus. Ueber das erstere lesen ganz im Geiste eines Neander und Joh. Müller die Klöster Mittelpuncte mannichfacher Cu sen sind, als des Ackerbaues, der Gewerbe, und Wissenschaft, ferner Pfleger schöner T Schulen und Erziehungsanstalten, Milderer der heit einer unbändigen Zeit und der Sclaverei (V. Von dem letzteren sagt er (V. 74.), dafs Pa Mönchthum ihre Sanction in der Zeit und in dürfnifs gehabt hätten, dafs dieses aber abge und dafs eine Reformation unausbleiblich gewe Aber nicht minder wahr und billig ist die St welcher er (V. 421.) sich selbst die Aufgabe der Erzählung des dreifsigjährigen Krieges ein liche Stellung über dem rein Confessionellen e men, damit keiner Partei Unrecht geschehe, Stoff unter Personen zu vertheilen, die für un in Thätigkeit gewesen sind, wie Gustav Ad Schweden und Kurfürst Maximilian von Baier

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Weltgeschichte in Biographieen. Von Dr. W. Böttiger.

(Schlufs.)

Nun giebt es indefs auch eine gewisse biographi- Kammerdienerei, welche entweder aus Schaden- e, weil grofse Männer ebenfalls ihre schwachen en haben, oder aus falscher Gutmüthigkeit gern aus dem stummen Zimmer in die laute Welt möchten. Ganz besonders gilt dies von den echtlichen Verhältnissen hervorragender Männer rauen, wobei die Geschichte — man denke nur Napoleon's — durch die gröbsten Irrthümer ent- worden ist, die zwar von der Kritik widerlegt , aber bei Vielen, und dies sind nicht allein die ldeten, noch immer Glauben finden. Herr Böt- t auch hier einen sichern Geschmack und gute heidungsgabe bethätigt. Es ist ihm als eine ige Zärtlichkeit für das Andenken Franz I. r's I. erschienen, die schlimme Ansteckung des nd die Ausbrüche sinnlicher Brutalität des ganz zu verschweigen (V. 151. VI. 287.) oder chweifungen Katharina's II. zu übergehen (VI. er hat eben so wenig Voltaire's unzüchtiges nifs mit der Marquise von Chatelet (VI. 371.) gt als die Schande gemildert, die Emma Ha- mf Nelson's ruhmvollen Namen gebracht hatte 7 ff.). Solche Mängel und Schatten sind aber mit übergrofser Genauigkeit oder mit Befrie- an schlüpfrigen, häkeligen Dingen erwähnt he z. B. die Stelle über Karl's V. aufsereheader in Th. V. S. 202.), sondern nur angedeu- ganz nach der Regel des Plutarchus, der im es Cimon (Cap. 2.) den Geschichtschreiber an- olche Zustände, gleichsam erröthend über die he Natur zu schildern, indem sie keine voll- Tugend und Schönheit hervorbringen könne. Wir erinnern noch, wie zweckmäfsig eine solche Maafshaltung, von der wir fast nur an einer Stelle in der Geschichte der Jungfrau von Orleans (IV. 483.) eine Ausnahme wahrgenommen haben, in einem Buche ist, welches auch für jüngere Leser geschrieben wurde. Denn wie es eines Theils für einen solchen Geschichtschreiber kein heiligeres Gesetz giebt, als Anstofs und sittliches Aergernifs zu meiden, so ist es andern Theils die grofse Aufgabe, das Gemüth des strebsamen Jünglings nicht blofs durch Lehre und Beispiel, durch Gutes und Lobenswerthes, zu wappnen, sondern auch durch die Erwähnung böser und unsittlicher Zustände, wie sie die Weltgeschichte mit sich bringt, weil das Böse unaufhörlich mit dem Guten kämpft und, siegend oder besiegt, die Tugend bewährt. Wo das Böse nämlich aus übel angewendeter Kraft entspringt, da ist auch dies der Betrachtung werth und um so gröfser die Wirkung auf die geistige Gesundheit der Jugend.

Die lobenswerthe Mäfsigung und Billigkeit — und das ist der letzte Vorzug, welcher herausgehoben zu werden verdient — bethätigt sich ganz besonders bei den Biographien aus der neuern und neuesten Zeit, die aufser einem Theil des siebenten den ganzen achten Band einnehmen. Als Ausgangspunct ist das Jahr 1840 angenommen worden. Hierbei dürfte aber wohl von denen, welche den Schriftstellern der Gegenwart allen Beruf absprechen, die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben, die Frage aufgeworfen werden, ob es in einem Buche, wie das vorliegende, räthlich und nützlich sei, solche Individuen biographisch zu schildern, deren Bild noch von der Parteien Hafs oder Gunst entstellt ist, zweitens auch, ob es für jüngere Leser passend sei, sie durch solche Schaustellungen in die Irrgänge der Gegenwart einzuführen. Wir entgegnen hierauf Folgendes. Einmal konnte in einem so umfänglichen Werke, wie das Böttiger'sche ist, die Geschichte der neuesten Zeit nicht unberücksichtigt bleiben, und der Verfasser

Digitized by Google

durfte Begebenheiten, die er mit erlebt oder von den Zeitgenossen kennen gelernt hat, nicht übergehen. Lessing's Satz (Werke VI. 146.), dafs der Name eines Geschichtsschreibers nur dem zukomme, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes schreibe, weil nur er selbst als Zeuge auftreten könne, ist nicht die Grundbedingung historischer Erkenntnifs, und würde, streng genommen, die gesammte Geschichtschreibung auf Memoiren beschränken. Ferner bedarf der Verfasser einer Zeitgeschichte nicht grade der allergenauesten, tief in das Einzelste gehenden Kenntnifs seiner Zeit, ja es würde oft ein ganz vergebliches Bestreben sein, Alles wissen, erforschen und die Begebenheiten bis auf ihre letzten Ursachen ergründen zu wollen, da ja demjenigen, der mitten in den Begebenheiten thätig gewesen ist, das Ganze derselben oft mehr verschlossen ist als dem, der durch Zeit und Raum davon entfernt gestanden hat. Daher ist es ein wahres Wort des ehrenwerthen Mascov in der Vorrede zur Geschichte der Deutschen: „Es ist überhaupt das Innere der Sache selten herauszubringen. Oft begnügt man sich, wenn man weifs, was zu den Zeiten, da sich die Umstände zugetragen, davon gesprochen worden: und keine Historici sind verdächtiger, als die mit grofsem Vertrauen, was in der Fürsten Cabinet fürgegangen sei, erzählen". Eben so wenig ist aber der Verfasser einer Zeitgeschichte gehalten, allen unsichern Gerüchten nachzuspüren, sie aufzunehmen oder sie zu widerlegen. Es hat z. B. gewifs Niemand besser als Thukydides die Sagen gekannt, welche über Aspasia's Verhältnifs zu Perikles und ihren Einflufs auf die Entstehung des peloponnesischen Krieges verbreitet waren, aber er fand es unter seiner Würde sie einem Geschichtsbuche einzuverleiben, und überliefs sie dem Muthwillen der Lustspieldichter. In ähnlicher Weise haben wir auch Hrn. Böttiger's Schilderungen aus der neuern und neuesten Zeit, ohne Rücksicht auf eine Partei oder herrschende Meinung, einfach und ruhig gefunden, er bethätigt eine gesunde und treue Gesinnung (um doch auch dies Lieblingswort heutiger politischer Rhetoren zu gebrauchen), ohne damit zu prunken. Und was nun die dritte, oder die pädagogische Frage anlangt, so mag es immerhin noch unentschieden sein, wie viel aus der Geschichte der neuern und neuesten Zeit auf unsern Schulen zu lehren sei, oder kann wenigstens hier nicht erörtert werden. Daher bemerken wir nur dies Eine, dafs wir nicht der A sicht Wachler's in den Vorreden zur dritten und vi ten Auflage seines Lehrbuches der Geschichte beist men und uns für die Gymnasien mit einer skizzi Geschichte der drei letzten Jahrhunderte abfinden sen können. Wir meinen, dafs der Geschichtsvor wenn es irgend bei der leider! oft nur zu ge Stundenzahl für diesen Gegenstand thunlich ist zum J. 1815 fortgeführt werden mufs, nicht etw eine oberflächliche Kenntnifs des Gewerblebens Culturverhältnisse, der Verfassungs- und Staats zu erzielen, sondern um die Jugend nicht unv zu lassen in der neueren Geschichte ihres St um ihr die Zeit der Erniedrigung desselben a dern und ihren frischen Gemüthern das Ande die Grofsthaten ihrer Väter als ein unschätzba theil zu überliefern. Will er aber dem Unwe rer Tage, wo sich die Politik und der Schw Zeit bis in die Familien drängt, junge Gemü in Anspruch zu nehmen droht und durch Zeit rei vergiftet, ein heilsames Gegenmittel anb erachten wir die vorliegende Sammlung von phieen dazu sehr passend und ausreichend.

Dafs nun Herr Böttiger alle solche R erkannt hat, zeigt unter andern sein offenes nifs zu Anfange des achten Bandes: „der mufs bei den neuesten Zeiten seinen Leser zu seinem Entschuldiger machen, wenn Auswahl der zu Schildernden noch viel und Manchem wider Erwarten lückenhaft sollte. Wir sind in unserm Innern mit ma theile fertig, ohne das Recht zu haben fentlichkeit zu übergeben, oder wir können sachen erzählen, ohne schon jetzt überall oder auch nur die Fähigkeit zu haben, in dem Innern der menschlichen Brust na Daher dürfe es nicht auffallen, wenn der Studierstube und einige Bücher und Zei schränkte Gelehrte sich wohl hütet den machen und Vieles, was biographisch noch fassen war, in die allgemeine Uebersicht hat. Als Belege zu diesen Grundsätzen aufser jener Uebersicht im achten Bande als Thatsachen den Tod Paul's I. von Rufsland, hebung Ludwig Philipp's, die Biographieen ro's, Kapodistria's, Kolokotroni's, die Erör

lber Frankreichs und Spaniens neueste Geschichte, lie Beurtheilung des polnischen Krieges. Von Polen eifst es in der Biographie Chlopicki's (S. 172): „Es st ein hartes, aber wahres Wort, dafs die Völker, relche im Laufe der Zeiten untergegangen sind, ast alle mehr sich selbst als ihre Unterdrücker anklagen haben. Sie sind deshalb doppelt bemitleiagswerth, denn zum Unglück kömmt die Schuld, l auch die Schuld ist Unglück. Polens Geschick seit 100 Jahren ein schreckliches, aber ein höchst reiches gewesen. Dabei begehren wir indefs keiweges Lobredner Jener zu machen, welche aus Fehlern Andrer ihren Nutzen ziehen und welche Beispiel Polen zwei und drei Mal theilten, weil eine leichte Beute für ihre Uebermacht wurde. Wir hten auch bei der letzten Katastrophe von 1830 land nicht von aller Schuld freisprechen, aber liegt weniger da, wo sie gewöhnlich gesucht , in schweren Mifshandlungen der Nation, als , dafs Alexander durch seine Constitution die ung auf eine Regeneration der *ganzen* Nation lcher (gewifs unabsichtlich) weckte, während er tens einmal nur von einer Vereinigung *seiner* gesprochen haben konnte. Er hätte es wissen , dafs er es mit einem Volke zu thun hatte, es unter den Slavischen die Eigenschaften und schaften der Franzosen hat, Unbeständigkeit, rkeit, aber auch Muth und Ritterlichkeit für Alas ihre Nation angeht, und dafs ihr eben die genden, festhaltenden Elemente, ein gebildeter r- und ein tüchtiger Bauernstand fehlen". An Orten ist der Kampf der Griechen gegen die mit Wärme und Innigkeit beschrieben, und hre Berechtigung zum Aufstande auf S. 467 des bemerkt: „sie trugen nur, was sie nicht konnten; Schwertrecht, nicht Vernunftrecht e über ihnen. Diese Erkenntnifs eines widerchen Zustandes ist nie von ihnen gewichen, sie auch nicht immer gleich wirksam in ihnen aber eine fortgeschrittene Bildung, ein erkräfSelbstgefühl, die Sympathieen des christlichen , gleichzeitige Bestrebungen andrer Staaten ersie einmal wieder lebhafter als je mit den Ergen alter Gröfse und den Hoffnungen besserer de. Sollte die herrliche, vergeistigende Sonne 's nur andern Völkern und nie wieder einem freien Griechenlande scheinen"? Endlich setzen wir noch die Worte her, mit denen (S. 211) der Abschnitt über Casimir Perier eingeleitet ist: „Wenn man für eine Sache, die längst da ist, einen neuen Namen findet, glaubt man oft eine neue Sache gefunden zu haben. Das *juste milieu*, die rechte Mitte, ist alt wie die Menschengeschichte, denn es liegt die Idee, ja das Gefühl eines Gleichgewichts, einer Mäfsigung, einer Vermittelung der Extreme im denkenden Menschen selbst. In der Politik möchte demnach sittliche und vernunftrechtliche Freiheit des Volks die Mitte zwischen Absolutismus und Anarchie sein; nur dafs diese Mitte in der Anwendung immer relativ und schwankend bleiben wird. Man mufs also experimentiren. Es kann demnach keine schnurgerade Linie eingehalten, ja es mufs immer eingelenkt und dort ein Gegengewicht erzeugt werden, wo man sich auf einer Seite zu weit ausbog und neigte. Für jeden Staat ist da die rechte Mitte, wo seinen vernünftigsten Bürgern das Wenigste zu wünschen übrig bleibt".

Nach allen diesen bliebe uns noch übrig, einige Worte über die Darstellung und Schreibart des Herrn Böttiger zu sagen. Dieselbe ist klar, verständig, nach dem Wechsel der Gegenstände verschieden und doch im Ganzen gleichmäfsig, bei richtigen Anlässen mit Dichterstellen geschmückt, kurz ein würdiger Ernst und eine anziehende Lebhaftigkeit sind vereinigt. Nur mitunter hat diese Lebhaftigkeit zu Ausdrücken geführt, die von einer zu zwanglosen Natürlichkeit eingegeben zu sein scheinen und der Würde der Geschichtschreibung nicht entsprechen. Von der ersten Gattung ist z. B. die folgende Stelle: „an der Todeskerze mufste die Kriegsfackel angezündet werden" (III. 261.), ferner gehören dahin die unpassenden Bilder, wenn die Vorgänger Luther's „die Sturmvögel der Revolution" heifsen (V. 79.) oder Italien „die Unruhe in der europäischen Uhr" (ebds. 279.) und der 2. Mai 1808 „der Hahnenschrei und die Morgenröthe der spanischen Freiheit" (VII. 331.). Zur zweiten Gattung zählen wir Ausdrücke, als „die guten alten Störche, die Pelasger" (I, 136.), „das Messer stand den Kurfürsten an der Kehle" (V. 507.), und „Castlereagh's Federmesser veränderte die Lage der Dinge" (VIII. 267.) oder Wortspiele, wie von den Lanzen der Perser bei Thermopylä (I. 201.), oder vom Grafen Mansfeld, der „hasenschartig" war, aber „lö-

Digitized by Google

wenmüthig" (V. 435.). Wollten wir indefs dagegen eine Anzahl von Stellen auszeichnen, wo sich die Rede zur höhern Anschaulichkeit steigert und wo man auf das Deutlichste wahrnehmen kann, wie das, was frisch vom Herzen kommt, auch wieder zum Herzen spricht, so brauchen wir hier nur die Beschreibungen der Schlachten auf den katalaunischen Feldern, auf dem Marchfelde, bei Hastings, bei Mühldorf, bei Angora, und bei Ayacucho anzuführen oder solche Schilderungen, wie die der Eroberung Roms durch Alarich, der Erstürmungen Constantinopel's und Missolunghi's, des Rückzuges der Spanier unter Cortez aus Mexiko, des Kampfes bei Thermopylä und verschiedener Scenen aus dem jüngsten griechischen Freiheitskriege, namhaft zu machen. Wünscht man aber noch Stücke von andrer Art, so verweisen wir auf die Beschreibung des Hunnenhofes zu Attila's Zeit und des Pfingstfestes bei Mainz im Jahre 1087., auf das Gemälde der Ruine Habsburg, und auf das in wenigen, aber gelungenen Zügen entworfene Bild des Landes Arabien.

Ein sorgfältiges Register über sämmtliche acht Bände erhöht die Brauchbarkeit eines Werkes, das wir zu den im besten Sinne *praktischen* Büchern zählen.

K. G. Jacob.

XLI.

Osann, über den Ort Gesonia.

Im 3ten Hefte der Jahrbücher des Vereins Rheinländischer Alterthumsfreunde Bonn 1843 handelt Hr. Professor Osann über die Stelle des Florus IV, 12, 26 (Drusus) *Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit*, nach welcher ein Ort Gesonia auf dem rechten Rheinufer Bonn gegenüber angenommen werden mufs. Er emendirt die Stelle: *Bononiam et Gesoriacum pontibus junxit*, indem er sie auf Boulogne sur mer bezieht, welches mit dem öfters an jener Küste erwähnten, aber der Lage nach unsicherem Gesoriacum zu einer Stadt verbunden worden sein soll. *Cum* in der Stelle des Florus ist jedenfalls unlateinisch und gehört wohl zum vorhergehenden zweifelhaften Worte. Die Correctur Hrn. Osann's streitet aber gegen den Zusammenhang in der Stelle des Florus, wo durchaus nur von Eroberung und Sicherung einer Römischen Provinz in Germanien, nicht von Gallien, die Rede ist. Empfehlenswerth von Seiten des Sinnes ist dagegen eine andere Correctur, die bei Gelegenheit des erwähnten Gesoriacum bei Florus I, 11, 5 versucht wird, wo es heifst: *Idem tunc Faesulae, quod Carrae nuper; idem nemus Ariciinum, quod Hercynius saltus; Fregellae, quod Gesoriacum: Tiberis, quod Euphrates.* Da nämlich Fregellae eine Landstadt ist, die in keine Weise mit der weit entlegenen Seestadt Gesoriacum verglichen werden kann, emendirt Hr. Osann dafür *Fregenae*, den Namen einer Etruskischen Seestadt.

C. L.

Viro excell. et experientiss. Ern. Lud. Guil. N. Phil. et Med. Dr. hujusque professori primario summos doctoris honores ante hos L. annos rite petratos gratulatur Acad. Ludov. (Giessensis) m. Dec. 1843. *Subjiciuntur quaedam de Pel. Hippiatricorum scriptore.*

Im Jahre 1826 erschien aus einem Florentiner Codex Besorgung Cajet. Cionio's die Ars veterinaria des Pel. eines Autors, dessen Name schon früher aus der Grie. Sammlung der Hippiatrica und Geoponica und aus der arzneikunst des sogenannten Vegetius bekannt war. H. fessor Osann in Giefsen beschäftigt sich in der Gratu. schrift, deren Titel oben angegeben ist, mit der Frage, Ars des Pelagonius ursprünglich Griechisch oder Latei. gefafst ist, und, da er sich für das Erstere entscheidet, che Zeit die Lateinische Bearbeitung und das Griechi. ginal falle. Dafs dies Lateinische Buch nicht erst aus der Wiederherstellung der Litteratur in Italien st. durch die zu demselben gehörigen Fragmente in rescriptus des Klosters Bobbio, jetzt in Wien, deut. den. Es mufs also vor dem sechsten Jahrhundert u. rechnung angefertigt sein, giebt aber der Wissensch. gen Gewinn wegen der unordentlichen, mehr excerp. übersetzenden Art der Ausführung. Pelagonius sch. zur Zeit Constantins des Grofsen gelebt zu haben; Osann macht auf die Unterschrift des Lateinischen C. merksam, welche heifst: *Commentum artis medicin. rinariae explicit* Pelagoniorum Saloninorum, mehr als ein Pelagonius, vielleicht Brüder, aus Sol. Vorsteher einer thierärztlichen Lehranstalt in Salona, zu sein scheinen. Die technischen Schriften, deren wi. aus dem Griechischen und Römischen Alterthum besit. dern noch ganz besondere Nachforschungen von beur. gelehrten, wenn ersprieſsliche Resultate für die Sach. Geschichte aus ihnen gewonnen werden sollen. Die. sche Gründlichkeit kann nur den Weg dazu anbahnen.

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLII.

chtung der neuen Schellingschen Lehre Seiten der Philosophie und Theologie, von ris Schmidt. Athenäum in Berlin, 1843. *V. u.* 342 *S.*

I.

ht der Gegenstand dieser Schrift ist es, welcher erhöhtere Aufmerksamkeit zuwenden könnte; ie Literatur hat sich daran in gegenwärtiger lfach, in mancherlei Gestalten und Weisen t; wohl aber, um dies gleich voran zu sagen, hr Grundton, die wahre Ruhe und Gemessen- Prüfens, die von allem Persönlichen und Lei- ftlichen, von jedem kleinlichen Beiwerk entfernt, fgabe fest im Auge behält und würdig zu lösen . Dieser Charakter der Untersuchung, so r in der neueren Philosophie geworden zu sein, g er allerdings im speciellen Falle mit gleichem u messen scheint, so verdächtig er von vorn en Leidenschaftlichen und den grundsätzlich en unwillkommen sein mag, — er ist doch das nachhaltige Mittel, um den Gehalt eines neuen zur Lösung der wichtigsten Probleme dar- und sich über das, *was* er ist, zu verständi- es nun zur Vereinigung damit oder zur An- weiterer Wege des Fortschritts. Die gegen- äufsere, in Hinsicht auf die reine Sache sel- kaum beneidenswerthe Stellung der Schelling- ilosophie, mufs freilich geeigneter sein, die der Beurtheilung hervorzurufen. Man hat en, ihren Urheber auf die Gesinnung hin zu n; aber diese Waffe mufs als durchaus schlecht n; man befindet sich auf einem gröfstentheils lichen Terrain, wo der Feind fortwährend ver- t. Denn von den Gegnern jener Philosophie annt, dafs wenn auch mehr oder weniger be- wufst die Gesinnung Einflufs hatte auf die Richtung des Erkennens, sie doch erst in diesem zu einem fafs- baren Resultat heraustritt und Theoretisches nur theo- retisch überwunden werden kann, ja dafs diese Weise des Angriffs eher willkommen sein mufs, weil sie, den eigentlichen Fragepunct übersehend, in unbestimmte und leidenschaftliche Declamationen verfällt und durch unvermeidliche Blöfsen, die sie sich giebt, auch gegen das etwa Richtige Zweifel erweckt. Die befreundete Seite aber trifft nicht allein der gröfste Theil dieses Tadels gleichfalls, sondern auch ein Neues tritt hinzu, eine Art moralischen Zwangs, der für die Nicht-An- nahme einer neuen Lehre die Sittlichkeit verantwort- lich machen will. Wenn auch zugegeben werden mag, dafs eine durchaus verkehrte Richtung des Gesammt- geistes unempfänglich gemacht haben könne für die Wahrheit, so wäre das doch nur eine vorübergehende, zufällige Erscheinung; eine überwiegende Zahl *den- kender* Geister mit diesem Vorwurf zu belasten, wäre nur die Unsittlichkeit selbst, und auf jeden Fall wäre jene Erscheinung zu ohnmächtig und haltungslos, um über die Geschicke einer Philosophie im Grofsen und Ganzen zu entscheiden. Wie sehr auch die neueste Schellingsche Lehre auf ein Unantastbares, Unbegreif- liches hinweist und dabei einen gewissen sittlichen Ent- schlufs des Menschen ins Feld ruft, so lehnt sie doch entschieden ab, eine die Gewissen schreckende Dogma- tik sein zu wollen und stellt sich im Wesentlichen als *Philosophie* dar; damit kann sie aber auf keinem an- dern Boden stehen, als dem, welchen die philosophi- schen Geister aller Zeiten behaupteten; sie mufs für ihre Form, wie für ihren Inhalt demselben, einzig als gültig anerkannten Mafsstab unterliegen, d. h. zunächst und vor Allem dem vernünftigen Denken; sie mufs zu Recht bestehen vor dem Gesammtbewufstsein der Zeit, so weit es sich wenigstens ankündigt als künfti- ges Moment der Geschichte; was hier *nicht* Stand

Digitized by Google

hielte, würde durch keine menschliche Macht in den Gemüthern Dauer gewinnen. Und diese Ueberzeugung ist es unstreitig, die den Verf. auf den bezeichneten Weg geführt hat, wodurch seine Schrift sich vor vielen anderen unterscheidet, ihr Verdientliches und Bedeutendes enthält. Er hat ein klares Bewufstsein über das gedoppelte mifsliche Verhältnifs der bisherigen Kritik, indem er gleich zu Anfang beklagt, wie die Polemik gegen Schelling die Erwartungen einer allseitigen und befriedigenden Lösung der eigentlichen Aufgabe der Wissenschaft getäuscht habe; auch gegen und für ihn habe sich das einseitige Parthei-Interesse geltend gemacht, welches gar wohl die eignen Wünsche mit lauter Stimme vertritt, alle diejenigen aber überschreit, denen es um die Sache der Theologie und Philosophie, um die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschheit zu thun ist. Aber auch ferner S. 321: Schelling hat mehrmals einen starken Glauben, er hat von denen, die mit ihm philosophiren wollen, eine Erweiterung der engen Begriffe verlangt; ja am Ende macht er uns gar einen moralischen Vorwurf daraus, dafs wir seine Philosophie nicht annehmen wollen; aber ein Vorwurf würde uns daraus entstehen, wenn wir sie aus äufseren Rücksichten als das anerkennen wollten, was sie nach unserer Einsicht nicht ist (was übrigens gar Manche thun möchten), denn hier mischt sich das Praktische mit ein.

Wie schon in diesen Stellen angedeutet ist, werden wir es mit einem eigenthümlichen Standpuncte des Verf.'s zu thun haben, von welchem aus er die kritischen Lichter versendet; bei dem engen Zusammenhange, den er zwischen dem früheren und jetzigen Schellingschen System sieht und den auch Schelling anerkannt wissen will, betrachtet er sowohl die gesammte Philosophie des Letzteren, als auch diejenigen, die seiner Meinung zufolge, dem Princip nach auf demselben Boden stehen, was er jedoch in Bezug auf Hegel mehr vermuthen, als hervortreten läfst. Da nun allerdings dieser Standpunct die inhaltliche Seele des Urtheils bilden wird und mit einer rühmenden Anerkennung der Form keineswegs auch die des Inhalts verbunden zu sein braucht, so ist es vor Allem nöthig, *die wesentliche Ansicht des Verf.'s* zu erforschen, ob sie den beurtheilten Systemen überall gerecht werden könne; es wird das nächste Geschäft dieser Relation sein; es mufs sich daran der Bericht über die Kritik *der Naturphilosophie überhaupt* knüpfen, wobei der Verf. Gelegenheit gewonnen hat, einen Theil von *Trendelenburgs „logischen Untersuchungen"* zu besprechen, der sich mit bestimmter Polemik gegen Hegel wendet; den Schlufs wird der Natur der Sache nach *die Schellingsche Philosophie der Offenbarung* machen.

Was das System des Verf.'s betrifft, so liegt es allerdings nur fragmentarisch und an einzelnen Stellen des Buchs vor, er selbst verweist für eine vollständige Darlegung desselben auf die Zukunft; doch hat er Merkzeichen genug geben müssen, um an ihnen die Fäden seiner Ansicht erkennen zu können. Diese ruhen, wie der auf dem gemeinsamen Grunde des Freiheitsbegriffs, in der allseitigen Hervorhebung und Durchbildung desselben sieht der Verf. (VII) die Bedingung, um die Aufgabe der Philosophie in ihrem ganzen Umfange zu begreifen und einer wahrhaften Lösung zuzuführen. Was daher die allgemeine Form dieser Philosophie betrifft, so ist es nöthig, die analytische Weise zu verlassen (V), die, indem sie das zu Vermittelnde gleich als ein Entgegengesetztes behauptet und diesem ersten Grundsatz eine Einheit voraussetzt, vom ersten Begriff gar nicht weggeht, sondern bei aller menschlichen Bewegung überall nur dasselbe Identische aufweist; es bedarf vielmehr (278) zur Vermittlung des Endlichen und Unendlichen, des Mannichfachen und des Selbst einer wirklichen Synthese, eines wahren Dritten; die wahre philosophische Methode wird den Begriff nicht als Complex zweier einseitigen Momente, sondern als das bestimmen, welches die *drei Momente* der Thesis, Antithesis und Synthesis setzt, sich als Zweck aussprechend; das Ganze, das Wesen an und für sich seienden *Begriffs* beruht auf der Consequenz, der Weise der Beziehung. Zunächst (VI) mufs zur Erkenntnifs Gottes ein Princip der Specification gefunden werden, es darf (II), wenn das Denken, wie bei Hegel das der Freiheit und Nothwendigkeit, sich durch irgend eine inwohnende Zahl zu Unterschieden erschliefst, die die Sache selbst angehen, das Subject nicht fehlen, da dieses nimmer nur ein Werdendes sein kann, und Gott genau genommen nur die abschliefsende, formale Vernunft-Einheit bleibt. Aber auch die Erkenntnifs des Menschen mufs ohne jenes Princip eine mangelhafte bleiben, die Aufgabe der Philosophie mufs in

Digitized by Google

timmung mit der Würde und Bestimmung der schlichen Natur gelöst werden. Und so stellt Verf. das jetzige Problem ganz allgemein hin als der Transcendenz und Immanenz oder — der wendigkeit und Freiheit; es kehrt in allen Thei- der Philosophie wieder, in der Frage nach der ion, ob sie als göttliche oder menschliche That etrachten, nach der Simultaneität von Freiheit Tugend, nach dem Zusammenhang von Leib und , wobei der Verf. noch etwas sehr weitläuftig das von einer Priorität des Eis oder der Henne aus- (4—10). „Die nächste Lösung dieser Probleme ein Princip geben, welches die Zweifel auf allen ten vollständig aufhebt, der Sieg der Metaphy- ürde vollendet sein, wenn sie specifisch ver- ene Substanzen, *wirkliche* Unterschiede in der t eines absoluten Princips, das dann als Zweck- e gedacht werden müfste, versöhnen, wenn sie ecifischen Kreisen ihr Gesetz und eigentliches nachweisen könnte; im Wesen der Substanz mufs daher a priori die Nothwendigkeit aufge- erden, als eine Mehrheit von specifischen Sub- zu existiren, etwas, das die Erfahrung nicht (28)"; einem nur immanent fortschreitenden, ste dem Folgenden unterordnenden und zuletzt an Einem Princip aufhängenden Spinozismus r *Verf.* die Forderung entgegen, ein Beigeord- nzuerkennen (243). Bei näherer Betrachtung ncips nach seiner geschichtlich-sittlichen Seite er jede Methode von Thesis, Antithesis und is, als unfähig, dem Reiche der Freiheit Ge- rzuschreiben; die Geschichte ist ihm kein noth- r Proceſs, der irgend ein An-sich zur Entfal- ngen müfste; nur das Denken entwickelt sich Möglichkeit zur Wirklichkeit, die Freiheit, specifische Wesen des Menschen, entwickelt t aus theoretischen Anlagen, ist vielmehr mit chlage und ganz da, folgt nicht aus Bedin- und da sie den Menschen *wirkt*, kann sie it zuerst der Potenz nach sein, indem dann r nur erst der Potenz nach da sein müfste. eiheit ist gleich thätig im bejahenden, wie den Urtheil des Willens, der also nicht erst e des Gesetzes abzuweichen braucht, um iheit zu erfahren (50—51); seine Entschlie- kt aber — schöpferisch eine neue, von sich ausgehende Reihe, denn er ist (334) überall der terminus medius, wodurch das Allgemeine mit dem Besondern zu einer realen Totalität verbunden wird; nur durch die Freiheit wird alles Menschliche vollbracht, sie ist das Princip der Geschichte und überhaupt — Gesetz und Zweck der Welt.

Reden wir nun von dem Princip selbst, so wird man dem Verf. unstreitig beizupflichten haben, ohne gleichwohl, wie er allzu zuversichtlich verkündet, es als ein Neues anerkennen, und mit der Entwickelung, die er ihm gegeben, so wie mit seinen begleitenden Aussprüchen einverstanden sein zu müssen. Hier käme er auffallend zu spät. Zunächst wollen sich die wichtigsten Bedenken erheben, wenn der Verf. dieses Princip auch in der gesammten neueren Philosophie vermifst, durch welche recht eigentlich der rothe Faden der Freiheit sich schon seit dem 18. Jahrhundert deutlich hindurchzieht, wenn er, statt dasselbe im Gegensatz gegen manche andere philosophische Systeme darzustellen, das Schellingsche nur deswegen vorgezogen hat, weil sich an ihm die Mängel des bisherigen Verfahrens am deutlichsten aufzeigen lassen und weil es in seinem zweiten Auftreten sich ein um so verführerisches Aeufsere giebt, je mehr es die wesentlichen Interessen der Menschheit in Schutz zu nehmen verspricht. Der Verf. bekennt, dafs er an der Schellingschen wie Hegelschen Philosophie gleich wenig Interesse nehme, er verlangt auch bei der letzteren, dafs man an dem Grunde zweifelhaft werde, auf welchem man festzustehen glaube; er bezeichnet sie gleichfalls als Naturphilosophie, wenn er sagt: „wer die Schellingsche positive Philosophie wegen jenes Charakters nicht für ausreichend erachtet, die höchsten Probleme zu lösen, der sage das Gleiche aber auch von der Hegelschen (V)"; auch sie mufs zu denen gehören, welche die Principien, die sie für das natürliche Dasein aufstellten, auch auf die Freiheit angewandt und sich dadurch in einen allseitigen Widerspruch mit dem Leben und den höchsten Interessen der Menschheit verwickelt haben. Ethik und Religionsphilosophie dagegen sind nach dem Verf. die eigentlichen Gegenstände einer Philosophie und geben die Mafstäbe, nach denen eine jede zu messen ist, weil sich jede mit ihnen mufs vermitteln lassen; den unveräufserlichen Schatz der Menschheit hat die *Theologie* zu hüten; denn da die Religion das alleinige Le-

Digitized by Google

hielte, würde durch keine menschliche Macht in den Gemüthern Dauer gewinnen. Und diese Ueberzeugung ist es unstreitig, die den Verf. auf den bezeichneten Weg geführt hat, wodurch seine Schrift sich vor vielen anderen unterscheidet, ihr Verdientliches und Bedeutendes enthält. Er hat ein klares Bewufstsein über das gedoppelte mifsliche Verhältnifs der bisherigen Kritik, indem er gleich zu Anfang beklagt, wie die Polemik gegen Schelling die Erwartungen einer allseitigen und befriedigenden Lösung der eigentlichen Aufgabe der Wissenschaft getäuscht habe; auch gegen und für ihn habe sich das einseitige Parthei-Interesse geltend gemacht, welches gar wohl die eignen Wünsche mit lauter Stimme vertritt, alle diejenigen aber überschreit, denen es um die Sache der Theologie und Philosophie, um die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschheit zu thun ist. Aber auch ferner S. 321: Schelling hat mehrmals einen starken Glauben, er hat von denen, die mit ihm philosophiren wollen, eine Erweiterung der engen Begriffe verlangt; ja am Ende macht er uns gar einen moralischen Vorwurf daraus, dafs wir seine Philosophie nicht annehmen wollen; aber ein Vorwurf würde uns daraus entstehen, wenn wir sie aus äufseren Rücksichten als das anerkennen wollten, was sie nach unserer Einsicht nicht ist (was übrigens gar Manche thun möchten), denn hier mischt sich das Praktische mit ein.

Wie schon in diesen Stellen angedeutet ist, werden wir es mit einem eigenthümlichen Standpuncte des Verf.'s zu thun haben, von welchem aus er die kritischen Lichter versendet; bei dem engen Zusammenhange, den er zwischen dem früheren und jetzigen Schellingschen System sieht und den auch Schelling anerkannt wissen will, betrachtet er sowohl die gesammte Philosophie des Letzteren, als auch diejenigen, die seiner Meinung zufolge, dem Princip nach auf demselben Boden stehen, was er jedoch in Bezug auf Hegel mehr vermuthen, als hervortreten läfst. Da nun allerdings dieser Standpunct die inhaltliche Seele des Urtheils bilden wird und mit einer rühmenden Anerkennung der Form keineswegs auch die des Inhalts verbunden zu sein braucht, so ist es vor Allem nöthig, *die wesentliche Ansicht des Verf.'s* zu erforschen, ob sie den beurtheilten Systemen überall gerecht werden könne; es wird das nächste Geschäft dieser Relation sein; es mufs sich daran der Bericht über die Kritik *der Naturphilosophie überhaupt* knüpfen, wobei der Verf. Gelegenheit gewonnen hat, einen Theil von *Trendelenburgs „logischen Untersuchungen"* zu besprechen, der sich mit bestimmter Polemik gegen Hegel wendet; den Schlufs wird der Natur der Sache nach *die Schellingsche Philosophie der Offenbarung* machen.

Was das System des Verf.'s betrifft, so liegt es allerdings nur fragmentarisch und an einzelnen Stellen des Buchs vor, er selbst verweist für eine vollständige Darlegung desselben auf die Zukunft; doch hat er Merkzeichen genug geben müssen, um an ihnen die Fülle seiner Ansicht erkennen zu können. Diese ruhet nun der auf dem gemeinsamen Grunde des Freiheitsbegriffs in der allseitigen Hervorhebung und Durchbildung desselben sieht der Verf. (VII) die Bedingung, um die Aufgabe der Philosophie in ihrem ganzen Umfange zu begreifen und einer wahrhaften Lösung zuzuführen. Was daher die allgemeine Form dieser Philosophie betrifft, so ist es nöthig, die analytische Weise zu verlassen (V), die, indem sie das zu Vermittelnde gleich als ein Entgegengesetztes behauptet und diesem ersten Grundsatz eine Einheit voraussetzt, vom ersten Begriff gar nicht weggeht, sondern bei aller menschlichen Bewegung überall nur dasselbe Identische aufweist; es bedarf vielmehr (278) zur Vermittlung des Endlichen und Unendlichen, des Mannichfachen und des Selbst einer wirklichen Synthese, eines wahren Dritten; die wahre philosophische Methode wird den Begriff nicht als Complex zweier einseitigen Momente, sondern als das bestimmen, welches die *drei* Momente der Thesis, Antithesis und Synthesis setzt, sich als Zweck aussprechend; das Ganze, das Wesen an und für sich seienden *Begriffs* beruht auf der Consequenz, der Weise der Beziehung. Zunächst (VI) mufs zur Erkenntnifs Gottes ein Princip der Specification gefunden werden, es darf (11), wenn das Denken, wie bei Hegel das der Freiheit und Nothwendigkeit, sich durch irgend eine inwohnende Idee zu Unterschieden erschliefst, die die Sache selbst angehen, das Subject nicht fehlen, da dieses nimmer nur ein Werdendes sein kann, und Gott genau genommen nur die abschliefsende, formale Vernunft-Einheit bleibt. Aber auch die Erkenntnifs des Menschen mufs ohne jenes Princip eine mangelhafte bleiben, die Aufgabe der Philosophie mufs in

Digitized by Google

instimmung mit der Würde und Bestimmung der menschlichen Natur gelöst werden. Und so stellt er Verf. das jetzige Problem ganz allgemein hin als der Transcendenz und Immanenz oder — der Nothwendigkeit und Freiheit; es kehrt in allen Theilen der Philosophie wieder, in der Frage nach der Religion, ob sie als göttliche oder menschliche That betrachten, nach der Simultaneität von Freiheit Tugend, nach dem Zusammenhang von Leib und Seele, wobei der Verf. noch etwas sehr weitläuftig das von einer Priorität des Eis oder der Henne aus- (4—10). „Die nächste Lösung dieser Probleme ein Princip geben, welches die Zweifel auf allen Seiten vollständig aufhebt, der Sieg der Metaphysik würde vollendet sein, wenn sie specifisch verschiedene Substanzen, *wirkliche* Unterschiede in der Einheit eines absoluten Princips, das dann als Zweckbegriff gedacht werden müfste, versöhnen, wenn sie specifischen Kreisen ihr Gesetz und eigentliches nachweisen könnte; im Wesen der Substanz muſs daher a priori die Nothwendigkeit aufgewiesen werden, als eine Mehrheit von specifischen Substanzen zu existiren, etwas, das die Erfahrung nicht (28)"; einem nur immanent fortschreitenden, alle dem Folgenden unterordnenden und zuletzt an Einem Princip aufhängenden Spinozismus der Verf. die Forderung entgegen, ein Beigeordnetes zuerkennen (243). Bei näherer Betrachtung Princips nach seiner geschichtlich-sittlichen Seite er jede Methode von Thesis, Antithesis und als unfähig, dem Reiche der Freiheit Gesetze zuzuschreiben; die Geschichte ist ihm kein nothwendiger Proceſs, der irgend ein An-sich zur Entfaltung müfste; nur das Denken entwickelt sich Möglichkeit zur Wirklichkeit, die Freiheit, specifische Wesen des Menschen, entwickelt sich aus theoretischen Anlagen, ist vielmehr mit Schlage und ganz da, folgt nicht aus Bedingungen und da sie den Menschen *wirkt*, kann sie nicht zuerst der Potenz nach sein, indem dann er nur erst der Potenz nach da sein müfste. Freiheit ist gleich thätig im bejahenden, wie andern Urtheil des Willens, der also nicht erst die des Gesetzes abzuweichen braucht, um Freiheit zu erfahren (50—51); seine Entschließung *wirkt aber* — schöpferisch eine neue, von sich ausgehende Reihe, denn er ist (334) überall der terminus medius, wodurch das Allgemeine mit dem Besondern zu einer realen Totalität verbunden wird; nur durch die Freiheit wird alles Menschliche vollbracht, sie ist das Princip der Geschichte und überhaupt — Gesetz und Zweck der Welt.

Reden wir nun von dem Princip selbst, so wird man dem Verf. unstreitig beizupflichten haben, ohne gleichwohl, wie er allzu zuversichtlich verkündet, es als ein Neues anerkennen, und mit der Entwickelung, die er ihm gegeben, so wie mit seinen begleitenden Aussprüchen einverstanden sein zu müssen. Hier käme er auffallend zu spät. Zunächst wollen sich die wichtigsten Bedenken erheben, wenn der Verf. dieses Princip auch in der gesammten neueren Philosophie vermiſst, durch welche recht eigentlich der rothe Faden der Freiheit sich schon seit dem 18. Jahrhundert deutlich hindurchzieht, wenn er, statt dasselbe im Gegensatz gegen manche andere philosophische Systeme darzustellen, das Schellingsche nur deswegen vorgezogen hat, weil sich an ihm die Mängel des bisherigen Verfahrens am deutlichsten aufzeigen lassen und weil es in seinem zweiten Auftreten sich ein um so verführerisches Aeuſsere giebt, je mehr es die wesentlichen Interessen der Menschheit in Schutz zu nehmen verspricht. Der Verf. bekennt, daſs er an der Schellingschen wie Hegelschen Philosophie gleich wenig Interesse nehme, er verlangt auch bei der letzteren, daſs man an dem Grunde zweifelhaft werde, auf welchem man festzustehen glaube; er bezeichnet sie gleichfalls als Naturphilosophie, wenn er sagt: „wer die Schellingsche positive Philosophie wegen jenes Charakters nicht für ausreichend erachtet, die höchsten Probleme zu lösen, der sage das Gleiche aber auch von der Hegelschen (V)"; auch sie muſs zu denen gehören, welche die Principien, die sie für das natürliche Dasein aufstellten, auch auf die Freiheit angewandt und sich dadurch in einen allseitigen Widerspruch mit dem Leben und den höchsten Interessen der Menschheit verwickelt haben. Ethik und Religionsphilosophie dagegen sind nach dem Verf. die eigentlichen Gegenstände einer Philosophie und geben die Maſstäbe, nach denen eine jede zu messen ist, weil sich jede mit ihnen muſs vermitteln lassen; den unveräuſserlichen Schatz der Menschheit hat die *Theologie* zu hüten; denn da die Religion das alleinige Le-

Digitized by Google

bensprincip der Menschen ist, alle Gestalten des geistigen Lebens beseelt, so muſs die Theologie auch die Früchte der Philosophie sammeln, den Geist einer jeden prüfen, ob sie etwa der Religion Eintrag thue. Und ferner: Grade die Religion ist das von dem Princip der Freiheit durchdrungene Bewuſstsein der Menschheit (XIII.); daher ist sie es auch, die in Verbindung mit dem sittlichen Leben in jedem Acte des Thuns und der Reflexion untrüglich die Schwierigkeiten löst, wie im Menschen zwei Welten sich begegnen; das Christenthum ist die vollendete Religion, weil in Christi freier Entschlieſsung das unbedingte Gesetz und das bedingte Material verknüpft gewesen; es bleibt die unantastbare Voraussetzung für jede Lösung der Aufgabe der Philosophie (2). — Hiernach scheint es nun, als ob es dem Verf. nicht bloſs um die Bekämpfung einer bestimmten, auch der Hegelschen, sondern jeder Philosophie zu thun sein müsse, als ob wenigstens jede Philosophie in der Theologie aufgehen solle; man wird darin noch bestärkt, wenn er (321) jedes Beweisen der Religion für überflüssig, ja verderblich erklärt, weil es dem Menschen das nehmen würde, worauf sie beruht, das Bewuſstsein der Freiheit, und weil sie von ihm eben nur fordert, daſs er glaube, d. h. sich in seinem wahren Wesen ergreife. Wenn auch von *verschiedenen* Interessen der Religion und Philosophie gesprochen wird, die nie zusammenfallen können, so scheint das der Philosophie doch nicht eben bedeutend, da die Religion auf Allgemeingültigkeit Anspruch mache und den Menschen als sittliches Subject angehe; was der Verfasser der ersteren als ein Eigenthümliches zuweist, nemlich als Wissenschaft zu beweisen, sich nicht auf das unmittelbare Bewuſstsein zu berufen, das Princip einer bestimmten Religion anzugeben, um von da aus die Totalität ihres Inhalts zu entwickeln, würde sie im Grunde doch nur auf eine formelle Function beschränken. Denn was für Gewicht kann das Beweisen haben, wenn der wesentliche Inhalt eine unantastbare Voraussetzung, im Bewuſstsein schon vorhanden sein soll, wenn die Grenze des Beweisens schon vorgezeichnet ist? woher soll daz Interesse für eine neue und schwierige Wissenschaft kommen, wenn die Religion die Hauptprobleme untrüglich löst? Wie wenn solche wiedererweckte Scholastik einmal sich zu der Behauptung ermannte, etwas Anderes zu beweisen, als von der, den unveräuſserlichen Schatz der Menschheit hütenden Theologie approbirt wäre? Sind durchdrungen wir auch von der Tiefe und Hoheit der Religion sind und so bedeutungsvoll uns auch in der Philosophie das Element des Glaubens, der innigen gesunden Unmittelbarkeit ist, so sehr müssen wir Anstand nehmen, dies Element zum absoluten Ausgangspunct und seinen Inhalt zum Inhalt schlechthin machen; es kann nur als das tiefe Bewuſstsein der Gemeinschaft des Menschen mit dem Göttlichen und als ihm eingepflanzten Keims ewiger Wahrheit das Denken ununterbrochen begleiten und dessen Proceſs seiner beruhigenden Weihe besiegeln. Zu einer ausführlichen Erörterung des groſsen Themas über das Verhältniſs von Philosophie und Religion ist hier nicht der Ort, aber die Bemerkung möge noch erlaubt sein daſs der Philosophie das Recht zuerkannt werden muſs von vorn herein auch über diesem Gebiete der Religion zu stehen und wesentlich, auch dem Inhalt nach von der Religion und Theologie verschieden sein *können*, indem sie, absehend von dem Gegebenen und Geltenden, vor Allem die Resultate der eigenen Arbeit des freien Denkens entnehmen muſs; man muſs sie oder unbedingt gar keine Philosophie wollen. Ueberhaupt hat sie es noch mit ganz anderen Aufgaben zu thun, der Verf. in Ethik und Religionsphilosophie ihr zuweisen will und schwerlich möchte auf diesem Wege die wünschte Regeneration zu erreichen sein. Allein kommt Alles darauf an, daſs man sich über den Ausdruck Religion verständige, womit bald im engen Sinne eine bestimmte Dogmatik, bald eine totale Absoluten erfüllte Geistesstimmung bezeichnet wird, die, wir hoffen es, gar wohl mitten in der Philosophie ihren Platz findet, ein Unterschied, dessen absichtliche oder unabsichtliche Verkennung ewige Mißverständnisse veranlaſst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

...chtung der neuen Schellingschen Lehre ...n Seiten der Philosophie und Theologie, von ...exis Schmidt.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser spricht sich hierüber wieder nur ...tlich aus, was keinenfalls erlaubt war; ist ...eligion dasselbe, was sein Principe der Freiheit, ...s sich der Mensch darin zu seiner wesent- ...Wahrheit über seine Endlichkeit und Unmittel- ...it erhebt, so ist der Gegensatz nicht scharf ge- ...um so grofses Gewicht darauf zu legen; nimmt ...er den ersteren Sinn auf, dann bemerkt er nicht, ...e Philosophie, die wie gesagt ganz andere For- ...en an den Menschen stellt, vieles Wesentliche ...igion, wonach sie immer zu viel Anthropomor- ...s enthalten wird, aufzuheben hat, nicht um es ...ören, vielmehr zu vergeistigen; sie erzeugt und ...me Religion im weiteren Sinne erzeugen, die ...ingabe des ganzen Gemüths und Herzens an ...erkannte Göttliche besteht.

...ch wir wollen gern zugeben, dafs des Verf.'s ...hierüber aus seinen Andeutungen noch nicht ...zu erkennen ist und erst in bestimmterer Aus- ...vorliegen müfste, die ihm vielleicht der näch- ...wichtigste Gegenstand seiner Mufse hätte sein ...wir wollen uns nicht an seine mancherlei Un- ...en und an die Widersprüche halten, in die er ...ich bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der ...phie und tüchtigen Kenntnifs ihrer Geschichte, ...selbst zu treten scheint; wir wollen im Ge- ...bei ihm weit mehr reine Philosophie voraus- ...als er sich selbst gesteht, und indem wir ihm ...n sein Interesse für dieselbe folgen, haben wir ...suchen, inwiefern seine Klage, in ihren Syste- ...n Princip ganz allgemein vernachlässigt zu se- ...ründet ist.

Auch die Hegelsche Philosophie also trifft der Vorwurf, nur analytisch zu sein, von dem ersten Identischen nicht wegzukommen, keine wirkliche Synthese zu bilden, auch in ihr fehlt ein Princip der Specification. Aber Hegel hat es mehr als ein Mal und ausführlich entwickelt, dafs die Methode, indem das Eine und Selbe sich fortwährend erfüllt und bereichert, eben sowohl analytisch, als synthetisch sei. Heben wir aus dieser Totalität der Bewegung zur gröfseren Deutlichkeit nur ein Theilganzes heraus, etwa den Begriff des Lebens; der Verf. wird nicht anstehen, diesen Begriff an die Spitze alles organischen Daseins zu stellen, wobei es ihm frei steht, die innere Entwickelung der Erdkugel und der Himmelskörper davon auszuschliefsen; auf jeden Fall leuchtet ein, dafs das Leben in gar verschiedener Weise in der Pflanzen- wie in der Thierwelt zur Lösung gelangt, ja innerhalb eines jeden dieser Hauptkreise wieder ganz specifische Stufen darstellt; aber auch zum Weben und Walten des Geistes schreitet es fort und bildet den Gesammtbegriff für dessen unendliche Manifestationen. Dennoch geht aller dieser Mannichfaltigkeit Ein Grund, ein Allgemeinstes voraus, das sich doch zum *Wort* zusammenfassen lassen und festgehalten werden mufs, und nur so ist es möglich, durch Hinwegsehen von allen jenen Besonderheiten den reinen Gedanken des Lebens zu denken. Hiernach scheint alles nur analytisch zu sein, und doch ist überall Synthese; es scheint gar nicht vom ersten Begriff fortgegangen zu werden und doch welche Kluft zwischem seinem Anfang und seinem Ende! Noch bedeutender aber mufs diese zwischen dem Sein, als der von Hegel zum Anfang genommenen Identität, und dem höchsten Begriffe stattfinden, zu welchem diese leitet, dem Begriff Gottes; auch das Sein ist eine Bestimmung des Absoluten, grade wie die Flechte eine bestimmte Aeufserung des pflanzlichen *Lebens* ist, aber nur seine Vertiefung in sich ergiebt das wahrhafte Ab-

Digitized by Google

solute. Damit wäre denn auch wohl der Forderung des Verf.'s Genüge geleistet, dafs der Begriff als an und für sich seiendes Ganze über den drei Momenten der Thesis, Antithesis und Synthesis stehe und die Weise der Beziehung gebe; denn wenn unstreitig im Sein oder im beginnenden Leben der Begriff erst die ganz unentwickelte Identität ist, was ist darin anders die forttreibende Seele der Bewegung, als der Begriff selbst, der jede Synthese setzt, ohne sich bei irgend einer, aufser der höchsten selbst zu beruhigen? Dies kann um so mehr gesagt werden, als bei dem zuletzt gewonnenen Begriff Gottes insofern eine gar gewaltige Umkehr eintritt, als der bisherige, sogenannte analytische Weg nur der der menschlichen Wissenschaft, nicht der eines werdenden Absoluten selbst war; der absolute Geist ist einmal der wirkliche, volle Schlufs, aber eben so auch die Quelle und das Princip alles Früheren, als seiner Offenbarung, das ewig und nothwendig und allein im höchsten Sinn Seiende. Hegel hat so oft und so bestimmt die Nothwendigkeit gefordert, das Spätere durchaus als das Frühere zu betrachten, dafs eine Nichtbeachtung dieser Vorschrift nur auf Unkenntnifs oder üblem Willen beruhen kann und wir sie auch dem Verf. nicht gern zutrauen; diese Seite in Hegel steht *fest*, und wenn auch in seiner näheren Bestimmung des absoluten Geistes Schwankungen und Ungewifsheiten statt finden mögen, so mufs es uns unverwehrt sein, diejenige uns anzueignen, nach welcher derselbe wahrhafte Subjectivität ist. Indem hiemit erledigt sein mufs, was der Verf. von einem nur werdenden Gott Hegels sagt, so hätten wir denn einen Begriff, von welchem die Philosophie nicht lassen will, und eine Identität, deren Weben überall gesucht und erschaut würde. Was ist nun des Verf.'s Sinn und Meinung? ist ihm dies Princip zu hoch oder zu niedrig? will er es nicht als das Alles Setzende und Tragende und auch von der Wissenschaft schon in dem ersten objectiven Gedanken des Seins zu Erkennende gelten lassen? oder kennt er ganze und umfassende Sphären, die sich aufser Gott bewegten und ein absolut selbständiges Dasein behaupteten? Da er mit so redlichem Eifer das Panier der Theologie erhebt, so wäre er doch daran zu erinnern, dafs nach ihr eben Gott Alles *in* Allem sein wird (1. Cor. 15, 28.).

Aber der Verf. fragt nach einem Princip der Specification; wir haben es schon oben angedeutet; es kann nichts Anderes sein, als das Gesetz der B gung und Entwickelung, ohne welches weder im H mel noch auf Erden etwas begriffen und keine P sophie gedacht werden kann; in ihm liegt unm lich, dafs etwas werde, was im Ersten noch *nicht* also in seiner Anwendung auf den Begriff Gottes, dieser etwas setze, was nicht er selbst, worin er ist, auf den der Natur, dafs sie die Materie in Z Raum zu immer gröfserer Vollendung gestal den des Geistes, dafs er sich zeige und neue T reihen vollbringe. Will der Verf. aber in seine auch eingeschlossen haben, *warum* dies oder jen cifische da sei, warum überhaupt die Natur, die heit und innerhalb derselben wieder diese Rac w., so möchte solches, wie manches andere vorgebrachte Warum wohl nimmer beantwo den; es würde, was er doch mit Recht an g Orten perhorrescirt, auf das Lüften einer g inneren Geschichte Gottes hinausgehen, um wanige Reflexionen zu erforschen. Jenes ist eben ein einfach Factisches, das Geschä losophie ist, es als ein Gegebenes nach sein zu erkennen, und es würde jene Neugier Erklärung des Verf.'s widersprechen, dafs phie von der Welt nur zu beantworten h ihr *Zweck* und welches das Princip des sei (281). Nun das höchste Princip ist, w Gott und sein ewiges Wollen der unend Fülle, die Principien des Besondern aber sam eben so viele Knotenpuncte dieses W hienach wird denn auch eben so a priori, der Erfahrung sich erkennen lassen, wie derung des Verf.'s das Wesen der Substan heit specifischer Substanzen enthält, die gen *wirkliche* Unterschiede sind, mit und Gesetz, und kaum wäre es nöthig, heit in bestimmtere Erwägung zu ziehn Princip des Verf.'s unter dieser Bezeichn dings noch von concreterer Bedeutung in de und kehrte auch bei ihm der Vorwurf, dafs gel vermifst werde, nicht allzu häufig wieder hat er nun unstreitig Recht, dafs, wiederum Sinn mehrer zerstreuten Stellen, nichts in wordenen enthalten sein kann, wenn nicht lende Princip dieses Inhalts voranging: de Menschen ist nicht frei, wenn nicht seine

Digitized by Google

Gott es ist; aber grade wegen dieses wichtigen Ge-
etzes ist von Hegel sogleich beim Beginn seiner Lauf-
ahn ausgesprochen worden, dafs das Absolute als Sub-
ct bestimmt werden müsse und es steht dies bei ihm
ch eben so fest an deren Ende. Die Subjectivität
r enthält, wenn irgend etwas, den Begriff der Frei-
it, ja sie ist die Freiheit selbst, und so der Freiheit
ürftig, Freiheit spendend; es ist also der eigentli-
Kern und Mittelpunct der Hegelschen Philosophie
Freiheit, sobald nur der absolute Geist in seiner
rheit begriffen und in seiner rechten Stellung er-
wird; ist in seinem eignen Begriff die Bewegung
Thesis, Antithesis und Synthesis das höchste Ge-
, so kann nichts hindern, nach demselben Gesetz
weitere Entwickelung zu verfolgen und zu einem
Menschengeiste fortzuschreiten, da die Syntheſ
descendirendem Wege immer das verwandtere
der höchsten, ascendirend aber und für die Wis-
aft eine immer vertieftere ist. Ferner aber weifs
von der ersten Zeile bis zur letzten keinen höheren
k der Philosophie, als dafs das Subject im Erken-
wie im Wollen und Handeln — sich selbst *befreie*.
reilich sind damit noch nicht alle Schwierigkei-
r Frage gelöst, denn in der Geschichte handelt
um das Verhältnifs von Freiheit zu Freiheit.
er Verf. will ihr auf diesem Gebiete ein Recht
e Ausdehnung vindiciren, wie weder mit einer
n Philosophie, noch viel weniger mit einer from-
eologie zu vereinigen ist. Wir geben ihm un-
h zu, dafs der Mensch mit diesem Begriff der
steht und fällt, dafs die Gewifsheit derselben
ction nur im unmittelbaren Bewufstsein des
n haben könne, indem Jedem zuzumuthen ist,
elbsterkenntnifs an sich zu vollziehen und sich
darstellen zu wollen; Niemanden kann der Be-
fs er frei sei, aufgezwungen werden; aber es
haus nicht einzusehen, wie damit das Weitere
en sein soll, dafs wohl das Denken, nicht aber
heit zuerst der Potenz nach, diese vielmehr
em Schlage und ganz da sei; im Gegentheil —
ist, in jeder als Mensch anzusprechenden Ge-
t nur Potenz. Der Vf. verkennt hier wieder
en und doch einfachen Begriff des An-sich
Gesetzes der Entwickelung, ja er tritt in Wi-
h mit seinem eignen Princip der Specification,
hl die Epochen des Individuums wie der ge-
schichtlichen Völker sich danach unterscheiden, wie *weit* sie diese Freiheit aus ihrer Potenz herausgearbeitet und in sich das Wesen der Menschheit ergriffen haben. „Die Freiheit ist gleich thätig im bejahenden, wie im verneinenden Urtheil des Willens"; die edelste That der Selbstaufopferung und die berechnetste Kaltblütigkeit des Mörders erfordern vielleicht dieselbe formelle Kraft des Willens, nur der freie Mensch *kann* morden, aber wozu diese Abstraction? wo bleibt der Inhalt, dessen Weglassen den Neuseeländer und den philosophirenden Deutschen in dieselbe Rangordnung stellen würde? nur unter dieser Bedingung könnte auch, wie der Vf. behauptet, die Bedeutsamkeit eines durch inneren Bruch, durch moralische Negation zum Eigenthum gemachten Besitzes der Freiheit als gleichgültig erscheinen. Wenn ferner der Vf. der Freiheit allen Zusammenhang mit theoretischen Anlagen abspricht, scheint er die Thatsache im Auge gehabt zu haben, dafs eine scharfe und umfassende Ausbildung der Erkenntnifs nicht immer die gleiche Vollendung des Willens und der sittlichen Freiheit in ihrem Gefolge habe; demungeachtet ist es ein alter Satz, dafs höchste, unerschütterte Sittlichkeit nur errungen werde durch höchste Befreiung des ganzen Geistes; die Bemühung der edelsten Nationen, die Moralität des Volks durch rastlose Pflege und Verbreitung der Intelligenz auf eine dauernde Grundlage zu bauen, in der Ueberzeugung, dafs auch jene eine Aeufserung der Freiheit sei, diese Bemühung mufs dem Vf. als vergeblich und chimärisch erscheinen. Seine Ansicht erhält aber dadurch noch eine besondere Wichtigkeit, dafs an sie eine neue, auch sonst oft gehörte Polemik gegen Hegel geknüpft wird; ginge, sagt er (50), aus der theoretischen Thätigkeit des Menschen die praktische als Folge hervor, wie bei Hegel der Geist in seinem letzten Moment, dem Denken, die Freiheit des Bei-sich-seins und damit die Macht erlangt, sich aus sich selbst zu bestimmen, so könnte streng genommen gar nicht gehandelt werden, da die theoretische Thätigkeit den Reichthum der Objecte nie umspannen kann; ja diese Ansicht würde die Freiheit vollkommen aufheben, da in derselben keine Willkür, sondern sie mit ihrem Object nothwendig Eins wäre". Aber hier, wie überhaupt im Concreten, erscheint die Methode recht eigentlich in ihrem Wesen, dem Begriff nach und für die Wissenschaft zu entwickeln, um nach vollständiger Erschöpfung einer

Digitized by Google

Stufe den Punct aufzuzeigen, wo sie über sich hinaus geht; auch keine, irgend andere wissenschaftliche Form kann, wie der Vf. wohl einräumen wird, die ungeheure Aufgabe lösen wollen, die verschiedenen Momente mit beständigem Vor- und Rückblick, in ihrer unendlichen zeitlichen Coexistenz und Wechselwirkung darzustellen; dies könnte nur ein chaotisches Gewirre ergeben. Wir dürfen Hegel zutrauen, dafs er dieses In- und Durcheinander aller Momente *auch* gewufst und das Universum als die Totalität, worin Alles zumal ist, wohl erkannt habe, dafs ihm, z. B. in der Geisteslehre, der ganze anthropologische Mensch mit seinen natürlichen Bestimmtheiten der Race, des Temperaments, der Individualität überhaupt, beim Gelangen zum Bewufstsein und sofort in den höheren Stufen nicht verschwunden sei; es müfste sonst auch vom Menschen als solchen gar nicht eher die Rede sein können, als bis die Verwesung seines Leibes constatirt wäre. Es ist dies entschiedene Unkenntnifs und ganz befangene Vorstellung. Will aber der Vf. darin wenigstens die Methode angreifen, dafs sie überhaupt Uebergänge aus einer Sphäre in die andere zu bilden suche, so würde das ein weitläuftiges Capitel sein, worin der Kritik viel Freiheit zu geben wäre; aber das ist doch bei jenem Uebergange vom Denken zum Willen unbestreitbar, dafs die *Begriffe* beider nach Form wie nach Inhalt einander zunächst stehen, dafs der *Begriff* des Willens, oder die gereinigte, ihrer selbst sichere Entschliefsung zur That die höchste theoretische Thätigkeit voraussetzt; darum heifst es an jener Stelle der Enc. (§ 469.): die *wahre* Freiheit ist als Sittlichkeit dies, dafs der Wille nicht subjectiven, eigensüchtigen, sondern allgemeinen Inhalt zu seinem Zwecke hat, der nur im Denken und durchs Denken ist. Um aber anzudeuten, dafs damit nur die Bewährung beider Begriffe gegeben ist, der *neue* aber fortan erst derselben Entwickelung bedarf, wie der vorangehende, ist sofort von der Endlichkeit, dem Formalismus des Willens, vom an sich seienden Willen gesprochen, dessen Bestimmung es sei, sich mit seinem Begriff zu erfüllen, die Freiheit zu seinem Zweck und Dasein zu machen, überhaupt sich zum objectiven Geist, zum denkenden Willen zu erheben. Dafs der Geist das Bei-sich-sein und Sich-selbst-bestimmen unbedingt erst nach dem Denken erlange, davon steht bei Hegel nichts; es ist nur gesagt, Jenes sei der bestimmte Begriff des Willens.

Alle diese Mifsverständnisse folgen daraus, dafs die Freiheit bei dem Vf. etwas Fertiges und und ihren besonderen Bethätigungen Atomistisches ist; Consequenz macht sich daher auch in seiner Ansicht von der Geschichte bemerklich; er bestreitet, dafs Nothwendigkeit enthalte, und der Sinn, den er dieser Kategorie verbindet, wird durch den Z nicht deutlicher, dafs die Geschichte kein An-sich Entfaltung bringe; denn jener Begriff findet sein wendung sowohl in dem gemessenen, stätigen der Natur wie in dem beweglichen des Geistes wie verschieden ist sein Inhalt in diesen beiden ren, wenn man nicht wieder durch Uebersehen fseren Tiefe unfruchtbares Wortgefecht erzeugt! Nothwendigkeit enthält in sich das Moment heit und umgekehrt will die Freiheit selbst wendige und hilft es darstellen. Will der V erwiedern, dafs er von diesem vielgewandten die Philosophie eben zu befreien gedenke, so fragen, wie denn von einem höheren Geist Geschichte, von einer harmonischen Durch ihrer Gestalten zu reden und *wie* dies Alle heit führende Princip zu bezeichnen sei; es die Geschichte nur ein Gewebe von selbstä vermittelten Einzelheiten, ein Aggregat von unmefsbaren Erscheinungen, — worauf die Verf.'s von einem Beigeordneten deuten freie Entschliefsung des Willens schöp neue, von *sich* ausgehende Reihe bilde waltet in der Geschichte Ein mächtiges, ten Ziel leitendes Agens; so viel Beigeord auch in diesem unendlichen Durcheinander kennen mögen und so viel fördernder oder Spielraum auch der Freiheit oder vielmehr des strebenden Menschen beizumessen ist, wir Jenes doch nur für ein Untergeordnetes, wirkendes erkennen, und für die letztere irgendwo die Stelle gefunden werden, wo weltbeherrschenden Ordnung zusammenhäng ein gewolltes Moment in dem gesammten Gli steht, zu dessen Dienst sie sich selbst bek und nichts Anderes ist das Gesetz der N keit, angeschaut im Geiste Gottes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

kuchtung der neuen Schellingschen Lehre *n Seiten der Philosophie und Theologie, von* *lexis Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Abermals wäre der Verf. zu fragen, ob er glaube, irgend eine Idee in der Geschichte gewaltet und vollzogen habe, die nicht dem göttlichen Geist wärtig, vielmehr ihm selbst ein Unerwartetes ge-; nur sehr schwierig würde dies mit des Verf.'s Forderung in Uebereinstimmung zu bringen sein, höchste Principe als Subject und Zweckursache zu nen und seiner eifrigen Hervorhebung der Reli-widerspricht es gradezu, falls mit ihrem Inhalt ch Ernst gemacht wird. Ist aber ein *Zweck* zu und ist der Mensch ein wesentlich Mitwirken-diesem Zweck, so ist auch von dieser Seite -sich, ein Potentielles, ein noch nicht Erschie-vorhanden.

ersuchen wir jetzt, wie der Verf. seine eben ten Principien in *seiner Kritik der früheren ueren Philosophie* anwendet, so werden wir im meinen dürfen, er werde dabei den rechten Ge-nnct nicht immer getroffen, aber doch die Schel-Lehre jedenfalls in ihrem Kerne empfindlich haben. Hieher gehört sogleich bei Erwähnung *llgemeinsten* Sätze, wie die Zeitschrift für spe-Physik sie enthält, der Vorwurf der Behaup-nd der gewaltigen Hineinnöthigung ursprüngli-gensätze in eine absolute Identität; die sofort — Vernunft, als totale Indifferenz des Subjecti-Objectiven ist (14 u. f.) kein Resultat einer gangenen Vermittlung, sondern mit Einem das Ganze, An-sich, Form, Sein, Existenz in und obgleich der Gegensatz des Subjects und von vorn herein nur ein Product der Reflexion an sich vorhanden, das Wesen der Vernunft nicht afficirt, obgleich die absolute Identität unabhängig von dem a als Subject und dem a als Prädicat ist, so dafs auch ihr Selbsterkennen, wodurch sie sich in diesem Gegensatze setzt, nur eine Form ihres Seins ausmacht, so ist gleichwohl ein Hervortreten desselben aus der Nacht der Identität von vorn herein ein unvermeidliches; dann aber fehlt das bewegende, theilende Princip". Wir können hierauf erwiedern, dafs zunächst dieses Princip doch in gewisser Weise in dem *Selbsterkennen* ausgesprochen und auch enthalten sei, welches nach der eignen Angabe des Verf.'s von dem Wesen der absoluten Identität unzertrennlich ist; wir können nicht minder hervorheben, dafs auch der unmittelbaren Anschauung eines Princips ein nicht zu bestreitendes Recht gebühre, indem es verstattet sein mufs, das, was jedenfalls aller bestimmten Entwickelung *voran* geht, und in dieser Vermittlung nicht gefunden, sondern nur bewährt wird, als ein durch sich selbst Gewisses an die Spitze zu stellen. Aber freilich mufs, was das Erstere betrifft, einer blofsen Indifferenz die rechte Energie fehlen, die sich mit dem Begriff des Selbsterkennens verbindet; dieses selbst ist nicht sowohl der intensive Act der Identität, als das in der Totalität der Accidenzen Zerfliefsende, aus ihrer Gesammtthätigkeit Resultirende; denn Alles, was ist, ist die absolute Identität selbst, aber nur der Form seines Seins nach ein Erkennen derselben. Und in Bezug auf das Zweite ist zu bemerken, dafs trotz der Unmöglichkeit eines unendlichen Beweises der Principien eben sowohl eine Vermittlung derselben zu fordern ist, die in jeder Schrift Schellings vielfach vermifst wird. Der Vorwurf des Verf.'s scheint uns also nicht so unbedingt ausgesprochen werden zu können; wir legen ihn schon hier, worauf wir noch oft zurückkommen werden, mehr auf das unwillkürlich sich *Widersprechende* der Bestimmungen. Wichtig ist daher gleich die weitere Entwickelung jenes Gegensatzes,

Digitized by Google

die Weise, womit aus seiner losen und schwankenden Immanenz die einzelnen Resultate des Processes als bestimmte hervorgehen. Denn wie schon der allgemeine Gegensatz für die absolute Identität eigentlich nicht da ist, so ist er eigentlich auch in sich selbst ein nichtiger, ohne berechtigtes Uebergewicht seiner Momente, nur als quantitative Differenz, so wie nach der Form ihres Seins auch die absolute Identität nur die quantitative Indifferenz desselben ist; auch jedes Product zeigt sich demnach nur quantitativ von dem anderen verschieden. Diese, allem gesunden Bewufstsein und einer tieferen Erfassung der Dinge widerstreitende, aber von Schelling deutlich ausgesprochene Lehre ist der Gegenstand vielfacher, bekannter Einwendungen; sie entsteht aber consequent mit Hülfe der Spinozistischen Anschauung, dafs dieselbe Substanz sowohl unter dem Attribut der denkenden, als der ausgedehnten erfafst werden kann. Daher sagt der Vf. einestheils mit Recht, dafs das reichere Leben, welches sich aus der actu seienden Form der Subject-Objectivität entfaltet, nur ein scheinbares sei, indem alle Schärfen abgestumpft, alle Kraft und Rührigkeit des Lebens in ein abstractes Gleichgewicht aufgelöst werden, ja auch dieser Schein wieder nur auf die Seite der Form des Seins falle (15). Gleichwohl fühlt er nun, und dies liegt unstreitig im vernünftigen Hintergrunde der Schellingschen Ansicht, dafs (bei der Beschaffenheit des Gegensatzes) mit seiner vielfach quantitativen Entfaltung dennoch das Qualitative hereinkommen müsse, indem ein unendlich verschiedenes Gleichgewicht zwischen + und — der idealen und realen Seite die entfernteren Formen doch wesentlich specificirt; aber dies *widerspricht* eben, auch dem an die Spitze gestellten Begriff des Absoluten; denn ist dieses totale Indifferenz und ist aufser ihm nichts, ja ist nach jenem kühnen Satze Alles, was ist, die absolute Identität *selbst*, so ist Alles auch jene totale, quantitative Indifferenz des Subjectiven und Objectiven; dann existirt jenes qualitativ Verschiedene nicht, d. h. es existirt nichts Bestimmtes, oder — das Absolute existirt nicht, oder — es existirt, obgleich Eins, als Vielheit, d. h. jedes Ding ist das ganze Absolute. „Da also weder Subject noch Object höher berechtigt sind, so läfst sich das Princip, welches die Mischung und den Grad der Vielheit bestimmt, gar nicht erkennen; Schelling ist an der einen Seite der Antinomie stehen geblieben, dafs nur das Eine in dem Vielen wa Eben so übersieht der Vf. nicht, wie in späteren Sch ten wenigstens (Jahrbücher der Medicin) die Stark dieser Anschauung sich löst und erweitert; da ist Substanz das All, das den Theilen, die es beg der Idee nach vorangeht, in welchem aber mit der heit auch die unendliche Freiheit des besonderen bens besteht, so dafs Gott Einheit *und* Allheit als die unendliche Position seiner selbst auch unendlichen Positionen ihrer selbst ist; denn heit ist nur wahre Einheit und Bejahung ihrer insofern sie das ihr Gleiche bejaht, was Positi sich selbst und daher auch für sich selbst wäre auch zu erwähnen, wie Schelling in der gung des wahren Verhältnisses u. s. w." zu gen hinzufügt, dafs Gott als das allein Wirkli das allein Positive einer *Naturwelt* sei, und Theil der Natur ein blofs Bejahtes, sonder in sich selbst Bejahung sein müsse, wie das er ferner den ersten *wahren* Gegensatz, den heit und Vielheit, als die nothwendige Folge offenbarung angesehen wissen will, da ein W Band seiner selbst und eines Andern, ohne O in ihm selbst *zu* einem Andern kein actue ches Sein wäre.

Der Vf. wendet sich von dieser allge trachtung dann zu Schellings Behandlung d ten Sphäre, wie sie namentlich in den erste losophischen Schriften vorliegt. Er läfst Verdienst Schellings in Bezug auf die fort in abstracto scharf und klar bestimmte auf die lebendigere Dialektik Gerechtigkeit ren; aber doch sieht er darin abermals (2 den kalten, Alles gleich machenden Tod, die befriedigende Dialektik, die das Warum werdens des Idealen und das Uebergew Realen, die überhaupt den Grund entwicke absolute Identität bewege, ihre beiden F seiende zu setzen; „denn es ist in ihr kein vielmehr unerschöpfliche Fülle, ewige Einhei len und Realen; da sie Sein und Totalität sollte in ihr die Möglichkeit liegen, sich al tive Totalität darzustellen? wie sie sich (in zum blofsen Grunde ihrer Existenz aus dem actus purus, aus dem natura gen Wesen zur Potenz herabsetzen"? De

daher das Ganze nur Traum, Gedicht der absoluten Identität. Aber in der That kann das Urtheil nur beim Festhalten des Absoluten an der Einen Seite, womit es erfaſst ist, so ausfallen, und dies wäre nicht der Mangel eines Gegensatzes in ihm, sondern sein loses Verhältniſs zu demselben; noch weniger richtig scheint uns die Meinung des Verfassers, daſs die Natur durch die Potenzen in eine grade Linie zerwickelt werde. Denn obgleich Schelling den Proceſs in seinen gröſsten Umrissen gezeichnet hat, so ist er doch die Ausschlieſsung einer totalen Sphäre durch die andere und ihre gegenseitige directe Unordnung unverkennbar, wenn auch innerhalb einer jeden das Festhalten einer bestimmten Stufenfolge schwierig ist; offenbar kann es sich auch hier nur um eine Entwickelung nach dem Begriff handeln, die ein einziges zeitliches In- und Nebeneinander ausschlieſst, es ist gleichgültig, ob dies bildlich als Linie bezeichnet wird. Wenn aber der Verf. weiter sagt, es sei das erhaltende, die Stufen bestimmende Princip, das überwachende Auge, der hütende und kräftigende, der Proceſs sei blind und der Gefahr der Verirrung oder des Umsturzes ausgesetzt, so entgegnen wir, es habe die Naturphilosophie als solche mit einer schärferen Bestimmung dieser Puncte nichts zu thun und könne Schelling hier ganz einfach den Standpunct geltend machen, der sich der Natur als einer factischen Totalität gegenüber stellt, und sie als das sich in der Totalität Erhaltende, durch sich selbst Fortschreitende, die Stufen gesetzmäſsig Bestimmende erfaſst; Naturphilosophie ist nicht Metaphysik, die das materielle Universum in seinen letzten Principien, im Geiste Gottes aufsuchen *müſste*, ja sie kann mit der Bezeichnung einer uranfänglichen, nicht weiter zu erklärenden Weltkraft, die nach immanenter Nothwendigkeit alles herausgebiert, sich vollkommen befriedigt fühlen, wie noch neuerliche Systeme darthun, die alles Weitere einem transcendenten Hirngespinnst zuweisen. Vielmehr sehen wir nicht, wie der Verf. die Aufgabe des Moments der gleichsam mitdenkenden Empfindung werde vermeiden können und wir wären gewiss, wie er viele seiner Fragen zu lösen gedächte, wenn er z. B. Auskunft begehrt über den Ursprung der ersten Mannichfaltigkeit der Materie, über das Entstehen verschiedener Species aus dem dynamischen Proceſs, kurz *wie* (29) specifische Besonderheit aus dem Allgemeinen flieſse; denn ist überhaupt der Trieb zur Entfaltung zugestanden, gleichviel ob immanent oder eingepflanzt von einem höheren Princip, so ist es unnöthig, ihn auf jeder Stufe von Neuem hervorzuheben oder in seine einzelne Thätigkeit zu verfolgen; ist nicht im Begriff der Materie die Mannichfaltigkeit schon gesetzt, oder enthält nicht der Organismus, wenn er als ihre höhere Stufe, nach dem Mechanismus, Physicalismus und Chemismus gewonnen ist, die gesammten Formen, die sich in seiner Sphäre etwa zeigen möchten? Die Philosophie darf sich damit begnügen, dies Allgemeine gesagt zu haben, um die unendliche Spiegelung des Begriffs der Forschung oder dem weiteren subjectiven Bedürfniſs zu überlassen. Damit soll allerdings die Klage des Verf.'s nicht für ganz unbegründet erklärt werden, daſs Schelling mit der Forderung, immer das Ganze in den Theilen und umgekehrt Alles im Absoluten zu erkennen, wohl die Aufgabe der Philosophie richtig gekannt, aber in ihrer Lösung nur das Echo der groſsen Frage gegeben habe, daſs er den Begriff der lebendigen Substanz, oder (subjectiv) der intellectuellen Anschauung, in ihrem Selbsterkennen nur analytisch zergliedere, es im Uebrigen bei der bloſsen Behauptung bewenden lasse, *daſs* das Besondere im Allgemeinen sein müsse, daſs das Allgemeine actuell nur im Besondern sei, ohne das eigene Lebensgesetz des Besonderen zu zeichnen. Aber eben das Hinstellen jener Aufgabe, diese bloſse Behauptung, oder wenn man will, das Wiedererinnern an beide, war ein genügender Zweck der hieher gehörigen Schriften, sie haben trotz des, in so jungem Lebensalter unumgänglich fehlenden Details, ganz neue Richtungen angebahnt und mächtige Begeisterung erweckt. Auch der schon erwähnte Mangel, den der Verf. an der Methode der Thesis, Antithesis und Synthesis findet, wäre hier in concreter Anwendung zu besprechen; wir geben zu, daſs auch sie bei Schelling zu abstract erscheint und ihr Gesetztwerden in höherer Potenz das Wesen der Dinge nur anstreift, daſs also damit nicht diejenigen Synthesen gebildet werden, die der Ernst des durchdringenden Erkennens fordert. Man mag, sagt der Verf. (32—34), von der Thesis oder von der Synthesis ausgehen, die Substanz ist immer und ewig das sowohl Reale als Ideale, das aus sich Heraus- und in sich Zurückströmende; das Wesen bildet sich ein in die Form, die Form in das We-

Digitized by Google

sen zurück; die Substanz, werde sie nun genannt das Sein oder die absolute Vernunft, oder die Indifferenz, giebt sich eine Bewegung, aus der sie in Wahrheit nicht herausschreitet; die Unterschiede aber, die nicht allein den schärfsten Gegensatz im Universum begründen, sondern auch alle Mannichfaltigkeit des Lebens erzeugen sollen, das Ideale und Reale, das Ich und Nichtich, das Subjective und das Objective, sind nur generische, durchaus nicht specifische, sie ziehen nur ein analytisches Netz über die wirkliche Welt, ohne sie je einfangen zu können; werden nun an dem Absoluten, als der Einheit des Idealen und Realen, alle unvollkommneren Potenzen gemessen (je nach dem Uebergewicht des einen Moments), so sind dies Vorstellungen, die eben sowohl auf analytischem Wege a priori zu machen wären; jene Zahlen und Potenzen mögen Mafse sein für die geringere oder gröfsere Durchdringlichkeit eines Objects im Erkennen, aber sie gehen die specifisch bestimmte Natur der Dinge gar nichts an. Und so bestreitet der Verf. der Schellingschen Philosophie die Behauptung, an dem Erkennen das Selbsterkennen des Absoluten zu haben und eben so gewifs in die Tiefen der Dinge selbst hinabzusteigen, als das Absolute in den Dingen seine Selbstoffenbarung habe. — Vielfältig müssen wir hier beistimmen, möchten aber wiederum daran erinnern, dafs diese dreiheitliche Bewegung auch nur von ihrer abstract logischen oder metaphysischen Seite doch von der gröfsten Bedeutung und ihre consequente, grofsartige Durchführung durch alle Sphären kein geringes Verdienst ist; denn sie schlingt, zwar das allgemeinste, aber doch ein mächtiges Band der Einheit um Alles, was da erkennbar ist, sie will an das innerste Gesetz des göttlichen Wesens das Nächste wie das Weiteste knüpfen und sie erfüllt doch im höchsten Princip die auch vom Verf. gestellte Forderung, dafs Alles im Absoluten erkannt werde. Er verlangt einen Beweis für dieses Princip; aber unzweifelhaft hat Schelling es auf die Natur des Ich überhaupt gegründet und seine Bewahrheitung an die Erfahrung eines Jeglichen in sich selbst verwiesen, über welche nicht hinausgegangen werden kann; kann der Verf. es da nicht finden, so möge er das beweisen und ein anderes, eben so letztes, nicht weiter beweisbares aufstellen. Vor Allem aber bemerken wir auch hier, dafs das jedesmalige Wie, das Specifische des Gesetzes eben durch die verschiedenen Sphären bestimmt wird, in denen es zur Wirklichkeit kommt, wie denn derjenige, der die Natur des Begriffs im Magnetismus wieder fände, von vorn herein zugeständ dafs derselbe eben im Eisen durchaus anders bestim aufträte als im Geist, und, würde er nach dem W dieser Verschiedenheit gefragt, *zunächst* und einf darauf verweisen könnte, dafs dort Eisen, hier al Geist zu betrachten sei; eben so ist dasselbe We hafte, welches in der Natur und den ihr verwan Gebieten als Nothwendigkeit auftritt, im Geist F heit; es verklärt sich dazu, ohne das An sich Identität mit diesem aufzugeben oder gar hi Schöpfung toto coelo von vorn zu beginnen; es aber unter Andern auch Steine und Eisen ge denen das Gesetz erscheint, wird der Verf. nicht antworten wollen. Dafs Schelling, wie gesagt, stract verfuhr, mit der ganzen Gegenwart des A luten gleichsam zu verschwenderisch gebahrte, die bestimmtere Entwickelung des Specifischen nachholte, dies, nicht das Princip selbst mufs al Mangelhafte erscheinen. Eben so wenig endlich len wir die Art, womit Schelling auch jene all nen Sphären construirt, gutheifsen; das kühne F len, das Paradoxe des Behauptens, die Willk Combinirens begegnet uns so häufig, dafs es Theil seines Systems am meisten charakteri dies hängt mit den obigen Fragen weniger

Der Verf. führt dann, um zu den praktisch cipien Schellings überzugehen, die allgemeine des Gegensatzes bestimmter auf den Unterschi schen theoretischer und praktischer Philosop knüpfend an Schellings Abhandlung vom Ich System des transcendentalen Idealismus, so wi Kantische Lehre, wo durch eine unübersteigli der Natur- und der Freiheitsbegriff geschied Wir begegnen hier also dem Verf. abermals Gebiete der Freiheit, können uns aber wie gesehen von mancher Unklarheit, die uns i Abschnitt zu herrschen scheint, nicht mit al Sätzen einverstanden erklären. Er giebt zu nen absoluten Vereinigungspunct der theoreti praktischen Philosophie zu (39 u.s.w.) und er sc selben in die Einheit des absoluten Zwecks zu welchen die specifischen Unterschiede zu bez

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

chtung der neuen Schellingschen Lehre n Seiten der Philosophie und Theologie, von xis Schmidt.

(Schluſs.)

ber sogleich erklärt er sich durchaus dagegen, der groſsen Verwandtschaft beider das Prakti- ls ein Theoretisches zu behandeln; denn er setzt auptunterschied in das Urtheil, welches in der schen Thätigkeit nach den gegebenen vollstän- Bedingungen *nothwendig* erfolgen muſs, immer emeines und für die Gattung geltendes ist, wäh- Betreff der Handlung die Entscheidung nicht thwendigkeit und untrüglicher Gewiſsheit vor- mmt werden kann, da sie auſser dem allgemei- heil noch enthält, daſs sie für das Subject sein r durch den hinzugekommenen Entschluſs ist eit möglich. In der theoretischen Thätigkeit n nicht ich der Beschlieſsende, sondern ein ich bin nur der Nachdenkende, meine Tha- n sind meine Schöpfungen, unabhängig von Bedingungen und sie wurzeln nicht in einer en Nothwendigkeit; auf jeden Fall ist die Hand- gut ist sie, wenn die subjective Entschlie- t dem allgemeinen Urtheil der Gattung, mit ctiven Weltgesetz zusammenstimmt". Diese g ist uns, wir gestehen es, seltsam und zu- klar, indem sie ganz verschiedene Gesichts- ermengt und sich von Widersprüchen nicht alten weiſs. Wir setzen die Vereinigung bei- nten Momente in ihren höchsten Begriff, wo- s in dem andern enthalten ist und Eins das ordert. Denn wird von der Theorie ausge- so ist das Denken nicht allein schon an und in edelstes Thun des Geistes, von welchem der Wille und Entschluſs nicht zu trennen rn es kann das Denken, wenn es nicht ein durchaus leeres sein soll, auch von vorn herein nur ein objectives sein, es bezieht sich sowohl auf ein Seiendes und Gethanes, wie, worauf es hier namentlich ankommt, auf ein zu Thuendes; das in sich gereinigte, erfüllte und vollendete Denken *muſs* unwiderstehlich aus sich herausdrängen, um seine Resultate in irgend welche That zu verwandeln. Ist aber das praktische Moment das Erste, so kann der höchste Begriff des Wollens und Thuns, dem doch jedenfalls die Ehre, Freiheit zu sein, nicht zu versagen ist, seinen Inhalt, seine Kräftigung wiederum nur aus dem Gedachten entnehmen, um in innigster Harmonie mit diesem das zu *thun*, was vor dem höchsten Spruche des Erkennens besteht. Hier wäre nicht einmal der Entschluſs als ein charakteristisches Prädicat der Praxis zu bezeichnen; denn soll nur mit ihm Freiheit sein, so ist auch das Denken sofort nur das Zeichen eines *freien* Wesens. Der Verf. bricht hier überhaupt mit der Endlichkeit herein, er verwechselt wesentlich, wie Freiheit und Willkür, so praktische Philosophie und Praxis; wie es auch die erstere anstellen möge, sie ist und bleibt selbst nur theoretisch und ist wie diese zu behandeln; als Wissenschaften stehen Theorie und Praxis auf demselben Boden und der Verf. selbst, indem er praktische Sätze hinstellt, vermag nichts weiter als zu theoretisiren. Doch, lassen wir diesen seinen Ausspruch — wie in aller Welt soll es der praktischen Philosophie als ein Eigenthümliches angehören, daſs hier das Urtheil kein nothwendiges, weil die Handlung nicht vorauszusehen sei? Es ist überhaupt überflüssig, in dem einzelnen, endlichen Handeln auf das Kriterium des Entschlusses aufmerksam zu machen, da es keiner Philosophie eingefallen ist, zu leugnen, daſs in dieser empirischen Reihenfolge der Momente nicht jedem Gedachten und jedem Vorsatze die augenblickliche That folgt. Die praktische *Philosophie* bekümmert sich hierum nur so weit, als sie den Willen auch als ganz

Digitized by Google

concreten Entschlufs und als einen nur erst formellen entwickelt; übrigens ist sie weder Inquisition, noch Weissagung, noch Statistik, sie folgt nicht einem bestimmten Individuum in alle Wechselfälle seines Thuns, sie sagt, was das Gute, die Freiheit *ist*, sie schöpft aus sich, aus dem Denken die ewigen Gesetze des Handelns, um sie zur Nachachtung hinzustellen, ja will sie ausdrücklich in das Gebiet der Empirie hinabsteigen, so kann sie unzweifelhaft unter Voraussetzung der jenen Principien gemäfsen Bedingungen auch die künftige Entschliefsung als eine nothwendige aussprechen, wäre es z. B. auch nur das einfache Urtheil, dafs ein Philosoph Mord und Strafsenraub unterlassen werde. Was aber die weitere Zugabe der praktischen Philosophie betrifft, dafs ihr Urtheil zugleich für das Subject sei, so ist diese Beziehung auch in der eigentlichen Theorie keineswegs ausgeschlossen, indem ihr allgemeines und nothwendiges Urtheil sogleich *enthält*, dafs es für Alle sei und jeder Einzelne es anerkenne; der Verf. erwähnt selbst einen dagegen sich sträubenden und bösen Willen, wo also das Subject die Beziehung auf sich ablehnt, und man kann es ja täglich erfahren, wie die Weigerung, eine gewisse Theorie anzuerkennen, bei den Betheiligten gröfseren Zorn erwekken kann, als eine entschieden unsittliche Handlung. Es ist also ferner auch in der theoretischen Philosophie durchaus nicht zu berechnen, ob und wie weit sich das Subject ihren Resultaten anschliefsen werde. Demnach möchten wir festgestellt haben, wie theoretische und praktische Philosophie, beide als *Wissenschaften*, derselben Behandlung unterliegen, nach denselben Gesetzen, die Eine das Erkennen, die Andre den Willen entwickeln, beide aber, auch wenn sie in der Betrachtung des Geistes Vorstellung, Phantasie, Gefühl, oder Triebe, Sinnlichkeit, Willkür als unvollkommne Urtheile zum Gegenstande haben, dennoch ihre Urtheile *über* dieselben als nothwendige aussprechen. Versteht aber der Verf. unter praktischer Philosophie die Geschichte und das Verfolgen ihrer Erscheinungen, so ist dies ein ganz anderes oder doch sehr erweitertes Gebiet, und ohne grofsen Redeaufwand die Betrachtung der Naturereignisse verschieden von den Thaten der Menschheit, indem hier das Agens geistiger Mächte in den Complex zu ziehen ist; dafs aber auch in der Freiheit dieser letzteren die Nothwendigkeit eine Stelle hat und haben mufs, haben wir schon oben ausgesprochen. Klarer wird die Sa[illegible] auch nicht durch das vom Verf. gewählte Beispiel [illegible] Christenthums, welches er von allem Theoretischen [illegible] fernt halten will, indem es keine nothwendige W[illegible] heit für theoretische Speculation zu nennen sei, [illegible] mehr Freiheit verlange und damit ethische Auf[illegible] zu lösen gebe. Aber der Verf. bedenkt nicht, [illegible] der, der vor der ihm mitgebornen Denkkraft nur [illegible] gen Respect hat, eben diese Freiheit zu erklär[illegible] zu begreifen streben wird, und wie von Anbe[illegible] christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag, [illegible] ler erwünschten Glaubensinnigkeit die specula[illegible] wältigung dieses Freiheitsbegriffs die schärfste [illegible] troversen hervorgerufen hat.

Es fragt sich nun, wie nach diesem Allen die [illegible] urtheilung Schellings ausfallen wird; am Einfach[illegible] und auch Klarsten hätte sich der Verf. wohl aus[illegible] sprochen, wenn ihm hier zwei Fragen die wichtig[illegible] geblieben wären: ob Schelling eine Wissenschaft [illegible] Moral habe und ob die sittliche Freiheit des Mens[illegible] zu ihrem Recht komme. Beim Ersteren, welches [illegible] den Aeufserungen des Verfassers verborgen zu [illegible] scheint, wäre aus dem unleugbaren Fehlen dieser W[illegible] senschaft nicht ihre Unmöglichkeit, höchstens [illegible] Abneigung zu folgern, indem doch Spinoza seine [illegible] fach verwandte Lehre nicht blofs durchweg als [illegible] bezeichnet, sondern auch die erhabensten Gr[illegible] der Sittlichkeit aus ihr entwickelt hat. Zunächst [illegible] hebt es der Verfasser (43) tadelnd an Schelling [illegible] vor, vermöge seines Princips jenen specifischen [illegible] terschied zwischen der theoretischen und prakti[illegible] Vernunft nicht erkannt, und das absolute Ich so[illegible] auch für das Princip der praktischen Philosoph[illegible] halten zu haben, und zwar so, dafs dieses Ich das [illegible] selbst bestimmende sei. Hier hätten wir doch [illegible] nicht nur die Freiheit als Hauptprädicat, sondern [illegible] eine sehr fruchtbare und bestimmte Anwendung a[illegible] Praktische; es gereicht aber Schelling diese ri[illegible] Anschauung zum Ruhm, denn nach dem schon Be[illegible] ten ist auch im Wesen der Gottheit Alles, wozu si[illegible] selbst bestimmt, Denken wie Wollen, als die Eine[illegible] ste Thätigkeit zu bezeichnen. Alsbald wendet der [illegible] Frage wieder nach der subjectiven Seite, indem [illegible] Dieses Ich als ungetrübte Einheit der Nothw[illegible] und Freiheit könne vielleicht Object des D[illegible] aber Grund des Handelns oder Zweck [illegible]

Digitized by Google

; aber das Absolute ist nach jener Bestimmung
ehr Princip der praktischen Philosophie, dafs so-
l in ihm selbst als für uns gar kein anderer Grund
Handelns und (abstract) gar kein höherer Zweck
cht werden kann; *was* dann im Einzelnen geschehe,
was im Einzelnen bezweckt werde, darauf kommt
er nicht an, wird auch im Princip nicht verlangt,
üfste denn der Vf. schon hier den ausdrücklichen
tz vermissen, dafs die Selbstbestimmung *nicht* auf
Unsittliche und Böse gehe. Wenn er ferner (und
Recht) tadelt, dafs der specifische Unterschied der
'ollen sich äufsernden Thätigkeit von der die Welt
'enden darin gesetzt werde, dafs die erstere vom
fstsein begleitet sei, wenn er aber sodann dies
fstsein als ganz ungenügend verwirft, weil — das
n bei der Vollführung des Gesetzes noch nicht
sehe und auch das Thier Bewufstsein und Empfin-
habe, so befinden wir uns wiederum in Verlegen-
vie wir es uns aneignen sollen, dafs der Mensch
n dieser Beziehung so brüderlich mit dem Thier
menstehe und dafs wohl gar die Freiheit auf dem
issen des vorgeschriebenen Gesetzes beruhe. —
naupt aber drängt der Vf. das *ihm* am Herzen
de zu sehr in die Schellingsche Entwickelung
die oft eine ganz andere Aufgabe bespricht. In
thode d. a. St. S. 20 z. B., wo Schelling ent-
, wie die reale und die ideale Seite, die in dem
als Ganzem sind, sich als Handeln und Wis-
e in der andern aufzeige, ist gesagt, dafs in der
ler dem An-sich jede die gleiche absolute Ein-
s Urwissens ausdrücke, die Trennung als Wissen
ndeln nur für die endliche Auffassung statt finde,
fs in *Gott*, der Idee aller Ideen, die unmittelbare
it auch unbedingte Macht sei, ohne Vorausge-
er Absicht, dafs Wissen und Handeln nie anders
er Harmonie sein können, als durch die gleiche
heit; auch das ist nach der subjectiv mensch-
Seite hinzugesetzt, es gebe kein wahres Wissen,
ht mittelbar oder unmittelbar Ausdruck des Ur-
, kein wahres Handeln, das nicht das Urhan-
d in ihm das göttliche Wesen ausdrücke; wenn
Freiheit dieses empirischen Handelns keine *wahre*
wird, so kann dies auf den ersten Blick frap-
er es ist im Zusammenhange gar wohl zu ver-
Die bedeutsamen Stellen im transcendenten
us, die näher von der Freiheit handeln, mö-
usdruck manches Bedenken erregen und viel-
wierigkeiten für das Verständnifs haben; aber
n hievon absehen und die Gesammtmeinung
ken kann, so enthalten sie Wahres und durch-
endes, um dies tiefste aller Mysterien zu lösen.
hört z. B. S. 350 u. s. w. die enge Beziehung
eit auf eine, sogar vorangehende Nothwendig-
Beschränkung, und wir möchten noch beson-
S. 423 — 441 und auf die Stelle aufmerksam
wonach die einseitige Hervorhebung des Ob-
um Fatalismus, die des Subjectiven, als des
nschlichen Eingreifens zum Atheismus führt;
h aber die Reflexion bis zum Absoluten er-
hebt, so entsteht das System der Vorsehung, d. h. der Religion im wahren Sinn des Worts. Hier ist jedenfalls dem Princip nach die wahre Versöhnung der Gegensätze ausgesprochen und auf den Weg hingezeigt, wie sie allein gefunden werden kann, und mufs doch der Vf. selbst in der herben Warnung, die er an die Theologie vor diesem speculativen System ergehen läfst (62), sagen: der Mensch schaue das ferne Ziel seines Handelns in der Religion als an sich *vollbracht*. Der eigentliche Mangel bei Schelling, auf welchen vorzugsweise Gewicht zu legen wäre, ist wieder die Bestimmung jenes vorsehenden Absoluten, — der Versöhnung der blofsen Gesetzmäfsigkeit oder uns bewufstlos im Anschauen entstehenden Objectivität mit der subjectiven, bewufsten und freien Thätigkeit in einem Höheren, welches weder Intelligenz, noch frei, sondern gemeinschaftliche Quelle des Intelligenten und Freien, Grund der Identität zwischen der absoluten Subjectivität und absoluten Objectivität, kurz welches nur absolute Indifferenz ist. Es ist ein fernerer Mangel, wenn jenes Absolute im Hervorbringen der Objectivität, der Welt, eben so bewufstlos gedacht werden soll, wie sie uns bewufstlos entsteht; denn so wenig die Natur des menschlichen Bewufstseins ohne Weiteres auf das Wesen der Gottheit übertragen werden soll, so widerstreitet es aller Selbstbefriedigung im Denken, dafs aus irgend einer Thätigkeit des Absoluten das Wissen derselben entfernt werden könne, sobald mit seinem Begriff ein Selbsterkennen und Selbstoffenbaren verbunden worden ist. Ein dritter wesentlicher Mangel ist endlich, dafs trotz aller unwiderstehlichen Gewalt der Vernunft und der Dinge, wodurch Schelling zum Setzen specifischer Unterschiede, relativer Identitäten, Totalitäten u. s. w. gedrängt wird, er doch einen starren Spinozismus mit allem Pathos der Rede und der Tapferkeit des Behauptens *auch* festzuhalten sucht. Ein deutliches Bild dieses merkwürdigen und widerspruchsvollen Kampfes giebt besonders die Zeitschrift f. sp. Ph.; einmal gehört die Differenz des Subject-Objectiven nicht zum Wesen der absoluten Identität, und doch *ist* sie nur unter dieser Form; aufser der absoluten Identität ist nichts und doch mufs jene Form acta werden und auch aufserhalb der Totalität gesetzt sein; das Einzelne, Endliche ist eine Bestimmtheit der absoluten Identität und relative Totalität, ist nur in seiner Art unendlich, und doch ist die absolute Identität in jedem Einzelnen *ganz* und Alles, was ist, ist nur sie selbst; an sich ist a so gut als b und doch ist $a = b$ Ausdruck des Endlichen; es ist zur Bezeichnung der unterschiedenen Sphären die gar nicht verwerfliche Kategorie eines Uebergewichts von Subject oder Object gebraucht, und doch soll uns zugemuthet werden, nur immer das Eine und Selbe zu denken, worin Subject und Object *zugleich* überwiegen und das Sein des a wie des b von jener Verschiedenheit des Grades völlig unabhängig ist. Bei diesem gewaltsamen Ringen halten wir uns jedoch daran, dafs die specifischen Sphären wirklich anerkannt sind, und so wenig bei den einzelnen Momenten die Formeln, die abstracte Hal-

Digitized by Google

tung und das oft entschieden Unverständliche der Entwickelung genügen könne, so ist doch (wie wir gegen den Vf. geltend machen) mit dem blofsen Nennen derselben zugestanden, dafs sie als wesentlich Verschiedene *sind*, da die absolute Identität eben immer etwas Anderes ist, Materie, Schwerkraft, specifische Schwere, Licht, Magnetismus, Elektricität, Organismus u. s. w., Jedes aber mit ihrem vollen Glanze begleitet. Demnach können wir auch eine absolute Gleichsetzung der Natur und des Geistes, der Nothwendigkeit und Freiheit, ohne selbst der Einseitigkeit zu verfallen, dem Schellingschen System nicht aufbürden.

Wir folgen dem Verf. in diesem Thema und den mancherlei Wendungen, womit er es zur Sprache bringt, nicht weiter. Er wendet sich zu der Zeit, wo Schelling mit der Schrift: Philosophie und Religion den Anfang zu einer geschichtlichen Philosophie gemacht habe, — wir würden sagen, wo die näheren Elemente und Bedingungen der Geschichte, die sittliche That, das Böse in seiner Möglichkeit und Wirklichkeit, wo endlich die Religion als solche specieller entwickelt werden; denn schon das frühere System mufs, weil das Absolute sich eben offenbart, schon im weiteren Sinne Geschichte sein. Der transcendentale Idealismus enthält ferner einen eigenen Abschnitt über Philosophie der Geschichte, ja der geschichtliche Standpunct ist so entschieden angedeutet, dafs nach jener berühmten Stelle (S. 438 u. 441), wegen des allgemeinen grenzenlosen Werdens sogar Gott nie sein wird, der Beweis für sein Dasein nur durch die gesammte Geschichte geführt werden kann, also nie! Aber weil grade in dieser Auffassung des Gottesbegriffs die Grundschwäche des Schellingschen Standpunctes liegt, weil sie eben sowohl dem Bewufstsein der christlichen Welt als dem zum genügenden Schlufs strebenden Denken entgegentritt, so kann der Vf. (52—54) mit Recht darin ein Gefühl der Ohnmacht finden, die Momente des Begriffs dialektisch zusammenzufassen und das Absolute als die absolute Zweckursache zu denken; „es war nicht Princip, weil seine geschichtliche Entwickelung zwischen seine Möglichkeit und seine Wirklichkeit trat; die Natur des Princips ist, als Totalität voranzugehen und nicht zusammengelesen zu werden; würden auch alle Momente und Stufen zusammengefafst, so würde das doch nur den leeren Gattungsbegriff, die abstracte Identität geben, und jedenfalls müfste das Resultat ein Höheres sein, als das Erste; das System konnte nur einseitige Immanenz bleiben". Der Vf. verfolgt diesen Tadel in der Beurtheilung der genannten Schrift und der über das Wesen der menschlichen Freiheit, und da Schelling in der That sich bis in die neueste Zeit davon nicht hat frei machen können, so werden wir noch darauf zurückkommen. Wir führen, indem wir dasjenige nicht berühren, was schon in dem Gesagten seine Erledigung gefunden haben möchte, nur einige Sätze des Verf.'s über jene Schriften an. Von der ersteren datirt er den Anfang der jetzigen Philosophie Schellings; aber sie enthält viele Widersprüche, die die Lösung in weite Ferne rücken, da die Ideen in ihrer Ureinheit, im Absoluten und zugleich in sich selbst sind, potentia und actu zugleich; so ist es nicht möglich, dafs sie vom Absoluten abfallen; denn für sie als stille, reine Ausflüsse des Absoluten, giebt es nichts, was sie als ein Wirkliches erstreben könnten; der eigne Wille wäre nur vorausgesetzt (? der weitere Beweis müfste aber doch immer zu dem *nothwendig* zu Denkenden zurückkehren); allein auch bei Annahme des Abfalls mufs doch das Absolute, da es in jenen Ideen seine Anschauung hatte, den nothwendigen Procefs folgen, sein eignes Wesen ist durch den Abfall zerrissen; daher soll der Abfall für das Absolute doch nur wieder accidentell sein, die Ideen produciren Nichtiges, und doch ist die Geschichte eine Manifestation Gottes, ja durch den Abfall der Ideen eine noch herrlichere; endlich spricht Schelling immer nur vom Abfall der allgemeinen Seele, dem Urmenschen, er kennt nicht, wie die Neuplatoniker, die Bedeutung der Subjectivität". In der Schrift über das Wesen der Freiheit findet der Vf., wie dies jeder Kundigen längst einleuchten mufste, die vollständigen Grundzüge der jetzigen positiven Philosophie. Er kennt als verwandt die beiden, als Gegensätze auftretenden Principien des Grundes oder Eigenwillens, Gott und — Gottes seiner Existenz nach, als Wille seiner Existenz und Universalwillens, welcher Gegensätze Einheit er selbst ist; ferner das von vorn herein Uebergreifende des 2. Princips über das 1., welches sich gegen jenes als Materie verhält; die successive Bewältigung des letzteren, indem der ideale Fortschritt immer kräftiger darin einbricht; das Vorherrschen des Absoluten als natura naturans, als Fertiges, als Identität, abstracter Raum; die plötzliche Wiederhebung des mit dem Licht angethanen Grundes, Bekämpfung des bisher siegreichen, idealen Prinzips, die Unerklärlichkeit eines allgemeinen Abfalls des Geistes, des radicalen Bösen, das sofortige Verschwinden der eben erst auftretenden Freiheit in dem ursprünglich Gewollten, ihre Schwäche und Passivität, das Gute wie das Böse gleich einem Magischen sich erfährt und den Willen selbst zu einem blofsen Reflex macht, höchstens zu einem conatus sui nens, conscientia sua praeditus; der Vf. fügt dem Vorwurf vielfacher Inconsequenz und mangelhafter Durchführung hinzu. — Allerdings ist dies Alles von hoher Bedeutung für die Beurtheilung der jetzigen Schellingschen Lehre, zu welcher nach genauer Erwägung dieses Inhalts, ungeachtet des langen literarischen Vorlaufs der Schrift nicht mehr so grofs erscheinen mag.

C. Althaus.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLIII.

Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden, den ältesten Münzen arabischer Kalifen, den Münzen der Jspehpeds von Tabaristân und auf den indo-persischen Münzen des östlichen Jrân. Zum ersten Male gelesen und erklärt von Dr. J. Olshausen. Kopenhagen, 1843. 82 S. 8.

Unter den wichtigen Bereicherungen, welche orientalische Geschichte und Archäologie in dem letzten Jahrzehnde von der Numismatik und Inschriftenkunde erhalten haben, fügt die vorliegende Schrift eine neue hinzu. Die Denkmäler, welche in derselben erklärt werden, sind zwar nicht so alt, als die Keilinschriften und Münzen der bactrischen Griechen, die älteren derselben fallen erst in die letzte Zeit der Sâsâniden, die jüngsten sogar nicht mehr in die erste Zeit der Kalifen, gleichwohl tragen wir kein Bedenken, sie den genannten Denkmälern zur Seite zu setzen. Jedenfalls sind sie auch sowohl für Geschichte im Allgemeinen als für die noch sehr dunkle Geschichte der persischen Sprache insbesondre von bedeutender Wichtigkeit. Doch, ehe wir zur Darlegung des Inhalts der vorliegenden Schrift fortgehen, wird es nöthig sein, erst einen Blick auf die früheren Arbeiten zu werfen, welche der Hr. Verf. auf diesem Gebiete traf, um durch seine Entdeckungen desto besser schätzen zu können.

Während die Uebersetzung des Zend-Avesta von Anquetil sich vor einer schärferen Kritik als unhaltbar erwiesen hat, ist ein Werk, das in sprachlicher Beziehung vielfach aus demselben geschöpft hatte, vor allen. De Sacy's Memoires sur diverses antiquités de la Perse, sind eines der frühesten Werke des berühmten Gelehrten, es schliefst sich aber an alle seine späteren würdig an. Wie in Allem, was er schrieb, so trifft man auch hier auf eine staunenswürdige Gelehrsamkeit, daneben zeigt sich aber auch sein Scharfsinn in dem glänzendsten Lichte. Die Entzifferung der Inschriften und Münzen der Sâsâniden, welche de Sacy hier zum erstenmale versuchte, so wie die Erklärung derselben, wird gewifs der Hauptsache nach für immer stehen bleiben, dafs Einzelnes nachzubessern sein werde, kann man nach den grofsen Fortschritten, welche die Kenntnifs der altpersischen Sprachen in der letzten Zeit durch Burnouf und Müller machte, kaum anders erwarten. De Sacy selbst ist später noch mehrmals bemüht gewesen, nachzubessern und zu ergänzen (Journ. des Sav. 1798.; Memoires de l'Institut T. II. 1815.). Sämmtliche Denkmäler, welche in de Sacy's Werke zur Sprache kommen, gehen auf die Zeit der frühesten Sâsâniden, die entzifferten Münzen gehen blofs bis Sapor II. Nach und nach wurden aber spätere Münzen in grofser Anzahl bekannt, man fand deren, welche neben der Pehlevischrift noch andre Schriftarten zeigten, wie die arabische und georgische. Nach den durch diese Schriftarten ermittelten Resultaten ordnete man diese Münzen so gut es ging, die Pehlevilegenden versuchte man entweder nicht zu lesen, oder, falls man es versuchte, ohne Glück. Alle Münzerklärer nach de Sacy konnten und wollten blofs aus seinem Werke schöpfen, dies aber konnte bei den späteren Münzen der Sâsâniden keine Hülfe mehr bieten, da sowohl Legenden als Schrift sich total verändert haben. Letzteres hat Hr. Longpérier in seinem Werke: Essai sur les médailles des rois perses de la dynastie sassanide Paris 1840. richtig gesehen, und dafs es ihm doch nicht gelang, diese Münzen genügend zu lesen, ist wohl seiner nicht genügenden Sprachkenntnifs zuzuschreiben.

Diese letzte Klasse von Münzen nun ist es, welche Hr. O. zu bearbeiten unternommen hat und konnte

Digitized by Google

man von des Hrn. Verf.'s gründlicher Gelehrsamkeit und Kenntnifs der dazu unumgänglich nöthigen Sprachen die besten Erwartungen hegen, so hat der Erfolg diese Hoffnungen auf das Glänzendste gerechtfertigt, und das Licht und die Sicherheit, welche jetzt auf diesem vor Kurzem noch so dunklen Gebiete herrscht, ist durchaus sein Werk. Wie zu erwarten war, theilt sich diese grofse Klasse mit der neueren Pehlevischrift in mehrere Rubriken und diese werden sich wahrscheinlich mit der Zeit noch vermehren lassen. Hr. O. behandelt deren schon 4 und setzt die jüngsten voraus. Wir werden also hier denselben Weg einzuschlagen haben.

Die Münzen von Taberistân. Diese Münzen tragen neben den Pehlevilegenden meistentheils noch Namen in arabischer Schrift und diese ward bereits vor längerer Zeit von Hrn. v. Frähn in Petersburg gelesen und die Münzen darnach geordnet. Nach Hrn. v. Frähn gehören die Münzen den Jspehpeds von Taberistân an, welche, erst den Sâsâniden unterthan, nach deren Sturze unabhängig wurden und sich lange gegen die muhammedanischen Araber zu behaupten wufsten, so dafs sie, selbst noch dann, als ihr Land schon theilweise occupirt war und Statthalter von Seiten der Chalifen zulassen mufste, noch fortfuhren, Münzen mit Parsen-Gepräge schlagen zu lassen und blofs den Namen des jedesmaligen Emirs oder eine Koransformel beifügten. Die Reihenfolge der Münzen ordnete Hr. v. Frähn folgendermafsen: die Münzen mit dem Namen Muqâtil theilt er einem gewissen Muqâtil ben hâkim alakky zu, der in den Jahren der Hejra 134—136 Statthalter von Taberistân war, die mit dem Namen Saîd einem Saîd ben Dâlej (ao. hej. 162—164), die mit dem Namen Omar fallen in die Regierungen Mahdis und Mançûrs (ao. h. 165—167), die von Jerîr unter Harûn und die von Hâni unter Mâmûn. — Die Annahme, dafs diese Münzen aus Taberistân stammen, wird durch Hrn. O. vollkommen bestätigt, denn er liest auf allen diesen Münzen den Namen Tapûristân, was blofs eine alterthümlichere Form für طبرستان ist. Die Lesung dieses Wortes kann keinem Zweifel unterliegen. Hieran reiht sich die Lesung mehrerer Zahlwörter. Auf einer Omar- und einer Saîdmünze stehen die Zahlen panć wîst sat. Das erste und letzte Zahlwort lautet den neupersischen Formen ganz gleich, allein auch im Pehlevi lauten diese Zahlwörter ni anders, ein Pehleviglossar (Cod. havn. nr. 30.) fü sie eben so geschrieben auf, wie sie auf den Mün stehen. Die Zahl wîst, welche im Neupersisc بيست lauten würde, wird genau so geschrieben sie hier auf den Münzen steht, in den Ueberschri des 20. 21. 22. Targard des Vendidad. Auf einer dern Omarmünze steht hapt wîst sat und die Form zeigt unsres Erachtens noch bestimmter auf das Pe hin. Auf den Münzen des Jerîr und Hâni steht sî sat und dem Hrn. Verf. ist bei der Zahl sî a fallen, dafs sich hier ein Strich zuviel für das s auch ist das Zeichen für i nicht dasselbe, wie es auf den Münzen steht. Doch hält er die Zahl sicher gelesen. Ich glaube dasselbe, möchte aber schlagen auch hier die Pehleviform, nämlich ז״ lesen; die drei Striche würden sich dann besser ren, zwei gehörten für ס wie gewöhnlich, der m für י und der letzte für ך. Sî zu lesen schei auch deswegen nicht zulässig, weil die Zahl 30 zusammen fallen würden, denn für das persisc wird auf diesen Münzen סי geschrieben (vgl. unsrer Schrift). Noch eine andre Gruppe hat H Bedenken erregt. Sie steht auf einer Muqâ und wurde zuerst von Hrn. O. nachu sî sat In nachu glaubte er die Zahl *eins* zu erken verwies deshalb auf das persische نخستين. Aus lichen Gründen änderte er jedoch später seine (cf. p. 79) und glaubt *neun* lesen zu müssen, wir ihm auch beistimmen. Ein Uebelstand ist dafs die Zahl *neun* schon einmal anders gesc auf unsern Münzen vorkam.

Auf der Vorderseite tragen diese Münzen men des arabischen Statthalters und nur ein Wort in Pehlevischrift, welches nicht blofs dies zen eigenthümlich ist, sondern auch auf ander sonders späteren Sâsânidenmünzen gefunden wi klärungen sind schon mehrere versucht worden. Zweifel hatte Ousely dasselbe Wort vor sich, Münze, welche er im Epitome of the ancient of Persia beschreibt und deren Legende na אתון שחפורי ist, was le genie du feu de Sc bedeuten soll. Nicht glücklicher ist de Sacy, es אתרו liest und es dem zendischen athrava

Digitized by Google

tzen will (Mem. de l'Inst. T. II. 1815. p. 200 sqq.). ongpérier liest es apest[an], Hr. v. Dorn apîti. Auch er hat Hr. O. das Richtige gesehen, indem er liest. Ueber die Bedeutung des Wortes aber ich mit dem Hrn. Verf. nicht einverstanden sein. O. sagt p. 26: „dem Sinne nach aber wird das rt unzweifelhaft Formeln entsprechen wie das ara- und dergleichen, wie unser vivat, t, crescat". In den Pehleviübersetzungen des avesta findet sich sehr häufig ein Wort אפזונרך, افزونه, was dem zendischen çpĕntô entspricht, ich trage kein Bedenken unserem Worte die näm- Bedeutung zu vindiciren.

Was nun die Zahlen auf diesen Münzen angeht, t Hr. O. nachgewiesen, dafs sie nicht der mu- edanischen Aera angehören können, sondern dafs e eigne Aera bilden müssen, welche er für eine irtische hält. Die Reihenfolge des Hrn. v. Frähn m Ganzen dadurch bestätigt, aber einzelne wie il und Hâni können nicht die von Hrn. v. Frähn ebenen Personen sein.

Einige interessante Münzen bilden den Schlufs die- theilung, die aus der Geschichte Taberistans ähere Erläuterung erwarten. Sie tragen keine he Schrift, sondern den Namen Churschîd in chrift und die Zahlen 94. 102. 114. Hr. O. auch diese Münzen an die vorigen und ihre das Jahr 94 würde etwa dem Jahre 130 der sprechen. Es ist zu wünschen, dafs wir bald e Münzen und mit ihnen über die ältere Ge- Taberistans näheren Aufschlufs erhalten.

e ältesten Münzen arabischer Statthalter in . *Diese* Münzen schliefsen sich der Form nach an die vorigen an, sind aber älter. Wir erhal- r die ältesten arabischen Münzen, welche in geprägt wurden. Zwei Münzen tragen neben amen v. Hejjâj ben Yusuf die Zahlen 78 und natürlich von der Hejra zu verstehen ist. Die ser Münzen trägt das Wort סנת d. i. Jahr, ohne Bedenken für ein aus dem Aramäischen evi übergegangenes Wort ansehen darf, zumal ch auf den Sâsânidenmünzen vorkommt, nicht arabische سنة. Eine andre Münze in Marsdens g (DXL.) trägt in Pehlevischrift die Züge אומרי/אובי d. i. nach Hrn. O. scharfsinniger und sehr wahrscheinlicher Vermuthung Omari Obeid Allah. Da die Zahl der Münze leider undeutlich ist, so kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wer dieser Omar ben Obeid Allah war, doch hat Hr. O. durch Stellen aus Ibn Quteiba und Ibn Dureid sehr wahrscheinlich gemacht, dafs sie einem Omar ben Obeid Allah ben Mâmer angehört, der um das Jahr 68. d. H. lebte. Nicht weniger scharfsinnig ist die Entzifferung und Lesung einer andern Münze, welche auf der Vorderseite die Züge אמרי זיאטאן trägt, welche Hr. O. durch Amr ben Ziyâd erklärt. Auf der Kehrseite steht die Zahl 63. Die Zahl سه drei ist hier blofs mit einem Buchstaben geschrieben, ähnlich wie man سديكر der dritte im Pehlevi immer und auch im Neupersischen zuweilen schreibt. Auf andren Münzen jedoch, welche Hr. O. im Nachtrage erklärt, ist die Zahl سه vollständig סי geschrieben wie im Pehlevi. Ferner steht auf der Kehrseite ein Wort, welches man מרוו oder מרון lesen mufs. Hr. O. liest Merwan, glaubt aber es sei vielleicht Merw zu lesen. „Nur sehe ich, sagt er p. 51, für die Verdoppelung des schliefsenden w durchaus keinen Grund und trage deswegen Bedenken, diese Deutung jener an die Seite zu setzen". Ich glaube jedoch, dafs man Mervan im Pehlevi מרואן schreiben würde. Für die Annahme, dafs Merw zu lesen sei, scheint folgendes zu sprechen. Es ist wohl als ausgemacht zu betrachten, dafs der dritte Ort, den Ormuzd nach dem Vendidad schuf und môuru nennt, kein andrer sei als Merw. Sehen wir nun die Pehleviübersetzung der Stelle des Vendidad an, so finden wir, dafs môuru durch das auf unsern Münzen vorkommende Wort übersetzt wird. Die Zendworte môurûm . çûrĕm werden übersetzt: מרורי אפזאר. Dies ist die Lesart aller Handschriften, welche ich kenne, nur eine ganz neue (Cod. havn. nr. 2.) liest מרג. Hierdurch wird es, wie ich glaube, ziemlich wahrscheinlich, dafs wir hier die Pehleviform des Namens Merw vor uns haben *). Ganz sicher endlich ist die vierte

*) Die neueren Perser haben keine Ahnung mehr von der richtigen Bedeutung der Stelle. Cod. Anq. nr. 5. Codd. havn. 3. a. u. b. übersetzen maruvi afzâr durch خروس خبر دهنده. Aehnlich, nur allgemeiner, übersetzen Anquetil's Parsen maruv mit مرغ, پرنده Vogel. Daher lautet Anquetil's erste Uebersetzung folgendermafsen: Cette ville, nommée

Digitized by Google

dieser Münzen, welche, wie Hr. O. gründlich nachweist, dem Ubeid Allah ben Ziyâd gehört. Dieser war unter Mûawiya Statthalter von Churâsân und den beiden Irâq's. Die Zahl 60 auf der Kehrseite der Münze bezieht sich also auf das letzte Regierungsjahr Mûawiyas und ist nebst einer von Hrn. de Saulcy nachgewiesenen Kupfermünze die älteste bekannte Münze aus der Zeit der Chalifen. Zum Schlusse macht Hr. O. noch auf eine Münze im East India House aufmerksam, welche zwar wenig Pehlevischrift, aber dafür desto alterthümlichere Züge zeigt, und wohl einer andern Provinz angehört.

Indo-sâsânidische Münzen. Auch zum Verständnifs dieser merkwürdigen Münzen hat Hr. O. wesentlich beigetragen, und wenn die Lesung nicht bis zu der Gewifsheit gekommen ist wie in den andern Abtheilungen, so ist dies nicht die Schuld Hrn. O., sondern der Münzabdrücke, welche er vor sich hatte, und des Umstandes, dafs ihm nur wenige Münzen dieser Art vorlagen. Sein ganzes Material bestand nur aus zwei Schwefelabgüssen aus dem East India House. Die eine Münze (abgebildet in Wilson's Ariana antiqua pl. XVII. 9.) scheint ziemlich abgenutzt und daher sind die Legenden undeutlich. Die Lesung Hrn. O. hat Ref. durch eigne Ansicht des Schwefelabdrucks nur bestätigt gefunden, vermag aber nichts Näheres zur Erklärung beizutragen. Nur die Worte am Rande, welche Hr. O. p. 58. pnn. amûi liest, glaubt Ref. nach eigner Ansicht die Schriftzüge פנן שמי lesen zu dürfen, d. h. im Namen des . . . Vielleicht ist das nächste Wort, welches ganz verwischt ist ראטאר, Schöpfer, zu lesen, und wir hätten dann eine dem بسم الله entsprechende persische Formel. — Glücklicher war Hr. O. mit einer andern Münze (Wilson l. c. pl. XXI. 22.). Hier liest er deutlich die Zahlen هفت هفتاد und die Worte Churâsân merwâ. — Es ist kein Zweifel, dafs diese interessanten Münzen sich leicht lesen lassen, falls man bessere Exemplare vor sich hat, denn die Schrift derselben ist deutlicher und eleganter als auf irgend einer andern Classe, und es ist daher Hrn. O. unbedingt zuzugeben, dafs sie ziemlich jung sein müssen.

Münzen der letzten Sâsâniden. Wir kommen nun zu dem letzten Abschnitte unsrer Schrift, welcher die ältesten Denkmäler dieser Schriftart behandelt. Bei weitem die gröfste Anzahl der von Hrn. O. gelesenen Münzen trägt den Namen Chosru. Dieser Name wird schon von Ousely der Hauptsache nach richtig gelesen, nämlich Chusrewi, Hr. O. liest Chusrub, was genau die Pehleviform ist. Aufser dem Namen trägt die Vorderseite noch das Wort afzâd. Die Kehrseite zeigt verschiedene Zahlen nebst dem schon oben vorgekommenen סנה, Jahr. Die Zahlen sind, wenn sie höher sind als 10, rein persisch, die Zahlen unter 10 sind aramäisch, oder vielmehr aus dem Aramäischen ins Pehlevi herüber genommen. In dem oben erwähnten Pehleviglossare (Cod. hv. Nr. 30.) werden die aramäischen Zahlen bis 10 mit aufgezählt, von da an blofs die reinpersischen allein. Hr. O. ist, wie es scheint, auf diesen Umstand nicht aufmerksam geworden, was um so weniger zu verwundern ist, wenn das erwähnte Glossar nicht zur Hand war, in demselben aber werden die Zahlen meist mit Zahlzeichen gedrückt. Von den kleinern aramäischen Zahlen kommen vor: 2. 3. 4. 6. 7. 9. 10., von den gröfseren persischen: 23. 24. 25. 26. 27. 30. 35. 36. Auf zwei Münzen kommen die Zahlen 30 und 20 in Verbindung mit einer räthselhaften Gruppe vor, welche p. 65 abgebildet ist und die Hr. O. für ein Münzzeichen hält. Wahrscheinlich ist dies auch das Richtige, sollte es aber doch eine Zahl sein, so kann es blofs *zwei* bedeuten. Das erste Zeichen gleicht vollkommen einem d der späteren Pehlevischrift, das zweite einem n oder w, das dritte einem a, folglich bekäme man die Form dnwa, welche aber kaum vorkommt, analog ist jedoch die Zahl neun zuweilen נוא geschrieben wird, zwar gleichfalls mit einem verzogenen a wie die auf unsrer Münze.

(Der Beschlufs folgt.)

---

morg (à cause de la quantité d' oiseaux, qui y est,) a été crée par ma puissance, qui est pure. Hiezu bemerkt er noch: Par la puissance de Dieu ces oiseaux (comme les perroquets) sçavent repondre à ce qu'on leur demande. Die beiden Erklärungen der Parsen haben ihren Grund wahrscheinlich in dem nämlichen Mifsverständnisse. Sie verwechseln nämlich מרוו mit מורון oder מורוו was dem zend. mĕrĕghô مرغ entspricht. Man sieht leicht, dafs die Lesart טרג ebenfalls aus diesem Mifsverständnisse stammt.

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sasaniden. Von Dr. J. Olshausen.

(Schlufs.)

In Bezug auf die Aera vermuthet Hr. Olshausen unwahrscheinlich, dafs die Zahlen die Regierjahre der Könige bezeichnen. Aufser den Chosfindet sich noch eine Münze mit dem Namen Artr und eine mit dem Namen Varahran näher bete, auch einige andre Münzen bei Longpérier ernähere Bestimmung. — Auf die graphischen Ähnlichkeiten dieser Münzen hat Hr. O. selbst aufmerksam gemacht. Eine bemerkenswerthe einung ist es, dafs das l noch durch r vertreten Bekanntlich fehlt der Buchstabe l im Zend gänzd die besseren Handschriften zeigen es auch im sehr sparsam, während in neueren Handschrifi weitem häufiger ist, eben so wird in den älndschriften das l semitischer Wörter noch mit en, so wird z. B. כרבא Hund (=כלב) it r geschrieben. Ref. bemerkt hiebei, dafs des r auf unsern Münzen dieselbe sei als die den Inschriften bei de Sacy. Keinenfalls aber lässig, hier l zu lesen. — Eine ganz allein Münze ist die zuletzt p. 70 von Hrn. O. ersie trägt auf der einen Seite hascht, acht, auf ern תרין, zwei, und scheint ganz ohne Namen

O. hat zu seiner Schrift noch zwei Nachträge ügt, welche die Beschreibung verschiedener enthalten, welche er in öffentlichen so wie Prilungen von Berlin und Greifswald zu benützen heit hatte. Wir haben bereits unter den ben Rubriken das Wichtigste erwähnt, nur über deckung ist noch zu berichten, nämlich dafs ıze, welche Longpérier der Purandokht zunach Taberistân und zwar einem gewissen Ferchân gehöre. Ein Fragment einer solchen Münze besitzt auch das Königl. Münzcabinet in Berlin.

Noch ein Punct ist nun bei diesen merkwürdigen Münzen zu erwähnen, *die Sprache*. Hr. O. berührt diesen Punct nur kurz und glaubt, dafs Müller nicht anstehen werde, die Sprachformen dieser Münzen dem modernen Pehlevi des Firdosi zuzuschreiben. Müller hat nämlich gezeigt, dafs das Pehlevi, aus welchem Firdosi einzelne Worte anführt, nicht die Sprache sein kann, welche in den Büchern der Parsen unter diesem Namen vorkommt, sondern eine rein persische, meist mit dem Neupersischen auf einer Stufe stehende. Dafs aber die auf diesen Münzen vorkommende Sprache dieselbe sei, möchte Ref. bezweifeln. Nach den oben angeführten Bemerkungen stehen mehrere dieser Zahlen auf einer Stufe, welche blofs für die Annahme spricht, sie seien einer Sprache entnommen, welche mit dem Pehlevi Anquetil's auf einerlei Stufe steht, oder gar dasselbe ist. Für letztere Annahme sprechen auch die aramäischen Zahlen auf den späteren Chosroenmünzen, so wie das Wort סנת.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist ausgezeichnet. Insbesondere müssen wir noch die vortrefflichen Abbildungen der Münzlegenden und Münzen erwähnen, welche von Herrn Bonde herrühren, der schon durch die Ausführung der Copenhagener Sanskrittypen sich als einen sehr geschickten Künstler bewiesen hat; namentlich sind die Münzabbildungen die genausten, welche man von Sâsânidenmünzen besitzt.

Zum Schlusse wünschen wir noch mit dem Hrn. Verf., dafs recht bald von England und Rufsland aus seine Forschungen benützt und durch neue Münzen erweitert werden. Vor Allem aber ist es wünschenswerth, den Hrn. Verf. selbst von Neuem auf diesem Felde thätig zu sehen, auf welchem er so rühmlich Bahn gebrochen hat.

Digitized by Google

Obige Anzeige war bereits geschlossen, als dem Ref. die neuesten Arbeiten des Herrn v. Dorn in Petersburg zu Gesichte kamen, welche die ältere persische Münzkunde zum Gegenstande haben. Sie finden sich im Bulletin de la classe des sciences historiques etc. de l'académie impériale de St. Pétersbourg. T. I. Nr. 7. 17. 18. 19. und behandeln zwar meistens Münzen älterer Sasaniden, doch finden sich auch für die späteren einige schätzbare Notizen. Die Münze, welche Longpérier der Purandokht zuschreibt, theilt Herr v. Dorn wie Hr. O. — dessen Schrift er übrigens noch nicht kennt — einem Parsenfürsten Ferchân zu; nach seinen Ausdrücken zu schliefsen hat es mehrere Fürsten dieses Namens gegeben. Auch in der Lesung des Namens Chusrub statt Chusrewi trifft Hr. v. Dorn mit Hrn. O. zusammen. Eben so giebt er auch über den Namen Churschîd erwünschte Auskunft. Ein Churschîd ist nämlich nach Szahir-eddîn's Geschichte von Taberistân der Enkel Ferchâns des Grofsen und starb nach Hrn. v. Dorn's Angabe ao. H: 144. Dies pafst vortrefflich zu den Zahlen der Münzen, nur die Zahl 114 auf einer Münze macht Schwierigkeit. Dies wäre nämlich nach Hrn. O.'s Berechnung das 150ste Jahr der Hejra. Die Zahl liefse sich freilich auch ćehâr schast lesen, doch fragt sich, ob damit geholfen ist. Dafs die Münzen, auf welchen Hr. v. D. חורזיזרא liest, wirklich Churschîd gehören, möchte Ref. bezweifeln, denn nach Hrn. v. D.'s eigner Angabe, so wie nach seiner Abbildung, erinnern diese Münzen an die, welche Longpérier dem Vologeses zuschreibt. Gewifs ist, dafs es nicht dieselbe Art Münzen ist, welche Hr. O. beschreibt. — Aufser dieser Münze berichtet Hr. v. D. noch über drei sehr merkwürdige Münzen, von welchen die eine den älteren Sâsâniden (nach Hrn. v. D. Hormisdas I.) angehört. Die Münze B ist ein unicum, und wir halten es daher nicht für überflüssig, sie mit Hrn. v. D.'s eignen Worten näher zu beschreiben: „Wir finden hier, sagt Hr. v. D., anstatt des vorher schmucken und geputzten Mannes einen Mann mit helmartiger Kopfbedeckung, die vorn in einen Löwenkopf ausgeht, angethan: überhaupt mehr einem Krieger ähnlich; die Schriftzüge verändert und mehr denen in Steinschriften gleichend, aber sonst deutlich genug um Folgendes lesen zu lassen: מזריסן בה מלכא מלכאן (?) ארחרמזז יזראנ(י)איראך Von der Rückseite sagt Herr v. Dorn: „Betrachten wir nun die Rückseite unsrer Münze, so erblicken wir statt des Feueraltars mit zwei Wächtern rechts ein Mann auf einem Throne sitzend, welcher wohl der König Hormisdas selbst sein soll, ob man dies sch aus dem Kopfputze nicht errathen könnte, wel dem Kopfputze auf der Vorderseite nicht zu glei scheint, wozu noch kommt, dafs der Oberleib blofs und die rechts am Kopf befindlichen Striche sich wie Strahlen (Heiligen-Scheine) ausnehmen, welche dem Mithras oder Zoroaster (S. Ker Porter Tra S. 191. Pl. LXVI.) aber kaum dem Könige zuko können, wenn sich gleich die Chosroën göttlich Himmelssprofslinge nannten. In der linken Ha er einen Speer". — Ref. bedauert, dafs er ni Stande ist, die Inschrift auf der Abbildung zu lesen und vielleicht etwas zur Erklärung bei zu können. So viel scheint aber dem Ref. gewi sie etwa in die Zeit des Varahran V. gehört. Münze D. endlich bei Hrn. v. D. ist gewifs ein trische Münze, wie dies auch schon ein ru Münzforscher, Hr. v. Bartholomaei, gesehen h geht dies aus den Abbildungen bei Wilson Ari tiqua pl. XIV. 12. 14. 16. 17. deutlich hervor.

Dr. Fr. Spiegel, in Copenha

XLIV.

1. *Die malbergische glosse, ein rest scher sprache und rechtsauffaszung trag zu den deutschen rechtsalterthü Dr. Heinrich Leo. Erstes heft. Ha Anton.* 1842. 8.
2. *Die lex salica und die Text-Glosse salischen Gesetzsammlung germanisc keltisch; mit Beziehung auf die Sch Dr. H. Leo: Die malbergische Glosse Versuch von Knut Jungbohn Clem Nordfriesland, Phil. Dr. etc. Mannhei sermann.* 1843. 8.
3. *Mémoire sur la langue des gloses giques par M. Edélestand du Méril. Brockhaus und Avenarius.* 1843. 8.

Leo hat nun bereits drei gesonderte Schri Jahrb. 1842 Nr. 46.) und mehrere Abhandl

Digitized by Google

Haupts Zeitschrift über die Malbergglosse und ihre Sprache herausgegeben, und die Fortsetzung dieser Mittheilungen von der Theilnahme des Publicums abhängig gemacht. Dafs diese billige Theilnahme eingetreten ist, zeigen eben auch die beiden andern rubricirten Schriften aus weit aus einander liegenden Gegenden. Wir können uns nur darüber freuen, dafs die Aufmerksamkeit der Forscher aufs Neue einem Denkmale zugewendet wird, dessen quantitativer und qualitativer Werth zu bedeutend ist, um durch die grofse Schwierigkeit seiner Erklärung aufgehoben zu werden, welche selbst *J. Grimm* und *Graff* von umfassender Erwägung der Glosse zurückhielt. *H. Müller* (der lex salica und der lex Angliorum et Werinorum Alter und Urath. Würzb. 1840) und besonders *Leo* erweckten ihnen ein lebendigeres Interesse für diese einzig reiche Glosse eines altberühmten Gesetzes. In der That hat ein unverdrossener Eifer dazu, um nicht durch mannigfachen Hemmungen und theilweise immer möglichen Fruchtlosigkeit der Untersuchung erkälten werden. Die wichtigsten dieser Hemmungen, der Hypothese und mit ihr dem Irrthume ungemessenen Raum gestatten, fassen wir in folgenden Worten zusammen:

a) Die Glossen sind durch Unkunde und Fahrlässigkeit, zum Theil auch wohl durch anderartige Verirrungen der Abschreiber vielfach variirt. Indessen teilt sie diesen Umstand so ziemlich mit den Glossen anderer Gesetzsammlungen. Einigen Halt in der Menge der Varianten, welche die Ausleger häufig als heimische Wörter und Formen zu fassen suchen und uns gewähren bisweilen die minder variirten latinisirten Fremdwörter des lateinischen Gesetztextes. Es kann eine *völlige* sprachliche Trennung dieser Glossen von denen der Glossen im salischen Gesetze angenommen werden, selbst wenn wir beider Glossen zweien verschiedenen Sprachstämmen zuweisen wollen. Wenn wir mit Bestimmtheit den Besitz der ältesten Glossenhandschrift behaupten könnten, so sich jene und alle Schwierigkeiten gröfstenteils heben; bei der neuen Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diesen Gegenstand dürfen wir vielleicht noch auf Entdeckung neuer oder vielmehr ältester Hdss. in Deutschland und Frankreich hoffen.

Eine zweite, zu positiven Irrungen führende Schwierigkeit liegt in der anerkannten *Versetzung* vieler Glossen an ungehörige Stellen, welche vorzüglich durch die mehrfachen, Inhalt und Umfang der Gesetzsammlung wesentlich ändernden Redactionen entstand, so dafs manche Glossen sich vielleicht auf ganz verlorene Texte beziehen. Es ist ohnedies schwierig, bei sprachlich unklaren Glossen auch ohne Annahme einer Versetzung jedesmal aus dem Texte ihre Bedeutung zu errathen. Was bedeuten sie im Allgemeinen? Einzelne im Texte genannte Gegenstände der Verbrechen und ihrer Strafen, wie besonders Thiere, Zahlen und Münzen der Strafansätze u. s. w.? Oder sind sie termini technici, gestempelte Rubrikennamen aus uralter volksthümlicher Rechtswissenschaft, deren Formen vielleicht schon einer weit früheren Zeit, als der der ersten Redaction der vorliegenden Sammlungen, angehören? Und in diesem Falle: bezeichnen sie das Verbrechen oder seine Folge und Strafe? Wahrscheinlich wechselnd Beides; in den meisten Fällen das Verbrechen mit Einschlusse seines Gegenstandes, die kürzeren nur letzteren; wozu denn noch die zahlreichen Wörter für alle gerichtlichen Proceduren kommen, wie *mallare, admallere, bannire, mannire etc.*

c) Die dritte, vielleicht gröfste, Schwierigkeit, die aber bei wirklichem Fortschritte der Forschung am Ersten entfernt werden wird, liegt in der Frage: welcher Sprache zunächst die Malbergglossen, dann auch die Fremdwörter des lateinischen Textes angehören. Obgleich ein Theil der letzteren gewifs, ein Theil der ersteren fast gewifs deutsch ist; und obgleich *Leo* — wie das bei solchen Untersuchungen nicht fehlen kann — oft unleugbar künstlich und willkürlich keltische Erklärung versucht hat; so hat er doch wenigstens einzelne so scharfsinnige und unabweisliche Deutungen aus dem Keltischen gegeben, dafs kein Forscher die deutsch-keltische Alternative jetzt unberücksichtigt lassen kann. Das haben auch *Clement* und *du Méril* nicht gethan, weil beide gegen den Celticismus der Glosse streiten. Wer hätte gedacht, dafs, während ein Franzose, dessen Landsleute die alte deutsche Eroberung ihres Landes neuerdings bei ihrem „französischen Kaiser Karl" vergessen, den deutschen Ursprung seiner nationalen Rechtsalterthümer behauptet, gerade Leo eine bedeutende Mischung des gesammten deutschen Alterthums mit keltischem lehren würde? Wir können dadurch nur günstig für Beider Unparteilichkeit gestimmt werden. Nun aber sind *du Mérils* Erklärungen der einzelnen

Digitized by Google

Glossen aus dem Deutschen nicht selten weit künstlicher und schwankender, als die *Leos* aus dem Keltischen; obschon Ersterer eine unter Franzosen seltene Kenntnifs der neuesten deutschen Sprach- und Alterthums-Forschung an den Tag legt, und in der ersten, die alte Geschichte der Franken und die Literargeschichte des salischen Gesetzes betreffenden Hälfte seiner Schrift besonnen und mit steter Belegung durch Quellenstellen vorschreitet. Er hat vorzüglich *Pardessus* loi salique, *Leo Laspeyres* Ausgabe und Mittheilungen Grimms benutzt. *Clements* Erklärungen scheinen oft durch *du Méril* adoptirt worden zu sein; doch verdienen sie mehr Beachtung, als die aus des Verf.'s übrigen Schriften bekannte Berserkerwuth desselben — hierin eines zweiten Pinkertons — gegen die alten Kelten und selbst ihre ehrenhaftesten Nachkommen es vermuthen liefs. Wir würden sein Urtheil über den gottverordneten Untergang der keltischen Welt durch die germanische einer höheren, wenn auch harten, Weltansicht zuschreiben, wenn nicht sein deutscher Patriotismus wiederum die Schranken der Befangenheit zeigte, die das edelste Gefühl zur Sünde gegen den heiligen Geist verführen können.

Uebrigens würde durch Entscheidung zwischen Deutschem und Keltischem die Sprachenfrage noch nicht völlig gelöst, sondern zu einer immer noch schwierigen Mundartenfrage geworden sein. Auf deutscher Seite hätte diese weniger zu bedeuten, da der nordische oder skandinavische Stamm nicht zur Sprache käme; dennoch bliebe auch hier mancher Knoten, weil wir in den Franken und ihrer Sprache ein Bündnifs, eine Mischung hochdeutschen und niederdeutschen Stammes suchen können. Auch wenn wir sie entschieden dem ersteren Stamme zutheilten, würden wir in der frühen Geburtszeit jener Documente, in welcher trotz deutlicher Unterschiede jener beiden Hauptstämme doch die grofse Lautverschiebung wohl erst im Werden war, noch nicht die Sprache Otfrieds und des vielleicht allmälig mundartlich geänderten Ludwigsliedes suchen dürfen.

Viel verwickelter aber noch wird bei der Entscheidung für keltische Sprache die Frage nach der Mundart. Setzen wir erstere voraus, so fragen wir: auf welchem Gebiete entstand die älteste Redaction des salischen Gesetzes und seiner Glosse, und mit welchen keltischen Stämmen hatten sich damals bereits die Franken gemischt? Am Wahrscheinlichsten mit Belgen, mit diesem unbekanntesten aller altkeltischen Stämme; doch vielleicht auch anderswo im weiten Gallien mit Kelten andern Stammes; vgl. besonders *Leo* S. 44 sq. über das gemischte Wohnen von Franken und Kelten an Rhein, Mosel u. s. w. Wenn Clement die Coexistenz fränkischer und keltischer Sprache in dem grofsentheils romanisirten Gallien leugnet, so beachtet er nicht, dafs Sidonius Apollinaris in der Auvergne sowohl fränkisch reden hörte, als den gleichzeitigen Einflufs der keltischen Volkssprache „celtici sermonis squamam" selbst auf die Rede der gebildetsten Stände tadelt. Vgl. auch in der Provence *Mallpublic* und bei *du Méril* S. 25 Anm. 4. die cour de *Maubergeau* zu Poitiers „un vieux monument où l'on rendait autrefois la justice". — Bis jetzt glauben wir zwar auf dem Festlande überall nur kymrischen Stämmen begegnet zu sein; doch widersprechen wir nicht der Möglichkeit, mit Leo in den bekanntlich nicht unbedeutend von den übrigen gallischen Stammverwandten unterschiedenen Belgen ein Glied des gadhelischen (gälischen oder irisch-schottischen) Stammes zu finden. Der Einflufs dieser Alternative auf die sprachlichen Erklärungen ist bedeutend genug, da die beiden bekannten Hauptäste der keltischen Sprachen: der kymrische (kymro-britonische) und der gadhelische, weit stärker von einander abweichen, als mindestens der hochdeutsche von dem niederdeutschen Sprachaste. Um nur die Lautverhältnisse zu berühren, so ist zwar die deutsche Verschiebung zumal bei den Dentalen, bedeutend genug und die besonders die Natur der Zischlaute verdächtigen, wo auch noch die Ungewifsheit kommt, wie zur Zeit der Niederschreibung des salischen Gesetzes lat. *s* ausgesprochen wurden. Aber ein Lautwechsel aus dem Organ ins andere, wie z. B. von *s* zu *h*, von Guturalen zu Labialen, ist den deutschen Sprachen (nicht ganz) fremd, während er in den italisch-chischen und in den keltischen Mundarten regelmäfsig erfolgt. Beiläufig gesagt, scheint Leos Annahme eines sogar wechselseitigen Austausches der Gutturalen und Labialen in jenen keltischen Hauptästen viel zu ausgedehnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffaszung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von . Heinrich Leo.

Die lex salica und die Text-Glossen in der ischen Gesetzsammlung germanisch nicht tisch; mit Beziehung auf die Schrift von H. Leo: Die malbergische Glosse u. s. w. Versuch von Knut Jungbohn Clement.

Mémoire sur la langue des gloses malbergues par M. Edélestand du Méril.

(Fortsetzung.)

icht unwichtig ist hier die Möglichkeit: dafs der *Franken* von keltischem Munde ausgieng, und ran geknüpfte sprachliche Untersuchung. *Du* hält die volksthümliche Uebernahme eines Volks- aus fremdem Munde mit Unrecht für wider- Der grofsen Möglichkeit zu geschweigen, dafs umfassende Namen der Germanen ursprünglich isch sei, erinnern wir an die „*Cimbarn*" Ober- deren Kimbernthum heute Niemand mehr be- wird. Der cimbrische Bauer, der diesen Na- sich selbst gebraucht und mit *c* = *z*, *ts* anlau- st, hat ihn nicht einmal von den Umwohnern eben so wenig aus einheimischer Volkssage, durch die irrige Genealogisirung früherer deut- lehrten. Die Etymologie des Frankennamens s um so merkwürdiger, weil die bekannte g durch *Freier*, *ingenuus*, im salischen Ge- lbst vorkommt, wenn auch in einem später en Theile, doch mindestens nach alter Ueber- . Seit Childebert, in dessen Decrete *francus* ior *persona* entgegensteht, wird *francus* (homo) fig nur appellativ gebraucht; so auch namen- „homines *bene franci* Salici" (Gloss. man. III. 657.), wo nur *Salici* Volksname ist — im Gegensatze zu *servi Salici* cod. dipl. Ratisb.? Wahrscheinlich verwandt mit *frei*, wie auch mit *frech* (goth. *frikis* altn. *frekr*) findet sich *frank* doch bis jetzt als Appellativ in altdeutschen Texten nur im altn. *frackt* virtuosus, potens. Obschon die Form organisch gestaltet erscheint, erinnern wir doch daran, dafs gerade die altnordische Sprache mehrere fast unleugbare Entlehnungen aus dem Keltischen enthält. Der altn. Name des Volkes, *Frackr*, trägt dieselbe organische Form und ist doch wohl erst später aus *Frank* gebildet. *Frank und frei* in den neuen germanischen Sprachen ist vielleicht aus dem Romanischen entlehnt; indessen mag die Alliteration auf alten Gebrauch deuten; die entsprechende romanische Formel lautet *francus et quitus*, franz. *franc et quitte*. Nun fehlt dies Wort zwar vermuthlich in der gadhelischen Sprache, da Leos, auf seiner Lautverschiebungslehre beruhende, Zusammenstellung desselben mit gadh. *greannach*, haarig, roh u. s. w. lautlich und logisch gewagt scheint, wiewohl an den *rex crinitus* Gesta Franc. IV. erinnernd. Deshalb könnte das Wort in den kymrobritonischen Sprachen einer Einwanderung verdächtigt werden. Aber dagegen spricht wieder die Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Bedeutungen in diesem Sprachaste. Vgl. kymr. *ffranc* active, prompt; free or frank; msc. a youth, freeman (pl. *ffrancon* beaver). corn. *frank* frei. briton. *frank* franc, sincère, loyal; spacieux, large (vgl. *freier* Raum u. dgl.); seltener libre, délivré, dégagé. Im Britonischen hat das Wort mehrere Derivate, im Kymrischen nicht. Nach diesen Angaben wird es möglich, dafs die Franken diesen Namen von einem Keltenvolke kymrischen Stammes erhielten; wann? ist eine wichtige, noch zu lösende Frage. Möglich dafs der Name *Salier* als Volksname älter ist; doch ist *salischer Franke* geläufiger, als das obige *franker Salier*. Verschiedene Ableitungen des Saliernamens s.

Digitized by Google

u. a. Gloss. man. *v. sala*; die Glosse *saligus*, *Morinus*; *H. Müller* l. c., der lex *salica* = mhd. *salrecht* (vgl. noch jetzt in der Wetterau *sâlbuch* für Flurbuch) von dem Volksnamen *Salii*, *Salici* = *selige* Franken unterscheidet, diesen jedoch in seinen „deutschen Stämmen" vom Sallande an der Yssel herleitet; *Zeuſs* S. 329; *Graff* 6, 182—3; *Leo* S. 45 aus gadhel. *saile* See vgl. *mêruwing* aus *mêr*; *Clement* S. 33—4; mehrere Citate dafür bei *du Méril* S. 8.

Daſs die Malbergglosse und die unlateinischen Ausdrücke des salischen Gesetzes auf eine altgeregelte Gesetzgebung der salischen Gesetzverwandten deuten, erwähnten wir vorhin. Als die Deutschen die Länder der Kelten occupirten, genoſs dieses längst seſshafte Volk wohl überall einer sehr ausgearbeiteten Gesetzgebung, die in den jetzt noch bekannten Gesetzen der lebenden Keltenvölker vermuthlich zum guten Theile aufbewahrt ist. Wo diese entstanden war, bleibt ein Räthsel — ob in Gallien oder schon in einem älteren Keltenlande? Die Geschichte und Sage der einst so weit verbreiteten Keltenwanderungen deutet nicht bloſs auf einen gemeinsamen Wandertrieb der Völker dieses Stammes, sondern auch auf eine, von Einem Mittelpuncte ausgehende, in alten Reichsgesetzen begründete Volksgewohnheit. *Leo* hat Grundes genug, in vorliegendem Buche den Inhalt des salischen Gesetzes mit dem des altwallisischen (Königs Heuel-da) zu vergleichen. Seine Zuzählung der Belgen und der malb. Glosse zum gadhelischen Volks- und Sprach-Stamme wird ihn um so mehr noch zur Vergleichung der altirischen Gesetze führen, da die Einwanderung der Belgen in Irland, abgesehen von ihrer Abstammung, als historisches Factum angenommen werden darf. Leo giebt hier viele auf Einwanderung und theilweise Herrschaft der Belgen in Irland bezügliche Stellen im irischen Originale mit deutscher Uebersetzung. Referent hat ebenfalls Was er darüber vorfand im dritten Theile seiner Celtica gesammelt.

Fanden indessen begreiflicher Weise die Deutschen bei den keltischen Grundbesitzern Galliens, Belgiens und zweifellos eines groſsen Theils von Deutschland eine geregelte Gesetzgebung vor; so brachten sie auch eben so gewiſs schon eine solche mit. Eben auch *Leo* hat in seinen angelsächsischen rectitudines singularum personarum darauf aufmerksam gemacht, daſs selbst unter den wildesten deutschen Landräubern eine aus alter Heimath mitgebrachte Verfassung und bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmte Gesetzgebung heilig blieb. Zugleich tritt überall, wenigstens wo die einwandernden Deutschen die Minderzahl ausmachten, eine kluge und, soweit unter jenen Besitzverhältnissen möglich, gerechte Berücksichtigung der unter den besiegten Völkern vorgefundenen Gesetze hervor. Es ist in neueren Zeiten erwiesen worden, daſs die ostgothischen Gesetze sogar fast durchweg römisch-italischen Inhaltes sind. Auch die bei den Ostgothen und den Franken bekannte Norm der Gütervertheilung zwischen Besiegten und Siegern zeigt, daſs Erstere keineswegs im Groſsen als Sclaven und Rechtlose betrachtet wurden. Durch diese Vermittelung beiderseitiger Rechte gelangen wir auf die Möglichkeit, daſs im salischen Gesetze und somit auch im unlateinischen Theile seiner Sprache eine Mischung deutscher und keltischer Rechte und Rechtsausdrücke zu suchen sei. Der deutschen Auslegung aber bleibe überall der erste Anspruch. Doch auch diese ist noch nicht hinlänglich durch den von *du Méril* urgirten Umstand begründet, daſs einzelne Fremdwörter der lex salica auch in andern fränkischen und überhaupt deutschen Gesetzsammlungen vorkommen. Sobald einmal ein Ausdruck ohne Rücksicht auf seine Abstammung und etymologische Bedeutung in Einem verbreiteten Gesetze juristisch gestempelte Geltung gewonnen hatte, gelangte er auch in andre, gleicher und andrer Sprache, über. Mitunter wird dann auf die Quelle zurückgewiesen, wie z. B. in Capit. III. „*freda* (deutsches Wort) quia in lege salica conscripta est"; *chrenecruda*, in dem Childeberti noch aus paganorum tempore entlehnt, M. dgl. Die Zahl solcher Wörter ist verhältnißmäſsig klein.

Die Lösung unserer Aufgabe fördert historische Kenntniſs der Völkerwanderungen, der Rechte und der Sprachen unumgänglich vereinigt. Da mir wenigstens die zweite abgeht, wage ich auf meine eigenen sprachlichen Untersuchungen der malbergischen Glosse u. s. w. kein Gewicht zu legen und verhalte mich fast nur referirend verhalten.

Leo nimmt in der deutschen Sprache seit ältesten bekannten Zeit eine sehr bedeutende Mischung mit keltischer an. Eine wechselseitige Mischung der Sprachen ist bei ihren langjährigen und so weit verzweigten Berührungen natürlich. Leo

Digitized by Google

er schon deswegen zu weit, weil er — zum Theile f Potts frühere Ansicht gestützt — die Urverwandtschaft beider grofsen Sprachstämme verkennt. Viele ortstämme sind in den einzelnen Sprachen Einer milie oft bis auf vereinsamte Sprössling geschwun-, während sie in den verwandten Sprachen reich-fortwucherten. Wir erinnern z. B. an das gothi-*bauths*, das, so viel wir wissen, in den deutschen chen isolirt steht, aber, identisch mit dem gadhe-*baodh*, *baoth*, in den keltischen Sprachen zahl-Sprössling zeigt (vielleicht auch mit illyr. *bu-bedak*. dumm, plump, verwandt), und dennoch deutsch sein mag. Aehnliche Bewandtnifs hat es goth. *faths*, das *Leo* S. XI Anm. 4 aus gadh. Häuptling (bei *Armstrong feadhna*, vermuthlich geleitet von *feadhan* Volk, vgl. *druhtin : druht?*) t. Schon seine richtige Identificirung des gadh. (*fiodh*) Holz, Wald (auch Landgut, woran Leo als Landeshäuptling zu knüpfen sucht) mit *gwydd* sollte ihn auf andre Spur führen, da Wörter mit ahd. *witu* u. s. w. identisch sind drerseits goth. *faths* mit sanskr. *patis* etc. etc.; eitem in den meisten Fällen entspricht gadhel. *f* nicht dem aus *p* entstandenen *f* der verwand-achen.

h Leos Schlufs aus den vielen etymologisch und trümmerhaften Wörtern, wie Thierna-. w., die aber in gleicher Isolirung zugleich ltischen, italisch-griechischen und deutschen auftreten, auf Eine von den Völkern dieser iegte und einverleibte Urbevölkerung Euro-nur in gröfster Einschränkung annehmbar leich eine vor-indogermanische Bevölkerung schon um der Iberer willen nicht zurückge-werden darf. *Steub* „Ueber die Urbewohner rückt die Etrusker nahe an diese Frage. — d oft gegen die Vergleichung lateinischer und her Wörter bei *Leo* S. 4—10 liefse sich m, aber nur auf ausgedehntem Raume; so die fernere germanischer und keltischer Wör-ich leider die Masse sprachlichen und histo-toffes, welche Leos Buch der Besprechung erspringen mufs, um noch einigen Raum für ellsten Gegenstand der drei rubr. Schrif-ewinnen, erlaube ich mir die Bemerkung: in einem umfassenden „vergleichenden Wörterbuche der gothischen Sprache" auf viele von Leo besprochene deutsche Wörter zurückkommen werde. Dafs Leos Buch von allen Freunden vielverzweigter Alterthumsforschung, auch ohne alle Rücksicht auf das salische Gesetz und seine Glosse, gelesen werde, ist im Interesse der Wissenschaft höchlich zu wünschen. Wer auch keinen einzigen Satz des Verf.'s annähme, würde neue Anregung und Richtung seiner Aufmerksamkeit und selbständiger Forschung gewinnen.

Von *du Mérils* historischer Einleitung war vorhin die Rede. — *Clements* Vorwort, das zumeist gegen Leos keltologische Behauptungen gerichtet ist und gerne dem Keltenthume alle moralische und einen guten Theil der physischen Existenz absprechen möchte, ist nur eine Kette patriotisch deutscher Behauptungen ohne wissenschaftliche Begründung. Dennoch sagt er in seiner Einleitung zum Studium des salischen Gesetzes: dafs dies Gesetz in seiner jetzigen Gestalt seinem Inhalte nach „nur auf galischem Gebiet entstanden sein kann", da es hinlänglich die Franken als Eroberer des Grundbesitzes bezeichne; und arbeitet solchergestalt Leos Hypothese in die Hände. Seine schon erwähnte Behauptung des frühen völligen Aussterbens der keltischen Sprache in Gallien ist mindestens zu scharf ausgesprochen, da sich Zeugnisse genug für ihre längere Dauer finden (vgl. meine *Celtica* II. 1. S. 84 sq.). In der That nimmt *Clement* selbst S. 67 gallische (doch nicht romanische?) Aspiration des deutschen *ala* zu *alach* an.

Einige synoptische Beispiele der Glossenerklärung: „Si quis *verrem* furaverit; malb. *cristiau* var. *cristiao*, *cristiano* (sic! kaum zu verwundern, da der Christenname so oft falsch gebraucht wird)". Nach *Leo* S. 86 Participialform von gadhel. *crios* ergrimmen, wild machen. Ein besonderes Capitel des Buches gibt zahlreiche Belege für die mannigfaltige Symbolik der keltischen Sprachen bei Thiernamen. Bei Armstrong finde ich nur gadhel. *crios* umwinden; dagegen aber *criosd* swift, active, clever, smart. Dazu gehört nicht das von Leo mit jenem *crios* verglichene kymrische *frysiau* (*ffrysio*) to simpel briskly, to be hurrying; sondern kymr. *crisio* to hasten; to zo. *Du Méril* S. 40 erklärt *cristau*, *christiao* als „propre à la generation" aus ahd. *kirisan* Graff 2, 538 sq. und beruft sich auf die einzelne Form *krisit*. Wie hängt dies mit seiner Er-

Digitized by Google

klärung zusammen? — „Si quis *scrovam ducariam* furaverit; malb. *redonii* var. *reodemia*, *reodimia*, *radonia*, *chredunia*. *Leo* S. 87 vergleicht aus dem wallisischen Gesetze *rewyſs* sus magna (im Gegensatze zu *banw* sus parva). *Richards* gibt *rhewydd* m. lascivionsneſs; a lascivious person. *rhewys* lusting, wanton, namentlich von Stuten gebraucht; *Leo* gibt andre Ableitungen. *Du Méril* S. 40 bringt aus einem Ms. die Glosse zu *ducariam* „quam aliae sequuntur" und dazu die malb. Glosse „*radonia* ou *redunia* de *radja* ou *redja* qui faisait au datif *redjum*, *redun*, avec raison — nicht sonderlich avec raison etymologirend. — Einstimmig auf *gregem* bezogen wird die malb. Glosse *sunista* var. *sonista*, *funesta* etc., *sonischalt*, *sonichalt*. *Leo* S. 92 sq. erklärt sie aus gadhel. *son* kräftig, fruchtbar etc. + *stuaidh* Heerde; aus einer andern Zusammensetzung *sonischalt*. Hier liegt die deutsche Deutung viel näher, vgl. Grimm Gr. 2, 368. Graff 6, 246 mit den Parallelen *sonesti* = *stuat* lex rip. *son* l. Angl. et Werin. *sonarpair* l. Langob. ags. *sunor* grex u. M. dgl. Wenn wir in *sta*, *sti* keine Zusammensetzung, sondern ein Suffix sehen, so finden sich ähnliche im Deutschen, wie auch im Keltischen. *Clement* S. 44 rechnet gar *Senhütte*, *Seniskalk* und *Senegeld* zu „*son* Viehverein". *Du Méril* S. 39 glaubt die deutschen Wörter *son* und *stuat* hier zusammengesetzt als „un troupeau avec son mâle". Er scheint unbekannt mit der Bedeutung des ahd. *stuat* grex; und seine Uebersetzung durch *mâle*, wobei er u. a. *Stier* vergleicht, gründet sich besonders auf eine Stelle des Henschelschen Glossars „equi admissarii *quod* (diese Mehrzahl = Heerde?) vulgariter *stunt* vocantur, et vineae etc". Das deutsche *stuat* ist identisch mit dem obigen gadhel. *stuaidh* f. — „Si *vitulum lactantem* furaverit; malb. *podor aut fricho* var. — *fri*, *petero aut freodo*, *pondero*, *protero*, *prodero*". Nach *Leo* S. 94: gadhel. *baothair* Kalb. Bei Armstrong bedeutet dies Wort nur *dummer Mensch*, wohl aber mehrere Sprösslinge des schon erwähnten *baoth*, *baodh* (vgl. den briton. Schimpfnamen *beûz*, *beûzik* grimaud) zugleich auch *Kalb*, namentlich *baoghan* und *bodag*; Letzteres auch = engl. *bawd*. Diese Abweichungen der Schreibung werden dem Kenner der gadhelischen Sprache nicht auffallen. So wird das zur selben Wurzel gehörige gadhel. *bodhar* taub, auch *bodar*, *boghar* geschrieben; die Ursprünglichkeit des Dentals ergibt sich durch die gleichbedeutenden Wörter kymr. *byddar* corn. *bother*, *bothak* etc. briton. *bouzar*, *boar* goth. *baus* (taub, stumm, dumm) u. s. w. Vielleicht dürfen auch die französischen Thiernamen *baudet* Esel, *bauds* = chiens *muets* (s. *Ménage* h. v.) hierher gelen. Da das goth. *bauths* vorhanden ist, könnte ein altdeutsches Derivatum *Kalb* bedeuten. Gewiss aber verdient *Leos* keltische Ableitung mehr Beifall als die *du Mérils*, welcher bei *pondero* an *piunt*, *peunt* (*Beunde*) lieu fermé, und bei *podor* *pu* habitation + *diero* bestiarum, denkt. Die Deuten Erklärungen Beider bei andern Glossen, in welchen *podue*, *pedero*, *protero*, *ponderos* in gleicher oder ähnlicher Bedeutung vorkommt, übergehn wir, ebenso auch die ziemlich künstliche Erklärung Beider im zweiten Theile der obigen Glosse. — „Si quis *taurum* furaverit; malb. *traslo* var. *trasile*". Du Cange S. 43 sucht darin ahd. *trikil* (verna Graff 5, 3 domestique, né à la maison; *Leo* S. 99 gadhel. par. (auch superl.) *treise*, stärker, kräftiger, + *laogh* kymr. *llo* m. briton. *leuë* (*leûé*, *luë* m. corn. Kalb. Bemerkenswerth wäre auch kymr. junge Kuh (heifer), das vielleicht eine ähnliche Wendung jener Wurzel zeigt. Dem gadhel. dessen entspricht kymr. briton. *trech* fortior *ch* nicht = *k* in ags. altn. *threk* robur, mol. 2, 479) ist, sondern Comparativendung, wie auch jenes gadhelische *s*. Bei *llo* u. s. w. vielleicht des schweizerischen Rufes an die *lobe! loba!* (vgl. Grimm 3, 290 und die schw. tiken) gedenken; *loba* kommt schon 1545 in zeller Kuhreigen vor, wie *liopa* heute im vaches des Waatlandes; und gilt zugleich als lativ für *Kuh*, gleichwie *liópa* in den romanischen Mundarten der Schweiz und merkwürdiger Weise im Albanesischen, das viel Romanisches enthält. „Si *tres aut amplius verveces* fuerint, qui fu malb. *fetischefo* var. *feisfecho*, *frethuscho* *cetho*, *faisseth*"; auch *lampse* kommt als Glosse Stelle vor. Diese Glosse mag zugleich als spiel mannigfaltiger Umgestaltung gelten.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffaszung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Heinrich Leo.

Die lex salica und die Text-Glossen in der fränkischen Gesetzsammlung germanisch nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von H. Leo: Die malbergische Glosse u. s. w. Versuch von Knut Jungbohn Clement.

Mémoire sur la langue des gloses malbergiques par M. Edélestand du Méril.

(Schluſs.)

wir gleich häufig die Sitte sämmtlicher Ausleger verfen, in den Varianten wirklich verschiedene zu suchen; so scheinen Jene doch auch nicht durch die Möglichkeit gerechtfertigt: daſs die Lesarten nicht durch mechanische Verderbniſs, durch hermeneutische Versuche der Abschreiber entstanden. So konnte es auch mitunter geschehen, daſs verwandte oder auch nur äuſserlich anklingende deutsche und keltische Wörter Varianten neben einander stehn; vielleicht erklärt dadurch z. B. die Varianten der Glosse zu *relantem: lem, lap, leue, leui* (vgl. *lampse* zu *lelle*), die wir indessen hier nicht weiter verfolgen. Mit unsrer vorliegenden Glosse ist S. 73 bald fertig: „daſs das (*fetischeso*) *fette* sein sollen, kann ich nicht leugnen". *Du* S. 45 vergleicht *faisseth* mit ahd. *feiz* gras, *en rassasier*, „des bêtes grasses bien nourries"; mit *feiz* + *fihu*, *feh* „avec la prononciation *troupeau*"; *fetischefo* mit *feit* gras, und is. *Leo* S. 106 sq. stellt *fetis*, *feis* zu gadhel. n eine Heerde vereinigen, eine Heerde hüten"; sammlung, Heerde; *feitidhe* Heerdvieh (bei Armstrong *feis* f. Versammlung u. s. w.; Schwein. *Feithis* to gather; to keep, preserve); *fecho* zu gadhel. *faich* offenes Feld, Weide u. s. w., wenn nicht verschrieben für *cheto* vgl. die Varianten und gadhel. *ceath* Milch; Schaf. Dies Wort bedeutet zunächst *cream*; als Zeitwort to skim as milk; vgl. *cothan*, *othan*, *uthan* m. Schaum u. dgl.; auch wohl *ceathach* m. mist, fog, vapour; sodann goth. *hvatho* f. Schaum vb. *hvathjan*, wozu auch u. a. esthn. *wat* gen. *watto*, *waht* gen. *wahkn* Schaum e. deriv. *Faisseth* erklärt Leo aus jenem *feis* + *eth* = gadhel. *aodh* Schaf; *retus*, wenn nicht aus *fetus* verderbt, = gadhel. *ruith* Heerde. Bei Armstrong erscheint *ruith* f. vermuthlich in abgeleiteter Bedeutung als army, troop; dagegen *ruta*, *rutadh* m. ram (in dieser Bedeutung wahrscheinlich zu trennen, vgl. u. a. das gleichbedeutende *reithe*; überdies bedeutet mlat. und roman. *vervex* Schaf überhaupt); herd; *rout* (nebst *Rotte* u. s. w. vermuthlich auch hierher); tribe of people. Vgl. kymr. *rhawd* m. corn. *ruth* troop, multitude, company; altn. *hrot* n. Theil einer Menge; sodann goth. *vrithus* Heerde (Schweine) ags. *vrædh* schwed. *vrad*, früher *vrath* dän. *vraud* (12 Stück Schweine) u. dgl. m. *Vrithus* nebst Zubehör verdient wegen der Glossenvariante *fretus* besondere Berücksichtigung; vgl. auch vielleicht ital. *frotta* agmen, turba? Bei *fetis*, *feis* an *fett*, *feist* (eher noch an die briton. Form *fétiz* gros, épais, fort etc.) zu denken, ist kein Grund da. Wer weiſs, ob eher an mlt. *feta*, *feda*, *faeda* (s. Gloss. man. h. vv.) ovis; neuprov. *fedo* f. weibliches Schaf; *fedan*, *fedun* Schafe (pl. aggreg.); *fedas* lyonn. *feye* (nach Gloss. man.) Heerde; nprov. *fedoun* Füllen, junges Thier überhaupt, bei *Avril* vgl. „*fetans* beste menue, comme berbis, chievres, pourciaux" Gloss. Lat. Germ. Sangerm.; ähnlich ital. *feto* (lat. *foetus*) etc. Hängt mit diesen, doch wohl sämmtlich lateinischen, Wörtern der Thiername *fatiro* in dem Do-

Digitized by Google

cumente eines (gothischen?) Atila zusammen? (Gl. man. h. v.).

Der Leser betrachte diese Reihe von Beispielen nicht als eine Auswahl; zur völligen Begründung eines Urtheils können sie nicht hinreichen, da selbst die bedeutende Zahl der besonders von *Leo* bis jetzt verhandelten Glossen dazu noch nicht genügt. Sollte auch, wie wir vermuthen, die überwiegende Mehrzahl der — freilich nur zum kleinsten Theile äufserlich klaren — unlateinischen Ausdrücke des salischen Gesetzes und seiner Glosse am Füglichsten aus dem Deutschen erklärt werden können; so werden sich doch noch einige zeigen, die leichter, ja bis jetzt ausschliefslich aus dem Keltischen erklärt werden können. So bleibt der wesentliche Bestand der deutsch-keltischen Alternative, wie sie denn auch auf historisch-geographischem und ethnographischem Wege nur quantitativ geschwächt, aber nicht aufgehoben werden kann. Ihre völlige Aufhebung ist vielleicht der Zukunft vorbehalten; bis jetzt scheint die Annahme einer Mischung beider Elemente die gemäfsigtere und am Wenigsten gewagte Ansicht.

Lorenz Diefenbach.

XLV.

Ueber unsere Kenntnifs der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. Ritter. Gelesen in der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Göttingen, 1844.; in der Dieterichschen Buchhandlung. 42 S. 4.

Wenn ein Mann von Hrn. Ritter's Rufe es unternimmt, vor einer Versammlung von Gelehrten über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu reden, der bis jetzt nur selten behandelt noch vielseitiger Aufhellung bedarf: so kann man mit Recht erwarten, dafs die Wissenschaft um eine gute Strecke weiter gefördert, oder aber wieder auf die richtige Bahn gewiesen werde, wenn sie zufällig davon abgeirrt. In vorliegender Abhandlung jedoch ist keins von beiden geschehen. Hr. R. ist, wie er berichtet, zu derselben besonders veranlafst worden durch eine von dem Ref. herausgegebene Schrift: Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes et notamment sur la doctrine d'Algazâlî Paris 1842, und er hat auch die Darstellung [illegible] abgehandelten Lehre fast nur diesem Buche entnommen. In der That würde es mir nicht blofs ehrenvoll, sondern auch höchst erfreulich gewesen sein, [illegible] ein Historiker der Philosophie die wirklichen Irrthümer meines Buches gerügt und namentlich angedeutet hätte, welche Puncte dieses noch so wenig bearbeiteten Gebietes vorzüglich dem Orientalisten zu empfehlen sei. Statt dessen hat Hr. R. über Gegenstände gesprochen, womit er nicht die geringste Vertrautheit zu besitzen verräth, und er ist dabei in eine Polemik eingegangen, die mich durchaus nicht treffen kann. Ich dürfte darum auch mit gutem Fug die Sachen auf sich beruhen lassen, wenn ich nicht fürchten müfste, dafs [illegible] che mit Gegenständen vorliegender Art minder Vertraute in meinem Schweigen ein Schuldbekenntniss sehen würden, und Hrn. R. auch in diesen Dingen sich zum Führer wählten.

Als Veranlassung zu seiner Abhandlung gibt Hr. R. die Wahrnehmung an, dafs die, welche Arabisch verstehen, ... den alten Hülfsmitteln — Hr. R. [illegible] steht darunter die latein. Uebersetzungen des Alfârâbî, Ibn Sînâ, Ibn Roshd u. s. w. —, welche wir für die Kenntnifs der arabischen Philosophie besitzen, [illegible] ringen Werth beilegen, und dafs besonders meine [illegible] wähnte Schrift ihn zu dieser Bemerkung geführt habe. Nach einer höchst unvollständigen Inhaltsangabe [illegible] selben fährt Hr. R. also fort: „Aber die Puncte, [illegible] „welche wir hauptsächlich Auskunft zu erhalten [illegible] „schen müssen, weil sie in die Entwickelung unserer „Wissenschaften sehr stark eingegriffen haben, [illegible] „in ihr fast ganz übergangen. Es ist eine bekannte „Thatsache, dafs wir die Kenntnifs der aristotelischen „Physik und Metaphysik zu Anfange des 13. Jahrh. „zunächst den Arabern verdanken. . . . Wenn [illegible] „Literatur so lange und so tief in die Geschichte [illegible] „serer Wissenschaften eingegriffen hat, so verlohnte [illegible] „sich wohl der Mühe sie in ihren Werken aufzusuchen. Der Verf. der angeführten Schrift hat es [illegible] „nachläfsigt".

Bevor ich Hrn. R. auf alle Beschuldigungen dieses Passus antworte, bemerke ich ihm blofs, dafs es doch wohl besonders erst nach Lesung meiner Schrift lebhaft eingesehen habe, wie sehr „es sich der [illegible] „verlohne, die Literatur der arabischen Aristoteliker

Digitized by Google

n ihren Werken aufzusuchen" (ich wüſste aber auch
cht, wo man sie sonst aufsuchen sollte). Zugleich
ſs ich Hrn. R. fragen, wer denn auf Lehren der
h Aristoteliker aufmerksam gemacht habe, die von
großer Wichtigkeit für die Würdigung unserer
hilastik sind, wie die von mir angedeuteten? Ich
reise auf essai S. VII. VIII. 7. 103. 104. u. s. w.
den Vorwurf der Geringschätzung der lateinischen
uetzungen werde ich sogleich antworten, und
auseinandersetzen, warum die Puncte, über wel-
r. R. *hier* wenigstens vorgibt hauptsächlich Aus-
wünschen zu müssen (denn an einer spätern
modificirt sich dieser Wunsch bedeutend), in
Schrift fast ganz übergangen sind. Hr. R. gibt
Puncte selbst genauer an. Er sagt: „Es ist dies
Literatur der Aristoteliker unter den Arabern.
ihr erfahren wir bei ihm nur wenig und dies
ge enthält nicht unbedeutende Irrthümer".

vörderst ist es mir unbegreiflich, wie es Hrn.
allen mag zu fordern, daſs, wenn ich eine
veröffentliche, dieselbe gerade die Gegenstände
eln soll, worüber er gern Auskunft hätte. Ich
Hrn. R. entschieden das Recht streitig, mir zu
n, welches Thema ich zu einer Abhandlung
darf, und denke, daſs es vor Allem einem
lbst überlassen bleiben muſs, welche Gebiete
ratur näher zu beleuchten er sich veranlaſst
ie Kritik muſs und soll ihre Rügen dann aus-
wenn ein Schriftsteller nicht *vollständig* ge-
was er als seine Aufgabe angegeben, oder
Buche etwas anderes liefert, als er darin
zu wollen versprochen: nie aber darf sie
. eine andere Aufgabe unterstellen, als dieser
etzt zu haben selbst erklärt. Es würde ja
sein, Jemanden, der etwa über die Pytha-
Eleaten oder andere Schulen bisher unbekannte
ten mittheilen zu wollen angibt, vorzuwerfen,
nen Theil seiner Aufgabe vernachläſsigt habe,
icht auch über die Peripatetiker Neues berich-
gerade so verhält es sich im gegenwärtigen
ie Aufgabe, welche ich mir im essai gestellt,
ngegeben. „Mon travail actuel a le double
indiquer ces sectes (nämlich die verschiede-
sophischen Richtungen der Araber) et d'en
esquisse générale; 2) d'exposer les doctrines
d'Algazzâli en particulier. *Sans m'arrêter aux faits déjà connus*, je m'attacherai à faire ressortir le but et la tendance *des écoles encore ignorées etc.*" Da nun aber die Aristoteliker durch die lateinischen Uebersetzungen hinreichend bekannt sind und ihre Richtung also keine *école encore ignorée* für uns ist, so muſste ich eine allgemeine Uebersicht über dieselbe von meinem Plane ausschlieſsen, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerkte. S. 132 nous possédons *des notions assez exactes* sur plusieurs philosophes proprement dits (d. i. Aristoteliker), et comme les ouvrages d'Ibn Sînâ qui résument à peu près les assertions de tous les partisans de cette secte, sont traduits et *assez bien connus* parmi nous, *il ne peut pas entrer dans notre plan actuel de faire un long exposé des doctrines des philosophes*. Doch Hr. R. weiſs selbst nicht, was er will. S. 9 seiner Abhandlung sagt er: „Wenn es allein „darauf ankäme die Geschichte der arabischen Aristo-„teliker zu übersehn (und nicht auch die der andern „philosophischen Schulen), so würden unsere Ueber-„setzungen ziemlich genügen". Heiſst das nicht gerade dasselbe, was ich eben sagte? Und S. 10 kommt Hr. R. zu dem Schlusse: „daſs wir über die Geschichte „der arabischen Aristoteliker nicht eben gar zu schlecht „unterrichtet sind". Aber um's Himmel willen, Hr. Prof., was verlangen Sie denn noch von mir? Sie sind Historiker der Philosophie und es ist Ihre Pflicht die lateinischen Uebersetzungen zu studiren; mir, dem Orientalisten, liegt es nur ob, aus den einheimischen Quellen entweder neue Hülfsmittel mitzutheilen, wenn ich deren bedeutende finde, oder höchstens, wenn ich Lust dazu habe, Ihnen als Korrektor jener Uebersetzungen zu dienen: im letztern Falle muſs ich Sie aber bitten, mir wenigstens auch die Originale jener lateinischen Uebersetzungen mitzutheilen, und das wird Ihnen nur bei einer höchst beschränkten Anzahl möglich sein, selbst wenn Ihnen mehrere der gröſsten Bibliotheken Europa's zu Gebote stehen. — Allein Hr. R. macht noch ganz andere Anforderungen. Meine Schrift, welche nur ein essai, nicht eine histoire sein will, welche neben der ausführlichen Darstellung der Lehre Gazzâli's nur in ganz allgemeinen Zügen die uns noch unbekannten philosophischen Schulen skizziren will (vgl. S. VIII. 10. 12. 101. 102 u. s. w.), damit es mir unbenommen bleibe, später monographisch einzelne Schu-

Digitized by Google

len ausführlicher zu behandeln: diese soll nicht bloſs eine Skizze auch von der bekannten Schule entwerfen, sondern sie soll sogar nachweisen, wie diese einzelne Schule in die Scholastik eingegriffen habe. Sieht Hr. R. denn nicht, daſs — abgesehen von meinem essai, der einen ganz andern Zweck zu haben bekennt, — eine solche Arbeit gar nicht von dem Orientalisten, sondern nur von dem Historiker der Philosophie, von Hrn. R. selbst, gefordert werden darf? Doch Hr. R. treibt die Artigkeit noch weiter. Indem er nämlich alle jene Anforderungen macht, muſs er meinen essai wirklich für eine Geschichte der arabischen Philosophie ausgeben. Wie sich derselbe aber dazu verhalte, habe ich S. 101 ausdrücklich gesagt: nous sommes bien loin de vouloir prétendre que notre *aperçu* (über die verschiedenen philosophischen Schulen) soit complet, ou même qu'il présente une juste appréciation de leurs travaux: nous avouons, au contraire, hautement que tout ce que nous dirons, ne peut donner qu'une *idée très-générale* de ces travaux dont nous regrettons plus que personne la défectuosité. Une appréciation critique de la valeur des différentes doctrines, de leur origine, de leur marche et de leur développement au milieu de la philosophie générale (das heiſst doch wohl, nach meiner Meinung, eine eigentliche Geschichte) quelque facile qu'elle eût été en beaucoup d'occasions, *n'est pas de notre ressort; c'est à l'histoire de la philosophie d'y aviser: nous ne faisons ici que fournir des matériaux.* Wie, wenn ich selbst erkläre: nous ne faisons ici que fournir des matériaux, sieht Hr. R. dann nicht, daſs ich ihm noch eine Arbeit hinterlassen will? Sieht Hr. R. nicht, daſs ich mich nur als Handlanger stelle für die Herren, welche die Geschichte der Philosophie schreiben? Hr. R. muſs jedoch meine Dienstwilligkeit nicht so weit miſsbrauchen wollen, daſs er mir noch aufträgt, ihm für seinen Zweck die lateinischen Uebersetzungen zu excerpiren. Dazu bin ich, einstweilen wenigstens, nicht geneigt. Hr. R. jedoch will diese und hundert andere Stellen gar nicht begreifen; er will mich nun einmal ganz und gar zum Historiker der Philosophie machen und nennt mich S. 21 ausdrücklich „den neuesten Geschichtschreiber „der arabischen Philosophie". Wenn das nicht Ironie sein soll, so muſs ich gestehen, daſs der Hr. Prof. [illegible] seine Fachwissenschaft keine groſse Anforderungen [illegible] stellen scheint; ich wenigstens bin weit entfernt [illegible] glauben, daſs eine kurze übersichtliche Darstellung über die bei einer Nation vorkommenden philosophischen Richtungen auf den Namen einer Geschichte der Philosophie Anspruch habe: ich denke, daſs zu einer Geschichte noch etwas mehr gehört.

Die „nicht unbedeutenden Irrthümer", welche [illegible] Hrn. R. in „dem Wenigen", was ich über jene Sch[illegible] gesagt, vorkommen, bleibt er mir nachzuweisen [illegible] dig: mit bloſsen Machtsprüchen ist nichts abge[illegible]

Hr. R. fährt fort: „Und nicht allein vernach[illegible] „hat er diesen Theil seiner Aufgabe, sondern es [illegible] „men in seiner Schrift auch Aeuſserungen vor, [illegible] „Andere davon abhalten möchten den arabischen [illegible] „stotelikern sorgfältiger nachzuforschen". — Ich [illegible] mit „der Aufgabe" jetzt wohl im Reinen zu sein, [illegible] will ich Hrn. R. zum Troste noch hinzufügen, [illegible] wenn ich eine *Geschichte der arabischen Philo*[illegible] hätte veröffentlichen wollen, die Aristoteliker [illegible] lich über die Hälfte des ganzen Buches eingen[illegible] haben würden, während ich ihrer jetzt nur [illegible] habe, weil die andern Schulen sich beständig [illegible] als auf die eigentlichen Träger der philosophis[illegible] dung berufen. Inwiefern aber meine Aeuſser[illegible] dere von genauerer Nachforschung abhalten [illegible] mögen die Leser meines Buches entscheiden [illegible] stens könnte ich hundert Stellen anführen, um [illegible] das Gegentheil dadurch darzuthun. Ich erl[illegible] nur ein Paar derselben zu citiren. S. 4 heiſst [illegible] suis persuadé pour mon compte, que plus on [illegible] liarisera avec les auteurs musulmans, plus on [illegible] vaincra de l'immense influence qu'ils ont e[illegible] Scholastique. Vgl. ferner die ganze S. 8, w[illegible] mentlich behaupte: il y a dans la Scholasti[illegible] d'idées qu'on ne le suppose, dont le mérite re[illegible] Arabes (nämlich den Aristotelikern, wie de[illegible] menhang zeigt), et je suis sûr qu'une étude pl[illegible] fondie de leurs oeuvres philosophiques met[illegible] assertion hors de doute etc. etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

r unsere Kenntniſs der arabischen Philoso- e und besonders über die Philosphie der hodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. tter.

(Fortsetzung.)

Wenn ich auf wichtige Fragen aufmerksam ma- eren Lösung vom Studium der arabischen Phi- n zu erwarten steht (S. 1), wenn ich ausdrück- haupte, daſs selbst Albert d. G. u. a. berühmte r des M. A. mehr aus den arabischen Philoso- geschöpft haben, als man bisher geglaubt (S. 8), das Andere von der Durchforschung derselben n! Wenn ich ein um's andere Mal erkläre, nur sehr wenig geliefert, daſs ich noch nicht Stande sei eine richtige Vorstellung von der hischen Thätigkeit der Araber zu geben, heiſst t vielmehr zum Studium dieses Gebietes an-

Hr. R. behauptet von mir noch mehr. „Er hrt Hr. R. fort, „daſs die arabischen Aristo- keinen Anspruch darauf machen können unsere ksamkeit festzuhalten". Hier die von Hrn. R. ne Stelle S. 131. Dès lors le nombre des nt philosophes s'accrut d'une manière presque le; les listes de leurs noms et de leurs ouvra- ent, à elles seules, des volumes entiers. Nach- nun vierzehn der bei den Arabern für die sten geltenden Philosophen angeführt und un- wiederum Alfârâbî und Ibn Sînâ als die bei orzüglichsten bezeichnet habe, fahre ich fort: n disent cependant les Arabes, tous ces hom- illustres dans leur patrie, n'ont point de titres pour fixer spécialement notre attention". Prof., *tous ces hommes* n'ont point de titres pour fixer *spécialement* notre attention heiſst arabischen Aristoteliker können keinen An- „spruch darauf machen unsere Aufmerksamkeit fest- „zuhalten"? Heiſst denn tous ces hommes so viel als aucun de ces hommes? und ist nicht gerade durch spécialement der Sinn auf's Bestimmteste angegeben? „Alle diese Männer speciell zu behandeln, das sei der „Mühe nicht werth", so lautet die Phrase, und Hr. R. hätte für seine Deutung noch viel füglicher eine Stelle auf S. 10 citiren können, wo ich fast dasselbe sage: aber Hr. R. hat wohl gemerkt, daſs es dort nur gesagt sei um darzuthun, daſs man unmöglich alle arabische Philosophen einzeln behandeln könne, daſs man vielmehr das allen gemeinsame System hinstellen müsse und dann die etwaigen Abweichungen Einzelner bei den betreffenden Lehren beiläufig bemerken könne. Und das ist natürlich auch der Sinn dieser Stelle. Sieht Hr. R. aber auſserdem nicht, daſs das tous ces hommes nicht sowohl auf die namentlich angeführten vierzehn Männer als besonders auch auf diejenigen sich bezieht, von denen es oben heiſst: les listes de leurs noms et de leurs ouvrages forment, à elles seules, des volumes entiers? Und wenn ich nun Hrn. R. sage, daſs ich ihm eine Liste von wenigstens hundert Namen sogenannter „berühmter" Philosophen vorlegen kann, daſs es deren aber noch unvergleichlich mehr gibt; wenn ich ihm sage, daſs *bloſs* die angeführten vierzehn „Berühmtesten" zusammen wenigstens über 500 Schriften verfaſst haben: wird er dann noch glauben, daſs eine specielle Darstellung der Lehren aller dieser Leute Noth thue? — Doch ich gehe zu dem andern Theile des Vorwurfs über. Hr. R. sagt, ich meine, „daſs bei allen arabischen Aristotelikern sich „dieselben Grundsätze, dieselben Ergebnisse, dieselbe „Methode zeigen; sie wären Nachbeter des Aristoteles, „welchen sie mit Hülfe Neuplatonischer Erklärer ver- „stehen gelernt hätten, und wenn Verschiedenheiten „der Meinung bei ihnen stattfänden, so liefen diesel- „ben nur darauf hinaus, ob sie mehr oder weniger dem

Digitized by Google

„Aristoteles oder seinen Neuplatonischen Auslegern „gefolgt wären". Hier was ich meine: Ce sont chez tous les mêmes principes, les mêmes résultats, la même méthode et la différence entre eux ne tient qu'au degré de fidélité avec lequel ils se sont attachés ou spécialement à Aristote ou à ses commentateurs néoplatoniciens. — Zuvörderst muſs ich bemerken, daſs Hr. R. überall das Wort *arabische Aristoteliker* von denen gebraucht, welche ich nach arabischer Sprechweise philosophes oder philosophes proprement dits genannt habe, und die, wie man sieht, wirklich Aristoteliker waren. Der § aber, aus dem vorstehende Stelle gezogen, sollte, wie die Ueberschrift angibt, erklären, was man unter *Philosophen* zu verstehen habe. Um dies in kurzen Worten zu thun, sagte ich, daſs bei allen, welche die Araber vorzugsweise Philosophen nennen, wie zahlreich und wie berühmt sie auch seien, dieselben Principien und Ergebnisse, dieselbe Methode herrschen; daſs alle den durch Neuplatonismus mehr oder minder modificirten Lehren des Aristoteles anhangen. Das heiſst doch mit andern Worten wohl, daſs die, welche die Araber vorzugsweise *Philosophen* nennen, nur Eine Richtung verfolgen, nur Eine Schule bilden; kurz daſs sie Aristoteliker seien. Hr. R. ist schon dadurch meiner Ansicht, daſs er sie alle mit dem gemeinsamen Namen *Aristoteliker* bezeichnet, eine Benennung, die Hr. R. selbst ihnen gegeben. Er erkennt dadurch wenigstens an, daſs diese Leute in ihren Principien, Resultaten u. s. w. jedenfalls die *Hauptsachen* gemein haben, und dies allein befugt in einer so allgemeinen Skizze, wie die vorliegende, zu den von mir gebrauchten Ausdrücken. Weſshalb streitet Hr. R. dann noch? — Aber, das Wort auch in der engern Bedeutung gefaſst, wiederhole ich nochmals, daſs bei allen sogenannten Philosophen, oder, wenn Hr. R. jetzt will, Aristotelikern Grundsätze, Ergebnisse und Methode im Wesentlichen gleich sind. Und ich füge noch hinzu, daſs, wenn ich S. 10 von diesen unzähligen „berühmten" Philosophen gesagt, „daſs sie bei „weitem nicht alle werth seien, gelesen zu werden, da „sie sich auf eine so arge Weise wiederholen, daſs „man oft ganze Bände durchlaufen könne ohne eine „neue Ansicht, eine eigenthümliche Auffassungsweise „zu finden"; daſs, sage ich, dies allerdings etwas hyperbolisch ist, aber der Wahrheit viel näher kommt, als es Hrn. R. bedünken will. Daſs hier nur von den Hauptsachen die Rede sein kann, versteht sich Weiteres. Die wahrhaft ruhmwürdigen Philos sind bei den Arabern eben so wenig als anderw Hunderten aufgestanden, wie gern es die Araber auch glauben machen möchten. Freilich, wie ich ausdrücklich bemerkte, kenne ich sie bei weitem alle; ich kenne selbst von den vierzehn Ausge netsten verhältnisſmäſsig nur wenige Schriften: die Erwähnungen, welche sich darin von vielen finden, berechtigen mich wohl so ziemlich zu Behauptung, um so mehr, da gerade das Abwe und Ungewöhnliche angemerkt zu werden pflegt. Hr. R. mich aber die zwei oder drei berüh sagen läſst, was ich von jener Masse von behaupte, so erscheint mein Ausspruch allerd was stark: indessen selbst diese wiederholen vielen und zwar den wesentlichsten Puncten. meine Worte noch besser seinen Deutungen quemen, hat Hr. R. folgende Phrase *hineinl* „sie wären Nachbeter des Aristoteles, welchen „Hülfe Neuplatonischer Erklärer verstehen gele „ten". Woher Hr. R. dieses genommen, nicht und muſs es ihm darum überlassen wie er das mit der schuldigen Wahrheitstr Berichterstatters vereinigen könne. Wenig ich die arabischen Philosophen nie *Nachbeter* *Fortsetzer* oder auch Nachfolger und Anh Aristoteles genannt. Wohl haben sie sich, sehr häufig, einander nachgebetet, nicht aber stoteles, dessen durch Neuplatonismus gefä ren aus den Keimen heraus in ihren Folge *wickeln*, ich eben als eigentliche Aufgabe teliker bezeichnete, und sie darum *treue* des aristotelischen Systemes nannte, vgl. S. tinuateurs fidèles d'Aristote, ils ne font que per ses données, préciser selon le besoin le en déduire les conséquences.

Aus der Behauptung, daſs die sogenan „rühmten" Aristoteliker nicht alle eine spec stellung verdienen, weil sie sich durchgängig sentlichen wiederholen, hat Hr. R. nun als angenommen, daſs ich sie *alle verachte*, und daher also fort: „Diese Verachtung der „Aristoteliker erstreckt sich sogar über die g „bische Philosophie; er spricht ihr alle origi „danken ab". — Sollte Hr. R. es wirklich

Digitized by Google

ein Mann, der seit einer Reihe von Jahren die
sophischen und theologischen Bestrebungen der
r zu seinem besondern Studium gemacht hat (wie
Hr. R. wohl weiſs, weil er meine 1836 erschiene-
lecumenta philos. Arab. anführt, und ich es auſser-
n der Vorrede zum essai ausdrücklich bemerkte),
bject seiner Studien verachte? Das Studium eines
ntandes setzt doch wohl eine Neigung dazu vor-
wie aber kann ein Mensch jahrelang so paradox
lem seine Neigung zu widmen, was er verachtet?
rachte die Aristoteliker? Wer hat denn das Stu-
derselben dringender empfohlen als ich? vgl.
Seit wann hat jemand mehr als ich auf das
taiſs derselben zu den Scholastikern hingewie-
, 7. 8. 10. Habe ich nicht S. 103 in möglichst
Andeutungen die vorzüglichsten Verdienste er-
die sie sich um die Philosophie im Allgemeinen
n? S. 10 habe ich sogar behauptet, daſs ihre
phischen Verdienste, meiner Meinung nach, grö-
ien als die sämmtlicher Scholastiker. Schätze
etwa geringer als die andern arabischen Schu-
nn sehe man S. 130: „La secte *la plus impor-*
pour l'histoire de la philosophie chez les Ara-
nprend .... les Philosophes (d. i. Aristoteliker)"
derselben Seite: Ce sont eux (die Arist.) qui
ptant et en introduisant le système du Stagirite
s Arabes, produisirent le mouvement philoso-
le leurs compatriotes, et c'est autour d'eux que
s autres sectes se groupent, comme autour de
ie commune. Das nennt Hr. R. verachten!
verachte ja die ganze arabische Philosophie;
ibe ihr, nach Hrn. R., alle originelle Gedan-
Hier die von Hrn. R. zum Beweise angezo-
lle, wobei ich es wiederum den Lesern über-
Interpretationskunst des Hrn. Prof.'s zu be-
Nachdem ich zuerst gesagt habe, daſs man,
nommen, nicht von einer *arabischen* Philoso-
n dürfe, wie man von einer *griechischen*,
Philosophie u. s. w. spreche, weil die Ara-
lich nur die griechische Philosophie auf ihre
arbeitet haben, heiſst es S. 4: Une philoso-
culière, basée sur des principes indigènes et
e systématiquement, ne s'est jamais fait jour
rabes. Mais quoiqu'ils n'aient point inventé
e philosophique, dans les sens rigoureux de
t que cette absence d'originalité diminue de
beaucoup l'importance de leurs travaux, il ne s'en suit pas que leurs recherches ne puissent avoir pour nous aucun interêt. Si cela était, l'histoire de la philosophie en général serait restreinte à très-peu de chose, et je voudrais bien savoir ce qui resterait de la philosophie moderne, par exemple, si l'on en ôtait tout ce qui est dû à l'influence des anciens. Les Arabes, au reste, n'ont jamais eu la prétention d'être originaux: ils se proclament partout les héritiers des Grecs, et ils étaient si fiers de s'appeler les disciples d'Aristote qu'ils ont eu la manie de faire remonter jusqu'à lui ce qu'ils avaient inventé eux-mêmes. Schlieſsen diese Worte eine Verachtung ein? Sind sie nicht vielmehr eine deutliche Apologie für die philosophischen Bestrebungen der Araber? Doch über den Sinn brauche ich ja mit Niemanden zu rechten. Aus den Worten: quoiqu'ils n'aient point inventé de système philosophique dans le sens rigoureux de ce mot et que cette absence d'originalité etc. liest Hr. R. heraus, daſs „ich „der arabischen Philosophie alle originelle Gedanken „abspreche". Heiſst das mit historischer Treue berichten? Schon der bloſse Zusammenhang zeigt, daſs ich das Wort *Originalität* nicht in dem laxen Sinne des Hrn. R. fasse, — der in dem einzigen Averroes so *viele* Originalität findet, — sondern, daſs ich es in seiner eigentlichen Bedeutung festhaltend, einer Philosophie nur dann Originalität zuerkenne, wenn sie aus dem innern Gesammtleben einer Nation, aus den intellectuellen, religiösen und sittlichen Bedürfnissen derselben direct hervorgegangen ist, wie bei den Griechen, den Indern und mehr oder minder bei der neuern deutschen Philosophie; nicht aber als ein Fremdes, Fertiges, von einem andern Volke Ererbtes überkommen wird, wie dies bei den Arabern der Fall war. Doch über den Sinn kann kein Unbefangener zweifeln. Ich führe hier gleich eine andere Stelle an, die Hr. R. zwar übergeht, welche aber nach seiner Weise verzerrt, noch bequemer zu seinen Deutungen hätte benutzt werden können. S. 9 heiſst es: il n'y a pas chez eux de génies philosophiques; allein man lese den Nachsatz: pas plus qu'il n'y en a dans notre Scholastique, und Jeder wird sehen, was ich unter génie verstehe: denn die sogenannten *genialen* Köpfe haben doch auch den Scholastikern gewiſs nicht gefehlt.

Hr. R. der nun einmal zur Gewinnung einer Polemik gegen mich alle meine Aussprüche umkehrt, um

Digitized by Google

schliefslich meiner Meinung zu sein, unterstellt mir die Behauptung, dafs „die Philosophen bei den Arabern „so reine Kanäle gewesen seien, durch welche die Ge„danken der Griechen ihren Durchgang zu uns genom„men hätten". Natürlich ist mir dergleichen Geschwatze nicht in den Sinn gekommen; jeder vernünftige Mensch sieht ein, dafs, wären die Araber blofse „reine Kanäle" griechischer Wissenschaft gewesen, mein essai gar nicht hätte geschrieben werden können. Statt langer Widerlegung citire ich nur die Stelle, worin meine Ansicht über das Wesen der arabischen Aristoteliker enthalten ist. S. 6 Les autres modifications apportées par eux à la philosophie aristotélicienne, ou dérivent directement de celle-ci (der Emanationstheorie), ou furent des résultats contenus déjà en germe dans Aristote. Ces résultats sont décidément pour nous les points les plus importants dans la philosophie des Arabes; ils forment, pour ainsi dire, la chaine qui joint l'ancienne philosophie à la Scholastique, et c'est surtout à cet égard que les travaux des Arabes méritent une place dans l'histoire générale de la philosophie. Das ist doch wohl gerade das Gegentheil von dem, was Hr. R. mich sagen läfst. Bereits oben ist bemerkt, dafs die aristotelische Lehre bei keinem arabischen Philosophen ganz frei von Syncretismus geblieben sei (S. 6); im essai ist angegeben, dafs die Araber schon Nominalisten, Realisten, Conceptualisten gehabt, dafs Albert's d. G. Philosophie gerade in den Hauptsätzen den arabischen Aristotelikern, dem Inhalte nach, vindicirt werden könne; es ist angedeutet, dafs es sich ähnlich mit vielen andern Scholastikern verhalte, und dafs man in einigen Puncten der Psychologie die Araber sogar als Vorläufer Locke's und Wolf's betrachten könne (S. 150. 7. 8. 104 u. s. w.). Wie Hr. R. aus solchen Aeufserungen „reine Kanäle" herausfindet, gestehe ich gern, nicht zu begreifen.

Nachdem nun Hr. R. mit sehr gelehrter Miene dies von ihm selbst geschaffene Phantom zu verscheuchen gesucht hat, fährt er fort: „Aber es hat die „gröfste Unwahrscheinlichkeit, dafs es sich so verhalte. „Ich wüfste in der Geschichte keine reine Aristoteli„ker, keine reine Platoniker nachzuweisen". Freilich, Hr. Prof., ist das nicht nur unwahrscheinlich, sondern ich wüfste auch Niemanden, der so etwas sagen könnte; meine documenta phil. Arab. und mein essai weisen auf jeder Seite das Gegentheil nach.

Weiter: „Es liegt uns eine ziemliche Zahl „Schriften der arabischen Aristoteliker vor, welche „zeigen, dafs die Meinung Schmölders's irrig „Was er dagegen einwenden möchte, kann nicht „grofsem Belange sein, da er eingesteht, dafs es „wenige Schriften der arabischen Aristoteliker „u. s. w." Was ich dagegen einzuwenden habe, allerdings von *grofsem Belange*. Ich will nicht, Hr. R. seine Einfälle der gelehrten Welt für Behauptungen ausgebe. Freilich habe ich mich gern beschieden zu sagen: Je ne connais pas, vrai, beaucoup d'ouvrages de ces écrivains; alle Stelle klingt im Zusammenhange doch wahrlich so armselig, wie es Hr. R. glauben machen Es ist dieses die nämliche Stelle, die ich zum schon oben anführte, und erinnere ich hier blofs dafs ces écrivains eben dieselben sind, von den sagte: les listes de leurs noms et de leurs o forment, à elles seules, de volumes entiers. U bestätige ich nicht nur, sondern füge auch hin sowohl die Pariser als Berliner Bibliothek üb ganze Schule verhältnifsmäfsig nur wenige besitzt. Dessen ungeachtet versichere ich dafs ich ihm nöthigenfalls eine Menge von A und Auszügen aus arabischen Aristotelikern kann, die er wohl nicht mal dem Namen nach

„Aber warum", heifst es ferner, „hat er „lateinischen Uebersetzungen nicht bedient „gedruckt sind"? Wenn Hr. R. hierauf noch wort verlangen sollte, so erkläre ich kurz mein essai keine Geschichte der Aristoteliker 2) weil es, wenn lateinische Quellen vorlieg mehr Sache des Orientalisten, sondern des G schreibers der Philosophie ist, dieselben zu ten. Der Orientalist erfüllt vollständig sei wenn er die Herren Historiker mit neuen, ih kannten Materialien versieht, wie dies m nach Hrn. R.'s eigenem Geständnisse, ge

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

r unsere Kenntnifs der arabischen Philoso- ie und besonders über die Philosophie der thodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. itter.

(Fortsetzung.)

m Ueberflusse bemerke ich jedoch Hrn. R., dafs, (wozu ich die Hoffnung noch nicht aufgebe) die ischen Quellen mir je so viele und so wichtige lüsse über diese Schule liefern sollten, dafs ich n darf, eine durchgreifende Berichtigung des die lateinischen Versionen bis jetzt bekannten vornehmen zu können, ich auch auf die Aristo- speciell zurückkommen werde. Bis dahin aber se *ich* wenigstens es den Historikern der Phi- nach den lateinischen Hülfsmitteln zu arbei- wie Hr. R. selbst gesteht, zu einer allgemei- rdigung wohl ziemlich hinreichen. Um Hrn. h zu zeigen, dafs dieser Entschlufs nicht etwa *gestern* her ist, erwähne ich blofs, dafs nicht Wissenswürdigste, was ich über die Aristo- arabischen Quellen der Pariser Bibliothek , in Kopien und Auszügen vor mir liegt; son- fs ich auch alle gedruckte lateinische u. a. zungen, deren ich habhaft werden konnte und n noch eine Anzahl ungedruckter handschrift- *teinischer* Uebersetzungen so ziemlich durch- und letztere theilweise excerpirt habe. Wenn en ungeachtet nur wenige Aristoteliker zu ken- gestehe, so sieht Hr. R. wohl ein, dafs ich hö- sprüche an eine Arbeit stelle, die sich für eine *ite* der arabischen Aristoteliker ausgeben darf. er Hr. R. diese Angabe über meine Quellen- bezweifeln wollen, so würde ich mich sehr fühlen, statt alles Gegenbeweises ihm keck uptung entgegenzustellen, dafs er zu der Zeit, orliegende Abhandlung schrieb, noch *bei weitem nicht alle* gedruckte lateinische Uebersetzungen arabischer Aristoteliker durchstudirt hatte, welche sich auf der Göttinger Bibliothek befinden. Hr. R. möge hieraus ermessen, dafs ich doch wohl so ziemlich wissen mufs, was in diesen lateinischen Uebersetzungen zu finden ist. Wenn darum Hrn. R. manche meiner Behauptungen anders erschienen, als er sich bis dahin die Sachen angesehen, so hätte er das seiner geringen Kenntnifs dieses Gebietes zuschreiben, nicht aber mich der Quellenunkunde verdächtigen, viel weniger meine Worte entstellen und verdrehen sollen.

Nachträglich S. 21 wirft Hr. R. mir noch vor, was er schon in der Einleitung angedeutet hatte, ich habe „Verdacht erregt gegen die lateinischen Uebersetzun- „gen der arabischen Aristoteliker". Ich fordere Sie auf Hr. Prof., mir die Stelle zu nennen, wo ich dies gethan; widrigenfalls erkläre ich ihre Worte für *grobe Unwahrheit*. In meinem ganzen essai sind die lateinischen Uebersetzungen der arabischen Aristoteliker mit *keinem* Worte, weder lobend noch tadelnd, erwähnt, weil ich mich überhaupt mit den im Allgemeinen bekannten Aristotelikern im essai nicht zu befassen hatte.

Indem Hr. R. zu den Dogmatikern übergeht und hierbei, ohne auch nur ein Wort davon zu sagen, ganz meiner Anleitung folgt, verfällt er, wie es bei solchen absichtlichen Reticenzen häufig geschieht, in allerlei Behauptungen, die ein mit diesen Gegenständen Vertrauter nur belächeln könnte, wenn Hr. R. weniger eine Kennermiene angenommen hätte. So sagt er z. B. S. 11: „man pflegt vier Secten zu unter- „scheiden, welche für die arabische Philosophie von „Wichtigkeit sind u. s. w." Mit Erlaubnifs, Hr. Prof., das *pflegt* man *gar* nicht, und die Araber selbst kennen von dieser Eintheilung nichts: ich habe sie aus Gründen gemacht, welche Sie im essai gelesen und also auch wohl gebilligt haben. Wenn Sie mir übri-

Digitized by Google

gens abschreiben, ohne meiner zu erwähnen, (was Sie überhaupt nur dann thun, wenn Sie meine Behauptungen wörtlich anzuführen genöthigt sind, oder ihnen Ihre Einfälle unterschieben möchten): so würde es doch gerathener sein, sich genauer nach meinen Worten zu richten. So sagen Sie unter andern S. 12 „Motakhallim heiſst nichts anderes als Lehrer des Kelam, des „Wortes, worunter das Wort Gottes .... verstanden „wird". Abgesehen davon, daſs nach einigen Arabern das Wort noch etwas ganz anderes bedeutet, so entspricht doch auch dies meiner Angabe nicht genau genug. Motakhallim ist *einer, der sich mit dem Khalâm*, der Sprache Gottes, dem Dogma *beschäftigt*, darüber disputirt u. s. w. Von einem Dogmenlehrer ist dabei keine Rede, und ein solcher heiſst auch arabisch ganz anders, indem Khalâm ursprünglich nur die *Sprache* bedeutet, welche als eins der Attribute Gottes gefaſst erst durch ihr Mitgetheiltwerden an die Menschen den Begriff des Dogma in sich schlieſst, und fortan auch nur eine besondere Reihe von Dogmen umfaſst. „Ein Lehrer des Kelam" aber heiſst gar: *ein Lehrer der Schreibfeder, des calamus.* Wenn Hr. R. kein Arabisch versteht, so sollte er auch an der Schreibweise derer nicht meistern wollen, welchen er abschreibt. So nennt Hr. R. die Mo'taziliten oder eigentlich Mo'tazilah's durchgängig *Muatazile*, ein Wort, das gar nicht Arabisch sein kann.

„Die Araber", erklärt Hr. R. kategorisch, „sind „nie zu dem Versuche gelangt, welchen unsere pro„testantische Dogmatik gemacht hat, aus den Aus„sprüchen der h. Schrift allein ihr System der Theo„logie zu ziehen". Wenn das Wort *h. Schrift* hier urgirt wird, so könnte dieser Satz als ein Sophisma gewissermaſsen vertheidigt werden; soll er aber in dem Zusammenhange, worin er bei Hrn. R. steht, nicht eine bloſse nichtssagende Phrase sein, so ist er falsch, und Hr. R. hätte das Gegentheil sogar aus meinem essai ersehen können.

Hr. R. bemerkt, „daſs der Name Motakhallim wohl „nicht immer in derselben Bedeutung gebraucht wor„den sei, um beide Klassen der Dogmatiker zu um„fassen; vielmehr werde derselbe auch in einem aus„schlieſsenden Sinne nur von den orthodoxen Dogma„tikern gebraucht; ich namentlich bediene mich so die„ses Namens immer und sei dies wahrscheinlich der „Sprachgebrauch der neuern Quellen, aus welchen ich „schöpfe". Hr. R. hätte über den Sprachgebrauch meiner Quellen keine Vermuthung zu machen brauchen, da ich S. 139 in einer Note angegeben habe, in welchem Sinne ich mich des Namens bedienen werde. Auch über den ersten Theil dieses Passus könnte ich Hrn. R. bloſs auf S. 136 und S. 192 verweisen; doch will ich gern schon jetzt genauere Auskunft darüber geben. Essai a. a. O. habe ich bereits gesagt, daſs die Häretiker die Ersten gewesen seien, welche sich der Philosophie bedient hätten, um ihre theologischen Sätze zu begründen. Die Häresieen der ersten Zeit drehten sich meistens um die Prädestinationslehre und die Attribute Gottes. Letztere besonders gaben vielen Anstoſs, weil das göttliche Wesen dadurch sehr anthropomorphisirt zu werden schien. Namentlich aber dünkte das Attribut der *Sprache* manchen zu hart, und doch muſste Gott Sprache beigelegt werden, da er ja den Koran geoffenbart hatte. Hierin nun wich man meistens von einander ab. Man stritt sich, ob der Koran von Ewigkeit her sei oder nicht, ob er Gott in dem Sinne beizulegen sei, daſs auch die Laute und Worte von ihm herrühren u. s. w.; ob die *Sprache Gottes*, seine Worte, die Dogmen wurden den Gegenstand heftiger Discussionen, welche veranlaſsten, daſs man bald alle theologische Erörterungen mit dem Gesammtnamen *Khalâm*, *Sprache Gottes* bezeichnete, und die Disputirenden Motakhallim's hieſsen (vgl. oben). Da aber vorzüglich nur die Heterodoxen dergleichen Disputationen führten, so folgt schon daraus selbst, daſs sie nicht nur Motakhallim's geheiſsen, sondern diesen Namen wahrscheinlich selbst erfunden haben. Die Orthodoxen blieben eine geraume Zeit zurück, sie führten ihre Streite mit den Mo'taziliten, wie die Araber sagen, „nicht nach einem systematischen „Kanon, sondern in conventioneller Form", eine Bemerkung, die schon allein beweist, daſs dabei an eine Wissenschaftlichkeit nicht zu denken war. Erstere führten sie ein wissenschaftliches Gebäude, wobei ihnen namentlich Asharî behülflich war, der zuerst Mo'tazilit, zu den Orthodoxen übertrat, als sein Lehrer Jobbâi gewisse Fragen nicht genügend beantworten konnte. So wurden die Orthodoxen auch Motakhallim's, und da wir das Sectenwesen jetzt nur durch sie kennen, so ist es natürlich, daſs sie sich selbst schlechtweg Motakhallim's nennen, den Häretikern aber diesen Namen entweder gar

Digitized by Google

er doch meist nur mit dem Zusatze des Sectenna-
ns gebrauchen.

Hr. R. will „einen sehr verbreiteten Irrthum er-
ihnen". „Man hat gewöhnlich angenommen", sagt
„die Lehren der arabischen Dogmatiker hätten sich
st vermittelst der aristotelischen Philosophie ent-
ickelt u. s. w." Nach den eben und essai S. 136
ebenen Bemerkungen über das Verhältnifs der Ortho-
en zu den Mo'tazilah's wird Hr. R. wohl einsehen,
ein „sehr verbreiteter Irrthum" hier gar nicht
legt. Wie es einerseits ganz ausgemacht ist, dafs
Häresie der Mo'taziliten nicht erst durch die Phi-
phie *hervorgerufen* wurde, so ist es andererseits
h die ausdrücklichen Zeugnisse der Araber (z. B.
hrestani's) verbürgt, dafs die mo'tazilischen Leh-
sich erst nach dem Bekanntwerden der aristoteli-
n Philosophie *wissenschaftlich entwickelt* haben.
hl habe ich dies schon angedeutet.

Hr. R. die Darstellung der Lehre der Motakhal-
beginnend sagt von mir: „Je mehr wir ihm dafür
kbar sein müssen, um so aufrichtiger thut es uns
d, die Schwäche auch dieses Theiles seiner Arbeit
t verschweigen zu dürfen". Schön Dank, Hr. Prof.,
s aufrichtige Leidwesen und als Entgeltung da-
e Bemerkung, dafs es mir, wenn auch nicht sehr
chtig", Leid thut, dafs der Hr. Prof. durch An-
der „Schwächen" sich so viele Blöfsen gegeben
Hier sind die „Schwächen: „Auch in ihm hat
e Hülfe der ältern Angaben, der lateinischen
setzungen des Averroes und des Moses Maimo-
verschmäht. Und doch müssen wir sagen, dafs
arstellung, welche Schmölders gibt, nicht nur
jene Uebersetzungen bestätigt wird, sondern in
wesentlichsten Puncten durch sie erst ihr volles
t erhält". Wenn Ihnen das Ernst ist, Hr. Prof.,
hätten Sie bei der Darstellung des Systems nicht
r mir abschreiben sollen als vielmehr dem
es und Maimonides. Der Phrasen, die Sie aus
schöpfen konnten, sind verhältnifsmäfsig doch
enige und Sie haben dieselben dann sorgfältig
citirt, so dafs es den äufsern Schein gewinnt,
en Sie jene beiden fast eben so stark als mich
. Doch zur Sache. — Unter den „ältern An-
" versteht Hr. R., wie er selbst sagt, die spär-
Notizen, welche über unsern Gegenstand bei Marraccius, Pocock und Sale vorkommen. Nun ist es in der That eine etwas drollige Zumuthung, dafs, während mir die vollständigen Quellen vorliegen, woraus jene Männer schöpften, ich mich dennoch auch auf diese berufen soll. Was diese Autoren anführen, ist gröfstentheils dem Shahrestâni und solchen Werken entnommen, die ich als meine vorzüglichsten Quellen angegeben und hundertmal benutzt habe. Oder wird Hr. R., wenn er etwa über Aristoteles schreibt, bei Angabe der aristotelischen Worte auch alle Bücher mitnennen, worin jene Worte schon von Andern angeführt sind? Ich wenigstens bedanke mich für solchen Citateneifer. — Ich habe aber ja, bemerkt Hr. R., die lateinischen Uebersetzungen des Averroes und Maimonides verschmäht, und, wie Hr. R. sagt, bin ich noch weiter gegangen. „Er hat gegen die Angaben des Mo-„ses Maimonides über die Lehren der Motakhallim's „Verdacht erregt". In der That hat Hr. R. hier die Wahrheit berichtet, obgleich seine Ausdrücke *verschmähen*, *Verdacht erregen* ein bischen zu gehässig klingen. Meine Worte lauten: Moyse Maimonide ne mérite pas au reste une confiance sans réserve dans ce qu'il rapporte sur les Motakhallim's. Dafs aber mein Rath zur Vorsicht bei Benutzung des Maimonides für diese Schule gegründet ist und bleibt, Hrn. R. möge das *scheinen* wollen oder nicht, habe ich bewiesen. Wenn Maim. den Dogmatikern als eins ihrer Hauptprincipien einen Satz zuschreibt, der sich nicht nur bei Keinem der mir bekannten, ziemlich zahlreichen Dogmatikern wiederfindet, während diese selbst alle über ihre Principien einig sind, sondern der sogar mit ihren Grundsätzen in offenbarem Widerspruche steht: so reicht dies, noch abgesehen von den andern nicht stimmenden Angaben, allein wohl hin, um die Notizen des Maimoniden für meinen Zweck nicht zu gebrauchen. Wenn ich ferner im lateinischen Averroes manche Angaben finde, die mit den authentischen Berichten nicht vereinbar scheinen, warum soll ich dann die Bemerkungen dieser Männer Andern empfehlen, oder gar selbst gebrauchen, da es mir an vollständigen, ächten, einheimischen Quellen gar nicht fehlt. Ist es denn nicht Thorheit, bei völlig hinreichenden Quellen mich auch noch solcher zu bedienen, die damit in Widerspruch sind und die Männer zu Verfassern haben, welche ihren Stolz darin setzen, die Dogmati-

Digitized by Google

ker lächerlich zu machen? Jedenfalls werden diese selbst ihre Lehren doch wohl besser und genauer kennen als fremde Philosophen, und Hr. R. selbst kann ja die aus Maimonides von mir angeführten Sätze mit denen der Motakhallim's nicht reimen, ohne auf eine Menge von Hypothesen einzugehen, deren jede wieder eine andere bedingt und die sich factisch als unwahr erweisen, wie wir gleich sehen werden.

Hr. R. hält meine Meinung, dafs der Maimonide die Schriften der Motakhallim's nicht aus eigener Ansicht gekannt habe, für sehr unwahrscheinlich. Hr. R. mag das thun: ich weifs wohl, dafs Hr. R. auch meine auf authentischen Quellen beruhenden Behauptungen gern bezweifelt; ich aber habe, bei aller Verehrung für Maimonides, einstweilen Grund genug, diese Meinung so lange festzuhalten, bis mir aus andern Dogmatikern nachgewiesen wird, dafs diese wirklich auch die von Maimonides ihnen beigelegten Lehren und Principien bekannt haben. Die Stelle im essai lautet so: Vantant et exagérant outre mesure le mérite des Philosophes arabes (d. i. Aristoteliker), Maimonide, en cela comme dans ses propres doctrines, fidèle disciple d'Ibn-Roshd (im essai steht irrthümlich Aboû-Roshd), traite continuellement les Motakhallim's d'imbéciles, ce qui semble prouver qu'il ne les a connus que sur les faux rapports de leurs adversaires etc. Hr. R. wirft ein, ich hätte Moses Maim. als getreuen Schüler des Averroes betrachtet, was „in allen Puncten falsch „sei, da Maim. weder dem Systeme des Averroes an„hange, noch dessen Schüler sei". Wenn Hr. R. hierbei auch „alle Puncte" beachtet zu haben meint, so ist ihm doch einer entgangen. Mufs bei dem Worte *disciple* denn durchaus an das bestimmte Verhältnifs des Lernenden zum Lehrenden gedacht werden? Wie lächerlich würde nicht unsere Stelle klingen, wollte man mit Hrn. R. übersetzen: „im Rühmen und Ueberschätzen „ein Schüler des Averroes"! disciple heifst hier, wie oft *Nachahmer*. Uebrigens möge Hr. R. nicht glauben, dafs diese Erklärung ein Ausfluchtsmittel sein solle. Ich weifs sehr wohl, dafs es in neuester Zeit bestritten worden, dafs der Maimonide wirklich Averroes Schüler gewesen; indessen, wie apodictisch Hr. R. sich auch darüber ausdrücken mag, die Sache selb ist noch lange nicht aufser allen Zweifel gestellt, u unter den Arabern gibt es viele glaubwürdige Gewäh männer, die den Maimoniden ausdrücklich für ei Schüler des Averroes erklären. Ohne andere Qu anzuführen, verweise ich Hrn. R. auf Wüstenf Geschichte arabischer Aerzte S. 109.

Hr. R. will aber durchaus des Maimonides N als Quelle angenommen haben und da er selbst dafs die Lehren nicht stimmen wollen, so so meine authentischen arabischen Quellen herabzu indem er mit Emphase ausruft: „Ueberhaupt „wir Schmölders das Recht absprechen, ausgeh „seinen Quellen irgend einen wohlbegründeten „spruch gegen die Angaben des Maim. zu „Denn alle die Männer, aus deren Schriften „Lehre der Motakhallim's geschöpft hat, sind „und meistens bedeutend jünger als Moses Maim Zuerst bemerke ich, dafs Hr. R. wohl nur die meint, welche ich als meine Führer bei der lung der Lehren (que nous prendrons pour angegeben habe, indem viele der gelegentlich ten und citirten bei weitem älter sind. So mentlich Shahrestânî, den ich in allen Theilen essai berücksichtigt habe, über 60 Jahre älter und andere sind noch bedeutend älter als Sh Was nun aber Râzî betrifft, den ich als H angegeben, so ist er 543 oder 544 geboren d. 1149 oder 1150, er starb 606 d. i. 1210. Mo ist geb. 1139 (nach Andern 1135), gest. 1208. mithin 2 Jahre früher als Râzî. Kann hier die Männer als Quellen betrifft, wohl im E einem *Jüngersein* geredet werden? Sind nicht beide als völlige Zeitgenossen zu betrachte andere Hauptgewährsmänner für die Motakh allerdings jünger; aber Râzî ist, nach den Z aller Spätern, gerade einer der berühmtesten gen, und alle beziehen sich fortwährend auf er nun durchaus Zeitgenosse des Maim. ist, ich wissen, warum Maim. seine Angaben über takhallim's ältern Quellen entnommen haben

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

r unsere Kenntnifs der arabischen Philoso- ie und besonders über die Philosphie der thodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. itter.

(Schlufs.)

Wäre es nicht vielmehr weit wahrscheinlicher an- men, dafs der so wifsbegierige Maim., der nun die Motakhallim's für einfältige, stupide Leute gerade auf einen Zeitgenossen seine Aufmerk- it richtete, dessen Ruhm unter den Orthodoxen erordentlich war, und von dem also auch wohl Nachrichten bis zu Maim. hätten dringen kön- Wer eine Secte bekämpfen will, bekämpft nicht n, jetzt nicht mehr gültigen Lehren, sondern mpft die Lehren und die Männer, welche von itgenossen als Stützen und Träger der Secte en werden. Allein ich glaube an alle diese en nicht und beharre dabei, dafs wie ausge- und vortrefflich Maim. auch ist, er hier einst- r relative Auctorität bleibt. Hr. R. selbst 24. „Ueber die Ursachen dieser verschiede- hrweise kann man verschieden denken" und unter andern nun gehört hat, dafs die Ara- Motakhallim's in *ältere* und *neuere* eintheilen, er, dafs die ältern vielleicht solche Lehren nd Maim. aus ihnen geschöpft habe. Da fer- 's aufserordentliche Verdienste um die Dogma- ll gerühmt werden, so glaubt Hr. R. dafs Râzî t als der *Wiederhersteller* der asha'ritischen nzusehen sei, und scheint damit andeuten zu dafs eben mit Râzî die sogenannten *neuern* ker beginnen. — Abgesehen von den Verdien- i's entbehren sämmtliche Annahmen Hrn. R.'s ndes. Hätten die sogenannten *ältern* Dogma- e so abweichenden Lehren wirklich gehabt, s auffallend, dafs Râzî und seine Nachfolger dies nicht erwähnen, da sie doch sonst bei jedem Satze, der sich von ihrer Meinung entfernt, die Lehre der ältern nicht blofs referiren, sondern, wo nöthig, auch zu widerlegen suchen. Beispiele davon finden sich genug in meiner übersichtlichen Darstellung S. 146. 149. 150. 170. 175 u. s. w. Und mufste nicht gerade Râzî, wenn er von seinen Vorgängern so bedeutend abwich, dieselben um so gründlicher zu widerlegen bemüht sein? Doch ich habe alles dieses nur angeführt, um die *innere* Unwahrscheinlichkeit der Hypothesen Hrn. R.'s zu zeigen. Das Verhältnifs der *ältern* zu den *neuern* Motakhallim's ist nun aber ein ganz anderes als Hr. R. vermuthet, und ich hoffe bei einer andern Gelegenheit ausführlicher darauf zurückzukommen. Für jetzt genüge die blofse Bemerkung Shahrestânî's, dafs schon Jobbâî zu den *neuern* Motakhallim's gehört: Jobbâî aber war der Lehrer des Asha'rî, eines Hauptbegründers der *orthodoxen* Dogmatik. Und hiermit allein fallen Hrn. R.'s Hypothesen.

Wenn Hr. R. es mir aber zum Vorwurfe macht, dafs ich Manches nur angedeutet habe, so verkennt er wieder den Zweck meines Buches, von dem ich deutlich angegeben, dafs es nichts weiter wolle als faire une esquisse générale de ces sectes. Dafs es mir aber doch gelungen sein mufs, diese esquisse générale von den Motakhallim's zu liefern, scheint Hr. R. selbst zuzugeben, da er S. 20 sagt: „das System der Mo- „takhallim's können wir ziemlich gut übersehen", und S. 42: „der Kern ihrer Lehre scheint sicher zu ste- „hen"; und Hr. R. würde ohne mein Buch doch wohl schwerlich zu dieser „Uebersicht des Systems" und zu diesem „Kerne" gekommen sein; sonst wenigstens wäre es zu bedauern, dafs er mit dem Excerpiren desselben sich so viele Mühe gemacht hat. Wenn aber dennoch manche philosophische Frage bei ihnen entweder ganz übergangen oder von mir nur eben angedeutet ist, so mufs man vor Allem festhalten, dafs

Digitized by Google

die Tendenz ihres Philosophirens nur eine polemische gegen die Philosophen ist, und ihnen daher manches für höchst wichtig erscheint, was für unsern Zweck nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und umgekehrt.

Hr. R. berichtet S. 22 „die Asha'riten seien die „Theologen unter den Arabern, welche vorherrschend „in dem Rufe der Orthodoxie stehen, und ich habe „dieselben auch zur Darstellung der Lehre der Mo„takhallim's benutzt". Die erste Behauptung ist in dieser Fassung nicht richtig; sondern die Asha'rîten sind vielmehr unter den orthodoxen Theologen diejenigen, welche ihre Dogmen vorherrschend wissenschaftlich zu begründen suchen: natürlich behaupten sie selbst dabei, daſs sie auch die orthodoxesten seien. Daſs ich die Asha'riten zur Darstellung der Lehre der Motakhallim's benutzt habe, ist in der That wahr. Nun aber bemerkt Hr. R. in einer Note: „Sehr auffallend „ist es, daſs Schmölders dies selbst nicht weiſs". Ei, Hr. Prof., warum nicht gar? Woher weiſs der Hr. Prof. es denn? Die Antwort gibt Hr. R. in derselben Note fünf Zeilen tiefer. Er verweist da nämlich unter andern auch auf meinen essai, wo ich in der That, bei Angabe meiner Hauptgewährsmänner, von einem derselben ausdrücklich bemerkte, daſs er Asha'rite gewesen. Also, ich habe es nicht gewuſst und 5 Zeilen später erklärt Hr. R. selbst, daſs er es von mir erfahren, daſs ich es also doch auch wohl gewuſst habe! Da ist dem Hrn. Prof. in der That die Logik durchgerannt. Ich will sogar noch hinzufügen, daſs meine Gewährsmänner *durchgängig* Asha'rîten gewesen sind. Da indessen Hr. R. so gern Alles, was er nicht gleich einsieht, meiner Unwissenheit oder Quellenunkunde zur Last legt, so will ich die Schwierigkeit lösen, welche Hrn. R. zu jener Unterstellung geführt, die sich an ihm selber so drollig rächt. Hr. R. hat, wie dies seine Abhandlung an verschiedenen Stellen beweist, noch keine richtige Vorstellung von dem Sectenwesen der Mohammedaner, und ich bin weit entfernt ihm das übel zu deuten, da überhaupt in diesen Dingen unter uns noch groſse Verwirrung herrscht, und selbst der sonst so vortreffliche Pocock diese Verwirrung eher vermehrt als vermindert hat. Die Sache verhält sich so: die Mohammedaner theilen sich, ihren religiösen Glaubenssätzen nach, in eine Menge von Secten (von denen sie gewöhnlich 73 mit Namen anführen, um dadurch einen Ausspruch Mohammed's zu rechtfertige die aber dem Wesen nach nicht so zahlreich sind). Di Secten gelten entweder für orthodoxe oder für hete doxe. Zu den orthodoxen gehören unter andern a die Asha'rîten, und diese sind sogar diejenigen, wel ihre Lehren am wissenschaftlichsten vertheidigen. aber das System der Dogmatiker in drei Theile fällt (essai S. 139); 1) Logik, Onthologie und Phy 2) natürliche Theologie; 3) positive Offenbarungsle der 3te Theil mithin für unsere philosophischen trachtungen nicht zur Sprache kommt, so folgt a von selbst, daſs die andern orthodoxen Secten mit Fug den in den beiden ersten Theilen vorge nen Lehren der Asha'rîten anschlieſsen konnten weit sie dies ihrer individuellen philosophischen sicht nach für gut fanden. Im 3ten Theile aber positiven Glaubenslehre, welchen die Secten je ihrer verschiedenen Auffassung und Erklärung Koränsdogmen von einander ab. In demselben h sie unter andern auch von dem *Verhängnisse* u ebenfalls von der Freiheit oder Unfreiheit des m lichen Willens. Die Asha'rîten nun bilden eine b dere Secte, weil sie namentlich auch über diesen anderer Meinung sind als die übrigen Orth Da Asha'rî selbst ursprünglich zu den Mo'tazil hörte, so ist es nicht auffallend, daſs seine A dieser Lehre, obgleich sie nicht für hete freier und edler war, als die der meisten ande doxen und darum sagte ich nun im essai S. 19 „könne die Lehre der Asha'rîten ansehen als d „haltend zwischen der orthodoxen Lehre und „Mo'taziliten". Und so behaupte ich auch noch. Weise ist es ferner aufzufassen, wenn ich nachdem ich bemerkt, daſs die Mo'taziliten derrede die wichtigste Secte des Islâm bil haupte, daſs die Asha'rîten eine weit geringere tung haben. Ils inclinent, fahre ich fort, tant les Motakhallim's (d. h. natürlich zu den übrigen doxen Motakhallim's), tantôt vers les Mo'tazil leurs doctrines religieuses ne nous intéressent p notre but actuel. Obgleich Hr. R. sich nicht a Stelle berufen hat, so gestehe ich doch gern, leicht zu einer irrigen Auffassung Veranlassung konnte, da namentlich das *et leurs* doctrines ses eigentlich hätte heiſsen sollen: *mais les* relig., und ich bitte die Leser meines essai d

Digitized by Google

hiernach verbessern zu wollen. Ueberhaupt haben die Asha'riten dem 3ten Theile des dogmatischen Systems ine weit philosophischere Färbung gegeben als die rigen Orthodoxen, und, wie ich von der Lehre über Willensfreiheit, so kann man fast von allen Punc-, worin sie von den andern Orthodoxen abweichen, en, dafs sie die Mitte bildeten zwischen diesen und häretischen Mo'taziliten. Darum habe ich auch rmal im essai, wenn von religiösen Lehren die e war, nicht angestanden Orthodoxe (oder Mo-allim's schlechtweg), Asha'riten und Mo'taziliten n einander zu stellen, obgleich, streng genommen, Orthodoxen von selbst schon die Asha'riten in schliefsen. —

So viel ich sehe, hat Hr. R. mir weitere Vor-e nicht gemacht, und will darum auch ich auf fer-Bemerkungen über seine vorliegende Abhandlung eingehen. Ich bin weit entfernt, behaupten zu , dafs mein essai keine Unrichtigkeiten enthalte. je mit Arbeiten ähnlicher Art beschäftigt gewe-eifs nur zu wohl, welche Anmafsung es von mir ürde auch nur zu glauben, dafs ich auf einem te, wo ich unter unzähligen Schwierigkeiten gröfs-ils erst Bahn brechen mufste, von Irrungen frei en sei. Die Ueberzeugung indessen, dafs ich hne reifliche Erwägung und ohne vielseitige, e Benutzung aller mir zu Gebote stehenden meine Worte niedergeschrieben, durfte mich ssen, dafs eine *vorurtheilsfreie, sichere, ächt haftliche* Kritik mir die *wahren* Fehler auf-, das Mangelhafte ergänzen und gründliche ng schaffen würde. In wiefern Hr. R. in vor-er Schrift diesen Anforderungen entsprochen rf ich jetzt ruhig der Beurtheilung eines jeden genen Lesers überlassen.

rstehende Bemerkungen waren bereits gedruckt, das dictionnaire des sciences philosophiques 1844 zukam, welches ebenfalls einen Artikel e Philosophie der Araber enthält. Der Verf. at, wie Hr. R., mir nicht nur das Nichteinge-die Aristoteliker zum Vorwurfe gemacht, son-will auch die Lehre der Motakhallim's *nur im.* geschöpft wissen, nicht aber aus meinen , „obgleich ich", wie er sagt, „versichere, avon zu kennen als Maim. und Averroes". Hr. M. aus begreiflichen Gründen auch über mich den Stab bricht, so hätte er doch wenigstens die, wenn ich nicht irre, ihm zur Mitaufsicht anvertrauten arabischen Quellen nicht alle verdammen sollen, ohne sie sich wenigstens zuvor angesehen zu haben. Ich kann Hrn. R. zu einem so artigen Zusammentreffen der Ansichten nur Glück wünschen, und finde vielleicht an einem andern Orte Gelegenheit auf jenen Artikel zurückzukommen. Schmölders.

XLVI.

Io. Nic. Madvigii, professoris Havniensis, opuscula academica altera, ab ipso collecta, emendata, aucta. Havniae 1842.

Die in den letzten Wochen des Jahres 1842 ausgegebene und erst am Anfang des vorigen Jahres nach Deutschland gekommene zweite Sammlung der Madvigschen Opuscula, welche sechs, seit dem Jahre 1834 einzeln erschienene Abhandlungen, zwei Vorreden und eine Anzahl theils schon früher bekannt gemachter, theils neuer Emendationen zu verschiedenen lateinischen Schriftstellern enthält, steht zwar an Mannigfaltigkeit des Stoffes der ersten Sammlung in sofern nach, als sie fast ausschliefslich kritischen und grammatischen Inhalt ist, in Hinsicht aber auf die Bedeutung der gewonnenen Resultate so wie auf die Behandlung der Untersuchungen gehört sie zu den wichtigsten Erscheinungen, die auf diesem Gebiete uns das vorige Jahr gebracht hat. Von der Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, reden wir nicht, insofern dieselbe mit der Individualität des Verf.'s zusammen hängt, obwohl die Klarheit, mit welcher er die verwickeltsten Probleme durchschaut und bewältigt, der richtige Blick, mit dem er stets entweder das evident Wahre oder doch etwas Passendes und Schlagendes auffindet, der sichere Gang seiner Argumentation, endlich die eben so sorgfältige und umsichtige als aller Superstition hart entgegentretende Beurtheilung handschriftlicher Ueberlieferung dem Leser die Bewunderung der Meisterschaft abnöthigt, deren sich der Verf. auch vollkommen bewufst ist *), und bei welcher man nichts vermifst, als diejenige

*) p. 320 not. Orellio „tres critici egregii huic orationi ad pristinam integritatem restituendae his annis operam impendisse" videntur „Madvig, Büchner, Klotz". O aequum in omnes et laudis non parcum iudicium, cui hi tres simul egregii videantur!

Digitized by Google

Leichtigkeit des Ausdrucks, welcher G. Hermanns grammatische Schriften auszeichnet — wir reden vielmehr davon nur in sofern, als der Verf. in dieser Sammlung ein allgemein gültiges Muster grammatischer und kritischer Untersuchung zu geben die Absicht hat. Seine Grundlage über Kritik hat Hr. M. bereits in der Vorrede zu der Ausgabe des Buchs de finibus und in der Vorrede zu den ausgewählten Reden entwickelt; auch in dem Vorwort zu dieser Sammlung sagt er: Mihi hoc semper propositum fuit, ut artem efficere conarer ex testimoniis verum via et ratione exquirendi, atqui etiam obscurata testimonia indiciaque libero ingenii motu, monstrata et definita regione, longius persequendi, tum inventa notis certis comprehendendi. Certa ab incertis quia etiam in iis, quae coniecturae appellantur, discerno, critici nomen mihi tueri videor. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet haben die kritischen Abhandlungen dieser Sammlung nicht den alleinigen Zweck, die Emendation einer Anzahl einzelner Stellen ausführlich zu rechtfertigen; denn dem Verf. ist es am wenigsten entgangen, wie dem, der das Treffende einer Emendation nicht von vorn herein zu erkennen fähig ist, auch durch die ausführlichsten Demonstrationen nicht kann geholfen werden, und sowohl er beklagt sich (praef. p. V) unwillig darüber, dafs Stellen, die er evident geheilt hat, noch immer für verzweifelt gelten, als auch werden wir weiter unten Gelegenheit haben zu bemerken, wie wenig hie und da noch dem Scharfsinn des Verf.'s sein Recht widerfahren ist. Bei diesen Untersuchungen kommt es vielmehr darauf an, einmal ein Fundament für die Recension einer ganzen Schrift zu gewinnen, und dieses durch Beweise im Einzelnen zu sichern; sodann aber, die Kunst des kritischen Verfahrens, welches der Verf. befolgt, in concreto darzustellen, und von dieser Seite hat daher das Studium dieses Buches ein besonderes, von den Ergebnissen der Forschung unabhängiges Interesse.

Grammatische Untersuchungen von gröfserem Umfange enthielt die erste Sammlung der Opuscula nicht; doch zeigte sich dort in den gelegentlichen und einzelnen grammatischen Erörterungen bereits, welch ein Talent der Verf. besitzt, die geschichtliche Entwickelung eines Sprachgebrauchs bis in die leisesten Uebergänge zu verfolgen. Von demselben Talent giebt in dieser Sammlung die erste der beiden grammatischen Abhandlungen (N. II. de formarum quarundam ver Latini natura et usu disputatio) einen glänzenden B weis. Der Hauptgegenstand derselben ist die For und Bedeutung des lateinischen Futurum exactum, u das Resultat, dafs die Formen amasso, faxo ursprü lich futura prima, und dem griechischen Futurum analog gebildet sind, dafs diese Form die Bedeut des fut. exact. erst allmählig bekommen und im nur in beschränkter Weise gehabt hat, dafs dage die gewöhnliche Form amavero, durch Anhängung futurum *ero* an den Perfectstamm entstanden, von herein fut. exact. ist, und sich in dem ganzen Umf des Sprachgebrauchs von jener erstgenannten F auch der Bedeutung nach unterscheiden läfst, d Form ausim, axim nicht aus auserim, axerim e den, sondern der einfach gebildete Conjunctiv fut. ist, (faxo faxim, levasso levassim, amavero amav wogegen das Perfectum ursprünglich keinen Conj gehabt hat, so dafs auch von einem Unterschie amaverimus und amaverimus, der sich auch sonst beweisen läfst, nicht die Rede sein kann. De brauch aller dieser Formen entwickelt der Ver das Vollständigste, und knüpft daran eine Reih zelner vortrefflicher Observationen (z. B. dafs be tus immer zu schreiben ist faxo scies nicht sci und über ne feceris p. 105) worauf die Abhandl einem Anhange über den aoristischen Gebr lateinischen Perfects schliefst, in welchem d scheidung des eigentlich lateinischen Sprachge den die Erklärer oft verkannt haben, von d wirklicher Nachahmung griechischer Redewe standenen, der nach dem Verf. zuerst in de schen Uebersetzungen Ciceros nachweisbar ist, so viel Scharfsinn als Belesenheit durchgeführt

*) Zu den eigentlich lateinischen Redeformen, die ahmung des Griechischen nichts zu thun haben, Formel ne quis coisse, ne quis habuisse velit u in Gesetzen. Den später gewöhnlichen Ausdruck, in der Inf. praesentis in diese Formeln eintritt, fin zuerst bei Sueton Caes. 80 ne quis senatori no monstrare velit, und setzt hinzu: In ipso libello temporis utrum antiquiore forma *monstrasse*, an *monstrare* fuerit, coniecturam facere nolo. Dafs Form wirklich vom Sueton herrührt, läfst sich vie einer ebenfalls auf Cäsars Zeit bezüglichen, besser ten Notiz bei Macrob. Sat. 2, 6 schliefsen, deren nicht gedacht hat: Lapidatus a populo Vatinius, torium munus ederet, obtinuerat, ut aedilis e quio in arenam nisi pomum misisse vellet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

...ic. Madvigii, opuscula academica altera, ipso collecta, emendata, aucta.

(Schluſs.)

...ei der Unmöglichkeit, an diesem Orte auf die ...suchung im Einzelnen einzugehn, müssen wir uns ...weiteren Besprechung des reichen Inhalts dieses ...tzes enthalten, obgleich grade von dieser Ab...ng nur die allgemeinsten Resultate in die Mad...e Grammatik übergegangen und so einem grö... Kreise von Lesern zugeführt sind. Mehr ist ...er Fall bei der zweiten Abhandlung grammati... Inhalts, (N. V. de locis quibusdam grammaticae ...e admonitiones et observationes) welche, ur...lich entstanden aus Mittheilungen an Hrn. Prof. ..., sechs einzelne Puncte bespricht (1. de forma ...arum interrogativarum in oratione obliqua. 2. ...en formarum *amatus sum* et *amatus fui* a vete... bonis scriptoribus constantissime servatum. ...ditionali sententia semper dicitur *facturus fui*, ..., nunquam *facturus fuissem*. 4. Particula ...ponitur in priore membro interrogationis dis... 5. *Quod* pro accusativo c. inf. apud quos ... positum reperiatur. 6. De formis impera...sivi). Diese Puncte sind jetzt auch in der ...tik angedeutet, finden aber hier ihre ausführ... gründung, was dem Verf. um so mehr zu dan..., als die gleichmäſsige Kürze, mit welcher er ...Lehrbuch das Bekannte wie das neu Hinzuge...e behandelt, nur den kundigen und aufmerk... Leser die Parthieen gewahren läſst, die oft in ...Worten ganz neue und sehr interessante Resul...stellen. Wir wenden uns jedoch zu den Ab...gen kritischen Inhalts, die sich, mit Ausnahme ...nzigen, auf Cicero beziehen. Die erste dersel... zugleich die erste in der Sammlung ist (N. I. ...ndandis Ciceronis orationibus de provinciis consularibus et pro Balbo disputatio) schlieſst sich unmittelbar an die letzten der vorigen Sammlung an, welche sich mit den Reden pro Caelio, pro Sestio, in Vatinium beschäftigen. Für diese drei und die beiden hier behandelten Reden benutzte nämlich Hr. M. die von N. B. Krarup gemachte Collation eines alten Pariser Codex (bibl. reg. 7794), dessen Abweichungen von der Orellischen Lesart hier, wie bei den früheren Abhandlungen, vollständig mitgetheilt werden, und theils mit Hülfe dieser Handschrift, theils vermittelst einer vortrefflichen Sichtung des vorher bekannten Apparats hat Hr. M. in den genannten Aufsätzen ein ganz neues Fundament für die Emendation dieser Reden gelegt, von welchem leider der neueste Herausgeber der Ciceronianischen Reden noch keinen Gebrauch gemacht hat. Die Rede de provinciis consularibus ist im Jahr 1833 von Orelli und Baiter in einem Züricher Programm aus zwei Berner Handschriften emendirt erschienen, und Hr. M. giebt deswegen in dieser Abhandlung nur das, was durch diese Ausgabe noch nicht präoccupirt war; doch bespricht er 21 Stellen dieser Rede. Was unter diesen die Stelle c. 7. Anf. betrifft, wo Orelli schreibt: Hosce igitur imperatores habebimus? Quorum alter non audet nos certiores facere, ut imperator appelletur, alterum — wozu Hr. M. sagt: isto modo scribi nequit, nam neque de modo appellationis quaerebatur, et dicendum erat tum *appellatus sit;* so wissen wir zwar nicht, ob Orelli in dem Programm, das uns nicht zur Hand ist, irgend etwas zur Erklärung hinzufügt, auch billigen wir das aus den handschriftlichen Lesarten hergenommene Bedenken Hrn. M.'s gegen die Stelle, wenn man aber ut liest, muſs man ohne Zweifel certiores facere absolut verstehn, ohne davon abhängigen Objectsatz (vgl. de div. 2, 21. ad Jam. 9, 23) den Satz aber mit ut als Absichtssatz erklären, „er wagt es nicht an uns zu berichten, um sich den Imperatortitel zu verschaffen"

Digitized by Google

nämlich vom Senat (V. in Pison. 19, 44. Phil. 14, 4. Dio Cass. 46, 38). Auch die Rede pro Balbo ist 1836, d. h. ein Jahr nach der ersten Bekanntmachung dieses Aufsatzes von Orelli herausgegeben in den orationes selectae XV, doch ist in dieser Ausgabe weder von Madvigs Bemerkungen noch von dem Pariser Codex Gebrauch gemacht, so dafs die durchgreifende Recension, die diese, mehr als man bisher glaubte, verderbte Rede hier erfahren hat, durch diese Sammlung dem gröfseren Publicum zum erstenmal bekannt wird. Der Stellen, die ausführlich besprochen werden, sind fast 50, ungerechnet die leichteren Verbesserungen, die in den Anmerkungen mitgetheilt sind. Hie und da fertigt der Verf. entgegenstehende Ansichten etwas schnell ab, wie p. 16, wo er sagt: neque possidere urbem est occupare, quod miror, Ernestium probare potuisse, während nach dem, was Gronov und F. A. Wolf zu Tac. Ann. 2, 6, Wagner zu Virg. Aen. 3, 565, Haase zu Reisig's Vorl. p. 258 beibringen, man sich von der Nichtigkeit dieser Annahme so unmittelbar nicht überzeugen wird; oder wie p. 12, wo die Annahme Garatoni's, man könne sagen nihil videtur minus e dignitate disciplinaque maiorum widerlegt wird mit den Worten: Nec dicitur latine *e dignitate* eo modo, quo e republica, qua sola analogia confidere videntur, während man wohl zunächst dachte an ex usu est, ex causa est, (Hand Turs. 2 p. 661) — aber in der Hauptsache wird man dem glücklichen Scharfsinn des Verf.'s und dem richtigen Tact, mit welchem er selbst über die relative Sicherheit seiner Vermuthungen urtheilt, durchweg Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wünschen müssen, dafs die für die Kritik der Rede gewonnenen Ergebnisse auch die allgemeine Billigung finden mögen, die sie verdienen. Zu diesem Wunsche führt in mehreren Beziehungen die Vergleichung, welche man jetzt zwischen der in dieser Sammlung zunächst (als N. III.) folgenden disputatio de emendandis Ciceronis libris de legibus und der fast gleichzeitig mit diesen opusculis erschienenen Ausgabe dieser Bücher von J. Bake anstellen kann. Aus dem reichen kritischen Apparat, welchen Hr. B. zusammengebracht hat, ergiebt sich, wie sicher Hr. M. auch aus den geringen handschriftlichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen (dem Havniensis und Victorianus) das Richtige zu finden gewufst hat, wie namentlich die Emendationen zu 2, 8, 19 (p. 134); 2, 5, 12 *estne* (p. 137); 2, 25, 62 *iubentur* — *intelligant* sich durchaus bestätigt hab und auch von Hrn. B. aufgenommen worden s Dafs aber die Bestätigung der Madvigschen Lesart viel mehreren Stellen erfolgt ist, als man aus Bakes Text ersehen kann, wollen wir nur an ei Beispielen andeuten; 1, 13, 36 liest Hr. B.: quae olim disputabantur ac libere, ea nunc articulati stincteque dicuntur. Dafs distincte falsch sei, Hr. M. aus der Bedeutung erwiesen, da man dies lobend, nicht tadelnd, zu brauchen pflegt, zugleich er aus der Lesart des Havn. und Vict. *detecta* schlagen *dissecta*. Wie *distincta* entstanden ist, jetzt der zu den besten Handschriften zu zählende ner. Cod. B, der *deticta* hat, die Lesarten *detec directa* (11. 65), *desecta* (48), führen durchaus a M.'s Emendation, gegen die sich nichts einwende als dafs dissecare sonst bei Cicero nicht vor Diesen Einwand aber hatte Hr. M. bereits d Bemerkung abgewiesen, dafs Cic. wegen des in latim enthaltenen Bildes grade diesen Ausdruck habe. Derselbe Fall ist 2, 14, 34, wo Hrn. M jectur durch die besten Cdd. bestätigt, von aber erst in den Anmerkungen theilweise adopti ferner 2, 23, 58 wo Hrn. M.'s Emendation *quid sepulti sunt clari viri* durch einen Iagomarsini vollständig, theilweise aber von den besten stätigt wird. Namentlich ist *clari viri* ganz schreiben; *claros viros*, welches Hr. B. mit rung der Interpunction in den Text gesetzt den Leydner A und B als spätere Correctur und sonst ohne hinreichende Autorität. Di gen aber schlagenden Stellen, denen Ref. ei Anzahl andrer hinzufügen könnte, beweisen nüge, dafs bei Hrn. B., so günstig sich ders gens über Hrn. M.'s Leistungen ausspricht, der die Methode Hrn. M.'s im Allgemeinen, dies Verdienst desselben um die Emendatio ner Stellen die genügende Anerkennung erfa auch die Argumente, die Hr. B. gegen Hrn. M zelnen vorbringt, scheinen dem Ref. die vortre geführten Begründungen des Letztern nur erschüttern.

An diese beiden gröfseren Abhandlungen sich der Verwandtschaft des Inhalts noch zwei den an (N. VII. u. N. VIII. der Sammlung) n

Digitized by Google

Ausgabe des Cato und Laelius 1835 und die zur iten Ausgabe der orationes selectae 1841. Die erste Vorreden erscheint hier mit einer doppelten Bei- einer Ergänzung und Berichtigung der in der chen Ausgabe mitgetheilten Varietas des Regius nsis, der für den Cato die beste Handschrift ist, en welchem Hr. M. durch Karup eine sorgfälti- Collation erhielt, als sie Orelli hatte, und ferner metrum de versibus Ennii, quos Cicero in initio maioris posuit, welches hier zum erstenmal be- gemacht ist. Gegen Fr. Ritters Annahme (Zeit- Alterth. 1840 N. 46), nach welcher diese Verse Trost an den T. Flamininus über die im J. 184 erfolgte Ausstofsung seines Bruders L. aus nat enthalten, bezieht Hr. M. diese Verse auf eschichte bei Liv. 32, 9—12, wo erzählt wird, Flamininus, nachdem er lange vergeblich versucht, ntritt in Macedonien zu erzwingen, endlich durch Hirten in den Rücken des Feindes geführt wor- i. Dieser Hirt ist der vir haud magna cum re enu' fidei. Die zweite Vorrede, die, wie wir be- ben bemerkten, für die Beurtheilung der kriti- Grundsätze des Verf.'s von besondrer Wichtig- , enthält eine scharfe Philippica gegen die super- Kritik, welche, sich selbst des freien Urtheils d, die handschriftliche Ueberlieferung um jeden vertheidigen sucht, ohne sich dabei doch vor sten Inconsequenzen zu hüten, und welche desto cher und haltloser wird, je unzuverlässiger die nde gelegten Cdd. sind. Die Bemühungen der Herausgeber Ciceronianischer Reden werden ner strengen und scharfen Kritik unterworfen, entlich das Verfahren des Hrn. Klotz in Kri- Erklärung auf das Entschiedenste gemifsbilligt orfen. Der übrige Theil der Vorrede enthält ner Rechtfertigung der bedeutendsten Emen- des Verf.'s einen sehr interessanten Abschnitt, m Hr. M. die Aechtheit der Catilinarischen sführlich in Schutz nimmt, die fast gleichzei- n. Drumann (Bd. V, p. 470 u. 512) einen treff- rtheidiger gefunden haben. Eine Veranlas- e Vorreden in die Sammlung der opuscula en, hat Hr. M. in dem Umstande gefunden, eiden Ausgaben, zu denen die Vorreden ge- Deutschland auffallend wenig verbreitet sind, lich, wie Hr. M. selbst angiebt, der Verleger die Schuld trägt. Wir wünschen nur, dafs der Separatabdruck der Vorreden der Verbreitung der Ausgaben nicht auch noch hinderlich werden möge, indem er die mit den Ausgaben Unbekannten zu der Meinung veranlassen kann, als sei in diesen Vorreden über alles neu Geleistete berichtet, und das Einsehn des Textes entbehrlich gemacht; und wir bemerken deshalb ausdrücklich, dafs von den in den Texten theils durch Interpunction, theils durch Zurückführung der Lesart auf die besten Cdd., endlich durch leichtere Emendation hervorgebrachten, der Zahl nach sehr bedeutenden Aenderungen nichts in diesen Vorreden besprochen wird, die nur eine Rechtfertigung des ganzen Verfahrens an wenigen besonders schlagenden Beispielen zu geben bestimmt sind.

So wie die vier zuletzt genannten Abschnitte dieser opuscula sich mit Cicero beschäftigen, so beziehn sich auf denselben Schriftsteller gröfstentheils auch die Emendationen, welche als N. IX. (Miscellanea critica) die ganze Sammlung beschliefsen, obgleich ein Theil derselben auch den Livius und Quintilian angeht. Diese Emendationen sind theils seit dem Jahr 1827 in verschiedenen deutschen Zeitschriften mitgetheilt, theils sind sie neu hinzugekommen, wie einige der bedeutendsten zu der Rede pro Murena. Wir begnügen uns indefs mit dieser Andeutung, um noch einige Bemerkungen über die beiden noch übrigen Abhandlungen hinzuzufügen, von welchen die eine den Juvenal betrifft, (N. IV. disputatio de locis aliquot Juvenalis altera) und eine Fortsetzung der in den Opusculis prioribus p. 29—63 befindlichen prior disputatio bildet. Von den Stellen, die in dem vorliegenden Aufsatz behandelt werden, sind einige durch Interpunctionsänderung, einige durch Erklärung, einige endlich durch Conjectur gefördert, und die Anordnung des Aufsatzes folgt dieser Behandlungsweise. Unter den durch Conjectur veränderten Stellen ist X, 55:

Ergo supervacua aut perniciosa petuntur,
Propter quae fas est genua incerare deorum.

Der Verf., mit Recht unzufrieden mit den bisherigen Erklärungen dieser Stelle, hält dieselbe für corrupt. Nam dicere, sagt er, fas esse genua deorum incerare propter ea, quae supervacua et perniciosa sint, quae est amentia? Er schlägt deshalb vor nach petuntur ein Punct zu setzen, und das Folgende so zu lesen: Propter quae fas est, genua incerate deorum! „So wünscht man Ueberflüssiges oder Verderbliches. Um das, was Recht

Digitized by Google

ist, bittet lieber die Götter"! Man würde dieser Conjectur vielleicht beistimmen können, wenn diese Ermahnung den Gegenstand abschlösse, wie Juvenal die ganze Satire mit einer Sentenz positiven Inhalts schliefst. Allein diese Verse schliefsen das Thema nicht ab, sondern dasselbe geht fort bis zum Ende der Satire, es wird durch sie nur der Uebergang von der Schilderung der Habsüchtigen zu der Schilderung der Eifersüchtigen gemacht, und deswegen ist der Absatz nicht hinter, sondern vor diesen Versen zu machen. Die Stelle läfst aber eine vollkommen genügende Erklärung zu, wenn man incerare genua deorum richtig auffafst. Dafs dies sich auf das Anbringen der tabulae votivae bezieht, wird allgemein zugestanden; diese aber werden, wie Ref. meint, *immer*, es genügt aber zu sagen *gewöhnlich* von dem geweiht, qui votum solvit, nicht von dem, qui votum concipit. Das liegt theils schon im Begriff des Worts (vgl. ludi votivi, iuvenca votiva, carmina votiva) theils ist es bekannt, wie diese tabellae grade zum Dank für Rettung aus Gefahr und Krankheit geweiht werden. (S., um nicht Anderes anzuführen, die Erkl. zu Hor. Od. 1, 5, 14. Jac. ad Anth. 3, 15, 2. Del. Epp. p. 429). Wenn demnach in incerare g. d. der Begriff des Dankes für Rettung aus einem Verderben involvirt ist, das aber, wefswegen man den Göttern dankt, ausdrücklich perniciosum genannt wird, so läfs sich in dem *propter quae* diejenige Breviloquenz nicht verkennen, welche, wenn der Sinn aus dem Zusammenhang klar wird, Griechen und Römer sich häufig erlauben, und über welche neuerdings Köhler (de veterum scriptorum usu in enuntiationibus verbo affirmantibus, re negantibus Zwickau 1839. 8. Vgl. Gerber in d. Schulzeit. 1835 nr. 103 f.) eine dankenswerthe Sammlung gegeben hat. Wie Theognis sagt 686 Bekk.: εἴργει γὰρ τοὺς μὲν χρήματα (d. h. Geldmangel) τοὺς δὲ νόος (d. h. Mangel an Verstand), und wie es besonders häufig bei der Präposition *wegen* oder in ähnlichen Verbindungen ist (χώσατο νίκης Hom. p. 13, 165 εὐχωλῆς ἐπιμέμφεται 1, 65. τιμῆς ἐμέμφθη Eur. Hipp. 1400). Dafs diese Breviloquenz im gewöhnlichen Leben oftmals vorkommen mufste, zeigen Stellen wie die des Pallad. de R. R. 4, 10 vel viva calce perfundendi, sed parcius propter arboris noxam, damit der Baum nicht Schaden leidet. (Mehr in Gesn. lex. rust. s. v. propter). Juvenal sagt also: So begehrt man Ueberflüssiges oder Verderbliches, wofür man Gott danken sollte (nämlich dafür, dafs man davon befreit ist). Auch diese Abhandlung gewährt übrigens, auch abgesehn vom Juvenal, ein allgemeines Interesse durch eine ausführliche grammatische und historische Erörterungen, wie über den Gebrauch von tanti est p. 187— und über den Freigelassenen des August, Licinus, Dio Cass. Licinius nennt.

Wir haben bereits oben erwähnt, dafs nur unter den Abhandlungen dieser Sammlung historischen Inhalts ist, es ist dies die bereits 1838 als academisches Programm erschienene disputatio de tribunis aerariis, (N. VI. in dieser Sammlung), über welche wir die Resultate dieser vortrefflichen Untersuchung meine Beistimmung erfahren haben, und bereits fach benutzt sind, hier keine Bemerkung hinzuwürden, wenn nicht diese Abhandlung bei diesem Abdruck einige Zusätze erhalten hätte. Der zusatz betrifft die Vertheilung der Richter na drei Decurien in dem Procefs des Scaurus, (p. welchem nach Asconius 22 Senatoren, 23 Ritt tribuni aerarii richteten. Hr. M. hatte in der Ausgabe dieser Schrift p. 18 die Veränderung d ten Zahl in 24 für unzweifelhaft erklärt, weil Analogie der Processe des Milo und des M. S in welchen 18 Senatoren, 17 Ritter, 16 tribuni richteten, so dafs also die Zahlen um 1 differi fordern schien. In dieser zweiten Ausgabe st M. diese Vermuthung nur sehr beschränkend gesteht zu, dafs man daran zweifeln könne, in dem Procefs des Gabinius, wie in dem des 70 Richter vorkommen, d. h. 22 + 23 + 25, des Clodius 56, d. h. 17 + 18 + 21. Diese wie einen dritten, nämlich den Procefs des aus dem Jahr 54, also gleichzeitig mit dem nius, in welchem 50 Richter richteten, d. h. 15 (Cic. ad Att. 4, 15, 4) hat Ref. Hist. Eq bereits angeführt. Gegen die Ansicht des V die decuriae iudicum vor der lex Aurelia, nämlich nur zwei Decurien dieser damals no natoren allein bestehenden Richter gab, i Geib Gesch. des röm. Criminalproc. p. 214 mit der Behauptung, dafs die Stelle Cic. Ve hic alteram decuriam iudex obtinebit? sch Richter nach dem Aurelischen Gesetz be da Cic. sage, daf Verres künftighin in der D Senatoren sitzen werde, dafs das Gesetz de Cotta aber damals, als der Procefs des Ver wurde, bereits promulgirt gewesen und seine keit für das nächste Jahr als sicher angeno den sei. Abgesehn aber davon, dafs die nach dieser Ansicht die zweite Decurie bil die erste, so sagt Cicero auch an keiner S was ihm nach dieser Erklärung untergelegt mehr droht er nur mit dem Durchgehn de für den Fall, dafs die Richter durch Freispr Verres das Maafs ihrer Ungerechtigkeit ve sollten. Wir glauben deshalb, dafs diese Hrn. M.'s Ansicht umzustofsen noch nic chend sei.

J. Marquardt, in D

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLVII.

tionnaire complet des langues française et llemande composé d'après les meilleurs ouvra- s etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième it., revue et augmentée par A. Peschier. uttgart et Tubingue. Cotta. 1842. *Lex. rm. I. Bd.* 1057 *S. II. Bd.* 1316 *S.*

ie Lexicographie ist eine noch sehr vernach- Disciplin. Während die Behandlung der Gram- sowohl für die alten, als für einen grofsen Theil eueren Sprachen eine wissenschaftliche geworden eht die Lexicographie fast überall noch auf dem punete des vorigen Jahrhunderts, d. h. auf einem uncte, auf welchem das meist principlose Anein- eihen mehr oder minder ähnlicher sprachlicher ungen die Stelle systematischer Anordnung und eber Entwickelung vertritt. Gilt dies für viele raphische Arbeiten auf dem Gebiete der klassi- Sprachen, so noch in viel höherem Grade bei dernen. Mit gespannter Theilnahme wird daher te gröfsere lexicographische Unternehmung be- mit Eifer haben fast gleichzeitig mehrere Ge- diesem Zweige ihre Mufse gewidmet, und die er klangvollen Namen ist für die klassische Phi- schon nicht mehr unbedeutend. Mit grofser tung sah das betheiligte Publicum auch der Bearbeitung des in seiner Art schon recht ver- lichen Mozinschen Wörterbuchs durch Hrn. Prof. ier entgegen, der der gelehrten Welt schon an- itig vortheilhaft bekannt ist.

ie Anforderungen, die an ein mit wissenschaftli- Geiste gearbeitetes Wörterbuch neuer Sprachen ht werden müssen, sind vielfach. Die erste ist er äufseren *Vollständigkeit.* Absolute Vollstän- t in Aufführung sämmtlicher in einer Sprache vorkommender Ausdrücke ist zwar sehr schwer, vielleicht gar nicht zu erreichen; ein Wörterbuch indefs, welches sich als ein *allgemeines* hinstellt, und nicht blofs bestimmte Sphären der Sprache behandeln will, mufs immer nach jener Vollständigkeit streben, und darf sich daher nicht wie das Dictionnaire de l'Académie auf die blofs schriftgemäfsen Ausdrücke beschränken. Ein allgemeines Wörterbuch mufs vielmehr aufser den für die Schriftsprache aufgenommenen Elementen 1) auch die sogenannte Umgangssprache behandeln; — 2) die jetzt schon veralteten Ausdrücke, die in noch gelesenen Schriftstellern früherer Jahrhunderte vorkommen (im Französischen mindestens bis Molière, oder allgemeiner, bis zum Zeitalter Ludwig XIV., im Deutschen die Luthersche Bibelsprache); — 3) die neu aufgenommenen Wörter und Wendungen; — 4) die Kunstausdrücke der verschiedenen Wissenschaften, Künste und Gewerbe; — 5) die gangbarsten populären Ausdrücke; — 6) die historischen und geographischen Eigennamen, sofern sie in Form oder Genus in den beiden Sprachen nicht übereinstimmen. Die zweite und dritte Klasse verlangt dabei genauere Quellenangabe, so wie überhaupt bei einer jeden Klasse die respective Kategorie angegeben werden mufs.

Die zweite Anforderung betrifft die *Etymologie.* Es ist ein unhaltbarer doch öfters geäufserter Gedanke, die etymologischen Angaben in Wörterbüchern dienten nur zur Befriedigung schülerhafter Neugierde, und seien daher eine zeitraubende, nutzlose Spielerei. Schwierig sind die etymologischen Forschungen, darum werden sie von vielen gemieden, nicht wegen ihres geringen Nutzens. Ein allgemeines Wörterbuch einer neueren Sprache hat nun zum allerwenigsten die Aufgabe, die Ausdrücke als dem respectiven Idiome eigenthümlich zu bezeichnen, oder als herübergenommen von diesen oder jenen Urformen anderer Sprachen.

Drittens ist eine vollständige *Formenangabe* zu

Digitized by Google

verlangen. Nur das in der Flexion und Motion durchaus Regelmäfsige, d. h. dasjenige, was ganz nach den in der Grammatik verzeichneten Normen sich verändert, darf als bekannt vorausgesetzt werden, alle Abweichungen aber in Declination und Conjugation, in Motion und Gradation, müssen eben so gut angegeben werden, wie das Genus der Substantiva und Verba, und die Wörterklasse.

Bei Wörterbüchern moderner Sprachen ist eine andere Anforderung die genaue Angabe der *Aussprache*, des *Accentes* u. dgl. Erst nach Lösung dieser den Körper des Wortes betreffenden Aufgabe darf übergegangen werden zur Besprechung der *Bedeutung* und *Construction* eines Wortes.

Hier tritt die schwierigste Aufgabe ein, die darin besteht, dafs nicht, wie so häufig geschehen und geschieht, die verschiedenen Bedeutungen desselben Wortes wild durcheinander geworfen, oder auch wohl einer scheinbaren Aehnlichkeit nach zusammengestellt werden, sondern dafs man, von der Urbedeutung des Stammes ausgehend, in *genetischer Entwickelung* die verschiedenen Umdeutungen nachweist, die derselbe Ausdruck in verschiedenen Verbindungen anzunehmen fähig ist. Hierbei stellt sich denn gleich von selbst die so viel vernachläfsigte Aufgabe, die verschiedenen möglichen *Constructionen* in ihrer Verschiedenheit und Bedeutung zu besprechen. Wohlgewählte, schlagende Beispiele müssen sowohl bei dieser als bei der vorigen Aufgabe die Stütze für alle Aufstellungen bilden. Zum Schlusse müssen bei den betreffenden Artikeln die *Synonyme* behandelt und ihre Unterschiede ebenfalls an Beispielen dargethan werden.

Endlich kommen noch einige die äufsere Einrichtung betreffende Anforderungen, dahin gehört zuerst die *äufsere Anordnung* der Artikel. Die jetzt fast überall angenommene, die alphabetische, ist auch die bequemste und angemessenste. Die etymologische Anordnung nach den Stämmen ist aufser Brauch gekommen, nur hin und wieder findet man noch eine Mischung, dafs z. B. alle mit einer Präposition zusammengesetzten Verba gleich unter diese Präposition gesetzt werden. Das ist eine Inconsequenz, durch welche nur geringer Raum erspart, und viel Verwirrung und Zeitverlust veranlafst wird. — Zur Frage der äufseren Anordnung gehört noch die Bestimmung, ob besondere Gebiete des Wortvorrathes aus der grofsen Masse herauszusondern und im Anhange als eige Wörterbücher zu behandeln sind oder nicht (geog phischen Namen, Personennamen, technische A drücke u. s. w.). — Die Zeichen und Abkürzungen m sen praktisch sein und consequent angewendet werd auch der Druck mufs durch verschiedenartige Ty zweckmäfsig verwendet sein.

Untersuchen wir nun, in wie weit diesen An derungen in dem Peschier-Mozinschen Wörterb entsprochen ist oder hat entsprochen werden soll

Was zunächst den ersten Punct der *Vollstä keit* anbetrifft, so erklärt der neue Bearbeiter in Vorrede (pag. 6), de n'avoir rien épargné pour première partie du Dictionnaire offrit une nomen exacte de toutes les expressions anciennes et m nes qui méritent de figurer dans un lexique co Ueber die expressions anciennes fügt er weiter hinzu. Von den expressions *modernes* aber spri noch ausführlicher und erklärt, dafs er alle dieje Neologismen aufgenommen habe, die von literari Autoritäten angewendet worden, und auch imm Hinzufügung eines Ursprungszeugnisses. Keines aber habe er einem jeden neugemachten affe Worte einen Platz gegeben. Nous n'avons pu résoudre à ouvrir les colonnes du Dictionnaire expressions d'un ridicule aussi achevé que les tes „*s'enjuponner* dans ses occupations *), qui ne sont pas *potables* à voir **), Richelieu *viagèrement*" ***). Für die vom Verf. ange Beispiele wird wohl gewifs ein Jeder mit seine fahren einverstanden sein. Seit einmal die fr sche Literatur sich von der Tyrannei der Ab losgemacht hat, nehmen die Neuerungen in de che von Tag zu Tag zu. Dafs dabei einzel tirte, geschmacklose, nach dem Ungewöhnl schende Schriftsteller das rechte Maafs oft übe ten, ist sehr erklärlich. Ganz angemessen ist her auch, dafs ein besonnener Lexicograph nic ephemeren Erscheinung solcher neugeschaffene drücke durch Aufnahme in das Wörterbuch ein res Leben zu geben sucht, sondern dafs er er es aufzunehmen sich entschliefst, wenn das W klang gefunden, oder wenn demselben weg

*) Frédéric Soulié. Comte de Toulouse.

) *) Horace de Vieil Castel. Noblesse de provin

Digitized by Google

gefällig glücklichen Wahl eine baldige Theilnahme
rauszusagen ist. Herr Peschier hat hierbei im All-
meinen die richtige Mitte beobachtet. Er hat eine
ichtliche Anzahl neuer oder aus anderen Sprachen
ergenommener Ausdrücke behandelt, die in frühe-
Wörterbüchern nicht zu finden sind; er hat aber
geistlos gemachten, die geschraubten, die ἅπαξ λε-
a unberücksichtigt gelassen. Es darf indefs nicht
gnet werden, dafs man noch manches neuere
bei ihm vergeblich sucht, das man mit Recht
schon aufgenommen zu finden.

Auch die *ältere* Sprache ist mit Sorgfalt behan-
Referent hat eigens ein ganzes Lustspiel von
e durchgenommen, und sämmtliche darin vor-
ende jetzt veraltete Ausdrücke in dem Wörter-
gründlich besprochen gefunden. Nur hätte aufser
mille auch die Nebenform siquenille, aufser rognon,
le auch die ältere Schreibart roignon und vuide
rt werden können. Aufserdem ist zu bemer-
dafs es bei einigen Ausdrücken gar nicht, bei
zu wenig hervorgehoben ist, ob sie veraltet
Es wäre nicht unzweckmäfsig, wenn auch hier
oritäten so gut wie bei den neu gemachten Aus-
angeführt wären. Nur was durchaus allgemein
ist, bedarf keiner weiteren Autorität.

Wortvorrath der *jetzigen* Sprache, die Haupt-
des Wörterbuchs von Seiten der äufseren Voll-
eit, ist mit grofser Aufmerksamkeit und ziem-
höpfend dargestellt. Natürlich, dafs bei einer
Arbeit immer noch Einiges nachzutragen sein
ndet sich z. B. nicht behandelt der gar nicht
liche Ausdruck *néophyte*; ferner *ergotage*
ergoter); *canzoni*; *ploiement*; *reployer*; das
gression, wiewohl es der Verf. in der Vorrede
braucht, findet sich nur in der Orthographie
, eben so nur *avenir*, während auch *advenir*
t; die in den belgischen Kammerverhandlun-
t gewöhnlichen Verba *majorer* und *minorer*;
illon; u. a.

viele von den gangbarsten *populären* Aus-
sind besprochen, dem gröfseren Theile nach
solche, die in anderen Wendungen und Ver-
n auch der gebildeten Sprache angehören.
n Puncte wird es nie möglich sein, den Anfor-
Aller zu genügen. Die Sprache des Volkes
llen Nationen im beständigen Erzeugen und
Schaffen begriffen, der sprachbildende Geist, wenn
längst schon ausgestorben für das Gebiet fixirter
Schriftsprache, schafft unabläfsig in der Sphäre des
gewöhnlichen Lebens. Absolute Vollständigkeit des
Wortreichthums ist hier also eine Forderung der Un-
möglichkeit. Aber selbst in Bezug auf die Aufnahme
der *gangbarsten* populären Ausdrücke werden von den
Lexicographen noch verschiedene Grundsätze befolgt
werden müssen, je nachdem man sich entschliefst, auch
das *Gemeine* und das *Provinzielle* zu besprechen, oder
nur das *Allgemeine* und *Nationelle*. Unser Verf. hat
den letzteren Standpunct gewählt. So interessant und
belehrend auch eine Arbeit vom ersteren Standpuncte
aus wäre, so wenig dürfte sie sich doch, schon wegen
des Umfangs und der Uebersichtlichkeit, für ein allge-
meines Wörterbuch eignen.

Mit den technischen Ausdrücken der Wissenschaf-
ten, Künste, Gewerbe u. dergl. verhält es sich ähnlich
wie mit den populären Ausdrücken. Auch hier würden
die Forderungen verschieden bleiben. Unbedingte Voll-
ständigkeit kann auch hier nur durch Specialwörter-
bücher gewonnen werden. Das allgemeine Wörterbuch
kann auch hier nur auf das Gewöhnliche sich beschrän-
ken, auf diejenigen Wörter und Wendungen, die auch
aufserhalb der Berufssphäre im Leben des Gebildeten
vorkommen. Daher es sich ergiebt, dafs nicht jede
Wissenschaft, jede Kunst hier gleiche Berechtigung
haben kann. Aus der Philosophie, Aesthetik, Gram-
matik, aus der Musik, Malerei, Sculptur, Baukunst
mufs ein viel gröfserer Schatz von technischen Aus-
drücken im allgemeinen Wörterbuche gegeben werden,
als etwa aus der Medicin, der Heraldik, der Kupfer-
stecherkunst u. dgl. Das vorliegende Wörterbuch be-
friedigt auch hierin billige Anforderung, wird aber in
dieser Beziehung weit übertroffen von dem Schuster-
Régnierschen.

Die *historischen und geographischen Eigennamen*
sind nicht in das allgemeine Wörterbuch aufgenommen,
sondern in zwei gesonderten Anhängen bearbeitet, de-
nen sich als dritter Anhang noch ein alphabetisches
Verzeichnifs der Münzen, Maafse und Gewichte an-
schliefst. Besondere Wörterbücher der Eigennamen
sind etwas sehr Wesentliches und es ist daher nur als
zweckmäfsig zu bezeichnen, wenn auch Hr. Peschier
die Nomina propria besonders behandelt hat. Mit der
Art der Ausführung kann sich Ref. indefs nicht ganz

Digitized by Google

einverstanden erklären. Hr. Peschier nämlich hat mit wenigen Ausnahmen nur diejenigen Eigennamen aufgenommen, welche in beiden Sprachen nicht dieselbe Form haben. Ersprieſslicher wäre es aber sicherlich gewesen, darauf sich nicht zu beschränken. Was nämlich den geographischen Theil anbetrifft, so war eine gröſsere Vollständigkeit aus zwei Gründen wünschenswerth. Erstens wegen der Angabe des grammatischen Genus, da bekanntlich die gangbaren Genusregeln über geographische Namen durchaus unzureichend sind, ohne lexicalische Hülfsmittel der Lernende also nie zur Festigkeit und Sicherheit gelangen kann. Zweitens aber wegen der Aussprache. Wenn schon in vielen Fällen der gewöhnlichen Sprache Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln der Aussprache vorkommen, so ist dies noch viel häufiger der Fall bei den Nominibus propriis. Hiermit ist zugleich nun auch der Grund gegeben, warum wir nicht bloſs den geographischen Theil erweitert zu sehen wünschen, sondern auch den die persönlichen Nomina propria behandelnden. Auffallender Weise ist die Angabe der Aussprache, die wir sonst im vorliegenden Wörterbuche sehr umsichtig und scharf durchgeführt finden, für die Eigennamen ganz weggeblieben. Es kann daher der Wunsch nicht unterdrückt werden, es möge Hrn. Peschier gefallen, am Schlusse des noch nicht vollendeten deutsch-französischen Theiles, wo wiederum ein Namenwörterbuch sich finden wird, die Angabe der Aussprache nachzuholen, obgleich sie eigentlich dem Plane nach in den ersten Theil gehörte. — Ein selbstständiges, gründlich gearbeitetes Namenwörterbuch ist noch eine lohnende Aufgabe. — Uebrigens, selbst das Princip des Hrn. Herausgebers festgehalten, sind noch Einzelnheiten nachzutragen, wie Scanie Schonen, Ban de la Roche Steinthal, Bareith Bayreuth, die Compositionen mit Bas und Haut (z. B. Basse-Bretagne, Bas-Palatinat, Bas-Rhin Unterpfalz, Niederrhein u. s. w.), Budissin Bautzen, Cinq-églises Fünfkirchen, Crémasque das Cremonesische, Envilliers Eschweiler (wofür bloſs Exvilliers angeführt worden), Holsace Holstein, Jsenac Eisenach, Leporie das russ. Lappland, Poméranie-citérieure, Stirie Steyermark, Stirien steyrisch, Terre sainte das gelobte Land, Visurge Weser u. A. Mehr noch bei den historischen Adelge neben Aldegonde, Aristarque und alle in arque, n Benoît auch Benedicte, Baudour Bathilde, Baudri derich, Carle neben Charles, Christierne neben C tien, Clovis Chlodwig, Gondeband wie die meiste bald = bald, Clotaire Chlothar, Brunehaut B hilde, Frédégonde, Pépin Pipin, Eudes ist Astolphe Aistulph, Charlemagne und viele andere sonders dem Alterthume und dem Mittelalter an rige Namen.

Dies ist, was über das vorliegende Werk i treff der Vollständigkeit zu sagen wäre. Als Anforderung stellten wir oben die *etymologisch gabe*. Bei diesem Puncte weicht die Ansicht de Verf.'s von der des Rec. etwas ab. Er sagt i Vorrede: Il n'était guère possible d'omettre l'ét gie des mots français dérivés, sinon des langues que et latine (chaque lecteur instruit est ce connaître) du moins des idiomes parlés par la famille des nations européennes. L'Angleterre et magne, l'Espagne et l'Italie sont les sources d auxquelles nous avons puisé le plus abondamme Es ist aber kein Grund einzusehen, warum Hr. P auf halbem Wege stehen geblieben ist, denn w meint, daſs jeder gebildete Leser es schon wiss che französische Wörter auf griechische oder l sche Stämme zurückzuführen seien und auf Stämme, so irrt er sich. Es giebt sehr viel instruits, die vom Lateinischen und Griechische oder nichts verstehen, die aber, wenn sie ein haben, französische Ausdrücke auf italienisch spanische Stämme zurückzuführen, eben so Interesse haben können, in den französischen W die antiken Wurzeln zu erkennen. Auſserdem Wörterbuch auch nicht bloſs für die lecteurs i geschrieben, sondern auch für Lernende. Es i ein eigner, anspornender und daher pädagog benutzender Reiz für junge Leute, die einige nisse der klassischen Sprachen besitzen, wenn modernen französischen Gewande einen antiken schen oder hellenischen Körper umhüllt finden

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

tionnaire complet des langues française et lemande composé d'après les meilleurs ouvra- s etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième t., revue et augmentée par A. Peschier.

(Fortsetzung.)

Was die Bearbeitung der etymologischen Anga- betrifft, so hat Hr. Peschier bei denjenigen Fremd- n, die mit Beibehaltung ihrer fremden Form in nzösische Sprache aufgenommen sind, nur ihre ngssprache angegeben, so bei fashion, hustings, to. bravo, diavolo, far niente etc. Bei denjeni- Wörtern aber, die eine orthographische Verände- erlitten oder eine andere Bedeutung bekommen , ist das ursprüngliche Wort hinzugefügt, z. B. Stock, heaume Helm, lansquenet Landsknecht, s was ist das, espiègle de l'Allemand Eulenspie- axon célèbre par ses malices au 16e siècle. hen ist dabei esquif und einige andere.

ch in Betreff der *Formenangabe* ist Hr. Peschier llerer Ansicht als Recensent. Er sagt: Nous *soin* de distinguer les verbes actifs des ver- res, réciproques, impersonnels et réfléchis, de genre de tous les substantifs dans l'un et tre idiome et d'indiquer la formation du plu- noms soit composés, soit empruntés aux lan- rangères. Das reicht aber nicht aus. Denn lie vom Gewöhnlichen abweichende Declination en werden muſs, eben so gut auch beim Ver- e jede vom Gewöhnlichen abweichende Con- sform.

meisten Pluralia erkennt man nur aus den en, bei einzelnen Wörtern kann man aber ganz den z. B. bocal. Bei diesem Worte heiſst es Pokal, Humpen u. s. w. deux bocals de vin; erkugel; 3) le bocal d'un cor. pl. bocaux". Fassung dieses Artikels ergiebt sich, daſs von bocal zwei Pluralformen existiren bocals und bocaux. Die erste davon lernt man zufällig aus einem Beispiele kennen. Die zweite steht zur dritten Bedeutung unmittelbar hinzugefügt. Man muſs also auf die Ansicht kommen, die Form bocaux existire nur in der dort angegebenen Bedeutung, was aber durchaus nicht der Fall ist (cf. Dict. de l'Acad. s. v.).

Bei den Verbis sollte erstens jede abweichende Conjugationsform jedes Zeitwortes erwähnt werden *), dann aber auch das Hülfsverbum, was sich ja durchaus nicht von selbst versteht. Bei apparaître u. v. a. ergiebt sich zwar aus den Beispielen, daſs das Verbum sowohl mit avoir als mit être conjugirt wird, obgleich der Unterschied beider Formationen nicht ersichtlich ist. Es ist aber nicht einmal bei allen ähnlichen Verben der Fall, daſs man aus den angegebenen Beispielen die Formation des Verbi erkennt. Auſserdem kann ein solches Suchen in den verschiedenen Beispielen den Anfänger irre führen und jedenfalls wird es ihm Zeitverlust veranlassen. Durch die Conjugation von apparaître wird er z. B. leicht verlockt, das Verbum paraître unter dieselbe Kategorie zu bringen. Um sich zu vergewissern, muſs er den ganzen, anderthalb eng gedruckte Spalten langen Artikel von paraître durchlesen. Wenn er endlich kein Beispiel mit être darin gefunden hat, ihm also das Resultat geworden ist, paraître werde nur mit avoir conjugirt, so wird ihm auch dieses Resultat keine unumstöſsliche Ueberzeugung sein, denn da die Beispiele nicht mit Rücksicht auf die Formation der Tempora, sondern rein als Beispiele der jedesmaligen Bedeutung aufgestellt sind, so kann es leicht sein, daſs manche Tempora, also auch die mit Hülfsverben gebildeten, gar nicht darin vorkommen.

*) Bei vielen Verben ist die unregelmäſsige Conjugation gar nicht angegeben, z. B. faire, paraître.

Digitized by Google

Die *Aussprache*, *Angabe des Accentes*, des *grammatischen Genus* u. dergl. ist mit grofser Sorgfalt bearbeitet. Beim Artikel *fils* sagt der Verf. in Betreff der Aussprache, das Wort laute fi, ou fice avant une voyelle ou à la fin d'une phrase, während die neuere Aussprache doch überall fice verlangt. — Wegen des Accentes ist lobend zu erwähnen, dafs auch die Anfangsbuchstaben der einzelnen neuen Artikel mit dem Accente versehen sind, wenn das Wort, von dem der Artikel handelt, ihn auf dem ersten Vocale verlangt, was in vielen Wörterbüchern, z. B. in dem viel gebrauchten Thibautschen, unterlassen ist (Élever). — In dem, was vom deutsch-französischen Theile bis jetzt erschienen, ist die Wortbetonung in einer unbequemen, sehr breiten und Raum wegnehmenden Weise angegeben. Bei Wörtern nämlich, in denen je nach der Bedeutung der Accent wechselt, oder die einen doppelten Accent haben, ist in Parenthesen hinzugefügt: den Ton auf der ersten Sylbe u. s. w. Viel einfacher und bequemer ist dies im Schusterschen Buche behandelt, der Alles durch Zeichen abthut. Während z. B. Hr. Peschier sagt: „Durchdringen (den Ton auf der ersten Sylbe)", sagt Hr. Schuster ganz einfach: „Durchdringen (´ _ ◡)". Obwohl eine Ungleichartigkeit der Bearbeitung einträte, wenn Hr. P. in den Abtheilungen, die noch unter seiner Feder sind, diese kürzere Bezeichnung annähme, so wäre es doch zu wünschen. Bei einigen Ausdrücken ist die Angabe der Betonung unterlassen (dahingegen, dahinten u. a.). — Die Angabe des grammatischen Genus, sowohl bei den Substant. als auch bei den Verben ist genau und sorgfältig. Auch die *Genitivendungen* der deutschen einfachen Substantiva sind im deutsch-französischen Theile verzeichnet. Wünschenswerth aber wäre es, wenn dies nicht blofs auf die einfachen, sondern auch auf die zusammengesetzten Substantiva ausgedehnt wäre. Die Hinzufügung der Genitivendungen ist doch offenbar nicht auf Deutsche, sondern auf Franzosen berechnet, die sich dieses Wörterbuches bedienen wollen. Nun aber ist es einleuchtend, dafs wenn ihnen beim Simplex die Genitivendung nicht bekannt ist, dieselbe ihnen beim Compositum, in welchem ja möglicher Weise durch die Composition eine Aenderung der Flexion könnte veranlafst sein, noch viel weniger bekannt sein wird. Sie sind also genöthigt, wenn sie über das Compositum Auskunft haben wollen, auch aufserdem noch das Simplex nachzuschlagen. — Die Bezeichnung d Genitivendungen findet sich nur im deutsch-franzö schen Theile. Rec. weifs aus ihm persönlich gemach Mittheilungen, dafs diese Einrichtung unserer Wörte bücher den dieselben benutzenden Franzosen sehr bequem und wiederum zeitraubend ist. Sie wünsc auch im französisch-deutschen Theile eine kurze gabe der Genitiven, damit, wenn sie für ein fran sches Wort einen deutschen Ausdruck gefunden auch zugleich wissen, wie derselbe zu handhabe Von praktischem Nutzen wäre es daher wohl, nur die Angabe des Genus sondern auch die d nitivendungen der deutschen Substantiva in de zösisch-deutschen Theil aufzunehmen. Der Ueb lichkeit könnte dadurch freilich nur Eintrag gesch

Wir kommen zum schwierigsten Puncte, der d lichen Hauptaufgabe des Wörterbuchs, der Ent lung der *Bedeutung*, womit die Angabe der *Const* verbunden ist. — In allen Artikeln des fran deutschen Theiles und in vielen des deutsch-fr schen, besonders in solchen, die Substantiva beh ist vor der Uebersetzung des Fremdwortes ne Definition desselben gegeben und zwar in de Sprache, welcher dasselbe angehört; z. B. „ (mouv. circulaire d'un corps qui tourne sur lui Umdrehung u. s. w." — Rec. kann sich mi Verfahren nicht einverstanden erklären, zur eines fremden Wortes einer fremden Sprach bedienen. Die Definitionen sind aber für sie brauchen kann, er mag Franzose oder sein, in der fremden Sprache. Nehmen wir ein Deutscher finde das ihm unbekannte Wort so sucht er darüber im Wörterbuche Auskun darin aufser der Uebersetzung noch eine Defi für ihn aber in der fremden Sprache ganz ist, wenn er nicht schon weitere Fortschritte macht hat. Schlägt aber ein Franzose dass rotation auf, so bedarf er noch viel weni französischen Definition desselben, die also zwecklos ist. Dasselbe Verhältnifs, natürlic gekehrter Weise, findet für den deutsch-fran Theil statt. Wenn dagegen die Sprachen für finitionen vertauscht wären, so könnten di erspriefslichen Nutzen leisten.

Gehen wir nun zur Untersuchung der Fr was der neue Herausgeber für das Wesentli

Digitized by Google

Wörterbuchs, richtige und erschöpfende Angabe der Bedeutung geleistet hat, so dürfen wir ihm unsere Anerkennung nicht versagen. Er hatte zwar schon ein sehr reiches Material in der Ausgabe von Mozin vorfinden, doch hat er dasselbe noch vielfach vermehrt, und häufig mehr Uebersichtlichkeit in Anordnung des Stoffes gebracht. Indefs müfste der gröfste Theil besonders der umfangreicheren Artikel eine viel durchgreifendere Umarbeitung erfahren haben, wenn das auch höheren wissenschaftlichen Anforderungen genügen sollen. Bei einem vieldeutigen Worte zwar verschiedene Gruppirungen der Bedeutungen statt und die Uebersicht ist dadurch erleichtert worden; eine systematisch fortschreitende, genetische Entwickelung der Bedeutung aber, die von der Urbedeutung des Wortes ausgehend die verschiedenen möglichen Umdeutungen desselben in den verschiedenen Verbindungen nachweist, ist nicht durchgeführt. Ist dies freilich eine sehr mühevolle, schwierige Aufgabe und schwerlich möchte der materielle Gewinn, der bei Lösung derselben zu erreichen, in gutem Verhältnifs zu dem Aufwande von Zeit und Mühe stehen, aber die Wissenschaft mufs ihre Forderungen *stellen*, sie kennt keine Nebenrücksichten und darf nur fragen, ob ihre Forderung erfüllt worden sei oder nicht.

Um dem Leser ein Bild zu geben, wie ausführlich, gründlich und stoffreich einerseits das vorliegende Buch *ist*, wie es aber andrerseits den vorher angeführten höheren wissenschaftlichen Anforderungen nicht *vollkommen* entspricht, will Rec. irgend einen beliebigen Artikel, den er gerade aufschlägt, beleuchten.

Es ist das Verbum *tenir*, welches auf zehn Spalten abgehandelt ist. Der Verf. hat die Abhandlung des Artikels in drei mit römischen Ziffern bezeichnete Hauptabtheilungen zerfallen lassen. Die erste behandelt *tenir* als transitives Verbum in elf gesonderten Nummern, die zweite als intransitives in sechs Nummern, die dritte als reflexives in drei Nummern ohne weitere Absonderung.

I. transit.

tenir à la main oder *entre les mains*, *in der Hand halten haben*. In der Mitte dieser Nummer findet sich eine Unterabtheilung *en tenir* (avoir essuyé par q. c. de fâcheux, de désagréable etc.) mit Beispielen wie il en tient er hat seinen Theil, jetzt hat er es, er ist in sie verliebt u. dergl. Urplötzlich aber springt der Verf. ohne die geringste Motivirung wieder zum ersten Gebrauch des Wortes ohne en und nüancirt die Bedeutung dahin „jemanden in seiner Gewalt haben", eine Bedeutung die viel angemessener zu no. 9. gehört.

2) *posséder*, *occuper*, *avoir en sa jouissance*, *besitzen*, *inne haben*, *bewohnen*. Durch die Wendung tenir une terre à foi et hommage de q. wird der Verf. plötzlich zur Besprechung des intransitiven tenir de q. Lehnsmann von jemandem sein, verleitet, was natürlich zu II. gehört. Richtig aber ist in diesem Abschnitte besprochen tenir q. c. de q. jemandem etwas verdanken, von jemandem etwas gehört, oder angeerbt haben (so auch tenir q. c. de race), daher jemandem in etwas ähneln. Gegen den Schlufs der Nummer sind Wendungen wie la maladie le tient, die aber nicht hier erst, sondern am Eingange der Nummer, jedenfalls wenigstens vor der Construction mit de behandelt werden mufsten.

3) *contenir*, *halten*, *enthalten*, (in sich) *fassen*, mit der richtigen Anführung von les meubles tiennent beaucoup de place. Nicht aber gehört hierher il tient la maison entière er bewohnt das ganze Haus, welches als zum Begriffe des Bewohnens gehörend gleich bei no. 2. seinen Platz finden mufste. — tenir une forteresse ist unbegreiflicher Weise auch unter diese Nummer gesetzt. Allenfalls hätte es unter 1. gebracht werden können, am besten aber hätte es eine eigene Nummer gebildet mit mehreren andern unter die übrigen Nummern zerstreuten Wendungen, die derselben Begriffsnüancirung angehören, etwas (unverändert) beibehalten und somit in derselben Sphäre sich consequent fortbewegen, so z. B. aus 4. tenir la voie der Spur folgen, auf der Fährte bleiben, tenir la campagne das Feld halten (vom Heere gesagt), tenir la mer, la côte, le vent und die meisten kriegerischen und seemännischen Ausdrücke mit tenir; aus 10. tenir un dogme, une opinion behaupten; und mehrere aus 5 u. aus 11.

4) *de cert. postes*, *métiers ou professions pour l'utilité du public* (*Geschäfte haben*); (z. B. tenir auberge etc.) unpassend ist hier das Beispiel Vendez-lui cela, je vous en tiendrai compte ich nehme die Bezahlung auf mich. Die seemännischen Ausdrücke tenir au vent mit widrigem Winde segeln, tenir sous les

Digitized by Google

voiles segelfertig sein, so wie auch die Wendung l'oiseau tient à mont der Vogel schwebt in der Luft um auf Beute zu lauern, gehören als intransitiv zu II.

5) *de l'ordre, du rang des personnes ou des choses halten;* (z. B. chacun tient son rang).

6) *présider den Vorsitz führen* (le pape tint le concile etc.); dazu pafst aber nicht das Beispiel l'académie tient ses séances, weil hierbei von einem Vorsitz, den die Akademie selbst hat, doch nicht die Rede sein kann. Ueberhaupt wäre bei dieser Definition der Vorsitz eigentlich nicht hervorzuheben, besser wäre es allgemeiner, abhalten eine Versammlung u. dergl.

7) *mettre et garder en q. lieu, verwahren, aufbehalten* (il tient ses papiers sous la clé; il tient sa femme à la campagne, dans un convent). Dahin pafst aber nicht tenez cela frais etc., welches besser zur folgenden Nummer; eben so nicht tenir des ambassadeurs, des résidents dans une cour, welches besser zu no. 4., so wie auch tenir garnison dans une ville.

8) *maintenir, entretenir* (*im Zustande*) *erhalten*; (tenir en bon état, tenir les soldats en exercice, le pays en respect etc.). Hierher gehören auch die unter no. 7. u. no. 9. zerstreuten Wendungen mit einem adjectivischen oder participialen Objectsprädicat wie tenir la porte fermée, les fenêtres ouvertes etc.

9) *arrêter, fixer* (*zurückhalten, zusammenhalten, festhalten, im Zaume halten*); (il est si vif, qu'on ne saurait le tenir). Hier ist unpassend die Anführung vom unpersönlichen il ne tient à rien, il ne tient pas à grand' chose que je ne le fasse es fehlt nicht viel, so thäte ich u. s. w. was zu II. gehört. Darauf folgt das richtige je ne sais qui me tient que je ne me fâche contre lui, dann in unmittelbarer Folge wieder das hier unpassende il n'y a parenté ni amitié qui tienne, welches wiederum zu II. gehört. In dieser ganzen Nummer laufen die hier passenden und unpassenden Beispiele sehr durcheinander.

10) *réputer, estimer, croire halten, dafür halten, der Meinung sein* (je tiens cela vrai, pour vrai; s'il vient me voir je le tiendrai à honneur). Dafs die Wendungen tenir un dogme etc. hier nicht her gehören, ist schon bei no. 3. erwähnt worden.

11) *suivre etc. nehmen* (un chemin etc.). Dies fi det sich schon als tenir une voie unter no. 4., und i damit zu verbinden, worüber oben bei no. 3. gesp chen worden. Dasselbe gilt von tenir une bonne o duite; tenir le milieu dans une affaire, die Mittelst halten, findet sich schon unter no. 5.; tenir des cours könnte mit no. 6. in Verbindung gebracht den; tenir le cas secret gehört zu no. 8.; gleich nach folgt tenir sa colère, was offenbar zu no. 9. g während das daneben stehende tenir sa gravité anderer Natur ist und zu no. 8. pafste; tenir les chez un banquier steht hier in gar keinem Zus hange und mufs unter no. 4. gebracht werden, sich auch schon findet; tenir la main à q. c. i tragener Bedeutung konnte sehr gut zu no. 1. g werden. So ist also auch in diesem Abschni bei no. 9. eine richtige Ordnung und klare Ue nicht festgehalten.

Tenir II. neutral.

1) *être attaché à q., être difficile à arra déplacer, an etwas fest halten, sitzen, kleben, gen.* Was in diesem Abschnitt an Nüancirun Begriffes durch einzelne Bezeichnungen und d spiele gegeben wird, gehört zwar hierher, es h mehr entwickelt, danach lichtvoller angeor typographisch mehr gesondert und hervorgeh den sollen. Die verschiedenen Bedeutunge sich nicht als nothwendige Entwickelungen, als zufällige aus zufälligen Beispielen erke folgt z. B. auf den Satz sa soutane ne tie bouton „er ist auf dem Sprunge aus dem Stande zu treten" — gleich unmittelbar und im Geringsten der Uebergang der Bedeutun tet worden, der Satz: il tient pour telle sitzt wegen der und der Summe gefangen", pierreries tiennent pour mille écus „seine J versetzt für u. s. w.", darauf folgt wieder lui tient au coeur „diese Sache liegt ihm a In gleicher Weise gehen die übrigen hierher Bedeutungen durch einander.

2) *tenir pour q., prendre son parti, opinion, es mit jemandem halten.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

ionnaire complet des langues française et lemande composé d'après les meilleurs ouvra- etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième t., revue et augmentée par A. Peschier.

(Schluſs.)

résister à q. c. au propre comme au figuré, widersteken. Hier hätte beim Eingange die Prä- à wegfallen sollen, da tenir die angegebene tung auch ohne Präp., und in Verbindung mit Präp. annehmen kann, wie die angeführten Bei- selbst zeigen (la place ne tiendra pas huit jours; t tenir contre tant de forces réunies).

demeurer en un certain état halten, sich halten, halten; (la frisure, la couleur ne tient pas). Der che Ausdruck aber les ennemis ne tiendront ist nicht hierher, sondern zur vorhergehenden , wo ja auch ähnliche Wendungen mehrfach t waren.

re compris dans un cert. espace, dans une re, Raum, Platz haben, finden; (tous ces meu- avent pas tenir dans cette chambre).

rer, être pendant un cert. temps, dauern, statt finden; (le marché tient tous les mercre- ant que le concile tenait etc.). Das Beispiel s jours se tenaient alors en Auvergne paſst reflexiv nicht hierher, sondern zu III.

III. reflexiv.

sind die drei Unterabtheilungen, die angenom- en, nicht durch typographische Absätze von getrennt, wozu der Grund nicht wohl einzu-

rrêter, s'attacher à q. pour ne pas tomber, alten; (se tenir à une branche). Unter dieser brik des reflexiven Verbums, in welcher also *alten* die Hauptbedeutung ist, finden sich nun rere Modificationen mit vorangeschickten De- finitionen, so gleich anfangs: se oder s'en tenir à q. c. = *s'y fixer de telle sorte qu'on ne veuille rien de plus, bei etwas stehen bleiben*, cet expédient est le meilleur il faut s'en tenir là. Hiervon wird übergegangen zu se tenir à son mot = *se fixer à ce qu'on a dit*, surtout d'un marchand qui ne veut rien rabattre du prix, *sich an sein Wort halten*; dies bildet einen sehr leichten Uebergang zu der Bedeutung *sich bei* (etwas) *einer Kleinigkeit aufhalten, sich an eine Kleinigkeit stoſsen, s'arrêter à une bagatelle lorsqu'il s'agit de faire un marché:* il se tient à 12 francs sur un marché de mille écus, se tenir à rien, wegen der geringsten Kleinigkeiten Schwierigkeiten machen. Bis hierher ist das allmählige Uebergehen einer Bedeutung in die andere richtig gehalten. Unbegreiflicher Weise aber schlieſsen sich an die zuletzt erwähnte Wendung unmittelbar an die Beispiele il se tint une assemblée de notables, il se tint un conseil entre eux, die in ganz und gar keinem Zusammenhange mit der zu Anfang gegebenen Grundbedeutung stehen, eben so wie mit dem letzten Satze se tenir à rien. Gleich nach diesen hier ganz ungehörigen Beispielen folgen mehrere mit der Bedeutung *sich bezähmen*, sich beherrschen, sich enthalten: il ne saurait se tenir de parler, de jouer etc., und danach wieder andere, die weder unter sich, noch mit den vorhergehenden in einem inneren Zusammenhange stehen: tenez-vous en repos; je me tiendrais heureux de pouvoir le servir; dès qu'il apprit cela il se tint perdu; je me le tiens pour dit etc.

2) *être, demeurer dans un cert. lieu, bleiben*; tenez-vous auprès de moi, il se tient au vent et au soleil, er scheut Wind und Sonne nicht (besser er scheut weder Wind noch Wetter).

3) *être, demeurer dans une cert. situation, dans un cert. état*; se tenir à ne rien faire, müſsig gehen; se tenir caché, se tenir bien, mal etc. Hierher konn-

Digitized by Google

ten mehrere der unter no. 1. unpassenden Beispiele gezogen werden.

In der Weise wie das Verbum *tenir* sind die meisten umfangreichen Artikel behandelt worden. Es würde zu weit führen, noch andere hier eben so zu beleuchten, auch würden dadurch keine andere Resultate gewonnen werden. Hinzuzufügen ist nur noch, dafs die Uebersichtlichkeit durch typographische Absätze nicht überall gleichmäfsig festgehalten ist, was namentlich für den deutsch-französischen Theil gilt, so weit er schon erschienen. Hier ist z. B. in dem Artikel *Gehen*, der etwa sieben Spalten umfafst, nicht ein einziger Absatz gemacht, obwohl durch vier römische und zehn arabische Ziffern Unterabtheilungen genug hervorgerufen sind. Die geringe Raumersparnifs sollte bei einem im Uebrigen so würdig und schön ausgestatteten Werke nicht in Anschlag kommen, zumal wenn durch schnelle Uebersichtlichkeit das Buch so sehr viel an Brauchbarkeit gewinnt. — Für einzelne Artikel ist noch zu bemerken, dafs in *préoccupé* die Bedeutung *zerstreut* nicht hervorgehoben ist, dafs für den *Bolzen* der Armbrust auch *carreau* gesagt wird, dafs bei *mercredi saint* nicht *Aschermittwoch* steht, dafs bei diesem Worte im deutschen Theile nur *mercredi des cendres* sich findet; dafs *brigadier* nicht blofs durch Brigadier übersetzt werden durfte, da es sowohl den (Brigade-) *General* als auch den *Corporal* (bei der Cavallerie) bezeichnen kann.

Ein anderer Punkt, den wir als wesentlich für ein allgemeines Wörterbuch aufstellten, war die Angabe der *Constructionen*. Bei der eben gegebenen Beleuchtung des Artikels tenir hat der Leser schon ein Bild davon bekommen, wie der Hr. Verf. sich dieser Forderung gegenüber gestellt hat. Die bei einem Worte möglichen verschiedenen Constructionen werden erwähnt, wenn gerade eine bestimmte Bedeutung des Wortes die eine oder die andere verlangt. Dies ist das gewöhnliche Verfahren älterer und neuerer Lexicographen. Man überzeugt sich aber bald, dafs man bei diesem Verfahren wiederum gar zu leicht dem Zufalle in die Hand gegeben ist, und dafs die Uebersichtlichkeit auch hierdurch gehemmt wird. Zweckmäfsiger erscheint es daher, zu Anfang eines Artikels sämmtliche mögliche Constructionen des fraglichen Wortes wohl geordnet zusammenzustellen und dabei durch Zahlen oder andere Zeichen auf die entsprechenden Bedeutungen zu verweisen. Namentlich mufs, was in den meisten Wö terbüchern vernachläfsigt ist, angegeben werden, ob ein Verbum mit dem blofsen Inf., oder mit Präp. co struirt wird, ob mit Conjunctiv oder Indic. u. dgl.

Die *Synonyma*, die in einem allgemeinen Wö buche ebenfalls behandelt werden müssen, hat d Hr. Peschier berücksichtigt. Zunächst ist dabe bemerken, dafs wie bei den Definitionen zu ihren sprechung die ungeeignete Sprache gewählt worde französische für die französischen, die deutsche fü deutschen. Sodann ist zu erwähnen, dafs die Sy mik nicht überall durchgeführt ist. Es sind m synonyme Ausdrücke gar nicht behandelt worde destiner und déterminer, an und année, jour und j u. A.; bei apprendre und informer hätte auf in verwiesen werden sollen, bei défaut auf faute; mufste bei présent besprochen werden. — Die sische Synomymik liegt überhaupt noch sehr im es ist daher auch zu erwarten, dafs sie erst in eigenen Werke gründlich und ausführlich be sein mufs, ehe über sie Genügendes in einem a nen Wörterbuche beigebracht werden kann. eine mehr gleichmäfsige Berücksichtigung hät auch jetzt schon eintreten können.

Es bleibt noch übrig, von der *äufseren An* zu sprechen. Im französisch-deutschen Theil rein alphabetische Ordnung durchgeführt; Ver gen durch Versehen des Setzers, die so leich artigen Werken sich einschleichen, sind dem dem bisherigen Gebrauche des Buches noch n gekommen. In dem deutsch-französischen T zwar auch alphabetische Ordnung festgehalte erscheint dieser Theil gegen den ersten da der zurückgesetzt, dafs nicht für jedes Wort ein eigener Artikel gestattet, sonder Zusammensetzungen mit Präpositionen oder alle Composita unter einen Artikel gedrängt Diese Artikel werden dann aber jedes Mal chen, wenn ein aus mehreren Wörtern be Compositum oder ein zur Composition nicht Wort im Alphabet erscheint. So z. B. beg Zusammensetzungen des Wortes *Fort* mit *For* gehen in demselben Artikel bis *Fortdursten* unterbrochen durch *Forte*, gehen weiter von bis *Fortentwickeln*, werden unterbrochen dur *piano*, gehen weiter von *Forterben* bis *Fortg*

Digitized by Google

n unterbrochen durch *Fortgangsbewegung* u. s. w. s. w. Viel einfacher und consequenter wäre es ge-nen, dem deutschen Theile zu gönnen, was dem nzösischen gewährt worden, d. h. jedem Worte einen nen Artikel.

Dafs die geographischen, so wie die Personenna-n besonders behandelt sind in zwei Anhängen, ist n besprochen worden.

Endlich, was den *Druck* und die *Abkürzungen* be-, so sind im französischen Theile die an der Spitze rtikel stehenden Ausdrücke mit Initialen, im deut-n wenigstens mit sehr fetter Schrift gedruckt, so sie als Hauptgegenstand des Artikels sogleich ntreten. Die Definitionen sind dann parenthetisch az kleinen Charakteren daneben gesetzt; die zahl-n Beispielssätze in mittlerer Schrift gehalten; in lben Schriftgröfse ist die Aussprache angegeben. nenswerth wäre es, wenn die Uebergänge der tung in demselben Artikel nicht durch ein blofses olon, sondern durch einen Gedankenstrich ange-t wären, es würde das Aufsuchen einer bestimm-edeutung dadurch im hohen Grade erleichtert n.

ür die Abkürzungen, die durchgängig als prak-rscheinen, ist eine eigene Tabelle hinzugefügt, cher aber noch Einiges ausgelassen ist, z. B. das häufig vorkommende pt., ferner it., abs., v. r. — pier ist schön, der Druck scharf und bestimmt.

R. Holzapfel.

XLVIII.

rches expérimentales sur les propriétés et fonctions du système nerveux dans les ani-x vertébrés. Par P. Flourens, Membre Tacadémie française, Secrét. perpet. de ad. roy. des Sciences etc. Seconde Edi-, corrigée, augmentée et entièrement re-ue. Paris, 1842.; *chez J. B. Baillière. VIII.* 516 S. 8.

Beobachtung, die Untersuchung und endlich lkommne Darlegung des Lebens im Nerven-ist jedenfalls als die höchste Aufgabe der Phy-zu betrachten, und sie mufs es namentlich darum sein, weil sie zugleich eine der höchsten Auf-gaben der Psychologie in sich schliefst. — Der Satz des van Helmont, den der Verfasser obengenanntem Werke als Motto vorgesetzt hat: „Homo interior to-tus nervus" greift weiter als es auf den ersten Blick scheint; er spricht es aus: dafs das Höchste in uns, was wir als Grundidee unsers Daseins — als Seele — als Geist, den wahren Menschen im Menschen nennen dürfen, in seinem gesammten sich in der Zeit Darle-ben, wesentlich *das* bedinge und wesentlich in seinen Offenbarungen *durch das* bedingt sei, was wir das Ner-vensystem nennen. — *Aristoteles* hat dieser wichtigen Bedeutung des Nervensystems für den Psychologen daher schon bestimmt vorgesehen, wenn er in seinem Buche von der Seele eben in solcher Beziehung sagt: „Und dieserhalb nun gehört für den Naturforscher die Betrachtung über die Seele entweder überhaupt oder als so beschaffen". — Und gewifs! es hat der Psycho-logie nicht zum Vortheil gereicht, dafs sie gerade am meisten von Männern bearbeitet worden ist, welche von nichts weiter entfernt waren, als von einer ge-nauen Kenntnifs derjenigen Erscheinungen des Orga-nismus, welche unläugbar und fortwährend die Bedin-gungen enthalten, dafs eine Seele, und dafs eine höher entwickelte Seele, ein Geist, ein Leben sich zu offen-baren und fortzubilden vermag. — Hätte man in der Psychologie immer *vom Anfange* angefangen, hätte man sich Mühe gegeben, bevor man vom Unterschiede von Seele und Geist und einzelnen Richtungen des Seelenlebens zu handeln unternahm, zuerst einzig und allein verfolgt, wie nicht das Bewufste, sondern *das Unbewufste* wirklich anfängt, wie dann, wenn aus dem mikroskopischen Bläschen des ersten menschlichen Eins, das Wunder der menschlichen Organisation sich hervorbildet, nur die noch unbewufste Idee als Bilden-des, Schaffendes sich geltend macht, und wie eben durch dieses Schaffen allmählig als wesentliche Be-dingung davon, dafs dereinst in dieser Idee ein Be-wufstsein sich erschliefsen kann, ein eignes organisches System gestaltet werden mufs, welches wir mit dem Namen des Nervensystems belegen, so würde längst die ganze Psychologie eine andre Gestalt erhalten haben.

Wir nennen aber mit Recht das Nervensystem eine wesentliche Bedingung, nicht nur des Bewufst-

Digitized by Google

seins, sondern überhaupt des Offenbar-werdens der Seele innerhalb der Idee; denn *beseelte* Geschöpfe zählt unsre Erde nur in soweit sie ein Nervensystem enthalten. Was ohne Nervensystem ist, kann *belebt* sein wie Pflanzen und Protorganismen, aber es ist ohne Seele. — Schon hierdurch werden wir nun auf das Deutlichste darauf hingewiesen, wie genau verbunden Seelen- und Nerven-Leben betrachtet werden müssen, und es kann keine irgend bedeutende Entdeckung und Auffindung in der Physiologie des Nervensystems gemacht werden, ohne dafs nicht dadurch auch die Lehre vom Seelenleben in irgend einer Beziehung wahrhaft gefördert würde. — Ich brauche nur daran zu erinnern, wie wichtig die durch mikroskopische Anatomie aufgefundnen Unterschiede der elementaren Bläschen- oder Belegungsmasse, und der Masse der sogenannten primitiven Nerven- und Hirnfaser, für die Geschichte des Vorstellungslebens geworden sind. Wir wissen z. B., dafs das Bewufstsein nur daher und in so fern neue Vorstellungen erlangen kann, als die centripetale Leitung der Innervationsströmung von den Sinnesorganen nach dem Hirn ungestört ist. Wir wissen aber eben so, dafs in der bleibenden Innervationsspannung jener elementaren Bläschenmasse des Hirns etwas sein mufs, was auch das Bleiben der Vorstellung in der Seele erhält; denn die Seele des Menschen erhält z. B. genau von dem Moment an, dafs die Primitivfasern der Sehnerven zerstört werden, keine *neuen* Gesichtsvorstellungen mehr, obwohl die vorhandnen Vorstellungen um so länger vorhanden bleiben, je weniger rasch die Umbildung jener elementaren Bläschen-Masse erfolgt. Durch dergleichen Untersuchungen sehen wir uns dann berechtigt, den Primitivfasern und der Ur-bläschen-Masse des Nervensystems allerdings wesentlich verschiedne Bedeutungen in psychischer Beziehung zuzuschreiben und es würde jedenfalls höchst erfolgreich für die Forschungen des Verf.'s vorliegender Arbeit gewesen sein, wenn er von diesen grundwesentlichen Verschiedenheiten genauere Kenntnifs genommen hätte. — Allerdings ist aber das wichtige Apperçu über die Verschiedenheit der Bedeutung von Belegungs- und F masse im Nervensystem ein durchaus *deutsche genthum* und die Franzosen waren hierron noc so weiter entfernt, als ihnen die dahingehörigen m skopischen Untersuchungen lange Zeit ganz freud ben. Erinnert sich doch Ref., dafs bei seiner A senheit in Paris 1835 er der Erste war, der Ma und mehreren andern bei ihm versammelten Ph logen die Primitivfaser des Hirns und Rücken unter einem guten Mikroskop von Chevalier vorzeig

Es ist nun aber gerade der Zweck des Flourens, in diesem wirklich sehr sorgsam gea ten und auf einer grofsen Menge von angestellte suchen beruhenden Buche, über die psychische tung der einzelnen Theile des Gehirns hellere blofs auf Hypothesen beruhende Kenntnisse breiten, und freilich müfste hierzu eigentlich du vorausgesetzt werden, dafs die Bedeutung und d schiedne Verhältnifs der Elementargebilde, a chen alle diese einzelnen Theile gebildet sin hierbei genau bekannt gewesen wären, wenn sultate, die aus diesen Versuchen gezogen wahrhaft wissenschaftlichen Werth haben soll Sind nämlich die Primitivfasern blofs zur *Leit* Innervationsströmung bestimmt, während die tion selbst nur an der Bläschen- oder Belegung (welche ursprünglich die allgemeine des Nerven überhaupt ist) entsteht und bleibend haftet, es nicht ein und dasselbe Resultat geben, w einen Hirntheil zerstöre oder hinwegnehme i Geschöpf, in welchem dieser Hirntheil viel, einem, wo er wenig Fasersubstanz enthält. chen Verschiedenheiten kommen aber hier mannigfaltigste zum Vorschein. Die Hemisph Vögel z. B., an denen Flourens so viel Vers macht hat, haben sehr wenig, oder doch weifsen Markbündeln verdichtete Fasersubstan rend in den Säugethieren höherer Ordnungen sersubstanz hier sehr vorherrscht. Ein ähnli terschied entsteht auch zwischen ganz jun alten Säugethieren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

erches expérimentales sur les propriétés et fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. *Par P. Flourens.*

(Fortsetzung.)

s ist nun aber nicht zu verkennen, dafs die ubstanz, welche dem Hirn selbst eigen ist, nicht blofs und allein Fortsetzung der in und Rückenmark ein- und austretenden Fa- t, sicher die Bedeutung hat, die verschiednen ngen ursprünglicher Bläschen- oder Belegungs- unter sich in Rapport zu setzen und dadurch keit des Vorstellungslebens zu repräsentiren. — doch jedenfalls die geeignetste Weise sich nafsen einen Begriff davon zu bilden, wie das ungsleben der zum Bewufstsein gekommenen n der durch Innervation belebten Hirnmasse wenn wir bedenken, wie z. B. an die graulich st halbflüfsige Substanz der Netzhaut alle pfindung des Gesichts gebunden ist, und eben weichen Ausbreitungen andrer Sinnesnerven dung jener Sinnesarten. Eben darum kön- nicht in Abrede stehen, dafs die uns bleiben- ellungen der Seele mit gewissen Lagerungen iven Bläschenmasse des Hirns genau verbun- oder vielmehr, dafs es gewisse Spannungen vation dieser Massen selbst *sind*, welche als ellungen im Bewufstsein sich spiegeln; gehen n darum mit gewissen Verletzungen oder en dieser Substanz zuweilen ganze Reihen ellungen verloren. Damit aber eine Erhebung rstellungen zur Einheit des Bewufstseins erde, ist die möglichst vielfältige Verbindung hung derselben unter sich unerläfslich, und lt sich dann organisch dar, in der während des Reifens des Hirnbaues immer mehr sich entwickelnden tausendfältigen Faserverbindung aller Hirntheile untereinander. Je vollkommner also diese Leitung sich ausbildet, desto mehr mufs nothwendig alles Localisiren gewisser besondrer Strahlen des Seelenlebens aufhören, wenn es auch ursprünglich in einem gewissen Grade allerdings gegeben war, und man kann schwerlich die Absurdität der Hypothese von *Gall*, nach welcher gerade in dem ausgebildetsten Hirn (im menschlichen) eine besondre Localisirung sogar gewisser einzelner Vermögen, Talente u. s. w. auf bestimmte Puncte der Hirnoberfläche beschränkt vorkommen sollte, mehr und deutlicher einsehen, als wenn man die im Hirn entwickelten hundert und tausendfältigen Leitungen beachten will, welche hier eben so die höchste organische Einheit des ganzen Hirnbaues darstellen, wie diese Einheit in seelischer Beziehung durch das eine Selbstbewufstsein des Geistes gegeben wird. —

Anders stellt sich dagegen die Frage, wenn wir auf gewisse ursprüngliche gröfsere Abtheilungen der Hirnmasse blicken und sie in einem Zeitpuncte oder bei Geschöpfen untersuchen, wo sie in Wahrheit noch blofs aus primitiven Bläschengebilden ohne alle Leitungsfasern bestehen, oder doch nur erst in geringem Grade durch Leitungsfasern unter sich und in sich vereinigt erscheinen. Hier können wir schon defshalb eine verschiedne psychische Bedeutung nicht verkennen, weil überall verschieden gelagerte, verschieden gebildete, mit verschiedenen sonstigen Theilen des Organismus in Verbindung gesetzte Bildungen immer und nothwendig auch auf eine besondre Bedeutung derselben schliefsen lassen. Hier ist es daher, wo theils die Beobachtung der Entwicklung dieser Theile in der Thierreihe, theils die Beobachtung ursprünglicher Mifs-

Digitized by Google

bildungen derselben, theils die Verfolgung ihrer Krankheiten und wo endlich auch das physiologische Experiment wichtige Aufschlüsse über die psychische Bedeutung der einzelnen Massen herbeiführen können. — Für Jeden nun, der sich auf diesen Standpunct zu stellen vermag und nach diesem Maafsstabe die Versuche, die auch Hr. Flourens hier beschreibt, verfolgen und vergleichen will, wird das Buch des Interessanten mancherlei enthalten, und gerade in dieser Hinsicht nehmen wir uns daher vor, nicht nur es unsern Lesern überhaupt etwas näher bekannt zu machen, sondern auch, indem wir diese Einleitung vorhergehen liefsen, die Ausbeute, welche der Wissenschaft daraus hervorgehen kann, bestimmter zu bezeichnen.

Die Grundansicht und Grundfrage, von welcher der Verf. ausgeht, charakterisirt sich in folgenden Worten der Vorrede: „Le système nerveux se partage, d'abord en trois parties principales: les nerfs, la moelle épinière et le cerveau. Le cerveau se subdivise, ensuite, en hémisphères cérébraux, cervelet, tubercules bijumeaux ou quadrijumeaux, et moelle allongée. La structure de ces divers parties est visiblement distincte: leurs fonctions le seraient — elles aussi"?

Hier ist nun zuvörderst die Eintheilung des gesammten Nervensystems unangemessen, entweder zu viel oder zu wenig umfassend: — denn sollte auf die äufsere Gestaltung des Nervensystems Rücksicht genommen werden, so hätten mindestens die Ganglien (als eben so viel kleine im Körper verbreitete Hirnknoten) berücksichtigt werden müssen, und sollten die mikroskopischen Elementargebilde über die Eintheilung des Nervensystems entscheiden, so wäre nur die Unterscheidung zwischen Leitungsfasern und Belegungsmasse oder elementaren Bläschengebilden erforderlich gewesen. — Eben so hält die Eintheilung des Hirns keine Kritik aus. Richtig ist zwar aufgefafst, dafs das Hirn an sich wesentlich in *drei* Abtheilungen zerfalle und dafs es falsch sei, blofs zwischen grofsem und kleinem Hirn zu unterscheiden, allein absolut und falsch ist es, das verlängerte Mark als einen vierten Hirntheil aufzuführen, denn diese Eintheilung stammt aus den Zeiten der, allerdings noch nicht ganz verscheuchten, rohesten descriptiven Anatomie, wo man nach aufgesägtem Schädel das Gehirn herausnahm, das Rückenmark am sogenannten foramen magnum durchschneidend, und, weil alsdan ein Stück Rückenmark mit am Hirn blieb, dies eb so am Hirn mit beschrieb, wie man etwa Aqu ducten und Balken, Harfen und Trichter im Hirn finden und zu beschreiben wufste. — Dergleichen stellungen sind keineswegs blofs auf Worte geric sondern sie gehen auf die Grundansicht des Ve sers, und wir müssen es nochmals aussprechen, nur, so lange dem Experimentator ein scharfes gemäfses Bild vom Wesen der Theile und ihrem hältnifs vorschwebt, er seine Versuche ganz so wird, wie sie geleitet werden müssen, wenn sie ihren wahren Ertrag für die Wissenschaft die und den Schmerz rechtfertigen können, welch über ein lebendes fühlendes Geschöpf verhäng Es ist nun aber allerdings und in Wahrhe höchst wichtige Aufgabe, genau, und zwar auch das physiologische Experiment zu ermitteln, *inwiefern jegliche einzelne unter den drei w lichen Abtheilungen des Gehirns: Vorhirn* sphären), *Mittelhirn* (tubercules bijumeaux o jumeaux) und *Nachhirn* (Cervelet) *wirklich logisch und psychologisch verschiedne Bede habe?* — und eben dergleichen Fragen würde fer erwogen und somit auch besser gelöst sein, wenn der Verfasser über die inneren E theile und die äufsere elementare Theilung des Hirns im Allgemeinen mehr im Klaren wäre. — Wir unternehmen es gegenwärtig zen Ueberblick des Werkes zu geben, und dabei vorzüglich das herauszuheben und zu machen, was über jene Frage nach Bede drei Hirnmassen bestimmtern Aufschlufs vermag; denn die Beantwortung dieser Frag blofs an und für sich wichtig, sondern sie i in Bezug auf Ermittelung der verschiednen der drei Schädelwirbel, welche unmittelbar au Hirnmassen sich beziehen, und sie ist es fol für eine wahrhafte und wissenschaftliche Cr

Das ganze Buch in seiner jetzigen Ge dem es in der ersten Ausgabe von 1824 nur sammenstellung mehrer in der Akademie einzelnen Vorträge darstellte) zerfällt in 3 mit einer Vorrede, deren Zweck es ist, e sicht des Inhaltes und Zusammenhanges a

Digitized by Google

Capitel zu geben. Immer noch macht sich allerdings dabei fühlbar, dafs nicht aus einem Gusse und nach einer leitenden Idee geordnet (wozu eben vor allen Dingen eine streng philosophische Auffassung des Verhältnisses von Idee und Organ, und die genaue Kenntnifs des Unterschiedes zwischen den beiden elementaren Substanzen des Nervensystems gehören würde) das Ganze entstanden, sondern dafs es aus einzelnen Abhandlungen zusammengefügt wurde, und es erschwert dem selbst einigermafsen, durch häufige Wiederholung, die Lectüre desselben. Nichtsdestoweniger gewinnen indefs aus diesen Untersuchungen einige Resultate vor, die einen bleibenden Werth für die Wissenschaft haben müssen und die wir bestimmter herauszuheben denken, nachdem der Inhalt der einzelnen Capitel bemerklich gemacht worden ist: — Chap. I. Détermination des propriétés du système nerveux. Hier, wo im Einzelnen bestimmt werden sollte, was eigentlich die Bedeutung des Nervensystems sei, hat uns schon im Eingange der Ausdruck gestört: „le système nerveux est tout à la fois l'origine des sensations et *l'origine des mouvements*". Wäre nämlich das wirklich richtig, so müfste es eben so wenig Bewegungen im Organismus geben als Sensationen ohne ein Nervensystem, welches bekanntlich nicht der Fall ist, nicht nur die Bewegungen der Pflanzen, sondern Bewegungen unsres Organismus selbst — nach *alle* Flimmerbewegungen vom Nervensystem unabhängig sind. Dafs in vielen Fällen und an vielen Orten *Bewegung* vom Nervensystem aus *hervorgerufen* wird, ist nur *eine* der vielfältigen Aeufserungen dessen, was man im Allgemeinen *die centrifugale Strömung* der Innervation nennen mufs, eine Strömung welche hier als Anregung zu Muskelzusammenziehungen, dort als Förderung der Säfteströmung, wieder wärts als Förderung der Verdauung, oder Electricitätsstrahlung sich erkennen läfst. — Es ist leicht zu verstehen, dafs jede solche Unklarheit in grundwesentlichen Ansichten auch späterhin zu manchen Mifsverständnissen führen mufs, die wir hier nicht alle einzeln berühren können, wenn nicht ein Buch über ein Buch geschrieben werden sollte, aber wir wollten doch bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen, um zu rechtfertigen, wenn wir manches schneller übergehen. Die sehr verbreitete grundfalsche Ansicht, nur sensible und motorische Nerven unterscheiden zu wollen, hat im Obigen jedenfalls den Verfasser verleitet. — Fassen wir übrigens kurz zusammen, was aus den im 1. und 2. Capitel (Détermination du rôle que jouent les diverses parties du système nerveux dans les mouvements de locomotion) mitgetheilten Experimenten entschieden hervorgeht, so ist dahin zuerst zu zählen: „il y a trois propriétés essentiellement diverses dans le système nerveux, l'une de *percevoir* et de *vouloir*, l'autre de *sentir*, l'autre de *mouvoir*". Nur ist auch hier die Zusammenfassung anders zu stellen, denn *Wahrnehmen* ist nicht mit *Wollen* eins, und dafs das Nervensystem nicht selbst bewegt, ist auch klar, nur die Anregung, also das Wollen der Bewegung, gehört ihm an, und so bleiben immer Wahrnehmen oder *Erkennen*, Empfinden oder *Gefühl*, und *Wollen* und Anregung zur Bewegung, als die drei Grundeigenschaften des Nervensystems übrig. — Eine andre hier sich ergebende wichtige Thatsache, die auch der Verf. mit Recht als bezeichnend für alle andre Bestimmungen in dieser Arbeit ansieht, ist: „Une indépendance complète sépare les fonctions des lobes cérébraux de celle du cervelet; d'une part, l'intelligence réside exclusivement dans les lobes cérébraux; et, d'autre part, le principe qui coordonne les mouvements de locomotion réside exclusivement dans le cervelet." — Bei diesem allerdings sehr wichtigen und durch die Experimente des Verf.'s hinreichend bestätigten Satze ist nur *eins* übersehen: nämlich dafs dieses Localisiren nur so lange gültig ist, bis durch kräftigere Entwicklung der die Synthese des Hirns ganz herstellenden innern Faserverbindungen die höhere *Einheit* des centralen Organs alles Nervenlebens erreicht ist. Darum kann man allerdings bei einer Taube (wo die Fasersubstanz von Vor- und Nachhirn schwach entwickelt ist, eben so wie in jungen Säugethieren oder menschlichen Embryonen) die Hemisphären wegnehmen und die Intelligenz ist zerstört, oder umgekehrt das Nachhirn wegnehmen und die geordneten willkührlichen Bewegungen werden unmöglich, aber *keineswegs* gelingt dasselbe im ältern Säugethiere, oder bestätigt sich *vollständig* bei zufälligen Verletzungen des reifen menschlichen Hirns. — Gewifs! hier liegt ein wesentlicher Mangel der Arbeit von Hrn. Flourens; denn wäre es freilich gleich, ob ich an dem faser-armen Ge-

Digitized by Google

hirn des jungen Vogels oder neugebornen Säugethiers Experimente mache oder am faser-reichen Hirn des erwachsenen Säugethiers, und könnte ich von den erstern nur geradezu auf den Menschen schliefsen, so wäre es freilich leichter, die Physiologie des Gehirns ins Reine zu bringen als *so*. — Das 3. Cap. bringt in seinen Resultaten besonders noch zur Anschauung, dafs verletzte Gehirntheile, wenn sie wieder heilen und sich ersetzen, auch ihre durch die Verletzung anfangs zerstörten Functionen allmählig wieder erhalten. Das 4. Capitel handelt von den Kreuzungen der Wirkung der Verletzungen und zeigt, dafs Vorhirn, Mittelhirn und Nachhirn ihre Wirkungen kreuzen, während das Rückenmark Folgen der Verletzung derselben Körperseite mittheilt. — Das 5. 6. 7. Capitel erläutern durch Versuche die besondern Functionen der drei Hirnmassen noch mehr im Einzelnen, wobei wir jedoch gestehen müssen, dafs die Betrachtungen über das Mittelhirn uns am Unvollständigsten erscheinen, weil sie fast immer aus Versuchen an Vögeln hervorgegangen sind, bei denen die Fortsetzung der Sehnervenfasern so ganz diese Hirnmasse umhüllt, dafs bei absichtlichen Verletzungen derselben die ersten Folgen des Experiments immer wesentlich als Störungen des Gesichtssinnes hervortreten, während dabei die grofse Bedeutung dieser Hirnmasse für die Gefühlswelt des Thieres gänzlich unbeachtet oder doch verdeckt bleiben mufs. Das 8. Capitel enthält merkwürdige Experimente über Hirnverletzungen, welche zeigen 1) dafs die Verletzungen der drei Hirnmassen, wenn sie nicht zu stark sind, heilen und vollkommene Herstellung der Functionen gewähren; 2) dafs eine ziemlich kleine aber bestimmte Masse eines Hirntheils hinreicht die Function des Ganzen zu üben; 3) dafs allerdings jede der drei Hirnabtheilungen ihre bestimmten und eigenthümlichen Functionen hat, welche getrennt von der andern zerstört und wieder hergestellt werden können. Das 9. Capitel betrachtet insbesondre die Vernarbungen des Hirns. Das 10. 11. Capitel wenden sich nun zu Untersuchungen über die sogenannten conservativen Functionen, namentlich über Athmung, und suche nachzuweisen, dafs eine umschriebene Stelle im re längerten Marke es sei, welche als Lebenspunct d Nervensystems und Hebel der Athmungsbewegung zu betrachten wäre. Hier tritt der Verfasser in Region, wo er sich mit M. Hall's Untersuchungen sogenannte Reflexbewegungen begegnet und wo in den Grundbegriffen sehr viel zu berichtigen Wir können übrigens hier nicht tiefer eingehen, eine eigne Abhandlung zu schreiben. — Das 12 pitel handelt von der Einheit des Nervensystems 13. von dem Einflusse des Nervensystems auf lation; das 14. weist Empfindlichkeit im Sympa namentlich in seinem Ganglion semilunare nac 15. beschäftigt sich mit den Gesetzen der wirkung; das 16. wendet die Resultate jener mente auf die Pathologie an und namentlich Kopfverletzungen durch Gegenstofs; das 17. von Wiedervereinigung getrennter Nerventhe 18. betrachtet die Ergiefsungen im Hirn, na nach Verletzungen; das 19. verbreitet sich Wucherungen der Hirnsubstanz. Der Verfa nämlich immer, wenn er am Umfange des gendwo den Knochen weggenommen hatte, b leben des Thieres die Hirnmasse dort sich und Wucherungen bilden, welches viel Mer darbietet. Das 20. handelt von der Trepan 21. werden die Hirnbewegungen betrachtet Flimmerbewegungen in den Hirnhöhlen war fasser nichts bekannt). Im 22. ist das Sch überhaupt die Bewegung der Arterien der Orte etwas fremdartige Gegenstand der Un Das 23. und 24. Capitel handelt von der und Wirkung mehrerer Substanzen — dire direct auf das Gehirn. — Merkwürdig i Factum, dafs bei den meisten Vögeln, Verfasser durch kleine Gaben Alkohol b macht und also der geordneten Beweg hatte, sich an der Basis des kleinen Hir da, eine kleine Blutergiefsung fand.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

erches expérimentales sur les propriétés et fonctions du système nerveux dans les ani- ux vertébrés. **Par P. Flourens.**

(Schlufs.)

s 25. Capitel erklärt es, warum Amphibien thauptung oder Hirnzerstörung oft lange über- Das 26. sucht die Bedeutung der so man- en Abtheilungen des Fischgehirns zu bestim- Das 27. handelt von der verschiedenen Be- der einzelnen Nerven der Gehörorgane. r Ansicht des Verfassers soll nur in dem der Schnecke der eigentliche Hörsinn gegrün- der Nerv der halbkreisförmigen Kanäle aber Weise die Bewegungen influenziren. Der fand nämlich, dafs der horizontale Kanal, hschnitten, ein Drehen des Thiers um sich r senkrechte hintere Kanal, wenn durch- ein Rückwärtsstürzen, und der durchschnit- re senkrechte Kanal ein Vorwärtsstürzen — Auch hier wäre viel zu sondern und gen über Ursache und Wirkung u. s. w. — r jetzt nicht eingehen können. Jedenfalls sen Experimenten eine sehr merkwürdige zu den Bewegungen des gesammten Kör- r und documentirt um so mehr den Hör- rfeinerten, vergeistigten Sinn der Bewe- Der nähern Erörterung dieser Verhältnisse isförmigen Kanäle sind auch die Kapitel 31. gewidmet.

2. und letzte giebt einen Ueberblick der welche Hr. Flourens bei Ausführung sei- he befolgte. Zu gedenken ist auch noch, diesen verschiednen Abhandlungen ein in- Rapport von Cuvier sich findet, welcher vorzüglich über den Inhalt der beiden ersten Capitel sich verbreitet.

Doch genug! um den Leser in den Stand zu setzen, zu begreifen, dafs in diesem ganzen Werke er nicht eine jener vergänglichen Erscheinungen des Tages vor sich habe, sondern dafs Vieles und für die Wissenschaft Wichtiges darin geboten sei. —

Zum Schlufs nur noch einige von den Sätzen, welche wir als durch die Versuche von Flourens wirklich schärfer begründet nennen dürfen, und deren nahe Beziehung auf das, was ich wissenschaftliche Cranioscopie nenne, unmittelbar ins Auge fällt. Ich zähle hierhin zuerst folgenden Satz: „Das Gehirn ist als Centralorgan des Nervensystems und Träger der seelischen Functionen dadurch bezeichnet, dafs es in seinen drei Hauptmassen nicht mehr wie andre Nervensubstanz eine besondre und unmittelbare Sensibilität gegen äufsere Eindrücke zeigt". — Ferner: „Die drei Hauptabtheilungen des Gehirns haben deutlich verschiedne physiologische Bedeutung und Function, und da wo noch nicht in höherem Grade die Synthese derselben durch starke *innere* Faserbildung hergestellt ist, kann man durch Zerstören oder schweres Verletzen jeder einzelnen Masse die ihr eigne Function aufheben, und wenn die Verletzung heilt, kehrt auch die Function zurück".

Endlich: „Es läfst sich namentlich durch dergleichen Versuche deutlich nachweisen, dafs die Hemisphären oder das Vorhirn wesentlich dem Erkennen oder der Intelligenz bestimmt sind, während das kleine Hirn oder Nachhirn entschieden das Ordnen und Beherrschen der Reactionen und namentlich der Muskelbewegungen bestimmt".

Man vergleiche hiermit, was ich in meinem Aufsatze über wissenschaftliche Cranioscopie (Müller's

Digitized by Google

Archiv 1843. 2. Heft) und in meinem Leipziger Vortrage (Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie 1844.) dargestellt und festgesetzt habe, und die weitern Anwendungen werden sich von selbst ergeben.

Carus.

XLIX.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Rudolf John. Mit den Bildnissen Friedrich's II. und Maria Theresia's. Leipzig, 1844. *gr.* 8.

Des preufsischen Hauptmanns von Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges war gleich nach ihrem Erscheinen im Jahre 1789. ein sehr beliebtes Buch geworden, sie erlebte sodann vier Auflagen, die letzte im Jahre 1838., ward nachgedruckt, in fremde Sprachen übersetzt und blieb ein vielgelesenes Volksbuch, keinesweges aber eine blofse Husarenlecture, wie sie neuere Schriftsteller wohl genannt haben. Seitdem hat nun die Geschichte des siebenjährigen Krieges vielfache Bereicherungen erhalten, ganz besonders durch den warmen Eifer und treuen Fleifs des wackern Preufs, der nicht blofs die erste Anregung zur Erneuerung des Andenkens Friedrich's II. gegeben hat, sondern auch in der Verarbeitung des ganzen gewaltigen Geschichtsstoffes fortwährend die unverdrossenste Thätigkeit bewährt. Wollte er nun gleich im zweiten Bande der Lebensgeschichte des Königs nur eine Fortsetzung seines Lebens und keine Geschichte des siebenjährigen Krieges geben, so enthält doch derselbe sehr viele wichtige Aufschlüsse und Berichtigungen früherer Angaben im Kleinen wie im Grofsen. In rein militärischer Beziehung überragte die von den Officieren des grofsen preufsischen Generalstabes (Berlin 1824) herausgegebene und aus den Archiven, namentlich aus den zehn Folianten des Gaudi'schen Tagebuches reich ausgestattete Geschichte des siebenjährigen Krieges, sowie die „Ideale der Kriegführung" des Generallieutenant von Lossau bei weitem die frühern, derartigen Bücher, namentlich Tempelhof's einst viel gerühmte Geschichte. Denn obschon dieser Officier ein ausgezeichneter Mathematiker war und viel Scharfsinn besafs, so fehlte es ihm doch an guten Quellen und an Berichten von Ohren- oder gen, da er selbst erst kurz nach dem Hub Frieden Officier geworden war und sein zwanzig Jahre nach dem siebenjährigen Krieg Als Vertreter einer dritten Ansicht mufs genannt werden. Sein Hauptzweck war sov kleinen, aber gewichtvollen Schrift über den rigen Krieg (Berlin 1834.) als in den zw der trefflichen „Forschungen und Erläuter Hauptpuncte des siebenjährigen Krieges" 1842.) aus archivalischen Quellen, die bish kannte oder unbeachtet gelassene weltge Bedeutung jenes Krieges zu erläutern und Ansicht derjenigen gegenüberzustellen, in de in Zurückführung auf persönliche Momen ten suchte.

Nach so glänzenden Vorarbeiten konn wünschenswerth erscheinen, ein zweites Vol den siebenjährigen Krieg zu besitzen, das welchen Archenholz durch persönliche Ansc lebendige Einwirkung der Thaten Friedri Buche gegeben hatte, durch fleifsiges Studi liche Gesinnung zu ersetzen erstrebte u Wege, den Preufs in seinem kleinern Friedrich II. (Berlin 1837.) glücklich ange mit Erfolg fortzuschreiten suchte. Ein der von C. Hildebrandt (Halberstadt 1827) is bekannt geworden. Um so mehr freuen Hrn. John's Schrift einen neuen Versuch kommnen, in dem sich guter Sinn mit richti vereinigt und der also geeignet ist, der Ru Friedrich's II. unter den verschiedensten neue Geltung zu verschaffen. Der Verf. h „ein Buch für das deutsche Volk" genannt. denn Friedrich II. gehört in Wahrheit Welt und Deutschland, als seinen Preufs es stände schlimm um Deutschland, wenn Erinnerung an jenes einzige, grofsartige den Herzen der Deutschen verschwände und sen könnten, wie die mitlebende Welt a Antriebe und mit innigster Freude an de könige gehangen hätte. Wir haben hier u auf die so wahren Worte des Verf.'s auf hinzuweisen und könnten noch manche ähn anführen.

Digitized by Google

Betrachten wir nun zuvörderst den historischen f, so finden wir (was auch gar nicht im Plane eines sbuches liegen konnte) zwar keine neue Forschun- und Benutzung ungekannter Quellen, dagegen ist s den besten und wohlgeordnetesten Werken ent- und wenn auch hier und da eine einzelne Notiz passend eingeflicht werden können, so fehlt es nirgends an der ausführlichern Schilderung. Ja, d einzelne Theile sorgfältiger und übersichtlicher delt als bei Archenholz, wohin wir namentlich eldzüge des Prinzen Heinrich in Sachsen rechnen, mit verständiger Auswahl dem Leser Ruhepuncte m, um die politischen Verhältnisse neben den rischen Ereignissen zu überschauen und festzu- Ebenfalls klarer als bei dem genannten Schrift- treten dem Leser hier die diplomatischen Be- ntgegen, in denen Friedrich II. zu seinen Geg- tand und die der Gegner untereinander, wie z. Mifshelligkeiten zwischen Soltikow und Daun, der König im Feldzuge des Jahrs 1759., wie n Stuhr'schen Mittheilungen hervorgeht, seine g in der gröfsten Noth verdankte, die Zwie- zwischen Soubise und Broglie u. a. m. Am hsten mufste freilich das Militärische bedacht Und hier müssen wir Hrn. John bezeugen, dafs gutem Tacte das Zuviel, was oft in Schlacht- bungen unverständlich wird, vermieden und ch nicht durch dürftige, kahle Beschreibun- Laien im Kriegshandwerk unter seinen Le- den Vortheil gebracht hat, sich eine an- Vorstellung von militärischen Aufstellun- lachten und Belagerungen zu machen. Als hierzu nennen wir die Schilderungen der en bei Prag, Rofsbach, Leuthen, Zorndorf, h, Torgau und Burkersdorf, der Capitula- ck's bei Maxen, des Lagers bei Bungelnitz, gerungen von Colberg, Dresden und Schweid- auch die Oertlichkeit von Herrn John gut fend angezeigt ist. Alles dies ist in einer belebten und von der Grofsartigkeit der hen Heldenthaten erwärmten Sprache, die nur da die Jugend des Verfassers verräth und ale an das Poetische streift, vorgetragen, in dieser Hinsicht also der rechte Ton für buch getroffen. Nur vor gewissen Lieblings- ausdrücken ist Hr. John zu warnen, wie z. B. die Wendung, „im Schach halten" uns sechsmal vorgekommen ist.

Auch das verdient Anerkennung, dafs der Verfasser die Gegner Friedrichs mit Achtung und Lob behandelt und sich nicht in Napoleonischer Manier in Herabsetzung alles dessen gefallen hat, was seinem Helden feindlich entgegenstand. So wird Daun's Feldherrn-Talent gebührend geehrt, der Scharfsinn, und die ausgezeichneten Gaben Loudon's (in einem Volksbuche war die Angabe der Aussprache „Laudon oder Laudohn" nicht überflüfsig) überall belobt, und der Tapferkeit der Oesterreicher häufig auf das Rühmlichste gedacht. Eben so ist die Ungerechtigkeit des Königs Friedrich II. gegen den Herzog von Bevern nicht beschönigt, die in Sachsen, Meklenburg und andern Ländern preufsischer Seits erhobenen harten Kriegssteuern aber sind als eine Sache der dringendsten Nothwendigkeit dargestellt. Wenn nun auch der klägliche Zustand der Reichstruppen nicht konnte geläugnet werden, wie auf S. 18 und 59, so ergreift doch Herr John gern jede Gelegenheit, um die Abneigung der Pfälzer, Würtemberger, Westphalen und sogar der Katholiken am Niederrhein und in Süddeutschland gegen den Krieg mit Friedrich II. namhaft zu machen, wozu die angeführten Stuhr'schen Forschungen die besten Belege liefern.

Da nun ein Volksbuch auch geschrieben wird, um einzelne Züge und hervortretende Erscheinungen in Wort und That dem Gedächtnifs zu überliefern, so hätte Herr John solche Gegenstände, an denen die Geschichte des siebenjährigen Krieges so reich ist, in noch gröfserer Anzahl aufnehmen können. Auch hierin wäre ihm Preufs der beste Führer gewesen. Wir haben daher mehrere der bedeutendsten Aussprüche des Königs und Stellen aus seinen Briefen vermifst, auch einzelne Namen, wie den des treuen Reitknechts Trautschke, der seinem Herrn dem General Fouquet bei Landshut das Leben rettete, oder den der hochgesinnten Frau von Treskow bei Neifse; besonders auffallend war es, dafs bei Colberg's Vertheidigung der Name Nettelbeck nicht einmal genannt worden ist und dafs in der Schlacht bei Torgau der des Obristlieutenants Lafswitz fehlt, von dem Friedrich II. selbst sagte (Oeuvr. posth. T. IV. p. 169,

Digitized by Google

vgl. Preufs Biographie II. 267), er habe damals den Staat gerettet. Endlich war auch nach dem Vorgange Archenholz'ens die Anwesenheit der Russen und Oesterreicher in Berlin und die Beschreibung der englischen Hülfstruppen nach ihrer Landung im Jahre 1758 mit noch lebendigeren Farben auszumalen, wie es Hr. John unter andern bei seiner Darstellung der Schlachten bei Rofsbach und Torgau mit Glück gethan hat.

Die Namen der Städte, Ortschaften und Personen sind, soviel uns bekannt ist, mit wenigen Ausnahmen richtig geschrieben, was bei einem Volksbuche ganz und gar nicht unwichtig ist. Jedoch bezweifeln wir, dafs es im Jahre 1757 in der preufsischen Armee ein Grenadierregiment von Wrede (S. 23) gegeben hat, da die Grenadiere nur in Bataillonen formirt waren und der Name Wrede wohl mit Ruhm in der bayrischen, aber nicht in der preufsischen Kriegsgeschichte genannt wird. Ueberhaupt finden wir die Thatsache unsicher; denn dieser ehrenhafte soldatische Ruf „Ehre genug, ihr Brüder, an uns ist die Reihe zu sterben" ist nach glaubwürdigem Zeugnifs (Preufs a. a. O. S. 52) in der Schlacht bei Kollin vernommen, nicht aber in der Blutarbeit der Schlacht bei Prag. Die Besitznahme der sächsischen Archive in Dresden durch Friedrichs II. Abgeordnete am 10. September 1756. ist von Herrn John (S. 9) zwar nicht in der frühern, ganz unhistorischen Weise, aber doch nicht ganz richtig dargestellt werden, indem ihm die ausführliche Nachricht hierüber von Preufs (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1841. Nr. 60.) unbekannt geblieben war. Aus diesem, auch an andern Aufschlüssen ergiebigem Aufsatze ergiebt sich zur Gnüge, dafs die Festigkeit, welche General von Wylich und Major von Wangenheim zur Ausführung der Befehle ihres Königs zeigten, die Königin v Polen endlich bewog sich in das Unvermeidliche ergeben und die Archiv-Schlüssel auszuliefern. D übrigens der mit der Oberleitung des Ganzen be tragte Feldmarschall Keith auch die gewaltsame R führung der Königin, wenn es nöthig geworden, b befehlen müssen, ergiebt sich aus Varnhagen Ense's Biographie desselben (S. 117 f.). Woher John auf S. 113 die Notiz hat, dafs Keith in Schlacht bei Hochkirch „im Innern der Kirche, einer hölzernen Bank" gestorben sei, ist uns kannt: die wahre Erzählung dieses Todes st Varnhagen von Ense's eben angeführter Schri 253 f.). Dagegen hat der Verfasser auf S. 11 richtig der Beschenkung Daun's mit einem gew Degen und Hute gedacht. Denn durch die u der glaubwürdigsten Quelle mitgetheilte Erklär Grafen Daun in Wien, des letzten Erben die mens, ist hinlänglich erwiesen, dafs der Gr desselben jene Geschenke empfangen hat, die her von der Kaiserin Maria Theresia der für eine sehr grofse Summe abgekauft worde Hierdurch hören alle Zweifel über diese T che auf.

Die Bildnisse Friedrich's II. und der Kais ria Theresia dienen zur Zierde des wohlgesc Buches. Wir hätten zur Veranschaulichung zen gern auf einem dritten Blatte noch Ab preufsischer und österreichischer Soldaten aus benjährigen Kriege vereinigt gesehen, wozu an andern Vorbildern gefehlt haben sollte) che Werk des Hrn. Kugler und Menzel auf d mäfsigste benutzt werden konnte.

K. G. Ja

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

L.

'ektonik der Hellenen. Von Karl Bötticher. ster Band. Einleitung und Dorika. Pots- n, 1844. Verlag von Ferd. Riegel. XXIII., u. 104 S. 4. mit 21 Kupfertafeln in Fol.

er Verfasser des vorliegenden, mit begeisterten n der Weihe dem Andenken *Schinkels* und *Otfried* gewidmeten Schrift, spricht im Eingange des rts selbst das Bewufstsein aus, ein bisher noch ichtes Unternehmen begonnen zu haben, das , das Wesen der gesammten griechischen ik zur Anschauung und Theorie zu bringen d somit eine Disciplin ihrer Principien zu grün- Und in sofern das Gebiet der Tektonik noch eine so umfassende und auf begriffsmäfsiger ung begründete Behandlung erfahren hat, ge- em Verf. allerdings das Verdienst eine für die ten Kunstwissenschaften wichtige — und wir wohl sagen — Principienfrage angeregt und zu Zeit mit grofser Umsicht durchgeführt zu ha- gerade dadurch, dafs sie eine bis in die klein- m Laien nur zu oft entgehenden Einzelheiten ngene Kenntnifs der überlieferten Monumente gfältiger Behandlung der literarischen Quellen t, dem Architekten wie dem Kunstgelehrten nstfreunde gleich erwünscht sein mufs. Ja, urch die bewufste und konsequent verfolgte ein gedankenmäfsiges Princip in den mannig- Gebilden der vorliegenden Sphäre nachzuwei- n Begriffe selbst ein neues Gebiet gewonnen das der architektonischen Formen, in denen er meistens nur die Macht des Zufalls, hin der begriffsmäfsige Bestimmungen, noch nie Begriff als solchen als allein und durchgehend endes Princip erkannt hat.

sen Gewinn aber möge man nun nicht etwa deshalb gering achten, weil es auf diesem Felde die Wissenschaft oft mit scheinbar geringfügigen Objecten, hier vielleicht mit dem feinen Schwunge einer Linie, dort mit den zarten Verhältnissen eines vielleicht nur unscheinbaren Gliedes zu thun hat; ja, man könnte sagen, dafs in dieser Eigenthümlichkeit der Wissenschaft ein besonderer Werth liegt, wenn es auf der andren Seite gelingt, selbst in diesen Minutien, wie wohl manche wegwerfend sagen möchten, die Macht des Begriffes und seine Bedeutung als alle Einzelheiten bis in die scheinbar geringsten Zufälligkeiten durchdringend und bestimmend zu bekunden; und wenn in den Naturwissenschaften z. B. ein solches Beginnen wohl nur dem Ungebildeten inhaltslos und somit überflüfsig erscheinen würde, so möge man bedenken, dafs auch die Kunstwissenschaften es in gewissem Sinne mit einer Natur, d. h. mit einer Welt von Erscheinungen zu thun haben, die der menschliche Geist seinem innersten Bedürfnisse, wie seinen ewigen Gesetzen gemäfs mit der Absicht in die Wirklichkeit gesetzt hat, sich seines eigensten Wesens und somit aller dasselbe bedingenden Gesetze der Vernunft auch in äufserlicher Schöpfung bewufst zu werden. — Dies zum Schutz gegen eine einseitige Auffassung des Standpunctes, auf dem sowohl das angezeigte Werk als die vorliegende Beurtheilung desselben stehen.

Was nun jenes selbst betrifft, so zerfällt dasselbe in drei sich hinlänglich von einander sondernde Theile, deren erster in einer allgemeinen Einleitung besteht, deren zweiter das Wesen des Dorischen Baues ausführlich behandelt, und deren dritter endlich in mehreren Exkursen die Bezüge darzulegen sucht, in welchen das vom Dorischen Baue gesagte zu der Gesammtheit griechischer Tektonik steht.

Wir werden diese Theile einzeln durchgehen und, wie uns die ganze Erscheinung des Werks eine genugthuende ist, indem wir insbesondere für die Kunstge-

Digitized by Google

schichte einen Quell reichster Ausbeute darin gewahren, mit Freude auf das viele Vortreffliche desselben hinweisen; endlich aber mit eben so grofser Offenheit und lediglich im Interesse der Wissenschaft, unsre Meinung aussprechen, wo sie von der des Verf.'s abweicht, den wir übrigens von unsrer persönlichen Hochachtung für ihn überzeugt halten, und von dem Ref. nichts mehr wünscht, als dafs er das in der Vorrede S. XIII Gesagte auch auf ihn anwenden möchte. Denn wenn wir uns auch bewufst sind, des Gegenstandes nicht bis in seine innersten Tiefen, wie er *mächtig* zu sein, so haben wir doch zu gleicher Zeit die Ueberzeugung, mit ihm an einem gleich theuren Interesse zu arbeiten und unsre Einwendungen nicht ohne wissenschaftliche Begründung ihm entgegenzusetzen.

In der Einleitung giebt der Verf. unter der Bezeichnung: „zur Philosophie der tektonischen Form", zwei vorbereitende Abhandlungen, deren erste „das Princip der hellenischen Tektonik, den *Begriff jedes tektonischen Körpers in der Form auszusprechen*" aufstellt und im Allgemeinen begründet, deren zweite dagegen eine Uebersicht der tektonischen Symbole giebt, um an diesen die in der ersten Abhandlung ganz allgemein hingestellten Grundsätze nachzuweisen. Es entwickelt dieselbe die Ansichten des Verf.'s über die Bedeutung der einzelnen tektonischen Glieder und Theile, ihre decorative Form und deren Zusammenhang mit dem jenen innewohnenden statischen Begriffe an einer reichen und ungezwungen gesammelten Fülle von Beispielen; und da sie neben der einfachen Demonstration des Begriffes in der Form zu gleicher Zeit noch die verschiedenen Auffassungen desselben an verschiedenen gewissermafsen historisch aneinandergereihten Beispielen verfolgt, so gewinnt gerade dieser Theil eine besondere Wichtigkeit für die Geschichte der Architektur, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dafs jede spätere Untersuchung über die Entwickelung der ästhetischen Formen in der Architektur an die Resultate wird anknüpfen müssen, welche der Verf. in diesem Theile seines Werkes gewonnen hat.

Wenden wir uns jedoch noch einmal zu dem ersten Aufsatze zurück, so freuen wir uns hier einem Bestreben zu begegnen, welches die Formbildung der architektonischen Glieder, anstatt sie dem äufserlichen Zufalle oder ausschliefslich dem nicht minder zufälligen subjectiven Belieben anheim zu geben, auf eine festen allgemein gültige Basis zurückzuführen sucht. Di Allgemeine nun, dies allen den mannigfaltigen einz nen Erscheinungen gleichmäfsig zu Grunde lieg ist der *Begriff*, den der Verf. in folgender Weis das die Formen bestimmende Princip bezeichnet: „ Princip nach welchem die hellenische Tektonik Körper erbildet, ist ganz identisch mit dem Bild princip der lebendigen Natur: *Begriff, Wesenheit Function jedes Körpers durch folgerechte For erledigen und dabei diese Form in den Aeuf keiten so zu entwickeln, dafs sie die Function offenkundig verräth*". — „*Form* eines Körpers ist in der hellenischen Tektonik wie in der scha Natur: *Verkörperung* oder *plastische Darstellu nes inneren Begriffes im Raume.* Die *Form* e leiht dem baulichen Materiale die Eigenschaf Function erfüllen zu können; umgekehrt kann Form jedes Mal die Function erkannt werden" Aus dieser Auffassung ergeben sich zwei Bestan des architektonischen, so wie im Allgemeinen d tonischen Körpers: der statisch nothwendige *welcher in seiner Nacktheit schon die tektonisch tion vollkommen erledigt*, und die *decorative C ristik*, die der Verf. auch die *Ornamenthülle* d schema nennt (S. 8) und deren Zweck es Begriff, welchen jener Kern *statisch* schon *sten*, und *technisch am praktikabelsten* erledi auch *in allen Beziehungen, bis in seine klein larität, prägnant vor Augen zu stellen* (S. weitere Entwickelung besteht nun darin, dafs, Structurtheil eben nur ein Theil, ein nach zw hin fungirendes Mittelglied andrer Theile ist, Function innerhalb seiner selbst *beginnt*, und *beendet* und dafs folglich die decorati dung diese Besonderheiten des Begriffes aus hat: „sie wird, wie der Verf. S. 11 sagt, d des Structurtheiles anzeigen, seine Wesenh bestimmten Richtung hin entwickeln, und *am Ende des Maafsraumes abschliefsen*". D wendigkeit einer Vermittelung der einzelne und Glieder zu einem Ganzen ruft den Be *Junctur* hervor; diese nämlich ist ein arch sches Glied — wie der Verf. sagt, ein *Symbol* ches zwei Structurtheile verbindet, und „*wel schieden schon auf die Entwickelung und die*

Digitized by Google

t der folgenden hindeutet oder dieselbe *indicirt*, ı so den Gedanken einer organischen Verknüpfung — ctur — beider Structurtheile bewirkt" S. 12. Der begnügt sich nun nicht damit, die Entwickelung r Begriffe nachgewiesen zu haben, er geht weiand will zeigen, woher der kunstbildende Geist *Formen* zum Ausdruck jener tektonischen *Begriffe* nmen habe; und zwar betrachtet er die *Analogie* en Quell, aus dem die hellenische Kunst ihre ole gewonnen habe; er stellt dies nun zunächst weitere Begründung S. 14 u. 15 so dar: „Die einung, dafs irgend einem Körper der umgebenntur, oder einem zum Gebrauch im Leben dienenbjecte, Begriffe, Eigenschaften, Wesenheiten n, welche denen, die am Structurtheile ausgeen werden sollen, bekannter Weise analog sind, ie Tektonik auf, entlehnt das Schema dieses es, und kleidet bildnerisch schicklich den Kern ructurtheiles damit ein. Dadurch wird ein solchema, weil es eben *Analogem* entlehnt ist, ittel um verwandtes oder gleiches Wesen des rtheiles auf die deutlichste Weise darzustellen. ject ist alsdann das *Analogon*, das symboliirbild". Hier kann es nun von vorn herein ehen, dafs, da doch der *Begriff* der Structurm bildnerischen Geiste selbst gefunden und *worden* ist, dasjenige, was eben nur ein Aus s Begriffes sein soll, die *Form*, die sich hiermehr aus dem Begriff selbst erzeugen mufste, woher gesucht und entlehnt werden soll; in wir gerade diesen Gedanken in der Folge besondere Aufmerksamkeit zu widmen und en uns eines näheren Eingehens auf dieselben *Orte* um so eher entheben, als auch der hier noch nicht mit der Bestimmtheit ausad zu der Anwendung bringt, als dies in der chieht. Bei der Entwickelung, die wir so eben aben, betont es der Vf. nun hauptsächlich, h sie der Willkühr des einzelnen bildenden aller und jeder Spielraum genommen sei); aber gerade hier scheint uns, bei aller des Grundgedankens, der Punct zu liegen, m die Auffassung des Hrn. Verf.'s, wo nicht chtigung, so doch einer Erweiterung bedürfbgleich nämlich der Verf. hie und da den *hang* des einzelnen Structurtheiles mit dem tektonischen *Ganzen*, mit der Gesammtheit *aller* Theile und Glieder hervorhebt, so ist doch immer der Begriff des einzelnen Theiles das die Form desselben ausschliefslich Bestimmende; und so sehr wir die Wichtigkeit des Begriffes in dieser Beziehung auch anerkennen, so müssen wir dagegen doch bemerken, dafs uns durch das alleinige und ausschliefsliche Vorherrschen desselben ein anderes nicht minder wesentliches Element der Kunstschöpfung gefährdet und zurückgedrängt erscheint; es ist das Moment des freien Bestimmens von Seiten des schaffenden Künstlers; es ist die lebendige Macht der Idee, die das Kunstwerk als eine freie Schöpfung des Geistes hervorgehen und alle weitere Ausbildung der einzelnen Theile als nothwendige Consequenz der von der Idee enthaltenen Totalität des Kunstwerkes erscheinen läfst; der Begriff kann eben nur die Formbildung der einzelnen Glieder bestimmen; das Verhältnifs dieser einzelnen Glieder untereinander jedoch wird nur bestimmt durch die Idee des ganzen Kunstwerks in seiner Totalität, und in so fern, wie der Verf. richtig bemerkt, jeder einzelne Structurtheil schon mit Rücksicht auf die ihn umgebenden Glieder gebildet wird, hat wohl auch die Idee des ganzen Kunstwerks ein eben so grofses Recht, als das die einzelnen Theile bestimmende zu gelten, als der Begriff, der über die Gränzen der einfachen statischen Bedeutung hinaus niemals bestimmend wirken kann. Hieraus ergiebt sich schon, dafs, bei aller seiner unleugbaren Wichtigkeit, der Begriff des einzelnen Theiles nicht als alleiniger Ausgangspunct einer Philosophie der Tektonik betrachtet werden darf. An welchen Widersprüchen eine solche Philosophie leiden würde, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen. So ist z. B. der Begriff eines Gliedes — der Säule, des Kapitäls u. s. f. — in zwei verschiedenen Stylen durchaus einer und derselbe, dennoch erscheint seine Formation vollkommen verschieden. Diese Verschiedenheit der Form bei aller Gleichheit des Begriffs ist nur daraus zu erklären, dafs die Idee des architektonischen Ganzen — der durch dasselbe beabsichtigte Totaleindruck u. s. f. — die decorative Form der Theile hier so, dort anders bestimmt, während der Begriff, wie er selbst unverändert derselbe bleibt, diesen Unterschied nie begründen kann. Dafs endlich, wie die spielende Willkühr des Künstlers, so auch überhaupt alle und jede Aeufserung der Subjectivität und

Digitized by Google

das freie Bestimmen und Schaffen desselben durch das einseitige Ueberwiegen des Begriffes der Theile beschränkt, ja aufgehoben werde, haben wir schon angedeutet; und in der That liegt ja der Begriff und die aus ihm hervorgegangenen Grundformen der einzelnen Structurtheile fertig und vollendet vor und es würden dieselben, falls nicht ein anderes Princip bei der Formbestimmung betheiligt wäre, in einer tödtenden Einförmigkeit überall bei den verschiedensten Kunstwerken auftreten müssen; dies neue Princip aber ist nun die allerdings durch nationale, traditionelle u. a. Einflüsse bedingte Idee des gesammten Kunstwerkes, die aber frei im schaffenden Geiste des Künstlers geboren wird und, indem sie sich der vorliegenden, durch den innewohnenden Begriff nothwendig erzeugten, Grundformen bemächtigt, eine jede derselben den von der Totalidee postulirten Modificationen unterwirft und ihnen so den Stempel der Originalität aufdrückt, durch welchen allein erst ihre Gesammtheit als ein selbständiges Werk des frei schaffenden künstlerischen Genius erscheinen kann. — Diese wenigen und, wir gestehen es, nicht erschöpfenden Bemerkungen, müssen hier genügen, um das allerdings schwierige Verhältnifs des unbehindert schaffenden Künstlers zu dem ihm überlieferten und nicht leicht zu verändernden Materiale seiner Kunst anzudeuten und zu gleicher Zeit den Standpunct zu bezeichnen, von welchem aus das in der Darstellung unseres Verf.'s mit grofsem Rechte, doch zu einseitig hervorgehobene Princip der Formenbildung in der hellenischen Tektonik als unzureichend betrachtet werden mufs.

Die Absicht des zweiten Aufsatzes, dessen Inhalt wir schon oben charakterisirt haben, ist es nun das Wesen der tektonischen *Symbolik* — eine Bezeichnung, die zwar von manchen Seiten Anfechtungen zu erleiden haben dürfte, deren Gebrauch wir indefs dem Vf. gern zugestehen — an den einzelnen Gliedern und Structurtheilen eines tektonischen Ganzen nachzuweisen. Es zerfällt derselbe daher in verschiedene Unterabtheilungen, aus denen wir jedoch des allzureichhaltigen Stoffes wegen, nur einige der bedeutendsten Puncte hervorheben dürfen.

1. Symbolik des *Tragens* und *Stützens* im *Conflicte.* In diesem Abschnitte ist es vorzüglich die Form des Kyma's, die der Verf. einer näheren Untersuchung unterwirft. Er leitet dieselbe S. 28 aus dem Schema einer Reihe von aufrechtstehenden, mehr oder minder geneigten Blättern ab, die, unbehindert aufwärts strebend und so dem Saume eines Structurtheils angefügt „ein Symbol für den Begriff des Aufgerichteten, u. belastet Endenden"; durch irgend ein Aufgelegtes ab belastet und so mit der Spitze der Blätter nach vo übergeneigt das Symbol des oben erwähnten Conflicts bildet; am stärksten spricht sich der letzte Gedan in derjenigen Form aus, welche man mit einer Hrn. B. mit Recht verworfenen Benennung *Eier* nennt; in dieser erkennt nämlich der Verf. ein nach Analogon einer doppelten Blattreihe gebildetes Kyma welcher je ein rundes und ein spitzes Blatt mit der abwechseln, deren Spitzen durch starke Bela bis auf die Wurzel niedergedrückt sind und so bekannte Schema des sogenannten Eierstabes bil eine Ableitung, der man das Lob geistreicher Er dung, so wie consequenter Durchführung (S. 29— nicht versagen kann. 2. Der zweite Abschnitt ha von der „Symbolik *freistehender stamm- und st artiger Stützen*, so wie des sich Erhebenden, A kenden und frei Endenden"; es war daher zu er ten, dafs der Verf. vor allen Dingen hier die betrachten würde, als welche den Begriff einer fre henden Stütze am einfachsten und grofsartigste stellt. Er hebt jedoch nur die Cannelirung Säulenarten gemeinsam hervor (S. 38—41) un schiebt die Entwickelung der übrigen Symbole die Behandlung der besonderen Arten und Styl Architektur; war nun aber das von der Einleitu tektonischen Formenbildung zu Grunde gelegte das richtige, d. h. das allein richtige und zulä so ist durchaus nicht abzusehen, weshalb es der hier nicht am Orte glaubt, auf den Begriff der und ihrer Symbole speciell einzugehen. Denn d *griff* der Säule, ihre structive Function an und f betrachtet, bleiben durchaus dieselben, mag sie u dorischen oder ionischen Ordnung angehören müfsten sich daher auch, falls dieser — der Beg allein das Bestimmende der Formation wäre, alle eigenthümlichkeiten der Säule aus ihm herleiten u wickeln lassen; dafs dies aber nicht der Fall sei u folglich der Vf. hier nicht von der Symbolik der Säu deln konnte, ergiebt sich aus den obigen Bemerku

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Tektonik der Hellenen. Von Karl Bötticher.

(Fortsetzung.)

Dagegen enthält dieser Abschnitt eine reichhaltige e der feinsten und treffendsten Bemerkungen in der wickelung der Gefäfsformen, die wohl hier zum mal einer so wissenschaftlichen Behandlung unrfen werden. Nach Voraufschickung einiger Beungen über das unterscheidende Moment der Forldung der Geräthe und Gefäfse, welches der Vf. richtig als den Begriff des örtlich *Beweglichen*, *baren* im Gegensatze zu der *unbeweglichen Sta-* architektonischer Bildungen bestimmt, construirt be die Formation der Gefäfse und behandelt soausführlicher die einzelnen Theile derselben: den , als Flüssigkeit aufnehmenden, den Fufs als tra- *und stützenden* Theil (S. 44), dessen Function es en Kessel oder Bauch aufzunehmen und ihm sicheren freien Stand zu bereiten; den Hals, der nction hat „die Flüssigkeit sowohl in den Kessel , als wie herauszuführen" (S. 47) und der diepelten Function wegen auch in zwei verschieg charakterisirte Theile zerfällt; die Henkel , *als* diejenigen Theile, an denen das Gefäfs hwebend oder hängend geführt wird"; ihre We- ist *frei* vom Gefäfse *abspringend*, die nächste ie daher die *Ranke* oder der Zweig; der hierin prochene Begriff des örtlich Beweglichen ist, als Begriff des Gefäfses überhaupt nothwendig, so g, dafs er selbst da, wo der Gebrauch das Tra- r nicht erfordert oder Gröfse und Material fäfses dasselbe unmöglich macht, durch Henkel utet wird; jedoch so, dafs diese wiederum ihre Formation andeuten, nicht zum Gebrauch, n nur als „*Gefäfs charakterisirendes Schema*" sein. Wie bei diesem Theile der Gebrauch, das fnifs mehr, als bei andern, das Bestimmende war, so auch bei dem letzten Gliede, dem Deckel (S. 51); der jedoch immer noch mehr rückwirkend auf das Gefäfs selbst erscheint und so allerdings auch von gröfserer ästhetischer Bedeutung ist; wenn nämlich ein Deckel das Gefäfs schliefsen soll, so mufs auch die Lippe des Halses als deckelaufnehmend charakterisirt sein. Den Deckel nun fafst der Verf. als „ein *über dem hohlen inneren Raume des Gefäfses freischwebendes*" (S. 52); wir möchten denselben lieber als *abschliefsenden* Theil betrachten, welcher das wegen der *weiteren* Oeffnung unvollendete und so unselbständige Gefäfs nach aufsen hin verselbständigt und so erst eigentlich vollendet; wie denn die Deckel auch meist nur bei Gefäfsen mit weiten Oeffnungen vorkommen.

In ähnlicher Weise behandelt der Verf. von den Geräthen Candelaber (S. 52), Stelen (S. 56), Tischfüfse (S. 57) u. s. f. und geht sodann zu den Symbolen des sich Erhebenden, Absenkenden und frei Endenden über, unter denen namentlich Structurtheile wie Hypotrachelium, Lysis, Sima und insbesondere der Trochilus der ionischen Säule erörtert werden, mit dessen Auffassung „als ein zur Caricatur contrahirtes Schema des Säulenstammes" (S. 62) wir durchaus nicht übereinstimmen können; ohne uns jedoch auf nähere Widerlegung hier einzulassen, müssen wir dieselbe bis zur Betrachtung der Ionika aufschieben, in denen ja auch der Verf. erst die vollständige Begründung seiner Ansicht zu geben verspricht.

Die im dritten Abschnitte behandelten Heftbänder dienen dazu, die einzelnen Symbole eines Structurtheiles zu verknüpfen und müssen deshalb wohl von den Juncturen unterschieden werden, deren Zweck die organische Verknüpfung verschiedener Structurtheile selbst ist; daraus ergiebt sich sodann die Bestimmung, dafs, während die Junctur die Wesenheit und den Begriff des zu verknüpfenden Structurtheiles zu indiciren

Digitized by Google

hat, die Aufgabe des Heftbandes nur die ist, den Grad der Mächtigkeit und Bedeutung, nicht aber die Wesenheit desselben auszudrücken. Nach jenen nun modificirt sich auch die Formation des Heftbandes, so dafs je zarter das anzuknüpfende Symbol ist, desto zarter auch das Heftband gebildet wird; je mächtiger und bedeutender jenes, desto prononcirter und hervorspringender dieses erscheint (S. 65). Von diesem Standpuncte aus behandelt nun der Verf. ausführlich die hieher gehörigen Symbole, Torus und Spira, Tänia und besonders die Mäandertänia, endlich Astragalus und Encarpus, um dann im vierten Abschnitte zu den Juncturen, als den Symbolen der Verknüpfung ganzer Structurtheile überzugehen. Diese jedoch, da zu ihrem Verständnisse die Kenntnifs der Structurtheile selbst erforderlich ist, konnten an diesem Orte noch nicht erschöpfend behandelt werden und der Verf. begnügt sich daher nach der allgemeinen Begriffsbestimmung die hauptsächlichsten Juncturen der verschiedenen Baustyle mit allgemeiner Charakteristik aufzuführen; dasselbe gilt von den im letzten Abschnitte behandelten Symbolen „des über dem Raume Schwebenden und Freischwebenden": Epistyl, Kalymma und Geison, weshalb wir selbst denn auch erst bei den einzelnen Ordnungen auf alle diese Puncte näher eingehen werden.

Dem zweiten der oben angedeuteten Theile unseres Werkes geht eine Einleitung voraus, in welcher der Verf. seine Ansichten über einige allgemeinere, die besonderen Zwecke des Werkes jedoch näher berührende Fragen aufstellt; insbesondere ist es das Verhältnifs der hellenischen Tektonik zu der vorangehender Völker und Stämme, welches der Verf. einer näheren Betrachtung unterwirft, in der er mit Recht das Moment völliger Selbständigkeit und besonderer Bedeutung jeder Entwickelungsstufe gegen eine, alle Eigenthümlichkeit mehr oder weniger verflachende, Uebertragung derselben Gedanken und Principien von einer Völkerindividualität auf die andre geltend macht; sodann sucht er das Verhältnifs der hellenischen Baustyle unter sich zu bestimmen, indem er die beiden selbständigen und ursprünglichen Style, den Dorischen und den Ionischen, aus dem Geiste und Charakter jener beiden die Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes vollkommen entwickelnden Hauptstämme der hellenischen Nation herleitet. Die Verschiedenheit, ja der ausgesprochene Gegensatz, der diesen zu Grunde liegt, derselbe tritt in der Architektur hervor und giebt jedem der beiden Hauptstyle eine entsprechende Gestaltung, die den griechischen Geist in der Kunst zu derselben sich im Gegensatze zweier Individualitäten entfaltenden Erscheinung bringt, wie sie in dem Verhältnifs der Stämme und insbesondere in den Ionern und Doriern vorliegt, welche die Ideen des griechischen Volksgeistes auf die schärfste und bestimmteste, und darum eben extreme Weise ausgebildet haben. Hiemit ist aber dann jede Möglichkeit der Entwickelung eines selbständigen dritten Styles abgeschnitten und so betrachtet denn der Verf. auch den korinthischen Styl nur als eine „Version" des dorischen, und stellt ihn dem attischen Style gegenüber, der wieder sich nur als eine Version des ionischen ergiebt; beide wollen die Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen dorischen und ionischen vermitteln, daher sie denn auch als Complexe jener in der That keine Elemente enthalten, die jene nicht schon, wo nicht entwickelt, doch mindestens angedeutet hätten. Hieraus ergeben sich nun die vier grofsen Massen, die uns die Gesammtheit der griechischen Architektur vergegenwärtigen und deren Schilderung der Verf. in grofsen treffenden Zügen entwirft, hie und da vielleicht dieselben mit allzugrofser Schärfe trennend und auseinanderhaltend; denn hier sowohl, wie in dem gesammten Staats- und Geistesleben der verschiedenen griechischen Stammindividualitäten gab es vielfache Berührungs- und Ausgleichungspuncte, die, theils durch lebhafteren Verkehr gefördert, theils durch immer mehr wachsende geistige Gemeinschaft hervorgerufen, dienen waren, um sowohl dem griechischen Volksgeiste im Allgemeinen, wie jeder besonderen und individuellen Gestaltung desselben jene harmonische Vollkommenheit und Abgeschlossenheit zu geben, die wir mehr oder weniger als Kriterium eines jeden Erzeugnisses griechischen Geistes und insbesondere griechischer Kunstthätigkeit zu betrachten gewohnt sind.

Nachdem nun der Verf. so die allgemeineren Züge angedeutet hat, in welchen einmal die hellenische Tektonik zu früheren tektonischen Kunstthätigen, und dann der dorische Baustyl zu dem ältesten Stämme steht, geht er zu seiner Hauptaufgabe über, die er selbst als eine *Restitution* des ursprünglichen dorischen Baues bezeichnet, indem nur aus dem ursprünglich Ersten jedes einzelne Glied der folgen-

Digitized by Google

wickelung zu erkennen sei. Möglich gemacht aber eine solche Restitution durch das schon oben be- chene Princip der hellenischen Tektonik, den Be- des tektonischen Körpers durch die Form auszu- chen, durch den noch aus dem Ueberlieferten mbaren Charakter des dorischen Baues selber endlich neben dem vergleichenden Herbeiziehen der nmten geistigen Thätigkeit des dorischen Stam- so wie andrerseits der tektonischen Gebilde an- Stämme, insbesondere auch durch Benutzung der gen uns überlieferten, aber, nach dem Vf., „schla- n" Andeutungen der Alten selbst über Tektonik. liese letztere Seite ist's auch in der That, die dem genden Werke ein ganz besonderes Interesse ht und die, wenn wir die sorgfältige Erörterung lehandlung der *tektonischen Namen* hieher rech- lem Verf., obgleich wir im Verfolg öfter seinen ten nicht werden beipflichten können, nur zum n Lobe gereichen kann und uns zur Anerken- lieses neuen und wichtigen, wie mühsamen und rigen Beginnens verpflichten mufs.

r einen grofsen Gewinn der Wissenschaft müs- r ferner die Untersuchungen über das Mechani- r einzelnen Structurtheile, über ihre statische ung und Construction erachten, indem dieselben n so erschöpfender Vollständigkeit, als mit tie- blicher Einsicht angestellt sind, ohne jemals den enhang des einzelnen Gliedes mit der Totali- gesammten Baues aus den Augen zu verlieren; an knüpft sich die Betrachtung des Decorati- Wir, so lange sie sich darauf beschränkt die e Formation des Gliedes *aus dem Begriff des* nd so das tektonische Kunstwerk, *ohne Ein- fremder Elemente, aus sich selbst zu erklä-* re Beistimmung und Anerkennung im Allge- ist nie versagen können. Diese Einmischung Elemente aber liegt in dem Verfahren des gründet, für jede noch so einfache, sei es s Statisch-Nothwendige oder durch das For- ckliche gebotene und so aus der Natur der *ichsam* von selbst erzeugte Form Vorbilder alogien" in der umgebenden Natur, ja unter rfnissen des gemeinen Lebens zu suchen, de- ildung und Uebertragung in die ihnen meist rogene Sphäre tektonischer Thätigkeit die Formen aller einzelnen Glieder und Structur-

theile hervorgebracht haben sollen. Ja, die Gesammt-organisation und Gliederung des tektonischen Ganzen, also hier des dorischen Hierons ist nach der Ansicht des Verf.'s nur aus der — immerhin idealisirten — Auffassung und Nachbildung eines solchen Analogons, nämlich des *Zeltes* hervorgegangen! Diese Auffassung mufsten wir schon hier vorläufig andeuten, da die ganze folgende Entwickelung dadurch bestimmt ist und ohne diese Bemerkung jede Erörterung des Folgenden unverständlich sein würde. Eine Andeutung aber ist uns hier nur gestattet, weil, wie der Verf. nur nach der erschöpfenden Behandlung des Ganzen in allen seinen Theilen den Erweis seiner Ansichten für möglich hielt, auch wir die Ueberzeugung haben, dafs eine erfolgreiche Widerlegung derselben nur nach sorgfältiger Beachtung aller vom Verf. mit eben so viel Scharfsinn als praktischer Einsicht vorgebrachten Einzelheiten möglich und pafslich sei.

Wie erschöpfend nun die Darstellung des dorischen Baues sei, ergiebt sich daraus, dafs der Verf. aus den oben erwähnten Standpuncten des Mechanischen, des Decorativen und endlich der Benutzung der in der Literatur von den Alten selbst niedergelegten Andeutungen über Tektonik in folgerechter Ordnung die einzelnen Glieder und Bestandtheile des dorischen Hierons vom Krepidoma bis zum Aetoma durchläuft und in folgenden Abschnitten behandelt: 1. Schema des Plans (S. 122); 2. Krepidoma (S. 123); 3. Säule (S. 128); 4. Wand und Ante (S. 143); 5. Epistylion (S. 149); 6. Triglyphon (S. 156); 7. Geison des Pteron (S. 170); 8. Balken (S. 181); endlich 9. Kalymma (S. 187) und 10. Aetoma (S. 190). Was hier zunächst das Schema des Planes betrifft, so können wir uns damit begnügen auf die Bestimmung des Verf.'s aufmerksam zu machen, dafs der Tempel in antis das ursprüngliche Schema des dorischen Hierons gewesen sei, im Gegensatz zu dem Peripteros, den man als die Grundform des ionischen Tempels betrachten müsse; eine Bemerkung, die richtig benutzt, unsrer Meinung nach, für die gesammte griechische Tempelarchitektur sehr folgenreich werden kann; gehen wir zum Krepidoma über, so wohnt demselben neben dem äufserlichen Zwecke, das Gebäude gegen mannigfache Beschädigungen, denen es ganz flach stehend ausgesetzt sein würde, zu schützen, noch die tiefere innere Bedeutung bei, das Hieron als ein Anathema, ein Geweihtes und

Digitized by Google

Dargebrachtes zu bezeichnen. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verf. auf den Stylobaten, den er als den gemeinsamen Abacus aller Säulen betrachtet, gemeinsam und ungetrennt, um den Säulen selbst jeden Schein von Selbständigkeit zu benehmen, welche letztere dem Begriff des dorischen Baus in so fern zuwiderlaufen würde, als in diesem jedes Glied nur aus dem grofsen Ganzen hervorgeht und also keines „in Oertlichkeit und Form als selbständig und für sich möglich" erscheinen darf (S. 120). Bei der Säule wird namentlich das Mechanische des Stammes, die Zusammensetzung aus Trommeln und deren eigenthümliche Behandlung, wonach sie einander nur eine peripherische Berührungsfläche darbieten, trefflich beleuchtet, das *Scamillum* (S. 130) und besonders die streitigen *scamilli impares* erhalten (S. 132) eine genaue Erörterung u. s. f. Was dagegen unter den decorativen Elementen der Säule zunächst die *Rhabdosis* betrifft, so bemerken wir, dafs deren Ableitung aus der Analogie des Doldenstengels (S. 135) allerdings durch eine nicht geringe Aehnlichkeit der beiden verglichenen Gegenstände scheinbar begünstigt wird; indefs reicht eine solche, ohne andre gewichtige Gründe doch nicht hin den Doldenstengel gerade zu als *Vorbild* der cannelirten Säule anzunehmen; will man dagegen die Meinung des Verf.'s so auslegen, dafs man, nachdem die Cannelirung als zur Formation der Säule zweckmäfsig erkannt war, bei der Ausführung derselben mit mehr oder weniger Bewufstsein und Absicht eine jener Pflanzenform entsprechende Form zur Charakteristik der Säule gewählt hätte, so liefse sich dies eher zugeben; in jedem Falle aber mufs festgehalten werden, dafs die zufällige Erscheinung oder Kenntnifsnahme dieser oder jener Form in der Natur nicht als die erste und ursprüngliche Veranlassung zur Bildung des architektonischen Gliedes betrachtet werden darf. Unter den übrigen Einzelheiten wollen wir nur die Ringe am Echinus hervorheben, die der Verf. Torenspiren nennt (S. 138), ein Name, der aus der Auffassung derselben als Bänder hervorgeht. Wir können diese Ansicht nicht billigen, indem einmal durchaus kein Analogon mit Torus oder Spira in den Ringen vorliegt und dann der Begriff eines knüpfenden Bandes hier auch gar nicht an seiner Stelle sein würde. Vielmehr scheint es die vom Verf. gar nicht beachtete Eigenthümlic keit, nach welcher die äufseren Flächen dieser Ri dem Echinusprofil parallel laufen, zu sein, die Schlüssel zu dieser schönen dem dorischen Styl eig thümlichen Formation gewährt und die zugleich Gedanken an Bandtoren, *wie uns derselbe in Ga unstatthaft erscheint*, so auch hier durchaus zur weist. Eine Bestätigung dieser Ansicht aber kö weder das vom Verf. angeführte Beispiel aus Pä (Taf. 6, 2) noch die beiden Bruchstücke (Taf. 6 20) gewähren; welchen letzteren als eben so s Ausnahme noch das Capitäl einer dorischen Sä Prostylos des Minerventempels in Syrakus hinzu werden kann.

In Betreff des Abakus (S. 139) geht der V weit, wenn er die denselben ornirende Mäand als ein Kopfband, als ein *für die Wesenheit d zen Säule charakteristisches Stirnband* bezeich 141, 5), indem hiedurch die Analogie mit dem lichen Körper auf eine übertriebene und fast sp Weise durchgeführt sein würde, die dem Ernst scher Architektur am allerwenigsten zusagt. wird an und für sich diese Analogie sehr zwe mindestens sehr willkürlich erscheinen, wenn denkt, dafs von den drei Theilen der Säule σῶμα und κεφαλή der erste beim dorischen fortfällt, der zweite aber diese Benennung uneigentlich erhalten hat.

In den literarischen Citaten aber, die für seine Meinung anführt, können wir nichts als eine Bestätigung derselben finden. Na soll nämlich (S. 142) dasjenige, was die Capitäls umfängt, ein ἐπίκρανον, κεφαλόδεσμον ausgesetzt nun, diese Benennung beim He zöge sich wirklich auf einen Theil der S dürfte überhaupt architektonisch gefafst könnte sie doch nur die bandartige Verzierung Abakus bezeichnen, keineswegs aber de selbst, welcher ja gar nicht „die Stirne de *umfängt*", sondern diese vielmehr bildet. D derspruch konnte dem Verf. nicht entgehen, denn auch dadurch zu lösen sucht, dafs er ist der Abakus der dorischen Säule mit laufenden Kalymmatien- oder Stroterenbande

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

ektonik der Hellenen. Von Karl Bötticher.

(Fortsetzung.)

Was aber überhaupt Veranlassung dazu gegeben dem Ausdruck ἐπίκρανον eine so ursprüngliche ichtige architektonische Bedeutung zu suchen, einzig eine Stelle des Euripides zu sein (Iph. Taur.), wo Iphigenia eine Vision erzählt, nach wel- e die Säulen des väterlichen Palastes wanken rzen gesehen; Eine nur blieb stehen, und es ihr, als ob aus dem *Epikranon* derselben blonde hervorgewallt wären und sie selber dann mit nme eines Menschen sie — Iphigenia — an- hätte. Da nun Epikranon in der gewöhnlichen ung auch bei Euripides einfach ein um den lewundenes, etwa ein Kredemnon bezeichnet, se Säulen hier nur allegorisch gleichsam als n — στύλοι γὰρ οἴκων εἰσὶ παῖδες ἄρσενες — g bleibende aber als Iphigenie selber gefafst ist leicht zu ersehen, dafs auch der Ausdruck nur uneigentlicher Weise von der Kopfbe- auf den oberen Theil der Säule übertragen daher aus dieser Stelle wenigstens durchaus Bedeutung desselben als Capitäl oder Aba- leitet werden darf.

e dagegen, wie es allerdings wahrscheinlich liesem Gebrauch des Tragikers eine bildliche gentliche Uebertragung des Ausdruckes von schmuck auf das Säulencapitäl hervorgegan- so hat man doch niemals die zufällige und esenheit des Structurtheiles selbst durchaus ügliche Entstehung des Namens vergessen. ebt sich gerade aus der vom Verf. angeführ- des Eustathios, indem derselbe nach der g, das κρήδεμνον heifse in der Tragödie auch beiläufig, und ohne Zweifel in Bezug auf die prochene Stelle des Euripides, hinzufügt: ἣν (τραγωδίαν sc.) ζηλοῦσι καὶ οἱ κίονος ἐπίκρανον φάμενοι, d. h. die da von einem ἐπίκρανον der Säule reden, ahmen nur die Tragödie nach. So weifs auch Hesychios gar nicht, was ἐπίκρανον in architektonischer Hinsicht bedeutet; denn von den beiden Stellen, die Hr. B. zur Bestätigung seiner Ansicht heranzieht, bezieht sich die eine: ἐπίκρανον κεφαλόδεσμον, gar nicht auf Architektur; die andre hingegen: ἐπίκρανα προσκεφάλαια, καλύμματα, ἐπιστύλια, bezeugt eben durch den unrichtigen Gebrauch (denn dafs ἐπίκρανον nicht das Epistylion sein kann, versteht sich von selbst), dafs, wenn auch dieser oder jener das Wort durch Nachahmung der Tragödie auf einen Theil der Säule bezog, es doch niemals zur festen Bezeichnung des Capitäls oder Abakus gedient habe und daher niemals ein *terminus technicus* gewesen sei, als welcher es doch allein in dieser Hinsicht von Gewicht sein könnte. — Wenn wir auf diesen Punct gerade so speciell eingegangen sind, so geschah dies nur der Wichtigkeit wegen, die der Verf. in demselben sah, nicht blofs für diesen einzelnen Theil, sondern für das „Princip der Juncturen überhaupt". Insbesondre aber war es unsre Absicht, durch obige Bemerkungen die Hypothese der *Zeltanalogie* auch von dieser Seite aus zu entkräften, indem die Auffassung des Abakus, als umgewundenes Kredemnon und als bandartige Junctur Säule und Epistyl verknüpfend, mit jener Totalauffassung des Tempels als Zelt im innigsten Zusammenhange steht.

Mit grofser Bestimmtheit tritt diese unsrer Ansicht nach vollkommen haltungslose Hypothese wieder in dem Abschnitt über Wand und Ante hervor; es wird nämlich jene als Zeltteppich gefafst und ihr als solcher Saumbänder oben und unten vindicirt, die Bildwerke daran als Nachahmungen von gewirkten Vorstellungen im Teppich erklärt und für dies alles auf eine gerade beim Verf. am meisten überraschende Art Belege in der ägyptischen und arabischen Architektur,

Digitized by Google

in den Felderabtheilungen pompejanischer Wandmalereien, so wie in den mit Goldfäden ausgelegten Fugen des Zeustempels zu Kyzikos gesucht (S. 146). Dem entsprechend ist nun die Auffassung des Epistyls, welches der Verf. als *mächtiges Gurtband* betrachtet, das auch im Mechanischen *bandartig* gedehnt erscheine. Eine Annahme, aus der sich allenfalls der Zweck, die Säulen gemeinsam zu verknüpfen, und auch dieser noch sehr unvollkommen, herleiten liesse; denn um dies zu thun müfste der Gurt die Säulen ja umschlingen, während in Wahrheit das Epistylion die Säule nur durch Auflage berührt; dagegen ist leicht zu sehen, wie unzweckmäfsig das Analogon des Gurtbandes für eine andre nicht minder wichtige Function des Epistyls sein würde, für die nämlich, nach welcher es Triglyphen und Balken *tragen* mufs. Und dann bedarf es wohl endlich kaum der Erinnerung, dafs ein Gurtband, gleich viel ob derselbe aus Leder, oder aus Gewebe bestehend gedacht wird, ein für die starre und unverrückbare Solidität des Steinbaues gänzlich unpassendes Analogon sei, und dafs von der anderen Seite betrachtet das hier vorliegende tektonische Verfahren einer wagerechten Ueberdeckung zweier freistehenden Stützen so einfach ist, dafs es wohl kaum eines so weiten Ausholens zu seiner Erklärung bedarf.

In Betreff der Triglyphen hält der Verf. den monotriglyphischen Organismus für den ursprünglichen, so nämlich, dafs im ältesten Bau sich über je einer Säule auch nur ein Triglyph befunden habe und der Zwischenraum von einer Säule zur andern unausgefüllt geblieben wäre. Möge nun diese Restitution, die wohl rein mechanischen, schwerer indefs ästhetischen Anforderungen genügen möchte, Beifall finden oder nicht, das wird gewifs ein Jeder zugeben, dafs der Verf. zu weit geht, wenn er, nach dieser Ansicht einseitig alle späteren Gebäude, d. h. schlechthin alle die wir kennen, beurtheilend, selbst auf die vollendetsten Monumente dorischen Styls den Tadel wirft, die Triglyphen als ein blofses „ohne alle structive Wesenheit existirendes Schema, als todte Erinnerung an ihren ursprünglichen Begriff nur traditionell noch fortgeführt zu haben" (S. 162); ja, bedenken wir, dafs dieser Tadel insgemein gegen die Bauwerke gerichtet ist, in denen sich noch das vollste Bewufstsein und die kräftigste Ursprünglichkeit ausspricht, und welchen allein fast wir die klare Einsicht in den lebendigen herrlichen Organismus griechischer Architektur verdanken, so möch[illegible] es uns fast scheinen, als ob an dieser Stelle eine [illegible] zugrofse Selbstgewifsheit die Kritik über die ihr [illegible] gewiesenen Schranken hinausgeführt hätte. Und [illegible] drerseits scheint sich gerade hier auch die Lehre [illegible] den Analogien über ihren eigenen Gipfel hinausge[illegible] ben zu haben. Was nämlich das Analogon des [illegible] glyphen betrifft, so sieht sich der Verf. bei der Be[illegible] mung desselben genöthigt, aus seiner Lieblingsidee [illegible] Zeltanalogie herauszugehen und zu vegetativen [illegible] gien zurückzukehren — und welches Analogon fin[illegible] nun für diesen gedrängten, kräftigen Körper de[illegible] glyphe? Nichts anderes, „als einen kurzen vier[illegible] *Stengel*, der „gleich der Triglyphe" nach *vier* Sei[illegible] Function erhält" (S. 163). Mögen sich nun aber im[illegible] in der Vegetation „an solchen *Stengeln* die Seite[illegible] eben so durch gradlinicht in einem Winkel eingeb[illegible] Furchen glyphirt" finden, sie haben gewifs nic[illegible] anlassung oder Vorbild zu der Bildung der Tri[illegible] gegeben; denn einmal stehen sie zu jenen, ä[illegible] Stütz- und Tragkraft entfaltenden Körpern i[illegible] auffallenden Mifsverhältnifs, und dann ist ihre [illegible] nung inmitten jener Zeltsymbole durchaus wi[illegible] und fremdartig; ja, denkt man jeden der ange[illegible] Gedanken aus, und stellt man sich die Säulen[illegible] denstengel, das Epistyl als Gurtband, darau[illegible] glyphen als viereckige Stengel und zwischen [illegible] glyphen die Metope als ausgespannten Bildte[illegible] so kann das daraus entstehende Ganze wohl[illegible] lich jemandem als Einheit erscheinen; uns [illegible] macht es den Eindruck eines haltungslosen G[illegible] welches zu einer, wenn auch nur äufserlich[illegible] zu bringen ein vergebliches Bemühen sein [illegible] das schon deshalb nicht die ideelle Grundla[illegible] gen architektonischen Denkmäler sein kann, [illegible] Hauptmerkmal jene vollkommene Einheit [illegible] schlossenheit gilt, die auch der Verf. an [illegible] mehr als einmal anerkennt und hervorhebt.

Das Technische aber der bisher betrach[illegible] schnitte ist, insbesondre was die Erörterung [illegible] struction des Epistyles und dessen statische[illegible] menhang mit dem Abakus der Säule, wie mit [illegible] glyphen anbetrifft, mit einer solchen Kenntnifs [illegible] sicht und in so erschöpfender Vollständigk[illegible] delt, als bisher wohl kaum noch diesem T[illegible] Tektonik gewidmet worden ist; dasselbe gi[illegible]

Digitized by Google

lem über die mechanische Function und die Construction des Geisons gesagten; und auch hier ist es nur die schwankende und unbestimmte Auffassung des Geisons selbst, die uns nicht ganz befriedigt; indem ein und dasselbe Glied, welches anderwärts als „*tragend herausspringender* Saum des Dachteppichs" gefafst wird (S. 195), wohl schwerlich der doppelten Bestimmung: die Triglyphenstützen balkenähnlich wie ein schwebender Gurt zu verknüpfen" und zugleich „in schützendem Vorsprunge ein Wetterdach rings um den Bau bilden, um die äufsersten Glieder des Daches aufzunehmen", wird Genüge leisten können (S. 171). Auch die Balken werden der Zeltanalogie gemäfs als Bänder gefafst (S. 181) und über diese schwebend-tragende Balkenbänder breitet sich dann wie ein Teppich die Fläche der Kalymmata aus, deren eingewebte Sterne den Zelthimmel, οὐρανίσκος, bilden und den Begriff der ratischen Skene abschliefsen (S. 187). Die Halle geschieht, wie gesagt, durch zarte Bändchen, Taenien, Stroteren, wie die der festeren Glieder durch Bänder. Von allen diesen, meist nur assertorisch aufgestellten, Behauptungen wollen wir hier nur die über den Uraniskos, als für die gesammte Auffassung sehr wichtig, hervorheben. Diesem nämlich scheint der bauliche Sinn, den der Verf. ihm zu vindiciren, gar nicht innezuwohnen, da die angezogenen Worte des Hesychios ὑπερῴϊον τὸν οὐρανίσκον λέγουσι, nicht, wie der Verf. zu erweisen sucht, auf die Felderdecke, sondern auf den Gaumen beziehn, der auch wie ὑπερῷα auch ὑπερῴϊον heifst, z. B. bei Arist. Hist. Anim. I, 11, wie denn auch Orion Theriac. 155, 8 angiebt, dafs der Ausdruck ὑπερῷον vom Munde auf den Gaumen, der gewöhnlich οὐρανίσκος, übertragen sei. Uebrigens hat οὐρανίσκος allerdings auch einen baulichen Sinn, bedeutet aber dann nicht, keineswegs jedoch die von dem Verf. darunter gedachte Felderdecke des Hierons. Das Analogon des Tympanons ist ein eingespannter Teppich mit Figuren (S. 193); das der Dachflächen eine „äufserlich über dasselbe (Pteron) ausgespannte *Regendecke* (ἐφάρσος), wie sie beim Baue von Zelten angewendet und hier oft aus Fellen und Häuten besteht" (S. 6). Was endlich der Vf. von der besonderen Heiligkeit des Aetos und dessen ausschliefslicher Bestimmung für das Hieron sagt, möchte sich wohl kaum vollkommen erweisen lassen, besonders wenn man bedenkt, dafs die Propyläen stets mit dem Aetos gebildet wurden, obgleich dieselben aller und jeder heiligen Bedeutung gänzlich ermangelten.

Mit dem Abschnitt über das Aetoma schliefst dieser Theil ab, in welchem die Ansichten des Verf.'s über das Wesen der ursprünglichen dorischen Tektonik und besonders über den Bau und die Bedeutung des Hierons mit erschöpfender Vollständigkeit niedergelegt sind; eine neue Reihe von Untersuchungen liegt in den Excursen vor, die, wie sie der Verf. vor dem so eben betrachteten Werke selbst geschrieben zu haben scheint, auch manches des dort Gesagten in ein klareres Licht stellen werden, wenn man sie ebenfalls vor dem Werke liest. Ohne an diesem Orte auf alle derselben genauer eingehen zu können, halten wir es jedoch für nöthig, zwei derselben, als für unseren Zweck besonders wichtig, einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen, während von den übrigen eine allgemeine Inhaltsanzeige hier genügen möge; zu diesen nun gehören der erste „über die Entwickelung der freien Glieder des Baues und deren Einflufs auf die Bewältigung des Materials", der dritte „über die Junctur der Glieder im dorischen Baue" mit besonderer Beziehung auf den Abakus der dorischen Säule (S. 44 ff.), der vierte über das Pteroma (S. 52 ff.), welcher diesen Begriff von der monolithen Decke bis zu dem nur auf einer Seite aufruhenden, sonst aber freischwebenden Peridromos (S. 59) und der fünfte über das Aetoma (S. 60 ff.), welcher Begriff und Organismus des Daches entwickelt.

Jene dagegen, deren genauerer Betrachtung wir uns nicht entziehen dürfen, indem sie gerade die beiden Hauptpuncte, in denen wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen können, ausführlicher behandeln, sind der zweite „über die ursprünglichen Analoga der tektonischen Glieder und ihre Uebertragung zur Charakteristik der letztern" (S. 27—43) und der sechste, welcher „die Charakteristik des Pteron und dessen Verhältnifs zu den übrigen Gliedern des räumlichen Aufbaues" behandelt, von S. 67 bis zum Schlufs S. 104.

Der erste derselben bemüht sich, wie schon aus dem Obigen erhellt, die schon in der Einleitung und im Werke selbst zerstreuten Ansichten von der Analogie und deren Nothwendigkeit für die tektonische

Digitized by Google

Formenbildung zusammenzufassen und von neuem zu bestätigen. Wir glauben indefs nicht, dafs durch vorliegenden Excurs die eigentliche Frage gelöst und die Ansichten des Verf.'s selbst aufser Zweifel gesetzt seien. Die Frage aber, um die sich bei diesen Untersuchungen Alles dreht, scheint uns folgende zu sein: Hat der Geist, der die Fähigkeit besafs, den Steinbau selbst als einen „für den Begriff eines *Raumbildenden* entsprechend gegliederten *Organismus*" (S. 28) zu schaffen, auch die Kraft und das Vermögen, den, aus diesem Organismus nothwendig sich ergebenden Gliedern eine ihrem Wesen entsprechende Form aus sich selber zu geben? Oder mufs er, um diese bilden zu können, zu zufällig sich darbietenden, äufserlichen *Naturformen* seine Zuflucht nehmen, denen eine analoge Bedeutung einwohnt und deren Bildung als „Analogon" auf die betreffenden Glieder übertragen wird? Nach Hrn. B.'s Ansicht ist das Letztere der Fall; nach der unsrigen das Erstere. Warum aber dem bildnerischen Geiste die geringere Fähigkeit absprechen, da man ihm doch die gröfsere, die Schöpfung des Ganzen ohne Widerspruch zugestehen mufs? Und wenn nun allerdings zwar ein Uebertragen vegetabilischer Formen auf die Architektur nicht geleugnet werden kann, so liegt darin nichts, was die ursprüngliche Schöpfungskraft des Geistes beschränkte, indem er solche Formen frei aus der Natur auf die Structurtheile und Glieder überträgt, die schon durch den ihnen innewohnenden Begriff ihre Gestaltung erhalten haben, ohne dafs jene jemals eigentliches Vorbild und Muster für dieselben abgäben. Wenn er aber bis auf die gewöhnlichsten Erzeugnisse menschlichen Bedürfnisses und menschlicher Industrie zurückgehen mufs, wenn er den reichen Vorrath geflochtener Gurtbänder und gedrehter Stricke ausbeuten und idealisiren *mufs*, um seine bildnerischen Ideen in die Wirklichkeit setzen zu können, so fragen wir uns, ob denn das göttlich schöpferische Kunstvermögen der mit den gemeinsten Bedürfnissen beschäftigten Thätigkeit untergeordnet sei, da doch diese ihre Stricke und Gurte, oder wessen sie sonst bedarf, selbst erfunden hat, jene aber um den Ausdruck ihrer erhabensten und aus der menschlichen Freiheit selbst erzeugten Gedanken möglich zu machen, dieser ihr Geräthe und Handwerkzeug gleichsam abbetteln und abborgen mufs. Und wenn endlich diese Armuth so weit geht, dafs er au nicht einmal den Gedanken des künstlerischen G zen, der ihm doch unbestritten bleiben sollte, zu f sen und in die Erscheinung zu setzen vermag, w er erst von dem luftigen, gebrechlichen und je structiven Wesenheit entbehrenden Zelte mit Pfe Gurten und übergespannten Felldecken die Gesa bildung und den Grundgedanken entlehnen mufs, seine erhabenen Tempel zu bauen, so wissen wahrlich nicht, was denn sein freies Eigenth diesen Schöpfungen sei, die uns allen mit Rec vollendete Muster selbständiger künstlerischer B erscheinen. — Mehr im Einzelnen und besond Bezug auf die Decke und den Deckverband nun der Verfasser seine Ansicht, „das Hieron *ideales Steinzelt*" (S. 77), im sechsten Excurse zuführen. Um den Leser aber „in der Sa orientiren", will der Verfasser demselben erst „Resultate aus der Literatur und den Mon vorlegen"; diese bestehen nun in der Besch mehrerer Zelte, wie des mythischen des Ion ripides, der Prachtzelte Alexanders des Gro Ptolemaeos des II. bei Athenaeos, einiger and ten wie des vierzigrudrigen Schiffes Ptolem IV. und der bekannten ναῦς θαλαμηγός beim At jedoch gestehen wir, dafs uns aus diesen gen Beschreibungen eben nichts zu folgen s dafs man zu vorübergehenden Zwecken, mähler und Spatzierfahrten, Zelte und H auf Schiffen erbaut habe, die übrigens allen Zusammenhanges mit Tempel- und überhaupt durchaus entbehren und die so einen Aufs letzteren weder gewähren, noch, falls ein s sammenhang in der That stattfände, irgend währen würden. — Von den folgenden wis lichen Erörterungen heben wir nun die hervo chen der Verfasser die gesammte Decke des aus dem Analogon eines Teppichs hervor nachweisen will.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Tektonik der Hellenen. Von Karl Bötticher.

(Schlufs.)

Die ganze Argumentation beschränkt sich indefs
f, dafs die einzelnen Felder der Decke καλύμματα
en, dies aber dasselbe wie πετάσματα bedeuten, und
das κάλυμμα des Hierons dem Deckteppich des Zel-
ich sein soll. Abgesehen nun davon, dafs, wenn
ie Behauptungen des Vf.'s in Betreff der Namen
wären, daraus eben so wenig die Richtigkeit sei-
bleitung aus der Zeltdecke folgen würde, als aus
ch bei uns gebräuchlichen Benennung *Decke* für
hung und oberen Abschlufs unserer Gemächer,
dafs letztere aus der Analogie eines Teppichs
einer aus irgend einem Stoff gewebten Decke
gegangen seien, so müssen wir dagegen haupt-
h bemerken, dafs die gesammte Argumentation
nem Mifsverständnisse beruht. Der Verfasser
ämlich κάλυμμα völlig gleichbedeutend mit πέ-
dies ist es aber nicht; κάλυμμα ist etwas,
eckt und verhüllt; ein Petasma, in sofern es
wird somit auch ein κάλυμμα sein, keineswegs
ngekehrt κάλυμμα jedesmal ein πέτασμα. So
auch Hesychios παρακαλύμματα nicht etwa
παραπετάσματα (wie es der Verf. S. 83 genom-
sondern παραπετάσματα durch παρακαλύμματα d.
Teppich, der als Kalymma gebraucht wird, wie
n auch zu andern Zwecken benutzt werden
Was endlich die Stroteren betrifft (τὰ μικρὰ
τὰ ἐπάνω τῶν δουροδόχων τιθέμενα ἢ τὰ εἰς ὀρο-
ποιημένα Et. Mgn.), deren Namen der Verf. für
tzten Beweis seiner Annahme hält, der jeden
il hebe (S. 83), so hat derselbe einmal gar nicht
ewiesen, dafs dieser Ausdruck jemals auch bei
uten in Anwendung gekommen sei, noch dafs
be den Begriff eines Geflechtes involvire (we-
ns können die Bemerkungen S. 84 in der An-
merkung für einen Beweis nicht gelten), noch würde endlich aus einem solchen gemeinsamen Gebrauch eines Ausdruckes für Zelt- und Steinbau folgen, dafs derselbe aus ersteren in letzteren übertragen sei. — So finden sich ja auch in unserer Sprache manche bauliche Kunstausdrücke, wie z. B. *Gurt*bogen, *Sattel*dach, *Tonnen*gewölbe u. a. m., die aus irgend einer Aehnlichkeit entstanden sind, ohne dafs die bezeichneten Gegenstände, wie Gurt, Sattel, Tonne u. s. f. weder jemals zu diesen architektonischen Formen Anlafs gegeben haben, noch auch irgend wie als solche Veranlassung bezeichnet werden sollen: während es demjenigen, dem unsere Sprache und deren Organismus fremd ist, und der sich nun durch Lexicographen über die Bedeutung von Gurt und Sattel, Bogen und Dach u. s. w. unterrichten mufs, natürlich sehr nahe liegen wird, jenen Ausdruck sich als einen mit der Bedeutung eines Gurtes gebildeten Bogen, diese als einen nach der Aehnlichkeit eines Sattels absichtlich construirten Daches und als ein nach dem Vorbilde einer Tonne ausgeführtes Gewölbe zu erklären. Hiemit glauben wir, wenn auch nur von einer Seite und ohne erschöpfend sein zu können, den Standpunct angedeutet zu haben, aus welchem manche der Namenserklärungen des Verf.'s zu betrachten sind. Was dagegen im Allgemeinen die ganze Ansicht des Verf.'s von der Zeltanalogie betrifft, so sei es mir vergönnt noch folgende allgemeinere Puncte dagegen in Erinnerung zu bringen. Erstlich fehlt es dieser Hypothese, nach welcher das Hieron als ein *ideales Steinzelt* (S. 77) zu betrachten ist, in sofern an einer festen Basis, als der Zeltbau auf keinerlei Weise ein integrirender Bestandtheil im griechischen Volksleben gewesen ist, indem durchaus keine Nachricht darauf hindeutet, dafs die Griechen sich jemals der Zelte als Wohnungen bedient hätten, aus denen sie dann allerdings das Vorbild auch für ernstere Bauten hätten hernehmen kön-

Digitized by Google

nen, wie dies bei nomadischen Volksstämmen wohl als möglich zugegeben werden muſs und z. B. bei den lange Zeit unstät umherwandernden Juden erweislich stattgefunden hat. Ferner kommt dazu, daſs wenn man etwa eine besondere heilige Bedeutung des Zeltes an und für sich voraussetzen wollte, auch dies durchaus keine Bestätigung in den Sitten und Gebräuchen des Volkes finden würde, indem wohl Götter in Höhlen und Nischen, in ausgehöhlten Baumstämmen und auf noch andere Weise hergestellten Heiligthümern verehrt vorkommen, niemals aber eines Falles Erwähnung gethan ist, in welchem man eine Gottheit in einem Zelte oder auch nur zeltähnlichen Heiligthume verehrt hätte. Endlich ist ja auch nach den Begriffen des ganzen griechischen Alterthums der Tempel das *Haus*, die festbegründete, unveränderliche *Wohnung* des Gottes, und dieser Auffassung entspricht alles, was wir von dem ursprünglichen Charakter griechischer Hiera wissen, wie dies insbesondere das uralte Heiligthum auf dem Berge Ocha auf Euböa bezeugt. Aus dieser ursprünglichen Bedeutung und der dadurch nothwendig erforderten *Solidität des Baues* lassen sich auch die schweren und gedrückten Verhältnisse der frühesten dorischen Monumente herleiten, während die *Nachbildung des leichten und luftigen Zeltes*, mit seinen schlanken Pfosten und leicht auf Gurten übergespannter Regendecke, den aus dieser Nachbildung entstandenen Gebäuden nothwendig auch den Charakter der Leichtigkeit und Schlankheit hätte mittheilen müssen.

Dr. E. Guhl.

LI.

Sopra una iscrizione Sipontina Osservazioni di Agostino Gervasio, Accademico Ercolanese. Napoli 1837. 58 S. 4.

Osservazioni intorno a due iscrizioni Messinesi di Agostino Gervasio, Accademico Ercolanese, Pontaniano, Corrispondente della reale Accademia delle scienze di Torino. (Estratta dal Tom. II. degli Atti dell' Accademia Pontaniana). Napoli 1840. 40 S. 4.

Osservazioni intorno alcune antiche iscrizioni che sono o furono già in Napoli, lette all' Accademia Ercolanese nell' anno 1840 *da Ag Gervasio cet. Napoli* 1842. 75 S. 4.

Inschriften sind die sprechendsten Zeugnisse antikes Leben. Deswegen ist uns jeder Beitrag unsern Sammlungen entweder durch Mittheilung gefundener Inschriften oder durch Berichtigung Erklärung schon bekannter höchst willkommen. drei Abhandlungen des gelehrten Neapolitanischen demikers Agostino Gervasio, deren Titel wir angegeben haben, enthalten mancherlei Belehrung Verhältnisse des Römischen Alterthums, da der sich nicht begnügt einen möglichst genauen Te Inschriften zu geben, sondern sich auch bemüht ausführliche Besprechung der Sachen die Sch keiten der Erklärung zu beseitigen und Result unsere Kenntniſs der Römischen Geschichte und thümer zu gewinnen. Ref. wünscht durch seine tion den Lesern dieser Blätter das Wichtig Inhalts kurz mitzutheilen.

In der jüngsten dieser Abhandlungen, Neap gedruckt, sind die Römischen Inschriften zusam stellt, die sich in verschiedenen Lokalitäten eingemauert vorfinden, zugleich aber auch ei alten Beschreibungen Neapels entnommene, jetzt nicht mehr vorfinden. Bei beiden ist denken, ob die Inschriften sich auch wirklic alte Neapolis beziehen. Neapel war bis in Jahrhundert nach Christus eine Griechische Griechischen Archonten und Griechischer G sprache: dagegen lagen ringsherum eine Me scher Colonien und alter Municipia: aus Pu senum, Cumae wurden viele artistische und lit Steine nach der Hauptstadt Neapel gebracht ser Ort gegen das Ende des Mittelalters ders im 15ten Jahrhundert ein Sitz der Wi ten wurde. Mit Sicherheit sind nur wenig dieser Abhandlung zusammengestellten Insch Neapel selbst zu beziehen, wie die, welche ei *sularis Campaniae* zum Dank für die Wied lung der *Thermen* gesetzt wurde. Sie lautet

Septimio Rustico, Viro clarissimo, Consulari Camp visori ordinis, restauratori thermarum, ob insigne splendidissimus ordo et honestissimus populus pan stantissimo.

Wann dieser Septimius Rusticus gelebt hat, mit Sicherheit zu ermitteln; wahrscheinlich

Digitized by Google

ch der Zeit des Constantin. Der Stein ist nach nzochi's Angabe auf dem Grunde des erzbischöfli- n Seminariums gefunden worden. Dieser Stadttheil heutigen Neapels, das Quartier San Lorenzo (worin Kathedrale San Gennaro liegt), enthielt das alte nasium der Stadt und nicht weit entfernt die *Ther-*, deren Ueberreste in der Nachbarschaft der Kirche Niccolò de' Caserti gefunden werden. Und danach der Stadttheil, wie Hr. Gervasio angiebt, im alter *Termense*.

Als denjenigen Ort bei Neapel, wo in neuerer Zeit meisten artistischen Ueberreste des Alterthums ge- n worden, beschreibt Hr. Gervasio in einem Ap- die ehemalige Villa Mazza an der Spitze des po, wo zur Zeit Augusts Vedius Pollio seine Villa lurärenbehälter am Meere hatte. Die alten Kir- Santa Maria *ad Pharum* und San Pietro *a For-* ezeichnen die Gegend. Aber jetzt sind nur noch ene Trümmer über der Erde sichtbar: die Sta- welche Fabio Giordano aus dem 16. Jahrh. in handschriftlich vorhandenen Historia Neapolitana ibt, sind gröfstentheils nach fremden Ländern ihrt, wo niemand an ihre Herkunft denkt.

e interessantesten Inschriften in dieser Abhand- ziehen sich also nicht auf Neapel, sondern auf nachbarte Römische Stadt. Die unter nr. 2. itgetheilte und erläuterte (bei Orelli nr. 2533) hrendekret für einen A. Veratius, dem für seine e um die (unbenannte) Stadt eine *Biga* errich- Die Form dieses Wortes selbst verräth, einer nach-Augustischen Zeit die Rede ist, *u im* Singularis ist der klassischen Latinität Die Inschrift lautet *):

tio A. f. Pal[atina] Severiano Equiti Rom. cur[atori] gianensium **), adlecto in ordin[em] decurion[um], civi *imo*, qui cum privilegio sacerdoti Caeninensis munitus potuisset ab honorib[us] et munerib[us] facile excusari, praeposito amore patriae, et honorem aedilitat[is] laudabiliter administravit, et diem felicissim[um] III Id. Ian. natalis dei patri n[ostri] venatione pass[erum], denis bestiis et IIII feris dent[atis] et IIII paribus ferro dimicantib[us] ceteroq. honestissim[o] apparatu largiter exhibuit, ad honorem quoque duumviratus ad cumulanda munera patriae suae libenter accessit. Huic cum et populus in spectaculis adsidue bigas statui postulasset et splendissim[us] ordo merito decreviss[et], pro insita modestia sua unius bigae honore content[us] alterius sumptus reip. remisit.

Die Construction geht regelmäfsig fort. *Diem — largiter exhibuit* ist zu verstehen: er beging den Tag glänzend, *natalis* für *natales* ist Apposition zu *diem*, die Geburt unsers väterlichen Gottes. Ueber die *venatio passerum* ist Hr. Gervasio mit Unrecht zweifelhaft. Zwar heifst der Straufs eigentlich passer marinus, aber, so wie im Griechischen στρούθος für στρουθοκάμηλος vorkommt, so kann auch wohl Lat. *passer* ohne Beiwort für Straufs gebraucht werden. Hr. Gervasio neigt sich dahin, das *pass* in der Inschrift sei *passis* zu ergänzen und *passis denis bestiis* verbunden „durch eine Ausstellung von zehn fremden wilden Thieren" zu verstehen, was weder Lateinisch ist, noch für eine rühmenswerthe Freigebigkeit gehalten werden kann. *Ferae dentatae* sind entweder Elephanten oder wilde Schweine.

Am Schlufs der Inschrift stehen die einzelnen Buchstaben L. D. D. D. C. I. Sicher ist *Locus datus decreto decurionum.* Ueber C. I. stellt Hr. Gervasio mehrere und sehr abweichende Vermuthungen auf. Herkömmlich ist C. I. nur als Abkürzung für *clarissimus Invenis* oder *Colonia Iulia.* Die Entscheidung giebt ein unlängst aus dem Sepulcretum der Cumaner am lago Fusaro (dem Acherusischen See) gezogener Stein (p. 26) welcher heifst: *Sextiae L. f. Kani monumentum publice factum D. D. C. I. quod ea munifica erga coloniam fuit*, d. h. „Für Sextia die Gemahlin des Kanus ist dies Grabmal, weil sie freigebig gegen die Colonie gewesen, von Seiten der Stadt gemacht worden *decreto decurionum C. I.*" Gewifs nicht *clarissimae iuveni*, sondern *Coloniae Iuliae.* Und hiedurch ergiebt sich zugleich, dafs der Neapolitanische Stein derselben Colonie Cumae angehört, die, wie Frontin bezeugt, eine Ergänzung und Erneuerung durch Augustus erhielt. Hr. Gervasio will zwar nicht *Coloniae Iuliae*, sondern *Colonorum* (oder noch lieber *Cumanorum*) *Iuliensium* lesen, deswegen, weil sonst Colonia Iulia nicht ohne Beisatz eines an-

geben sie des leichteren Lesens halber in jetzt gewöhn- Buchstaben, (da ja die Capitalschrift auch die bei den ewöhnliche war,) übrigens genau, die Ergänzung unvoll- er Wörter durch [ ] unterscheidend, mit Interpunction, ürlich von uns ist. Die abschreckende Form der alten ften ist nicht wesentlich, wo die Schrift selbst die liche ist.

ensium ist dialektische Schreibart für Teg*lanen*sium, derswo Tege*anen*sium. *Teglanum* soll das heutige n dem Principato citra (wozu Eboli und Paestum ge- sein.

Digitized by Google

dern bestimmenden Wortes vorkomme, z. B. Col. Iul. Felix, Col. Iul. Philippensis, wonach es hier also Col. Iul. Cumana heifsen müsse. Doch scheint dies eine zu weit getriebene Bedenklichkeit. Der Ort der Aufstellung ergänzte die nähere Wortbestimmung. *Cumani* wird nicht so abgekürzt, und *Coloni Iulienses* lassen sich ebenfalls nicht ohne Beisatz nachweisen.

Aber wer ist der *väterliche Gott*, dessen Geburt am 11. Jan. in Cumae gefeiert wurde? Hr. Gervasio nimmt ohne Bedenken an: der *Genius* der Colonie; er vergleicht eine zu Misenum im Jahre 1773 gefundene Ehreninschrift, nach welcher L. Licinius Primitivus pridie Id. Febr., an dem Tage des *Pervigiliums des väterlichen Gottes*, den Decurionen, den Augustalen, den Freigebornen und Veteranen und den Municipes dieser Colonie eine Geldspende, absteigend von 12 bis 4 Sesterzen, verlieh. Aber die Sache hat noch einiges Bedenken, eben weil der *Genius* einer Stadt immer nur Genius, nicht so unmittelbar *Gott* oder *väterlicher Gott* genannt wird. In einer Inschrift von Ostia bei Marini Atti tom. 2. p. 357 (Orelli nr. 1381) ist der *deus patrius*, dem eine Statue gesetzt wird, der Vulcanus. Man könnte bei Cumä an den *Apollo* denken, dessen Tempel, von Dädalus erbaut, in der Burg von Cumä am heiligsten Orte stand (Virgil Aen. 6, 9 und dazu Servius, Silius Ital. 12, 102) und der in der Zeit geboren war, nach Delphischer Meinung und Zeitrechnung am siebenten Tage des Monats Bysius (s. Spanheim zu Callimachus Hymnus an den Apollo). Jedoch der Bysius fällt auf unsern März, um den Frühlingsanfang. Bei dieser Verschiedenheit und da sich wenigstens in einer Inschrift (bei Orelli nr. 1694) der *sanctissimus deus, genius coloniae Puteolanorum*, genannt findet, schliefsen wir uns auch der Ansicht des Hrn. Gervasio an, der deus patrius von Cumae sei der genius coloniae Iuliae.

Die dritte Inschrift in dieser Abhandlung, welche Hr. Gervasio der handschriftlichen Historia Neapolitana des Fabio Giordano entnommen hat, und welche so lautet:

C. Avillius December
Redemptor marmorarius
Bonae Diae
Cum Vellia Cinnamide Cont[ubernali]
V. S. L. M. (Votum solvit libens merito)
Claudio Aug. L[iberto]
Phidalesphoto sacerdote posita
Dedicata VI kal. Novembris
Q. Iunio Marullo Cos.

giebt Gelegenheit über das Geschäft eines Redempto marmorarius zu sprechen. Es ist ein Steinmetz od Bildhauer, der sich Redemptor nennt, weil er sein G schäft im Grofsen trieb. Er bringt der Bona Dea Folge eines Gelübdes ein Bild dar, wahrscheinlich de das der Bona Dea selbst. Seine Frau nennt er seine C tubernalis, weil er mit ihr, der Freigelassenen, nicht gesetzlicher Ehe lebte. Der Priester Claudius, ein serlicher Freigelassener, kann nicht Priester der B Dea gewesen sein, da diese Göttin keinen männli Priester hat: er wird Priester des Augustus gew sein, und das Bild als ein Weihgeschenk in einem T pel des Augustus und der Göttin Roma geweiht h Hr. Gervasio bemerkt nicht besonders, dafs der Phidalesphoto verschrieben ist: es mufs Philode corrigirt werden.

Das Consulat des Q. Iunius Marullus gehört i Jahr 815 der Stadt, 62 nach Christus, unter Nero, Tacitus Annal. 14, 48 einen Iunius Marullus C designatus nennt. Nach gewöhnlicher Annahme ist kein Platz für ihn in den Fastis, weil Annaeus S und Trebellius Maximus die Stelle der Consule fecti in jenem Jahre einnehmen. Dies Bedenken Hr. Gervasio dem trefflichen Borghesi vor Borghesi sandte ihm einen ausführlichen Aufsat eine schätzenswerthe Bereicherung der vorli Schrift ist. Borghesi thut dar, dafs Seneca's G mit Unrecht in das Jahr 815 gesetzt wird: es in das Jahr 811. Der Fehler geht von Panvin denjenigen aus, die den Senatsbeschlufs in Bet falschen Adoptionen, welchen Tacitus Ann. 15, Jahre 815 erwähnt, für einen Theil des Scti Tre über Fideicommisse hielten, obgleich beide ge Bestimmungen gar nicht zu einander gehören, wi Lipsius in seinem Leben des Seneca angemerkt

*) In einen neuen Irrthum fällt Bach hist. jurispr. R dafs er jenen Senatsbeschlufs über die falschen Ad ein SC. Memmianum nennt und in das Jahr 816, 63 setzt, in welchem Jahre allerdings Memmius Regul ist. Aber die Erzählung dieses Consulats und de 816 beginnt bei Tacitus erst Ann. 15, 23: das An Erzählte gehört zum Jahre 815. Die Verwirrung hat ihren Grund in der Unrichtigkeit der Jahreszah an dem Rande des Tacitus vermerkt sind, indem si meisten neuern Ausgaben (auch in der von Bekker ten Oberlinischen) von lib. XII an bis zu Ende de len um eins zu hoch sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

a una iscrizione Sipontina Osservazioni di
stino Gervasio.
vazioni intorno a due iscrizioni Messinesi
dgostino Gervasio.
vazioni intorno alcune antiche iscrizioni che
o furono già in Napoli, lette all' Acca-
ia Ercolanese nell' anno 1840 *da Agost.*
rvasio.

(Schlufs.)

ebellius und Seneca's Collegenschaft im Consu-
aber in den zuverlässigsten juristischen Quellen
ngt, dafs Trebellius' Name den Seneca mit sich
Durch Borghesi's Annahme, dafs dies Paar in
ite Hälfte des Jahres 811 gehört, wird vieles
Zusammenhang der Geschichte des Nero bei
klar. Seneca verlor nach Tacitus (14, 52 flgg.)
815 seinen Einflufs und zog sich zurück um
en zu retten. Und doch soll er gerade in der
Hälfte dieses Jahres die höchste Würde er-
en! Dies ist nicht wahrscheinlich, wahr da-
fs er im Jahre 811 den gröfsten Einflufs im
te und ihn durch die Verurtheilung des Suillius
(Tac. Ann. 13, 42), nämlich weil er in eben
ihre Consul war und die Beschlüsse des Se-
te. Auch für Trebellius Maximus pafst das
es Consulats 815 nicht, weil er schon im
or 814 nach Tac. Ann. 14, 46 den Census
bhielt, ein Geschäft, welches immer nur Per-
hsten Ranges, Consularen, übertragen wurde,
auch die beiden Theilnehmer dieses Ge-
nsuln früherer Jahre, Volusius der Cos. or-
les Jahres 809 und Sextius Africanus suf-
Jahre 812 waren. Warum ferner Seneca's
llius' Consulat nicht in ein anderes der Jahre
811 und 815 und eben nur in das Jahr 811
fallen könne, möge in der Abhandlung selbst nachgelesen werden. Es kann dem Tacitus wohl ein Vorwurf daraus gemacht werden, dafs er die Consules suffecti seiner Jahre nicht regelmäfsig angiebt.

In den beiden andern Abhandlungen des Hrn. Gervasio werden neu entdeckte Inschriften mitgetheilt und erörtert, in der ersten eine im Jahre 1812 auf dem Gebiet von Manfredonia in Apulien ausgegrabene zur Colonie Sipontum gehörige. Wir geben sie genau nach Hrn. Gervasio:

D M S
LIBERALIS COL (*colonorum*)
COL SIP SER ARCKAR (*coloniae Sipontinae servus arcarius*)
QVI ET ANTE EGIT RATIONEM
ALIMENTARIAM SVB CVRA
PRAEFECTOR ANNIS XXXII
VIVOS SIBI FICERAT DEDIT AVGVRINO
REIP SER VERNAE MESORI FILIO SVO KARISSIMO
QVI VIX ANN XXIII M VI D X

Der Vater Liberalis hatte die Grabstätte für sich gemacht und gab sie seinem Sohne, der im 24ten Lebensjahre starb. Vater und Sohn waren Servi publici, der Sohn aber ein eingeborner, verna. Eine interessante Inschrift für die Stellung der Servi publici. Der Vater hatte 32 Jahre lang die Rechnung über die Armenkinder geführt und war dann zum Cassirer der Stadtkasse von Sipontum befördert worden. Von der Unterstützung der Armenkinder ha Ref. in seiner Abhandlung über die Bevölkerung im Alterthum, Berlin 1841, eine zusammenhängendere Darstellung gegeben, als es Hr. Gervasio in der Erläuterung obiger Inschrift thut, indem er hauptsächlich nur die amtlichen Benennungen der dabei beschäftigten Personen aus Inschriften zusammenstellt. Dies sind *Quaestores alimentorum*, welche die Erhebung der Zinsen von den hypothekarisch ausgeliehenen Geldern besorgten, und districtweise *Procuratores* oder *Praefecti alimentorum*, welche

Digitized by Google

die Aufsicht über das Ganze führten. Der Servus publicus in vorliegender Inschrift war Rechnungsführer, *rationem egit*, mit welchem gut Lateinischen Ausdruck sich Hr. Gervasio wohl nur deshalb viel Mühe giebt, weil man Italiänisch nicht *menar conto*, sondern *tener conto* sagt. Das ganze Institut bestand nur 90 Jahre, von Nerva bis Commodus, unter dem die Zahlungen ausgesetzt wurden, und Pertinax, der sie aus Noth ganz aufhob. Daraus ist die Zeit der Sipontiner Inschrift zu bestimmen. *Arcarii reipublicae* kommen häufig in Inschriften vor, so auch zuweilen *servi*, und *liberti*, *arcarii*. Sehr häufig wird *ark* geschrieben, weil k für c bei folgendem Vokal a ganz gewöhnlich war. Die Schreibart *arck* ist aber allerdings auffallend und nicht mit einem andern Beispiele zu belegen, doch die ähnlichen Schreibarten *ucxor*, *felixs* sind nicht selten.

Der Sohn des Liberalis hatte das Geschäft eines *Mesor*, ein Wort welches nur dialektisch verschieden ist von *Mensor*. Hr. Gervasio verbreitet sich ausführlich über die verschiedenen Klassen der Mensores und handelt dabei auch von den *Sacomariis* und *Ponderariis*, die in Inschriften vorkommen, aber in den Lateinischen Wörterbüchern fehlen. Er findet einen Unterschied zwischen *sacomarius* und *ponderarius*: der eine soll legale Gewichte, der andere überhaupt Gewichte verfertigt haben. Dies scheint uns zweifelhaft, denn ein nicht legalisirtes Gewicht gilt überhaupt nicht. Vielmehr ist *sacomarius* der technische, *ponderarius* der freie und unbestimmte Ausdruck. In der Sipontiner Inschrift ist unter Mensor ohne Zweifel ein städtischer Wagemeister zu verstehen, dessen Wageanstalt dem Publicum offen stand. *Ponderarium* heifst der Ort, wo die öffentlichen Gewichte aufbewahrt werden, aber auch wo Sachen unter öffentlicher Autorität ausgewogen werden.

In der Abhandlung Nr. 2. vom Jahre 1840 werden zwei in Messina auf dem Platz San Giovanni Gerosolimitano neuerlichst ausgegrabene antike Leichensteine, ein Lateinischer und ein Griechischer, behandelt. Der erste heifst:

DIS. MANIBVS
EPITYNCHANI. CAES.
N[*ostri*] SER. CANDIDIAN
QVIEXIEBAT. INOFFICIO
ASIAE. ARK. XX. HERED

Der Verstorbene war ein kaiserlicher Sklav von d
Abtheilung derer, die *Candidiani* hiefsen. Man wei
besonders aus Frontin de aquaeductibus, dafs die Se
publici in Rom Abtheilungen bildeten, die entwe
nach dem Lande, woher sie ursprünglich stamm
oder nach dem Manne, der sie zusammengebracht
zu ihrem Geschäft angestellt hatte, benannt wur
So gab es *Bruttiani*, *Britanni*, *Gelliani*. Eben so
ren auch die zahlreichen kaiserlichen Sklaven in
theilungen geordnet, wahrscheinlich nach dem Na
eines kaiserlichen Freigelassenen benannt, von dem
der Kaiser ererbt oder sonst wie überkommen h
Wie ehemals die Beamten der Republik Servi p
zu den niederen Dienstleistungen erhielten, so w
auch den Beamten des kaiserlichen Fiscus *servi*
saris überwiesen, die dann meist in demselben Ge
blieben, wenn auch die Beamten wechselten. Hr.
vasio citirt aus Fabretti Inscr. dom. p. 37, 183
Inschrift, worin *Secundus Caesaris nostri servu*
scentianus dispensator Vigesimae Hereditatium ge
ist. Die Abgabe der Vigesima war eine Hau
nahme ursprünglich der Militairkasse, bald des k
lichen Fiscus; immer wurde sie von kaiserliche
amten, nicht von Senatsbeamten erhoben. Deshal
der Procurator Caesaris in Asien, obgleich die
Senatsprovinz ist, als Beaufsichtiger einer kais
Abgabe auch kaiserliche Sklaven in Officio.
Einnahme und Berechnung der Vigesima here
nach Provinzen waren, wie Hr. Gervasio aus I
ten nachweist, Procuratores, Subprocuratores,
larii, Adjutores tabularii, Librarii, A Comme
Dispensatores, Arcarii angestellt.

Von diesem Servus Caesaris wird gesagt
exiebat in officio Asiae arcarius Vigesimae.
erklärt Hr. Gervasio: er starb. Es wird ihm
diese Bedeutung des Worts zu belegen; erst i
pendix kann er eine christliche Inschrift, die in
1801 ausgegraben wurde, dafür anführen: *eci*
Kal. Januarias. Aber das Imperfectum läfst e
unberücksichtigt, was doch unmöglich Lateini
gebraucht werden kann. *Qui exiebat* ist vi
zu verstehen: der auf der Reise nach Asien
fen war.

Die zweite in Messina gefundene Griechis
schrift:

Digitized by Google

Θεοῖς καταχθονίοις
Ἀνδρόβιος Λύκιος ναύκληρος
Ἔζησε ἀπρόςκοπτος
ἔτη λρ· Ἀπολλώνιος σὺν
Μουσαίῳ καὶ Θεοδώρῳ ἀδέλφῳ
Ἰδίῳ μνημῆς εἵνεκεν ἐποίησε

ichts Merkwürdiges aufser einer Wortform. Der fer Androbios aus Lykien hat 36 Jahr ἀπρόςκο- unanstöfsig) gelebt. Die Lexika haben nur ἀπρός- ; doch weist Hr. Gervasio ἀπρόςκοπτος aus dem envater Basilius nach.

Wir scheiden von Hrn. Gervasio mit Dank und ng für sein Bemühen der Alterthumswissenschaft lich zu sein.

C. G. Zumpt.

LII.

rèce continentale et la Morée, par J. A. hon. Paris, 1844.

langer Zeit ist uns keine, das neue Griechenland zum nde habende Reisebeschreibung vorgekommen, die uns m Grade, wie die vorliegende, angezogen hätte. Zwar ion der Name des Verfassers eben so für das Interesse, die Belehrung, die man hier finden zu können hoffen llein man fühlt sich, wenn man nun das Buch selbst d mit dem Verfasser durch die von ihm besuchten nd Gegenden Griechenlands wandert, theils von den nden, die uns hier geschildert und über die wir hier rden, mögen sie uns auch in vielen Beziehungen noch ngen, theils von der anmuthigen Weise, wie der Ver- uns nahe rückt, so gefesselt, dafs wir, wo die Schil- nd Mittheilungen desselben der Gegenwart angehö- selbst unter dem griechischen Himmel zu wandern Luft zu athmen uns einbilden könnten. Dazu kommt, Verfasser durchaus nicht mit einer immerhin stören- tigkeit etwa blofs dem griechischen Alterthume sich dafs er vielmehr die unmittelbare Gegenwart des d Volkes mit ihren verschiedenen Seiten, auch mit n Schattenseiten, die sie darbietet, vorzüglich ins . Hängt er dagegen, in Folge seiner früheren Ge- dien, mit einer gewissen Vorliebe an der Geschichte lters und an den Zuständen, wie sie damals in Grie- aren, so kann doch das im Allgemeinen nicht ge- len, und um so weniger, je nothwendiger es für ist, die fremdartigen Elemente, die auch von die- ier in Griechenland sich festgesetzt, und die sich er weniger sichtbaren Spuren nicht blofs auf der les Landes, sondern in dem Leben und in den Ver- les Volkes selbst erhalten haben, bei der Beurthei- en nicht aufser Acht zu lassen. Ueber die öffent- ältnisse der neuesten Zeit gewährt der Verfasser in seinen Mittheilungen vielfach belehrenden Aufschlufs, und namentlich mögen sich hier Manche Manches gesagt sein lassen, was zwar für sie selbst unangenehm sein mag, aber nichts destoweniger wahr bleibt und besonders auch über die Katastrophe des dritten Septembers 1843 manches Licht verbreitet. Denn der Verfasser hat die Politik und politisches Raisonnement keineswegs ganz ausgeschlossen; doch kann auch dies Niemand tadeln wollen, der erwägt, wie sicher und für Andere überzeugend sich über dergleichen an Ort und Stelle und in der Unmittelbarkeit des Lebens selbst urtheilen läfst, — sicherer jedenfalls und überzeugender, als in weiter Ferne und in der Kanzlei der Diplomaten. Auch hier wird es getadelt (S. 48), dafs man das Königreich Griechenland so eigenthümlich gestaltet habe, dafs man einzelne Theile des festen Landes und einzelne Inseln, deren Bewohner die Waffen gegen die Osmanen ergriffen hatten und durch ihren Hafs gegen dieselben sich ausgezeichnet, von dem neuen Staate ausgeschlossen, dagegen andere Inseln, wo sich nicht die geringste Sympathie für die Revolution ausgesprochen, ihm einverleibt hat. Die Geschichte mit der Linie Alexander VI. hat sich da im 19ten Jahrhundert wiederholt! — Anders urtheilt der Verfasser über die griechische Nation und über die Entwicklung des griechischen Staats. „Eine lange Anarchie", sagt er S. 113, „hat das griechische Volk keineswegs um den Sinn für Ordnung gebracht; ein Jahrhundert langes Joch hat seinen Stolz nicht vernichtet; ein eben so langer Despotismus hat es nicht unfähig gemacht zu einer geregelten Freiheit; eine lange Unwissenheit hat ihm nicht den Geschmack an den Wissenschaften, ein langes Unglück nicht die Liebe zur Arbeit geraubt; eine unsittliche Herrschaft hat nicht in das Heiligthum des Hauses eindringen und die Sittlichkeit daraus verdrängen können; eine erniedrigte Religion hat ihm nicht die Unduldsamkeit nach dem Siege eingegeben, und die Duldsamkeit ist bei ihm nicht zur Gleichgültigkeit geworden: es findet sich bei dem griechischen Volke ein glücklicher Bildungsstoff in nicht geringem Grade. Allerdings ist auch noch viel Böses auszurotten. Ein Volk bleibt nicht ungestraft Jahrhunderte lang unter ungebildeten Herrschern und Machthabern, denen es schmeicheln oder die es betrügen mufs. Die Geschlechter arten schnell aus, aber nur langsam kehren sie zum Guten zurück; denn das Letztere kann nur in Folge von bürgerlichen Einrichtungen und politischen Anstalten geschehen, deren Wirkungen immer langsam sind. Dennoch hat Griechenland schon viel geleistet", u. s. w. — Eine interessante Bemerkung, die bei Erklärung des am 3. September 1843 zum Ausbruch gekommenen Deutschenhasses zu Rathe gezogen zu werden verdient, macht der Verfasser S. 182. „Die Deutschen", sagt er bei Gelegenheit des Besuchs der in Heraklia gegründeten bairischen Colonie, „sind arbeitsam und ehrlich; aber sie verstehen nicht eine Gutmüthigkeit und Einsicht, deren Formen von den ihrigen verschieden sind, und ihre löblichen Eigenheiten, wie ihre Fehler, stehen in keinem Einklange mit den Eigenheiten und Fehlern der Griechen. Die Deutschen leben für sich, bleiben ihren Gebräuchen unabänderlich getreu, haben keinen Einflufs auf die griechische Bevölke-

Digitized by Google

rung, und nehmen keine der dem Klima eigenthümlichen Verbesserungen an. Sie mischen sich nicht in die Reihen der Griechen; sie halten sich vielmehr fern von ihnen. Sie sehnen sich nach ihrem Vaterlande und kehren in dasselbe zurück, sobald sie, durch die Gunst der Regierung oder ihre eigene Sparsamkeit, Etwas erübrigt haben", u. s. w. Damit verbinde man nun zugleich Dasjenige, was an verschiedenen Stellen des Buchs über die Antipathie der Griechen gegen die Baiern gesagt wird, von der der Verfasser auf seinen Wanderungen durch das Land vielfache Beweise erhielt. So kam er z. B in ein Kloster Pursos bei Wrachori in Rumelien, und erfuhr daselbst von einem baierischen Angestellten, der kurz vorher dort gewesen, sich für einen Franzosen ausgegeben hatte, und als Solcher von den Mönchen auf die zuvorkommendste Weise behandelt worden war. Als Letztere die wahre Bewandnifs der Sache erfahren hatten, waren sie aufser sich über ihre Artigkeiten und Höflichkeiten gegen den verkleideten Baiern, und bereuten es höchlich, dafs sie ihm ihr bestes Quartier und von ihrem besten Weine gegeben hatten (S. 356). „Diese Antipathie gegen die Baiern", bemerkt der Reisende, der in den Jahren 1840 und 1841 dort war, bei dieser Gelegenheit, „durchdringt alle Klassen der Bevölkerung Griechenlands".

„Nur der König ist geliebt, weil man ihn als ganz Grieche geworden betrachtet. Aber alle Bemühungen, Griechenland unter eine baierische Regentschaft zu stellen, ihm eine baierische Armee, baierische Beamte, baierische Uniformen und baierische Gerichte aufzubürden, — Alles, was den Anschein und den Zweck hatte, Griechenland zu einer baierischen Kolonie zu machen, hat in den Gemüthern des Volks den tiefsten Unwillen gegen die Baiern erregt. Das griechische Volk ist lebhaft, klug, eifersüchtig auf seine Nationalität; es will auf seine Weise regiert werden; es will gehen, still stehen und laufen, wie es ihm beliebt; und König Otto, der zu sehr an dem Lande hängt, dessen Zukunft ihm anvertraut ist, sieht auch viel zu gut ein, welche Rücksichten er dieser Empfänglichkeit, diesen Volkseigenthümlichkeiten schuldig ist, und welchen Vortheil er von einem solchen Nationalcharakter zu ziehen vermag". Und an einem andern Orte (S. 464) sagt er: „Die Griechen der untersten Klassen des Volks sind von einer natürlichen Gutmüthigkeit und Höflichkeit, und die Regierung hätte dies, so wie ihre Localgewohnheiten, trefflich benutzen können. Kann man es dagegen wohl begreifen, dafs die Regentschaft, die aus Baiern bestand, welche weder die Sprache, noch die Sitten des ihnen zur Regierung angewiesenen Volks kannten, sich nicht die mindeste Mühe gegeben, es nicht im Geringsten als ihre Pflicht angesehen habe, die Localgewohnheiten in Betreff der Bewässerung, der Behandlung der Wälder, der Weiden, und aller der Einzelheiten des Acker- und Landbau's, so wie des Gemeindewesens, die allen Griechen so wohl bekannt sind, die von ihren Gemeindeversammlungen so richtig gewürdigt werden, und die sich vi leicht seit den ältesten Zeiten der griechischen Republi erhalten haben, zu sammeln? Aber Griechenland und die G chen, das ist Das, um was sich die baierische Reg schaft am wenigsten gekümmert zu haben scheint. Der j König, der ihr nach erlangter Mündigkeit in der Regi nachfolgte, hat dem Volke, das er liebt und von wel auch er stets geliebt worden ist, sein Wohlwollen in h Grade zu erkennen gegeben; allein, obgleich er eifri müht gewesen, die Sachen in den geringsten Einzel kennen zu lernen, und obgleich die Griechen, die ma unruhig verschrieen, geduldig der Gewährung dessen, man ihnen schuldig ist, harren, ist doch noch Alles zu und die Nichtgewährung einer politischen Verfassung, sie den Wünschen des Volks, seinen Gewohnheiten u sichten angemessen ist, wird am Ende ihre Geduld den". Eines interessanten Zugs in dem Charakter der gen Griechen gedenkt der Verfasser S. 421: „Wie die Hellenen nicht nur eine tiefe Anhänglichkeit für ihr ge Vaterland, sondern auch für die Gemeinde hatten, angehörten, und die ihnen wie eine grofse Familie e für die der Einzelne jedes persönliche Opfer gern dar so dafs ihnen in manchen Beziehungen die Localge mehr galten, als die grofsen Nationalgötter, so ist w jetzigen Griechen diese innige Anhänglichkeit an meinde, deren Glieder sie sind, eigenthümlich, und m sagen, dafs diese Anhänglichkeit, neben der Relig Nationalität der Griechen besonders wirksam gegen ken, bei welchen dergleichen gänzlich fehlt, beschüt

So viel mag hier genügen, um auf die vorlieg durch Festgriechenland und Morea aufmerksam z Weiter ins Einzelne einzugehen, ist unthunlich u nach dem oben Bemerkten, unnöthig. Zu bedauern i der Verfasser seine Schilderungen nicht zugleich u überaus wichtigen und interessanten Inseln des A erstreckt hat, deren Eigenthümlichkeiten, trotz des von Rofs, noch nicht genügend bekannt sind. Ist gens in dem ganzen Buche die, jedoch keineswegs einseitig-befangene Liebe zu den Griechen, und und Unparteilichkeit, womit der Verfasser über und die dortigen politischen Zustände betrachtet, Grade wohlthuend gewesen — eine Milde und U keit, zu der man sich neuerdings namentlich in D nicht immer hat erheben können, — so müssen wir bemerken, dafs uns in der Vorrede eine gewisse f Grofssprecherei in Betreff des thätigen Interesse Sei reichs an Griechenland und der französischen Politik griechischen Staat nicht wenig lästig gewesen ist, u als dabei die Note Guizots aus dem Jahre 1842 ganz worden zu sein scheint.

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LIII.

ıscheVerfassungsgeschichte von Georg Waitz. Band. Kiel, 1844.; *Schwers'sche Buchhandıg.* 8.

ndem man Völker wesentlich als erweiterte Stämliese als Familienausbreitungen nimmt, kömmt eicht auf den Gedanken, es sei doch hauptsächin physisches Moment, was die Völker consti- Nun ist diese natürliche Grundlage der Völker ngs auch von gröfster Wichtigkeit; von höherer als diejenigen gewöhnlich in ihren Ausführungen nnt haben, die doch ganz von jener Auffassung ilker auszugehen schienen. Dennoch werden wir ıten müssen, es ist *der Geist allein, der die schafft,* obwohl für diese Schöpfung der physiGrund und Boden, auf dem sie vorgeht, eine ung und ein Bedingendes ist. Schon eine Faöfst einzelne, natürlich zu ihr gehörige, Eleab, zieht andere ihr von Natur fremde an — Liebe, andere um Lohn, in den Jahrhunder- Urzeit auch mit Gewalt. Aber selbst diese nm an die Familie herangezogenen Elemente nicht ohne Wirkung auf ihre Bildung, auf ihr — ganz zu geschweigen, dafs bei der Fort- einer Beziehung durch mehrere Generationen er ursprünglich gewaltsam herangezogene Haus- in seinen Nachkommen zum sittlich verbunde- nn auch noch dienstbaren Gliede der Familie en pflegt. So haben sich unter den Augen der dischen Geschichtsschreibung keltische und slaromanische und sogar jüdische Elemente unseke vermählt; während dagegen fortwährend ı der Völkerwanderung; dann in den Kreuzzünn in deren Fortsetzung an der Ostsee und in sischen Niederlassungen; dann in den vielen , die mit deutschem Söldnerblute in Europa geführt worden sind (und sie sind's fast alle); endlich in dem Wanderzuge nach Amerika und Australien eben so viele ursprünglich und ihrer Natur nach dem deutschen Stamme angehörige Elemente, oder vielmehr bei weitem zahlreichere sich abgetrennt und fremden Völkern angeschmiegt haben, oder für neue Völkerbildungen einen fruchtbaren Humus abgeben. Ein fortwährendes Anziehen und Abstofsen findet statt; und nun sind es allerdings zum Theil scheinbar ganz äufserliche Dinge, von welchen Anziehung und Abstofsung ausgehen; der eine findet beim heimischen Volke nicht hinreichenden Nahrungsstand, der andere hat sich bürgerliche Verhältnisse unwiderbringlich verdorben u. s. w.: allein liegt nicht alle dem auch immer wieder eine geistige Kraft zu Grunde? warum findet der eine Eingeborene keine Nahrung mehr, wo vielleicht zehn Ausgeborne sie bequem erreichen, als weil das Volk in einem Zustande angekommen ist, wo es seine Arbeitsbedürfnisse durch Kräfte, Geschicklichkeiten und Neigungen ergänzen mufs, die sich eher bei fremdem Volke als bei heimischem finden? — und dafs ein Volk einen gewissen Zusand seines bürgerlichen, gewerblichen, commerziellen Lebens erreicht, ist doch gewifs ein Resultat hauptsächlich seines geistigen Lebens. Warum können ganze Anzahlen von Menschen das Leben in den heimischen Verhältnissen nicht mehr ertragen? warum verderben sie sich die heimischen gesellschaftlichen Beziehungen? — scheinbar freilich immer um Einzelheiten willen. In der That ist's nicht so — wer nur an eine Einzelnheit sich stiefse, und im Ganzen das Leben der Heimath mit inniger Liebe umschlösse, der ertrüge es trotz der Einzelnheit; der Grund ist auch hier ein allgemeiner; Kräfte, Neigungen, die in einer früheren Periode genährt und gebraucht wurden, werden durch die fortgehende Lebensgestaltung beengt, verkümmert, aufs trockne gesetzt, weil ganz andere Puncte des sittli-

Digitized by Google

chen Lebens zu Schwerpuncten geworden sind — da fühlen sie sich abgestofsen und wenn sie die Mittel haben, ziehen ihre Inhaber, ihre Träger aus. Kurz! wie in dem einzelnen Menschen körperlich und geistig fortwährend neue Elemente hindurchgehen und von ihnen Theile assimilirt, andere ausgestofsen und abgeschieden; auch die assimilirten wieder später zum Theil ausgesondert und erneuert werden, und wie bei diesem Procefs der Geist das Herrschende, das zuletzt allein Bestimmende ist; *das* ist, was im Leben sich *den Körper schafft* und aneignet, so wie es ihn zu seinen Beziehungen und Trieben braucht (nur nicht willkührlich, sondern in gröfstentheils unbewufster Wirksamkeit); wie überall der Körper das Product des Geistes ist, so ist's auch im Leben der Völker. Hinsichtlich unseres Volkes können wir diesen Bildungsprocefs seit der Taciteischen Zeit als einen ununterbrochen thätigen beobachten — sollte es früher anders gewesen sein? Tacitus freilich sagt uns: „Ich selbst trete den Meinungen derjenigen bei, welche Germaniens Völker durch keine anderwärtige Verbindungen mit anderen Völkern verunreiniget, ein eigenthümliches, ungefälschtes, nur sich selbst ähnliches Volk geworden glauben. Daher auch des Leibes Beschaffenheit, obschon bei so grofser Menschenzahl, die gleiche; allen sind trutzige und tiefblaue Augen, röthliche Haare, grofse und nur zum Angriff starke Leiber" — allein, wenn wir auch ganz den Gedanken fallen lassen, dafs Tacitus seine Beschreibung der deutschen Physiognomie vielleicht nur vielen Einzelnen entnahm, die ihm zu Gesicht kamen, nicht einer genauen Musterung der ganzen Nation; dafs er in dieser Beschreibung nur den allgemeinen Eindruck wiedergab, den die deutschen Völker den Römern machten, haben wir doch zu bedenken, dafs gerade diese selbe Charakteristik von alten Schriftstellern auch in Beziehung auf mehrere unzweifelhaft keltische Stämme z. B. auf die keltischen Belgier gegeben wird; dafs sie noch in diesem Augenblicke mehr auf keltische Schotten der Hochlande pafst als auf die gegenwärtigen Bewohner unseres Landes; und — was die Hauptsache ist — dafs Römer gewöhnt waren bei ihren Völkercharakteristiken die sclaven, die unfreien Leute als null anzusehen. Wo würde es Tacitus eingefallen sein, die Millionen Sclaven nichtrömischer, nicht einmal italischer Abkunft in Italien und Sicilien zum römischen Volke zu rechnen? von ihnen nur als einem Bestandtheil desselben zu reden? Also redu sich seine Charakteristik jedenfalls darauf, dafs *freien* und *edlen* Germanen seiner Zeit durchaus Physiognomie hatten, wie sie damals dem Norden ropa's eignete — und selbst angenommen, dafs Blut der *edlen* und *freien* Geschlechter bei der samen, jedenfalls mit dem Schwerdte in der Hand findenden Ausbreitung der deutschen Stämme Asien herüber bis in das mittlere Europa in G rein und unvermischt geblieben sei (was wir aller bei der religiösen Achtung vor der Familienrei des Blutes in den Urzeiten als einen möglichen selbst wahrscheinlicheu Fall zu setzen haben): Tausende und Abertausende Unterworfener war falls zu des Tacitus Zeit schon ein mächtiger E auf Sprache und Bildung geübt worden — be entfernter im deutschen Osten wohnenden V mufs dieser Einflufs durch die höhere Stellung selbst Freigelassene bei diesen Stämmen er konnten, auch schon tiefer in die Volksmischu gegriffen haben. Es ist ein Verhältnifs wie je Nordamerika — die westlichste Bevölkerung, d back - wood - setlers trägt ein *durchgehend amerikanisches* Gepräge; in den östlichen S auch in den dichter bewohnten östlichen D der westlichsten Staaten (wie in Missouri cansas) finden sich schon deutlicher noch di ren Einmischungen anderer europäischer Dabei ist aber zu bedenken, dafs wenn u ein Regiment Kalmücken sieht, ihm die Leut ununterscheidbar gleiche Physiognomie zu haben nen, während der darin dienende Kalmücke Mann desselben sehr stark vom anderen zu unte den und noch sehr deutlich etwaige slawisch tartarische Einmischung in den Physiognomie erkennen weifs. Uns erscheint ein Pennsylvan von Vater und Mutter und allen vier Grofseltern ist, wie Referent mehrere gesehen hat, wenn Generationen dieser Grofseltern und Eltern selbst in Amerika gelebt haben, *vollkommen al amerikaner*, während das geübtere Auge in A sofort noch das deutsche Blut an ihm erkenne Summa! wenn den Römern die westlicheren, ih meisten begegnenden Germanen, die *Schützen* posten) und *Schossen* der germanischen Welt (

Digitized by Google

altdeutsch auszudrücken) wesentlich in *einem* entgegen traten, so dürfen wir aller der Umnicht vergessen, die das möglich machten trotz lafs im Rücken derselben schon Jahrhunderte, h Jahrtausende lang derselbe Amalgamations- menschlicher Bildung gedauert hatte, der alle geschichte von Anfang an begleitet hat. Darum eibt es nicht minder interessant, ja! historisch lich nach dem rothen Faden zu forschen, der die eigentlich *volksbildende*, *volksschaffende* als der deutsche Grundton wahrnehmen läfst, ll dies Anziehen und Abstofsen von Elementen — *nach dem magnetischen Punct, der Deut- Deutschem macht*; denn dies ist der ursprüng- ist unseres Volkes, wie er sich die Träger Vollens gesucht und geschaffen hat, von An- da er als ein unterschiedenes auftrat bis auf igen Tag — dieser Geist ist das Ursprüng- nd wie durch eine solche geistige Sonderkraft der unser deutsches Volk aus der breiteren ge der germanischen Welt, so hat sich diese che Welt durch eine ganz verwandte Kraft aus der noch breiteren Grundlage der nord- hen Menschheit herausgebildet. Herr Prof. at sich auf diese früheren Bildungsprocesse gelassen, glücklicherweise für seine Aufgabe elassen, ja! verständigerweise bei seinen Zie- nich darauf einlassen dürfen. Die Verfas- hichte ist nicht der eigenthümliche Boden, nn diese Fäden (diese anatomischen Schnitte, wir sagen) über Tacitus hinaus verfolgt wer- en, ohne bei jedem Schritte in die Gefahr en, sich von historischem Wege zu verir- aufser der *Sprache* wüfsten wir kaum ein ser Forschungen zu nennen; aber wir durf- die Sache in Beziehung nehmen, da man ige auch Andeutungen, die *nichts* sein wol- *rsuche der Orientirung*; die gar keine be- grundlegende Bedeutung in Anspruch neh- nan einer Anzeige auch *kecke Einfälle* zu wird. Am fernsten Horizont treiben noch in die Höhe; ob es Segel sind, oder trei- erge, oder wieder verschwindende Wolken- oder das erste Auftauchen einer schneebe- birgszacke, mag wenigstens einer Bespre- lem Verdecke werth sein — dafs der Steuermann seinen Kurs darauf richte, aufser wenn er in der Hungersnoth um jeden Preis ein Segel sucht, oder aus anderen bewegenden einzelnen Gründen, kann nicht verlangt, in der Regel nicht einmal gewünscht werden. Als ein solches Gespräch auf dem Hinterdeck des Schiffes möge aber der günstige Leser einen Theil dieser Anzeige betrachten.

Doch vor allen Dingen haben wir von dem Kurse unseres Steuermannes zu reden, von der Länge und Breite, unter denen wir mit ihm segeln. Herr Prof. Waitz geht von dem Satze aus, erst von dem Vertrage von Verdun an gäbe es ein *deutsches Reich*, welchen Satz wir bis auf den gewählten Anfangspunct (denn diesen möchten wir lieber auf den Tag von Karls des Dicken Absetzung verlegen) als richtig anerkennen d. h. wir stimmen ein, dafs sich erst aus dem grofsen Karolingerreiche ein besonderes deutsches aussonderte und bildete, was früher nicht vorhanden war, obwohl deutsche Völker da waren; ja selbst *das deutsche Volk* bildete sich erst in der Zeit von Karls des Grofsen Tode bis zu Karls des Dicken Absetzung, und früher war durchaus nur ein Stammbewufstsein, kein Volksbewufstsein vorhanden. — Nun! jenem Satze von der Entstehung des deutschen Reiches im neunten Jahrhunderte fügt der Verf. hinzu: „aber die Grundlagen, auf denen es beruhte, die Zustände, die in ihm herrschten, gehören wesentlich der früheren Zeit an; alle politischen und rechtlichen Elemente der deutschen Reichsverfassung haben hier ihre Wurzel; in zusammenhängender nie ganz unterbrochener Entwickelung sind sie hervorgewachsen, und es ist uns in den meisten Fällen vergönnt, eben den allmähligen Fortschritt, die stufenweise Ausbildung der Keime, die Umbildung der ursprünglichen Institutionen zu dem was später bestand zu erkennen". Deshalb also mufs Hr. Prof. Waitz bei der Darstellung der deutschen Verfassung auch weiter und über den Verduner Vertrag zurück greifen; doch nicht über die Taciteische Zeit zurück, da in dieser uns von dem grofsen Römer dargestellten Periode sich zuerst mit geschichtlicher Klarheit Verfassungs-Verhältnisse unterscheiden lassen. Mit richtigem Tacte ist in diesem ersten Bande, welcher die Zeiten vor der grofsen Völkerwanderung darstellt, die Analogie späterer Zustände zur Erklärung früherer benutzt; dabei aber ist glücklich abgeschieden worden, was ganz singulären Dingen, wie den speciellen

Digitized by Google

Einrichtungen des Frankenreiches, oder der isländischen Coloniegründung u. s. w. angehört und dessen Herbeiziehung nicht eine Erläuterung, sondern vielmehr eine Irreführung gewähren würde. „Während wir suchen aus der Vergleichung späterer Zustände ein helleres Licht auch über die älteren Zeiten zu verbreiten, müssen wir jederzeit warnen, dafs man nicht zu weit auf diesem Wege gehe; es thut Noth die Unterschiede hervorzuheben und darauf hinzuweisen, dafs nicht immer alles so war, wie es sich später zeigt". Wir bekommen so ein reiches und doch höchst sauber gezeichnetes Bild der ältesten in vollerem Lichte erkennbaren politischen Zustände unserer Altvordern; ein Bild, in welchem einerseits dem herrlichen Rechts- und Freiheitssinne der deutschen Stämme alle gerechte Anerkennung geworden; von dem aber zugleich alle Nebel, welche phantastische, wir möchten sagen: wüste Freiheitsvorstellungen nur zu vielfach verbreitet haben, abgewehrt sind. „Was Jeder für sich ist, ohne Rücksicht auf die Gemeinschaft, in der er steht, sei es die der Familie oder des Staates, das gehört weder dem Rechte noch der Geschichte an; ob er da thun durfte, wozu er den Willen und selbst oder mit Hülfe Anderer die Kraft hatte, ist eine Frage, die ganz aufserhalb aller historischen Betrachtung liegt; das ist eine Freiheit, mit der wir wenigstens uns nicht zu beschäftigen haben. So wie sich ein Gesammtbewufstsein gebildet hat, der Einzelne ein Glied des gröfseren Ganzen geworden ist, hat es damit ein Ende; *sich eine Gemeinde, Gemeindeverfassung* und zugleich *jenen* Begriff von Freiheit zu denken, ist ein Widerspruch, den Niemand zu lösen vermag".

Sollen wir nun, nachdem wir Aufgabe und Haltung des Buches charakterisirt haben, zugleich die bedeutendsten Resultate der Untersuchung angeben, so halten wir folgende für dieselben: *erstens* ist der Unterschied *der* Stellung, welche Tacitus als Principat bezeichnet, der Unterschied also der bei ihm begegnenden germanischen *principes* streng nachgewiesen einerseits in Beziehung zu den *nobiles*, andererseits in Beziehung zu den *reges*. Die principes sind kein Adel, obwohl es edle Geschlechter gibt und das Zugehören zu diesen den Weg zum Principat auch erleichtern mag; aber eben so wenig sind die principes etwas Analoges mit den reges; ihre Stellung ist eine Gemeindebeamtung, zu der die edle Geburt nicht no wendig, mit welcher eine Erblichkeit wie die des K nigthums nicht verbunden ist. Diese Darstellung Auffassung gewährt nun die weitgreifendsten Co quenzen, denn da sich, was zeither vom ältesten schen Adel behauptet ward, zum Theil auf die St stützte, welche der principes gedenken, und Stellen für diesen Zweck nun aufzugeben sind scheint uns auch der Adel mit etwas anderer siognomie in diese Verfassungsverhältnisse hen zeichnet; und eben so das Königthum, was hauptsächlich den schon in der politischen Ent lung weiter fortgeschrittenen nordöstlicheren St theils durch Eroberungsverhältnisse und Krie gegangenen einzelnen Völkerschaften anheimfa *zweites* wichtiges und besonders durch seine den Consequenzen weitgreifendes Resultat ist endliche gänzliche Beseitigung jenes barocken tischen Fundamentes einer germanischen *Gesa schaft*, mit welchem Ref. gesteht, nie etwas Rec ben anfangen zu können, was auch in neuester Z ziemlich allgemein im Grunde bei Seite gelass

Wir haben also in diesem ersten Ba deutschen Verfassungsgeschichte eine aus der Quellenkenntnifs, mit Berücksichtigung deutenden Vorarbeiten unternommene, auf historische Mafs zurückgeführte Darstellung sten deutschen Verhältnisse, aus welcher si meinde der Freien und ihr Recht als die des ganzen Volkslebens ergiebt. Dafs dies lung überall auf nüchterner, kritischer fundamentirt ist, brauchen wir bei einem Waitz nicht erst hervorzuheben.

Und nun nachdem wir Umfang und Ziel seine Mittel und Wege, seine Richtung angedeutet, sei es uns vergönnt, die Blick zont etwas herumschweifen zu lassen. D wir als einen entfernten dunklen Punct Stammsage, die uns Tacitus in grofser Be Plinius offenbar in unbestimmterer Fassung g nirgends weiter in deutscher Welt zu erblicke in Anklängen von Einzelnamen; die aber in g stimmtheit später wieder zum Vorschein kön keltischen Stämmen, bei dem wälschen Nenni gaëlischen Dichter des Liedes: „a eolcha

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

utsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Bei den Kelten enthält die Stammsage eine mordnung, welche aufser den deutschen Völ- auch die keltischen, also ganz Nordeuropa, eit es den Römern bekannt ward, umfafst; Taci- eschränkt die Deutung nicht ausdrücklich, aber ahr nur auf Germanen. Ist nun aber diese age rein deutsch? Hat sie Tacitus, hat sie nicht aus der Gegend, welche die Römer vor- eise Germania nannten, wo zuerst der Name ani aufkömmt, wo sich Kelten und Deutsche be- , wo sie räumlich durcheinander wohnen, mit Worte: aus Belgien? Wir wollen weniger gel- achen den schon angeführten Umstand, dafs die Sage bei den Deutschen fast verklungen, ttelpuncte keltischer Bildung in Wales aber er- ist; wir wollen weniger geltend machen, dafs e selbst in ihrer Form sehr an die schon früh echende keltische Form der Triaden erinnert; e Namen selbst, die aus deutschen Wurzeln schwierige Deutung zulassen, sind keltisch so zu deuten. Obenan steht der Name *Tuisco uisto*; letztere Form gibt deutsch gar keinen rstere nur schwierige und eine nach mehreren schwankende Erläuterung — gaëlisch ist *Tuisto* ieben: tuisteadh) der Vater, Erzeuger, Schöpfer, r; von tos, tois, tuis oder tus, d. i. „der An- er oder das erste", auch: „der Fürst"; *tuisdis* der Anfang, die Schöpfung. Zu zweit steht me *Mannus*, deutsch, von der Wurzel *minnan*: enkende Wesen" — gaëlisch von *meinn*, der das Gemüth, die Liebe, Gnade (hinter welchem etymologisch ein älteres: *meann* liegt, wie as Compositum: mean-madh, Grofsherzigkeit, Sinn zeigt), bedeutet *Mann* geradezu „*Gott*" O'Reilly; dafs es aber ursprünglich nur ein den- kendes, leitendes Wesen bezeichnet, sieht man aus dem Compositum: *ar-mann* „der Anführer, Fürst"; eigentlich: „Landes-denker". Bei diesem Namen begegnen sich also deutsche und keltische Etymologie. Grimm führt aus Frauenlobs Gedichten die Namensform *Mennor* an, und glaubt, dafs diese Form auf selbstständiger Tradition ruhe; es wäre eine recht ächt keltische Form, denn *meanuir* heifst gaëlisch „der Gedanke" und *meanoir* würde heifsen: „der Denker, der Sinner". Vielleicht lacht mancher Leser, dafs Referent bei diesen Einfällen in der Keckheit so weit geht, mittelalterlichen deutschen Traditionen geradezu keltische Wortformen unterzulegen; glücklicherweise lassen sich einige Beispiele beibringen, welche die Sache sofort in's Klare bringen werden, wie lange unter dem Volke der westdeutschen Gegenden keltische Wörter in aller Ursprünglichkeit gehaftet haben. Wir haben in neuester Zeit öfter gehört: *Alaf Cöln!* ja man hat auch gelesen: *Alaf Deutschland!* Der Ausdruck ist nicht blofs in Cöln, er ist, so viel Referent weifs, durch das ganze ursprünglich keltische Rifland verbreitet; auch in Achen sagt man: *Alaf Oche en wenn et versönk!* „Preis sei Achen! oder: „Hoch steht Achen, auch noch wenns unterginge"! Wir glauben nicht, dafs schon jemand den Versuch gemacht haben wird, den Ausruf deutsch zu erklären — er ist ein ganz keltischer. Im Wälschen heifst *alaf*, Glück, Reichthum, Herrlichkeit; im Gaëlischen *eallamh* (sprich: allav) Fülle, Gesundheit, Reichthum, Herrlichkeit — über die ganze jetzt noch keltisch redende Welt tönt dieses alaf oder allav beim deoch slainte (beim Gesundheittrinken) als Hochwunsch — in Nordwestdeutschland hat sich's erhalten als nun unverstandener aber religiös bewahrter, feierlicher Jubelruf. Ein zweites Beispiel gewährt Südwestdeutschland: im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bricht in Würtemberg ein Bauernaufstand aus, dem eine Verschwö-

Digitized by Google

rung zu Grunde liegt; diese Verschwörung führt den Namen: *der arme Kunrad.* Noch hat Niemand die Benennung irgendwie genügend erklären können; sie ist aber gar nichts als das im Volke erhaltene gaëlische Wort *cunnradh* (wälsch: *cymrawd*), die Verbindung, Verschwörung. Aus schweizerischen Dialekten und Ortsbenennungen liefsen sich noch eine ganze Reihe Beispiele häufen; es mag zur Erläuterung an diesen beiden einstweilen genug sein. Zunächst haben wir nur noch anzuführen, dafs für die oben angegebenen gaëlischen Etymologieen von Tuisto und Mannus auch im Wälschen die analogen Exponenten zu finden sind, denn dem gaëlischen tuis oder tus entspricht wälsches *twys*, die Spitze, das Aeufserste, das Haupt und *tywys*, die Führung, Einleitung; dem gaelischen meinn entspricht wälsches *myn* (spr. mön) das Gemüth, der Wille, wovon *mynw* (spr. mönu) das mit Willen begabte Wesen, die Persönlichkeit.

Wir gehen nun weiter von dem Beginner und Denker zu des Letzteren Söhnen fort, die Tacitus zwar nicht selbst nennt, deren Namen aber sich aus den damit zusammenhängenden Stammnamen mit ziemlicher Sicherheit als *Ingo* (oder: Ingeno), *Isco* und *Hermino* herstellen lassen, und welche Nennius: *Negno*, *Hessicio* (Ysicion und Usicion haben andere Lesarten) und *Armeno* nennt. In dem Worte Negno ist das anlautende n offenbar nur ein euphonistisch an das Wort tretendes, wie so tausendfältig in keltischen Sprachen vor Vocalen; die Form *Ægno* führt uns aber auf das wälsche *Eigion*, das Meer; das Wort ist gaëlisch: *aigéin;* bretonisch: *aien* „der Ocean". Da überdies Handschriften des Tacitus statt Ingaevones lesen: Ingenones, Ingaenones, Jugaenones, dürfte dieser Name für *die* Nordleute, qui *proximi oceano* in Widerspruch mit den bisherigen Ausgaben, die wohl durch die Form Iscaevones bestochen die Lesart Ingaevones, welche allerdings auch in guten Handschriften vorkömmt, vorzogen, herzustellen sein. In dem Worte Hessicio ist ebenfalls das euphonisch anlautende h zu tilgen und die Formen Essicio, Ysicion, Usicion führen nun auf wälsches *ysgiaw*, gaëlisches *aisc* — dies Verbum bezeichnet ursprünglich die Handlung des *reinmachens* eines Terräns, also des Weghauens von Bäumen, Wegbringens der Gegenstände, die die Oberfläche stören („to *clear*, to *clean*"), dann heifst das gaëlische Wort auch überhaupt etwas rein darlegen, etwas untersuchen, nach etwas forschen; und in dieser Bedeutu berührt es sich mit dem deutschen Worte *heisch* (englischen: ask), was vielleicht daher stammt, da das gaëlische Wort hat zuletzt auch die Bedeutu fragen, fordern; aber in dem Substantivum aisc, Niederhauen, die Schädigung, der Frevel, ist noch die ursprünglichste Bedeutung festgehalten. D Aescingen, oder Iscaevonen (vielleicht auch Isca nen) wären also die Pioniere der nordischen die vordringenden Posten derselben, und dafs u die Völker der älteren Bildung, die Römer, B (Wälsche), Albanier (Gaëlen) und Franken ge hätte nichts unpassendes. Tacitus sagt ja üb wirklich gar nicht ausdrücklich, dafs jene Dreit der Stämme *nur* deutsche Stämme umfafst b vielmehr liegt in der Natur der Sache, dafs die schen in dieser *Anthropogonie* auch an ihre N dachten, und Plinius rechnet zu den Iscaeve stimmt die Cimbri mediterranei, die doch nic andere sein können als die Cimbernreste in Bel Stämme, deren deutsche Herkunft mehr als haft ist. Der dritte Name Armeno hängt mit *airmine* und *airmid* (entstanden aus: airm sammen, welche Wörter: „Verehrung, Cult giöse Ordnung, Sitte" bezeichnen; der Stamm bedeutet als Verbum: „verehren, anbeten, eine Ableitung davon ist: *armuint*, „verehrt segnen, weihen"; eine daherstammende Form rirtem Mittelconsonant *airmhid* bedeutet: lübde"; *airmhightear*, „geweiht". Dafs hier sche Vorstellungen eingreifen sieht nun dar *airmid* auch eine der vielen Bezeichnungen *nes* ist, dieses Thieres, von dessen überaus be tung bei den Kelten die Sprache hundert B tet, denn fast jeder Name des Thieres bez sprünglich: „Weisheit" oder „Verehrung" oder *eala* „die Weisheit" und „der Schw „Weisheit" (eigentlich „das Wehen", wie von spirare) und „der Schwan"; *geis* „das G heilige Gelübde, die heilige Sitte" und „der (von *geasa*, die Ahnung, der Eid, die Zauber *creath*, „die Weisheit, Einsicht" und „der (verwandt mit *creathar*, das Heiligthum und die Clerisei). Die Stämme der Herminonen w wohl die durch eine sittliche Ordnung, dur migkeit ausgezeichneten; die mittlern in fe

Digitized by Google

ag volksthümlicher Sitten und Weisen Lebenden. n wälschen Worten gehört hieher *ermygu* „verehren, anbeten". und mit Uebergang des m in den aspirirten Consonant: *erfyn*, die Bitte, das Gebet. Vielleicht ist sogar in dem griechischen ἅρμος und ἁρμόζειν etwas diesem Wortstamme verwandtes.

Was man nun aber auch von diesen Einfällen die Deutung jener alten Namen, zu denen die lischen Sprachen Veranlassung geben, denken mag, scheint uns sicher: eine Grundlage für deutsche ngeschichte darf man von dieser Anthropogonie nehmen. Nichts steht dafür, dafs sie reindeutsch nichts steht dafür, dafs die Völkertheilung, die ngiebt, nicht wenigstens weit über die deutsche hinausgreife; und das Wiederfinden der Ingaeen, Iscaevonen und Herminonen in den späteren *n*, Franken und Schwaben scheint uns eben nur ein Einfall; ein Einfall, der nur auf eine *iche* Spielerei hinausläuft, da namentlich Sachd Schwaben zuerst in der cymbrischen Halbinaller nächster Nachbarschaft, wahrscheinlich in nglicher Stammverwandtschaft auftreten, und sich wie unter den alten Sueven so unter den *nen* finden, denn der *Anglachgau* der Allemangt genau in jener Gegend, für welche Ref. in Ausgabe der rectitudines überall *dieselben Ortsnachgewiesen* hat, *wie in England.* Allerdings ich, wie Jac. Grimm in der Anzeige jener Ausführlich bemerkt, in allen Gegenden Deutschlands den angelsächsischen ähnliche oder gleiche *n*; aber in *solcher Dichtigkeit*, in *so völliger eit* wie im Kraichgau und Anglachgau in der delbergs nirgends — und wer die Verschieberdeutscher Dialekte von den sächsischen n wollte, dem können wir getrost antworten, weitergeschobene Lautverschiebung der ober Dialekte ein deutlicher Beweis ist, dafs zwi a sächsischen und diesen Dialekten eine Zwisprachlicher Gährung liegen mufs, dafs höchst nlich die Begegnung mit zahlreichen Keltenden Decumatenländern und in und an den ielleicht schon in Düringen und Böhmen) *brung* veranlafst hatte, dafs die stärkeren te und die eigenthümlichen Zischlaute der hen und schweizerischen Dialekte aber höchst ilich nur dem Einflufs der keltischen Gurgel- und Zischlaute ihren Ursprung verdanken — mit *einem* Worte, dafs die oberdeutschen Dialekte überhaupt *ein Product nachtaciteischer Zeiten sind*; ein anlautendes z kennt auch das Gotische noch nicht; starke Gurgellaute haben sich auch in plattdeutschen Mundarten entwickelt, überall, wo diese Mundarten, wie in den geldrischen, belgischen und anderen niederländischen Gegenden, sich nach Landschaften hin verpflanzten, in denen zahlreiche keltische Reste angenommen werden müssen.

Aufser dieser allgemeineren Bemerkung, welche einen Punct der Einleitung, in Beziehung auf welchen der Verfasser einmal von seiner sonstigen kritischen Haltung abgewichen zu sein scheint, betrifft, bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über unbedeutendere Gegenstände — gewissermafsen über allerhand sichtbarwerdende Seegräser und Seethiere der Gewässer, die uns unser Steuermann durchschiffen läfst. Der gütige Leser wolle verzeihen, wenn wir auch hier wieder fast immer auf keltische Dinge zurückkommen. Referent ist darum noch kein Keltomane; aber er wünschte die Beziehungen zwischen Kelten und Germanen aufs Reine zu bringen, und hat sich deshalb in allen ihm freien Stunden in keltische Studien gesteckt. Wie weit es ihm damit gelingen werde, steht in Gottes Hand — zunächst aber gilt das alte Sprichwort: wes das Herz voll ist, läuft der Mund über und womit einer umgeht, das hängt ihm an — und wenn nichts dabei herauskömmt als Anregung und Gegenrede, so sieht Ref. auch das schon als Gewinn an; — bei verständiger Gegenrede kann der Gegenstand sowohl als Ref. selbst nur gewinnen; — dafs ihn unverständige Gegenrede nicht aus seinem Geleise bringt, hat er wohl bewiesen — und selbst unverständige Gegenrede ist schon immer besser als Indifferentismus bei einem historisch so wichtigen Gegenstande, wie die Grenzen und Mischungen keltischer und deutscher Art.

Zu S. 33 bemerken wir: auch in Irland und Wales ist die centena eine Grundeintheilung des Landes, dort *ceanntar* oder *ceud*, hier *cantref* genannt. Wie man bei den italischen Völkern der alten Römerzeit, obwohl sie zum Theil sehr verschiedenes Stammes sind, doch gewisse gemeinsame Züge der politischen Einrichtung findet, so auch bei den Stämmen des alten europäischen Nordlands, und diese Eintheilung in *hunderte* rechnen wir entschieden unter diese ältesten

Digitized by Google

der keltischen und germanischen Welt gemeinsamen Schemata. Von Uebertragung ist dabei nicht eigentlich die Rede; aber dies sollte hervorgehoben werden, dafs — wenn es in der germanischen Welt eine Frage zweifelhafter Antwort sein kann, ob die centena zuerst eine Eintheilung des Landes nach Gütern, oder zuerst eine Eintheilung der Volksgemeinde nach Köpfen war — die keltische Centena dagegen *nur Landeintheilung*, und erst in Folge der Landtheilung auch Gerichts- und Gemeindebegrenzung ist. Ein wälsches Cantref ist theoretisch folgendermafsen construirt: die Länge von *drei Gerstenkörnern* bildet einen *Zoll* (modued), drei Zoll bilden eine *Handbreite* (llet y palyw), drei Handbreiten einen Fufs (troëtued); sechzehn Fufs sind ein *langes Joch* (hyryeu); steht nun ein Pflüger hinter dem Joch und hält den Jochbaum mit der linken Hand, während er mit der rechten, in welcher er einen Stab von sechzehn Fufs Länge hält, nach beiden Seiten mifst, so bezeichnet die Linie, welche zwischen den äufseren Enden des Merkstabes gezogen gedacht wird, eine *Ackerbreite*, und dreifsig solche Breiten bilden die Länge des *Ackers* (erw); vier Aecker sind ein *Baugut* (tyddyn); vier Baugüter ein *Landestheil* (rhandir); vier Landestheile bilden ein *Siedelgut* (gafael); vier Siedelgüter ein *Hauptgut* (tref); vier Hauptgüter eine *Mark* (manawl); zwölf Marken und noch zwei Hauptgüter (die allemal des Königs sein sollen) — also zusammen fünfzig Hauptgüter — bilden eine *Gemeinde* (cymwd); und zwei Gemeinden (oder hundert Hauptgüter) bilden das *hundert* (cantref). Ref. hat diese Verhältnisse schon in seiner Schrift über die malbergische Glosse S. 84 not. 71 und S. 102 besprochen, und fügt hier noch eine Antwort auf eine Frage hinzu, die er dort (S. 105) aufwarf, aber nicht entschieden zu beantworten wagte: ob nämlich diese Theorie der Landestheilung streng durchgeführt worden sei — jetzt kann er darauf antworten, dafs kein Gedanke an eine strenge Durchführung war, dafs kein einziges Cantref *streng* in dieser Weise construirt, und diese Construction also nur ein *theoretisches Schema* war; wie denn das ganze keltische Leben einen Drang nach solchen Schematisirungen hat, der sich von Etiquette-Eigensinnigkeiten an, durch alle Rechtsverhältnisse hindurch bis zu den religiösen und sittlichen Sätzen hinauf zu bethätigen sucht, und am Ende in den Triaden seine äufserlic ste Befriedigung findet. Das ist ein geistiger Zug, d die Keltenwelt und die Germanenwelt scharf scheid jener Trieb nach architektonischer Construction gese schaftlicher, sittlicher Verhältnisse; jene System rannei, der sich das wirkliche Leben fügen soll, a nicht wirklich fügt; auf diesem Zuge ruht das Druidenthum; auf ihm hat sich zum Theil wieder römische Kirchenthum erbaut, für dessen drücke Ausartung Frankreich doch hauptsächlich der geis Arbeiter war; darauf ruht noch, dafs das römi Kirchengebäude bis auf diesen Tag von den Ge den getragen, auch in Deutschland getragen wird hauptsächlich Keltenblut in Menge noch in der kerung anzunehmen ist; darauf ruht, dafs die K länder bis auf diesen Tag für Europa der Ausg punct für alles Ceremoniel, für alle Etiquette, für Hofwesen waren. Wie das geringe einstöckige sächsische Holzhaus, in dem man aber sich be gehen liefs und die Fülle afs und trank, zu der gemessenen hohen Steinburg des französischen R in der man aber sich nach Regeln der Etique wegte und in welcher der beste Hirschbraten ni nehm war, wenn das Wildpret nicht nach We zerwirkt war; wie unsere protestantische We Freiheit, aber auch voll Widerspruch und S keit zu der disciplinarisch und dem Buchsta wohl geregelten in ihrer lebendigen Wirklichk eben so von widersprechenden Bewufstseinszu erfüllten römischen Kirche, so stehen von Anf Germanen zu Kelten — *hier* freies gehenlass Einheit und Ordnung *nur* wo und wenn ein Herz einmüthig erregt ist; und deshalb ein Genufs ohne rechtes Bewufstsein, eine menge gung ohne rechte Frucht; wir möchten mit nur ein wenig verändert, sagen: „quamqu tamen incompti adparatus"; — *dort* constr Systematisiren, Schulmeistern des ganzen Leb deshalb Erreichen bedeutender Resultate auf e Puncten, aber immer erneutes Scheitern des St wollten an der Fülle des Lebens und an der chung, in der sich das Herz zur Regel findet, in einzelnen Zeiten, in einzelnen Theilen durch nie zum Herrn des Lebens gemacht werden ka sie selbst etwas unlebendiges wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

sche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Schluſs.)

er diese beiden Arten in rechte Einheit zu setzen chte, der hätte das groſse Räthsel des europäischen Lebens gelöst — er hätte auch den Punct gefun- o die formell vorhandene Einheit und Ordnung der hen Kirche und das Gefühl gewonnener geistiger ligung, die man in der protestantischen sucht, n Hand giengen. Das steht nun freilich in wei- lde, ohngeachtet ein Trieb nach dieser Lösung jeder Brust sich regt; aber beide Potenzen doch schon von ältesten Zeiten her auf einan- irkt, herüber und hinüber, und es war natür- ſs von jeher Seelen unter den Germanen, die die Sehnsucht nach Form und Ordnung lebhaft ihre Blicke auf die Keltenwelt wandten; deren ng, deren Herrenwesen, deren Religion viel- ie uns nun bedünken will, schon in sehr frü- Vorbild für deutsche, namentlich für west- Häuptlingshöfe war, und einen Einfluſs auf Leben übte, auch ehe Franken und Belgier Rhein und Meer durcheinander wohnten. Ob h hinsichtlich der *Hunderten*, die hie und da eutschen Welt als nach Köpfen, anderwärts Ackerhufen bestimmt, in der keltischen Welt Ackerhufen bestimmt vorkommen, eine Ein- keltischer Einrichtungen anzunehmen ist, läſst t mehr ermitteln. Die Hunderten nach *Köpfen* l mehr kriegerisches Ursprungs und könnten den deutschen, westlich und südlich vordrin- Stämmen vorzüglich eignend betrachtet wer- Hunderten nach Hufen sind eine Eintheilung, wohl von den Cultivatoren europäischen Bo- den Kelten, den Deutschen mit dem Boden selbst überlassen sein könnte. Wir möchten aber an diese Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und keltischen Welt noch eine andere rein persönliche anknüpfen — nämlich gerade so wie wir oben im Gegensatze Kelten und Germanen zu fassen suchten, stehen nun namentlich unter unseren Arbeitern für deutsche Geschichte Phillips und Waitz einander gegenüber: jener bemüht in allen Escheinungen eine allgemeine Regel zu finden und die Regel dann am einzelnen zu bestätigen; das einzelne zu systematisiren, wobei allerdings zuweilen diesem einzelnen historischen Stoffe Gewalt angethan wird; dieser vor allen bemüht die Integrität des thatsächlichen zu wahren und nur behutsam zu allgemeineren Sätzen fortschreitend; diese Sätze zuweilen ablehnend, wo sie wirklich vorhanden, bloſs weil neben den Beweisen des allgemeinen Satzes wieder zuviel Ausnahmen sich finden. Uns scheint hier jedes ein wenig einseitig; denn letzteres ist doch fast wie der Zweifel eines Londners, ob die Sonne auch wirklich alle Tage aufgehe, weil er sie die Mehrzahl der Tage nicht wirklich zu sehen bekömmt. Wie in diesem Falle das allgemeine Tageslicht, auch wenn man die Sonne nicht selbst sieht, über den Zweifel hinweghebt, so muſs ein gewisser historischer Tact Angesichts einer Mehrzahl von Ausnahmen gerade die Regel fassen lassen, denn die Mehrzahl der erwähnten abweichenden, nicht mit der Regel stimmenden Fälle ist gerade ein Beweis der Regel selbst. Das Regelmäſsige im Gedächtniſs zu bewahren, aufzuzeichnen giebt sich selten ein Mensch die Mühe — unsere Quellen geben uns fast überall nur Ausnahmserscheinungen des Lebens und wir haben uns aus *dem* zumeist, was den Aufzeichnungen unbewuſst und ungewollt mitgegeben ist, die Regel des Lebens zu suchen. Es befremdet uns nicht im minde-

Digitized by Google

sten unter diesen Umständen, Hrn. Prof. Waitz seinen Entgegnungen auf Ansichten von Phillips den Charakter eines allgemeineren Tadels mehr als einmal geben zu sehen; wir finden es im Gegentheil natürlich; hoffentlich aber findet er es eben so natürlich, wenn selbst wo Phillips im einzelnen Unrecht hat, doch seiner Methode im Ganzen von anderen auch ihr eigenthümlicher Werth gewahrt, und behauptet wird, dafs gerade auch diese construirende Geschichtschreibung (diese sogenannten Fictionen) die Erkenntnifs deutscher Zustände hundertfach gefördert hat; wenn wir also gegen den wegwerfenden Ton protestiren, mit welchem er Phillips behandeln möchte.

Zu S. 117 u. 118, wo von dem Verhältnifs und der gegenseitigen Beziehung der priesterlichen und richterlichen Gewalt bei den alten Deutschen die Rede ist, bringen wir noch ein Moment aus dem angelsächsischen Sprachgebrauche bei. In den Homilien und anderen geistlichen Schriften der Angelsachsen hat das Wort *ae-fest* durchaus den Sinn: gläubig. Also diese christlichen Geistlichen bezeichneten mit ae die Summa des christlichen Dogmas, den Glauben, und aefest war, wer fest zu diesem Glauben hielt, fest in ihm stand. Auf jeden Fall haben sie diesen Sprachgebrauch nicht neu gebildet, sondern nur auf das Christenthum angewendet; folglich mufs früher in der heidnischen Zeit ae nicht blofs das weltliche Gesetz, sondern den sittlichen und religiösen Grund des Daseins, die heidnische Religion zugleich mit bedeutet haben — und die weitere Folge ist, dafs in der Zeit wo dieser Sprachgebrauch sich zuerst bildete bürgerliches Gesetz und religiöser Glaube in untrennbarer Verbindung, Priester und Richter eins war. Dafs die Functionen des Priesters und Richters schon zu Tacitus Zeit ein wenig aus einander lagen, dafs sie sich nach Einführung des Christenthums entschieden trennten, wollen wir damit nicht bestreiten.

Zu S. 134 bemerken wir, dafs wir der Erklärung der *trustis* des fränkischen Rechts durch *Treue* durchaus nicht beitreten können. Die in der Note angeführte Stelle zählt: *trustem et fidelitatem* neben einander auf, und es könnte zweifelhaft sein, ob dies *et* eine Tautologie verknüpfen, oder aber zwei unterschiedene Beziehungen neben einander aufführen sollte, wenn nicht in der lex salica im cod. monac. tit. LXXIV entschieden die Worte vorkämen: „quod si per trus invenitur" was nach dem Zusammenhange heifsen mu „*wenn er von der Wache aufgefunden wird*" (es nämlich von einem latro die Rede) und eben so w den im cod. guelf. tit. LXXXI, wo von der Einricht von Sicherheitswachen die Rede ist, diese *Wac* trustes genannt. — Es ist dies trustis ein Ausdr der einen der stärksten Beweise bildet für die k sche Auslegung der barbarischen Wörter des salis Gesetzes, denn im wälschen bedeutet: *trus* „die che, die Garde" und *trusiaw* „bewachen". Im schen heifst *trus* — „bewahren, aufsammmeln" un *saite* „der Aufbewahrungsort". Bei den schott Häuptlingen hiefs der Gefolgsmann, welcher die gage zu bewahren und zu bewachen hatte: *gille airneis* von *airneis* „der Hausrath, die Baggage *trus-*, „bewachen". Dafs in „trustis" die Endsy der latinisirten Form angehört, sieht sich leich das zweite t gehört aber der keltischen Substan dung an, und trustis heifst also „die Wache, die G Dann erklärt sich aber auch das *an* = in dem *an* = *trustio*, was einer deutschen Erläuterung dürfte, selbst wenn man in trustis ein deutsches zugeben wollte. Im Gaëlischen bedeutet *an*, im schen *en* „rein, wesentlich, edel, treu" — also ist „ein Edelwächter" (wenn wir nicht die lä Seite des Vergleiches fürchteten, würden wir ein Noblegardist); *trustem et fidelitatem jurare* „Wächterschaft (Gefolgschaft, Wache) und schwören". — Und da wollen wir zu S. 175 fort unsere Erklärung des Wortes *sagibaro* Ein Sagibaro war ein hoch gestellter in den G thätiger Mann, da er dasselbe Bufsgeld hat Grafen (ein Sagibaro, welcher ingenuus 24,000 den. Bufsgeld). Der Name hat seine rung im gaëlischen: *seagh* d. i. „Sinn, Verst niges Wesen, Achtung, Ehrfurcht" — und jectiv: „einsichtig, streng, von guter Haltung *bar* d. i. „das Höchste, der Gipfel eines Dinges in vielfachen speciellen Bedeutungen: es bede *Helm* als das oberste Stück der Rüstung; da *haar*, als den obersten Theil des Leibes; die *lichkeit*, als das Höchste in sittlicher Beziehun *Ueberschufs*, Gewinn, Profit, als das Höchste nomischer Beziehung; einen *vollkommenen Man*

Digitized by Google

den oder *Gelehrten*, als das Höchste in gesellschaftlicher Beziehung. Demnach bedeutet sagbaro (er sagibaro, oder sachibaro): *ein einsichtiger Mann* (rer Stellung, *ein einsichtiger Gelehrter*. Im Wäl- (h behält *bár* nur die ursprüngliche Bedeutung: Gipfel; und *hyf* (was nach regelmäfsiger Lautverschiebung dem gaelischen seagh entspricht) heifst: *stolz, zuversichtlich.*

Und da wollen wir denn endlich zu S. 272 auch unsere Deutung des Wortes *rachimburgius* hier gen, da wir einmal in diese keltischen Etymolo- hereingerathen sind. Zunächst müssen wir daran ern, dafs kurzes gaëlisches o in den Wörtern albergischen Glosse sehr häufig als a erscheint. aëlischen heifst *rogh-* „auswählen"; *rogha* „die hl"; *roghainn*, „das Ausgewählte, das Beste sei- rt" — in der Composition mit anderen Wörtern, liche es tritt, erhält dies Wort jetzt nach einem mphischen Grundsatze die Form: *roighne*, und et etwa das, was im deutschen durch *Erz*= oder = ausgedrückt wird. *Fór* bedeutet „das Ge- t" und „das Bewahren"; es bedeutet „die Ein- und „der Schutz". Das davon abgeleitete Ad- *fuirige, forige* oder in kürzerer Form *forc* be- „einsichtig" aber auch: „fest, treu". Durch ipse, welche bei dem Zusammentreten zweier , deren eines im Genitivverhältnifs gedacht tritt, wird aus forc das Wort bforc (sprich: r in weicherer Form: bfuirge (spr. buirge), inisirter Form: burgius. Demnach ist *rachim-* ein Wahrnehmer der Besten, ein auserwähl- mer; oder auch ein Bewahrer, Schützer, r, Treuer der Besten, wobei der Genitiv in bergischen Sinne zu verstehen ist, wie so oft an: Klage der Nacht d. h. Klage die in der att hat; Erkenner, Wahrnehmer, Bewahrer, er Besten d. h. ein Erkenner, Wahrnehmer, Be- Treuer, der durch die Besten oder für die eigentlich: „durch Erwählte") bestimmt wird; „ein Erkenner der Erwählten" d. h. aus der Erwählten.

H. Leo.

LIV.

Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung ihrer Fortpflanzung, von Th. L. W. Bischoff, Doctor der Medicin und Philosophie, ordentlichem Professor der Medicin und Director des physiologischen Institutes zu Giefsen, Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften. Giefsen, 1844. 54 S. in 4.

Es war bisher als ein physiologischer Lehrsatz betrachtet, dafs die Befruchtung des weiblichen Zeugungsstoffes oder des Eies bei den Säugethieren und den Menschen durch den männlichen Saamen in, oder auf dem Eierstocke selbst, an der Stelle, wo die Fimbrien des Eileiters sich an ihn anlegen, geschehe und dafs in Folge dieses Contactes die Entwicklung des sogenannten Graaf'schen (oder besser Vesal'schen) Bläschens mit seinem Attribute, dem Corpus luteum, so wie das Reissen dieses Bläschens und das Austreten des Inhaltes desselben in den Eileiter statt habe. Dieser Lehre entgegen, welcher der Verf. dieser Schrift selbst noch jüngst zugethan war, stellt derselbe nun ein neues und anders lautendes Gesetz auf, dessen Worte folgende sind:

„Auch bei den Säugethieren und dem Menschen unterliegen die in den Eierstöcken der weiblichen Individuen sich bildenden Eier einer periodischen Reifung, ganz unabhängig von der Einwirkung des männlichen Saamens. Zu dieser Zeit, welche man bei den Thieren die Brunst, bei dem menschlichen Weibe gewöhnlich die Menstruation nennt, lösen sich diese reifen Eier von dem Eierstocke und werden ausgestofsen. Zu dieser Zeit äufsert sich auch bei dem weiblichen Thiere allein, bei dem Weibe vorzugsweise der Geschlechtstrieb. Findet die Begattung statt, so erfolgt durch die materielle Einwirkung des männlichen Saamens auf das Ei die Befruchtung des letztern. Findet die Begattung nicht statt, so löset sich dennoch das Ei vom Eierstocke und tritt in den Eileiter, geht aber hier zu *Grunde*. Die Zeitverhältnisse können hier, obgleich, wie es scheint, bei verschiedenen Thieren in verschiedener, aber doch bestimmter Breite variiren. Der Saame kann hinlängliche Zeit haben,

Digitized by Google

um bis auf den Eierstock zu gelangen, ehe das Ei austritt. Das Ei kann aber auch schon ausgetreten sein, und der Saamen erreicht es erst in dem Eileiter, immer aber muſs in *diesem* noch die Einwirkung des Saamens erfolgen, wenn das Ei sich entwickeln soll, welches diese seine Entwicklung schon hier in dem Eileiter beginnt. Nur aber zu dieser Zeit der periodischen Reifung der Eier kann die Begattung eine Befruchtung zur Folge haben".

Ehe wir nun unsere Ansicht über dieses neue Gesetz aussprechen, haben wir einen Blick auf die Vorarbeiten zu werfen, welche dem Verf. in dieser Hinsicht vorausgingen. Zuerst muſs bemerkt werden, daſs die Graaf'schen Bläschen des Ovariums schon weit früher allmählig und in verschiedenem Grade heranreifen, ehe noch der Zustand der Brunst eintritt. Daſs bei dem Eintritte der Brunst und durch sie bei den Säugethieren, so wie bei dem Eintritte der Menstruation bei dem menschlichen Weibe, die Graaf'schen Bläschen anschwellen, ja selbst platzen und ein sogenannter gelber Körper sich bilde, ohne daſs Begattung statt gehabt habe, haben in neuerer Zeit französische und englische Forscher, insbesondere *Gendrin*, *Negrier*, *Lee*, *Paterson*, in neuester Zeit aber insbesondere *Raciborsky* und, nach dem Zeugnisse von *Isidor Geoffroy St. Hilaire*, *Pouchet*, schon vor zwei Jahren durch zahlreiche Beobachtungen erwiesen. Wir können noch hinzufügen, daſs auch bereits ältere Beobachtungen vorhanden sind, welche das Abgehen von Eiern bei Jungfrauen aus dem Uterus, während und mit der Menstruation, so wie durch anderweitige Geschlechtsreizung wahrgenommen haben. (So *Garmann* homo ex ovo 1672, *Brendel* diss. 1703 p. 36, *de Heyde* obs. 1684. obs. 44.).

Dem Verf. kommt aber unstreitig das Verdienst zu, den Schluſsstein zu diesem empirischen Beweis dadurch geliefert zu haben, daſs er, was die Säugethiere betrifft, die unter solchen Zuständen ausgetretenen Eierchen, mit dem ihm eignen geübten Geschicke, in den Eileitern auffand. Es ist dieser Beweis aber noch immer nicht vollständig, so lange es nicht gelingt, auch die Eierchen unter den genannten Verhältnissen in und nach der Menstruation in den Eileitern des menschlichen Weibes zu ermitteln. Und sollten auch mehre Eierchen, in dem genannten Falle, in die Eileiter übergehen, so frägt es sich noch, ob es wi lich reife oder lebenskräftige und nicht bloſs hydr sche, degenerirte Ovula, ferner ob die so entstande gelben Körper in den Ovarien wirkliche vollkomm Corpora lutea, oder bloſse Corpora lutea spuria, sie schon *Paterson* bezeichnete, seien; so daſs Menstruation auch hier gleichsam eine Reinigung Aussonderung des Verdorbenen genannt werden kön Wenn wir also das neue Gesetz in Betreff der Br der Thiere, mit einer nachher zu erwähnenden schränkung, einräumen, so halten wir es doch n in Betreff der Menstruation des menschlichen We für erwiesen.

Auch dürften die Beobachtungen, welche da setz für das menschliche weibliche Wesen feste sollen, nur dann Gültigkeit haben, wenn solche jungfräulichen, durch keine vorhergehende oder gl zeitige, unnatürliche Geschlechtsreizung aufgere Individuen angestellt wurden. Daſs aber abnorme schlechtsreizung das Loslösen von Eierchen und Bildung eines Corpus luteum zur Folge haben kö habe auch ich an einem in meinen Vorlesungen 1820 vorgezeigten Präparate erwiesen. Es liegt gens Etwas widerstrebendes in dem Gedanken, bei der Menstruation Eierchen abgehen, und, wir m ten sagen, unnütz von der Natur verschleudert werd Setzen wir, daſs mit jeder Menstruation nur ein chen verloren gehe, so müſsten bis zum Schlusse Zeugungsperiode, vom 15ten Jahre bis zum 50sten, gefähr 420 Eichen ausgeschieden werden! Da aber menschliche, vollkräftige Weib in der Regel nur stens 25—30 mal concipiren kann, (selten sind 15 Geburten; 24 Geburten kommen in der Schweiz weilen vor; das Maximum was beobachtet wurde m 39 und 53 sein: *v. Thoresby* topography of L p. 608 u. 458), welchem entspricht, daſs wir in j Ovarium nur 15—18 deutliche Graaf'sche Bläsch der Regel wahrnehmen (man hat auch nur 2— funden): so scheint dieses Gesetz auch bei dieser aussetzung einem Widerspruche der Natur ähnli sein. Auch müſsten wir in der That nach dem 5 Jahre, bei alten Jungfern wenigstens, weniger Frauen, welche geboren hatten, eine ähnliche Zahl von Corpora lutea vorfinden, was kein A je gesehen haben wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

weis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung ihrer Fortpflanzung, von Th. L. W. Bischoff.

(Schluſs.)

Sehen wir also zu, daſs bei der Brunst der Säu- re ein solches Entleeren der Eierchen in den Ei- n vor der Begattung und Besaamung statt finden , so reiht sich dieses Gesetz nur an das an, wel- bereits für die Klasse der Vögel und noch mehr e der Amphibien und Fische gilt; wo der Saamen später, wenn das Ei schon vorher das Ovarium sen hat, zu ihm hinzutritt. Bei wollüstigen Vö- z. B. Tauben, Papagayen, Amseln, reicht Be- en des Rückens, bei ersteren Geschlechtsreiz ein zweites Weibchen schon zum Eierlegen hin, h habe bei der Versammlung der Naturforscher n im Jahre 1835 ein Taubenpaar vorgezeigt, beide Individuen sich schnäbelten und Eier

ſs dieses Herabsteigen der Eichen bis in den , und ich möchte hinzufügen, bis zum Uterus, s scheint mir nichts entgegen zu stehen, auch anzunehmen, — nicht immer statt finde, son- ſs der Saamen bis zum Ovarium dringe, und t die Befruchtung bewirke, dafür sprechen: 1) die gischen Fälle der Eierstock- und Bauchhöhlen- gerschaft; 2) die Versuche von *Cruikshank*, on und *Blundell*; endlich 3) die mikroskopische ung des Saamens an dem Eierstocke nach der ng, welche Beobachtung auch durch die Aucto- es Verf.'s dieser Schrift bestätigt wurde. Es daher fest, daſs ein Hinzutreten des Saamens zu Sie des Ovariums statt finden könne und statt wenn gleich zugegeben werden muſs, daſs dieser Zutritt nicht absolut nothwendig sei, so daſs das Austreten der Eier aus dem Eierstocke auch von selbst geschehen und der Contact des Saamens erst im Eileiter oder selbst im Uterus erfolgen könne und dürfe.

Wir können nun der Menstruation des menschlichen Weibes eine solche tief eingreifende Wirkung, wie die der Brunst ist, nicht zuerkennen, wir können sie nicht als Brunst, sondern als eine bloſs vorbereitende periodische Geschlechtsthätigkeit ansehen. Schon die öftere periodische Wiederkehr derselben spricht dafür, daſs sie nicht der Conception wegen da ist, wie die Brunst, sondern diese nur gleichsam vorbereite und einleite. Als Congestionserscheinung der Ovarien und die Reifung der Eierchen bedingend wäre sie ja nur einmal im Jahre nöthig, da das menschliche Weib nur einmal in der Regel concipiren und gebären kann. Es muſs also ein anderer Grund für das Erscheinen der Menstruation, welche nur dem menschlichen Weibe und vielleicht noch wenigen Thieren, deren Uterus einen dem menschlichen Uterus ähnlichen Bau zeigt, zukömmt, aufgesucht werden.

Ich glaube durch diese Argumentation die Ansicht vieler älteren Physiologen zu theilen, welche eine auf sorgfältige Induction basirte Theorie durch eine neue aber einseitige Beobachtung nicht als umgestoſsen betrachten. So drückt sich auch *Moser*, in seinen Anmerkungen zu den ähnlichen, bereits früher bekannt gemachten Beobachtungen eines *Gendrin*, *Lee*, *Paterson*, *Hausmann* u. A. aus. (S. die Menstruation u. s. w. von *Brierre de Boismont* a. d. Franz. mit Zusätzen von *Moser*. Berlin, 1842. S. 127).

Gegen die Identificirung der Menstruation mit der Brunst der Thiere spricht ferner, daſs die Conception des gesunden Weibes (denn nur für kränkliche Personen möchte der von dem Verf. angeführte Rath des berühmten Heidelberger Geburtshelfers passen) in der Regel auſserhalb der Menstruationszeit statt findet,

Digitized by Google

und die ziemlich allgemeine Annahme, dafs der Beischlaf während der Menstruation ohne Erfolg vollbracht werden könne. Hierzu kömmt noch, dafs der Blutabgang der Brunst der Thiere im Verhältnifs zu dem bei der Menstruation ganz unbedeutend ist, und somit noch ein anderweitiger Grund aufser den genannten Veränderungen in dem Ovarium desiderirt wird. Dieser Grund kann allein nur in dem Organe liegen, dessen Bau und Leben, wie die Menstruation selbst als solche, bei dem menschlichen Weibe einen eigenthümlichen Charakter zeigt, nämlich in dem Uterus desselben. Ich habe schon früher (Ueber Histologie, Bonn 1819. S. 32) die Ursache der Menstruation aus dem eigenthümlichen zellfasrigen Baue des Uterus des menschlichen Weibes zu erklären versucht.

Wir bemerken nämlich, dafs der Uterus des menschlichen Weibes aus einem cavernösen Fasergewebe besteht und keine deutlichen Muskelfasern zeigt, dagegen sich der Uterus der Säugethiere dadurch unterscheidet, dafs er mit starken Muskelfasern versehen ist. Es scheint also die Menstruation die Bestimmung zu haben, das Gewebe des Uterus durch den vermehrten Zufluſs von Blut zu einem höhern Grad von Reizbarkeit und Contractilität periodisch zu erheben, oder die Entwicklung und Heraufbildung der Fasern des Uterus zu einer mehr irritabeln, der Muskelfaser an Vitalität und Contractionskraft näherstehenden Faser zu bewirken, wodurch der Uterus in Stand gesetzt wird, für eine gewisse Zeit oder periodisch auf eine ähnliche Weise sich zu contrahiren, als wenn er mit Muskelfasern versehen wäre, und dadurch fähig wird später die Geburt des Kindes zu vollbringen oder den Fötus durch seine Contractionen auszutreiben.

Demgemäfs scheint mir die Menstruation keine Brunst, wenigstens nur eine partielle oder blofs eine Brunst des Uterus oder das Zeichen der Erblühung und Reifung des Uterus, und nicht das der Ovarien zu sein; dagegen die eigentliche Reifung der Ovarien hauptsächlich von psychischer und physischer Geschlechtsreizung bedingt werden möchte. Hiermit stimmt auch überein, dafs man Menstruation bei Weibern fand, welchen die Ovarien ganz gemangelt haben sollen oder bei welchen dieselben doch wenigstens sehr degenerirt und verkümmert waren.

Noch müssen wir die Geschichte der Lebenserscheinungen der Menstruation vervollständigend, erwähnen, was der Verf. zu Gunsten seiner Theo hätte anführen können, dafs sich nach *Denman* w rend derselben selbst eine Membrana decidua im U rus bilde, so wie die bei jungfräulichen Perso abgegangenen sogenannten Molen ebenfalls auf Bild einer decidua und Ausscheidung abnormer Ovula sc fsen lassen. Unstreitig sind diese Producte aber Folgen gleichzeitiger Geschlechtsreizung physischer psychischer Art.

Aus mehren Stellen der Schrift des Verf.'s sc hervorzugehen, dafs derselbe das Vorrücken der in den Eileitern als äufserst langsam vor sich läfst. Wahrscheinlich glaubt er, dafs dieses rücken durch die Flimmerbewegung des Epith des Eileiters, — welche jedoch eben so die kehrte Bewegung hervorbringen kann, — ver werde. Allein der Motus peristalticus der E welcher nach dem Tode noch bei den Säuge und besonders bei den Vögeln sehr lebhaft v geht, reicht ja völlig hierzu aus, und das versch Stagniren der Eier in dem Eileiter hängt wel von den verschiedenen Perioden dieses Motus p ticus ab, indem namentlich durch die vortre Beobachtungen von *Barry* bekannt ist, dafs den Ovarien sowohl, als auch in dem Eileiter, selben Stellen Eier von verschiedenem Grade riode der Entwicklung antrifft.

Wenn nach dem Obigen Ref. die Bestimm Menstruation hauptsächlich auf den Uterus und Lebensentwickelung beschränkt, ohne gerade leiter (welche ja ohnehin blofs als die Tentake Uterus angesehen werden dürften) und die von der gleichzeitigen Theilnahme an diesem sch Lebensturgor des Uterus ausschliefsen len, scheint ihm diese Unabhängigkeit und Tr der Menstrualfunction von dem eigentlichen C tionsvorgange in den Ovarien auf einem weite tomischen Fundamente zu beruhen, nämlich a Verschiedenheit und Abtrennung der Gefäfsap für beide Organe, für die Ovarien und für den U Die Arterie des Eierstockes entspringt oben au in der Nähe der Nierenschlagader, wogegen die A des Uterus ganz unten aus dem hypogastrischen St der Aorta hervorgeht. Aehnliches Verhältnifs f wir bei den Venen. Beide in entgegengesetzter tung verlaufende Gefäfsströme kommen in der

Digitized by Google

er Ala vespertilionis zusammen, und da bilden sich mit der Entwickelung des Körpers immer zahlreichere nd weitere Anastomosen. Der untere Gefäfsstamm t aber, als seiner Natur nach dem Uterus angehörend, Nahrungszweig des contractiven, motorischen Po- des Geschlechtssystemes, die Bewegungsfunction, Moment der Reaction dieses Systemes vermittelnd; obere Gefäfsstamm dagegen, dem Ovarium sich verleibend, ist der Ernährungszweig des expansi- sensibeln Poles des Geschlechtsorganes, die wun- bare Conceptionssensibilität, das Moment der Intus- ception vorbereitend. An dem untern Gefäfsstamme n wir auch die Ausscheidung der elementaren Be- ungssubstanz des Faserstoffes in dem Gewebe des us, an dem obern Gefäfsstamme die Bildung des isstoffes in seiner höchsten, der Gehirnmasse an ischer Dignität wahrscheinlich ähnlichen Form. so glaube ich die relative Selbstständigkeit und ängigkeit der Menstruation von der eigentlichen ptionsfunction als hinreichend begründet halten rfen.

Mayer.

LV.

Zumpt, über den Bestand der philoso- chen Schulen in Athen und die Succession Scholarchen. Eine in der Königl. Preufs. demie der Wissenschaften gelesene Abhand- . Berlin, 1843. 95 S. 4.

e Abhandlung zerfällt, wie schon der Titel an- in zwei Theile; der erste behandelt die äufsern nisse der Schule, d. h. die Wahl des Scholar- das Schul-Local und Vermögen, das Zusammen- der Mitglieder (Tischgesellschaften), so wie das hmaifs zum Staat; der zweite Theil giebt die sion der Scholarchen, d. h. derjenigen, welche Spitze der Schule standen, so weit die Nach- und Combinationen sie noch wiedererkennen . Eine äufsere Geschichte der philosophischen n, wie sie hier gegeben wird, war in diesem menhange und Umfange noch nicht unternom- und es bedarf keines Beweises, wie wichtig die- als Grundlage der Geschichte der Philosophie , als für Litteratur- und Culturgeschichte ist. Der Verf. beschränkt sich auf die vier Hauptschulen der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureer, weil sie allein sich längere Zeit behaupteten, und erweislich, wenigstens bis Christi Geburt, zum Theil darüber hinaus, eine ununterbrochene Succession in Athen gehabt haben. Es hatten auch die Megarische und Pyrrhonische Schule, doch nur eine kurze Zeit in Athen ihren Sitz, und die Kyniker knüpften sich dort auch an ein bestimmtes Local, von dem sie sich jedoch, wie es im Wesen derselben lag, bald losgesagt haben mögen.

Das Verhältnifs der Schulen zu den Localen war nicht in allen und zu allen Zeiten dasselbe. Die Peripatetiker und Stoiker lehrten in einem öffentlichen Gymnasium, zu Zeiten auch die Akademiker, und hier läfst sich kein bestimmtes Rechtsverhältnifs nachweisen. Wahrscheinlich verstand sich in Gebäuden, welche zum allgemeinen Nutzen errichtet waren, eine stillschweigende Anerkennung des Staates von selbst, welche durch Ueberlieferung zu einem Rechtsverhältnifs ward; denn offenbar fand eine Anerkennung von Seiten des Staates Statt, wie man daraus schliefsen darf, dafs die Zulassung, und also auch die Zurückweisung, von Bedingungen abhing, welche das Haupt der Schule machte.

Ein Zuhörerkreis, der sich durch Bezahlung das Recht erwarb, setzt nothwendig ein Recht des Lehrers auf das Local voraus; doch hat vor der Zeit der Besoldung durch den Staat, die in Athen erst unter dem Kaiser Antoninus Pius erwiesen ist, kein Aufsichtsrecht des Staates Statt gefunden. Die beiden vom Verf. dafür p. 18 angeführten Beispiele sind ohne Zweifel anders zu erklären. Wenn der Areopag den Kleanth aufforderte nachzuweisen, wovon er lebe, war das nur die Anwendung des Solonischen Gesetzes bei Plut. Solon. 22. καὶ τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ἔταξεν ἐπισκοπεῖν, ὅθεν ἕκαστος ἔχει τὰ ἐπιτηδεῖα. Eben so wenn der Areopag den Kratippos bat, in Athen zu bleiben, so ist dies nur ein Ausflufs seiner sittenpolizeilichen Macht. Endlich zeigt gerade der Versuch des Sophokles im Jahre vor Chr. 306 S. 17, die Scholarchen abhängig zu machen, dafs sie es nicht waren.

Wenn wir ferner hören, dafs Aristoteles andere Vorlesungen für den engern Kreis seiner Schüler, andere für ein gröfseres Publicum hielt, so mufs auch eine verschiedene Art der Bezahlung Statt gefunden

Digitized by Google

haben. Da nun gewöhnlich nur Ein Haupt der Schule war, zu dem die ältern Anhänger derselben ohne Zweifel in einem andern Verhältnifs standen, als die Anfänger, so ist wohl auch anzunehmen, dafs in spätern Jahren die Bezahlung aufgehört habe. Wie aber die Gränze bestimmt gewesen sei, wissen wir nicht. Dafs für den ganzen Unterricht auf einmal bezahlt wurde, ist, wie die Erzählungen von dem kärglichen Erwerbe des Kleanthes und des Kynikers Krates Hohn über die geringe Bezahlung des philosophischen Unterrichts (Diog. VI. 86) zeigen, wenigstens in jener Zeit nicht gewöhnlich gewesen. Genaueres wissen wir erst aus der spätern Zeit, in der beides neben einander vorkommt, s. S. 18 n. 2, womit noch die Ausleger zu Juven. VII. v. 150 sqq. zu vergleichen sind. Doch finden sich auch in früherer Zeit Beispiele von der Bezahlung, wenn nicht des gesammten Unterrichts, so doch eines bestimmten Kursus. Bei den Sophisten der ältern Zeit scheint das letztere sogar gewöhnlich gewesen zu sein; s. Herbst Protagoras in Petersens histor. philol. Studien p. 152.

Die Lehrweise wird nur beiläufig berührt, dagegen die Art, wie der Scholarch gewählt ward, als in allen Schulen übereinstimmend nachgewiesen. Es ernannte nämlich in der ältern Zeit der Scholarch seinen Nachfolger oder bestimmte, welche Anhänger seiner Schule denselben unter sich wählen sollten. War beides nicht geschehen, so wählten die Anhänger, vermuthlich nur die älteren, die keine zahlende Schüler mehr waren, und aufser dem Schulhaupt durch die Syssitien zusammen gehalten wurden. Diese wurden zum Theil durch Beiträge, zum Theil durch das Fideicommifs der Schule bestritten, wie wenigstens die Akademiker und die Epikureer schon durch das Testament ihres Stifters, die Peripatetiker auch sehr bald erhielten. Von den Stoikern, die sich in mehrere Syssitien getheilt zu haben scheinen, ist ein solches nicht gewifs, doch wahrscheinlich. Das Fideicommifs bestand in liegenden Gründen, wie eben Platos Garten bei der Akademie, und Epikurs Garten im äufsern Keramikos ihren Schülern lange Local und Einkünfte gewährte; doch ist das Schullocal beider später in die Stadt verlegt, wie S. 41 nachweist. Besondere Schwierigkeiten bietet der Wechsel des akademischen Schullocals Nach Diog. III. 5. lehrte Plato zuerst in der Ak mie d. h. in dem Gymnasium, welches diesen N führte, später in einem eigenen Garten bei Kol nicht entfernt vom Gymnasium der Akademie, de Verf., wie es scheint mit Recht für dasselbe G stück hält, das er in seinem Testament Diog. II als im Demos Eiresidä belegen bezeichnet, un auf seine Nachfolger vererbte, so dafs wohl an men, dafs in unserm Text des Platonischen T ments die namentliche Verfügung über dieses G stück in einer ähnlichen Formel, wie beim a vielleicht eben wegen der Gleichheit des Aus ausgefallen sei. Wir erfahren, dafs wie Plato, Xenokrates und Polemon hier wohnten, die spä wie auch schon Speusippos, von dem berichtet er sei zur Akademie gefahren, mögen in der gewohnt haben. Ob das neue Local (Haus und ten) welches der König Attalus I. von Pergamus (198 vor Chr.) eigens für den Unterricht in de demie neu erbauen liefs, und nach dem dam Scholarchen Lakydes Lakydeion nannte, au Grundstücke der Schule oder des Gymnasiums nehmen ist, wissen wir nicht; denn auch im Fall könnte es zu den Wohlthaten gegen des gerechnet werden, derentwegen dieser König gerühmt wird, Polyb. XVI, 25 u. 26. Für die bare Nähe und daher auch für das Grundstü öffentlichen Gymnasiums scheint die Anekdote chen, nach der des Karneades Vorträge im Gym konnten gehört werden (Diog. IV. 63.), wenn nich uns wahrscheinlicher, diese Rückkehr in das che Gymnasium nach der allgemeinen Verwüstu ser Gegend durch Philipp II. im J. 200 eintra denfalls mufs eine schnelle Herstellung des siums gedacht werden, zumal da wir es nach de ten Zerstörung durch Sulla 88 v. Chr. in Zeit viel drückender für Athen waren, sogleich wied erbaut und bepflanzt finden, denn schon 8 Jahr wandelte Cicero hier wieder unter schattigen de Fin. V. 1., obgleich damals das Schullocal Stadt im Gymnasium Ptolemaeum war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

G. Zumpt, über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen.

(Schlufs.)

Von dieser Verlegung kann daher nicht auch, wie Verf. S. 44 meint, der Verfall der Gebäude die che gewesen sein, denn nicht nur beiläufige Er- ngen Cicero's und Anderer lassen die Herstel- auch der Gebäude in der Akademie annehmen, rn wir haben in einem Briefe des Servius Sulpi- vom Jahr 45 an Cicero ein ausdrückliches Zeug- für. Dieses Gymnasium stand noch zu Pausa- Zeiten Paus. I. 29, 2. Dafs aber je die Schule wie- hin verlegt worden, ist nicht bekannt; aufser der undheit des Orts, welche der Verf. geltend macht, e die Entfernung von der Stadt ein Grund der rung gewesen sein.

iese Auszüge und Erörterungen liefern einen hin- den Beweis von der Reichhaltigkeit der Schrift. de für eine kritische Anzeige zu weit führen, so im Einzelnen durchzugehen. Wir begnügen em ersten Theil nur noch einige einzelne Bemer- n hinzuzufügen. Es ist bekannt, dafs Athen ge- e Zeit um Christi Geburt den Vorzug, Univer- der Römer zu sein, mit andern Städten theilen , unter denen S. 19. Apollonia nachzutragen ist. ist es auffallend, wie wenig Lehrer der Philoso- us der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts hristo und aus dem ersten Jahrhundert nach Chri- Athen bekannt sind. Allein der Verf. zeigt, dafs nichts desto weniger auch in dieser Zeit zahl- Schüler hatte, vielleicht noch mehr als früher, damals auch aus andern Theilen des römischen s die Jugend zahlreicher als früher dort zusam- strömte, weil das Streben nach einer wissen- lichen Bildung allgemeiner verbreitet war. Was die Wissenschaft an Tiefe verloren hatte, gewann sie an Breite; daher aber auch die Abnahme, ja oft Mangel an ausgezeichneteren Philosophen, die sich berufen fühlten, als Lehrer aufzutreten, so dafs man zu Privilegien und Besoldungen greifen mufste, um zum Lehramte zu ermuntern.

Für die Geschichte der athenischen Schulen zur Zeit der Kaiser hatte der Verf. wichtige Vorarbeiten von Ahrens, Bernhardy, C. O. Müller; doch hat er auch hier manches schärfer, manches eigenthümlich gefafst; so z. B. bemerkt er bei Gelegenheit des πολιτικὸς θρόνος, der früher von einem Lehrstuhl der Staatswissenschaften verstanden ward, von Bernhardy indefs schon als städtischer Lehrstuhl, aber ohne Gegensatz gegen den vom Kaiser besoldeten erklärt war, dafs das adiectivum πολιτικὸς zwar mit λόγος zusammen im Gegensatz gegen θεωρητικὸς genommen, sonst aber dem βασιλικὸς entgegengesetzt werde, s. S. 25. Die Kenntnifs der wissenschaftlichen Zustände Athens in dieser Zeit wird vielleicht noch aus einigen Kirchenvätern etwas gewinnen können: da im 4ten Jahrhundert, als eben der Kampf zwischen Christen und Heiden die gröfste Heftigkeit erreicht hatte, auch Christen in Athen nicht blofs studirten, sondern auch Beredsamkeit lehrten, wie wir namentlich von Basilius Magnus und Gregorius Nazianzenus wissen. Cf. Nic. Kriegk Diatribe de peregrinationibus Romanorum academicis. Jenae 1604. 4. p. 33—36.

Der zweite Theil, die Succession der Schulhäupter, ist das Ergebnifs von fast eben so vielen Specialuntersuchungen, als Namen vorkommen: eine umfassende Kritik müfste daher ausführlicher sein, als das Werk selbst. Was in der Art durch Monographien geleistet war, ist benutzt, und gar manches durch eigene Forschung näher bestimmt. Dafs hie und da durch umfassende Combination noch genauere Bestimmungen sich erreichen lassen, steht zu erwarten. Es

Digitized by Google

wird genügen, dies an wenigen Beispielen zu zeigen. Auf eins hat uns der neueste Band von Droysen's Hellenismus geführt. Nach den directen Ueberlieferungen liefs sich nicht bestimmen, wann der 241 gestorbene Arkesilaos den Lehrstuhl der Akademie bestiegen habe. Es wird Diog. IV. 39. erzählt, dafs Arkesilaos befreundet gewesen sei mit Hierokles, dem Tyrannen der Hafenstädte Athens; dafs, als die übrigen Philosophen dem Antigonos Gonnatas, der nach Athen gekommen, entgegen gegangen, er es nicht gethan; dafs die übrigen ihm nach einer Seeschlacht Trost- oder Ermahnungsbriefe (παρακλητικά) geschrieben (in ersterem Sinn denkt man an einen in der Schlacht erlittenen Verlust, im anderen mufs man wohl an die Behandlung Athens denken), er geschwiegen habe. Antigonos eroberte Athen 363; was also in Bezug auf ihn erzählt wird, mufs in dieses Jahr oder später fallen. Der Tyrann Hierokles aber spielte noch vor diesem Krieg, der 366 begann, seine Rolle, und es ergiebt sich aus der Erzählung, dafs zur Zeit dieser Freundschaft Arkesilaos schon der Schule vorstand. Es mufs also derselbe den Lehrstuhl vorher, etwa 268, übernommen haben. Cf. Droysen's Hellenismus II. p. 206 u. 218. Damit stimmt vollkommen, dafs frühere Schüler von ihm schon im Jahr 258 eine wichtige politische Rolle spielten, ibid. p. 306. Von Karneades wissen wir leider nur, dafs er lange der Akademie vorstand, Cic. Acad. II. 7. Seine Freundschaft mit dem Könige Ariarathes VI. von Kappadozien, der 163 zur Regierung kam, und 130 starb, giebt keinen sichern Anhaltspunct; doch möchte man vermuthen, dafs dieser König, der so sehr die Wissenschaften der Griechen schätzte (Diod. XXXI.), auch eine Zeitlang, bevor er zur Regierung kam, Zuhörer des Karneades gewesen sei. Dann hätte dieser vor 163 den Lehrstuhl eingenommen. Diog. L. IV. 65. Sicher ist indefs nur, dafs es vor jener berühmten Gesandtschaft 155 geschehen.

Es mögen noch einige Beispiele, wie die Combination weiter führen kann, aus der Stoischen Schule folgen. Wann Chrysippus zu lehren angefangen habe, ist unbekannt; dafs es indefs nach 241 geschehen, folgt daraus, dafs er noch die Schule des Lakydes besuchte, der in diesem Jahre Scholarch wurde. Diogenes Babylonius mufs schon vor 166 der Schule vorgestanden haben, da Karneades, der um diese Zeit schon an der Spitze der Akademie stand, bei ihm Dialektik gelernt hatte. Es mufs derselbe zwischen 155 und 1 gestorben sein, da Cato (de sen. c. 6.) von ihm, 155 nach Rom kam, im Jahr 149 als einem Verst benen spricht. Die Zeit, in der sein Nachfolger A pater aus Tarsus der Stoa vorstand, läfst der V ganz unbestimmt; doch ist aus Diog. IV. 32. zu e hen, dafs er kurz vor Karneades 129 gestorben Die Lebensverhältnisse des Panätius und Mensa lassen sich, wenn auch nicht genauer bestimmen, vielleicht fester begründen. Cf. Beier ad Cic. de III. 2. 8.

Sehr zweckmäfsig ist die zum Schlusse hin fügte tabellarische Uebersicht, welche in der Kolonne die Jahre der christlichen Zeitrechnung Jahrhundert zu Jahrhundert, in der zweiten die p schen Begebenheiten, in den 4 folgenden die Häu der vier Schulen mit genauer Angabe der Zeit, che sie an der Spitze der Schulen standen, so weit möglich war, und in der letzten die Angabe den Jahrhunderten nach Christi Geburt entsprechen Olympiadenjahre enthält. Unter den Fürsten, w in Beziehung zu Philosophen standen, und dahe die Zeitbestimmung besonders derjenigen, über w wir keine bestimmteren Angaben haben, von Wi keit sind, vermissen wir Attalus I. von Pergamus 2 191, und Ariarathes VI. von Kappadozien, 163–1

Wir scheiden vom Verf. dankbar für manche lehrung, und bedauern, dafs er seine Forschung u auch auf die Verhältnisse der Schüler ausgedehnt über die sich freilich bei Bernhardy so interess als gedrängte Zusammenstellungen finden, die j eine weitere Ausführung wünschen lassen.

Chr. Petersen, in Hamburg.

LVI.

Báró Wesselényi: Szózat a' Magyar és S nemzetiség ügyében (Stimme in der An genheit der magyarischen und der slawis Nationalität, vom Baron Wesselényi). L zig, 1843. 372 S. 8.

Dieses Buch ist das Werk eines der edelsten freisinnigsten Magnaten Ungarns, eines Mannes, obwohl vielfach verkannt und angefeindet, für wahre Wohlfahrt seines ihm über Alles theueren

Digitized by Google

erlandes immer mit Aufopferung thätig gewesen, und noch jetzt, nach vielen harten Prüfungen, denen seine Gesundheit erlag, Alles was ihm von seiner früheren Kraft geblieben ist, dem Besten seiner Stammesgenossen und Mitbürger widmet *). In einem tiefe Schwerath athmenden Vorworte nennt Baron W. sich einen ärgerlich Todten, dessen weiland in Ehren gehaltenes Bild jetzt der Staub der Vergessenheit überdecke. Die drohliche Zukunft Ungarns zwingt ihn, noch einmal das Wort zu nehmen das ihm schon nicht mehr zukommt; er hofft aber, dafs seine Stimme, wenn gleich gedämpfet und wie aus den Tiefen eines Grabes tönend, doch nützlich sein, dafs sie die Gedankenlosen und Nachlässigen im Innersten erschüttern, zum Nachdenken und Handeln erwecken werde. Geisterhaft ruft die Stimme: „Eine Gefahr droht dir, o Vaterland — eine Gefahr von solcher Gröfse, wie du sie niemals erlitten hast"!

Der reiche Stoff des Werkes ist in sieben Capitel getheilt, die unser Verf. *sieben mitternächtliche Stunden nennt.* Im ersten Capitel geht er an die tiefste Wurzel des Uebels; er bringt den Magyaren in Erinnerung, wie sie nicht blofs ihre unterworfenen Mitbeherrscher von anderem Stamme, sondern auch einen Theil ihrer eignen Nation schwer unterdrückt und bis auf den heutigen Tag unter diesem Drucke gehalten. Dieses so sündhafte und barbarische als höchst unkluge Thun der Voreltern hat den Nationalhafs der Nichtmagyaren befestigt, die unfreien Stammesgenossen für magyarische Interessen unempfindlich gemacht, der geistigen und moralischen Fortentwicklung Ungarns unberechenbar geschadet. Die bitteren Früchte solcher Verkehrtheit sind eben jetzt zur Reife gelangt, zwar in Folge weltgeschichtlicher Ereignisse, von denen das zweite Capitel handelt. Hier bespricht der Verf. den jedem Zeitalter eigenthümlichen Geist und stellt den Geist der neueren und neuesten Zeit als *Nationalgefühl und Streben nach constitutioneller Freiheit* (*alkotmányos szabadság*). Vornehmste Ursache dieses Strebens ist die *Civilisation*, mit der es Hand in Hand geht. Aus ihm und durch dasselbe nimmt die Nationalität ihren Aufschwung; sie ist das vornehmste Mittel zum Zwecke, aber keinesweges der Zweck selber, wie Viele irrthümlich glauben. Baron W. kommt nun insonderheit auf das Erwachen der slawischen Nationalität und die beiden Propaganda's des Panslawismus, in Rufsland und in Frankreich, von denen Erstere eine Vereinigung sämmtlicher Slawen unter russischem Scepter, Letztere aber, die *revolutionäre* (*forradalmi*) *Propaganda*, aller Slawen Befreiung von ihren respectiven Regierungen bezwecke. Eine Wirkung des nationalen Erwachens der Slawen und jener panslawistischen Umtriebe, welche Rufsland, selbst insofern sie revolutionair sind, für sich zu nützen versteht, ist schon der gegenwärtige Sprachenkampf in Ungarn; vermehrt wird aber die Gefahr noch durch den Umstand, dafs zwei nicht-slawische Völker, *Griechen* und *Wlachen*, durch die Bande eines gemeinsamen Schicksals und einer gemeinsamen Religion mit den Slawen innig verknüpft sind *).

Im dritten Capitel prüft Baron W. die verschiednen Mafsregeln, die man in einem Staate ohne nationale Einheit anwendet und anwenden kann, um den Ausbruch der einander entgegengesetzten Bestrebungen zu verhindern und das Ganze zusammenzuhalten. Diese Mafsregeln sind: Begründung der ausschliefslichen Herrschaft *einer* Sprache und Nationalität — Verhütung der Reibungen zwischen den verschiednen Nationalitäten durch bewaffnete Macht — Nutzung einer Nationalität gegen die Andere — Vereinigung Aller durch und unter gemeinsamen Interessen. Die ersten beiden Mittel können im ungarischen Lande keine Anwendung finden; das dritte aber, obwohl leider nur zu oft versucht, ist das verkehrteste und gefährlichste von Allen, weil dieses die gegenseitigen Befürchtungen der verschiednen, in demselben Staatsverbande lebenden Völker und ihre gegenseitige Feindschaft nährt und fördert. So wird ein Volk wider das andere *genutzt* und eine Nationalität der anderen zur drückenden Last gemacht. Nur von der vierten Mafsregel darf man

*) Im Jahre 1835 wurde dem Verf., weil er die Angelegenheit der freien Wohnorts-Veränderung der Bauern in Schutz nehmen *wollte*, ein Procefs auf Tod und Leben angehängt, der sich vier Jahre lang hinschleppte und 1839 mit einer Verurtheilung zu dreijährigem Gefängnifs endete. In demselben Jahre erhielt der Antrag, um dessen willen Baron W. verurtheilt worden war, durch königliche Zustimmung Gesetzeskraft!

*) Von der fast 7 Millionen betragenden Gesammtzahl der Wlachen wohnen in Ungarn und Siebenbürgen über 2 Millionen.

Digitized by Google

wahren Segen erwarten; und ist diese besonders im österreichischen Staate dringend nothwendig, dessen verschiedene Völker nicht etwa sporadisch durch einander, sondern jedes für sich, in abgesonderten Ländern wohnen, und sammt und sonders tiefe Abneigung gegen die Deutschen fühlen.

Das vierte Capitel ist dem ehemaligen und heutigen Zustande Rufslands, seinem Einflusse und seiner Politik gewidmet. Die hier zur Sprache kommenden Gegenstände sind: Rufslands Ursprung und Wachsthum; seine Ausbreitung, Bevölkerung, Kriegsmacht; die Agricultur und Industrie, das Handelswesen und die Finanzen dieses Reiches, und dann vorzüglich seine bekannten, immer den Stempel grofser Klugheit und Folgerechtheit tragenden politischen Bestrebungen, deren bisheriges Gelingen zum Theil schon mit früheren Mifsgriffen europäischer Völker und Regierungen zu motiviren sei. Eingewebt sind geistreiche Betrachtungen über die wahrscheinliche Zukunft Europa's, im Falle Napoleon die Besiegung Rufslands und die Errichtung einer Universal-Monarchie gelungen wäre. — Hieran knüpft sich im fünften Capitel ein Raisonnement über die mögliche Zukunft Europa's unter den vorliegenden Bedingungen. Der Verf. glaubt an gewissenhafte Aufrechthaltung des Friedens von Seiten der europäischen Mächte und selbst Rufslands, welches Letztere seine Zwecke im Frieden noch besser als im Kriege erreichen könne. Dies hindert ihn jedoch nicht, seine Ansichten von dem Ergebnifs einer möglichen revolutionairen Schilderhebung der Slawen, für Europa im Ganzen und für die Slawen insonderheit, zu entwickeln. Als die zuverlässigsten Schutzmittel gegen alles Unheil, mag es nun schleichend im Schoofse des Friedens wirken, oder einen neuen europäischen Krieg entzünden, erscheinen ihm: Pflege und Förderung der von Rufsland noch unabhängigen Nationalitäten und ihrer Religionen, und Begründung einer constitutionellen gesetzmäfsigen Freiheit der Völker. Eine weitere Ausführung dieser Theorie folgt im sechsten Capitel, welches die Ueberschrift führt: „Was Europa zu thun hat". Die Völker können, auch unabhängig von ihren Regierungen, für die Förderung und Pflege des Nationalgefühls sehr viel thun; ein Haupterfordernifs ist aber, dafs auch der *weibliche* T einer Nation an den Interessen des Vaterlandes haften und innigen Antheil nehme; denn so lange Treue gegen Vaterland und Glauben nur den Geb des Verstandes und der Pflicht gehorcht, kann sie segensreich sich verbreiten; damit dieser Zweck reicht werde, mufs sie Sache des Herzens werden; Schlüssel zu diesem Tempel ist aber in den den des zarteren Geschlechtes. Das unglücklich len kann schon darum nicht für immer verloren weil der Busen seiner Jungfrauen der herrlichste der Vaterlandsliebe ist; wo aber das schöne Gesch gegen Vaterland und Nationalität unempfindlich b da wird der Stern der Nation untergehen, wie auch ihre Verfassung, und wie milde und vät auch die Regierung sei. — Unter den Regier rühmt Baron W. besonders an der preufsische schonende Behandlung der nicht-deutschen Nati täten ihres Reiches, und erwartet den gröfsten für Europa davon, wenn dieser Staat und der reichische die Flagge einer constitutionellen vol tretenden Verfassung aufpflanzen werden.

Das siebente und letzte Capitel, auf dessen wir näher eingehen wollen, hat nun die Gefahr, insonderheit Ungarn bedrohe, und was Ung solle, zum Gegenstande. Der Verf. beginnt ungünstigen *geographischen* Stellung der mei gyarischen Bewohner des Landes zu ihren sl Vaterlandsgenossen. Die Magyaren wohnen theils in den von ihren Voreltern ausgewählten baren *Ebenen* Ungarns, und haben die Gebirg che diese Ebenen von allen Seiten beherrschen eben so streitbaren Slawen überlassen, deren Na hafs nur auf einen Impuls von aufsen wartet. ungarischen *Slawen* halten sich für die allein rec fsigen erblichen Besitzer des Landes, für ein zendes Glied des slawischen Riesenkörpers, der pa's östliche Hälfte bedecke, und behaupten, der angemafsten Oberherrschaft eines mit Wal walt eingedrungenen Volkes zu stehen. Es ist im Interesse des Weltfriedens und der Sicherhe Staaten nothwendig, dafs man die Herrschbegi Völker nicht auf dunkle und unsichere Zeiten zurück

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

ró Wesselényi: Szózat a' Magyar és Szláv emzetiség ügyében (Stimme in der Angeleenheit der magyarischen und der slawischen ationalität, vom Baron Wesselényi).

(Schluſs.)

Wie stände es mit den meisten herrschenden Na-n, wenn jedes unterworfene Volk seine Rechts-ungen bis dahin verfolgte, wo die Geschichte sichere Führerin mehr ist? Man wendet ein, daſs chen- und Völkerrechte nie veralten, und daſs Zeitenlauf hier gar nichts zur Sache thue. Aller-sind diese Rechte unveräuſserlich, aber nur so-sie die *Person*, und nicht, sofern sie den *Besitz* ſen. Seines von Gott ihm gegebenen Rechtes, unbeschadet den Rechten Anderer, zu ernähren, körperlichen und geistigen Kräfte zu nützen und bilden, darf man den Menschen allerdings nie en; aber die mit dem *Besitz* verknüpften Rechte er auch ohne Erniedrigung und ohne Vernich-eines bürgerlichen Daseins verlieren: diese kön-also veralten. So ist es mit dem Rechte der un-ben Slawen an das Land, oder an die Herrscher-, die sie einst besessen haben. Ueberdies müſste lawe beweisen können, daſs seine Vorfahren, die Urväter der Magyaren das Land entrissen, auf ähnlichem Wege in seinen Besitz gelangt. Dies ist aber unmöglich und kann sogar un-klich geläugnet werden, da man weiſs, wie in alten Zeit ein Eroberer dem anderen folgte, wie Völker sich unaufhörlich bekämpften, und im Be-der Länder einander gleichsam ablösten.

Der andere von den Slawen vorgebrachte Grund, sie wegen ihrer numerischen Ueberlegenheit Be-cher des Landes sein sollten, ist ebenfalls unhalt-Es ist wahr, daſs Ungarn mit Siebenbürgen un-einen 15 Millionen Bewohnern nicht volle 5 Millionen Magyaren zählt; aber auch die Zahl der ächt slawischen Bewohner beträgt höchstens $5\frac{1}{2}$ Million, und der Ueberschuſs ist also gar nicht so groſs, daſs er sie zu solchen Ansprüchen berechtigen könnte *).

„Es ziemt unserer heiligen Sache — bemerkt Baron W. — daſs wir in Allem, was zu ihrer Förderung abzielt, gerecht und redlich verfahren. So sollen wir auch in Betreff der Slawen nicht bloſs jegliches Unrecht unterlassen, sondern alles Rechte thun. Vor Allem ist es unsere Schuldigkeit, die *gerechten* Forderungen unserer slawischen Mitbürger gutzuheiſsen und zu erfüllen". — Dabei muſs jedoch zwischen den *Kroaten* und den *Slawoniern* einerseits, und den übrigen Ungarn von slawischer Zunge unterschieden werden; denn ihre bürgerlichen Zustände sind verschiedner Art, also auch ihre Forderungen und ihre Zukunft. Kroaten und Slawonier haben eine eigne gesetzmäſsige Nationalität. Diese können also mit vollem Rechte verlangen, daſs man sie in ihrer innern Verwaltung der Muttersprache, oder, wenn sie es vorziehen, des Lateinischen sich bedienen lasse, und der Pflege ihrer Muttersprache, dem Anbau ihrer Litteratur, kein Hindernis in den Weg lege. Ihre Zukunft ist: eine constitutionelle Existenz, jedoch unter der Bedingung und dem Schutze der magyarischen Constitution. Zu verlangen, daſs Kroatien mit seiner, wenn man auch Slawonien hinzurechnet, weniger (!) als 2 Millionen ausmachenden Bevölkerung und seinen 33,000

*) In einer Anmerkung sagt der Verf., daſs eine sehr genaue Volkszählung vom Jahre 1842 ein ganz anderes Ergebniſs hinsichtlich der Slawen liefere, indem nach dieser die Zahl der Letzteren sogar fast eine halbe Million weniger betrage als die der Magyaren. Dieser Zählung zufolge sprechen *magyarisch:* 4,812,759 Individuen; *slawisch:* 4,334,411 (darunter 1,687,256 *Slawonier*, 886,079 *Kroaten*, 828,365 *Raizen*, 442,903 *Russniaken*, 429,868 *katholische Serbier*, und weniger als 60,000 *Bulgaren* u. s. w.); *deutsch*, 1,273,677.

Digitized by Google

adligen Individuen der Mutterstaat werde, und dem Magyarenstaate mit 4,800,000 rein magyarischen Bewohnern, worunter 500,000 vom Adel, *seine* Sprache, vielleicht auch seinen *Namen* gebe, wäre eine thörichte Zumuthung. Dafs die magyarische Reichsversammlung den wenigen Repräsentanten dieser beiden Länder zu Gefallen der lateinischen Sprache sich bedienen solle, welche die Slawen eben so wie die Magyaren erst erlernen müssen, oder dafs die ganze Reichsversammlung kroatisch lernen solle, und eben so die höheren Behörden des Landes, würde ein nicht minder abenteuerliches Verlangen sein.

In der Reichsversammlung und bei den obersten Behörden können nicht zwei Sprachen gebraucht werden: das würde die nothwendige Einheit behindern, den Gang der Geschäfte erschweren und babylonische Verwirrung erzeugen. Auch fragte sich's dann noch, an welchen Dialekt der zweiten (d. h. der slawischen) Sprache man sich zu halten hätte — an den kroatischen, den slawonischen oder den illyrischen? vielleicht gar an alle drei auf einmal, in welche dann — *horribile dictu* — auch alle bisherigen Verhandlungen übersetzt werden müfsten! — Also die lateinische Sprache? Aber diese müfste ja von den Slawen selbst erst erlernt werden! Sie bringt ihnen keine Erleichterung und keinen Gewinn; dagegen resultirt aus dem Gebrauche der Magyarischen ein grofser Gewinn für die Mehrzahl der Vertreter des Landes, deren Muttersprache sie ist, und für die Slawen keine grofse Beschwerde, vielmehr eine wahre Erleichterung, da man lebende Sprachen immer leichter sprechen und schreiben lernt, als ausgestorbene. — In gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes sollen demnach Kroaten und Slawonier der magyarischen Zunge sich bedienen, wie in ihrer innern Verwaltung der Muttersprache. Nur so können beide Völker constitutionell frei werden, nur so an dem bürgerlichen Sein und der Freiheit Ungarns Antheil haben. Von Ungarn abgerissen, was würde dann aus Kroatien und Slawonien? Eine österreichische Provinz unter Kreishauptleuten zu bilden, wäre schwerlich nach ihrem Sinne, und um einen besonderen constitutionellen Staat auszumachen, würden sie zu schwach sein.

Mit den übrigen ungarischen Slawen steht es anders: diese haben keine nationale Existenz, keine *besonderen* Volksrechte. Aber auch *sie* können den Schutz der Gesetze und eine gesetzmäfsige bürgerli Freiheit verlangen; und aus diesen Rechten folgt ihre Nationalität soviel, jedoch nur soviel: dafs es ih gestattet sein mufs, im häuslichen Leben und im Verk mit Sprachgenossen ihrer Muttersprache sich zu be nen, und ihre Geisteswerke in derselben abzufass

Wenn also für die gemeinsamen Angelegenh Ungarns *eine* gemeinsame Sprache nothwendig ist, Sprache die jeder Bürger des Landes verstehe: s es auch Recht und Pflicht der Gesetzgebung, ein che Sprache auf jede sichere und erlaubte W auszubreiten, ihre Erlernung jedem Bürger zur P zu machen, und selbst den Gebrauch der übrigen chen insofern zu beschränken, als er der Verbr jener, also dem Erreichen der durch sie zu verm den nationalen Einheit und dem Zusammenwirke Kräfte hinderlich ist. Nur rohe Gewalt darf nicht angewendet werden, indem diese weit ehe Ziele abführt.

Der Verf. kommt nun auf alle Desiderata Un und seiner Stammesgenossen insonderheit zu spr Die Magyaren sollen ihre Nationalität veredeln, dazu ist vor Allem *geistige Cultur* erforderlich. *stokratie*" — so sagt er — „heifst die *Herrsch Besten*, und in diesem Sinne ist sie vernünft recht; denn dafs die Besten, d. h. die moral intellectuell Gebildetsten oben an stehen, ist nützlich als natürlich. In diesem Sinne werd Vaterland eine Heimath der Aristokratie". — thue der sittlichen und geistigen Bildung in S wie auf dem Lande allen möglichen Vorschub; sorge dafür, dafs die nothwendigsten Elementar nisse, so wie die Kenntnifs der magyarischen Sp und gründliche Bekanntschaft mit der Verfassu Landes immer allgemeiner werden. Diese drei E schaften besitze jeder Wähler und jeder gew Volksvertreter, und mit ihrem Besitze seien auc wisse Rechte verbunden *).

*) Namentlich: 1) das Recht, in seinem eignen Namen cesse zu führen; 2) Befreiung von jeder beschimpfende erniedrigenden Leibesstrafe; 3) persönliche Unverletzli ehe ein richterlicher Spruch gefällt ist; 4) das Recht sonstiger voller Befähigung, ohne Ansehen der Herkunft des Amt zu bekleiden; 5) das Recht, jedes liegende Gu kaufen und sicher zu besitzen, mit Ausschliefsung der störenden Macht des Abzugsrechtes.

Digitized by Google

Das Wichtigste für alle diese Zwecke ist *Volks-*
bung. Viel vermag in dieser Hinsicht die Regie-
sehr viel der Einzelne; aber auch die Gesetzge-
mufs darauf Acht haben. Der Verf. hebt beson-
hervor, wie würdig solche Bestrebungen des Be-
der Geistlichkeit wären, und wie gut es dem
ichen, in den raffinirtesten Genüssen sich wäl-
n adligen Grundbesitzer anstände, wenn er nur
Theil seines Ueberflusses daran wendete, seinen
gebenen die Wohlthat einer Erziehung angedei-
n lassen, welche sie zu gesitteten Menschen und
hen Bürgern machte. Die in so vielen Jahrhun-
aufgehäufte Schuld der Unterdrückung und Ver-
ssung würde dadurch einigermafsen getilgt wer-
Eine Volkserziehung ist in Ungarn noch so
gar nicht vorhanden. Es giebt ganze Districte,
en man von Schulen nie etwas gehört hat, und
klich vorhandenen Dorfschulen sind so schlecht
immer möglich bestellt. Baron W. nimmt hier
heit, manche, die Einrichtung der Schulen, die
stände des Unterrichts u. dgl. betreffende Vor-
zu machen; er dringt insonderheit auch dar-
fs man der Schuljugend bei Zeiten, versteht sich
e für sie fafsliche Weise, von ihrem Stande,
brigkeit und der Verfassung Ungarns Kenntnifs
e; und begegnet etwanigen Einwendungen da-
s solche Gegenstände in keinem Falle für das
che Alter abstruser und schwerer begreiflich
die gleichzeitigen Religions-Lehren.

den Dorf- und Stadtschulen sind auch *Kin-*
r-Anstalten (*kisdedóvó-intézetek*) höchst noth-
Die möglichste Vervielfältigung und Förde-
ser wohlthätigen Institute empfiehlt der Verf.
eistertem Eifer. Er behauptet, dafs nichts An-
ie Ausbreitung der Nationalität und nationalen
so leicht und sicher bewerkstelligen könne.

Förderung des Nationalsinns durch Verschmel-
ller Interessen erfordert ganz besonders, dafs
etz die *Verpflichtung des Adels zur Theilnahme*
Grundbesteuerung ausspreche. „Unser Adel —
er Verf. — mufs wenigstens einen Theil der
samen Lasten auf sich nehmen, damit das schwer
kte Volk etwas erleichtert und somit an die
sen des Vaterlandes enger geknüpft werde.
en wir endlich von der unsinnigen Ansicht ab-
en, als sei das Nichtbezahlen Bedingung und Folge der *Freiheit!* Möchten wir endlich einmal selbst schauen, was in so schmähliger Nacktheit vor aller Welt Augen steht, und den bis zum Himmel dringenden Vorwurf hören, dafs bei uns nur der Schwache die Lasten tragen mufs, der Mann mit starken Schultern aber frei geht! Die Wucht dieser Schande müssen wir um des heiligen Namens der Gerechtigkeit und der nationalen Ehre willen von uns abwälzen". — Eben so wünscht er Verpflichtung aller Edelleute zu zwei- bis dreijährigen Waffenübungen.

An alle diese Wünsche und Vorschläge reihen sich Ermahnungen zur Einigkeit, Warnung vor gegenseitigem Verdachte und gegenseitiger Verdächtigung, widerlegende Bemerkungen über die Incrimination revolutionairer Absichten der Magyaren wider Oesterreich, und ein dringender guter Rath, dem österreichischen Hause innig ergeben zu bleiben, indem sonst kein Gedeihen der magyarischen Nationalität und Constitution möglich sei. Ungarn ist mit allen seinen Hoffnungen und Aussichten auf Oesterreich angewiesen, aber freilich auch dieses auf jenes: der österreichische Kaiser kann nur so lange ein mächtiger Monarch sein, als er der freien Magyaren König ist.

* * *

Eine dem Werke des Barons Wesselényi als Anhang beigedruckte Zugabe von 59 Seiten kündigt sich als die Arbeit eines Ausländers an *). Sie hat theils den Zweck, die gelegentlich von dem Verf. ausgesprochene Meinung, dafs der Franzose den Deutschen hasse, und leicht einmal, zum Verderben des übrigen Europas, mit Rufsland sich verbünden könne, als ganz unbegründet darzustellen, anderen Theils, ihm das Uebertriebene seiner Befürchtungen hinsichtlich der russischen Propaganda und ihres Einflusses auf die übrigen Slawen zu Gemüthe zu führen. Der unzweideutig wohlmeinende und durchweg freisinnige Charakter auch dieses Schriftchens läfst über die Aufrichtigkeit des Verf.'s, welcher seiner Nation nach Franzose sein soll, und in der That öfter *wir* sagt, wenn von den Franzosen die Rede ist, keinen Zweifel obwalten. Schott.

*) Ihr langer Titel ist: *Nehány észrevétel Báró Wesselényinek ezen munkájára: Szózat etc., és a' Magyar és Szlávokhoz intézett tanács egy idegen barátttól*, d. h. Einige Betrachtungen über Baron W.'s Werk, betitelt „Stimme" u. s. w., nebst einem an die Magyaren und Slawen gerichteten Rath von Seiten eines fremdländischen Freundes.

Digitized by Google

LVII.

Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders. Mannheim, 1844.; bei Bassermann.

Das Volksleben der Neugriechen läfst sich in verschiedener Weise, allein für sich und ohne alle Rücksicht auf irgend eine andere Nationalität, also auch ohne eine jede Beziehung auf die Frage wegen der Abstammung der Neugriechen und ihrer Verwandtschaft mit den alten Griechen, es läfst sich aber auch im Verhältnisse zu Letzteren auffassen und darstellen. Kann auf der einen Seite nicht verkannt werden, dafs auch die erstere Auffassungsweise dem Interesse vollkommen genüge, welches das Volksleben der Neugriechen hat und gewährt, und dafs es dazu nicht nöthig ist, jene Verwandtschaftsfrage ebenfalls zu berühren und diese Frage geradezu bejahend zu entscheiden, so kann doch auch auf der andern Seite nicht geläugnet werden, dafs die Bejahung jener Frage und die Begründung der Annahme, dafs die, wenn auch noch so wenig unvermischte, Abstammung der Neugriechen von den alten Griechen und eine, wenn auch noch so weitläufige und durch fremde Eindringlinge äufserlich unterbrochene, Verwandtschaft Jener mit Diesen nicht zu verkennen sei, das Interesse, welches die Betrachtung des Volkslebens der Neugriechen hat, um ein beträchtliches erhöhen müsse. Daher mag es wohl auch kommen, dafs, selbst wo die Behandlung dieses Gegenstandes sich fern von dieser Verwandtschafts- und Abstammungsfrage zu halten bestimmt ist, doch dieselbe unwillkürlich sich aufdringt und der Gegenstand auf dieses Gebiet sich hinüberspielt, gleich als beruhe wenigstens ein grofser Theil des Interesses, welches man dem Volksleben der Neugriechen nicht absprechen kann, in einer gewissen Annäherung dieses Volkslebens an das der alten Griechen, die auch dann zugegeben werden müsse, wenn man der Meinung sein sollte, dafs jene Vermischung sehr zum Nachtheile des altgriechischen Elements Statt gefunden habe, und dafs des Fremdartigen in dem Volksleben der Neugriechen gar zu viel sich vorfinde. Die Sache ist einleuchtend, da wohl noch Niemand im Ernste behauptet hat, dafs zwischen dem Volksleben der Neugriechen und dem der alten Griechen nicht die geringste Ah lichkeit, Nichts innerlich und ursprünglich Gemein mes vorhanden sei. Es kommt nur darauf an, d innerlich und ursprünglich Gemeinsame zu suchen zu finden, es gehörig zu erkennen und anzuerken Indefs ist und bleibt das doch immer eine Sache sich, zumal Mancher wohl geneigt und geeignet eher die Verwandtschaft der Neugriechen mit Scythen und Sarmaten zu behaupten und mit möglichen, auch Scheingründen nachzuweisen, als offenbar Altgriechische in dem Volksleben der griechen zu erkennen und anzuerkennen. Im Uebr ist auch das einleuchtend, dafs jene ganze Frag nächst von dieser Seite gar nicht ins Auge g und entschieden werden darf; dafs sie vielmehr von dem reingeschichtlichen Standpuncte aus, auch nur aus diesem, ohne Vorurtheil, redlich gewissenhaft betrachtet und erörtert werden mufs, dafs man sich dabei um so mehr zu hüten habe, seitig die Sache zu behandeln und Scheingründen ein Gewicht beizulegen, je leichter es von der a Seite ist, die durch einseitige Behandlung dieser gewonnenen Ergebnisse durch Momente zu entkr die ihnen offen widersprechen, — durch Momente nen, als feststehenden Thatsachen, ihr Gewicht ein nicht geringer Einflufs auf die Beantwortung betreffenden Frage nicht abgesprochen werden darf.

Kann das Volksleben der Neugriechen au angegebene doppelte Weise aufgefafst und darge werden, so sind nun auch die Wege verschieden, man zu diesem Zwecke einschlägt. Der Heraus des vorliegenden Buchs, welches den offenbaren Z hat, das Volksleben der Neugriechen darzustellen zu erklären, hat sich zu diesem Zwecke auf die samkeit und Thätigkeit des Volksgeistes der Neugri selbst beschränkt, insofern dieser Volksgeist, unm bar und kunstlos, in Liedern, Sprichwörtern und seln sich kund giebt, oder in den künstlichen Dichtu Einzelner im Volke sich ausspricht; und er hat dem die Absicht gehabt, von dieser reingeistigen Seite, die Erzeugnisse und Bildungen des Volksgeistes der griechen, die er hier zusammengestellt hat, das V leben derselben, und mithin von einer seiner b tendsten und interessantesten Seiten kennen zu le

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Volksleben der Neugriechen, dargestellt und klärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgechten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders.

(Fortsetzung.)

Denn nicht nur, dafs es einen, in bunter, reicher igfaltigkeit abwechselnden Genufs gewährt, diepetischen Ergüsse der Volkskraft und der Vaterliebe, der Regungen jeder menschlichen Empfin- der Offenbarungen des Gemüths, der Phantasie er Laune, wie das gewöhnliche Leben des Volks auch ungewöhnliche, aufserordentliche Erscheiin in demselben sie veranlassen und hervorrufen, u erfreuen, daraus in manchen Beziehungen soie Geschichte des Volks und seine Thaten, seine hten, Gefühle, Sitten und Gebräuche, unmittelbar unstlos, kennen zu lernen und zu beobachten, am in der Werkstatt seines geschäftigen, nie den Geistes mit anzusehen, wie es, nämlich das denkt, fühlt und empfindet, und wie der Volksafft und arbeitet: es ist auch erfreulich und in hohem Grade interessant, aus allem diesen ch den Charakter und das ganze Wesen des selbst, treu und ohne Tücke, so wie es ist, in telbarer Auffassung kennen zu lernen und darauf le über Beides in der Gegenwart, so wie sichere ngen für seine Zukunft zu gründen. Dafs diese le und Hoffnungen an und für sich ebenfalls nur lich sind; dafs bei der Beweglichkeit, Lebendig- Elasticität und Empfänglichkeit dieses Volksgeiwenn er nur auf die rechte Weise und nach den hiedenen Seiten hin zweckmäfsig geleitet wird, Geringes von ihm erwartet werden kann; dafs Uebrigen in gewissen feineren geistreicheren lungen und Regungen eher an den Geist des echischen Volks erinnert, als dafs man darin und ursprüngliche slawische Elemente erkennen könnte, — dürfte nicht minder gewifs sein, mag jedoch an und für sich hier ganz auf sich beruhen.

Nach dem Vorstehenden bot sich dem Herausgeber ein doppelter Stoff zur Benutzung dar, indem er es theils mit dem, was man im Allgemeinen *Volks*poesie nennen mag, mit dem, was der Volksgeist im Allgemeinen in unmittelbarer Auffassung und unabsichtlicher, kunstloser Darstellung, schafft und bildet, theils mit der *künstlichen* Dichtkunst, mit der Kunstpoesie Einzelner im Volke zu thun hatte. In diese beiden Hauptabtheilungen zerfällt demnach auch der hauptsächliche Inhalt des Buchs, und zwar, was die *Volks*poesie anlangt, in einer solchen Weise, dafs die Lieder, die wieder den Hauptinhalt der neugriechischen *Volks*poesie ausmachen, in vier Klassen, nämlich als historische, romantische und häusliche Lieder, so wie als Disticha, vertheilt sind, denen in einer fünften Klasse Sprichwörter und Räthsel folgen, während die Kunstgedichte die sechste Klasse ausmachen. Schon hieraus ergiebt sich die obgedachte bunte und reiche Mannigfaltigkeit der hier zusammengestellten Schöpfungen des Volksgeistes der Neugriechen, bunt und reichhaltig in Hinsicht auf den Stoff und auf die Darstellung; aber noch mehr und lebendiger stellt sich diese bunte und reiche Mannigfaltigkeit für einen Jeden ganz ungesucht dar, der sich die Mühe nimmt, diese in der That köstlichen Schätze, diese reiche Blumenlese aus dem grofsen Garten des Volksgeistes der Neugriechen näher ins Auge zu fassen und zu betrachten: es ist ein Reichthum, eine Mannigfaltigkeit, wie man sie vielleicht nicht ahnt, nicht vermuthet. Um so zweckmäfsiger war es deshalb auch von dem Herausgeber, diesen reichen Stoff so, wie er gethan, zu vertheilen, auch wenn nicht innere Gründe dafür gesprochen hätten, — zweckmäfsiger, als Fauriel in seiner, alles durch einander werfenden und zu wenig ordnenden Sammlung gethan hat; und um so weniger mag man

Digitized by Google

daher mit dem Herausgeber rechten, auch wenn man im Einzelnen mit der Vertheilung der Lieder selbst sich nicht durchgängig einverstehen kann.

Ueber das eigentliche, innere Wesen des neugriechischen Volkslieds im Allgemeinen sich zu verbreiten und durch Hinweisung auf die ihm eigenthümlichen Reize und Naivetäten, auf seinen Charakter, und sein ganzes Wesen, das Interesse daran erst noch rege machen zu wollen, ist unnöthig; denn dies Alles kann man wohl im Allgemeinen als bekannt und anerkannt voraussetzen. Aus diesem Grunde beschränkt sich daher Recensent, nach demjenigen, was er über das vorliegende Buch bereits bemerkt hat, nur darauf, die Leistungen und Bemühungen des Herausgebers bei demselben im Allgemeinen und Einzelnen näher zu betrachten und zu beleuchten, um darnach seine Verdienste bei dieser Zusammenstellung um so sicherer beurtheilen zu können.

Die Zusammenstellung selbst schon ist an und für sich ein Verdienst, wie bereits in dem Vorstehenden bemerkt worden ist. Sie ist es aber nicht blofs um des Zweckes willen, dem sie entsprechen soll; sie ist es nicht blofs, insofern man in ihr bisher schon Bekanntes findet, sondern namentlich auch deshalb, weil der Herausgeber manches neugriechische Volkslied in die Sammlung mit aufgenommen hat, was bisher ungedruckt und uns unbekannt war, was ihm erst von Griechen, die ihm überhaupt bei der Herausgabe dieses Buchs behülflich gewesen sind, mitgetheilt worden, und was die Mittheilung auch hier jedenfalls verdiente. Dafs er die Originale selbst durchgängig mitgetheilt hat, verdient Lob, auch wenn sie nicht allenthalben richtig mitgetheilt sind. Rec. könnte dem Herausgeber manche offenbare Fehler nachweisen, die stehen geblieben und in dem langen Druckfehlerverzeichnisse nicht angegeben sind. Diese Fehler, nicht blofs solche, die auf rhythmische Härten und metrische Uebelstände hinauskommen, sind immer störend, selbst wenn sie der kundige Leser leicht erkennt; aber nicht alle Leser sind der Sprache des Originals so kundig, wie der Herausgeber es vielleicht sein mag. Den Originalen stehen die Uebersetzungen gegenüber, wobei der Letztere besonders auf Treue der Form gesehen, und deshalb das Versmaafs und den Reim des Originals möglichst beibehalten hat. Er hat sich jedoch in dieser Hinsicht, namentlich was den Reim anlangt, genauer an dasselbe gebunden, als man billigen ka indem er in Folge dessen der Form- und Wortfr nicht selten die Gefälligkeit und Verständlichkeit Originals aufgeopfert hat, wenn nicht etwa das Un fällige und Unverständliche desselben einen and Grund hat. Ueberdies ist Manches in dieser Ue setzung unrichtig, wie der Rec. weiter unten Herausgeber nachweisen will. Dadurch kann und zwar dessen Verdienst im Allgemeinen, und beson auch in Ansehung der Verdeutschung, das dieselb die des Originals Unkundigen unbedingt hat, nicht schmälert werden; indefs kann das unparteiische theil einer gewissenhaften Prüfung sich nicht über und von der Strenge nichts nachlassen, die der G stand fordert, und über die am wenigsten der He geber sich beschweren kann, der sie gern, un nicht ganz mit Grund, gegen Andere übt, wie sich ebenfalls weiter unten zeigen wird. — Jeder einz Abtheilung der Lieder u. s. w. hat der Herau Anmerkungen beigefügt, in denen er hauptsächli ren Verständnifs erleichtern, die Bedeutung des nen angeben, schwere und dunkle Stellen und des Originals erklären zu wollen, den Zweck ha er dies auch wirklich für Alle und in allen Be gen erreicht habe, möchte Rec. bezweifeln, de er offen gestehen mufs, Manches dunkel geblie

In die sechste Abtheilung, die der Kunst sind, einige Ἀνώνυμα ausgenommen, nur Die von Christopulos, Salomos, Kokkinakis, Al sos und Rhangawis aufgenommen worden. D der neugriechischen Dichtkunst weniger Bekannt sich hüten, diese Dichtkunst nach den wenigen zu beurtheilen, die der Herausgeber mitgethe Die unter dem Titel: Νέος Ἑλληνικὸς Παρνασ Jahre 1841 in Athen erschienene Anthologie, ü der Unterzeichnete in No. 41. d. Bl. vom J. 18 niges bemerkt hat, und die nur ein einziges Vo aufserdem aber blofs Kunstgedichte enthält, ist haltiger, als man denken mag, und der Herau hätte sich durchaus nicht auf das Wenige be ken sollen, was er von neugriechischen Kunst ten in seiner Sammlung aufgenommen hat. besonders diese sogenannte Kunstpoesie der Ne chen verdient es, auch neben der Volkspoesie, vo Deutschen mehr, als bisher geschehen ist, berüc tigt zu werden, weil auch auf sie die obangede

Digitized by Google

ffnungen sich erstrecken, wenn nur sonst die neu-echischen Dichter freier von blofser Nachahmung derner Poesieen und Poeten sich zu erhalten wissen, egen, weniger subjectiv und weniger von den Lei-schaften des Tages befangen, als bisher, die alt-chischen Dichter sich zu Mustern nehmen wollen.

Ehe Rec. sich zu dem übrigen Inhalte des Buchs idet, will er folgende Bemerkungen über Einzelnes darin mitgetheilten Lieder u. s. w. und zu den merkungen zu denselben beifügen, und damit die en Urtheile wenigstens theilweise belegen.

Zu S. 18 u. 19. In dem Gedichte no. 17 ist V. 4 πάτω übersetzt durch: 'rauf; es bedeutet aber das entheil: unten, hinunter.

Zu S. 66 u. 67. In dem Gedichte no. 22 übersetzt Herausgeber V. 12 u. 13,

Τι τοῦ γέρου τὰ παιγνίδια
Σὰ (mufs heifen: Σὰν) νερόβραστα κρεμμύδια,

's thut des Alten Spiel und Necken
Wie in Wasser Zwiebeln schmecken,

i das Bezeichnende in νερόβραστα, d. i. die in Was-gekocht sind (nämlich Zwiebeln), die also schlecht ecken, ganz verloren gegangen ist.

Zu S. 92. Die Erklärung des Lieds No. 5 S. 46, der Ueberschrift: Κατάρα τῆς ἀγάπης, scheint nicht essen. Vergleicht man nämlich mit diesem Liede andere fast gleichlautende, welches Rec. in seiner riechischen Anthologie" (Erstes Bändchen, 1844), gleich mit dem hier von Dr. Sanders mitge-zusammengestellt hat, so kann man wohl einen des darin vorkommenden Jünglings, der sich stelle, als sei ihm die linke Hand, der linke abgehauen worden, nicht voraussetzen. Vielmehr man annehmen, dafs ihm der eine Arm, die eine wirklich abgehauen worden war. Die Ueber-: ὁ κολοχέρης (der Einarmige, der Krüppel) spricht und scheint die Annahme eines Scherzes gera-auszuschliefsen.

Die Bemerkung, die der Herausgeber S. 93 gegen Unterzeichneten macht, als hätte ich die Reime in meinen „Neugriechischen Volksliedern" (1822), mitgetheilten Liedes, das Dr. Sanders hier S. 52 ine Sammlung mit aufgenommen hat, nicht ge-t und hätte ich sie darum nicht mit übersetzt, ist ungehörig. Denn ich habe dort die Reime des Originals, wie auch bei andern Liedern jener Sammlung, gar nicht beobachten wollen, und es kann daraus, dafs ich sie dort nicht beobachtet habe, nicht folgen, dafs ich sie gar nicht gemerkt hätte. Wenn übrigens Dr. Sanders in jenem Liede S. 52, Vers 2 Zeile 8, das Wort: καθαυτό eigenmächtig in καταρό (!) verwandelt, und es S. 53 mit: schön, übersetzt, weil das: τὸ καθαυτὸ πουλί des Originals „ungriechisch und matt" sei, so kann man das wohl auf sich beruhen lassen, und braucht mit dem Herausgeber deshalb weiter nicht zu rechten, obschon ihn Rec. versichern kann, dafs er das Wort: καθαυτό bei Alex. Sutsos gefunden hat. Was aber καταρό sein soll, und wie dazu die Uebersetzung: schön, passe, das sieht Rec. nicht ein.

S. 140 meint Dr. Sanders (zu S. 110), ebenfalls gegen den Unterzeichneten, dafs χορταράκιον kein Wort sei. Er beliebe nur das Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, von Skarlatos Bysantios, (Athen, 1835), S. 315 nachzuschlagen, und er wird sehen, dafs er — sich geirrt hat. Was die von ihm S. 140 versuchte Erklärung des allerdings schwierigen Wortes: Πυρπηροῦνα, anlangt, so hat zwar Rec. nirgends das Wort Πυρπηρὶς, das im Neugriechischen einen Stutzer bedeuten soll, gefunden. Da jedoch statt Πυρπηροῦνα auch die Formen Περπερία, Περπερίνα, Περπεροῦνα vorkommen, und Πέρπερος im Neugriechischen allerdings einen Stutzer bezeichnet, wie aus dem oben gedachten Λεξικόν s. v. Κεράτσα und Κυρίτσης zu ersehen ist, so läfst sich die Ableitung des Worts Πυρπεροῦνα von Πέρπερος wohl hören.

S. 119 V. 2 übersetzt der Herausgeber: νὰ βραχοῦν, durch: sich regen. Βραχοῦν kommt jedoch von βρέχω, und es war also durch: nafs werden, zu übersetzen.

S. 137 macht Dr. Sanders einem neugriechischen Volksliede den Vorwurf der Ungereimtheit. Wohl mit Unrecht. Denn das Suchen und Nichtfinden des Säuglings von Seiten der Mutter, wenn die Wärterin mit ihm ausgegangen ist, schliefst noch nicht das gänzliche Nichtzurückbringen des Säuglings in sich. Die Mutter soll sich nicht grämen, weil die Amme das Kind nicht bringt, so dafs die Erstere es suchen mufs, damit nicht durch den Gram die Milch der Mutter sauer (nicht bitter) werde. Das ist der Sinn des Wiegenlieds. Man darf nicht Ungereimtheiten und Schwierigkeiten suchen, wo sie nicht sind; sie finden sich sonst um so leichter, je mehr man sie sucht.

Digitized by Google

S. 158 steht im Original (No. 68):

Ὁ κόσμος εἶναι ῥόδα,

und der Herausgeber übersetzt es durch:

Die Welt ist rund.

Wie ist das möglich?

S. 164, No. 96, kann der erste Satz, rhythmisch betrachtet, unmöglich richtig sein. Μία φορὰ ἤμουν ἄγγελος, pafst nicht zum Versmaafse des Ganzen. Vielleicht so: Ἄγγελος ἤμουν μιὰ φορὰ —?

Unter den Sprichwörtern (S. 220 f.) ist No. 31 (S. 222)

Ὁ ξένος ἀναπαύει, μὰ δὲν θεραπεύει,

Der Fremde findet Wohnung, aber nicht Bedienung,

nicht richtig übersetzt. Θεραπεύω hat nur die active Bedeutung: dienen, bedienen, heilen u. s. w., nicht aber die passive: sich bedienen lassen, u. s. w. Die Uebersetzung würde wohl lauten müssen: der Fremde erfreut (nämlich Andere), aber er heilt nicht.

S. 225 (No. 51) und S. 229 (No. 89) übersetzt Hr. Dr. Sanders das Wort: Πίτα, fälschlich durch: Taube. Πίτα (πήτα, πήττα) ist der: Kuchen.

Das Sprichwort No. 62 S. 224, Ἀπὸ τὸ κεφάλι βρωμάει τὸ ψάρι, wo der Herausgeber einen Reim findet (κεφάλι — ψάρι), und das er übersetzt: Vom Kopf, will mich dünken, rührt des Fisches Stinken, erklärt Rofs, in der Sammlung neugriechischer Sprichwörter an dem zweiten Bande der „Reisen auf den griechischen Inseln" (1843), S. 174 f. anders, als Sanders. Letzterer bemerkt S. 239, dieses Sprichwort werde gesagt, wenn man den Tadelnden als den Tadelnswerthesten und Schuldigsten bezeichnen wolle, oder die Vornehmsten. Wie das passen soll, ist nicht ganz klar; jedenfalls ist die Erklärung gezwungen. Dagegen findet Rofs in jenem griechischen Sprichworte unser deutsches:

Wie das Haupt, so die Glieder,
Wie der Herr, so der Knecht.

Andere Sprichwörter sind sehr frei übersetzt, andere mehr als frei, so dafs sie keinen Sinn haben. No. 113 lautet: Ἀπ' ὄζω κοῦχλα, κι' ἀπὸ μέσα πανοῦχλα, und der Herausgeber übersetzt es:

Sei draufs' das Best' auch, innen weht Pesthauch,

offenbar nur des Reimes wegen. Wörtlich heifst es: Von aufsen Puppe, und drinnen die Pest; und jedenfalls entspricht es dem Deutschen: der Schein trügt.

No. 116 S. 230, das so heifst:

Κατὰ μάνναν καὶ πατέρα,
Κατὰ υἱὸ (nicht υἱός, statt υἱὸν) καὶ θυγατέρα,

wird übersetzt:

Mutters Sinn und Vaters Trachten,
Darnach Sohn und Tochter schlachten.

Offenbar unverständlich und falsch. Was soll d schlachten? Der Sinn des Sprichworts kommt auf Deutsche hinaus: Der Apfel fällt nicht weit vom Sta wofür die Neugriechen auch noch ein ähnliches hal Κατὰ τὸν μάστορην καὶ τὰ κοπέλια (wie der Herr, so Knecht).

Die Uebersetzung des Sprichworts unter No. Τὰ παθήματα γίνονται μαθήματα, Leids Beschweru werden zu Belehrungen, ist mindestens hart.

Was die Räthsel (S. 234 f.) betrifft, so kam Auflösung des unter No. 1 mitgetheilten:

Τὸ φίδι πίν' τὴν θάλασσα κ' ἡ θάλασσα τὸ φίδι,
Καὶ 'ς τοῦ φιδιοῦ τὸ κέρατο φεγγάρ· φεγγαρίζει,

welches Dr. Sanders so übersetzt:

Es trinkt die Schlange wohl das Meer, das Me Schlange trinket,
Und an der Schlange Horn erglänzt der Mond helle blinket,

wohl nicht: ὁ λύχνος, die Lampe (S. 243) sein; vielmehr der brennende Docht in der Lampe. kennt dieses Räthsel auch noch nach einer an Mittheilung, wo es so heifst:

Τὸ φίδι τρῷ (τρώγει) τὴν θάλασσαν, κ' ἡ θάλασσα τὸ
Κ' εἰς τοῦ φιδιοῦ τὴν κεφαλὴν καράβι ἁρμενίζει.

Auch die Verdeutschungen der Kunstgedichte (S. geben zu manchen Bemerkungen Anlafs. In (S. 250) sind βραχιόλια übersetzt durch: Strümp sind aber: die Armbänder. Dagegen sind gleic auf σκαλτσοῦλαι nicht: die Hosen, die Höslein, s die Strümpfe. — In No. 6 (S. 252) sind die V. 11 u

Αὐτὸ βέβαια τῇ ἀληθείᾳ
Εἶναι τρέλα καὶ μωρία,

so übersetzt:

Selbst was fest ist und beständig,
Ist wahrhaftig unverständig,

was ebenfalls falsch und noch dazu unverständlic Βέβαια heifst: gewifs, und τῇ ἀληθείᾳ: in Wah Der Sinn des Ganzen ist: dieses Streben (wovon her die Rede ist) ist wahrhaftig Thorheit und U stand. — Eben so giebt die Uebersetzung V. 15 nen Sinn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Volksleben der Neugriechen, dargestellt und klärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgechten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders.

(Schlufs.)

n No. 7 V. 2 Z. 1 (S. 254) kann: τὰ λιγνὰ στήθη, die hohe Brust, bedeuten. Λιγνός ist zart, ch, mager, schlank; dort bedeutet es offenbar:

n No. 9 (dem bekannten, höchst witzigen und d-allerliebsten Gedichte des Alex. Sutsos auf lucht des Augustin Kapodistrias aus Griechenübersetzt Dr. Sanders V. 1 Z. 5 τὸ κατόπι μου, mir ins Gesicht; es heifst jedoch: hinter mir her, mir (κατόπι ist ein Adverbium, und τό steht πλεοτῶς).

n No. 11 V. 2 Z. 2 (S. 272) wird die bekannte nal-Versammlung von Πρόνοια, einer Vorstadt avplion, im J. 1832 erwähnt. Indefs scheint der etzer davon Nichts gewufst zu haben, obgleich ginale nicht πρόνοια (mit kleinem π), sondern (mit grofsem Π) steht, was ihn leicht darauf konnte, dafs er hier ein nomen proprium vor habe. Vielmehr übersetzt er Πρόνοια, durch: ne Tücke — !! — Gleich darauf übersetzt er: l προδόται, durch: schmutzige Verräther. Μιαρός er: gottlos.

S. 289 findet es der Herausgeber bemerkenswerth, in den, S. 250 f. unter 4. 5 und 6 mitgetheilten chten jeder Endvocal eines Worts vor dem Anvocal des folgenden elidirt werde, und er erkennt ein, seiner Ansicht nach in der neugriechischen che durchaus nicht begründetes Gesetz. Indefs nt das wohl nur auf die, in der neugriechischen che und Poesie bis zum offenbaren Mifsbrauche he συνίζησις hinaus, und kann mithin nicht als eine ar besonders auffallende und unerklärliche Erscheinung angesehen werden. Dagegen mufs es für mehr als unerklärlich gelten, wenn Dr. Sanders S. 288 f. und 290 dem Unterzeichneten Dinge nachsagt, die diesen ganz und gar Nichts angehen und ihn nicht treffen. Denn ein Langes und Breites hat der Unterzeichnete über die Aehnlichkeit des, S. 248 f. unter No. 3 mitgetheilten Gedichts in dem dritten Bande der Eunomia (1827), den er allein herausgegeben hat, nicht gesprochen. Das ist im ersten Bande, S. 104 f., also vom Dr. Jken geschehen. — Die Redensart, die ich nach S. 290 mifsverstanden haben soll, findet sich a. a. O. gar nicht vor. Aehnliches könnte ich auch noch in Betreff dessen bemerken, was in der, S. 331 f. befindlichen Beilage — die der Verf. selbst S. 350 für eine Art monstrum erklärt! — gegen mich und gegen meine, in den Jahrb. 1842, No. 76 abgedruckte Recension der „Neugriechischen Volks- und Freiheitslieder" von Dr. Sanders (1842) vorgebracht wird; indefs halte ich es durchaus nicht der Mühe für werth, da dies Alles am Ende nur persönlich ist, und die Sache dabei Nichts gewinnen würde.

Dagegen will Rec. noch mit einigen Worten der, S. 301 f. abgedruckten Abhandlung gedenken: „Welchen Einflufs haben fremde Nationen auf die heutige griechische geübt, namentlich in Bezug auf Volksglauben und Volkspoesie." Der Herausgeber hat es hierin mit der bekannten Fallmerayerschen Hypothese von der slawischen Abstammung der heutigen Griechen zu thun, welche er zwar nicht in dem Umfange, wie Fallmerayer, annimmt, doch aber als unverkennbar und als wesentlich behauptet. Er thut das jedoch nicht unmittelbar aus geschichtlichen Gründen, sondern nur mittelbar, indem er seine Behauptung auf die Aehnlichkeit stützt, welche sich zwischen Sitten, Gebräuchen und Aberglauben der Griechen und Slawen, zwischen der neugriechischen und slawischen Volkspoesie finde, und von der er meint (S. 304), dafs durch sie

Digitized by Google

die Annahme einer organischen Verbindung griechischer und slawischer Elemente, nicht blofs die Voraussetzung einer äufseren Berührung, eines gegenseitigen Entlehnens, nicht blofs eine Aehnlichkeit in Einzelnheiten begründet werde. Rec. weifs nicht, ob und welche Studien der Herausgeber gemacht habe, um zu einer bestimmten Ansicht über jene Verwandtschafts- und Abstammungsfrage zu gelangen, und ob er selbst durch Forschung zu seiner Ansicht gelangt sei. Wenn nun aber die von Fallmerayer für seine Hypothese behaupteten Thatsachen in der Ausdehnung und mit dem Einflusse, wie derselbe sie deutet, nicht wahr sind, so kann auch für die angebliche Verwandtschaft der Griechen und Slawen auf die von dem Herausgeber behauptete und nachgewiesene Aehnlichkeit der neugriechischen und slawischen Volkspoesie kein besonderes Gewicht gelegt werden; und namentlich kann dann nicht von einer organischen Verbindung jener beiden Elemente die Rede sein, da man diese Verbindung historisch doch nur auf jene Thatsachen zurückführt, und die ersten Gründe einer inneren Verwandtschaft nur von jener Zeit an datirt, wo diese Thatsachen als geschehen angenommen werden; man kann jene Verbindung, abgesehen von den hier einschlagenden localen Rücksichten und von dem localen Einflusse jener Thatsachen, nicht als eine organische betrachten, man müfste denn geradezu annehmen (z. B. mit Dankowski), dafs schon die alten Griechen mit den Slawen verwandt gewesen seien, in welchem Falle es allerdings der Fallmerayerschen Hypothese gar nicht weiter bedürfen würde. Ist nun neuerdings von Griechenland selbst aus, in der Schrift Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον, ὑπὸ Κ. Παπαῤῥηγοπούλου (Athen, 1843), nachgewiesen worden, dafs die angeblichen Thatsachen, wie sie Fallmerayer annimmt, nicht allenthalben gegründet seien, und eine Einwanderung der Slawen in den Peloponnes und eine Vermischung der Griechen und Slawen nicht in dem Maafse und in dem Umfange Statt gefunden habe, wie Fallmerayer behauptet, so mufs damit auch das Gewicht, das bei jener Aehnlichkeit der neugriechischen und slawischen Volkspoesie auf die gedachte Einwanderung und Vermischung gelegt wird, bedeutend geschwächt werden. Deshalb dürfte auch in der hier von Dr. Sanders versuchten Zusammenstellung neugriechischer und slawischer Volkspoesie, wenn man den hauptsächlichen Zweck ins Auge fafst, den derselbe dabei hatte les in sich selbst zusammenfallen; die Schlüs Folgerungen, die er auf diese Aehnlichkeit g dürften als falsch und schief erscheinen, und es mithin diese Aehnlichkeit noch nicht berechtige solche Stammverwandtschaft zwischen den Griech Slawen anzunehmen, wie Fallmerayer und Ander Aber gewifs bleibt es immer von Interesse, meinschaftlichen Wendungen und Eigenthümlic der slawischen und neugriechischen Volkspoe doch mit Ausschlufs der kretischen, die ihre ausgeprägten Eigenthümlichkeiten hat, S. 316 nen zu lernen (vergl. S. 319 f.). Auch auf Nationalitäten erstreckt der Herausgeber S seine Bemerkungen, indem er die neugriechische poesie mit der italienischen, u. s. w. vergleicht. übrigens Recensent auch in Vorstehendem die rayer'sche Meinung von der slawischen Abst der Griechen bekämpft, und dafür hält, da Andere, mit Fallmerayer, dem griechischen E in dem ganzen Leben und in den gesammten den der heutigen Griechen auf Kosten des sla zu wenig Anerkennung gewähren, vielmehr de teren zu Viel zugestehen und wesentlich Slawis finden wollen, wo es nur um zufällige Aeufser ten sich handelt, so kann es hierbei auf pers Vorliebe und auf den subjectiven Gesichtspu und gar nicht ankommen. Man kann gegen rayers Meinung und dessen Uebertreibungen se braucht es nicht deswegen, weil man an den chen ein besonderes Interesse nimmt, oder w etwa aus Gründen der Politik jedes slawisc ment von ihnen entfernt wissen möchte; ma der Meinung sein, dafs eine Vermischung der v denen Racen, ja sogar mit vorherrschendem schen Elemente, angenommen werden müsse, doch mit den Neugriechen selbt gut meinen. Personen, auf persönliche Vorurtheile, persönlich sichten und Vortheile kommt hierbei Nichts an jeder Einseitigkeit ist die Wahrheit feind; nu che, vorurtheilsfreie Forschung kann der W nahe führen, wo sie nicht ganz erkannt und werden kann.

D. Theodor Kin

Digitized by Google

LVIII.

nstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Von Dr. G. F. Waagen, Director er Gemäldegallerie des Königlichen Museums n Berlin. Leipzig, 1843. *XII u.* 390 S. 12. (Auch unter dem Titel: *Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster Theil).*

Mit dem Bewufstsein, dafs eine genügende Geichte, sowohl der Kunst im Allgemeinen, als auch deutschen insbesondere, für jetzt weder möglich noch auch in so kurzer Zeit erreicht werden könne, man wohl geglaubt hatte, regte sich zugleich auch mannigfache Thätigkeit, um diese Möglichkeit er näher zu rücken. Der daraus hervorgehende ere Eifer richtete sich zum Theil auf die Bewäl- des gesammten Materials und auf die Verar- g desselben zu einem grofsen und zusammenhän- n Ganzen, aus welcher Richtung wir denn gerade dings unter uns so bedeutende Werke hervorge- aben, die für diese wissenschaftlichen Bestrebun- unsrer Zeit das ehrenvollste Zeugnifs ablegen. der andren Seite hat man es versucht kleinere e des gesammten Kunstgebietes durch erschöpfende dlung des Einzelnen zu einer Allgemeinheit durch- en, die sie zu freierer geistiger Auffassung im- eigneter und zugänglicher macht. Nicht minder lich endlich ist ein drittes Bestreben, welches ausgeht, die nach Ort und Räumlichkeit ge- , hie und da zerstreuten und so der allgemei- nde mehr oder weniger entzogenen Kunstwerke, sie nun zufällig sich darbieten oder mag der er sorgfältig ihren Spuren nachfolgen, in mög- anschaulicher Schilderung dem grofsen Publicum führen. Denn wie dies Verfahren besonders ge- ist, unter den Gebildeten eine lebendige Theil- für alle und jede Kunstbildung, und insbeson- für die des eigenen Volkes zu erwecken, so wird dem Forscher dadurch Gelegenheit geboten, gar e Lücken auszufüllen, die selbst das eifrigste en oft nicht anders, als durch Benutzung sol- mit warmen Farben entworfenen Schilderungen rgänzen vermag, wie sie aus der lebendigen An- ung der Kunstwerke selbst hervorzugehen pfle- Ein ganz besonderer Werth für die Kunstgeschichte liegt ferner in dem Umstande, dafs es fast allein auf diese Weise möglich ist, die Dunkelheit zu durchdringen, die so manche vereinzelte und in ihren Werken selten anders als durch genaue locale Untersuchungen zugängliche Schule umhüllt, so wie auch die Kunstrichtung zu erkennen, die sich durch die mannigfaltigsten Umstände bedingt in manchen mehr oder weniger ausgedehnten Landschaften oft lange Zeit hindurch festhält und in jedem einzelnen Kunstwerke zu Tage tritt, ohne deshalb gerade eine eigene Schule zu bilden; wie denn namentlich für diese Puncte das vorliegende Werk mehrere augenfällige Belege liefert.

Was nun im Allgemeinen diese dritte Richtung betrifft, so ist hiebei jeder, sei es auch der geringste Beitrag, willkommen; — kann sich doch auch der gewaltigste Bau nur aus einzelnen kleinen Steinen zusammenfügen; es steigert sich aber der Werth solcher Mittheilungen in dem Maafse, als einmal der Mittheilende selbst als Kenner sich bewährt hat, und andrerseits die Untersuchungen nicht nach dem Zufall angestellt, sondern vielmehr durch genaue Orientirung und vorhergehende Bekanntschaft mit dem zu erwartenden Kunstvorrathe geleitet sind. Beiden Anforderungen entspricht nun das vorliegende Werk, welches ganz der zuletzt berührten Klasse zugehört, im vollsten Maafse und die Erfüllung dieser doppelten Bedingung ist es, die demselben nicht nur einen entschiedenen Vorzug vor ähnlichen Werken dieser Gattung einräumt, sondern uns auch alle jene Vorzüge, die wir den kunsttopographischen Bestrebungen überhaupt nachgerühmt haben, in demselben auf befriedigende Weise bestätigt finden läfst.

Der Verf. giebt uns in einer Reihe von ansprechenden, aus den lebendigen Eindrücken einer Reise hervorgegangenen Briefen die Resultate seiner mit Umsicht und Sorgfalt angestellten Untersuchungen über alle nur irgendwie bedeutenden Kunstwerke, die sich ihm in den von ihm berührten und an kunstgeschichtlichem Interesse sehr reichen Gegenden darbieten; nach diesen zerfällt nun das Werk in zwei gröfsere, obwohl der Ausdehnung nach sehr ungleiche Hauptabtheilungen, deren erste die Reise durch das sächsische Erzgebirge enthält und in diesem die Städte Freiberg, Chemnitz, Annaberg, Schneeberg und Zwickau behan-

Digitized by Google

delt; der zweite, gröfsere, Theil umfafst Franken, dessen Beschreibung wieder in drei gröfsere Massen zerfällt. Zunächst nämlich behandelt der Verf. Bamberg und Nürnberg nebst Pommersfelden, Pforchheim und Erlangen in zwei Briefen, die uns sowohl wegen der Bedeutung dieser für die fränkische Kunstübung anerkannt wichtigsten Puncte, als auch wegen der gröfseren Ausführlichkeit des Verf.'s als der Mittelpunct des gesammten Werkes erscheinen; darauf folgen die südlicher gelegenen Orte Schwabach, Heilsbronn, Anspach, Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen; endlich in gedrängterer Uebersicht die nördlichen, Würzburg und Aschaffenburg.

Um nun an einigen leicht zu übersehenden Beispielen unsre obigen Behauptungen zu erhärten, wollen wir es zunächst versuchen, einige für die Kunstgeschichte wichtige Resultate kurz anzudeuten, die sich aus des Verf.'s Beschreibung der genannten sächsischen Städte ergeben. Dieselben sind nämlich interessant einer gemeinschaftlichen Kunstrichtung wegen, die sich an Werken sowohl der Architektur, als auch der Sculptur und Malerei fast an allen Orten gleichmäfsig kund giebt. Was zuerst die Architektur betrifft, so lernen wir hier eine durch die gemeinsame Bedingung der Blüthe des Bergbaus hervorgerufene Nachblüthe des deutschen Styls im XV. und XVI. Jahrhundert kennen, die, an sich gefällig, auch wegen der consequenten Ausbildung eines und desselben Principes wohl eine nähere Beachtung verdient; die Eigenthümlichkeiten dieser Bauart bestehen hauptsächlich in einer grofsen Geräumigkeit der Schiffe und den damit zusammenhängenden leichten und schlanken Verhältnissen der Pfeiler, wie in den Kirchen zu Freiberg (S. 13), Chemnitz (S. 23. 24), Annaberg (S. 29), Zwickau (S. 62) und endlich in der von Schneeberg (S. 52), die schon die allerspätesten Formen des deutschen Styls zeigt; zum grofsen Theile verbindet sich hiemit eine eben durch die Breite der Schiffe bedingte etwas gedrückte Form des Spitzbogens im Gewölbe; aus dem Streben nach gröfserer Leichtigkeit geht ferner eine eigenthümliche Form des Pfeilers hervor, dessen acht Seitenflächen an den meisten der oben angeführten Bauten concav gearbeitet sind und so den Eindruck von Kannelirungen machen: eine Eigenthümlichkeit, von der sich eine gewisse Analogie an den Pfeilern des ebenfalls jungen Schiffes des Doms von Erfurth zeigt. Bemerkenswerth endlich ist noch die Nachahmung von Baumstämmen und deren Benutzung für architektonische Zwecke, wie z. B. am Portal der Klosterkirche zu Chemnitz (S. 21), an einem Taufbecken zu Annaberg (S. 40), an einigen Thüren der Liebfrauenkirche zu Zwickau (S. 62), wo der Verf. selbst bemerkt, daß diese Eigenthümlichkeit für die gesammte Baukunst des XVI. Jahrh. im Erzgebirge charakteristisch sei.

Wir übergehen die Spuren des italienischen Geschmackes, der besonders bei den Fürsten im XVI. Jahrh. beliebt gewesen zu sein scheint und dessen Einflufs sich sowohl an architektonischen, als an statuarischen Werken zu erkennen giebt; wie in der ersten Beziehung besonders an einigen Denkmälern zu Nürnberg (S. 16. 17), zu Annaberg (S. 36. 43) u. s. f., so in der Sculptur an der goldenen Pforte der St. Annenkirche zu Annaberg (S. 38), an Moritz' von Sachsen Grabdenkmal zu Freiberg (S. 17), welche auf Nachahmung Michel Angelos deuten, an den Sculpturen der Kurfürstlichen Begräbnifskapelle daselbst (S. 18), an die Kunstweise des Johann von Bologna etc. Bei weitem reicher und bedeutender sind in den ursprünglich deutschen Sculpturen, sowohl die der Blüthezeit deutscher Kunst, wie die am Portal der Klosterkirche zu Chemnitz (S. 21), die Reliefs der St. Annenkirche (S. 35), und der Hauptaltar daselbst (S. 38), das Schnitzwerk am Altar zu Z[illegible] (S. 65) u. s. w.; als die aus früherer Zeit, und unter den die der goldenen Pforte zu Freiberg unzweifelhaft den ersten Rang einnehmen. Ja es ist dies Werk, dessen Entstehung mit gröfster Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des XIII. Jahrh. gesetzt wird, sowohl seines Alters, als der unerreichbaren Vortrefflichkeit seiner Ausführung wegen, offenbar zu dem Vorzüglichsten zu zählen, was jemals die deutsche Sculptur hervorgebracht hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

...stwerke und Künstler im Erzgebirge und in ...ranken. Von Dr. G. F. Waagen.

(Schluſs.)

Mit lobenswerther Genauigkeit geht unser Hr. Verf. die Bedeutung der zahlreichen Gegenstände aus heiligen Geschichte ein, denen schon Stieglitz groſse ...erksamkeit gewidmet hat; von fast gröſserem ...istorischem Werthe scheinen mir die Darstellun... den Friesen zu sein, insbesondere die unbekle... Figuren in dem äuſsersten derselben, welche die ...stehung in einzelnen Momenten vergegenwärti... diese verbinden nämlich mit einer überraschenden ...it in der Behandlung der durchgängig volleren ...chöneren Formen des menschlichen Körpers, als sonst in so frühen Werken deutscher Sculptur ...weisen sind, eine Keuschheit und Mäſsigung, ...en, wie den acht Statuen in den Seiten ein ächt ...es Gepräge verleihen, welches den Reiz dieses ... Werkes noch bedeutend erhöht. Was aber ...ne und bis jetzt fast unerreicht dastehende ...ung dieser Sculpturen in einem so frühen Zeit... betrifft, so müssen wir Hrn. W. vollkommen bei...en, wenn er annimmt, daſs bei der groſsen Cul... die schon um ein Jahrhundert früher die sächsi... Kaiser in diesen Ländern begründet hatten und ...em Reichthum, den die Ergiebigkeit des Berg... gerade zur Entstehungszeit unseres Werkes über ...en verbreitete, eine hohe Ausbildung der Kunst ...ngs zu erwarten sei, und daſs, obgleich die Zei... der Reformation und des dreiſsigjährigen Krieges manches Treffliche zerstört haben mögen, es doch ...etzt einmal angeregten Aufmerksamkeit wohl ge... würde, hie und da Werke an den Tag zu brin... die in den Sculpturen der goldenen Pforte nicht ... ein singuläres zufälliges Factum, sondern eine ...lbegründete und mit andern im Connex ste...hende Erscheinung der Kunstgeschichte erkennen lassen werden.

In Betreff der Malerei ist vornehmlich zu bemerken, daſs die fränkischen Schulen in einem auffallenden Maaſse über die sonst in Sachsen heimische Kunstweise des Lucas Cranach vorherrschend sind; es sind zwar allerdings zu Annaberg (S. 48) wie zu Scheeberg (S. 54. 58) einige vortreffliche Arbeiten dieses Meisters vorhanden, indeſs sind die Bilder, die entweder constatirter Weise von fränkischen Meistern herrühren oder doch auf fränkische Kunstübung hinweisen, dergestalt an Zahl, wie an Bedeutung überwiegend, daſs sie ein besonderes Hinneigen dieser Gegenden zu fränkischer Kunstweise über allen Zweifel erheben; vgl. des Verf.'s Erörterungen über die Bilder des Altars zu Freiberg (S. 18), in der Stadtkirche zu Chemnitz (S. 24), so wie in der Johanniskirche ebendaselbst (S. 26), zu Zwickau (S. 63. 66) u. s. w. Auſserdem finden sich mancherlei Nachbildungen vor, wie von Martin Schongauers Tod Marias in Kupferstich auf einem Altarbild in der St. Annenkirche zu Annaberg, deren Ausführung der Verf. dem Matthäus Grunewald oder einem Meister seiner Schule zuschreibt (S. 46); wahrscheinlich von derselben Hand, gewiſs aber aus derselben Schule, sind die Darstellung im Tempel, die Flucht nach Aegypten, Heimsuchung und Himmelfahrt Mariä auf dem Altar der Bergknappschaft in derselben Kirche, deren Vorbilder in den bekannten Holzschnitten Dürers vorliegen (S. 45); an Dürer erinnern ferner einige Apostel in der Kirche von Zwickau (S. 53); Verwandtschaft mit dem jüngeren Holbein dagegen zeigen mehrere Bilder zu Annaberg (S. 48. 49). Wie sich aus allem diesem ein unzweifelhaftes Ueberwiegen der fränkischen Schule ergiebt, eben so folgt daraus, daſs man nicht dazu berechtigt ist, eine eigene erzgebirgische Malerschule anzunehmen, die nicht etwa durch die vereinzelte Thätigkeit einheimischer Künstler, sondern

Digitized by Google

nur durch eine allen einzelnen Erscheinungen gemeinsame und an und für sich selbständige und eigenthümliche Kunstrichtung als begründet erachtet werden kann.

Was nun die Kunstwerke Frankens anbetrifft, deren Beschreibung den bei weitem gröfseren Theil des Buches einnimmt, so wollen wir es zunächst versuchen, dem Leser in chronologischer Folge die vom Verf. genau untersuchten und zum Theil auch neu bestimmten Bauwerke vorzuführen. Von den Gebäuden des romanischen Styls ist das älteste das Schiff der Burkhardskirche in Würzburg, welches der Vf. wegen der schweren und plumpen Verhältnisse der Pfeiler und Kapitäler ins IX. oder X. Jahrh. setzt (S. 365), leider jedoch ohne auf die Charakteristik der Architektur näher einzugehen; dem XI. Jahrh. gehört die Margarethenkapelle auf der Burg von Nürnberg an, deren unteren Theil der Verf. zwischen 1024 und 1039, den obern zwischen 1039 und 1056 setzt (S. 154), und die namentlich wegen ihrer reichen und eigenthümlich mit Sculpturen, wie Büsten, Statuen und Thiergestalten geschmückten Façade, so wie auch wegen der reichen Profilirung der Fenstereinfassungen und der schon sehr ausgebildeten Form des Rundbogenfrieses, über welchem ein zahnschnittartig gebildetes Gesims hinläuft, eine nähere Betrachtung wohl verdient hätte. Demselben Zeitalter mufs mit Bestimmtheit die 1058 gegründete Gangolfskirche in Bamberg zugeschrieben werden, von der der Vf. S. 110 wohl mit Unrecht behauptet, dafs ihre Formen von der ursprünglichen Gründung im XI. Jahrh. keine Spur mehr zeigten, indem die Façade bis ins zweite Stockwerk der Thürme im reinsten Rundbogenstyl erbaut ist und bei der grofsen Einfachheit ihrer Formen nur dem ursprünglichen Bau, nicht aber der Erweiterung durch Otto den Heiligen im Anfang des XII. Jahrhunderts zugeschrieben werden darf, unter dessen Leitung das Ganze wohl prächtiger und reicher ausgefallen wäre. Hieher gehört endlich noch einer der herrlichsten Baureste Bambergs, der bis jetzt jedoch wenig bekannt geworden und auch unserem Verf. entgangen ist, der Kreuzgang des ehemaligen Karmeliterklosters, welcher wegen der Trefflichkeit des Baulichen, wie wegen der Zierlichkeit der Ausführung eine gröfsere Publicität verdient, als ihm bisher zu Theil geworden ist. Feine zierliche und durch reich geschmückte Kapitäle ausgezeichnete Säulen tragen auf reinem Rundbogen das unverhältnifsmäfsig dicke Gemäuer; die Anordnung ist so, dafs zwischen je zw gekuppelten Säulen, welche die grofse Last erforde abwechselnd drei oder vier auf zwei oder drei einzel Säulchen ruhende Rundbogen enthalten sind.

Von den aus dem XII. Jahrh. stammenden Geb den ist es zunächst der Dom von Bamberg, den Vf. mit grofser Genauigkeit prüft und dessen Ent hung er mit Recht in den Beginn des XII. Jahrh. s während noch neuerdings behauptet worden ist, ganze Bau, wie er jetzt erscheine, stamme von ersten Gründung 1004 — 1007 her; hierin, so wie i durch scharfsichtige Kritik gewonnenen Zeitbestimm der übrigen Theile des Doms, die zum Theil ins Jahrh. fallen, stimmt der Vf. mit den von Heller gesprochenen Ansichten überein, wie denn auch der Anmerkung S. 76 der verewigte Schinkel diese getheilt haben soll. Von dem Dome zu Würzburg, ebenfalls aus dem XII. Jahrh. stammt, ist leider wenig dieser Zeit angehöriges erhalten (S. 366), gen ein Kreuzgang daselbst aus derselben Periode dem Vf. als besonders interessant hervorgehoben (S. 389). Endlich gehört in dieselbe Zeit noch Schiff, die Façade und die Krypta von St. Seb Nürnberg (S. 223 f.), welche Kirche zu gleicher die hohe Vollendung des deutschen Styls in dem zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. erbauten Chore zu Aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrh. ist St. Lore zu Nürnberg offenbar das vollendetste Denkmal; wenn gleich der im dritten Viertel des XV. Jahrh. baute Chor in der üppig reichen Blüthe deutscher K schon Spuren des Verfalls zu erkennen giebt, so dies Gebäude dennoch der reineren und stre Schönheit von St. Sebald wohl an die Seite gestell den. Eines der bedeutendsten Werke deutscher A tektur, die der Vf. bespricht (S. 86), ist die obere P kirche zu Bamberg aus dem XIV. Jahrh., die gleich nur Chor und Thurm in der ursprünglichen stalt erhalten sind, als ein Muster des schönsten bei allem Reichthum der Formen, zugleich des rein deutschen Styls betrachtet werden mufs. Dems Zeitalter gehören ferner die Liebfrauenkirche (S. und St. Jacob zu Nürnberg an (S. 264), dessen b ders schlanker Chor mit seinen eigenthümlichen sterfüllungen wohl noch aus der oben angegebenen herstammen mag; St. Georg zu Dinkelsbühl, nach Verf.'s Urtheil eine der bedeutendsten und präc

Digitized by Google

Kirchen der deutschen Architektur (S. 325); die enburger Stadtkirche (S. 320), die Herrgottskirche ördlingen (S. 357) und endlich die Marienkapelle ürzburg (S. 389). Die Architektur des XV. Jahrh. aufser einigen schon erwähnten Kirchenbauten des ebirges durch die Ansbacher Stiftskirche (S. 315), urch die Hauptkirchen zu Schwabach (S. 293) und lingen (S. 344) vertreten; die des XVI., was zu-t die letzte Form des deutschen Styls betrifft, durch chon oben angeführte Kirche zu Schneeberg, die kapelle zu Nürnberg (S. 219) und die Kapelle auf Rochuskirchhofe ebendaselbst (S. 265); was dage-lie Denkmäler des in diesem Jahrh. zur Herrschaft genden italienischen Geschmackes betrifft, so wol-ir hier nur auf einige interessante Nachweise des-aufmerksam machen, wie im Erzgebirge (S. 16. 3), zu Nürnberg (S. 245) und zu Heilsbronn (S. in den beiden letzteren Orten an architektoni-Grabdenkmälern; so wie auf die beiden bedeu-en Monumente der Architektur des XVII. Jahrh., egidienkirche zu Nürnberg (S. 286) und das Rath-ebendaselbst (S. 266), dessen zwar nicht zahlrei-jedoch äufserst beachtungswerthe Reste aus den des früheren Baues der Verf. leider nicht be-lt hat.

Wenn wir nun bisher den von dem Vf. berührten ektonischen Monumenten ein so grofse Ausführ-it gewidmet haben, so wollten wir einmal die Reich-keit des vorliegenden Werkes in einer geordneten sicht anschaulich machen, andrerseits aber zugleich oben ausgesprochene Behauptung erhärten, von usgedehntem Nutzen umfassende Beschreibungen ner Bezirke für die Kunstgeschichte selbst sein en. Ist nun aber eine solche Uebersicht nicht ganz Nutzen, indem sie das zufällig sich darbietende n sicheren Leitfaden der Gattungen und Zeitalter derzureihen und so dem Forscher, dem jedes e nur als Glied eines grofsen Ganzen Werth eutung hat, zur Benutzung bequem zu machen so mufs dieser Nutzen in Betreff der malerischen Werke um so gröfser sein, als es bei ihrer grö-Zerstreutheit schwerer ist, die reichhaltige Fülle ben unter einem Gesichtspuncte zusammenzufas-dafs ist es gerade diese Fülle, die es uns in dem enden Falle unmöglich macht mit derselben Aus-bkeit auf alle einzelnen vom Verf. behandelten der Malerei und Sculptur einzugehen. Dagegen besonders die localen Schulen, die eine nähere tung verdienen und von denen wir, nach einer Andeutung der für die Malerei wichtigsten Puncte genden Briefe, einige Beispiele hervorheben wol-ährend wir für die Kunstwerke der Sculptur gleich merken, dafs ihre stets sehr genaue und durch nsichtige Kritik geleitete Erörterung mit der Be-ung der architektonischen Denkmäler Hand in geht, zu deren näherer Bestimmung sie dem Vf. B. beim Bamberger Dome, öfter ein sicheres ittel abgeben. — Für die malerischen Kunst-in Bamberg kommen besonders die Miniaturen auf der königlichen Bibliothek in Betracht, von denen der Vf. in chronologischer Ordnung — sie gehen vom IX. bis zum XIII. Jahrh. — eine eben so anschauliche Beschreibung, als unterrichtende Beurtheilung giebt (S. 89—110), die jedem künftigen Beschauer zum dankenswerthen Leitfaden dienen werden; von sonstigen Sammlungen beschreibt der Vf. nur die städtische auf dem Michaelsberge, mit Uebergehung der kleinen und allerdings aufser einem Spagnoletto, einigen Seestücken von Salvator Rosa, Blumenstücken von Rachel Ruys und einigen neueren Bildern von Beschey und Biefs wenig beachtungswerthes enthaltenden Gallerie auf der Residenz. Dagegen erfreut sich die schöne Sammlung des Hrn. von Reider einer besonderen Beschreibung; und wenn der Vf. in Betreff der ausgedehnten und gehaltreichen Hellerschen Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten sich über die zu grofse Verschlossenheit des Besitzers beklagt, so sind wir überzeugt, dafs dies auf einem Mifsverständnisse beruht, indem wohl kaum in einer anderen Stadt dem, Kunstinteressen nachgehenden Fremden von Seiten der einheimischen Gelehrten ein freundschaftlicheres Entgegenkommen geboten werden kann, als in Bamberg, in welcher Beziehung denn Ref. neben den Proff. Hrn. Daumiller und von Reider gerade auch Hrn. Hellers mit dankbarer Anerkennung zu erwähnen sich verpflichtet fühlt. — Aufser der Periegese Bambergs bringt uns der dritte Brief eine äufserst dankenswerthe Gabe in der Beschreibung der berühmten Bildergallerie von Pommersfelden, die wohl nur der hinlänglich zu schätzen vermag, der inmitten jener reichen Sammlung von meist bedeutenden Kunstwerken den Mangel auch nur der flüchtigsten Angabe der Meister, geschweige denn eines Kataloges gefühlt hat; diesem Mangel nun hilft, in der Hauptsache wenigstens, das Verzeichnifs ab, welches der Vf. (S. 118—145) mittheilt und welches um so mehr Dank verdient, als es erstens die einzelnen Schulen anschaulich und übersichtlich zusammenfafst und zweitens neben einer kurzen Beschreibung der Bilder eine gedrängte Charakteristik und Würdigung derselben folgen läfst, wodurch dem künftigen Besucher so Auffinden wie Verständnifs bedeutend erleichtert werden wird. Der Vf. zählt so, nach der berühmten Madonna, welche lange Zeit für Raphael, dann für Leonardo da Vinci gegolten hatte, und welche er einem anderen Meister der lombardischen Schule, Andrea Solario, zuschreibt, die bedeutendsten Werke der venezianischen, bolognesischen, florentinischen, römischen und süditalienischen Schulen auf, geht dann zu den Franzosen, Niederländern und Deutschen über, um namentlich den Malern des XVII. Jahrh., an denen die Sammlung sehr reich ist, eine genauere Erörterung zu widmen, bei der wir noch nachträglich auf die von Winkelmann einst so hoch gerühmte Stratonice von Lairesse aufmerksam machen möchten.

Der vierte Brief behandelt Nürnberg und ist in demselben neben der Beschreibung der Sammlungen in der Moritzkapelle (S. 168—199), im Landauer Brüderhause (S. 200—219), auf der Veste (S. 133—167) und der Pri-

Digitized by Google

vatsammlung bei Hrn. Hertel (S. 289 ff.), die genaue und ausführliche Periegese unter den in den Kirchen zerstreuten sowohl statuarischen als malerischen Kunstwerken von besonderer Verdienstlichkeit, wie denn dasselbe auch von den folgenden Briefen gilt, welche in mehr gedrängter Uebersicht die Kunstwerke der schon oben namentlich angeführten Städte beschreiben; anstatt indefs diesen Beschreibungen Schritt vor Schritt nachzugehen, wollen wir schliefslich nur noch einige in kunstgeschichtlicher Hinsicht wichtige Puncte hervorheben, deren wir schon im Eingange rühmende Erwähnung gethan haben.

Es ist nämlich dem Vf. durch genaue Untersuchungen gelungen, das Bestehen einiger, wie sich aus den Werken derselben ergiebt, nicht unbedeutender Malerschulen zu Nürnberg nachzuweisen, die bisher den Forschern fast gänzlich entgangen waren. Zunächst verdient hier eine besondere Beachtung die nürnbergische Schule des XIV. Jahrh., deren äufserer Anstofs in dem Aufblühen des Handels zu jener Zeit zu suchen ist, deren innerer Charakter dagegen noch in jener Richtung begründet ist, die in damaliger Zeit fast allgemein verbreitet, in der altkölnischen Schule ihren reinsten Ausdruck findet. Der Vf. begnügt sich indefs bei der Beurtheilung der hieher gehörigen Bilder auf der Burg (S. 163—165) nicht dabei, einen solchen Einflufs im Allgemeinen anzudeuten, sondern er weist zugleich auch die Eigenthümlichkeiten nach, die, aus dem verschiedenen Charakter der Bewohner hervorgegangen und besonders durch den Einflufs der damals zu Nürnberg schon sehr ausgebildeten Sculptur bedingt, auch diesen Kunstwerken selbst einen von der kölnischen Schule abweichenden Charakter aufprägen mufsten, obwohl im Ganzen und Grofsen die Gemeinschaftlichkeit einer Richtung in beiden Schulen nicht verkannt werden kann. Vgl. damit den Christus am Oelberge, ebenfalls auf der Burg S. 159 und das Epitaphium in der Sammlung des Hrn. von Reider zu Bamberg, welches, obgleich etwas später (v. J. 1443), dennoch ganz die altkölnische Kunstweise in der zu Nürnberg im XIV. Jahrh. ausgebildeten Form zeigt (S. 116).

Wohl nicht ganz unabhängig davon möchten einige Tafeln sein, die kurz vor der Ausbildung der Wohlgemuthschen Schule eine hohe Vollendung der nürnbergischen Malerei bekunden, wie sich dies hauptsächlich aus einem Epitaphium in der Liebfrauenkirche v. J. 1430 ergiebt, welches in der Charakteristik der Köpfe, in der Farbengebung wie in der Gewandung von der, einige Jahrzehende später sich entwickelnden, Wohlgemuthschen Weise sehr abweichende Eigenthümlichkeiten zeigt; so dafs man in diesen und ähnlichen Bildern die Vorläufer einer Kunstübung erkennen möchte, die gleichzeitig mit Wohlgemuth zu Nürnberg blühte, sich aber gänzlich unabhängig von seinem Einflusse zu erhalten wufste. Die von dem Vf. erörterten hieher gehörigen Bilder gehen von der Mitte des XV. bis zum Anfang des XVI. Jahrh., liegen also gerade innerhalb des Zeitraums, der Wohlgemuths gröfste Thätigkeit umfa Bald nach der Mitte des XV. Jahrh. scheint eine Ta mit dem Tode Maria's in St. Lorenz (S. 250) entst den zu sein, die sich durch gröfsere Klarheit des K lorits, schlichteren Faltenwurf und lebendigeren A druck der Köpfe als ein von Wohlgemuth unabhä ges Werk darstellt. Ein zweites hieher gehöriges mälde in Tempera, Bischöfe und Mönche vorstell in der Kapelle auf der Burg, setzt der Vf. um (S. 156); ein drittes in der Sammlung ebendase ein Epitaphium, ist vom Jahre 1504 und verbindet gänzlicher Unabhängkeit sowohl von Wohlgemuth auch von Dürer mit einem sehr reinen Geschmac der Gewandung und grofsem Adel der Köpfe eine liche Zeichnung und namentlich eine gewisse eigent liche Völligkeit in den Formen (S. 166). Aus den len gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten dieser mälde nun läfst sich mit vollem Recht auf eine fe gründete und durch Schultradition fortgepflanzte K weise schliefsen, welche die Aufnahme fremder müthsrichtungen, wie sich dieselben in der altkölni und späteren niederländischen Schule zeigen, mit sehr bestimmt ausgesprochenen Individualität glück zu vereinigen wufste.

Wie reiches und wie sorgfältig gesichtetes M rial nun für die Kunstgeschichte in dem vorlieg Werke geboten sei, glauben wir in den vorstehe Bemerkungen hinlänglich nachgewiesen zu haben uns aber dasselbe auch für die lebendige Kunst unsrer Tage noch besonders erfreulich macht, ist Hoffnung, dafs es demselben gelingen möge ein lebendigeres Bewufstsein von dem zu erwecken, Geist sowohl fremder, als auch der eigenen Nation der Kunst Grofses und Mächtiges geschaffen hat, wo dies Bewufstsein schon vorhanden ist, auch die fserlich sich bethätigende Theilnahme, wie das liche Verständnifs desselben zu fördern, welche den Boden bilden, auf dem der Baum einer zeitgem und nationalen Kunst fest wurzeln und gedeihen Denn in dem ganzen Verlaufe der Kunstgeschich hen wir es, dafs nur da die Kunst zur Blüthe ist, wo sie ein integrirendes, nothwendiges Elemen Volkslebens, ein Gegenstand nicht des Luxus, so des Bedürfnisses, nicht eines tändelnden Prunkes, dern des innigsten Genusses, klaren Verständnisses so allein sittigender Bildung gewesen ist. Die uns, bei allen grofsen Erscheinungen der heutigen K welt, die Kunst nicht mehr; dafs nun aber durch senschaftliches Thun *ihr* jene hohe Bedeutung, und damit ein fast versiegter Quell des Genusses und Bildung, wie es jede wahre Kunst von jeher gew ist, wieder zu gewinnen sei, ist eine Hoffnung, die, dings zwar weitaussehend, gewifs aber nicht thör noch unwerth ist, um mit allen Kräften nach ihrer füllung zu streben.

E. Guhl.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LIX.

terbuch der deutschen Synonymen. Von F. .K. Weigand, Dr. philos. etc. 3 Bde. Mainz, 43.; bei Kupferberg. XXVIII, VIII. und 44 S. 8.

Der Verf. rechtfertigt in der Vorrede die Heraus- eines Buches durch eine literarhistorische Skizze utschen Synonymik, welche die bis dahin uner- Forderungen dieser Wissenschaft an den heuti- tand der Sprachforschung deutlich herausstellt; räge dazu s. S. 1186 sq. Aber nicht blofs für die ymik, sondern für deutsche Sprachforschung über- dürfen wir unparteiisch dieses Werk als eines deutendsten unserer Zeit hervorheben. Es gibt iel mehr, als der schlichte Titel verspricht, ohne die Titelrolle als Hauptzweck aus dem Auge zu n. Die saubere und übersichtliche Anordnung zelnen Artikel verbunden mit einem wohlausge- n Register verknüpft und scheidet zugleich knäfsiger Weise die beiden Haupttheile des

n ersten derselben bildet die Erläuterung der chdeutschen Synonymen aus dem Gebrauche der wart und der näheren Vergangenheit. Hier geht schreibung und theoretische Erklärung der Syno- Hand in Hand mit ihrer concreten Nachweisung n besten Schriftstellern der ganzen neuhochdeut- Sprachperiode. Dieses feinste Geäder der Spra- wird einer mikroskopischen Untersuchung unter- n, nicht einer aprioristischen Classification. Die che ist etwas Gegebenes, die feinste Offenbarung menschlichen Organismus in seiner Vermittelung mit der ganzen Welt; darum nennen wir sie selbst mit itthenner einen secundären Organismus, dessen achtung im Adyton der Naturgeschichte vorgenom- wird. Darum genügt blofse Erkenntnifs und Be- schreibung der Gegenwart nicht; die *Geschichte* der Erscheinungen will verfolgt sein. Gestalt und Bedeutung der Wörter und Sprachformen wandeln sich im Laufe der Zeit; das eigenthümliche Leben der Sprache wird allmälig *geschwächt*, aber im Dienste einer höheren *Kraft*. Und weil diese Kraft des Geistes nicht despotisch, sondern organisch waltet, geht jene Schwächung auch in naturgemäfser Allmäligkeit vor sich, ja sie wird durch den herrschenden Geist als Verfeinerung des Sprachorganismus geadelt — ein Procefs, den wir in der ganzen bekannten Natur häufig wiederholt finden. Die genannte Allmäligkeit macht dem Beobachter ein ebenfalls allmäliges Fortschreiten in die Vergangenheit hinein zur unerläfslichen Pflicht, wenn er das heutige Sprachleben in würdiger Weise als ein Erzeugnifs, nicht der Willkür und Laune, sondern einer inneren Nothwendigkeit deuten will.

In besonderem Mafse gilt dies für die tiefere Erkenntnifs der Synonymen. Für die Gegenwart, die momentane Einheit des Raumes und der Zeit gehn wir hier von dem Satze aus: duo perfecte similia non dantur. Zwei Wörter derselben Sprachperiode und Sprachzone können das Aehnlichste, doch nie Gleiches bedeuten. Aber successiv kann dies der Fall sein; z. B. das *Rofs* unserer Schriftsprache ist nicht ganz, was deren *Pferd* ist; aber es war dies einst und ist es noch in Volksmundarten. Die letzteren stehn hier theils auf gleicher Stufe mit der Vergangenheit als deren treuere Bewahrerinnen; theils gehören sie in die Kategorie des Styls. Und sofern die Abstufungen des Styls in der Schriftsprache wie in der des Umgangs je Einer Zeit angehören, könnten wir, scheint es, von völlig gleichbedeutenden Wörtern Einer Gegenwart reden. Aber die Octave desselben Tons ist nicht er selbst; der Styl bezeichnet verschiedene Stimmungen des Redenden und seiner Weltanschauung; und so wird auch das Eine Object in verschiedener Stimmung oder Färbung auf-

Digitized by Google

gefafst, ein andres und bedarf einer unterscheidenden Bezeichnung durch die Sprache. Eine Bezeichnung der Art wird wiederum nicht durch sinnlose Willkür zu allgemeiner Geltung gefördert. Selbst die wunderlichen Decrete polynesischer Könige, durch welche ein bisher geläufiges Wort aus der Sprache verbannt wird, müssen dafür ein älteres wählen oder ein neues aus schon vorhandenen Elementen in einer dem Sprachgeiste genehmen Weise formen, wenn sie zu dauernder Geltung gelangen wollen. So wird auch der geistreichste Schriftsteller ohne Sprachtakt d. h. ohne Einsicht und Empfindung der historischen Sprachentfaltung kein neues Wort in allgemeinen Gebrauch bringen. Schon dadurch straft sich Taktlosigkeit und Irrthum, dafs die beste neue Idee durch ein unpassend gewähltes oder geformtes Wort falschen Wiederhall in den Seelen der Hörer und Leser weckt und nicht richtig aufgefafst wird, wofür namentlich die Geschichte der Philosophie zahlreiche Belege bietet. Wie die neue Idee in naturgemäfser Descendenz sich entwickelte, so mufs auch ihre Physiognomie in der Incarnirung durch das Wort kenntliche Familienzüge erhalten, wenn sie nicht fremd und unverstanden sich isoliren soll.

Da nun die Mehrzahl der Wörter aus mehreren Elementen besteht, zusammengesetzt oder abgeleitet ist, so kann auch ihr und ihres Inhaltes geheimstes Wesen erst recht durch Decomposition enthüllt werden. Neue Wörterbildungen können nur auf diese Weise erkannt werden, neuer Gebrauch alter Wörter nur unvollkommen ohne sie. Diese Unvollkommenheit wird aber bei allen Fortschritten der historischen Forschung noch für eine Anzahl von Wörtern übrig bleiben, zu deren Urgrund und Genesis nur Ahnung und transcendente Forschung den Zugang versucht. Besonders gilt dies für die einfachsten Wörter, deren Bedeutung im Ganzen auch geringerem Wechsel in der Zeit unterworfen ist. Die Mifslichkeit des eben erwähnten Versuchs ist die Ursache, dafs die *Etymologie*, der jene zergliedernde Forschung überhaupt obliegt, eine nicht minder berüchtigte, als berühmte Wissenschaft geworden ist. Zumal hat sie bei ihrer Wiedergeburt in neuester Zeit durch Hypersthenie sich tadelnden Urtheilen der Aerzte, aber auch der Quacksalber alter Schule ausgesetzt.

Unser Verf. hat, wie wir im Allgemeinen behaupten dürfen, ein schönes und besonnenes Mafs in der hochwichtigen Anwendung dieser Wissenschaft ge ten. Mit Recht bildet die Erläuterung der nhd. S nymen aus ihrer geschichtlichen Entwickelung den ten Hauptbestand seines Werkes. Der Vf. sieht gut ein, dafs dabei die gestrige Gestalt und Beden eines Wortes eben so wenig, wie die heutige, Weiteres als die willkürlich ausgeprägte Münze Gedankens angenommen werden darf, und dafs d gen die Forschung soviel möglich Blätter, Zw Stamm des ganzen Baumes bis zu den unterirdi Wurzeln hinab erkunden soll. Aber er knüpft zu immer an das Nächste, Sicherste und Unzweideu an, so dafs dem Leser die Freiheit bleibt, an i einem Puncte begnügt still zu stehn, ohne den w Andeutungen für eine nur mögliche Vergangenh folgen. Selten geht deshalb auch der Vf. selbs über die deutsche Sprache, den Kreis esoterische gleichung hinaus, so unerläfslich für umfassend schung dieser Uebertritt auch ihm erscheint. D die Art der Darstellung ohne vornehme Vorauss vieler Sprachkenntnisse so populär eingerichtet auch der Laie ohne Mühe Alles versteht; zugleic die historische Nachweisung besonders innerh alt- und mittel-hochdeutschen Sprache so diplo zuverläfsig, dafs das Werk auch der höheren chenden Sprachforschung schon als kritisch Stoffsammlung empfohlen werden kann. Ga ders heben wir die Mittheilungen aus einer selbst von J. Grimm noch brach gelassenen Per deutschen Sprache hervor: aus der des Ueb vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutsch

In einer „kurzen etymologischen Einleitu der Vf. einige grammatische Prämissen zum V nisse des Werkes gegeben. Er bespricht dort und Wort, Wurzel und Stamm, Vocale und Co ten mit ihren Verschiebungen und sonstigen A Wandels. Der Nachtrag dazu am Ende des Werkes darf eben so wenig übersehen werden, Nachträge am Ende des dritten Bandes überha zugleich das beste Zeugnifs für den subjectiv schritt des Verf.'s während seiner Arbeit ablegt türlich kann auch das reichste und gründlichst dieser Gattung in mehrfacher Hinsicht nicht abg sen heifsen. Nicht blofs bildet und läutert sich schung über einen gegebenen Stoff durch wa Kraft und Uebung des Einzelnen, durch Gedan

Digitized by Google

ch Verbündeter; sondern auch dieser Stoff selbst ıbst nach zweien Richtungen. Das Material aus Vergangenheit häuft sich durch neue Entdeckungen, h zunehmende Benutzung der vorhandenen Quel- sodann wächst ja die Gegenwart sammt ihrem In- e mit jedem Pulsschlage der Zeit in die Zukunft in, und die ungewöhnliche Regsamkeit der ganzen igen Zeit bedingt auch raschen Wandel und Fort- itt der Sprache. Demungeachtet behält immerhin n Werke, wie dem vorliegenden, für ziemlich lange räume die Geltung der Gegenwart; für immer aber ines gründlichen Geschichtswerkes, das nur der setzung harrt.

Die Synonymen sind nach Nummern und zugleich abetisch nach je einem Worte geordnet. Zuerst ist allgemeinere, gemeinsame Sinn ausgedrückt; dann Unterschied der Bedeutungen, wozu Belege aus iften und Umgangssprache unserer Sprachperiode, ıch historische und etymologische Verfolgung der einen Wörter. Wo letztere eine ausgedehntere stellung erfordert, wird sie in eine „Anmerkung" etzt, wodurch sowohl sie, wie die synonymische nterung in engerem Sinne als Haupttext, übersicht- r wird; der Leser hat dadurch freiere Hand, die dnen Artikel nach seinem besonderen Zwecke zu ızen, ohne viel Zeit mit Suchen zu verlieren. Ein piel dieser Oekonomie sei Nr. 509. „*Eben. Flach.* ch. *Platt.* (gemeinsamer Sinn:) Die Eigenschaft ei- Körpers, dafs seine Ausdehnung in die Länge und ite keine Erhabenheit und Vertiefung hat (Verschie- heit:) Dies ist *eben*, goth. *ibns* ahd. *epan*, = der- alt übereinstimmend in Aneinanderfügung der Theile Körpers, dafs jede Linie von einem Endpuncte des- n zu dem andern eine gerade ist. (Es folgen Bei- e) *Flach*, ahd. *vlah* (?), ist eines Stammes mit *platt* *blate*, aus der Wurzel *bla-*. Beide Wörter bedd. ehnung in die Breite, aber *flach* der Vertiefung, der Erhöhung entgegengesetzt." Folgen Belege der nhd. und nnd. Sprache der Schrift und des ngs. „*Blach* ist nur eine veraltete Nebenform *flach*" u. s. w.; folgen Belege, auch ein mhdeutscher. *Anm.* enthält einige exoterische Vergleichungen, an he sich nähere Beleuchtung der Grundbedeutungen nt. Beiläufig ist dort dän. *flad* in ganz gleiche gorie mit nhd. *platt* gegenüber dem frz. *plat* gr. ός gestellt, während vielmehr dän. *plat* neben nhd. *platt*, mittelbar oder unmittelbar aus dem Romanischen u. s. w. entlehnt, stehn sollte, und eben so neben dän. *flad* e. *flat* ahd. *flaz* (*flazziu hant*) u. s. w. Ueberhaupt müfsten hier bei ausführlicherer Darstellung die Nebenstämme weiter verfolgt und aus einander gehalten, die Verschiedenheit der Anlautsstufe und des Auslauts oder vielmehr Suffixes soviel möglich erklärt, das Entlehnte von dem Urverwandten oder doch sehr frühe Entlehnten und deshalb in die Lautverschiebung Eingetretenen unterschieden werden. Indessen würde Ausführlichkeit in diesem Mafse fürs Erste nicht zu dem nächsten Zwecke des Buches und dem dazu verwendbaren Raume stimmen; sodann tiefer in exoterische Vergleichungen und in immerhin hypothetische Wurzelreductionen hineinführen, als das Princip des Verf.'s erlaubt. Wie schwer aber oft die Grenzlinien zu halten sind zwischen streng historischer, auf unzweideutige Belege gestützter Forschung, und zwischen den Zonen der Hypothese, der Erschliefsung des uralten Zeugenden aus dem Gezeugten: das erfährt auch der nüchternste Sprachforscher und so auch unser trefflicher Verf. bisweilen. Ob er schon in der Vorrede eine Verwahrung gegen Potts „gewagte Behauptungen" nöthig fand, führt doch nicht selten auch ihn der Forschungsdrang in die Gebiete jenseit der geschichtlichen Sprache. Doch geht er nach seiner vorhin belobten Mäfsigung so vorsichtig, dafs nur selten der historische Boden völlig und tief unter seinen Füfsen schwindet; und da er meistentheils mit unermefslichem, nur unter Deutschen gefundenem Fleifse die gegebenen Daten in streng kritischer Sichtung zusammenstellt, so bleibt dem Leser, wie wir schon oben bemerkten, die Wahl zu folgen, so weit er Lust und Muth hat. An der angeführten Stelle der Vorrede bezeugt der Verf. seine Scheue vor den aufser den Lexikographen bis jetzt unbelegten sanskritischen Wurzeln. Gewifs aber gibt das Wiederfinden vieler unter diesen in den urverwandten Sprachen (neuerdings mitunter auch in den Veden) ihrer Wirklichkeit kein geringeres Zeugnifs, als es sanskritische Textbelege gewähren würden.

Aus dem überreichen Inhalte entnehmen wir blätternd nur noch einige Proben. Der Buchstab *W* beginnt mit Nr. 2205 „*Wabe. Roofs.* Die Zellenscheibe der Bienen" u. s. w. Der Vf. nimmt den zweiten landschaftlich gewordenen, mitunter an *Rose* und — sogar bei Gellert — an *Rôst* assimilirten Ausdruck auf, weil

Digitized by Google

er früher und namentlich auch in der Schriftsprache des nhd. Zeitraums sehr verbreitet war. Die Anmerkung zu dieser Nummer geben wir als ausführliches Beispiel für des Verf.'s Verfahrungsweise: „Die *Wabe* ist ahd. *diu wap(b)â*, mhd. *diu wabe*, neben der männlichen Form *der wap(b)o*, mhd. *der wabe* ältest — nhd. *der Wab* (Brack vocabular.), bei Kaysersberg (Postill III, Bl. 7 *b*) *der honigwab*, nach Grimm III, 463 nicht aus dem gleichbed. lat. *favus*, sondern aus ahd. *wap(b)* wob, der Vorgegenwartsform v. ahd. *wëp(b)an* weben, woher auch mhd. *diu wifl* = *Wabe* (Lohengrin 191.), *wëffel* in ältest-nhd. *hungweffel* Honigwabe. Sollte aber das Wort dennoch durch eine Versetzung aus lat. *favus* entstanden sein, so hat es doch ganz die Gestalt einer Ableitung aus *weben* angenommen, woran auch unser aus lat. *vespa* entlehntes die *Wespe* (oberd. *Webse*, *Webes*, *Wefze*) in seinen ahdd. Namen *dui wafsâ*, *wëfsâ*, mhd. *wëfse*, ags. *wäps*, litthauisch *wapsa*, angelehnt ist. Im Wirtemberg sagt man anst. *Wabe die Wafen*, und daraus scheint franz. *gaufre de miel*. [hier konnte noch Manches aus deutschen und romanischen Sprachen angeführt werden] Uebrigens bed. das ahd. Wort auch die Zellen-Wachsscheibe mit Honig, wie ahd. *seim* (Graff VI, 221) und noch bestimmter *honagseim* mhd. *honecseim* (S. Nr. 987). — In *Roofs* ist *ô* (*oo*) aus *â* verdunkelt wie in Argwohn aus mhd. *arcwân*, ohne aus ahd. *âno* u. s. w.; es sollte also eig. *Raafs* (*Râfs*) geschrieben werden. Alts. sagte man *râta* (Ps. 19, 11.), mittelniederl. die *honigrate*, neuniederl. die *raat*, niederrhein. *honichrait* (im *Teutonista*), mhd. *der râz* (Minnes. II, 154 *b*), älter-nhd. *hung raefs* Honig*râfs* neben *hungwaben* (Eychman, vocabular. pred.), *honig rafsen* (Melber, vocab. pred.), *eine Rosen* (Einzahl, i. d. *Bibelübers.* v. 1483 b. Frisch II, 126 *c*), *die rafs* mit der Mehrz. *rasen* (Alberus Wtbch.), aber auch schon bei Dasypodius (1537) elsassisch Honig*rofs*, und so hat Frisch das *Ros* und Adelung das *Roofs*. Ahd. *dui râza*, was Schmeller III, 125. anführt, habe ich nirgends gefunden. Dem Wort entspricht völlig altfranz. *rée*, neufranz. (mit ausgestofsenem *d*) *rayon* de miel, welche das lat. *radius* Strahl, was übrigens ital. *razzo* lautet, sind; diesem *rad* in *radius* aber entspricht auch nach der Lautverschiebung (Einleit. §. 23.) unser *râz*, gleichwie unser *Rad* ahd. *rad* = „ein um seine Achse beweglicher Kreis" dem lat. *rota*. Doch sind nur die Zellen der *Wabe* der grofsen Hornisse (wetterau. Gäulswespe, weil ihrer neun nach dem Volksglauben ein Pferd tödten sollen) von der mittleren die *Waben* zusammenhaltenden Säule *ausstrahlend* gebaut, fast wie ein Regenschirm. Die *Waben* der Bienen sind Wachsscheiben, wofür man im Ahd. die schöne Zusammensetzung *pîaprôt* (Bienenbrot), mhd. *bîebrôt*, ags. *bëobreád* hatte; unser *Bienenbrot* aber bed. den von den Bienen feucht zubereiteten Blüthenstaub in Zellen. Die Wachsscheibe übrigen wird aus Wachsblättchen gebaut, welche die Bien von dem durch den Darmcanal in ihre Säfte überg führten Honig aus den 8 an den untern 4 Schupp der Bauchringel befindlichen Fleckchen ausschwitzt Gundlach, Naturgesch. der Bienen S. 15 ff.)."

Wie mannigfaltig der Inhalt ist und wie vielfach sprachlichen und historischen Interessen er Befrie gung bietet, mögen nur noch einige kurze, fast zufäl uns in die Hand fallende, Hinweisungen beurkund Nr. 2218 verhandelt für „anliegendes Kleidungsst für den Oberleib: *Wamms. Collétt. Corsétt. Jac Juppe* (*Juppel*). *Kamisôl. Koller. Leibchen. Mie Schaube*." Ein grofser Theil dieser Ausdrücke ist fr den Ursprungs sammt den Gegenständen, die sie zeichnen. Zu den zahlreichen und vortrefflichen N weisungen des Verf.'s bemerken wir nur beiläufig, das mlt. *bombasium* thorax, woher spät-mhd. *bom* eine Anlehnung an *bombacinium* pourpoint fait de cot *bombax* verräth; und dafs das mlt. *camisia* nicht ahd. Form *hemidi* (*Hemde*) nachgebildet ist, wenn a einem ursprünglich identischen Worte. — Viele w tige und, wie immer, gewissenhafteste Nachweisun für die historische Formenlehre enthalten z. B. die N 2222 über *ward* und *wurde*, 2292 *werden* und ge *den*, wo namentlich Grimms „andern überlassene A mittelung" Gramm. IV, 15 xx erledigt ist. Nr. 2 *Worte. Wörter.* erläutert die Entstehung und den brauch dieser und ähnlicher Doppelformen der M zahl. Grimm Gr. III, 306 über *topp!* ist in Nr. 1 wozu ein Zusatz Schmellers S. 1205, ergänzt und richtigt; der Verf. erfreute sich mehrfach der besond ren Berathung dieser beiden Gelehrten. S. 1195 ff. eine merkwürdige und ausführliche Erläuterung d Wortes Gründonnerstag auch für den Kirchenhistor ker beachtungswerth.

Wir machen zum Schlusse wiederholt auf die sondere Wichtigkeit der Verhandlungen über viele erst im Neuhochdeutschen auftretende Wörter aufm sam. Der Verf. fand hier fast gar keine Vorar und verpflichtet uns um so mehr durch seine fle Angaben und scharfsinnigen Forschungen. Wenn allmälig erweiterte Kenntnifs der alten deutschen S chen und ausgedehntere Benutzung der lebenden noch manche Resultate umgestalten wird, bis der das verheifsene Wörterbuch der Gebrüder Grimm scheint; so verdienen doch schon diese Anrodu eines verhältnifsmäfsig neuen Gebietes den Ruhm sischer Gründlichkeit. Wir sehen mit wahrer Fre einem deutschen Wörterbuche des Verf.'s entge das zwar in beschränktem Umfange zunächst für puläre Zwecke erscheinen soll, ohne Zweifel aber den Männern der Wissenschaft gar manche werth neue Kunde bieten wird.

Lorenz Diefenbach, in Hanau.

Druckfehler.

In der Rec. über Madvig's Opuscula altera Nr. 94. 95 ist zu verbessern: S. 751 Z. 6 statt *Grundlage* l. *Grun* S. 759 Z. 8 st. *Eifersüchtigen* l. *Ehrsüchtigen*

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LX.

hichte der bildenden Künste von Karl chnaase. Düsseldorf, 1843.; *bei Julius ddeus.*

Es gereicht dem Kunstsinn, wie dem wissenschaft- Geist der Deutschen, gleich sehr zur Ehre, dafs *e Ersten* sind, welche das Bedürfnifs, die zahl- , über die bildenden Künste der verschiedensten und Zeiten vorhandenen Forschungen im Zu- nhange zu übersehen, so lebhaft empfunden, dafs rauf eine allgemeine Kunstgeschichte begründet . Besonders bemerkenswerth ist es aber, dafs Männer fast zu gleicher Zeit den Gedanken ge- jenem Bedürfnisse zu begegnen, denn kaum ist andbuch der Kunstgeschichte von *Kugler* erschie- so folgt ihm schon dieses Werk von *Schnaase*, geistreiche Briefe über Belgien und die Nieder- seinen Beruf, in Dingen der Kunst zu urtheilen, lich bewährt haben, zur Freude Aller, welche Kunstgeschichte ein ernstes Interesse nehmen, Weit entfernt aber, dafs eines dieser Werke dere überflüssig machte, ergänzen sie sich viel- auf eine sehr glückliche Weise. Wenn das bestreben von Kugler darauf ausgeht, das We- hste des kunstgeschichtlichen Thatbestandes kri- gesichtet unter allgemeinen Gesichtspuncten zu- nzustellen, so ist die Hauptabsicht von Schnaase, nzelnen nachzuweisen, *wie die Kunst-Denkmale Volks und jeder Zeit das Ergebnifs der jedesma- hysischen, geistigen, sittlichen und intellectuellen hümlichkeiten desselben, sind.* Diese Aufgabe, Schwierigkeit nur der gehörig würdigen kann, r sich mit ähnlichen Studien abgegeben hat, ist eines Erachtens von dem Verf. mit einer Allge- it des Standpuncts, mit einem Aufwande von Scharfsinn und Kenntnissen gelöst worden, dafs ich es für meine Pflicht halte, auf diese bedeutende Erscheinung aufmerksam zu machen. Der kunstliebende Laie, für welchen das Werk besonders berechnet ist, wird daraus die mannigfaltigste Belehrung schöpfen, aber auch der Künstler, wie der Kunstgelehrte, vielfache Anregung und Befriedigung finden.

Der Vf. hat das Bedürfnifs empfunden, sich mit seinen Lesern über die wesentlichsten Begriffe, welche bei der Kunstgeschichte in Frage kommen, zu verständigen und daher in den zwei ersten Kapiteln seiner ausführlichen Einleitung, welche das ganze erste Buch einnimmt, von der Schönheit, der Kunst, der Idee des Kunstwerks und von dem Symbol gehandelt. Ref. findet dieses Bedürfnifs zwar sehr natürlich, gesteht indefs frei, dafs ihm die Art, wie demselben begegnet worden, nicht ganz befriedigt hat. Er findet hier gewissermafsen zu wenig und zu viel. Zu wenig für eine förmliche, wissenschaftliche Begründung, zu viel für den Laien, auf den das Werk eigentlich berechnet ist. Mindestens dürfte dasselbe auch ohne diese beiden Kapitel an Verständlichkeit nichts verlieren. In dem, was der Verf. über die Schönheit sagt, kann Ref. der Behauptung, dafs dieselbe in den wirklichen Dingen, vornehmlich deshalb, weil sie vergänglich sind, nicht vorhanden sei, durchaus nicht beipflichten, sondern ist vielmehr der Ansicht, dafs die Schönheit sowohl diesen, als den Kunstwerken innewohnt, nur dafs sie sich in beiden auf eine verschiedene Weise offenbart; nämlich in den Dingen der Natur unmittelbar, in den Kunstwerken durch das Medium eines bestimmten, menschlichen Geistes, woher denn auch die Philosophie die bekannte Unterscheidung zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen macht. Wenn der Vf. ferner die Entstehung der bildenden Künste aus dem Bedürfnisse nach Schönheit erklärt, so ist dieses nur bedingungsweise zugegeben, indem das blofse Verlangen, einen Gegenstand für die Anschauung möglichst *deutlich* aus-

Digitized by Google

zudrücken, ohne Zweifel ebenfalls einen sehr grofsen Antheil daran hat. Dagegen fehlt es nicht an mehreren, sehr treffenden Bemerkungen. Dahin gehört z. B. die, dafs das wahre Kunstwerk nur dann entstehen kann, wenn die dasselbe schaffende Phantasie durch die Wirklichkeit belehrt und gezügelt wird. Auch was der Vf. über die Art des Bewufstseins bei dem Schaffen des Künstlers sagt, ist eben so fein herausgefühlt, als glücklich ausgedrückt. Von der Idee des Kunstwerks heifst es unter Anderem sehr gut, „dafs sie zwar der Bestimmtheit und auschliefsenden Schärfe des Gedankens entbehrt, aber indem sie ganz die Erscheinung und ihre Mannigfaltigkeit an sich trägt, einen Reichthum von Beziehungen in ihrer lebendigen Wechselwirkung in einen Moment zusammendrängt." Auch die hohe Bedeutung der Eigenthümlichkeit des Künstlers wird gebührend hervorgehoben, wenn es heifst: „Von der Feinheit und Tiefe der Empfindung und von der Klarheit des Geistes im Künstler hängt daher auch die Tiefe und die Klarheit der Idee des Kunstwerks ab." Bei dem Symbol geht der Vf. die verschiedenen Bedeutungen durch, worin dieses Werk bisher genommen worden, und erklärt sich dahin, dasselbe nur von Kunstwerken, welche den früheren Stufen der Entwickelung angehören, gebrauchen zu wollen, welche mehr ein Zeichen der Idee, so sie aussprechen sollen, als dieselbe in vollständiger, künstlerischer Ausbildung geben.

Das dritte Kapitel, worin der Vf. von den einzelnen Künsten handelt, beginnt mit der Erörterung, dafs die Elemente, worin und woraus die Kunstwerke entstehen können, der Raum, die Zeit und das Leben sind. Ref. gesteht, dafs ihm für das Publicum, welches der Vf. besonders vor Augen hat, die Auseinandersetzung als etwas zu weitläuftig gerathen erscheint. Aus diesen Elementen bestimmen sich die Gesetze der einzelnen Künste. Was dagegen der Vf. über das Verhältnifs der Künste zu einander sagt, beweist, dafs er nicht nur in das Wesen der bildenden Künste, sondern auch in den Geist der Musik und Poesie eingedrungen ist. Hierauf kommt der Vf. auf die geistigen Eigenschaften, welche bei den Künsten thätig sind, und unterscheidet dieselben in der des Wissens und der Empfindung. Bei den bildenden Künsten waltet nach ihm das erstere, bei der Musik das letztere, bei der Poesie eine gleichmäfsige Durchdringung beider Thätigkeiten vor, so dafs die bildenden Künste vornehmlich dem objectiven, die Musik dem subjectiven, die Poesie endlich dem indi duellen Geiste entspricht. Alle drei Geistesarten k men indefs mehr oder minder deutlich wieder innerh einer jeden dieser drei Kunstbereiche vor, bei den denden Künsten erscheinen sie in den einzelnen K sten der Architektur, der Sculptur und der Malerei, der Poesie als Gattungen in der epischen, lyris und dramatischen Poesie, selbst in der Musik la sie sich noch, wenn gleich minder scharf geson unterscheiden.

Der Vf. geht nun zur näheren Betrachtung de gentlichen Gegenstandes seines Werkes der bilde Künste und zwar zuerst der Architektur über. Er hier nach, dafs das Wesen dieser Kunst bisher b ders deshalb nicht richtig aufgefafst worden, weil bei ihr die Nachahmung der Natur ganz zu vern glaubte, während man sie bei der Sculptur und rei zu ausschliefslich annahm. Mit Recht bestrei eben so die Meinung, dafs die Schönheit in der tektur lediglich in der Zweckmäfsigkeit der ein Theile bestehe. Die Architektur ist vielmehr nac Vf. die Darstellung des Schönen in der unorgan Natur, wozu sie dadurch gelangt, dafs sie dieselb ihren Gesetzen der Schwere und Kohärenz zu duellen Zwecken ausbildet. Wenn aber der V fährt, es sei leicht zu finden, wie durch diese dung sich die künstlerischen Ansprüche auf Ei Ganzen, auf Theilung, Symmetrie, Proportion monie der Theile entwickeln, so mufs Ref. hin dafs dieses doch ohne ein lebhaftes Gefühl Schönheit der Verhältnisse, wie leider so viele B beweisen, nicht erreicht wird, mithin dieses Gef für die Architektur ein höchst wichtiger Mom keinesweges als Erklärungsgrund der Schönheit Architektur so gering anzuschlagen ist, als de S. 48 dieses thut. Ja, in diesem Gefühl für die heit der Verhältnisse möchte gerade der Vorz gröfseren Unabhängigkeit von der Natur liegen. Vf. der Architektur mit Recht auf der einen S den anderen bildenden Künsten vindicirt, währ diesen in der Abhängigkeit von bestimmten, n Zwecken nachstehen mufs.

Die Sculptur, welche der Vf. zunächst bet hat es vorzugsweise mit dem höchsten Prod organischen Natur, mit dem Menschen, zu th die Schönheit, welche sie hervorbringt, ist demn

Digitized by Google

rer und mehr individueller Art. Für manche Ge- der Anordnung und der Behandlung des derben s ist die Architektur als eine Vorschule für sie zu chten. Da die Sculptur nur durch die Form das n wiedergeben kann, ist ihr jede Art von Bekleiden, welche dieselbe undeutlich macht, ungünstig. sie auf das Auge als auf das Haupt-Organ des haften Verzicht leisten mufs, legt sie ein gröfseewicht als die Malerei auf die Ausbildung und lelung der Formen des ganzen Körpers. Dafs sie in unbekleideten Statuen das eigenthümlich Seete des Gesichts, weil es sonst mit jener Ausbilder übrigen Körpertheile nicht harmonirt, um etwas stimmt, scheint Ref. zu jenen Sophismen zu ge- zu welchen der Vf. an einigen Stellen von seicharfsinn verführt wird. Wenn sodann dem Vf. zuzugeben ist, dafs die eigentlichste Aufgabe culptur die Darstellung des einzelnen Menschen e schon der Umstand beweist, dafs ihre höchsten ugen einzelne Statuen, z. B. die des Zeus von s, gewesen, so mufs doch Ref. die daraus ge- Folgerung, dafs die Gruppe und das Relief Uebergänge zur Malerei sind, auf die letzte Gatteschränken.

ie Bemerkungen über das Wesen der Malerei inen dem Ref. dagegen fast durchgängig eben so s treffend. Indem die Malerei auf Wiedergeben ofsen Scheines der Körperlichkeit angewiesen ist, ie in der strengen und schönen Durchbildung der mit der Sculptur nicht wetteifern, durch den Ge- der Farben aber ist sie ungleich mehr zum Aus- des Auges und damit des ganzen Seelenlebens t. Sie fafst ferner den Menschen nicht isolirt, n in seiner Umgebung auf, ja zieht alle Gegen- der Natur in den Kreis ihrer vergeistigenden llungen. Wenn sie in der Harmonie der Anordnd der Formen mit der Architektur verwandt setzt die Harmonie der Farben sie in Beziehur Musik.

dem folgenden Kapitel spricht sich der Vf. über chichtliche Bedeutung der Künste auf eine sehr gende Weise aus. Nach einigen Bemerkungen n geistigen Zusammenhang aller geschichtlichen inungen, wonach auch die begabtesten Genien fses nicht leisten könnten, wenn sie nicht die Erbschaft der Nation überkämen, welcher sie angehören, sagt der Vf., dafs auch die Kunst eine der nothwendigen Aeufserungen der Menschheit sei, worin sich ihr Genius vielleicht noch vollständiger und eigenthümlicher ausspreche, als in der Religion, der eigentlichen Seele des Volksgeistes, weil in dieser immer die Form des Gedankens oder doch des vergeistigenden Gefühls vorherrscht, während in der Kunst auch die sinnliche Natur vollkommen mitaufgenommen und befriedigt ist. Im Entwickelungsgange der Kunst haben wir daher auch das treueste Bild der fortschreitenden Humanität. Besonders fein und geistreich sind die Bemerkungen, welche der Verf. hierauf über die Folge macht, in welcher sich die einzelnen Künste entwickeln. Auch die Wirkung der Künste auf das politische Leben, wie auf den Volksgeist im Allgemeinen und auf die einzelnen geistigen oder äufserlichen Thätigkeiten wird hervorgehoben und die Wichtigkeit der Kunstgeschichte, welche alle diese Wirkungen, wie die Rückwirkungen, so alle übrige geistige Richtungen wieder auf die Künste ausüben, im Einzelnen verfolgt, mit Recht sehr hoch angeschlagen.

Der Vf. beginnt im zweiten Buche seine Kunstgeschichte mit Ostindien, „welches von uralter Zeit her stets für die Phantasie der westlichen Völker das Land der Wunder, die Quelle des Reichthums und der Weisheit, ein Ziel der Sehnsucht gewesen ist." Mit wenigen Zügen wird im ersten Kapitel die wunderbare Productionskraft der Natur des Landes und die Gegensätze der höchsten Gebirge mit den von den mächtigsten Flüssen durchströmten Ebenen, der gröfsten Schönheiten und der schrecklichsten Plagen geschildert und nachgewiesen, wie die heutige Bevölkerung eben so im bunten Gemisch das Edelste, wie das Verächtlichste enthält. Zunächst kommt der Vf. auf die uralte Cultur der Inder, wie sie aus ihrer Literatur erhellt, und sehr richtig sagt er, wie die strenge Eintheilung in Kasten, ohngeachtet ihrer augenscheinlichen Nachtheile, wohlthätig auf die Milderung der Sitten und auf die Förderung der Künste des Friedens einwirken mufste. Aber wie in der Natur finden sich auch bei den Menschen die schroffsten Gegensätze, das System der reinsten Moral, die zartesten Aeufserungen von Sanftmuth und Mitgefühl, und die schrecklichsten und grausamsten Aeufserungen eines blinden Fanatismus. Der Grund dieser Gegensätze ist in dem pantheistisch-phantastischen Charakter ihrer Religion zu suchen, in

Digitized by Google

welcher sich indefs wieder die Gegensätze des Brahmaismus und Buddaismus vorfinden. Bei der Betrachtung der bildenden Künste der Inder, handelt der Vf. im zweiten Kapitel zuerst von den weitläuftigen Grottentempeln. Sehr treffend sagt er von diesen im Allgemeinen, nachdem er das Zweckwidrige und Willkürliche im Einzelnen besonders an den Säulen mit feinem Gefühl nachgewiesen, wie diese schweren, schwülstigen Formen, diese dunklen Höhlen, überladen mit gigantischem Bildwerke uns empfinden lassen, dafs sie aus einem unfreien Geiste hervorgegangen sind, ein Unbekanntes und Unverständliches geheimnifsvoll und drohend andeuten, und dem dunklen, phantastisch-wilden Geiste der Religionslehren durchaus entsprechen. Die buddhistischen Dagogs, gleichsam künstliche Felsen, bilden nach der sehr wohl motivirten Ansicht des Verf.'s den Uebergang von jenen Grottentempeln zu den eigentlichen Bauwerken der Inder. In der kuppelförmigen Gestalt sieht Ritter eine Nachahmung der Wasserblase, eines bei den Buddhisten beliebten Bildes der Vergänglichkeit des irdischen Leibes, während im Innern die etagenweise aufsteigenden Kammern den Lebensstufen der aufwärtsstrebenden Seele entsprechen sollen. Da aber ähnliche Formen auch schon früher bei den Brahmahnen vorkommen, ist der Vf. der Ansicht, dafs solche symbolische Deutung sich mehr der schon hergebrachten Form angeschlossen, als dieselbe hervorgebracht haben mag. Von den zahlreichen Pagoden, deren Hauptmassen sich in verschiedenen Absätzen zu pyramidaler Form erheben, deren Details aber einen überladenen Reichthum zeigen, werden nur die berühmtesten auf der Insel Ramisseram, von Tanjore, Chillambram und Jagernaut näher betrachtet, in welchen statt des Einfachen und Zweckmäfsigen das Volle und Schwülstige, statt des Geradlinigen und Rechtwinkligen üppige Fülle und pyramidalische Anhäufung vorherrschend ist.

Das dritte Kapitel über die Plastik und Malerei der Inder wird mit Betrachtungen über die körperliche Bildung und den Schönheitssinn derselben eingeleitet. Auch nach unseren europäischen Begriffen gehören sie zu den schöneren Völkern. Bei der Schönheit der Frauen wird von ihnen auf die Schlankheit der Ge und auf die Gröfse der Augen das meiste Gewicht legt und in den Vergleichungen mit denselben üb das Zarte, Pflanzenhafte hervorgehoben. Diese tung auf das Weiche und Weibliche ist aber bei Schönheitssinn der Inder entschieden vorwaltend, her ihnen denn auch bildliche Darstellungen in di Kreise noch am meisten gelingen. Wenn es da darauf ankommt, männliche Kraft, wie sie den Gö im höchsten Mafse innwohnend gedacht wird, a drücken, vermögen sie dieses nicht mit der gew chen, menschlichen Bildung zu leisten, sonder greifen zur Vervielfältigung der Köpfe und Arm schweifen dadurch aus dem Gebiete schöner Ku das einer willkürlichen und dem Schönheitssinn widerstrebenden Symbolik über.

Bei den Bildwerken sind die Formen der K nicht unschön, und läfst sich auch gegen die Ve nisse nichts erinnern, als dafs sie etwas zum S ken neigen. Dagegen fehlt es so sehr an der A einer festen Knochenbildung, ja selbst der Mu dafs die Knochen öfter wie biegsam erscheinen, che Art der Behandlung vorzüglich bei den kolossalen Gestalten den Eindruck widerlicher S heit, machtloser Sinnlichkeit oder eines gespenst Wesens macht. Von einer Ausbildung verschied Charaktere oder eines momentanen Ausdrucks vollends nicht die Rede sein. Der Vf. erklärt d unseres Erachtens, sehr richtig aus dem Mang plastischem Sinn, welcher sich schon in den scharf ausgeprägten Gestalten ihrer Poesie zeigt sonders treffend und geistreich sind die Bemerk wodurch der Vf. den stationairen Charakter de schen Bildwerke erklärt, welche wiederzugeb der Raum hier nicht gestattet.

Von der Malerei der alten Inder, auf welch Verf. jetzt kommt, hat man bisher nur Wandge Vorgänge aus dem häuslichen Leben darstelle den Felsengrotten von Ajavanti gefunden, welch gut gezeichnet sein sollen. Keinesweges aber hat Kunst bei ihnen die Bedeutung der Plastik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

chichte der bildenden Künste von Karl chnaase.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verf. indefs den indischen Miniatur-Ma-, welche in neueren Zeiten dort gemacht werden, Anspruch auf Charakter oder Naturwahrheit, auf ung und Geist abspricht, und daraus auch auf brikmäfsige Ausübung der Malerei bei den alten schliefsen will; so scheint d. R. dieses Urtheil emeinen zu hart, indem derselbe dergleichen r-Malereien gesehen, welche wenigstens die bei-sten jener Eigenschaften in nicht gewöhnlichem besitzen und eine reizende Anschauung einer tigen, aber anmuthigen Eigenthümlichkeit gewäh-onach man den Indern fast eine gröfsere Anlage lerei, als zur Plastik zutrauen möchte. Inwie-selbe schon in alter Zeit zur Ausbildung gekom-freilich, so lange nur so spärliche Beispiele, oben erwähnten, bekannt sind, schwer zu ent-

Schlusse die künstlerischen Leistungen der ch einmal überblickend, bemerkt der Vf. sehr dafs darin eine Neigung zum Weichlichen und igen, ein Mangel an gehaltener Kraft die wahre eit nicht aufkommen läfst, und dafs bei diesem sinnlichen Reizen einer übergewaltigen Natur ten Volke grofse Anschauungen und Gedan-den wüsten Bildern einer üppigen und sinnli-antasie wild wechseln.

n Indien den Weg nach Westen einschlagend, der Vf. im ersten Kapitel des dritten Buchs st zu den Babyloniern. In der grofsen Flufsebene, Babylon lag, hatte der Mangel an sonstigem Ma-um Gebrauch der Ziegel geführt, welche, der d der Zerstörungswuth der Menschen weniger ebend, verursacht haben, dafs die kolossalen Trümmer von Babylon zu formlos sind, um daran eine bestimmte Bauweise zu erkennen. Aus den uns aufbehaltenen Nachrichten über Babylon, wie aus dem Material, zieht indefs der Vf. den gewifs sehr richtigen Schlufs, dafs hier im Gegensatz zu den indischen Bauten eine durchaus regelrechte Form und das geradlinige Element vorherrschend, und anstatt der Säulen und der Stein-Arbeit nur flache, farbig verzierte Mauern vorhanden gewesen. Beiden gemeinsam aber ist das Bestreben, durch grofse Massen zu wirken.

Die Kunde von der Bildnerei der Babylonier ist noch geringer. Die Darstellungen der Jagd des Ninus und der Semiramis auf den Mauern der Königsburg, von denen Meldung geschieht, ist der Vf. geneigt, für Malereien zu halten, da Reliefs von so ansehnlicher Gröfse bei einem Bau von Ziegeln nicht wohl ausführbar sind. Es ist indefs wohl die Frage, ob die mächtigen Herrscher für diesen Fall das nöthige Material von Steinen nicht auf dem Euphrat oder Tigris herbeigeschafft haben, da Malereien an dieser Stelle doch einen zu wenig monumentalen Charakter zu haben scheinen.

Bei den Persern, welche im zweiten Kapitel folgen, verweilt der Vf. zuerst bei der Religion und Verfassung, und spricht sich mit Recht dahin aus, dafs weder der scharfe Dualismus der er ersteren, noch der absolute Despotismus der zweiten geeignet waren, dem Leben eine haltbare, sittliche Gestalt zu geben, und mithin einer höheren Entwickelung der bildenden Künste eben so wenig günstig waren, als die sehr verständige, bürgerlich nüchterne Weltansicht der Perser. Weil sie ihre Opfer auf den Bergen brachten, bedurften sie keiner Tempel, da sie sich ihre Götter nicht in menschlicher Gestalt dachten, keiner Götterbilder. „Auch kann die Kunst sich nicht auf den schroffen Gegensatz von Gut und Böse anweisen lassen, sie braucht wie die Natur die heitere Mischung von Licht und Dunkel, aus

Digitized by Google

der die bunten Farben, die lebendigen Formen hervorgehen." Hierauf giebt der Vf. nach den besten Quellen Nachricht von den Denkmalen persischer Kunst. Die Grabmäler des Cyrus, wie anderer altpersischer Könige in dem heutigen Fardistan erscheinen gegen die anderer Völker, z. B. der Aegypter, kleinlich. Desto grofsartiger sind dagegen die Ruinen von Tschil-minar, dem alten Persepolis, deren Umfang 4000 Fufs beträgt. Die ganze Anlage des Gebäudes, welches sich terrassenförmig mit grofsen Prachttreppen erhebt, der Inhalt der daran befindlichen Sculpturen, sowie die darüber vorhandenen Nachrichten bestimmten den Vf. mit Recht, darin eine Art heiligen Reichspalast zu erkennen, worin die Könige von Persien durch gewisse Weihungen und Huldigungen ihrer Völker recht eigentlich mit pomphaften Ceremoniell als Herrscher gefeiert wurden. Die Schärfe und Schönheit der Technik entspricht dem Material, welches für die zahlreichen Säulen in weifsem Marmor, sonst in dem schwarzen Steine des Berges besteht. Das Ganze macht einen heiteren und freundlichen Eindruck, und steht mit dem überschlanken Verhältnifs der Säulen und sonstigen Details in einem sehr entschiedenen Gegensatz zu dem gedrückten, wulstigen und üppig Schwellenden der indischen Bauwerke. Obwohl an dem Gebälk der Grabmäler, wie in der Form mancher Säulenkapitäle eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ionisch-griechischen Styl stattfindet, wird doch vom Vf. ein Ausflufs aus Griechenland mit guten Gründen abgelehnt, und den Persern ein eigenthümlicher Styl der Architektur vindicirt. Bei den Sculpturen, sämmtlich Reliefs, ist ein phantastisches Element nur in einigen Thierbildungen zu erkennen, bei den Menschen herrscht fast durchgändig eine höchst genaue Nachbildung der Natur, wiewohl mit mangelhafter Kenntnifs des menschlichen Körpers. Die Mehrzahl der Reliefs stellt die Deputationen der Völker des Reiches, welche dem Könige Gaben bringen, oder sonstiges Hof-Ceremoniell vor. Es ist darin der Ernst und die Würde des öffentlichen Lebens, des monarchischen Hofhalts, einfach und ohne übertriebene Steifheit aufgefafst, und die Stylgesetze des Reliefs gut beobachtet. Auch in diesem Anhalten an die Natur zeigt sich ein grofser Unterschied von den willkürlichen und phantastischen Gebilden der indischen Sculpturen.

Auf seiner ferneren Wanderung nach Westen kommt der Vf. im dritten Kapitel zu den Phöniziern und Juden. Von beiden Völkern fehlen die Denkmale gänzli bei den Phöniziern sind selbst die Nachrichten so tig, dafs sich daraus nicht viel mehr schliefsen läf dafs sie als Material vornehmlich Holz und Meta wendet haben. In Betreff des salomonischen T begnügt sich der Vf. nicht mit dem Wiederhol kannten Nachrichten, er weist mit Recht sow Anwendung griechisch-römischer, die in den fri als die ägyptischer Architekturformen, welche späteren Versuchen einer Restauration desselb waltet, zurück, und macht dagegen die Ueber mung mit dem Baustyl der Phönizier höchst wahr lich. Wenn schon Steine bei dem Bau des Tem Anwendung gekommen, ist es doch gewifs, dafs deutung des Steines, als des schönsten Stoffes fü tektonische Form, den Juden völlig unbekan denn daraus, dafs in der alten Beschreibung Preise des Baues angeführt wird, dafs man kein sah, geht unwiderleglich hervor, dafs sie durc verkleidung verdeckt gewesen; ja manche The die Thürpfosten, waren ganz von Holz.

Aus den vorhandenen Nachrichten zieht de den sicheren Schlufs, dafs der salomonische Tem Gebäude von mäfsiger Gröfse, von nicht unedlen, bestimmten Verhältnissen, ohne Säulenreihen u eigentliche architektonische Form und Gliede wesen.

Sehr geistreich erscheint Ref. die Bemerku che diese Art der Holzarchitektur bei den seefa Phöniziern aus den Schiffen, bei den so lange Zei disirenden Juden aus dem Zelt und dem Bret herleitet und erklärt.

Dafs die Sculptur bei beiden Völkern nicht derlicher Ausbildung gelangt sein kann, wird mit sinn nachgewiesen, und dafür bei den Juden au Eigenthümlichkeit ihrer Religion besonders die kühne und heftig bewegte Phantasie, welche ihr ter zeigen, als der ruhigen Ausführung des pla Bildes ungünstig, geltend gemacht.

Diesem Abschnitt läfst der Vf. noch als A antiquarische Bemerkungen über den salomo Tempel folgen, welche das Befriedigendste sind, über diesen so viel besprochenen Gegenstand Es ist ihm indefs nicht vergönnt, sich an dieser auf die Einzelheiten desselben einzulassen.

Asien verlassend kommt der Vf. im vierten

Digitized by Google

auf die Betrachtung der bildenden Künste in Aegypten. Sehr treffend wird im ersten Kapitel, welches von der Natur des Landes und dem Charakter des Volks handelt, der mächtige Einflufs nachgewiesen, den das geheimnifsvolle Anschwellen des allbelebenden und allbefruchtenden Nilstroms auf die Art der Bildung des Volkes ausüben mufste. Die Zeit dieser Fluth nach dem Laufe der Sonne und der Gestirne zu bestimmen, führte früh auf astronomische, sich dagegen zu schützen und sie zugleich für die Felder gehörig auszunützen, auf geometrische Kenntnisse, welche hier in den Händen der Priester mehr als irgendwo ein religiöses Gepräge erhielten. Die Folge hiervon war ein sehr großer Antheil der Priesterkaste an der Herrschaft und fast ausschliefsliche Bestimmung aller Lebens-Verhältnisse durch sie. Der Abstand des Nilthals und der Wüste, der Wechsel im Anschwellen und Sinken des Nils sind Gegensätze, welche das Volk sehr natürlich führt auf den gröfsten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod führen mufste. Eine ungemeine Bedeutung gewann hiermit in Verbindung die Rücksicht auf die Fortdauer nach dem Tode; doch deutet die ausserordentliche Sorgfalt, welche sie auf die möglichste Erhaltung der Leiber gewendet, nach des Verf.'s richtiger Bemerkung darauf, dafs bei ihrer Unsterblichkeits-Lehre mehr an eine Wiederbelebung der Körpers als an die Unsterblichkeit der Seele in einem reinen Sinne gedacht wurde. Besonders charakteristisch für die Religion der Aegyptier durch die Verehrung so vieler Thiere als die Symbole von Göttern. Aus den Hieroglyphen der Aegyptier zieht der Vf. sehr wichtige Folgerungen auf die Literatur und die Richtung ihrer Phantasie. „Für freie geistige Mittheilungen, für individuellen Ausdruck des Gedankens, für wissenschaftliche Forschung oder geistreiches Verständnifs war eine so beschwerliche Schrift nicht gemacht," und auch der bildenden Kunst insofern nicht günstig, als die in den Hieroglyphen verwendeten Gestalten nicht um ihrer willen, um als Kunstgestalten auf die Phantasie zu wirken, sondern lediglich zu dem ihnen ganz fremden Ausdruck von Gedanken verwendet wurden. Das allzusehr Verharren bei einem Hergebrachten in allen Dingen ist für die Aegyptier besonders bezeichnend, und er gut sagt der Vf. in dieser Beziehung: „Die Zeit der priesterlichen Erziehung hatte den Strom des Nationalgeistes, damit er nicht austrete, wie in einen festen steinernen Kanal hinein geleitet, wo er gleichmäfsig Jahrtausende lang flofs." Bei der hierauf folgenden geschichtlichen Uebersicht hebt der Vf. besonders den Umstand hervor, dafs eine Reihe von Königen, welche zu Memphis residirten und die Erbauer der Pyramiden gewesen sein sollen, als Feinde der Götter, als Tyrannen und Unterdrücker des Landes geschildert werden. Nach diesen einleitenden Betrachtungen giebt der Vf. im zweiten Kapitel eine vortrefflich gefafste geographische Uebersicht der wichtigsten Gebäude im ägyptischen Styl, wobei er, von den südlichsten in der Nähe der Stadt Shendy, in dem alten Priesterstaat Meroe, anfangend, durch Nubien in das eigentliche Aegypten gelangt und von dort, von den Denkmalen der Inseln Philae und Elephantine beginnend, die von Syene, die kolossalen Paläste, Tempel und Hypogäen der Thebais, die Pyramiden bei Memphis, endlich die Denkmale in dem heutigen Thal El Fayoume beschreibt, worin die durch die neuen Beobachtungen von Lepsius als das berühmte Labyrinth aufser Zweifel gesetzten Ruinen sich am meisten auszeichnen. Aus den einzelnen, wiewohl geringen Ueberresten, welche sich in dem alten Delta erhalten haben, schliefst der Vf. mit Recht, dafs auch diese fruchtbarste Gegend Aegyptens vordem mit bedeutenden Bauten im ägyptischen Styl geschmückt gewesen, welche indefs von den Fluthen des Nils, den Kriegen und den Bauten der Araber zerstört sein mögen.

Das dritte Kapitel, welches von dem Styl der ägyptischen Architektur handelt, ist nach dem Erachten des Referenten eines der bedeutendsten des ganzen Werks. Der Vf. beginnt mit Darlegung der Gründe, weshalb bei dieser Betrachtung die Pyramiden von den übrigen Bauten völlig getrennt werden müssen. „Beiden liegt eine ganz verschiedene Richtung des Formensinnes zum Grunde. Die Pyramide ist abgeschlossen und finster, ohne Zugang, durch ihre Form schon aussprechend, dafs sie keine freien, zum Aufenthalte Lebender bestimmte Räume enthält, die übrigen ägyptischen Gebäude dagegen sind einladend, geöffnet, freie Höfe, Säulengänge, geschmückte weite Hallen folgen einander."

Von den Pyramiden insbesondere sagt der Verf.: „der alte Ruhm der Pyramiden, das Geheimnifs, welches auf ihnen ruht, der kolossale Luxus und der geschickte Gebrauch mechanischer Hülfsmittel, endlich

Digitized by Google

ihre wunderbare Stellung an der Gränze der fruchtbaren, bewohnten Welt und der tödtenden Wüste, alles dieses verschafft ihnen eine bleibende Bedeutung. Dieselbe darf uns aber nicht hindern, ihnen in Beziehung auf den ästhetischen Werth architektonischer Formen die niedrige Stelle anzuweisen, die ihnen gebührt. Grandiose Einfachheit ist ein Verdient architektonischer Werke, aber nur da, wo sie eine Mannigfaltigkeit von Formen zusammenfafst, nicht wo sie dieselbe ausschliefst."

Die von den übrigen ägyptischen Baudenkmalen so durchaus abweichende Form der Pyramiden sucht der Vf. mit vielem Scharfsinn daraus nachzuweisen, dafs die schon oben erwähnten Könige, welche sie erbauet, einem anderen religiösen Cultus huldigten. Nach den Pyramiden, welche sich in Aethiopien finden, vermuthet er, dafs sie von dort her eindringend sich der Herrschaft in Aegypten bemächtigt haben mögen. Hiermit stimmt allerdings das hohe Alter, welches neuere Forscher den Pyramiden beimessen, nicht überein. Hoffentlich wird dieser Punct durch Prof. Lepsius seine definitive Aufklärung finden.

Die Bemerkungen über die sonstigen Baudenkmale der alten Aegyptier, worauf der Vf. nun kommt, zeugen von seiner feinen Beobachtungsgabe in der Architektur. Die weitläuftige Anlage der Tempel mit ihren imposanten Pylonen und kolossalen Statuen, ihren verschiedenen Säulenreihen und Vorräumen, bevor man zu dem dunklen Sanctuarium gelangt, sind durchweg auf Wallfahrt, auf Erweckung und Verstärkung der andächtigen, staunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernst und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Priester, jeder wie weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen sollen. Das Eigenthümliche dieser Anlage besteht aber darin, dafs sie nicht geschlossen ist, sondern stets Vergröfserung verträgt.

Wie einfach das Aeufsere der Tempel erscheint, so reich ist das Innere derselben, namentlich durch die vielen Säulen, in deren Bildung zwar eine grofse Mannigfaltigkeit, aber auch eine grofse Willkür herrscht, denen indefs durchgängig die Pflanze als Vorbild gedient hat, wie sich dieses besonders in den Kapitälen ausspricht. In der Art, wie die Bildung derselben wechselt, that sich nach der Bemerkung des Verf.'s sehr schieden eine perspektivische Auffassung der Architek kund. Die Wirkung der einzelnen Theile der Gebä wurde noch ungemein vermittelst der durchgängigen malung derselben in bunten Farben verstärkt. In ziehung der sogenannten Typhonien, welche in Hauptform dem griechischen Tempel näher stehen, der Vf. die Vermuthung, dafs sie letzteren nachge seien, entschieden ab, wiewohl er zugiebt, dafs sie späteren Zeit angehören, als jene gröfseren Temp

Etwas Genaueres über die Zeit zu bestimme welcher die verschiedenen ägyptischen Gebäude a führt worden, hält der Vf. mit Recht bei den unv derlichen Formen der dasigen Kunst für sehr schw Nur so viel scheint ihm ausgemacht, dafs die Hö bauten in Nubien nicht die ältesten sind, dafs die I male von Theben der Zeit der höchsten Blüthe hören, der Tempel von Edfu aus einer späteren von Philae und Elephantine aus einer noch etwa geren Zeit stammen möchten.

Den Schlufs dieses Kapitels bildet eine ästhe Würdigung der ägyptischen Architektur. Es ist bei von Anderen öfter zu viel Gewicht auf den salen Mafsstab der Denkmale gelegt worden, we bei vielen Gebäuden noch dazu nicht einmal in A dung kommen darf. „Die wahre Quelle der Sch ist hier, wie überall der Geist, welcher sie schaf kräftigen Mauern mit ihrer schrägen Richtung fest in dem Boden wurzelnd, das einfache Ge der Rundung seiner Hohlkehle, wie ein ernstes, gendes Auge beschattet; die ungebrochenen welche sich an den einzelnen Theilen des Ba verschiedener Höhe und Breite wiederholen und nern die reichste Mannigfaltigkeit der Formen beherrschen, dies Alles giebt uns das Bild un Ausdruck eines unerschütterlich festen, bewufsten ordnenden Geistes." Wie schon für die Griechen, indefs auch für uns diese Schönheit etwas Fremda Wie sie aus dem eigenthümlichen Charakter der Aegyptier entsprang, steht ihre Wirkung auch nigsten Zusammenhange mit ihren natürlichen bungen, dem grofsen Strom, den weiten Berg dem ungetrübten Sonnenlicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

thichte der bildenden Künste von Karl chnaase.

(Fortsetzung.)

Die Gebäude der Aegyptier sind indefs noch weit nt, gleich den griechischen dem organischen Körtu gleichen, dessen Glieder alle gleich nothwendig weder vermehrt, noch vermindert werden können. leichen vielmehr der unorganischen Natur, wo sich neue Crystallisationen aneinanderfügen können. nungeachtet wohnt ihrer ganz nationellen und thümlichen Gestalt eine von allen Zeiten anzuerude, hohe architektonische Schönheit inne.

Das vierte Kapitel ist der Sculptur und Malerei der tier gewidmet. Sehr richtig bemerkt der Verf. vornherein, dafs kein Volk den Luxus bildlichen cks weiter getrieben hat, und dafs die Griechen in der Anzahl der Reliefs und der Kolossalität sse weit nachstehen müssen. In der That mufs er den überschwänglichen Reichthum von Sculpwelche alle jene grofsen Gebäude bedecken, er-. Nicht weniger Bewunderung verdient die tech-Meisterschaft, womit sie auch in den härtesten rten gearbeitet haben, und in diesem Theile dürfe unbedingt alle anderen Völker übertreffen. Sehr kterisch für den architektonischen Charakter ihrer tur ist die Art, wie ihre Reliefs so in die Wandeingesenkt sind, dafs deren Höhen nirgend darüber treten, mithin das Profil der Fläche nirgend unchen wird. Die Verhältnisse und die Formen örper, welche im Wesentlichen allen Figuren gesind, haben den Charakter des Kräftigen. Die theile sind zwar anatomisch richtig angegeben, die Durchbildung nicht gleichmäfsig, wie z. B. die stets mit grofser Genauigkeit ausgeführt, die kel aber allgemeiner gehalten sind. Der Typus, er in den Gesichtszügen herrscht, wird von dem war sehr genau angegeben und dessen Unschönheit und Starrheit nachgewiesen, indefs hätte er billig der mannigfachen Modificationen desselben in den Portrait-Bildungen der Pharaonen Erwähnung thun sollen. Sehr richtig aber ist die Bemerkung, dafs durch jenen feststehenden Typus der Ausdruck verschiedener Charaktere und geistiger Affekte in den Gesichtszügen sehr beschränkt und die Kunst mehr auf eine glückliche Handhabung der Geberden angewiesen wurde. Ein anderer Mangel ägyptischer Sculptur besteht darin, dafs jede nähere Angabe von Unterschieden des Alters fehlt, indem alle Gestalten in der mittleren Reife der Jahre erscheinen und die Kinder nur durch die Verkleinerung als solche bezeichnet sind. Dagegen läfst der Vf. dem mannigfachen dramatischen Leben in solchen Reliefs, welche historische Vorgänge darstellen, volle Gerechtigkeit widerfahren, er entwirft eine begeisterte Schilderung der trefflichen Darstellung der kämpfenden und siegreichen Anführer und bewundert die Wahrheit und Lebendigkeit der verschiedenartigsten Motive bei Menschen und Thieren, deren Bildung auch dem Ref. im Ganzen gelungener erscheint, als die der Menschen.

Die Neigung zum Kolossalen wird sehr glücklich theils durch jenen festen Kanon der Verhältnisse, theils aus dem Bestreben erklärt, die Gröfse der Götter und Könige dadurch zu veranschaulichen, indem sie der Darstellung dieser Eigenschaft durch Ausbildung des entsprechenden Charakters im Gesicht nicht gewachsen waren. Wenn aber der Vf. darauf die Ansicht äufsert, dafs diese Liebe zum Kolossalen auf einen Mangel des Sinnes für menschliche Schönheit deute, da jene Darstellung über Lebensgröfse schon etwas Unförmliches habe und die feineren Züge unentwickelt lasse, so kann Ref. ihm hierin nicht beipflichten. Waren doch die gefeiertesten Werke griechischer Kunst, der Zeus und die Pallas des Phidias, sehr kolossal und lassen Werke wie die Juno Ludovisi, die Maske des Zeus von Otricoli, jene Eigenschaften gewifs nicht vermissen.

Digitized by Google

Das Urtheil des Verf.'s über die Standbilder ägyptischer Kunst scheint indefs d. R. so vortrefflich, dafs er es hier unverkürzt mittheilt. „Diese Werke imponiren uns nicht blofs durch ihre Masse, sondern auch durch etwas Geistiges, nämlich durch die schöne Regelmäfsigkeit der menschlichen Gestalt, durch den Ausdruck gehaltener Kraft und würdevoller Ruhe und durch den heiligen Ernst, der keine selbstische Regung aufkommen läfst. Diese Würde ist aber stets dieselbe, und sie wird durch den Mangel individuellen, geistigen Lebens erkauft. Während wir von einem Werke der griechischen Kunst zum anderen fortschreiten, bei jedem neue Anregung, neuen Genufs finden, gleicht hier eine Gestalt der anderen; sie ermüden, wenn man sie einzeln betrachtet, aber sie wirken in architektonischer Umgebung durch ihre Massen, entweder durch kolossale Vergröfserung oder durch reihenweise Vermehrung der Zahl."

Von der Malerei der Aegyptier wird sehr richtig bemerkt, dafs sie eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen, indem sie mehr zu einem Anstreichen der Architektur und Sculptur gedient, als selbstständige Werke von einiger Bedeutung hervorgebracht habe.

In einer Schlufs-Betrachtung giebt der Vf. noch eine Reihe von sehr interessanten Bemerkungen. Wie die ägyptische Sculptur in ihrem Geiste und ihrer Ausführung architektonisch ist, so schliefst sich wieder die Architektur, mehr als die anderer Völker, an die Sculptur an. Ihre Architektur kennt, bei aller sonstigen Strenge, keine frei erfundenen, rein geometrischen Verzierungen, sondern hält sich immer im Kreise der Natur-Nachahmung. Dieser Satz wird noch mit vielem Geist im Einzelnen belegt und führt den Vf. zu dem Resultat, dafs die ägyptische Kunst im Ganzen einen architektonischen Charakter hat.

In der Folge wird dargethan, wie weit die Aegyptier die sämmtlichen asiatischen Völker in der Kunst übertroffen, und als die Haupt-Ursache dieser Erscheinung die Ausbildung einer Welt-Ansicht geltend gemacht, welche nicht im Gegensatz mit der Natur stand, sondern aus ihr hervorging und zugleich ihr Gebieter und Beherrscher wurde.

Den zweiten Band eröffnet im fünften Buche die Kunst der Griechen: „Dieselbe unterscheidet sich nicht allein von der der früheren Völker durch ihre hohe Ausbildung, sondern auch dadurch, dafs sie mit aller Kraft nationaler Wärme und Begeisterung dennoch wieder frei von Einseitigkeit und Beschränkung ist, dafs allen späteren zum Vorbilde und zur Bewunderung di endlich auch dadurch, dafs sie eine Geschichte der wickelung hat.

Da die Kenntnifs griechischer Sitte und Gesch ein Gemeingut unserer heutigen Bildung ist, beg sich der Vf. im ersten Kapitel mit einigen auf die derung der Künste besonders bezüglichen Andeutu Schon die Natur des Landes mufste hier wohlt einwirken. Das Klima ist südlich aber nicht ers fend, der Boden nicht unfruchtbar, aber doch zu beit nöthigend, die vielen Gebirge begünstigten A derung und eigenthümliche Ausbildung der ein Stämme, die vielfache Begränzung durch das Mee derte zu mannigfacher Thätigkeit, zu Schifffahr Handel, zur Eroberung und Colonisation auf. H wichtig für die freie Entwickelung aller Bildun so auch der Künste war es, dafs die Priester einen geschlossenen Stand ausmachten, noch so nen grofsen Einflufs ausübten, und dafs die myth schen Ueberlieferungen der Griechen nicht Priest ren, sondern Volkssagen waren, welche schon fr ihren Dichtern in schöner, poetischer Form aus wurden. Als ein Hauptmoment, weshalb sich b Griechen das sittliche Gefühl, diese erste Bed jeder hohen geistigen Bildung, in so freier We in so seltenem Grade entwickelte, macht der V Umstand geltend, dafs ihre Moral nicht von de gion abhängig, nicht durch Vorschriften der P geregelt war. Was diese bei anderen Völkern b ten, war bei ihnen das Ergebnifs ihres *eigen* fühls. Der männlich kühnen Freiheitsliebe, we beseelte, war eine zarte, jungfräuliche Scheu v Unreinen und Unheiligen, eine tiefe, kindlich f Ehrfurcht vor dem Göttlichen, Hohen, Gesetzlich gegeben. Ihre Weisen und Dichter, als sie für jenes allgemeine Gefühl fanden, nannten vor *die Mäfsigung* als das Schönste, das Mafslose, U schreitende als das den Göttern Verhafste."

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht d im zweiten Kapitel zur Betrachtung der Archit über. In den Tempeln, sagt er sehr richtig, entwi sich allein die Schönheit der griechischen Archite Diesen aber ist als einfacher, klarer Grundged das *Säulenhaus*, oder das geschlossene, bedeckte,

Digitized by Google

ngenden Säulen umgebene Gebäude gemeinsam. Nachm nun dasselbe mit seinen Theilen und den Hauptodificationen mit grofser Klarheit und Präcision berieben worden, stellt sich der Vf. die Aufgabe, aus Ueberresten das Geheimnifs zu errathen, welches Griechen zu Schöpfern der schönen Architektur ichte. „Zunächst" sagt er, „war Klarheit und Deutkeit gewifs die Aufgabe der griechischen Architek, wie jeder anderen Kunst, die statische Bedeutung s Gliedes, seine Beziehung auf die Construction ste aus der Bildung jedes Theiles klar hervorgehen. ses genügt aber nicht, um höhere Anmuth und Schönbervorzubringen, welche vielmehr erst durch die olle Behandlung aller einzelnen Theile entsteht." Geheimnifs nun, welches den Griechen hier die erschaft gab, scheint darin zu liegen, dafs sie, ine jedem Theile eine solche Gestalt gaben, welne Bestimmung für die Festigkeit und Zweckkeit nöthig machte, *ihn nicht als todte Masse delten, sondern ihm Empfindung und Leben ver-* Dies aber nicht dadurch, dafs sie ihm menschder ähnliche aus anderen Gebieten entlehnte Foraben, sondern aus seiner eigenen Bestimmung so dafs er seinem Berufe nur gleichsam bereitntgegenkam und den Zweck mit Sicherheit und gkeit ausführte. Hierzu war eine *freie* Bewenerhalb jener allgemeinen Gesetze erforderlich. e derselben entstanden zuvörderst die drei Bauwelche man gewöhnlich nach der Art der Säuorische, die ionische und die korinthische nennt, sich im Wesentlichen so unterscheiden, dafs ersten das Kräftige und Einfache, bei der zweiZierliche und Zarte, bei der dritten endlich das und Prächtige vorwaltet.

auf geht der Vf. zu der Betrachtung der einlieder über, um an ihnen jenes oben festgePrincip nachzuweisen. Nach dem Urtheil des ten geschieht dieses auf eine höchst befriedi-Weise, doch mufs er sich hier begnügen, beise Einiges von dem anzuführen, was er über le sagt. Mit Recht wird die runde Form des tammes gegen die viereckige des Pfeilers als hervorgehoben, doch findet sich diese schon Aegyptiern und bei anderen Völkern. Dagegen s die Griechen, welche durch die Verjüngung Schwellung dem Säulenstamme ein frisches und elastisches Emporstreben zu ertheilen wufsten, welche denselben als tragendes Glied belebten und zugleich durch ein feines Profil ein sehr gefälliges Ansehen gewährten. Eben so dienen die Kanneluren durch das feine Spiel von Licht und Schatten, welches sie hervorbringen, das Massige und Spröde der einfachen Rundung zu brechen und zu beleben. Endlich wird auch mit Feinheit die Bedeutung der Basen und Kapitäle dargethan und das Elastische und Belebte in ihren Gliedern von geschwungener Linie nachgewiesen.

Nachdem der Vf. hierauf die Verschiedenheiten der griechischen Tempel nach den Säulenweiten und den Eigenthümlichkeiten der Säulenhalle angegeben und besprochen, kommt er auf die höchst stylgemäfse, strenge Sonderung des eigentlich architektonischen von dem bildlichen Schmuck der Gebäude, wozu vornehmlich das Giebelfeld bestimmt war; während sich die Verzierungen der architektonischen Glieder den Formen und dem Charakter derselben streng anschliefsen und dadurch die Feinheit des griechischen Gefühls und das Gleichmafs freier Heiterkeit und ernster Bedeutung in hohem Mafse bekunden.

Jeder Kenner griechischer Kunst wird dem Verf. beistimmen, wenn er, unerachtet der grofsen Schönheiten, welche die ionische und korinthische Bauweise darbietet, in der dorischen die höchste und reinste Ausbildung des architektonischen Elements, die einfachste und ausdruckvollste Gliederung der nothwendigen Verhältnisse, den reinsten Grundtypus derselben anerkennt.

Es zeigt von der Allgemeinheit des Standpuncts des Verf.'s, dafs, während er die griechische Architektur mit Recht wegen ihrer Schönheit, Reinheit und Wahrheit als ein Vorbild und Muster für alle Zeiten ansieht, er doch deren unbedingte Nachahmung, wegen eines ausschliefslich griechischen Elements, für bedenklich hält. Zu diesem Element rechnet er die mit dem religiösen Cultus der Griechen zusammenhängende Kleinheit der Gebäude, so wie den gänzlichen Mangel der Fenster.

Das dritte Kapitel über die Plastik der Griechen eröffnet der Vf. mit sehr treffenden Bemerkungen über ihre von den unsrigen abweichenden Begriffe von Sittlichkeit und Freiheit, und weist sehr richtig nach, dafs die erstere bei ihnen zugleich eine Schönheitslehre wurde, welche nothwendig auf die Entwickelung der bildenden Kunst wohlthätig einwirken und ihr eine höchst wichtige Rolle anweisen mufste. Das lebhafte Schönheits-

Digitized by Google

gefühl, verbunden mit dem tiefen Natursinn, erzeugte in ihren Kunstwerken jene wunderbare Durchdringung des ideellen und des individuellen Elements, woraus ihre Götterbilder hervorgingen, welche in ihren Dichtern schon so trefflich vorgebildet waren. Bei der Betrachtung des Götterkreises findet der Vf., dafs der Kreis männlicher Charaktere darin ungleich vollständiger ausgebildet ist, als der der weiblichen, dem namentlich eine Gestalt der eigenthümlich weiblichen Zartheit und Demuth fehlt, und erklärt dieses aus der vorherrschenden Stellung, welche dem männlichen Element nach der griechischen Sinnesweise in allen Beziehungen eingeräumt war. Mit grofser Feinheit äufsert sich der Vf. über die eigenthümliche Schönheit der Gestalten des Bacchos, der Pallas und der Artemis. Sehr glücklich wird zunächst motivirt, warum selbst die allegorischen Gestalten der Griechen etwas Lebendigeres als die meist so frostigen der neueren Zeit haben. Nirgend aber spricht sich der Schönheitssinn der Griechen vielleicht mehr aus, als in der Weise, womit sie menschliche und thierische Formen zu verbinden gewufst haben, wie in ihren Centauren und ihren Satyrn. Wenn der Vf. von der Art der Nachahmung der Natur in der griechischen Kunst sprechend äufsert, dafs die Adern wenig oder gar nicht sichtbar, die Muskeln meistens nur mäfsig stark angegeben wären, so ist dieses allenfalls zuzugeben, insofern es sich nur auf die Götterbildungen beziehen soll, welches indefs nicht recht deutlich ist; im Allgemeinen aber ist diese Behauptung, wie die Sculpturen vom Parthenon beweisen, nicht haltbar.

Die allen Göttern gemeinsamen Züge, z. B. das sogenannte griechische Profil, werden zum Theil aus Eigenthümlichkeiten der nationalen Bildung, zum Theil aus dem Schönheitsbegriffe der Griechen erklärt. Auch die sonstigen Aeufserungen über die Körperbildung der plastischen Werke verdienen Beherzigung. In geistiger Beziehung wird mit Recht die Ruhe in Ausdruck und Bewegung als besonders charakteristisch und als aus dem allgemeinen Gesetz der *Mäfsigung* hervorgehend, geltend gemacht, welche indefs immer den Charakter der zurückgehaltenen Thatkraft trägt und durch diese Vereinigung der Schönheit der griechischen Gestalten einen so hohen Werth giebt.

Nachdem der Vf. darauf die grofse Bedeutung ausgesprochen, welche der Umstand für die Kunst bei den Griechen haben mufste, dafs sie nicht jene Scheu dem Nackten, welche den Neueren eigen ist, hatten, bewiesen, woher dieses gekommen, sagt er sehr w „das Anstöfsige der Nacktheit ist überhaupt nur das entwöhnte Auge oder die gereizte und verde Phantasie vorhanden, und wie es schon bei uns für künstlerisch Gesinnten, der sich dazu gebildet hat den Formen die höhere geistige Bedeutung zu ve hen, grofsentheils verschwindet, so wurde es durch den Ernst und die Feier der Kampfspiele die Strenge ursprünglicher Sitte aufgewogen."

Vortrefflich wird im Folgenden nachgewiesen vortheilhaft die Tracht der Griechen für die plas Kunst war und wie dieselbe diese Vortheile ausn ten verstanden hat.

In dem, was der Vf. über das Relief sagt, be er zwar sehr richtig, wie diese Gattung der Sc ungleich mehr als die Rundwerke auf die Darste der That angewiesen sei, wenn er aber hinzufügt, diese doch keine zu heftige sein müsse, so kann ihm hierin nicht beipflichten, indem ihm die auge lichsten und leidenschaftlichsten Darstellungen des pfes der Lapithen und Centauren in dem berü Fries aus dem Tempel zu Phigalia, welche mit schönsten Zeit griechischer Kunst angehören, wahrhaft hingerissen haben, ohne ihn als stylwi mindesten zu verletzen.

Im vierten Kapitel handelt der Vf. von de chischen Malerei. Dafs dieselbe bei den Griech der die bedeutende Rolle der Plastik gespielt, ne hohe Ausbildung derselben erreicht hat, ist ihm dingt zugegeben, und die Gründe dieser Ersch sind auch mit mehr Feinheit entwickelt, als die anderweitig vorgekommen ist, dessenungeachtet der Werth derselben zu gering angeschlagen sei Annahme, dafs im Ganzen die Malerei in der nung sich mehr dem Relief angeschlossen, al ihren eigenen Stylgesetzen verfahrend versc Pläne ausgebildet habe, wird durch eine so selte nahme, wie die Schlacht des Alexander un rius in der bekannten Mosaik, nicht aufgehoben. scheint Ref. die Behauptung, dafs schon daran die Griechen die Oelmalerei nicht gekannt, dafs ihnen das Gefühl für das Ganze des Bild eigentlich Malerische gefehlt habe, etwas

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

ichte der bildenden Künste von Karl hnaase.

(Fortsetzung.)

uch in anderen Malweisen läſst sich dieses sehr rreichen, wofür Ref. nur die in Fresko gemalten n des Correggio zu Parma anführen will. Vor- ı ist, mit Zuziehung der berühmtesten Dichter, enthümliche Art des Naturgefühls der Griechen uptursache geltend gemacht, weshalb die Land- und die Darstellungen von Vorgängen aus dem en Leben nie zu höherer Ausbildung und zu er Achtung gelangt sind. „Dieselbe Kraft und ıg der Phantasie," schlieſs der Vf., „welche dem les Griechen überall menschliche Gestalten her- ıerte, machte es für die Schönheit der Natur im ı unempfänglich. Hier ist also ein Mangel, auch nstlerischer Mangel an dem so hoch begabten aber auch dieser ist nur ein bedingter. Denn noderne Gefühl für landschaftliche Schönheit ist it der Hinneigung zu einer weiblichen Sentimen- verbunden, mit welcher die schönste Eigenthüm- l des griechischen Geistes, der männliche, that- e, ich darf wohl sagen plastische Sinn nicht ar gewesen wäre."

s fünfte Kapitel ist der Betrachtung der Poly- e (Vielfarbigkeit) in der griechischen Architektur astik und dem Verhältniſs der drei bildenden zu einander gewidmet. Nachdem man das Sy- er Polychromie längere Zeit zu weit ausgedehnt st man zu der richtigen Beschränkung gelangt, der Dr. Kugler in seiner bekannten Schrift über Gegenstand näher begründet hat. Hiermit über- mend sagt der Vf. sehr richtig: „An ein durch- es Bemalen der Gebäude und Statuen, welches einen farbigen Schmuck, diesen eine wachsfigu- ge Aehnlichkeit mit der Natur gegeben, und den Marmor mit seiner lebendigen Transparenz überall verdeckt hätte, ist freilich nicht zu denken, eben so wenig aber an ein abstractes Festhalten der bloſsen Form, welches jede Farben-Anwendung verbannt hätte." Bei Gebäuden aus edlem Material, wie der penthelische Marmor, diente die Bemalung nur dazu, die untergeordneten Glieder schärfer zu charakterisiren, während die bedeutenderen, ernsten und tragenden Theile die Farbe des Steins behielten. Nur bei Gebäuden von schlechtem Material, wie so viele zu Pompeji, ist allerdings, und gewiſs mit Recht, eine allgemeine Bemalung üblich gewesen.

Bei dem Bemalen der Sculpturen waltete dasselbe Princip, sie diente vorzugsweise die Kleidung, Waffen, Schmuck von den nackten Theilen der Körper schärfer zu sondern. Der Vf. spricht ganz die Ueberzeugung des Ref. aus, wenn er als Beispiele für diese ganze Art des Mehrfarbigen der Sculpturen und als Vorbild für die spätere Kunst, die groſsen chryselephantinischen Götterstatuen der Zeit des Phidias anführt, an welchen die nackten Theile von Elfenbein, die Gewänder und der Schmuck von Gold waren. Die so viel besprochene Circumlitio des Plinius bestand nach der Meinung des Ref. in nichts Anderem, als dem Marmor in den Fleischtheilen vermittelst Wachsfarben einen dem Elfenbein verwandten, warmen Ton zu geben, wobei vielleicht Mund und Wangen einen zart röthlichen Ton erhielten. Daſs hierbei die transparente Textur des Marmors durchaus erhalten werden kann, beweisen dem Ref. bekannte Versuche, welche Canova an einigen seiner Marmorbüsten gemacht hat. In ähnlicher Weise mochte Haar, Schmuck und Gewänder eine leichte Tönung erhalten. Unter allen Umständen handelte es sich bei der Vielfarbigkeit der plastischen Werke nicht um eine wirkliche Nachahmung der Natur, sondern darum, die Wirkung der verschiedenen Farben derselben durch andere, rein künstlerische Mittel zu ersetzen, und so in dem Beschauer eine vielseitigere geistige Anregung hervor-

Digitized by Google

zubringen, als dieses durch die blofse Form geschieht. Wir können daher in diesem Verfahren den künstlerischen Sinn der Griechen nur bewundern.

Höchst wichtig aber ist diese Art von Anwendung der Polychromie für das Verhältnifs der drei Künste zu einander bei den Griechen. „Die Malerei blieb in Motiven und Mitteln dem plastischen Geiste treu, die Plastik verschmähete malerische Andeutungen nicht, die Architektur erhöhete ihre Wirksamkeit durch Sculptur und Farbe, und wurde dadurch fähig, mit den plastischen Darstellungen und den Gemälden, welche ihre Räume und Wände schmückten, ein höchst harmonisches Ganze zu bilden."

Das sechste Buch des Werkes behandelt die eigentliche Kunstgeschichte der Griechen.

Mit vollem Rechte sagt der Vf. in dem ersten, das heroische Zeitalter umfassenden Kapitel, dafs, obgleich wir keine Kunstwerke aus der Zeit des Homer besäfsen, wir doch mit Sicherheit annehmen könnten, dafs die bildenden Künste zu jener Zeit auf einer ungleich niedrigeren Stufe der Ausbildung gestanden, als die Poesie in den Gesängen jenes Dichters. Dieselbe Erscheinung, dafs eine hohe Ausbildung der Kunst in der Form der Sprache, d. h. der Poesie, einer ähnlichen der bildenden Künste vorausgeht, wiederholt sich im Mittelalter, wie ein Vergleich der Gedichte des Dante mit den Bildern des Giotto beweist, ja dieselbe liegt ohne Zweifel in der Natur der allgemeinen geistigen Entwickelung. Die cyklopischen Mauren, die Thesauren werden als Denkmale der Architektur, das Löwenthor von Mycenä als Beispiel der Sculptur dieser Epoche angeführt und einsichtig besprochen.

Sehr gut hebt der Vf. den wohlthätigen Einflufs hervor, welchen der Gegensatz des dorischen und ionischen Stammes, welcher sich seit der Rückkehr der Herakliden besonders geltend macht, auf die Bildung der Hellenen im Allgemeinen, wie auf die bildenden Künste insbesondere ausüben mufste. Nicht weniger fördernd hierfür war der Wetteifer, welcher unter dem unter gesetzlicher Ordnung aufblühenden Gemeinwesen entstand. In dieser Epoche entsteht der dorische und ionische Baustyl. Obgleich wir von Sculpturen nichts Sicheres haben, deuten doch schon Namen wie Daedalus, Eucheir auf einen Betrieb dieser Kunst, welcher viel Anerkennung gefunden. Eine anschauliche Vorstellung aus dieser Zeit gewähren fast nur die ältesten Vasenbilder. Bei der vielfach besprochenen Frage den Einflufs der ägyptischen Kunst auf die gr sche neigt sich der Vf. mit dem Ref. zu denen, v denselben zwar in technischer und materieller Rüc annehmen, für die geistige Entwickelung aber dur ablehnen. Einen anderen Einflufs in jenen beid ziehungen nimmt der Vf. mit guten Gründen von her an.

Die Epoche von der 45sten Olympiade bis zur 8 oder bis auf Perikles behandelt das zweite Kapite ist dieses in jeder Beziehung die Zeit eines hö geistigen Lebens, einer strengen Sittlichkeit, einer artigen Begeisterung für das Vaterland, worin a bildenden Künste rasch zu einer namhaften Aus gelangen.

In der Architektur, worin sich gleich zu dieser Epoche die Regeln der dorischen und io Ordnung fest ausbildeten, wurde eine grofse Z bedeutendsten Denkmale ausgeführt, deren wic Ueberreste zu Pästum, Sicilien, in Griechenla in Kleinasien kurz aber deutlich beschrieben u Feinheit gewürdigt werden.

Die Ausbildung der Plastik ist später und male wie Nachrichten sind hier ungleich dürftiger Reliefs der Metopen von Selinunt aus dem Anfa ser Epoche sind noch sehr roh und bilden einen fsen Abstand mit den äginetischen Statuen au Ende derselben, welche eine ungemeine, auf ein ges Naturstudium gegründete Vollendung zeig dafs wenig mehr als die Belebung der typischen kenhaften Gesichter fehlt, um sie zu Werken gan Kunst zu erheben. Auch nach Allem, was üb merkwürdigen Bildwerke gesagt ist, wird jeder freund die Charakteristik derselben hier mit B gung lesen. Bei der Erwähnung der sonstigen turen aus dieser Epoche, führt der Vf. auch den der Pallas zu Dresden an. Hierin kann Ref. i dafs nicht beistimmen, denn nach der ungemeine heit, womit die Kämpfe der Götter mit den Gi auf dem Gewandstreif erfunden und gearbeite scheint ihm dieses Denkmal zu den späteren N mungen des archaistischen Styls zu gehören, vo der Verf. selbst mehrere Beispiele anführt.

Wenn der Vf. seine Bemerkungen über die rei dieser Epoche mit der Aeufserung eröffnet, da in der Ausbildung mit der Plastik gleichen Schri

Digitized by Google

ten habe, so scheint dieses dem Ref. ebenfalls sehr
ifelhaft, da diese Kunst überhaupt in Griechenland
ter zur Ausbildung gelangte als die Plastik. Dafür
nen mir sogar diejenigen Vasen-Gemälde mit
arzen Figuren zu sprechen, welche dieser Epoche
hören möchten, ungeachtet Ref. das Ausdrucks-
und Lebendige in den Motiven an denselben mit
Verf. sehr bewundert.

Bei der allgemeinen Beurtheilung der Werke der
tik und Malerei aus dieser Epoche, bemerkt der Vf.
treffend, dafs darin zwar das Steifzierliche und
Gewaltsambewegte einen auffallenden Gegensatz bil-
dieselben aber dessenungeachtet den wohlthätigen
ck gewährten, wie der Anblick eines Jünglings,
ssen wiewohl schroffen Aeufserungen wir den Cha-
r eines bedeutenden Mannes ahnden.

Wie sehr der Vf. von der Begeisterung für seinen
stand durchdrungen ist, beweisen die schönen
, womit er das dritte, die Periode von Perikles
lexander behandelnde Kapitel eröffnet. „Wenn
e früheren Entwickelungsstufen der griechischen
t, ihre Vorhallen durchschritten haben und nun
Zeitpunct ihrer höchsten Gestaltung nahen, so er-
uns ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob wir ein ge-
Heiligthum beträten. So würdevoll und erha-
icken die Gestalten in ihrer ruhigen Schönheit
s, dafs wir mit schüchternem Fufse herangehen
Wort sich in die Brust zurückdrängt, um nichts
ern, was so hoher Gegenwart unziemlich wäre."

Recht bezeichnet der Vf. den allgemeinen Auf-
g des griechischen Geistes nach der heldenmü-
Besiegung der Perser als einen der Hauptgründe
hen Kunstblüthe, welche sich darauf entfaltete,
hr glücklich hebt er bei Athen, welches nun den
punct für die höchsten Leistungen in Kunst und
nschaft bildete, als dieselben bedingend den Um-
hervor, dafs dort der gewandte, bewegliche Geist
nischen Stammes die feste, gediegene Form des
hen bleibend durchdrang. Das Zusammenwirken
erikles und des Phidias, welches die Akropolis von
mit solchen Wundern der Kunst schmückte, wird
dig geschildert, die Geschichte jener Denkmale
berichtet und hierbei der Sculpturenraub des Lord
, der doch in der That kein Königreich, Griechen-
voraussehen konnte, aus der zerstörenden Hand
Türken, mit der dadurch bewirkten allgemeinen
Verbreitung und Zugänglichkeit dieser Meisterwerke für alle Gebildeten in Europa mit Recht entschuldigt. Von der Beschreibung und feinen kritischen Würdigung dieser Denkmale kann Ref. nur Einiges anführen. Von dem Parthenon sagt der Vf. sehr gut, dafs der dorische Baustyl darin seine höchste Ausbildung erhalten, indem er durch die Anmuth seiner schlankeren und leichteren Verhältnisse entzückt, ohne den vorherrschenden Charakter der Majestät zu verlieren. An den Propiläen weist der Vf. ausführlich nach, wie die griechische Architektur bei aller Regelmäfsigkeit und Einfachheit dennoch grofse Freiheit gewährte und sich den mannigfaltigen Bedürfnissen des Lebens und den Bedingungen des Bodens anfügte. In ähnlicher Weise werden auch die anderen Gebäude in Griechenland und seinen Kolonieen aus dieser Epoche besprochen und dabei die treffende Bemerkung gemacht, wie man in Klein-Asien zufolge der Nachrichten bei Anwendung des ionischen Styls schon von den einfachen Formen abwich, während man in Sicilien noch immer bei dem dorischen Styl in seiner schweren Form beharrte, so dafs nur im eigentlichen Griechenlande die glückliche Mitte erreicht wurde.

Die zwei Epochen des Phidias und Polyclet und des Praxiteles und Lysipp, welche dieser Zeitraum in der Plastik in sich schliefst, charakterisirt der Vf. treffend so, dafs die erste mehr eine Vollendung der vorhergehenden Richtung, die eigenthümlich griechische Kunst enthält, die zweite aber, wenngleich immer im echt griechischen Geiste, die Kunst so ausbildet, wie sie später auch zu den anderen Völkern übergehen und bei ihnen weilen sollte. Ref. bemerkt, dafs ein ähnlicher Gegensatz sich auch bei den Tragikern vorfindet, so dafs Aeschylus und Sophokles der ersten, Euripides aber der zweiten Epoche entspricht.

Wenn einerseits die hohe Bedeutung der Kunst des Phidias darin liegt, dafs sie bei ihm in allen Theilen, selbst in den Gesichtszügen, zum freien und edlen Ausdruck des Geistigen gelangt, so ist, nach des Verf.'s geistreicher Bemerkung die erhabene, religiöse Wirkung seiner Werke doch auch zum Theil darin zu suchen, dafs er, auf der Gränze der alten strengen Kunst stehend, noch ungetheilt das Gefühl derselben aus dieser auf seine Werke übertrug. Bei der Beurtheilung der Ueberreste vom Parthenon folgt der Vf. theilweise den Mittheilungen des Ref. in dessen Kunstwerken und

Digitized by Google

Künstlern in England, so dafs Letzterer hier nur seine Befriedigung aussprechen kann, mit demselben bei einem so wichtigen Gegenstande in seinen Ansichten zusammenzutreffen. Ref. mufs dem Verf. durchaus beistimmen, wenn er an dieser Stelle die Kolosse von Montecavallo als vortreffliche Kopieen von griechischen Sculpturen aus der Zeit des Phidias, wenn nicht nach Werken von diesem selbst einreiht.

Den Charakter des einerseits mehr Leidenschaftlichen, andererseits mehr Weichen und Anmuthigen der Kunstwerke aus der Epoche des Praxiteles und Lysipp bringt der Verf. mit der verschiedenen geistigen Richtung des Geschlechts in Verbindung, welches nach dem peloponnesischen Krieg aufkam und mit einer gröfseren Reizbarkeit weichlichere Sitten verband.

Mit Recht wird hier als Hauptdenkmal dieser Richtung die Familie der Niobe angeführt, welche der Vf. mit dem Ref. geneigt ist, eher für ein Werk des etwas älteren Scopas, als des Praxiteles zu halten und hierauf auch die Venus von Melos als ein Werk desselben Künstlers beschrieben. Praxiteles, von der Poesie des Genusses begeistert, wird als Schöpfer der jugendlich heiteren Götter-Ideale, der unbekleideten Aphrodite, wie des Eros charakterisirt und der muthmafslichen Nachahmungen von Werken seiner Hand gedacht, welche auf uns gekommen sind. Bei dem von der Poesie des Ruhmes begeisterten Lysipp, dessen Hauptwerke die Grofsthaten seines Beschützers, Alexander des Grofsen, verherrlichten, wird sehr richtig das im Verhältnifs zu der früheren griechischen Kunst mehr naturalistische Element hervorgehoben, wie dieses auch in den ungefähr gleichzeitigen Dramen des Menander vorherrschte.

Seinen Abschnitt über die Geschichte der Malerei in Griechenland beginnt der Vf. mit der Bemerkung, dafs diese, zufolge der Zeugnisse, wie die Sculptur zur Zeit des Cimon und Perikles, ihre höchste Stufe erreicht habe. Wenn aber hierzu die völlige Ausbildung der darstellenden Mittel gehört, so kann ich dem Vf. hierin nicht beipflichten, indem die Werke des gröfsten Malers dieser Zeit, des Polygnot, gewifs sehr geistreich in der Erfindung und Charakteristik gewesen, in der Ausbildung aber ungefähr sich auf der Stufe befunden zu haben scheinen, welche in der Geschichte der f tinischen Malerei die Malereien des Masaccio ei men. Erst der etwas spätere Xeuxis bildet, w den Florentinern Leonardo da Vinci, die Gesetz Licht und Schatten mehr aus, und erst dessen Z nosse Pharrasius vereint mit der hieraus hervor den Abrundung der Gestalten eine blühende Far verräth in diesen Stücken eine Verwandtschaf Correggio. In Apelles aber, welcher wie Raph Vorzüge verschiedener früherer Richtungen in hochbegabten Eigenthümlichkeit verschmolz, mith zu Ende dieser Epoche, dürfte die Malerei de chen zu ihrer höchsten Ausbildung gelangt sei

Am Schlusse werden die Schönheiten der j janischen Malereien mit Liebe gewürdigt. Gev auch dem Vf. zuzugeben, dafs bei weitem die M derselben von handwerksmäfsigen Decorations herrührt, doch sind hiervon einige, namentlich v nen, welche schon vorher gemalt in die Wand setzt worden, auszunehmen.

Das vierte Kapitel handelt von der griech Kunst von Alexander bis zur Unterjochung Gr lands. Sehr treffend wird hier die grofse Bed hervorgehoben, welche die griechische Kunst vo an dadurch gewann, dafs sie sich durch die g schen Fürsten, welche in verschiedenen Länder ausgedehnten Monarchie Alexander's herrschten, nem grofsen Mafsstabe verbreitete. Die Nach welche sie in dieser Zeit erlebte, läfst sich in Beziehungen mit der Nachblüthe der Malerei in zur Zeit der Carracci vergleichen.

In der Architektur fand der gebildete Ge Griechen in dieser Zeit Gelegenheit, sich in de neuen Aufgaben von dem gröfsten Umfange geltl machen. Von solcher Art war die Anlage Städte, wie Alexandrien, Antiochien, Seleucia, von Königlichen Palästen. In letzteren, so wie nur zu vorübergehenden Zwecken bestimmten W dem Scheiterhaufen des Hephästion, dem Leiche Alexander's, vermählte sich griechischer Geschm den Anforderungen eines kolossalen Luxus. I in Uebereinstimmung waltet in dieser Epoche die thische Säulenordnung entschieden vor.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

chichte der bildenden Künste von Karl ichnaase.

(Schlufs.)

In der Plastik machte sich neben der Vorliebe für Kolossale, wofür unter Anderem die vielen Kolosse der Insel Rhodos sprechen, der Sinn für Darstel- des Schrecklichen und ein Gefallen an Darlegung Natur-Studien geltend. Als Haupt-Denkmal Richtung führt der Vf. die Gruppe des Laokoon elche er, nach der Ueberzeugung des Ref., mit dieser Zeit vindicirt. Selbst nach Allem, was diese Gruppe gesagt worden, sind die Bemerkun- des Verf.'s sehr beachtenswerth. Sehr richtig sagt ifs darin das geistige Sicherheben über den kör- hen Schmerz schon mehr die stoisch herbe Be- ung desselben, als den reinen Aufschwung der zeige.

Auch verschiedene andere der gepriesensten anti- lculpturen, welche auf uns gekommen, hält der mit Recht für Werke dieser Epoche, so die Gruppe farnesischen Stiers, so den Apollo von Belvedere, on wir diese Statue vielleicht nur in einer vor- chen Kopie aus römischer Zeit besitzen. Nach- Winkelmann dieses Werk als das höchste antiker überschätzt hat, ist es neuerdings Mode gewor- ssselbe zu tief herabzusetzen. Es hat daher Ref. ut, ihm hier seinen immer sehr hohen Rang vindi- finden. Als Hauptwerke dieser Zeit führt der ch die Ariadne des Vatikan, den barberinischen den Torso von Belvedere und den farnesischen les an. Bis auf den barberinischen Faun ist Ref. it einverstanden, dieser aber zeigt in der grofsen ssung der Formen, wie in der Behandlung noch el Verwandtschaft zu den Statuen des Theseus yssus vom Parthenon, dafs Ref. es mit Bestimmt- ür ein Werk aus der Zeit des Scopas hält, der bacchischen Kreis zuerst ausgebildet hat.

Bei den Vorgängen aus dem gewöhnlichen Leben, e in der *Malerei* um diese Zeit beliebt wurden, hungeachtet aber mit dem Beinamen der Rhypa- phieen (Schmutzmalereien) belegt wurden, be- t der Vf. sehr richtig, dafs diese, obgleich mit nem technischen Geschick ausgeführten, Gegen- de nicht die Bedeutung der neueren Genremalerei chen konnten, indem den Griechen die beiden gei- n Haupt-Elemente fehlten, welche dieser Gattung Reiz verleihen, das Gemüthliche des Familienlebens und der Humor.

Das fünfte Kapitel, welches Rückblicke auf den Entwickelungsgang und die Richtung der griechischen Kunst giebt, enthält eine Reihe sehr geistreicher Bemerkungen, von denen Ref. besonders die angesprochen, worin dargethan wird, wie eine gewisse Beschränkung der griechischen Weltansicht gerade für die hohe Ausbildung der bildenden Künste höchst fördernd gewirkt hat.

Das siebente Buch handelt von der Kunstgeschichte der italienischen Völker, von denen der Vf. im ersten Kapitel die Etrusker betrachtet. Ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Sprache von der der Griechen, scheinen sie ihm doch wegen der zahlreichen griechischen Mythen, welche sie behandeln, ein anderer Zweig desselben Völkerstammes, welcher sich nur nach Verschiedenheit von Naturell und äufseren Bedingungen in Religion und Verfassung anders ausgebildet hat. Eine aristokratisch-priesterliche Verfassung liefs hier das Element der bevorzugten Familien ungleich mehr hervortreten, als in Griechenland. Ihre Religion, worin ein allegorisches und moralisches Element vorherrschte, machte das Volk in allen Lebens-Angelegenheiten durch die willkürliche, priesterliche Deutung von vielerlei für göttliche Zeichen genommene Vorgänge der Natur abhängig und schüchtern, und gab ihm eine trübe Stimmung. Denselben Geist athmen auch ihre Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode mit den Begriffen von Lohn und Strafe, worauf der weifse und schwarze Genius sich bezieht, welche die Verstorbenen begleiten. Dabei waren bei den Etruskern die Künste der Bequemlichkeit und des Nutzens sehr ausgebildet, im Privatleben herrschte Prunk, in den Mahlzeiten Ueppigkeit. Alles dieses mufste die geistige Freiheit und mithin die Ausbildung der Kunst beschränken.

Hierdurch ist Einsicht und ein grofses Geschick in technischen Dingen keinesweges ausgeschlossen, wie sie denn schon in sehr früher Zeit den Aegyptiern und Griechen unbekannten Steinschnitt und hiermit die Kunst des Wölbens kannten, wie verschiedene Bauten, z. B. das Thor von Volterra und die Cloaca maxima in Rom beweisen. Obwohl uns von ihren Tempeln keine Ueberreste erhalten sind, erhellt doch aus der Beschreibung des Vitruv, dafs sie von den Vortheilen des Wölbens dabei keinen Gebrauch machten, sondern im Allgemeinen den Principien folgten, welche dem do-

Digitized by Google

rischen Tempel zum Grunde lagen. Wie anders und wie ungleich weniger schön dessenungeachtet ein solcher toskanischer Tempel war, macht der Vf. besonders aus dem Mangel der Säulen an den langen Seiten und der sehr weiten Stellung desselben an der Vorhalle, sehr deutlich. In den in dem Felsen ausgehauenen Grabmälern der Etrusker, welche uns erhalten sind, finden wir eine Nachahmung jener Tempel-Construction, sogar des hölzernen Gebälkes. Das sogenannte Grabmal der Horatier und Curiatier, bei Albano, sicher ein etruskisches Werk, zeigt eine willkürliche Zusammenhäufung unschöner und unbestimmter Formen.

In der Plastik waren die Etrusker sehr productiv, doch vorzugsweise in gebrannter Erde und in Bronze. Die Kostbarkeit des letzteren Materials ist Ursache, weshalb die Ueberreste darin so selten sind, wie der Vf. bemerkt. Dasselbe gilt von denen in gebrannter Erde, wegen der Zerbrechlichkeit derselben. Dafs sie auch in Stein gearbeitet, beweisen die zahlreichen Aschenkisten, doch gehören diese meist einer späteren Zeit und mit wenigen Ausnahmen einer rohen handwerksmäfsigen Kunst an.

Die ältesten Werke etruskischer Plastik, einige Arbeiten in gebrannter Erde in Neapel, wie manche geschnittene Steine haben eine grofse Verwandtschaft zu den altgriechischen Werken, in denen das Gewaltsame und Heftige vorwaltet. Ref. glaubt indefs wahrgenommen zu haben, dafs sie sich von jenen ohngeachtet eines grofsen technischen Geschicks in der Regel durch kürzere und gedrungenere Verhältnisse unterscheiden.

Hierauf unterzieht der Verf. die wenigen auf uns gekommenen bronzenen Sculpturen einer genaueren Kritik und gelangt zu dem Ergebnifs, dafs sich darin eine technisch sehr ausgebildete, verständige Richtung auf die gemeine Natur ausspricht, welcher es aber an dem höheren idealen Formensinn der Griechen und dem poetischen Schwunge der Phantasie fehlt.

Bei den Aschenkisten, deren Entstehung der Mehrzahl nach gegen das Ende der römischen Republik oder zu Anfang der Kaiserzeit fallen möchte, macht der Vf. mit Recht auf das eigenthümlich dramatische Element der Vorstellungen und die von der griechischen durchaus abweichende, malerische Anordnung nach der Tiefe aufmerksam.

Die Bedeutung der eingegrabenen Figuren auf den Metallspiegeln und den Schmuckkästchen für die Kunst der Etrusker hebt der Vf. zu wenig hervor. Sicherlich erscheint die Kunst dieses Volks nirgend so sehr zu ihrem Vortheil als in Arbeiten dieser Art, in denen man öfter eine Schönheit der Motive und der Linien wahrnimmt, welche griechischen Denkmalen nichts nachgiebt. Ja, insofern sich der etruskische Ursprung der berühmten *cista mystica* im Collegio Romano sicher nachweisen läfst, möchte kaum eine griechische Thonvase existiren, welche es in beiden obigen Beziehungen mit diesem Denkmale aufnehmen dürfte. Diese Vollkommenheit in der Zeichnung, so wie das auch hier vorkommende Princip der malerischen Anordnung sprechen ebenfalls dafür, dafs die Kunstanlage dieses Volkes von mehr malerischer als plastischer Natur g sen ist. Dasselbe scheinen dem Ref. auch die ei lichen Malereien in den Gräbern bei Tarquinii und zu bestätigen, worüber der Vf. etwas zu flüchtig wegeilt, denn auch hier machen sich lebendige und s Motive und schlanke Verhältnisse sehr vortheilhaft tend. Endlich hatte auch die Vasen-Malerei der E ker und deren Verhältnifs zu den Hervorbringungen selben Art in Grofsgriechenland eine kurze W gung verdient.

Jeder wird mit dem Vf. übereinstimmen, we am Schlusse sagt, dafs die Etrusker in der Kuns Griechen nachständen; nicht so unbedingt aber zuzugeben, dafs sie darin auch den Aegyptiern we müssen, denn wenn dieses auch in der Architekt in der Sculptur in kolossalen Verhältnissen der F so möchten sie schon in der Malerei, noch meh im Zeichnen und in Allem, was man unter Te begreift, an Kenntnifs und Geschmack den Aegy weit überlegen sein. Die darauf folgenden vergle den Bemerkungen der Kunst der Etrusker mit d Aegyptier und Perser zeugen wieder von der se Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe des Verfs

Das zweite Kapitel leitet die Kunstgeschich den Römern durch Betrachtungen über ihren Cha und ihre Sitte ein. Wiewohl in vielen Bezieh den Etruskern verwandt, stehen sie doch von Ans den Griechen, sowohl in der begeisterteren Vater liebe, als in dem Begriffe von der moralischen tung der Persönlichkeit, um etwas näher. Nu hier gleich der Unterschied ein, dafs das Vorbild nach der Grieche strebte, das Schöne (τὸ καλόν) welches der Römer zu erreichen suchte, das Sch (*honestum*) war. Hiermit war bei letzteren ein liebe für das Starke, ja Harte, eng verbunden, w sie z. B. an den Gladiatoren-Kämpfen so viel len finden liefs. Der den Römern mit den Gri gemeinsamen Liebe zum Staat stand die zu sein milie und zur Vermehrung des Besitzes als ein bedeutendes Element zur Seite. Daher bei ihn schärfste und vollständigste Ausbildung des Re griffs. Auch in anderen Beziehungen weist der durchhin verständig-praktische Richtung der nach, welche der Ausbildung des Schönheitssinne nesweges günstig war.

Sie waren sich des Mangels der Anlage zur mit stolzem Selbstgefühl bewufst, wofür der Vf treffend die bekannten Verse Virgil's über die B mung der Römer anführt. Ja, selbst *die Liebe* Künsten wurde lange als etwas Unziemendes be tet, so dafs noch Cicero es für nöthig findet, si gen den Verdacht der Kunstkennerschaft zu verw Und wie die Kunst aus Griechenland als ein Fre nach Rom eingewandert war, gelangte sie auch ihrer selbst willen, sondern nur als Dienerin der und des Luxus, zu einigem Ansehen. „Jene m Region des Lebens, in welcher die Kunst ihren hat, die Durchdringung geistiger und sinnlicher mente blieb den Römern stets ein fremdes Gebi

Digitized by Google

Dessenungeachtet ist die Rolle, welche die Römer der Kunst spielen, eine sehr bedeutende, indem sie als die Form der griechischen Kunst über ihr Weltreich verbreiteten, theils in derselben nach ihrem praktischen Sinne Modificationen machten, wodurch sie geeignet wurde, in vielen Theilen den Bedürfnissen und Anforderungen der Völker des Mittelalters zu entsprechen und zu ihnen überzugehen.

Letzteres bezieht sich vorzugsweise auf die Baukunst, deren Betrachtung das dritte Kapitel gewidmet ist. In dieser Kunst war ihre Wirkung am bedeutendsten, ihre Anlage vermöge der praktischen Richtung derselben am gröfsten. Doch auch hier ist es wieder der technische Theil, worin sie sich am meisten hervorthun. Jedes Material wird von ihnen mit grofsem Geschick behandelt, dem, was sie bei den Griechen gefunden, manches Neue hinzugefügt, die von den Etruskern überkommene Kunst zu wölben, sehr vervollkommnet. In ästhetischer Beziehung stehen sie dagegen den Griechen weit nach, und ihr Tempel mit einem offenen Portikus vor dem Eingange ist dem griechischen an Schönheit nicht zu vergleichen. Mit vieler Breite wird dieses im Einzelnen nachgewiesen, und die Sinnesweise beider Völker bezogen. Die dorische und ionische Ordnung sagten dem römischen Sinne nicht zu und die erste kam daher fast gar nicht, die andere nur selten zur Anwendung. Von der unschönen und rohen toskanischen Ordnung gingen sie sehr bald zur vollen Pracht der korinthischen Ordnung über, bis die zunehmende Prachtliebe sie auf die Erfindung des sogenannten römischen Kapitäls führte. Hiermit in Uebereinstimmung wurden auch alle Profile und Gliederungen schwerer und voller ausgebildet. Das Weglassen der Kanneluren, die Verwendung der Säulen als blofse Wandverzierungen, die Verkröpfung des Gebälks, die gröfsere Höhe des Daches und des Giebelfeldes, werden mit Recht als eben so viele Zeichen des für die Schönheit gröberen Sinnes der Römer angeführt. Dagegen hebt der Vf. den weitgedehnten Gebrauch der Wölbung als die wichtigste und fruchtbarste Neuerung hervor, welche die Baukunst den Römern verdankt. Das Urtheil über die von den Römern zu so hoher Meisterschaft ausgebildeten Bauten erscheint Ref. indefs zu hart und die Aeufserung, dafs die runde Gestalt ein dürftiges, mechanisches Wesen ausspricht, in welchem der Gegensatz, worin alles Leben beruht, sich nicht entwickelt hat, sophistisch, indem grade die darin herrschende Ruhe einen wunderbaren und erhebenden Eindruck macht. Daher kann auch Ref. dem Urtheil über die Anlage des Pantheon, welche dem Vf. kalt erscheint, den daraus gemachten Folgerungen nicht beipflichten. Sehr wahr aber ist die Bemerkung, dafs die Römer das Princip der Wölbung nicht zu einem vollkommenen System durchgängiger Gliederung des ganzen ausgebildet haben, sondern durch die Mischung der griechischen Säulenordnungen, welche den Architrav erheischen, in verschiedene constructive und ästhetische Uebelstände verfallen sind.

Hierauf kommt der Vf. auf die einzelnen Gattungen der römischen Gebäude. Was er über das Forum, die Basiliken, Triumphbögen, Ehrensäulen, Theater, Amphitheater, über die Thermen, Wohngebäude und Grabmäler sagt, dient eben so dazu, dem Laien eine deutliche Vorstellung aller dieser Bauwerke zu geben, als den schon damit Vertrauten durch neue Wahrnehmungen und feine Bemerkungen anzuziehen. So wird bei den Basiliken dargethan, dafs sie ursprünglich nicht von festen Wänden umschlossen gewesen, sondern aus freien Säulenhallen, oder Bogenstellungen bestanden haben, welche erst später zu der bekannten Form ausgebildet worden sind. Mit Recht werden die Amphitheater und die Thermen als besonders charakteristisch für die kolossalen Mittel, den grofsartigen Sinn und die unermefsliche Prachtliebe der Römer geltend gemacht.

Bei dem Ueberblick des historischen Ganges der Baukunst bei den Römern wird sehr richtig auf den Umstand aufmerksam gemacht, dafs, als bei ihnen die grofse Vorliebe für das Griechische entstand, sie dasselbe nicht mehr in der edlen und reinen Form der Zeit des Phidias, sondern in der dagegen schon sehr gesunkenen der Griechen ihrer Zeit überkamen. „Zur Zeit des Augustus erreichte die römische Baukunst ihr goldenes Zeitalter. Was Reichthum und Geschmack in den verschiedenen Aufgaben mit den gröfsten Mitteln hervorbringen können, wurde geleistet." Auf dieser Höhe erhielt sich dieselbe bis zur Zeit des Hadrian, unter welchem die Sucht, durch Kostbarkeit des Stoffes zu imponiren, immer mehr zunahm und auf eine Abnahme des Sinnes für die keusche Schönheit architektonischer Form deutet. Da die Epoche des Verfalls genau mit dem Entstehen der christlichen Architektur zusammenhängt, hat der Vf. es sich vorbehalten, im folgenden Bande davon zu handeln. Vortrefflich ist, was derselbe über den Unterschied der griechischen und römischen Architektur sagt. Wie in anderen Lebensverhältnissen war den Römern auch in der Architektur strenge Regelmäfsigkeit das erste Princip, während die Griechen jedes Einzelne nach dem Grundgedanken des Ganzen bestimmten und sich an keine andere Regel banden, als an die ihres lebendigen Gefühls für Schönheit. Da erstere aber mit jenem Princip griechische Anmuth verbinden wollten, so erschien dieser Schmuck immer als eine fremde Zuthat, während bei den Griechen Alles aus der einen Quelle jenes Gefühls flofs und daher ein in allen Theilen durchaus Harmonisches hervorbrachte. Dessenungeachtet wird der relative Werth der römischen Architektur mit feiner Einsicht gewürdigt, und bei einem Vergleich mit der ägyptischen Baukunst die höhere Stufe des geistigen Lebens nachgewiesen, worauf sie sich derselben gegenüber befindet.

Das vierte Kapitel über die Plastik der Römer wird mit der Behauptung eröffnet, dafs sie in dieser Kunst noch ungleich abhängiger von den Griechen gewesen, als in der Baukunst, und diese Behauptung auch im Verfolg durch historische Facta bewiesen. Griechen waren es, welche von sehr früher bis zur spätesten Zeit die Werke der Sculptur zu Rom ausführten. Auf wel-

Digitized by Google

cher Höhe indefs die Sculptur sich von Augustus bis Hadrian befand, dafür wird als Beispiel die berühmte Statue des Nil im Vatikan angeführt. Auch ist der Vf. geneigt, die Diana mit der Hindin im pariser Museum für ein Werk dieser Zeit zu halten, eine Ansicht, wofür sich auch schon Referent früher erklärt hat.

Die Wahrnehmung, dafs sich in der Sculptur zu Rom in vielen Fällen Eigenthümlichkeiten ausgebildet haben, welche dem römischen Geiste und Einflusse zuzuschreiben sind, führt den Vf. zunächst auf die Portraitbildungen. Diese spielten bei den Römern eine grofse Rolle, wie es indefs schon bei den Wachsbildern ihrer Ahnen, welche die Patrizier in ihren Vorhöfen aufstellten, ohne Zweifel mehr um die Aehnlichkeit als um die Kunst zu thun war, so blieb auch zur Zeit, als die griechische Kunst schon in Rom eingewandert war, in den Portraits in allen Theilen im Gegensatz der Griechen eine naturalistische, in allen Theilen auf treue Nachahmung der Natur ausgehende Richtung vorwaltend. Als eine einzelne Ausnahme, das Portrait nach Art der Griechen zu idealisiren, wird mit Recht der Antinous angeführt.

Zunächst macht sich die römische Eigenthümlichkeit in der Art der Reliefs geltend, in deren gedrängter Anordnung griechische und etruskische Elemente auf keine glückliche Weise verbunden sind. Bei Reliefs, wie die am Triumphbogen des Titus, findet dieses auf eine gemäfsigte Weise, an der Trajanssäule schon auffallender, bei den meisten Sarkophag-Sculpturen aber auf eine sehr störende Art statt. Ungeachtet der geringen Arbeit an der Mehrzahl der letzten, machen sie sich doch durch die Vorstellungen, welche häufig schöne Anspielungen auf den Tod enthalten, geltend.

Verhältnifsmäfsig Schöneres wurde in Münzen und geschnittenen Steinen geleistet, wie so viele Denkmale, vor allen die sogenannte *gemma augustea* im Kaiserlichen Antiken-Kabinet zu Wien beweisen.

Dafs die Sculptur sich von Augustus bis Trajan ungefähr auf gleicher Höhe erhielt, wie der Vf. meint, ist auch die Ansicht des Ref. Unter Hadrian bekam dieselbe einen neuen, eklektischen Charakter von äufserer Eleganz und grofsem technischen Geschick, der indefs, indem er das Stylgefühl abtödtete, nach des Vf.'s richtiger Bemerkung nur dazu diente, die Abnahme der Sculptur zu befördern, welche aber erst unter Septimius Severus in eigentlichen Verfall ausartete.

Auch in der Malerei, welcher das fünfte und letzte Kapitel gewidmet ist, waren die Römer die Nachfolger der Griechen, doch scheint diese Kunst ihrem Naturell mehr zugesagt, jedenfalls in besserem Ansehen gestanden zu haben, da sie vielfach von Römern selbst geübt worden ist. Auch hier war das Portrait beders beliebt. Für andere Gegenstände scheint die W Malerei in der zierlichen, dekorativen Weise der reien zu Pompeji mehr im Gebrauch gewesen zu als die Malerei auf Tafeln, welches für eine höhere ernstere Ausbildung, wie der Vf. richtig bemerkt, nachtheilig sein konnte. Der Charakter jener dek tiven Malereien wird indefs sehr gut gewürdigt. nachtheiligen Schlüsse, welchen der Vf. daraus au Malerei der Alten überhaupt zieht, kann indefs nicht unbedingt beipflichten, obwohl er darin mit einverstanden ist, dafs die Alten die Malerei nic in dem dieser Kunst eigenthümlichen Geist ausge haben, als dieses von den Neueren geschehen ist

Eine Schlufs-Betrachtung enthält noch sehr reiche Bemerkungen über die welthistorische Bede der Kunst bei den Römern, von denen Ref. nur di herausheben will, dafs hier zum erstenmale dei eintrat, dafs die Kunst nicht wie bei den frühere kern wie ein unbewufst entstandenes Erzeugni Bodens erschien, sondern gleich anfangs als ein stige Ueberlieferung auftrat. Durch dieses Losr von dem Boden der Nationalität wurde sie ers freien und bewufsten Aufgabe der Menschheit. „ aber auch für die Kunst diese Selbstständigke zweideutiger Vortheil ist, so ist sie für die M heit im Ganzen ein entschiedener Gewinn. Al stigen Functionen lösten sich dadurch von ein und schieden die fremden Elemente aus, mit sie bisher gemischt waren. Indem die Kunst sich selbstständig ausbildete, zog sie die sinnliche standtheile an sich, welche bisher auch die Rel und die Wissenschaft getrübt hatten; das geistige ben trat in diesen drei Formen vollständig hervo stellte sich dem Naturleben entgegen."

Mit Verlangen sieht Ref. der Fortsetzung Werkes entgegen, welche uns in die Kunst de telalters ohne Zweifel mit demselben Geist und selben Verständnifs einführen wird, als solches ersten Bänden für die Kunst der vorchristlich ker der Fall ist. Damit aber dasselbe auch chen Orten Eingang finden und mit Erfolg werden kann, denen es an Kunstwerken, wie an werken darüber fehlt, wäre es dringend wünsc werth, dafs vermittelst einer der Vervielfältig weisen, deren unsere Zeit so manche darbietet Heft von Abbildungen dazu gegeben würde, w Treue mit Wohlfeilheit verbände.

Prof. G. F. Waage

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1843. 1844

Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.

1843.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

I.

dbuch des englischen Strafrechts und Straf-rfahrens von Henry J. Stephen, Serjeant law. Aus dem Englischen übersetzt, ver-llständigt und erklärt von Ernst Mühry, nigl. Hannöv. Justizrathe. Göttingen, 1843.; *Vandenhoeck und Ruprecht.*

gland ist vor allen andern europäischen Staaten and des Gewohnheitsrechts. Seine älteste Rechts-, welche aber noch jetzt fortwährend lebendig ist, das common law genannt. Dies beruht theils auf Rechtsgewohnheiten und Einrichtungen der Ge-verfassung, deren Quelle gröfstentheils unbekannt theils auf den Entscheidungen der Gerichte in en Fällen. Jene sind in den Rechtsbüchern des und 13ten Jahrhunderts z. B. in Glanvilla und n, verzeichnet: von dieser fangen die geordne-mmlungen erst im 14ten Jahrhundert an, obwohl on bei Bracton als Autoritäten benutzt werden. hen Sammlungen sind bis auf die neueste Zeit er Anzahl erschienen, und neben ihnen hat die äät einzelner Schriftsteller, welche sich aber auf ihre Erfahrungen in Hinsicht der gerichtli-ntscheidungen gründet, als Quelle des common atz erhalten. Die Grundsätze, nach welchen ntscheidungen ein anerkanntes Recht zu bilden t sind, stehen aber keinesweges fest, wie sich *ackstone's* Commentarien (Einleitung Abschn. 3) *ick* Vorrede zu dem zweiten Band der Ueber-; von Blackstone ergiebt. Es würde gewifs von se sein, wenn jemand über diesen Gegenstand usammenstellung aus den Schriften der engli-*raktiker* machte, und damit eine Relation über ndsätze, welche darin die hohen Gerichtshöfe n, so wie über die Ansichten jetzt lebender aus-neter Rechtsgelehrten verbände.

Die zweite Rechtsquelle für England, das sogenannte statute law, beruht auf den Parlaments-Statuten, welche im 13ten Jahrhundert ihren Anfang nehmen, und nach und nach bis auf die neuere Zeit immer reichlicher geworden sind. Sie geben fast immer nur Stückwerk, indem sie einzelne declarirende, ergänzende oder derogirende Bestimmungen in Bezug auf das common law oder frühere Statuten enthalten.

Dafs diese beiden Rechtsquellen, deren Umfang, in Büchern enthalten, mehr als zweihundert Bände beträgt, unbequem und unsicher zu handhaben sind, ist nicht zu bezweifeln: doch kommt dabei zu Statten, dafs vieles davon allmählig in Vergessenheit gekommen ist und daher füglich ignorirt werden kann. Dennoch ist die Masse des zu Berücksichtigenden noch so übermäfsig grofs, dafs man in der neueren Zeit angefangen hat, für mehrere Gegenstände auf Zusammenfassung des Vorhandenen zu denken. Namentlich ist durch eine Königliche Verfügung v. 23. Juli 1833 (abgedruckt in dem Vorwort des Uebersetzers der vorliegenden Schrift) eine Commission beauftragt worden, die auf Verbrechen und deren Untersuchung und Bestrafung sich beziehenden Verfügungen der Parlaments-Statuten in *ein* Statut, desgleichen die über denselben Gegenstand vorhandenen Bestimmungen des common law in ein anderes Statut zu redigiren und zu berichten, ob es zweckmäfsig sei, beides in *einem* Statut zu vereinigen. Von dieser Commission sind demnächst in den Jahren 1834—1841 mehrere Berichte erschienen und gedruckt worden; auch in Folge der Berichte beschlossen worden, dafs beide Rechtsquellen in *ein* Statut zusammengearbeitet, nicht minder die sich als nöthig ergebenden Veränderungen und genaueren Bestimmungen aufgenommen werden sollen. Indefs haben wir in diesem Jahre (1844), in den Zeitungen gelesen, dafs Lord Brougham eine Bill über die Codification der englischen Strafgesetze im Ober-

Digitized by Google

hause eingebracht hat, welche am 13ten Mai die zweite Lesung erhielt, dem Vernehmen nach aber erst in der nächsten Parlaments-Sitzung zur endlichen Erörterung gebracht werden wird. Ob dieser Antrag des Lord Brougham nur die Erledigung der älteren vorbereiteten Maafsregel betrifft oder einen neuen ähnlichen Vorschlag enthält, ergeben die Zeitungsberichte nicht deutlich.

Unter diesen Umständen, wo in England allgemein das Bedürfnifs gefühlt wird, aus dem Chaos der Rechtsquellen das wirklich Gültige zusammengefafst zu sehen, ist es natürlich, dafs Rechtsgelehrte den Versuch einer solchen Zusammenstellung machen und das in einer Uebersetzung vorliegende Werk von Stephen ist eine solche Arbeit, vielleicht die erste vollständigere und unbefangene dieser Art. Die erste Abtheilung betrifft die Verbrechen und ihre Strafen; die zweite das Strafverfahren. Ueberall sind die Stellen der Statuten, der Reports und der Schriftsteller mit genauen Citaten gegeben, so dafs man das Material in seiner ächten Gestalt überliefert erhält, ohne die Beimischung individueller Ansichten, welche eine durchgreifende Verarbeitung nothwendig mit sich führt. Der Uebersetzer hat sich also jedenfalls ein grofses Verdienst erworben, indem er durch eine sorgfältige Uebertragung, welche zugleich die englischen Kunstausdrücke in Parenthesen enthält, dieses Werk für Deutschland zugänglicher gemacht hat. Aufserdem hat er die Bestimmungen der neueren Parlaments-Statuten nachgetragen, welche seit 1834 erschienen sind: ferner werden in den Anmerkungen, welche sämmtlich von dem Uebersetzer herrühren, die im Text vorkommenden englischen Einrichtungen und Kunstausdrücke kurz erklärt, grofsentheils mit Hinweisung auf geachtete Schriftsteller. Wo derselbe Kunstausdruck wiederholt vorkommt, ist auf die frühere Erklärung verwiesen, und das Register erstreckt sich sehr zweckmäfsig ebenfalls auf die wichtigsten in den Noten gegebenen Erläuterungen.

Endlich hat der Uebersetzer einen Anhang hinzugefügt, dessen Abth. I. (Beitrag zur Kenntnifs des Strafverfahrens) und II. (Von Gefängnissen und Strafanstalten) seine eignen im Jahr 1841 gemachten Beobachtungen des Verfahrens in Strafsachen und der Einrichtung der Gefängnisse mittheilen und hierdurch einen willkommenen Beitrag zu der Kenntnifs des englischen Strafverfahrens liefern. Wir haben zwar von Deuts die Schilderungen eines Ungenannten in *Klein's* Ar des Criminalrechts Bd. II. St. 2. 3. und von *Rüttin* unter den Franzosen die von *Cottu* und *Rey*, aber Darstellung des Uebersetzers ist so klar und über lich, dabei so unpartheiisch, dafs gewifs jeder si Interesse lesen wird, welcher nicht in einer vorge ten Ansicht befangen ist.

Aus diesen Gründen können wir nicht umhin, Hauptwerk selbst für eine sehr verdienstliche A und die Thätigkeit des Uebersetzers dabei für höchst dankenswerthe Leistung anzuerkennen.

Dr. Bienet

II.

Psychologische Studien über Staat und Kirche von *Caspar Bluntschli. Zürich und Frauenfeld,*

Diese Schrift wird von ihrem Verfasser als Erzeugnis *neuen Wissenschaft* erklärt, wodurch die Nebel, die uns be hier in Deutschland die Sonne der Wahrheit verfinstern, als durch einen diesmal aus der Schweiz wehenden „ schneidenden Morgenwind" plötzlich werden zerstreut wer ist wie immer ein überlegenes Individuum, von dem scheidung kommt, das Wort, das den geistigen Mittelp Wissenschaft feststellt und dadurch die Wissenschaft Religion und dem Leben versöhnt. „Dieses Individuum ist Rohmer." Die Wissenschaft mufs von der Erkenntnifs schen ausgehen, weil der Mensch das höchste Pro Schöpfung ist; sie mufs ferner hervorgehen aus dem wufstsein eines Individuums, das durch die Klarheit ständigkeit seines Organismus dazu befähigt und bestim sich desselben bewufst zu werden. Dieses Individuum derum Friedr. Rohmer. Die neue Wissenschaft ist ein Pro lebendigen Selbsterkenntnifs ihres Urhebers, ein Bild sein Darum kommt ihr das Prädicat eines organischen Werks und Leben in weit vollständigerer Weise zu, als irgendein rigen Wissenschaft. Dies ist die Wissenschaft Friedr. Ro

Der Verf. fügt eine Bemerkung hinzu, worin ihm wa lich Viele, die in anderen Puncten weniger condescend mögen, beistimmen werden, dafs nämlich jener eigen organische Charakter die Erfassung und Annahme d Wissenschaft erschwert. Sie wird, sagt er, „erlebt" wer sen. Das Erleben in einem vulgären Sinn, nämlich zu wo es mit dem Individuum sammt der in dasselbe verw Wissenschaft hinauswill, werden die Meisten sich noch halten. Neuere Reisende erzählen von einer religiösen Rufsland, deren vornehmster Glaubensartikel darin beste Christus fort und fort als Mensch auf der Erde wandle, ihr sichtbares Haupt stets unter den Gläubigen bei, die nach dem Tod des bisherigen den folgenden Christus in

Digitized by Google

ihrigen erkennen. Wer geneigt ist, verwandte Erscheinun-
zu combiniren, dem könnte wohl der ängstliche Zweifel auf-
en, ob die Scheidewand, welche den Glauben an jene Mensch
rdene Wissenschaft von diesem Sectenwahne trennt, stark ge-
ein möchte, um nicht gelegentlich niederzufallen, und die bei-
arteien in einen Krieg um den wahren Herrn zu verwickeln.
der Verfasser, ein durch vorzügliche Leistungen im rö-
en und deutschen Recht bekannter Schriftsteller, und eine
sche Celebrität seines Vaterlands, bescheidet sich, als
er Friedrich Rohmer's aus dessen organischer Erkennt-
les Menschen die organische Erkenntnifs des Staats gewon-
n haben. Er gewann sie dadurch, dafs er, wie ordinäre
rte Bücher und Handschriften in die Einsamkeit mitneh-
so im Jahr 1843 für einen mehrmonatlichen Landaufenthalt
em genannten Individuum sich versah. So gelang es ihm,
en XVI Grundkräften des menschlichen Organismus, wie
r. Rohmer sie erkannt und in ihren Verhältnissen festgestellt
die XVI Grundorgane des Staatskörpers herzuleiten. Die
e von den sieben Abhandlungen, aus denen das vorliegende
besteht (1. L'état c'est l'homme, drei Briefe an einen jun-
aatsmann; 2. Natur und Verhältnifs von Staat und Kirche;
chen- und Staatsmänner; 4. Mohammed und sein Reich;
gesetzgebende Körper und die Staatsgewalten; 6. die 16
organe des Staatskörpers; 7. die Staatsformen) enthält jene
ckung, und damit, wie der Verf. erklärt, die Elemente einer
ologischen Staatslehre, von der er im Schlufswort sagt, sie
nunmehr der abstracten Staatstheorie gegenüber; sie ruhe
herem Grunde, da sie sich den Menschen zum Vorbilde
, welchen Gott sich zum Bilde erschaffen, und sie werde
n und gedeihen zu einem grofsen Baum, an dessen Früch-
Nachkommen sich erlaben werden.

wird daher vornehmlich darauf ankommen, den Lesern,
Kenntnifs der organischen Staatslehre erhalten wollen,
se Elemente derselben zu referiren. Dieses Referiren,
Bisherige sich darauf beschränkt, wird möglichst
zu verstehen sein. Des kritischen Urtheils mag man
n erste gern enthalten, wenn man erwägt, dafs es
eine ganz neue Wissenschaft handelt, bei der vorauszu-
ist, dafs Wenige im Stand sind, sie zu beurtheilen. Ueber-
ebt es Dinge, die am Besten für sich selbst sprechen.

der vorhergehenden fünften Abhandlung scheidet der Verf.
aatsorganismus im Ganzen, den der gesetzgebende Körper
t, und die einzelnen Staatsgewalten. Dieser sind vier:
Regiment, die oberste und höchste Gewalt, entsprechend
ssern Kopf im menschlichen Organismus mit seinen männ-
Geisteskräften; 2) das Gericht, entsprechend dem *innern*
mit seinen männlichen Gemüthskräften; 3) die Staatscultur,
chend dem *innern Kopf* mit seinen weiblichen Geistes-
; 4) die Staatswirthschaft, entsprechend dem *äufsern Leib*
nen weiblichen Gemüthskräften. Diese vier Gewalten bil-
e vier Kapitel der sechsten Abhandlung.

er Schlüssel zu dem Ganzen wird durch folgende Einlei-
gegeben:

Gliederung des Staatskörpers ist der Gliederung des menschlichen Körpers, wie dieselbe aus Gott hervorging, als solche vollständig und vollkommen, nachgebildet. Instinctmäfsig haben die Völker, klarer einzelne grofse Staatsmänner, diese Nachbildung versucht und gefördert. Der endlich durch die Selbsterkenntnifs Eines Mannes frei gewordenen Wissenschaft bleibt es vorbehalten, dieser Nachbildung ganz bewufst zu werden, und dadurch den wahren Staat vorzubereiten."

Wie der menschliche Körper der äufsere Mensch ist, das ihn bewohnende Individuum der innere, so ist auch jedes Glied nicht blofs ein leibliches, äufserliches, sondern beherbergt auch eine Seele. Nun ist der äufsere Kopf der Sitz der männlichen Geisteskräfte, und zwar vor allem des Verstandes, der aus den Augen, und der Sprache, die aus dem Munde spricht, jener dieser untergeordnet (eigentlich sollte man, sofern der Körper nicht auf den Kopf gestellt wird, das Gegentheil erwarten). Dazu kommen noch das Gedächtnifs beim Ohr, der Geruch in der Nase — daher giebt man den Knaben Ohrfeigen, um etwas ihrem Gedächtnifs einzuprägen, und etwas ähnliches nimmt man mit sich selbst vor, um diesen Zweck auszudrücken, nur dafs man sich hinter die Ohren nicht schlägt, sondern nur schreibt. In dem Staat finden wir als äufseren Kopf das Regiment, als Verstand den Rath, als Sprache den Herrscher. Wie die Sprache die Einheit und Spitze des menschlichen Geistes ist, so der Herrscher die des Staats, nicht blofs des Regiments. Aus dieser Analogie mit der Sprache wird die Souveränität, die Nothwendigkeit Eines Herrschers, die Einheit und Fülle aller Gewalt im Herrscher, aber auch das Recht der übrigen Organe des Staatskörpers gegenüber dem Herrscher, die mit dem Recht verbundene Pflicht des Herrschers gefolgert, — wobei indessen nicht ganz klar wird, wie diese Dinge alle gerade aus der speciellen Gleichstellung mit der *Sprache* folgen sollen, da man vielleicht auch auf anderem Wege mit derselben Sicherheit zu denselben Resultaten gelangen kann. Wie zur Sprache das Wort, so verhält sich zum Herrscher das Gebot, daher gebührt ihm die Promulgation der Gesetze, und das Recht Edicte zu erlassen. Wie der Verstand der Sprache, so ist der Rath (Senat, Staatsrath, nicht etwa das Parlament, der gesetzgebende Körper) dem Herrscher untergeordnet. „In der Regel wird die Sprache aussprechen, was der „Verstand ihr angerathen hat, aber nicht immer. So wird der „Regel nach der Herrscher seinen Entscheid durch das Gutach-„ten des Raths bestimmen lassen, aber nicht immer." Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man darin Humor finden wollte. Auch hier führt ihn die neue Wissenschaft zu einem wichtigen Resultat, welches nicht weniger schon Andern eingeleuchtet hat: „es ist somit im Interesse der Gesundheit des Staats in allen „Verfassungen darauf ein Hauptaugenmerk zu richten, dafs die „Mitglieder des Rathes geistig und charaktermäfsig fähig seien, „frei zu prüfen und entschlossen zu rathen, auch auf die Ge-„fahr hin, dem Herrscher zu mifsfallen."

Nun fehlt noch das Gedächtnifs und der Geruch, Ohr und Nase. Das sind die Ministerien, das des Innern das Ohr, das des Aeufseren die Nase; darum sagt das Volk: die Diplomaten bedürften einer feinen Nase. Für das Ministerium hat der Verf. keine solche Bestätigung angeführt,

Digitized by Google

jenes führt er nicht weiter aus, welche Anwendung von Adler- und Stumpf-, kurzen und langen Nasen für die Bildung des Ministeriums zu machen wäre Nur dies folgert er, dafs das Ministerium des Aeufsern dem Herrscher *näher* stehe, als das andere, ja auch als der Rath (das Auge). Die weitere Folgerung, dafs die Ministerien vom Herrscher genöthigt werden können, anders zu handeln, als ihre Einsicht es vorschreibt, möchte weniger einleuchtend sein.

Die männlichen Gemüthskräfte im Innern des Leibes sind im Staatskörper die Gerichte. Die Rechtsverletzung erregt in dem Mann einen inneren Schmerz und das Verlangen nach Wiederherstellung des Rechts. Dieser Schmerz ist der kleine bei Verletzung der Privatrechte, der grofse Schmerz bei Verbrechen. Dort wird das Herz des Mannes, oder wie es die Psychologie (d. h. die neue Wissenschaft) nennt, die Noblesse getroffen, hier die Eingeweide, oder, in der „psychologischen" Sprache, der Nabel. Damit haben wir ganz einfach den Begriff der Privatrechtspflege und Staatsrechtspflege, jene beruht auf der *Noblesse*, diese auf dem *Nabel* des Staatskörpers. Diese Begriffsbestimmung und der verheifsene wissenschaftliche Nutzen derselben wird „den gelehrten Juristen etwas schwer zu Kopfe „gehen, weil der jetzige Zustand der Rechtswissenschaft, ganz „vorzüglich aber die Rücksicht auf die römische Jurisprudenz, „dieselben fortwährend auf sehr kalte, geistige Combination, in „der That auf ein Rechnen mit Begriffen und Formen hinweist, „und leider die lebendige Beziehung des Gerichts zum Volk Vie„len aus den Augen gerückt worden ist."

Nun sind aber Noblesse und Nabel nicht die einzigen Gemüthskräfte des inneren Leibes, und daher auch Privat- und Strafrechtspflege nicht die einzigen Organe des Gerichts. Es kommen noch hinzu die active Sinnlichkeit und der Geschlechtssinn, und damit die Vormundschaftspflege und die Völkerrechtspflege. Zur letzteren gehört der Krieg, zur ersten die gesammte Polizei. Die Polizei ist eine gemüthliche Function, keine geistige, es ist eine falsche Auffassung, sie zum Regiment zu rechnen; diesem Umstand schreibt es der Verf. zu, dafs sie sich zu sehr von dem Princip der Moral abgelöst hat.

Zu diesen männlichen Geistes- und Gemüthskräften gesellen sich die weiblichen des Staats. Die weiblichen Gemüthskräfte bilden die Staatswirthschaft, es sind die Kräfte des äufseren Leibes: die passive Sinnlichkeit, der Fiscus — die Extremitäten, öffentliche Arbeiten — dann die Gefühlskraft der äufseren Geschlechtstheile (von der „Psychologie" Sentimentalität genannt), Dorfgemeinden — die Brust, Stadtgemeinden Auch an diese Analogien werden Folgerungen geknüpft — bis herab auf die Reinlichkeit auf den Strafsen und Plätzen der Stadt gegenüber dem Dorf. Dagegen den weiblich-geistigen Organen des inneren Kopfs entspricht die Staatscultur, dem inneren Auge die Schule, der im Hintergrund des Mundes wohnenden Phantasie der Cultus, der im Hintergrund des Nasenwirbels arbeitenden Combination der öffentliche Verkehr, dem Gehör die öffentlichen Anstalten (Theater u. s. f.).

So einfach und leicht ist die wahre Staatslehre. Wie beschämend für den Menschen, dafs er Jahrtausende gebraucht hat, dies inne zu werden.

Der Leser ist schon oben benachrichtigt worden, dafs er eine Kritik dieser „organischen Staatslehre" für jetzt nicht zu erwarten hat. Davon soll nur in Beziehung auf die Neuheitsfrage eine Ausnahme gemacht werden.

Analogien unter den verschiedenen Organismen, welche in und mit einander die Welt erfüllen und bilden, sind von jeher gesucht, gefunden, und auf mehr oder weniger fruchtbare Weise als Mittel der Erkenntnifs und Darstellung gebraucht worden. Vor allem ist es die Sprache selbst, die sich ungesucht auf diesem Felde bewegt.

Es ist weder etwas besonderes noch etwas neues, namentlich die Natur des Menschenleibes und der Menschenseele zur Beleuchtung des Staatsorganismus herbeizuziehen. Wir müssen es sogar den natürlichsten Weg, sich aufzuklären, nennen, es ist aber auch die Kindheit der Wissenschaft, die zunächst auf diesem Weg in das Innere der Sache einzudringen sucht. Man kann täglich die Erfahrung machen, wie sinnige, aber wissenschaftlich wenig gebildete Menschen sich durch dieses Umherfühlen im Dunkeln zu orientiren suchen, und dann wohl dieses Tasten Forschen, diese Allegorien und Gleichnisse mit Einsichten Begriffen verwechseln.

Das Besondere aber ist, dafs wir es hier nicht mit ei kindlichen Naturalisten zu thun haben, sondern mit einem M dem eine wissenschaftliche Schule nicht abzusprechen ist, der also mit Bewufstsein den Weg nicht blofs der von ihm a ungesehenen deutschen Philosophen, sondern der angesehen Lehrer aller Völker und Zeiten verläfst, um mittelst jener u lichen Anschauungen ein System aufzubauen, welches die w Wissenschaft sein soll, das aber grofsentheils — das gewö che Schicksal bewufster Wiederbringung kindlicher Vorste gen — vielmehr den Namen der Abgeschmacktheit verdient

Die Eigenschaft der Neuheit dagegen wird der organi Staatslehre des Verf.'s, im Princip wenigstens, nicht zugest werden können, so gern man auch dem Patriotismus des diese Genugthuung gönnen möchte. Der Staat des Verf.'s seinen Augen, Nasen, Ohren u. s. f. ist im Princip confor der physiologischen Wissenschaft eines bekannten Rechts thumsforschers, nur dafs uns diesmal das System keinen gus, sondern nur den Nabel und die Noblesse, den grofse den kleinen Schmerz, das Herz und die Eingeweide, al Grundlage des Civil- und Criminalprocesses gebracht hat. könnte einzelne Stellen aus den Schriften beider Gelehrte Rathen des Autors aufgeben, und sicher sein, den Gefragten, er nicht etwa durch zufällige Nebenumstände geleitet wür Verlegenheit zu bringen. So könnte z. B. folgende Stell Beiden geschrieben sein: „Das leiblich mächtig sein liegt i „sedere, welches ein Act des Leibes ist, dem die Füfse d „eben so wie das Greifen ein Act des Geistes durch die h „Hiermit ist aber die ganze Natur des Gegensatzes von „und Eigenthum physiologisch ausgesprochen. — Es erklä „daraus auch, warum der Inhalt des Eigenthums körperli „des Besitzes unkörperlich ist; denn der Geist beherrsc „Körper und dieser selbst dient ihm (daher die Hand hol „Körper selbst aber beherrscht als solcher nichts weiter „er in der Wesenheit der Dinge das Letzte ist, daher d „siologische instrumentum sedendi et possidendi convex

Wir andern Büchergelehrten haben freilich für die V schaft des Naturdienstes wenig Empfänglichkeit, und un gabter Landsmann würde in unsern Augen durch Ablegu Isispriestergewands nicht verlieren. Der Verf. dagegen a Sache mit andern Augen ansehen, und ihm hätte es, scheint, wohl geziemt, seinen Vorgänger, der ihm unmög bekannt geblieben sein kann, zu nennen.

Zum Schlufs mag noch eine Frage an den Verf. a Erinnerung an den Leser Platz finden. Die Frage: wa die Natur den Geist beherrschen, wenn insonderheit der n liche Körper mit seinen Kräften, das Gesetz für den Sta per abgeben soll, giebt es für diese Nachbildung eine Grän nicht? Und wenn es eine Grünze geben sollte, über die die Functionen des menschlichen Körpers keine politisch setze mehr sind (was man denn doch im Interesse des g Verstandes annehmen möchte), welches ist sie und ist s etwa von der Beschaffenheit, dafs in ihr wieder die Pl der herkömmlichen Wissenschaft auf den Thron gesetzt deren Regierungsende so stolz verkündigt worden war! Möglichkeit einer befriedigenden Antwort wird es abhä das neue Gebäude den Namen eines Systems (dessen V noch dahin gestellt) oder einer Täuschung, oder eines p schen Spiels tragen mag. Die Erinnerung an den L möge das Gleichnifs von dem wohlhabenden Mann mit d sel, den er für den unschätzbaren Diamant hielt, nicht sen. Und wenn auch unter den sonstigen Besitzthümer Wunderlichkeiten sich finden sollten z. B. S. 100, daf Cäsar am gebrochenen Herzen starb, so wäre es doch T das Nützliche zu verschmähen, weil es die Laune des in ähnlicher Verbindung mit werthlosem Plunder gebracht h herbeizuziehen, auf diese die Decke der neuen Wiss durchbrechenden Blitze des gesunden Verstandes würd einem zweiten Artikel vorbehalten werden dürfen, des gabe wäre, die Bestandtheile der Schrift, auf die ihr V gröfsten Werth legt, bescheiden zu ignoriren.

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

III.

dravidschaja. Eine Episode des Mahâbhârata herausgegeben von Adolf Holtzmann. Karlsuhe, 1841.; *bei Georg Holtzmann.*

Diese Episode, welche dem Udyogaparvan des âbhârata entnommen ist, behandelt eine der bekesten Mythen vom Indra, nämlich seinen Kampf em Vrittra und die sich daran anschliefsenden ände, worauf in den epischen Gedichten häufig spielt wird. Die Art des Kampfes und der Tod Vrittra werden verschiedentlich erzählt, und nalich findet sich ein von dem unsrigen in vielen en abweichender Bericht im Vanaparvan von bis 8736. Uns hier tiefer in eine Erklärung des s einzulassen, ist nicht am Orte, nur so viel e zu sagen, dafs Indras hier offenbar als Gott des lichtes auftritt, der mit dem Vrittra, der Finsterörtlich der Umhüller, Verdunkler), kämpft und ihn t. An diese physische Grundlage des Mythos sind ier noch andre Sagen angereiht und wir wollen einen kurzen Ueberblick über das Ganze geben. dras, der Fürst der dreizehn Götter, hat den es Prag'âpati Tvaschtri getödtet, weshalb dien Vrittra zur Vernichtung des Indra erzeugt. und Vrittra kämpfen nun miteinander, und der ergreift jenen und verschlingt ihn. Da begin- Götter zu fürchten und erschaffen die G'rimas Gähnen); Vrittra öffnet nun den Mund und ntschlüpft wieder. Nun beginnt der Kampf von bis endlich Indra flieht. Die Götter gehen zum Vischnu, um sich Raths von ihm zu erdem folgend sie mit dem Vrittra Frieden schlieter der Bedingung, dafs er weder durch Nasch durch Trocknes, weder durch Stein noch eder mit Schwerdt noch Speer, weder bei Tage ei Nacht getödtet werden dürfe.

Von nun an sinnt der immer noch für sein Reich fürchtende Indra, wie er den Vrittra mit List tödte und findet endlich die günstige Gelegenheit. Er findet denselben nämlich einst in der Dämmrung an der Meeresküste, sieht bergähnlichen Schaum auf den Wellen, und denkt der ist weder nafs noch trocken. Darauf schleudert er denselben mit dem Donnerkeil auf den Vrittra herab, und in diesem Augenblick hüllt sich Vischnu, der ihm seine Hülfe versprochen hat, in den Schaum und tödtet den Vrittra. Aber Indra empfindet nun Reue, dafs er einen Brahmanen getödtet und verbirgt sich am äufsersten Ende der Welt, und die Folge ist, das alles verdorrt und vergeht. Da beschliefsen die Götter den Nahuschas zu ihrem König zu wählen, der es zwar zuerst ablehnt, aber auf dringenderes Ansuchen annimmt. Er herrscht auch gerecht bis zu dem Augenblick, wo er die Gattin des Indra erblickt und ihrer begehrt. Die Göttin sucht Zuflucht bei dem Vrihaspati, der sie ihr auch gewährt; als das aber Nah. hört, wird er zornig und die Götter gehen um ihn zu besänftigen zum Vrihaspati. Darauf kommt Çak'î, die Gemahlin des Indra, zum Nahuscha und bittet ihn nach dem Rathe des Vrih. ihr noch eine Frist zu vergönnen, in der sie Nachrichten über den Indra einziehen könne. Diese gewährt Nahuscha und Çak'î kehrt zum Vrih. zurück. Die Götter aber gehen zum Vischnu und bitten ihn den Indra wieder herbeizuholen, das verspricht der Gott, aber mit der Bedingung, dafs Indra ihm seine Verehrung durch ein Rofsopfer beweise. Sie gehn nun zum Aufenthalt des Indra, worauf das Rofsopfer gegeschieht und Indra's Schuld auf Bäume, Flüsse, Berge u. s. w. übertragen wird. Aber Indra vermag nicht den Nahuscha zu vertreiben und verschwindet darum wieder. Da beginnt Çak'î zu klagen und fleht zur weissagenden Nacht ihr Indra's Aufenthalt zu zeigen. Diese naht und führt sie zu einem Teiche, wo Indra

Digitized by Google

in ganz verschrumpfter Gestalt im Stengel einer Lotosblume sitzt. Çak'î bittet nun ihren Gatten zurückzukehren, der aber sagt, dafs dazu noch nicht Zeit sei, sie solle zum Nahuscha gehn und ihn bitten auf einem von Rischi's gezogenen Wagen zu ihr zu kommen. Nahuscha erfüllt auch ihre Bitte und Çak'î fordert nun den Vrihaspati auf ihren Gatten zu suchen, denn es sei nur noch kurze Zeit von der Frist übrig. Vrihaspati wendet sich an den Agnis, dieser durchsucht auch die ganze Erde, nur ins Wasser kann er als Gott des Feuers nicht kommen, aber Vrihaspati sagt ihm er solle es getrost betreten, denn er werde ihn durch seine Hymnen stärken. Nun findet Agnis den Indra ebenfalls im Stengel der Lotosblume, drauf kommt auch Vrihaspati, der des Götterkönigs Heldenthaten preis't, worauf dessen winzige Gestalt mehr und mehr wächst und ihre frühere Gröfse erhält. Nun erscheinen auch andre Götter und zuletzt der weise Agastyas, welcher berichtet dafs Nahuschas vom Himmel gestürzt sei. Die Rischi's hätten ihm nämlich die Frage vorgelegt, ob er die vom Brahma bei der Opferung von Kühen gebotenen Ceremonien anerkenne oder nicht, das habe er verneint; sie seien darauf mit ihm in Streit gerathen, und im Zorn habe er ihn, den Agastya, mit dem Fufse vor den Kopf gestofsen. Er habe ihn darauf verflucht 10000 Jahre als Schlange auf der Erde zu verweilen und erst dann zurückzukehren. Nun besteigt Indra den Elephanten Airâvata und geht mit den Göttern zum Himmel zurück und herrscht dort mit der Gattin wieder vereinigt in hoher Freude.

Zum Schlufs tröstet nun Çalya, der dem Yudischthira dieses alles erzählt, denselben, denn wie Indra sein Reich wiedererlangt, so werde er es auch wiederbekommen, worauf dann die häufig wiederkehrende Versicherung ertheilt wird, dafs wer diese Geschichte lese alles irdischen und himmlischen Glückes theilhaftig werde.

Dies ist im Allgemeinen der Inhalt dieser ansprechenden Episode, die sich jedoch im Einzelnen wohl noch mancherlei Striche wird gefallen lassen müssen, sobald unsre kritischen Hülfsmittel zahlreicher sein werden, als sie es bis jetzt sind, denn es ist so mancherlei in der Erzählung, was, wenn auch nicht directe Widersprüche enthaltend, doch gegen die Wahrscheinlichkeit verstöfst, wohin namentlich gehört, dafs mehrmals z. B. dem Indras Dinge erzählt werden, die er schon weifs. So ist v. 120. 121 bereits gesagt, die Götter sich zum Vischnu begeben und auf Berge Mandara ankommen, dennoch wird v. 134. wiederholt, dafs sie zum Vischnu gehen. Ferner die ganze Erzählung vom Nahuscha von v. 564 ff. Indra noch einmal wiederholt, nachdem er die G gefragt, weshalb sie kämen, obgleich er doch die Çak'î schon über das was im Tvarga vorgeg war, Nachricht erhalten hatte. Dazu kommt, dafs Erzählung von v. 564 an in dem gröfseren epi Maafse erscheint, wodurch es sehr wahrscheinlich dafs hier späterer Einschub sei. Ein solcher ist ohne allen Zweifel, wie auch Hr. H. in der A kung zu v. 206 annimmt, die ganz überflüssige schung des Vischnu, und die Verse von 116—13 373—401 so wie v. 206 möchten unbeschadet de sammenhangs ausgelassen werden können. Indel reits jetzt diese Auslassungen durchzuführen, ist nicht an der Zeit und wir müssen erst eine gr Masse von Handschriften zur Vergleichung habe wie mehr von der Geschichte der Entstehung grofsartigen Heldengedichts wissen, um dergleiche einiger Sicherheit ausführen zu können.

Hr. H. hat den Text nach der Kalkuttaer gabe des Mah. mit Vergleichung der Pariser schrift edirt. Dafs aber mit diesen Hülfsmitteln noch nicht der ursprüngliche Text hergestellt sei leicht einzusehen und an manchen Stellen möchten Aenderungen zu treffen sein; nicht selten möchte auch die vom Herausgeber verworfene Lesart aufnehmen müssen. Refer. hat die auf der hi Königl. Bibliothek befindliche Handschrift zu gezogen und darin häufig die Lesarten der Par stätigt gefunden; alle Abweichungen indessen hi zuführen, würde zu weit führen, weshalb wir vorzüglicheren, die nach unsrer Ansicht in den zu nehmen sind, beibringen. Der Codex schreibt und so immer c'â 'pibat st. 'pivat. — v. 58 sô st. sô b'îtas. — v. 59 c'ai 'nam st. c'ai 'va — 80 g'aças st. sarvaças — 109. g'rmbamânasya c'a st. ri — 129. mê divauk. st. tridiv — 134. sarvê st. dêv. — 151. sahitâ: st. sahasâ — 154. taf'â st. y 170. b'âvyam st. b'avyam — 191. Ber. yakta: Sch st. yatta: was der Schol. hat — 195. raudradi Par. u. Schol. — 212. vrttram st. çatrum — 236 yatâm st. g'âyatê — 301. êvam st. êva — 316

Digitized by Google

igatam st. -tâm — ibid. indrâni st. -nîm — 323 na 'sya st. na tasya — 342. kâla: kâlam st. kâlam — 344. tat'â' bruvan st. tadâ' bruvan — 346. êtam tad — 373. C. dêvâç c'â 'gnipurôg. st. B. P. sâ' — 395. fehlt, was besser ist. — 396. pûtapâpmâ lûtapâp. — 407. upâtis'tat st. upati. — 416. darm samprâptâ st. darçanê sam-tê — 425. nânâçak. nb'am çak. — 429. 430 fehlen, was die Par. bestä-432. — biçatantuprav. st. vis'annamtu. Das Richhat die Kalk. visatantupr., in der Ber. ist's nur eibfehler — 437. nv aham st. tv aham — 439. virnâv. — st. -madâv. — 449. s'a st. sa — 455. uktâ ktvâ — 531. hâyanâ: st. hêtaya: — 566. kat'an kat'an c'a — 570. tadâ st. tatô — 583. paçyantê i — 599. drs'tivis'am st. -vis'a:, die Interpunction fort. — 603. mayâ ' b'is'êkam st. sahâ — 613. ya st. satkrtav. — ib. tadâ st. nrpa — 638. ma-st. ti: — 640. sahasâ ' vignas st. aham âvignas — pagamya st. upâgamya — 661. sumahâtêg'â: st. — 670. tasmâd st. tasmai — 688. sahânayâ st. prab'ô.

n Anhange hat der Herausgeber noch andre Ernngen über den Nahuschas aus dem Mahâbhârata, apurâna, Agnipurâna, Harivança und Padmapudie vier letzteren nach Pariser Handschriften mitilt, und dadurch einen dankenswerthen Beitrag Mythos vom Nahuscha geliefert. Den Beschlufs n Anmerkungen, die hauptsächlich den sachlihalt des Indravig'aya zu erläutern dienen und gute mythologische und antiquarische Notizen ten. Die erste derselben zu v. 5 handelt vom tr und weis't deren zwei, den einen Prag'âpati, ndern Viçvâkarman nach. Damit stimmen die en zur Berliner Hdschr. wo es zu v. 5 heifst prag'âpatir dêvaçilpinô' nya: und zu v. 58. laxikrtya || taxânam viçvakarmânam ||. Zu v. gt der Verf. upaçruti sei Astrologie, Wahrsaes ist aber, sowohl nach dem wie es das Lexiârâvalî als auch unsre Scholien erklären, zudas Lauschen auf prophetische Stimmen, Erung des Schicksals (daivapraçnam), dann aber rlauschte, Erforschte, die Weissagung selber s solche eine Göttin, und zwar Göttin der Nacht, ielleicht auch einer bestimmten Nacht, wie ja z. uns dem Volksglauben nach die Weihnacht und rsnacht noch aus der Zeit des Heidenthums her, solche Schicksal enthüllende sind. Das oben erwähnte Scholion lautet: upaçrutim upagamyô' ktasya çravanam, upaçrutim iti yasyâm upaçrûyatê tam niçâm âha.

Schliefslich noch einige Bemerkungen, die Aeufserlichkeiten betreffen. Der Text ist, wohl hauptsächlich wegen der Entfernung des Herausgebers vom Druckort, oft fehlerhaft, weshalb wir ein Verzeichnifs der Fehler hier folgen lassen: v. 16. triçirâ: st. -ra: — v. 38. -d'ars'ô st. dar. — 46. 49. 173. 479. drdam st. -d'am — 104. mahâg'ôram st. mahag' — 112. çakram — 202. apaçyat — 203. çurs'kô st. çus'kô — 221. prad'vasta st. pradvasta — 243. âdâsyasê — 244. -âd'ipô — 245. gopâyasva — 311. b'artrtvê — 343. nahus'ô — 365. kva vâ st. hva vâ — 377. -âb'ib'ûtô — 391. tatrâçvam. — 433. susûxma — 439. lôkês'u — 442. vib'ô — 492. rs'în — 576. devai — 602. b'avatu b'avân — 615. bad'ôp. — 644. d'atapraba'a: st. hatap. — 646. -sahasrâni — 663. dêvai: — 672. d'i st. hi — 680. 688. b'ratrb'i. In Bezug auf die Anordnung des Textes hat der Herausgeber einige Neuerungen gemacht; nämlich erstens sind die Verse nach Halbsloken gezählt, und dies ist gewifs, wenigstens für die epische Poesie des Mahâbhârata, das richtige Verfahren, denn man kann unmöglich alle überzähligen Halbsloken ausstofsen, da der Fall zu oft wiederkehrt, als dafs überall Interpolation zum Grunde liegen sollte, andrerseits darf man es nicht aufser Acht lassen, dafs die epische Poesie sich noch gar nicht so streng an die metrischen Gesetze bindet, wie die spätere Zeit. Denn wenn es auch als Regel gelten mufs, dafs gewöhnlich zwei Halbsloken zu einem Verse verbunden sind, so hat doch der Rhythmus in denselben noch nicht jene Stetigkeit erlangt, die diese Regel zur absoluten Nothwendigkeit erhöbe, und der epische Sloka schliefst sich noch oft ziemlich nah an den vedischen an, woraus dann einfach folgt, dafs auch die Verbindung zu zwei Reihen noch nicht eine nothwendige war. — Zweitens hat der Herausgeber zum bessern Verständnifs des Textes die indische Interpunction eingeführt, indem er an die Stelle unsrer Kommata, Semikola und Kola den einfachen, senkrechten Strich, an die des Punctes den doppelten setzt; auch dies ist nur zu billigen, insofern dadurch der durch Brockhaus gemachte Anfan Einführung der Interpunction Nachfolge findet, aber Hr. H. nicht wie jener unsre europäische

Digitized by Google

chen wählt, sehe ich nicht recht ein, da er doch zur Bezeichnung der Verse die europäischen Ziffern genommen. — Was endlich die Trennung der Wörter betrifft, so ist hier wahrscheinlich auch durch Schuld des Setzers nicht recht erkennbar, was Princip, was Zufall sei. Doch scheint Hr. H. contrahirte Vocale nie zu trennen, was eine Inconsequenz ist, denn man trennt doch nur der Deutlichkeit wegen, darf also keine Rücksicht auf die Natur des jedesmal zusammentreffenden Buchstaben nehmen.

A. Kuhn.

IV.

Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin, 1844 *; bei Morin. I,* 4. 520 S. 4.

Man kann sich unmöglich darüber täuschen, dafs über die ältere Geschichte der einzelnen Landestheile unserer Provinz, über die früheren Verhältnisse des bürgerlichen, kirchlichen und häuslichen Lebens, über wichtige Ereignisse und grofse Persönlichkeiten, über Dinge selbst, die uns täglich in eine entfernte Vergangenheit zurückrufen sollten, eine grenzenlose und allgemeine Unkenntnifs überall und unter allen Ständen angetroffen wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich es offen bekenne, dafs das Interesse an der Geschichte der Vorzeit, welches noch im siebzehnten Jahrhunderte, und bis in das folgende hinein, eine Menge zum Theil trefflicher Chroniken hervorgetrieben hatte, mehr und mehr schwindet, und hiermit gerade für den Theil des Volks, der ihrer am wenigsten entbehren kann, eine Quelle ehrenwerther Gesinnung und frischer Thätigkeit zu versiegen angefangen hat. Wir werden dem Boden, der uns trägt, täglich mehr Fremde. Wer nach lebendigen Erinnerungen, durch Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, nach alten Volkssagen und Volksdichtungen, nach den Resten alten Herkommens und alter Gebräuche, da, wo sich dergleichen naturgemäfs erhalten, nachfragen will, wird finden, dafs ich nicht übertreibe; ich finde selbst, wenn ich auf meine eigene Lebenszeit zurückblicke, dafs dessen, was uns aus der Vergangenheit erhalten ist, im Volke und für das Volk immer weniger wird.

Diese Unkenntnifs aber, dieses hinschwindende Bewufstsein des Volks von sich selber, ist nicht heute oder gestern; es ist nicht zufällig so gek men, sondern nach nothwendigen Gesetzen; es is Verhältnissen begründet, welche weit über die G zen dieses Jahrhunderts, weit über die Schra einer einzelnen Landschaft hinaus reichen. Seit d die Regierung des grofsen Kurfürsten die beschr ten selbstsüchtigen und engherzigen Tendenzen f rer Zeiten dem grofsen Gedanken einer Staatsei und eines allgemeinen Bürgerthums zu weichen thigt waren, wurden in rascher Folge durch grofs durchgreifende Veränderungen alle Lebensverhäl umgestaltet, der Blick des Bürgers über die Gr seines Weichbildes hinaus erweitert und zu a Anschauungen gebildet, zu Anschauungen, gegen che das, in dessen Besitz man bis dahin seine gesetzt hatte, die Notizen von Brand und Pest, Krieg und theurer Zeit, mit denen die früheren niken sich gefüllt hatten, als werthlos und n Vergessens würdig schien. Wie bald dies Ver erfolgte, wie unerwartet rasch das Gedächtni die Vergangenheit verloren ging, ist nicht zu es giebt Gegenden, wo die Schwedenzeit die ä Grenze alles historischen Wissens, der Punct i den alles, was in unvordenklichen Zeiten ge ist, zurückdatirt wird. Unsere Vorfahren habe den Hunnen eben so gemacht, unsere Kinder es so mit der Franzosenzeit machen. In diese del des Vergessens aber ist eine unübersehliche von Denkmälern, schriftlichen und anderen, mit gezogen worden. Von den Documenten unsere die bekanntlich es gar sehr liebten, durch Br Siegel der Vergessenheit entgegenzuarbeiten, uns flüchtig berührende Ereignisse durch die festzuhalten, schriftliche Documente als Fa sitzthum zu hüten, von den handschriftlich und fortgeführten Chroniken, die oft bis zu Quartanten angeschwollen waren, ist Vieles du ersbrünste, mehr noch durch die Gleichgültigk Geringachtung des vorigen Jahrhunderts zerst den. Man glaubt es kaum, wenn man liest, chen Ecken und Winkeln *Feldmann* im 18. Ja Urkunden hervorgesucht hat, welche den vierte von Hrn. Riedels neuem Codex diplomaticus B burgensis schmücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

ıdel, *Codex diplomaticus Brandenburgensis.*

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise sind selbst wichtige Urkunden, ich auf die erste Gründung der Städte bezogen, die man noch im Anfange des vorigen Jahrhun- s las, bald nachher spurlos verschwunden. Wenn die Regierungen dieser Vernichtung vermittelst ich eingerichteter Archive zu wehren mit Erfolg ht gewesen sind, so ist ein eben so dringendes rfnifs, dafs der Sinn für vaterländische Geschichte, t blofs unter den Männern von Fache, sondern im e aufs Neue angeregt, und die Arbeiten der ge- en Forscher dem Volke und seiner Intelligenz tbar gemacht werden. Natürlich kann dies nicht eschehen, dafs die alten Chroniken erneuert, diese hlosen Lappalien als an sich bedeutend und wich- hingestellt, das Todte wieder ins Leben zurück- fen wird; wie können wir erwarten, dafs sich n das Interesse unseres Jahrhunderts anschliefse! n wir aber dahin gelangen könnten, dafs diese elheiten von allgemeinen und umfassenden Stand- ten aus betrachtet, das Zerstreute in Flufs ge- und zu einem grofsartigen Zusammenhange ver- olzen würde, wenn es sich ergäbe, dafs die spe- ten Studien den allgemein historischen Forschun- ich förderlich erwiesen, und umgekehrt die Ge- hte einer einzelnen Stadt durch jene lebendige ehung auf den Gang des Weltgeistes überhaupt eistigt und geadelt würde, wenn, sage ich, dieses d, durch welches das Höchste mit dem Niedrig- , das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpft l, überall erkannt würde, so würde der gelehrte oriker eben so wenig verschmähen, in die Details r einzelnen Stadtgeschichte hinabzusteigen, wie das aufhören, sich seiner Landesgeschichte als einer Bedürfnissen der Zeit nicht mehr gemäfsen zu schämen. Auf diesem Standpuncte stehen die bei weitem meisten der neueren Specialgeschichten noch nicht. Ob aber Arbeiten der Art zeitgemäfs, ja ein Bedürfnifs der Zeit und des Volkes sind oder nicht, diese Frage will ich Andern zur Beantwortung überlassen. Ich für meine Person habe, eben weil ich tausendfache Beweise von der steigenden Dürre und Verkümmerung des Volksgemüths, wenn ich so sagen darf, erhalten habe, weil ich sehe, dafs bei allem Unterrichte das Gemüth nicht tiefer, bei aller Aufklärung das Leben nicht inniger und nicht fruchtreicher geworden ist, dafs die edelen Interessen und Bestrebungen, welche sonst ein Leben beschäftigten, spärlicher und spärlicher angetroffen werden, das Erscheinen und den Fortgang eines Werkes, wie es der Codex diplomaticus Brandenburgensis des Hrn. Professor Riedel ist, auch aus dem Grunde mit wahrhafter Freude begrüfst, weil ich glaube, dafs auf Arbeiten dieser Art historische Studien, wie ich sie fordere, mit Erfolg können begründet werden.

Indem ich nun die Einrichtung und den Plan des grofsen Urkundenwerkes, von dem bereits fünf Bände vorliegen, als bekannt voraussetze, erlaube ich mir zu bemerken, dafs ich gerade über den vierten Band des ersten Haupttheils ein Urtheil öffentlich auszusprechen wage, weil mir der Gegenstand, auf den sich die hier mitgetheilten Urkunden beziehen, durch vieljährige Beschäftigung aufgehört hat ein fremder zu sein, und weil ich selbst noch immer nicht den Plan aufgegeben habe, auf diese Basis eine umfassende Arbeit über die Specialgeschichte der Grafschaft Ruppin zu begründen, die bis zum Erscheinen dieses Werkes würde zu den Unmöglichkeiten gehört haben. Ich bin natürlich weit davon entfernt, eine Kritik des betreffenden Werkes geben zu wollen; ich wünsche nur von den Leistungen des Hrn. Verf.'s eine Art Rechenschaft abzulegen, und durch einige wenige daran ge-

Digitized by Google

knüpfte Bemerkungen demselben zu zeigen, mit wie grofsem Interesse ich seinen Arbeiten folge, nnd wie sehr ich sie als die Grundlage aller specielleren Studien auf diesem Gebiete anerkenne.

Der vierte Band des ersten Hauptttheils des Codex diplomaticus Brandenburgensis giebt auf 520 S. 4. Urkunden, welche sich auf die Grafschaft Ruppin beziehen, unter folgenden Rubriken: 1) die Grafen von Lindow und die Herrschaft Ruppin; 2) die Stadt Neu-Ruppin und das dasige Dominicaner Mönchskloster; 3) die Stadt Wusterhausen an der Dosse; 4) die Stadt und das Kloster Gransee; 5) das Jungfrauenkloster und Städtchen Lindow; 6) das Domänenamt Ruppin nebst den Burgen und Städtchen Alt-Ruppin und Wildberg; 7) die Burgen, Aemter und Städtchen Rheinsberg und Neustadt a. D. Den Schlufs bildet ein Anhang vermischter die Herrschaft Ruppin betreffender Urkunden. Jedem dieser Abschnitte ist eine historische Skizze vorausgeschickt, welche einen allgemeinen Commentar zu den nachfolgenden Urkunden darbietet, und für die Benutzung derselben die nothwendigen vorläufigen Andeutungen giebt. Der Hr. Herausgeber hat nicht blofs Urkunden, welche bis dahin noch nicht veröffentlicht waren, mitgetheilt, sondern diese mit anderen verbunden, welche, in anderen Sammlungen zerstreut, oder in älteren Werken befindlich, weniger zugänglich waren, um dadurch in möglichster Vollständigkeit das Materiale, welches bis jetzt für die Geschichte jenes Landestheiles gewonnen ist, für einen Gesammtüberblick zusammenzustellen. Ich zweifele nicht, dafs der Hr. Verf. durch dieses Verfahren den Wünschen und Bedürfnissen aller derer entgegengekommen ist, welche sich im sichern Besitz des gesammten urkundlichen Materiales sehen möchten, ohne dafs sie genöthigt wären, dasselbe in grofsentheils weniger bekannten Sammlungen aufzusuchen. Fast möchte ich wünschen, dafs Hr. Prof. Riedel hier noch weniger zurückhaltend gewesen, und wenigstens durch ein einfaches Citat auf Urkunden hingedeutet hätte, die wenn auch streng genommen, nicht hierher gehörig, doch immer für die Kunde der Vorzeit unserer Grafschaft wichtig sind. Ich rechne hierher Urkunden, wie die in Raumer's Codex diplomaticus Vol. I. n. 95, vom Jahre 1437, wo Friedrich, Markgraf von Brandenburg das der Margaretha von Stettin durch Graf Albrecht ausgesetzte Leibgedinge bestätigt. Was die neu gegebenen Documente betrifft, so habe Archive von Berlin, Breslau, Magdeburg, Sch Wien eine Menge von Urkunden geliefert, die blofs für die Geschichte der Grafschaft Ruppin, dern auch für die der ganzen Mark Brandenburg Bedeutung haben. Aufserdem erscheinen hier gedruckt das Landbuch der Herrschaft Ruppin, ches Graf Johann 1491 durch seinen Secretariu thias Hentzcke aufnehmen liefs, wovon das Orig der von Hagenschen Bibliothek zu Hohennauen lich, und das Landregister des Dr. Wolfgang (de anno 1525) nach der Schaum'schen ehede dem Amte zu Alt-Ruppin befindlichen Abschrift che Hr. Prof. Riedel sehr wohl gethan hat, an Geheime Staats-Archiv abzuliefern. Für d schichte der Stadt Neu-Ruppin insbesondere bo Feldmann'schen Sammlungen ein reiches Ma Ich mufs dieses unvergleichlichen Sammlers l sonders Erwähnung thun, da in dem Codex de Riedel öfters der Name Bratrings und des Re ten angeführt ist, wo alles irgendwie Verdie den Manen Feldmanns zuertheilt werden mufs. mann war durch ausgezeichnete naturhistoris medicinische Studien gebildet; er hatte noch d fsen Boerhave in Leiden gehört. Dann gab i doppeltes Verhältnifs, als praktischer Arzt Mitglied des rathhäuslichen Collegiums, die ste Gelegenheit, mit dem besten Erfolg seine schen Forschungen zu betreiben; als Arzt ka das Vertrauen des gemeinen Manns; als R und Burgemeister fand er alle Urkunden u häuslichen Register geöffnet. So hat er vie hindurch mit unermüdlichem Eifer geforscht, melt; und wenn unter den Tausenden von U Rathsrechnungen, Kirchenbüchern, Leichens u. s. w. vieles ist, was für uns nur geringes l gewähren kann, wenn die Nachrichten, die er senden von Personen einzog, sich nur auf un Localitäten u. s. w. beziehen, so ist es and doch gerade dieser unbefangene Sinn, welc Wichtigste dem Unbedeutendsten zur Seite und an der geringfügigsten Notiz über die l und Verwandtschaft dieser oder jener bürg Familie seine Freude fand, dieser Sinn, sage es, der uns für die Treue seiner Mittheilunge schaft leistet. Zwei Theile dieser Sammlung

Digitized by Google

endet, den dritten hat er nur auf wenige Seiten racht; alle bilden zusammengebunden einen sehr ken Quartband. Die Abschriften Feldmanns sind omatisch treu. Ich habe mehrere Urkunden, die Riedel nach dem Original gab, mit den Copieen lmanns verglichen, und finde die vollkommenste ereinstimmung. Ich habe andere, die Feldmann Originalen genommen, Hr. Prof. Riedel aus alten al-Büchern mitgetheilt hat, verglichen, und finde hier die unbedingte Fides Feldmanns. Ich trage r kein Bedenken, jede Copie Feldmanns an Zuissigkeit dem Originale gleichzusetzen. Durch höchst glücklichen Zufall war die Feldmann'sche mlung zur Zeit des grofsen Brandes in Berlin. bekam sie Bratring in seine Hände, und fertigte ihr seine Sammlung, und zwar einzig und allein hr. Bratring hat nichts, was nicht in Feldmann . Mit welcher Flüchtigkeit Bratring copirt hat, um zu sagen. Erst jetzt sehe ich, bei der Durchung unsers Codex diplomaticus ein neues Bei, dafs er ganze Reihen übersprungen, und da den Sinn corrumpirt hat. In der Urkunde S. de a. 1508 steht S. 361, lin. 10. Se schalen ok ynen dode heven, baren und alle iar hebben eyn ck hovetsummen, fallende up Martini. Dieser enthält die vollständigste Absurdität. Der Satz bei Feldmann: Se scholen ock na mynem dode , baren vnd alle iar hebben eyn punt rente to e to hulpe to den lichten vorschreuen In de to paltzow vor seuen schock houetsummen, de vp Martini. Dafs Bratring noch weniger auf graphie Acht gehabt, eine Rücksicht, in der auch die alten Copieen unglaubwürdig sind, ist elbst einleuchtend. Ich habe mich demnach bei ziemlich bedeutenden Anzahl Urkunden der Arnterzogen, die ächte Abschrift Feldmanns wierzustellen, um bei dem Verlust der Originale wenigstens möglichst nahe zu kommen. Hr. Riedel ist allzu rücksichtsvoll gewesen, das We- womit ich seine grofsen Verdienste habe unter- n können, anzuerkennen; ich mufs hier alles, Bratring und ich dargereicht haben, Feldmann kerstatten. Vielleicht gelingt es mir später, dem Herausgeber nicht uninteressante Nachträge zu , wie z. B. der Urkunde S. 357 de a. 1499. in latthias und Hans von Bredow zu Kremmen den Vorstehern der Pfarrkirche zu Neu-Ruppin Hebungen aus dem Dorfe Hakenberg im Lande Bellin verkaufen, sich sehr passend eine ähnliche vom J. 1445 zur Seite stellen wird, in der Peter und Matthias Gebrüder von Bredow zu Kremmen eine ähnliche Verkaufsurkunde ausstellen. — Für die folgenden Abschnitte fliefsen die Quellen spärlicher. Doch hat auch hier der Hr. Herausgeber, aufser den nach Einführung der Kirchenverbesserung im Jahre 1541 aufgenommenen Kirchen-Visitations-Protocollen, sehr wichtige Documente mitgetheilt, unter denen S. 452 die Bestätigung der sämmtlichen Besitzungen des Klosters Lindow de a. 1530, nach dem im Besitze des Stifts Lindow befindlichen Originale, und der Vergleich zwischen dem Kurfürsten und dem Kloster Lindow, de a. 1551. von besonderer Bedeutung sind. Ich bemerke schliefslich, dafs, wenn ich nicht sehr irre, in den Archiven mancher Rittergüter noch Schätze verborgen liegen, zu deren Hebung ich hoffentlich binnen Kurzem werde gelangen können. Auch die Kirchenbücher enthalten, besonders im 17. Jahrhundert, eine nicht geringe Zahl trefflicher historischer Notizen, zum Theil auch Urkunden, die einer jeden Urkunden-Sammlung zur Zierde gereichen würden. Die Belege dazu werden z. B. die Kirchenbücher von Gottberg und Walsleben liefern.

Trotz dieses Urkundenvorraths nun, den Hr. Prof. Riedel der gelehrten Welt zugänglich gemacht hat, bleibt die Geschichte dieses Landestheils noch immer sehr lückenhaft und dunkel; vor allem die der gräflichen Familie selber. Auch der Hr. Herausgeber wird zugestehen müssen, dafs die Combinationen, durch welche er die Geschlechtstafel der Grafen von Lindow herzustellen versucht hat, manchem Zweifel unterworfen werden können. Die Urkunde selbst, welche er an die Spitze seines Codex gestellt hat, nämlich die Grabschrift des gräflichen Geschlechts in der vor Kurzem restaurirten Kirche des ehemaligen Dominicaner-Klosters zu Neu-Ruppin, trägt, trotz ihrer grofsen Wichtigkeit, zahlreiche Spuren von Unsicherheit und Unglaubwürdigkeit an sich. Der Hr. Verf. hat selbst an mehreren Beispielen dargethan, dafs die Angaben der Todesjahre zuweilen entschieden falsch sind; er hätte vielleicht bemerken sollen, dafs die in der Grabschrift genannten Personen durchaus nicht alle in dem genannten Kloster begraben sind, wenigstens nach der

Digitized by Google

Vorstellung des Autors jener Grabschrift, sondern die wirklich hier beigesetzten durch das hic sepultus oder hic sepulta vor denen hervorgehoben wurden, deren Todesjahre der Autor anderweitig zu ermitteln gesucht hatte. Dieser Autor mufs in der Zahl der Mönche gesucht werden, welche *nach* dem Aussterben des Geschlechts der regierenden Grafen (1524) bis zur Aufhebung des Conventes im Kloster ihren Aufenthalt hatten. Hiernach erhellt, dafs nur diejenigen Daten eine unbedingte Glaubwürdigkeit verdienen, welche der Autor aus den Leichensteinen u. s. w. unmittelbar entnehmen konnte, oder wofür er sonst sichere Notizen vorfand; wir dürfen den übrigen Daten nur insoweit Glauben schenken, als ihre Glaubwürdigkeit anderweitig dargethan werden kann; wir müssen voraussetzen, dafs so gut wir einen Grafen Günter (c. 1410) und einen Grafen Gebhard († nach 1517) hier vermissen, auch andere Glieder der gräflichen Familie können ausgelassen sein, so dafs ein Stammbaum, der nothwendig auf dies Document basirt werden mufs, durchaus als bedenklich betrachtet werden mufs. Ich kann hier nicht in das Detail eingehen, da dies ohne beigefügte Geschlechtstafel den Lesern unverständlich sein müfste; der Grundsatz aber kann nicht genug festgehalten werden, dafs wo nicht ganz bestimmte Indicien vorliegen, aus denen ein bestimmtes Verwandtschafts-Verhältnifs gefolgert werden kann, es gerathener und sicherer ist, die Unmöglichkeit eines solchen Nachweises offen auszusprechen, als die Möglichkeit eines Verhältnisses der Art durch Combinationen zu conjiciren. Eine Conjectur, zumal aus dem Munde des Hrn. Prof. Riedel, erhebt die blofse Möglichkeit leicht zur Wahrscheinlichkeit. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, mich gegen einen Ausdruck zu erklären, der, meines Erachtens, zu falscher Auffassung der Verhältnisse führen könnte. Es ist ganz recht, wenn der Hr. Verf. den Grafen von Lindow eine bevorzugte Stellung in der märkischen Ritterschaft vindicirt; er hat ganz vortrefflich geschildert, wie sie auf dem Puncte standen, gleich den Herzogen von Mecklenburg und Pommern, mit denen sie so eng durch Verschwägerung verbunden waren, sich zur Reichsunmittelbarkeit emporzuschwingen; er eben so treffend darauf aufmerksam gemacht, sich selbst in den erwähnten Vermählungen dies wufstsein ihres höheren Standes ausgesprochen Dessenungeachtet sind Begriffe wie Regierung, meinschaftliche Regierung, Mitregent u. s. w. fe halten. Die Erwähnung mehrerer Mitglieder des lichen Hauses bei Veräufserungen von Gütern Renten hat nicht in einer Gemeinsamkeit des ments ihren Grund, sondern darin, dafs, was v net oder verliehen wurde, ein Theil des Gesam sitzes der ganzen Familie war, wovon das Sor genthum eines oder mehrerer Glieder recht wo schieden werden konnte. Besondere Schwierigkeit in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Da hältnifs des Grafen Günter (III.) und Ulrich II.), und Busso, welche letztere Hr. Prof. Riedel fü ters) - Bruder - Söhne der beiden ersten Grafen Söhne Albrechts (I.) † 1290 hält. Dieser Albrec der ältere Bruder Ulrichs I., des Vaters des Günter und Busso. Es ist nicht zu begreife Adolph und Busso als Söhne des älteren Brude Stelle hinter den Söhnen des jüngern Bruders erhalten haben. Hr. Prof. Riedel läfst den er Busso um 1319 herangewachsen sein, und zur gentschaft gelangen, ihn, der bereits 1302 mit jüngern Bruder Christoph eine Verhandlung mi laus von Werle und Günter Postulaten von vollzieht. Dafs ich es kurz sage, ich halte de (1302), zumal da er avunculus der beiden Fürs Werle heifst, d. h. der Bruder ihrer Mutter war, für Burchard I., Bruder Albrechts I. und Uh der jüngste der vier Brüder war Christoph, jung starb, und zwei Söhne Adolph und Buss liefs, von denen der erstere c. 1350 ohne Lei starb, Busso aber als Bischof von Havelberg lebte. Ich bin jedoch weit entfernt, diese fsung für etwas anderes zu geben als was sie h. eine Conjectur, die sich durch einen höher von Wahrscheinlichkeit empfiehlt, als die des Hrn. Prof. Riedel.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

el, Codex diplomaticus Brandenburgensis.

(Schlufs.)

eber die Geschichte der Stadt Neu-Ruppin hat r. Verf. in vier Abschnitten gehandelt: *a*) über rgerlichen Verhältnisse derselben; *b*) über die ichen Verhältnisse; *c*) über das Dominicaner-skloster; *d*) über den Brand von 1787 und die llung der Stadt durch Friedrich Wilhelm II. riedrich Wilhelm III. Ueber den ersten dieser nitte hatte ich in einem Schul-Programme einige menstellungen versucht, in denen ich die innere kelung des städtischen Regiments aufzuzeigen emühte. Hr. Prof. Riedel hat meine Ansichten h erweitert und berichtigt; nur gestehe ich die t noch immer nicht aufgeben zu können, dafs emalige Schulzengut in dem späteren Stadthof hen sei, obwohl ich allerdings durch des Hrn. wohlbegründete Zweifel bedenklich geworden e die Stadt habe das Schulzengut ohne die Ge- acquiriren können. Der Grund, welcher mich er Ansicht bestimmte, war der zwiefache: 1) e Familie der bisherigen Schulzen im Rathscol- rscheint, und 2) weil in aller späteren Zeit gar achweisbar ist, wohin die Schulzenhufen soll- kommen sein. Der zweite Abschnitt zeigt ein kirchliches Leben, eine Fülle von Dotationen ben, eine Menge von Kapellen, Hospitälern istlichen Stiftungen, und deren Verwendung lie 1541 hier vorgenommenen Kirchen-Visita- ch erwähne beiläufig die merkwürdige Notiz, n den seit ältester Zeit vereinigten Gemeinden dt Neu-Ruppin und des Dorfes Wutenow die als die mater anzusehen sei. Der dritte Ab- erneuert die von dem Hrn. Verf. bereits früher n Untersuchungen über das hiesige Dominica- oster, dessen Kirche durch die Gnade Sr. Höchstseeligen Majestät vor dem völligen Verfalle gerettet und wiederhergestellt ist. Die an der Seeseite dieser Kirche befindlichen Reste eines älteren Frieses bestimmen mich noch immer zu glauben, dafs das ursprüngliche Gebäude nicht die Höhe des jetzigen erreicht hat, sondern das im Brande stehen gebliebene alte Gemäuer erhöht, der frühere Fries aber als Erinnerung des früheren Baus stehen geblieben ist. Die vor dem Königsthor befindliche Betsäule, welche immerhin ein Herr von Wutenow errichtet haben mag, ist eine Columna (Colonna, im Munde des Volks ist daraus die Kalte Nonne geworden), wie sie in katholischen Gegenden zu Hunderten angetroffen werden. Die Wallfahrt nach dem gelobten Lande ist ohne Zweifel ein Mährchen. Der vierte Abschnitt giebt einen durch Zahlen sprechenden Beweis von einer königlichen Munificenz, deren Gedächtnifs in der durch sie vor völliger Auflösung geretteten Stadt nie untergehen kann.

Indem ich es übergehe, in weiteres Detail mich einzulassen, will ich schliefslich noch die Aufmerksamkeit auf einige Puncte lenken, die für eine künftige Geschichte des oft erwähnten Landestheils nicht unwichtig sind. Es reichen nämlich bis in die Zeit, welche der Germanisirung der Mark voraufging, eine Anzahl von Erinnerungen hinauf, die noch lange nicht genug ausgebeutet sind. Die Ortsnamen wendischen Stammes lassen sich bis tief hinein in Polen wiedererkennen; es wäre zu wünschen, dafs ein der Sprache und der Geschichte der slavischen Stämme kundiger Forscher diesen Ortsnamen überhaupt seine Aufmerksamkeit widmete. Aus dieser vorsächsischen Zeit ist eine grofse Menge von Alterthümern vorhanden, welche der Hr. Graf von Zieten auf Wustrau in einer langen Reihe von Jahren gesammelt, und mit gröfster Sorgfalt aufbewahrt hat. Mit Benutzung der hierauf bezüglichen Papiere liefse sich leicht eine übersichtli-

Digitized by Google

che Darstellung jener Alterthümer geben, eine Karte mit Notirung der Fundorte entwerfen. Diese Sammlungen hat der Hr. Graf von Zieten dem Gymnasium in Neu-Ruppin bestimmt, und werden dieselben so der Grafschaft Ruppin erhalten werden. Drittens giebt es eine grofse Zahl uralter Namen von Orten und Feldern, die sich am meisten unverändert zu erhalten pflegen, die uns eine Menge älterer wendischer Ortschaften voraussetzen lassen, die entweder ganz eingegangen sind (daher eine Anzahl wüster *Wendendörfer* mit Urnen-Kirchhöfen), oder welche, von sächsischen Ansiedlern besetzt, sächsische Namen empfangen haben. Wie die wendischen Namen nach O. zu verfolgen sind, so die deutschen jenseit der Elbe. Wenn man diese wüsten Feldmarken genauer beachtet, so wird sich ein Zustand alter Bevölkerung des Landes ergeben, der nicht selten zu überraschenden Bemerkungen führt. Ich habe oft gefunden, dafs man dem conservativen Gedächtnifs des Volks in solchen Dingen viel zutrauen kann; Bezeichnungen von Localitäten, die vor 500 Jahren gegeben sind, sind noch heute verständlich, ja im Gebrauch. Nur mufs man hier, wie überall, die reine Tradition des Volks scheiden von den Reflexionen und Schlüssen, die man allmählig daraus gebildet hat. Auch die alten Sagen haben einen bedeutenden Zusatz von Rost. Aus einem Leichenfelde bei Zermützel, wo eine fliehende Schaar zwischen See und dem nachfolgenden Feind um die letzte Spanne Lebens gestritten hat, bildet sich die Fiction, das Dorf Zermützel habe von diesem Scharmützel seinen Namen. Diese Nachforschungen beim Volke sind spärlich in der Grafschaft Ruppin zu machen, aber sie geben doch zuweilen gute Resultate; das Volk ist überdies damit mifstrauisch zurückhaltend, und man mufs sie ihm abzulocken wissen. Ich erwähne diese Puncte, weil von hier aus noch sehr viel zu gewinnen ist, und — weil hier zugleich anzuknüpfen ist, um Interesse für Geschichte des Vaterlandes und eines sehr speciellen Landestheils zu erwecken. Dies ist der Punct, wo sich Empfangen und Mittheilen berühren. Möge das Werk des Hrn. Prof. Riedel dieser Mission, die segensreichste, die es geben kann, erfüllen, die gelehrten Studien unserer Historiker zu einem frischen Lebensquelle für das Volk zu machen. Aus dem Boden, der uns nährt und trägt, kann für uns auch eine Saat herrlicher Gedanken u edler Gesinnungen emporwachsen. Im Namen d rer, denen diese Saat am Herzen liegt, sage ich d von mir hochverehrten Hrn. Verf. meinen Dank das vortreffliche Werk, dessen Anzeige ich hier schliefse.

Dr. Kampe, in Neu-Ruppin.

V.

Ο Πρωθυπουργὸς καὶ Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, A
ματα πολιτικά, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου. Ἐν
ξέλλαις, 1843.

Ἡ τρίτη Σεπτεμβρίου, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.
λάδιον τρίτον. Ἐν Ἀθήναις, 1843.

Πανόραμα τῆς ἐν Ἀθήναις ἐθνικῆς Συνελεύσ
ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις, 1844.

Wenn Alexander Sutsos, unbedingt einer vorzüglichsten Dichter der Neugriechen, sich irgendwo als „constitutioneller Schriftsteller" ταγματικὸς συγγραφεύς) bezeichnet, und wenn ihn gegen der Neugrieche Risos Rangawis den „g schen Juvenal" (Ἕλλην Γιουβενάλος) nennt, so wir hierzu in den vorliegenden, uns kürzlich au chenland zugekommenen Dichtungen und s Schriften des Alex. Sutsos den beredtesten u führlichsten Commentar. Denn eben so seine gl Begeisterung für die Nothwendigkeit der cons nellen Gestaltung Griechenlands, wie er sie sch her oft genug und theils bei verschiedenen Ve sungen und unter verschiedenen Umständen, th mannigfacher Gestalt ausgesprochen; eben so fast schwärmerische Liebe zur Freiheit und zu chenland, spricht er hier wieder von Neuem a er zugleich seine ironisch satirische Laune läfst, und die Geifsel seines beifsenden Spott Witzes schonungslos und ohne alle Rücksicht sch Wir lassen es dahin gestellt sein, ob nicht M der Meinung sein werden, dafs hiernach in de liegenden Dichtungen von wahrer Poesie, von scher Begeisterung des Dichters, von poetischer kung auf den Leser, von poetischem Geiste u halte der Dichtungen überhaupt die Rede sein insofern wir es hier offenbar mit politischer

Digitized by Google

hun haben, und es mindestens unter den Deut-
n streitig ist, ob diese nicht nur eine Art Stief-
der Muse der Dichtkunst sei. Indefs, hat auch
. Sutsos mit den vorliegenden Dichtungen zu-
st unbedingt nur nützen und dazu beitragen wol-
dafs von seinem Vaterlande alle Uebel, woran
ich seiner Ansicht leidet oder gelitten hat, ent-
würden, alles Gute aber, dessen es sich nach
r Meinung noch nicht erfreuet, ihm zu Theil
e, so ist doch hierdurch der poetische Charak-
ler Dichtungen, auch ganz abgesehen von ihrer
, so wie das Poetische der Begeisterung für
rland und Freiheit, aus der sie hervorgegangen
, von vorn herein nicht ausgeschlossen; ein poe-
r Genufs daran ist durchaus keine Unmöglich-
und es hat, trotz des Nützlichkeitsprincips, dem
ıtflossen, und trotz der politischen Tendenz der
ngen, dennoch auch die Poesie in Erfindung
usführung, in Idee und in Wirkung ihren An-
daran ebenfalls gehabt, und sie hat ihn auch
für die Leser. Dazu ist Alex. Sutsos selbst zu
Dichter; er ist es, auch wenn, oder vielmehr
r Patriot ist und seinem Patriotismus die Spra-
r Begeisterung leiht; er ist es auch als Staats-
r, der über die Leiden seines Vaterlands klagt,
in Unglück beweint, und für eine schönere Zu-
desselben erglüht ist; er ist es, auch wenn
e Geifsel der Satire schwingt, und die Pfeile
Witzes nach allen Seiten hin aussendet. Kann
namentlich in dieser letztern Hinsicht, und bei
übertreibungen, ohne welche es dabei, und
bei den patriotischen Klagen über den Verfall
terlands, das um die Verheifsungen seiner Zu-
betrogen worden sei, nicht abgeht, der Ein-
dieser Dichtungen gerade nicht ein angeneh-
in poetisch-erhebender sein, ist er vielmehr
ung ein peinlicher und niederdrückender, indem
t dem Dichter selbst und mit dem Vaterlande,
Leiden er beweint, zugleich mit leiden, so ist
ies Alles nicht des Dichters Schuld, und — liegt
icht auch in dem Schmerze, besonders in einem
rze, wie der ist, den hier Alex. Sutsos in Wor-
ıspricht, unendliche Poesie?

ısonders haben wir bei dem vorstehend Be-
n die beiden obgedachten dramatischen Dich-
tungen: Ὁ Πρωθυπουργός (der Ministerpräsident), und Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής (der unerschütterliche Dichter) vor Augen gehabt. Alex. Sutsos nennt sie selbst politische Dichtungen, und sie sind es ihrer ganzen Staffage und ihrer Tendenz, ihrem ganzen Inhalte und Sinne nach. Der Dichter spricht sich darüber in dem Vorworte genügend und in bekannter Weise aus. Daneben sind beide zugleich auch politische Satiren. Die erste, in fünf Acten, ist gegen das in den letzten Jahren auch in Griechenland überhandgenommene Doppel-Spiel gerichtet, welches von Feinden des Volks, die sich jedoch für Freunde desselben ausgegeben, in der Absicht gespielt worden, um Minister und zwar Ministerpräsident zu werden. Alex. Sutsos schildert hier einen solchen Schelm (Πονηρίδης), der bald den Hofdiener, bald den Volksfreund spielt, je nachdem es zu seinen Zwecken pafst, der aber in seinem Herzen nur ein Feind des Volks, ein Verächter seiner Rechte und Freiheiten ist. Es gelingt diesem Schelm, das erstrebte Ziel wirklich zu erreichen; allein er geniefst das Glück seines Betrugs nicht lange, er wird bald erkannt, entlarvt und von der Volkswuth erreicht, der er — nur mit Mühe entgeht. Die Handlung ist im Ganzen sehr einfach; politisches Raisonnement ersetzt den Mangel der dramatischen Intrigue und besonders künstlicher Verwickelungen. An komischen Scenen fehlt es jedoch nicht; eben so wenig an satirischen Schilderungen, was Sitten und Gebräuche, was das Leben einzelner Klassen des griechischen Volks anlangt, die in gewisser Hinsicht aufserhalb der Grenzen der griechischen Nationalität sich befinden und sich bewegen, und deshalb schon oft dem Spotte des Volks anheim gefallen sind. Das gilt namentlich von den Phanarioten, die hier mit ihrer Eitelkeit und mit ihrem Dünkel in hohem Grade lächerlich gemacht werden. Die Charakterzeichnung ist treffend, und läfst wenigstens hin und wieder auf Originale schliefsen, die der Dichter hat darstellen wollen. Das ist man auch in Ansehung der Person des Πρωθυπουργός selbst anzunehmen versucht, hinter welcher, wie Recensent aus S. 81 glaubt schliefsen zu müssen, Niemand anders verborgen sein kann, als der auch neuerdings in Griechenland unter den dortigen Parteihäuptern oft genug, jedoch gerade nicht sehr ehrenvoll genannte Grieche, Konst. Zogra-

Digitized by Google

phos, der im Jahre 1839 auf kurze Zeit Minister war. Wenn übrigens Alex. Sutsos auch hier eine constitutionelle Monarchie für Griechenland verlangt, und daran Forderungen knüpft, die nach seiner Meinung davon unzertrennlich und für Griechenlands Gegenwart und Zukunft unumgänglich nothwendig sind (z. B. die Entfernung der Baiern aus Griechenland, u. s. w.), so ist hierbei zu bemerken, dafs Manches davon seit dem 3 (15) September 1843 seine Erledigung gefunden hat, während diese beiden Dichtungen früher, und zwar theils in Frankreich, theils in England, von Alex. Sutsos gedichtet worden sind. Wird man in dieser Beziehung beim Lesen derselben öfters an die jüngste Vergangenheit Griechenlands erinnert, die manche Wünsche und Forderungen des Dichters erfüllt hat, so macht es nun auch einen gar eigenthümlichen Eindruck, in den Declamationen und dem politischen Raisonnement desselben lebhaft an so manches Wort erinnert zu werden, was bei den Verhandlungen in der Nationalversammlung im Januar und Februar 1844 über Griechenlands Gegenwart und Zukunft gesprochen worden ist. Jedenfalls kann darin nur eine Rechtfertigung des Dichters erkannt werden, auch wenn man ihn im Allgemeinen in seinen politischen Declamationen und in seinem politischen Raisonnement überhaupt nicht allenthalben für gerechtfertigt ansehen kann. Der Dichter, der zu seinen — politischen — Zwecken nöthigenfalls auch übertreibt, und zu Viel fordert, um wenigstens Etwas zu erlangen, ist auch hier nicht zu verkennen.

Das zweite Gedicht: Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, in drei Acten, schildert eine Episode aus des Dichters eigenem Leben. Man kennt den Περιπλανώμενος des Alex. Sutsos (Athen, 1839), wenigstens aus demjenigen, was Brandis in seinen „Mittheilungen über Griechenland" (1842), Theil 3, S. 107—135 darüber und daraus mitgetheilt hat. Dieses Gedicht, in welchem Alex. Sutsos vornehmlich sein ganzes inneres Wesen, seine glühende Liebe zur Freiheit, seine Ansichten über das politische Geschick Griechenlands, und seine Forderungen für dessen Gegenwart und Zukunft, unter der Hülle der Dichtung in einer höchst anmuthigen, durch die Kraft und die einschmeichelnd Harmonie des Worts ergreifenden Sprache offen da gelegt hat, und welches von den Griechen selbst b sonders ausgezeichnet wird, wurde in Griechenla noch ehe das Gedicht eigentlich erschien, der genstand einer wider den Dichter verhangenen tersuchung; und er selbst ward wegen einiger ang lich aufregender und für den König Otto und griechische Regierung beleidigender Stellen des dichts, jedoch ohne vorherige rechtliche Entsc dung auf einige Tage ins Gefängnifs gesetzt. Er darüber seiner Zeit zwei sehr witzige Schriftchen προανάκρισις καὶ προφυλάκισίς μου, und: Ἀπολογία Σούτσου (beide erschienen 1839 in Athen), gesc ben, in denen er das Ungesetzliche jener wider und wider sein Gedicht ergriffenen Maafsregel einer beifsenden Darstellung, aber nicht ohne mischung einer gar anmuthigen Komik, auseina gesetzt. Diesen Gegenstand behandelt Al. Su in dem zweiten der obgedachten Dramen; er selb der ἀτίθασσος Ποιητής, der, wie er allerdings wirklich früher und später gethan hat, mit schütterlichem Freimuth seinen Unwillen über de stand seines Vaterlands, über die Knechtschaf Volks, über die Verachtung der Regierung die Kämpfer und Führer des Freiheitskampfs den Sittenverderb, und dafs die Griechen, sta chen zu bleiben, zu Franken, zu Europäern den, unverholen ausspricht, und eben so frei Alles das verlangt, was das Wohl Griech fordere, und was Alex. Soutsos auch zu ander ten bei verschiedenen Gelegenheiten zur Verbes der griechischen Zustände als unumgänglich no dig verlangt hatte. Das Gedicht ist, nebst sten, eine offene Anklage, ein offener Fe wider die baierische Fremdherrschaft. Na wird in dieser Beziehung die willkürliche, par und ganz ungriechische Behandlung der griec Angelegenheiten von Seiten der baierischen schaft und der Baiern überhaupt, in einer We rückgewiesen und mit Waffen bekämpft, w sich an und für sich nicht das Geringste sage

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Πρωθυπουργὸς καὶ Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, Δράματα πολιτικὰ, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.
τρίτη Σεπτεμβρίου, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.
δραμα τῆς ἐν Ἀθήναις ἐθνικῆς Συνελεύσεως, πὸ Ἀλεξ. Σούτσου.

(Schlufs.)

Uebrigens ist es für Alex. Sutsos, diesen ἀτίθασσος ποιητής, charakteristisch, was er in der oberen Ἀπολογία, S. 34, aussprach und mit Bestimmtheit erklärte: dafs, wenn er von der obgedachten Anklage wegen des Περιπλανώμενος freigesprochen werden würde, er Griechenland verlassen, fern demselben leben und nur dann zurückkehren wenn der Tag der Nationalfreiheit, der Glanz Volksvertretenden Verfassung über Griechenland aufgegangen sein werde. Der Dichter ist dieser Pflicht getreu nachgekommen; denn erst nach dem September 1843 kehrte er wieder nach Griechenland zurück. Seine unerschütterliche Liebe zur nationellen Freiheit und Verfassung seines Vaterlandes hat er hierdurch in Wahrheit dargethan, und hat deshalb wohl auch unbedingt das Recht, sich selbst als ἀτίθασσος Ποιητής darzustellen. Der Freiheit der Presse, der Freiheit des Worts redet er vernehmlich und nachdrücklich das Wort, indem mit den lebhaftesten Farben, in komischer Weise die anomalen Zustände Griechenlands und des griechischen Volks unter der Βαυαροκρατία des Jahres 1839 schildert.

Was das äufsere Gewand der beiden politischen betrifft anlangt, so sind sie im Allgemeinen in dem den politischen Versmaafse der neugriechischen Poesie gedichtet, und gereimt. Das Neugriechische, in dem sie gedichtet sind, huldigt nicht ohne und nicht unbedingt dem Volksdialekte, sondern reinere, edlere Ausdrucksweise, wie man sie bei Alex. Sutsos erwarten kann und gewohnt ist. Die raschen und in der That überraschenden Fortschritte, welche die neugriechische Sprache in ihrer Reinigung und Veredlung, in ihrer Annäherung an die altgriechische Sprache in den letzten zehn Jahren gemacht hat, sind auch hier unverkennbar. Uebrigens weifs Alex. Sutsos den Vers mit der nämlichen Leichtigkeit zu behandeln, wie die Prosa, und neben dieser Leichtigkeit und der Gefälligkeit seiner Sprache, die angenehm und harmonisch in das Ohr fällt, liegt in ihr eine innere Kraft und Energie, die fast nur ihm in diesem Grade eigenthümlich ist.

Von der „Τρίτη Σεπτεμβρίου" (der dritte September), einer, nach der Rückkehr des Alex. Sutsos nach Griechenland in Heften von ihm herausgegebenen Zeitschrift, ist dem Unterzeichneten nur das dritte Heft zugekommen. Irrt derselbe nicht, so ist dies dasselbe, welches ihn im November 1843 in Athen der Volkswuth aussetzte, der er nur mit Mühe entging, und zwar wegen einer Fabel (S. 27), in der er erzählt, wie einst im J. 1843 *vor* Christus die Thiere sich ihre Staatsminister gewählt hätten, — eine Fabel, worin eine Satire auf die damaligen Minister in Griechenland unverkennbar ist. Der übrige Inhalt dieses dritten Hefts ist theils prosaisch, theils poetisch, durchgängig aber politisch, und bezieht sich auf den damaligen öffentlichen Zustand Griechenlands. Es enthält in dieser Hinsicht vorzüglich Mahnungen und Winke für die Nationalversammlung, so wie Wünsche und Hoffnungen für dieselbe, dagegen auch des Tadels genug für das September-Ministerium und gegen die Baiern. Alex. Sutsos eifert auch hier mit fester Consequenz für die Forderungen des constitutionellen Lebens, gegen jeden Rangunterschied und jede Aristokratie, gegen Hofdiener und Hofschmeichler (warum nicht auch gegen Volksschmeichler und Demagogen?); und mit Begeisterung verkün-

Digitized by Google

det er die grofsen Bestimmungen des griechischen Volks, besingt er den früheren Ruhm und die glänzende Zukunft Griechenlands. Die Entschiedenheit der Gesinnung, die Kraft der innigsten Ueberzeugung, tiefer Hafs und hohe Begeisterung einer glühenden Vaterlandsliebe sprechen sich auch hier in einer kräftigen und edlen Sprache aus. Aber die unpatriotischen, eigennützigen und selbstsüchtigen Gewalthaber des Tages haben auf dies Alles keine andere Antwort und Erklärung, als — Autodafe's, Steinigungen, Einkerkerungen und Verbannungen, um sich damit — wenigstens die Ruhe des Kirchhofs zu verschaffen.

Das „Πανόραμα τῆς ἐθνικῆς Συνελεύσεως" wäre vielleicht ohne den im Vorstehenden erwähnten, dem Alex. Sutsos im November 1843 in Athen widerfahrenen Unfall nicht gedichtet worden; ja man könnte sogar sagen, und es ist auch behauptet worden, dafs hier der Dichter mit gewöhnlicher Eitelkeit jenes kleine Scandal ausbeute, das ihm damals gemacht wurde, und dafs also diese Dichtung nur ein Erzeugnifs der Rache oder doch wenigstens der Eitelkeit des Dichters sei. Allerdings ist diese Dichtung fast nur rein persönlich und subjectiv, erzeugt durch äufsere Veranlassungen, und insofern vielleicht auch der inneren Wahrheit, Freiheit und Nothwendigkeit entbehrend; und jedenfalls trägt sie die Flecken der Parteiung an sich. Indefs kann dies allein über ihren Werth oder Unwerth nicht entscheiden, und gerade in Griechenland, wie dort in der jüngsten Vergangenheit die öffentlichen Verhältnisse beschaffen gewesen, war es nothwendig, dafs die guten, die wahrhaften Patrioten zusammentraten und Partei ergriffen gegen die Verblendung der Selbstsüchtigen, der Ehrgeizigen und Unpatriotischen. Ob Alex. Sutsos in allen Stücken nur auf Seite der Ersteren gestanden, und ob er auch hier nur der Stimme des ächten Patriotismus, wenn sie in ihm selbst hörbar gewesen, auch wirklich Gehör gegeben habe, möchte sich wohl mit Grund bezweifeln lassen. Auch dürfte der poetische Werth dieses Πανόραμα gerade nicht sehr hoch anzuschlagen sein. Gleichwohl hat es ein, in den Verhältnissen und in dem Verfasser liegendes, auch in dem Gegenstande, den es behandelt, begründetes Interesse, und in vielen Beziehungen hat der Dichter ganz richtige Ansichten und Urtheile über die Menschen und Dinge um ihn her in Griechenla[illegible] ausgesprochen. Besonders mufs das von dem Vo[illegible] worte gelten, mit welchem er das Gedicht sel[illegible] eingeleitet hat, und worin er sich über den We[illegible] und die Wichtigkeit der constitutionellen Gestal[illegible] Griechenlands, nicht nur für die Zukunft Griech[illegible] lands selbst, sondern namentlich auch für die [illegible] kunft des gesammten Morgenlands ausspricht. S[illegible] ganzes Raisonnement in dieser Hinsicht, insofern [illegible] sich nicht blofs mit der Zukunft Griechenlands [illegible] schäftigt und diese schönere Zukunft aus seiner [illegible] nen Vergangenheit herausdeutet, kommt in der H[illegible] sache auf das Wort eines der ersten Staatsm[illegible] Griechenlands hinaus, welches derselbe auf der [illegible] nerbühne der Nationalversammlung in Athen i[illegible] nuar 1844 aussprach, auf das halb prophetische [illegible] Griechenlands Fall im 15ten Jahrhundert erle[illegible] das Abendland, und seine Erhebung im 19ten [illegible] hundert wird das Morgenland erleuchten! — die[illegible] tung selbst, die das „Πανόραμα τῆς ἐθνικῆς σ[illegible] σεως" enthält, schildert in der Hauptsache zu[illegible] nige der Mitglieder der griechischen Nationalve[illegible] lung nach ihrem innern Wesen und nach der [illegible] die sie dort gespielt haben; natürlich etwas ob[illegible] lich und in der leichten satirisch-ironischen [illegible] die man an Alex. Sutsos schon gewohnt ist [illegible] mentlich aber geifselt er mit schonungsloser [illegible] teilichkeit die Minister des 3. (15.) Septembe[illegible] und gewisse Koryphäen der antinationalen Pa[illegible] sich bei einzelnen besonderen Gelegenheiten [illegible] Nationalversammlung vornehmlich geltend, ab[illegible] lächerlich gemacht, und doch am Ende Nichts [illegible] hat. Dafs sie der Dichter nun auch hier [illegible] lächerlich macht, ist in der Ordnung und g[illegible] Platze, eben so dafs er die Gegner dieser a[illegible] nalen Partei nach Gebühr ehrt und feiert. Die[illegible] gewandtheit und Reimfertigkeit, mit der er d[illegible] ist in der That bewundernswürdig: solcher St[illegible] unwürdig er auch in gewisser Hinsicht an [illegible] gewinnt unter der Behandlung und Bearbeit[illegible] Alex. Sutsos, und ist für ihn und für sein[illegible] poetisches, satirisch-ironisches Wesen beson[illegible] eignet. Für die neueste Geschichte Griechen[illegible] auch hier Manches zu lernen, — manches De[illegible] über gewisse Intriguen des Auslands in Grie[illegible] besonderes Licht zu verbreiten vermag. Ma[illegible]

Digitized by Google

ıı hier Veranlassung, gewissen Leuten aufserhalb echenlands zuzurufen, dafs sie doch aufhören möch-, über gewisse unläugbare Flecken im National-rakter der Neugriechen anklagend sich auszulas-, so lange sie selbst davon für sich Nutzen zu en bemüht sind, — zum Nachtheile für Grie-land!

Dr. Theod. Kind.

VI.

tentias M. Terentii Varronis maiori ex parte editas ex codice ms. bibliothecae Seminarii tauini edidit et commentario illustrauit Dr. inc. Devit. Accedunt alia Varronis eius-m fragmenta et duo M. Tullii Ciceronis, mdum inter ea, quae uulgo eduntur, de-ripta, et specimen quoddam operis moralis ilosophiae venerabilis Hildeberti, quod in dem codice habetur. Patauii MDCCCXLIII. 0 pp. 8.

Eine neue Ausgabe der gesammten Fragmente v's mit ausdauernder Sorgfalt und kritischem Takte nommen, würde eine höchst wichtige Erscheinung inen Jeden sein, der dem Studium römischer Lit-ur sich zugewendet. Varro's massenhafte Gelehr-eit hat nicht nur auf die Zeitgenossen mächtigen fs geübt, sondern sie beherrscht lange Zeit hin-die Studien der Nachfolgenden. Ueberall ver-en sich ihre Adern und, wo sie an einzelnen ten hervortreten, lassen sie ein tieferliegendes eit verzweigtes Geschlecht ahnen, das mit sei-Marke die Epigonen nährt. Aber auch ein jeder g zu diesem grofsartigen Werke, das seine ge Erscheinung fördert, mufs willkommen ge-n werden. Manches haben wir in dieser Bezie-in nächster Folgezeit zu erwarten: die Bear-g der Satirenfragmente von Oehler in Quedlin-wird demnächst erscheinen, auch Krahner wird tlich nicht allzulange mehr auf sich warten las-zumal jetzt Merkel ihm für einen Theil seines tes wenigstens tüchtig vorgearbeitet. Neben die-ussichten aber sehen wir aufser manchen andern einungen der letzt verflossenen Jahre nunmehr in dem Büchlein des Hrn. Devit schon eine Frucht gleichartiger Studien gereift und begrüfsen sie um so freudiger, als sie zeigt, dafs der transalpinische Gelehrte den Forschungen der unseren theilnehmend gefolgt ist und in ihrer besonnen gründlichen Weise seine Arbeit auzuführen gestrebt hat.

Dieselbe besteht nun hauptsächlich aus zwei Stücken, zunächst der Herausgabe von theilweis unedirten Sentenzen Varro's, dann aber aus einer Vervollständigung unserer Fragmentsammlung desselben. Jene werden nach einer Handschrift des paduaner Seminars n. 101 aus dem 13ten Jahrhundert mitgetheilt, wo sie S. 71—75 als prouerbia Varronis ad Paxianum (oder wie Hr. D. sicher verbessert P. Axianum, aufgeführt werden. Auch eine andere Handschrift desselben Seminars (n. 126), so wie eine zweite, von Jos. Riva mitgetheilte gaben einige Ausbeute: daneben wurde, was bei Vincentius Bellovacensis sich vorfand (wo die sententiae ad Atheniensem auditorem gerichtet heifsen), und was Barth aus einer Handschrift mitgetheilt hatte, benutzt; auch Schneider's und Orelli's Sammlungen würden eingesehen und so die Zahl dieser Sentenzen, deren Ursprung und Autorität aber immer noch nicht genügend ermittelt ist, auf 165 gebracht, von denen 157 der Handschrift entstammen. Von den 8 anhangsweise mitgetheilten gehört aber die nr. 160 gewifs nicht hieher; bei Vinc. Bellov., woher diese Stelle entlehnt ist, heifst es: Primus praecepta apud Hebraeos Moyses scripsit, apud Latinos uero Marcus Vates primus praecepta composuit, ex quibus est illud „postremus dicas, primus taceas." Hr. D. verbessert Marcus Varro, aber schon der Vergleich selbst ergiebt sicher, dafs Marcius uates zu lesen ist. Dieser alte Sänger (nach andern Marcii fratres) wird vielfach in ähnlicher Weise erwähnt: zwei uolumina, auf denen seine Aussprüche verzeichnet standen, kommen bei Macr. Sat. I. 17 vor und hier wie bei Festus p. 165 Paul. D. p. 176 Müll. finden sich Bruchstücke derselben.

Die nun folgende Ergänzung der Fragmentsammlung des Varro ist durch das fleifsig herbeigeschaffte Material dankenswerth. Sie umfafst 65 Bruchstücke (166—230) oder, da festus s. u. religionis p. 285 M. 234 Lind. in 10 Fragmente zerlegt ist, eigentlich wohl nur 56. Leicht hätte sie übrigens um ein Bedeutendes vermehrt werden können, z. B. um nur noch gar nicht Benutztes zu nennen, aus den Mai-

Digitized by Google

schen Publicationen, aus den Analecten v. Eichf. und Endl., aus dem v. Haupt edirten Schriftchen de generibus nominum etc.: auch Lydus ist von Hrn. D. nicht vollständig ausgebeutet worden. Fortfallen mufs dagegen aus demselben nr. 225 aus de mag. 2. [nicht 1] 13, das, wie Hr. D. selbst ja auch angiebt, auf Varro de L. L. V. § 116. sich bezieht; eben so ist 173 „Falculas has phancillas germinisecae uocant" fortzustreichen, das nach einer Anführung des Anson. Popma mitgetheilt wird, der es ganz richtig als ex Varrone de L. L. 4 bezeichnet: es ist nur eine corrupte Lesart der Stelle L. L. V § 137. p. 140 Sp. wo jetzt Müller nicht ohne Wahrscheinlichkeit hergestellt hat.. faculas. Has zanclas Chersonesioe (cf. Grotefend Beitr. zur Geogr. u. Gesch. v. Alt-Ital. II. p. 7) dicunt. Eben so ist das Fragment der Europa 202 „Tutum sub sede fuissent" aus fest. pag. 381 M. wohl einem Hexameter des Atacinus entlehnt. Das folgende Fragment aus fest. s. u. uapula Papiria konnte dagegen durch die dort hinzugefügten Beispiele aus Terentius und Plautus vermehrt werden, die offenbar aus Varro hinübergenommen sind. Auch in dem nachträglich aus Schol. Pers. I. 72 gegebenen Bruchstücke 229 ist in der Mitte eine Zeile ausgefallen. Das Fragment aus festus s. u. Septimontio gehört nicht zum 7ten sondern zum 8ten Buch rerum humanarum; die betreffende Festusstelle aber steht S. 348. Müll. 267 Lind., („p. 308 ed. Mülleri coll. p. 359 ed. Lindem." hat Hr. D.). Auch das Bruchstück 169 ist aus Serv. ad Aen. X. 76, nicht X, 26 entlehnt. Die hier vorgeschlagene, richtige Interpunctionsänderung hat stillschweigend schon Merkel in seiner Sammlung Prolegg. ad Ouid. Fast. p. CLXXXVII angenommen. In dem vorhergehenden frgm. 168 aus den Intpp. Vergilii ad. Aen. VII. 168 (p. 78) werden wohl die Depidii und der Depidius in Digitii und Digitius zu ändern sein, wie Klausen Aen. u. die Pen. p. 762 coll. p. 914 richtig gesehen hat; nicht umgekehrt mit Mai, dem Hr. D. folgt, in den Solin hineinzucorrigiren. Ueber die libri, die Varro ad Actium scripsit (frgm. 171) kommt auch Hr. D. zu diesem Bruchstücke und S. 21 sq. n. 1. zu keinem sichern Resultate: mag nun hier Axius, Atticus, Ateius (Osann Anal. crit. 67) oder welcher Zeitgenosse des Varro sonst zu verstehen sein, sicherlich ist er verschieden von dem Accius noster in dem Bruchstücke des Va aus dem ersten Buche de origine Latinae: denn hier der Dichter L. Attius gemeint sei, was Refe schon de Cinciis p. 65 n. 54 beiläufig behauptet h ist jetzt von Klotz N. Jahrbb. f. Phil. u. Päd. 4. 1844. p. 373 sqq. überzeugend nachgewiesen. übrigens das letztgenannte Werk coll. Lyd. de l. 5. (fr. 223) an den Pompeius gerichtet gewesen wie Spengel ed. Varr. p. 7 sqq. vermuthete, unte stimmung von Hrn. D. p. 76, möchte Referent Müllers Untersuchungen über die Abfassungszei Bücher de L. L. bezweifeln: Varro begann si bald nach Pompeius Tode und Lydus versteht den von ihm citirten προοιμίοις τῶν πρὸς Πομπήϊον γεγραμμένων entweder ein anderes Werk (doch den von Gellius N. A. XIV. 7. erwähnten, sch Varro's Lebzeiten verlorenen commentarius εἰς an den Pompeius, als er das erste Mal zum designirt war, ex quo disceret quid facere die deberet, quum senatum consuleret), oder, wa renten das Wahrscheinlichere ist, es ist bei il Krahner de Varr. antiqq. libr. XLI. p. 20 πρ πώνιον zu corrigiren.

Können wir somit Hrn. D. nicht überall zelnen beistimmen und begegnen mancher klei genauigkeit, wohin z. B. auch zu rechnen is das Bruchstück 185, das mit astronomisch-num Verhältnissen zu thun hat, auf eine aus Rufin nr. 184 erwähnte Schrift des Varro de numer gen wird, während daselbst vom Numerus d gehandelt wird, dafs p. 75 Hase Herausgeber princ. des Lyd. de mag. genannt wird, die bevorwortet hat, oder dafs die neuere richtig von Spengel zur Evidenz gebrachte Zählung cher von Varro de L. L. eine Hypothese Mülle (p. 78), so müssen wir doch im Allgemein Sorgfalt in der Zusammensetzung und meist der Behandlung der Stellen anerkennen. Auch den von Hrn. D. aufgefundenen Bruchstücke die der Orellischen Sammlung fehlen, und di nannten paduaner Handschrift 101 entnomme aus des Hildebertus moralis philosophia zur chung mit dem Texte in der Ausgabe der Ber sind willkommene Beigaben.

He

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

VII.

Clementinen nebst den verwandten Schriften nd der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- nd Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte on Adolph Schliemann, Kandidaten der heologie in Rostock. Hamburg, 1844.*; bei riedrich Perthes.* 570 S.

n dem angeführten ersten Werke eines jungen lenburger Theologen freuen wir uns, eine der gensten und bedeutendsten neuern Leistungen auf Felde dogmengeschichtlicher Monographien be- en zu können. Die Entstehung der Clementinen allen Seiten hin ins Licht zu setzen, giebt der Verf. als die Aufgabe an, deren Lösung er in elben versucht habe. In der Ausführung ist sein deres Streben darauf gerichtet gewesen, bei allen nen Untersuchungen, auf welche er geführt e, sich des Zusammenhangs mit den früheren Be- ungen klar bewufst zu werden, weshalb der Be- ung aller schwierigern Theile immer eine kurze hichte der bisherigen Forschungen vorangeschickt der Standpunct angegeben ist, auf welchem die- sich heutigen Tages befinden. Dieses Verfah- nd die reiche, vielseitige Bedeutung, welche die entinen an sich für die Dogmengeschichte der Jahrhunderte haben, kommen denn zusammen, serer Schrift ein mehr als gewöhnliches Inter- u sichern; sie enthält eine vollständige Geschichte denchristlichen Erscheinungen und eine grofse wichtiger Erörterungen, Bemerkungen und No- in Bezug auf dieses Gebiet. Indem die Unter- ng mit gewissenhafter Treue sich an die Ge- te hält und deren einfache Ermittlung sich mehr erzen sein läfst, als den Nachweis, wie dieselbe nem bestimmten System zusammentreffe, ist sie ch eine Vertheidigung des Gesichtpunctes, nach welchem man bis dahin die Erscheinungen jener Zeit aufgefafst und geordnet hat, gegen die Umwälzung, mit der die Tübinger Schule dieses Gebiet, nicht ohne die augenfälligsten Willkürlichkeiten, bedroht. Die gediegenste Gelehrsamkeit, wie sie bei einem ersten Jugendwerk in der That auffallen mufs, treffendes Urtheil, besonnene, gründliche Forschung und durchgängige Klarheit der Darstellung verdienen als die Hauptvorzüge genannt zu werden. Dagegen thut der Hr. Verf. sich auch nicht Unrecht, wenn er befürchtet, in allzugrofse Ausführlichkeit bei Mittheilung der Literatur und eine gewisse schwerfällige Breite der Sprache verfallen zu sein. Ersteres ist um so mehr zu bedauern, als es leicht zu vermeiden gewesen wäre und nur Wichtigern den Raum geschmälert hat. Die Masse von Anmerkungen und Citaten prefst oft den Text auf wenige Zeilen zusammen, stellenweise ohne alle Entschädigung. Welcher Zweck wird zum Beispiel erreicht, wenn bei Gelegenheit der Aussage, dafs man von Mosheim bis auf Neander fast nur die bei den Vätern vor Epiphanius geschilderten Ebioniten anerkannt habe, nicht weniger als einige dreifsig Gewährsmänner namhaft gemacht werden? Doch liefse sich dergleichen übersehen, wenn nur die Form, auch da, wo sie den Gegenstand selber wesentlich berührt und mit zum Inhalt wird, wir meinen in der Anordnung und Vertheilung des Stoffs, nicht eben so sehr vernachlässigt wäre. Gar zu häufig wird die Untersuchung um einer weitläufigen Abschweifung willen unterbrochen, Zusammengehöriges von einander getrennt, Begonnenes fallen gelassen und auf später verschoben. Auf diese Zerstückelung weist der Hr. Verf. selber einmal recht auffallend hin. Der erste § des vierten Kapitels führt die Ueberschrift: Prüfung der verschiedenen Annahmen in Betreff der Richtung der Clementinen. Von diesen Annahmen finden hier aber nur zwei ihre Besprechung, nämlich die Ableitung der-

Digitized by Google

selben von dem Monarchianismus und von der alexandrinischen Religionsphilosophie. Nichts destoweniger lautet nun der Schlufs folgendermafsen: So sind die Clementinen weder alexandrinischen Ursprungs, noch ein Product der Monarchianer, ebenfalls kein Erzeugnifs der katholischen Kirche, (was weiter unten erhellen wird), noch des Gnosticismus, (s. unten), noch des Nazaräismus, (s. unten), vielmehr des Ebionitismus. — Man kann gewifs nicht sagen, dafs in der Theologie übertriebene Forderungen an die Form gestellt würden, aber wenigstens wird das Bedürfnifs nach einer bessern immer allgemeiner und es wäre doch Schade, wenn darum Arbeiten wie diese, nicht die volle Anerkennung und Theilnahme finden sollten, die sie sonst in jeder Beziehung verdienen.

Nach der Einleitung, welche sich zum gröfsten Theil mit der Geschichte der Untersuchungen über die Clementinen beschäftigt, werden im ersten Kapitel die verschiedenen kritischen Fragen nach Inhalt, äufserer Anlage, Namen, historischer Glaubwürdigkeit u. s. w. abgehandelt. Wir übergehen dieses, so wie das dritte, mit den unsern Clementinen verwandten Schriften sich beschäftigende Kapitel, wiewohl aus denselben sich manches neue Ergebnifs hervorheben liefse, und wenden uns gleich zu den beiden übrigen Abschnitten, deren erster, das dritte Kapitel, den clementinischen Lehrbegriff entwickelt. Der Hr. Verf. hat es vorgezogen, statt das System aus seinem Grundgedanken sich entfalten und in seine einzelnen Bestimmungen verzweigen zu lassen, dasselbe mehr berichtend wiederzugeben und unter den verschiednen dogmatischen Oertern abzuhandeln. Wenigstens stimmt diese Methode mit der Einrichtung des ganzen Werks, bei welchem es vor Allem auf strenge Sichtung und einfache Darlegung des thatsächlichen Stoffes abgesehen scheint. Auch in diesem Theile findet sich neben durchgängiger näherer Bestimmung der clementinischen Lehre vieles Abweichende und Neue. Nicht beistimmen können wir dem Verf., wenn er, im Gegensatz zu Credner, der über den Ursprung der Sünde verschiedene Erklärungsweisen in den Homilien findet, die Frage nach der Möglichkeit und nach der Wirklichkeit der Sünde trennt, und dann den ersten Menschen nach Adam nur jene zuerkennt, indem er den Satz ὁ δὲ ἐξ ἄρσενος καὶ θηλείας γεγονὼς ἃ μὲν ψεύδεται ἃ δὲ ἀληθεύει so versteht: In diesem ist die Möglichkeit sowohl des Guten als des Bösen vorhanden. Allerdings wird mar weit das System die Sünde auf eine pelagianisc fafste Wahlfreiheit zurückführt, diese Untersche machen müssen, so weit aber das Böse als ein lich Nothwendiges, durch die von Ewigkeit in vorhanden gewesene Materie und die Abstammun Eva Bedingtes auftritt, erweist sich dieselbe länglich und mufs doch wieder die von Credn hauptete Zwiespältigkeit zu Hülfe genommen w Immerhin könnte man die Sünde als Thatsünd denjenigen Zustand, welchen die Thatsünde z Voraussetzung hat, wie man ihn auch bez wollte, auseinanderhalten, sobald er nur nic der blofsen Möglichkeit der Sünde zusamm soll; denn dafs über diese die ersten Mensc aus waren, folgt, wo nicht aus dem ganzen menhang des Systems, wohl schon aus dem gen, durch kein anderes Ereignifs begründeten gang des Geschlechts in Sünde und aus dem gen Fall der Engel, als dieselben, wiewohl entgegengesetzten Absicht die gefallnen Mens beschämen, menschliche Leiber angenommen Das Richtige ist, dafs eine rein natürlic sung des Bösen mit einer flach sittlichen b in einander überspielt, bald schroff und zusammentrifft, und so die strenge Scheidung der Hr. Verf. vollziehen möchte, unthunlich wird. Es giebt wohl nicht noch ein System, dem es die Verschmelzung der schneidendste sprüche sich zur Aufgabe macht, ein und da keck bald hier setzt, bald dort durch se gensatz verläugnet, bald an einem dritten O merkt mit ihm verbindet. Mit demselben W sang, durch den es dem Menschen seinen Widerspruch einzuschläfern unaufhörlich räth es auch das beständige Bewufstsein seines eig gischen zu Ruhe.

Eine der wichtigsten und schwierigste rücksichtlich unsres Systems ist die nach de bung Christi, ob man sich dieselbe im S Clementinen als natürliche, oder als übernati denken habe. Die beiden einzigen, und auch telbar, hieher gehörigen, fast gleichlautende

*) Πῶς οὖν ἐπάσωμεν τῷ εἰς τὴν ὑμετέραν κακῷ ὑ H. XI, 11. und öfter.

Digitized by Google

III, 17 und 20, sind abwechselnd für die eine und die andere Annahme gedeutet worden. Clemens cht hier von dem, ihm mit Christus, Moses u. s. w. tischen, Adam, dessen Sündenlosigkeit er aus Gottesgeist, welcher ihm beigewohnt, behauptet. ;ewohnt hat derselbe ihm, denn Τὸ μέγα καὶ ἅγιον προγνώσεως αὐτοῦ (scil. θεοῦ) πνεῦμα, εἰ μὴ τῷ χειρῶν αὐτοῦ κυοφορηθέντι ἀνθρώπῳ δώῃ τις ἐσχη-, πῶς ἔτι ἑτέρῳ τῷ ἐκ μυσαρᾶς σταγόνος γεννηθέντι ονέμων οὐ τὰ μεγίστα ἁμαρτάνει; ... τὰ δὲ μέγιστα ιεῖ, ἐὰν ἑτέρῳ μὲν μὴ δώῃ ἔχειν, ἐκεῖνον δὲ μόνον λέγοι, ὃς ἀπ' ἀρχῆς ἅμα τοῖς ὀνόμασι μορφὰς ἀλλάσ-τὸν αἰῶνα τρέχει. Schliemann entscheidet sich auf Stelle hin, gegen Credner, mit Baur und Neander, ie übernatürliche Entstehung Christi, die er aus nwiderleglich bewiesen zu haben überzeugt ist. achtet der angeführten Autoritäten, und auch Schliemanns neuer, gründlicher Besprechung, en wir aber ein Recht zu haben, die Sache für nz ausgemacht noch nicht anzusehen. Es erhellt , woher unter den Worten ἐκεῖνον δὲ μόνον u. s. r solche sollten verstanden werden können, wel- Clemens das πνεῦμα ἅγιον nicht beilegt. Ange- ren, unter dem ἑτέρῳ sei jeder ἐκ μυσαρᾶς σταγό- ννηθείς begriffen zu denken, und das scheint das ichste, so liegt in dem ἐκεῖνον δὲ μόνον kein g, von diesem Verständnifs abzugehen. Die Stelle e dann sagen: „Wie sollte nicht freveln, wer rsten gottgeschaffnen Menschen den Gottesgeist hat, und einem Andern, im Schmutz der Zeu- entstandenen, zuerkennt" — noch ganz abgese- ob dieser Andere ein wahrer oder falscher Pro- t. „Am frommsten dagegen handelt derjenige, er jenen Geist einem Andern überall nicht bei- sondern allein jenem Einen, Identischen, welcher nbeginn, Gestalten und Namen wechselnd, die durchläuft." So bliebe in diesen Worten gegen nahme einer natürlichen Entstehung allein das rnifs übrig, das man etwa in dem harten Aus- ἐκ μυσαρᾶς σταγόνος finden könnte. Ob dieses irklich so gewichtig ist, dafs die Hindernisse tgegengesetzten ihm nicht mindestens die Wage ? Jedenfalls mufste doch Christus, auch wenn rnatürlich entstanden war, gemäfs der gegendo- ien Richtung der Clementinen, einen wirklichen, r bösen, wilden Hyle geformten Leib angenom- men haben. Würde man da nun auch erinnern kön- nen, dafs in Christo, eben so wie sie in Adam, die Sophia aller hylischen Einflüsse schlechthin übermächtig gewesen, so brauchte doch auch eben deshalb um so weniger, sollte man denken, die Sophia menschliche Geburt und Empfängnifs zu scheuen. Auf welche nähere Art und Weise soll nun aber Christus nach jener Auffassung ins Dasein getreten sein? In einem phantastischen Körper ihn plötzlich erschienen, oder in einem solchen valentinianisch durch die Maria hindurchgegangen, will Schliemann ihn eben so wenig sein lassen, als geboren nach der kirchlichen Vorstellungsweise. Jene Annahme verbietet die antidoketische Richtung, die beiden letztern die Ansicht der Homilien von der weiblichen Natur. So bleibt denn kein Ausweg, als ihn sich, wie Adam, unmittelbar von Gott geschaffen zu denken. Dafs übrigens jene Stelle selber uns hiezu anleite, in welcher ὃς ἀπ' ἀρχῆς ein und derselbe sei mit dem ὑπὸ θεοῦ κυοφορηθέντι, ist unrichtig, da aus der in der Sophia, die in beiden gleicherweise erschien, gelegenen Selbigkeit Christi mit Adam, noch keineswegs die Identität des Leibes Adams mit dem Christi folgt. Christus müfste also nach den Clementinen im vollen Mannesalter von Gott plötzlich in die Menschheit hineingeschaffen sein worden, und zwar eben so Moses, Abraham u. s. w. Denn dem letztern mit Schliemann dadurch ausweichen zu wollen, dafs man sagt, Clemens brauchte sich diese Consequenz nicht zum Bewufstsein gebracht zu haben, ist eine unmögliche Ausflucht, da, dafs Noah wie Adam entstanden sein mufs, wenn er es mufs, gar keine weitere Consequenz, sondern einfach derselbe Satz mit dem ist, dafs Christus wie Adam entstanden ist. Wie sollte auch Clemens über diesen innersten Punct seines Systems kein Bewufstsein gehabt haben. Dafs diese siebenmal wiederholte Schöpfung des Menschen aber noch über die sonstige, wenngleich auch nicht geringe, Abenteuerlichkeit der clementinischen Vorstellungen hinausgeht, glauben wir mit einiger Sicherheit behaupten zu dürfen.

Diese in der Sache selbst enthaltenen Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch eine anders woher sich ergebende. Befremdend, bei der Schliemannschen Auffassung, wo nicht geradezu unverträglich mit ihr, wäre schon dies, dafs die Homilien so viel von Jakobus, auch nur als dem sogenannten Bruder des Herrn

Digitized by Google

reden. Nun aber sollen sie sogar, wie Schliemann gegen Kern durchführt, diesen Jakobus für den eigentlichen und leiblichen Bruder Jesu gehalten, also den im reifen Mannesalter plötzlich auf Erden Erschienenen nachträglich noch mit Mutter und Brüdern versehen haben.

Ist das Bemerkte richtig, so würde daraus folgen, dafs weder die hier versuchte Art, die übernatürliche Entstehung Christi sich im Sinne der Clementinen zu denken, möglich, noch es nöthig wäre, auf jene Stelle hin ihnen überhaupt die Ansicht einer solchen Entstehung beizumessen.

In dem vierten und letzten Kapitel wird die Richtung der Clementinen erörtert, der Ebionitismus seiner geschichtlichen und dogmatischen Seite nach in Betracht gezogen und Zeit, Ort der Abfassung unserer Schrift, ihre Tendenz und die Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen, zu bestimmen versucht. Wir lassen, weil dieser Abschnitt den wichtigsten Theil des ganzen Buches ausmacht, eine kurze Uebersicht desselben folgen. — Was die Richtung, aus welcher die Homilien hervorgegangen sind, anbelangt, so ist diese Frage auf die vielstimmigste Weise beantwortet worden, indem man auf fast alle religiösen Erscheinungen der ersten Jahrhunderte, den Ebionitismus, Nazaräismus, Gnosticismus, die katholische Kirche, alexandrinische Religionsphilosophie und den Monarchianismus zurückging. Für die alexandrinische Religionsphilosophie haben sich Mosheim und Dähne entschieden. Nach dem erstern hat ein alexandrinischer Jude, der die Grundsätze der neuplatonischen Schule eingesogen und ins Christenthum mit herübergenommen, die Homilien verfafst. Die Vergleichung, welche Mosheim zum Beweis seiner Annahme zwischen dem Neuplatonismus und dem clementinischen System anstellt, trifft jedoch, wie nachgewiesen wird, nur Unwesentliches und mufs das Eigenthümliche beider Erscheinungen unberührt lassen. Hiezu kommt, dafs, was Mosheim freilich nicht erkannte, die Clementinen ins zweite Jahrhundert, also vor die Zeit fallen, in welcher der Neuplatonismus seine feste Gestaltung gewann. Dieser letzte Grund würde wegfallen gegen Dähne's, darin von der Mosheims verschiedene Bestimmung, dafs er die Schrift durch die jüdische Religionsph sophie mit dem jüngern Platonismus zusammenhan läfst. Allein auch Dähne's Begründung seiner Ans ist ungenügend. Denn wenn die Clementinen Philo, beide die Offenbarung als auf einer wes chen Vereinigung des menschlichen Geistes mit Logos beruhend auffassen sollen, so fliefst doch dem bedeutenden Unterschied, dafs, während dor Sophia, wie sie in Adam selbst Mensch geworde so auch in den andern Menschen, nur getrübt, Erscheinung kommt, dagegen nach Philo die me liche Seele sich selber wieder zu dem Logos wi ser zu dem höchsten Gott, nämlich als blofses A verhält, fliefst aus diesem Unterschied auch ei sentlich verschiedene Inspirationstheorie — hier drücktheit des endlichen Bewufstseins, dort fr verschleierte Klarheit. Eng hieran schliefst sic Zweite, dafs, weil Philo keinen wesentlichen schied der Allen und der den Propheten zu Thei denden Offenbarung, er deshalb auch nicht die wendigkeit einer äufsern geschichtlichen Offen anerkennt. Drittens findet sich bei Philo nic der clementinischen Lehre über die Propheten. triftiger ist es, wenn Dähne eine zweite Ue stimmung darin erblickt, dafs wie den Alexan Adam das Symbol des noch ungetrübt mensch und somit göttlichen Geistes gewesen, so den C tinen, gemäfs dieser Deutung, Adam in allen b Menschen, namentlich den Propheten, wiederg sei. Denn auch abgesehen davon, dafs also d mentinen auf den geschichtlichen Adam über was jene nur symbolisch in Adam dargestell mufsten die Alexandriner, entweder, wenn sie Messias den Logos selbst erwarteten, ihn ja das in Adam symbolisch Angedeutete erhe konnte ein zum Christenthum übergetretener driner doch unmöglich auch Adam als den me wordnen Logos ansehen, oder, falls sie nur d wirklichung des in Adam sinnbildlich Gewei von dem Messias verlangten, wäre hiemit die me unverträglich, es sei in beiden dieselbe erschienen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte von Adolph Schliemann.

(Fortsetzung.)

on dem Monarchianismus leitet, mit Cölln, Schenkel Schrift ab. Ein römischer Monarchianer vor der Victor's habe dieselbe verfafst. Der erste Grund dafs die Clementinen wie die Artemoniten die eit Christi bekämpften, würde in dieser Allgeeit für manche andre Partei eben so gut als für rtemoniten sprechen und auf die nähere Art, i Gottheit zu bestreiten, erstreckt sich die Aehnit nicht. Noch weniger beweist der zweite Punct soll. Selbst zugegeben, dafs jene Stelle über emoniten Euseb. h. ecc. l. V. c. 28. auf's *Alte* ent zu beziehen sei und denselben darin der f gemacht würde, diejenigen Schriftaussprüche, ihnen die Einheit Gottes zu verletzen schienen, ch zu verändern, so ist doch auch so noch kein entreffen mit den Clementinen bemerkbar. Jene Texteskritik, woran diese vermöge ihrer ganzen ung vom Alten Testament nicht denken konnrittens werde gleicherweise von Clemens wie Artemoniten berichtet, dafs sie mit Eifer maechen und philosophischen Studien obgelegen — ument, gerade so nichtsbeweisend als obenrichtig, da der Verf. der Clementinen vielmehr ärter Gegner der Philosophie ist. — Jene anpothesen widerlegen sich von selbst im Verlauf genden Untersuchung, welche zum Zweck hat, rf.'s eigne Meinung, nach der die Schrift ein ifs des Ebionitismus ist, zu begründen. Zu de wird vorerst auf die Behauptung eingegans es überall niemals eine Secte des Ebionitisgeben habe.

In Folge der Streitigkeiten über die Dreieinigkeitslehre der vornicänischen Väter wurde auch den Ebioniten eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Suchte man auf der einen Seite die ältesten Väter in völligen Einklang mit den nicänischen Lehrsätzen zu bringen, so ging man dafür auf der anderen so weit, der ganzen Kirche bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Lehre von der Gottheit Christi abzusprechen, als eine Lehre, deren Einführung erst vom Platonismus ausgegangen sei. Demnach wurde aufgestellt, dafs die den Ebioniten zugeschriebne christologische Ansicht bis auf Justinus die allgemeine gewesen. An die Stelle der Secte setzte man eine Zeit des Ebionitismus. So vor Allen Toland. Gerade entgegengesetzt erklärte besonders Rhenferd die Angabe der Ketzerverzeichnisse hinsichtlich unsrer Secte für Verläumdung und die Ebioniten für rechtgläubige Judenchristen, die sich von der allgemeinen Kirche nur durch Beibehaltung des Gesetzes, ohne jedoch von den Heidenchristen ein Gleiches zu verlangen, unterschieden hätten. Auch die scharfe Trennung, welche Semler zwischen den nicänischen Vätern und ihren Vorgängern machte, führte dazu, die Ebioniten diesen letztern so nahe als möglich zu bringen, sie für gute, rechtgläubige, wiewohl etwas schwache, jedoch erst von Epiphanius verketzerte Christen zu nehmen. In der neuesten Zeit hat jene erste Weise, die Ebioniten von dem Tadel der Häresie zu befreien, wieder Beifall und namentlich an Dr. Baur einen Vertreter gefunden. Erst nach Ablauf der Zeit des Ebionitismus gab es eine Secte desselben. Den äufsersten Schritt that Schwegler, der, während Baur in jener ebionitischen Zeit der paulinischen Auffassung doch auch noch ihre Stelle einräumt, diese ganz zurücktreten und erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts auftauchen und Geltung gewinnen läfst. Hermas, Papias, Polykarp, Hegesippus, Justinus, Melito von Sardes,

Digitized by Google

Athenagoras, Irenäus, Tatianus, Polykrates, Hippolytus, der zweite Brief des römischen Clemens, die Clementinen, der Montanismus tragen alle ein ebionitisches Gepräge an sich. Die nächste Folgerung aus der hiemit behaupteten Einerleiheit von Ebionitismus und Judenchristenthum war, dafs man auch die judenchristlichen Apostel für Apostel des Ebionitismus ausgab. Das zu augenfällig gegenebionitische Johannesevangelium verwies Schwegler in eine spätere Zeit, die Apostelgeschichte Baur. Bis auf Christum selbst hat neuerlichst Planck den Ebionitismus zurückgeführt.

Ist nun jener Ansicht Rhenferd's u. A. gegenüber nachzuweisen, dafs dem Ebionitismus die Anerkennung der Gottheit Christi fern gelegen, so mufs gegen diese letzte Betrachtungsweise gezeigt werden, einmal, dafs die ursprüngliche, in den Schriften der judenchristlichen Apostel niedergelegte Form des Christenthums und, zweitens, die nachapostolische Zeit mit nichten für ebionitisch angesprochen werden darf. In dieser Absicht versucht Schliemann in dem Folgenden eine möglichst genaue Anschauung der Entwicklungsgeschichte des ältesten Christenthums bis zu dem Puncte, wo der Ebionitismus als Secte von der katholischen Kirche sich abscheidet, zu gewinnen. Nachdem dieselbe durch alle gegebenen Puncte bis zum Jahre 70 verfolgt ist, wird in dem Ereignisse dieses Jahrs der Anlafs zu einer bedeutenden Veränderung des Verhältnisses zwischen Juden- und Heidenchristen gefunden, indem jene von da an mit den Gemeinden, unter welchen sie leben, sich mehr und mehr vermischen. Von gleicher Wichtigkeit war die Tempelzerstörung für die palästinischen Judenchristen, indem auch diese allmälig ihrem Volke sich entfremden. Die innerlich schon vollzogene Trennung foderte zuletzt nur noch einen Anstofs, um auch äufserlich hervorzutreten. Diesen fand sie in der Erbauung Aelia Capitolina's. Der freiere Theil der Judenchristen entsagte dem Gesetz, der beschränktere hielt fest an der väterlichen Ueberlieferung. Letzterer zerfiel aber selbst wieder in zwei Parteien, je nachdem die Gültigkeit des Gesetzes unbedingt oder nur für die Christen jüdischer Abkunft behauptet wurde: die Ebioniten und die Nazaräer, welche von da an neben der Kirche, beide als Secten, die einen als Häretiker hergehen.

Es würde den Raum unsrer Anzeige überschreiten, wenn wir diese gründliche Entwicklung einer genauern Beurtheilung unterziehen wollten. Wir beg
gen uns zu bemerken, dafs der Hr. Verf. manches
schichtlich nicht Erwiesene und einzelnes auch wohl
dezu Ungeschichtliche in dieselbe aufgenommen hat. S
Streben nach Vollständigkeit und fester Bestimmtheit
geschichtlichen Anschauung verleitet ihn mitunter
ähnlichen gezwungnen Annahmen und Willkürlich
ten, wie er sie an seinen Gegnern mit Glück bekäm
Ueberhaupt möchte die ganze Auffassungs- und
handlungsweise des Hrn. Verf.'s dem Tadel unte
gen, bei Begriffen und historischen Erscheinungen
ihre Besonderung und Abgeschlossenheit als ihre U
gänge zu beachten und derjenigen Geschmeid
zu entbehren, der es allein möglich ist, durch
giebigkeit gegen jede leise Bewegung des Be
und der Geschichte, Zwang und Härte zu verm
Zum Beleg nur einige Beispiele. Um der Verwir
welche hinsichtlich der Begriffe: Judenchristen,
sirende Christen, Ebioniten u. s. w. herrscht,
gegnen, versteht Schliemann unter dem Ausdruc
denchristen nie eine Richtung, sondern nur die Ab
mung, unter judenchristlicher Auffassung die
Erfassung des Christenthums, welche durch de
heren Standpunct nothwendig bedingt ist, unte
Bezeichnung judaisirende Christen nie die Abstam
sondern diejenige Richtung, welche jüdische E
in ungehöriger Weise in's Christenthum überträ
wenig berechtigt dieser Sprachgebrauch ist,
am besten, wenn man in demselben Sinn di
drücke: Heidenchristen, heidenchristliche Auf
und ethnisirende Christen gegenüberstellt und dan
unter welche der genannten Kategorieen der
Paulus zu stellen sei. — Schwer zu beweisen
die Behauptung sein, dafs es Judenchristen —
schon gleich gegen den aufgestellten Kanon
fsen — gewesen, welche, um so der erschreck
meinde das Gesetz aufzudringen, zu Thessalo
Erwartung der nahen Wiederkunft Christi a
hätten. — Jene Vorliebe für das Sichre, fes
machte spricht sich am unverhohlensten in der
Angabe aus, dafs die Entstehung des Ebionitis
Jahr 138 falle. Weder diese selbst, noch d
such, sie durch die Zeugnisse des Hegesipp
mens von Alexandria — dessen angezogne Ste
gens nicht hieher gehört — Eusebius, das Ch
paschale u. s. w. zu bekräftigen, kann der

Digitized by Google

Weise, wie in unsren Tagen die Dogmengeschichte ehandelt wird und auch dem Standpuncte, den in dieer Hinsicht der Hr. Verf. einnimmt, angemessen erheinen.

Um die Annahme eines ebionitischen Gepräges r ältesten Kirche in ihrer Grundlosigkeit darzuleu, beschäftigt sich die Untersuchung im Folgenden t der unmittelbar nachapostolischen Zeit, deren arakter in jene durch Jerusalem's Zerstörung beite Vermischung des judenchristlichen und paulihen Elements gesetzt wird. Unter diesen Gesichtsit werden dann, im Gegensatz zu Baur und A., Schriften der sogenannten apostolischen Väter ellt, ingleichen Papias und Hegesippus gegen die huldigung des Ebionitismus in Schutz genommen der aus der bekannten Stelle über die Artemoni- Euseb. h. eccl., entlehnte Grund zu entkräften cht. — Uebrigens läugnet hier mit Unrecht der erf. gegen Baur, dafs diese Stelle allein auf die che Kirche zu beziehen sei; das Zurückgehn auf postel darf dagegen nicht geltend gemacht werden, e römische Kirche selbst auf die Apostel zuecht; sodann entsprechen sich aber das προτέρους ς und ἀπὸ δὲ τοῦ διαδόχου und ist es endlich ngs sehr unwahrscheinlich, dafs man in damalieit zu Zeugen dafür, was Lehre der ganzen schen Kirche gewesen sei, den römischen Bi- Victor und dessen Vorgänger sollte aufgerufen — Nach dieser Widerlegung des Geredes von bionitischen Urzeit betrachtet der Verf. die der allgemeinen Kirche zum Ebionitismus *), l vor seiner entschiednen Ausbildung, als in der Zeit, an welcher Betrachtung sich die Vorgabe widerlegt, dafs Epiphanius erst die Ebioniten zu Ketzern gestempelt habe. Hier unterbricht er die Untersuchung über den Ebionitismus und wendet sich zu den Nazaräern, von deren Schilderung er beiläufig auf die Ableitung der Clementinen von dieser Secte zurückblickt. Dann wird der Faden wieder aufgenommen und findet, nach jener Berufung auf die Zeugnisse der Väter, die oft erörterte Frage nach dem Namen der Ebioniten, ihre nochmalige ausführliche Besprechung. Endlich werden zwei Arten des Ebionitismus, der gemeine und der gnostische, unterschieden. Festhalten am ganzen Judenthum, welchem das Evangelium nur einzelne Bestimmungen beifügt, eine dem entsprechende Anschauung von Christo, der nur gradweise über den Propheten steht und erst bei der Taufe der göttlichen Kraft theilhaftig wird und die aus einer solchen Richtung fliefsende Verwerfung Pauli als Apostels sind die Grundzüge des gewöhnlichen Ebionitismus. Ueber die gnostische Klasse giebt uns Epiphanius die einzige, jedoch glaubwürdige, Nachricht. Dieser gnostische Ebionitismus ist aber in seinen Grundzügen nichts andres, als das in unsren Clementinen vorgetragne System. Will man aber deshalb sagen, dafs Epiphanius auch blofs aus dieser Schrift seine Kenntnifs geschöpft habe, so zeigt der Verf. die Unrichtigkeit einer solchen Meinung.

Die Lehre der gnostischen Ebioniten nun besteht wesentlich in der Unterscheidung des ächten Judenthums von der alttestamentlichen Religion und der Vereinerleiung jenes mit der christlichen, der entsprechenden Unterscheidung zwischen wahren und falschen Propheten, in deren erste Klasse Adam, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Aaron, Moses, Jesus, in die letzte, aufser Moses, alle alttestamentlichen fallen, endlich der Annahme, dafs in Jesu; wie den sieben vorhergenannten die Sophia auf Erden erschienen sei, die jedoch, wie sie selbst keineswegs Gott ist, auch Jesu nur die Würde der Sohnschaft Gottes verleiht. Gemeinsam ist beiden Arten die Lehre von der wesentlichen Einerleiheit des Juden- und Christenthums, die darin begründete Gleichordnung der Träger beider Offenbarungen, die damit gegebene Läugnung der specifischen Würde Christi und die Verwerfung des Apostels Paulus. Alle Abweichungen lassen sich auf den Hauptunterschied zurückführen, dafs der gemeine Ebionitismus vom gewöhnlichen Judenthum seinen Cha-

*) an man bisher glaubte, dafs Justinus über die Ebioniten iemlich mildes Urtheil fälle, so beweist Schliemann aus Stelle dial. c. Tryph. Jud. Kölner Ausgabe 1686 S. ff. vermöge eines ganz neuen Verständnisses der Worte ως καὶ τούτους οὐκ ἀποδέχομαι das Gegentheil. Diese en nämlich heifsen: „so nehme ich sie ebenfalls nicht erkenne sie nicht für christliche Brüder, wie sie uns t erkennen." Der ganze Zusammenhang begünstigt diese Auslegung aufs entschiedenste. Dennoch wird es wohl der hergebrachten sein Bewenden haben müssen. Er- s würde Justin, der sonst die Worte nicht spart, dies breiter ausgedrückt haben, sodann würde man statt des ους eher ein αὐτούς erwarten und endlich ein ἐγώ zu veren kaum unterlassen können.

Digitized by Google

rakter trägt, die andre Gestaltung mit gnostischen Elementen versetzt ist; bestimmter, dafs jenem als das wahre Judenthum die alttestamentliche Religion gilt, dem gnostischen die von dieser unterschiedne, ungetrübte Urreligion und des letztern Monotheismus sich mit dualistischen Elementen vermischt hat. Der Ursprung der gewöhnlichen Form ist im pharisäischen der speculativen nicht mit Credner im essäischen sondern allgemeiner in einem seit dem Exil durch altorientalische Einflüsse geänderten Judenthum zu suchen. In Bezug auf die Entstehung beider Formen unterliegt die Annahme einer gleichzeitigen keiner Bedenklichkeit.

In jener Zeit allgemeiner Gährung, wo die Kirche, in den lebhaftesten Kampf mit dem Gnosticismus verwickelt, auf den Ebionitismus weniger Acht hatte, schrieb ein Mann von umfassender geistiger Bildung, um dem gnostischen Ebionitismus allgemeinen Eingang zu verschaffen, die Clementinen. Mit diesem eigentlichen Zweck verband der Verf. den weitern: durchgängiger Bekämpfung des Gnosticismus und des Heidenthums. Wenn dagegen Baur eben eine judaisirende Form der Gnosis in dem Systeme findet, so mufs als das Merkmal, an welchem sich der Gnosticismus von jeder andern Richtung unterscheidet, die Lehre von einem Demiurg, die in ihm ausgedrückte untergeordnete Stellung des Judenthums zur Religion des höchsten Gottes, festgehalten werden. Gerade in diesem Wesentlichsten befindet sich aber der Gnosticismus in schneidendem Widerspruch mit den Clementinen, die auf keine Lehre so entschieden dringen, als die von der Identität des wahren Juden- und des Christenthums. Von diesen äufsersten Endpuncten nähern sich nun freilich wieder beide Richtungen so weit als mit so gegensätzlicher Stellung bestehen kann. Wie unter den Gnostikern in Marcion der Gegensatz zu den Clementinen sich am höchsten spannt, so läfst sich auch eine namentliche Polemik gegen diesen nicht verkennen. Mit dem Montanismus ist in so fern eine Berührung anzunehmen, als der clementinische Begriff der wahren Prophetie mit Rücksicht auf die montanistischen Verzückungen und Gesichte ausgebildet zu sein scheint. Geschrieben sind die Clementinen wahrscheinlich in Rom und etwas nach der Mitt zweiten Jahrhunderts.

Unter dem Letzten ist ein Punct berührt w der vor manchen andern in dem Buche weitläu sprochenen eine einläfslichere Erörterung verdient das Verhältnifs des clementinischen Systems zu sticismus. Der Bestimmung, mit welcher der H die angestellte kurze Vergleichung einleitet, der Lehre vom Weltbildner der Mittelpunct u eigenthümliche Merkmal der gnostischen System müssen wir durchaus beifallen, doch ist dieselb neu, noch mit ihr die Nöthigung, gewisse Ers gen halb dem Judenchristenthum und halb de sticismus zuzuweisen, gehoben. Die glücklichst fendste Charakterisirung geschichtlicher Ers gen wird nie die Uebergänge einer in die an wehren und rückgängig machen können und Cerinthus die bisher eingenommne Stelle auf der zweier sich feindlich gegenüberliegender Gebie künftig behaupten müssen. Das allgemeine, Vergleichung durchgeführte, Urtheil selbst üb sticismus und Clementinen in ihrer Beziehung ander scheint uns gleichfalls vollkommen richtig Principien nach, halten auch wir dafür, dafs mentinische und das System des Gnosticis ander entgegengesetzt sind und nur Baur's schichtliche Bestimmung dessen, was Gnosticis es möglich macht, in jenem eine judaisirend der Gnosis zu sehen. Trotz dieser Grundvers heit hat freilich andrerseits eben der Gnosticis die Gestaltung dieses aus allen religiösen El seiner Zeit zusammengewachsenen Systems kennbaren Einflufs geübt und darin den glän Beweis seiner geistigen Gewalt und Bedeut dergelegt, dafs er an einer von Haus aus ihm chen, recht aus dem tiefsten Gegensatz ge und seine Denkweise entstandnen Richtung u heimlichen, unbewufsten Zwang, den seine De dieser Richtung anthat, sich rächte. Wenn es was ein grofser Schriftsteller bemerkt, dafs ein in der äufsersten Aufregung des Hasses die G züge seines Feindes annimmt, so ist den Cle dem Gnosticismus gegenüber ein Gleiches wide

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Clementinen nebst den verwandten Schriften nd der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- nd Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte m Adolph Schliemann.

(Schlufs.)

Dieses merkwürdige Verhältnifs innerster Auflehn aber vergeblicher, gegen einen unvermeidlichen g auch im Einzelnen näher aufzuweisen, zu zeiwie auf jeder Stufe des Systems wieder derselbe pf aus dem Innern hervorbricht und mit derselliederlage nach aufsen endet, wie das zähe Judenmit dem gnostischen Dualismus ringt und überall en der Ueberlegenheit des Gegners davon trägt, wohl keine dem Gegenstand des Schliemannschen kes zu fern liegende Aufgabe gewesen. Die wee einzelnen Züge, die jetzt wirklich hervorgehoben en, treffen nach unsrer Meinung nicht immer die n. Nächst dem eigenthümlich Charakteristischen nosticismus, der Lehre vom Demiurgos, sagt mann, ist weiter die Unterscheidung einer Welt einen Lebensentwicklung aus Gott, einer Emanaelt von dieser Schöpfung, und die Annahme einer wigkeit her existirenden Hyle, aus welcher die e gebildet sei, fast allen Gestaltungen desselben n. Wenn nun die Clementinen von jener idealen ationswelt nichts wissen, so sollen sie, theilweise noch in die Emanationsidee verstrickt, insoweit erhältnifs jenes gnostischen Pleroma's zum höchGott auf diese irdische Schöpfung übertragen: yle aus Gott emanirirt sein lassen. So gewifs die Clementinen, indem sie den Urstoff auf ewige e in Gott setzen, halb auf dem Standpunct der schen Vorstellung einer ewigen Hyle fufsen, so ist das bei ihnen dem Pleroma Entsprechende u dieser hylischen, halb unter den Begriff der Emanation gestellten, Schöpfung, sondern in den ihr urbildlich vorhergehenden und an ihr ausgeprägten Syzygien zu suchen. Diese in Gottes Verhältnifs zu seiner Sophia vorgebildeten, in jenen gegenüberliegenden ewigen Polen von Rechts und Links, Höhe und Tiefe zuerst aufser Gott gesetzten, an der Materie als Trocken und Feucht, Kalt und Warm sich wiederholenden, die ganze Weltgestaltung und Entwicklung bedingenden, Paare von Gegensätzen entsprechen am meisten den Syzygien des Pleroma. Mit denselben haben sie gemein, dafs in ihnen die Bewegung des Systems, die einzige Form gegeben ist, unter welcher das Unendliche offenbar werden kann, auch sie unter den Gesichtspunct der Emanation, und, in ihrem Vorbild, der göttlichen Dyas, so wie deren Abbild, dem ersten Menschenpaar, unter den der geschlechtlichen Zweiheit gestellt sind. Mit auf sie mufs aber auch weiter bei der Frage, wo nach den Clementinen das Böse seinen Ursprung habe, zurückgegangen werden. Nicht blofs wird derselbe einestheils in die der Gottheit entflofsne Materie, andrentheils in den freien Willen, beides mit der eigenthümlichen clementinischen Halbheit, verlegt, sondern indem jene Zweiheiten, die Bedingungen alles Daseins, selbst wieder in dem Verhältnifs Gottes zu seiner Sophia bedingt sind, ist auch in diesem Verhältnisse schon der späterhin in den Syzygien aufgehende Zwiespalt angelegt und im Keim enthalten. Die ursprüngliche blofse Dualität bildet sich zum physischen Gegensatz fort und dieser zum ethischen: Dasselbe weibliche Princip, welches in der Sophia an der Spitze aller Lebensentfaltung steht, ist in der Eva das personificirte Böse und so wirft Eva mit ihrer Analogie auch schon auf die Sophia irgendwie den Schein des Bösen zurück. Dafs auch diese dritte Ableitung in den Clementinen begründet ist, liefse sich durch genaueres Eingehn auf den Bau des Systems

Digitized by Google

beweisen; dafs vieles Andre ihr entschieden widerspricht, ist bei dem Charakter desselben kein Hindernifs. — Der gnostischen Naturenunterscheidung weifs Schliemann in unserm System nur einen Gegensatz, nicht eben so eine Aehnlichkeit entgegenzustellen und doch wäre es ganz dem clementischen Gemisch von Freiheit, gnostischer Hyle und göttlicher Nothwendigkeit des Bösen angemessen, auch hier, wie sonst überall, der gnostischen Anschauungsweise mit einer halben Parallele zu entsprechen. Diese dürfte in Folgendem gegeben sein. In Adam und Eva finden die pneumatische und die hylische Natur, in dem ihnen entstammenden, aus ihnen beiden gemischten Geschlecht die psychische ihre Vertretung: der Mensch nach Adam ist wesentlich Psychiker. Vermöge jener grundlosen, rein zufälligen Freiheit, die auch den gnostischen Psychiker auszeichnet, ist es in seine Hand gelegt, jenen anfänglichen Naturengegensatz wieder zu verwirklichen, mit der πνοὴ θεοῦ umkleidet, als Pneumatiker über die Möglichkeit der Sünde gestellt zu werden, oder, unter gänzlichem Verlust des Pneuma, als Choiker seiner Vernichtung entgegenzugehen. „Endlich kommt noch in Betracht — so schliefst die Vergleichung — dafs der Gnosticismus eine durchaus speculative Geistesrichtung verfolgt, wogegen in den Clementinen dem speculativen das praktische Interesse völlig das Gleichgewicht hält. Ihr einseitiges Gewichtlegen auf äufsere gute Werke ist der Betrachtungsweise des Gnosticismus durchaus entgegengesetzt, anderntheils läfst sich doch in dem Interesse, welches die Fragen, woher das Böse, wie ist die Welt entstanden, und ähnliche gleichfalls für sie haben, eine Einwirkung des Gnosticismus nicht verkennen."

Hier kann die zweite Behauptung nur insofern richtig sein, als die erste es nicht ist. Hält wirklich in den Homilien die speculative Richtung der praktischen das Gleichgewicht, so bedarf das Interesse, welches jene aller Speculation unerläfslichen Fragen für sie haben, keiner Erklärung aus dem Gnosticismus. Wenn aber dennoch, und das dürfte der Fall sein, von diesem her den Clementinen eine mächtige Anregung zur Forschung gekommen ist, so kann dies nur darin liegen, dafs eigentlich in ihnen die praktische Richtung die speculative entschieden überwiegt. Auch hierin drückt sich ihr jüdischer Charakter aus. Das Judenthum ist immer nur aus äufserm Anlafs, halb gegen Willen, aus praktischen Zwecken specula geworden.

Noch wäre hinsichtlich der gnostischen Frage zuwenden, dafs die Vermuthung, die Homilien näh unter den Gnostikern namentlich auf Marcion p mische Rücksicht, wiewohl der Sache selbst nic entgegensteht, sich wenigstens nicht bestätigt. Spuren, die man etwa anführen könnte, haben in Polemik gegen den Gnosticismus im Allgemeinen hinlängliche Erklärung.

Indem wir von dem vorliegenden Werke Abs nehmen, wünschen wir dem Hrn. Verf. von Her seiner gelehrten Laufbahn Glück, die er mit d ben auf eine so ausgezeichnete und vielversprec Weise eröffnet hat. —

H. Rossel

VIII.

***Das Leben Jesu nach den Evangelien darg von Dr. Joh. Peter Lange, Prof. der T in Zürich. Erstes Buch. Die Einleitung. delberg,* 1844.*; bei Karl Winter.* XX 282 S. *gr.* 8.**

Wenn Lavater einst alle irgend bedeuten schen seiner Bekanntschaft veranlafste ihm stusbild nach ihrer Idee zu zeichnen und so wahren Antlitz Jesu zu gelangen hoffte, indem Gleiche in diesen verschiedenen Darstellungen menfafste, das Ungleiche aber als eigenthümlic that der Phantasie oder auch der Ungeschick der Zeichner in Abzug brachte, so hat er ohne fel einer sehr unsichern Procedur zu viel v nie wird sich die leibliche Physiognomie Jesu sem Wege der Wahrheit gemäfs reconstruiren Anders ist es, wenn wir uns bescheiden, nur stige Charakterbild des Lebens Jesu nach der nung der vier Evangelisten uns zu vergegenw Wir dürfen voraussetzen, dafs die Gemeinde d bigen dieses Bild in ihrem Geiste spiegelt und jeder Zeit einzelne begnadigte Männer in der sein müssen, die vor Andern befähigt sind, die reiner, lebendiger, anschaulicher darzustellen, der grofsen Mehrzahl möglich ist, so dafs a Galerie solcher Schilderungen des Lebens Je

Digitized by Google

ser das wahre Charakterbild des *Herrn* nach und h in immer schärferen und treffenderen Umrissen gegentritt. Dafs *Joh. Peter Lange* in unserer t zu denen gehört, die zu einer Abfassung des bens Jesu vorzüglich befähigt sind, dürfte wohl nand bezweifeln: er hat nicht nur das, was die e und wichtigste Bedingung ist, um eine solche gabe zu lösen, eine tiefe und brünstige Liebe Jesu, welche es unmöglich ist ihn zu erkennen und zu tehen, sondern auch einen vorzüglich scharfen k in den Geist individueller Erscheinungen, um Ganze im Einzelnen, das Allgemeine im Besonde- wieder zu finden, und eine nicht geringe Tüch- it, charakteristische Züge anschaulich, ja pikant orzuheben. Nur kann man fürchten, dafs Witz Phantasie noch zu mächtig in ihm sprudelt und ruhige folgerechte, dem hohen Gegenstand ange- ne Entwickelung hier und da stören mag. Jeden- aber mufs sein Unternehmen das Leben Jesu zu fentlichen, wie er es aufgefafst hat, die allgemeine hahme erwecken und eine nicht geringe Erwar- erregen.

Ein Leben Jesu, vom christlichen Standpuncte aus estellt, hat in unserer Zeit noch die besondere ntung eines Zeugnisses für den Glauben der Kir- m Gegensatze gegen die abenteuerliche Behaup- bis zu welcher der verneinende Geist sich hat ifsen lassen, dafs *der* Jesus, dessen Leben die e als ihre Lebenskraft in sich trägt, nie gelebt Diese Behauptung ist freilich an sich selbst in *dem* Munde der Feinde aller Religion ein ges Zeugnifs *für* Jesum: denn sie beweist, dafs rleugnung der Religion und ihrer Prämissen, sie auf dem Gebiete der Speculation gewagt eben an Jesu den Felsen findet, an dem sie zer- en mufs, und dafs der Kampf gegen die Idee digion selbst der directe Kampf gegen Jesu Per- hkeit werden mufs, dafs man der Kirche und der hheit die Religion nicht nehmen kann, so lange r das Leben Jesu läfst, dafs mithin Jesus als sche Person und der Geist der Religion unzer- ch verknüpft sind. Dies ist aber gerade das, n im gläubigen Sinne geschriebenes Leben Jesu eigen hat: das Resultat eines solchen Werkes ür den Leser die Ueberzeugung sein, dafs das Jesu nichts anders als die Religion selbst in der Form einer menschlichen Persönlichkeit ist und dafs diese Form wesentlich zur Vollendung der Religion, der organischen Einigung zwischen Gott und dem menschlichen Geschlechte gehört. Aber jenes indirecte Zeugnifs der Gegner ist doch höchst unerquicklich, und fordert nothwendig die Gläubigen auf, ihm ein Zeugnifs entgegen zu setzen, in welchem sowohl die Geschichte Jesu als die Idee der Religion gegen ihre gemeinschaftlichen Widersacher gerechtfertigt werden.

Diese Aufgabe ist jedoch eben so schwierig als nothwendig, und nicht nur in den bisherigen Leistungen achtbarer Gottesgelehrter, sondern in dem Begriffe der Aufgabe selbst liegt Grund genug, an ihrer vollkommenen Lösbarkeit zu zweifeln. Ist Jesus der Mann, für den ihn die Kirche erkennt, so steht er so hoch, dafs Keiner seiner Gläubigen in das Centrum seiner Persönlichkeit völlig einzudringen vermag: auch der Begriff seines Werkes und seines Reichs ist so umfassend, so grofs, dafs nach einer Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten die Erscheinung noch keineswegs der von ihm ausgesprochenen vollkommenen Idee entspricht: endlich ist nach seinen eigenen Aussagen sein Leben und Wirken durch sein einstmaliges irdisches Dasein noch keineswegs abgeschlossen, sondern nur angefangen. Nun ist es sehr leicht, von einem ganz niedrigen Standpuncte aus dies Leben zu bekriteln und zu verleugnen: es darf nur der ungöttliche Geist sich selbst zum Maafsstabe aller Dinge machen, so ist die Sache fertig: denn Alles, was ihm zu hoch ist, ist ihm absurd. Wer aber auf einem höheren Standpuncte steht und durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet, bereits so viel erkennt, dafs er in dem, was er noch nicht fassen kann, mit Zuversicht und Verehrung den Stoff künftiger Erkenntnifs voraussetzt, der mufs sich gestehen, dafs er nothwendig weit unter seiner Aufgabe bleiben mufs, wenn er es wagt Jesu Leben darzustellen. Zwar könnte man sich darauf berufen, dafs doch die Evangelisten dasselbe gethan: aber erstlich gehört schon eine nicht geringe Kühnheit dazu, sich neben die Evangelisten stellen zu wollen: sodann ist nicht einmal von diesen unternommen worden das Leben Jesu zu schreiben, sondern sie haben eben nur eine Reihe charakteristischer Thaten und Worte Jesu aufgezeichnet, um darzuthun, dafs Er Christus, der Welt Heiland, ist, und weil *sie* dies gethan, so mufs ein Schreiber des Lebens Jesu

Digitized by Google

jetzt etwas Anderes thun. Seine Aufgabe wäre es, die Entwickelung des fleischgewordnen Wortes nachzuzeichnen und von Stufe zu Stufe zu begleiten: dies nur könnte den Forderungen und Bedürfnissen unserer Zeit völlig genügen. Aber wie thürmen sich hier die Schwierigkeiten, besonders wenn ein Schriftsteller nun erst den Schutt aufräumen will, den die verleugnende Kritik über die evangelische Geschichte gehäuft hat! Soll er jede Erzählung der Evangelisten den Kritikern erst wieder abkämpfen? Dann wird der Geist des Lebens Jesu unter dem apologetischen Detail begraben. Oder soll er die schlichte Darstellung der Evangelisten ausmahlen und eine vollständige Evangelien-Harmonie in aller Breite zu Stande bringen? Dann wird er zum Dichter und, was seine Darstellung an Anschaulichkeit gewinnen möchte, das verliert sie an Einfalt und Zuverlässigkeit. Oder soll er die schlichten Berichte der Evangelien wiedergeben und mit seinen Reflexionen durchflechten? Dann hätte er nicht das Leben Jesu, sondern Betrachtungen über die evangelische Geschichte geschrieben. Wer alle diese Schwierigkeiten kennt, für den gehört wahrlich ein grofser Muth und ein starkes Bewufstsein des göttlichen Berufs dazu, die Darstellung des Lebens Jesu zu unternehmen. Anna Marie von Schürmann stand davon ab, weil es ihr vorkam, als ob sie die Sonne mit einer Kohle abzumahlen versuche. Und wenn das naive Selbstvertrauen mancher Schriftsteller die Gröfse eines solchen Unternehmens gar nicht geahndet zu haben scheint, so finden wir bei den Würdigsten das lebhafteste Gefühl der Mangelhaftigkeit ihrer Leistung. Ein solches Gefühl spricht auch *J. P. Lange* gleich auf der ersten Seite der Vorrede mit den Worten aus: „Ich will nur wegen mangelhafter Vollziehung eines anvertrauten Werkes um Entschuldigung bitten." Und S. XVII „der erste Theil geht seiner Bestimmung entgegen, begleitet von einem lebhaften Gefühle seiner erkannten und unerkannten Mängel."

Das Werk ist auf *drei Theile* berechnet, die der Verf. selbst mit Wurzel, Stamm und Krone eines Baumes vergleicht. Der *erste* Band soll als *Einleitung* die Grundlage der evangelischen Geschichte behandeln „in ihrer Beziehung einerseits zur allgemeinen Idee und ihrer vielgestaltigen Erscheinung, andre zur Kritik." „In dem *zweiten* Bande wird ein heitliche Darstellung der Geschichte des Lebens folgen: hier wird hoffentlich das Gefüge, in wel sich die vier Evangelien zu einer pragmatische schichte zusammenschliefsen, in seinen Hauptp bestimmt hervortreten. Für den *dritten* und Band schwebt dem Verf. die Aufgabe vor, das Jesu nach der Entfaltung seines unendlichen thums, wie sie in den eigenthümlichen Auffas der vier Evangelien gegeben ist, in seinen Grundzügen zu skizziren." Hieraus leuchtet de des Verf.'s ein. Vorerst ist ihm daran geleger mit der modernen Kritik, sowohl der speculati der historischen, aus einander zu setzen und d für die Betrachtung der Person Jesu so wie Würdigung und Benutzung der Geschichtsquel Boden zu ebnen: das Resultat dieser Arbeit li bereits fertig vor. Sodann will er die Eva Harmonie, in so fern sie seinem Zwecke gem durcharbeiten: der letzte Theil aber soll die Kr Werks, die eigentliche Entwickelung des Lebe nach den besondern Beziehungen und Richtung che die vier Evangelisten andeuten, darlege Idee dieser Sonderung in drei verschiedne Ab gen ist gewifs gut: nur ist auch zu wünscher es dem Verf. gelingen möge den Stoff so zu schen, das jeder Theil das Seine und nichts artiges bekomme, und dafs Wiederholungen ve werden. Besonders fürchten wir, dafs die R auf die charakteristische Verschiedenheit d Evangelisten dem Verf. zum Lieblingsgedank den, sich öfters wiederholen und dem ganzen eine einseitige Richtung geben dürfte.

Gehen wir nun näher auf den vorliegende Band ein, so müssen wir im Allgemeinen be dafs die Schreibart mehr geistreich als wiss lich ist. Gemüth, Phantasie und Witz umsp leitenden Ideen, lassen sie oft blitzend hervor verhüllen aber auch nicht selten den Mangel Fassung und Gedankenfolge und stören den Gang überzeugender Entwickelung und Beweis

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt ı Dr. Joh. Peter Lange.

(Fortsetzung.)

ine glänzende Probe dieses geistreichen Stils ist 7) folgende Stelle: „die vier Evangelien scheich wie das feinste Netz der Wahrheit auszu-n, um jede unreine Kritik einzufangen. Sie ıssen eine solche Kritik, sich sofort in ihren ı Widersprüchen zu verwickeln. Als Bäume ıtet bilden sie einen kleinen Wunderhain, der für reinen Geist der verweltlichten Kritik zu einem 'walde wird, in welchem er gebannt, verirrt, t und ruhelos umhergehn mufs, ohne Weg und u finden. Diese magische Gewalt aber übt der der vier Evangelien deswegen, weil sich hier ıheit des Lebens Jesu in der Verschiedenheit r grandios eigenthümlichen, typisch bedeutsa-ndividuellen Auffassungen darstellt. Aus der ıen Spiegelung des Einen Lichts der Welt ent-für jeden schielenden Blick tausend blendende , die ihn völlig verwirren, während der gerade n den vier Spiegelungen nur den *einen* Tages-erkennt. In dieser Beziehung kann man be-, dafs das Verhältnifs der vier Evangelien mehr ınd Eins die Kritik des menschlichen Geistes ınd hervorruft, dafs es aber sofort auch jeder Kritik selbst zur Kritik wird. Wer kann ıeischig machen, die Resultate der neueren und ı Kritik in Harmonie zu bringen? Eine Har-, welche diese Kritiker in Uebereinstimmung gen suchte, müfste tausend Mal mehr Noth als die Harmonistik, welche die Differenzen ı den Evangelien ausgleichen wollte. So mag ı bekanntes Dichterwort von dem Walten der hen Mächte mit einer Variation auf die vier ien angewendet werden:

Ihr führt die Kritik ins Leben ein,
Und lafst die Arme schuldig werden;
Dann überlafst ihr sie der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Eine eigenthümliche Begabung hat der Verf. für die intellectuale Anschauung und für das historische Apperçü, nicht so für speculative Methode und für gemessen fortschreitende historische Forschung, wiewohl er beides zu würdigen und zu benutzen versteht, aber ohne auf diesen Gebieten original und völlig heimisch zu sein. Der Mangel an Genauigkeit und Schärfe in der Bestimmung speculativer Begriffe tritt in dem Begriffe der göttlichen Dreieinigkeit besonders hervor. Indem der Verf. *drei göttliche Personen* oder, wie er lieber sagt, *Persönlichkeiten*, speculativ feststellen will, die er mit den Namen Vater, Sohn und Geist bezeichnet, spricht er in der That nur den Begriff Einer göttlichen Persönlichkeit aus, nach den verschiedenen Beziehungen, die diese Eine Person oder Persönlichkeit zu sich selber, als einer und derselbigen hat, und er verbirgt sich und dem unvorsichtigen Leser diesen Irrthum dadurch, dafs er die Namen der in der Offenbarung historisch gegebenen drei verschiedenen Selbst den drei Momenten, die durch sich selbst nur Eine Person constituiren, beilegt. Betrachten wir dieses zunächst an einer Stelle, wo er nur von zwei Personen, vom Vater und Sohne, redet und das Verhältnifs beider zu einander bestimmen will. Er sagt S. 22 von Gott: „Seine Persönlichkeit ist die ewige Klarheit seines Geistes in seiner Selbstbestimmung; ihr Gegensatz aber sind die ewigen Bestimmtheiten, die er in seinem Wesen hegt, und die zusammengefafst sind in der allgemeinen Bestimmtheit, in dem Charakter seines Wesens, in seinem Sohne (Hebr. 1, 3. ὃς ὢν — — χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ)." Hier wird die Gottheit zerlegt in Bestimmtheiten (Unterschiede, Eigenschaften, Attribute), die in Gott sind, in ein auseinanderfallendes Dasein von Vielheiten: diese werden

Digitized by Google

zusammengefafst in eine allgemeine Bestimmtheit, eine organische Einheit von Vielheiten, die das Wesen, die Substanz der Gottheit, ausmacht, wodurch sie sich von andern Wesen unterscheidet: diese allgemeine sich gleich bleibende Bestimmtheit ist der Charakter des göttlichen Wesens, die göttliche Individualität. Diese wird zur Persönlichkeit erhoben durch Gottes ewige Klarheit in seiner Selbstbestimmung, vermöge welcher seine ewigen Bestimmtheiten und sein Charakter nicht als Schranken zu betrachten sind, die ihn in seiner Freiheit beschränken, nicht als Nöthigungen, die ihm sein Wesen auferlegt, sondern als Wirkungen seiner freien selbstbewufsten Thätigkeit. In der That wird dadurch die göttliche Natur erst vergeistigt, erst zum Charakter erhoben: denn die allgemeine Bestimmtheit eines Wesens als solche ist nur noch seine Natur: zum Charakter wird sie erst als Product der freien Selbstbestimmung. Mithin hat Gott überhaupt Persönlichkeit und Charakter und ist Person. *Eine* Person, nur dadurch, dafs er seine mannigfaltigen Bestimmtheiten selbstbewufst erzeugt, in der Einheit allgemeiner Bestimmtheit zusammenfafst und in ewiger Klarheit des Geistes fortwährend sich selbst bestimmt. Die allgemeine Bestimmtheit in Gott, die göttliche Natur, die für sich allein noch gar nicht Person ist, kann folglich nimmermehr als das Constituens einer zweiten Persönlichkeit, des Sohnes, angesehn werden. Der Verf. fährt fort: „Wenn nun diese Bestimmungen in der Zeit erscheinen, so sind sie darum dennoch an sich selbst nicht zeitlich." Darin hat er vollkommen recht: er fügt nun aber weiter hinzu: „Mit Christi Wesen tritt die Ewigkeit in der Zeit hervor, weil der alle Zeit umfassende Geist Gottes in ihm offenbar wird." Auch das ist sehr wahr. Wie aber die Persönlichkeit des Sohnes in der Ewigkeit urständet, wie die ewigen Bestimmtheiten des göttlichen Wesens in eine andere Person übergehen und in der Zeit in einer menschlichen Persönlichkeit hervortreten konnten, dies bleibt nach dem Verf. ein Räthsel, für dessen Lösung er nichts gethan hat, indem er doch es lösen zu wollen schien. Die Stelle Hebr. 1, 3. ist von dem Verf. nicht in ihrem ursprünglichen Sinne verstanden worden. Die ὑπόστασις τοῦ θεοῦ ist dem Verf. des Briefes an die Hebräer nicht blofs die allgemeine Bestimmtheit Gottes, abgesehen von der ewigen Klarheit seines Geistes in seiner Selbstbestimmung, sondern die ganze Gottheit, die als schon vollständig Person ist: χαρακτὴρ ist nic Zusammenfassung aller Bestimmtheiten des gött Wesens, sondern Aus- und Abdruck der *ganze sönlichkeit* des Vaters, dasselbe, was Paulus ὁμοίωμα nennt, nur mit dem bestimmten Begri *kommener* Gleichheit. Der Sohn ist nicht die S des Vaters und als solche ein integrirender Th väterlichen Persönlichkeit, sondern er ist ei Vater gleiche Person, gleichwie der Sohn ein schen nicht dessen Substanz ist, ohne welche ein ganzer Mensch und *dieser* Mensch sein sondern ein dem Vater gleichartiges persönlich sen, dessen Dasein aber in einem Act des begründet ist. Unser Verf. aber bezeichnet d so, als ob er ein Coefficient der väterlichen lichkeit wäre, wonach weder der Vater ohne d noch der Sohn ohne den Vater Person sein und beide, Vater und Sohn zusammen, nur E son sein würden. Der *persönliche* Unterschi schen Vater und Sohn ist dem Verf. in der bestimmung verloren gegangen und würde ih quenter Weise ganz verschwinden, wenn er der zeitlichen Erscheinung des Sohnes für schauung fixirt und dadurch für sein Bewufsts nun doch nur als ein geschichtlicher Schein griffliche Wahrheit, erhalten wäre. Da nun lige Geist nicht auf gleiche Art wie der Sohn in licher Persönlichkeit hervortritt, so ist zu dafs die Persönlichkeit des Geistes dem V und gar zerfliefst und verloren geht. Und sich wirklich (ebenfalls S. 22) in folgender A über die Dreieinigkeit: „Der ewige Geist als bestimmende, und in Allem sich selbst best ist der Urquell alles persönlichen Lebens, di lichkeit des Vaters, oder auch die väterlich lichkeit. Derselbe Geist, als der unendlich scharf bestimmte, und in dieser Bestimmtheit wissende, selige, ist der Abglanz des Vaters sönlichkeit des Sohnes. Derselbe Geist abe Geist der Freiheit, der die Bestimmtheit de und seiner Glieder in die Selbstbestimmung d zurückführt, durch dessen Gegenwart Gott g tig ist in den Seinen, so dafs sie ihr Leben in ihn und führen in ihm, ist die Persönlic heiligen Geistes, *oder auch* der heilige Geist

Digitized by Google

nlichen Lebens, das die Welt opfert und heiliget m Ewigen." Hier ist die *Einheit* der Drei genü- nd ausgedrückt: es ist *derselbe* Geist: es ist auch *Unterschied* festgestellt: derselbe Geist wird be- chtet als der Bestimmende, als der Bestimmte und der den Bestimmenden und Bestimmten Einigende: aber nicht hervorgehoben wird, dafs der Bestim- nde, der Bestimmte und der Einigende, jeder als anderes Selbst *sich* von den Andern unterschei- , da die Unterscheidung nur in den gegenseitigen iehungen, nicht in dem *Selbstbewufstsein* eines m nachgewiesen wird, so ist das charakteristische kmal der Persönlichkeit übergangen und nur durch anderweitige Wissen des Verf.'s schleicht sich begriffliche Berechtigung der Ausdruck eines Un- hiedes der Personen ein. Indem aber die *Persön- it des heiligen Geistes* und *der heilige Geist des lichen Lebens* gleichgesetzt wird, erscheint die *liche* Unterscheidung zwischen dem heiligen Geist den von ihm erfüllten Subjecten als aufgehoben, s der heilige Geist weder in der Beziehung zu ottheit noch in Beziehung zu der Gemeinde als *lich* selbständig oder, kurz gesagt, als *Person* kennen ist. Es sind in dem Einen göttlichen n wohl drei Modi nachgewiesen, aber so unbe- t, dafs der Begriff der Persönlichkeit, als ein ch von jedem andern Modus unterschiedener, thin nicht ausgedrückt ist. Der Grund dieses mag darin liegen, dafs der Verf. das Verhält- chen den Begriffen *Individualität* und *Persön- nicht ganz richtig* erkannt hat. Er unterschei- idualität und Persönlichkeit so, dafs ihm Indi- t nur die *Bestimmtheit in sich selbst* ist, Per- keit aber die Aufhebung der Isolirung, die durch ividualität gesetzt wird, die Fähigkeit des Indi- , über sich selbst hinauszugehn, um sich im t und den Andern in sich zu spiegeln. Dies ist anz richtig: nur mufs dabei festgehalten wer- ufs die Persönlichkeit die Individualität als ein t ihrer selbst zur Voraussetzung hat. Wenn agt: „*Ich und der Vater sind eins!*" so ist llerdings die innigste Vereinigung der Perso- sgesprochen: aber eine Vereinigung von *Per-* liegt darin nur, in so fern dabei immer das Be- in zum Grunde liegt: „Ich bin ein Anderer als ter und der Vater ist ein Anderer als ich." Läge dieses Bewufstsein des unzerstörbaren Unter- schieds nicht zum Grunde, so würde entweder die Per- sönlichkeit des Sohnes oder die Persönlichkeit des Vaters oder die Persönlichkeit beider aufgehoben und der Begriff der Persönlichkeit selbst durch diesen Aus- spruch vernichtet. Sobald der Verf. im Reiche der Anschauung sich bewegt, so lebt in ihm der Begriff der Individualität, als unvertilgbare Grundlage alles Daseins und Lebens: es ist also nur die Ungenauig- keit im speculativen Denken, was ihn veranlafst, die- sen Begriff in der Lehre von der Dreieinigkeit schwin- den zu lassen. In den concreteren Beziehungen hält er die Individualität als ein nothwendiges Moment der Persönlichkeit so fest, dafs er beide Worte nicht sel- ten als gleichbedeutend braucht. So S. 26, wo er die Gleichheit der praktischen Folgen theoretisch vernich- teter Individualität im Romanismus und Radicalismus aufdeckt, indem er sagt: „Von dieser (der römischen) Seite verlangt man, dafs der Mensch seine Persön- lichkeit (= Individualität) schlechthin der Hierarchie, der historischen Majorität, von der andern, dafs er sie der Volksmenge, der augenblicklichen Majorität, auf- opfere, ohne Aussicht sie frei und verklärt wieder zu empfangen, wie dies die Folge der Hingebung des Lebens an (den persönlichen) Gott ist. Diese Auf- opferung wird verlangt, weil das Parteiwesen als sol- ches eine trübe dämonische Macht ist, die nur aus zerstampften Individualitäten sich bilden kann, eine graue Wolke, in welcher alle bestimmten und schönen Farben des persönlichen Lebens ein schmutziges Ge- menge bilden. Wie reich ist dagegen der Glanz der wahren Kirche, den sie in dem Schmucke ihrer gehei- ligten Individualitäten mit der Mannigfaltigkeit ihrer Gnadengaben entfaltet! Aus dieser einen principiellen Verkümmerung geht dann auf beiden Linien der be- zeichneten Extreme eine Reihe von Verkümmerungen hervor: die Verkümmerung des Privateigenthums, der Ehe, des Staates und der Kirche." (Der Verf. konnte hinzusetzen, dafs das unvertilgbare Recht der Indivi- dualität bei dieser scheinbaren Vertilgung nur durch abscheuliche Schleichwege, durch Heuchelei und Lüge, im Concubinat und im Gelüsten nach Raub fremden Eigenthums sich Raum macht, wodurch eben Staat und Kirche unterwühlt werden).

Das vorliegende Werk besteht aus *sieben Abthei- lungen:* 1) die Grundideen der evangelischen Ge-

Digitized by Google

schichte; 2) die allgemeineren Urkunden des Lebens Jesu; 3) die historischen Urkunden des Lebens Jesu insbesondre; 4) die Kritik der Zeugnisse der evangelischen Geschichte; 5) die Authentie der vier Evangelien; 6) die Entstehung der vier Evangelien; 7) das Verhältnifs der vier Evangelien zu der evangelischen Geschichte.

Die *erste* Abtheilung zerfällt in *sechs* Abschnitte, deren beide ersten, die von der Menschwerdung Gottes und von der Persönlichkeit des Menschen handeln, die Möglichkeit und Nothwendigkeit der in Jesu wirklich erschienenen Persönlichkeit des Sohnes Gottes darlegen sollen: der dritte und vierte aber geht dazu über, die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen *Hauptes* der gesammten Menschheit, welches in Jesu erschienen, zur Anschauung zu bringen. Hier wird der Organismus im Gebiete des persönlichen Menschenlebens nachgewiesen, und gezeigt, wie die Bestimmung des Menschengeschlechts nicht sein könne, auf ohnmächtige Weise in nichtigen immer wieder zerfliefsenden Individualitäten sich atomistisch zu zersplittern, sondern wie dasselbe vielmehr verordnet sei einen geschlofsnen Kreis ewiger Individualitäten zu bilden, deren jede in dem von Gott bestimmten Entwickelungsgange zur Persönlichkeit heranreift, um als Person auf individuelle Weise den ganzen Kranz der andern Persönlichkeiten in sich abzuspiegeln und von seiner Stelle aus in seinem Maafse auf die andern einzuwirken. So wächst die Menschheit zur organischen Einheit lebendiger Personen heran, deren Haupt Einer, Jesus Christus, ist, und das Charakteristische seiner Individualität ist eben dies, vollkommen Person, allgemeine Person für das ganze Menschengeschlecht zu sein, Gottes Persönlichkeit und die mannigfaltigen Individualitäten der Menschen in sich zu spiegeln und sich zum Mittelpunct der allgemeinen organischen Wechselwirkung zu machen, Alles, was aus dem organischen Gefüge gewichen ist, in und durch sich zu demselben zurückzuführen, dadurch zu erneuern und zu heilen, zu verknüpfen und zu vollenden. In dieser Thätigkeit, welche die energische Grundkraft des Lebens Jesu ist, zeigt sich Jesus als das Ebenbild Gottes in der Menschheit und zugleich als das lebendige Organ Gottes für die Menschheit um sie zu retten und ihrem Ziele entgegen zu führen. Mit Jesu treten wir aus dem Gebiete der speculativen Vorbegriffe auf den Boden der Geschichte, aber derjenigen Geschichte, in welcher die menschliche Rede und That der reine Ausdruck des göttlichen Wollens und Thuns, die vollständige Vollziehung göttlicher Rathschlüsse ist. Dies bezeichnet der Verf. im fünften Abschnitte als *die Idealität der evangelischen Geschichte*, und, indem er davon handelt, setzt er den Begriff der idealen Geschichte mit dem Begriffe des Mythus aus einander. Der Mythus ist ihm ein phantastisches Surrogat idealer Wirklichkeit, das in Ermangelung der wahren Idealität des Realen, die im Gehorsam gegen Gott dem Menschen gegeben, bewahrt werden kann, das Heidenthum sich geschaffen hat. Das Evangelium ist ihm eine ideale Wirklichkeit, eine solche Geschichte wirklich erfolgter Begebenheiten, in welcher das Ideale beständig durch das Reale, das Himmlische durch das Irdische hindurchleuchtet, weil alles Reden und Thun des Heilandes ein göttliches Reden und Thun ist. Die Erinnerung an diese ideale Geschichte lebt nun in der Kirche und hat sich in den schriftlichen Evangelien im Wort fixirt: der sechste Abschnitt schildert die Wirkung der idealen Geschichte, die in den Evangelien niedergelegt ist, als „festliche Erinnerung." Hiermit sind wir bei den schriftlichen Denkmalen des Lebens Jesu angelangt.

Die *zweite* Abtheilung unter der Aufschrift „*allgemeinen Urkunden des Lebens Jesu*" hat den Zweck, darzuthun, dafs das Leben Jesu nicht nur mit allen Schriften des Neuen Testaments, sondern auch mit dem Lebensprincip des ganzen Alten Testaments, mit allen theokratischen Instituten, besonders mit der christlichen Kirche, ja mit dem religiösen Leben der ganzen Menschheit so verwachsen ist, dafs man das Evangelium nicht hinwegnehmen könnte, ohne alle diese Ringe zu zerbrechen. Die *dritte* Abtheilung handelt von den eigentlichen *historischen Urkunden des Lebens Jesu*, den vier Evangelien, kann füglich übergangen werden, da der Inhalt dieser Abtheilungen in den folgenden vollständiger wiederkehrt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

s Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt
on Dr. Joh. Peter Lange.

(Schluſs.)

Die *vierte* Abtheilung beginnt mit einer Charak-
ik der antagonistischen Kritik, die reich an
nden Bemerkungen ist: man liest die Geschichte
r Kritik, wie einen psychologischen Roman, wie
Criminalgeschichte eines Verbrechers, der von
n Anfängen nach und nach zu groſsen Unthaten
eht. Das eigentliche Motiv dieser Kritik wird
er *Verstimmung* des Gemüths gegen den heili-
ichtenden Geist der Schrift gefunden, von dem
in subalterner Geist, der selbst gern den Herrn
n möchte, nicht will strafen lassen. „Alle Stim-
en in der Welt — so lesen wir S. 111 — neh-
die Gestalt des Urtheils an. Die Verstimmung
das nasse Wetter nennt das Wetter schlecht.
Verstimmung des Kindes über des Vaters Un-
, nennt den Vater bös. Die strafende und er-
nde Wirkung des Christenthums auf die Welt
e ungeheuersten Verstimmungen hervor, und
Stimmungen fixiren sich in Antagonismen und
sich in antagonistischen Urtheilen. Diese
nistische Kritik stand schon während der Wall-
Christi in voller Blüthe. Man kritisirte seine
r mit der Beschuldigung: er treibt die Teufel
rch Beelzebub; seine Lehre mit der Anklage:
führt das Volk; sein Leben mit dem wegwer-
Urtheile: er ist ein Fresser und Weinsäufer,
sell der Zöllner und Sünder. Das erste Werk,
, die einzelnen antagonistischen Urtheile dieser
allgemeine Kritik des Lebens Jesu zusammen-
war die Kreuzigung Jesu selbst." Das *Ver-*
der antagonistischen Kritik entspricht der Stim-
aus der sie hervorgeht: von unbewuſstem
etruge schreitet sie durch feinere Rabulisterei
bis zur vollendeten Perfidie fort. Den unbewuſsten Selbstbetrug findet der Verfasser bei den Vertretern jener Kritik (S. 113 — 130) darin, daſs sie meinen, von höheren Principien auszugehn, als diejenigen sind, die der evangelischen Geschichte zum Grunde liegen, während sie doch auf den wesentlich heidnischen Standpunct des Materialismus und Dualismus zurückgesunken sind, indem sie ein dunkles Etwas, aus welchem sich das göttliche Selbstbewuſstsein durch einen fortgehenden Proceſs in der Menschheit, der nie zur Vollendung kommt, erst herauswinden soll, auſser und über den allbewuſsten Gott setzen, indem sie die Individualität, innerhalb deren das Geistesleben sich entfaltet, nicht als die Gestalt des Geistes, sondern als eine dem Geiste entgegenstehende Schranke betrachten, vermöge deren ein perennirender Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit gesetzt ist. „Aus dieser *Voraussetzung* geht die eclatante Phrase hervor, die einmal als Probe der Ahnungslosigkeit im Religiösen weltberühmt werden dürfte: es sei nicht die Weise der Idee, ihre Fülle in Ein Individuum auszugieſsen, um gegen alle andern zu geizen. — — Es ist dies die raffinirte Spitze, die höchste Spannung des Dualismus; darum muſs sie nothwendig durch einen Pantheismus, der die Welt in schäumender Fluth erblickt und seinen Gott befangen sieht in dieses ewige Fluthen, ergänzt werden" (S. 119 — 120). Diese niedrige Vorstellungsweise, die aus Materialismus, Dualismus und Pantheismus zusammengeflickt ist, eröffnet nun ihr kritisches Verfahren gegen die Evangelien, indem sie falsche kritische Canones aufstellt und an diesen die Evangelien miſst: diese falsche Anwendung des gesetzlichen Scheines, wodurch das Recht als Unrecht, das Unrecht als Recht dargestellt wird und die Wahrheit den Proceſs verlieren muſs, ist Rabulisterei. Die antagonistische Kritik hat zur Rechtfertigung ihres

Digitized by Google

falschen Verfahrens zwei falsche Canones für die evangelische Harmonistik erfunden: 1) „Vor allen Dingen soll vorab die evangelische Erzählung mit der *gemeinen* Wirklichkeit harmoniren. Hat das Factum, welches sie erzählt, einen idealen Schimmer, fällt es ins Wunderbare, wird es durchsichtig für die Idee, wird es also zum Symbol, so wird es eben damit verdächtig. Dies gilt insbesondre von dem ethisch Hohen, von der Majestät des Sittlichen und Religiösen, in welcher die evangelische Erzählung das Thatsächliche erscheinen läſst. Das Hinausragen der evangelischen Geschichte über die ordinäre Wirklichkeit des gemeinen Lebens macht nach den Voraussetzungen der antagonistischen Kritik ihre historische Realität verdächtig. Die Thatsachen sind sonach um so unwahrscheinlicher, jemehr sie über den Kreis des empirisch Natürlichen, Realen und Gemeinen hinausgehn. 2) Die zweite Harmonie, welche diese Kritik verlangt, ist die Uebereinstimmung verschiedener evangelischer Referenten in den Einzelheiten ihrer Erzählung. Die evangelischen Berichte sollen das Gepräge notarieller Genauigkeit an sich tragen und sich als Protokolle ausweisen können, welche den äuſserlichen Thatbestand der Begebenheiten mit vollendeter Sorgfalt in der Aufnahme des Details darstellen. In dem Maaſse aber, als ihnen die Tugenden des Protokolls gebrechen, als sie sich nicht dazu eignen ihre Sache in der Gestalt eines juridischen Processes zu führen, sollen sie als unzuverläſsig zu betrachten sein" (S. 132—133). Von diesem rabulistischen Verfahren ist noch Ein Schitt nur zur Perfidie, welche darin besteht, daſs der entschiedne Feind unter der Maske des Freundes auftritt und den Schein annimmt, als ob die Unmöglichkeit die evangelische Geschichte als eine wahre zu begreifen, die sich aus den antagonistischen Principien a priori ergiebt, erst bei der Betrachtung der einzelnen Erzählungen ihm wie unversehens und wider seinen Wunsch und Willen in den Weg träte. Dieser dritte Punct der Anklage gegen die antagonistische Kritik ist eben so gut begründet, wie die beiden andern, wird aber S. 138—140 nicht mit wünschenswerther Klarheit und Bündigkeit aus einander gesetzt. Sehr gut ist die Antwort, die (S. 137) den Kritikern gegeben wird, die auf dem Felde der theologischen Erörterung, namentlich der wissens lichen Kritik, sich das Verfahren verbitten, die Resultate ihrer Forschung „*ins Gewissen zu ben.*" „Wenn man diese seltsame Forderung versteht, so ist es ein Begehren, *das wissen liche Pfaffenthum* zu constituiren und in seiner tastbarkeit geltend zu machen. Denn das des Pfaffenthums ist eben die Scheidung zw der ethischen Persönlichkeit des Subjects un schen dem geistigen Beruf, den es betreibt durch wird der geistige Beruf zum geistigen gemacht. Der kirchliche Pfaff verbittet sichs, man ihm seine Predigt ins Gewissen schiebe der wissenschaftliche, wenn man die Result ner Forschung auf die Wurzeln seiner Ges seine ethischen Principien, bezieht. Ein con ter Mensch dagegen wird es als eine Bele betrachten müssen, wenn man ihm seine schaftliche Arbeit nicht als eine Geistesfru gelten lassen, die mit seinem Gewissensle sammenhängt. Er wird es als eine Ehrensa sehn, daſs die sittliche Bedeutung seiner R ihre Beziehung auf die tiefsten Interessen müths, auf die höchsten Principien des Leb erkannt werde, und daſs man ihm zutrau Werke seien ein Cultusact seiner individue ligion."

Den Gegensatz gegen das unlautre V der antagonistischen Kritik bildet die Chara der *christlich-theologischen Kritik* der evan Berichte (S. 141—148). Der negativen V zung, daſs die Idee nie zur vollen d. h. i lisirten Wirklichkeit gelange, wird die af Voraussetzung gegenüber gestellt, daſs di heit in der Wirklichkeit erscheine, „daſs nicht bloſs in Mythen, sondern in Thatsac verwirklichen, der Gottmensch nicht bloſs in ten Reflexen, sondern in der Vollkraft de dualität und Persönlichkeit sich offenbaren (S. 142). Jene Voraussetzung ist die des bens a priori und erzeugt nothwendig das fe Interesse, die Geschichte des Gottmenschen nichten: diese Voraussetzung aber erzeugt i meinen Glaubensfähigkeit und führt das Inter sich, zu prüfen, ob die Geschichte Jesu

Digitized by Google

Geschichte des Gottmenschen sei, als welche sie b darbietet. Der Gegensatz des die Kritik wecken- Interesses entscheidet auch über das bei der tik angewendete Verfahren. Die antagonistische tik verfährt rabulistisch, weil sie die Vorausset- g, dafs in den evangelischen Berichten keine hrheit sei, um jeden Preis rechtfertigen will: die logische Kritik verfährt ehrlich, weil sie die nbarung der reinen Wahrheit in der Geschichte t, was freilich die orthodoxe Apologetik, die ihrer Strafe die antagonistische Kritik hervor- fen, in dem unreinen Interesse für eine falsche rationstheorie auch nicht immer gethan. Die an- istische Kritik fordert boshafter Weise geist- Notariats-Protokolle, die von der lebendigen Cha- ristik, wie sie wohl weifs, nicht zu erwarten sind: heologische Kritik sucht in den lebendigen prä- n Berichten verschiedener Zeugen das geistige der Einheit durch divinatorische Construction richteten Factum zu ermitteln, wohl wissend, er Schein des Widerspruchs zwischen verschie- Zeugen, deren jeder unbefangen nur seinen ck wiedergeben will, nie zu vermeiden ist, ifs alle Wahrheit und Lebensfülle in ihrer Ent- ung von einem solchen Scheine des Wider- s begleitet wird. Die antagonistische Kritik nd verwirft die evangelische Geschichte, weil Wahrheit der christlichen Religion hafst und : die theologische Kritik untersucht von dem ncte der christlichen Wahrheit aus die ein- Berichte und mifst sie an dem Maafsstabe, allein sie richtig gemessen werden können. ultat entspricht dem Verfahren und von der chen Geschichte gilt, was jenes Psalmwort t selbst verkündigt: „*Bei den Reinen bist du d bei den Verkehrten bist du verkehrt.*"

fünfte Abtheilung, die von der Authentie angelien handelt, bietet nicht gerade etwas nd Entscheidendes dar, wie denn überhaupt fung der ältern, zum Theil unsichern, zum ch widersprechenden Zeugnisse über die Ver- der Evangelien und die Auflösung der einzel- wierigkeiten in den evangelischen Berichten, die Gegner Schlüsse gegen die Authentie der- gezogen haben, ein weites Feld des Hin- und Herredens eröffnet, ohne dafs man zu einem völlig befriedigenden Ziele kommen kann. Der Apologet mufs immer zugeben, dafs einige ungelöste Knoten übrig bleiben: der Gegner andrerseits kann nicht beweisen, dafs darum die Authentie zu leugnen sei. Zuletzt mufs sich doch jeder Kritiker nach der Total-Anschauung entscheiden, die er von dem Leben Jesu und von dem Inhalte der Evangelien gefafst hat, und diese hängt wieder genau mit seiner gesammten Theologie zusammen, so wie diese zuletzt auf seiner christlichen oder unchristlichen Gesinnung beruht. Darüber ist man auch neuerlich zum vollen Bewufstsein gelangt und unser Verfasser ist, wie wir gesehn haben, Einer der vorzüglichsten Träger dieses Bewufstseins. Seine eigene Stärke liegt nicht in der Kunst methodisch fortschreitender Beweisführung, sondern in seiner gesunden christlichen Gesinnung, in seinen damit übereinstimmenden theologischen Grundansichten und in seiner lebendigen Total-Anschauung der evangelischen Geschichte. Diese Total-Anschauung bewährt sich in der *sechsten* Abtheilung, wo die Entstehung der vier Evangelien erklärt wird, und zwar so, dafs die Individualität der vier Evangelien und ihre eigene Erinnerung des Gesehenen und Gehörten als Haupt-Agens erscheint, der Gemeinde-Tradition aber und einzelnen Aufzeichnungen, die früher von den Evangelisten selbst oder von Andern gemacht sein mögen, nur ein untergeordneter Antheil zugeschrieben wird. Mit besonderer Vorliebe aber hat der Verfasser in der *siebenten* Abtheilung, die das Verhältnifs der vier Evangelien zur evangelischen Geschichte darstellen soll, die Individualitäten der vier Evangelisten gezeichnet, zum Theil mit Benutzung seiner bereits früher veröffentlichten Vorarbeiten. In der Auffassung des Individuellen und in kräftiger Zeichnung desselben thut er nach seiner besondern Gabe eher zu viel als zu wenig. Er schildert die vier Evangelisten als vier Facetten, in welchen der reine Diamant Christus die Welt durchleuchtet: er erkennt in diesen vier Charakteren vier berechtigte Grundformen christlicher Individualitäten, vier Gestalten des Glaubenslebens in Kirche und Staat. Die Kirche Christi stellt diese Grundformen im Grofsen dar. Das priesterliche Element in der Gemeine erinnert an die

Digitized by Google

Anschauung und Gabe des *Matthäus*; in den stürmisch-starken Erweckungspredigern scheint *Marcus* fortzuleben; die Stifter christlicher Anstalten der Barmherzigkeit, die Organe der Fürsorge für Hülfsbedürftige aller Art stellen den Herrn dar nach der Anschauung des *Lucas*; die Theologie ist von Hause aus *johanneisch*, und ist also überall von sich selbst abgefallen, wo ihr der johanneische Ton fremd oder gar zum Aergernifs geworden ist. Im Gemeindeleben erklingt dieser Ton im festlichen Gesange." Mit aller Sorgfalt sind die irgend auffindbaren historischen Züge zu dem Charakterbilde jedes Evangelisten zusammengestellt, um es so scharf und bestimmt wie möglich zu zeichnen: aber freilich je individueller die Zeichnung ist, desto mifslicher ist sie, weil sie um so mehr auf Hypothesen beruht, die sich nicht zur völligen Gewifsheit erheben lassen, indem wir ja doch von den Lebensumständen der Vier zu wenig wissen, und gar leicht unwahren oder unbedeutenden Dingen einen Werth beilegen können, den sie nicht wirklich haben. Wer weifs, ob Matthäus als Zöllner Register geführt hat? und wer dürfte behaupten, dafs das Evangelium, das seinen Namen trägt, gerade den Charakter eines registrirenden Schreibers hervorstechend erscheinen lasse? in der Auferstehungsgeschichte möchte gerade das Gegentheil am Tage liegen, und wenn Paulus 1 Corinth. 15, 1 flgde. wirklich eine Art von Register der Offenbarungen des Auferstandenen aufführt, wie sehr würde doch der irren, der im Apostel Paulus eine besondre Gewöhnung zur Führung von Verzeichnissen voraussetzte! Wer kann mit unumstöfslicher Gewifsheit die Identität des Johannes Marcus und des Evangelisten Marcus beweisen? wer darf wagen, aus dem Umstande, dafs Johannes Marcus die Missionsreise mit Barnabas und Paulus nicht vollendete, zu folgern, dafs er eines besonders feurigen Geistes gewesen? Auch möchte man aus einzelnen Erzählungen, die Lucas allein berichtet, zu viel schliefsen, wenn man ihm um derselben willen den *Zweck* zuschreibt, die allgemeine Heilandsliebe Je hervorzuheben: dies wäre nur dann thunlich, we Lucas aus einem gröfseren Vorrathe von Nachri ten, die ihm bekannt waren, absichtlich nur sol Züge ausgewählt hätte, die diesen Charakter hab aber davon finden wir durchaus keine Spur. I Eigenthümliche, was ein Jeder der drei ersten E gelisten aufzuweisen hat, ist ein so zarter Ha dafs jede Schilderung, die dies mit zu starken ben mahlet, aus der Wahrheit fällt und zur Ue treibung wird. Von sehr problematischem We ist auch die mühsame Deutung der Embleme, w die Ueberlieferung und die darstellende Kunst vier Evangelisten beigegeben hat, um so mehr diese Ueberlieferung in den älteren Zeiten sch kend ist. Der Adler des Johannes, der Löwe Marcus findet wohl leicht seine Deutung; abe Stier bei Lucas, der Mensch bei Matthäus nicht geringe Schwierigkeiten dar, und eine rung, die nicht auf historischen Zeugnissen übe Ursprung dieser Embleme beruht, kann sich w lich von dem Vorwurfe der Willkührlichkeit gen. Der Grundgedanke der alten Kirche war nur, das Evangelium, das in den vier Evang viergestaltig erscheint, mit dem Chorus des E zu vergleichen, der vier verschiedne Antlitze so wie dasselbe Evangelium der Quelle des P ses verglichen wird, die in vier Hauptströme ergiefst: die weitere Individualisirung dieser chen Bilder droht stets in Spielerei der Willkü zuarten.

Können wir nun auch nicht alles Einzel aneignen, was die sinnige Liebe des ansch reichen Verfassers uns darbietet, so nehmen w mit Dank eine solche Geistesgabe an, die eine überwallende Schaale voll christlicher fülle dargereicht wird, und sehen dem zweiten dessen nahes Erscheinen so eben von dem He leger angekündigt worden, mit Verlangen ent

Schmied

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

IX.

Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und der nationalen Charakteristik. Ein und vierzig Vorlesungen im Winter 1841 *auf* 1842. *zu Dresden gehalten von Dr. Carl Eduard Vehse. Erster Band. Alterthum und Mittelalter. Zweiter Band. Die neuere Zeit. Dresden,* 1843. *gr.* 8.

Die historische Literatur in Deutschland hat seit einer Zeit ihren Ruhm auch in solchen Vorlesungen Schilderungen zu bewähren gestrebt, die den gebildeten Klassen gewidmet waren und zu einer lebenden Vereinigung des positiven Wissens mit den Beschäftigungen des täglichen Verkehrs führen sollten. Schon die Gebrüder Schlegel, Fr. von Raumer haben den Weg mit Glück betreten und hierdurch eine Bahn angegeben, die jedenfalls gut und löblich bleibt, lange sie von gelehrten Männern, die sich auch durch gründliche Forschungen ausgezeichnet haben, verfolgt wird, die aber eben so nachtheilig werden muſs, wenn sie, der Wissenschaft untreu geworden, sich zu jener zweifelnden und boshaften Polemik des französischen esprit herabläſst und die Kunst lernt, durch unmerkliche Veränderung der Standpuncte, durch geschickte Vertauschung der Begriffe, durch berechnete Farbenmischung und durch Anspielungen auf Zeithändel für sich und wider Andersdenkende zu nehmen.

Zu solchen ungelehrten und leichtsinnigen Geschichtschreibern ist Hr. Vehse aber nicht zu rechnen. Wenn er sich derselbe schon das Recht erworben hat, unter den strengen und fleiſsigen Historikern beigezählt zu werden, um so gröſseres Lob verdiente seine Absicht, dem gemischten Publicum von Männern und Frauen die Ergebnisse der Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und nationalen Charakteristik zu erzählen, also im verkleinerten Maaſsstabe zu unternehmen, was Wachsmuth in seiner europäischen Sittengeschichte auf das Glücklichste ausgeführt hat. Es war nun nicht leicht so viele groſse, verwickelte Ereignisse mit allen ihren Schwankungen und Uebergängen in dem mäſsigen Raume von 41 Vorlesungen zu verarbeiten, die gedrängte Zusammenfassung mit dem raschen Ueberblicke zu vereinigen und in einer so nahen Begrenzung den reichsten Gehalt abzuschlieſsen. Aber es ist dem Hrn. Dr. Vehse gelungen, nach einem guten Plane eine fast überall angemessene und gerechte Auswahl zu treffen, die wichtigsten Seiten und wirksamsten Beziehungen des geschichtlichen Stoffes zur klaren Erscheinung zu bringen und somit ein Buch zu liefern, dem auch manche neue Ansicht oder überraschende Auffassung bei denen Eingang verschaffen wird, die nur das Neue für gut halten. Wir an unserm Theile können das Uebermaaſs solcher Ansichten in Vorlesungen, wie die vorliegenden sind, nicht billigen, weil zu ihrer richtigen Auffassung eine besondre Fähigkeit gehört, diese jedoch bei einem Vereine gemischter Mitglieder im Allgemeinen nicht vorausgesetzt werden kann. Solche Vorlesungen sollen belehren, anregen, mit Liebe zur Wissenschaft erfüllen, sie sollen grade jenem unklaren Verlangen der Menge widerstehen, die nur zu gern schimmernde Ansichten und paradoxe Meinungen sich vorgetragen wissen will. Gegen solche Abwege hat Hrn. Vehse auch seine gut deutsche Gesinnung geschützt, die wir dem Buche zum besondern Vorzuge anrechnen, wenn wir auch wünschen muſsten, sie in andrer Weise ausgesprochen zu finden.

Es gefällt uns in dieser Beziehung, daſs der Hr. Verf. selbst da, wo er vaterländische Dinge tadelt, sich nicht hat verführen lassen, die Heilung solcher Uebelstände aus Frankreich herzuholen, wie unter uns leider! noch immer geschieht. Sonst beklagt er zwar

Digitized by Google

öfters Deutschlands unglückliche politische Stellung und wenn wir seinem Urtheile über einzelne Zeiträume, wie über die Zeit von 1799 bis 1806, beistimmen, seine Ansicht über das starre Festhalten der Ständeabscheidung in Deutschland nicht ganz mifsbilligen und die meisten der Vorwürfe gerecht finden, mit denen er (II. 208) die Deutschen überhäuft, dafs sie sich in Industrie und Handel von andern Völkern hätten überflügeln und bevortheilen lassen, so würden wir doch manchen entehrenden Ausdruck, durch den ja die Wahrheit nicht gewinnt, weggelassen haben. Wie richtig hierüber der unvergleichliche Justus Möser gedacht und geschrieben hat, wird von Hrn. Vehse zwar (I. 461) angeführt, er selbst aber hat sich von der negativen Richtung keinesweges frei gehalten. Wir meinen nämlich, dafs es einem Geschichtschreiber nicht ansteht vor einer gemischten Gesellschaft seine Nation so herabzusetzen, ihr Phlegma, ihre Ungefügigkeit, ihren Mangel an praktischer Anstelligkeit, fortwährend zu tadeln, sie mit Bärenhäutern zu vergleichen, von dem Zopfregimente und der deutschen Krähwinkelei zu sprechen, ein ganzes Jahrhundert unter den bittersten Vorwürfen als eine Zeit blofser Rückschritte zu bezeichnen (II. 317), Spott- und Schimpfreden aus ausländischen Journal-Artikeln (II. 557) zu sammeln und dergleichen mehr. Es ist in der That übel, dafs unsre Schriftsteller nicht einsehen wollen, wie sehr sie sich durch solche Aeufserungen der Unzufriedenheit bei Franzosen und Engländern herabsetzen, wo selbst der gewöhnlichste Mensch sich solche Ausdrücke über sein Vaterland nicht erlauben würde, wie denn erst neuerdings in Paris über Arnold Ruge's Verläumdungen seines Vaterlandes Verwunderung und Unwille laut geworden ist. Mit Schimpfen und Schmähen hat man noch nie eine Sache besser gemacht und alle solche Invectiven werden nie bewirken, was eine einzige Rede des herrlichen Fichte gewirkt hat. Und diese Reden wurden, wie der Verf. (II. 501) weislich bemerkt, unter den französischen Bajonetten gehalten, nicht im Schoofse des tiefsten Friedens, wo Herwegh und andre seines Schlages es leicht hatten von Schlachten, Kreuzzügen und Gefahren zu singen.

Zwei Puncte in Hrn. Vehse's Buch müssen wir noch besonders beleuchten. Der eine bezieht sich auf die wiederholte Klage, dafs sich in Deutschland das römische Recht festgesetzt habe, dafs die Länder glücklich zu preisen wären, in denen, wie in Engla dies strenge, despotische Recht nicht eingeführt und dafs die Landesgesetzbücher in Oesterreich Preufsen nichts anderes enthielten als ein in das D sche übersetztes römisches Recht; es wird auch merkt, dafs das Napoleonische Gesetzbuch, trotz ler Gebrechen, weit besser sei als alle deutsche setzgebungen (II. 114 f. 223. 351. 491). Unstr glaubte Hr. Vehse hier einer in Deutschland jetzt verbreiteten Richtung nachgeben zu müssen, er unstreitig selbst diese Meinung, aber wir könn mit ihm nicht für einen Gewinn erklären, wen römische Recht, unter dessen Vertheidigern ein von echt deutscher Gesinnung, Leibnitz, obenan aus dem Reiche der praktischen Dinge verschw Grade das römische Recht in seiner Vollendung Privatrecht war besonders geeignet, zwischen se schiedenen Stämmen und Ländern, als Deutsc umfafst, eine ausgleichende Durchdringung des rechtlichen Lebens zu vermitteln und verdient deshalb in culturhistorischer Hinsicht belobt, aber getadelt zu werden. Dasselbe Recht aber hatt nicht, wie der Verf. sagt, in Deutschland blofs gesetzt," sondern es war, wie derselbe (I. 459) er hat, bei Errichtung des Kammergerichts im Jahr offenkundig recipirt, wo Kaiser und Reich (m. Berg's Reichsprocefs. Göttingen 1797. §. 54.) Richter und den Beisitzern besonders auftrugen römische Recht als ein subsidiarisch gemeines wenden, wonach sich die einzelnen Fürsten in Ländern richteten. Darum konnten sich die fachen Rechtsformen in den verschiedenen Ge frei und ungehindert ausbilden und fortdauern dafs sie zu „blofsen Rechtsalterthümern" wur Hr. Vehse meint. Derselbe hätte aber auch von seinem Standpuncte aus nicht übergehen dafs der Charakter dieser subsidiarischen Brauch sich darin vorzugsweise zeige, dafs das rö Recht, diese *erudita doctrina iuris*, wie sie M thon gern nannte, in dem welthistorischen Ga ner Schicksale sich bei den verschiedensten in den verschiedensten Zeiten bewährt habe, de Inhalt sich also in allen Momenten an die Ge fest anschliefst, dafs es aber auch der Idee des folgt. Den harten Ausspruch über das österrei Recht vermögen wir aus Mangel an Sachkenntni

Digitized by Google

widerlegen oder zu bestätigen, wer aber das preu-
sche Landrecht ein „übersetztes römisches Recht"
nnt, zeigt, dafs er sich mit den Grundsätzen dessel-
n gar nicht bekannt gemacht hat und unbedachtsam
iter spricht, was unberufene Tadler als ein Gebre-
n der Zeit verschrieen haben. Solche erwähnen,
's man in Preufsen mit der eingeführten Gerichts-
bung nicht zufrieden sei und verwechselten diese
ohne Weiteres mit dem Landrechte, welches nach
edrich's II. Willen ein „deutliches, allgemein ver-
ndliches und vollständiges Gesetzbuch" sein sollte
in der That die erste durchgebildet volksthümli-
Gesetzgebung der neuern Zeit geworden ist. Wenn
ferner dem französischen Gesetzbuche unbedingt
Vorrang vor den deutschen Legislationen einräumt,
rkennen wir hierin den Nachhall einer, im Vater-
e des Hrn. Vehse sehr verbreiteten Auffassung.
verträgt sich aber dies mit seiner Vorliebe für
olitische Freiheit der Einzelnen? Denn es ist und
t das Grundprincip des französischen Gesetzbu-
: das materielle Recht mufs den gerichtlichen For-
nterliegen, die hauptsächlich darauf berechnet
dafs alles formelle Recht im Staate in den Gang
legierung passe.

Hieran knüpfen wir die zweite, verwandte Bemer-
Hr. Vehse meint (I. 303), dafs die der Napo-
ichen Herrschaft unterworfenen deutschen Län-
urch diese temporäre Einwirkung des beweglichen
hischen Lebens eine merkliche Förderung be-
n hätten und nennt beispielsweise die Hessen
e Rheinländer. Ob unter den erstern die Be-
eines Theils des Grofsherzogthums Hessen oder
s Kurfürstenthums verstanden sind, bleibe jetzt
tert, in Beziehung auf die Rheinländer aber ist
den Städten und Landschaften ein gar nicht un-
ender Unterschied wohl zu beachten und über-
die belehrende Schrift des Rheinländers Pet.
ann: „Rheinpreufsen und seine staatswirthschaft-
Interessen" (Berlin 1831) über das Jetzt und
le noch immer gründlich zu Rathe zu ziehen,
an jedwedem Zeitungsartikel Glauben und Ver-
schenkt.

ie Anzeige der einzelnen Vorlesungen ist aus
en Gründen unthunlich. Aber wir können die
derselben, die Eintheilung und die geschickte
ntung der Wendepuncte loben, auf die es bei
geschichtlichen Darstellungen vorzugsweise ankommt
und die auch die culturhistorischen Zustände bedin-
gen. Als Belege nennen wir die Stellen über das
alte Aegypten, über Christus Auftreten und das erste
Christenthum, über Arabien und die Siege des Islam,
über die Zeit Kar'ls des Grofsen, über Gregor VII.
und Heinrich IV., wo sich der Verf. als ein dem
Lichte, dem Menschenwohl und dem Vaterlande red-
lich zugewendeter Protestant zeigt, ferner die Betrach-
tung über das Faustrecht, der Ausgang des Mittelal-
ters, die Regierung Karl's V., die Zeit der Fronde in
Frankreich, die englische Revolution, die Begründung
der nordamerikanischen Freistaaten, die Anfänge der
französischen Revolution. Unter den nationalen Charak-
teristiken wäre auch manches wohlgelungene Stück zu
nennen, am liebsten aber verweilt Hr. Vehse bei Eng-
land, dessen *selfgovernment* (ein Lieblingswort), Han-
del, Betriebsamkeit, Ackerbau, Seemacht, politischer
Sinn und Wohlstand mit besondrer Gunst und An-
schaulichkeit, die sich sogar bis auf die englische Kost
(II. 298) erstreckt, geschildert sind. Nur der Mangel
an Kunstliebe wird gerügt und im Kirchlichen eine Ver-
jüngung für nothwendig erachtet. Das zweite Kleinod
unter den weltgeschichtlichen Völkern ist für Hrn.
Vehse Nordamerika. Die Stärke der öffentlichen Mei-
nung, die demokratisch-liberale Basis der Verfas-
sung, die religiöse und politische Freiheit, die „che-
valereske" (?) Speculation, die keinen Anstrich von
Gemeinheit oder Pedanterei hat, aber doch, wie Hr.
Vehse (II. 509) zugeben mufs, im Geschäftsleben zum
gewaltigen Egoismus wird, die Achtung gegen die
Frauen, — alles dies findet in dem Hrn. Verf. einen
warmen Lobredner und begeisterten Propheten für
Amerika's Zukunft, deren Bürgschaft er (II. 548) darin
findet, dafs ein Charakter, wie Washington, an dem
Eingange ihrer Geschichte steht. Auf diese vielen
Lichter fallen freilich in Boz'ens treuer, ehrlicher Er-
zählung nicht wenige Schatten, für deren Wahrhaftig-
keit der Ingrimm der Amerikaner das beste Zeugnifs
ist. Am kürzesten ist die Zeit Napoleons behandelt
und die denkwürdigen Jahre von 1799 bis 1815 sind
auf kaum funfzehn Seiten skizzenartig beschrieben.
Wegen dieser, muthmaafslich durch äufsere Gründe
gebotenen Beschränkung ist auch die Knechtschaft und
die Erhebung Deutschlands zu kurz, ja oberflächlich
behandelt. Denn die Schlacht bei Aspern ist z. B.

Digitized by Google

gar nicht einmal erwähnt und von der Schlacht bei Lützen mufsten Hrn. Vehse's Zuhörer nothwendig glauben, dafs allein die französischen neu conscribirten Truppen sich tapfer geschlagen hätten, während die preufsischen Freiwilligen und die junge Landwehr derselben Anerkennung werth waren.

Auf einer andern Seite verdienen die Erörterungen des Hrn. Verf.'s über Handel und Fabriken, über Kunst und Literatur alle Anerkennung. Er hat gezeigt, wie bei fortschreitender Entwickelung der Völker geistige und sittliche Bezüge die Oberhand gewinnen, er hat die Aufgaben der Zeitalter und die Bahnen, welche sich dieselben brechen mufsten, geschildert und verstanden, das Eigenthümliche und Besondre hervortreten zu lassen. So ist die römische Verfassungsgeschichte ein vortreffliches Stück, die Literatur Griechenlands, die Kunst und Poesie des Mittelalters, die Zustände der italiänischen Freistaaten, namentlich Venedig's, die Zeit Englands unter Elisabeth leuchten uns in farbenreichen Bildern entgegen, von Ludwig XIV., von seiner Regierung, seinen Kriegen, seiner Geisteswirkung und den andern Verhältnissen empfangen wir einen bei aller Kürze sachreichen Bericht, die Meerfahrten Heinrich's des Infanten und die erste Entdeckungsreise des Columbus strahlen in der ganzen Frische einer durch jene Grofsthaten aufgeregten Zeit, die Reformation wird vor uns in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargelegt und in der ausführlichen Beschreibung der Disputation Eck's mit Luther ist eine Scene aus jener vielfach denkwürdigen Zeit mit Glück herausgegriffen. Die Charakterzeichnung einzelner Männer und Frauen ist oft treffend und mit gutem Tacte für das Wesentliche abgefafst, so bei Perikles, Augustinus, Muhammed, Washington, Katharina II., Shakespeare, Raphael, Lessing, Voltaire, Rousseau und anderen, wogegen Goethe, Schiller und Herder zu kärglich (II. 359) bedacht sind und wir Hrn. Vehse dafür gern seine beiden Lobreden auf Börne (II. 361 und 558) erlassen hätten, der in Deutschland keinesweges so volksthümlich ist als Hr. Vehse und einige Kunstrichter meinen. Wenig gelungen und von keinem entschiedenen Gesammteindrucke ist die Schilderung Friedrich's II., ja man möchte fast sagen, dafs das Nachtheilige mehr als das Lobenswerthe hervorträte und die Ungerechtigkeiten auf S. 350 u. 35 lassen beinah vermuthen, als habe der Verf. die re chen Quellen nicht benutzt, welche Preufs in sein gediegenen Schriften eröffnet hat. Eben so mifsbi gen wir die Stelle (II. 424) über Maria Antoinette Frankreich. Wir wollen keinesweges Alles an die Fürstin entschuldigen, aber wir halten sie doch n einer kritischen Prüfung ihres politischen Einflus die wir in mehreren Heften der Minerva aus dem Ja 1837 und 1838 und im neunten Jahrgange des B mer'schen historischen Taschenbuches (1838) vo nommen haben, so wie nach Erwägung aller schlägigen Verhältnisse für gerechtfertigt gegen Vorwürfe, die in Hafs, Parteisucht und gedanken Nacherzählen ihren Grund haben. Die Charakte ihrer Mutter Maria Theresia „sie war eine echte nerin, sehr schön und sehr bigott, sehr rasch und munter" (II. 365) ist wiederum nicht ganz falsch aber in dieser Fassung etwas Erkünsteltes.

Dies Letztere führt uns zu einigen Betracht über den Styl unsers Buches. Wir finden in ih Sprache des gebildeten Mannes, sie ist wede schwunghaft noch zu einfach, aber voll Geiste und Herzenswärme, wie sie bei den Zuhörern ge war, ein leichtes Verständnifs und eine klare Ei zu erzeugen. Von jenem gewandten, glatten, sp Style des sogenannten jungen Deutschlands u der dialektischen Kunst mancher neuerer Schrift zeigt sich keine Spur und eine Darbietung aus de schen Jahrbüchern erscheint (II. 476) wie ein *purpureus* in dem mit redlicher Gesinnung ver Buche. Schwerlich ist dieselbe auch von der lichen Zuhörerschaft verstanden worden. Nur nigen Stellen haben wir eine Hinneigung zum lenden und Witzelnden zu rügen, die man al als humoristische Beigaben zur Unterhaltung blicums entschuldigen kann. So nennt Hr. V 174) den Rückzug Alexander's eben so heifs Napoleons über die Beresina kalt, die Engländ fsen so, weil sie doch etwas Engherziges ha 208) und bei Napoleons Krönung wird die frosti merkung (II. 493) wiederholt, dafs in dessen ein Oelfleck sei, was in Cromwell's Leben ei fleck gewesen wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und der nationalen Charakteristik. Ein und vierzig Vorlesungen im Winter 1841 *auf* 842. *zu Dresden gehalten von Dr. Carl Eduard Vehse.*

(Schlufs.)

Auch sind Ausdrücke, wie „bocksteife Orthodoxie," tösirende oder halb lateinische Wörter, als: de-iren, intoniren, abmanövriren und ähnliche, oder iftern Anspielungen auf die dicke Lippe der habs-ischen Fürsten nicht edel genug für eine histori- Darstellung und wenn Marlborough (II. 292) mit lington zusammengestellt wird, so durfte um einer hese Willen nicht Prinz Eugen der Blücher sei- Jahrhunderts heifsen. Ein ähnliches Wortspiel n wir an einer andern Stelle (II. 528), wo es heifst, n Steuben habe seinen Posten als General-Adju- Friedrich's II. aufgegeben, um General-Quartier- r bei Washington zu werden. Aber der preu- Hauptmann von Steuben (s. Preufs, Biographie ich's II. Th. III. S. 150) war nur Adjudant ich's II. gewesen, indefs auch in dieser Eigen- hinlänglich geschickt die tactische Ausbildung merikaner aufserordentlich zu fördern. Endlich wir noch an einem dritten Beispiele zeigen, auf e Abwege das Haschen nach pikanten Gegen- führen kann. Wir lesen Th. II. S. 365. „So ich zur Zeit Leopold's I. und Karl's VI.) bildete las Wiener Schlaraffenleben aus, diese joviale lichkeit der Wiener, die es gar nicht begreifen wie über Essen und Trinken und Tanzen und ren und Theater und freie Hand in Vergnügun- und aufser der Ehe irgend etwas in der Welt könne, diese joviale, kaiserlich-süddeutsche lichkeit, die aber doch noch kräftiger auftrat e gleichzeitige königlich-preufsische norddeutsche in Berlin unter Friedrich II. und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Dicken, weil man in Wien in Hülle und Fülle lebte und wohlfeil, in Berlin aber in geprefstem, knappem Verhältnifs und theuer. Die Wiener waren rund und wohlgenährt, die Berliner hatten schmaler Leiber, die Wiener waren natürlich und lustig, die Berliner zwar aufgeklärt und geistreich, aber so seelenvergnügt bei weitem nicht als die Wiener." Wir enthalten uns jetzt das überwiegend Falsche und Ungerechte in den angeführten Worten von dem Wahren und Richtigen zu scheiden und begnügen uns die Unangemessenheit der Ausdrücke zu rügen. Eine solche würde uns in den Feuilletons und Correspondenz-Artikeln der heutigen belletristischen Journale, deren Vorliebe für Aergernifs bekannt ist, ganz und gar nicht befremdet haben, um so anstöfsiger aber ist sie in dem Werke eines Mannes, der schätzbaren Verstand, gelehrte Kenntnisse und billiges Urtheil an den Tag gelegt hat.

Dafs Hr. Vehse zur Belebung seiner Vorträge und zur Erhöhung des Interesses seiner Zuhörer sich auf neue, vielgelesene Bücher bezogen hat, wird keine Mifsbilligung finden. So sind Stellen aus den Reisebeschreibungen Pückler's, Hallbronner's, Jrving's, Seatsfield's, ja der Gräfin Hahn aufgenommen, Straufsische Ansichten berichtigt und für die Kunstgeschichte die Briefe Schnaase's benutzt worden. Auffallend aber war es uns, dafs neben den glanzvollen Namen eines Möser, Ranke, Herder und Spittler mit Lob (II. 149) einer Stelle aus Laube's französischen Lustschlössern gedacht war, aus einem Buche, in dem mit Ausnahme der echt deutschen Jagd- und Waldlust Gesinnung und Ausdruck französisch sind.

Zum Schlusse bleibt mir noch übrig einer Anzahl flüchtiger und unsicherer Angaben zu gedenken, deren sich wenige im ersten Theile, mehrere aber im zweiten Theile vorfinden. So mufs es wohl auf einer Ver-

Digitized by Google

wechselung beruhen, wenn der Verf. I. 233 Cicero's Rede für den Roscius aus Ameria, „die alle Schulrectoren empfehlen," für unächt erklärt oder gleich darauf über die Ursachen von Ovidius Verbannung mit einer Sicherheit urtheilt, um die ihn gelehrte Literatoren beneiden möchten. Genaue Sorgfalt und Gerechtigkeit vermissen wir auch in der Stelle (I. 269), wo er die Knabenliebe einen furchtbaren Fleck des Alterthums nennt und die Concubinen- und Hetärenwirthschaft eine ganz gewöhnliche, herrschende, sich wie von selbst versteheude Sache im Leben der Griechen und Römer. Hat denn hier der Verf. gar keine Erinnerung an die Abhandlungen eines Fr. Jacobs gehabt? Eben so ungenau redet er (I. 478) von manchen Feudallasten der deutschen Bauern, wo er doch aus Grimm's deutschen Rechtsalterthümern S. 355 hätte wissen sollen, dafs es der Sinnesart deutscher Völker keinesweges gemäfs gewesen ist, solche Dienste aus Hoffart oder Muthwillen von Leibeignen oder Hörigen zu begehren. Und wenn er gleich darauf des berüchtigten ius primae noctis erwähnen *mufste* — wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde dies vor Frauen geschehen ist, — so hätte ihm hier wieder Grimm's Erörterung (S. 384) nicht entgehen dürfen, dafs sich nämlich die gewöhnliche Deutung dieses Ausdrucks keinesweges aus deutschen Urkunden nachweisen liefse. Und selbst in einigen Gegenden Frankreichs, wo nach Grimm ein Heirathsgeld an den Gutsherrn für sein Recht auf die erste Brautnacht gezahlt worden ist, scheint die Sache im achtzehnten Jahrhundert als längst veraltet angesehen worden zu sein, da unter den Beschwerden französischer Unterthanen über die ärgsten Feudallasten, welche am 4. August 1789 die Aufhebung aller Lehnrechte herbeiführten, in keinem Berichte jenes entwürdigenden Rechtes gedacht ist. M. s. überdies Reyscher's Abhandlung über diesen Gegenstand in den Beiträgen zur Kunde des deutschen Rechts H. 1. S. 94 ff. Endlich finden wir II. 39 den alten Irrthum wiederholt, dafs Amerika seinen Namen von Amerigo Vespucci erhalten habe. Hierbei macht sich also Hr. Vehse des Vorwurfes schuldig dem eiteln Florentiner von neuem einen Ruhm zuzusprechen, der allein dem hochherzigen Genuesen gebührt, und die Resultate gelehrter Forschungen zu vernachläfsigen, welche vor wenigen Jahren von dem Spanier Navarrete (Coleccion de Viages III. 184) aus bisher verschlossenen Archiven zuerst bekannt gemacht worden sind, worauf Alex. v. Humboldt (Krit. Untersuch. II. 358—371) den Gegenstand weiter untersucht und in das hellste Licht gebracht hat. Die beiden letzten Irrthümer sind von uns beispielsweise angeführt, weil grade in ein Werke von edler, populärer Haltung solche schi Auffassungen von grofsem Nachtheile sind und strengste Genauigkeit mit Recht gefordert werden kann. Eben so ist es in der That auffallend, Graf Schwarzenberg (II. 325) noch immer ein „Landesverräther und von Oesterreich besoldeter Mini heifst, da sich doch schon seit Friedrich II. eine sere Meinung über ihn gebildet hatte, bis endlich C in seiner bekannten Schrift dem Gegenstande ein gründliche Untersuchung widmete, mit deren A sich Stenzel (Preufs. Gesch. II. 11 f. 24) einverst erklärt hat.

Eine andre Reihe falscher oder einseitiger A rungen entlehnen wir der neuesten französische deutschen Geschichte. So sind die Begebenheit 1., des 5. und 6. Octobers 1789 zu Versailles aller Kürze unrichtig erzählt (II. 450. 452), die e liche Ursache des Gastmals im Opernhause ni wähnt, das Geschichtchen von dem durchste Bette der Königin Maria Antoinette wieder frischt u. dgl. m., obgleich Hr. Vehse hierüber er nicht den dritten Theil der Histoire parlem de la revolution française einzusehen Gelegenhei schon in des General v. Schütz Geschichte der veränderung in Frankreich III. 250 ff. IV. 1— in Wachsmuth's Geschichte Frankreichs I. 181 die beglaubigten Nachrichten finden konnte. Auch enthält die Geschichte der Revolutionstage m manches Unrichtige: wollte Hr. Vehse des an ertheilten französischen Bürgerrechtes auf S. denken, so mufste er aus Schwab's Leben d ters (S. 389 f.) auch erwähnen, dafs er in dies tente *le publiciste Gille* genannt ist und dafs fünf Jahre nach der Ausfertigung in seine Hän ohne dafs Schiller über diese Auszeichnung irgend erfreut war, sondern nur in Erwägung ihm ein solches Bürgerrecht dereinst für seine Vortheil bringen könnte, wie er an Goethe (Bri sel IV. 143) schreibt. Ferner ist (II. 482) zu hauptet, wenn es heifst, dafs der Enthusiasm Franzosen für Einigkeit schon bei Valmy am 2

Digitized by Google

mber 1792 das Vaterland gerettet hatte. Denn hier
ire ihr Heer bei einiger militärischen Energie von
iten des Herzogs von Braunschweig unstreitig ge-
hlagen worden: m. s. des Hauptmanns v. Wissel:
teressante Kriegsereignisse der Neuzeit" H. 2. S.
1—162 und Gouvion St. Cyr's Mémoires sur les
npagnes des armées du Rhin. Vol. I. Introduct.
57. Die auf S. 491 angegebnen Jahreszahlen über
Einführung des Napoleonischen Gesetzbuches müs-
dahin berichtigt werden, dafs die Einführung des
ifgesetzbuches und des Gesetzbuches über das Cri-
alverfahren erst mit dem 1. Januar 1811 im Kai-
iche begonnen habe, von dieser Zeit an also erst
vollständige Geltung aller fünf Gesetzbücher ge-
bet werden kann. Auf der folgenden Seite heifst
Aufhebung des Herzogs von Enghien eine allem
rrechte zuwiderlaufende Handlung und wird mit
Gesandtenmorde zu Rastadt durch die österreichi-
Husaren zusammengestellt. Wir halten aber
Vergleichung für unzuläfsig. Denn wie Manches
bis auf den heutigen Tag trotz der neuesten Be-
älterer Zeitgenossen in der erwähnten Sache
l und unaufgeklärt bleibt, so steht doch unbe-
kt fest, dafs der österreichische Hof eine solche
tthat niemals befohlen hat, während die Verhaf-
nghiens auf Napoleon's unmittelbare Anordnung
h gegangen ist. In dieser Gegend lesen wir
ndre Unrichtigkeiten. Auf S. 500 wird der Buch-
Palm als der *Verfasser* des Buches „Deutsch-
seiner tiefsten Erniedrigung" genannt, da er
kanntlich nur der *Verleger* war, der eigentli-
rf. aber bis auf den heutigen Tag unbekannt
leich darauf (S. 501) hat Hr. Vehse seinen Zu-
berzählt, dafs König Friedrich Wilhelm III. von
n in den letzten Tagen des Mai 1812 zu Dres-
Vorzimmer des Kaisers Napoleon unter den
ischen Marschällen voll des bittersten Gefühls
len habe. Das Letztere ist allerdings wahr und
greiflich: aber von einem Antichambriren dieses
, *der durch* die Würde seiner Erscheinung selbst
inden Achtung abnöthigte, ist aus glaubwürdiger
eferung nichts bekannt, wie Hr. Vehse aus den
anten Einzelheiten in Hippels Schrift über
h Wilhelm III. (S. 56 f.) ersehen kann. Dafs
503 auch nicht mit einem Worte Blücher's und
gton's und der Anstrengungen ihrer tapfern Krie-
ger in der Schlacht bei Belle Alliance gedacht ist, kann selbst bei der gröfsten Kürze keine Entschuldigung finden und wenn Hr. Vehse gleich darauf von den Engländern sagt, dafs sie gegen Napoleon, der sich ihnen, als ein zweiter Themistokles, überliefert hätte, keine Perser gewesen wären, so hat es fast den Anschein, als wolle der Verf. das grofsbritannische Ministerium wegen seines Verfahrens tadeln, da er auch auf S. 503 urtheilt, Napoleon sei als ein Opfer der englischen Regierung und seiner eignen Herrschsucht gefallen. Aber wir brauchen es hier wohl nicht erst auseinanderzusetzen, dafs die verbündeten Mächte im J. 1815 der Ruhe der Welt und ihren eignen Völkern die sichere Verwahrung eines Mannes schuldig zu sein glaubten, der, wie die letzte Erfahrung gelehrt hatte, in der Freiheit oder in der Nähe Europa's noch immer gefährlich war. Bedurfte übrigens das englische Ministerium einer Vertheidigung, so hat es seinen Sachwalter an Walter Scott gefunden, der nach Varnhagen von Ense's Worten in der keinesweges lobenden Anzeige des Scott'schen Buches (Zur Geschichtschr. und Literat. S. 100) die Thatsachen mit grofser Unparteilichkeit behandelt und überhaupt für Napoleon und dessen einzige Lage so grofse Berücksichtigung und Billigkeit an den Tag gelegt hat, als von der edeln Theilnahme eines wohlgesinnten Mannes je zu fordern ist. Endlich fanden wir uns auf S. 504 durch die Notiz überrascht, dafs Hudson Lowe auf St. Helena die Millionen, welche ihm Napoleon für seine Befreiung bot, ausgeschlagen habe. Eine solche Handlung würde allerdings der strengen und treuen Sinnesweise des englischen Generals ganz angemessen gewesen sein, aber die Thatsache selbst ist erst zu erweisen.

In der letzten Vorlesung wiederholen sich die Betrachtungen, welche in der einleitenden Vorlesung angedeutet waren, als ein bestimmter Ertrag des Ganzen. Der Verf. fafst die gegenwärtige Stellung der weltgeschichtlichen Völker, der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutschen, zusammen und bezeichnet sie nach ihren politischen, religiösen und geistigen Bildungszuständen, von denen jedoch Deutschland nur durch seine geistige Universalität eine Weltmacht sei. Denn um eine politische Macht zu werden, bemerkt Hr. Vehse, bedürfen wir der Wiedererweckung der deutschen Nationalität aus ihrem alten Grabe. Da nun derselbe zugleich die Absicht ausgesprochen hat,

Digitized by Google

in einer spätern Reihe von Vorlesungen Deutschland ganz besonders zu berücksichtigen, so wird alsdann nicht unberücksichtigt bleiben, dafs das deutsche Leben sich am wenigsten in allgemeine, scharf durchgehende Züge fügt, sondern immerfort als ein besonderes und einzelnes, bis in die kleinsten Theile eigenthümlich geartetes gefafst werden müsse. Dies zu erkennen wird Ausländern immer schwer fallen, an den deutschen Schriftsteller aber läfst sich die Forderung stellen, solche Ordnungen und Verhältnisse nach ihrem wahren Gehalte einzusehn und zu würdigen, nicht aber blofs mit Staunen und Begeisterung in den Engländern oder Nordamerikanern die Vorbilder seiner Landsleute zu erblicken.

K. G. Jacob.

X.

***Der Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine zeitgemäfse Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta, pens. Landrichter, Ritter des Königl. Bayerischen Verdienstordens vom heiligen Michael. Erlangen,* 1844.*; bei J. J. Palm und Ernst Enke. X. u.* 267 S. 8.**

Es giebt Leistungen, insbesondere im Gebiet der Wissenschaft und der Literatur, die rein objectiv, eine Betrachtung zulassen oder fordern, bei welcher der Verf. oder Urheber völlig in den Hintergrund tritt. Es giebt andere, die ihrer Objectivität unbeschadet, zugleich so sehr der Ausdruck der Subjectivität des Verf.'s sind, dafs die Würdigung derselben nicht ohne Rücksicht auf letzteren statt finden kann. Ohnehin verlangt auch die Subjectivität ihr Recht in jedem Sinn. Nicht das meine ich, dafs das Individuum sein Werk zu vertreten habe und darum Lob oder Tadel, welches dasselbe trifft, auf jenes bezogen werde: dies ist auch bei den Werken der ersten Art nicht anders; sondern, dafs die uns entgegentretende Persönlichkeit, die Gesinnung, die sich in dem Werke bekundet, wesentlich mit in die Würdigung desselben aufgenommen werden müssen, ja dieselbe, wenn vollständig und richtig sein soll, erst möglich m Ist dem Leser diese Persönlichkeit und ihr Str als tüchtig und ehrenwerth bekannt und lieb, er sie sich in dieser Weise immer mehr, je länger bei dem Studium des durch sie Geleisteten sich ihr in geistiger Verbindung erhält, so gewährt d einen Genufs für die, welche eines solchen fähig dem man sich um so lieber hingiebt, je seltne selbst bei guten und die Wissenschaft fördernde beiten uns zu Theil wird, wobei man allerdin billig sein mufs, die Beschaffenheit des Gegens zu berücksichtigen. Nicht jeder gestattet solche vortreten der Subjectivität. Aber in dem G von dem wir sprechen wollen, ist dasselbe zu ja, wo es mit auf die Gesinnung ankommt — u wäre dies mehr der Fall, als bei der heiligen des Rechts? — selbst nothwendig. Da wird das haft und pflichtmäfsig gesprochene Wort, eine und die Würdigung bezieht sich auf diese w jenes.

Unvermeidlich mufs aber dann auch der Be ler eine Gesinnung mitbringen — sie wird si der des Verf.'s in ein bestimmtes Verhältnifs zu suchen — und es wird erlaubt sein zu bekenne sie, wenigstens dem Streben nach eine entspre sei. Unter dieser Voraussetzung wird es ge einem Werk seine gebührende Stelle in der Re literärischen Erscheinungen des Tages anzw dessen Charakteristisches so sehr in dem ei zeichneten liegt, dafs auch dasjenige in demselb nur als Wiederholung oder Bestätigung des Be erscheint, dadurch eine eigenthümliche Bede hält. Ich erneure mir den Genufs, den das der Schrift des verdienten Greisen mir gewä indem ich versuche durch eine kurze Berichter Andre desselben theilhaftig zu machen und so vermag, dazu beizutragen, dafs unter der Ma sen, was in unserer Zeit über die Verbesser strafrechtlichen Verfahrens der Oeffentlichkeit ben worden ist, diese Erscheinung nicht übersehe Ein Greis, sage ich, ist der Verf.; er selbst gi als ehemaligen richterlichen Beamten zu er

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

r Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine eitgemäfse Reform des deutschen Strafverhrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang einrich Puchta.

(Fortsetzung.)

Darin liegt sofort zweierlei — wenn wir es nicht wüfsten und auf viele andre Weise in den Leien seit Jahren wahrgenommen hätten — einmal, dem Verf. ein reicher Schatz von Erfahrungen zu te steht, aus dem er geschöpft, und freigebig mitilt hat, jedoch so, dafs er dabei ein gehöriges beobachtet, und nur merken läfst, er könne enfalls noch mehr bieten; zum andern, dafs nur nteresse an der Sache, nur das Streben für die hung des gemeinsamen Zieles, der Erwirkung gedeihlichen Gerechtigkeitspflege seinen Beitrag fern, es sei, welche ihn bewegen, sich in den, h glaube, edlen und ehrlich gemeinten Streit so Wortführer über eine Tagesfrage mit einzuwobei, wie ich schon anderwärts bemerkt, nicht echtliche, sondern auch politische Rücksichten t werden. Nicht im Sonder-Interesse ist es, n es wohl — ich lasse dahingestellt, mit wie er wenig Grund — den Beamten, die als Ver er des Alten oder des verlangten Neuen auftre zuschreibt, indem Gewohnheit und Bequemlich bestimme, der Beibehaltung eines Verfahrens ort zu reden, mit dem sie aufgewachsen sind, h herangebildet haben, in dessen Formen sie chter bewegen, als in andren, ihnen fremden, besorgen, niemals heimisch zu werden; ja, was glicherweise aufser Stande setze, das andre ch zu kennen, und unpartheiisch zu beurtheiler indem die Unerträglichkeit der Last der fte, — bei der Entbehrung der Anerkennung, welche eine andre Form des Verfahrens leichter gewährt, — das Verborgenbleiben einer löblichen Thätigkeit und ihrer Erfolge, bei dem erlaubten Selbstbewufstsein und der Ueberzeugung vieler wackeren Richter, dafs ihre Geschäftsführung die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen habe, sie veranlafst, eine Aenderung zu bevorworten, welche ihnen die Hoffnung gewährt, mit einer schon an sich, und besonders nach der Forderung und Richtung unserer Zeit, mehr ansprechenden Weise des Verfahrens, auch ihre eigne subjective Befriedigung in hohem Grade vereinigt zu sehen. Dies würde dem Verf. fremd sein, der auch sonst wohl seine Ansichten freimüthig ausgesprochen hat: dem ehrenvoll von dem Geräusch des Lebens in die Stille und Zurückgezogenheit der Beschauung Zurückgetretenen könnte für seine Person, wenn es ihm um diese zu thun wäre, die letzte Entscheidung über das Schicksal des jetzt in deutschen Landen bestehenden strafrechtlichen Verfahrens gleichgültig sein. Alles dies verbürgt eine unpartheiische Betrachtung, und verleiht der Stimme ein bedeutendes Gewicht. Säumen wir nicht, gleich zu bemerken, dafs der Verf., die Mängel der bisherigen Procedur wohl erkennend, eine Reform für unerläfslich erklärt, dafs er diese mit andern auch in Einführung der Oeffentlichkeit findet, dabei jedoch die nicht zu leugnenden Vorzüge des so oft, und aus so verschiedenen nicht blofs Gründen, sondern auch Rücksichten und Motiven, unbillig angefochtenen gemeinen und landesrechtlichen Strafprocesses gebührend anerkennt, und den Unterschied zwischen den Vorwürfen, welche die gesetzliche Verfahrungsweise und welche das handelnde Individuum treffen, mit richtigem Blick hervorhebt. Erinnern wir dann noch, dafs das, was der Procefs bezweckt, was Alle dabei wollen und was für den Schriftsteller über den Gegenstand, wie für den Gesetzgeber eben so sehr das Ziel als für seine Thätigkeit und Aeufserung das leitende

Digitized by Google

Princip sein soll, wie für den untersuchenden und den urtheilenden Richter — die *Gerechtigkeit* nämlich, das stets vor Augen stehende Thema sei, auf welches sich die ganze Ausführung bezieht: so haben wir im Allgemeinen das Charakteristische des Werkes bezeichnet, dessen nähere Betrachtung nunmehr unsere Aufgabe sein soll.

Einige Mittheilungen aus der Vorrede werden dieses einleiten: „Wenn gleich der Verf. — zu allen Ideen wegen Verbesserung der bestehenden Verfassungen, besonders in der Rechtspflege, nicht unbedingt sich zu bekennen vermag, so ist er doch — und darin hat ihn eine sehr lange amtliche Erfahrung bestärkt — weit entfernt die Klagen über den Zustand unserer Criminaljustiz für ungerechtfertigt zu halten. Ja er geht noch weiter und behauptet, dafs auf dem bisherigen Wege weiterhin nicht fortzukommen, vielmehr der *Anklageprocefs* mit *Oeffentlichkeit und Mündlichkeit*, als Forderung der Zeit nicht gut länger abzuweisen sei." So spricht denn ein erfahrner Praktiker für die Formen, die jetzt Sachkundige, und die es nicht sind, mit wenigen Ausnahmen übereinstimmend empfehlen oder verlangen; und dies ist beachtenswerther, als die nicht durchgängig lautere Stimme mancher Wortführer auch der Presse — so sehr ich deren Werth erkenne, und meinerseits dies ausgesprochen habe — welche zu einer Partheiansicht machen, was einen weit tiefern Grund hat. Man sollte bei der Forderung der Oeffentlichkeit selbst offener zu Werke gehen: man sollte deren Werth nicht dadurch zu behaupten suchen — denn von einem Beweise ist ohnehin hier selten ernstlich die Rede — dafs man die angebliche Verwerflichkeit des Untersuchungsverfahrens, mit seinen entsprechenden Einrichtungen, immerfort wiederholt, und die andre Form, als die allein zur Förderung des Rechts geeignet sei, anpreist — denn solche Uebertreibungen bedürfen kaum der Widerlegung; — man sollte vielmehr ehrlich bekennen, dafs, während vom Standpunct des Rechts aus, und der Frage, welche Form sich am meisten empfehle, um dasselbe zu verwirklichen — der einen vor der andern nicht ein unbedingter Vorzug zugestanden werden könne, die hinzutretenden Rücksichten, und die Forderungen der Zeit, die ihr Recht geltend machen, es vornehmlich seien, welche es gebieten, das öffentliche Verfahren, mit ihm als nothwendige Voraussetzung die Mündlichkeit und die Anklageform einzufüh Hier tritt die politische Seite hinzu, die das Stra fahren nothwendig an sich hat. Jener Fortschritt wir alle wünschen und den ich um so entschi bevorworte, je mehr ich glaube, dafs er, unabhä von Partheitendenzen, nach den höhern Forder des Rechts und der Rechtspolitik, auf Grundla sers einheimischen, der Verbesserung bedürftigen auch zugänglichen Processes, also nicht von herangebracht, sondern auf organischem Wege genommen werden müsse und könne, — wir nigstens für die, welche sich von der Nothwen und Zulässigkeit gründliche Rechenschaft gebe len, — und so lange überhaupt derselbe erst steht und darüber auch wissenschaftlich ver wird, es immer bedingen, dafs man das jetzig fahren vorurtheilsfrei beurtheile, und ihm die rende Gerechtigkeit widerfahren lasse. Ja, da Verfahren werden wir dann um so höher stell es um so unbefangner loben, je mehr wir un zeugt haben, dafs das jetzige, ohnerachtet sei leugbaren Werths, der durch die, nirgends vermeidenden Mifsbräuche Einzelner, und du Einflufs der Persönlichkeit derer, die der F Leben geben sollen, an sich nicht gemind zweifelhaft werden kann, dennoch nicht mehr sprüchen der Zeit genügen, wenn es auch de lichen Rechte, und selbst dem materiellen we nicht in geringerm Grade dienlich ist, als da gengesetzte. So habe ich den Gegenstand zu müssen geglaubt *), und es ist mir erfreul eine gleiche Ansicht von einem erfahrnen P ausgesprochen zu finden, der (Vorrede S. V an die Bemerkung, wie viel auch auf die Subj der Beamten ankomme (S. V) und dafs wir stehende) Gebäude nicht zerstören, sondern al und von den etwa noch tauglichen Materialie chen Gebrauch machen wollen (S. VII), die F anknüpft: „Und so mag denn meine Darstel Inquisitionsprocesses nicht zweckwidrig er selbst wenn auch die Hoffnung auf eine den F gen der Zeit gemäfse Verbesserung des d Verfahrens nach den Grundsätzen des öffentlic mündlichen Anklageprocesses bei uns überha

*) In den Beiträgen zur Strafprocefs-Gesetzgebung

Digitized by Google

ch hie und da unerfüllt bleiben sollte." „Es ist nicht nug, das bisher Besessene, vielleicht ohne es recht kennen, nur ohne weiteres wegzuwerfen; wir müssen auch wissen, was wir gehabt haben, sowohl um dem zu erstrebenden Neuen jenes Mangelhafte zu meiden, als das noch Brauchbare zu erhalten."

Man sollte glauben eine solche offne Erklärung rde nicht mifsverstanden werden. Dennoch findet „der Verf. veranlafst, gegen den Vorwurf sich verwahren, als ob er als Gegner einer den Unterhungsprocefs schlechthin abgeneigten Parthei aufeten, und dessen fernere Beibehaltung auf dem erigen Fufse verfechten wolle" — er verhehlt sich t, und es soll ihn nicht irre machen, dafs, und nur Wenige seien, die nicht bezweifeln, ob von abgebrochenen Bau des Untersuchungsprocesses, nur ein Stein oder Balken zum nützlichen Geche übrig sein werde (S. 5). Allerdings mufs sich Rechtsgelehrte — (und dies gilt von dem theoreen, wie von dem praktischen) — darauf gefafst n, dafs man Erörterungen „wobei es sich um Vorn handelt, die das Gebiet der Justiz betreffen, deren bufriedigende Beantwortung also vorzugs- von diesem erwartet wird" — wegen der alsnothwendig sich bekundenden Unpartheilichkeit, lem Streben, „das in jeder der beiden Formen thümliche Gute und Zweckdienliche beizubehalnithin von einer jeden den angemessenen Gebrauch achen," gerade vom Parthei-Standpuncte aus Beifall geben, ja solche für entbehrlich halten „da die Frage bereits von der öffentlichen Meiwie man sagen wird, entschieden worden" (S. 4). ie, denen es wahrhaft um das Recht zu thun nnen den hier beobachteten Gang der Untersunicht mifsbilligen, die sich durch jene Rücksichht irre machen läfst. Auch werden Kenner es erf. nicht übel nehmen, wenn er, hie und da mit Seitenblick auf die, „denen von unserer Rechtsung nichts weiter bekannt ist, als was man in gen liest" *), andeutet, dafs letztere und einzelne Artikel noch nicht überall als der Ausdruck der wahren öffentlichen Meinung zu betrachten seien, und dafs man, um über die Sache zu urtheilen, und für sie mehr zu thun, als obenhin zu sprechen, sie recht verstehen müsse.

Der Inhalt der *ersten Abtheilung* ist: „*Zustand des deutschen Strafprocesses*," — eine Bezeichnung, die nicht ganz der Ausführung entspricht, welche nicht nur I. *den Strafprocefs nach seinen zwei Hauptformen historisch rechtspolitisch betrachtet* §. 1—23. sondern weiter, gleich an die Kritik geht und II. die „*Mangelhaftigkeit des deutschen Strafverfahrens nach der Inquisitionsform mit den Ursachen derselben* §. 24—41. aufzeigt, und daran die Frage knüpft. III. *Wie kann geholfen werden?* §. 42—48. Man könnte erinnern, dafs die erst in der *zweiten Abtheilung* mitgetheilten: „Grundsätze des Untersuchungs-Verfahrens" nothwendig an die Spitze gehören, um den Zustand, in welchem Sinn auch dieses Wort genommen werde, richtig darzustellen, möge dieser sich als eine Abweichung von jenen Grundsätzen erzeigen, die nur zum Theil dem Untersuchungsprocesse eigenthümlich sind, zum Theil aber als allgemeine und wesentliche eines jeden gerechten und auf das Recht bezogenen Verfahrens gelten, — oder möge dieser Zustand den Principien gemäfs sein und dann die Mangelhaftigkeit des einen auf die Unhaltbarkeit der andern einen Schlufs machen lassen, wie denn dieselbe Bemerkung von der die *zweite Abtheilung* eröffnenden Betrachtung gilt: I. *Nothwendige Eigenschaften* eines Untersuchungsrichters u. s. w." — denn auch hier kommt Allgemeines in Betracht, was bei jedem Richter, und bei jeder Form des Verfahrens erfordert wird. Wie viel Werth auf diese, insbesondre auf die tüchtige Individualität, die von der Pflicht und dem Streben nach der Gerechtigkeit durchdrungen sein soll, neben der Güte der objectiven Einrichtungen zu legen sei, habe ich bei mehren Gelegenheiten um so mehr hervorgehoben, als abgesehen von der für sich selbst bestehenden Nothwendigkeit dieser Forderung, das Gegentheil — wie es dem Rechte hinderlich ist, auch einen Schatten auf ein Verfahren

r wie es S. 16 heifst: „Da Manche, um nicht zu sagen e von denen, die in dieser Materie durch Mund und r mitzusprechen sich berufen wähnen, aus der strafilichen Theorie nicht viel mehr wissen, als was sie Hörensagen, oder aus eben so flüchtig niedergeschrien als gelesenen Zeitungsartikeln aufgefafst oder allenfalls wie aus Ritterromanen und Legenden fehmgerichtlicher Märtyrer im Gedächtnifs behalten haben, so darf es nicht auffallen, wenn man sich hie und da gar wunderliche Vorstellungen von unserem deutschen Strafprocefs macht."

Digitized by Google

wirft, bei dem man dann entweder die Form für das Princip ausgebend, oder die Person, mit demselben verwechselnd, Mängel findet, die es, nach der Meinung Einiger als nothwendige mit sich führt, nach derjenigen Anderer, wenigstens begünstigt, und die nur zufällig ans Licht kommen. Allerdings mag es schon als ein Vorzug gelten — anderer Gründe nicht zu gedenken, wenn eine entgegengesetzte Form, so wenig auch sie der tüchtigen Individualität zu entbehren vermag, die Fehler nicht so aufkommen, oder, wo es der Fall ist, nicht lange verborgen halten läfst. Dafs jeder, auch öffentlichen Procedur ein nicht öffentliches Verfahren — im besondern Falle vorausgehe, dessen Princip und Form das des Untersuchungsprocesses sei, worauf erst, auf Grundlage des nothwendigen Princips, bei jenen der Procefs in Form der Anklage folgt, und dafs dort dieselben Forderungen gemacht werden müssen, wird nicht selten übergangen, und es scheinen fast nicht minder der Berichtigung bedürftige Ansichten über die beantragte neue, als über die bisherige und alte Procedur bei Manchen vorzuwalten. Jedenfalls, wer die P. G. O. und deutsche ältere Landesprocefs-Ordnungen kennen zu lernen sich die Mühe gegeben hat, dem wird das ernstliche Einschärfen der Gerechtigkeit, das in's Gewissen Reden, die überall auf die Pflicht hinweisende Sprache, so wenig entgangen sein, als, dafs dieses, — die Anerkennung, dafs dem Fürsten selbst von Gott eine hohe Pflicht auferlegt sei, die er durch gewissenhafte Richter in Ausübung bringt, und denen darum in würdig ernster, einfacher Weise die Sache der Gerechtigkeit empfohlen wird, einen weit tiefern Grund haben, als, wie es behauptet worden ist, blofs das Mifstrauen nicht nur in die richterlichen Personen — die P. G. O. setzt dieses weniger in den guten Willen als in die Einsicht der rechtsunkundigen Schöppen und Urtheiler, — sondern in die sogenannte Heimlichkeit des Verfahrens, die übrigens damals nicht völlig in dem jetzigen Sinn statt fand. In andern Procefs-Ordnungen kommt davon wenig vor: nicht als ob man die Sache, aber wohl die Ermahnung für entbehrlich hielte: ob aber eine Reihe von Formalitäten, deren auch nur geringste V letzung — die Nichtigkeit zur Folge hat, ohne Gewähr, dafs unter allen Umständen die Wide lung des Verfahrens mit mehr Erfolg für die S der Gerechtigkeit statt fände, — wenn sie auch Sicherung des abstracten Rechts förderlich sein jene von der guten Gesinnung ausgehende V überall sittlich zu ersetzen vermögen, scheint der Erörterung zu bedürfen. Vergessen wir um weder der einen noch der andern Weise zu zu treten, dafs, wenn der Richter, was allerdin wünschen, lediglich auf das Geschäft des Rech chens beschränkt ist, die Gelegenheit zu ma Fehlern und zu Vorwürfen, denen er sich au entzogen, dafs aber auch sein Beruf um so be sei, je weniger ihm (wo die mit der Oeffentl nicht nothwendig in Verbindung zu denkende schwornen die Thatfrage entscheiden) sonst z übrig bleibt, vollends, wenn er auch das Rech den und Sprechen nicht anders nach der sung ausüben kann, als durch Unterstellung d bereits fertig gegebnen Falles — wobei seine zeugung von dessen Wahrheit nicht weiter in B kommt — unter ein ausdrückliches, und buchs anzuwendendes Gesetz. Ich will den Werth, d dieses haben kann — worüber bekanntlich s schiedene Ansichten herrschen, nicht in Abre len. Aber ich glaube in Betreff Alles desse ich hier andeute, den Verf. auf meiner Seite haben, der (Vorrede S. IV. V) von den F gen — namentlich der Mündlichkeit und Oeffent erinnert, man scheine, indem man in ihnen zw eine von den Garantieen eines gerechten spruchs erkenne, auch abgesehen von gewisse vaganten Forderungen an das Rechtssprech politischen Tendenzen, deren Wirksamkeit g lich mehr in der Richtung *gegen*, als *für* die zu betrachten, man scheine sie mehr als S tel wider deren Uebelwollen in das Auge zu denn als ein Mittel zur Unterstützung des Be was Rechtens ist, zu erkennen und auszusp

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine ıitgemäfse Reform des deutschen Strafver- hrens überhaupt und besonders auf die Oef- ıtlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang einrich Puchta.

(Fortsetzung.)

ıber unsre Richter haben doch auch wohl bewie- dafs sie ihre Pflicht erkennen und dafs sie den urf eines zu überwachenden üblen Wollens so verdienen, als den damit verbundenen, sich ohlwollen irgend einer einflufsreichen Seite zu ben. Und grade jetzt erklären sich Viele für uen Einrichtungen, die mit Ruhe auf ihre Amts- g und auf deren Ergebnisse nach dem alten ıren zurückblicken dürfen *).

Das Thema, welches nun zuerst behandelt wird, findet sich (S. 4) also bezeichnet: „Wir wünschen den Zweck nicht in der Maxime derer zu erreichen, die an dem Neuen Gefallen finden und doch von dem Alten sich nicht trennen möchten, und ein Formengemisch hervorbringen, also ein Drittes, das alle Partheien befriedigen soll, aber vielleicht keine befriedigt, sondern auf die Weise, welche eben so der Natur der Sache angemessen, als geschichtlich begründet erscheint. Das Unrecht der Zeiten hat die verschiedenen, jedoch auf ein Ziel gerichteten Elemente, woraus die beiden Procefsarten bestehen, getrennt; eine schickliche Wiedervereinigung wird die Aufgabe der bezweckten Reform sein."

Ob das, was selbst auf einer geschichtlichen Nothwendigkeit beruht, was nicht durch Willkühr eingeführt ist, ja bedingt als ein Fortschritt angesehen werden mufste, ein Unrecht der Zeiten genannt werden dürfe, möge dahingestellt bleiben: gewifs ist, dafs von einer Trennung der Elemente nicht die Rede sein kann, wo die Principien und die durch sie gebotenen Formen einander ausschliefsende sind, und, wie man jetzt die Sache ansieht, es so sehr sein müssen, dafs, und möglicherweise wiederum allen Partheien, die empfohlne Wiedervereinigung selbst nicht anders erscheinen werde, als eine Mischung oder Verbindung der Formen. Diese Formen betrachten Manche überhaupt als das Wesentliche, ohne sich zum Bewufstsein zu bringen, in welchem Sinn sie es allerdings auch sind. Ich mufs wiederholen, was ich bereits ausgeführt und wofür ich vielfache Zustimmung erlangt habe, dafs der Gegensatz ein zweifacher sei, der vornehmlich von dem Princip ausgehe. Dies gilt, wenn

---

ıilich mit Ausnahme. Der Verf., der bei Anerkennung Nothwendigkeit einer Reform zu überzeugen wünscht, „keineswegs alles Heil allein von neuen Gerichtsver- ıngen, von Gesetzen und Formen des Verfahrens zu ıten sei," der „vielmehr überzeugt ist, dafs gar sehr ı von den Eigenschaften der Gesetzvollzieher, dem ır besonders abhänge," macht aufmerksam, wie bei dem el treuer, durch redlichen Willen und Kraft sich aus- ıender Vollzieher, die besten Procedur-Ordnungen für allein der Willkühr nicht einen Damm setzen (S. 27) ıngekehrt, „dafs die Erfahrung lehre, wie ein tüchtiger ter mit einer mangelhaften Procefs-Ordnung das Recht ıch gut verwaltet habe," erklärt (S. 41) „der Grund klagen über eine mangelhafte Strafjustiz liegt nicht in nquisitionsprocefs an und für sich, nicht darin, dafs er m ist, was er seiner Natur nach sein mufs, und unter ıns gleichen Umständen auch sein kann; — er liegt sächlich in der Praxis, oder vielmehr — um dieser zur Last zu legen, woran sie in ihrer tüchtigen und haften Bedeutung unschuldig ist — in der mangelnden igung, ja Erbärmlichkeit vieler unserer Praktiker, die nt eines Untersuchungsrichters verwalten." So spricht hrenwerther in Geschäften ergrauter Richter; was folgt, ist aber doch unter andern auch die Nothwen- digkeit solcher Reformen, welche der Untüchtigkeit so wenig als möglich Raum geben, zu schaden, und sie nicht lange Zeit im Verborgenen Uebel stiften lassen.

Digitized by Google

man den Accusationsprocefs und den Inquisitionsprocefs einander entgegenstellt, wobei Oeffentlichkeit u. s. w. und deren Gegentheil nicht nothwendig als ausschliefslich begleitende Formen für das eine und andre Princip zu denken sind; wenigstens nicht für die jetzigen, von dem römischen Verfahren durchaus verschiedenen, Auffassungsweisen. Wie auch die Form jetzt sein möge, das Princip ist schon jetzt das inquisitorische, selbst bei dem neuen Anklageprocefs; es soll, um der Gerechtigkeit zu dienen, und die Verfolgung des Verbrechens, die Handhabung und Anwendung des Gesetzes, nicht der Zufälligkeit einer Anklage, und dem Einflufs der Subjectivität zu unterwerfen, stets von Amtswegen eingeschritten, und in diesem Sinn der Procefs eingeleitet und durchgeführt werden, — so dafs es, wenn in der Periode, wo die Sache vor den eigentlichen Richter d. h. den urtheilenden gebracht wird, die Anklage und die contradictorische Verhandlung in der That nur die, aber unleugbar angemessene, Form für die Geltendmachung eines Princips ist, dessen innere Nothwendigkeit sich behaupten mufste. Der Name und die gehässige, mit gewissen Erinnerungen, die nicht dem deutschen Procefs angehören, verbundene Nebenbedeutung der Inquisition darf nicht von vorn herein ein Vorurtheil gegen das Princip erwecken, welches sich schon im spätern römischen Processe insbesondre bei dem Verfahren extra ordinem wirksam erzeigt, im Canon. Recht sich ausbildete, und von nun an freilich mit einer Form, die dem Wesen der kirchlichen Rüge mehr entsprechen mufste, sich um so leichter Eingang verschaffte, je mehr auch aus der andern, deren Gültigkeit noch die P. G. O. anerkennt, das Leben, die wahrhafte Grundlage geschwunden war, und je weniger die neuen Gestaltungen der beginnenden Staatenbildung, und was damit zusammenhängt, sich mit ihm befriedigt fühlen konnten, was vollends, wenn es jetzt zum Leben zurückgerufen werden sollte, nöthigen würde, eine ganze und doch nicht durchgängig traurige Geschichte der Rechts- und Sittenbildung gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten.

Aus der ersten Betrachtung möge aufmerksam gemacht werden auf das, was S. 31 — 41 über die öffentliche Meinung gesagt ist; — viel Treffendes, wenn auch weder erschöpfend, noch völlig zuzugestehend. Die kurze Darstellung des römischen Strafverfahrens (S. 42—57), dann des ältern deutschen (S. 59 ff.), mit seine Schicksalen kann zwar keinen Anspruch machen fi mehr als eine zweckmäfsige Angabe des Hauptinhal dessen zu gelten, was das geschichtliche Studium b reits zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht h allein sie ist nicht nur für die Aufgabe, an deren L sung Alle mitarbeiten, die dazu Beruf fühlen, wich und die Kenntnifs der Geschichte hier selbst von la lativ praktischer Bedeutuug; sondern sie erhält a eine gröfsere dadurch, dafs während Manche — oder ohne Rücksicht auf die gewünschten Refor alles Geschichtliche für einen entbehrlichen Luxu nicht gar für schädlich halten — ein Mann, wi Verf., den Werth desselben durch die That a erfreulichste Weise erkennt, und zeigt wie er Stoff zu handhaben wisse, was denn, nicht blofs direnden und angehenden Geschäftsleuten, al nützliches Beispiel und Autorität nahe gelegt zu den verdient.

In der Schilderung der Mangelhaftigkeit des fahrens nach der Inquisitionsform und der Ur derselben — die, wie schon bemerkt, auch in de sonen, nicht lediglich in den sogenannten Instit gefunden werden — stimmt der Verf., obwohl er „sonst Gründe zu haben, welche dem Inquisiti cefs, freilich unter übrigens gleichen Umstände Wort reden" (S. 71), im Ganzen mit andern g chen Beurtheilern überein. Die nicht genügend lung des Defensors, das Streben „strenger, angehender Geschäftsleute ihre Sporen zu ver die individuellen Gebrechen Einzelner, das „ding einer blofsen Freisprechung von der I die Ueberladung der Beamten mit anderweiti beiten, das Fehlen der wesentlichsten Controlle, cher Hinsicht „die peinliche G. O. Carl's V. nach derselben eingerichte Praxis unserer, hern Cultur sich rühmenden Zeit, ein besch Muster vor die Augen halte" (S. 82), das U chende der, eine Justizaufsicht bezweckenden T cher, Tabellen u. s. w., die dadurch bewirkte einer Beschleunigung auf Kosten der Gründl werden als Hauptmängel bei der *Untersuchung* Referirmethode, und was mit dieser als Voraus und Folge zusammenhängt, besonders in so „die herkömmliche, von dem weitschweifigen r richtlichen Verfahren entlehnte ist (wobei der V

Digitized by Google

orschriften der Preufs. Crim. O. als musterhaft aus-
ichnet) — als solche bei der *Beurtheilung* zugestan-
n, und, mit Berufung auf vielfache Erfahrungen ge-
gt, aber nicht alle dem Procefs, wie er gesetzlich
steht, zur Last gelegt. Dieser soll, weil er geheim
, schlecht sein: woraus sich bei Unkenntnifs der
che auch irrige Vorstellungen bilden, sowohl über
Grund des Uebels, der auch noch wo anders lie-
könnte, als über die Abhilfen, die man unmittel-
in der Vorstellung eines eben so wenig richtig
annten Verfahrens findet, welches als Gegensatz
Inquisition und Akten, von Geheim und Schrift,
die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit führe (S. 95).
Dies leitet auf die Frage: „*wie kann geholfen*
den?" (S. 116) Hier zuerst eine einleitende Bemer-
; über die Zuständigkeit der Juristen, hierüber we-
tens *auch* ihre Stimme abzugeben — die man von
er Seite in Zweifel gezogen, oder gradezu in Ab-
gestellt hat, über die Wichtigkeit der Sache, bei
noch andre Rücksichten sich geltend machen, als
man einer „vermeinten öffentlichen Meinung — aus-
d von Einem oder dem Andern, welche dann
oder halb gedankenlos nachgesprochen von Meh-
, endlich lavinenmäfsig verstärkt durch die sich
hängende Masse von Nachbetern, und zuletzt
ubt von Allen" (S. 120) — nachgeben und „unter
Vorgeben einer sogenannten volksmäfsigen Rechts-
die wichtigsten Interessen des öffentlichen und
rechts zum Gegenstande einer müfsigen Schau-
er der leichtfertigen Genügsamkeit der Menge
dürfte" (S. 119). Wenn sich dennoch der Verf.
fentlichkeit und Anklageform, nach einem unent-
hen, zweckmäfsigen Vorverfahren (oder General-
uchung) erklärt, für welches das Untersuchungs-
und die Form immer nothwendig bleibt, und
näfsig eingerichtet, auch unbedenklich ist — so
an der Unpartheilichkeit desselben Gerechtig-
derfahren lassen, den nicht ungründliche Neue-
icht, Vorliebe oder Abneigung, bei seinen ruhi-
wägungen leitet. Indem er mit diesen Formen,
lich der Beurtheilung der Thatfrage „gesetz-
gezeichnete Beweisregeln" fordert, also keine
orengerichte im neuern Sinn will, wird er zwar
genug finden, aber ich kann auch hierüber,
einer ausgesprochenen und mit Gründen unter-
stützten Ansicht, mich im Wesentlichen nur einverstanden erklären (S. 122). Auch darin, dafs man sich nicht täuschen und glauben solle, eine neue Form werde alle Gebrechen heilen, alle Willkühr und Unredlichkeit, z. B. der Zeugen, entfernen, überhaupt schon für sich einen bessern Zustand der Rechtspflege herbeiführen, indem „dann noch manche andre dadurch postulirte, zum Theil aber gar bedenkliche Fragen zur Erwägung kommen" (S. 131). Diese werden kürzlich berührt, wonach sich dann bei einer Sache, „die keineswegs so leicht und einfach ausführbar als mancher Reformlustige es sich vorstellen mag," welche fordert, dafs man Alles genau prüfe und das Gute wähle, als Ergebnifs herausstellt (S. 134) — 1) dafs das Untersuchungsverfahren, wie es sich besonders nach der deutschen Praxis darstellt, dem Zweck einer guten Strafrechtspflege nicht entspricht; 2) dafs den Forderungen der Zeit nicht zu genügen ist auf dem Wege einer blofsen Reform des Inquisitionsprocesses, welche das Wesen desselben in seiner bisherigen Gestalt beibehält, also nach wie vor gestattet, dafs das, worauf und warum so, und nicht anders geurtheilt wird, in den Schachten nur Wenigen zugänglicher Akten sich verbirgt, dafs jedoch 3) die inquisitorische Form in Gestalt eines zweckmäfsig eingerichteten Vorverfahrens vor dem öffentlich-mündlichen Anklageprocefs nicht entbehrt werden könne." Diese letzte Betrachtung soll „die *zweite Abtheilung*" rechtfertigen, „die Darstellung der Grundsätze des Untersuchungsverfahrens, oder der verschiedenen Handlungen, welche man in Deutschland besonders unter den Begriff einer General-Untersuchung subsumirt."

Der Verf. hofft, dafs was er über die Anforderungen an einen Inquirenten, und die Bedingungen der zweckmäfsigen Verwaltung seines amtlichen Berufes u. s. w. und über eine bessere Einrichtung der Referirmethode, bemerke, selbst dann, nützlich sein werde, wenn eine Reform im Uebrigen nicht vorgenommen, sondern das bisherige Verfahren beibehalten werde; — es werden, wenn „die bezielten Grundsätze und Angaben in der Praxis Eingang finden, manche bisherige Klagen über unsern Criminalprocefs zum Schweigen gebracht werden, selbst ohne gänzliches Aufgeben des Gewohnten."

Es versteht sich jedoch, dafs damit auch nicht

Digitized by Google

genug gethan ist. Sind wir darin einverstanden, dafs eine neue verbesserte Form und Einrichtung, ohne hinzutretende in jeder Hinsicht tüchtige Gesinnung und Handlungsweise derer, die sie überhaupt und in jedem besondern Falle ins Leben führen sollen — nicht für sich schon eine Gewährleistung für die Erreichung des vorgesteckten Ziels bieten, und geben wir ferner zu, dafs das Dasein der guten Eigenschaften des richterlichen Beamten wohl manche Uebel nicht aufkommen lasse, welche sonst bei dem Untersuchungs-Verfahren in höherm Grade eintreten können, so wird man um so mehr von einer bessern Form und einem sie bestimmenden Princip für die Ausübung erwarten dürfen, je mehr auch bei diesen sich jene Gediegenheit des mit der Rechtspflege betrauten Individuums bekundet, da ja der Sinn der Anforderungen an jene Formen und Einrichtungen nicht sein kann, die entsprechende Subjectivität bei Seite zu setzen, als wenn es dann auf diese gar nicht ankäme. Fast scheint es, als dächten sich Manche die Sache so, nicht grade als ob die Individualität ganz gleichgültig wäre, aber doch, als wenn schon die Form hinreicht, um sie unschädlich zu machen, wo sie an sich nicht die rechte wäre. Denn nach verschiedenen Aeufserungen, vornehmlich wo die ganze Frage mehr vom politischen Standpuncte als dem rechtlichen aufgefafst wird, kann man nicht verkennen, dafs Manche die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, und was sonst im Gegensatze zu dem jetzigen Verfahren verlangt wird, ganz besonders das Schwurgericht, als Zwecke betrachten, die um jeden Preis erstrebt werden müfsten, statt dafs sie vielmehr nur als Mittel für den höhern Zweck — den doch Alle wollen — die Verwirklichung des Rechts, die Erreichung der Gerechtigkeit, in Betracht kommen, wo es dann immer Pflicht ist, genau nachzuforschen, ob dieses, oder ein andres Mittel, — die Rechtmäfsigkeit vorausgesetzt — wirklich das geeignete und sichere sei? eine Frage, die so leichthin nicht beantwortet werden kann, und mehr, als nur flüchtige Beobachtungen des Verfahrens in einigen zur öffentlichen Kenntnifs gelangenden Fällen erfordert. Was (S. 137) über die: „nothwendigen Eigenschaften eines Untersuchungsrichters und die allgemeinen Grundsätze und Regeln seiner Geschäftsführung" vorgetragen wir verdient, auch als Bestätigung dessen, was ich in d Einleitung bemerkt habe, Allen, denen es rechter Ern um die Kenntnifs der Sache, und insbesondre dem gehenden Praktiker empfohlen zu werden. Viele w den nur Bekanntes finden, wie denn dieser Gegenst öfters besprochen ist *), und ich will mir deshalb weiteres Eingehen versagen — aber Niemand wird d Genugthuung die gelungene Darstellung sich an nen, Niemand verkennen, dafs, was hier geboten w aus dem Reichthum eigner Erfahrung, und aus e Frische des Geistes und des Herzens hervorgegan sei, die, wie sie sich bewährte zu der Zeit, wo der Sprechende handelte und im Amt seine Treue Berufspflicht übte, so auch in der Zeit nicht ver wird, wo der Handelnde zur Rede übergeht, u der Schilderung dessen, was er fordert von dem ter, ein Zeugnifs ablegt von dem, was er, gewoh sich selbst strenge Forderungen zu machen, sic Grundsatz seines Lebens im Dienst der Gerecht aufgestellt hat.

Die Erörterung über die *Veranlassungen strafrechtlichen Untersuchung* (S. 161) würde a nigsten Bedürfnifs sein, da grade hierüber es a facher Belehrung — auch aus den bearbeiteten R fällen, deren Studium (S. 159) empfohlen wird, fehlt, und zwar sowohl nach der Seite hin, wo P treue, gehörige Benutzung des Augenblicks, u einen günstigen Erfolg verheifsenden Gelegenhei umsichtigen Richter gebieten, jene Veranlassung zunehmen, als nach der andern, wo der Eifer, leicht zum Mifsbrauch und zum Unrecht führen seine Grenze an den, stets mit der Gerechti Einklang zu setzenden Forderungen der Schon Humanität findet, welche ein vorsichtiges Ha jedem Sinn gebietet. So anschaulich, auch Beispiele, das ist, was hier gesagt wird, s ich doch lieber den leitenden Grundsatz fi Ganze mit gröfserer Bestimmtheit ausgedrückt g

*) Vgl. *v. Jagemann:* Handbuch der Untersuchungs Th. I. und II. und meine Anzeige desselben in dies büchern. J. 1839. Nr. 38 – 40. J. 1842. Nr. 33.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

r *Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine eitgemäfse Reform des deutschen Strafverhrens überhaupt und besonders auf die Oeffntlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang einrich Puchta.*

(Schlufs.)

wohl dies als was III. „*Untersuchung des Thatdes eines Verbrechens*" (S. 178 f.) und IV. „*Mittel en Verbrecher* (d. h. Verdächtigen) *gerichtsstellig chen*" (S. 191 f.) ausgeführt wurde, ist theils an – wie praktisch auch die Anweisungen sein mö– so oft und erschöpfend behandelt, dafs eine rholung nur durch besondre Rücksichten Bedürfird, theils steht es, — wenn man letzteres als der hier folgenden Anweisungen betrachten mit dem Gegenstand des ganzen Werkes, über form unsers Verfahrens, in sehr entferntem Zuhang. Nur das kann man allenfalls sagen, hier mitgetheilten Regeln, so sehr schon die der Sache, die Einsicht und Gewandheit dart, so bestimmt sie theilweise in Gesetzen vorben, in Lehrbüchern, Abhandlungen und prakAnweisungen vorgetragen, in gut geführten, en Druck bekannt gemachten Untersuchungsen zur Anschauung gebracht, oder bei Gele- wo unbeachtet, die Nachtheile davon ins Licht seien, dennoch leider nicht selten verletzt werund dafs demnach es immer Noth thue, sie von eindringlich einzuschärfen, wenn man überhoffen darf, dafs Belehrungen einen Einflufs , und dafs dies insbesondre durch Bücher ge-

n Schlufs macht V. das „*Verhör des Angeten*" (S. 230 ff.). Eine Reihe guter, der Ere entnommener Bemerkungen. Zweierlei möge hern Erwägung hervorgehoben werden. Mit Recht wird die Bedeutung des Geständnisses erkannt, und darnach das Bestreben des Untersuchungsrichters, auf die Ablegung eines solchen, wie es gemeinund landesrechtlich allein Gültigkeit hat, nämlich eines freien, und mit allen Eigenschaften der Beweiskraft versehenen, auf rechtlich erlaubtem und sittlich gebilligtem Wege hinzuwirken, gegen die Vorwürfe derer in Schutz genommen, welche theils dem inquisitorischen Procefs, gleichsam als wesentliches Unterscheidungsmerkmal von dem andern, es zuschreiben, dafs um jeden Preis auf ein Bekenntnifs hingearbeitet werde, wobei man es mit den Mitteln nicht eben genau nehme, und nachdem die physische Tortur abgeschafft sei, sich die Anwendung einer geistigen gestatte; theils die Zumuthung, ein Bekenntnifs der Schuld abzulegen — dessen tiefe sittliche Bedeutung dann völlig übersehen wird — für ein Unrecht gegen den Angeschuldigten und Schuldigen halten, theils endlich dasselbe überhaupt für entbehrlich erachten, wobei denn freilich die individuelle Freiheit, deren Schutz doch unleugbar auch der Procefs bezweckt, noch weniger gesichert erscheint, indem mit Beiseitesetzung des subjectiven Rechts des Wissens und Gewissens, dem Angeschuldigten, nicht wie bei der Ueberführung die Gründe seiner Schuld entgegengehalten werden, *ut vix ea, quae commiserit, negare sufficiat*, wo Alles so bewiesen ist, *ut sola confessio deesse videatur*, sondern von Aufsen her, ohne Rechenschaft, ohne Gründe, ein Schuldig über ihn ausgesprochen werden könne, was für das einzig Vernünftige ausgegeben wird. Aber der Verfasser, dem es auch hier nicht an Vorgängern fehlt, richtet seinen Vorwurf auf eine Seite, wo er ungegründet ist. Er greift mit einer Unbilligkeit, die man sonst wohl, aber am wenigsten bei ihm gewohnt ist, die Theoretiker und Procefslehrer an (S. 245. 246) — von denen er meint, „es scheine beinah, als ob sie es darauf abgesehen hät-

Digitized by Google

ten, das Bekenntnifs des Schuldigen, und die Bemühung, es zu erlangen, für minder nothwendig zu halten, und alles nur auf Beweis *) ankommen zu lassen" und dafs „sie sich von der Freiheit oder Zwangslage des Inquisiten gegenüber dem Inquirenten oft gar wunderliche Vorstellungen machen." Jedes Lehrbuch des Strafprocesses zeigt das Gegentheil. Ohnehin können Lehrer und Schriftsteller den deutschen Strafprocefs nicht erfinden, sondern müssen ihn darstellen, wie er sich auf Grundlage der Gesetzgebung und der Praxis gebildet hat. Zur Compensation müssen sich die deutschen Procefslehrer von der andern Seite her, — und diese ist es, welche der Verfasser im Sinn gehabt zu haben scheint, oder an die er doch hätte denken müssen, zum Vorwurf machen lassen, in dem meist mit den Praktikern übereinzustimmen, was zu übersehen, der Verfasser ihnen zur Last legt. Ein Vorwurf, der nicht minder ungegründet ist. Wenn die Theoretiker, da, wo sie nicht die Beobachtung des Gesetzes, sondern dessen Verletzung meinen, welche doch auch vorkommt, auf Mifsbräuche aufmerksam machen und vor dem die Grenzen des Erlaubten überschreitenden Streben, ein Geständnifs zu erlangen, warnen, wenn sie, wo sie von einen höhern allgemeinen Gesichtspuncte ausgehen, als dem, welcher der jetzigen, in Gerichten gebräuchlichen Inquirir-Methode angehört, sich mit Entschiedenheit gegen Alles erklären, was der sittlichen Würde entgegen ist, die selbst in dem Verbrecher, vollends dem nur Angeschuldigten, nur Verdächtigen, zu ehren eine Pflicht ist, was die Rechtssicherheit gefährdet, so erfüllen sie ihren Beruf und verdienen keinen Tadel. Oder, sollte es dem Verfasser wirklich unbekannt und undenkbar sein, dafs hier grofse Mifsbräuche statt gefunden haben, — wenn er meint — es sei geistiger Zwang, und selbst andrer, nirgends zu finden, jedenfalls unschädlich, es sei eine leere Redensart, dafs etwas „*hinein*" und nicht „*heraus*" *inquirirt* werde (S. 246) — da er doch selbst (S. 76. 86. 87 Not. *) theils specielle Mifsbräuche anführt, theils überall von solchen spricht, die nicht der gesetzlichen Procedur, aber der Willkühr mancher, von ihm als erbärmlich bezeichneter Beamten, bei einem, fast aller Controlle entbehrenden Verfahren zur La fallen! Könnte man dieses nicht gegen ihn gelte machen, und müfste man nicht annehmen, dafs ei vieljährige praktische Beobachtung gar manches d Verfasser aufgedeckt habe, was er um so wenig für nöthig halten mag, hier zu erwähnen, als selbst das jetzige Verfahren für ungeeignet erkl und als das Geschäft die Fehler unsers Proces an den Tag zu bringen, von der andern Seite einem solchen Eifer betrieben wird, der auch Guten seine Anerkennung verweigert, so würde Aeufserung nur von dem Standpuncte aus er werden können, wonach der stets pflichtmäfsig gesetzlich verfahrende redliche Beamte, der kein individuelles Interesse, sondern nur eben des Rechts und der Pflicht hat, sich gar keine stellung davon macht, dafs es auch anders könne.

Die *andere* Bemerkung betrifft den *Beweis*, wie das ganze Verfahren auf diesen sich bezieht macht auch die Frage, wie am sichersten der weis der dem richterlichen Urtheil zu Grunde genden Thatsachen hergestellt, und wie über Dasein oder das Gegentheil entschieden werden einen Hauptgegenstand des Streits in unsern aus. Hierüber wäre eine Ausführung vom schen Standpunct in höherm Grade Bedürfnifs sen, als über Anderes, was in dem Buche chen ist. Ob, wenn man das Geschwornen nicht als eine politische Institution nimmt, von der Seite der Sicherung des Urtheils ü faktische Frage, — die Zweifel, was Ge was Wahrheit sei, dadurch genügend gelöst den, dafs nichtjuristische Richter, ohne al antwortlichkeit und Angabe von Gründen ihr aussprechen — mufs billig von denen, welche richtig meinen mit der nicht für die Gesa allein, sondern auch für den Einzelnen besti Rechtspflege, als ein der Erörterung noch be der Gegenstand aufgestellt werden. Unsere theorie mag der Verbesserung benöthigt sein ganz verwerflich ist sie gewifs nicht. Der V handelt davon nicht; doch bringt er gelegentl niges über Indicien bei. Man ersieht jedoch er (S. 122) „gesetzlich vorgezeichnete Beweis verlangt, und dafs er nicht für das jetzige Ge

*) Wenn dieser sonst sicher hergestellt wäre, würde dies auch nicht schaden.

Digitized by Google

engericht sei, gegen welches er die bekannten Gründe orbringt indem er unter andern auch anerkennt, es sei eine Institution mehr politischer, als eigentlich juristischer Natur, wobei es weniger auf eine rantie der Rechtssicherheit der Einzelnen abgesehen zu sein scheine, als vielmehr auf ein Sicheungsmittel der Volksfreiheit überhaupt, wofür auch allenfalsiges Opfer an individuellen Interessen ht als ein zu hoher Preis angesehen werden dürfe" 266). Aber, setzt er mit Recht hinzu: „das Palium der Rechtsfreiheit kann doch wohl nicht vollndig gesichert scheinen, wenn — das subjective wahrhalten als Princip der Wahrheit selbst zum etz erhoben wird."

Gegen den Vorschlag, den er (S. 267) macht, Strafgerichten den Charakter und die Attribun einer Jury, nur nicht in ihrer ganzen Fülle ingt, beizulegen, habe ich mich an andren Orten rlicher erklärt. Eine solche Einrichtung ist ein kliches Mittelding. Ich bin der Ueberzeugung, es hier kein drittes giebt, sondern nur entwe- juristische Richter, und zwar dieselben über thatfrage, die auch die Rechtsfrage entscheiden, aber ihr Urtheil in beider Hinsicht durch obe Gründe rechtfertigen müssen — oder — so man die politischen Voraussetzungen zugeben e, auf denen allein eine Volksjury in wahrem ine Bedeutung hat, — diese letztere so, dafs andern, als den richterlichen Personen, welr Staat ein für allemal ernennt, für den beFall auf geeignete Weise gewählt werde.

ch, es ist nicht meine Absicht mit dem Verüber einen Gegenstand, der von ihm nur geich berührt ist, zu rechten. Ich wiederhole lusse der Anzeige einer Ausführung, der ich vieler Hinsicht beistimmen mufste, dafs diecht blofs von dem Gesichtspunct einer rechtschaftlichen Erörterung aus, und nach der Fra- und wieviel etwa Neues, bisher noch nicht Ge- für die Wissenschaft, die Anwendung und setzgebung beigebracht sei, sondern vornehmn dem einer Herzens-Ergiefsung eines Ehrengewürdigt werden müsse. Wenigstens habe r ich dem Verfasser eine eben so gründliche lwollende Einführung in die gerichtliche und trative Praxis verdanke, für mich geglaubt, auch diesen zweiten Gesichtspunct, und als einen das Werk auszeichnenden, festhalten zu müssen. Die, welche ihn nicht näher kennen, denen aber das Buch den Eindruck macht, welchen ich in dem Eingang geschildert habe, werden eine erfreuliche Bestätigung finden, wenn sie eine andere Schrift des Verfassers zur Hand nehmen, auf die ich schliefslich die Aufmerksamkeit lenken möchte: „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten. Nördlingen 1842."

J. Fr. H. Abegg.

XI.

Ὁ Ἀμάραντος, ἤτοι Ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος. Δημοτικὰ ποιήματα τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων, συλλεχθέντα κτλ. ὑπὸ Γεωργίου τοῦ Εὐλαμπίου. Ἐν Πετρουπόλει, ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τῆς Ἀκαδημίας τῶν Ἐπιστημῶν. 1843.

Man mufs es Jedem, der bisher noch ungedruckte neugriechische Volkslieder sammelt und sie auf diese Weise der Vergessenheit im Schoofse des eigenen Volks, das sie geboren, entreifst und für Andere rettet, aufrichtigen Dank wissen: die Prosa des Organismus unserer Staaten, das theils auflösende theils zersetzende Wasser unserer Alles nivellirenden und reinwaschenden sogenannten Civilisation droht auch ihnen, wie manchem andern Kinde einer äufserlich traurigen und unglücklichen die Körper sklawisch bindenden, innerlich aber poetischen, und die Geister mächtig anregenden Zeit, mindestens theilweise den Untergang. Ohne allen Zweifel gilt das von Einer Klasse der neugriechischen Volksdichtkunst, die mit der, bei der neuen Ordnung der Dinge in Griechenland wesentlich bedrohten Freiheit und Existenz derer selbst, aus deren Mitte, aus deren äufserlich und innerlich bewegtem Leben, aus deren Leiden und Kämpfen diese Dichtkunst hervorgegangen ist, selbst wesentlich bedroht ist: nämlich der Klasse der Klephtenlieder. Wir können von dem Gesichtspuncte der Ordnung und der Gesetzlichkeit im Staate den Untergang des Klephtenwesens oder vielmehr Unwesens in Griechenland durchaus nicht beklagen; aber wir haben alle Ursache, zu beklagen, dafs mit ihm so manche herrliche Blüthe der Poesie, so manches Blatt der Geschichte verweht wird und verloren geht. Man mufs daher eilen, diese Volkslieder zu sammeln; denn die Zeit wäscht sie weg, und sie sterben mit der Generation selbst, die da kämpfte. Wie günstig man auch immer von der gegenwärtigen Kunstpoesie der Neugriechen denken mag, und zu welchen Hoffnungen man auch von ihrer Zukunft sich veranlafst findet: die Zeit selbst ist ihr und diesen Hoffnungen in gewisser Hinsicht gerade nicht sehr günstig. Es fehlt dieser Poesie zum Theil nur gar zu sehr an innerer Wahr-

Digitized by Google

heit, an Freiheit und innerer Nothwendigkeit; es sprofst nicht Alles frei und nothwendig aus sich selbst hervor, es ist dabei zu viel Gemachtes, zu viel Affectation; sie trägt oft zu sehr die Flecken der Parteiung an sich, und dem Volke selbst, der ganzen Gegenwart fehlt es an der rechten poetischen Stimmung: es ist Raisonnement, es sind Doctrinen, es sind Factionen — statt Poesie. Ohne gerade der gegenwärtigen neugriechischen Dichtkunst mehr, als sich gebührt, zu nahe zu treten, kann sie doch, wie sie jetzt ist, bei einem Vergleiche mit der Volkspoesie der Neugriechen nur verlieren. Darum überlasse man die Erstere und die Hoffnungen von ihr — der Zukunft, aber man überlasse sie sich nicht selbst, man beachte sie, wie man die schwellenden Knospen des Frühlings beachtet und freudig-hoffend betrachtet; dagegen sammle man mit emsiger Hand die verwehenden Blätter und Blüthen der Volkspoesie, und thue es um so eher, je mehr schon die bequemen Wortemacher herankommen und mit ihrer gefeilten Waare das gediegene Gold der Berge zu verdrängen drohen.

Mit um so gröfserem Vergnügen haben wir daher auch die vorliegende, in Petersburg erschienene Sammlung neugriechischer Volkslieder empfangen, und mit Vergnügen haben wir das, was sie enthält, näher betrachtet. Leider haben wir davon einen grofsen Theil des gesammten Inhalts schon von vorn herein ausscheiden müssen. Der Herausgeber hat nämlich nicht nur den in den neugriechischen Originalen mitgetheilten Volksliedern zugleich eine russische Uebersetzung beigefügt, sondern auch die Vorrede, in der er sich offenbar über das Wesen und über die Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Volkspoesie verbreitet, ist in russischer Sprache geschrieben, und das Nämliche gilt auch von den philologischen und historischen Anmerkungen zu den Liedern. Das Alles ist uns verloren gegangen, wenn es schon, was die Uebersetzung der Lieder, so wie die eines ebenfalls neugriechisch und russisch mitgetheilten Mährchens anlangt, kein besonders grofser Verlust ist. Denn den Hauptinhalt machen doch immer die Volkslieder und das Mährchen für uns aus. Was die Volkslieder dieser Sammlung anlangt, so sind deren sieben und zwanzig; denn das unter No. 28 mitgetheilte Lied auf Markos Botzaris ist kein Volkslied, sondern hat die, wenn nicht anderswoher, doch aus dem „cours de littérature grecque moderne, par Jacovaky Rizo Néroulos (Genève, 1827), S. 116, bekannte Griechin Angelika Pali zur Verfasserin, deren poetisches Genie und Talent zum Improvisiren dort gerühmt wird, und von welcher der Unterzeichnete manche liebliche Dichtung besitzt. Jene 27 Volkslieder, welche, so viel uns bekannt ist, wenigstens in Deutschland, bisher fast durchgängig noch ungedruckt gewesen, gehören theils der Klasse der romantischen, theils der Klephtenlieder, theils der des alltäglichen Lebens (Hochzeitlieder, Neujahrslieder, Mailieder, u. s. w.) an; manche lassen sich nicht besonders klassificiren, und von historischen Liedern wenn man nicht geradezu annehmen will, dafs alle Klephtenlieder wahre Blätter der Geschichte sind, ist nur eines darunter. Alle diese Volkslieder sind lebensvolle Blüthen des reichbegabten, poetischen Geistes der Neugriechen, die er, in ihrer Mannigfaltigkeit, verschieden in Form und Wesen, Duft und Pracht der Farben, in seiner reichen Schöpferkraft aus den verschiedensten Verhältnissen und Schattirungen des Volkslebens hervorzuzaubern vermag. Diejenigen darunter, dem häuslichen, gemüthlichen Leben des Volks angehören, einzelne Sitten und Gebräuche desselben zur Anschauung bringen oder aus ihnen hervorgegangen sind, stellen sich uns durch im Allgemeinen klar und verständlich nahe. Andere beruhen mehr auf besondern Volksvorstellungen, die uns weniger klar sind und ferner liegen, dennoch aber das geistliche Leben, die Innigkeit des Gefühls, das Reinmenschliche in den Neugriechen wie in dunkler Ferne ahnen und begreifen lassen. Manche sind in ihrer Zartheit und tiefen Innigkeit einem unbeschreiblichen Zauber, der freilich nicht blofs dem Sinne der Worte, nicht blofs in den Gedanken, sondern in den Worten selbst, in der rührenden Melodie und Harmonie der Sprache liegt. Das gilt überhaupt von den neugriechischen Volksliedern im Allgemeinen, und es mufs gerade eine oft ganz vergebliche Mühe gelten, diese Volkslieder, die unnachahmlich sind, wie der Gesang der Vögel, in einer andern Sprache wiedergeben zu wollen, ohne den Reiz und ihnen eigene Anmuth zu verwischen. Und dennoch liegt Wunsch und der Versuch so nahe, sie den Deutschen, die viel regen Sinn haben gerade für diese reinen und unverstellten Naturlaute der Völker, durch Uebersetzungen nahe zu rücken. Der Unterzeichnete, der dies schon bei einigen Gelegenheiten versucht hat, ist sich auch hier eines solchen Wunsches lebhaft bewufst gewesen, da er wenigstens einige der hier mitgetheilten Volkslieder dessen für vollkommen würdig erkennen mufs.

Das der vorliegenden Sammlung der Volkslieder beigefügte griechische Mährchen ist, was der Augenschein, dem frischen, unmittelbaren Leben der Neugriechen entnommen, die sich, wie aus den Berichten der Reisenden hervorgeht, ganze Abende mit solchen Mährchen (Παραμύθια), die sie im Kreise erzählt, zu beschäftigen pflegen. Es trägt den einfachen, allgemein ansprechenden Charakter der Kindlichkeit und Gemüthlichkeit an sich, den diese Erzeugnisse des Volksgeistes auch anderswo haben, und ist dabei nicht ohne einen Gehalt und Zweck. Es würde auch im Deutschen umfänglich es ist, doch nicht blofs den Geist und das Herz der Kinderwelt anziehen, sondern auch Erwachsenen einen poetischen Genufs gewähren, und verdiente deshalb eine Verdeutschung.

Theodor K.

Berichtigung und Zusatz.

In der Recension von Devit Varr. sent. in nr. 5. d. Bl. lies p. 37 Z. 30 Geflecht st. Geschlecht; p. 38 Z. 38 füge Unser Fragment selbst aber findet sich unter Marcius Namen bei Isid. Origg. VI. 8. 12, woher Vinc. jene ganze Stelle hat, ebendaher auch mit geringer Abweichung (loquaris für dicas) bei dem Anonymus de metr. hinter Mall. Theod. ed. H. p. 95 (Gaisford scrr. rei metr. Lat. p. 583.).

Hertz.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

XII.

mer's Odyssee, übersetzt von Dr. August udw. Wilh. Jacob. Berlin, 1844. *gr.* 8.

Es dürfte nicht leicht unter den deutschen Ueber-ngen altklassischer Werke eine sein, die so nale Geltung erhalten hat und der wir so wich-geistige Eroberungen verdanken, als die Vofsische setzung der Odyssee, deren erste und vorzüg-Ausgabe im Jahre 1781. vollendet wurde. Hat selbst ihre Entstehung viel Eigenthümliches. zwar innerlich froh und häuslich beglückt, aber ofser äufserer Beschränkung und fast ohne alle mittel begann der Altvater der deutschen Ueber-ngskunst seine nie genug zu schätzende Arbeit ir lesen in seinen Briefen, wie das Werk in der chen Einfachheit zu Wandsbeck und Otterndorf, en häuslicher und amtlicher Geschäfte, zwischen und Kind, vorschreitet, wie die Hausfrau zur den Richterin über Wohlklang und Versbau ge-n und wie jeder Freund zu Rath gezogen wird, fs in Feld und Wald nicht minder als auf dem iffe sein Werk betreibt und wie Alles im Hause nem Jubel Antheil nehmen mufs, als es ihm end-lungen war über die Orsothyra im Hause des us ins Klare zu kommen. Rechnen wir zu die-rsönlichen Umständen die seit jener Zeit in hland wachsende Neigung, die klassischen Stu-nsig zu pflegen und sich ihren Geist treulichst gnen, ferner die Urtheile der ersten Männer der , eines Goethe, Herder, Wieland und F. A. welche die Vofs'ische Uebersetzung als eine nde Bereicherung der vaterländischen Literatur , und jene berühmte Beurtheilung A. W. Schle-Krit. Schriften I. 74 ff.), deren freimüthige Auf-g von Fehlern und Mängeln der verbreiteten derung nur wenig Eintrag gethan hat, finden wir endlich durch Zeugnisse edler Frauen *) es bestätigt, welch einen gewaltigen Eindruck die Homerische Poesie in Vofs'ens Uebersetzung auf gebildete deutsche Frauen geübt hat — so dürfte wohl unser obiges Urtheil durch die einzelnen Umstände als hinlänglich begründet erscheinen, und unsre Sprache, die zwar nach einem Worte Varnhagen's von Ense (Verm. Schrift. V. 277) auf dem Ambos unter Vofs'ens Hammerschlägen geseufzt hat, ihm eine Ausbildung danken, deren Gewinn noch späten Nachlebenden zu Gute kommen wird.

Aus eben diesen Ursachen verging auch eine ziemliche Reihe von Jahren, ehe wir nach Vofs eine neue Uebertragung der Odyssee erhielten. Erst im J. 1818. zeigte Wolf in einigen Fragmenten aus derselben seine schöpferische Meisterkraft auch in deutscher Zunge und nach seinem Vorgange erschienen die Uebersetzungen von Wiedasch, Schaumann, Kannegiefser, Schwenck, über die zu ihrer Zeit genügend gesprochen worden ist, am Besten von Wilh. Müller im Hermes Nr. XVI. S. 313—353.

Wie wenig aber trotz der ausgezeichneten Verdienste Vofs'ens und Wolf's und einzelner gelungener Leistungen ihrer Nachfolger die Liebe für die Verpflanzung der Homerischen Gedichte auf deutschen Boden erloschen ist, zeigt die vor uns liegende Uebersetzung des Hrn. Geh. Rath Jacob. Der Name dieses Uebersetzers wird nicht zum ersten Male in den Angelegenheiten des griechischen Alterthums genannt. Denn schon seine Quaestiones Sophocleae (1821.) erwarben ihm einen Platz unter den geschmackvollen Kennern der griechischen Tragödie und wenn auch ein grofser Theil seines nachmaligen Lebens bis vor zwei Jahren durch die nächsten Pflichtarbeiten und in praktischen Verhältnissen stets und stark beschäftigt

*) Carol. von Wolzogen, Erinnerungen an Schiller I. 270.

Digitized by Google

war, so hat ihn doch die Liebe zu den klassischen Studien nie verlassen und er sie seinerseits durch die Förderung derselben in den Gymnasien der Provinz Posen auf das Glücklichste bethätigt. Auch Hr. Jacob ist einer von jenen Schülern F. A. Wolf's, die, wie unter den Verstorbenen Wilh. Müller, unter den noch Lebenden Varnhagen von Ense und Joh. Schulze, mit Begeisterung und Zuversicht an der klassischen Philologie festhalten, wenn sie diese auch nicht als ihren unmittelbarsten Lebensberuf anerkennen. Darin lag ja eben Wolf's Gröfse, dafs er mit dem Lichte seines Geistes alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft und auch jede zufällige Umgebung erleuchtete.

In Beziehung auf frühere Uebersetzungen und namentlich auf die von ihm sehr hochgestellte Vofs'sche Verdeutschung der Odyssee, bemerkt der Hr. Verf. im Vorworte Folgendes: „sobald ein Geisteswerk aus einer fremden Sprache in die unsere übertragen ist, gehört es zum Theil unsrer Literatur und unserm Volke an. Aber eben defshalb ist es die ideale Aufgabe aller Uebersetzungen, in dem gebildeten deutschen Leser denselben Eindruck hervorzubringen, welchen der fremde Schriftsteller auf diejenigen macht, die ihn in seiner eigenen Sprache zu lesen im Stande sind. So lange sie noch von diesem, allerdings wohl nie ganz zu erreichendem Ziel entfernt sind, geschieht durch sie dem fremden Schriftsteller um so mehr Unrecht, je mehr er zu den Besten seiner Nation gehört. Denn ihre Mängel verdunkeln seine Vorzüge und erregen statt der Bewunderung und des Genusses, womit er uns in seiner Sprache erfüllt, vielmehr Befremden und den Zweifel, ob er in der That dieser Bewunderung werth sei, oder sie nicht vielmehr nur in Folge einer alten Ueberlieferung und Gewöhnung bei einer gewissen, vielleicht selbst mit ihrem Urtheil und Geschmack hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Klasse über Verdienst geniefse." Dieser Ansicht gemäfs hatte sich Hr. Jacob es als Hauptaufgabe gestellt, „die einfache Natürlichkeit der Homerischen Darstellung und die der Odyssee eigenthümliche Anmuth, sowie die oft unübertreffliche Wahrheit oder Innigkeit ihres Ausdrucks der Gedanken und Empfindungen dem Geiste und den Gesetzen unsrer Sprache auf das Angemessenste wiederzugeben" und wiewohl er wünscht, dafs seine ernsten Bemühungen auch bei den gelehrten Kennern des Alterthums Beachtung finden mögen, so hat er nicht allein für diese gearbeitet. „Ich hab besonders danach gestrebt", so lesen wir im Vorwort „die Odyssee in unserer Sprache dem längst von d Beschäftigung mit dem Griechischen zurückgetreten Geschäftsmanne, der nicht mit der griechischen Lite tur vertraut gewordenen Jugend und unserer höh gebildeten Frauenwelt in einer lebensfrischen Na und Gemüth ansprechenden Gestalt zuzuführen."

Wir sehen hieraus, dafs des Uebersetzers vorzügliches Streben auf Lesbarkeit seines Buches edeln Sinne gerichtet war, wie sie allerdings ein je Verf. dem seinigen und ein Uebersetzer ganz be ders seiner Arbeit zu wünschen hat. Eine solche barkeit aber kann nur dann erreicht werden, wen Uebersetzung zum Nationalwerk geworden ist. heifst, wenn Alles, was den Genius der Sprache der Nation beleidigt, wegbleibt. „Aus diesem Gr sagt Hr. Jacob, habe ich zuweilen etwas von der T geopfert, mit welcher ich mich sonst immer dem ginale anzuschliefsen gesucht habe. Wenn abe Beobachtung dieser Treue namentlich da grade statthaft ist, wo die Homerische Auffassung und drucksweise von der unsern so weit abweicht, eine wörtliche Uebersetzung in uns einen ganz f artigen Eindruck hervorbringen würde: so ist d weichung von derselben deshalb bedenklich, w leicht zur Willkühr ausartet. Denn das unser griffen oder unsern Gefühlen Widerstrebende i Homerischen Dichtungen liegt nicht blofs in ein Worten, sondern zuweilen auch in Uebergäng Rede, sowie in der Natur oder in der Ausführu zelner Gedanken oder Empfindungen und Verg Wollte man sich bei diesen dieselbe Freiheit welche bei jenen erlaubt oder nothwendig ist, den Eigenthümlichkeiten der Dichtung für de schen Leser verwischt oder ihm ganz entzog den, ohne deren Kenntnifs er sich kein vollst Urtheil über das Gedicht würde bilden können." Hr. Jacob nun ferner versichert, dafs er sich a chen Gründen nur mit der gröfsten Behutsamk weichungen dieser Art gestattet habe, so könn ihm dies bezeugen und freuen uns zugleich ein scheinung, welche, wie die hier anzuzeigende, der Bahn einen neuen Preis zu verdienen wagt, ihm Jacobs in seiner Uebersetzung Demosthe Reden und Droysen in der Verdeutschung des

Digitized by Google

nes zum Heil der vaterländischen Uebersetzungs-
st vorangegangen sind.

Auf solchen Ansichten also beruht die vor uns
nde Uebersetzung der Odyssee. Sie ist lesbar
anmuthig, voll Innerlichkeit und Natürlichkeit und
aus treu. Diese Treue aber bezieht sich nicht
wie häufig in den Vofsischen Uebersetzungen, auf
iufsern Dimensionen, auf Beibehaltung des Syl-
aafses nach Füfsen und Cäsuren oder, sofern es
ch ist, der gleichen Wortstellung und der näm-
Redetheile. Sie besteht vielmehr in einer gei-
Treue und in einer zuverläfsigen, nicht über-
nden Wiedergabe des Inhaltes und Gehaltes,
er nicht blofs von dem Verstande, sondern
von der Empfindung aufgefafst werden soll, sie
sich ganz in Homer's Eigenthümlichkeit zu ver-
und von dieser durchdrungen den angemessen-
usdruck in der Muttersprache zu wählen, der
immer der wörtlichste ist, und zeigt auf das
ulichste, wie der Uebersetzer mit ganzer Seele
nstlerischer Gesinnung bei seiner Arbeit bethei-
r. Dazu kömmt noch eine sich überall kund
e, gute Sprachkenntnifs. Auch hierin soll kein
f gegen Vofs liegen, aber ein Uebersetzer, der
n Tagen von den so mächtigen Fortschritten
chischen Sprachforschung unberührt geblieben
würde eben so grofsen Tadel verdienen, als
seiner Zeit durch Fleifs und Gelehrsamkeit
sten Lobes würdig gehalten worden war. Dafs
Hr. Jacob diese philologische Gründlichkeit
schönen Einklang mit sprachgewandter Leich-
u bringen verstanden und die Schwierigkeiten
t zu verbergen gewufst hat, die der Sieg ihm
hatte, dafs er trotz der Gesetze, mit welchen
Kunst fesselte, sich in diesen Fesseln so leicht
uthig bewegen konnte, als man nur bei Unge-
sehen kann — dies betrachten wir als eine
he Ausstattung seines Buches, die unstreitig
ihm selbst bezeichneten Kreis von Lesern auf
ansprechen wird. Wir hatten uns in dieser
mehrere Stellen, als I. 337 ff. 8. 166 ff. 16.
zur Mittheilung angezeichnet, müssen uns
auf eine beschränken und wählen ohne lan-
n die lieben und klugen Worte der Penelope
seus (23. 209—224), als sie die sichere
ung gewonnen hat, dafs er ihr Gemahl sei.

Sei nicht bös auf mich, o Odysseus! Warst du doch immer
Gut und weise vor Allen! die Himmlischen sandten uns Elend,
Weil sie es uns mifsgönnten, vereiniget unsrer Jugend
Uns zu erfreuen und so zu der Schwelle des Alters zu kommen.
Doch nun sei mir darum nicht gram, noch wolle mir zürnen,
Weil ich dich nicht, sowie ich dich sah, gleich freudig empfangen.
Denn mir quälte ja immer das Herz in der Brust die Besorgnifs,
Dafs nicht Einer vielleicht von den Sterblichen käm' und betrög' mich
Durch sein Reden: es sinnen ja Viel' auf schändliche Täuschung.
Hätte sich Helena doch die Argeierinn, Tochter Kronions,
Auch wohl nimmer dem Fremden gesellt in der Liebesumarmung,
Wenn sie gewufst, einst sollten Achaja's tapfere Söhne
Wieder nach Haus sie zurück in die Heimath führen der Väter.
Aber es trieb sie ein Gott, so schmähliche That zu begehen,
Und sie erwog nicht lang in der Brust das betrübte Beginnen,
Welches zuerst auch uns dies Unheil Alles erzeugt hat.

In Beziehung aber auf das ausgesprochene Urtheil, dafs die neue Uebersetzung in manchen Stellen an Erkenntnifs und glücklicher Auffassung des Griechischen die Vofsische überträfe, müssen wir einige Verse als Belege folgen lassen. So Odyss. 2. 144. 145. bei Vofs:

Ob auch nicht endlich einmal Zeus eure Thaten bezahle,
Dafs ihr in unserm Hause auch ohne Vergeltung dahin stürzt.

dagegen Hr. Jacob:

Ob nicht Zeus für die Frevel einmal uns Rache gewähret:
Ohn' Erstattung fielt ihr gewifs dann drinnen im Hause.

indem er sich enger an die Urschrift anschliefst:

αἴ κέ ποθι Ζεὺς δῷσι παλίντιτα ἔργα γενέσθαι·
νήποινοί κεν ἔπειτα δόμων ἔντοσθεν ὄλοισθε.

Gleich darauf V. 154. sind die Worte: δεξιὼ τ' ἤϊξαν διὰ τ' οἰκία καὶ πόλιν αὐτῶν „und dann schossen sie rechts durch Ithaka's Stadt und Gebäude" genauer als bei Vofs „und sie wandten sich rechts und stürmten über die Stadt hin," wobei auch des mit Auswahl vom raschen Fluge der Vögel gebrauchten „schiefsen" zu gedenken ist. Aus demselben Buche heben wir noch die schöne Uebertragung der V. 427. 428. heraus:

voll nun braust' in die Segel der Wind und ringt um den Kiel her
rauschte die Purpurwoge mit Macht bei'm Laufe des Schiffes.

Digitized by Google

Wieviel Glück Vofs auch sonst in der Wahl der treffendsten Ausdrücke für Naturschilderungen gehabt hat, so ist hier doch das „donnernde Wogen der Purpurfluth" weder genau übersetzt (κῦμα μέγαλ' ἴαχε steht im Griechischen) noch natürlich für die Nachtfahrt. In einer ähnlichen Stelle (5. 290 ff.) ist von Hrn. Jacob zuerst σύναγεν νεφέλας richtiger übertragen: „er jagt die Wolken zu Hauf," als von Vofs „er versammelte Wolken" und dann der öfters wiederkehrende Vers

und verhüllte mit Wolken
Land und Gewässer zugleich und Nacht sank nieder vom Himmel

statt der ziemlich gezwungenen Wendung: „und dem düstern Himmel entsank Nacht" weit lesbarer geworden. Aus dem achten Buche führen wir zwei Stellen als Beweise technischer Genauigkeit im Uebersetzen an, nämlich V. 151. νῆυς κατείρυσται „das Schiff ward hinunter gewälzt," (wo Vofs das Wort „senken" brauchte), und V. 405.:

von Silber
Ist sein Griff und die Scheid' aus glänzendem Elfenbeine,
Neu, um dasselbe gedreht und gewifs viel wird es ihm werth sein.

wo die griechischen Worte lauten:

ᾧ ἔπι κώπη
ἀργυρέη, κολεὸν δὲ νεοπρίστου ἐλέφαντος
ἀμφιδεδίνηται· πολέος δὲ οἱ ἄξιον ἔσται,

Vofs aber ἀμφιδεδίνηται durch „neu vom Künstler geglättet" übertragen hat. Ferner bemerken wir aus B. 14. V. 6. folgende Uebersetzung der Worte:

ἔνθα οἱ αὐλὴ
ὑψηλὴ δέδμητο, περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ
wo ein Gehöft ihm
hochaufragend erbaut war, weit in der Gegend zu sehen

und 10, 210. wo περ. ἐν χ. durch „in weithin offener Gegend" wiedergegeben ist. Vofs hat durch seine Uebersetzungen „in weitumschauender Gegend" und „auf weitumschauendem Hügel," unsrer Sprache eine ungrammatische Construction aufgebürdet. Denn mit Recht hat Hr. Jacob an der ältern, auch von Nitzsch (Anm. zur Odyssee Th. 1. S. 65) gebilligten Erklärung des περισκεπτὸς festgehalten und sich nicht durch Döderlein's Hypothese im Specim. glossar. Homer. p. 9 verführen lassen. Ein χωρὸς περισκ. ist ein Ort, der weit und breit gesehen werden kann, den keine Ma ern, Häuser oder Bäume bedecken, der vielme über sie hinausragt, weshalb auch die dritte Ste (1. 425. 426)

Aber Telemachos ging, wo hoch in dem herrlichen Hofe
Weit ringsum in der Gegend zu schaun, das Gemach erbaut war

von Hrn. Jacob in dieser Art ganz verständlich ü setzt worden ist und wir uns hiernach das Schla mach des verständigen Jünglings Telemachos ebe gut vorstellen können als das Giebelzimmer des t lichen Hermann im Wirthshause zum goldenen Lä Eben so hat sich unser Uebersetzer die richtigen deutung der Worte κουριδίη ἄλοχος nach But (Lexilog. I. 33 f.) und Jacobs (Verm. Schrift. IV. angeeignet und in 13. 44. nicht mit Vofs gesch „die Weiber eurer Jugend," sondern „die erk Frauen." Könnte dies auch noch passender drückt sein, so erkennt man doch darin den des rechtmäfsigen, ehelichen Verhältnisses. V Ehemännern hat Hr. Jacob in 11. 430. und 24 die Ausdrücke „Ehegemahl und Gatte" statt Vofsischen „Liebling der Jugend" treffend geb Dieselbe Beachtung des Sprachlichen zeigt sich Uebertragung von Verbindungen wie δῖα θεά δῖα γυναίκων, wo nirgends eine superlativische tragung vorkömmt; wie bei Vofs noch gesch in der Uebersetzung von φόρμιγξ durch „Leute γαστὴρ στυγερή (7. 216.) durch den „leidigen st. des „zürnenden Hungers" bei Vofs und von 22. 227., wo ἀμφίπολος durch „eine der die Mägde" verdeutscht ist, statt des uns jetzt un lichen und auch nicht ganz richtigen Wortes: merbediente." Gleich darauf V. 230.

πείθεις δή μευ θυμὸν, ἀπηνέα περ μαλ' ἐόντα

lesen wir:

jetzo vertrau' ich im Herzen dir ganz, wie hart ich

bei Vofs:

jetzo besiegst du mein Herz und alle Zweifel versch

was namentlich ἀπηνὴς nicht bedeutet. Eine b Genauigkeit hat Hr. Jacob in der Stellung der mina und des Artikels an den Tag gelegt und seinen Versen häufig eine Natürlichkeit gegeben, die steifere Vofsische Manier nicht zu erreichen

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

ner's Odyssee, übersetzt von Dr. August dw. Wilh. Jacob.

(Fortsetzung.)

o 14. 1. „doch *er* ging von dem Hafen den rauh rhebenden Fufsweg," wo Vofs statt *er* den Na- Odysseus, der im Griechischen nicht steht, ge- t hat, oder 18, 1. „*da* kam landdurchstreichend ttler" (ἦλθε δ' ἐπὶ πτωχὸς πανδήμιος), wo δὲ einen *ern Anfang* macht als: „jetzo kam ein Bettler haka." In 4. 664. schliefst sich den Worten δε die deutsche Uebersetzung „*da die* Fahrt" r an als das blofse „diese Reise," indem die trative Bedeutung des ἥδε weit weniger hervor- nd wenn die Uebersetzung in 20, 47. bei Vofs:

der Unsterblichen eine bin ich, die deiner beständig let in jeder Gefahr

iechische: αὐτὰρ ἐγὼ θεός εἰμι, διαμπερὲς ἥ σε ι Ἐν παντέσσι πόνοις, den Füfsen und Sylben hr getreu wiedergiebt, so möchte Referent doch obschon bei geringerer Treue, die Jacob'sche echter halten. Sie lautet:

ich schirme dich immer, ich selbst, die unsterbliche Göttin, lich Gefahr nur immer bedroht.

hat der neue Uebersetzer mit dem alten Flei- eister in Uebertragung der vielen, im Origi- erkehrenden Verse nicht ohne Glück gewett- l sich auch nicht immer mit einer und dersel- ersetzung begnügt, da er wohl wufste, wie liese Verse einem jeden Gebildeten in Deutsch- orden waren und wie ein nicht geringer Theil en Verbreitung der Vofsischen Uebersetzung beruht. Einige dieser Uebertragungen sind: erhoben, das fertige Mal zu geniefsen, die oder: „aber nachdem sie gesprengt und so rlangte (ὅσον ἤθελε θυμὸς) getrunken," dann d von wannen du bist? wo wohnest du selbst und die Eltern;" oder „Helios aber versank und schattiger wurden die Pfade;" endlich „Götterentstammter, Laertes Sohn, listreicher Odysseus" und die so gewöhnlichen Verse:

Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Woher durchschifft ihr die Wogen?
Ist's wo um ein Geschäft, ist's sonst wie, dafs ihr umherschweift,

wo wir mit Schlegel a. a. O. S. 111 das „von wannen" st. „woher" der ältern Vofsischen Uebersetzung vorziehen, dagegen die Verdeutschung des μαψιδίως ἀλάλησθε für passender erachten als durch „ohne Bestimmung" und „ohne Wahl" in den beiden Vofsischen Ausgaben. Dagegen sind von Hrn. Jacob einige solcher stehenden Ausdrücke beibehalten, wie „der herrliche Dulder Odysseus," der bekannte Vers: „aber nachdem das Verlangen des Tranks und der Speise gestillt war" weicht nur in einem Worte von Vofs'ens Uebersetzung ab, und die nicht minder bekannte Stelle

Als nun Eos am Morgen erschien mit den rosigen Fingern

ist zwar sprachlich genauer als bei Vofs, dürfte jedoch von Vielen dem volltönendern Verse:

Als nun die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte

nachgesetzt werden. Mit Recht aber hat er die Vofsische Uebertragung des berühmten Verses (11. 598) vom Sisyphus verworfen und ohne den hier nicht zu duldenden „Marmor" anzubringen oder die unglückliche Zusammenstellung „Donnergepolter" zu gebrauchen, von der Schlegel (S. 146) sehr richtig bemerkte, dafs das Gepolter zu unedel und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch sei, weit wörtlicher und doch auch wohlklingend übersetzt:

Und zu dem Grunde hinunter entrollt' ihm der tückische Felsblock.

Nachdem wir nun eine Anzahl von Stellen namhaft gemacht haben, wo die neue Uebersetzung ihre Aufgabe in einem höhern Grade der Treue und Gewandt-

Digitized by Google

heit gelöst hat, so sind wir es auch der Gerechtigkeit schuldig einige minder gelungene Verse aufzuzählen. Dahin gehört 14. 482.

Sondern ich ging nur so, mit dem Schild und dem glänzenden Gürtel

wo Vofs ζῶμα φαεινόν richtiger „der schöngegürtete Leibrock" übersetzt hat, indem es hier gar nicht einmal der Erwähnung eines Gürtels bedurfte *). Aus demselben Buche sind noch einige weniger gelungene Verse anzuzeichnen, als V. 49. 50.

nachdem er ihm buschiges Laubwerk
Untergestreuet und zottig das Bocksfell darüber gebreitet

wo das Adjectivum „zottig" hart und undeutlich gebraucht ist wie in einer andern Stelle (V. 458):

und laut schnob wässerig immer der Nordwind

das Wort „wässerig," wobei auch ein zweiter Uebelstand durch die Verbindung zweier uneigentlicher Ausdrücke zu einem Begriffe sich herausstellt. Vofs hat die griechischen Worte: ἄη Ζέφυρος μέγας, αἰὲν ἔφυδρος in seiner Uebersetzung: „nafsstürmend sauste der Westwind" besser nachgebildet. Eben so verhält es sich mit dem „Weihgufs" in V. 331., wofür das Vofsische „Trankopfer" natürlicher lautet und V. 441. mit dem „Verbrennen der Erstlingsweihe" (ἄργματα), statt deren Vofs geschrieben hatte: „er weihte die Erstlinge." Weiter vermissen wir den anmuthigen Redeflufs des Uebersetzers in folgenden drei Stellen, zuerst 9. 221. von der Schaafheerde des Polyphemus:

So erst Frühling allein, allein auch wieder die mittlern

wo Vofs freilich auch πρόγονοι durch „Frühling" übersetzt hat, ferner 11. 379.

Zeit ist so zu Gespräch, wie Zeit auch wieder zu schlafen,

wofür Vofs viel lesbarer:

Reden hat seine Stund', und seine Stunde der Schlummer

und endlich 16. 25. 26.

Aber so komm doch hinein jetzt, Kind, und lafs mich dich ansehn,
Dafs mein Herz sich erfreuet! Nun bist du ja hier von der Fremde!

Wenn wir auch in den letzten Worten die Berücksichtigung des ἔνδον durch „hier," das bei Vofs fehlt, beloben, so erscheint uns doch der Ausdruck „*von* der Fremde" weniger leicht als der Vofsische: „du, der erst *aus* der Fremde zurückkommt." In einigen, a nicht zahlreichen Stellen scheint unser Ueberset beinahe die Rolle mit Vofs verwechselt und den V such gemacht zu haben ihn in einer ängstlichen Tr zu übertreffen. Den öfters wiederkehrenden Ver B. 3. 403. und 7. 347. τῷ δ' ἄλοχος δέσποινα λ πόρσυνε καὶ εὐνήν, hat Hr. Jacob gewifs richtiger Vofs übertragen:

Wo die gebietende Gattin ihm Bett und Lager gewäh

denn πορσύνειν ist durchaus nicht „schmücken," wie bei Vofs lesen. Aber „gewähren" ist doch eine genügende Verschleierung des antiken Begriffes s. Buttmann's Lexilogus I. 11. und Wüstemann Theocrit. 6. 33.) und scheint nur aus einer gew Aengstlichkeit des Uebersetzers in Nennung a körperlicher Gegenstände und geschlechtlicher stände hervorgegangen zu sein, die ihn auch in ὀμφαλὸς θαλάσσης hat durch „Mitte des Meers" setzen lassen, wo Wolf an dem Ausdrucke „N keinen Anstofs fand und Axt a. a. O. S. 45 jed dere Uebersetzung eine schreiende Willkühr u sche moderne Connivenz nannte, gegen die einer längern Abhandlung mehrere und zum g Theile wahre Bemerkungen aufgestellt hat. N allerdings aus der Vorrede zu ersehen und an andersher uns bekannt, dafs Hr. Jacob sich ders auch Frauen zu Leserinnen seiner de Odyssee wünscht: er mufste es also wohl für halten, solche Stellen zu mildern, welche in wöhnlichen Umgangssprache derb oder zu u heifsen. Und so hat er denn auch, ohne jede zelne Verse auszulassen, über die Erzählung der Liebe des Ares und der Aphrodite und Ueberfall der Tyro durch Poseidon, möglich hinweggeholfen und in Ausdrücken, wie: τερπ λότητι, παρ' ἀλλήλοισι μένοντες, oder: εὐνῆς ἐ ὄφρα μιγέντε εὐνῇ καὶ φιλότητι und ähnlichen müht, jeden etwaigen Anstofs zu beseitigen hat dagegen, wie auch Schlegel (S. 89 und bend erwähnt, der leichten, natürlichen Spr Homer ihr gutes Recht widerfahren lassen, er, sonderbar genug, später in seinem Arist die auf Geschlechtsverhältnisse bezüglichen gröfstentheils, wo nicht verschleiert, doch d altete oder provinzielle Redensarten unken macht oder in's Allgemeine gespielt hat,

*) In 20. 187. steht nur durch einen Druckfehler *Fuhrleute* st. *Fährleute* (πορθμῆες). Aehnliche Versehen sind 11. 206. 210. und 22. 9.

Digitized by Google

Weiberhafs. 623. 643. 647. 651. Nun ist allerdings ine Schonung des weiblichen Zartgefühls in Schrift-erken der Belobung sehr werth und wir erkennen ich an, dafs die Homerischen Gedichte, wie jedes Werk aus so alter Zeit und selbst die heiligen Schrif-n der Hebräer, Mancherlei enthalten, was eine Prü-ng nach strengen Grundsätzen der Sittlichkeit nicht erträgt, aber wir gestehen auch auf der andern Seite, s uns grade im Homer eine zu rücksichtsvolle afsbaltung weniger nothwendig erscheint. Denn ihm giebt sich grade die Achtung des weiblichen schlechts auch in der Sprache der Liebe kund, wel-, fern von moderner Empfindelei, weder Zweideu-eit noch Rohheit kennt. Den Genufs der Liebe et nennt er ἔργα χρυσέης Ἀφροδίτης, ein Ausdruck, das, was an sich nicht unkeusch ist, durch die Be-ung auf die Gottheit veredelt, bei der Umarmung sieggekrönten Odysseus und der Penelope erwar-pan Züchtigkeit von selbst; aber auch der heitern ählung von der Liebe der Aphrodite und des Ares gelt sie nicht. Denn nachdem hier die sträfliche t des Gottes mit einem Worte der Mifsbilligung hnt worden, wird auch die Wiederholung derselgleichsam nur angedeutet, während das künstliche k, in welchem das frevelnde Paar gefangen ist, o ausführlicher Umständlichkeit beschrieben wird, es die Aufmerksamkeit des Lesers fast allein in ruch nimmt.

Wir haben uns hier einige Worte aus Jacobs über die hellenischen Frauen (Verm. Schrift. 8f.) aus dem Grunde angeeignet, weil dieser ie Mann zugleich ein so weiser Freund der Frauen und da nun die Homerischen Gedichte eine Fülle ter Kraft und Wirksamkeit in sich fassen, da na-ch die ganze Odyssee nach den Worten des ge-n Philologen ein Lobgesang der Penelope ist, diese Poesie auch auf reine, unverdorbene Ge-eine solche Kraft, dafs, wie uns eine mehrjäh-fahrung bewiesen hat, die Erwähnung des sinn-Bedürfnisses ihnen eben so wenig auffällt als ler Dichter vom physischen Hunger und Durst

ch dieser allgemeinen Erörterung finden wir es schen Sprachgebrauche unzuläfsig, dafs in 3. n den Pferden (ζεῦον ζυγὸν) gesagt wird: „das ipfte um den Nacken," dafs die Uebersetzung „ein Mal schütten am Meeresgestade" (11. 75. σῆμα χεύειν) und „ein Bett an der Erde geschüttet" (εὐναὶ βεβλήαται, ebds. 194.) von Hrn. Jacob zu gewissenhaft auf Kosten der Angemessenheit des Ausdrucks gemacht und hier hinter der Vofsischen zurückgeblieben ist. Dasselbe müssen wir von der gepriesenen Stelle in 19. 205 ff. behaupten:

Wie um die äufsersten Spitzen der Berghöhn schmelzend der Schnee fliefst,
Welchen der Ost auflöst, nachdem er gefallen mit Westwind,
Aber es schwellen die Flüss' in dem Lauf an, wie er dahin schmilzt:
So schmolz auch ihr schönes Gesicht von den rinnenden Thränen
Um den Gemahl, der neben ihr dasafs.

Eine Vergleichung mit Vofs wird auch wieder ergeben, wie genau sich Hr. Jacob an das Griechische gehalten hat, so v. 205. an die ἀκροπολὰ ὄρη, oder v. 207. an das ποταμοὶ πλήθουσι ῥέοντες, die bei Vofs glücklich, aber nur nicht so wörtlich durch die „dem Ufer entschwellenden Ströme" verdeutscht sind, aber schwerlich können wir im Deutschen sagen: „das Gesicht schmilzt" und Vofs'ens Vers:

Also flossen ihr Thränen die schönen Wangen herunter

bewegt sich mit mehr Innigkeit und Natürlichkeit, wenn gleich er den Begriff des griechischen τήκετο παρήϊα nur unvollkommen wiedergiebt.

Eine Vergleichung beider Uebersetzer führt uns weiter zu einer der glänzendsten Seiten der Homerischen Poesie, zu den Beiwörtern. Bekanntlich hat Vofs hier eine Anzahl von Uebersetzungen geliefert, die, wenn auch gegen einzelne in sprachlicher Hinsicht Schlegel und Andre gegründete Einwendungen zu machen sich veranlafst sahen, doch dem deutschen Ohre so lieblich oder prächtig geklungen haben, dafs sie ein volksthümliches Gemeingut geworden sind, so dafs die sich einförmig wiederholenden Bezeichnungen, als die blauäugige Göttin Athene, der herrliche Dulder Odysseus, der helmumflatterte Hektor, der Rufer im Streit Menelaos, der verständige Jüngling Telemachos und andre überall, im Bewufstsein allgemeiner Verständnifs, angewendet und wiederholt werden. Mehrere derselben hat Hr. Jacob beibehalten, andre bald glücklich, bald weniger glücklich mit neuen Uebersetzungen vertauscht. Wir werden von beiden Arten einige Beispiele geben. Die „blauäugige Athene" ist zwar nicht zu einer glauäugigen Göttin nach Wolf's

Digitized by Google

Vorgang (Lit. Anal. III. S. 152) geworden, wohl aber zu einer „helläugigen" in gröfserer Uebereinstimmung mit den neuern Forschungen von Nitzsch a. a. O. I. 14. und Lucas in der Abhandlung de Minerva Glaucopide (Bonn 1831), die ὑγρὰ κελευθὰ sind bei ihm „flüssige Pfade," das ἅλς ἀτρυγετὸν „die Oede des Meeres," (besser die „unwirthbaren Meeresgewässer" bei Wolf), das ἅλς πολιὸν die „grauliche Fluth," die μελέα γναμπτὰ die „schmeidigen Glieder," die χαμαιεύναδες σῦες „erdegelagerte (bei Vofs „erdaufwühlende") Säue und so andre ähnliche Ausdrücke. Weniger behagen uns dagegen die „heilige Salzfluth" statt der „heiligen Meersfluth" bei Vofs, die „ewigen Beller" (κύνες ὑλακομωροι) statt der „wachsam bellenden Hunde," die „purpurwangigen Schiffe statt der „rothgeschnäbelten Schiffe," wenn gleich Hr. Jacob hier wörtlicher als Vofs übersetzt hat, der noch richtiger die „rothschnäbligen Schiffe" geschrieben haben würde, weil das Schiff einem rothen Schnabel nicht ähnlich ist, sondern einen rothen Schnabel hat. Aber die Uebersetzung der κορὸς χαλκοπαρῄος (24. 523.) ist in beiden Verdeutschungen verunglückt, so wie auch die des Adjectivums ἠεροειδής in 12. 80. „benachtet" bei Vofs, und „von Schatten umnachtet" bei Hrn. Jacob; die anmuthige Malerei des griechischen Wortes ist unerreicht geblieben. Dasselbe Wort in 5. 280. (εἴσατο δ', ὡς ὅτε ῥινὸν ἐν ἠεροειδέϊ πόντῳ) hat Vofs durch

Dunkel erschien sie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres

für den deutschen Leser ansprechender übersetzt, als Hr. Jacob:

Und wie ein Schild erschienen sie ihm in der dunstigen Meerfluth,

wo *dunstig* leicht den Nebenbegriff des Häfslichen, Unangenehmen bekömmt, der dem griechischen Worte fremd ist. Das Gegentheil eines recht hellen, schönen Landes hat der neue Uebersetzer in seiner Verdeutschung des εὐδειελος durch „sonnig," wie auch schon Vofs vor ihm, wiederzugeben gesucht. Indefs hatte schon Passow kurz und bündig gezeigt, dafs eine solche Uebersetzung zwar die gelehrtere (Buttmann's Lexilog. II. 95.) wäre, aber auch die gesuchtere und gezwungnere, weshalb er so wie auch Nitzsch (III. 6.) dabei beharren das wohl sichtbare, weit kenntliche Ithaka unter Ἰθακὴ εὐδειελος zu verstehen. Dafür spricht nicht allein der Gebrauch der alten Dichter, den ich in meinen Quaest. Epic. p. 26. erläutert habe, sondern auch die Erfahrung, dafs alle Menschen sich bedeutende Gegenstände stets höher als breit in der Einbildungskraft vorstellen und dafs der Erzählende oder Malende seinem Bilde hierdurch mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Ein Beleg hierzu ist eine interessante Wahrnehmung Goethe's auf seiner italiänischen Reise (XXVIII. 226.), als er sich der Nähe der Scylla und Charybdis auf dem Meere befand. Endlich bemerken wir noch zwei Wörter, die Hr. Jacob in verschiedenen Stellen verschieden übertragen hat, vielleicht, wie er von einem andern im Vorworte erwähnte, weil ihm keine Uebertragung ganz zusagte, dafs er sie überall hätte aufnehmen mögen. Das eine derselben ist das Beiwort διακτορὸς, in I. 84. Hermes „der bestellende" heifst und 5. 43. „eilende," wofür Vofs ihn in beiden Stellen den „Argen" genannt hat. Aber Hermes ist ja, wie N[illegible] a. a. O. I. 23 f. und schon vor ihm Böttiger in Vasengemälden I. 2. S. 113 hinlänglich nachgewiesen haben, ein Bote im besten Sinne des Wortes, selbstthätige, wenn auch beauftragte Geleiter und Führer, wefshalb Wolf's Uebersetzung in I. 84.

Auf, dann wollen wir Hermes, den Boten, den Argen
Hin zur ogygischen Küst' abfertigen

allen andern vorzuziehen war. Das andre Beiwort ἀμωμῶν, welches Hr. Jacob „fehllos," „muthig," „untadelich" (3. 12. 10. 50. 16. 237. u. a. O.) übersetzt hat, in der bekannten Stelle I. 29. aber mit „edelerzeugten Aegisthos" gegeben hat. Auch war Wolf's Uebertragung „Aegisthos fürstlicher" dem Sinne ganz entsprechend und durch Ausdrücke wie: Telemachos heilige Stärke und Alkinoos' Kraft, hinlänglich gerechtfertigt, wenn der Uebersetzer in der genannten Stelle das Beiwort „tadellos," welches auch Vofs gewählt hat, für unpassend hätten sollte, worin wir ihm freilich nicht beis[illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

omers Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob.

(Fortsetzung.)

Wir dürfen zu solchen nicht in der einen und selben Weise übertragenen Beiwörtern auch das it ὑπερφίαλος rechnen, für das Hr. Jacob, wie vor bereits Voſs, abwechselnde Uebersetzungen ge- hat, wobei Buttmann's Bemerkungen (Lexilog. II. mit Recht benutzt sind. Daher heiſsen die μνη- und die Κύκλωπες ὑπερφίαλοι „trotzige Männer," rgewaltige Freier" oder „Frevler," als Adverbium s Wort durch „schnöde," „gewaltig" und „hef- wiedergegeben und in der schwierigsten Stelle 98), wo Antinoos selbst den Freiern dies Beiwort lt, übersetzte Hr. Jacob recht glücklich:

ltst du es nicht für genug mit uns, den gewaltigen Freiern, er bei'm Schmaus gar nichts von dem Mal zu entbehren, —

wir jedoch nicht übergehen dürfen, daſs auch durch seine Verdeutschung „in unsrer stolzen mmlung" den Sinn des Wortes passend darge- t. Uebrigens ist eine solche Abwechselung in geführten und in andern Stellen durchaus nicht werth, da auch Homer die Beiwörter nicht im- nächsten Zusammenhange gesetzt, sondern nur muthigen Begleitung des Hauptwortes angewen- , worüber sich bei Wiedesch zu Odyss. 1. 29. te Bemerkung findet. Da nun die neuern Spra- ine solche Freiheit der Rede nicht kennen und brauch der wiederkehrenden Beiwörter bei den riechischen unkundigen Lesern leicht einigen erregen könnte, so sind solche Uebersetzer en, welche ohne der alten Sprache etwas zu en, den aus ihr übersetzten Werken die mög- öſste Lesbarkeit auch in dieser Beziehung zu affen streben.

enden wir uns hierauf zu den am häufigsten kehrenden Beiwörtern bei Gegenständen des ge- wöhnlichen Lebens, als φιλὸς, θοὸς, δῖος, διογενὴς, ἀμ- βρόσιος, ἱερός, μέλας und ähnlichen, so müssen wir die Gewissenhaftigkeit und Zierlichkeit im Ausdrucke des Hrn. Uebersetzers genügend anerkennen. Die Adjective δῖος, διογενὴς, ἀντίθεος und andre dieser Art sind durch „göttlich," nicht aber durch „herrlich" oder „trefflich" übersetzt, in φιλός ist die ganze Eigenthümlichkeit der Homerischen Gemüthssprache durch unser *lieb* bezeich- net worden (m. vgl. hierzu Axt's gute Bemerkung in seinem Buche über Gymnasien und Realschulen S. 41 f.) und nur einmal (24. 514.) sind die φιλοὶ θεοὶ zu „gnä- digen Göttern" geworden, wo Voſs das Beiwort ganz unübersetzt gelassen hatte, dagegen in 4. 743. νύμφα φίλη im Munde der Eurykleia einfacher durch „liebes Kind" wiedergab als Hr. Jacob durch „theure Gebie- terin." Nur sind beide in der Uebersetzung des νύμφα nicht ganz glücklich gewesen, indem das deutsche Wort „Frau" den Begriff vollkommen ausgedrückt hätte, weil mit demselben weibliche Dienstboten noch jetzt die Hausfrau zu bezeichnen, ja in einigen deut- schen Ländern sie sogar mit „Frau" anzureden pfle- gen. Wie hier steht νύμφα auch Il. 3. 130. und in spätern Nachahmungen, zu denen auch der Gebrauch des lateinischen nympha gehört, worüber die Ausleger zu Ovid. Heroid. 1. 27. nachzusehen sind. Weiter be- merken wir die Verdeutschungen der mit πέπλος zu- sammengesetzten Wörter als die „schleierumwallte" (15. 151. τανύπεπλος), die „lieblich umschleierten" (21. 161. ἐϋπέπλοι) und ähnliche, die zwar recht schön klin- gen, aber doch eigentlich etwas anderes besagen als die griechischen Beiwörter vermöge ihrer Abstammung von πέπλος, der doch kein Schleier (καλύπτρα oder κρήδεμνον, s. Nitzsch zu Odyss. 5. 230.) war, sondern ein shawlartiger Ueberwurf, der durch die Nadelspangen oder durch den Gürtel festgehalten wurde. Daher hat Voſs und Hr. Jacob in 18, 291. πέπλος ganz richtig durch „Gewand" übersetzt und eben so der letztere

Digitized by Google

auch φᾶρος ἀργύφεον in 5. 230. recht malerisch durch „wallendes Silbergewand." Richtiger bei Vofs finden wir die γῆ μελαίνα durch „dunkeles Festland" übertragen statt des unverständlichen Ausdrucks „die fruchtbare Veste" und das „meerdurcheilende Schiff" (14. 295.) statt des „meerdurchwallenden" genannt, welches Wort aber Hr. Jacob zum Theil für seine Uebertragung des Ὠκεανός βαθύῤῥοος und ἀκαλαῤῥειτής benutzt hat, der bei ihm „Okeanos sanft und tief hinwallender Strom" heifst. Wörter, wie σχέτλιος und πότνια, konnte der Uebersetzer nicht immer in derselben Weise wiedergeben und so finden wir für das erstere abwechselnd „grausam" (3. 161.), „rasend" (12. 21.), „frevelnd" (21. 28.), für das zweite „erhaben" (5. 215. 20. 61.), „verehrlich" (21. 172), „würdig" (24. 330.) und „heilig" (13. 290), das auch schon Vofs in dieser Stelle als von besonders guter Wirkung gebraucht hat und das sich überdies mit dem Begriffe des Herrschenden und Waltenden, den Schlegel a. a. O. S. 91 mit Recht hervorgehoben hat, gut verträgt. Aus welchen Gründen die πεδιλα ἀμβρόσια in „göttliche Sohlen" verwandelt sind, bekennen wir nicht recht einzusehen. Vofs hatte das charakteristische Beiwort festgehalten und Axt's Erörterung a. a. O. S. 45 beweist die Richtigkeit seiner Auffassung.

Bekanntlich hat Schlegel in mehreren Stellen seines Aufsatzes es der Vofsischen Uebersetzung der Odyssee (und namentlich der spätern, weit weniger der ersten) zum harten Vorwurf gemacht, dafs in ihr die Gesetze der deutschen Sprache verachtet wären und dafs hierdurch ein beklagenswerthes Beispiel gegeben sei, wie ein sonst vortrefflicher Dichter und gelehrter Mann sich einzubilden vermag, man könne die deutsche Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muster ummodeln. Wir haben also zu untersuchen, wie sich Hrn. Jacob's Uebersetzung zu diesem Vorwurfe verhält. Und da müssen wir wiederholen, dafs bei dieses Uebersetzers mehr qualitativer als quantitativer Art sein Buch durch Leichtigkeit und Innigkeit des Ausdrücks eine gute Wirkung, die wir auch durch mehrmaliges Vorlesen erprobt haben, hervorbringen und die Urtheile über den Kunstwerth des Originals bei denen, die kein Griechisch verstehen, steigern wird. Zu einzelnen Bemerkungen und Ausstellungen geben uns folgende Eigenthümlichkeiten des Uebersetzers Veranlassung.

1. Derselbe hat mit Glück an verschiedenen S
len freiere Wendungen der griechischen Sprache n
geahmt, wie sie durch Vofs aufgekommen und
unsern besten Dichtern beibehalten und ausgebi
sind. Dahin gehören die Stellen

damit wir dem Zeus auch alle, dem Donnerfr
Sprengung weihn, defs Schutz ehrwürdige Fremde g
(7. 165.);

und in demselben Buche V. 323.

Denn sehr weit sei dies, so erzählen sie, die es geseh
Männer von uns.

Ferner 22. 353.

Sondern sie zwangen mich, ihrer so viel und so vie
kommen

und V. 395.

Auf jetzt, Mütterchen, komm in den Saal, die uns i
Hause
Ueber die dienenden Mägde die Aufsicht lange gefüh

In der ersten dieser Stellen, die mit andern ein
wisse Hinneigung zur gewöhnlichern Sprache des
lichen Verkehrs zeigen, wird die freiere Stellung
Genitivs durch Goethe'sche Verse gerechtfertigt,
in Hermann und Dorothea IV. 13.

Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aem
Ruhten des Apfelbaums

und in der fleifsigen Sammlung Viehoff's im Arch
den Unterricht im Deutschen (1843.) H. 1. S.
H. 2. S. 13 und H. 4. S. 108. Eben so verbi
sich mit der Nachstellung desselben Casus in 9.
„Polyphemus — wilden Gemüthes" und in ähn
Verbindungen, die Goethe in unsre Sprache eing
hat, wie in dem angeführten Gedichte (IV. 66.)
Jüngling, edeln Gefühles." Aber Stellen, wie 9.

Fleisch von Menschen verschlingend und Milch dann
getrunken

oder 11. 39.

Auch ganz zart noch Mädchen und doch voll K
Herzen

scheinen uns weniger zu billigen, da sie auf
fremdartigen Construction auch undeutlich und
deutig sind.

2. Diesen letztern Fehler haben wir im
nur an wenigen Stellen zu rügen, zu denen
gende rechnen. 7. 64.

Den traf Sohnlos noch mit dem silbernen Bogen A
Eben vermählt im Pallast

und ebendas. 337.

Aber die Jungfraun hiefs nun Lilienarmig Are
Unter der Hall' ein Gestell aufsetzen.

Digitized by Google

lann 8. 475.

Während er sich von dem Rücken des Schweins mit den mächtigen Hauern
Fettumwachsen ein Stück abschnitt.

d 12. 335.

Aber der Süd nur wehte den Mond und nimmer erhob sich
Irgend ein anderer Wind,

schon Schlegel bei der ähnlichen Vofsischen Uebersung gefragt hat, ob der Süd den ganzen Mond durch geweht hat oder ob er den Mond weggeweht e, den Himmelskörper nämlich. Dahin gehört auch „badende Magd" (20. 297.), wo man nicht weifs, es die sich selbst, oder einen andern im Bade beende Magd sein soll. Ferner bezweifeln wir den deutschen Gebrauch eines solchen Dativs, wenn Jacob in 7. 74. von der Arete sagt:

hafs sie den Männern sogar Zwist beilegt, denen sie wohl will

vom Eurymachos 22. 70.

ie mehr hemmet uns, Freunde, der Mann die entsetzlichen Hände.

Dagegen finden wir es trotz Schlegel's Tadel 32) gar nicht anstöfsig oder mit dem Geiste der chen Sprache unvereinbar, wenn die Adjective Substantiven zur bessern Bestimmung oder wei-Ausführung nachgesetzt werden. Schiller und e haben dies oft gethan, z. B. in des letztern mn und Dorothea I. 10. „das überrheinische das schöne," und in andern Stellen bei Vichoff 13. Demnach auch Hr. Jacob in 19. 545.

getrost, o Ikarios Tochter, des ferne gepries'nen

ne Wiederholung des Artikels in 9. 22.

wo ein Gebirgshaupt
ion, waldumrauscht sich erhebt

10. 261.

ich's, da warf ich sogleich mein ehernes Schwert um die Schultern,
, mit silbernen Buckeln geziert.

enn 12. 73 — 75. übersetzt worden ist:

Es ragt mit dem spitzigen Scheitel
empor zu dem Himmel und rings umfangen ihn Wolken,
blau, welche sich nimmer verziehn

der Leser im ersten Augenblicke nicht, wo das Beiwort „tiefblau" zu beziehen habe. Fertofsen gegen den Sprachgebrauch solche Nachn der Adjectiva, wie 12. 374. „Lampetia, Schleierumwallet" oder mehrere prägnante Constructionen, als 3. 307.

Dies vollbracht nun, gab er im Volke das Mal der Bestattung,

11. 254.

Doch sie, schwanger, gebar ihm den Pelias und den Neleus

14. 207.

Aber die Keren des Todes, genaht, ergriffen und führten

und 20. 366.

Und den Verstand in der Brust, noch nicht sich selber entfremdet.

4. Sollen wir nun noch in der beträchtlichen Anzahl so vieler guten und lesbaren Verse einige grammatische Unrichtigkeiten herausnehmen, so wäre es zuerst die von Hrn. Jacob mit besonderer Vorliebe gebrauchte Construction der beiden Verba weilen, als 9. 29.

Wohl zwar weilte mich dort die erhabene Nymphe Kalypso

oder 1. 197. und 23. 343., und *werfen* (10. 499), ferner der auffallend gesetzte Singularis „zahllos Ferkel" (14. 73.), die ungewöhnlich gebildeten Adjectiva „fehllos" (ἀμύμων 3. 111.) und „wölbig" (νηῦς γλαφυρὴ) und die, uns wenigstens neuen Substantiva „Geltkuh" (βοῦς ἀριστή 11. 30.) und „Abstamm" (19. 167.) so wie die mit ungewöhnlichen Endungen „das Bettstell" (3. 399.) und „die Wäschen" (πλυνοί 6. 40.).

Nach diesen sprachlichen Erörterungen haben wir noch die Technik des Versbaues zu besprechen. Hören wir zuvörderst hierüber Hrn. Jacob selbst im Vorworte. „Da ich mir als Leser meiner Uebersetzung vorzugsweise nicht sowohl gelehrte Philologen, als vielmehr allgemein gebildete Männer und Frauen dachte, so konnte wohl bei mir die Frage entstehen, ob ich nicht für dieselbe statt des allerdings bei uns noch immer nicht einheimisch gewordenen, Vielen sogar unangenehmen Hexameters eine andre Versart wählen sollte. Mir ist indefs eine Willkühr dieser Art, zumal bei der Innigkeit, mit welcher sich in den alten Dichtungen Form und Inhalt gegenseitig durchdringen, auf das Entschiedenste zuwider." „Was die epischen Sänger," so heifst es weiter, „im ganzen Alterthum zur Wahl des Hexameters bestimmt hat, das mufs uns auch meines Erachtens jetzt noch für diese Versart, selbst in unsrer abweichenden Nachbildung derselben, entscheiden. Denn jugendlicher als der Jambus, wel-

Digitized by Google

cher der reifern, mehr von dem Gedanken durchdrungenen und beherrschten Dichtung angehört, und anspruchsloser als die Stanze in ihrer modern gefälligen Künstlichkeit, eignet nur er sich, wie es mir scheint, dazu, eben so die einfache, oft redselige, immer aber liebenswürdige Natürlichkeit, als die ernstern Schönheiten der alten Dichtung in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit wahr und treu abzuspiegeln. Ueberhaupt aber übt bei dem Eindruck, welchen ein jedes Gedicht auf unser Gemüth macht, die Versart, in welcher es zu unserm Ohre tönt, ja selbst nur vor unsern Augen daliegt, einen so eigenthümlichen, mächtigen Einflufs, dafs die Vertauschung derselben mit irgend einer andern schon für sich allein die Uebersetzung des Gedichts von der Möglichkeit, ihr höchstes Ziel zu erreichen, ausschliefst."

Wir müssen hierbei zuerst unserm Uebersetzer in der hinsichtlich des deutschen Hexameters ausgesprochenen Ansicht vollkommen beistimmen. Denn wenn auch Jedermann weifs, wie viel zwischen deutscher und griechischer Sprache, deutschem und griechischem Sinne liege, so ist es defshalb nicht nöthig mit dem Grafen Platen und Andern die Einführung des Hexameters in die deutsche Sprache als eine Verirrung zu betrachten oder der von Wackernagel in der Vorrede zu seinem deutschen Lesebuche vorzugsweise verfochtenen Ansicht beizutreten, als ob für unsre Rhythmik nur in der Rückkehr zu den einheimischen Versmaafsen das Heil zu erwarten sei. Im Gegentheil und bei aller Achtung gegen die klangreichen Versformen der mittelhochdeutschen Zeit wird Niemand leugnen können, dafs wir der Einführung der alten Sylbenmaafse in die deutsche Poesie durch die Arbeiten Klopstock's, Ramler's, Vofs's, Goethe's, Schlegel's, Wolf's, Humboldt's und Andrer die wichtigsten geistigen Fortschritte in unsrer Sprache verdanken und dafs diese, welche lange Zeit in der Reimform und in der Eintönigkeit des jambischen und trochäischen Rhythmus gebunden war, erst vermittelst jener Leistungen den Schwung genommen, durch den sie einige der früher gebildeten Sprachen des neuern Europa überholt, keiner aber den Vorzug gelassen hat. Und eben diese Ueberzeugung hat, nachdem Vofs sich des Hexameters bemächtigt und mit überlegener Einsicht durch Lehre und Beispiel die Forderungen der Kunst gesprochen hatte, viele tüchtige Männer neben Anzahl leichtsinniger und sorgloser Versmach wiederholten Versuchen veranlafst, dem deut Hexameter gröfstmöglichste Vollkommenheit zu und die Klagen über Härte und Schwerfälligkei selben zu beseitigen. Da nun solche meisten solchen deutschen Lesern ausgehen, die es nic wohnt sind, das Material der Muttersprache mi gewissen Abstraction von deren natürlicher Be in accentuirendem Rhythmus dem quantitirenden des hexametrischen Verses anzupassen, so ha namhaftesten Uebersetzer der Alten, wie Fr. Falbe, Kirchner und W. E. Weber, nicht unte ihren Verdeutschungen längere oder kürzere lungen über die Eigenthümlichkeit der von ih bauten Hexameter voranzuschicken. Einen w Aufsatz dieser Art hat auch der Divisions-I Monjé zu Düsseldorf in dem genannten Vieh Archive (1843. H. 2) veröffentlicht, dessen um so lieber gedenken, weil in der Probe e sammtübersetzung der Ilias, die uns so eb gedachten Vierteljahrsschrift (1844. H. 1.) zu kommt, der Hexameter sich in einer sehr vo Gestalt zeigt und dadurch die Aufgabe, wie sischen und die romantischen Versbildungen Sprache neben einander bestehen können, in friedigender Weise gelöst zu werden scheint.

Hr. Jacob hätte nun, da er sein Buch n für solche, die durch Umstände oder Verhält dem Genusse des griechischen Homer zurück sind, bestimmt hat, ebenfalls eine solche D seiner metrischen Grundsätze voranschicken Er erwähnt aber nur, dafs er allerdings d Odyssee zu Grunde liegenden Gesetze des H befolgt, sich aber auch manche Abweichungen erlaubt habe. Als solche nennt er die Zula Trochäus, jedoch nur aus überwiegenden den Gebrauch ungetheilter Wörter im drit des Hexameters, ohne Cäsur, und in einige Fällen, jedoch kaum öfters als es im Ori Fall ist, die Anwendung der weiblichen vierten Fufse auch da, wo die letzte Sylbe tylus zu dem mehrsylbigen folgenden Wort

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

...mer's Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob.

(Schlufs.)

„Es ist wohl," sagt Hr. Jacob bei dieser Gelegenheit, „die allerdings nicht leicht für Alle genügend beantwortende Frage, ob für den deutschen Hexameter, besonders wegen der Grundverschiedenheit des ...ischen und des deutschen Wort-Accents, durchaus alle Gesetze des griechischen nothwendig oder ...ig sind. Wer sich indessen diese Frage bejahen müssen glaubt, der kann meiner Uebersetzung Abweichungen so weit als Fehler anrechnen, als ihr häufiger sind als in dem Originale; ich habe ...cht für bedeutend genug gehalten, um sie sorgfältiger zu vermeiden."

...welcher Weise nun die genannten Grundsätze Hrn. Jacob befolgt sind, liegt in der längern, mitgetheilten Probe und in den einzelnen Versen vor. Um noch Einzelnes zu erinnern, so haben einer Anzahl Verse einen Mangel an schöner, ...reicher rhythmischer Bewegung wahrgenommen,

...2. 25.

...t mein Wort jetzt, ihr Ithakesier, wie ich es sage

...14.

... o Telemachos, mufst du dich nicht mehr blöde bezeigen,

...s, nicht ist er so ferne, der Mann, gleich kennst du ihn selber.

...s. 52.

... zu Ikarios Hause zu gehn ist ihnen zuwider.

...s von jeglichem Schiffe der wohlumschienten Genossen

...5.

...nen sie, noch auch fliehn, und die Jagd erfreuet die Männer

23. 57.

Alle die trotzigen Freier bestraft' er in seinem Pallaste.

in denen und in einigen ähnlichen wir über eine gewisse Eintönigkeit nicht hinwegkommen können, wogegen Hr. Jacob, wie auch von Goethe geschehen ist, mehrmals mit Glück den spondeischen Versschlufs angewendet hat, wie 6. 253.

Schirrte die stampfenden Mäuler davor und bestieg ihn selber

16. 49.

Aber der Saukirt brachte gebratenes Fleisch auf Schüsseln.

23. 55.

Er kam lebend zurück an den Heerd, fand dich auch wieder.

Aus diesen und andern Beispielen ist zu ersehen, dafs unser Uebersetzer hinsichtlich der sogenannten Mittelzeiten oder solcher Sylben, die ihrer Natur nach eben so gut lang als kurz sein können, sich die Freiheit genommen hat, den von Natur kurzen Sylben durch den Nachdruck des Tons die Geltung einer Länge zu verleihen. Dergleichen einsylbige Wörter sind die Pronomina *ich*, *du*, *er*, *wir*, *ihr*, *sie*, *mir*, *dir*, *ihm*, *ihn*, *sich*, der Artikel *der*, *die*, *das*, die Partikeln *doch*, *nun*, *nur*, *noch*; die Präpositionen und die Sylbe *un* in Zusammensetzungen. Ausnahmen, wo der Nachdruck darauf liegt, sind z. B. *für* 1. 87., *die* 11. 422., *sie* ebds. 432., *ihm* 20, 93., *un* 22. 41. *und* (in der Mitte des Verses) 11. 38. 16. 15., und *un* in *unerfahren* 2. 61., in *unabwendbar* 5. 30. und *unaufhörlich* 11. 437. Das Wort *wohl* braucht der Uebersetzer immer lang, ein kurzes *wol* für *wahrscheinlich* erinnern wir uns nicht bemerkt zu haben, das *o* in der Anrede finden wir meistens lang gemessen, aber auch wo es als Kürze steht (wie 16. 23. *o theueres Leben*) ist dies gerechtfertigt, weil, wenn die Sylbe auch ursprünglich lang ist, doch eine Abschwächung in einer solchen Verbindung mit dem folgenden Worte als ganz natürlich

Digitized by Google

erscheint. Wir wollen jedoch über diesen und ähnliche Gegenstände, zu denen wir auch die öftern störenden Elisionen, als *Gatt'*, *Mägd'*, *häuft' ich*, *Zeug' ist*, *die Schön'*, *jen' es* u. ä. so wie die wenig gefälligen Zerdehnungen, *andere*, *theuere*, *dunkele*, *unsere* u. dgl. rechnen, keinen Streit erheben, sondern diesen den eigentlichen fachgelehrten und spruchfähigen Männern überlassen. Hr. Jacob hat, wie es uns dünkt, sich im Allgemeinen die erste Vofsische Uebersetzung der Odyssee in technischer Hinsicht als leitendes Muster erwählt, ohne jedoch seine metrische Sprachbehandlung mit Aengstlichkeit auf sie allein zu beschränken, im geringern Grade die Uebersetzungen nach der strengern Schlegel'schen Observanz. Daneben aber ist er (so glauben wir) auch bemüht gewesen die Anmuth und Leichtigkeit der Goethe'schen Hexameter mit der metrischen Ausbildung und Genauigkeit, die oft nur auf Kosten jener Vorzüge sich erreichen lassen, nach Kräften zu vereinigen. Und so vermissen wir bei'm Lesen dieser neuen Darbietung nicht den geistigen Hauch, der durch den Vers hindurchwehen und ihn zu einem innigen Ganzen machen soll, der in den Meisterwerken der alten Welt nicht fehlt, und dessen Erwerbung uns wichtiger sein mufs als die Regelung einzelner Sylben.

Indem wir diese Blätter für den Druck zusammen legen, gedenken wir noch einmal der bescheidenen Aeufserungen des Uebersetzers im Vorworte, als ob er seine Arbeit wohl noch hätte zurückhalten sollen und vor ihrer Bekanntmachung noch einige Jahre verstreichen lassen. Aber, wenn auch das Horazische Jahr nicht erreicht ist, so glauben wir doch auf sein Buch Goethe's Worte anwenden zu können, die er über seine Iphigenie aus Italien an die Weimarischen Freunde schrieb: so eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man mufs sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste daran gethan hat. Und da uns schon jetzt eine neue Ueberarbeitung des Geleisteten in Aussicht gestellt ist, so wünschen wir, dafs dies wohlbegonnene Werk glücklich zu seinem Ziele gelangen und sich günstiger Aufnahme zu erfreuen haben möge.

K. G. Jacob.

XIII.

Zwölf römische Militär - Diplome, beschrieb *von Joseph Arneth, Director des K. Münz- und Antikencabinets, wie auch der K. Ambraser Sammlung, Prof. der Mü und Alterthumskunde an der K. K. Unive tät zu Wien; auf Stein gezeichnet* von Al *Camesina. Wien*, 1843. *Mit* 25 *Steindr tafeln.* 4.

Die Militär - Diplome, welche unter dem Name tabulae honestae missionis bekannt sind, gehören Form nach zu der allgemeinen Klasse der Dipty Sie bestehen aus zwei Broncetäfelchen, welche, beiden Seiten beschrieben, so verbunden waren, sie auf- und zugeklappt und an der offenen Seite mittelst eines durchgezogenen Bandes versch und an demselben mit einem Siegel versehn w konnten, und sind schon durch diese ihre Form, che ohne Zweifel der allgemeine Typus aller von Diplomen ist, für uns von Interesse. Ihren bildet ein zur Legitimation eines Einzelnen au tigter authentischer Auszug aus einer nicht eig auf die Missio, sondern auf die Verleihung de tas und des Connubium an gewisse nach voll Dienstzeit verabschiedete Truppentheile bezüg kaiserlichen Verordnung, deren Original, in Er Stein gehauen, an einem öffentlichen Orte fri Von den vier beschriebenen Seiten des Diplom halten zwei, dem Inhalt und der Schrift nach menhängende, die eben dieser Zusammengeh wegen als die innern Seiten des Diptychons a werden müssen, den Extract der Verordnung dem Namen dessen, für den die Ausfertigung ist; die dritte enthält denselben Extract in Schrift, und mit genauerer Angabe des Orts, Original sich befindet, sie ist die äufsere Vor des Diptychon; die vierte, oder Rückseite de giebt die Namen von sieben Zeugen, die, w noch bemerken kann, ihre Siegel beigefügt Von diesen Diplomen, deren Bedeutung nicht die Erkenntnifs des römischen Militärwesens, auch für eine Masse von Einzelheiten historisch antiquarischer Art wir unten noch berühren hatte bereits Marini (Atti d. fr. Arv. Vol. II. p

Digitized by Google

89) sechzehn zusammengestellt, welche bei Spangen-
erg (Juris Rom. tabulae negotiorum p. 352 ff.) wie-
er abgedruckt sind. Zu dieser Anzahl kamen fünf
ne Diplome durch Vernazza (Mem. della Reale
ad. delle Szienze di Torino. 1817. T. XXIII p.
—161), vier durch Lysons (Reliquiae Britt. Roma-
e London 1813. Archaeologia Lond. 1817. Vol.
XIII. p. 438. Magna Britannia Vol. V, p. CCVI.),
ns durch Baille und Gazzera (Mem. d. R. Acad.
Szienze di Torino Vol. XXXV und XXXIX), eins
ch Avellino (Opuscoli Neap. 1837. Vol. III, p. 143—
), eins durch Cavedoni (Notizia e dichiarazione di
Diploma militare dell' Imperatore Vespasiano Mo-
1832), eines durch den Grafen Borghesi (Nuovo
Mil. di Trajano Decio. Roma), eins machte der
achische Courier 1839 n. 26. bekannt, so dafs die
bis auf 35 gebracht wurde. Zu diesen fügt die
gende Schrift abermals sieben neue, nämlich drei
ndig erhaltene, vierseitige, und vier halbe, zwei-
; darunter ist eins von Nero, eins von Titus,
on Domitian, zwei von Traian, zwei von Anto-
Pius. Mit welcher Sorgfalt und Beharrlichkeit
r. Herausgeber diese Documente zusammenge-
hat, beweist schon der Umstand, dafs er das
1839 vollendete Werk vier Jahre zurückhielt,
Hoffnung, noch einige Originale gewinnen zu
, welche Hoffnung leider nicht in Erfüllung
en ist, und die Genauigkeit des Abdrucks der
en, deren Facsimile in 25 farbig lithographir-
feln beiliegt, läfst nichts zu wünschen übrig.
t man freilich, wie zerstreut und vereinzelt seit
diese Diplome sind veröffentlicht worden, wie
t minder schwierig ist, dasjenige herbeizuschaf-
s zur Erklärung derselben geleistet ist (das
von Cardinali, Diplomi Imperiali di Privilegi
ti ai Militari. Velletri 1835 konnte Hr. A.
nur durch besondre Verbindung nach jahrelan-
mühung erhalten): so liegt der Wunsch nahe,
rfasser, der das ganze Material vollständig vor
tte, möchte, statt Einzelnes zu dem Einzelnen
n, sowohl eine Sammlung wenigstens der nach
bekannt gewordenen Diplome veranstaltet, als
e durch die Erklärung derselben bisher gewon-
Resultate übersichtlich zusammengestellt ha-
er Verfasser hat dies gefühlt, und aufser den
Urkunden, die er zum erstenmal bekannt macht,
noch fünf andre, eine im Abdruck, vier als Facsimile gegeben, die bereits einzeln herausgegeben waren: er hat ferner für die vollständige Sammlung, die noch zu wünschen ist, durch eine allgemeine Einleitung einen Ersatz gewährt, welche eine Aufzählung sämmtlicher 42 Diplome nach chronologischer Ordnung, mit genauer literarischer Nachweisung, und vierzehn, auf sämmtliche Diplome bezügliche Indices über die in denselben vorkommenden Legionen, Flotten und deren Praefecti, über die Alae, Cohorten, Vexillationes, so wie über die Länder und Völkerschaften, die Consuln, die Diplomempfänger, die Zeugen und die zur Niederlegung der kaiserlichen Militärverordnungen bestimmten Orte enthält. Diese Indices, wiewohl sie nicht ganz vollständig sind (es fehlen z. B. in dem Flottenverzeichnifs die classici aus dem Diplom Trajan's v. J. 106 (No. 5.)), verschaffen jedenfalls eine dankenswerthe Uebersicht, das Einsehn der Urkunden machen sie indefs nicht entbehrlich, auch geht aus diesen blofsen Zusammenstellungen noch kein Resultat hervor. Nur einmal bezeichnet der Verfasser ein solches in Betreff der Localität, wo sich die Originale der kaiserlichen Verordnungen befanden, und dies ist für die Topographie des Capitols allerdings interessant. Vor Domitian nämlich wurden sie in verschiedenen Orten des Capitols angeschlagen, die zum Theil ganz unbekannt sind, an der Aedes Fidei, der Aedes thensarum, der Ara gentis Juliae, an der basis columnae, quae est secundum Jovem Africum; nach Domitian dagegen immer in muro post templum Divi Augusti ad Minervam (s. Marini Atti I. p. 3. 21), vermuthlich nach einer neuen Einrichtung in Folge des Brandes des Capitols im J. 80 und des darauf folgenden Neubaus. In dem Haupttheile des Werkes hat der Verfasser sich zwar nicht ganz auf die Beschreibung und Worterklärung der Documente beschränkt, sondern er hat zum grofsen Theil das in ihnen enthaltene Neue bezeichnet, hie und da eine Bemerkung Anderer, namentlich Borghesi's mitgetheilt, und als Anhang zu dem letzten Diplom eine Deutung der mit der Inschrift RAVIS versehenen römischen Münzen, die er als Autonommünzen der Aravisci angesehn wissen will, hinzugefügt. In einem Punct hat er zu viel gethan, in den allgemeinen Bemerkungen über die Herrlichkeit der Römerzeit, die Charaktere verschiedener Kaiser u. d. m., durch wel-

Digitized by Google

che er die Trockenheit der Darstellung zu heben sucht; in einem andern zu wenig, nämlich in der Berücksichtigung des eigentlich Militärischen in diesen Diplomen. In Beziehung hierauf drückt er sich zuweilen mit grofser Unklarheit aus, wie wenn er p. 36 alae übersetzt „auf den Flügeln zu verwendende Truppen," und p. 4 aus der bekannten Stelle des Cincius bei Gellius N. A. 16, 4. „alae dictae exercitus equitum ordines, quod circum legiones dextra sinistraque tanquam alae in avium corporibus locabantur" die er dabei im Sinne hat, gegen den ausdrücklichen Sinn dieser Stellen schliefst, die alae hätten *entweder* aus Reitern *oder* aus *Fufsvolk* bestanden. Eine ähnliche Unsicherheit zeigt sich zuweilen in der Worterklärung dieser Inschriften, die übrigens wegen der wiederkehrenden, bestimmten Formel in der Hauptsache ohne Schwierigkeit ist. So erklärt der Verfasser das tribuniciae potestatis in der kaiserlichen Titulatur, wofür übrigens der Ablativ tribunicia potestate viel gewöhnlicher ist, durch die Auslassung von particeps, und citirt dazu Plinius, der im Prooemium der Naturgeschichte sagt: Triumphalis et censorius tu, sexiesque consul ac tribuniciae potestatis particeps; so findet sich zweimal in der Erklärung von N. III. imperator quindecimum st. quintum decimum.

Indem wir uns zu dem Inhalt der Diplome selbst wenden, wollen wir versuchen, einen Theil des daraus zu ziehenden Gewinnes andeutend zu bezeichnen, ohne uns dabei an das von Hrn. A. selbst Bemerkte zu binden. Was zuerst die militärischen Antiquitäten betrifft, so beginnen wir mit einer der unbekanntesten Truppengattungen, den Singulares. Ueber den Namen und die Bedeutung derselben haben ältere Gelehrte entweder nichts (Ern. ad Tac. H. 4, 70.) vorzubringen gewufst, oder Unsicheres und zum Theil sehr Irriges vermuthet, was man von Frickius (de equitibus Augusti singularibus commentatio in Actis Soc. Lat. Jenens. Vol. V, p. 191 ff.) zusammengestellt findet. Diese Abhandlung ist basirt auf die Sammlung bei Fabretti p. 356 ff., das Material ist aber seitdem durch einige Inschriften bei Marini Iscr. Alb. p. 70 und eine ganze Anzahl bei Kellermann Vigg. Rom. latercula vermehrt worden, und erhält auch durch die vorliegenden Diplome einen Zuwachs. Die Singulares haben ihren Namen offenbar davon, dafs sie ursprün lich nicht als Corps Dienste thaten, sondern zum s ciellen Dienst der Offiziere und des Kaisers bestim waren. Sie hat Lampridius v. Alex. Sev. c. 52. Sinn, wenn er sagt: Apparitores denique nullos passus est tribunis aut ducibus nisi milites, iussit ut ante tribunum quatuor milites ambularent, ante cem sex, ante legatum decem, hique ad domos reciperentur (nach der Lesart des Palatin.) und kommt in Inschriften vor ein singularis praefecti praetorio (Kell. n. 46, 6. 103, 9), ein sing. sulis (Orell. n. 2003.), tribuni (Or. n. 3529. Gr. 39 Dies sind, wie schon Hagenbuch vermuthete, equites, noch Auxiliaren, sondern sie gehören Cohors, wie man namentlich aus der Inschri Kell. n. 103. sieht, welche ein Fragment eine zeichnisses einer prätorischen Cohorte ist, und darin vorkommenden Singularis als Italiker be net. Davon sind durchaus verschieden die E singulares Augusti, ein Elitencorps aus verschie barbarischen Nationen, Mauren, Rätern, Noriker manen, Dakern, Bessen u. s. w. (Kell. n. 228 Gori J. Etr. II, p. 287 u. a.). Wahrscheinlich i Corps nach der Varusschlacht gestiftet, als Au das zu ganz ähnlichen Zwecken bestimmte Co Germanen (ἱππεῖς ἐπίλεκτοι Dio C. 55, 24. quo armigeros circa se habuerat Suet. Aug. 49. Morcelli opp. epigr. I, p. 32) auflöste, weil Regung eines Nationalinteresses bei demselben tete. Denn unter August existirte es bereits Inschr. b. Fabr. p. 354) und die Art seiner mensetzung aus den verschiedenartigsten N spricht sehr für die angedeutete Vermuthung. gens stehn die Singulares zu den Prätorianern Verhältnifs, wie zur Legion die Auxiliaren; liegen die Prätorianer rechts vom Praetori Singulares links, Singulares sind aber doppel als Praetorianer im Lager (Hygin p. 1015 Ihre Zahl giebt Hygin verschieden an, sie bet schen 300 und 900. Die Kaiser hoben sie dürfnifs aus, wie wir vom Vitellius aus Tac. erfahren; die spätern auch aus einzelnen wie denn eine ala I singularium Thracum, ei Flavia Britannica vorkommt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

ölf römische Militär-Diplome, beschrieben
m Joseph Arneth.

(Schlufs.)

Sehr merkwürdig sind aber die Pedites singulares
nnici, welche in dem Diplom des Trajan vom
110 (N. VI) sich finden. Man sieht, dafs sie
eigne Cohorte bildeten, denn nach der Erwäh-
von 2 Alis und 10 Cohorten werden sie noch
ders hinzugefügt; wenn sie aber „einen Theil
eibwache Trajans" gebildet hätten, wie Hr. A.
will, so wären diese pedites, die sonst nicht vor-
en, als eine ganz neue Einrichtung zu betrach-
In Rom selbst kommen zwei castra eqq. sing.
astra priora (Fabr. p. 388. Or. 3527.) und castra
(Marini Atti, II, p. 549). Dafs die letzteren von
nder Severus herrühren, geht aus dem Diplom
l. Severus vom Jahr 230, welches Avellino her-
geben hat, hervor, in welchem Equites, qui inter
ires militaverunt castris novis Severianis erwähnt
t. Aus den andern vorkommenden Truppentheilen wir heraus die wiederholt genannten ala I
Arvacorum (N. III und IV), wodurch die bisher
ere Schreibart dieses Völkernamens (s. Ukert
d. Gr. u. R. B. II. p. 322) bestimmt und die
amer bei Strabo III, p. 162 Cas. aufgenom-
esart vollkommen gesichert wird; ferner die
ntiana (zweimal in N. II), welche unter Vespa-
J. 74 in Germanien stand, und deren in der
hte des Jahrs 71 Tacitus H. 4, 62 gedenkt.
itus heifst sie Picentina, was nach unserm Di-
corrigiren scheint. Sie stand bei Mainz, und
elbst wurde 1834 ein Stein ausgegraben, worauf
is Attonis f. eq. alae Picent. genannt wird.
Staatsz. 1834 8. Nov. abgedr. bei Kell. n. 241).
ist ebenfalls für die Kritik des Tacitus in-
t die in N. IV vorkommende Ala Siliana, welche der Ansicht von Ritter, dafs bei Tacitus H. 1, 70 und 2, 17, wo jetzt mit Bekker ala Sullana geschrieben wird, Siliana zu lesen sei, und der an der letzteren Stelle nach Ryckius Zeugnifs im Florentinus vorhandenen Lesart Siliana zur genügenden Bestätigung dient.

In Betreff der Flotten theilt Hr. A. p. 61 eine Bemerkung Vernazza's mit, der es wahrscheinlich macht, dafs die misenische Flotte den Beinamen praetoria (s. Lips. de M. R. I, 5) erst vom Trajan um das Jahr 103 erhalben habe, leider ohne dessen Argumente anzuführen. In der Uebersicht der Flotten ist am merkwürdigsten die Erwähnung der classici, qui militant in Aegypto, auf einem bereits früher edirten Diplom des Domitian vom Jahr 85. (Marini Atti II, p. 456). Mit Einschlufs dieser lassen sich jetzt sechs Flottenstationen aufser der bei Ravenna und Misenum nachweisen, von denen Lipsius de magn. Rom. I, 5 nur vier, und zwar unvollständig kannte, nämlich erstens die classis Foroiuliensis (Tac. Ann. 4, 5 und öfters), zweitens die statio in Ponto (Böckh C. J. n. 3694). Diese Flotte lag abwechselnd in Trapezunt (Tac. H. 3, 47.), Byzanz (ib. 2, 83.) Cyzicus (Dio C. 97, 7.). Drittens die Station auf der Insel Syros, deren merkantilische und strategische Bedeutung neuerdings Hamilton (Reisen in Kleinasien übers. v. Schomburgk I, p. 49) entwickelt hat. Ueber diese Flotte sind jetzt bei Böckh (C. J. Vol. II. p. 1058 n. 2346) die wenigen bekannten Notizen zu finden. Viertens die statio in Aegypto. Fünftens die Rheinflotte, die oft erwähnt wird und von Lipsius bereits besprochen ist, der die Classis Germanica (Orelli n. 3600) übrigens mit der classis Britannica (Tac. H. 4, 79 und öfters in Inschriften), wie es scheint, mit Recht für identisch hält. Ueber diese vergl. aufser Cannegieter Posthumus p. 131 f. die sehr merkwürdige Stelle des Libanius epitaph. in Jul. Vol. I. p. 549 R. Sechstens die

Digitized by Google

Donauflotte, wie es scheint, eine Zeit lang in zwei Stationen, classis Pannonica (Or. n. 3601) und classis Flavia Moesica (Or. zu n. 3602. Diplom des Domitian v. J. 91. und des Trajan v. J. 106), später Classis Histrica. (Böcking zur Not. Dign. Vol. I. p. 491).

Einzelheiten dieser Art lassen sich für die militärischen Alterthümer der Römer noch mannigfach aus diesen Diplomen gewinnen. Da indefs deren Würdigung nur durch die Beziehung auf das bereits Bekannte geschehn kann, so mag es an dem Angeführten genug sein, und nur Einiges von allgemeinerem Interesse noch hier eine Stelle finden. Eine nicht unbedeutende Bereicherung erhalten durch die vorliegenden Diplome die Consularfasten, indem wir eine Reihe von Consules suffecti, die durch das Datum der Urkunde genau zu fixiren sind, daraus kennen lernen. Unter diesen befinden sich mehrere bemerkenswerthe Namen: zuerst in dem Diplom des Nero vom Jahr 60 (N. 1) der Consul L. Vellejus Paterculus. Der Historiker kann dies allerdings schwerlich sein, allein nicht aus dem nach Hrn. A.'s Meinung bekannten Grunde, dafs derselbe bereits von Tiberius getödtet worden sei; denn dies ist eine zwar ganz scharfsinnige, aber vollkommen unbegründete Vermuthung von Lipsius und Dodwell Ann. Vell. § 30. Vielmehr kann, wie man auch über das Geburtsjahr des Vellejus urtheilen möge, möglicherweise der Historiker im Jahr 60 noch wohl gelebt haben. Nach der Annahme von Kritz proll. ad Vell. p. VI, die wenigstens ungefähr richtig und weit besser begründet ist, als die evident falsche Bestimmung Dodwell's, ist Vellejus im J. 19 v. Chr. geboren, und würde also im Jahr 60 in seinem neunundsiebenzigsten Jahre gewesen sein. Allein sowohl dieser Umstand, als der Vorname Lucius, den der Consul auf unserm Diplom führt, während der Historiker nach der einzigen hierüber vorhandenen Notiz bei Priscian VI, 11 p. 259 Kr. Marcus hiefs, sprechen dafür, dafs der Consul irgend ein Verwandter des Schriftstellers, nicht aber er selbst sei. In dem Diplom des Vespasian N. II. finden wir als Consuln des Jahrs 74 die beiden aus Tacitus hinlänglich bekannten Männer Q. Petilius Cerealis Caesius Rufus Cos. II. und T. Clodius Eprius Marcellus Cos. II., von denen der erstere im Jahr 62 Legat der 9ten Legion war, im J. 70 zu Vespasian überging und Legat von Britannien wurde (Tac. Ann. 14, 32. H. 3, 59. Agr. 8.); der letztere, berühmt durch seine Beredsamkeit (dial. de c. el. 5. 8.) und durch die Gewandtheit, womit er si aus allen Anklagen herauszuwickeln wufste (Lips. h. 4, 43), Prätor im J. 49, Statthalter von Lycien J. 57, Gegner des Thrasea (Ann. 16, 22), sich spä ebenfalls des Vespasian Freundschaft gewann, d aber sich gegen diesen Kaiser verschwor, und in Fo der Entdeckung der Verschwörung sich selbst Leben brachte im J. 79 (Dio C. 66, 16). Die vollst digen Namen und das Consulat beider lernen wir dieser Urkunde kennen. Auch der in dem Diplom Trajan vom J. 106 (N. V) vorkommende Cons Julius Bassus ist nach des Grafen Borghesi von A. p. 47 mitgetheilter Vermuthung eine bekannte son, nämlich derselbe, der in den Jahren 99 und Proconsul von Bithynien war, von den Bithynier geklagt, und von Plinius vertheidigt wurde. (Pli 4, 9. 6, 29. 10, 65.). Aus demselben Docume Borghesi einige chronologische Bestimmungen üb Dacischen Kriege Trajans entwickelt, über welch auf die Mittheilungen bei Hrn. A. p. 48 verw Eine ähnliche chronologische Notiz über die trib potestas des Titus, welche der Eckhel'schen Un chung D. N. VIII. p. 409. 410 zur Bestätigung ergiebt sich aus dem Diplom N. III.

J. Marquardt, in Danzi

XIV.

Die Doppelkapelle zu Landsberg bei Hall Saale. Mit 10 *Steindrucktafeln in beso Umschlag. Halle,* 1844. 8.

Im Vergleich mit dem südlichen Deutschl das nordöstliche arm zu nennen an Burgenba sich ganz oder in erheblichen Trümmern erhal ten. Wie reich ist schon der Düringerwald i seinen Ausgängen an stattlichen Monumenten die Zum Theil liegt das am Terrän. In dem Flac des nordöstlichen Deutschlands war wol Haupt gung die durch Wall und Graben; die Gebäude bei der Seltenheit guten natürlichen Bausteins, scheinlich grofsentheils Holz- oder Fachwerk bei den Burgen des reichen Adels, wo Geld u beit nicht geschont zu werden brauchte, konnte steine in solcher Zahl beschafft werden, dafs au Bau des Burghauses sich dauerhaft und schön au

Digitized by Google

n anderer Grund, der namentlich für das südliche d westliche Deutschland gilt, ist die weit längere it, die ergänzend von Generation zu Generation sich die Hände arbeitete. Im Wasgau, am Schwarzwald, der rauhen Alp, selbst noch auf dem fränkischen ndrücken, eben so wie an der Donau, in den Alpen in den Rheingegenden haben hunderte von Burgen h theilweise römische Grundlagen. Die einwandern- Deutschen richteten sich in den Castellen der Rö- ein, und früh hatte man an ihnen Muster weiterer e, die sich auch immer zahlreicher erhoben bis ans e des Mittelalters. Im Nordosten Deutschlands nnen ansehnliche Burgenbaue fast erst allmälig in späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Aller- s machte die Eroberung und Behauptung der Marken- r gegen die Slawen Befestigungen nothwendig; theils sind bei diesen Befestigungen gröfsere Orte chsen und haben den anfänglichen Burgenbau ge- rmafsen in ihrer Masse verschlungen; theils wa- iese ersten Burgenbaue wohl auch ihren Baulich- nach von untergeordnetster Art: Ringwälle in lten Weise, wie sie die Angelsachsen in England und Strutt sie abbildet; wie sie auch im mittle- eutschland hie und da vorkommen; wie wir noch nun grofsentheils abgetragenen, ganz in der Nähe andsberg bei Reideburg haben, in einfachster, er Anlage; — allenfalls hie und da noch ein hurm — das mochten die einzigen der Zerstö- urch Feuer widerstehenden Theile dieser älte- utschen Wehrburgen gegen die Slawen sein. mälig, wo ein solcher Punct eine bleibende gkeit entweder durch besonders bevorzugte Lage, rch die Niederlassung des fürstlichen Haushal- st bekam, entstunden bedeutendere Baulichkei- ei — und da ist es kein Wunder, dafs beide e der Veste auf dem Landsberge, gerade am in die Ebene des nordöstlichen Deutschlands, wurden; denn diese Höhe ist ein wahrer Lan- g, von wo aus nach allen Himmelsgegenden lichste, fruchtbarste Fläche, zwar nicht in der ung wie vom Kloster des hohen Petersberges, ch weithin überschaut werden kann, auch ohne ilfe eines Wartthurmes. In früherer Zeit als r Kampf mit den Slawen in diesen mittleren n eine schwankende Linie längs der Elbe hielt, ier ein vortrefflicher Ausgangspunct für die speerbewaffneten Schwärme des deutschen Kriegsvolkes sein; — auch als die Lausitz schon gewonnen war, blieb Landsberg ein Hauptsitz für die Weisel dieser Schwärme, ja ward es erst recht, seit Markgraf Dietrich in den Jahren 1165—1180 einen fürstlichen Hausbau hier gegründet hatte.

Nun liegt diese Burg in Trümmern bis auf das Herz derselben, welches leicht auch damals das bedeutendste Stück ihres Baues wenigstens in künstlerischer Hinsicht sein mochte, bis auf die Kapelle, die jetzt noch jährlich einmal zu einem Gottesdienste benutzt, und durch Zumaurung der einen Thür im Erdgeschofs, und einer zweiten, durch die sie eine Treppe hoch mittelst eines Corridors ohne Zweifel mit dem übrigen Burggebäude zusammenhing, nunmehro als eignes abgeschlossenes kirchliches Gebäude hingestellt ist. Die Kapelle selbst zeigt noch ganz katholische Grundeinrichtung, die für den protestantischen Gebrauch nur durch Hinwegräumen nicht durch Hinzufügen bequem gemacht ward — aber auch das Hinwegräumen hat mit Mafsen statt gefunden. Alte Bilder und Schnitzwerke, die sonst als Kirchenzierde dienten, sind nur bei Seite gelegt und verdienten wohl eine Restauration, an der in unserer Zeit niemand Anstofs nimmt; nur die Reliquien des Altars sind, wohl ihrer kostbaren Fassung wegen, ganz abhanden gekommen. Das wahrscheinlich im 14. Jahrh. erst über die Kapelle gesetzte dritte Stockwerk aber, obwohl auch aus ganz katholischer Zeit, bildet uns nun doch auf das gemüthlichste die ersten Zeiten nach der Reformation in seiner Einrichtung ab. Die eine Hälfte ist ein grofser, vorsaalartiger Bodenraum, die andere Hälfte zerfällt wieder in eine Kammer und in eine Stube mit kleinem Kamin. Diese letztere mit ihren tiefen, an den Seiten mit steinernen Sitzen versehenen, viereckten Fenstern, mit einem Tische wie wir ihn zu dem Amoeublement in Luthers Zeit zu denken gewohnt sind, und mit ein Paar einfachen Holzbänkchen, das Ganze einfach weifs getüncht, zeigt so recht im nüchternsten, genügsamsten Zuschnitt den Rahmen, in welchem sich das Leben eines armen protestantischen Kapellans bewegte, wie er bald sinnend oder mit einem heimsuchenden Freunde plaudernd sich der meilenweiten Aussicht auf die umliegende Gegend in den Fenstersitzen erfreut; bald, die Katechumenen auf den kleinen Bänkchen vor sich, selbst mit Katechismus und Birkenruthe am Tische sitzend, dem Volke die reinere Lehre aus der Schrift einpflanzt; bald am Kamine thätig selbst sein frugales Mahl bereitet — es ist ein Rahmen, wie ihn die Phantasie unwillkührlich, während man ihn vor sich hat, mit einer Idylle ausfüllt.

Das Werk, welches uns zu obigen anknüpfenden Bemerkungen Veranlassung gab, hat nun weniger subjective Eindrücke der Räume als vielmehr ihre künstlerische Charakterisirung zur Aufgabe. Ohngeachtet wir uns nach dieser Seite kein competentes Urtheil anmafsen, werden wir doch aussprechen dürfen, dafs schwerlich jemand irgend einen wesentlichen Punct vermissen wird. Was zunächst das Historische anbetrifft,

Digitized by Google

so ist alles zusammengestellt, was sich an Nachrichten über die Erbauung der Herrenburg finden liefs; sodann ist aus dem Charakter des ganzen Baues bis zu handgreiflicher Evidenz entwickelt, dafs das oberste Stockwerk des Kapellenbaues nicht mit dem ersten Burgenbau zugleich entstanden sein kann, dafs es erst später, wahrscheinlich im 14. Jahrh. und von Leuten, die für die Reinheit des Styles im Gebäude nicht den mindesten Sinn hatten, zugefügt sein mufs.

Sodann ist mit Nachdruck hervorgehoben, dafs diese Kapelle zu der geringen Zahl der Doppelkapellen gehöre und in dieser Zahl leicht, wie das gröfste Gebäude, so das vollendetste sein dürfte. Diese Doppelkapellen, hervorgerufen durch das Bedürfnifs, bei den engen in dem Rahmen eines Burgenbaues jedem einzelnen Gebäude zugestandenen Umfange, durch Uebereinandersetzen zweier Kapellen, die durch eine Oeffnung in der sie trennenden Decke zu einer einzigen verbunden werden, Raum zu gewinnen, unterscheiden sich einerseits von den Kirchen des Mittelalters, welche wie die Marienkirche in Achen einen Emporenbau haben, wesentlich dadurch, dafs sie zwei Altäre, einen oberen und einen unteren, haben, und so die Möglichkeit gewähren, dafs an jedem für sich ein Gottesdienst gehalten werden kann, während die Kirchen mit Emporen eines oberen Altars ermangeln; andrerseits unterscheiden sie sich von den hie und da begegnenden übereinanderstehenden Kapellen, wie z. B. der Mainzer Gotthardskapelle, wieder durch die Deckenöffnung, welche sie zu einer einzigen verbindet und möglich macht, dafs die in beiden Räumen Anwesenden auch an ein und demselben Gottesdienste Theil nehmen. Der Verf. erwähnt, dafs überhaupt nur drei solche Doppelkapellen ihm bekannt geworden seien: eine in Eger, die vollständig erhalten ist; eine minder vollständig erhaltene in Freiburg an der Unstrut, und endlich die schönste und merkwürdigste in Landsberg. Der Verf. erkennt an, dafs Gebäude, wie die Kapelle Kaiser Karls in Achen, in ihrer ursprünglichen Anlage gleichsam einen Uebergang von der Kirche mit Emporen zu den Doppelkapellen bildeten, findet aber bei ihnen die Hinweisung auf die Einheit durch den gröfseren überwölbten den Emporen mit der unteren Kirche gemeinschaftlichen Raum überwiegend. Hierin hat er hinsichtlich Achens gewifs recht, aber die kleinere sechzehneckige Kapelle auf dem Falkhof bei Nymegen, die auch eine Empore hatte, und gewissermafsen in verjüngtem Mafsstabe die Kapelle von Achen darstellt (wenigstens wie sie dem Ref. im Gedächtnifs vorschwebt), würde dann durch die zusammengerückteren Verhältnisse des Baues dem Charakter der Doppelkapelle noch näher kommen, auch wenn man von der Möglichkeit, dafs auch die Empore einmal einen Altar gehabt, absieht. Auf jeden Fall begreift sich, wie man bei den eig thümlichen Rücksichten, die ein Burgenbau gebot, der vorhandenen, wenn auch im Mittelalter selten Kircheneinrichtung mit Emporen leicht auf den Ged ken dieser Doppelkapellen kommen konnte, deren stimmung war, in dem unteren Raume der Hau nerschaft, in dem oberen der Herrschaft und i näheren Umgebung ein gottesdienstliches Local so zu gewähren, dafs nach Befinden der Umst bald nur oben, bald nur unten am Altar Gotte dient würde.

Die Landsberger Doppelkapelle in ihren ält Theilen ist rein im Rundbogenstyle ausgeführt, n dem einen Fenster des dreifachen Ausbaues der genseite glaubt der Verf. eine kleine Hinneigung Spitzbogenconstruction wahrnehmen zu können. würdig ist in ihr noch die eine Säule: theils ihres Stoffes, denn sie allein ist von Marmor und von weifsem; theils wegen ihrer zierlicheren, an ke erinnernden Ausarbeitung. Die Sage s diese Säule einer Schenkung des Papstes Alex III. an den Erbauer der Kapelle zu, für welche so wahrscheinlich sie durch alle Nebenumstän macht wird, sich doch bis jetzt eine urkundlich währschaft nicht hat finden lassen wollen.

Die Beschreibung der Kapelle wird durch alle Mafse und Theile treu verdeutlichende Zei gen zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht wüfste Ref. auch nicht das Mindeste an derselbe zusetzen, soweit er sich selbst ein Urtheil an darf (d. h. nicht im kunstgeschichtlichen Gebiet dern auf dem Felde der Vergleichung des Bes nen mit der Beschreibung). Nur gegen den unpafslichen Stellung dieses Vogels hergenom Zweifel, dafs die auf dem Sandsteinsturz über gangsthüre abgebildeten Vögel, Pfauen sein (denen sie ihrer Gestalt nach am ähnlichsten s wagt Ref. zu erinnern, einerseits dafs der Pfau christlichen Symbolik ein Bild der ewigen Herr andrerseits, dafs die Pfauenfeder das Auszei des Herren- und Ritterstandes war, dafs also über der Thüre einer Burgkapelle in doppel sicht gerade recht an ihrem Orte zu sein sch

Je verhältnifsmäfsig seltener in unserer Gegend ausgezeichnetere Denkmale des mit chen Burgenlebens sind, um so gröfseren Dank uns der Verf. zu verdienen, indem er einsich nachdrücklich auf dieses schöne und interessante in näherer Umgebung zu wenig gekannte und b Monument aufmerksam macht, und es auch d ferntesten deutlich vor Augen stellt.

H. L

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XV.

mlung kleiner Schriften staatswirthschaft-hen Inhalts, von J. G. Hoffmann, Director s statistischen Büreau's zu Berlin. Berlin, 43. X *und* 595 *S. in* 8.

iejenigen Gegner der Staatskunde, welche sie mehr selbst als die politische Oekonomie des rialismus und des trockenen Zahlenwesens be-igen, können sich aus vorstehendem Buche eines ren belehren. Denn der durch Ruhe und Gründ-it der Forschung nicht weniger als durch Lang-keit seiner Erfahrungen im akademischen Lehr- und im Staatsdienste ausgezeichnete Verfasser arin wieder einmal durch die That bewiesen, bloſs wie man sein statistisches Material bear-muſs, sondern auch, wie wichtig die Zah-hältnisse auch für die Erforschung der geisti-d sittlichen Zustände und Fortschritte der d.

s Buch enthält 12 Abhandlungen, von denen in gewisse Gruppen gebracht, ein Ganzes bil-ndere aber vereinzelt sind. Nur eine Einzige, die Letzte: über die wahre Natur und Be-g der Renten aus Boden- und Kapital-Eigen- (S. 556—595) ist allgemeineren Inhalts und sonderen Bezug auf Preuſsen, sie steht aber reinzelt am Schlusse der Sammlung, und ist h ein unveränderter Abdruck der bekannten in hriften der Akademie der Wissenschaften be-rschienenen Abhandlung des Verfassers. Alle beziehen sich ganz besonders auf unseren chen Staat, weſshalb sie ein eigenthümliches e gewähren. Eine sehr wichtige Stelle nimmt ie eilfte Abhandlung, über Bereitung und Ver-brauch an Branntwein im Königreich Preuſsen in Bezug auf die staatswirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse (S. 430—555) ein, die auch noch ganz neu ist, indem sie vorher gar nicht bekannt gemacht war. Ein Gleiches läſst sich von der zehnten Abhandlung, über den Zustand der Juden im preuſsischen Staate (S. 330—429), sagen, nur ist dieselbe nicht ganz neu, indem sie eine weitere Bearbeitung früher erschienener Abhandlungen enthält. Dieselbe Abhandlung gewinnt, abgesehen von ihrer Bedeutung wegen ihres Gegenstandes an und für sich, noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daſs sie sich an die drei ersten Untersuchungen sehr gut anschlieſst, indem sie von den Juden und Christen in Vergleichung zeigt, was von der preuſsischen Bevölkerung in den Letzteren ausgeführt ist. Die drei erwähnten Abhandlungen geben (S. 1—29) eine Uebersicht und Würdigung der Geburten, Todesfälle und Trauungen im J. 1841 verglichen mit den Jahren 1816—40, ferner (S. 30—77) eine Erörterung der Besorgnisse, welche die Zunahme der Bevölkerung erregt, und endlich (S. 78—143) eine Untersuchung über die mittlere Dauer des menschlichen Lebens. Die Erstere muſs, trotz dem früheren Erscheinen ähnlicher Aufsätze in der Staatszeitung, als eine neue Bearbeitung des Gegenstandes betrachtet werden, die zwei Anderen sind aus der Benutzung zweier Abhandlungen entstanden, die früher der Akademie der Wissenschaften vorgelegt worden waren. Die übrigen sechs Stücke dieses Buches erwecken unsere besondere Aufmerksamkeit, weil sie das Unterrichtswesen und die Unterrichtsanstalten des preuſsischen Staats betreffen. Das Erste (S. 144—164) stellt die Zahlenverhältnisse der schulfähigen Kinder an sich und zu den wirklich die öffentlichen Schulen besuchenden für das J. 1840 dar; das Zweite (S. 165—179) dasselbe von den preuſsischen Gymnasien und

Digitized by Google

höheren Bürgerschulen von $18\frac{31}{41}$ einschliefslich; das Dritte (S. 180—186) ein Gleiches von den preufsischen Schullehrerseminarien im J. 1840; das Vierte (S. 187—226) das Nämliche von den preufsischen Universitäten von $18\frac{40}{40}$; das Fünfte (S. 227—275) bespricht die gegenwärtige Lage und die Mittel zur besseren Fruchtbarmachung des höheren Schulunterrichts; und endlich das Sechste (S. 276—329) erörtert das Verhältnifs der Universitäten zu den Anforderungen der Wissenschaft und des Lebens auf der Bildungsstufe der Gegenwart.

Wir wollen es versuchen, den Lesern dieser Zeitschrift einen Ueberblick der preufsischen Zustände in diesen Beziehungen, theils auf Grundlage des vorliegenden Buches selbst, theils aus früheren veröffentlichen und mit eigenen Zuthaten und Berechnungen zu geben, indem wir der Ansicht sind, dafs eine kritische Zeitschrift nicht blofs Kritik zu üben, sondern auch die Resultate der Kritik einem gröfseren Kreise wissenschaftlicher Leser mitzutheilen habe.

Die Bevölkerung des preufsischen Staats war a. 1816 = 10,349,031 S., a. 1822 = 11,664,133 S., a. 1831 = 13,038,960 S., a. 1837 = 14,098,125 S. und a. 1840 gemäfs der Zählung = 14,907,091 S., aber nach einer im statistischen Büreau später vorgenommenen rechnungsmäfsigen Berichtigung = 14,928,501 S., welches etwas auffallende Resultat daher rührt, dafs mancherlei andere Ein- und Umtheilungen der Kreise, Regierungsbezirke und Provinzen erfolgt waren, die man früher nicht wohl berücksichtigen konnte, und dafs man die im Auslande stationirten Militairpersonen genau mit in Anrechnung brachte. Es war nämlich die Bevölkerung

der Provinz	*nach der Zählung*	*nach der Berichtigung*
Preufsen	2,310,172 S.	2,310,172 S.
Posen	1,233,850 —	1,233,850 —
Brandenburg	1,835,702 —	1,857,097 —
Pommern	1,056,287 —	1,056,494 —
Schlesien	2,858,820 —	2,858,820 —
Sachsen	1,637,221 —	1,637,221 —
Westphalen	1,383,318 —	1,383,197 —
Rheinprovinz	2,591,721 —	2,591,650 —
Zus.	14,907,091 S.	14,928,501 S.

Es war nach der Zählung die Bevölkerung der Juden a. 1822 = 144,737 S. und a. 1840 = 191,558 S., und vertheilt auf den Flächenraum waren a. 1837 u. a. 1840 vorhanden

in der Provinz	*Menschen auf 1 □ Meile* a. 1837	a. 1840	*1 Jude auf Christ.* a. 1840
Preufsen	1827	1952	101
Posen	2180	2299	16
Brandenburg	2382	2511	135
Pommern	1724	1838	155
Schlesien	3612	3867	90
Sachsen	3396	3554	385
Westphalen	3605	3758	107
Rheinprovinz	5078	5320	98
Zus.	2776	2935	77

Es stieg die ganze Bevölkerung in der

Periode	*durch Geburtsüberschüsse*	*anderweitig*	*Zusamm*
1817—22	um 1,048,270 S.	266,828 S.	1,315,098 S.
1822—37	— 1,990,426 —	443,566 —	2,433,992 —
1817—40	— 3,525,637 —	1,053,833 —	4,579,470 —

Die „*anderweitige*" Zunahme ist eine Folge theils verbesserten Zählung, theils der Einwanderung, (die Erwerbung des Fürstenthums Lichtenberg a. mit 35,256 S. im Ganzen und 410 Juden darunt mit inbegriffen), aber das Zahlenverhältnifs beid sachen und Wirkungen ist nicht anzugeben. In 18jährigen Zeitraume von 1822—40 stieg die B kerung

durch	*der Christen absolut* um	*in °°/₀₀* um	*der Juden absolut* um
Geburtsüberschüsse	2,435,319 S.	21,142	42,044
Lichtenberg a. 1834	34,846 —	0,303	410
anderweitig	742,182 —	6,442	9,567
durch Uebertritt von Juden zum Christenthum	2,200 —	0,019	
Zus.	3,214,547 S.	27,906	52,021
Abgang an Juden durch Religionswechsel			2,200
		Bleiben	49,821

Durchschnittlich auf die durchschnittliche Bev des Jahres in der Periode 1822—40 stellen gende Ergebnisse heraus: Es waren

durchschnittlich	*bei den Christen*	*bei den*
a) jährliche Bevölkerung	13,005,879 S.	166,7
b) — Geburten	520,308 K.	5,9
c) — Todesfälle	385,013 M.	3,5
dies macht in Procent:		
ad b.	4,001 °/₀	3,1
ad c.	2,961 °/₀	2,1
Also Ueberschufs =	1,040 °/₀	1,1

Folglich ist die Sterblichkeit der Juden um 0, also über $\frac{1}{3}$ °/₀ geringer als bei den Christen.

Digitized by Google

In Betreff der Geschlechter und Alter der Bevölrung ist für 1840 noch nichts veröffentlicht worden. ir verweisen daher auf unseren Aufsatz in No. 1 flg. ser Zeitschr. v. J. 1841, als dessen Fortsetzung diese handlung anzusehen ist. (S. auch Allg. preufs. Zeig 1842 S. 605. 611. 2017. *Hoffmann* Kl. Schrif- S. 351. 361.).

Die Anzahl der Ehen wird gefunden theils durch lung der neu geschlossenen Ehen, theils durch Zäh- der schon vorhandenen verheiratheten Männer Frauen. Erstere gibt ein um so sichreres Resultat, die Kirchenbücher dazu dienen, bei Letztern aber te sich bisher im preufsischen Staate heraus, dafs Zahl der verheiratheten Frauen gröfser befunden le als die der verheiratheten Männer, was daher , dafs manche Männer bei der Volkszählung ab- *nd sind*, und Andere ihre Verheirathung verheim- n mögen. Man nimmt daher die Zahl der ver- theten Frauen mit mehr Richtigkeit für die Zahl tehenden Ehen an. Es war a. 1840

hl der verheiratheten Frauen =	2,470,100	
chen der Männer =	2,460,094	
Mehr Frauen =	10,006 oder 0,405 %	
n a. 1837 vorhandenen Ehen verheiratheten Frauen) mit =	2,362,445	
neue Ehen a. 1838 = 123,644		
1839 = 128,676		
1840 = 132,281		
=	384,601	
sten also am Ende 1840 Ehen den sein	2,747,046	
swischen kein Abgang erfolgt *Die Zählung* wies aber nach, nur	2,470,100	
Also Abgang =	276,100	

durch Auswanderung, theils durch Scheidung, urch den Tod. Da aber 384,601 Ehen neu ge- en wurden, so ergibt sich eine Vermehrung der *en* Ehen um 107,655 oder 4,557 % der Ehen 1837 in 3 Jahren, während die Bevölkerung um *also* um 1,181 % mehr, gestiegen ist. Trotz es relativ a. 1840 weniger stehende Ehen als indem auf 100 Einwohner a. 1837 = 16,757 1840 = 16,570 stehende Ehen kamen. Beide hen können als Beweis dafür dienen, dafs das *n von* Ehen nicht mit Leichtsinn, sondern mit nkeit geschieht. Es waren a. 1840 an über en weiblichen Personen = 4,588,393 vorhanden, und unter diesen sind, da unter 16jährige Jungfrauen nur äufserst selten heirathen, alle verheiratheten Frauen als mit inbegriffen zu betrachten. Es sind also 53,834 % der über 16jährigen weiblichen Personen wirklich verheirathet, und 46,166 % derselben unverheirathet und Wittwen. Nimmt man an, dafs vor vollendetem 25sten Lebensjahre selten ein Mann heirathet, und war, wie angeführt ist, die Zahl der verheiratheten Männer a. 1840 = 2,460,094, so hat man diese Summe nur von der Zahl der a. 1840 vorhanden gewesenen über 25jährigen Männer = 3,215,318 abzuziehen, um zu finden, dafs 76,512 % der heirathsfähigen Männer wirklich verheirathet und 23,488 % derselben unverheirathet und Wittwer waren. (Noch günstiger stellt sich das Verhältnifs, wenn man statt der von Hoffmann zu Grunde gelegten zählungsmäfsigen Zahl verheiratheter Männer annimmt, dafs eben so viel Männer als Frauen, nämlich 2,470,100 wirklich verheirathet waren). Nimmt man aber an, dafs die Männer schon mit dem 20sten Lebensjahre heirathen, was jedoch die Wirklichkeit übersteigt, so waren von 3,905,952 über 20jährigen Männern 2,460,094 (oder 2,470,100) verheirathet, d. h. 62,983 % wirklich verheirathet und 31,017 % unverheirathet und Wittwer. Die Männer können also nicht geradezu mit der Schuld belastet werden, dafs sie nicht so viel für das Heirathen thun, als die Frauen, und dies um so weniger, als die Lebensdauer der Frauen gröfser ist als die der Männer, folglich es unter den weiblichen Personen mehr Wittwen d. h. verheirathet gewesene gibt, als unter den Männern. Es waren indessen unter den a. 1840 geschlossenen neuen Ehen vorhanden: in Bezug auf das Alter der Heirathenden gegenseitig:

rechtzeitig geschlossene Ehen auf beiden Seiten	101,125 oder	76,447 %
verspätete Ehen auf der einen oder anderen Seite	26,271 oder	19,860 %
blos zu gegenseitiger Unterstützung geschlossene Ehen	4,885 oder	3,693 %
Zus.	132,287 oder	100 %

Die bei weitem überwiegende Zahl ist die Erste, der Ehen nämlich die von Männern vor vollendetem 45sten und von Frauen vor vollendetem 30sten Lebensjahre geschlossen sind = 76,447 %. Rechnet man von der Klasse der verspäteten Ehen die am wenigsten verspäteten, nämlich derjenigen hinzu, welche zwischen Män-

Digitized by Google

nern vor nicht vollendetem 45sten und Frauen über dem 30sten und nicht über dem 45sten Lebensjahre geschlossen sind, mit 20,493 oder 15,^{492} %, so ergeben sich 91,^{959} % der neu geschlossenen Ehen, also im passenden Alter geschlossen.

In den 18 Jahren 1822—40 wurden überhaupt Ehen geschlossen

	unter Christen	*unter Juden*
im Ganzen	2,090,492	21,831
im Durchschnitt jährlich	116,138	1,213
auf 100 Einwohner	0,^{593}	0,^{719}

Obschon bei den Juden also weniger neue Ehen als bei den Christen geschlossen zu werden scheinen, so ist der Verf. doch der Ansicht, dafs bei denselben nicht weniger stehende Ehen vorhanden sein dürften, als bei den Christen, weil die Juden häufiger als die Christen frühzeitig heiratheten und eine gröfsere mittlere Lebensdauer hätten. (Allg. preufs. Zeitung 1842 S. 606 v. J. 1841 S. 1141. *Hoffmann* Kl. Schr. S. 359).

In Betreff der Fruchtbarkeit der Ehen hat sich Folgendes herausgestellt. Im Durchschnitte der 2 Jahre 1837 u. 1840 waren 2,416,272 stehende Ehen vorhanden. Es wurden aber Kinder geboren a. 1838 = 526,626, a. 1839 = 535,055 und a. 1840 = 546,327, durchschnittlich a. 18$\frac{38}{40}$ = 536,003 oder auf 100 Ehen durchschnittlich = 22,^{183} Kinder. Auch dies ist nicht viel, und rührt theils von der Besonnenheit im Kinderzeugen, theils von der Kinderlosigkeit verspäteter Ehen, theils allerdings auch von Schwäche der Individuen her (Preufs. Allg. Zeitung 1841 S. 1146).

Es sind im preufsischen Staate überhaupt

in den Jahren	*geboren*	*gestorben*	*mehr geboren*
1816	448,052	287,101	160,951
1822	502,962	314,524	188,438
1831	490,562	462,665	27,897
1837	557,893	438,603	119,290
1840	587,275	418,624	168,651
1841	591,505	415,256	176,249
1842	623,703	435,182	188,521
1816—42 incl.	14,039,277	9,987,919	4,051,358
durchschnittlich in diesen 27 Jahren	519,973	369,924	150,050

Diese Zahlen weisen allerwärts eine Zunahme, obschon in schwankendem Verhältnisse, nach. An dem geringen durchschnittlichen Betrage der Geburtsüberschüsse ist das Cholerajahr 1831 mit seinen, noch 1837 fühlbaren, Folgen schuld (Allg. preufs. Zeitu J. 1841 S. 911, J. 1842 S. 949, J. 1843 S. 732). D Zunahme der Bevölkerung durch Ueberschufs der G borenen über die Gestorbenen war a. 18$\frac{18}{39}$ = 1,^{133} a. 1840 = 1,^{132} %, a. 1841 = 1,^{181} % und 1842 = 1,^{14} bei welchem letzteren Verhältnisse sich die Beröl rung in 55 bis 56 Jahren ohne Störung verdopp würde.

Was aber das Verhältnifs der ehelichen zu unehelichen Geburten überhaupt und zwischen den C sten und Juden insbesondere anbelangt, so erg die Zählungen Folgendes. Es wurden in den 18 ren von 1822 bis 1840 geboren:

	bei den Christen	*bei den Juden*
a. ehelich	8,710,420	105,660
b. unehelich	655,126	2,030
c. zusammen	9,365,546	107,690
Jährlich im Durchschnitte aber		
ad a.	483,912	5,870
ad b.	36,396	113
ad c.	520,308	5,983
dies macht auf 100 Einwohner:		
ad a.	3,^{721}	3,^{479}
ad b.	0,^{280}	0,^{067}
ad c.	4,^{001}	3,^{546}

woraus bei den Juden sich eine geringe Verhältni nicht blofs im Allgemeinen und bei den eheliche burten, sondern namentlich auch bei den uneh Geburten ergibt (Allg. preufs. Zeit. 1842 S. 60

Es starben aber in derselben Periode 182 jährlich im Durchschnitt bei den Christen 2,^{161} bei den Juden 2,^{161} % der Einwohner, also bei ren auch beträchtlich, nämlich um $\frac{4}{5}$ %, weniger den Altern vertheilen sich die Sterbefälle, wie

	bei den Christen	*bei*
Todtgeborne	0,^{134} %	0.
im 1ten Lebensjahre	0,^{697} —	0.
— 2ten — 5ten Lebensjahre incl.	0,^{477} —	0.
— 6ten — 14ten — —	0,^{202} —	0.
— 15ten — 25st. — —	0,^{156} —	0.
— 26st. — 45st. — —	0,^{334} —	0.
— 46st. — 70st. — —	0,^{614} —	0.
— 71st. und später — —	0,^{339} —	0.
Zusammen	2,^{961} —	2.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

August 1844.

*nlung kleiner Schriften staatswirthschaftli-
en Inhalts, von J. G. Hoffmann.*

(Fortsetzung.)

liese Uebersicht gewährt dem genauen Beobach-
ehr viele interessante Gesichtspuncte und Ver-
ungen. Im Allgemeinen fällt auf, dafs der ge-
e Unterschied der Sterblichkeit im höchsten Alter
eigt, der gröfste aber im Alter von 46 bis 70
. Dies hat seine Ursache offenbar in der grö-
Gewöhnung der Juden an Entbehrungen, in der
ameren und stetigeren Lebensweise derselben,
dem Betriebe nicht lebensgefährlicher Gewerbe.
en auch schon die Zahl der Todtgeborenen und
zarten Alter gestorbenen Juden ist beträchtlich
er als jene der Christen, dies mufs von der
en Sorgfalt der Mütter und für die Mütter, be-
s die schwangeren, herrühren. (Allg. preufs. Zei-
842 S. 606. *Hoffmann* Kl. Schriften S. 355).
en a. 1834 von 100 Familien der Juden:

	in den alten Provinzen von a. 1812.	*in der Provinz Posen*
nthum und liberalen Beschäftigungen	12,[9]	4,[6]
zel- und Commissionshandel und irthschaft	49,[3]	34,[8]
erben im Umherziehen . .	10,[6]	7,[9]
dwerksarbeit	10,[0]	23,[7]
lwirthschaftsbetrieb . . .	0,[4]	0,[4]
elohn und Gesindelohn . .	10,[3]	7,[3]
geschäften, geringen Gemeindedien- onstigem Erwerbe, Almosen u. s. w.	6,[5]	21,[3]

terschiede sind in die Augen fallend, aber über
naligen Verhältnisse fehlen die Angaben. (*Hoff-*
l. Schriften S. 387). Es kamen aber auf 100
orene

	a. 1816—41 *bei den Christen*	a. 1822—40 *bei den Juden*
rene	3,[340] %	2,[524] %
ebensjahre gestorbene	16,[516] —	12,[935] —
Zusammen	19,[846] —	15,[459] —
Also Rest	80,[154] —	84,[541] —

wodurch der geringere Verlust der Juden im ersten Alter noch deutlicher wird, obgleich der Zeitraum für die Christen 26 Jahre und für die Juden nur 18 Jahre beträgt. (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 88—89). In Betreff des Geschlechtsunterschiedes der Neugeborenen und im Jugendalter Gestorbenen ergibt die Zählung folgende Resultate. Es wurden in den 26 Jahren von 1816—1841

	Mädchen	*Knaben*
a. ehelich geboren	6,054,292	6,423,979
b. davon todtgeboren	175,867	240,893
c. also am Leben erhalten . . .	5,878,425	6,183,086
d. davon starben im 1ten Lebensjahre .	917,653	1,142,023
e. also vollendeten das 1te Lebensjahr	4,960,772	5,041,063

Dies macht auf die sämmtlichen ehelich neu geborenen Kinder

ad b.	2,[9048] %	3,[75] %
ad c.	15,[571] —	17,[7774] —
Zusammen	18,[0619] —	21,[5274] —
so dafs also nach Ablauf des 1ten Lebensjahres noch übrig waren .	81,[9381] —	78,[4726] —
Zusammen	100,[0000] —	100,[0000] —

Es waren also *absolut* an Knaben 80,291 oder 1,[618] % *mehr*, und *relativ* an Knaben 3,[4685] % *weniger* übrig als an Mädchen. Es wurden aber in demselben Zeitraume

	Mädchen	*Knaben*
unehelich geboren	461,046	476,256

zusammen 937,302. Es wurden also hiernach

ehelich geboren . .	6,[1062] %	Knaben	mehr	als	Mädchen
unehelich geboren .	3,[299] —	—	—	—	—
ehelich todt geboren .	29,[100] —	—	—	—	—
von den ehelich lebendig gebornen im 1ten Lebensjahre durch Tod verloren	17,[3] —	—	—	—	—

Es starben aber in dem genannten Zeitraume überhaupt

Digitized by Google

	Mädchen	*Knaben*
im 2ten und 3ten Lebensjahre .	541,235	571,297
also mehr Knaben . . .		5,^{6} %
im 4ten und 5ten Lebensjahre .	223,239	228,111
also mehr Knaben . . .		2,^{2} %
im 6ten und 7ten Lebensjahre .	123,586	127,185
also mehr Knaben . . .		2,^{9} %

Nicht uninteressant ist aber die Thatsache, dafs der Ueberschufs der Knaben unter den Neugeborenen über die Mädchen in der angeführten Periode immer gröfser wurde. Es wurden nämlich an Knaben mehr geboren als an Mädchen:

	Ehelich	*Unehelich*
im Jahre 1816	5,^{846} %	2,^{32} %
im Durchschnitte von 1817 — 22 .	6,^{098} —	2,^{49} —
— — — 1823 — 28 .	6,^{126} —	3,^{15} —
— — — 1829 — 34 .	6,^{208} —	3,^{39} —
— — — 1835 — 40 .	6,^{010} —	4,^{18} —
im Jahre 1841	6,^{262} —	3,^{42} —

(Vergl. *Hoffmann* Kleine Schriften (S. 91 — 97). Es wird dadurch auch die ziemlich allgemein herrschende Ansicht widerlegt, dafs bei der unehelichen Zeugung mehr Knaben entständen, als bei der ehelichen, und es dürfte nicht uninteressant sein, auf dem Wege, den Parent-Duchatelet eingeschlagen hat, auch in Preufsen zu erforschen, wieviel die unehelichen Zeugungen und Geburten zur Vermehrung der Klasse der Lustdirnen beitragen. Dieser hat bekanntlich in seinem Buche (deutsche Uebers. von Becker I. S. 29 flg.) nachgewiesen, dafs von 1183 Lustdirnen in Paris 946 ehelich, und 237 unehlich geboren waren, also auf 3,^{99} ehelich Geborene 1 unehelich Geborene kam, und dafs von 3667 Lustdirnen in den Departements 2997 ehelich und 385 unehelich geboren waren, also auf 7,^{78} ehelich Geborene 1 unehlich Geborene kam. Wüfste man die ganze Zahl der aus ihrer Preisgebung einen Erwerb machenden Mädchen, und zugleich ihre Geburt, so könnte man auch wohl constant ermitteln, wie sich das Verhältnifs zwischen den unehelich Geborenen und ehelich Geborenen unter den Lustdirnen zu jenem zwischen den ehelich und unehelich geborenen Mädchen überhaupt stellt.

Was die Ursachen des Todes unter der ganzen Bevölkerung anbelangt, so nimmt Hoffmann (S. 97) als nothwendige und constant wirkende Ursache die Schwächen der Kindheit und des Alters an, und berechnet unter allgemeinen wahrscheinlichen Annahmen, dafs von den 70 — 80 Jahre alten Leuten $\frac{1}{75}$ und von den Neugeborenen $\frac{1}{175}$ zufolge dieser Ursachen st ben, also zusammen $\frac{2}{105}$, so dafs die Grenze mittleren Lebensdauer, sofern nur diese Ursachen desfälle herbeiführten, zwischen 52 und 53 Ja also auf $52\frac{1}{2}$ Jahre, fiele. Da nun aber in dem Z raume von 1816 — 41 aus der durchschnittlichen Vo zahl in Preufsen mit 12,617,050 S. jährlich im Du schnitte 367,414 S. starben, so ergiebt sich eine lere Lebensdauer in Preufsen = $\frac{12,617,050}{367,414}$ = 34 Jahren, oder beinahe $\frac{2}{3}$ jener $52\frac{1}{2}$ Jahre, so dafs, die ersten Annahmen richtig wären, ungünstige eignisse und Handlungen die mittlere Lebens ungefähr um $\frac{1}{3}$ ihres Belaufes abgekürzt hätten abkürzten. Es ergibt sich aber schon eine kürzere Lebensdauer, wenn man die Berechnung die funfzehnjährige Periode von 1820 — 34 beschr in welchem Falle sie = $\frac{12,374,265}{363,814}$ = 34,^{0126} J beträgt (S. 102). Auf diese nämliche Periode ge sind nun die verschiedenen von Hoffmann (Kl. S ten S. 105 flg. und schon früher Staatszeitung No. 81 und 82) angestellten Berechnungen der ren Lebensdauer, deren Resultate in Bezug a ganze Monarchie hier auszugsweise folgen. Es hiernach die mittlere Lebensdauer

	b. d. männlichen Geschlechte		*b. d.* Gesch
	Jahre	*Tage*	*Jahre*
von der Geburt ab . . .	34	211	35
vom Anfange des 2ten Lebensjahres*)	45	208	46
vom Anfange des 15ten Lebensjahres	44	233	44
vom Anfange des 61st. Lebensjahres	9	334	9

Eine Vergleichung mit der mittleren Lebensdau rechnet nach den Zählungsergebnissen später

*) Wenn gleich von den Neugeborenen im ersten V die meisten unter den Sterbenden sind, so fallen nicht mit ihrem Tode immer in das Jahr der Ge ist unrichtig anzunehmen, dafs die innerhalb der Ja bis 1834 einschliefslich vor vollendetem 1sten Leb Gestorbenen auch ohne Weiteres in dieser Periode seien oder dafs nicht von den a. 1834 Geborenen zahl erst a. 1835 noch vor vollendetem 1sten Leb sterbe. Obige Berechnung ist ohne Rücksicht a Fehler gemacht. Gleicht man denselben aber au der Durchschnitt der mittleren Lebensdauer *beider* Ge ter nicht = 45,^{89496} J., sondern = 45,^{89556} J., wa sen nicht erheblicher scheint.

Digitized by Google

ıılich der Jahre 1837—41, gibt den günstigen Be-
ıis von einer gestiegenen mittleren Lebensdauer.
eselbe ist berechnet

	b. d. männlichen Geschlechte		b. d. weiblichen Geschlechte	
	Jahre	Tage	Jahre	Tage
der Geburt ab, zu . . .	35	213	37	189
Anfange des 2ten Lebensjahres	47	168	47	178
— — 6ten —	55	169	55	2
— — 8ten —	54	264	54	76
— — 15ten —	48	63	48	73
— — 46st. —	19	224	20	266
— — 61st. —	10	196	10	146

dieser augenscheinlichen Thatsache, die übri-
ı, weil sie das Ergebnifs einer Vergleichung zwi-
n zwei 5 und 15jährigen Perioden ist, keineswegs
giltig zu zuverläfsigen Schlüssen berechtigt, darf
nur sehr theilweise auf das Maafs der Zunahme
Cultur und Civilisation und des Wohlstandes
efsen, weil daran auch die Vervollständigung der
szählung, die zunehmende Einwanderung, die
eraperiode nebst noch 4 anderen gesundheits-
ıllichen Jahren der ersten 15jährigen Periode, und
Cholerajahr 1837 der zweiten 5jährigen Periode
ld ist. So viel steht aber fest, dafs das weib-
Geschlecht eine wesentlich andere mittlere Le-
lauer hat, als das männliche, nämlich eine grö-
bis mit Ausnahme des Lebensalters vom 61sten
ab, von welchem ab sie bei den Frauen gerin-
ırd. Am nächsten stehen sich beide Geschlech-
ı dem Lebensalter vom 15ten Lebensjahre ab,
lches bei den Frauen die Geschlechtsfunctionen
, und dann auch vom 61sten Lebensjahre ab,
ı Schwächen des Alters beiderseitig wirken.

Es ist übrigens zwischen den einzelnen Landestheilen ein Unterschied in der mittleren Lebensdauer, und es finden Abweichungen merklicher Art von den obigen Sätzen Statt, welche aus der Zeit von a. 1820—34 für die ganze Monarchie berechnet sind. Es würde jedoch zu weit führen, wenn wir hier eine Zusammenstellung der 15 Tabellen geben wollten, in denen der Verfasser (S. 127 flg.) die Rechnungsresultate darüber mitgetheilt hat. Zudem würden die blofsen Zahlen ohne Andeutung der Ursachen wenig nutzbringend sein. Wir wollen statt dessen zum Schlusse des Excurses über die Bevölkerung folgende Tabelle theils berechnen theils aus zerstreuten Mittheilungen zusammenstellen, welche das specielle Material zu manchen der früheren Erörterungen enthalten dürfte. Diese Tabelle gewährt manches Interesse, besonders wenn man die relativen Zahlen der Ehen und Geburten mit der relativen Dichtigkeit der Bevölkerung vergleicht. Wir haben zur anschaulicheren Uebersicht in der hintersten Hauptrubrik von einem jeden Regierungsbezirke angegeben, welche Stelle er unter sämmtlichen Regierungsbezirken einnimmt in Beziehung auf *a*) die Dichtigkeit der Bevölkerung a. 1840; *b*) die stehenden Ehen a. 1840; *c*) das Verhältnifs der Geburten zu den stehenden Ehen a. 1837—40; *d*) den Geburtenüberschufs von a. 1840; *e*) desgleichen von a. 1818—39 und endlich *f*) desgleichen von a. 1842. Die betreffenden Zahlen stehen sehr bunt durch einander, so dafs nichts weniger als eine Gleichmäfsigkeit und Stetigkeit des Vor- oder Rückschrittes wahrgenommen oder behauptet werden kann. Die besondere Vergleichung müssen wir den Lesern selbst überlassen.

Digitized by Google

Regierungs-Bezirke.	a. Dichtigkeit der Bevölkerung auf die □ Meile a. 1837	a. Dichtigkeit der Bevölkerung auf die □ Meile a. 1840	b. Stehende Ehen auf 100 Einw. a. 1837	b. Stehende Ehen auf 100 Einw. a. 1840	c. Geburten auf 100 Ehen jährlich a. 1837 — 40.	d. Es wurden geboren und starben auf 100 Einwohner a. 1840. Geboren.	d. Gestorben.	d. Mehr geboren.	e. Es wurden jährlich im Durchschnitt geboren und starben a. 1818—39 auf 100 Einwohner Geboren.	e. Gestorben.	e. Mehr geboren.	f. Ueberschuſs der Geborenen über die Gestorbenen a. 1842.	Ordnungszahl der Regierungs-Bezirke in Bezug auf vorstehende Rubriken unter a.	b.	c.	d.	e.	f.
Königsberg	1829	1951	16,840	16,378	21,292	4,132	2,919	1,213	4,344	3,156	1,188	1,077	22	13	17	10	12	17
Gumbinnen	1872	2004	17,042	16,591	22,262	4,203	3,962	1,241	4,667	3,252	1,415	0,959	21	10	13	8	4	18
Danzig	2293	2408	15,806	15,810	23,753	4,634	3,198	1,436	4,339	3,257	1,082	1,637	17	21	7	20	16	6
Marienwerder	1562	1721	16,823	16,469	25,906	4,267	3,346	0,921	4,855	3,580	1,275	1,728	24	12	2	3	8	3
Posen	2451	2564	15,895	16,243	25,392	4,385	2,998	1,387	4,196	3,155	1,011	1,615	16	16	4	4	20	7
Bromberg	1774	1904	15,812	16,299	27,052	4,615	2,960	1,655	4,758	3,548	1,210	1,794	23	14	1	1	11	2
Potsdam mit Berlin	2628	2786	15,824	15,727	21,261	3,628	2,861	0,767	3,853	2,804	1,049	1,109	15	23	18	22	19	16
Frankfurt	2112	2210	17,605	17,605	19,556	3,689	2,692	0,997	3,768	2,484	1,284	1,480	18	2	22	18	7	8
Stettin	1960	2079	17,019	16,838	21,713	3,936	2,733	1,203	4,014	2,575	1,439	1,700	20	8	16	13	3	4
Köslin	1413	1520	16,938	16,493	22,280	4,085	2,719	1,366	4,180	2,496	1,684	1,983	25	11	12	5	1	1
Stralsund	2030	2162	16,702	16,288	20,032	3,546	2,486	1,060	3,608	2,488	1,120	1,302	19	15	20	16	14	10
Breslau	4142	4370	16,999	16,941	21,725	4,035	2,824	1,211	4,148	3,098	1,050	1,284	6	6	15	11	18	11
Oppeln	3322	3728	17,370	16,844	25,535	4,547	2,956	1,591	5,127	3,642	1,485	1,689	9	7	3	2	2	5
Liegnitz	3370	3466	18,431	18,406	18,010	3,620	2,973	0,647	4,056	3,185	0,871	0,933	12	1	25	24	23	22
Magdeburg	2850	2992	17,565	17,334	19,398	3,572	2,575	0,997	3,740	2,740	1,000	0,939	14	3	23	19	21	21
Merseburg	3457	3622	17,707	17,138	19,717	3,648	2,493	1,185	3,940	2,838	1,102	1,266	10	4	21	15	15	13
Erfurt	5063	5261	17,142	16,960	20,331	3,662	2,436	1,226	3,831	2,601	1,230	1,309	3	5	19	9	10	9
Münster	3066	3112	15,858	16,028	19,346	3,078	2,535	0,543	3,050	2,435	0,615	0,562	13	20	24	25	25	25
Minden	4361	4614	17,585	16,758	24,299	4,176	2,857	1,319	4,205	2,947	1,258	1,166	5	9	6	6	9	14
Arnsberg	3597	3784	16,205	16,035	23,072	3,825	2,625	1,200	3,768	2,441	1,327	1,149	8	19	9	14	6	15
Köln	5894	6180	15,453	15,126	24,818	3,880	3,036	0,844	3,826	2,879	0,947	0,888	2	25	5	21	22	23
Düsseldorf	7799	8238	15,155	16,213	23,542	3,895	2,634	1,261	3,681	2,609	1,072	1,283	1	17	8	7	17	12
Koblenz	4213	4364	16,402	16,184	22,964	3,749	2,743	1,006	3,791	2,629	1,162	0,938	7	18	10	17	13	24
Trier	3407	3588	16,153	15,797	22,156	3,504	2,300	1,204	3,797	2,423	1,374	0,958	11	22	14	12	5	19
Aachen	4911	5090	15,746	15,416	22,954	3,667	2,904	0,763	3,547	2,690	0,857	0,950	14	24	11	23	24	20
G. Staat	2776	2935	16,757	16,570	22,183	3,940	2,808	1,132	4,072	2,919	1,153	1,263						

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher
für
Wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

nmlung kleiner Schriften staatswirthschaftli-
hen Inhalts, von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.

An die bisherigen Erörterungen über die Zahlen-
ältnisse der Bevölkerung, schliefst sich die andere
Gang und Zustand des öffentlichen Volks- und
nschaftlichen Unterrichtes in der preufsischen
rchie an. Insofern man berechtigt und gewohnt
us den Anzeichen über den sittlichen und Unter-
zustand des jüngeren Theiles der Bevölkerung
ie Wirksamkeit und Thätigkeit des öffentlichen
unterrichts zu schliefsen, ist es erforderlich, fol-
Thatsachen zum Voraus in Erwägung zu zie-
Laut öffentlichen Bekanntmachungen Hoffmann's
s. Staatszeitung 1837 No. 318. und preufsische
Zeitung 1844 No. 47. Beilage) kamen im preu-
n Staate wegen Vergehen und Verbrechen ver-
ener Art zur gerichtlichen Untersuchung in den
en:

	a. 1831—36	a. 1837—42
or vollendetem 10ten Lebensjahr	638	574
m 11ten und 12ten Lebensjahr	1240	1880
— 13ten — 14ten —	1759	2922
hrige bis vollend. 16ten —	1551	2612
Zusammen	5188	7988
ergehen und Verbrechen	5238	8250
bemerken ist, dafs unter der 4ten lasse theils etwas über 16jährige solche von unbestimmtem Alter en sind, junge Leute . . .	155	192

also in der letzten 6jährigen Periode die Zahl
chtlich untersuchten jugendlichen Vergehen und
hen gegen die vorherige 6jährige Periode um
genommen, während die ganze Bevölkerung
egen a. 1834 von 13,509,929 auf 14,928, nur um
stiegen ist. Es waren durchschnittlich 501 S.,
Jahre zur Untersuchung gekommen

a. 1831 — 36	=	873	Verbrechen von	865 jungen Leuten
a. 1837 — —	=	1108	—	
a. 1840 — —	=	1377	—	
a. 1842 — —	=	1577	—	
a. 1837 — 42	=	1375	— von 1331	— —

Die angeführte Zahl von Vergehen und Verbrechen waren von folgender Art:

	a. $18\frac{31}{36}$	a. $18\frac{37}{42}$
Diebstahl und Diebshehlerei	4557	7463
Betrug, Schleichhandel u. dgl. und Forstfrevel	157	168
Muthwille, Landstreicherei und Bettelei .	157	171
Verletzung und Mifshandlung von Personen	129	175
fleischliche Verbrechen und grobe Unsittlichkeit	59	93
Brandstiftung	141	165
Raub	18	1
fahrläfsige Tödtung	8	3
Mord	12	11

Es kamen aber a. 1837—42 auf 100 zwischen 8 und 16 Jahren einschliefslich alte junge Leute Vergehen und Verbrechen wie folgt:

in den Provinzen	*überhaupt*	*davon waren gegen Eigenthum*	*gegen öffentl. Ordnung*	*grobe Verbrechen*
Rheinprovinz	0,507	0,439	0,065	0,003
Sachsen	0,491	0,476	0,011	0,004
Ostpreufsen	0,424	0,396	0,017	0,011
Brandenburg	0,309	0,289	0,010	0,010
Westphalen	0,232	0,217	0,009	0,006
Pommern	0,230	0,223	0,006	0,001
Westpreufsen	0,182	0,174	0,002	0,006
Schlesien	0,084	0,075	0,002	0,007
Posen	0,080	0,070	0,000	0,010
Im ganzen Staate	0,290	0,267	0,017	0,006
jährl. durchschnittl.	0,048	0,044	0,003	0,001

Es ist ein Zweifel darüber, dafs es weit mehr Vergehen der zwei ersten Arten unter der Jugend gibt, als hier oben angegeben sind, unmöglich, weil viele nicht zur Kenntnifs des Richters kommen, und es kann aus obiger Tabelle mit einiger Sicherheit nur so viel geschlossen werden, dafs in der einen Provinz mehr oder weniger solche Vergehen der Jugend den Gerichten überwiesen werden, als in der anderen. Auf keinen Fall darf aus solchen Scalen auf die Höhe oder Tiefe des Grades der Sittlichkeit in den Provinzen geschlos-

Digitized by Google

sen werden, denn sie stehen mit der Dichtigkeit und mit dem wenigstens allgemeinhin beobachteten Culturgrade der Bevölkerung in den widersprechendsten Verhältnissen. Aus allen diesen Gründen kann man nicht einmal aus der Steigerung der Zahlen von a. $16\frac{31}{56}$ bis $18\frac{17}{42}$ auf wirkliche Zunahme dieser jugendlichen Vergehungen im Allgemeinen schliefsen, denn man weifs nicht, wie viele der Letzteren auf dem Wege der häuslichen Zucht abgestraft werden, und es ist ganz wohl denkbar, dafs selbst bei einer Abnahme der wirklichen Gesammtzahl solcher Vergehungen dennoch die Menge der zur richterlichen Untersuchung gebrachten steigen kann. Es kommt in dieser Hinsicht darauf an, in welchem Grade das Leben ein öffentlich staatliches wird, anstatt ein mehr häusliches zu bleiben. Allerdings aber ist nicht zu läugnen, dafs auch eine zu starke Vermehrung der Frevel der Jugend die öftere Anrufung des Richters veranlafst.

Weit mehr ist man zu Schlüssen über die Wirksamkeit des Volksunterrichts berechtigt, einestheils aus dem Grade der Besuchtheit der Volksschulen und aus dem Grade der Unterrichtetheit des jüngeren Geschlechtes, das mit seinem schulpflichtigen und schulfähigen Alter schon in die Zeit fiel, in welcher das gegenwärtige Unterrichtssystem zu wirken begonnen hat. In dieser Hinsicht läfst sich von der preufsischen Monarchie Folgendes darstellen (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 144 flg. Bevölkerung des preufsischen Staats S. 60 flg. Preufs. Staatszeitung 1837 No. 300 flg. und Preufs. Allg. Zeitung 1844 No. 60 Beil.). Es waren schulpflichtige oder 6—14 Jahre alte Kinder vorhanden a. 1837 = 2,830,327 oder 20,^{07} % der Bevölkerung und a. 1840 = 2,904,437 oder 19,^{45} % der Bevölkerung. Von letzterer Zahl besuchten a. 1840 öffentliche

Elementarschulen (niedere oder Volks- und höhere oder Mittelschulen	2,309,784
oder 79,^{526} %	
höhere Bürgerschulen, Progymnasien und Gymnasien	31,298
Zusammen	2,341,082
oder 80,^{604} %	
dagegen a. 1837	2,283,078
oder 80,^{66} %	

Diese Abnahme ist so unbedeutend, dafs sie als nicht vorhanden angesehen werden mufs. Dagegen kommt allerdings der Besuch von Privatschulen und der Hausunterricht in Anschlag, der aber nicht zu ermitteln ist, weil er nicht blofs in Städten, sondern auch auf dem platten Lande bei Gutsbesitzern u. dgl. vorkommt. A fserdem mufs erwogen werden, dafs gar manche Ki der v. 6—7. Jahre die Schule aus körperlichen U sachen, wegen Entfernung des Schulortes, wegen schle ter Wege, wegen der Jahreszeit und Witterung u. d nicht besuchen können. Die Gesammtzahl der Kin von 6—7 Jahren beträgt (a. 1840 = 737,169) übe der schulfähigen und schulpflichtigen Kinder, so d der letztere Ausfall, wenn er $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ dieses Th beträgt, immerhin nicht unbedeutend ist. Man k daher wohl ohne grofsen Fehler, wenn man alles sammen nimmt, behaupten, dafs ungefähr $\frac{9}{10}$ der s fähigen und schulpflichtigen Kinder auch die S besuchen. In den einzelnen Landestheilen stellt das Verhältnifs folgendermaafsen.

Regierungs-Bezirke	Es besuchten von den schulfähigen Kindern die Schule a. 1837	a. 1840	Es waren d Schulbildung den Rekru a. 18^{36}/^{37}	a. 1
Königsberg	75,^{86} %	74,^{87} %	13,^{07}	
Gumbinnen	78,^{01}	74,^{14}	8,^{07}	
Danzig	69,^{69}	67,^{49}	21,^{07}	
Marienwerder	68,^{53}	65,^{69}	28,^{65}	
Posen	65,^{58}	67,^{52}	46,^{11}	
Bromberg	53,^{78}	56,^{01}	37,^{72}	
Stadt Berlin *)	59,^{36}	63,^{19}	3,^{12}	
Potsdam ohne Berlin	89,^{73}	88,^{77}		
Frankfurt	85,^{62}	83,^{38}	3,^{65}	
Stettin	83,^{86}	80,^{62}	0,^{79}	
Köslin	73,^{72}	72,^{86}	3,^{20}	
Stralsund	61,^{70}	66,^{20}	0,^{68}	
Breslau	88,^{69}	85,^{43}	5,^{53}	
Oppeln	92,^{99}	79,^{35}	23,^{94}	
Liegnitz	87,^{29}	85,^{64}	3,^{73}	
Magdeburg	93,^{07}	91,^{19}	1,^{17}	
Merseburg	94,^{06}	93,^{06}	1,^{18}	
Erfurt	92,^{83}	90,^{03}	2,^{19}	
Münster	84,^{39}	84,^{09}	2,^{18}	
Minden	81,^{19}	78,^{19}	4,^{02}	
Arnsberg	84,^{62}	83,^{96}	3,^{04}	
Köln	77,^{32}	79,^{67}	8,^{53}	
Düsseldorf	76,^{52}	80,^{36}	8,^{51}	
Koblenz	91,^{21}	89,^{85}	3,^{28}	
Trier	81,^{15}	78,^{11}	3,^{09}	
Aachen	75,^{66}	80,^{41}	13,^{79}	
G. Staat	80,^{66}	80,^{604}	10,^{17}	

*) Hier ist sehr viel Privatunterricht vorhanden. Es be 56,^{24} % der Knaben und Mädchen die Volksschule gen 67,^{57} % der Knaben die Volks- und Bürgersch Gymnasien a. 1840.

Digitized by Google

lan kann aus der Vergleichung dieser zwei Paare on Columnen gegenseitig zwar keine Schlüsse zie- en, weil die Ursachen der Thatsachen, die das letzte olumnenpaar angibt, etwa 20 Jahre früher gewirkt ben. So viel aber geht im Allgemeinen aus der hlenvergleichung zwischen beiden letzten Columnen vor, dafs schon in früheren Jahren der Volksunter- ht sich mehr ausgedehnt haben mufs, indem nur 3 gierungsbezirke eine Vermehrung der relativen Zahl ohne Unterricht seienden Rekruten nachweisen, on Stettin und Münster eine kaum bemerkenswer- Gumbinnen aber eine solche Vermehrung ausweist, leicht eine Folge der Einwanderung u. dgl. sein . Aber bemerkenswerth ist aus den zwei ersten nnen, dafs nur in 6 Regierungsbezirken und in Stadt Berlin von a. 1837 bis a. 1840 eine Zunah- der relativen Zahl der die Schule besuchenden pflichtigen Kinder, in allen übrigen 19 Regierungs- en dagegen eine Abnahme derselben Statt ge- n hat, welche zwar für den ganzen Staat sich erheblich erweist, aber in einzelnen Regierungs- en beträchtlich ist. Es bleibt immerhin sehr henswerth, dafs die offizielle Staatskunde dies e, während wir vor der Hand uns jedes Abur- s darüber enthalten zu müssen glauben. So viel fest, dafs die Schulen um so weniger besucht , je schlechter sie bei den steigenden Anforde- der Eltern werden oder bleiben und dafs die wirksamen stetigen Mittel zur Vermehrung des suchs und des Volksunterrichtes nicht in Schul- onen und Schulcommissionen u. dgl., auch nicht n der Ausbildung von Volksschullehrern, wenn uch noch so vollständig ist, sondern in einer llen materiellen Stellung und Lage der Schul- deren Gegentheil den wohlunterrichteten Päda- n gröfseres Elend bringt, als einen ehemaligen , in Vermehrung der Schulen, und im Schutze ullehrer gegen eine übermüthige Geistlichkeit ndeigenthümerklasse, dessen ein halber Hand- als Schulmeister und Küster nicht würdig ist, . Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dafs der ing dieser Mittel in der preufsischen Monar- mentlich in denjenigen Provinzen, wo es so gar keine wahren Landgemeinden, aber um so tsherrschaften und Grofspächter gibt, sehr bedeutende Hindernisse entgegen stehen. Es würden aus der Staatskasse Millionen dazu erforderlich, aber nicht minder gedeihlich angewendet, sein, wenn unter solchen Umständen die Zahl der Schulen auf den empfundenen Bedarf gesteigert und die Lage des würdigen Lehrerstandes im erforderlichen Maafse verbessert werden sollte.

Es waren vorhanden im ganzen preufs. Staate:

im Jahre	*Elementarschulen*	*Lehrer*	*Schüler*	*Mittelschulen*	*Lehrer*	*Schüler*
1837	22,910	27,575	2,171,745	307	939	38,277
1840	23,323	28,507	2,224,239	685	2601	85,545

Es kamen demnach durchschnittlich:

im Jahre	*Lehrer auf 1 Elementarschule*	*Elementarschüler auf 1 Schule*	*Elementarschüler auf 1 Lehrer*	*Lehrer auf 1 Mittelschule*	*Schüler auf 1 Mittelschule*	*Mittelschüler auf 1 Lehrer*
1840	1,^{20}	95,^{3}	78,^{3}	3,^{8}	124,^{8}	32,^{8}
1837	1,^{21}	94,^{7}	78,^{7}	3,^{0}	124,^{6}	30,^{4}

Diese von uns berechnete Tabelle zeigt unwidersprechlich, dafs die Zahl der Schulen und Lehrer in Vergleichung mit den Schülern von a. 1837 bis 1840 gar keinen Fortschritt gemacht hat, obschon an und für sich a. 1840 an Elementarschulen = 413, an Elementarlehrern = 932, an Mittelschulen = 378, und an Mittelschullehrern = 1662 mehr vorhanden waren als a. 1837. Es kann der Staatsregierung, wenn es schon so viel fordert, um mit dem Steigen der Bevölkerung auf gleicher Ebene zu bleiben, ein langsames Fortschreiten nicht zur Last gelegt werden. Es sind unter den für a. 1840 angeführten Lehrern 24,328 festangestellte Elementarschullehrer gewesen, diese Zahl ist nicht ausreichend in Vergleichung zur Bevölkerung, da theils die dichtbevölkerten Landestheile wegen der starken Schulkinderzahl, theils die dünnbevölkerten Landestheile wegen Zerstreutheit der Wohnplätze und wegen schlechter Wege eine Vermehrung der Schulen fordert. Würden für circa 15 Millionen Seelen 30,000 Elementarschullehrer vorhanden sein, so würde doch nur 1 Lehrer auf 500 Einwohner oder 100 Familien oder auf 100 Schulkinder kommen, da die Schuljugend $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung beträgt. (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 180 flg. Preufs. Staatszeitung 1838. No. 301. Beilag.). Es waren a. 1840 vorhanden in den

Digitized by Google

Provinzen	*Schullehrer-seminarien*	*darin Zöglinge*	*festangestellte Lehrer*	*Also auf 1000 Lehrer Seminaristen*
Ostpreussen	4	247	2617	94
Westpreussen	4	208	1703	122
Posen	6	336	1813	184
Brandenburg	4	324	3420	95
Pommern	6	177	2507	71
Schlesien	4	585	3708	158
Sachsen	9	346	3291	105
Westphalen	4	231	1794	128
Rheinprovinz	5	267	3465	77
Zus.	46	2721	24,328	112
a. 1837	45	2583	23,858	108
Also mehr a. 1840	1	138	470	4

Die Provinzen sind hiernach sehr ungleich versorgt. Wäre im Durchschnitt die Dienstzeit eines festangestellten Lehrers 30 Jahre und die Lehrzeit des Seminaristen 3 Jahre, so würde es ausreichend sein, wenn die Zahl der Seminaristen $\frac{1}{10}$ der Zahl der fest angestellten Lehrer betrüge. Demnach hat der ganze Staat einen jährlichen Ueberschufs an Seminaristen für den Zweck der festen Anstellung von 12, und 4 Provinzen haben nicht genug Seminaristen zur Besetzung der erledigt werdenden festen Schulstellen. Gleichwohl sind obige Annahmen wegen der Dienst- und Lehrzeit unsicher, so dafs der Bedarf an Seminaristen geringer sein dürfte. Allein der Bedarf an neuen Schulen und Schulklassen ist dringend und wird immer dringender, und an Hilfslehrern steigt er auch. Es ist daher, wie Hoffmann sehr richtig bemerkt, nothwendig, die Zahl der Seminaristen zu vermehren, und dazu dürfte es erforderlich sein, die Seminarien zur Erleichterung des Studiums der Seminaristen besser mit Fonds auszustatten. Der Andrang zu diesem Studium würde aber gröfser werden, wenn die Aussichten auf Gehalt und Stellung der Schullehrer besser und ehrenvoller wären. Durch Herbeiziehen von Menschen zum Schullehrerstande, welche nicht von frühe an bereits sich zu diesem so wichtigen und schwierigem Berufe bestimmt und vorbereitet haben, wird ein neuer nicht zeitgemäfser Grund zu weit gröfseren Uebeln gelegt.

Eine höhere Stufe im Volksunterrichte nehmen die höheren Bürger- und Töchterschulen ein, indem sie zur weiteren allgemeineren Ausbildung der Söhne und Töchter des höheren Bürgerstandes dienen. Dies ben sind aber mit den Gewerbeschulen nicht zu v wechseln, da diese den Zweck der Vorbildung für d Gewerbswesen insbesondere haben. Ueber die Tö terschulen liegt keine veröffentlichte statistische a liche Angabe aus dem Jahre 1840 vor. Im J. 1 waren 337 solche mit 1405 Lehrern und 39,927 S lern vorhanden (Preufs. Staatsz. 1838 No. 301. Be und gewifs hat ihre Zahl seit jener Zeit zugenomm da das Bedürfnifs solcher Schulen in den Städten fserst dringend ist. Gleichwohl gibt es Städte, reiche und bevölkerte Städte, in denen es sehr höhere Bürgers- und Beamtenfamilien gibt, wie Greifswald, in denen solche nicht bestehen. Was die höheren Bürgerschulen anbelangt, so kann Fortschritt zur Befriedigung des wachsenden Be nisses besser nachgewiesen werden. Es waren (*mann* a. a. O. S. 175 Preufs. Staatsz. 1838 No. Beil.) zum Theile nach unserer Berechnung vorhan

in der Provinz	*a. 1840. Schulen*	*Schüler*	*Auf 1 Schule*	*a. 1837. Schulen*	*Schüler*	*Auf 1 Schule*
Preussen	13	2132	164	11	1917	174
Posen	5	872	179	7	1393	199
Brandenburg	17	3843	226	16	3477	217
Pommern	6	647	108	6	641	107
Schlesien	7	1042	149	6	360	60
Sachsen	6	1037	173	6	924	153
Westphalen	11	605	55	10	601	60
Rheinprovinz	34	2491	73	28	1894	67
Zus.	99	12,669	128	90	11,807	198

Die Lehrerzahl für a. 1840 ist nicht öffentlich b gemacht. Die Provinzen sind in sehr verschie Grade mit solchen Schulen versorgt, aber es verkennbar, in welchen das gefühlte Bedürf Abhilfe zu schaffen vermocht hat. Die Zahl d ler ist noch nicht ganz um $\frac{1}{11}$, die Zahl der S aber um $\frac{1}{10}$ gestiegen. Würde man den wach Besuch dieser Schulen und der Gewerbeschule schiedener Art zusammen genommen erwägen k so würde sich der Gegensatz zwischen den Gym und diesen Realanstalten sehr bemerkbar hera len, und erweisen lassen, wie der Abnahme des ches der Ersteren die Zunahme des Besuches de teren entspricht, da die gewerbliche Richtung Wahl des Berufes jetzt mächtig steigt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

mmlung kleiner Schriften staatswirthschaftli-
chen Inhalts, von J. G. Hoffmann.

(Schlufs.)

Im J. 1840 waren im Königr. Preufsen vorhanden:

r Provinz	Gymnasien	darin Schüler	in % der Bevölkerung
ssen	14	3,103	0,134 %
en*)	6	1,571	0,127 —
ndenburg	18	4,142	0,223 —
mern	7	1,586	0,150 —
lesien**)	21	4,401	0,154 —
hsen	21	3,335	0,204 —
stphalen	11	1,798	0,130 —
inprovinz	18	3,222	0,124 —
Zus.	116	23,158	0,155 —
a. 1837	113	23,341	0,165 —
weniger oder hr a. 1840	+ 3	— 183	— 0,010 —

gen waren vorhanden a. 1840:

t den Provinzen	Progymnasien	darin Schüler
Preussen	5	382
Posen	—	—
Brandenburg	2	78
Pommern	2	118
Schlesien	2	125
Sachsen	2	153
Westphalen	7	316
Rheinprovinz	10	433
Zus.	30	1605
a. 1837	34	1896
Also a. 1840 weniger	4	291

Angaben sind aus den Kirchen- und Schulta-
ntnommen. (*Hoffmann* a. a. O. S. 165 flg. Preu-
Staatszeit. 1838 No. 302.). Es waren im Win-
$\frac{9}{1}$ auf den 114 Gymnasien (ohne Meseritz und
an Schülern in der Kl. I. = 2577, II. = 3557
6134), III. = 4491, IV. = 4334, V. = 4127,
VII. = 3152 (zus. 16,104), also im Ganzen
vorhanden ***). Die Bewegung zu und von den

Meseritz. **) Mit Niesky.

zu obiger Zahl noch fehlenden 920 sind theils zu Me-
und Niesky theils deshalb hier nicht enthalten, weil
Zahl Resultat einer anderzeitigen Zählung ist.

Gymnasien aber im Laufe von 11 Jahren (immer von Ostern zu Ostern gerechnet) läfst sich aus folgendem erkennen. Es waren auf den preufs. Gymnasien:

im Winter	Schüler	davon in Secunda	davon in Prima	es gingen zur Universität	davon ab aufserdem
$18\frac{11}{12}$	23,502	3298	2737	1306	5031
$18\frac{12}{13}$	24,173	3303	2389	1191	4874
$18\frac{13}{14}$	23,340	3467	2573	1160	4907
$18\frac{14}{15}$	21,984	3520	2465	1051	4591
$18\frac{15}{16}$	22,238	3557	2577	958	4439
$18\frac{16}{17}$	22,668	3539	2620	1073	4395

Es zeigt sich hieran ganz deutlich, wie beträchtlich die Zahl der sich zum Staatsdienste u. dgl. vorbereitenden Gymnasiasten abgenommen hat, und dafs die Gymnasialbildung in den unteren Klassen bis zu Tertia als Vorbereitung zu anderen Berufsarten ungemein stark und auch steigend benutzt wurde. Während die Bevölkerung a. $18\frac{34}{40}$ um 14,^{49} $\frac{0}{0}$ stieg, sank die Zahl der Gymnasiasten a. $18\frac{33}{42}$ um $6\frac{1}{4}$ $\frac{0}{0}$ *), und von den aus den Gymnasien Entlassenen ging nur $\frac{1}{5}$ zur Universität (= 12,150) und $\frac{4}{5}$ (näml. 52,262) zu anderem Berufe über.

Auf den Universitäten des preufs. Staats einschliefslich der Akademie Münster studirten:

im Semester	Inländer	Ausländer	zusammen
Sommer 1820	2450	694	3144
Winter $18\frac{20}{21}$	2639	743	3382
S. 1824	3608	807	4415
W. $18\frac{24}{25}$	4018	947	4965
S. 1828	4832	978	5821
W. $18\frac{28}{29}$	4952	1190	6142
S. 1832	4582	697	5279
W. $18\frac{32}{33}$	4585	793	5378
S. 1836	3740	792	4532
W. $18\frac{36}{37}$	3760	785	4545
S. 1839	3579	746	4325
W. $18\frac{39}{40}$	3672	791	4463
S. 1842	3567	812	4379

*) Das Jahr $18^{31}/_{32}$ ist als Cholerajahr aufser Rechnung gelassen, weil die Krankheitsscheu die Knaben von der Schule wohl zu Hause hielt.

Digitized by Google

Die Zahlen steigen von a. 1820 an bis a. $18\frac{29}{31}$ und sinken von da an wieder bis a. 1842. Die Bevölkerung des preufs. Staats stieg a. $18\frac{20}{40}$ um $32\frac{13}{30}$ %, die Zahl der Studirenden aber im Durchschnitte der Semester $18\frac{20}{21}$ bis $18\frac{39}{40}$ um nahe an $7\frac{1}{2}$ % mehr, nachdem sie von $18\frac{20}{21}$ bis $18\frac{28}{29}$ um etwa 92 % gestiegen und a. $18\frac{28}{29}$ bis $18\frac{39}{40}$ um 25 % gefallen war. Was die einzelnen Facultäten anbelangt, so studirten Inländer:

in den Semestern	*in der jurist. Facultät*	*in den theolog. Facultäten*		*in der medicin. Facultät*	*in der philosoph. Facultät*
		Evangel.	*Kathol.*		
Sommer 1820	779	741	168	398	364
Winter $18\frac{20}{21}$	832	775	172	412	448
S. 1824	1167	1058	438	444	501
W. $18\frac{24}{25}$	1358	1162	503	475	520
S. 1828	1401	1636	684	462	660
W. $18\frac{28}{29}$	1451	1666	693	484	658
S. 1832	1159	1528	643	552	700
W. $18\frac{32}{33}$	1204	1484	621	574	702
S. 1836	876	1071	422	710	661
W. $18\frac{36}{37}$	822	1040	414	722	762
S. 1839	804	968	371	723	713
W. $18\frac{39}{40}$	850	958	414	721	729
S. 1840	806	940	405	718	684
W. $18\frac{40}{41}$	818	898	408	694	722
S. 1842	794	851	406	702	840
durchschnittlich von Ostern $18\frac{34}{37}$	947	1196	467	695	670
desgl. v. Ost. $18\frac{37}{40}$	841	986	400	725	746
desgl. von Michaelis 1839—1842	814	899	408	699	757

Die Zahl der Juristen stieg von a. 1820 an schon in 5 Jahren um fast $77\frac{1}{2}$ %, und blieb auf dieser Höhe fast 6 Jahre stehen, worauf sie sank. Wäre dieselbe wie die Bevölkerung a. $18\frac{20}{40}$ um $32\frac{13}{30}$ % gestiegen, so hätte sie von dem durchschnittlichen Betrage von a. $18\frac{29}{31}$ = 806 bis a. $18\frac{39}{40}$ auf durchschnittlich = 1067 steigen müssen. Der Durchschnitt von a. $18\frac{19}{40}$ betrug aber nur = 827 oder 2,6 % mehr, was zum Beweise dafür dienen kann, dafs schon a. 1820 die Zahl der Studirenden der Jurisprudenz den Bedarf des Staats an Rechtsgelehrten überstiegen haben müsse. Im zweiten Jahrzehnt vorstehender Periode sank die Zahl der Studirenden der Jurisprudenz, wenn man dreijährige Durchschnitte berechnet, von a. $18\frac{28}{30}$ = 1379 auf a. $18\frac{37}{39}$ = 841 oder um 39,1 %. Legt man letztere Zahl 841 und das gesetzliche Triennium zu Grunde (a. $18\frac{40}{41}$ studirten nur 818 und im Sommer 1842 sogar nur 794), gehen jetzt höchstens 280 Studirende jährlich von d Universitäten zur praktischen juristischen Laufb ab. Werden auch hier 30 Jahre als durchschnittli Dienstzeit der Staatsdiener angenommen, so wür solche 280 Candidaten jährlich zur Ergänzung d Justizpersonals von 8400 Männern ausreichen. N Starke (in seinem bekannten Werke) befanden aber im preufsischen Justizdienste 5115 wissensc lich vorbereitete besoldet angestellte Justizbeamte, noch aufserdem 2533 nicht besoldete (1411 Ref darien und 954 Auscultatoren). Da aber auch d niedrere Stellen als jene 5115 nicht selten mit wi schaftlich vorbereiteten Juristen besetzt werden kann man annehmen, dafs etwa 5600 oder $\frac{2}{3}$ der Stellen vorhanden sind, also auch $\frac{2}{3}$ jener 280 C daten zur Besetzung der amtlichen Stellen ausre folglich 93 davon anderweitig unterzukommen s müssen. Dazu dient das Feld der Administratio der Communalverwaltung, und Hoffmann hält dafs es im preufsischen Staate etwa 800 Admi tivstellen gebe.

Die Zahl der evangelischen Theologen hat 20 Jahren zugenommen, aber doch bis a. 18 starkes Steigen und von da an ein Sinken gezeigt einem Steigen um $32\frac{13}{30}$ %, wie die Bevölkerung hätte der Durchschnitt der Studirenden der ev schen Theologie von a. $18\frac{20}{21}$ = 758 bis a. 18 1003 steigen müssen, derselbe ging aber nur b als um 27 %, in die Höhe. Nach dem Freiheit blieben manche evangelische Theologen bei de taire, daher entstand bald Mangel an Geistliche die Nachfrage nach solchen erhöhte auch die renz. Es waren im ganzen preufsischen Staate = 5791 ordinirte Prediger oder Predigerstell deren Ergänzung bei 30jähriger Dienstzeit und Universitätsstudium jährlich 193 Candidaten, gen 600 Studirende, ausreichen würden. D viele Candidaten zu Privat- und öffentlichen stellen abgehen, so dürften wohl 800 Studiren 266 Candidaten jährlich erforderlich sein.

Bei der Zahl der katholischen Theologen sich im Ganzen dasselbe in Betreff des Steig Fallens von a. 1820 bis 1840. Es waren a. preufsischen Staate 3539 Pfarrer ohne die I pläne und Vicarien, zusammen 5531, vorhanden.

Digitized by Google

r ist aber die Klostergeistlichkeit und die höhere 'eltgeistlichkeit, die sich mit Seelsorge nicht abgibt, ht mit inbegriffen. Die Stellung der Kapläne ist rächtlichen Theils auch die der Candidatur zu hin- ehend dotirten Lehrstellen. Gliche sich dieses Ver- tnifs mit jenem der geistlichen Aemter aus, so den bei 30jähriger Dienstzeit der Geistlichen und 3jährigem Studium, die geistlichen und Lehrstellen ammen genommen, jedenfalls über 600 Studirende katholischen Theologie zur jährlichen Ergänzung elst 200 Candidaten erforderlich sein, welche Zahl $\frac{288}{31}$ zwar überschritten, aber sonst lange nicht er- it wurde. Gleichwohl ist aus letzterer Thatsache Mangel an Candidaten nicht zu schliefsen, weil Vorbereitung in Priesterseminarien, die kürzer ist las Universitätsstudium, aushilft. Den Freiheits- machten wahrscheinlich nicht viele katholische logen mit, daher konnte aus Ursache dieses Krie- uch nachher nicht wohl ein Mangel an solchen hen, vielmehr eine Zunahme der Zahl derselben ch entstanden sein, dafs von erleuchteten Bischö- n Studirenden der Theologie mehr Universitäts- m zur Pflicht gemacht wurde. Diese Forderung aber von a. 1834 an auf und die katholischen gen wurden mehr in Seminarien gebildet, weil iede zwischen der Staats- und Kirchengewalt t war.

i den Studirenden der Medicin stellen sich ganz Verhältnisse heraus, als bei den Juristen und gen. Bei denselben ist ein stetiges Steigen der verkennbar, indem diese nach einem 3jährigen chnitte von $18\frac{20}{22}$ = 416 bis $18\frac{18}{40}$ auf 725, also 7 % zunahm. Darunter findet sich die schnell- ahme a. $18\frac{38}{34}$ fast gleichzeitig und gleichmä- sämmtlichen Universitäten, jedoch nicht vor- end, sondern mit einer fortgesetzten mäfsigen e. Dies Steigen stellte sich sogleich nach der eriode und gleichzeitig mit der Abnahme der r Juristen und evangelischen Theologen ein. n a. 1840 im preufs. Staate vorhanden: zur erechtigte Civilärzte = 2511 und zur Civil- rechtigte Militairärzte = 313, zusammen = enschaftlich gebildete Aerzte. Bei 30jähri- s und 4jährigem Studium würden zur Ergän- er Zahl jährlich 100 neue Aerzte oder 400 e der Medicin ausreichen. Indessen es fehlt entschieden noch an Aerzten. Denn bei der Unterstellung einer gleichförmigen Vertheilung der Aerzte kommt 1 Arzt auf 2 □ Meilen und 5300 Einwohner oder 1060 Familien. Dies ist wohl nicht genügend, aber dazu kommt, dafs die Vertheilung noch sehr ungleich ist. Es kam 1 Arzt a. 1840 in den einzelnen Regierungsbezirken auf folgende Zahl von Einwohnern: Gumbinnen 18,680, Marienwerder 11,950, Köslin 10,084, Bromberg 9,975, Oppeln 9,152, Trier 8,253, Posen 8,249, Königsberg 7,805, Liegnitz 7,485, Danzig 7,052, Frankfurt 6,524, Potsdam ohne Berlin 5,692, Stettin 8,659, Breslau 5,396, Minden 5,322, Koblenz 4,784, Aachen 4,534, Magdeburg 4,491, Erfurt 4,390, Arnsberg 4,079, Stralsund 3,973, Merseburg 3,929, Düsseldorf 3,698, Münster 3,427, Köln 3044. Die Stadt Berlin mit ungefähr $\frac{1}{45}$ der preufs. Bevölkerung hatte a. 1840 allein 286 Aerzte, also 1 Arzt auf 1155 Einwohner. Mit Ausnahme des Regierungs-Bezirks Trier sind auch im Allgemeinen in den dichtest bevölkerten Regierungs-Bezirken die meisten Aerzte. Zur Aushilfe in den dünnbevölkerten und wenig wohlhabenden Landestheilen wurden ursprünglich die Civilwundärzte I. Klasse bestimmt, indem diese da, wo kein eigentlicher Arzt ansäfsig sei, auch innere Krankheiten zu behandeln befugt sein sollten. Ihre, dazu noch ungleich vertheilte Zahl war a. 1840 = 586 und die Zahl der zur Behandlung innerer Krankheiten nicht befugten Civilwundärzte II. Klasse war = 1,394 im ganzen preufs. Staate. Unter diesen Umständen würde wohl die vorhandene Zahl der jährlich Medicin Studirenden zur Deckung des fühlbaren Bedürfnisses ausreichen, wenn die neuen Aerzte in der Wahl des Ansiedelungsortes weniger Ansprüche machten und wenn die Landestheile denselben einen anständigen Unterhalt zu gewähren vermöchten.

Unter den Studirenden der philosophischen Facultät sind auch die sich für das höhere Lehrfach Vorbereitenden, zum Theile die sich für die innere Verwaltung Ausbildenden, und endlich die für den mehr gewerblichen und technischen Staatsdienst ihre Vorstudien Treibenden eingeschrieben. Bei dieser Zusammensetzung der Gesammtheit, bei der Concurrenz der reinen Juristen in der Administration, bei der Concurrenz der Theologen im Lehramte u. s. w. ist es nicht gut möglich, den Bedarf des Staatsdienstes mit der Zahl der Studirenden in der philosophischen Facultät

Digitized by Google

zu vergleichen. Aber die Zahl der Letzteren stieg seit a. 1820 fortwährend, und zwar im 3jährigen Durchschnitte von a. $18\frac{20}{22}$ = 449 bis a. $18\frac{38}{40}$ auf 739 oder 64, $^{5}\frac{0}{0}$. Wäre dieselbe blofs wie die Bevölkerung um $32\frac{13}{30}$ $\frac{0}{0}$ gestiegen, dann hätte sie von 449 auf 595 zugenommen, sie ging aber um 144 weiter in die Höhe. Hoffmann schreibt dies einem steigenden Bedürfnisse wissenschaftlicher Bildung in der Bevölkerung überhaupt, welches schneller wachse als die Bevölkerung selbst, und der gefühlten Nothwendigkeit einer allgemein wissenschaftlichen Vorbereitung zum Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medicin zu. Indessen erachtet er mit Rücksicht auf diese Ursachen dennoch die vorstehende Zunahme für sogar nur mäfsig. Nach unserer Ansicht ist sie noch weit weniger als mäfsig, sie ist sehr gering, wenn man bedenkt, dafs eigentlich alle Theologen, Juristen und Mediciner in der philosophischen Facultät ihre Vorstudien gemacht haben sollten. Verhehlen wir es uns nicht, dafs es mit dem wissenschaftlichen Geiste unserer Studirenden in dieser Hinsicht sehr schlecht bestellt ist, und dafs dieselben vor der Jagd nach Versorgung ihre gründliche Vorbereitung für ihre Fachstudien und die Pflege wissenschaftlichen Sinnes auf eine unverzeihliche Weise vernachläfsigen. Blickt man aber gar auf die Kümmerlichkeit des Triebes, womit sie, weil es befohlen ist, die allgemein wissenschaftlichen Studien betreiben, so erscheint die gröfste Zahl der bei der philosophischen Facultät Inscribirten, unter welchen sich eine Legion von Jünglingen ohne das Zeugnifs der Reife, die durch das Abiturientenexamen durchgefallen sind, befindet, als unerheblich und nichtssagend.

Das Grundübel hat schon in dem höheren Schulunterrichte, im Geiste und in der Einrichtung unserer Gymnasien, seinen Sitz. Hoffmann's Betrachtungen hierüber, in der höcht interessanten und gründlichen Abhandlung S. 227—275, sind überaus lehrreich und beherzigenswerth, sie treffen so recht eigentlich den Nagel auf den Kopf. Der „unermefsliche Schaden für Wissenschaft und Leben," der daraus hervorgeht, „besteht in der verkümmerten, wo nicht ganz versäumten, Ausbildung der eigenen schaffenden Geisteskraft" (S. 243), und „der Gymnasialunterricht verliert in Ermangelung einer einfachen Grundlage seine ganze Haltung und sinkt zu einer Uebertünchung des Mangels an selbstthätig *angeeigneten* Kenntnissen durch den erborgten Glanz blofs äufserlich *angehefteter* herab" (S. 247).

Dieses Uebel wird aber fast sorgsam gehegt und gepflegt durch die Einrichtungen an den deutschen Universitäten und das Prüfungswesen, das den Candidaten in Empfang nimmt, wenn er die Universität verläfst. Hier ist eine Reform unerläfslich, wenn die schädlichen reellen Folgen eines bunten Gemisches wunderlicher Formen und nichtssagender Forderungen, die ganz verschiedenen Zeiten angehören, aber in unsrige nicht hinein passen, abgewendet werden s len (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 276—331). Der V fasser durchschreitet einen grofsen Theil des an Universitäten die Erfüllung der Forderungen der W senschaft und des Lebens hindernden Plunders übt eine nicht weniger besonnene als scharfe Kr aus. In der Lehrmethode, im akademischen Prüfu Gesellen- und Meisterwesen, in den Grundsätzen Anstellung der Universitätslehrer, mufs noch Vi abgeändert werden, und wir stimmen dem Verfa vollkommen bei, auch in Betreff einer Reform Instituts der Privatdocenten, obschon wir ihm in etwas harten Urtheile über die Privatdocentschaft ganz beistimmen können, indem wir durch langjä Erfahrung gefunden zu haben glauben, dafs gar ches von demjenigen, was den Privatdocenten Last gelegt wird, non sine ira et studio vo ordentlichen Professoren verschuldet ist. Von de schaffung des Instituts der Privatdocenten ver wir kein Heil zu erwarten, wohl aber von eine form desselben, und von stetigen Grundsätze Centralbehörden in Betreff der Pflege dieses Ins aus deren Verkennung und Nichtbefolgung viel Unbequemlichkeiten entstanden sind, die es de versitäten und Regierungen bereitet hat. Auc Privatdocentschaft ist durch die Mangelhaftigke Verkehrtheit des wissenschaftlichen Unterrichts verdorben, indem gar oft dem jungen Manne. d Einzelkenntnissen strotzen mag, der wissenscha Grund und Halt abgeht. Das Universitäts setzt aufser wissenschaftlicher Tüchtigkeit un ductivität des Geistes auch Beruf und Uebung Eine Besetzung der Professuren mit Praktiker Aufhebung des Instituts der Privatdocenten Betreff der Lehrgaben und Uebung niemals d gewähren, was die Privatdocentschaft gewäh die Körperschaften alternder Professoren bedür auffrischenden Elements der strebsamen conc den Jünger.

Sollte es uns gelungen sein, durch Vorst ein würdiges Abbild von dem vorliegenden B geben und zu dessen Studium aufzumuntern, nen wir füglich den noch übrigen Inhalt d speciell unberührt lassen. Das Buch ist va in seinem Gehalte, in seinem Geiste, und Tendenz. Der Hr. Verfasser hat in der Vo klärt, dafs er mit demselben seine schriftste Thätigkeit abschliefse. Dies erfüllt uns mit Betrübnifs. Denn die Unvergefslichkeit des und Wirkens des Verfassers wird auch den unvergefslich machen, den Wissenschaft und durch dessen Rücktritt erleiden.

E. Baumsta

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XVI.

hnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Grofsen bis Franz II. nach Siegeln u Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Original-Bildnissen gezeichnet von H. Schneider, in Holz geschnitten der xylograph. Anstalt in München; nebst prakteristischen Lebensbeschreibungen von Kohlrausch. Erste Abth. in 8 Heften Maximilian I. Heft 1 u. 2. Hamburg u. tha, Friedrich und Andr. Perthes. gr. 8.

lit Dankbarkeit, doch zugleich mit einem Ge- von Wehmuth empfangen wir in diesen Heften ermächtnifs eines edlen Deutschen an sein Volk, ucht der letzten Bemühungen des nach einem so n Leben, so bedeutender Wirksamkeit doch zu s entrissenen Friedrich Perthes für die Förde- ines Unternehmens, das aus Liebe zum Vater- ervorging, wie es sein Zweck ist, dieselbe in utschen Jugend zu beleben und zu kräftigen. darum auch von den Männern, welche die Aus- desselben unternommen haben, dem Andenken Begründers zum schönen Denkmal gewidmet Der Wunsch, dasselbe durch Anregung einer rbreiteten Theilnahme zu befördern, veranlafste Anzeige schon dieser ersten Hefte (bis Hein- welche wohl keiner weiteren Entschuldigung Es ist hier zum ersten Mal versucht worden, der deutschen Könige und Kaiser mit Be- aller authentischen Ueberlieferungen zu ge- che sich mit möglichster Treue den erhaltenen ern anschliefsen, und was diese nicht bieten, leitung der geschriebenen Schilderungen zu suchen. Keine Mühe ist gespart worden, um weck zu erreichen, dem sich die gröfsten Schwierigkeiten entgegen stellten. Denn die älteren Abbildungen sind meistentheils ganz unbrauchbar, die wenigen Original-Darstellungen aber zerstreut, oft schwer zugänglich und dabei für die älteren Zeiten leider höchst ungenügender Art. Es ist daher natürlich, dafs auch einige der vorliegenden Blätter das Verlangen nach charakteristischen Bildnissen nur wenig befriedigen, da die Gewissenhaftigkeit der Ausführung nicht gestattete, die Phantasie frei walten zu lassen und es vielmehr besser erschien, einige Köpfe nach den schwachen Andeutungen der Siegel nur in Umrissen zu geben. Dagegen sind andere als sehr gelungen hervorzuheben und zeigen die glücklichste Vereinigung historischer Treue mit schaffender Kunstthätigkeit. So der ausdrucksvolle Kopf Ludwigs des Frommen, König Konrad und die beiden Heinriche, während Karl der Grofse ein etwas gar zu mumienhaftes Ansehen bekommen hat. Die Genialität des Künstlers, welche bei der Gesichtsbildung sich in engeren Schranken halten mufste, fand einen geeigneten Spielraum in den zum Theil sehr geschmackvollen Randzeichnungen und Nebenbildern, welche Züge aus dem Leben der Kaiser, nebst ihren Monogrammen u. dgl. darstellen; besonders Karl der Grofse und Heinrich I. dürfen wohl als ausgezeichnet in dieser Hinsicht genannt werden. Nur wäre zu wünschen gewesen, dafs hierbei ein geschichtskundiger Mann etwas strengere Aufsicht geführt hätte. Die Jugend, für welche dies Werk besonders bestimmt ist, wird durch die Gruppe, wo Kaiser Karl in der demüthigsten Haltung vor dem Papste kniet, leicht eine falsche Auffassung des Verhältnisses beider Mächte in damaliger Zeit erhalten, zumal da auch die dreifache Krone und der Cardinalshut aus späterer Zeit herüber genommen sind. Auch wäre es wohl besser gewesen, die Inschriften in der Schreibart der Zeit zu geben, wozu ja die benutzten schriftlichen Denkmäler und Siegel als Muster vorlagen, während die hier gewählten Schriftzüge theils

Digitized by Google

niemals theils in sehr verschiedener Zeit in Gebrauch gewesen sind. Doch sind dieses weniger wesentliche Puncte und wer mit den vorhandenen Materialien bekannt ist, wird eher geneigt sein, das Geleistete freudig anzuerkennen, als die Mängel hervorzuheben, und besonders von den späteren Kaisern, für die schon bessere Hülfsmittel vorhanden sind (nach Ueberwindung der Salier), das Beste erwarten. Von mehreren weifs Ref. aus eigener Anschauung, dafs sie diese Hoffnung nicht täuschen werden.

Wenden wir uns nun zu dem andern Theile des Werkes, den Lebensbeschreibungen der Kaiser, so finden wir schon in dem Namen des Verf.'s die Bürgschaft für eine würdige Lösung der Aufgabe. Dieselbe Klarheit und Wärme der Darstellung, welche dessen deutscher Geschichte eine so grofse Verbreitung, so allgemeine Anerkennung verschafft hat, tritt uns hier wieder entgegen, während zugleich die oft angeführten Worte der Quellen lebhaft in die Zeit versetzen und mit dem angenehmen Gefühle erfüllen, das Resultat sorgfältiger Forschung in Händen zu haben. Dagegen kann es zweifelhaft erscheinen, ob es nothwendig war, dafs die Lebensbeschreibung in bedeutendem Maafse Geschichte der Zeit werden mufste, wie die Vorrede sagt: ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, mit mehr Entschiedenheit die Hauptperson ins Auge zu fassen und durch Weglassung des zu ihrer Kenntnifs weniger wichtigen, noch mehr Raum für einzelne Züge, vielleicht auch aus der Sage zu gewinnen, wie sie sich z. B. an Heinrich den Vogelsteller, an Otto II., den bleichen Tod der Sarracenen, und noch mehr an Otto III. angeschlossen hat. Ist nicht der Eindruck, welchen die Erscheinung dieser Herrscher auf die Phantasie der Völker machte, und aus welchem diese Sagen entsprossen sind, wichtiger für ihre Charakteristik, als z. B. die Unruhen, welche in Otto's III. Kindheit das Reich bewegten, oder wie die Strafsburger Eidesformeln? Auch können wir den Wunsch nicht unterdrücken von ihrer eigentlichen Regententhätigkeit, der Verwaltung des Reiches, der Gesetzgebung etwas mehr zu erfahren, ein Wunsch, den freilich die Quellen selbst lange nicht hinreichend befriedigen; während anerkannt werden mufs, dafs alle eben berührten Puncte in der Darstellung Karl's des Grofsen, dessen grofsartige Persönlichkeit im Lichte reicher geschichtlicher Ueberlieferung erscheint, wohl berücksichtigt sind. Doch wir wollen nicht mit dem Vf. über die Art rechten, wie er sei Aufgabe aufgefafst hat, und lieber die Ausführung de selben betrachten. Der Vf. hat also den geschich chen Faden festgehalten und mit der Regierungsg schichte der Kaiser die Züge, welche ihre Persönl keit charakterisiren und die Nachrichten über ihre milie und Umgebungen zu einer in schönem Ebenma abgerundeten Erzählung verwebt. Allerdings tritt hier eine grofse Verschiedenheit entgegen, die ab der Natur der Sache begründet ist. Wir empfi noch die Folgen des Bruderkampfes bei Fontena qua fortes ceciderunt, proelio doctissimi: auch in K und Wissenschaft zeigt die folgende traurige Zeit schneidenden Contrast gegen die vorhergehende ist es denn vergeblich von den deutschen Karoli ein so ausgeführtes Bild zu verlangen, wie von grofsen Ahnherrn, obgleich doch keineswegs al bedeutend waren, und auch des thatkräftigen A Bestrebungen sind von gleichem Dunkel bedeckt so mehr ist es willkommen, alles was uns von Persönlichkeiten aufbewahrt ist, zusammen gest erhalten, und es möchten vielleicht Manche wün noch mehr davon aufgenommen zu finden: mir stens fehlt der Graf Ambrosius, den Arnulf in Waffenschmuck am Thore von Bergamo aufh liefs, als redendes Zeichen seiner durchgreifende gie. Auch von Konrad wissen wir nicht viel, d beginnt mit den sächsischen Fürsten ein neuer Ab in jeder Hinsicht, auch darin dafs die vortre Vorarbeiten hier die Aufgabe des Biographen und angenehmer machten. Wir fühlen hier wie steren Boden, und werden gleich von der unge ziehenden und mit grofser Liebe ausgeführten rung Heinrich's I. empfangen, die sich denen fsen Karl's und seines schwachen Sohnes wi reiht. Was bei den Folgenden vielleicht verm den wird, ist oben schon angedeutet; jetzt sei laubt, den verehrten Hrn. Vf. noch auf einige heiten aufmerksam zu machen, die ihm trotz nauen Anschliefsens an die Quellen und die Arbeiten der Neueren doch noch entschlüpft si die wir nicht glauben übergehen zu dürfen, u Kräften der so häufigen Vererbung einmal über Irrthümer von Geschlecht zu Geschlecht oder stens von Buch zu Buch zu wehren. Freilich ses Bestreben nur zu oft ein vergebliches und u

Digitized by Google

ıt J. Grimm die Hoffnung ausgesprochen, die ganz ıbegründete Ansicht Eckharts vom Ursprunge der hierfabel endlich beseitigt zu haben. Wir finden sie er S. 80 wieder; so auch S. 7 die Arminsäule. Und cht minder erfolglos war Giesebrecht bemüht in einem ;enen Excurs zu seinem Otto II. zu beweisen, dafs inrich der Jüngere nicht aus dem Geschlechte der benberger gewesen ist (S. 148). Auch die S. 37 wieholte Angabe, erst Ludwig der Fromme habe den chsen das Recht der freien Vererbung ihrer Allodien ückgegeben, ist wohl mit Leibnitz Ann. Imp. 803. 814. und Eichhorn § 134. zu verwerfen und die Noder Vita Ludovici auf die nördlichsten Sachsen und benachbarten Friesen zu beschränken. Ein andeminder wichtiges Mifsverständnifs hat die sonst verdienstliche Beschreibung Roms zu verantworten, m ihr sowohl Giesebrecht wie Hr. Kohlrausch folwenn sie Otto II. unter einer Porphyrwanne been lassen, was doch eben so ungewöhnlich wie hön gewesen wäre. Die ganze Geschichte seines ›steins, der früher Kaiser Hadrians Grab bet haben soll, ist beim Bonannius zu finden. Dafs 6 Karl III. der letzte ächte Sprofs vom Stamme 's des Grofsen genannt wird, S. 153 Gerbert zum schen gemacht, ist nur eine Ungenauigkeit des rucks; dagegen aber ein Irrthum, dafs König ad seinem Bruder Eberhard das Herzogthum Baierliehen habe, und dafs Hochbuki Hamburg sei, als zweifelhaft.

Diese einzelnen Mängel indessen thun dem Wer- Ganzen keinen Eintrag. Die Schilderung der nlichkeit der Kaiser und Könige ist überall durch achrichten der Zeitgenossen begründet und wo n abweichenden Meinungen Anlafs ist (z. B. die sung Lothar's auf dem Reichstag zu Nymwegen) ıan nicht verkennen, dafs auch die hier ange- ne ihre Berechtigung hat. Das deutsche Volk in diesem Werke eine schöne Ergänzung der ıen Geschichte des Verf.'s, deren Werth sich so eden durch die immer neuen Auflagen bewährt, rd auch diesem Unternehmen seine Theilnahme nicht versagen. Schliefslich sei noch der Wunsch , es möge doch der Verlagshandlung gefallen, so grofse Mühe auf die Vereinigung der Mate- für die Kaiserbilder verwandt hat, später auch ıamentlich die Siegel, dem Publicum nicht vorzuenthalten, da ein solches Werk noch immer vermifst wird und auch der gelehrten Forschung mannigfachen Nutzen bringen würde.

Wattenbach.

XVII.

Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae. Recueil publié sous les auspices de M. Villemain, Ministre de l'Instruction publique, par A. E. Egger, professeur suppléant à la Faculté des Lettres de Paris etc. Paris, 1843. *chez L. Hachette. XXII. u.* 428 *S.*

Die Anfänge Roms, die Geschichte, die Verfassung seiner ersten Bewohner, die Sprache welche sie geredet — diese Gegenstände haben die Wifsbegierde der neueren Gelehrten, besonders in den letzten Jahrzehnten, vielfältig angeregt. Es liegt, wie es scheint, ein doppelter Reiz in diesen Studien: zuerst forderte dazu auf Roms Gröfse, der Glanz seiner späteren Geschichte, wie es Vergnügen macht, den Flufs, den wir als mächtigen Strom kennen, nun auch hinauf bis zu seinen Quellen zu verfolgen; dann aber auch wohl das Dunkel, worin diese Gegenstände gehüllt sind, die Schranken die sich dem forschenden Geiste entgegenstellen, und die er nicht anerkennen mag. Je mehr man auf diesem Felde untersucht, gerathen und wohl auch gefabelt hat, um so willkommner mufs eine Zusammenstellung der Documente sein, wobei nur der eine Gedanke vorschwebte, Alles möglichst treu und unverfälscht wiederzugeben, jede eigne Ansicht aber, alles Systematisiren durchaus fern gehalten wurde. „Der Zweck des Buches ist nicht," wir lassen den Verf. selbst reden, „den Freunden neuer Theorieen Waffen gegen die Autorität der grofsen Schriftsteller zu liefern; noch auch, mit dem Staube der Ruinen, jene doppelte Geschichte der Sachen und der Worte wiederaufzubauen, ein Werk, das heutzutage schwierig, wo nicht unmöglich ist. Aber wenn das Verständnifs des römischen Genius durch ein genaueres Erfassen seiner verschiedenen Charaktere und seiner durchlaufenen Formen belebt werden kann, so müfste eine Sammlung, worin alle Zeitalter der Sprache in chronologischer Reihenfolge durch Monumente vorgeführt wären, viel zu dem Fortschritt dieser Studien beitragen können. Eine solche Sammlung würde dem Geschichts- wie dem Sprachforscher Stoff zu nützlichen Belehrungen geben; und selbst ihre Lücken müfsten, indem sie die Gröfse unserer Verluste zeigen, bei der Beurtheilung dunkler Fragen der Alterthumsforschung Umsicht und Zurückhaltung empfehlen."

Das Buch enthält chronologisch geordnete Inschriften und litterarische Fragmente aus dem Zeitraum von der Gründung Roms bis auf Augustus. Vorangeschickt sind Fragmente der ältesten lateinischen Grammatiker. Den Anhang bilden historische Documente, die in griechischer Uebersetzung auf uns gekommen. Zum Schlufs ist ein Index beigegeben, worin die un-

Digitized by Google

gewöhnlicheren Wortformen, die in den Noten nicht erläutert worden, verzeichnet und erklärt sind.

Die Fragmente von 15 römischen Grammatikern von Aelius Stilo bis auf Sinnius Capito sind vielleicht der verdienstlichste Theil der Sammlung, weil sie grofsentheils zum ersten Mal zusammengestellt sind. Sie bilden eine schätzbare Ergänzung zu den Ausgaben des Varro und des Verrius Flaccus. „In der Strenge der Definitionen (sagt der Herausgeber richtig) und in der launenhaften Kühnheit der Etymologieen kann man die Spuren einer zwiefachen Erziehung und eines zwiefachen Geistes erkennen: einerseits, der Rechtsgelehrte des alten Roms, der streng verstandesmäfsig die Gesetzesformeln auslegt; andrerseits, der Schüler der griechischen Sophisten, der sich noch nicht recht in die Uebungen ihrer gymnastischen Geistesspiele hineingefunden und mit seiner Nachahmerrolle nicht zu recht kommen kann." Der Zwiespalt, der hier bei den Grammatikern nachgewiesen wird, findet sich vielleicht ein wenig in der ganzen römischen Bildung.

Die Stücke, welche den Kern der Sammlung bilden, von dem Gesang der fratres arvales, bis auf das politische Testament des Augustus sind keiner eigentlichen Textesrecension unterworfen worden; der Herausgeber folgt, mit wenigen leichten Veränderungen, den besten Ausgaben: er kennt die Arbeiten der deutschen Gelehrten, und hat sie vorzugsweise benutzt. Jedem Kapitel sind einige einleitende Worte vorangeschickt, die kurz und anspruchslos, und eben defshalb um so dankenswerther, die nothwendigsten Erläuterungen geben. — Aus den ersten Kapiteln ist wenig zu lernen, wenn nicht das, dafs wir uns wohl täuschen, wenn wir, wie einige Zeitgenossen des Horaz, die ältesten Sprachdenkmäler zu verstehen glauben; sie müssen, scheint es, von dem Versuche zurückschrecken, eine Geschichte der Entwicklung des Lateinischen höher hinaufzuführen als die Zeiten der beginnenden Litteratur. Hier kann, bei der ungemeinen Dürftigkeit des Stoffes, von einer Auswahl noch nicht die Rede sein. Im Folgenden hat sich der Hr. Herausgeber, mit Ausnahme von etwa 3 Tragödien, auf vollständigere und zusammenhängendere Fragmente beschränkt. Die Auswahl kann wohl nur gelobt werden; höchstens könnte man die volksthümlichen Komiker Afranius, Novius, Pomponius vermissen, die, wo es sich von ächt römischer Weise und Sprache handelt, vielleicht bezeichnender gewesen wären, als die Tragiker. Das Richtige der Auswahl besteht darin, dafs sie dem Trockenen, Nützlichen den Vorzug vor dem Schönen gibt, dafs die Fragmente der Dichter sich zwischen Gesetzen, Senatsconsulten, Dekreten fast verlieren. Man bekommt dadurch ein treues Bild des römischen Lebens, einen wahreren Eindruck als die rein litterarischen Sammlungen ihn geben. In dieser Rücksicht kann man es nur sehr passend finden, wenn aus der wenig gelesenen Schrift des censorischen Cato über den Landbau, obschon sie nicht fragmentarisch auf uns gekommen, einige Kapitel mitgetheilt werden. So tritt die Wahrheit des „Romae dulce diu fuit" bei dem Durchlaufen dieser Sammlung recht lebendig vor die Anschauung; wir sehen das alte Rom vor uns, sehr tüchtig, wenn auch nicht sehr unterhaltend.

Wenn wir nun auch damit einverstanden sind, dafs die Dichter nur ein enges, gleichsam erbetteltes Plätzchen in der Sammlung erhalten haben, so bedauern wir doch, dafs dieses Wenige so wie es vorlag, geradezu aufgenommen wurde, ohne von der Kritik zurecht gestutzt zu werden, wie dies häufig sehr dringend zuweilen nicht einmal schwer war. So z. B. in den auf S. gegebenen Versen des Ennius:

Verrunt extemplo placide mare marmore flavo;
Caeruleum spumat sale conferta rate pulsum.

Abgesehen davon, dafs marmore flavo sich nicht wohl an ein Wort des Satzes anschliefsen läfst, enthalten die beiden V einen offenbaren Widerspruch, indem das Meer in dem ersten *flavum* und in dem zweiten *caeruleum* genannt wird. Ohne Zweifel ist die Interpunction zu ändern:

Verrunt extemplo placide (besser: *placidum*) *mare;*
more flavo
Caeruleum spumat sale conferta rate pulsum.

Das blaue Meer schlägt weifsschäumende Wellen, indem Schiff hindurchschneidet. Eben so, und vielleicht in Erinn an diese Stelle, sagt Virgil Aen. VIII. 672: *fluctu spum caerula cano.*

Hingegen kann man es nur billigen, dafs der Herausg nicht versucht hat, eine orthographische Gleichförmigkeit Sammlung zu bringen, sondern alle die regellosen Schwank der Schreibung ruhig nebeneinander bestehen läfst. Es zu allen Zeiten eine grofse Verwirrung in der römischen graphie geherrscht zu haben, und zwar aus zwei entgegen ten Gründen. Zuerst liefs man Sprache und Schrift wi wachsen, ohne sich darum zu kümmern, und so folgte seiner Laune; darauf kamen die Grammatiker mit Vorsc und Systemen, aber Jeder wollte es besser machen als dern, und so führte das Regelnwollen zu einer vielleich gröfseren Regellosigkeit. Es ist ja mit der deutschen Ort phie nicht viel anders gegangen. Zuerst die herrenlose Ana und dann die Anarchie der Vielherrschaft.

Die griechischen Documente bilden eine interessant gabe. Von zweien derselben hat man auch das lateinisch ginal fragmentarisch aufgefunden und im ursprünglichen menhange wiederherzustellen gesucht. Doch scheint die bei beiden mit gleicher Sicherheit möglich zu sein. Das sche Testament des Augustus ist nämlich nicht gerade W Wort, sondern mit einiger Freiheit und Rücksicht auf genthümlichkeiten der fremden Sprache, ins Griechische gen. Der Senatsbeschlufs hingegen aus dem Jahre de 675, über Asclepiades von Clazomenae, ist lateinisch chischen Worten. Man vergleiche: ἐργασίαν παρεσχήκεν praestitisse, κριτήρια γεγονότα ἐστίν judicia facta sunt, ἐντιθέναι vectigalia imponere. Man sieht aus den beiden setzungen, wie die Römer nach und nach Griechisch Für die Restitution der Inschrift von Ancyra konnte ausgeber die Arbeit des Hrn. Professor Franz in Ger chäologischer Zeitung (1843 Erste Lieferung) nicht be hätte sonst gewifs manche glückliche Conjectur des Gelehrten aufgenommen. Nach den beiden Restitution chen möchte wohl über keine Stelle ein erheblicher bleiben, mit Ausnahme des Satzes auf Reihe 6, der Worten beginnt: ἐν ὑπατείᾳ ἕκτῃ, und der weder hier befriedigend ergänzt worden ist.

Wir glauben, dafs diese Sammlung, wenn sie auch lich nur für Frankreich berechnet worden, doch auch in land Vielen willkommen sein wird. Man hat hier in ger Auswahl und lehrreicher Zusammenstellung in einem men Bande vereinigt, was man sonst nur mit Mühe aus Werken herauslesen mufste. Als Grundlage für Vor wie zum Selbststudium möchte das Buch sehr brauchbar

Dr. Heinrich W

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XVIII.

Franz Lambert von Avignon. Nach seien Schriften und den gleichzeitigen Quellen argestellt von Joh. Wilh. Baum, aufserorentl. Prof. an dem protestantischen Seminarium und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm zu Strafsburg. Strafsburg u. Paris, 1840; *bei Treuttel und Würtz.* 236 S. 8.

Joh. Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Julius Hartmann, Dianus in Neustadt an der Linde, und Karl Jäger, Philos. Dr., Pfarrer zu Burg u. f. erster Band. Hamburg, 1840; *bei Friedrich Perthes. Zweiter Band.* 1482 *ebendas.* 463 548 S. 8.

Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt jetzt Königlich-Würtemb. Oberamtsstadt Reutlingen, vom Ursprunge (derselben) an bis zu Ende der Reformation (derselben) 1577, *grofsentheils aus Acten und Manuscripten gezogen, insofern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgesch. Deutschlands. Von Prof. Gayler, Archidiakonus zu Reutlingen. Reutlingen,* 1840; *Verlag der B. Kurtz'schen Buchhandlung.* 722 S. 8.

Geschichte der Einführung der evangelischen Lehre im Herzogthume Pommern. Nebst einer Sammlung erläuternder Beilagen. (Von L. B. von Medem). *Greifswalde,* 1837; *Friedrich Wilhelm Kunike, Universitätsbuchdrucker.* 304 S. 8.

Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg von Dr. Adolph Müller, Prof.

Berlin, 1839; *Verlag von Hermann Schultze.* 340 S. 8.

6. *Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahre* 1539. *Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der sächs. Lande, sowie eine Gedenkschrift zur* 300*jährigen Jubelfeier der Leipziger Reformation. Von Dr. K. Chr. C. Gretschel. Grofsentheils nach ungedruckten Quellen. Leipzig,* 1839; *Fest'sche Verlagsbuchh.* 345 S. 8.

7. *Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Biographischer Versuch von H. Ch. Heimburger, zweitem Stadtprediger zu Celle im Hannöverschen. Celle,* 1839; *Verlag der Ernst Schulze'schen Buchhandlung.* 188 S. 8.

8. *M. Johannes Sutellius, Reformator und erster Superintendent der Kirchen zu Göttingen und Schweinfurt, Superintendent zu Allendorf und Nordheim, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, zugleich Festschrift zur* 300*jährigen Jubelfeier der Einführung der Reformation zu Schweinfurt am ersten Sonntage nach Trinitatis, den* 29. *Mai* 1842. *Von Heinr. Christian Beck, evangelischem Pfarrer zu Schweinfurt u. s. w. Schweinfurt,* 1842; *bei Christoph Wetzstein.* 183 S. 8.

9. *Die Annahme des evangelischen Glaubens-Bekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim, zu dem nach drei Jahrhunderten wiederkehrenden Jahrestage erzählt von Herrmann Adolph Lüntzel. Mit einem bisher ungedruckten*

Digitized by Google

Briefe Luthers. Hildesheim, 1842; *Verlag der Gerstenberg'schen Buchhandlung.* 160 S. 8.

10. *Ecclesiae Evangelicae Hamburgi instauratae historiam exposuit Otto Krabbe, SS. Theol. et Phil. Doctor, Philologiae sacrae Professor publ., H. A. Gymnasii academici Rector (jetzt Professor zu Rostock). Hamburgi*, 1840. *Typis Ioannis Augusti Meissneri, Amplissimi Senatus, Gymnasii et Ioannaei Typographi.* 109 S. 4.

11. *Baierns Kirchen - und Volkszustände im sechzehnten Jahrhunderte. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen geschildert von S. Sugenheim. Giessen*, 1842; *Georg Friedrich Heyer's Verlag.* 591 S. 8.

Die Geschichte der Reformation der deutschen Kirche, welche unter die wichtigsten Gegenstände unserer Zeit gehört, und mit rühmlichem Eifer bearbeitet wird, kann durch nichts so sehr gewinnen als dadurch, dafs die Reformation deutscher Specialkirchen fleifsig bearbeitet wird. Grade bei der Stellung des Protestantismus in Deutschland ist es von besonderer Wichtigkeit zu sehen, wie sehr derselbe im Zeitalter der Reformation Angelegenheit der Nation war. Die allgemeine Geschichte der deutschen Reformation ist vielfach und zum Theil auf eine tüchtige Weise bearbeitet worden, aber den Mangel haben alle diese Werke, dafs sie die Reformation zu wenig als deutsche Volkssache betrachten. Bei dem Erwachen eines neuen kirchlichen Interesses ist aber grade dieser Punct der Nation ins Gedächtnifs zurückzurufen, um die Begeisterung für eine Sache in ihr wiederum anzufachen, von der die Vorfahren tief ergriffen und bewegt wurden. Zu diesem Endzwecke kann aber nichts mehr dienen, als ein sorgfältiges Studium der Reformationsgeschichte deutscher Specialkirchen.

Die Schrift No. 1. beschäftigt sich mit der Einführung der Reformation in Hessen, nächst Chursachsen dasjenige Land, welches zuerst die Lehre Luthers öffentlich annahm. Der Landgraf Philipp der Grofsmüthige zeigte sich schon auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 als einen Gönner Luthers, indem er nicht nur heftig dem Vorschlag, das im Namen des Kaisers und Reiches Luthern ausgestellte siche Geleit zu brechen, sich entgegenstellte, sondern au Luthern in seiner Herberge besuchte, wobei er i mit den Worten die Hand gereicht haben soll: Hi ihr Recht, Herr Doctor, so helfe euch Gott! Er darauf eifrig Luthers und Melanchthons Schriften, durch er dergestalt für die Reformation gewon wurde, dafs er im Julius 1524 an die Prediger Befehl erliefs, das Evangelium lauter und rein zu kündigen. Melanchthon, dessen persönliche Bek schaft der Landgraf gelegentlich gemacht hatte, fafste für denselben nicht nur eine besondere Sc worin er den Inbegriff der evangelischen Lehre wickelte, sondern er stellte ihm auch ein Gutac über die beste Art die Reformation einzuführen Darauf schritt der Landgraf im Jahre 1526 zur führung der Reformation in seinen Ländern. A October dieses Jahres beschied er die gesammte G lichkeit und die weltlichen Stände des Landes Homburg, um durch ein öffentliches Religionsgesp über den im Lande herrschenden Glauben entsch zu lassen. In der Person des *Franz Lambert* er den Vertheidiger des evangelischen Glauben gestellt. Dieser Mann bildet den Gegenstand de gezeigten Schrift. Lambert von Avignon, seiner vidualität nach für die Reformation der französ Kirche eigentlich bestimmt, wird durch ein wun res Geschick das wichtigste Werkzeug zur Begrü der Reformation in Hessen — diese auffallend gung der Umstände eines ursprünglich für die f sische Kirche bestimmten Mannes enthält un den Grund, warum der Verf. sich diesen Gegen zur Bearbeitung wählte. Er hat ihn mit Leben aufgefafst und mit Interesse dargestellt; wogegen Werk über den Theodor Beza einen ungleich theologischen Charakter an sich trägt.

Franz Lambert, geboren zu Avignon im 1487, ging daselbst in ein Franziskanerkloste zwar von dem Orden der Observanten, und war apostolischen Prediger des Klosters erwählt, der Grafschaft Venaissin und in der Provinz zuziehen und dem Volke zu predigen. Bei eifrigen Studium, welches er der heiligen Schrift mete, zeichneten sich schon damals seine Pre durch biblischen Gehalt aus. Als Luthers Sc auch nach Avignon drangen und in Lamberts

Digitized by Google

men, verliefs er im Frühjahre 1522 das Barfüfser-
ster und flüchtete nach Lausanne zu dem liberalen
chof Sebastian von Montfaucon, von da nach Bern
n Reformator Haller und im Julius 1522 nach Zü-
. Hier hatte er, gleichsam um sich thatsächlich
der innern Stärke oder Schwäche der Gründe der
holischen Lehren zu überzeugen, mit Zwingli ein
ntliches Religionsgespräch, wobei er von seinem
ner gänzlich überwunden, aber eben dadurch für
Sache der Reformation entschieden gewonnen wurde.
auffallend mufs erscheinen, dafs Lambert nicht
dem schweizerischen Reformator blieb, mit dem
och geistig weit näher verwandt war als mit dem
sischen, und zugleich konnte er von Zürich
weit eher auf die französische Kirche einwirken,
von Wittenberg aus. Defsungeachtet ging Lam-
letztes Ziel dahin nach Wittenberg zu gehen
sich an Luther anzuschliefsen. Unter dem ange-
nenen Namen Johannes Serranus, begab er sich
t nach Eisenach im November 1526, von wo
h zunächst an den chursächsischen Hofprediger
tin und darauf an Luther selbst wandte, dem er,
n von seinen Ansichten in Kenntnifs zu setzen,
ätze zusandte, die er gegen den Cölibat, die
beichte u. f. aufgestellt hatte. Im Januar 1523
er selbst nach Wittenberg, und hielt daselbst
tische Vorlesungen, aber nach Luthers Urtheile,
als homo, qui legendis litteris sacris nonnihil
et valeat, sed nostris Paulis et Barnabis non
par. Zugleich übersetzte er, um die Reforma-
Frankreich zu fördern, deutsche Flugschriften
anzösische. Er schrieb auch In Minoritarum
m Commentarii, und rieth die Klöster in Schu-
nd Erziehungsanstalten umzuschaffen. Seinen
t thatsächlich zu bezeigen, heurathete Lambert,
er der ersten deutschen Mönche, und als der
ranzösische. Diesen Schritt zu rechtfertigen,
te er später zu Strafsburg seine Commentarii
ro conjugio, welche er König Franz I. von
eich dedicirte. In einem innigen Verhältnisse
her stand indessen Lambert nicht, dazu war
ichtung zu verschieden. Er verliefs daher Wit-
und begab sich zu Ende März 1524 nach Metz,
116 Streitsätze öffentlich bekannt machte, sich
durch solchen Nachstellungen aussetzte, dafs
kurzer Zeit Metz verlassen mufste und im
Monat April nach Strafsburg ging. Während der zwei Jahre, welche sich Lambert zu Strafsburg aufhielt, entwickelte er eine nicht unbedeutende Thätigkeit für die Reformation, wozu seine Individualität viel beitrug, indem seine Schriften nicht sowohl Producte einer gründlichen Gelehrsamkeit als vielmehr eines scharfen, durchdringenden, den Gegenstand mit Wärme auffassenden und bearbeitenden Geistes sind. Aufser der erwähnten Abhandlung über die Ehe verfafste Lambert für die Reformation folgende Schriften: De causis excoecationis multorum saeculorum ac veritate denuo et novissime dei misericordia revelata. — De fidelium vocatione in regnum Christi sive Ecclesiam. — De prophetia (Predigtamte), eruditione, et linguis, deque littera et spiritu; sodann 385 Streitsätze. Zu gleicher Zeit fuhr er fort reformatorische Schriften ins Französische zu übersetzen, wodurch er der Schwester des französischen Königs Franz I., der Margarethe, verwittweten Herzogin von Alençon, Beförderin der Reformation, bekannt wurde. Allein die Umstände fügten sich einmal nicht so, dafs Lambert für die Reformation in Frankreich weiter wirken sollte. Die nähere Bekanntschaft, in welcher er mit dem berühmten Strafsburger Bürgermeister Jacob Sturm gekommen war, wurde vielmehr Veranlassung, dafs ihm ein anderer Wirkungskreis angewiesen wurde. Dieser Sturm empfahl nämlich den Lambert auf dem Reichstage zu Speier 1526 an den Landgrafen von Hessen. Und in Folge dieser Empfehlung (nicht einer Empfehlung Luthers, wie man gewöhnlich liest) ward er durch den Landgrafen zur Begründung der Reformation in Hessen berufen.

Lambert spielte auf der erwähnten Versammlung zu Homburg eine Hauptrolle. Er hatte 158 Paradoxa (d. i. Sätze, welche, wie sehr sie auch den herkömmlichen Ansichten widersprechen, gleichwohl in Gottes Wort gegründet sind) aufgestellt, um sie wider jeden Gegner zu vertheidigen. Nur zwei wagten es wider ihn aufzustehen, Nicolaus Ferber, Guardian der Franziskaner in Marburg, und Johann Sperber, Prediger in der Waldau bei Cassel. Die Ausführung der von der Homburger Versammlung entworfenen Kirchenordnung war von dem Landgrafen dem Lambert übertragen. Im Allgemeinen ist über ihren Werth das Urtheil Rommels (Philipp der Grofsmüthige Bd. 2. S. 237 ff.) zu vergleichen. Der merkwürdigste Um-

Digitized by Google

stand ist, dafs sie ganz im Calvinischen Geiste verfafst ist. Sie verordnet jährliche Synoden, wöchentliche Disciplinarversammlungen unter den Geistlichen jeder Gemeinde, strenge Kirchenzucht mit Anwendung der excommunicatio minor — aber auch die Zertrümmerung der Bilder beim Cultus. Besonders merkwürdig ist die Stelle über das Nachtmahl im dritten Kapitel: (bei Schminke Monumenta Hassiaca tom. I. p. 597) Confitemur in hac coena Christum Deum et hominem praesentem esse, et id quidem non vocibus imprecatoriis, ut de nobis quidam obloquuntur, sed decreto dei vivi, quod est ipsissimum verbum suum, cujus ipsae voces signa sunt. Verf. sagt, Lambert habe Zwingli's Ansicht vom Nachtmahle getheilt, und sich seit dem Marburger Gespräche zu derselben offen bekannt. Dieser wichtige Punct wäre genauer zu erweisen und zu begründen gewesen. In der angeführten Stelle wird man schwerlich Zwingli's Meinung finden können, welches auch der eigentliche Sinn derselben immerhin sein möge. Zum Lohne seiner Verdienste ward übrigens Lambert zum Professor der Theologie an der neu errichteten Universität Marburg ernannt, woselbst er bis zu seinem im Jahre 1530 erfolgten Tod für die Sache der Reformation mit grofsem Eifer wirkte, wie unter andern das Beispiel seines Schülers, des Schottländers Hamilton beweist, der als einer der ersten die Grundsätze der Reformatoren Deutschlands nach Schottland verpflanzte, und für dieselben Märtyrer wurde.

Wir gehen zu No. 7. fort, zur Einführung der Reformation in dem Herzogthume Lüneburg. Herzog Ernst II., der Luther zum Lehrer gehabt hatte, gehörte ebenfalls unter die ersten evangelischen Fürsten. In seiner Residenzstadt Celle finden wir im Jahre 1524 den ersten evangelischen Prediger. Den ersten Hauptschritt zur Einführung der Reformation that Herzog Ernst im Jahre 1527, wo er die Stände zu einem Landtage nach Scharnebeck berief und auf Betrieb seines thätigen Kanzlers Clammer die Annahme der Reformation durchsetzte. In Folge dieses Schrittes liefs Herzog Ernst eine Schrift über Reinigung des Gottesdienstes von Mifsbräuchen aufsetzen und den Geistlichen des Landes zur Norm übergeben. Im Jahre 15 stellte er den ausgezeichneten Theologen Urba Rhegius als ersten Geistlichen in seinem Lande welcher bis an seinen Tod im Jahre 1541 für die gründung der Reformation im Herzogthume Lüne thätig war, und um dieselbe sich die gröfsten Ver ste erwarb. Durch dasjenige, was Verf. über Wirksamkeit des Urbanus Rhegius und über die führung der Reformation in der Stadt Lüneburg zweiten Residenz des Herzogs) sagt, wird sich Leser schwerlich befriedigt fühlen, und es mufs derselbe auf Bertrams Evangelisches Lüneburg S. verwiesen werden. Nach Bertram S. 133 ver Urbanus Rhegius für die Stadt Lüneburg ein chenordnung, und obschon in den Geschichten der schen Reformation dieses herkömmlich erzählt so finden wir es doch nicht erwähnt. Ferner zwar einer kirchlichen Verordnung Herzog Ernsts Jahre 1543 Erwähnung gethan, welche der sp unter Herzog Wilhelm im Jahre 1564 erschien Lüneburgischen Kirchenordnung zum Grunde daneben aber finden wir keine Erwähnung der Ki ordnung gethan, welche Melanchthon für das He thum Lüneburg ausarbeitete, und die ebenfalls Gru der spätern Lüneburgischen Kirchenordnung w

No. 4. erzählt die Einführung der evange Lehre im Herzogthume Pommern. Der Verf., eigentlich nur einen Auszug aus Kantzow's Po scher Chronik giebt, will seine Arbeit selbst Vorarbeit zu einem ausführlichen und gründlichen über die Pommersche Kirchengeschichte angesc ben. Er macht also selbst auf eine vollende stellung der Geschichte der Reformation der P schen Kirche keinen Anspruch. Zu Anfange w wir sogleich eine nähere Charakterisirung des Boleslaw X., der zwar nicht selbst die eva Lehre annahm, aber ihr doch auch nicht abh und als Freund der Wissenschaften die Uni Greifswald hob, wodurch er in seinem Lan Licht der Wissenschaften anzündete, und dadurch für die Reformation empfänglich ma

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

›riften über die Reformation deutscher Spe-ialkirchen.

(Fortsetzung.)

Unter den Männern, welche zuerst für die Ver-ung der Reformation in Pommern wirkten, finden ferner des Franziskanermönchs Johann Kniepstroh keiner Sylbe gedacht. Dieser Mönch eines schle-en Klosters wurde von seinem Abte wegen seines nschaftlichen Talentes nach der Universität zu kfurt an der Oder geschickt. Er war gerade zu Zeit in Frankfurt, als der Ablafskrämer Tetzel, stützt von D. Conrad Wimpina daselbst wider utherischen Thesen auftrat, und es gehörte von r Seite kein geringer Muth dazu, wider Tetzeln ers Sache zu verfechten. Kniepstroh that dieses olchem Nachdrucke, dafs man sich katholischer-seiner Person versichern zu müssen glaubte und das Kloster zu Pyritz in Pommern einsperrte. Kniepstroh bewog nicht nur die Mönche dieses rs zur Annahme der lutherischen Lehre, sondern digte dieselbe auch den Bewohnern der Stadt . Dieser Kniepstroh ist später der erste evan-ie Generalsuperintendent Pommerns geworden. ach Boleslav's im Jahre 1523 erfolgtem Tode en seine beiden Söhne Georg und Barmin ge-haftlich, jedoch führte der erstere, bei der Jugend is, eigentlich das Steuer der Regierung, zum ke der evangelischen Sache, da er, an dem eines Pathen des Herzogs Georg von Sachsen n, so wie er von ihm den Namen erhalten, auch Gesinnung angenommen hatte. In diese Zeit die entschlossenen Erklärungen der Pommer-Stände auf den Landtagen 1526 und 1531 für ngelische Sache. Auch in dieser Zeit sind von erf. mehrere Umstände übergangen, die in einer ationsgeschichte Pommerns nicht fehlen dürfen. Wir erwähnen den schriftlichen Kampf, der zwischen zwei Stettiner Geistlichen, einem katholischen Namens Liborius, und einem evangelischen, dem von Luther selbst nach Stettin gesandten M. Paulus à Rhoda, geführt wurde, wovon ersterer 1526 eine Schrift unter dem Titel: Handweiser zu dem rechten christlichen Wege — letzterer im Jahre 1527 eine Gegenschrift unter dem Titel: Verfechtung der evangelischen Lehre, erscheinen liefs. Paulus von Rhoda vertheidigte nicht nur die evangelische Sache auf eine zweckmäfsige Weise, aber auch sein Gegner verstand die scheinbaren Blöfsen derselben sehr wohl hervorzuheben. S. Cramer, Pommersche Chronik Buch 3. S. 65.

Herzog Georg starb im Jahre 1531, und ihm folgte sein Sohn Philipp, der evangelischen Sache, wie irgend ein evangelischer Fürst, aufrichtig ergeben. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo das Werk der Reformation in Pommern begründet wird. Der Landtag zu Treptow vom Jahre 1534 bildete dazu den Grundstein. Auf diesen ward von Wittenberg Bugenhagen berufen, ein geborner Pommer, und selbst der erste evangelische Zeuge in seinem Geburtslande. Bugenhagen setzte die erste Pommersche Kirchenordnung auf. Bis zur Vollendung der Kirchenordnung, wie sie revidirt im Jahre 1563 erschien, zeigt sich in Pommern eine lebendige innere kirchliche Fortbildung. Es sind während dieser Zeit viele Synoden gehalten worden, deren Acten in Balthasars Sammlung zur Pommerschen Kirchenhistorie gehöriger Schriften enthalten sind. Die Pommersche Kirche hat ein Beispiel von wahrer protestantischer kirchlicher Fortbildung gegeben, welches unserer Zeit nicht dringend genug vorgehalten werden kann. Dafs ein solcher Punct in einer Geschichte der Reformation Pommerns nicht unberücksichtigt bleiben durfte, bedarf keiner Bemerkung. Auch in diesem Abschnitte hat der Verf. aufserdem einzelne wichtige Umstände unerwähnt gelassen, als das Edict der kaiserlichen

Digitized by Google

Kammer wider den Landtag zu Treptow, die 17 Artikel, welche die Theologen der Städte Lübeck, Bremen, Hamburg, Rostock, *Stralsund*, Lüneburg auf einem Convente zu Hamburg 1535 zur Aufrechthaltung der Einheit der Lehre aufsetzten. Nach diesen Bemerkungen wollen wir zwar die Schrift nicht für unbrauchbar erklären, aber wir hätten doch von dem Verf., welcher wegen der Quellenkunde der Pommerschen Geschichte bekannt ist, eine bedeutendere Arbeit erwartet.

Wir schliefsen hieran No. 10., eine fleifsig gearbeitete Schrift. Die Umstände der Einführung der Reformation in der freien Reichsstadt Hamburg sind kürzlich folgende. M. Stemmel, Prediger an der Katharinenkirche, begann im Jahre 1522 in Luthers Geiste zu predigen. Das folgende Jahr kam der Franziskanermönch Stephan Kempe, aus Rostock berufen, und trat als evangelischer Prediger auf. Seit 1527 wirkte er als Geistlicher an der Hauptkirche Hamburgs, an der Katharinenkirche. Er ist der eigentliche Reformator Hamburgs. Noch im Jahre 1523 erschien zu Hamburg eine plattdeutsche Uebersetzung des Neuen Testaments. Unter den lutherischen Geistlichen zeichneten sich aufserdem Johann Zegenhagen, von Magdeburg berufen, und M. Johann Fritze, aus Lübeck vertrieben, aus. Im Jahre 1526 erliefs der Stadtmagistrat die Verordnung, dafs das reine Evangelium frei gepredigt werden sollte. Zufolge einer öffentlichen Disputation zwischen den lutherischen und katholischen Geistlichen im Jahre 1528 mufste die katholische Geistlichkeit die Stadt räumen. Bugenhagen, Professor der Theologie an der Universität zu Wittenberg, der bereits im Jahre 1524 in Hamburg gewesen war, ward im Jahre 1528 abermals dahin berufen, und verfafste für die Stadt eine Kirchenordnung. Der bekannte Johann Aexinus ward im Jahre 1532 zum ersten Superintendenten Hamburgs ernannt. Im Jahre 1538 trat Hamburg in den schmalkaldischen Bund. Aexinus vervollständigte im Jahre 1539 die Kirchenordnung, welche im Jahre 1582 abermals revidirt wurde.

Ein bedeutendes Product hat die Literatur der Reformationsgeschichte in No. 2. erhalten. Beide Verff., welche in diesem Gebiete schon sonst, der erste durch eine Geschichte der Reformation der Würtembergischen Kirche, der zweite durch eine Geschichte der Reformation der Stadt Heilbronn, sich auf eine ehrenvolle Weise gezeigt haben, haben in dem vorliegenden Werke ihre Studien vereinigt, um dem Joh Brenz ein Ehrendenkmal zu setzen, der unter den d schen Reformatoren nach Luther und Melanchthon streitig den dritten Platz einnimmt, also eine so Ehre in jeder Hinsicht verdient.

Brenzens reformatorische Wirksamkeit erstre sich zunächst auf die freie Reichsstadt Hall, wohi im Jahre 1522 zum Prediger an der Hauptkirche fen wurde. Bis zum Jahre 1535 war er daselbs die Einführung der Reformation thätig. Hier is Jahre 1525 die Versammlung der oberdeutschen logen, auf welcher Brenz das Syngramma sue aufsetzte, wodurch er der lutherischen Richtung Reformation von Oberdeutschland den Sieg versch Im Jahre 1526 verfafste Brenz für die Stadt Hal Kirchenordnung, womit er eine Schulordnung in bindung setzte. Im Sommer des Jahres 1535 Brenz von dem Herzoge Ulrich von Würtemberg Stuttgart berufen, um bei der Reformation diese des mitzuwirken. Die Reformationsgeschichte Wi bergs bietet mehrere für den Historiker sehr i sante Verhältnisse dar. Erstlich der Einflufs, w Oesterreich, nach Vertreibung des Herzogs Ulri Erwerbung des Herzogthums Würtembergs durc römischen König Ferdinand, durch Erlangung mit seinen Erblanden so nahe zusammenhängend sitzthums auf Oberdeutschland erhielt, wodurch der Sache des Protestantismus sehr nachtheilig lung einnahm. Der rüstige Landgraf Philipp v sen hat durch Wiedereinsetzung des Herzogs in sein Land dem Protestantismus keinen g Dienst erwiesen. Ferner ist die Art, wie unt zog Ulrich die Reformation in Würtemberg ei wurde, von besonderm Interesse, indem die l und zwinglische Richtung in unmittelbare B kamen, und einander die Herrschaft streitig Ambrosius Blarer von Constanz und Erhard von Marburg berufen, sollten die Reformation ren. Blarer, von zwinglischer Richtung, re den obern Theil, Schnepf, lutherischer Richtu untern Theil des Landes. Jeder von beiden Geistliche von seiner Richtung an. Dadurch k rung in das ganze Werk. Obschon an sich der lischen Lehre mehr zugethan, mufste sich doch Ulrich um äufserer Rücksichten willen — der berger Religionsfriede hatte die Reformirten

Digitized by Google

ntlichen Duldung im deutschen Reiche für unwürdig klärt, welcher Artikel im Cadanschen Vertrage ausücklich wiederholt wurde; nur als Lutheraner konnte erzog Ulrich Mitglied des schmalkaldischen Bundes rden — entschliefsen, dem lutherischen Bekenntnisse n Vorzug zu geben. Blarer mufste also nachgeben d sich mit Schnepf wegen der Nachtmahlslehre gleichen. Inwiefern hierbei Blarer nach Ueberzeuog gehandelt habe, darüber ist Hartmann in seiner schichte der Reformation Würtembergs S. 36 ff. zu gleichen. Kurz nachher fällt die Berufung von nz nach Stuttgart. Die von Schnepf verfafste (er) würtembergische Kirchenordnung ward von ihm idirt. Im Jahre 1547 erschien für Würtemberg eine itationsordnung und eine Synodalordnung. Als nach Tode Herzog Ulrichs dessen Sohn Christoph im re 1551 zur Regierung gelangte, welcher den Brenz ler höchsten kirchlichen Würde, zu seinem Rathe zum Probste der Stiftskirche zu Stuttgart erhob, ant dessen reformatorische Thätigkeit auf eine ügliche Weise sich zu äufsern. Mit Zuziehung s Rathes, theilweise von ihm verfafst erschienen einander eine Kassenordnung — über die Verwen- der eingezogenen Kirchengüter — 1552, eine Visitationsordnung, eine Eheordnung 1553, eine Kirchenordnung 1553, revidirt 1555, eine Klosterng 1556, revidirt 1559. Alle diese und noch an- Ordnungen wurden im Jahre 1559 in *einen* Codex dem Namen der grofsen Kirchenordnung zusamtragen, an dessen Spitze die von Brenz für das tiner Concil geschriebene, rühmlichst bekannte ssion steht, die aus 35 Artikeln besteht und nach luster der Augsburger Confession verfafst ist. hre 1559 erschien auch die Schulordnung, der e von den eingezogenen Klostergütern sowohl s gelehrte, als auch für das Volksschulwesen gensreicher Gebrauch gemacht wurde. Ueber iese Puncte, ferner wie Brenz die lutherische gegen den Calvinismus vertheidigt hat, wie weit ine reformatorische Thätigkeit unmittelbar und ar noch auf andere Länder erstreckt hat, über Alles findet sich in dem vorliegenden Werke en so befriedigende als belehrende Auskunft.

ir lassen die Schriften von No. 2. und No. 8. welche von der Einführung der Reformation in ien Reichsstädten Reutlingen und Schweinfurt handeln. Die Einführung der Reformation in Reutlingen hatte mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sowohl der österreichische Statthalter von Würtemberg, als auch der schwäbische Bund legten derselben Hindernisse in den Weg. Noch mehr, der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Reutlingen gehörte, so wie selbst der Papst Clemens VII. sprachen den Bann über die Stadt aus, und das kaiserliche Kammergericht zu Rothweil erklärte dieselbe in die Acht. Jedoch dieses Alles konnte die wackern Bürger Reutlingens nicht schrecken. Der Prediger Matthias Alber — der Reformator Reutlingens — wurde im November 1524 vor das Reichskammergericht zu Efslingen citirt, und als er erschien, ward er drei Tage über 68 Artikel, welche man aus seinen Predigten gezogen hatte, verhört; er aber vertheidigte sich so gut, dafs er mit der Aeufserung, er könne in Frieden heimkehren, entlassen wurde. Dieser Alber ist derselbe, an welchen Zwingli das bekannte Schreiben über seine Nachtmahlslehre richtete; defsungeachtet trat er später zur Lehre Luthers über, und war auch mit zu Wittenberg bei der Schliefsung der wittenbergischen Concordie. Auf dem Reichstage zu Augsburg war es unter den freien Reichsstädten neben Nürnberg nur noch Reutlingen, welches die Confession unterschrieb. — Der Reformator der freien Reichsstadt Schweinfurt ist Johannes Sutellius, der auf Veranlassung des Landgrafen Philipp von Hessen, ihres Schutzherrn, von Göttingen im Jahre 1542 dahin kam, und eine Kirchenordnung verfafste, welche zu Nürnberg 1544 gedruckt wurde.

No. 5. behandelt die Geschichte der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg. Das ist ein in der Geschichte des deutschen Protestantismus sehr wichtiger Gegenstand. Nämlich die Fürsten dieses Landes haben unverkennbar den aufserordentlich wichtigen, aber bis auf unsere Zeit noch keineswegs gebührend gewürdigten Beruf, zwischen Protestantismus und Katholicismus in Deutschland zu vermitteln. Dieser Beruf der brandenburgischen Fürsten offenbart sich schon in der Zeit der Reformation, er tritt noch stärker gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervor, und in der neuesten Zeit scheint die politische Verbindung beider Parteien in dem preufsischen Staate diesen Fürsten jenen Beruf ausschliefslich zugetheilt zu haben. Ein Historiker, der die Geschichte nicht

Digitized by Google

nach einem subjectiven Standpuncte behandelt, wird diesen Umstand scharf ins Auge fassen. Das Wort des Churfürsten Joachim II. zu dem Landgrafen Philipp von Hessen, als dieser ihn bei einer Unterredung zu Jüterbock im Jahre 1545 zum Beitritte zu dem schmalkaldischen Bunde wider den Kaiser zu bereden suchte, das Wort: Wenn das Unglück zuschlüge, dafs der Krieg einen widerwärtigen Ausgang hätte, und der Kaiser die Oberhand behielte, so sollten sie an ihm einen Friedenmacher haben, welcher den erzürnten Siegesfürsten zufriedensprechen, und den Ueberwundenen Gnade erwirken könnte — dieses Wort ist für den Protestantismus in Deutschland von der höchsten Bedeutung. Churfürst Joachim II. rettete bei dem unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges durch seine Fürsprache dem gefangenen sächsischen Churfürsten Johann Friedrich das Leben; die Sache des Protestantismus aber rettete der sächsische Herzog Moriz, dessen Handlungsweise zwar edle Motive im Gefolge hatte, aber gleichwohl auf List gegründet war. Bei dem dreifsigjährigen Kriege unterlagen die Protestanten abermals, und nur fremde Hilfe von Seiten Schwedens und Frankreichs rettete ihre Sache vom Untergange. Behüte uns Protestanten der Himmel, dafs es zwischen uns und den Katholiken in Deutschland je wieder zum Kriege kommen möge. Die Vermittelung zwischen uns beiden wollen wir, aber keinen Krieg, und in wem wir die Mittelsperson zu suchen haben, zeigt uns jenes denkwürdige Wort des Churfürsten Joachim II. von Brandenburg. Sie ist uns in seinem Nachkommen dem Könige von Preufsen gegeben. Der preufsische Staat verkannte seine Bestimmung keinesweges, sondern befolgte das vermittelnde Princip in seiner Stellung zu den Protestanten und Katholiken. In dem unheilvollen Köllner Ereignisse hat er zwar der katholischen Hierarchie nachgegeben, aber aufgegeben hat er sein Princip keinesweges. Möge er dasselbe immer klarer auffassen und consequenter durchführen zu seinem eigenen Besten sowohl, als auch zum Besten des Protestantismus in Deutschland.

Das Werk der endlichen Wiedervereinigung ist nicht Menschen, sondern Gottes Werk. Was hierbei menschlicherseits geschehen mufs, besteht allein darin dafs jede Veranlassung zur Aufregung der Parteisucht verhütet wird. In diesen Bereich gehört besonders die Darstellung der Geschichte. Haben wir das Recht, dafs dem Brandenburgischen Fürstenhause in der Geschichte der Beruf der Vermittelung zwischen den getrennten Religionsparteien zugetheilt ist, können wir auch fordern, dafs bereits bei der Geschichte der Reformation dieser Standpunct festgehalten werden solle. Die Stellung, welche Churfürst Joachim II., sogar sein Vater Joachim I. bei dem Reformationswerke einnahm, darf nicht als beschränkt unentschieden aufgefafst werden, sondern sie mufste wahrer Beruf erscheinen. Allerdings war ihre Stellung eine beschränkte, unentschiedene zu einer Zeit, wo der Protestantismus, um eine feste Stellung im öffentlichen Leben zu erhalten, vom Katholicismus losrissen, einseitig sich gestalten mufste, aber diese Stellung war an sich betrachtet keine falsche.

Beurtheilen wir nach diesem Standpuncte das gezeigte Werk, so läfst sich nicht verkennen, der Verf. im Wesentlichen dieselbe Ansicht hat. Derselbe steht auf dem historischen Standpuncte, welcher erhaben über kirchliche Parteisucht das Wirken des göttlichen Geistes überall anerkennt, es sich findet. Da aber dieser Standpunct bis, wie es nicht wohl anders sein kann, noch ein bestimmter ist, und sich noch nicht zu dem Begriffe einer organisch-kirchlichen Entwickelung erhoben, so ist demzufolge das Urtheil des Verf.'s ein bestimmtes, er läfst beiden Fürsten, Joachim I. und II. Gerechtigkeit widerfahren, aber in ihrer Handlungsweise einen höhern Beruf anzuerkennen, dazu sie nicht gelangen. Defswegen hat das Werk doch die rechte Gestalt gewonnen, welche es als reformatorisches Product haben sollte. Wir sind in Erwartung unter welchem Gesichtspuncte in dem zweiten Theile des Spiekerschen Werkes die Reformation in Brandenburg dargestellt werden wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

riften über die Reformation deutscher Spe-
alkirchen.

(Schlufs.)

Was die einzelnen Begebenheiten bei der Refor-
n Brandenburgs anbetrifft, so sind die meisten
der allgemeinen Reformationsgeschichte bekannt.
haben auch wenig gegen die Darstellung des
's zu erinnern. So z. B. vermissen wir die Art,
sich Joachim I. über den Nürnberger Religions-
n vom Jahre 1532 aussprach. Bei der Abfas-
der Brandenburgischen Kirchenordnung unter
im II. finden wir eine Theilnahme an diesem
e von Georg Wipel, der grade zu dieser Zeit
din war, nicht erwähnt, obschon eine solche aus
rs und noch mehr Melanchthons Aeufserungen
ahrscheinlich wird.

). 6. giebt die Geschichte der Einführung der
ation in der Stadt Leipzig einen tüchtigen Bei-
u einer künftigen genügenden Reformationsge-
e der herzoglich sächsischen Länder überhaupt,
mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden
eipzig bildete den Culminationspunct des geisti-
bens in den herzoglich sächsischen Ländern;
ität sowie Magistrat waren aber dem Katholi-
sehr ergeben: daher an diesem Orte der schärf-
ensatz gegen Luthers Lehre, und die härteste
ng ihrer Anhänger. Erst nach dem Tode
Georg, eines Wüthrichs, der durchaus mit
achim I. von Brandenburg nicht in eine Klasse
en ist, und nachdem seine Länder seinem
schen Bruder, dem Herzog Heinrich zugefallen
vard wie im Herzogthume Sachsen überhaupt,
sondere in der Stadt Leipzig die Reformation
r am Pfingsttage 1539 eingeführt. Das mei-
ienst für die Kirchenverbesserung in Leipzig
ich der bekannte Friedrich Myconius. We-
gen der Reform der Universität verweist Verf. auf seine Schrift über die Hochschule zu Leipzig.

No. 9. enthält in der Reformationsgeschichte der freien Reichsstadt Hildesheim das traurige Beispiel von einem dauernden kirchlichen Zwiespalte, der bis auf diese Stunde geblieben ist, unstreitig das unglücklichste Loos, was einen Ort treffen kann. Wir stofsen in dieser Stadt auf einen patricischen Magistrat, der sich von Anfang an der Einführung der Reformation standhaft widersetzt, Edict über Edict wider die Lutheraner erläfst und endlich so weit geht, dafs er die Anhänger Luthers aus der Stadt vertreibt. Mit ihm verbindet sich in der Person des Valentin von Teutleben ein strenghierarchischer Bischof. Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ist der mächtige Schirmherr der katholischen Partei. Als aber dieser von den schmalkaldischen Bundesgenossen seines Landes beraubt wird, ändert sich die Lage der Dinge in Hildesheim ganz und gar. Der Landgraf Philipp von Hessen ward Schutzherr der Stadt, der alte Magistrat ward abgesetzt und mufste einem evangelischen Magistrate seine Stelle überlassen. Der Churfürst von Sachsen sandte Bugenhagen, der Landgraf von Hessen Anton Corvin und die Stadt Braunschweig Heinrich Winkel nach Hildesheim, welche das evangelische Kirchenwesen daselbst auf einen festen Fufs setzten, und eine Kirchenordnung für die Stadt verfafsten. Im Jahre 1593 trat die Stadt in den schmalkaldischen Bund, und 1546 befahl der Magistrat jedem, der nicht das Abendmahl unter beiden Gestalten nehmen wolle, die Stadt zu verlassen. Jedoch der unglückliche Ausgang des schmalkaldischen Krieges bewirkte die Rückkehr des Bischofs und die Wiederherstellung des katholischen Cultus. In Folge des Religionsfriedens vom Jahre 1555 wurden die kirchlichen Verhältnisse zwischen Magistrat und Bischof vertragsweise festgestellt. Alle diese Umstände finden sich

Digitized by Google

in der angezeigten Schrift mit sorgfältiger Gründlichkeit entwickelt.

Die zuletzt angezeigte Schrift entwirft ein Gesammtbild von dem baierischen Volksleben, wovon das kirchliche Leben einen Theil ausmacht. Der geistreiche Verf. schaut das menschliche Leben unter dem Bilde eines Organismus an, dessen ganzer Zustand ein krankhafter sein müsse, sofern das edelste Glied daran in einem krankhaften Zustande sich befinde. Wir erhalten in dieser Schrift ein aus den Quellen mit sorgfältigem Fleifse geschöpftes Bild von dem Eindringen des Protestantismus in Baiern unter den Herzögen Wilhelm IV. und Albrecht V., wie derselbe durch die Jesuiten niedergehalten und endlich unter Wilhelm V. ganz unterdrückt wurde. Damit wird eine fernere Schilderung des Jesuitenordens in seinem Einflusse auf Baiern verbunden und gezeigt, wie durch denselben das unter dem Volke der Baiern sich regende selbstständige, nationale, geniale wissenschaftliche Leben ausgetilgt und an dessen Stelle ein todter Mechanismus gesetzt wurde.

Lic. Holzhausen.

XIX.

Lucrèce, tragédie en cinq actes et en vers par M. Ponsard.

Lucretia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen Ponsard's bearbeitet von Adolf Philippi. Hamburg, 1844*; bei Kittler.* 75 S. 8.

Ponsard's Lucretia machte im vorigen Jahre bei ihrem ersten Erscheinen das gröfste Aufsehen in Paris. Man erblickte darin eine Umkehr von den abentheuerlichen Verirrungen der jüngsten Erzeugnisse der romantischen Schule zur alten, gediegenen Klassicität. Während aber der Dichter jene Auswüchse auf das natürliche Maafs zurückzuführen vermochte, war ihm ein völliges Zurückgehen auf den veralteten, steifleinenen und eingeschnürten Normalcanon der klassischen Tragödie nicht erlaubt. Der Läuterung bedurfte die moderne Poesie: ignorirt konnte sie nicht werden. Die Klassicität, hindurchgegangen durch die Romantik, durch sie vermittelt, kann sich der Errungenschaft derselben nicht entäufsern: freier sind ihre Bewegungen, höher schlagen ihre Pulse, wärmer glüht ihr Herz. So ersteht sie aus langem Todesschlafe: freilich nicht i der junonischen, imposanten Hoheit, die einst Cornei ihr verlieh, auf äschylischem Kothurne einherschreite aber begabt mit neuer, frischer Lebens- und Bildung fähigkeit, geschmückt mit dem Reize der Jugend.

Jugend und Schönheit aber dürfen auf Nachsi Anspruch machen: Sicherheit des Auftretens, Ab- Angemessenheit jeder Bewegung, jedes Wortes, ist von ihr noch nicht zu fordern, erst bei sorgsamer A bildung zu erwarten berechtigt. Nur Athene entsp gerüstet dem Haupte des allwaltenden Zeus. — überall feste und sichere Haltung, eine bis in die sten Schattirungen des Details vollendete Ausbil namentlich in Hinsicht auf Korrektheit des Ausdr finden wir demnach in der neuklassischen französi Tragödie noch nicht. Wie einst Herakles stan am Scheidewege; auf der einen Seite eine hehre trone in antiker Gewandung, mit knappem Falten keusch verhüllt, langsam einherschreitend, ernst würdig, aber streng und hart: auf der anderen üppige, jugendliche Gestalt, mit wallendem Haar kränzt und gesalbt, in bacchantischem Rausch Thyrsus schwingend, eine entfesselte Mänade. nicht durfte sie, wie der Alkide, mit raschem schlusse zwischen rechts oder links entscheidend von beiden sich in die Arme werfen; ihre Aufgab schlichtend und versöhnend zwischen die fein Gestalten zu treten, Freiheit und Jugendfrisc erhabener Hoheit zu paaren, die steife, bronzene wie die taumelnde Ausgelassenheit als gleich un tigt zurückweisend. Wenn ihr nicht bei dem Versuche in allen Stücken gelang die widerstre Elemente zu vollendeter, harmonischer Durch zu einen, wenn hier oder dort noch ein Sch eine nicht völlig motivirte Hinneigung auf die e andere Seite sich zeigt, wer möchte mit dem rechten? Danken wir ihm vielmehr, dafs er kri Wahre erstrebt, dafs er kühn den Versuch ge in seine Rechte wiedereinzusetzen und hoffen wi er oder gleichgesinnte und gleichbegabte Nachfol französische Drama auf der neuen Bahn einer gleichmäfsig entwickelten Vollendung, gleich fr pedantischer Regelmäfsigkeit wie von zügelloser dogenialität, entgegenführen.

Der Stoff, den Ponsard für sein erstes Au gewählt, ist ein durchaus glücklicher. Livius

Digitized by Google

gleichliche Erzählung, die nach dem Ausspruche des-
ien, der wie keiner ihn zu beurtheilen vermochte „das
erste Buch, das Meisterwerk seiner ganzen Geschichte,
:rönt" (Niebuhr Röm. Gesch. Th. I. Anm. 1403) stellt
ns das Bild der vollkommensten dramatischen Ent-
icklung in den lebhaftesten Zügen vor Augen. Die
leschichte selbst ist hier das erhabenste Gedicht. Kei-
er fremdartigen Zuthat, keiner willkührlichen Aus-
hmückung bedarf das in grofsen, scharfen Umrissen
zeichnete Gemälde, selbst vielleicht ursprünglich na-
onalen Gesängen entnommen oder doch mit denselben
ich durchwebt, um von dem schaffenden Dichtergeiste
pfangen und wiedergeboren zum vollendeten Trauer-
iele sich zu gestalten.

Nur noch einmal bietet die römische Geschichte
en Stoff dar, der in gleicher Weise alle Bedingun-
eines abgeschlossenen tragischen Verlaufs in sich
hielte: den Tod der Virginia. Hier wie dort ein
fsartiger politischer Hintergrund, der Sturz übermü-
er Gewalthaber, herbeigeführt durch ruchlose Be-
: hier aber ein schwaches, wehrloses Mädchen, hin-
pfert von dem Vater um der Schande zu entfliehen,
ein erhabenes Weib, die nachdem sie den Schimpf
det, um nicht gröfserer Schmach unrettbar anheim-
len, selbst den Dolch sich ins Herz stöfst.

Von derselben Ansicht scheint auch der Dichter
egangen. Nur das Verhältnifs des Sextus zu Tul-
Brutus Gattin, hat er von seiner Erfindung hinzu-
an. Sonst hat er die grofsartige Einfachheit des
es nicht entstellt und zerrissen; gleich die erste
e führt uns in Lucretias stilles Frauengemach, wo
nter ihren Sklavinnen bei nächtlicher Lampe für
wesenden Gemahl Gewänder fertigt; da erscheint
t ihm aus dem Lager vor Ardea gekommen, um
Gattinnen zu beobachten, Brutus und die Tarqui-
Sextus sieht Lucretia, seine Leidenschaft wird
mt, sein Entschlufs ist gefafst; — so ist der
geschürzt, dessen Entwicklungen in stets stei-
Interesse uns bis zu dem Höhepuncte, Lucretias
führen. Aber der Dichter hat richtig gefühlt,
mit kein Abschlufs gegeben sei: Brutus mufs
ske des Blödsinns abwerfen und über Lucretias
am die Bürger zum Kampfe gegen die Tyran-
nflammen:

Romains, de Collatie à Rome.
:oyens: *A Rome, à Rome.*

liefst Ponsard's Lucretia. Wir ahnen, dafs für
lie Morgenröthe eines neuen Tages anbricht,
Lucretias Opfertod gesühnt werden wird, wie
ie der eines Weibes — mit der Freiheit eines

ifs unsere Litteratur, stets bereit Fremdes an-
nen und sich anzueignen, diese aufsergewöhn-
nd hoffentlich folgenreiche Erscheinung in der
ischen Poesie nicht unbeachtet würde vorüber-
lassen, stand zu erwarten. Eine nicht unbe-
che Anzahl von Uebersetzungen der Lucretia
hienen. Die vorliegende des Hrn. Dr. Philippi
ist zu Paris unter den Augen ihres Verfassers gedruckt, der sich seit mehreren Jahren dort aufhält. Er hat die Lucrèce nicht nur gelesen, er konnte den unmittelbaren, lebendigen Eindruck der Darstellung auf sich wirken lassen und so ein anschaulicheres, concreteres Bild der Tragödie in sich ausbilden, als auch das genaueste Studium es zu geben vermag. Er mufste aber fühlen, dafs wenn er auch seinen Landsleuten dieselbe zugänglich machen und eine ähnliche Wirkung erreichen wollte, zweierlei besonders zu beachten war.

Hat man nämlich kürzlich die Behauptung aufgestellt, der iambische Trimeter der Alten sei für uns nicht ein entsprechendes Maafs der Tragödie, so gilt dasselbe in viel höherem Grade von den klappernden gereimten Alexandrinern, die uns geradezu den entgegengesetzten Eindruck machen. Wir können also Hrn. Philippi nur völlig beipflichten, wenn er die Treue im Wiedergeben der Form der Erreichung des beabsichtigten Totaleindruckes unterordnete und das unserer Sprache geläufigste und angemessenste Metrum des fünffüfsigen Jambus für seine Uebertragung wählte. Sorgfältigere Feile hätte hier vielleicht einzelne kleine Unebenheiten noch zu tilgen vermocht, indem dem Vf. zuweilen Dimeter oder Senare entschlüpft sind, die den im Ganzen reinen und wohl gebildeten Versbau störend unterbrechen. Dafs der Gesang der Laodice, einer Sklavin der Lucretia (Act. IV. Sc. 1.), der im Originale gleichmäfsig im alexandrinischen Maafse fortläuft, von Hrn. Ph. als gesondertes Lied, namentlich in der letzten Strophe sehr gelungen, wiedergegeben wird, spricht nur für seine einsichtige Erkenntnifs unserer Auffassungsweise. Dieselbe aber hat ihn zweitens auch dahin geführt, im Ausdrucke sich nicht sklavisch dem Originale anzuschliefsen, sondern dasselbe in freier Bearbeitung uns vorzulegen. So erst konnte er hoffen den Eindruck des französischen Dichtwerkes auf die Franzosen durch seine deutsche Uebertragung bei den Deutschen hervorzubringen. Denn fanden schon jene mehreres in dieser Hinsicht zu tadeln (s. Magnin Revue des deux mondes 1843. II. p. 747 — 749; Patin im Decemberhefte des Journal des Savans 1843), so würde uns manches in starrer, wörtlicher Uebersetzung als unerträglich, ja selbst hin und wieder fast als lächerlich erschienen sein, z. B. wenn es von den altrömischen Frauen heifst, (I, 1) dafs sie

mettaient tout leur souci
à surveiller l'ouvrage, à meriter ainsi
qu'on lût sur leur tombeau, digne d'une Romaine:
„elle vécut chez elle et fila de la laine."

Hr. Philippi dagegen hat überall, dem Genius unserer Sprache treu sich anschmiegend, eine einfache, klassische Würde der Sprache, wie sie dem Gegenstande angemessen ist, gleichmäfsig hergestellt, Schroffes und Uebertriebenes, das hie und da nicht fehlt, gemildert, endlich einzelne, zu sehr an das Moderne streifende Wendungen und Ausdrücke auf das gegebene Maafs antiker Zustände zurückgeführt. Nehmen wir als Beispiel gleich Einiges aus der ersten Scene. Die Worte der Amme der Lucretia:

Digitized by Google

„Lucrèce, écoutez-moi; car vous n'oubliez pas
que je vous ai long-tems portée entre mes bras.
Votre mère mourût quand vous veniez de naître,
je vous donnai mon lait sur l'ordre de mon maître;
je ne vous quittai plus; je bénis le destin,
lorsqu'il vous fit entrer au lit de Collatin.
C'est pour quoi laissez-moi parler etc."

giebt unsere Uebertragung so wieder:

„Lucretia, höre mich. Du weifst ich habe
Auf diesen Armen dich als Kind getragen;
Die Mutter starb, da sie den Tag dir schenkte.
An meinem Busen hab' ich dich ernährt
Und nie seitdem verlassen; ich war es,
Die dich dem edlen Gatten zugeführt.
Drum hab' ein Recht ich frei mit dir zu reden."

In ihrer Antwort hierauf sagt Lucretia unter anderm:

„La vertu, qui convient aux mères de famille
c'est d'être la première à manier l'aiguille,
la plus industrieuse à filer la toison,
à préparer l'habit, propre à chaque saison,
afin qu'en revenant au foyer domestique,
le guerrier puisse mettre une blanche tunique,
et rendre grâce aux Dieux, de trouver sur le seuil
une femme soigneuse et qui lui fasse accueil.
Laisse à d'autres que nous les concerts et la danse:
ton langage, nourrice, a manqué de prudence."

Bei Hrn. Philippi lautet diese Stelle:

„Das ist der Hausfrau Tugend, dafs sie stets
Mit ems'gem Fleifs die erste sei zur Arbeit,
Wenn ein Gewand es rasch zu weben gilt,
Gemäfs dem Wechsel, den das Jahr gebiert.
Kehrt dann der Krieger heim zum eig'nen Herde,
Legt er die weifse Toga festlich an
Und dankt den Göttern, dafs auf seiner Schwelle
Ein sorgsam Weib ihm keusch die Hand gereicht.
Gesang und Tanz sei andrer Frauen Lust!
Du aber, Amme, riethest weise nicht."

Welche von beiden Ausdrucksweisen der Tragödie nach unserm Sinne besser entspreche, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Im Allgemeinen können wir Hrn. Ph.'s Arbeit das Lob, einen hohen Grad der Vollendung erreicht zu haben, nicht versagen. Oft erscheint er uns als selbstständig poetisch schaffend und läfst sein Vorbild weit hinter sich zurück. Freilich war, um Beiden gerecht zu sein, durch die Abweisung des Reims ihm auch gröfsere Freiheit und leichtere Bewegung gestattet. Nur selten wird man mit Grund an einem Ausdrucke Anstofs nehmen, wie Schwalm (I, 3), im Nu (ebendaselbst), oder:

nur Brutus gab, was meinst du? einen Stock
so grob wie er...

und

zufrieden war der Gott, er wufste wohl
es sei der grobe Stab mit Gold gefüllt (*I*, 4).

„Die schöne Herrin!" (I. 2) ist zu sehr das Französische: „la belle maîtresse!"; ganz undeutsch ist

„ein unbestimmt Gerücht nur hat in meine
Zurückgezogenheit sich eingedrungen." (*I*, 3).

Aber zu solchen und ähnlichen Ausstellungen wird man fast nur in diesen ersten Scenen einigemale Gelegenheit finden: gegen das viele wahrhaft Gelungene und Treffliche können sie kaum in Anschlag kommen. Als besonders schön nennen wir das Gespräch zwischen Sextus und Tullia, (III, 2), namentlich folgende Worte des Sextus:

„Ein heiterer Genufs der Jugend ist
Mein Zweck. Die Macht, der Reichthum dienen mir,
Im schnellen Lauf die Eb'ne zu durchmessen;
Wo eine Blum' an ihrem Rand' erblüht,
Dahin zieht hurtig mich dies Rossepaar.
So bin ich nur geschäftig, stets die Freude,
Die sich mir bietet, dankbar zu geniefsen,
Ob Bacchus sie im süfsen Weine reicht,
Ob an dem Busen einer schönen Frau
Die holde Göttin, die den Gürtel löset.
So liebt' ich dich; doch nicht so viel ich weifs,
Um unser Loos auf ewig zu vereinen.
Nicht thränenschwer erschien die Liebe mir:
Das Haupt bekränzet, lächelnd, freudevoll,
Eilt sie, genoss'nen Glückes eingedenk,
Wie sie die Laune führt, zu neuer Lust.
Ihr Fufs ist ungehemmt von jenen Ketten,
Die tückisch oft den Hafs zusammenschmieden."

(Die entsprechende Stelle des Originals heifst so:

Je ne veux la puissance et ne veux la richesse
que pour les atteler au char de ma jeunesse,
et plus vite arriver par ces coursiers sans frein
au bout des voluptés, qui bordent mon terrain.
partout où le plaisir s'offre à moi je le cueille,
soit qu'il pende aux festons de lierre, dont la feuille,
dissipant les ardeurs du cécube embaumé,
fait jouir plus longtems de Bacchus désarmé;
soit que Venus, penchant sa robe dénouée
le verse dans le sein d'une amante enjouée etc.).

Ferner zeichnen wir die Scene zwischen Sextus und Lucretia aus (IV, 3), so wie Brutus Rede an den Geger in der letzten Scene (V. 4), aus der wir nachfolgende Stelle mittheilen wollen:

„Ihr freut euch, nach des Tages Last und Hitze,
Am stillen Herde euer Weib zu finden,
Umringet von der Kinder froher Schar;
Und blühet unter ihnen eine Tochter,
Ist ihre Unschuld euch ein theurer Schatz. —
Seid des Verlusts gewärtig dieser Güter
So lang Tarquinius herrschet und sein Stamm.
Ein stilles Glück ist ihnen gute Beute,
Und eurer Leiden freuet sich ihr Trotz.
Die Bande nicht des Bluts, das Gastrecht nicht,
Das der Barbar verehrt seit ew'gen Zeiten,
Gewährten gegen Sextus Frevel Schutz.
D'rum auf nach Rom, bestrafet den Tyrannen,
Des Gastrechts höchster Schützer steht uns bei!"

Wir Freunde in der Heimath aber, denen dieser sein Werk als Denkmal der Einnerung geben können in dankbarer Erwiederung nur wünschen, die wohlgelungene Arbeit die Beachtung finden, deren sie vor vielen ähnlichen werth ist.

Hert

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher
für
'issenschaftliche Kritik.

August 1844.

XX.

marische Uebersicht des orientalischen Münz-binettes der Universität Rostock, und Anzeige r in demselben befindlichen unedirten oder r andern bemerkenswerthen Stücke von Ch. . Frähn. Petersburg, 1843. 56 S. 8.

)urch Oluf Gerhard Tychsens Thätigkeit ward stock eine bedeutende Anzahl moslemischer Mün-esammelt, welche nach Tychsens Tode in den der dortigen Universität überging, und seitdem lurch verschiedene Schenkungen und in Meklen-selbst gemachte Funde beträchtliche Bereiche-ı erhielt, so dafs sie zu der Zahl von ungefähr halbhundert Münzen anwuchs. Der ältere Vor-rar zwar von Tychsen geordnet und bestimmt, ıit manchen in jener Zeit, wo die moslemische 'issenschaft erst im Entstehn war, unvermeidli-lifsgriffen und Irrthümern, und ein grofser Theil äter hinzugekommenen war noch gar nicht be-. Höchst zweckmäfsig war daher der auf den *lag des* Bibliothekares, Baron von Nettelbladt, :, und durch den Vizekanzler der Universität, n Both, zur Ausführung gebrachte Entschlufs, ıze Sammlung an Hrn. Frähn zu übersenden, r sie systematisch ordne und alle Münzen ge-*timme*, gemäfs jenen aufserordentlichen Fort-ı in dieser Wissenschaft, welche grade durch ıptsächlich herbeigeführt worden sind. Gern ın Hr. F. dieses mühsame Geschäft im liebrei-ıdenken an seine Vaterstadt, an seine vater-e Universität, die Pflegerin seiner jugendlichen und an den Mann, welcher der hauptsächlich-:ber dieser Sammlung gewesen war, und den zum ersten Führer auf diesem Felde gehabt Manche der in der Sammlung befindlichen sind auf den Münztafeln der Schriften von Tychsen, Aurivillius und Adler abgebildet. Indem nun Fr. mit diesen Abbildungen die jetzt vor ihm liegenden Originale verglich, überzeugte er sich, wie wenig Vertrauen oft jene Abbildungen verdienen, und zu welchen falschen Erklärungen sie Anlafs geben. Er sagt: „Jene Abbildungen lassen in Bezug auf Richtigkeit und Treue viel zu wünschen übrig, insofern sie nicht von wirklichen Künstlern, die mit der Erklärung der Münzen nichts zu schaffen hatten, sondern von Dilettanten, von den Besitzern und Erklärern der Münzen selbst herrühren, und diese gelehrten Männer Auge und Hand nicht immer frei von dem Einflusse ihrer vorgefafsten Ansicht haben. Die Mifsgriffe, welche die Folge davon gewesen, habe ich in meiner Beschreibung gehörigen Orts bemerkbar machen müssen, und sie als warnende Beispiele aufgestellt, welche darthun, wie mifslich es ist, wenn unsere Numismatiker selbst den Zeichner oder Graveur der Münzen machen, die sie erklären." Hr. Fr. fügt hinzu, dafs freilich zu diesem Geschäfte nicht so ungeschickte Künstler genommen werden müssen, wie diejenigen, welche die Münzen des Nanischen Cabinettes bei Assemani, die des Mus. Arigoni T. 3. tab. 101—109. und die der Description de l'Egypte, Planches, Et. mod. T. 2. pl. h. i. k. zeichneten. Der Künstler mufs in dem Auffassen solcher Münzschriften schon einige Uebung besitzen, und im Zeichnen gewissenhaft sein. In der vorliegenden Schrift bezeichnet der Verf. die Klassen, in welche er die Rostocker Sammlung ordnete, und hebt aus einzelnen derselben einige Merkwürdigkeiten, Seltenheiten und Inedita hervor, dabei längere oder kürzere Auszüge aus seiner Beschreibung des Cabinettes hinzufügend, welche Münzen betreffen, die besondre Beachtung verdienen, oder von ihren früheren Erklärern mifsverstanden waren, imgleichen einige erheblichere Fragen in dieser Wissenschaft untersuchen.

Die Klasse der *Umeijaden* oder Omajjiden zählt

Digitized by Google

eilf verschiedene Münzen, unter welchen die von Jesid 2. geschlagen zu Andalus [Cordova] ao. 104. noch unedirt war, bis der Verf. sie in seine: Quinque Centuriae, part. I. aufnahm. In der Klasse der *Abbassiden* findet sich eine Anzahl von Bruchstücken und angebrochenen oder verstümmelten Münzen, welches den Vf. zu einer längeren Bemerkung über diese zerschnittenen oder zerbrochenen Münzen veranlafst. Sie finden sich in Rufsland und in den baltischen Ländern sehr häufig, während dagegen die in Asien, Afrika, Sicilien und Spanien gemachten Münzfunde sie nicht darbieten. Die Meinung Rasmussens, dafs sie von abgenutzten Exemplaren herrühren, ist nicht haltbar. Denn die Schrift auf ihnen ist oft ganz scharf und wohlerhalten, und ihre Ränder sind nicht abgenutzt, sondern gewöhnlich scharf, zum Theil wie abgeschnitten, wie es mehrere dem Unterzeichneten vorliegende, in Pommern gefundene Stücke zeigen. Die meisten sind Stücke von Samanidenmünzen. Des Verf.'s Meinung ist nun folgende. Da es lange Zeit in den mohammedanischen Reichen kein kleineres Silbergeld als den *Dirhem* gab, das Kupfergeld eines Landes aber aufserhalb der Gränze selten Cours hat, so ersetzte man bei dem Handelsverkehr mit dem Norden die Scheidemünze durch zerbrochene Dirhems. Ward das arabische Geld dargewogen, und es fehlte am Gewichte etwas weniger als ein Dirhem, so ward das noch fehlende von einem Dirhem mit der Zange abgebrochen, und dann hinzugefügt; oder es wurden überhaupt zu kleineren Zahlungen solche Bruchstücke verwendet. Die morgenländischen Schriftsteller erwähnen auch selbst diesen Gebrauch. In einer Petersburger Handschrift der von Ouseley aus dem Persischen übersetzten orientalischen Geographie heifst es: ومعا ملت سمرقند بزر باشد وبدرم اسمعيل شكسته d. i. „der Handelsverkehr Samarkands geschieht mit Gold und mit ismaïlischen Dirhems, welche zerbrochen sind." Hr. Fr. bemerkt, dafs hier unter dem Golde wahrscheinlich Barren zu verstehen sind, da es äufserst wenige Samanidische Goldmünzen giebt, und dafs die Ausgleichung durch zerbrochene Silbermünzen nur von dem Handel Samarkands nach dem Norden zu verstehn ist, da für den inländischen Verkehr kupferne Scheidemünze vorhanden war. Auch in England war im zehnten, eilften und zwölften Jahrhundert die brokemoney als Scheidemünze üblich, nämlich Penegas, die in zwei, oder in v Stücke zerschnitten waren. Unter den einzelnen A bassiden der Rostocker Sammlung bezeichnet Hr. manche merkwürdige. Dahin gehören: die unter d Chalifen El manssûr von dem *Emir Mussa* [ben Su man], Statthalter zu Haleb und Kinnesrin, in letzte Stadt ao. 157. geprägte Kupfermünze, welche von heren Numismatikern mehrfach mifsgedeutet wor ferner mehrere Dirhems der Statthalter Libyens, n lich des Muhallabiden Jesid, Rauh, Nasr, Fadl, Harthama, die ebenfalls lange Zeit verkannt wo sind; desgleichen eine Kupfermünze, und die H eines Dirhem [der aber hier *Dinar* heifst], beid Arran [d. i. in Berdaa] geschlagen, und zwar von bisher noch nicht vorgekommenen Statthaltern des des, die eine vom Emir Mûssa ben issa unter dem lifen Harûn ao. 178., die andre von Sadaka be صدقة بن علي unter dem Chalifen El mamûn, noch unedirt; ferner die ehemalige Adlersche Mü Muktefis [Mus. Cuf. Borg. II. nro. 26.] geprägt in ao. 291., auf welcher der Wali eddaula الدولة von Adler und Andern verkannt ward. Es ist der welcher auf Samanidenmünzen von ao. 291. 292 ständiger genannt wird: الحسين ولي الدولة الوزير und eigentlich Kasim ben obaidulla hiefs bekleidete das Wesirat erst unter El Mutadid dann unter El muktefi. Die eigene Anschauung cher Münzen dieser Klasse bestätigte Hrn. F Zweifel, welche er gegen frühere Lesungen de geäufsert hatte, und er theilt nun die berichtigte sungen mit. Die Münzen aus der Klasse der S *den* geben dem Verf. wiederum Veranlassung, frühere Lesungen zu berichtigen. Auf eine des Amr ben el leith von ao. 284. im Mus. Cu II. tab. 2. nro. 30. hatte Adler den Prägeort Nisabur gelesen; Hr. Frähn zeigt, dafs er *in Schiras* laute. Schiras war die damalige stadt von Fars, und ward durch Amr ben el le vielen neuen Bauten geschmückt, daher man si معمور عمرو ليث „ausgebaut durch Amr nannte. Unter den *Samaniden* der Rostocker S lung finden sich manche merkwürdige und s Stücke. Die ehemalige Adlersche Münze T tab. 3. nro. 47. ist nicht zu Balch geprägt, wie

Digitized by Google

laubte, sondern zu Bochâra, und der Name des Cha-
'en ist auf ihr nicht المطيع El muti, sondern
المستكفى El mustekfi. Adler verwarf den letzteren
men, weil die Münze das Jahr 338. führt, und El
stekfi schon im Jahr 334. abgesetzt, geblendet und
haftet ward. Adler tadelte daher auch Reiske, wel-
r auf einem Dresdener Exemplare dieser Münze:
mustekfi und Bochâra ao. 338. gelesen hatte. Aber
iske hat ganz richtig gelesen. Selbst spätere Mün-
des Samaniden Nûch 1. aus den Jahren 339—343.
Münzen seines Nachfolgers Abdulmelik von ao.
—345. nennen als Chalifen den El mustekfi. Schon
ske bemerkte richtig, es scheine dies zu beweisen,
die Samaniden die Absetzung des El mustekfi
t anerkannten, und Tychsen fügte hinzu, dies werde
en Grund gehabt haben in der Feindschaft, wel-
zwischen den Samaniden und dem Absetzer El
ekfis, nämlich dem Buweihiden Moïss eddaula,
chte. Diese Vermuthungen erhebt nun Hr. Fr.
Gewifsheit, indem er aus der Petersburger Hand-
ft der grofsen Chronik des Bedr eddîn el aini eine
beibringt, worin es von dem Samaniden Nûch
asr heifst: ولم يخطب للمطيع لله وكان
يخطب المستكفى وهو مد d. i. „das Kan-
et liefs er nicht für den El muti lilla halten, son-
für den El mustekfi, obgleich dieser abgesetzt
Es versteht sich von selbst, dafs die Samani-
en Namen desjenigen Chalifen, für den sie das
lgebet halten liefsen, auch auf die Münzen setz-
Es ist dies ein glänzender Beweis dafür, wie die
n und die Geschichtschreiber sich gegenseitig
en, erläutern und bestätigen. Auf einer Münze
maniden Nûch, welche von Aurivillius Tab. 2.
abgebildet, und p. 89 beschrieben ist, die aber
wie Aurivillius vermuthete, vom Jahre 333. oder
ndern von ao. 340. ist, führt jener Fürst den
en El emîr el muwajjad الامير المويد d. i.
Gott gestärkte Fürst, während er von den
htschreibern, Otbi, Abulfeda, Abul faradsch,
d, nur El emîr el hamîd الامير الحميد
- *lobwürdige Fürst* genannt wird. Dafs jene
ber, so wie einige andre, die ihn gleichfalls
jjad nennen, in vollem Rechte sind, zeigt wie-
ne Stelle der eben erwähnten Chronik des El
aini, welche sagt: وفي كنز الدرر لقبه اصحابه
بالمويد وبعد وفاته بالحميد d. i. „Im Kens
eddurar heifst es: seine Gefährten gaben ihm den Bei-
namen El wuwajjad, aber nach seinem Tode den Bei-
namen El hamîd." Dieser Samanide erhielt also, wie
die chinesischen Kaiser, einen titulus honoris posthu-
mus, und nur dieser ist in die Werke jener Geschichts-
schreiber übergegangen. Die von Aurivillius tab. 3.
nro. 9. abgebildete Münze, geschlagen zu Samarkand
ao. 306. nennt einen Fürsten ميكال بن جعفر Mikal
ben dschafer [Aurivillius las unrichtig: Menkel oder
Monkal]; da die uns bisjetzt zugänglichen Quellen für
die Geschichte der Sâmaniden seiner nicht erwähnen,
so äufsert Hr. Fr. die blofse Vermuthung, dafs er ein
Samanidischer Statthalter war, der die Unruhen der
ersten Regierungsjahre des noch sehr jungen Samani-
den Nasr 2. benutzte, um sich unabhängig zu machen.
Eine andre Münze desselben Mikal ist zu Nissabur ge-
prägt. Er übte also das Münzrecht in zwei der bedeu-
tendsten Städte des Samanidischen Reiches. Eine im
Mus. Borg. Cuf. II. tab. 3. nro. 48. abgebildete Münze
mit sehr roher, schwer zu lesender Schrift, welche von
Sacy so bestimmt ward: vom Samaniden Nasr ben
achmed unter dem Chalifen El muktedir zu El schâsch
ao. 308. geprägt, wird von Hrn. Fr. hier sehr genau
erörtert, und gezeigt, dafs jene Bestimmung theils un-
richtig, theils unsicher ist. Die Jahrszahl wird 380.
oder 383. oder 386. sein, und der Name des Chalifen
läfst sich ebensowohl El kâdir billa lesen, welches dann
zu ao. 383. und ao. 386. stimmen würde. Diese Münze
führt den Vf. zu einer längeren Betrachtung der unge-
stalteten ostbulgarischen Münzen, welche auf eine rohe
Weise den Samanidischen nachgebildet wurden, und
deren er aus der Rostocker Sammlung funfzehn zusam-
mengestellt hat unter dem Namen: Numi Kufici bar-
bari. Einigen derselben weiset Hr. Fr. hier ihre Sa-
manidischen Originale nach, die in verzerrter Gestalt
in ihnen wieder erscheinen.

Durch Hrn. *Rudolph von Frähn*, Sohn unsres be-
rühmten Orientalisten, erhielt das asiatische Münzca-
binet der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu
St. Petersburg aus Persien eine Sendung von 117 Mün-
zen, unter welchen sich mehrere, zum Theil bis dahin
unbekannt gewesene, Sassaniden befinden, von Scha-
pur 1. Wahraran 1. Narses ao. 293—301. Hormisdas 2.

Digitized by Google

Schahpur 2. Warahran 4. Jesdegerd 1. ao. 400—420., dessen Name nicht, wie Longpérier angiebt, Jzdkerd, sondern deutlich יזדיגרדי Jesdigerdi geschrieben ist, Warahran 5. Jesdegerd 2. Firus, Kobad, Guamasp ao. 498. Chosrub 1. Anuschirwan, Hormisdas 4. Chosrub 2. Perwis, Artaxerxes 3. Hr. *Dorn* hat einen kurzen Bericht über diese Münzen im Jahre 1843. aufgesetzt, welcher gleichfalls in den Nachrichten der Petersburger Akademie der Wissenschaften erschienen ist.

J. G. L. Kosegarten.

XXI.

Examen critique de la découverte du prétendu coeur de Saint Louis, fait à la Saint-Chapelle, le 15 *Mai* 1843 *ec. Par M. Letronne. Paris,* 1844*; chez Didot. XXXI u.* 209 *S.*

Ob die Mehrzahl der Leser dieser Blätter grofsen Antheil daran nehmen würde, wenn man das Herz des heiligen Ludwig wirklich aufgefunden hätte, das mag dahin gestellt bleiben; allein ein Herz, nicht des frommen Königs, sondern eines Unbekannten, eines Menschen, dessen Namen vielleicht ganz und gar verschollen, kann sicherlich kein grofses Interesse bei denselben erwecken. Auch ist es nicht der Gegenstand der Untersuchung, sondern die Untersuchung selbst, die Art wie die Beweisführung geführt worden, die Streitigkeiten die sich daran geknüpft, der Kampf der Methoden, der dabei zur Sprache gekommen, was die Aufmerksamkeit auch des deutschen gelehrten Publicums wohl verdienen dürfte. Wie soll man historische Fragen entscheiden? Indem man von vornherein eine bestimmte Lösung im Auge hat, und sich sagt, dort ist das Ziel wo ich durchaus ankommen mufs, nun darauf los gesteuert, Alles benutzt, was dahin führen kann, Alles abgewiesen, was ablenken könnte? Oder indem man sich sagt, hier sind die Elemente der Frage, prüfen wir eines nach dem andern, suchen wir möglichst keines zu vernachläfsigen und keines zu bevorzugen; was das Resultat sein wird, ich weifs es nicht, die Untersuchung wird es lehren, wir sind bereit es anzuerkennen, wie es auch ausfallen möge? Wo soll der Kritiker stehen? Auf einem nationalen, re giösen, überhaupt praktischen Standpunct? Oder a dem der ganz unbefangenen, neutralen Theorie? S er aus einzelnen, blendenden Daten mit beweglic Phantasie ein Gebäude aufführen, und wenn ihm h nach jene Daten, die einzigen reellen Stützen Baus, von der Kritik entzogen werden, die eig Schöpfung immer noch für Wirklichkeit ausgeben len? Oder soll er sämmtliche Daten abhören, nicht die redenden Documente, sondern auch die stum die Steine, das Blei, die Leinwand, die Verwe selbst zwingen ihm ihr Zeugnifs abzulegen; die F so lange drehen und wenden, und so zu sagen sen und keltern, bis endlich ihnen, und nicht der tasie des Forschers, die Wahrheit entfliefst? S unter den redenden Zeugen die gegenwärtigen, g zeitigen, leichthin abfertigen, oder, wenn sie stimmt sind, zu verdächtigen suchen, und solche dem Ereignifs fern standen, es aus dritter, vierter kennen, in den Vordergrund stellen? Oder soll er blofs zählen, sondern auch wägen und absch Alle diese und andere Fragen der kritischen M haben sich an ein Paar halbvermoderte Muskel geknüpft. Auf welcher Seite der Verf. dieser S steht, braucht man nicht erst zu sagen: sein schungen über alte Geschichte und Kunst lassen d keinen Zweifel. Aber gerade diese Forschung man gegen ihn geltend machen wollen: er sei i chenland und Aegypten zu Hause, aber kenne das liche Mittelalter nicht. So kam eine gewisse sucht zwischen der klassischen Philologie und tionalen Alterthumsforschern ins Spiel. Als ob in solchen Untersuchungen nicht hauptsächlich Methode handle; wer die richtige Methode wird auch bald die rechten Materialien aus machen und Alles gehörig zu combiniren und arbeiten wissen. Dafs aber in der Schule der schen Philologie die Methode vorzugsweise aus ist, und dafs die Untersuchungen der Meister in Fache als Muster für das historisch-kritische ren gelten können — das hat eben dieser Str Neue bewiesen; auch scheint es in der Natur de begründet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

August 1844.

:amen critique de la découverte du prétendu ɔeur de Saint Louis, faite à la Sainte-Chapelle, e 15 Mai 1843 ec. Par M. Letronne.

(Schlufs.)

Die klassische Philologie ist die älteste unter allen ı Schwestern, sie stand schon an der Wiege un- ? ganzen neueren Bildung. Als älteste hat sie auch die meiste Erfahrung, und, nach langem ɔen und vielfältigem Irren, weifs sie endlich die e Strafse mit Sicherheit zu unterscheiden. Dazu ıt, dafs ihr Gegenstand nicht, wie die National- hümer, mit tausend Fäden in die Interessen der ıwart verwebt ist, sondern in beschaulicher Ferne in objectiv gegenüber steht. Sehen wir, wie sich Vorzüge in dieser Frage bewährt haben. Genau er zu berichten ist freilich unmöglich: denn die sind etwas weitschichtig geworden. Vorliegen- uch besteht aus einer einleitenden Erörterung; ge aus nicht weniger als 26 Schriften, welche dte Herz ins Leben gerufen; einer ausführlichen ken Untersuchung, und einem Anhang von Akten- ı. Wir können nur einige Hauptpuncte ange- ıd müssen das dramatische und psychologische ıe, das gerade in den Einzelnheiten liegt, auf-

den Arbeiten in der Kirche „Sainte-Chapelle," t im ursprünglichen Stile restaurirt wird, fand oberen Stockwerk, dicht hinter der Stelle, wo ler Hochaltar stand, ein menschliches Herz; diese Kirche von dem heiligen Ludwig gegrün- len, so lag der Gedanke nahe, man habe das s Stifters selbst aufgefunden. Diese Vermu- ırde in einem Bericht, den Hr. Letronne ein age nach der Entdeckung an den Minister entschieden zurückgewiesen. Aber es erhoben ɔ Stimmen, und zum Theil von namhaften Ge- lehrten, wie von den Herren Le Prevost und Paulin Paris, zu Gunsten einer Ansicht, welche sich dem nationalen und religiösen Sinne einschmeichelt. Gegen sämmtliche Aufsätze dieser Ansicht ist die ausführliche „kritische Untersuchung" des Hrn. Vf.'s gerichtet.

Der Freund und Beichtvater des heiligen Ludwig, Geoffroy de Beaulieu, berichtet freilich, dafs Philipp der Kühne nur die Gebeine seines Vaters nach Frankreich gebracht und in St.-Denis bestattet habe, während Eingeweide und Herz an Karl von Anjou überlassen und in Monreale beigesetzt wurden. Man sollte also denken, dafs das Herz niemals nach Frankreich gekommen. Man hat dagegen das Zeugnifs später lebender Geschichtschreiber und eines Chronikauszugs geltend machen wollen; man hat sodann die Hypothese aufgestellt, das Herz sei später nach Frankreich gekommen, in Folge geheimer Unterhandlungen, und sei eben so geheim, ohne dafs eine Seele etwas davon erfahren, in der Heiligen-Kapelle bestattet worden: da nämlich sämmtliche Urkunden hiervon schweigen, blieb nur diese verzweifelte Annahme übrig. Man hat endlich die letzten Kapitel des Geoffroy de Beaulieu verdächtigen wollen; allein Hr. N. de Wailly hat die Unhaltbarkeit dieser Hypothese gezeigt, indem der Schriftsteller schon im Anfang des Werkes auf diese Schlufskapitel hinweist.

Der materielle Thatbestand ist nicht minder sprechend. *Kenner* hatten behauptet, der Stein, unter welchem man das Herz gefunden, zeige „ein einfaches, schönes griechisches Kreuz, welches eine Hand des 13. Jahrhunderts darauf eingegraben." Wie hätte da die Stelle und das Herz so lange völlig unbemerkt bleiben können? Es ist übrigens urkundlich nachgewiesen, „dafs die Hand eines Steinmetz im Jahre XI der einigen und untheilbaren französischen Republik dies Kreuz gehauen." Eine Warnung für kühne Archäologen! — „Dieser Stein" heifst es in einer Streitschrift „befindet

Digitized by Google

sich so genau unter den heiligen Reliquien, dafs ein Blutstropfen der Dornenkrone, der flüssig würde und den Goldstoff, welcher sie umhüllt, durchdränge, gerade auf jenes Kreuz fallen müfste. Wir sind hier an einem heiligen, furchtbaren Orte!" Der Hr. Vf. bemerkt, dafs „der Blutstropfen unseres Herrn diesen Weg nur vermöge zweier Wunder hätte zurücklegen können: denn er hätte zuerst durch einen Altar, einen Steinboden und ein Gewölbe hindurchdringen, und dann, trotz des Gesetzes der Schwere, beträchtlich von der Senkrechten abweichen müssen." — Das Herz befand sich in einer doppelten Kapsel. Die äufsere war von Blei und wohlerhalten; die innere von Zinn und mit Ausnahme des Deckels durch Oxydation zerstört. Keine trug eine Inschrift. Auffallend für den heiligen Ludwig, dessen Haupt in einer goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kapsel, dessen Hemd und Geifsel selbst in einem Sammtstoff mit Goldbesatz bewahrt wurde. Um hier zu helfen, hat man angenommen, eine dritte, innerste Kapsel von edlem Metall sei im Jahre 1803 entwendet worden. Aber, entgegnet der Hr. Vf., da die äufsere Kapsel in gutem Stande war, so kann die Oxydation der Zinnkapsel nur durch Feuchtigkeit von innen hervorgebracht worden sein: das Zinn war also nicht durch ein edles Metall vom Herzen getrennt. — Das Herz ist ferner nicht in Seide oder Goldstoff gehüllt, wie dies sonst bei Fürsten Brauch war, sondern in Hanfleinwand. Dies zu erklären wurde zuerst die Demuth des Königs zu Hülfe gerufen; aber diese Demuth hätte eben so gut abhalten müssen, den Kopf, die Rippe, die Kinnlade des Heiligen so prächtig zu umhüllen. Darauf ersann man noch ein anderes Auskunftsmittel um den groben Stoff zu veredlen: vielleicht, hiefs es, ist dies Tuch ein Stück von dem Bufshemde des heiligen Ludwig. Der Gedanke ist originell. Nur Schade, dafs die Bufshemden bekanntlich aus härenem Stoff waren (wie auch die Etymologie des französischen: haire, zeigt). — So wären wir denn endlich bis zu dem Herzen selbst vorgedrungen, und auch dies mufs dem Hrn. Vf. Rede stehn, und bezeugen, dafs es nicht dem heiligen Könige zugehört habe. Das Herz des Richard Löwenherz, das man in Rouen gefunden, war vollkommen zu Staub geworden, das Kästchen aber, in dem es sich befand, unversehrt: offenbar, weil man das Herz zuerst vollständig getrocknet. *Dies* Herz bildet noch eine feste, hornartige Masse, scheint also schon defshalb jüngeren Ursprungs; die innere Kapsel ist oxydirt, beweist ab dafs das Herz, unzubereitet, noch nafs und blutig hi eingelegt wurde, während wir wissen, dafs das L wigs IX., wie sein ganzer Körper, in Wein abge und sorgfältig einbalsamirt wurde. Hieran schliefs Hr. Vf. noch eine Bemerkung, die den feinbeobach den Forscher der griechischen Kunstgeschichte ver Das vielbesprochene Herz lag in einer herzförm Kapsel. Nun befinden sich aber die anderen H aus dem 13. u. 14. Jahrh., von denen wir wi viereckigen Kästchen oder zwischen zwei Metall Das älteste Beispiel einer herzförmigen Kapsel bei Anna von Bretagne vorzukommen, die im J gestorben. Wie nun, fragt der Archäologe, wen Form erst in einer späteren Zeit aufgekommen, hierin ein sicheres Kennzeichen der Epochen b

Wir beschränken uns auf diese wenigen Auszüge. Aber auch so wird sich dem L Zeilen wohl die Bemerkung aufgedrängt hab Hr. Letronne, wenn er auch aus dem alten einen Ausflug ins mittelalterliche Frankreich doch ganz und gar in seinem Fache geb scheint wirklich, als ob dieser Gelehrte recht dazu ausersehen wäre, die trüben Vor romantisch-phantastischen Ansichten auf de Geschichte durch das helle Licht der K scheuchen. Wir erinnern nur an das Grab mandyas; an die Thierkreise von Tentyra die er sammt ihren und noch vielen and aus der ägyptischen Urzeit in die Zeiten schen und römischen Herrschaft versetzte, schönen Theorieen über das Alter der und die ägyptische Abstammung der hell gion und Wissenschaft unbarmherzig de versetzte; an Memnon, den griechischen asiatischen Fürsten, den ägyptischen Gott von Meroe, das allegorische Wesen, dess Symbol der Sphärenharmonie, des ewigen dessen Dienst in unvordenklichen Zeiten d der der alten Welt gewandert — wie then aus ihrem mystischen Dämmerlichte den. In der Abhandlung über die Statu ist die Methode der Forschung sowohl al lung vielleicht am vollkommensten: die schwierigen Fragen, die mit diesem G sammenhingen, ist so überzeugend gegeb

Digitized by Google

Kritik sich daran ermuthigen und zu der doppelten Ueberzeugung gelangen kann, sie brauche auch vor en anscheinend dunkelsten und verworrensten Fragen icht zurückzuschrecken, und sie könne jeder historischen Untersuchung, so unbedeutend auch der Gegenstand an sich scheinen mag, ein höheres Interesse erleihen.

Diese Zuversicht der Kritik scheint durchaus nicht ertrieben, sondern in der Natur der Dinge begründet. des Factum steht, durch einen strengen Kausalnexus, t tausend und aber tausend andern, ja man kann sa-n, mit allen übrigen Facten in Zusammenhang. Nie-nd wird diese Wechselbeziehung alles Geschehenden gnen, wenn der Zusammenhang selbst uns auch häufig *geht*, theils weil wir ihn nicht begreifen, theils, und h häufiger, weil wir nicht darauf achten. Hierin ist *Zuversicht* der historischen, wie der richterlichen tik, begründet. Einige kleine, unscheinbare Facten, tig behandelt und mit wiederschaffender Phantasie den lebendigen Zusammenhang ihrer Zeit zurückesetzt, können hinreichen um die wichtigsten Facten estätigen, oder irrige Annahmen zu vernichten. Die edeutendheit der Anhaltspuncte darf uns an der *erheit* des Resultats nicht irre machen, sobald nur Causalnexus, der unzweifelhaft bestanden, richtig *erhergestellt* ist. Z. B. auf der Memnonssäule finsich nur Inschriften von Griechen und Römern; haben die Aegypter kein sonderliches Interesse an Stimme des Memnon genommen: also ist der My-von dem Sohne der Morgenröthe, der seine Mutrüfst, nicht ägyptischen Ursprungs. — Andererkönnen sich Thatsachen von untergeordneter Wich-*it häufig* durch die allgemeinsten und wichtigsten n, durch die Sinnesart einer Nation, durch den *eist erklären*. So kann Unbedeutendes ein grofses sse erhalten, indem es sich als eine Folge des tendsten darstellt. Z. B. an sich ist es ziemlich ültig, wer die Memnonssäule restaurirt hat, es kaum ein wahrhaft geschichtliches Factum zu *Alle* Anzeichen führen auf die Zeit des Sep-Severus. Ist es der Mühe werth zu beweisen, *eser* Kaiser der Wiederhersteller gewesen? O ja, man zeigt, wie diese Restauration aus demselben *entsprungen*, der die Edicte gegen den Übertritt hristen- oder Judenthume hervorrief; dafs hierden christlichen Wundern ein heidnisches, wie die Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana ristlichen ein heidnisches Evangelium entgegenwerden sollte.

erauf beruht ein Interesse auch kleiner histori-*ntersuchungen*, ein Interesse das in den Dingen iegt, das man aber nicht bemerken würde, wenn *stellung es* nicht hervorhöbe. Ein anderes Inkann unabhängig von den Dingen, in der Dar-*allein* liegen, in der Art, wie sie den Gang der chung dem Leser vorzuführen weifs. Es ist e Kunst, und, wenn man will, doch etwas ganz es. Es kommt nur darauf an, den eigenen Ideengang, die Stufen, wie die Ueberzeugung sich nach und nach aus den einzelnen Daten heraus entwickelte, in der Darstellung treu wiederzugeben. Sogar Irrgänge, die man beim Suchen gethan, können zuweilen mit Vortheil in die Darstellung aufgenommen werden. Auf diese Weise wird die Frage, die man verhandelt, ein lebendiges Wesen, das sich aus einem Keim, nach inneren Gesetzen, wenn auch unter gewissen Einflüssen von Aufsen her, allmählig bis zur vollen Reife heran entwickelt. Der Leser sieht dies Wesen gleichsam wachsen, und er nimmt regen Theil daran, wie an einer Pflanze, einem Thier, einem Menschen, überhaupt an allem, was unter unseren Augen wird und sich vollendet. Diese Kunst der Darstellung besitzt unser Verf. in hohem Grade und sie ist es, die seine Schriften, abgesehen von ihrem Inhalte, so anziehend macht. Diese Kunst hat unter den deutschen Gelehrten, wie es dem Ref. wenigstens scheint, vorzüglich Buttmann besessen. Nirgends hat sie sich wohl überraschender gezeigt, als in dem Lexilogus des trefflichen Mannes, weil hier das Minutiöse des Gegenstandes ein lebendig fesselndes Interesse fast auszuschliefsen scheint. Aber wir sehen die Untersuchung, und wäre es auch nur die über ein Wort, eine grammatische Form, entstehen, wachsen, sich vollenden, und wir folgen mit ganzer Seele.

Dr. Heinr. Weil.

XXII.

G. Parthey, Dr. Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum, e Peyroni et Tattami lexicis concinnavit. Berlin, 1844. *Nicolaische Buchhandlung. XII u.* 587 *S.* 8.

Aus der Hand eines sehr geschätzten Gelehrten und Reisenden, der auf ägyptischem Boden selbst für die Denkmäler dieses Landes sich begeistert und seitdem die genauere Kenntnifs derselben sehr gefördert, empfangen wir jetzt ein koptisches Wörterbuch in kürzerer Fassung, wie es schon lange Bedürfnifs gewesen.

In der Vorrede erinnert der Verf., dafs die Beleuchtung der Alterthümer Aegyptens hauptsächlich auf Kenntnifs der koptischen Sprache beruht, indem die phonetisch gebrauchten Schriftbilder Worte und grammatische Formen des Altägyptischen darstellen, welches, wie aus einer Menge Beispielen sich ergiebt, mit der in Bibelübersetzungen, Liturgieen u. s. w. uns noch erhaltenen Sprache der Kopten identisch ist. Die älteste, gewifs über Abraham's Zeitalter hinausreichende, und im Sarge des Mycerin aufgefundene Inschrift ist ohne Zweifel in demselben Idiome abgefafst, welches noch die Muttersprache des *Mu'allim Athanasios* war, des Letzten der (um die Mitte unseres 17ten Jahrhunderts) koptisch geschrieben.

Die Schriftzeichen auf den ägyptischen Denkmälern können, unabhängig von ihrer dreifachen Form — *hieroglyphische, hieratische* und *enchorische* Charaktere — entweder *Begriffe*, oder *einzelne Laute* bezeichnen. Im letzteren Falle, der uns hier allein angeht, vertreten sie den Anfangslaut desjenigen Wortes, dessen Begriff sie ihrer Natur nach versinnlichen. So steht das Bild einer *Hand*, wo es nur phonetische Geltung haben soll, für den Buchstaben *t*, weil das ägyptische Wort für Hand (*tot*) mit dem Laute *t* anfängt; so das Bild eines *Adlers* im gleichen Falle für *a*, weil *achôm* (Adler) mit *a* anfängt. Aus beiden Bildern ergiebt sich,

Digitized by Google

wenn das Erste zur Rechten des Zweiten oder über ihm steht, die Silbe *ta*, die schon allein mehrere Bedeutungen ausdrücken kann *). Allein der Laut des *t* wird auch wohl durch *Flügel* (*tengh*), und der des *a* durch *Rohr* (*ake*) versinnlicht, wo dann die Verbindung Beider wiederum *ta* giebt. Es würden der phonetischen Zeichen eben so viele sein, als der Schriftzeichen überhaupt, wenn die Bilder aller Gegenstände, deren Name mit einem und demselben Laute anfängt, diesen Laut auch darstellen könnten; allein der Gebrauch hat nur für eine beschränkte Anzahl gleich berechtigter Bilder entschieden, bei deren Wahl man von Schicklichkeit oder Streben nach Eleganz sich leiten liefs.

Zum sichern Erkennen der durch Schriftbilder ausgedrückten Laute ist nun vor Allem erforderlich, dafs jedes Bild von ähnlichen, etwas ganz Anderes bedeutenden unterscheidbar sei; sodann, dafs man auf dialektische Veränderungen der ägyptischen Wörter Rücksicht nehme, wobei jedoch Willkür zu vermeiden ist. Auch hat die Erfahrung gelehrt, dafs hier, wie in der semitischen Buchstabenschrift, die Vocale der Wörter, besonders gröfserer, oft ganz oder zum Theil unbezeichnet bleiben, während gewisse Zeichen für alle Vocale, Andere für zwei oder drei Consonanten desselben Organes stehen können. An der Seite eines gemalten Gegenstandes finden wir gewöhnlich seinen Namen in phonetischer Schrift, z. B. neben *Hund* die Repräsentanten von *oy* (ου), *gh*, und *r*, welche mit Ergänzung eines Vocales das Wort *oyghor* ergeben, das noch jetzt im Koptischen *Hund* bedeutet. Bei Wörtern, deren Bezeichnung eine gröfsere Zahl phonetischer Charaktere erfordert, kann man auch wohl mit Hülfe des schon bekannten koptischen Wortes den Laut eines oder des anderen undeutlichen Zeichens mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Der enchorische (oder demotische) Schrift-Charakter zeigt uns die alten ideographischen Zeichen auf einfache Buchstaben reducirt, deren Abstammung von jenen erst durch genaue Vergleichung einleuchtend wird. Mehr Beschränkung ihrer Zahl und schärfere Unterscheidung gewisser Vocale in der Schrift, hätten aus diesen Zeichen das passendste Alphabet für die Sprache gemacht; allein die Aegypter vertauschten, als sie zum Christenthum übergingen, ihre einheimische Schrift für immer mit der *griechischen*, und behielten nur zum Ausdruck gewisser Laute die ihrer Sprache eigenthümlich waren, sechs demotische Zeichen bei, welche in der Ordnung des Alphabets den 25 griechischen Buchstaben nachfolgen. Das sechste jener Zeichen hat seine Uebereinstimmung mit dem griechischen σ (letzteres schreiben die Kopten c) wohl nur dem Zufall zu verdanken, da die Entstehung dieser Form aus der entsprechenden Hieroglyphe sich nachweisen läfst. Das Erste derselben, *Schei* (*sch*), stimmt seiner Form nach fast genau mit dem russischen щ (*schtsch*), ebenfalls nur zufällig; denn Letzterem liegt das ш (*sch*) derselben Schrift, und diesem wieder das hebräische ש zum Grunde **).

Da alle Uebersetzungen und andere schriftliche Arbeiten der christlichen Aegypter in diesem griechisch-koptischen Alphabete geschrieben sind, so bedient man sich desselben auch in koptischen Wörterbüchern ausschliefslich. Das Wörterbuch des Hrn. Parthey ist mit den sehr schönen Typen der königlichen Akademie gedruckt. Es beginnt mit dem koptisch-lateinischen Theile, welchem der lateinisch-koptische folgt. Der letztere ist besonders für Diejenigen wichtig, denen es bei Entzifferung phonetischer Bilder darauf ankommt, die verschiednen Benennungen eines und desselben Gegenstandes, wie auch die dialektischen Varianten eines und desselben Wortes zu übersehen. Als Hauptquelle nennt der Verf. *Peyron's Lexicon Coptico-Latinum* (T rin, 1835), und die lexicalischen Ergänzungen im Anhang dessen *Grammatik* (Turin, 1842). Er fand es für gut, die e mologische Anordnung der Wörter, welche in einem kürze Vocabular minder passend erscheint, nicht beizubehalten; auch das ganze Heer der Belegstellen bei Peyron mufste v fallen. Dagegen hat Hr. P. auf logische Anordnung der Be tungen, sofern sie wirklich als mit einander verwandt zu trachten sind, sein Augenmerk gerichtet.

Wir setzen hinzu, dafs man in dem Wörterbuche des Parthey auch die Menge rein griechischer Wörter nicht su darf, welche aus der griechischen Bibel und auch wohl aus starken Verkehre mit Griechen ins spätere Aegyptische e drungen, und, weil sie gröfstentheils ganz unverändert g ben, schon auf den ersten Blick erkennbar sind, z. B. π εθνος, ασεβης, λοιμος, μακαριος, πολεμος, παρανομος, κλημ βοηθος, σκηνη, στερεωμα, selbst Partikeln, wie δε, ουδε, γαρ, κατα, πλην, μηποτε etc. Weniger überflüfsig wären solche chische Nomina gewesen, die, wie z. B. ελπις, ειρηνη, Verwandlung des Spiritus in *gh* (*ghelpis*, *ghirene*) etw kenntlich geworden sind, oder solche, die ein vorgesetzte tisches *er* oder *ari* (machen) zu *Verben* stempelt, z. *ghelpis* (Hoffnung machen), *hoffen*.

Wo der Plural koptischer Wörter durch eine besonde dung sich kund giebt, ist dies gewöhnlich bemerkt; wir sen nur einige Plurale von Adjectiven, die wenigstens Tattam'schen Grammatik citirt werden, und finden underv verschieden angegeben. Bei Tattam ist *atschch'etch'o* Mehrzahl von *atschch'etch'otf* (unbegreiflich); *belley*, *nane* oder *sabê*: Plurale von *belle* (*blind*), *nane* (gut), sabe In vorliegendem Wörterbuch erscheint von diesen Fo *y* und *ê* nur *sabê*, aber als Femininum. Als Plural v (schön) hat Tattam *enesöoy*, das Vocabul. *enesô*. — *sa* in erwähnter Grammatik als blofser Plural von *saie* (sch geführt, im Vocabular aber ist es ein besonderes, nur verwandtes Wort mit den Bedeutungen *honestus*, *decoru*

Das Werk des Hrn. Parthey hat noch folgende Zugaben: 1) Verzeichnifs der Bischofsitze Aegyptens sächlich aus Pococke's und Lequien's Schriften. 2) lateinisches Verzeichnifs der geographischen Namen, koptisch geschriebenen Büchern vorkommen, mit Hin der ihnen entsprechenden griechischen, lateinischen u schen. Hier verdient Bemerkung, dafs die Kopten se einheimische Namen ihrer Städte vergessen und dafür sche oder arabische Namen, welche zum Theil blofse melungen der ägyptischen, angenommen haben. Der Stadt *Kanôpos* wird von dem Rhetor Aristides, auf d tät ägyptischer Priester, mit *goldner Boden* (χρυσοῦ erklärt, welche Worte den ägyptischen: *kaghi* en n des Goldes, *Goldland*) genau entsprechen. So schreiben Kopten diesen Namen niemals, sondern Κανωπος, wie chen, denen das gutturale *gh* zu beschwerlich war. nisch-koptisches Verzeichnifs derjenigen geographisch die bei griechischen und römischen Schriftstellern v 4) Verzeichnifs ägyptischer Wörter, die von griechisch stellern erklärt werden. 5) Verzeichnifs ägyptischer W von römischen Schriftstellern angeführt und erklärt Wegen der im Alten Testamente zerstreuten ägyptis ter kann man auf Gesenius' Wörterbücher verweisen Buch Hiob hat sich bekanntlich mit hoher Wahrsch der ägyptische Name des *Hippopotamus* geflüchtet, unseren koptischen Wörterbüchern vergebens suchen *p'eghe em-môu* (*Wasser-Ochse*), das berühmte Ungeh *môth*, dessen Erklärung aus dem Hebräischen (als בְּהֵמָה *Thier*) unstatthaft ist.

W. S

*) Z. B. das Verbum *geben;* den weiblichen Artikel (*t*) mit dem Infix erster Person (*a*). also *mea*. Etc.

**) Das fünfte Zeichen *Gandscha*, ist offenbar von den Kopten zu den Armeniern übergegangen, deren *dsch* genau eben so geschrieben wird.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XXIII.

Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer; edited with a preliminary discourse by the latter. Vol. I — III. Paris, 1843; printed for the oriental translation fund of Great Britain and Ireland. 8.

Im Jahre 1787 wurde William Jones von Muhammed Hussain, einem damals in Indien lebenden Muselmann zum Lesen des vorliegenden Buches angetrieben und gab sein Urtheil dahin ab: „es sei das unterhaltendste und belehrendste Werk, das er jemals im Persischen gelesen habe." Seitdem hat das Buch viele zum Theile ganz entgegengesetzte Urtheile erfahren. Der persische Text des Buches war nämlich bereits schon 1789 und ganz 1809 in Calcutta bekanntgemacht worden. In Europa wurde er viel später bekannt und, wie alle Calcuttaer Ausgaben aus jenen Jahren, in einer so geringen Anzahl von Exemplaren, dafs er dem gröfseren Theile der Orientalisten unzugänglich bleiben mufste. Er blieb auf diese Art fast unbeachtet, bis ein anderes, dem Inhalte nach ähnliches mit ihm verwandtes Werk die Aufmerksamkeit einmal auf ihn lenkte. Dem gelehrten Oberpriester der Parsen zu Bombay, Mulla Firuz ben Kâus, war nämlich durch Erbschaft von seinem Vater eine Schrift des Desâtîr, ein Buch, das W. Jones umsonst gesucht hatte, in die Hände gekommen. Er hielt sie wirklich für ein heiliges Buch der Guebern und auf Anrathen seiner englischen Freunde Duncan und Malcolm edirte er seine Handschrift, welche den Text des Desâtîr nebst neupersischer Uebersetzung und Commentar enthält, er selbst fügte noch eine englische Uebersetzung bei und das Ganze erschien zu Bombay im Jahre 1818.

Kaum war dieses Buch bekannt geworden, als schon verschiedene Urtheile über und mehrere Stimmen gegen dasselbe laut wurden. De Sacy unterwarf dasselbe im Journal des Savans, Janvier 1821 einer ausführlichen Kritik, in welcher er darzuthun suchte, das Buch könne nicht vor der Mongolenherrschaft geschrieben sein. Ein Engländer, Norris, setzt es in einer Kritik im Asiatic Journal and Monthly Register 1820 in das siebente Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, Erskine im zweiten Bande der Bombay Transactions in die allerneuste Zeit, nach Akbar dem Grofsen. Auch in Deutschland wurden einige Stimmen laut. Hr. von Hammer in den Heidelberger Jahrbüchern für 1823 nimmt ein ziemlich hohes Alter an, Tholuck in seinem 1821 erschienenen Werke: Sufismus sive de theosophia Persarum pantheistica setzt den Desâtîr trotz dem, dafs er die auffallende Aehnlichkeit mit dem Sufismus bemerkte, in das sechste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Es war sehr natürlich, dafs die, welche das Alter des Buches überhaupt bezweifelten, auch das Alter der Sprache bezweifelten, in welcher dasselbe geschrieben ist. Man erklärte dieselbe für erfunden, ähnlich wie das Balai balan der Sufis.

Es war nun kaum anders möglich, als dafs der Dabistân mit in diesen Streit hineingezogen wurde, da er sich oft auf den Desâtîr beruft und seine Achtung vor dieser Autorität unzweideutig an den Tag legt. Er mufste defshalb bald für ein Werk von hoher Wichtigkeit, bald für eine werthlose Fiction gelten, je nachdem man von dem Alterthume oder der Neuheit des Desâtîr überzeugt war. Für das gröfsere Publicum blieb blofs übrig, sich an die oben angeführten Autoritäten zu halten, die Bücher waren zu selten und durch den abstrusen Inhalt abschreckend. Ein wesentlicher Fortschritt ist nun vorliegende Uebersetzung, für welche, wie für so manche andere, wir dem Oriental translation fund zu grofsem Danke verpflichtet sind.

Digitized by Google

Die oben erwähnten Streitigkeiten über den Desâtîr berühren nur einen Theil des Inhaltes unsres Werkes, nämlich das Kapitel über die altpersische Religion. Aufserdem finden wir aber noch elf Religionen in demselben beschrieben, darunter solche, über welche wir reiche Mittel in Händen haben, um den Autor zu controlliren, wie die der Hindus, Christen und Juden. Ref. bemerkt hier gleich im Allgemeinen, was er später im Einzelnen zu zeigen suchen wird, dafs der Verf. des Dabistân zwar kein tiefes Quellenstudium gemacht hat, aber seine Quellen (die wir vielfach controlliren können) immer getreulich referirt. Es ist daher dem Ref. ziemlich unwahrscheinlich, dafs er in dem einzigen Abschnitte über persische Religion absichtliche Fälschung sich erlaube, vielmehr scheint anzunehmen, dafs er selbst mit zu den Betrogenen gehöre. — Wir wenden uns nun nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu unsrer vorliegenden Uebersetzung.

Der gröfste Theil dieser verdienstvollen Arbeit rührt von Hrn. Troyer in Paris her, welcher schon durch seine treffliche Ausgabe der Râjâ Taranginî der gelehrten Welt rühmlichst bekannt ist. Begonnen wurde die Arbeit von dem als Uebersetzer eines Theiles von Mirchond bekannten David Shea, der aber die Arbeit vor seinem Tode nur bis S. 201 der Calcuttaer Ausgabe (= II. 85) führen konnte. Hr. Troyer vollendete den übrigen Theil der Arbeit, revidirte das Ganze und fügte noch eine gelehrte Einleitung und Noten bei. Von den letzteren werden wir sprechen, wenn wir die Uebersicht über das Buch selbst vollendet haben werden. Wie bereits gesagt, zerfällt dasselbe in 12 Abtheilungen, von welchen die erste die persischen Religionen umfafst. Wir kennen gewöhnlich blofs eine, die des Zoroaster, es mufs daher in Erstaunen setzen, dafs der Verf. des Dabistân, welcher erst im 17ten Jahrhunderte lebte, Nachrichten über eilf persische Secten geben kann, die weder uns noch den Muhammedanern bekannt sind, eben so Berichte über sonst gänzlich unbekannte Dynastien. Die Glaubenslehren der ersten dieser Secten, der *Sipasier* oder, wie sie auch genannt werden, Mahâbâdier und Yezdânier — die übrigen scheinen in den meisten Puncten mit ihnen übereinzustimmen — sind in Kurzen folgende:

Es giebt einen Gott, welcher über alle Beschreibung erhaben ist und von welchem alles Erschaffene herkommt. Seine erste Schöpfung war Azad Bahman, welcher von ihm emanirte, von diesem emanirte ein Andrer, von dieser zweiten Intelligenz, wie diese Emanation genannt wird, drei ähnliche und so fort bis jeder Fixstern und Planet seinen eignen Genius erhält. Die Welt steht in dem nämlichen Verhältnisse zu Gott, als die Sonnenstrahlen zur Sonne, sie besteht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die menschliche Seele ist gleichfalls ewig, durch gute Werke u. dgl. kann sie sich zu einer immer höheren Stufe emporarbeiten und wird zuletzt befreit (S. 9). Im entgegengesetzten Falle sinkt sie immer tiefer in die Thierwelt hinab.

Grofsen Einflufs üben die Gestirne auf die Welt. Jeder Stern regiert mehrere tausend Jahre, zuerst ganz allein unter dem Titel erster König tausend Jahre lang, dann wird ihm ein zweiter beigegeben tausend Jahre als erster Minister, dann ein zweiter eben so lange als zweiter Minister und so fort bis Sterne an der Reihe waren. Dann wird der Stern welcher früher erster Minister war, zweiter König, verbindet sich auf ähnliche Art wie der erste mit den übrigen Sternen, so geht es weiter, zuletzt wird der Mond König und regiert die gewöhnliche Anzahl Jahre. Ist dies geschehen, so ist ein grofser Cyclus zu Ende, die Sache beginnt von Neuem. Die Auferstehung der Todten erklären sie ausdrücklich für absurd, ähnliche Körper werden in den folgenden Cyclen erscheinen. Zwei Personen, ein Mann und eine Frau, bleiben am Ende eines solchen Cyclus übrig nach der allgemeinen Zerstörung und pflanzen das Menschengeschlecht in dem nächsten fort.

Die beiden überlebenden Menschen im jetzigen Cyclus sind Mahâbâd und seine Frau. Sie hatten zahlreiche Nachkommenschaft, aber die Menschen hatten Nichts von Civilisation durch göttliche Eingebung und durch Erinnerung, aus dem vorhergehenden Cyclus wufste ihnen Mahâbâd zu helfen, er lehrte sie Waffen zu schmieden, zu spinnen und zu weben. Er stiftete Städte ein und theilte das Volk in vier Klassen nämlich: 1) Huristâr oder Birmun; 2) Nuristâr oder Chatri; 3) Suristâr oder Bâs, letzteres Wort ist gleichbedeutend mit Bisyas; 4) Ruzistâr oder Sudin. Mahâbâd empfing den Desâtîr, ein himmlisches Buch, in Asmâni d. i. himmlischer Sprache geschrieben, jetzt ist keine Spur mehr in der irdischen Welt zu

Digitized by Google

eben *). Nach der Dynastie von Mahâbâd kommt von Abâd Azâd, unter ihm ist Alles in der höch- n Blüthe, nachdem er sich aber von der Regierung ückgezogen hat, verschwindet die Herrlichkeit und Glück des Reiches. Jai Afrâm nahm sich hierauf, ohl von den Weisen als von Gott durch Gabriel u aufgefordert, der Verlassenen an. Der Letzte er Dynastie ist Jai Alâd. Nach seinem Tode fällt Welt wieder in Unordnung, bis sie Shai Giliv von em ordnet. Seine Dynastie endigt mit Shai Mah- ihm folgen die Yassaniân, dann Gilschâh oder mars, mit ihm und seinen Nachfolgern kommen auf den Grund und Boden der gewöhnlichen per- en Sage. Alle diese Dynastieen, mit Ausnahme etzteren, regieren eine grofse Anzahl von Jahren. ird dazu noch ausdrücklich bemerkt, dafs unter ngegebenen Jahren nicht gewöhnliche menschli- sondern farsâls, d. i. Jahre des Saturn zu ver- n seien. Eine Revolution des Saturn dauert drei- nenschliche Jahre, dreifsig solcher Jahre gelten Farmâh oder Monat des Saturn, zwölf solcher Mo- machen einen farsâl. In Bezug auf Kaiomars eine Nachfolger wird jedoch bemerkt, dafs ihre rungsjahre menschliche sind. Sie theilen sich in Dynastieen, welche aus Firdosi bekannt sind. Regierung dauerte 6024 Jahre und fünf Monate. usnahme Dahâk's waren sämmtliche Herrscher von Rechtlichkeit. Sie verehrten die Sterne war auf folgende Art (S. 35):

Saturn, in Menschengestalt, mit einem Affen- *einer* Krone auf dem Haupte, in der Rechten b, in der Linken eine Schlange. Ihn verehrten tchlich Mathematiker, Wahrsager u. dgl.

Hormuz (i. e. Jupiter), ein erdfarbener Mann Kopfe eines Geiers (کرگس), auf dem Kopfe eine Krone, in der rechten Hand einen Tur- der linken ein krystallenes Lamm (a crystal Besonders Gelehrte, Theologen, Richter, Ma- personen, sind in der Nähe seines Tempels.

Bahrâm (Mars), ein Bild von rothem Steine in menschlicher Gestalt, eine rothe Krone auf dem Kopfe, die rechte Hand niederhängend, in der linken einen eisernen Stab haltend. Seine Diener sind Türken. Das Schaffot und Criminalgefängnifs ist in der Nähe seines Tempels, Soldaten und Militairpersonen sammeln sich um denselben.

4) *Die Sonne* ist das gröfste unter den Idolen. Sie ward abgebildet als ein Mann mit zwei Köpfen, ihr Bildnifs ist von Gold, auf dem Kopfe hat sie eine Krone; in ihrer Nähe sind die Könige, der Adel, die Befehlshaber über die Provinzen und Männer der Wissenschaft.

5) *Nâhîd*, ein rother Mann, in der Rechten hat er eine Flasche mit Oel, in der Linken einen Kamm. Goldschmiede, Maler und Musiker waren um ihn.

6) *Tîr* (Mercur) hat einen Fischkörper, den Kopf eines Bären, in der rechten Hand hält er eine Feder, in der linken ein Dintenfafs, ein Arm ist schwarz, der andere weifs. Vizire, Philosophen und Künstler verehren ihn.

7) *Der Mond* wird dargestellt als ein Mann auf einem rothen Ochsen sitzend, in der rechten Hand ein Amulet von Rubinen, in der linken einen Zweig Basilicum haltend. Spione, Gesandte, Couriere und Reisende halten sich um seinen Tempel auf.

Aufser den eben genannten Bildern, welche öffentliche Tempel hatten, gab es noch besondere in Privathäusern, welche in einem besonderen Buche: Achteristân beschrieben werden. Diese sieben Tempel standen der königlichen Residenz gegenüber, an dem Tage eines jeden Planeten erschien der König in einem besondern Pavillon, dem Tempel des Planeten gegenüber, um ihn anzubeten, unten verrichtete das Volk seine Andacht. Von da aus ging der König in den Rozistân, wo sich die Minister um ihn sammelten, von da in den Dâdistân, wo Gericht gehalten wurde. — In alten Zeiten, als die rechtgläubigen Dynastieen blühten, waren die berühmtesten und heiligsten Stätten aller Nationen solche Tempel. Einer, welcher dort stand, wo jetzt die Kaaba steht, hiefs Mâhgâh (Mondhaus), woraus später Mekka wurde, Jerusalem war gleichfalls ein solcher Tempel, Medîna hiefs ursprünglich Mâhdîna, Karbala ist so viel als Kâr bâlâ etc. Aufserdem werden noch eine Menge solcher Plätze in Persien aufgezählt, auch in Indien waren solche, z. B.

---

bersetzt Hr. Troyer: not a trace of which has remai- n any of the languages etc. Richtiger: sie gleicht Sprache. Der persische Text lautet: بهیچ زبان فرویان نمي . —

Digitized by Google

Dvâraka und Mathura, ähnliche giebt es auch unter den Christen und Juden. Es folgen nun typische Auslegungen aus Firdosî, über Kai Kâus Himmelfahrt (Schâhnâme ed. Macan I. 298) und über Jskender und Chisr.

In Hinsicht auf andere Religionen sind die Mahabadianer sehr duldsam. Es haben viele Propheten gelebt, um uns die verschiednen Wege zu zeigen, welche zu Gott führen, auf jedem kann man zu Gott gelangen, das Haupthindernifs ist nur das Tödten unschädlicher Thiere. Dies ist in keiner Religion erlaubt und wenn die Anhänger verschiedner Religionen es doch thun, so geschieht dies blofs deshalb, weil sie sich blofs an den Wortsinn ihrer prophetischen Bücher halten, nicht den eigentlichen tieferen erforschen. Wo z. B. vom Tödten einer Kuh die Rede ist, meint der Gesetzgeber eigentlich die Bezwingung der Leidenschaften. Einige unschuldige Thiere erleiden allerdings, wenn sie getödtet werden, blofs gerechte Strafe für Ungerechtigkeiten in früheren Geburten. Wird ein Mann von einem schädlichen Thiere getödtet, so ist dies gleichfalls Wiedervergeltung für frühere Sünden. Schädliche Thiere zu tödten ist zwar erlaubt, doch thun es die Derwische nicht. Zuletzt wird noch von den Bufsübungen gesprochen, die Identität derselben mit den indischen hat auch schon unser Hr. Uebersetzer gesehen und defswegen in der Note zu S. 79 zur Vergleichung derselben im zweiten Bande aufgefordert.

Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels unsres Buches. Vergleichen wir nun diese Lehren mit denen, welche wir gewöhnlich als altpersisch kennen. Statt des bestimmten Dualismus haben wir hier einen Pantheismus, während Ormuzd im Zendavesta bestimmt *schafft*, emanirt hier Alles, die Auferstehung, welche bei den Parsen als Dogma gilt, wird hier als absurd verworfen. Eben so wenig läfst sich der Sternendienst aus dem Zendavesta ableiten, alle Gebräuche erinnern ebenfalls nicht daran. Dafs der Parsismus Secten gehabt habe, ist eine nicht zu bezweifelnde Sache, man müfste aber doch sehen können, auf welche Weise sie sich entwickelt haben, und man sieht dies auch recht gut bei denjenigen Parsensecten, von welche Schahristâni uns Berichte gegeben hat. Geben w nun aber diese Vergleichung mit den Parsen auf, werden wir uns dagegen gestehen müssen, dafs die Lehren auffallende Aehnlichkeiten, einestheils mit S zen indischer Religion, andrerseits mit denen der S darbieten. An Indien erinnert die Lehre von Cyclen mit der grofsen Zerstörung am Ende e jeden solchen Cyclus, Mahâbâd rettet sich ganz ähnliche Weise aus dem vorigen in den jetzigen Cy hinein als Parikschit nach der Sage der Puränen den vorigen Yuga in das jetzige. Die Lehre Fortwirken des Bösen, welches man in einer frü Geburt begangen hat, die Einschärfung, keine un digen Thiere zu tödten, Alles dies weist meine achtens auf Indien hin. Es ist jedoch diese wandtschaft mit Indien nicht für etwas Unbewufst halten, sie ist vielmehr offenbar durch Entlehnung standen. Man sieht dies insbesondere daraus, d indischen Namen angeführt werden, wenn der unsres Buches von den Kasten oder den Bufsüb der Sipasier spricht, ja er nimmt sogar im z Bande bei der Darstellung der indischen Bufsüb keinen Anstand auf das vorliegende Kapitel u weisen. — Noch bei Weitem mehr trägt diese Bestandtheile des Sufismus in sich. Die ganze nationstheorie mit der ersten Intelligenz an der ist sufistisch, die typische Auslegung war de von jeher eigen, ohne sie wäre es ihnen niem lungen, ihre Lehren mit dem Islam in Einkl bringen. Dafs die Sufi sich viel mit den Ste schaffen machten, ist bekannt, wir erhalten in unsrem Buche ganz nach dem ptolemäisch steme aufgezählt, wie in sufistischen Büchern, den Futuhât-ulmekkiye. Die Lehre von de stehung streitet gleichfalls gegen die Lehren (vgl. Tholuck Sufismus S. 133 sqq.). — Ferne die Lehre der Sipasier die ganze persische Sa sie sich bei Firdosî ausgebildet hat, als bekan aus, oder vielmehr, sie nimmt sie in gutem an, als ob es keine andere persische Geschichte

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Dabistân or the school of manners, transted from the original Persian with notes nd illustrations by David Shea and Anthony Troyer.

(Fortsetzung.)

Sind die eben ausgesprochenen Annahmen des Ref. indet, so wird von selbst klar sein, dafs die Entng dieser Lehren ziemlich spät gesetzt werden und es handelt sich nur darum, die Zeit etwas er zu bestimmen. Ehe wir dies aber thun, müsir uns einen Uebergriff in das nächste Kapitel en, welches Lebensbeschreibungen von Männern t, die dieser Secte angehörten. Hier finden wir uch nicht einen Namen, welcher nur in die Zeit lteren oder mittleren Islamismus hinaufreichte. en fabelhaften Königen springt der Verf. unsres s gleich auf Adzer Kaivân, welcher ausdrückas Haupt der neueren Sipasier genannt wird. te 28 Jahre in Kom gelebt, residirte zuletzt in in Indien und starb im Jahre 1026 der Hejra 1617 n. Chr. Hr. Troyer sagt unrichtig 1673). nter Akbars Regierung erhielt er die Einladung sem Kaiser, an seinen Hof zu kommen, was er ablehnte und blofs ein Buch an Akbar sandte, seine Lehren enthielt (III. p. 96). Fast alle genden Männer sind seine Schüler gewesen und äter als er verstorben. Ref. ist daher überdafs Adzer Kaivân nicht nur das Haupt der Sipasier, sondern der Sipasier überhaupt sei. r Zeit und in keinem Lande läfst sich dieses besser erklären. Akbar und seine Zeitgenosen keine strenge Anhänger des Islam, der Suvar sehr in den Islam eingedrungen und es sicher nicht fehlen, dafs die Sufis an vielen nd Gebräuchen der Hindureligion, so wie an chen Philosophie Geschmack fanden. Die persischen Uebersetzungen des Mahâbhârata, Bhagavatpurâna und andrer Schriften, rühren aus jener Zeit und beurkunden die Theilnahme, welche die indische Literatur unter den damaligen Gebildeten hatte. Daher kommt auch der Drang, neue Religionen zu stiften, der jener Zeit eigen ist, weil man den Islam und die indische Religion versühnen wollte. Wir werden mehrere derselben in der Folge kennen lernen, einzelne wie die der *Sikhs* haben sich wirklich Geltung verschafft. — Ueber die sonst nirgends vorkommenden Dynastieen von Mahâbâd bis Gilschâh hält Ref. nicht für nöthig, ein Wort zu verlieren, es sind natürlich blofse unhistorische Namen, ähnlich wie die Buddhisten ihre Asâmkhyas durch blofse Namen ausfüllen. Ref. sieht Nichts, was irgend hindern könnte, diese Secten in diese Zeit zu setzen, wohl aber möchte man mit Recht fragen, wie es möglich gewesen sei, wie so fleifsige Sammler von Mythen und Secten, wie Tabari, Mirchond, der Verfasser des Mojmel uttewârich, Schahristâni u. a. m. auch nicht einmal einen Namen oder ein Gerücht von solchen Secten vorfanden, falls sie wirklich existirten?

Wir wenden uns nun weiter zum zweiten Kapitel, welches, wie wir bereits gesagt, Lebensbeschreibungen enthält. Die Anhänger dieser Lehre sind folgende: *Ferzâne Kharrâd* + ao. h. 1029 (1620 p. Ch.); *Ferzâne Farschid wird* + 1029; *Ferzâne Chiredmend*, dessen Todesjahr zwar nicht genannt wird, der aber, wie man aus der Lebensbeschreibung sieht, den Vorigen gleichzeitig ist; *Ferzâne Behrâm* + 1034 (1624); *Mobed Hushyâr* + 1050 (1640); *Mobed Serosch* + 1036 (1627); *Firrâh Kâri*, dessen Lebenszeit daraus erhellt, dafs er ein Diener des Sidosch genannt wird, über welchen nachher; *Chodâ Joi* aus Herât + 1040 (1631); *Kuschi*, ohne Angabe des Todesjahres, welcher aber Biographieen der Vorhergehenden schrieb; *Ferzâne Behrâm* + 1048 (1638); *Mobed Peristâr* + 1049 (1640);

Digitized by Google

Mobed Peschkâr, Bruder des Vorhergehenden, ohne Todesjahr und *Sidosch* + 1040. — Von S. 132 an folgen nun Lebensbeschreibungen solcher, welche zwar nicht wirklich zu dieser Secte sich bekannten, aber ihres Lebenswandels wegen dazu gezählt werden, unter ihnen wird S. 137 auch ein Europäer genannt: Antun Buschuyah Wâvarâj (nach anderen Handschriften paschuta dakardaj). — Aus diesem Kapitel (S. 141) geht deutlich hervor, dafs die Sipasier von denen, die sich zu ihnen bekannten, nicht verlangten, dafs sie ihren Glauben wechseln sollten.

Wir übergehen kurz das dritte Kapitel, welches Auszüge aus einem anderen Buche der Sipasier, dem Paimâni Farhang, enthält. Wir finden darin einige Notizen über Himmel und Hölle, die Einrichtung des Staates, das Verhalten der Könige, Herstellung von Armeen, verschiednen Würden u. a. m. Hospitale sollen überall eingerichtet sein, eine Art Posteinrichtung mufs bestehen für die königlichen Couriere; die Frauen sind streng abgesondert zu halten. — Wir wenden uns nun zu den übrigen Secten der Perser. Die vom vierten bis zum dreizehnten Kapitel (S. 93—211) erwähnten Secten sind uns eben so unbekannt als die vorige, auch scheinen sie meist mit den Sipasiern übereinzustimmen, denn unser Verf. stellt blofs einzelne Sätze einer jeden dar, nicht ein vollständiges System. Häufig kennt er den Einen oder Andern von ihnen, meist sind sie äufserlich Muhammedaner. Es sind nun folgende: 1) die *Jamaspiân*, welche behaupten, Alles was existire sei Gott, Nichts existire aufser ihm in Wirklichkeit. Die meisten Schriften dieser Secte werden von den Sipasiern ohne Commentar zugelassen; das Hauptwerk ist Jemschîd's Testament an Âbtîn. 2) *Samradier*, die sich in mehrere Unterabtheilungen verzweigen: *a*) *Fartoschier*. Sie behaupten, die elementale Welt sei blofse Täuschung, Realität haben blofs die Seelen, Intelligenzen der Himmel und die Sterne; *b*) *Farschîdier*, erklären den Himmel und die Sterne gleichfalls für nicht wirklich und lassen blofs Seelen und Intelligenzen gelten; endlich *c*) *Faramandier* halten auch diese für ideal. Die Samradier, welche sich aus der Zeit Dahûks datiren, sind mit den Moslimen vermischt, einer ihrer Secte, Kamkâr, soll zur Zeit Mahmuds von Ghasna gelebt und eine Abhandlung über diese Secte geschrieben haben (?). — 3) *Khodayân*, gestiftet von Chodâdâd zur Zeit Dahâk's. Sie halten Seelen und Intelligenzen für nicht zusa mengesetzte Wesen und den Himmel und die Ster für die Genossen Gottes. Sie nehmen keinen Mitt zwischen Gott und den Menschen und keine Propheten an. Der Verf. unsres Buches kannte zwei Kaufle in Lahore, welche dieser Secte angehörten. 4) Radi Der Stifter dieser Secte, Rad gunâh, behauptet, Sonne sei dasselbe als Gott. Der vierte Himme nach ihm das Centrum der sieben Himmel. Der G der Himmel, die Sterne, und die drei Reiche der tur kommen von der Sonne und kehren dahin zur blofs das Böse bleibt in der elementalen Welt zu Auf einer Reise zwischen Cabul und dem Penjâ gegnete der Verf. des Dabistân zwei Männern Glaubens. 5) *Schîd rangiân*. Shîdrang, der S dieser Secte behauptet, dafs خوي ومنش (di tion and constitution) gleich Gott sind. Menschen Thiere gleichen den Pflanzen, sie kommen und schwinden. Einem Kaufmanne, der sich zu Secte bekannte, begegnete der Autor unseres B in Kaschmir. 6) *Paikariân*, sie behaupten, G dasselbe als Feuer, aus dem Feuer kommen vom die Sterne, vom Rauche der Himmel, von der die Luft, von der Luft die Feuchtigkeit, von der tigkeit das Wasser, vom Wasser die Erde u. 7) *Milaniân*. Der Stifter Milân setzt die L Gott, die Emanation ist ganz ähnlich wie bei d gen Secte. 8) *Alariân* setzen das Wasser als principe. 9) *Shîdâbiân* setzen die Erde als Gr cip und endlich 10) *Akhsiân*. Akhsi nimmt G Essenz aus den Elementen, seine Anhänger an keine Auferstehung und Belohnung nach de Wenn der Mensch stirbt, so wird sein Leib a Ehen mit der Mutter oder Tochter sind erla selbst Ehebruch, falls der Mann es erlaubt. - diese Secten liefse sich ohne Zweifel noch Neue aus den noch ungedruckten Geschichtsc dieser Zeit beibringen.

Im vierzehnten Abschnitte (S. 211 sqq.) die Darstellung der Religion Zoroasters. So Verf. wirklich aus zoroastrischen Quellen sch sein Bericht getreu, aber er hat, wie man aus seiner Andeutung S. 30 vermuthen kon Religionsvorschriften Zoroasters mit der L Sipasier in Einklang zu bringen gesucht, da kührliche Ausdeutungen dieser Lehre in Me

Digitized by Google

vorkommen, wir können sie natürlich blofs für apo-
cryph halten. Die Quellen, welche unser Verf. benutzt,
sind sehr neu, S. 213—260 steht eine Lebensbeschrei-
ung Zoroasters, im Wesentlichen identisch mit der
on Anquetil aus dem Zertuscht-nâme gegebenen, wel-
ches Anquetil selbst ins funfzehnte Jahrhundert unsrer
ätrechnung setzt. S. 260—272 folgen Nachrichten
er Lehren, welche Zoroaster dem gesammten Men-
hengeschlechte gegeben haben soll, apokryph, mit
rtlichen Citaten aus dem Desâtîr. S. 272 sqq. steht
Verzeichnifs der Nosks der Zendavesta, ein sol-
s hatte auch schon Anquetil mitgetheilt, welches
Troyer in den Anmerkungen zu unsrer Stelle un-
den Text gesetzt hat. Ein anderes solches Ver-
hnifs im neupersischen Originaltext hat Olshausen
en Fragmens relatifs à la religion de Zoroastre,
's 1829 mitgetheilt. Durch Vergleichung des letz-
Verzeichnisses wird ein Mifsverständnifs klar,
hes sich der Verf. des Dabistân zu Schulden kom-
liefs. Vergleichen wir nämlich das von ihm ge-
ne Verzeichnifs der Nosks mit den andern, so
t sich durchaus keine Aehnlichkeit in den Namen.
die Namen der drei ersten Nosks im Dabistân
s weiter sind als die Zentworte yathâ . âhû . vairyô,
schon Shea gesehen. Aber auch die folgenden
e sind aus dem Zend umgeschrieben, in einer
nmenstellung, wie sie sich öfter im Zendavesta
. Ich setze die Worte aus Cod. havn. nro. 5.
vso und nr. 12. fol. 1. recto hieher: yathâ . âhû .
. athâ . ratus . ashât . chît . hachâ . vañghèus.
. manañghô . skyaŏthnanaṅm . añghèus . mazdâi .
hrĕmchâ . ahurâr . â . yim . darĕghŏhyô . dadat .
m. — Vorstehende einundzwanzig Worte hat
rf. der von Olshausen herausgegebenen Notiz
a Namen der einundzwanzig Nosk's zusammenge-
nd unser Verf., entweder dieselbe oder eine
ähnliche Notiz vor Augen habend, hat diese
allein hergesetzt und die nachfolgenden Namen
eggelassen. Blofs der Name des sechsten Nosk's
irklich im Texte, dafür sind es auch zweiund-
Namen statt einundzwanzig. Die richtige Ab-
der Worte, so wie einige nöthige Verbesse-
unseres Textes wird man leicht aus den oben
n Zendworten und der erwähnten Notiz ent-
Was S. 277 sqq. über ein Gespräch Zoroasters
griechischen Weisen Niyâtûs erzählt wird, ist
wieder ganz apokryph. Ein griechischer Philosoph dieses Namens ist allerdings auch dem Firdosi bekannt, allein er nennt ihn ausdrücklich einen Christen und setzt ihn in die Zeit von Chosru Parviz (Schâhn: ed: Macan IV. p. 1947 sqq.). Dafs die Zusammenkunft Zoroasters mit Vyâsa eine spätere Dichtung sei, ist ganz natürlich. S. 283—304 steht ein Auszug aus dem Vîrâf-nâme; nach einigem Andern folgt S. 309 sqq. eine Darstellung der zoroastrischen Religion nach dem Sad-der, welches Buch schon durch Hyde bekannt geworden ist. S. 351. 352 werden wir belehrt, dafs die Religionsdarstellung in den erhaltenen Büchern änigmatisch und dunkel sei, dafs es aber ursprünglich zwei Zends gegeben habe (der Verf. hält, wie die meisten Orientalen, Zend für den Namen eines Buches), deren eines das grofse Zend genannt, nicht figürlich geschrieben gewesen, aber während der Herrschaft der Türken verloren gegangen sei. Der Inhalt des grofsen Zend, welcher S. 372 angegeben wird, ist jedoch ganz aus dem Systeme der Mahabadianer genommen. Der kleine Zend sind die noch erhaltenen Theile des Zendavesta.

Es bleibt uns nun blofs noch der letzte Abschnitt dieses Bandes zu betrachten übrig, welcher die Religion *Mazdak's* behandelt. Auch hier können wir den Verf. controlliren. Einen Bericht über diese Secte giebt uns nämlich auch Schahristâni (p. 192—95 ed. Cureton), welcher ganz die Treue unseres Autors bestätigt. Die Stellen, welche unser Verf. als aus dem Desnâd gezogen angiebt p. 375—77 med., stimmen nämlich so genau mit Schahristâni überein, dafs man sie als aus demselben übersetzt annehmen könnte. Dennoch glaube ich nicht, dafs sich der Verf. des Dabistân einer Fälschung schuldig gemacht und Stücke aus Schahristâni als aus dem Desnâd gezogen angegeben habe. Man sieht vielmehr deutlich, dafs beide aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, Schahristâni nennt zwar die seinige nicht, sie war aber offenbar persisch geschrieben. Dies geht daraus hervor, dafs er die auch im Dabistân vorkommenden Namen von Würden persisch benennt und wir führen hier die Varianten nach Curetons Ausgabe an. Statt des Hrn. Troyer unverständlichen بانور liest Schahristâni um Nichts besser بالوان, vielleicht ist پهلوان das Richtige, statt des jedenfalls unpassenden دیروان, head of

Digitized by Google

a monastery steht وبروان, wie Refer. vermuthet, ist دروان, Thürhüter zu lesen. Auch von dieser Secte will unser Verf. noch Anhänger gekannt haben. Was S. 377—78 noch als aus dem Desnâd genommen steht, finde ich nicht mehr bei Schahristâni, wahrscheinlich aber stammt es aus derselben Quelle, als das Vorhergehende.

Haben wir bei dem ersten Theile lange verweilen müssen, so können wir uns bei dem nunmehr folgenden um so kürzer fassen. Er behandelt nämlich die Religionen der Hindus, Juden, Christen und Moslimen und über alle diese haben wir weit vollständigere Nachrichten, als uns der Verf. zu geben im Stande ist. Eben durch diese aber bewährt sich die Treue desselben. Den Anfang machen die indischen Secten, deren Lehren, wie gewöhnlich, von ihm für änigmatisch und metaphorisch gehalten werden. Die erste derselben nennt er Budah Mîmansa und es fragt sich nun, was damit gemeint sei. Dafs das letzte Wort das indische mîmâm̃sâ sei, ist offenbar, nur über das erste können Zweifel entstehen. Ist das Wort eine blofse Umschreibung eines indischen Namens, so kann es blofs Buddha sein, von einer Buddha-mîmâm̃sâ ist aber nirgends etwas bekannt geworden. Möglicher Weise könnte es aber auch das persische بوده, bûdeh d. i. „gewesen" sein und wäre dann Uebersetzung des indischen pûrva. Da jedoch die Lehren, welche angeführt werden, nicht ganz mit denen der Pûrva-mimâm̃sâ übereinstimmen, so hat Hr. Troyer den Namen Budahmimâm̃sâ beibehalten. Als das Höchste werden die Handlungen angesetzt, durch die Werke kann es der Mensch zu jeder Vollkommenheit bringen, selbst Brahma, Vishnu und Çiva sind blofs durch Werke auf den Gipfel ihrer Macht gelangt. Es folgt nun eine Uebersicht der Glaubenslehre dieser Secte, meist nach dem Bhagavatpurâna, von welchem Werke bekanntlich auch eine persische Uebersetzung existirt. Den Haupttheil dieser Beschreibung macht eine Aufzählung und kurze Beschreibung der zehn Avatâras aus, von S. 28—32 folgen sufistische Ausdeutungen, wie dies auch schon am Ende der vorigen Section der Fall war. Besonders zufrieden ist der Verf. mit den Vedas, welche seiner Ansicht nach Argumente für jeden Glauben enthalten. „These volumes, sagt er S. 45, consist of such ingenious parables and sublime meanings, that all who seek may have their wishes fulfilled." Was der Verf. über die Yugas, die Kasten u. s. w. sagt, ist im Ganzen getreu, für uns aber längst bekannt. Wir halten uns nicht mit dem Berichte über die orthodoxe Lehre der Hindus auf, welche S. 53—90 gegeben und deren Anhänger *Smartagâns* (von Smriti) genannt werden, denn auch hier bringt der Verf. blofs das Bekannteste über die gesetzlichen Waschungen, das Beten der Vedas u. s. w. bei. Der Abschnitt über die Vedântaphilosophie S. 90—118 ist gleichfalls getreu, man sieht aber auch hier aus der Rolle, welche die Mâyâ einnimmt, dafs der Bericht aus späteren Quellen geschöpft sein mufs. Ganz kurz ist die Lehre der Sâm̃khya (S. 118—123) behandelt, auch nicht ganz correct, was wahrscheinlich seinen Grund darin hat, dafs Anhänger der Sâm̃khya im jetzigen Indien selten sind und der Verf. sich daher nicht gehörig in derselben unterrichten konnte. Etwas weitläufiger, aber auch nicht genügend, ist die Yogalehre auseinander gesetzt (S. 123—148), man würde es dem Verf. Dank wissen, hätte er die Auseinandersetzung der Lehre etwas erweitert und dafür weniger Lebensbeschreibungen gegeben. S. 148—75 folgen die Lehren der Sâkta (von skr. çakti), der bekannten zügellosen Secte des neueren Indiens; S. 175—84 folgen verschiedene Sekten der Vaisknavas, S. 184—197 werden die Vairâgis behandelt, oder vielmehr Lebensbeschreibungen von einzelnen aus dieser Secte gegeben. S. 197—203 eine Beschreibung der Lehren der Charvâkas, S. 203—210 eine ziemlich genau mit Colebrookes bekannter Darstellung übereinstimmende Darlegung der Nyâya. Die Religion der Jainas S. 210—216 wird fälschlich die Religion Buddhas genannt. Ueber die Dogmen der wirklichen Buddhisten hatte der Verf. keine Gelegenheit, sich zu belehren, da sie zu seiner Zeit längst aus Indien vertrieben waren. Etwas länger müssen wir uns bei der nun folgenden zwölften Section aufhalten. Sie behandelt neuere Secten, die Anhänger einer von ihnen, welche S. 220 sqq. beschrieben wird, nennen sich *Muselman-Sofis* und stimmen in den meisten Grundsätzen mit den Sofis überein, S. 223 folgen die *dariân*, sie gehen nackt und ergeben sich dem berauschenden Getränke von Bhang. Auch sie sind pantheistisch, sie halten sich zu den Sunniten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Dabistân or the school of manners, translad from the original Persian with notes ıd illustrations by David Shea and Anthony royer.

(Fortsetzung.

Dagegen halten sich die *Jelâliân*, welche sich von Jelâl aus Bochara herleiten, zu den Schiiten. ähnliche Secte lebt in Kaschmir, sie nennt sich ı und schreibt sich von einem *Jbrâhîm* Kakak der zur Zeit Jihângîrs lebte. Mehr indisch als rhergehenden sind die *Narayaniân*, die Narayana s höchste Wesen verehren. Ihr Stifter ist Gosain is aus Kanîra. Von mehreren kleineren, welche lgen, sind die Sonnenverehrer, *Sûryamakhans*, die santesten (S. 234 sqq.). Sie theilen sich in zwei von einander abweichende Klassen. Eine andre le Chamdrabhaktas oder Mondverehrer (S. 242) ı Manushyabhaktas (S. 244), welche kein We- vollkommner als den Menschen anerkennen. werth ist insbesondere der Bericht über die Sikhs — 288, über welche Hr. Prof. Neumann im fünf- ıde der Zeitschrift für Kunde des Morgenlan- ätzbare Nachrichten gegeben hat, wobei er len Dabistân noch nicht benutzen konnte. Die hte der Sikhs wird hier bis auf den Guru Har- ührt, welcher 1664 starb. Den Vorgänger des- den Guru Har-Govind, kannte der Verf. per- und stand in Briefwechsel mit ihm. Bei Er- einer Tradition der Sikhs, dafs Bâbâ Nanak früheren Geburt der König Janaka gewesen ber im Ramayana vorkommt, nimmt der Verf. ıeit, ein langes Stück aus dem Yoga-vasishta ılten. Dieses Buch, welches Hrn. Troyer un- geblieben ist, ist eine Darstellung der Vedânte- ie, und giebt sich für eine Episode des Rama-

Ungenügend ist das dritte Kapitel über *die Religion der Tibetaner*, was der Verf. auch selbst zu fühlen scheint und wofür er auch hinlänglich entschuldigt ist. Er mufste sich nämlich mit einem Tibetaner vermittelst eines Dollmetschen unterhalten, um das Wenige, was er hier giebt, zu erfahren, wo eine etwas schwierige Frage entstand, vermochte der Interpret nicht immer genügend zu übersetzen.

Interessant, wenn gleich für uns ohne Ausbeute sind das vierte und fünfte Kapitel. Im vierten werden die Juden behandelt, über welche der Verf. lange nichts Bestimmtes ermitteln konnte, bis er einen zum Muhammedanismus übergetretenen Rabbinen, den er Mohammed Sâid Sarmed nennt, kennen lernte. Von ihm hörte er die dürftigen Nachrichten, welche in der ersten Section des fünften Kapitels stehen. Die zweite Section enthält eine Uebersetzung der ersten Kapitel der Genesis (von cap. 1—6. v. 8), sie führt bei ihm den Titel „Buch Adams." Die Uebersetzung rührt von einem gewissen Abhî Chamd her, wurde aber von dem Verf. und dem genannten Rabbinen revidirt. Hr. Troyer hat nicht die Uebersetzung selbst gegeben, aber er hat sie mit 7 Uebersetzungen verglichen und giebt S. 301—304 eine Auswahl der Abweichungen von denselben. Die kurze Darstellung der christlichen Religion und zwar der katholischen, erhielt er von einem Peter Fransai a. h. 1057. (1647 p. Chr.), der unter den Portugiesen in Goa sehr angesehen war.

Das sechste und letzte Kapitel des zweiten Bandes behandelt den Islam und seine Secten, wobei Schahristâni eingestandener Massen die Hauptquelle ist. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: die Lehren der Sunniten und Schiiten. Die wichtigsten Secten des Islams sind sehr kurz behandelt, weniger bedeutende dagegen weit ausführlicher.

Der dritte Band endlich behandelt die moslemischen Secten, welche in Indien vorkommen und grofsentheils auch da ihren Ursprung haben. Auch über

Digitized by Google

diese können wir uns kurz fassen. Ueber einige derselben hat schon Colebrooke im siebenten Bande der Asiatic Researches Nachrichten gegeben. Die erste ist die der *Sadikiahs*, welche sich auf den Pseudopropheten Musailama zurückführt, sie erkennt den Qurân nicht an, sondern hält ihn für untergeschoben durch die Nachfolger Muhammeds. Colebrooke kennt gleichfalls eine Secte Sadikier, wir möchten sie für dieselbe halten, wiewohl der Hr. Herausgeber andrer Meinung zu sein scheint. Auch Colebrooke vermuthet, dafs es mit dem hohen Alter derselben nicht ganz seine Richtigkeit haben möchte. Die Secte der *Vahedianer* ist offenbar eine mystische. Gewifs in Indien entsprungen ist die dritte Secte, die *Roschenianer*, von denen wir eine ausführliche Darstellung von *Leyden* As. Res. XI p. 363—418 besitzen. Ihr Stifter ist Bayesîd, der es nicht verschmähte vom Raube zu leben. Das Hauptwerk über diese Religion, ein Gemisch von sufistischen und moslemischen Elementen, ist das vom Stifter selbst geschriebene Hâl-nâme. Ausführlich behandelt unser Verf. auch die Religion Akbars, über die eine Uebersicht im zweiten Bande der Bombay Transactions von Vans Kennedy gegeben ist. Einleitend ist ein Kapitel, in welchem Disputationen von Sunniten und Schiiten, Christen und Juden geführt werden, die Anhänger dieser Lehren bringen sich gegenseitig zum Schweigen. Zuletzt kommt ein Philosoph, der alle diese Personen auf die Widersprüche, welche in ihren Religionen liegen, aufmerksam macht und sie auffordert, in die Religion Akbars einzutreten. Noch mehrere solcher Disputationen werden erwähnt, so wie auch Berufungen berühmter Männer, wie die des Parsen Ardeschir aus Kirmân, worüber wir auch sonst Kunde haben. Die Berufung Adzer Kaivâns und ihren Erfolg haben wir schon oben erwähnt. In Akbars Systeme finden wir Achtung vor jeder Religion mehrmals ausgesprochen, er beruft sich selbst auf die Religionslehren verschiedner Völker, um die Richtigkeit der seinigen zu beweisen. Auch in ihr bildet die Verehrung der Sterne ein Element, auch in ihr wird das Tödten der Kühe und andrer unschädlicher Thiere verboten, wie bei den Sipasiern. Bücher wie Achlâq-i-Muhsini, Kimiâi Saâdet, des Mesnevi von Jelâl eddîn Rûmi werden von ihm seinen Anhängern zum Lesen empfohlen. — Mit keiner Lehre stehen aber die Sipasier mehr in Einklang, als mit der, welche hier unter dem Namen Religion der Weisen vorgetragen wird (S. 138 sqq.). Wir fi den hier die gewöhnlichen Ingredienzien, aus welche alle diese Religionen gemischt sind, nur mit muham medanischer Färbung. Unser Verf. theilt sie in zw Klassen, die der orientalischen Philosophen, diese si schon unter den Sipasiern erwähnt worden, und d der occidentalischen. Typische Auslegungen der Hi melfahrt des Propheten und der Spaltung des Mon u. s. w. sollen von Plato und Aristoteles herrühr Auch hier finden wir wieder den grofsen Sprung den ältesten Philosophen in die neueste Zeit. Wie wöhnlich kennt der Verf. auch von diesen mehr Die Hauptwerke, welche diese Leute lesen, sind Buch, Alhiât shafâ genannt, dann ein dem Aristot selbst zugeschriebenes Buch اسولوجيا oder اولوجيا ohne Zweifel ist dieses Wort mit dem griechis θεολογία identisch. Zu den Propheten rechnen sie tuscht, Agathodemon, Hermes (d. i. Hermes tri gistos, dessen Schrift aus dem Arabischen vom Fleischer übersetzt worden ist, Zeitschr. für d Theol. 1840. H. 1. und der auch sonst noch bei kern z. B. bei Châgâni vorkommt) und den Ti Aghrires (seine Geschichte steht Schahn. ed. Mac p. 181—202, wo Macan übrigens Jghrires sch Kein Kapitel bestätigt unsere Ansicht von de ächtheit der yezdanischen Lehre mehr als dies

Den Schlufs des Buches endlich bildet ei dankenswerthes Kapitel über die *Sufis* (S. 220 Zuerst über die Namen und Wesen Gottes, dan die verschiedenen Reihen von Engeln, über den m lichen Geist, den sie von Gott ableiten. Wie a menschlichen Geiste der Laut entsteht, aus dem das Wort und auf diese Weise die Realität Sprache zum Vorschein kommt, so wird Gott zur Substanz, die Substanz zur Form (S. 2 Auch hier ist die typische Auslegung des Ma danismus zum Nachtheile der Darstellung der vorherrschend. Einzelnes gehört gewifs den S Indien allein an, wie die Auslegung der indisch târas als sufistische تجليات (manifestation denn auch der Verf. den in Indien lebenden D Sabjâni zu einer seiner Hauptquellen macht. Ve ren sufistischen Schriften kennt er hauptsächl Gulschen-i-râz von Mahmud Schebisteri, welch in Europa durch Hrn. v. Hammers Ausgabe b

Digitized by Google

t. Es würde zu weit führen, wollten wir ausführli-
ie Auszüge aus diesem Abschnitte geben, wer sich
er für den Gegenstand interessirt, wird hier reich-
he Nachträge zu Tholucks bekanntem Buche finden.
n Schlufs machen, wie gewöhnlich, Lebensbeschrei-
ngen.

Aus den vorstehenden kurzen Angaben wird der
he und lesenswerthe Inhalt des Werkes ersichtlich
. Wir werden uns auch gestehen müssen, dafs
Verf. die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt
treulich erfüllte. An einem im siebzehnten Jahr-
lerte lebenden Muselmanne wird es uns nicht wun-
, dafs er nicht mehr Kritik in Bezug auf seine
llen angewandt hat.

Wir haben nun noch einen Blick auf das zu wer-
was Hr. Troyer als Herausgeber und Uebersetzer
dem Werke geleistet hat. Was zunächst die
rsetzung anbelangt, so hat Ref., während er das
las, den persischen Originaltext nicht zur Hand
t und hat defswegen die Uebersetzung nicht ver-
ien können; er hat indefs auch nicht den minde-
Grund, Mifstrauen in die Genauigkeit des Hrn.
setzers zu setzen. Aufserdem hat Hr. Troyer
Noten seinem Texte hinzugefügt, die für die mei-
einer Leser eine sehr willkommne Zugabe bil-
erden. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn
royer Burnoufs Hülfe, die er für das Sanskrit
d erwähnt, auch für das Zend in Anspruch ge-
n hätte, worin derselbe allein jetzt Meister ist.
den dadurch einzelne Unrichtigkeiten vermieden
sein, so erklärt z. B. Hr. Troyer S. 22 das
Alburz als aus dem persischen بـرز mit dem
ien Artikel zusammengesetzt, während dasselbe
ndischen hara-bĕrĕzaiti herkommt, woraus im
ארבורץ und im Neupersischen, mit Verände-
s r in l: البرز wird. So kommt ايزد nicht
r. îça, wie S. 95 behauptet wird, sondern von
izata, was auf die sskr. Wurzel yaj zurück-
ist. Doch dies sind Einzelheiten, im Gan-
en die Noten, wie schon gesagt, eine will-
Zugabe. Es bleibt uns nun blofs noch die
g zu betrachten übrig, welche Hr. Troyer dem
rausgeschickt hat. Es ist dies eine Abhand-
197 Seiten und behandelt zuerst die Ge-
les Dabistân, seit er den Europäern bekannt
wurde. Das Wichtigste daraus haben wir schon oben mitgetheilt. Dann folgt eine Untersuchung über den Namen des Verf.'s, man hat denselben gewöhnlich Mohsan Fâni genannt, weil in Gladwins Ausgabe am Anfange des ersten Kapitels die Worte stehen, Mohsan Fâni sagt: — Man bezog diese Worte auf den nun folgenden Anfang des Buchs, aber, wie die Handschriften erweisen, ist in der Ausgabe nach jenen Worten ein Distichon ausgefallen. Hierdurch wird es nun möglich, dafs Mohsan Fâni blofs der Verf. des Distichons wäre, nicht des ganzen Buches und Ref. ist dies in der That das Wahrscheinlichste, da in den Stellen, welche Hr. Troyer über Mohsan Fâni sammelte, dieser zwar als Verf. eines Divâns, nicht aber eines Werkes genannt wird, das dem vorliegenden gliche. Aufserdem ist es aber unmöglich, etwas Näheres über den Verf. unseres Buches beizubringen und Hr. Troyer fährt der Kürze wegen fort ihn Mohsan Fâni zu nennen. Was Hr. Troyer über den Charakter des Verf.'s unsres Buches sagt, dem können wir blofs beistimmen. Zum Schluss des ersten Paragraphen fügt Hr. Troyer ein Verzeichnifs von drei und zwanzig Schriften bei, die unser Verf. benutzt hat, die in Europa gar nicht, oder blofs dem Namen nach bekannt wurden. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Troyer auch die Zeit der Abfassung derselben beigefügt hätte, die aus unserm Buche, zum Theil wenigstens, hervorgeht. Der Verf. des unter nr. 3. genannten Buches Darai Sckander, war dem Verf. des Dabistân gleichzeitig, wie man aus I. 360. 370 u. s. w. deutlich ersieht; nr. 5—14. sind alle Anfang des 17. Jahrhunderts geschrieben, von den Schülern Adzer Kaivâns, deren Todesjahre wir oben angegeben haben, die noch übrigen werden wohl aus derselben Zeit herstammen. Diese Schriften existiren auch gewifs noch alle, eine derselben, der Sharistân (nr. 8.), wird in dem 1843 zu Bombay erschienenen Werke von J. Wilson: the Parsi religion unfolded häufig benutzt und angeführt. Von allen diesen Büchern das wichtigste ist aber der Desâtîr, weil sich die übrigen auf ihn berufen. Es ist hier natürlich nicht unsre Aufgabe, eine ausführliche Kritik des Desâtîr zu liefern, wir sind aber um so mehr genöthigt, auf die von Hrn. T. p. XIX—LXV gegebene discussion on the Desâtîr einzugehen, als derselbe ihn ganz gegen unsere Ansicht in eine sehr hohe Zeit hinaufrückt.

Digitized by Google

Zuerst handelt Hr. Troyer von dem Titel des Buches. Es existiren dreierlei Lesarten: *desûtîr*, *dastânîr* und *wasûtîr*. Hr. Troyer entscheidet sich für die letztere, die Verwechselung von d und w ist in persischer Schrift allerdings sehr leicht; die Lesart desâtîr ist die gewöhnliche und gewöhnlich erklärt man das Wort als pluralis von دستور. Hiergegen führt Hr. Troyer gewifs mit Recht an, der pluralis von دستور müsse nach den Regeln der persischen Grammatik دستوران oder دستورها heifsen. Allein in späteren persischen Schriften findet man häufig arabische Endungen an persischen Wörtern und nach der arabischen Grammatik ist desâtîr ganz richtig aus destûr gebildet. Nun folgt bei Hrn. Troyer die Angabe der Gelehrten, welche den Desâtîr kannten und über denselben schrieben. Was die Europäer betrifft, so haben wir auch hiervon am Anfange unsrer Uebersicht das Nöthige schon beigebracht, wir müssen aber hier noch die asiatischen Schriftsteller nennen, welche den Desâtîr erwähnen, weil dies für die Altersbestimmung desselben von Wichtigkeit ist. Hören wir, wen der gelehrte und von diesem Buche begeisterte Molla Firuz ben Kâus beizubringen weifs. Er sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Desâtîr Tom. II. p. VI u. VII Folgendes: „Der Desâtîr wird von dem Verf. des Sharistân-i-Châr Chemen erwähnt, welcher unter der Regierung von Akbar lebte und ungefähr 1624 p. Chr. unter der Regierung Jihângîrs starb. Dieser Verf. war, wie es scheint, aus Schirâs gebürtig und war, wenn auch äufserlich ein Muselmann, doch eigentlich ein Parsi oder vielmehr ein Schüler Adzer Kaivans, eines philosophischen Einsiedlers, der eine neue Secte auf den Grund der altpersischen Glaubenslehren bildete. Der Desâtîr war ferner dem Hâkem bei Khalif ut-Tebrîz, Muhammed Hussain, dem Verf. eines der besten persischen Wörterbücher, des Borhani Kahi (er lebte zur Zeit Schâh Jihâns) bekannt. In dieser Zeit mufs das Ansehen des Desâtîr grofs gewesen sein, da er den Commentar oft als seine Autorität für altpersische Wörter citirt. Der Autor des Dabistân, der unter der Regierung von Jihângîr und Schâh Jihân gelebt zu haben scheint, erwähnt den Desâtir häufig und nimmt ihn in seinem Berichte über die frommen Dynastien von Mahâbâd und seinen Nachfolgern zu sein Führer an." Dies sind alle die Schriftsteller, bei chen Molla Firuz die Erwähnung des Desâtîr fin und es ist Refer. nicht bekannt, dafs Jemand bei nem älteren Schriftsteller Etwas über denselben funden habe. Sehen wir aber die angeführten Sch steller genau an, so sieht man, dafs der älteste genosse Adzer Kaivans ist und dafs keiner von aufser Indien lebte. Auch dies spricht unsres E tens für unsre oben ausgesprochene Ansicht, daf Desâtîr in Indien und zwar unter Akbars Herr geschrieben sei.

Bei der Behandlung der Frage über das Alt Desâtîr, ist es Hrn. Troyer vorzüglich darum z die von de Sacy, Erskine beigebrachten Gründe denselben zu widerlegen. Diese Gründe sind lei Art, einestheils sind sie aus der Sprache, theils aus dem Inhalte genommen. Die aus dem genommenen Gründe sind nach Ansicht des allein hinreichend, das Alterthum des Buches stürzen; denn es ist klar, dafs das Buch do alt sein könne, wenn man auch das Alter der zugiebt, falls der Inhalt dagegen spricht. U Inhalt brauchen wir nicht weiter zu sprechen, giöse System des Desâtîr ist dasselbe, wie Sipasier im Dabistân dargestellt wird, nur wird führlicher behandelt. Die Gründe, welche für ten Ursprung des Buches sprechen, liefsen si noch vermehren, wir verweisen indefs auf de S Erskines gründliche Untersuchungen. Nur ei führen wir hier an, welche vorzüglich für di des Refer. zu sprechen scheint. Sie steht des ersten Sûsân v. 24 sqq. und lautet in d setzung (S. 201) folgendermafsen: „Sie s Vergeltung von den Arabern erhalten (nämlic ser, wegen Chosru Parviz's Ermordung), 2 den den Ertrag ihrer Missethaten einärndten, nern, welche in Grün und Schwarz gekleidet und die Rächer sind eine gierige Bande, 27. einander streiten und sind Uebelthäter und wi was ihr Meister gesprochen hat..... 31. Religion tausend Jahre gedauert haben wird, sein durch ihre Spaltungen, dafs ihr Gesetzge er sie sehen könnte, sie nicht wieder erkenne

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer.

(Schlufs.)

Unter den in Schwarz und Grün gekleideten Männern sind natürlich die Aliden und Abbasiden zu verstehen. Man sieht aber auch ferner aus diesen Worten, dafs das Buch erst 1000 nach der Hejra geschrieben sein kann. Auch dies pafst auf Akbars Regierung, der selbst sagte gleichfalls, dafs der Islam nach einem Tausendjährigen Bestehen zu Grunde gehen müsse und er defswegen seine Religion stifte (vgl. III. 98). Hat nun weder de Sacy noch Erskine unterlassen, den jungen Ursprung des Buches aus dem politischen und religiösen Systeme desselben darzuthun, so hat doch Hr. Troyer auf diesen Theil ihrer Untersuchungen nur wenig Rücksicht genommen und bemüht sich, die Aechtheit der Sprache des Desâtir zu erweisen. Spracherfindung, wie dies de Sacy und Erskine annahmen, scheint ihm schon von vorneherein unwahrscheinlich. Hr. Troyer erinnert dabei an Wilhelm Humboldt's Forschungen, in welchen die Sätze aufgestellt werden, die menschliche Sprache sei nicht von Menschen erfunden, sondern im Innern derselben entstanden. Auch ist es Hrn. Troyer unwahrscheinlich, dafs eine Gesellschaft von Menschen sich eine von Einzelnen erfundene Sprache aufdringen lasse. Alles dieses kann man zugeben, ohne den Desâtir und seine Sprache für ächt zu halten; denn es handelt sich hier gar nicht um eine Sprache, welche gesprochen wurde, sie war blofs erfunden, um dem Desâtîr das Ansehen eines hohen Alters zu geben, man war weit entfernt, dieselbe zu sprechen, vielleicht war sie gar nicht einmal gelesen zu werden und wurde defshalb die persische Uebersetzung beigefügt. Dafs aber Bücher mit fingirten Sprachen geschrieben wurden, ist bekannt. Hr. Troyer führt selbst das Beispiel eines Menschen an, welcher sich für einen Eingeborenen der Insel Formosa ausgab und neue Schriftcharaktere und eine Sprache erfand, welche nach ihm dort gesprochen werden sollte: er schrieb mehrere Bücher in dieser Sprache und der Betrug erhielt sich mehrere Jahre. Zum Erstaunen des Ref. aber setzt Hr. Troyer nach Erzählung dieses Beispieles hinzu: We see this example badly supports the cause of forged languages. — Ein für uns noch wichtigeres Beispiel ist die erfundene Sprache der orientalischen Mystiker Balâibalan. Hr. Troyer ist im Irrthum, wenn er glaubt, dafs de Sacy es ungewifs gelassen habe, ob die Sprache todt oder lebend sei, in seiner Beurtheilung des Desâtir sagt er ausdrücklich, dafs sie blofs zum schriftlichen Gebrauche von den Sufis erfunden worden sei. — Nicht minder unglücklich ist Hr. Troyer nach der Meinung des Ref. auch in Widerlegung der folgenden Einwände de Sacy's, nämlich dafs die Grammatik der Asmânisprache augenscheinlich von der neupersischen copirt sei (calqués l'un sur l'autre). Hr. Troyer glaubt, dieses Argument sei durch die neuere Sprachvergleichung vollkommen widerlegt, Ref. glaubt jedoch, dafs dieses keineswegs der Fall sei. Die Sprachverwandtschaft ist auch bei nahe verwandten Sprachen niemals so grofs, dafs man aus der einen in die andere so knechtisch übersetzen dürfte, dafs immer blofs dieselbe Anzahl Wörter gebraucht und in dieselbe Ordnung gestellt werden dürfte und die Uebersetzung dennoch fliefsend und deutlich würde. Wer aber wird der Uebersetzung des Desâtîr vorwerfen dürfen, dafs sie nicht fliefsend persisch sei? Was endlich den letzten Grund Hrn. Troyers für die Aechtheit der Sprache anbelangt, nämlich die Verwandtschaft mit dem indogermanischen, besonders dem deut-

Digitized by Google

schen Sprachstamme, so stützt sich diese Annahme blofs auf die von Hrn. von Hammer beigebrachten Beispiele und es ist Ref. unbegreiflich, wie sich Hr. Troyer, welcher sonst den Grundsätzen der neueren sprachenvergleichenden Schule zu huldigen scheint, darauf berufen kann, da gerade diese Schule die Etymologieen Hrn. von Hammers nicht billigt.

Nach dem eben Gesagten wird es Niemand wundern, wenn Ref. zu einem ganz anderen Ergebnifs hinsichtlich des Alters des Desâtîr kommt als Hr. Troyer. Während dieser (S. LI) den Commentar in das siebente Jahrhundert unsrer Zeitrechnung setzt und glaubt, dafs der eigentliche Text noch um einige Jahrhunderte älter sei, so ist es dem Ref. im höchsten Grade wahrscheinlich, dafs Erskine das Richtige gesehen habe, wenn er den Desâtîr in die Zeit Akbars setzt. Die Unächtheit der Sprache ist dem Ref. gleichfalls sehr wahrscheinlich, doch wagt er kein bestimmtes Urtheil darüber abzugeben, sondern überläfst dieses genauerer Forschung. — Manches wäre noch über die nun folgende synopsis of the Dabistân zu sagen, besonders über die Ansichten, welche der Hr. Herausgeber von persischer Geschichte hat, doch wir brechen hier ab, da diese Anzeige ohnedies schon sehr lang geworden ist. Wir wünschen, dafs Hr. Troyer die Bemerkungen, welche wir gemacht haben, aus dem Interesse, welches wir an dem wichtigen Buche nehmen, erklären und nicht als einen Versuch ansehen möge, seine grofsen Verdienste um dasselbe irgendwie zu verkleinern. Wir wiederholen nochmals, dafs wir mit Dank und Achtung sowohl von dem Verf., als dem gelehrten Hrn. Uebersetzer scheiden.

Dr. Fr. Spiegel.

XXIV.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Erster Theil. Des Kaisers Krönung. Zweiter Theil. Des Kaisers Begräbnifs. Frkft. a. M., 1844. *Druck u. Verlag von J. D. Sauerländer.*

Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster. Leipzig, 1844; *bei F. A. Brockhaus.*

Seit Ref. zuerst den Versuch machte, von dem gewaltigen, auf poetischer Erfassung einer Ereignifskette in ihrem innersten historischen Mark ruhend Eindruck des Rückert'schen Herodes sich selbst ei nähere Rechenschaft zu geben, und das Resultat hi von im letzten Aprilheft dieser Blätter mitzutheilen, es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, sich zu übern gen, wie nöthig es war, zur Motivirung dieses ka mit etwas Anderem zu vergleichenden Eindrucks, cher zunächst nur als ein ästhetisches Factum in selbst vorhanden war, auf die Principien der Tragi überhaupt zurückzugehen. Denn darin eben zeigt die Gröfse des von Rückert gemachten dramatis Fortschritts, dafs jedem, welcher diesen Eindruck falls in sich empfindet, derselbe so lange ein Rä sein mufs, als er nicht über die alten Maafsstäbe über auf einen höheren Standpunct der dramatis Auffassung historischer Begebenheiten überhaupt hinauf begiebt. Nun wird zwar jener Eindruck üb wo er wirklich hervortritt, selbst stark genug sein, Bahn zu brechen, d. h. für den Augenblick di Gewohnheit entsprungene alte Regel zu erschü dafs aber aus solchen momentanen Erschütter ein dauerndes Verneinen der alten Gebundenhei Befangenheit, ein festes Bejahen der höheren schen Umsicht sich hervorentwickele, hierzu h Kritik wohl einige Macht in Händen, wenn s schlossen genug ist, die Principien der drama Kunst selbst einer neuen Prüfung zu unterwer erst in Beziehung auf das, was den wahrhaften einer historischen Begebenheitskette bildet, sod Beziehung auf die Möglichkeit, diesen Inhal nur in wesenhaft naturgetreuer, sondern auch stisch vereinfachter Form darzustellen. Beiweit Meiste von dem, was dem Rückertschen Her Fehlern angerechnet worden ist, entsprang bl dem Messen mit unrichtigen Maafsstäben. erwünschter war es daher dem Ref., als er an einer kritischen Berichterstattung über das Stück des Herodes im Juniheft des Mundt'sche hafens S. 193—222 durch Hrn. M. Maafs von Vertheidigung des neuen dramatischen Weges solchen eine polemische Notiz genommen fand. da jene Berichterstattung sich ebenfalls das nach unrichtigen Maafsstäben an mehreren Ot Schulden kommen liefs, so erwartete Ref. im worte, wo die Rede auf ihn selbst kommt, ein recte Rechtfertigung jener falschen Maafsstäbe

Digitized by Google

n Versuch, den neuen dramatischen Weg als sol-
ı als einen nichtigen aufzuweisen, und fand sich
ı wenigstens in sofern nicht getäuscht, als der Be-
erstatter ihm zwei Instanzen gegen seine aufge-
e Theorie, wenngleich nur flüchtig entgegenwirft,
uf hier zuerst eine rechtfertigende Antwort zu
ı, Ref. nicht umhin kann.

Sein erster Einwurf geht gegen den Begriff eines
endigen Schicksalsganges, welchen Ref. in dem
ı der Begebenheiten überall dort sich bilden sieht,
ıtgegengesetzte Lebensprincipien mit einander im
fe liegen. Hr. Maafs glaubt diesem Begriff sich
entgegenstellen zu müssen, weil er mit ihm die
me einer Willensfreiheit unverträglich hält. Um
u überzeugen, dafs diese Gefahr hier nicht im
ıtesten vorhanden ist, bedenke er nur einen Au-
k, dafs er einen ähnlichen nothwendigen Schick-
ıg, als wie er in der Rückert'schen Tragödie
täglich an sich selbst erleben kann und oft erleben
ganz unbeschadet seiner Willensfreiheit, wenn
. nur ganz freiwillig einen Brief nach einem
ten Orte auf die Post giebt. Den Augenblick
, wo er abgegangen ist, verwandelt sich des
Inhalt, welcher ursprünglich nur eine freie
ıbestimmung des Absenders war, in eine den
ıt später sich anders Besinnenden unabwendbar
Schicksalsgewalt, deren Folgen, vielleicht die
ung seines ganzen Lebensgeschicks, sich mit
Nothwendigkeit auf ihn wälzen, ohne dafs er
ber einen seinem freien Willen hierdurch auf-
en fatalistischen Zwang zu klagen hat. Er
zt an die Stelle des abgesendeten Briefes die
ariamme mit Herodes eingegangene Ehe, wel-
e Zweifel ursprünglich ein Act ihres freien
war. Sobald aber deren Folgen in ihren Söh-
orwuchsen, war ihre Person an die seinige
ıflich gekettet und so in einen Principiencon-
ırgehoben, der ihr nur die Wahl offen liefs,
von der Strenge und Ehrlichkeit ihres Cha-
bzuweichen oder unterzugehen. Da sie das
ht wollte, so bat sie das Zweite *gemufst*,
bittlich nothwendigem Gange ihres Schicksals
so sehr *gemufst*, dafs keine Hoffnung zur
ıg ihres tragischen Schicksals übrig war.
ıifel darf in solchen Fällen, wie diesem, von
ernen und nothwendigen Schicksalsgange ge-
redet werden, mit vollem Recht. Aber mit welchem Rechte redet hier Hr. Maafs von einem Schicksal, das *über den Persönlichkeiten schwebe, die einzelnen Individuen vollständig knechte, ihnen alle Willensfreiheit raube?* Offenbar mit gar keinem. Er schiebt dem vom Ref. behaupteten principiellen Schicksalsgange ein beliebiges Gespenst unter, vor dem er eine sehr blinde und vage Furcht äufsert. „Des Ref. rigoristische An-„sicht von der Unabweislichkeit des Geschehenen ver-„kenne ganz das Element der Willensfreiheit der Indi-„viduen, das in die objectiv gegebenen Verhältnisse „eingreife und sie nach sich gestalte. Denn wäre das „Letztere nicht der Fall, so müfste jede neue Idee, so „wie sie am Horizonte des Lebens erschiene, sich „sogleich aus sich selbst verwirklichen — dafs dies „aber nicht geschehe, dafs sie vielmehr in den meisten „Fällen erst eine Reihe der verschiedensten Fassun-„gen und vielfach mifslungenen Versuche durchmachen „müsse, ehe sie vollständige Wahrheit werde, dies „beweise für die Freiheit der Individuen, die jedes „objectiv Gegebene nach dem Maafse ihres Willens „mit Kraft oder Schwäche erfassen können." Dieses Räsonnement ist ohne Zweifel an sich alles Beifalls werth, aber wie pafst dasselbe zum Principienconflikt des Herodes? Offenbar gerieth hier der Hr. Berichterstatter bei Gelegenheit des vom Ref. angewandten ominösen Wortes *Schicksal* nur auf einen ihm beliebten Gemeinplatz, wo er nun im vollen Behagen sein wohlgeschultes dialektisches Rofs tummelte, ohne weiter zu sehen noch zu hören, was um ihn herum vorging.

Sein zweiter Einwurf gegen des Ref. Theorie besteht darin, dafs er aufmerksam macht auf die bereits 1826 erschienenen Dramen von Vitet, nämlich die Barricades und die Etats de Blois, als auf frühere genau nach den überkommenen Ueberlieferungen dargestellte geschichtliche Scenen, mit der Andeutung, dafs der vom Ref. als neu behauptete rein historische Weg Rückerts nicht ohne Vorgänger sei, dafs aber diese auf ihm eben so wenig Ruhm geerndtet hätten, als für Rückert darauf zu hoffen wäre. Ref. kennt die Schauspiele Vitets nicht, aber ihre Kenntnifs scheint ihm auch gar nicht nöthig zu sein, um eine Verständigung über den Gehalt dieses Einwurfs herbeizuführen. Was Ref. als neu an der Rückert'schen Methode des historischen Drama's rühmte, war der negative Charakter, weder vorzugsweise Charakterstück, noch

Digitized by Google

Leidenschaftsgemälde, noch Intriguenschauspiel, noch Situationsdrama, sondern eben nur *rein historisches* Drama zu sein, ein Drama, dessen ganze Kraft einzig und ungetheilt ruhe auf der Poesie des wahrhaften Inhalts der Weltgeschichte selbst, und folglich auf der Poesie der Principien. Denn die Hemmungen und Kämpfe der Principien sind der Inhalt der Weltgeschichte. Nun würde es offenbar auf eine blofse schaale Neckerei hinauslaufen, wollte man dem Ref. auch solche Dramen als Erfüllungen seines Ideals entgegenschieben, welche blofs geschichtliche Auftritte den überkommenen Ueberlieferungen getreu darstellen, wie wenn man etwa nach genauen Ueberlieferungen diese oder jene Anekdote aus dem Leben eines berühmten Regenten aufführen oder einen Tag aus seinem Leben getreu copiren wollte, wie er sich anzukleiden, spatzierenzufahren, die Leute anzulassen pflegte u. dgl. Denn es entstände hieraus noch immer nichts weiter, als ein Charakter-, Intriguen- oder Situationsstück, und trotz der äufsersten historischen Treue doch noch immer kein historisches Drama. Es folgt hieraus, dafs ein reinhistorisches und ein genau nach überkommenen historischen Ueberlieferungen gearbeitetes Drama Ausdrücke von ganz verschiedener Bedeutung sind, und dafs folglich Dramen, von denen Hr. Maafs nichts weiter zu rühmen weifs, als dafs sie genau nach den überkommenen Ueberlieferungen dargestellte geschichtliche Auftritte enthalten, *dadurch* noch lange nicht befähigt sind, dem deutschen Dichter den Ruhm der Erfindung des höheren Weges eines rein und nur historischen Drama's im Gegensatz zu den genannten vier untergeordneten dramatischen Species streitig zu machen.

Wenn also beide Einwände des Hrn. Berichterstatters nur beweisen, dafs derselbe an der Stelle der von Ref. aufgestellten Begriffe zufolge unvollkommner Auffassung nach homonymen Wortklängen andere substituirte, so legt er durch die Aeufserung, dafs „ihm „wenigstens die durchgehends witzelnde und tändelnde „Sprache dieser Dramen am allerwenigsten auf einen „von dem Hineingreifen des gewaltigen unabweislichen „Schicksalsfingers in die von ihm dargestellten Be„gebenheiten tief Ergriffenen hinzudeuten scheine" — und dafs „einen eigentlichen Totaleindruck eben „wenig der erste als der zweite Theil des Herod „hervorzubringen im Stande gewesen sei" — voller an den Tag, dafs seine Phantasie sich bisher eben jungfräulich gegen die Empfängnifs des poetischen drucks vom Herodes selbst zu bewahren gewufst wie sein Verstand gegen die Beunruhigung durch neue Theorie. Hr. Maafs gehört zu den Lesern, nen es hier durchaus nicht zur Unehre angere werden soll, dafs sie eine Poesie nur stofflich a fassen, nicht aber lebendig aus sich zu recitiren sen, und denen daher dort, wo die gewohnten schen Vorbilder, die Reminiscenzen schon einge Eindrücke weichen, sogleich alle lebendige Ansch ausgeht. Diese sind aber auch nicht um den V eines Gemäldes zu befragen, das sie noch gar haben bei Lichte zu sehen bekommen. Hr. Maa hinter diesen häufigen einbohrenden Doppelsch des Ausdrucks an keinem Orte etwas anderes e als gemeine Wortspiele, er hat unter diesem k Gewande der Leidenschaft, unter welchem ihre kulatur strotzend schwillt, die Muskeln und ge lenen Adern nicht entdeckt, er sah nur Tändel Kurzweil. Was zeigt er dadurch, als dafs Ganze in seinem Innern gar nicht recitirte, daf nur stofflich herunterlas wie man eine Chroni dafs er folglich das Kunstwerk, welches er be gar nicht wirklich in Händen hatte. Dies ka aber durch keine Kritik, könnte ihm nur dur gelungene Darstellung eingehändigt werden, deshalb eben dem neuen Kunstwege so sehr schen wäre, weil eine lebendige Recitation des nen, ohne welche kein Drama, am wenigsten Rückert'sche, richtig aufgefafst werden kann, lich nicht jedermanns Sache ist. Beiläufig sich auch noch gegen einen ihm am besproc aufgebürdeten Anachronismus verwahren. D es dort heifst, dafs nach des Ref. Ansicht Sha zuerst über den enggezogenen Kreis der fran klassischen Tragödie hinausgegangen sei, so ein Hysteronproteron aus des Hrn. Berichte Fabrik, das derselbe nur in seinem Eifer terschob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

ier Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. rich der Vierte von Deutschland. Eine Tri- gie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Indem nun Rückert uns zum ersten Male das uspiel giebt, sein grofses Werkzeug auf den Ge- der vaterländischen Geschichte zu wenden, sehen hm auf diesem Boden sogleich einen jüngeren er, Köstern, mit Bearbeitung desselben Stoffes gentreten und zeigen, wie sich derselbe Stoff in Bearbeitung nach einer älteren Methode abspie- und welchen Werth die Eindrücke eines älteren s, gegen die des neuen in die Waagschale ge- behaupten. Köster hat sich durch mehrere frü- rbeiten, unter anderen durch seinen leben- und chaftvollen Alcibiades, als ein auf solchen Wett- gerüsteter bewiesen, er erscheint Rückerten en nicht als Neuling und Anfänger. Leiden- und ausführliche Charakteristik sind die Waffen, pen er seine Stellung verficht, seine Stellung er breiten Ebene voll unerschöpflichen Reich- welche Shakspeare schien zu einer ewigen letz- süge den dramatischen Dichtern eröffnet zu Ihm entgegen spielt sodann Rückert von ei- eileren und enger gebauten Wohnsitze herab zaubernde Musik der Principien. Was ist das t? Erwartungsvoll treten wir bei Köster in ohlausgerüsteten Scenen voll Kampf, Leben, Verzweiflung, Lust und alles dessen, was man el und das Rüstzeug der Weltgeschichte nen- s. Hineingerissen in das vielköpfige Gewühl gnisse fühlen wir uns gefafst von den wilden der damaligen Gegenwart, rechts und links inter grollendem Gewölk die Blitze der Lei- t. Aber je weniger der Dichter unser eigenes Zweck und Ziel dieses verworrenen Treibens in Bewegung setzt, je mehr es uns ins Gefühl tritt, dafs Lebendigkeit des überfüllten Gemäldes, Glanz der überfüllten Scene, Pracht der mit psychologischem Luxus sich expectorirenden Charaktere, stolzes Getöne der in Extremen umhertaumelnden Leidenschaft es einzig ist, womit uns der Dichter mehr besticht als rührt, um so mehr geht die Blendung der Phantasie in Uebersättigung über, der Sinnenrausch wird zur Gemüthsöde, und so waten wir endlich ermüdet den immer dunkler werdenden Weg dieser Dramen zu Ende freudelos schwunglos, wie man im Sande watet. Nicht so glänzend und rauschend geht Rückert zu Werke. Statt uns ins breite Gewühl jenes Lebens hineinzureifsen und darin untergetaucht zu halten, weifs er vielmehr mit behutsamer Hand aus dem wilden Busch der Vergangenheit die Blüthen auszuheben, aus denen uns die Farben der Lebensprincipien, um derentwillen jene Kämpfe gekämpft wurden, besonders kenntlich entgegenglühen. Er scheidet den Inhalt der Geschichte von dem Ballast der Vergangenheit ab, und verschont uns mit dem letzteren. Seine Figuren sind transparent, jede glänzt von dem Lichte ihrer substantiellen Gesinnung und weltgeschichtlichen Bedeutung, und indem diese lebendig in uns wiederklingt, erlaubt uns der Dichter nicht in der kalten Rolle von blofs theilnehmenden Zuschauern zu verharren, er klopft an unsere Brust, er zwingt uns, eine Partei zu ergreifen in seinem Spiel, er legt sein Spiel an unser Herz als einen Prüfstein seiner Schläge, unserer innersten Gesinnung und Willensrichtung. Er singt uns im Anfange seines Doppelschauspiels die allerreinesten Töne deutscher Gesinnung, deutscher Scheue und deutscher Treue, ohne doch die Majestät des entgegenstehenden Princips irgend zu verdunkeln. Und wenn auch dieses stille und beglückende Licht des Anfangs die folgenden dunkleren Strecken nur noch mit einzelnen farbigen Strahlen hin und wieder durchschiefst, so berei-

Digitized by Google

tet sich dafür vom dritten Aufzuge des zweiten Theils an ein wahrer Sturm der Begeisterung, der in einem ununterbrochenen Anwachsen uns frohlockend bis ans Ende reifst.

Was nun zunächst den behandelten Stoff betrifft, so berührt Rückerts Doppeldrama sich mit Kösters Trilogie dergestalt, dafs der Inhalt der ganzen letzten Tragödie bei Köster nicht viel über den Raum des dritten und vierten Aufzugs des zweiten Schauspiels bei Rückert einnimmt. Der Inhalt dieser gemeinsamen Strecke ist der Kampf des alten Kaisers mit seinem abtrünnigen Sohne, dem jungen König Heinrich V., dieser Kampf, welcher zuerst den Vater mit einer demüthigenden Niederlage über der anderen zu Boden wirft, und am Ende, da sich das Glück wieder auf seine Seite zu wenden beginnt, mit seinem Tode abbricht. Dieser Tod schliefst bei Köster das Schauspiel. Denn die von Rückert noch mit benutzten ersten Ereignisse aus der Regierung Heinrichs V. gehörten nicht mehr in eine Trilogie, welche sich zum hauptsächlichen Zweck nichts weiter, als eine Charakterentwicklung Heinrichs IV. vorgesetzt hatte, und deren Theile einzig und allein gemäfs der Entfaltung dieses Charakters, gemäfs seinen Eindrücken und Ausbrüchen angeordnet wurden. Daher beschliefst bei Köster dieser Tod das Ganze mit einem tragischen, ja sogar trostlosen und beunruhigenden Eindruck, während im Gegentheil bei Rückert uns dieser Tod gar nicht die Empfindung eines sterbenden, sondern vielmehr die eines auferstehenden Lebens giebt, nämlich unseres eigenen, des deutschen Lebens, welches nun, durch diesen Tod mit sich selbst versöhnt und aufs Neue zusammengeschlossen, siegreich über die Alpen brauset. Die blofse mitleidende Theilnahme für das tragische Ende eines von seinem Sohn gedemüthigten Vaters zergeht als ein untergeordnetes und matteres Gefühl in dem glühenderen für das steigende Lebensprincip eines Volkes, und sobald der Dichter einmal unsere ganze Theilnahme auf die glühenderen, die principiellen Empfindungen gespannt hatte, so konnten nur Ruhepuncte der Principienspannung die Ruhepuncte des Schauspiels bilden, und es wäre durchaus fehlerhaft gewesen, an dem Orte zu schliefsen, wo Köster schlofs, und wo sich in Beziehung auf die Stellung der Principien vor unserm Auge nichts erhebt, als ein grofses Fragezeichen. Es folgt hieraus, dafs das, was Köstern offenbar letzter Zweck war, Charakterschilderung, Rückerten nur als Mittel gelten durfte, so wie ferner auch, dafs, wollte man Kösters Trilogie als eine Reihe von Principienschauspielen beurtheilen, wozu in einzelnen Partieen derselben überaus viel Veranlassung gegeben ist, man einen viel zu strengen Maafsstab anlegen würde, wodurch dieselbe sogleich tief unter ihren wirklichen Werth sinken müfste.

Der verschiedene Gesichtspunct beider Dichter tritt sich eben so sehr kund in dem, was sie der gemeinschaftlichen Strecke, die sie zusammen wandeln, ausgehen lassen. Rückert beginnt sein erstes Schauspiel mit der Darstellung der Ereignisse in Canossa, welche Köster für ganz undarstellungsfähig für den deutschen Dichter erklärt. Rückerts weltgeschichtlicher Blick war im Stande, in diesem so ungeheuren Sinken des Princips, für welches doch sein eigener Enthusiasmus glühte, einen durch die Gewalt desselben Petri herbeigeführten erhabenen Act im grofsen Schicksalsgange der Völker staunend zu begreifen, während Köster hier nichts erblickte, als das gerechte Strafurtheil von des Königs unklugem Benehmen gegen die Sachsen, und daher hier keine anderen Wahl hatte, als die zum Epilog des zweiten Schauspiels Narr spricht:

Was nun geschah, Du edles Volk der Deutschen,
Das zu enthüllen Dir, ziemt nicht der Bühne;
Des Vaterlandes Schmach verbirgt sich schamvoll,
Sie leidet nicht die Pein der offnen Scene,
Und freudig schweigt der Dichter dem Bewufstsein,
Dafs solche Zeiten nimmer wiederkehren,
Und dafs die ein'ge Kraft der Gegenwart
Die Mahnung an vergangne Schand' ihm spart.

Köster ertheilt in diesen Worten unwissend der Rückerschen Arbeit das gröfste Lob, eine kaum mit Ehren lösbare Aufgabe glücklich gelöst zu haben, und wie jeder Hörer empfindet, mit Erhebung des Nationalgefühls. Ein solcher Sieg lag freilich nur in der Gewalt des neuen Werkzeugs, welches unter dem glühenden Glanze des Gegenprincips eine Demüthigung des Hauptcharakters der Darstellung als nicht zuliefs, die unter den Händen des blofsen Charakterzeichners, wie er uns selbst hier zugegeben hat, und verletzend hätte ausfallen müssen. Köster dagegen den Raum der beiden ersten Schauspiele den Ereignissen, welche der Bufsfahrt nach Canossa voraufgingen, von der widerwillig vollzogenen Fa-

Digitized by Google

ng des Königs mit Bertha an. Wir sehen im ersten
hauspiel die Sachsen an der Harzburg bauen und
n Otto von Nordheim zu neuer Empörung gegen den
König gereizt werden. Wir schauen es an, wie der
König vergebens seine Ehescheidung betreibt, wie er
h durch die Künste eines päpstlichen Legaten vor-
g zur Bestätigung der Wahl des Papstes Hildebrand
ken läfst, wie er vor den sich unter Herzog Otto
n Neue bewaffnenden Sachsen flieht, von ihnen in
Harzburg eingeschlossen wird, sich mit Bertha
söhnt, sich auf dem Herrentage zu Gerstungen vor
Fürsten demüthigt, den Sachsen Alles, was sie
ehren, verspricht, und die Verwaltung des Reichs
Neue in die Hände des Cölnischen Hanno abgiebt.
zweite Schauspiel stellt uns dar, wie die Sachsen
geschlossenen Vertrag brechen, und dafür vom
ig, der sich zu diesem Ende mit den Böhmen ver-
t, bei Hohenburg überfallen und geschlagen wer-
Von nun an bekommt er seine Bestätigung Hil-
nds zu bereuen. Denn die vom Bischof Otto von
überbrachte päpstliche Bulle, die er zerreifst
mit Füfsen tritt, wird die Ursache des Banns,
hn bald gänzlich zu Boden werfen soll. Verge-
knüpft er Unterhandlungen an mit der Partei der
chen Aufrührer unter Cencius, vergebens läfst er
Worms versammeltes Concilium den Hildebrand
rfen. Der Bannfluch wirkt, die Fürsten tagen
ibur, Bertha bleibt ihm treu, und hält ihn vom
hlufs der freiwilligen Abdankung zurück, er sen-
en Kanzler nach Rom, um seine Unterwerfung
den Papst vorzubereiten. Diese Fülle von Kämp-
nd Ränken, die wegen des in ihnen immer wie-
renden lästigen Rundgangs von Erfolgen, bei
der ungeduldig vorwärts strebende Schritt des
nach immer erneuerten Mühen nur immer wei-
kwärts gleitet, Rückerten wenig angemuthet zu
scheint, war Köstern nur darum kein öder und
tbarer Raum für ein Schauspiel, weil es ihm
genügte, denselben nur von dem Grundstamm
Hauptcharakters, den er zu zeichnen vorhatte,
achsen und durchgrünt zu sehen. Dürften wir
n strengeren Maafsstab des Principiendrama's
so würden wir den ungeheuren Fehler zu
nden, dafs ein Dichter uns die Katastrophe,
das Getriebe zweier Schauspiele einzig und
narbeitet, gänzlich vorenthält, uns also Glieder
giebt ohne einen Kopf. Wie sehr umgekehrt die Charakterausmalerei bei Rückert nur als Mittel zu höheren Zwecken gebraucht wird, zeigt der Letztere darin, dafs er den geringeren Reiz einer Schilderung der Gemüthsumwandlung des Königs vor seinem Zuge nach Canossa willig aus Händen gab um des erhabneren Reizes eines grofsen, volltönigen, durch das Ebenmaafs der einfachsten Verhältnisse fesselnden Anfangs willen. Der Principienzwist hat nach langem Zaudern bereits die Katastrophe erreicht, unserm Auge enthüllt sich auf den ersten Blick das Ungeheure. Rückert sucht überhaupt wie ein Adler überall die Höhenpuncte, und geht ohne Umschweife darauf zu, während der Dichter der Trilogie mehr die Breite liebt, alle Fäden ins Weite spinnt, ja die Geduld des Hörers durch die Länge, womit die Personen ihr Inneres auseinandersetzen, nicht selten in Anspruch nimmt. Vor letzterer Gefahr, womit historische Stücke uns von jeher gern bedrohet haben, ist Rückert von vorn herein weit mehr gedeckt durch die rasche und rüstige Natur seines Weges und durch das feine ätherische Feuer des überpersönlichen Interesses, womit derselbe stets die Seele durchwärmt erhält. Kösters Poesie ist durchweg steiferer und schwerfälligerer Natur. Sein Anschliefsen an die Geschichte besteht in der umständlich ausmalenden Art, welche sich die Naturwirklichkeit der geschehenen Auftritte ihrer ganzen Breite nach zur Aufgabe nimmt, anstatt dafs Rückert sich immer nur in der reinen Geschichtswirklichkeit zu bewegen sucht, und durch ein rascheres Fortschreiten dafür sorgt, dafs unser Auge immer auf dem historischen Inhalt als solchem ruhe, während er sich in Beziehung auf die Naturwirklichkeit zwar weder Abänderungen noch Fictionen *von Belang*, wohl aber bedeutende Zusammenziehungen und Vereinfachungen erlaubt. Es ist aber allerdings ein Unterschied zu machen zwischen Naturwirklichkeit und Geschichtswirklichkeit. Wir sind zwar bei unseren geschichtlichen Handlungen Naturwesen, aber nicht Alles, was wir als Naturwesen sind und thun, gehört zu unserer geschichtlichen Wirklichkeit, z. B. nicht das, was sich im Kreise der täglichen Nothwendigkeiten bewegt, welche immer denselben Gang nehmen, wir mögen dabei sonst thun und lassen, was wir wollen. In diesen Kreis gehören z. B. bei einer geschichtlichen Handlung nicht minder die Personen, welche im Augenblick blofs als Werkzeuge

Digitized by Google

agiren. So bieten z. B. Generäle und Staatsräthe, denen ein Fürst auf empfangene Nachrichten Befehle ertheilt, auf der Bühne nur Naturwirklichkeit dar, und daher wird ein solcher Auftritt in der Darstellung immer etwas Lästiges haben. Denn die Umpersonen hängen hier an der einzig geschichtlichen Hauptperson als Ballast. Daher in solchen Fällen Rückert die einzig und allein handelnde Person auch immer lieber allein auftreten und ihre auszuführenden Entschlüsse allein aussprechen läfst, weil das Uebrige der blofsen Naturwirklichkeit angehört, mit welcher er uns in allen Fällen eben so gern verschont, als mit dem Essen, Trinken, Schlafengehen und Ankleiden der Helden. Der Dichter der Trilogie im Gegentheil meidet die Naturwirklichkeit so wenig, dafs er sie oft sogar sucht. Man höre nur S. 277:

Bürgerin. *Grüfs Euch Gott, Herr Zunftmeister!*

Zunftmeister. *Hol Euch der Teufel, Frau Meisterin! Was habt Ihr hier zu thun?*

Bürgerin. *Kam blofs um Euretwillen her, Herr Zunftmeister; wollt' doch sehen, wie drittehalb Centner im Bratenrock ausschauen.*

Zunftmeister. *Habt Ihr mich denn von vorne genug besehen, dann schaut mich auch von der anderen Seite an und geht nach Hause.*

Dergleichen ist Naturwirklichkeit und keine historische, wohingegen das artige Spottliedchen der Kreuzfahrer bei Rückert II. S. 98.

Ich hab' en Herrn, ich hab' en Herrn,
Dem dien' ich ohne Scheue;
Herr Habenichts! ein Habegern
Bin ich, bin meiner Treue:
Ich äfse gerne Haberkern,
Und habe lauter Spreue.

allerdings noch immer der historischen Wirklichkeit angehört.

Das Herabsteigen auf den breiten Boden der Naturwirklichkeit zwang die Dichter des historischen Schauspiels gewöhnlich, für den dadurch entstehenden Ballast der Scene und der Handlung durch aufserordentliche Gewürze entschädigen zu müssen, durch eingewebte Liebesepisoden, seltsame Charaktere, abenteuerliche Fügungen oder erdichtete Zusammenhänge. So hat auch Köster hier dem eingewobenen Liebesverhältnifs des Königs zur Maria, der Tochter eines sächsischen Herren Namens Friedrich vom Berge, erstaunliche und alle wirklichen historischen Zus menhänge gleichsam überflügelnde Bedeutung beigel zuerst durch einen daraus hervorgehenden väterlic Fluch auf des Königs Haupt dessen leidenschaftl Zerrüttung zu steigern, sodann die Aussöhnung Königs mit seiner Gemahlin Bertha zu motiviren dadurch dem ersten Schauspiel die Abrundung Leidenschaftsdrama's zu geben, und endlich die pörung seiner beiden Söhne, welche den Inhalt dritten Schauspiels bildet, als die Wirkung jene terlichen Fluchs erscheinen, sie ihn wenigstens gehends so empfinden zu lassen. Auf dem Grund durch eine sündhafte Liebe geweckten Fluchs erdichteten Person, auf dem Grunde einer Erdic also, ruht die ganze tragische Schwere dieser gie. Dem historischen Zusammenhang wird ein lischer zur Erklärung untergebaut, dem histori wirklichen Zusammenhang ein moralischer mögl die Wirklichkeit wird von der Möglichkeit, das S rere wird vom Leichteren, das ideenentflammte V schicksal von einem erdichteten persönlichen V nisse getragen.

Der Charakter Heinrichs IV. ist vom Dicht Trilogie mit einem Auge aufgefafst worden, die durch die Tradition gelieferten Züge zu mö schroffen und einschneidenden Auftritten zu ver sucht, ohne die möglichen Milderungen für das des Geschehenen eintreten zu lassen, zu dene durch lauter Schriftsteller der feindlichen Parte lieferte Geschichte so stark auffordert, und zu sich Rückert in seiner Darstellung desto ge gezeigt hat. Auch bei Rückert fühlt sich Hein den tief gesunkenen, aber es ist ein gewisse und Königliches in ihm nicht untergegangen; b wird er zur recht gemeinen Natur erniedrigt, consistenzlosen Seele ohne alle edle und kö Haltung. Er zeigt sich in allem, was er thut, trotzig, als verzagt, eben so tollkühn, als eben so unbändig, als leicht zu allem herum eben so brutal gegen den ihn anklagenden V schwächlich furchtsam gegen die Wirkungen de

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

ıser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. ırich der Vierte von Deutschland. Eine Tri- ıgie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Durch die Unbändigkeit seines Thuns kehren sich ı Thaten wider ihn selbst, durch die Unbändigkeit s Geniefsens mischt sich schon in den Anfang r Genüsse der Ekel. Ohne die Spur einer wirk- ı Veredlung oder Erhöhung durch seine Leidens- ge, moralisirt er über sich selbst, recht wie die ılos schwachen, und klagt seine schlechte Erzie- an. Endlich mufs er sich krümmen vor der Ueber- t eines Sohnes, dem zwar seine Leidenschaftlich- nangelt, der ihn aber an Charakterschwäche wo ch noch übertrifft. Es ist allerdings einem Dich- aterländischerseits ein Vorwurf darüber zu ma- wenn er die natürlichen Repräsentanten des ıalruhms der Vergangenheit in dem wirklichen womit ihre Personen und Charaktere glänzen, tzt, oder wenn er von den vielen möglichen n der Bestrahlung das trübste und ungünstigste Dazu würde auch durch eine hellere Charak- hnung Heinrichs sich die Färbung des Ganzen hterischer Hinsicht vortheilhaft erhöhet haben, ı würde wenigstens ein Theil von der Trostlo- und Oede gewichen sein, welche sich nothwen- er ein Gedicht hinbreiten mufste, das seinen nicht höher stellte, als die ins Weiteste aus- ıene Zeichnung eines Charakters von so wenig zu sein. Giebt man indessen den Charakter hs IV. zu als einen gänzlich unedlen, läfst man efallen, seinen Sohn Heinrich V. zu einem hlinge herabgesetzt zu sehen, dessen Thun im- vom nächstvorhergehenden Eindruck abhängt, dem man freilich nicht begreift, wie er später ın Berichte der Wirklichkeit beim Glanze des Krönungsgottesdienstes den Papst Paschalis höchsteigenmächtig gefangen nahm, läfst man sich dies Alles gefallen, so bleibt die Kraft und Lebendigkeit der Darstellung hier, wie bei den übrigen männlichen Charakteren, dem biederen Ulrich von Kosheim, dem weisen Eberhard von Nellenburg, dem albernen Junker Regenger, dem treuherzigen Narren, immer lobend hervorzuheben. Die Durchführung aller Scenen, welche ein männliches Handeln darstellen, sei es kriegerisch oder berathend, leidenschaftlich bewegt oder gemessen ruhig, ernsthaft oder scherzhaft, ist als solche befriedigend zu nennen, sobald man Darstellung der Naturwirklichkeit als Zweck des historischen Schauspiels zugiebt, und dabei sich den oft viel zu grofsen Wortreichthum des Dialogs, der weder Ueberflufs noch Wiederholung scheut, gefallen läfst. Der entgegengesetzte Fall ist mit den weiblichen Charakteren. Die weibliche Empfindungsweise ist dem Dichter so fremd, dafs er kaum kann eine weibliche Person, ohne Anstofs zu geben, auftreten lassen. Unglücklicher Weise ist sogleich der Anfang des Vorspiels zum ersten Drama ein solcher. Der König Heinrich steht hier der so eben mit ihm durch den Cölnischen Hanno vermählten Bertha gegenüber, die er vor unseren Ohren aufs unwürdigste höhnt, und uns damit sogleich auf den untersten Boden seiner unköniglichen Seele blicken läfst. Ein niedriger Mensch kann allerdings so sprechen, wie hier Heinrich spricht, aber solche Empfindungen haben, wie sie Bertha, ehe sie etwas erwiedert, bei Seite spricht (S. 5):

O Gott der Liebe, Du vergiebst es mir,
Wenn trotz des Spottes ich ihn dennoch liebe!

das kann kein Weib in dem Augenblick, wo das erste Gespräch mit einem ihm angetrauten fremden Mann sich mit Worten eines unerträglichen Hohns einleitet. Hier hat den Dichter irgend eine Reminiscenz von der Taubennatur des Weibes oder von der Plötzlichkeit,

Digitized by Google

womit Liebesempfindung beim blofsen Anblick entspringen kann, aber nicht die Natur der Sache geleitet. Solche Worte, wie sie Heinrich unter anderen ausstöfst:

Ich hätt' es nie gedacht, dafs man in Susa
So schüchtern wäre —
Ich seh' es, Ihr wart nicht Freiwerberin
Um meine Hand —
Zwar mufs ich Euch gestehn,
Dafs zum Vermähltsein mir die Laune fehlt —
Die Kerzen brennen nieder — Eure Reize
Lodern empor wie junge Morgenröthe —
Erzählt die Mähre mir von Eurer Liebe —
Denn, gnäd'ge Frau, man sagt, Ihr liebt mich sehr —

solche Worte mufsten bei Bertha, war sie zarterer Natur, Schwindel und Ohnmacht, war sie stärkerer Art, Indignation bewirken. Es schien dem Dichter fremd zu sein, dafs auf die Nerven eines unverdorbenen Weibes ein Ehrenangriff nicht anders wirkt als wie ein Mordanfall. Auf solche Worte eine so lange und so gemessene Rede, und von diesem Inhalt zu erwiedern, wie Bertha S. 5 thut, würde in der Wirklichkeit ein so abgestumpftes Ehrgefühl in der weiblichen Seele voraussetzen, wie es ihr zuzuertheilen des Dichters Absicht nicht sein konnte. Man höre:

Und dennoch spreck' ich: ja, ich liebe Dich
Und werd' mit Liebe Deinen Hohn vergelten! —
Du lächelst, dafs ich also ohne Scheu
Und unberührt von Deinem bittern Worte,
Des Herzens Weh bezwingend, zu Dir sprach, —
Nicht ich um Dich, Du hast um mich geworben,
Ich bin Dein Weib, ein Theil von Deinem Selbst,
Mifsachtend mich, kränkst Du die eigne Ehre: —
So lehr' Dich Selbstsucht, was Dich Edelmuth
Nicht lehren konnte!

Gingen hier jene bei Seite gesprochenen Worte an den Gott der Liebe nicht vorher, so würde Niemand einen Augenblick anstehen, was er von dieser frechen Zunge zu halten habe. Aber jene Worte, so wie der ganze Verfolg, lassen keinen Zweifel, dafs hier nichts weiter ist, als ein verzeichnetes Glied. Dahingegen auf S. 13, wo bei Bertha nicht das weibliche Zartgefühl, sondern der sittliche Verstand in Anspruch genommen wird, sie das Herz auf dem rechten Fleck zeigt.

Auch beim ersten Auftreten Mariens, der Geliebten des Königs, im Anfange des zweiten Aufzuges des ersten Schauspiels bekommt gleich die weibliche Empfindung einen Flecken, den der Dichter ihr doch, wie es scheint, nicht zu geben beabsichtigte. Hier scheint es dem Dichter wiederum unbekannt gewe zu sein, welch einen Zustand eines weiblichen Ge thes es anzeige, wenn bei einem so klaren Bewufst der eigenen Schande „Mädchen nicht zu sein und nicht Weib" und so „verborgne Freude mit sch Zähre zu erkaufen" — wenn bei solchem Bewufst ohne allen idealischen Gegenhalt im Gemüthe, jenes so tief in der weiblichen Seele liegende un schwer ausrottbare Gegenbewufstsein von der Be tigung aller *wahren* Liebe als einer solchen, ja ohne alle auch nur sophistische Entschuldigung, Weib in diese Lage kam und in derselben verha War es aber wirklich seine Absicht, hier kein we liches Wesen zu zeichnen, so begreift man nicht, warum gerade Marie vor vielen anderen Königs Leidenschaft so sehr entflammen konnte, dies bis zu einem Grade, der nicht blofs Sinnlic athmet (S. 51):

Ja, lafs mir Deine Liebe Alles bleiben,
Ich will durch Deine Liebe Alles sein —
Verlör' ich sie, ich stünd' nicht mehr für mich —
Verlier' ich Dich, verlier' ich meinen Glauben,
Verlier' ich Dich, verlier' ich meinen Gott —
Jetzt bringt mich Deine Liebe aufser mir,
Ich bin zu arm für so viel Reichthum, Kind —

so dafs es auch hier wohl aufser Zweifel kommt, der Dichter ein nicht unedles Weib zu zeichne hatte, aber ihm aus Unkunde der süfsen Illu des weiblichen Herzens die Zeichnung mifsrieth. Marie im vierten Aufzug als eine schwangere a da wird dieser Umstand zu einem neuen Glatt den Dichter, wenn sie zum König spricht (S. 1

Mann meiner Seele, wende Dich nicht ab, —
Ich glaub' ins Auge meines Kinds zu schauen,
Wenn ich in Deinem Blick mich wiederfinde —
O Lieb' ist schön, doch schöner Mutterglück!

Diese Vorausnahme des Muttergefühls ist den etwas völlig fremdes. Der Dichter hatte es im Verstande, dafs Muttergefühl eine noch Empfindung als Liebe sei, und liefs die ganz Bemerkung nur am sehr unrichtigen Orte be chen. So wenig aber das Muttergefühl vorem werden kann, so sehr wächst durch die Sch schaft nothwendig das Gefühl der Unzertren des Weibes von ihrem Gatten, und folglich inneren Berechtigung ihrer Liebe, erscheine äufserlich auch noch so ungesetzlich. Das Ge

Digitized by Google

Unzertrennlichkeit ist so grofs, dafs ein väterlicher
ich, der das Haupt des Gatten trifft, daran unmög-
rütteln kann. Es war ein grofser Fehler vom
hter, bei diesem Ausgang, den das erste Schau-
l nehmen sollte, Marien als eine Schwangere auf-
en zu lassen. Alles widerspricht. Es widerspricht
lich der Mangel alles Gefühls innerer Berechti-
g (S. 135):

Mein Herz ist so durchkältet, dafs Gebet,
Vom Hauch der Sünde schaurig angewekt,
Nicht himmelan mehr kann, und gleich der Blüthe
Vom Mehlthau krank, noch unentfaltet stirbt —
Und Racheschwerter zucken durch ein Herz,
Verflucht vom Vater, in mir selbst verflucht,
Fluch dem Geliebten, Fluch dir, armes Wesen,
Erzeugt in sünd'ger Liebe, und dem Hasse
Und der Verachtung einst geboren!

iderspricht eben so sehr dieser Lichtblick der
le nach vollbrachter Entsagung (S. 138):

Das Opfer ist gebracht, der Sieg errungen,
Und Säuseln hör' ich wie von Engelzungen:
„Brich auf, Marie; die dornenvolle Bahn
Ist erst begonnen, doch nicht abgethan;
Das erste Opfer brachtest du dem Herzen,
Das zweite bring' der Welt und ihren Schmerzen!"

lerspricht endlich ihre viertägige Fufswanderung
m König von der Harzburg nach Gerstungen
Nahrung und wärmendes Dach, durch Felsen-
und über Bergesrücken, in eines Burschen
ng, in keckem Wamms, mit keckem Mannes-
(S. 128. 132). Und was ist der Dank für die
Stande gebrachte Aussöhnung zwischen dem
und seinem Weibe, der Bertha? Sie lassen die
chwangere gefühllos ziehen, so dafs sie bald
wie wir später (S. 391) erfahren, in einem
ale nahe dem Böhmerlande unter freiem Him-
derkam und umkam. Ist dies nicht ein wenig
rhaft, und eben daher höchst unwahrscheinlich?
ms früher unsere Dichter den Lauf der Welt-
te manchmal durch erdichtete Liebesepisoden
hten, so wufste man, warum sie es thaten.
ie überschütteten gerade diese Episoden mit
olchen Glanze ihrer Genialität, dafs man ihnen
ben verzieh, sich, wenn auch am unrechten
en in ihrer gröfsten Stärke auszubreiten. Was
Köster diese Liebesepisode soll, die den aller-
ten Theil des Gedichts bildet, die fast kein
Glied an sich hat, zu der der Dichter sich
ganz talentlos quälte, das begreift kein Mensch, wenn er nicht annimmt, dafs der Dichter das, was in unserer bisherigen Art des historischen Schauspiels höchstens zu entschuldigen ist, für eine Anforderung an den Schauspieldichter nahm, und nun mit Gewalt nicht eher ruhete, als bis er den durch anhaltende Gewohnheit zur Regel gewordenen Fehler auch seinem Schauspiel glücklich eingeimpft hatte.

Wenn das erste Schauspiel durch die grofse Liebesepisode die Abründung einer Leidenschaftstragödie bekam, deren Stamm aus dem Vorspiel emporwuchs und deren Hauptperson Marie ist, so greift im zweiten Schauspiel des Königs Verhältnifs zu Bertha nur am Schlusse dadurch bedeutend ein, dafs sie die Urheberin seines Entschlusses zur Aussöhnung mit dem Papst und zum Zuge nach Canossa wird, indem er sonst nach des Dichters Darstellung zufolge seiner jähen und stürmischen Gemüthsart lieber abgedankt haben würde. Die zweite Tragödie trägt daher noch entschiedener als die erste, die Grundfarbe des Charaktergemäldes. Wir sehen beim Fortrollen der Begebenheiten den trüben und irren Sinn des Königs zum äufsersten gesteigert, ihn gleichsam ganz in die höllische Finsternifs hinausgeworfen. S. 153:

Sieh, meine Seele gleichet jenen Bronnen
In Felsenklüften, deren feuchten Moder
Kein Sonnenstrahl erhellt; — die Klarheit weicht,
Und der krystallne Glanz des reinen Quells
Verwandelt sich in molkig schwarzes Nafs.

S. 166. (Zu den Fürsten):

Ich weifs nicht, glaub' es nicht, dafs meine Macht
Genügt, nach meinem Willen euch zu zwingen;
Doch weifs ich es, dafs meine Macht genügt,
Das ganze Reich in Feu'r und Flamm' zu setzen,
Was nur besteht, in Trümmer zu zerschlagen,
Und soll ich unter ihnen mich begraben,
Ihr Alle stürzt mit mir und meiner Macht.

S. 232. (Zu seinem Kanzler Eberhard von Nellenburg nach dem Siege über die Sachsen bei Hohenburg):

Um Gottes Willen keine Einred', Erhard;
Ich kann sie heute nicht, selbst nicht von Dir
Ertragen — schweig! — Ja, Du hast Recht, —
Ich will nicht Recht, nicht Grund, nicht Ueberzeugung —
Ich will berauscht sein! — —
Dafs es ein gräulich gottverfluchter Anblick,
Wenn sich ein König mit dem Lorbeer schmückt,
Den er mit seines Volkes Blut gedüngt, —
Sieh, Freund, was Du mir sagen könntest, weifs ich —
Denn weil ich fühle, dafs an Sachsens Hafs

Digitized by Google

Mein Thron am Ende doch zerschellen muſs,
Will ich an Sachsens Demüth'gung mich lechzen,
Wenn meine Siegeslust auch eitel ist
Und voller Thorheit.

Und so rollt das zweite Schauspiel ab als ein von einer Gallerie historischer Auftritte begleiteter Monolog eines dämonisch in sein Verderben rennenden Geistes. Zwar könnte man hiergegen geltend machen, daſs die Gewalt der Principien unser Gemüth hier eben so stark berührt, als die Gewalt der wahnsinnigen Leidenschaft, z. B. in den Wirkungen des päpstlichen Banns (S. 283), in des Königs Trotz gegen den Papst (S. 266), in der herzerhebenden Bejahung des deutschen Königthums durch die Treue der Wormser Bürger (S. 297). Aber als Principienschauspiel betrachtet, mangelt ihm die erforderliche Einheit. Mit der Spannung zwischen Heinrich und den Sachsen beginnt das Stück um mit der Spannung zwischen ihm und dem Papst aufzuhören, ein Uebergang, der auf diese ganz unvermittelte Weise gemacht ein grelles und unerträgliches Umspringen aus einer Tonart in die andere ist. Daher muſs der Dichter seinen Absichten nach ein Messen mit diesem Maaſsstabe durchaus von sich ablehnen.

Der dritte Theil der Trilogie enthüllt uns das freudelose Schauspiel, wie ein Vater von seinem Sohne aus bloſser Schwäche zweimal verrathen wird, indem derselbe den Ueberredungskünsten des schlauen Erzbischofs Rothard von Mainz nicht widerstehen kann. Der Dichter zeigt uns dies eine hier vortrefflich, daſs es allerdings noch etwas schwächeres auf Erden giebt, als den Schwächling aus leidenschaftlicher Tollheit, nämlich den Schwächling aus Fadheit. Aber dies ist eben kein vortheilhafter Gegenstand für den Schluſs einer weltgeschichtlichen Trilogie. Die Tragödie beginnt auf der Reichsversammlung zu Mainz, auf welcher der unterdessen zum Kaiser gekrönte Heinrich IV. seinen Sohn Heinrich V. an die Stelle des abtrünnigen Konrad zum deutschen König erwählen läſst, wonach er denselben in Gegenwart seines Schwiegersohns des Friedrich von Hohenstaufen durch einen feierlichen Eid der Treue an sich zu binden sucht. Im Einzelnen giebt es hier wohlgetroffene Züge, z. B. die Aufschüchterung des argwöhnischen Vaters durch den ungestüm eintretenden Sohn (S. 317):

Ei, ei, mein Sohn, treibt Dich so groſse Hast,
Daſs Du den Vater im Gebete störest, u. s. w.

Aber sie sind nicht hinreichend, der Mattigkeit u Trostlosigkeit der ganzen Anlage das Gegengewi zu halten, und es scheint, als ob der Dichter nur mer ums Einzelne bemüht gewesen ist, wobei er Eindruck des Ganzen gehen lieſs, wie er eben wo Das aber ist gewiſs ein sehr verkehrtes Thun. junge Heinrich widersteht dem Ruthard nicht, von den abtrünnigen Fürsten auf's Neue zu ihrem nig gewählt, und beginnt von Baiern aus den Auf worauf der alte Kaiser sich zu einem Zuge gegen entschlieſst, den er einen Kreuzzug nennt „die tur auf Erden zu bekämpfen." Aber das kaiser Heer von Fritzlar fällt ab, Thüringen und Sa verlassen ihn; Nürnberg, Regensburg, Würz Speier unterliegen dem König; der König zieht Mainz gegen den Kaiser. Dieser, zu dessen Ve digung die Mainzer 20,000 Mann stellen, nimmt von ihnen nichts an, als ihre Begleitung bis E auf seiner Flucht nach Cöln. Bei Bingen läſs Dichter die Aussöhnung zwischen Vater und erfolgen, die er hier nach dem Sinn der Char schwäche des Sohnes für eine wirkliche nimmt wovon die Folge die Gefangenschaft des Kaiser zuerst auf Burg Beckelheim, hernach in Ingelhe er das Reich durch förmliche Abdankung in die seines Sohnes niederlegen muſste. Die letztere S hat der Dichter dem Kaiser erspart, indem sogleich nach seiner Gefangennehmung und n Abgabe der Reichskleinodien mit dem Bischof nach Lüttich entfliehen läſst, wo er stirbt. Al ser geschichtliche Vorgang erscheint hier im auch wieder mehr als Nebenwerk, indem der d hende Grundgedanke die Erfüllung des Fluch dem ersten Theil bleibt. Marie muſste dort i entweichen, damit hier (S. 391) der Kaiser in ben Stunde, wo er sich von seinem zweiten S fangen und zum zweiten Mal verrathen sieht, i gemeinen Reisigen, welcher als Wachtposten Thore seines Gefängnisses schildert, seinen Sohn erkennen kann, den Sohn der im Elen kommenen Marie, dem er sich nun natürlich erkennen geben mag, und dem er eine Wallfah dem heiligen Grabe für sich aufträgt. So g väterliche Fluch des Friedrichs vom Berge an Erfüllung, so rächen sich an ihm seine Jugen

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher
für
Wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

ıser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. ırich der Vierte von Deutschland. Eine Tri- ıgie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Dieser moralische Gesichtspunct regiert das Ganze, der Kaiser selbst kommt in seinen Worten immer er auf ihn zurück. Aber dieses schwache Gerüste Tragen eines weltgeschichtlichen schweren Inhalts sich um so gebrechlicher, da der Dichter nicht auf dem denkbaren wirklichen Zusammen- eines mit der Muttermilch gegen den Vater ein- ;enen Widerwillens fufst, indem die Mutter bei öhne Empfängnifs eine mifshandelte war, sondern dessen eine mythische Farce im Stil der alten ksalstragödie unterschiebt, an die wir nicht glau- önnen. So kommt hier ein wunderliches Wider- der antiken Tragödie heraus. Denn anstatt dafs ort ein wirkliches ernsthaftes Fluchschicksal sich ıben sehen an Personen, die nicht daran glauben sehen wir hier einen Kaiser unter der Last Fluches winseln, der nirgends anders wirkt, als n seiner Einbildung.

ır Einen grofsen Lichtblick giebt es in all die- erquicklichen Trübsal, und derselbe soll auch ie sichs gebührt, nicht verschwiegen werden, es Darstellung der Treue der Mainzer Bürger ge- n Kaiser am Ende des dritten Aufzugs (S. 355— Warum überstrahlt diese Partie alle übrigen so Weil es sich in ihr von etwas Höherem handelt, ser Darstellung einer Leidenschaft oder eines ters, weil es sich handelt um Darstellung einer esinnung, einer wirklichen weltgeschichtlichen Solche Töne gehen immer unmittelbar ans ie sind die Zeichen für den wirklichen Inhalt chichte. Anstatt euch von ihnen blofs überra- u lassen, wo sie euch auf eurem Wege zufällig begegnen und zu euren Füfsen ein Licht emporquellen machen, über dessen Wirkungen ihr selbst erstaunen müfst, machet sie lieber selbst zur Hauptsache, und ordnet ihnen alles übrige unter. Lasset uns bei dem, was das Höchste ist, nicht blofs unterweges vorbei gleiten, um endlich bei Eindrücken eines viel schwächeren und matteren Umkreises auszuruhen. Setzet euch nicht ferner der Gefahr aus, euer grofses graues Kupferbild partieenweise mit den hellsten Aquarellfarben buntscheckig zu tünchen, sondern lasset das Ganze einen gleichmäfsigen Antheil nehmen an der Färbung. Malet auch nicht blofs die schwarzen Kupferumrisse eurer Personen mit der Farbe der Principien an, sondern lasset aus dem Stoff dieses Farbenmeeres alles Einzelne hervortauchen und sich bilden. Dann werden eure Gemälde nicht blofs obenhin an die Weltgeschichte erinnern und an ihr vorüberstreifen, sondern sie werden wirkliche Gemälde der Weltgeschichte sein, und es wird sich das Ziel völlig enthüllen, welches die Dichter unserer ruhmvollen Vergangenheit zu sich lockte, da sie zuerst aus der Bahn einer blofsen Charakteristik in die Bahn der Principien umzulenken begannen. Thaten sie dieses wohl darum, damit das, was sie schon als Grundlage eines deutschvolksthümlichen, eines philosophischen Schauspiels empfanden und darstellten, von uns Neueren aus einer Ueberschätzung Shakespeares, wieder zum blofsen gelegentlichen Schmuck, zum blofsen gelegentlichen Blasbalg der Empfindungen herabgesetzt werde? Kann es wohl recht sein, in einem historischen Schauspiel den wahrhaften Inhalt der Geschichte als Nebensache, als Draperie für Charakter, Leidenschaft und Intrigue zu behandeln? So aber ist es im Kösterschen Heinrich der Fall. Ein jeder Theil dieser Trilogie ist ein Charakterschauspiel, welches aber den wirklichen Inhalt der Weltgeschichte nicht in den Hintergrund stellt, ihn sich vielmehr zur geflissentli-

Digitized by Google

chen und lauten Begleitung nimmt. Ein solches mufs immer schwerfällig und mifsgestalt erscheinen. Denn es erregt den Eindruck eines Gesanges, bei dem das Accompagnement die Singstimme zu Boden drückt. Unser ganzer Sinn wird festgeheftet auf die schwache und zitternde Stimme einer einzelnen Leidenschaft, während uns die Posaunen der weltregierenden Principien umtönen. Man darf ein Violinconcert nicht von Posaunenstöfsen begleiten lassen. Der Charakterdichter mufs sich den Inhalt der Weltgeschichte *als solchen* möglichst ferne halten, als einen zu starken. Thut er es nicht, setzt er sich immer der Gefahr aus, dafs durch das zu helle Licht des als nebensächlich behandelten der dunklere Grund der Haupthandlung alle Harmonie und Haltung verliere. Er setzt sich ferner einer Schwerfälligkeit der Behandlung aus. Denn weil er beide Arten von Schauspiel, das Charakter- und das Principienstück neben einander empor und in einander hinein wachsen läfst, so entsteht dadurch eine für jedes dieser beiden Interessen zu schleppende Bewegung. Köster ist in beide Fehler verfallen. Sie vermeiden sich aber ganz von selbst, so wie man sich auf den Rückert'schen Standpunct stellt. Rückert verlegt die Singstimme der Leidenschaft in die Principien selbst, und macht Charaktere, Situationen und Entwicklungen zu ihrer Begleitung. So stellt sich auf einmal die natürliche Ordnung her, indem das Schwächere dem Stärkeren, das Besondere dem Allgemeineren untergeordnet wird. Die Gegensätze der Principien und Gesinnungen werden die strahlenden Lichtquellen für das ganze Gemälde, aus welchen alles Einzelne seine harmonische Beleuchtung empfängt, und Shakespearesche Leichtigkeit stellt sich wieder her durch den Entschlufs, Shakespearen nicht mehr nachzuahmen, sondern endlich einmal rein auf eigenen Füfsen zu stehen.

Im Principiengange des Rückert'schen Doppelschauspiels herrscht ein befriedigendes Ebenmaafs. Wir sehen im ersten Theile gleichsam ein im vollen Halbkreise sich umdrehendes Schicksalsrad vor Augen. Der Anfang ist bei des Königs tiefster Demüthigung. Wir sehen ihn, seine Gemahlin zur Seite, vor den schneebedeckten und in ihren Klusen mit Auflaurern und bewaffneten Mannschaften besetzten Alpen stehen, wie vor Todespforten, durch welche ein entschlossener Gang den Weg zu neuem Leben und neuem Siege bahnen soll. Der sich selbst Ueberwindende, der den Muth hat, sich um begangenes Unrecht zu demüthige zwingt das Schicksal. Dem Papst geschieht das U erwartete, der Knecht der Knechte Gottes in sein zu den Gestirnen strebenden Stolze sieht sich du die Demuth des wirkliche Reue empfindenden Kön gezwungen, den gesinnungsvollen Feind seines Pr cips auf's Neue in seiner Würde zu belassen. da an bleibt das Rad in der begonnenen langsa Drehung, bis am Ende des Stücks die interessant Combination entstanden ist. Der Papst als der sönlich Besiegte weicht aus den Thoren Roms, rend doch sein Princip im Grofsen das siegende der König hingegen siegt mit seinem Gegenpapst sönlich zwar, während doch dabei sein Princ Ganzen im Sinken bleibt. Hildebrand ist unter Sieger einer steigenden Sache, Heinrich ist st nur augenblicklich persönlicher Sieger einer si den Sache, um von der Höhe, die er erreicht, ga desto härter herunterzustürzen. Versenken wir die feine und sinnige Aufdeckung dieses Getrie dessen beschaulicher Auffassung der Dichter es an Aufforderungen und Winken fehlen läfst, so ben wir vor unsern Augen sich die Schicksal nach ihren ewigen Gesetzen langsam und sich wälzen zu sehen. Im zweiten Theil drehet si Rad der Begebenheiten weiter, bis es wieder Punct der tiefsten Erniedrigung des Kaisers a aus welcher hier aber unmittelbar ein höchstes seines Princips geboren wird. Denn während s Kaiser auf seiner erstiegenen Höhe nicht la haupten kann, und in ein allmähliges Sinken greift der junge Heinrich in die Speichen des dieses Sinken beschleunigend, aber nur um die Päpstlinge mit List zu täuschen, den Druck d von sich zu schütteln, und, im Innern den vi Grundsätzen treu, mit dem Kaiser nicht auch serthum dem Sinken zu überlassen. Dad der sterbende Kaiser die ihm durch die a den Rheinischen Städte auf's Neue zugefallen freiwillig in die Hände des Sohnes zurückgie tet er dem Reiche seinen Sieg, das jetzt d plötzlich gewonnene Einigkeit solche Kraft e dafs es dem jungen Heinrich V. möglich wird, Spitze eines gewaltigen über die Alpen geführt res dem Paschalis alles Verlorene wieder abz sowohl Investitur, als Aufhebung des väterliche

Digitized by Google

nd kaiserliches Begräbnifs in Speier. Mit diesem Triumphe endigt das Ganze.

Vorzüglich hervorzuheben ist nun zunächst die ietische Kraft, womit beide Principien, um deren ampf es sich handelt, uns sogleich in den ersten ufzügen des ersten Theils vor Augen gerückt wer- n. Das päpstliche stellt sich in seiner kalten Ma- tät erhaben und marmorhart dar in der Person Hil- brands selbst, des unerschütterlichen und seiner reuen Markgräfin Mathilde von Toskana, es ist ein ncip, dessen Gehalt sich leicht auffafst wegen sei- sich in Hildebrand als ausgebildet und fertig ab- liefsenden Gestalt, durch die es eben so mächtig . Das entgegenstehende Princip war schwerer zu hnen, weil es das unbestimmtere, mit sich selbst nige, in sich selbst noch unklare ist. Aber es ist anger mit dem Leben einer geistig höheren Zu- t, und es hat in sich den Vorrang einer wenn- h noch unausgebildeten, doch unverkümmerten und mittelbaren Gefühl ihrer eigenen Gesundheit fro- größeren moralischen Lebenskraft, gestützt auf r und unverschrobene Geradheit des Herzens. Mit Wort, es ist das Tonspiel deutschen Sinns und cher Gesinnung, das der Dichter hier auf eine drungswerthe Weise hat die Handlung der bei- rsten Aufzüge durchdringen lassen. Dabei ist iese Auftritte eine grofse Grazie verbreitet, es eine fortwährende Verherrlichung deutscher Ge- g im Gemüthe des Königs, welche durch die en Gespräche der Lombarden besonders ihre ge erhält, worauf sie leuchten kann. Der Zug, die tiefste Erniedrigung der Person enthält, einem moralischen Triumphzug. Wir empfin- Königs Ehrfurcht vor dem Heiligen, welche illige zeitliche Form so sicher vom ewigen Ge- n trennen weifs, so wenig in Gefahr kommt, ie Karrikatur des Heiligen am Heiligen selbst werden, als eine tiefe Wahrheit und Redlich- s Gemüths, und begrüfsen sie, wo sie uns aus orten des Königs und der Königin als etwas ffenbar Deutsches entgegendringt, mit Stolz und als ein unveräufserliches Nationaleigenthum. Luft der Alpen, frische Luft einer sündabwa- n phantastischen Wanderung eines königlichen Nacht des Haders zum Licht der Versöhnung limmenden Paares, frische Luft deutscher Treue, deutscher Offenheit — dies sind die Eindrücke, die wir zuerst empfangen. Deutsche Treue lacht uns hei- ter aus dem Thun der wenigen getreuen Diener, deut- scher Sinn diamanthell aus dem Gemüthe der Bertha entgegen. Die Auftritte, in denen die Lombarden auf so unübertreffliche Weise das Verhältnifs des Königs zum Papst discutiren, sprudeln über von Humor und guter Laune; es ist im ganzen Gewebe dieses Anfangs eine Frohigkeit, eine Elasticität, eine Art von lieblichem Uebermuth, die als Vorgefühl eines frohen Aus- gangs, die Scenen manchmal ins Idyllische spielt; die eigene protestantische Gesinnung des Dichters tönt klar und hell durch in den feinsten Wendungen ohne jedoch die Hoheit des entgegengesetzten Princips im mindesten ins Niedrige zu ziehen oder ihm seine Maje- stät zu verkleinern. Dabei glänzt Alles von dieser klaren Poesie, welche so viele Reize hat ohne zu locken, so einschmeichelnd ist ohne Buhlerei, welche zwar diese Einseitigkeit hat, keinen einzigen breiten und üppigen Flötenton in ihrem Gebiete zu haben, aber auch voll dieser Feinheit ist, welche zwar in Künste- lei, aber nie in Niedrigkeit ausarten kann, und die wir deshalb als eine ächt deutsche Ader von der Reinheit der Klopstockischen Muse mit vollem Selbstgefühl auch wieder hier begrüfsen. Durch sie gelingt ihm das Er- staunliche, einen Zug der tiefsten Demüthigung in einen moralischen Triumphzug umzuwandeln, so wie er früher durch sie den jammerreichen Untergang der Mariamme in einen beneidenswerth hohen umzuwan- deln verstand. Dies ist der Unterschied des Dichters vom blofsen Charakterzeichner, dafs der erstere ein stilles und geflissentliches Gespräch mit dem Herzen des Hörers anzuknüpfen versteht, während der letztere nur, wie man zu sagen pflegt, malt was es wird. Zwar ist hier nicht jener grofsartig glänzende Eindruck vom ersten Theil des Herodes, wo jedes Wort Todes- gewicht hat, und die Katastrophen Schlag auf Schlag ermüdungslos uns treffen. Dagegen bekommen wir hier eine anderartige Entschädigung durch das in so hohem Maafse befriedigte vaterländische Interesse, das na- mentlich alles in den zwei ersten Aufzügen Vorgehende mit einer lichten Färbung übergiefst, und das Schau- spiel zu einem harmonischen Tanze entfaltet. Die hohe Befriedigung des vaterländischen Interesses wird auch am Besten dazu dienen können, diejenigen im harmo- nischen Bau des neuen Drama's es sich wohnlich und

Digitized by Google

behaglich fühlen zu lassen, welche bisher wegen der Neuheit der Form und der Entlegenheit der Stoffe sich vom ersten Eintritt noch nicht angemuthet fanden, so wie auch diejenigen, welche sich dem Wahn hingaben, unser deutschester Dichter habe sich im Geist seinem Vaterlande entfremdet, weil er unablässig beflissen war, unserem deutschesten Bedürfnifs, dem der Universalität, zur Genüge die Früchte einer Weltliteratur aus allen Völkern und Zonen zu pflücken. Denjenigen hingegen, welche geneigt waren, ihn einer bereits vergangenen Periode zuzuzählen, antwortet er nicht allein durch das neue schärfere dramatische Werkzeug, das er in kühner Selbstständigkeit sich erfand, während die ganze Schaar der Jüngeren sich noch mit den alten stumpfen Instrumenten plagt, sondern auch durch die zeugungsstarke Raschheit, die Tochter jugendlicher Vollkraft, womit seine Arbeiten jede in einem Gusse hervordringen. Möge der Dichter, dessen erste dramatische Töne (in seiner aristophanischen Komödie Napoleon) nur fliegende Funken des reinsten Volksbewufstseins waren, und der in seinem Heinrich auf's Neue gezeigt hat, wie tief er seines Volkes Herz versteht, nicht müde werden, sein Volk mit den prophetischen Tönen der historischen Dichtkunst anzureden, bis es ihm vergönnt, uns von der Bühne herab zu verkündigen, wer wir sind und von wem wir stammen. Der Dichter bedarf des Beifalls seiner Nation, und er wird ihn sich zu erobern wissen.

Die Behandlungsart des historischen Stoffes ist im Ganzen im Heinrich dieselbe geblieben, wie im Herodes. Es waltet auch hier jene historische Treue, welche viel ungerner, als sonst bei uns der dramatische Dichter pflegte, ihre Zuflucht nimmt zu erweiternden Fictionen, dagegen noch viel bereitwilliger, als sonst gewöhnlich war, sich eine Vereinfachung der Handlung erlaubt nach dem Grundsatz einer plastisch-edlen Darstellbarkeit, sobald nur der Begriff dessen, was wirklich geschah, nicht darunter zu leiden hat. Daher denn der Dichter sich völlig frei die Erlaubnifs nimmt, Alles, was als ein Aufserwesentliches, ein Ballast, die plastische Rundung oder die innere Schwere der Scenen beeinträchtigen würde, auszulassen. Im Herodes bezog sich diese Freiheit der Auslassung mehrentheils nur auf Begebenheiten, wie z. B. auf mehrere von Josephus beredt ausgemalte Prunkscenen, seltener auf Personen, wie z. B. bei der Vergiftungsanklage der Mariamme die Pers des bestochenen Mundschenken als Ballast fortbli Hier ist in letzterer Beziehung eine gröfsere Fr heit angewandt worden, z. B. darin, dafs dem Kö zwar seine Gemahlin über die Alpenpässe folgt, d selbe aber ihren kleinen Sohn, den Konrad, den in Wirklichkeit mit sich führte, zu Hause läfst; d ferner Heinrich hier ohne alles Gefolge die Reise ma nur von wenigen treuen Dienern umgeben, währen historische Tradition einmal von omnibus consili des Königs redet; dafs ferner Heinrichs Schwieger ter, die Markgräfin von Savoyen, hier nicht ebe wie in der Wirklichkeit geschah, entweder mit ihm unmittelbar nach ihm die Reise nach Canossa an dafs endlich, bevor er zum Papste kommt, weder noch Bertha, noch der Abt Hugo von Clugny, noch Markgraf Azzo von Este, bei jenem Fürsprache fi einlegen, sondern dafs er allein und zu Fufs an erst und überraschend auf Burg Canossa ank Kaum wohl würde sich ein Dichter des vergan Stils eine so dreiste Behandlung des Geschehen laubt haben, als in mehreren dieser Puncte enth ist, und doch kommt Alles nur hinaus auf die e Regel der Vereinfachung, die, ist sie einmal a sen, auch gern bis zu diesem Grade ausgedehnt kann, wenn nur nicht der Inhalt der Begebenh Begriff dessen, was geschah, dadurch beeintr wird. Und das ist hier in keiner Art geschehe überhaupt durch die gröfsten und häufigsten Ve chungen und Zusammenziehungen nicht so le besorgen, als durch eine einzige das Gewebe gebenheiten empfindlich treffende Erdichtung. z. B. Schiller den historischen Personen sein Carlos einen fingirten Marquis Posa von solch wicht und Bedeutung als Mitspieler zugesellte derselbe die geschichtliche Verstofsung der J d'Arc als eine ihr vom Himmel verhängte St eine erdichtete Liebesepisode darstellte, wenn das historische Schicksal Heinrichs von einem teten Vaterfluch abhangen läfst, so ist hierdu Begriff dessen, was geschah, wirklich beeintr der Dichter hat sich einen willkührlichen Ei das Wesen des Vergangenen erlaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

ser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. vrich der Vierte von Deutschland. Eine Trigie von Hans Köster.

(Fortsetzung.

Wenn dagegen Rückert uns bei einer Annäherung hen König und Papst die lästigen Vorbereitungen lben durch eine Schwiegermutter, eine Gemahlin, Abt und einen Markgrafen erspart, so geschieht nur, weil sie jener lästigen Breite der Naturwirkit angehören, welche immer das, was mit einem ganz und schnell geschehen könnte, gern in mehhnliche Ereignisse und Scenen tautologisch ausierzieht, und er verfuhr dabei hier wieder ähnlich Herodes, wo er die beiden um ein Jahr von er entfernt gelegenen Auftritte, in denen die ung zwischen Herodes und Mariamme zum Auskam, in einen einzigen verschmolz. Denn es as Interesse des historischen Dichters sein, die nheiten Schlag auf Schlag wirken zu lassen, ıfs ihr poetischer Geist Zeit gewinnt, in den enräumen, zu denen sie sich in der Naturwirkoft unnöthigerweise auseinanderziehen, zu ver-. Durch Weglassung des Knaben Konrad aber lem Zuge die Gefahr benommen, in ein prosaiammerbild überzugehen, welche hier durchaus werden mufste. Im Begriff und Sinn der Beit kann es gleichgültig sein, ob auch der Knabe ar; so gut als das schwache Weib konnte auch 'ahrt aushalten. Aber nicht gleichgültig war beim Hörer sogleich beim Aufgehen des Vorer Ausruf erweckt werden sollte: ach, und das nd! — oder ob er im Gegentheil durch die plaIarmonie eines ruhig vor Augen stehenden DuaIauptpersonen, ohne die Last und Unruhe eines els von Knaben, auf das Würdigste vorbereitet ollte auf das milde Licht des folgenden Dialogs. Von solchen bildnerischen Rücksichten und Feinheiten wufste freilich unser bisheriges Schauspiel fast nichts. Aber ist hierin nicht eben ein Tadel desselben enthalten? In der angegebenen Weise wird dann bei der Behandlung der Geschichte fortgefahren, so dafs es überflüssig wäre, hier das Register von Auslassungen und Zusammenziehungen weiter fortzusetzen. Während der König in Canossa büfst, begiebt sich Bertha zur alten Kaiserin Agnes in ein Kloster zu Piacenza. Nachdem der Papst des Königes Bann gelöset hat, sammeln sich die mit ihm zugleich vom Banne befreieten Bischöfe und Fürsten um ihn in Pavia. Unterdessen wird zu Forchheim von den deutschen Fürsten der Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkönig erwählt unter Beisitz von zwei päpstlichen Legaten. Der König zieht nach Deutschland, wo ihn zu Regensburg ein unter bischöflichen Fahnen gesammeltes Heer erwartet. Nach wechselndem Kriegesglück kommt der Gegenkönig in einem Treffen an der Elster um, und der König Heinrich, welcher unterdessen seine Tochter Agnes dem Hohenstaufen Friedrich mit der Zugabe des Herzogthums Schwaben vermählt hat, zieht auf's Neue nach Italien, um vom Hildebrand die Kaiserkrone zu empfangen. Da Letzterer sich dessen weigert, belagert er Rom, erobert es (zur Hälfte), macht den Erzbischof Wipert von Ravenna zum Gegenpapst (Clemens III.), und wird zusammen mit der aus Piacenza herbeigekommenen Bertha von dem Letzteren zum römischen Kaiser gekrönt. Hiermit schliefst der erste Theil. In der ersten Hälfte des zweiten Theils wird eine Fülle von charakteristischen Ereignissen zu einem historischen Gemälde zusammengewoben; die freiwillige Abdankung des Gegenkönigs Hermann, der Tod der Bertha, die Vermählung der Toskanischen Mathilde mit dem jungen Welf, die Wehklage des Kaisers über seinen abgefallenen Sohn Konrad, das Aergernifs seiner Vermählung mit der Praxedis, die Aufregung der Gemü-

Digitized by Google

ther zu Kreuzfahrten und mönchischer Lebensweise, die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, der Tod des abtrünnigen Konrad, die Krönung des jungen Heinrich V. zum deutschen König, der Aufbau des Domes zu Speier zum kaiserlichen Mausoleum, der Tod der beiden Gegenpäpste Clemens und Urban und die Erstarkung der päpstlichen Macht in Paschalis, das Uebergewicht des päpstlichen Ansehens, angeschaut in dem Benehmen des zum Bischof von Bamberg ernannten kaiserlichen Kapellan Otto — bilden die Grundzüge in diesem Gemälde eines immer mehr sinkenden und erschlaffenden Reichs. Da bricht der siegreiche Abfall Heinrichs V. in diese dumpfe Gewitterschwüle ein wie ein reinigender Sturmwind. Friedrich von Schwaben, der für des jungen Königs Treue bürgte, stirbt vor Gram. Die Mainzer rüsten für den Kaiser. Dieser läfst sich überlisten und in der Burg Beckelheim einsperren, wo er die Reichskleinodien abgiebt, und dann, vor dem päpstlichen Legaten, Bischöfen, Fürsten und dem Könige selbst zu Gericht stehend, vom Reiche abdankt; endlich heimlich nach Lüttich entflieht, wo er stirbt, nachdem Herzog Heinrich von Lothringen für ihn gesiegt hat, und die Städte am Rhein, Cöln an der Spitze, daran sind, eine nach der andern für ihn aufzustehen. So wie die Nachricht vom Tode des Kaisers, vereinigt mit seinem auf das Haupt des Sohnes gelegten väterlichen Segen, vereinigt mit der Weigerung eines ehrenvollen Begräbnisses des kaiserlichen Leichnams durch die Bischöfe, erschallt, ändert der König plötzlich seinen Ton, trotzt mit einem mächtigen Heere von Deutschen und Welschen dem Paschalis alles Geweigerte ab, und kehrt als gekrönter Kaiser zurück, um dem Vater im Dome zu Speier das gewünschte Begräbnifs zu gewähren, und seines Reiches Macht durch die Vermählung mit der Prinzessin Mathilde von England zu verstärken. Eine an diese letztere im Traume ergehende Prophezeiung benachrichtigt uns, dafs mit Heinrich V. der Fränkische Kaiserstamm aussterben wird. Die Todtenfeier im Dome zu Speier bildet als ein mit Gesang begleitetes lebendes Bild den Schlufs des Ganzen, so wie das lebende Bild der Kaiserkrönung durch Clemens III. in Rom den Schlufs des ersten Theiles bildete. Von diesen Schlufsbildern hat der Dichter die Benennung der beiden Schauspiele entnommen: des Kaisers Krönung, des Kaisers Begräbnifs. Sonst ist in Beziehung auf die Behandlung des historischen Stoffes noch bemerke werth, dafs der Dichter sich nicht gern interessante auffallende kleine Züge der Geschichte entgehen lä auch im Fall dieselben weniger verbürgt oder von e neueren Kritik angezweifelt sind. Der Dichter sich die Stimmung des gelehrten Kritikers, die sei Geschäfte nicht günstig ist, durchaus fern halten mufs die Rolle des unbefangensten Nacherzählers Tradition spielen, seine Stimmung darf in dieser ziehung keine andere sein, als die gläubige, unre tirende, kindliche. Und defshalb findet Ref. es nur zum Schmucke des Schauspiels gereichend, Züge, wie die unverschämte Forderung von vier thümern als Lohn des freien Durchzuges von der Schwiegermutter Adelheid (I. S. 16), die durch debrand dem König gemachte beschämende Auf rung zur Wiederholung der ihm vorgemachten A mahlsprobe (S. 113 ff.), der Verlust der rechten des Rudolph von Schwaben, womit er schwur, zur des Meineids durch Gottfried von Bouillon (I. S. 87), die Ersteigung der Mauern Roms durch vielfach gepriesenen und auch hier von der Sag Ersten erhobenen Gottfried von Bouillon (I. S die Löschung des Feuers im Vatican durch das des Hildebrand (I. S. 212) und ähnliches and Handhaben des Interesses für das Speciellste u weder als wirklich tief eindringende Züge oder a der Tradition dem Dichter vorgedichtete und de jener Zeit charakteristisch wiederspiegelnde nicht weggelassen wurden. Merkwürdige Wo Aussprüche, welche die Tradition aufbewahrt hält der Dichter auch gern bei. So z. B. läfst Hildebrand, da er aus den Thoren Roms weich 227—28), die Worte sprechen, mit denen der der Wirklichkeit vier Jahre später zu Sale Leben beschlofs, indem er Segen über alle von ihm Gebannten, erneuerten Fluch aber üb rich und seinen Papst Clemens III. ausstiefs habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit darum sterbe ich im Elend." So ist auch d spruch des Gegenkönigs Rudolph vor seine (I. S. 187):

Bischöfe, die ihr mir die Krone gabt,
Seht zu, ob ihr mich recht geleitet habt!

eine treue Wiedergabe seiner wirklich gesp Worte: videte, qui me solium ejus conscendere

Digitized by Google

recta via me vestra monita sequentem duxissetis
hron. Ursperg.). Auch gehört hierher die I. S. 205
kommende Besprechung der berühmten Inschrift an
von Hildebrand dem Gegenkönig Rudolph übersen-
en Krone. Weniger genau verfuhr der Dichter beim
gange des vom Sohne überredeten Kaisers nach der
g Beckelheim (II. S. 193); hier ist es im Gegen-
l Köster, welcher die überlieferten Worte „mein
n, Gott sei Zeuge und Richter zwischen Dir und
in den Zusammenhang des Gespräches aufnahm
383). Den Witz des alten Chronisten, der König
rich V. habe den Papst Paschalis um von ihm
Kaiser geweiht zu werden, festgehalten nach dem
piel des Patriarchen Jacob, der zu dem Engel ge-
habe „ich lasse Dich nicht, Du segnest mich
l" hat Rückert dem Grafen Hermann aus Rhein-
en in den Mund gelegt, als er den Papst gefan-
nimmt (II. S. 253). Was den Schauplatz der Be-
heiten betrifft, so ist auch hierin der Dichter in
egel der Wirklichkeit getreu geblieben, wie wenn
B. die Krönung des jungen Heinrich V. (II. S.
in Aachen vorgehen läfst, die Köster willkührlich
Mainz verlegt. Eben so wenig aber hat er sich
hier vor Umlegungen gescheut, wo dieselben sich
ner zweckmäfsigen Zusammenziehung einer Er-
kette als Folge ergaben. So findet auch bei
wie bei Köster, die Scene, wo der alte Kaiser
Sohne zu Füfsen fällt und die scheinbare Ver-
g erfolgt (II. S. 187), statt bei Coblenz bei Bin-
ett, weil der zugleich mit eingeschmolzene Ab-
des Kaisers von seinem Sohne und Abgang nach
rg Beckelheim von Bingen aus vorging. Und
wird die zu Ingelheim dem Kaiser abgedrun-
bdankung hier noch mit nach der Burg Beckel-
erlegt (II. S. 209 ff.), weil die Gefangenschaft
lheim nichts war als eine unmittelbare Fortset-
erjenigen auf Beckelheim, und also auf diese
eine unnütze Zersplitterung und Zerbrechung
achen Ereignifskette in mehrere Glieder vermie-
de. Endlich wurde die Scene der Verhandlung
Heinrichs V. Kanzler Adelbert und dem Papst
s (II. S. 247 ff.), welche mit des letzteren Ge-
ehmung endiget, in den Vatican verlegt, weil
er höchsten Kürze wegen, die hier nöthig war,
Endeindrücke des Schauspiels schlagend zu ma-
ei einander ergänzende Vorfälle der Wirklich-
keit in eins schmolzen, nämlich die vergeblichen Unterhandlungen des Kanzler Adelbert mit Paschalis während der Synode zu Troyes, der unausführbare Vertrag von Sutri zwischen Paschalis und Heinrichs Abgesandten, während dieser schon an der Spitze seines mächtigen Heeres in Italien stand, und drittens die wirkliche Gefangennehmung des Papstes, die beim Krönungsgottesdienst in der Peterskirche selbst statt fand. Diese drei Ereignisse bieten in consequenter Folge nur die einander ergänzenden Glieder einer einzigen grofsen Begebenheit, und in diesem Sinne hat sie der Dichter aufgefafst und an einen Ort verlegt, an dem keines von ihnen wirklich vorging, der sich aber von selbst und ohne Willkühr darbot. Denn in Rom mufste die Gefangennehmung des Papstes erfolgen, aber eben so sicher schickten sich die vorhergehenden Unterhandlungen nicht für die Peterskirche. Wohin anders konnte also das Ganze verlegt werden, als in die päpstlichen Gemächer? Und so besteht überhaupt der rein historische Charakter, welcher am Rückert'schen Schauspiel zu rühmen ist, nicht darin, dafs es sich etwa ängstlicher, als bisher zu geschehen pflegte, an die Naturwirklichkeit des Geschehenen anklammert, sondern darin, dafs es uns die Geschichte in keiner anderen Beleuchtung erscheinen läfst als in ihrer eigenen, indem es unseren Blick von der Beschauung des Einzelnen stets in die Beschauung des gröfsern Zusammenhangs hinüberleitet, in die Beschauung der Begebenheitsketten, deren Glieder, wo sie in der Wirklichkeit zerbrochen und zerstreut auseinander liegen, das Schauspiel sich bemühet in organisch gesammelter Gestalt und in möglichst plastischer Abrundung vor's Auge zu bringen. So werden wir vom Boden der blofsen Naturgegenwart, vom Boden dessen, was sich den Blicken des gemeinen Lebens zeigt, hier *sinnlich* emporgehoben in die *historische* Gegenwart, welche sich sonst nur dem Blick des die Thaten in ihren gröfseren Zusammenhängen überschauenden Verstandes öffnet. So enthüllen sich in diesem Schauspiel von selbst und ungezwungen die tieferen Hebel des wirklichen Lebens, und das Unwesentliche schält sich vor unseren Augen im anmuthigen Spiel vom Wesentlichen wie die Hülse von der Frucht. Eben darum konnte auch der ganze Stoff des dritten Schauspieles bei Köster kaum die Hälfte des zweiten Schauspiels bei Rückert ausfüllen. Denn Rückert konnte sich hier unmöglich bei den blofsen Rührun-

Digitized by Google

gen begnügen, wie sie überhaupt und ganz im Allgemeinen aus jedem Kampfe zwischen einem Vater und Sohn hervorgehen, und wie sie bei Köster das einzige Thema bilden, sondern er mufste diesen Kampf in seinem Zusammenhange, in seiner individuellen Bedeutung für die ganze damalige Lage der Dinge fassen; er mufste sich von der abstracten und hohlen Sonderauffassung des Einzelnen unter einen blofsen Allgemeinbegriff erheben in die concrete und erfüllte historische Gegenwart selbst in ihren grofsen Zusammenhängen. Hier bot sich als Ruhepunct dieser Zusammenhänge die Erstarkung des Reichs, welche nach des alten Kaisers Tode durch die Versöhnung der beiden gegen einander gespannten Theile hervorgebracht wurde, und deren Gewalt sinnlich am deutlichsten in dem mächtigen Römerzuge Heinrichs V. und der Gefangennehmung des Paschalis angeschaut werden konnte. Darum wurde dem Dichter die Darstellung dieses Erfolges unentbehrlich, ja sie wurde ihm zu einem nothwendigen Theil der Lebensgeschichte Heinrichs IV. selbst; denn nur in ihr konnte Ziel und Schlufs dieses Lebens erscheinen, während das, was bei Köster im dritten Schauspiel den Inhalt bildet, als Mittel zum Ziel, als der beschwerliche Weg zum erwünschten Ende zurücksank. Auch durfte von diesem Gesichtspunct aus das Schauspiel nicht sogleich mit dem Handel zwischen Vater und Sohn beginnen, sondern dieser mufste unter den vielen Anzeichen von des Reichs Verderben und der Schwäche des Regiments in der Hand des alten Heinrich, nur als das letzte äufserste erscheinen, worin der Geist des deutschen Reichs, sich empfindend in der Seele des jungen Heinrich, eine krampfhafte und verzweifelte Selbstrettung versucht, welcher der Vater, indem er sterbend dem Sohn seinen Segen hinterläfst, die Vollendung giebt.

Da nun beschriebenermaafsen auch hier wieder eben so, wie früher bei Rückert, das Augenmerk durchaus auf das Ganze der Begebenheiten, auf ihren historischen Zusammenhang gerichtet ist, so fehlt es auch hier wieder, wie früher, der *Zeichnung seiner Charaktere* in ihrer engen und graziösen Correktheit ganz an jenem Glanz und Turgor einer psychologischen Ausmalung, womit Köster in so üppigem Maafse bei der Hand gewesen ist, dann aber freilich auch an jen Verschrobenheiten und Verzeichnungen, welche d mit unterliefen. Wie fein und naturwahr sind Rückert die Charaktere der Bertha und der Kais Agnes gehalten in ihrer beiderseitigen tiefweiblic Eigenthümlichkeit! wie scharfgezeichnet ohne alles trem ist der gänzlich unvermittelbare Gegensatz i Gesinnungen bei gleicher Milde des Gemüths! königlich edel, und doch wie wahr und tief ist Ausdruck der wirklichen Reue in des gedemüthi Heinrichs Gemüthe, in welchem das Bewufstsein Selbstüberwindung, wirklich zu büfsen, die Str des Morgenroths eines gereinigten Lebens herein Sämmtliche Auftritte, welche Heinrichs V. Verhä zu seinem Vater betreffen, fordern in Beziehung Charakteristik kühn Alles zur Vergleichung b was jemals von ähnlicher Art ist gedichtet w sowohl wegen der grofsen Naturwahrheit, als wegen der feinen und edlen Haltung. Wer fühlt mit dem Vater den ungeheuren Schmerz der Lieb sich ausspricht in den Worten (II. S. 188):

O, mit der Hölle, dir zu Liebe, Sohn!

Wem schlägt es nicht an's Herz, das starke des jungen Heinrich (II. S. 230): „Bei Gott, d ich." Diese Anspruchlosigkeit der Rückert'sche rakterzeichnung, bei so starker und correkte stimmtheit doch niemals breit und als Hauptsach vorzutreten, giebt ihr nun auch hier wieder wie die Eigenthümlichkeit, vor allen übrigen psyc schen Elementen das der Gesinnung und Wille tung, das eigentlich praktische und männliche El hervorzuheben. Denn es sind Gesinnungsc welche die weltgeschichtlichen Kämpfe beseelen, die Gesinnung des Menschen, welche ihm sein sal veranlafst, und einen Menschen, welcher gnügt ein blofs psychologisches Wesen zu se cher sich ohne Theilnahme an weltgeschic Ideen und Principien zeigt, nennen wir eine nungslosen. Auf der anderen Seite bildet d Gesinnung den zartesten Theil des psycholo Charakters eines Menschen selbst, den Theil, der Einwirkung der freien Wahl unmittelbar blo

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

iser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. inrich der Vierte von Deutschland. Eine Tri- ogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Denn die Gesinnung ist nichts weiter, als eine lensrichtung in ihren psychologischen Folgen ge- t, wo sie dann die ganze Art des Denkens, Auf- ns und Fühlens, der Wünsche und Verabscheu- n, der Sympathieen und Antipathieen bezeichnet, ie mit einer gewissen Willensrichtung nothwendig üpft sind. Und eben daher ist Rückerts Charak- ichnung so fein und tief, aber auch so anspruch- nd einfach, weil er die Charaktere weniger gern er pomphaften Ausbreitung ergreift, als in ihrem , weil ihm die Gesinnung, die Erzeugerin des Cha- rs, etwas noch Lebendigeres und Interessanteres ls der Schimmer ihres Products. Denn die Ge- ng, dieses Herzblatt, dieser Quellpunct eines Cha- s, ist zugleich sein weltgeschichtliches Organ, ch er in Verbindung steht mit diesen von Geist t sich überpflanzenden Discussionen, deren Kette ufe der Geschichte nicht abreifst, sondern von at zu Resultat schreitet, und von Jahrzehend zu hend neue Fäden anspinnt. Und da Rückert seine weltgeschichtliche Tendenz sich gezwun- ht, auf diese Quellpuncte der Charakteristik den m meisten zu heften, so darf man ihn vorzugs- einen Dichter der Gesinnung nennen, und alles was in die Gesinnung eines Menschen als theil- d eingeht. Denn wirklich hat er in der Ergrei- eser zarten und klaren Gegensätze von sich ein- eils sympathisch mittheilenden, theils im gegen- Widerstreben alleinständig entwickelnden Ge- Stimmungen, Ansichten, Meinungen, Gedanken, en, Auffassungen, Grundsätzen, Temperamen- edürfnissen, mit einem Worte aller dieser Ele- mente, aus denen jene elektrischen Ströme entstehen, welche als Lebensprincipien in ihren Hemmungen und ihrem Widerstreit die weltgeschichtlichen Schicksale bilden, eine Fähigkeit und eine Feinfühligkeit, worin er wohl wenige Nebenbuhler finden möchte. Zwar entsteht durch die vorzügliche Hervorhebung dieser Elemente gewöhnlich das, was man in Vergleichung zur gewöhnlichen und beliebten breiten Charakterausführung skizzirte Charaktere nennen dürfte. Aber ist denn dies so schlimm, wie es einige der früheren Beurtheiler Rückert'scher Dramen haben finden wollen? Erinnert man sich denn gar nicht an die erstaunlichen Wirkungen, welche bereits unsere früheren Dichter durch skizzirte Charaktere auf der Bühne hervorzubringen wufsten, durch einen Alba im Egmont, ein Gretchen im Faust, einen Lester in Maria Stuart, eine Lady Macbeth, eine Ophelia? Sind diese Wirkungen nicht von der Art, dafs sie ernstlich zu der Frage auffordern, ob nicht der richtig skizzirte Charakter in seiner schlagenden und runden Kürze an sich viel dramatischer sei und viel kräftiger wirke, als der ausgesponnene in seiner epischen Breite? Zum wenigsten ist dies gewifs, dafs einem rein historischen Drama die skizzirende Charakteristik angemessener sein mufs, als die weit ausspinnende. Denn der skizzirte Charakter hat sich zu concentriren, um uns in wenigen sicheren Zügen zu sagen, wer er ist, welche Gesinnung ihn beseelt. Daher werden sich also auch die gesinnungsreichsten, die eigentlichen weltgeschichtlichen Charaktere am leichtesten und liebsten in der skizzirten Form ausprägen lassen. Umgekehrt bilden das reichste Thema für ausspinnende Charakteristik die Seelenzustände, in denen sich Gesinnungen erst bilden, oder in denen sie wanken und sich auflösen. Je gesinnungsfester folglich eine Person ist, desto weniger Stoff wird sie geben zu solchem psychologischen Luxus, je gesinnungsloser, also je ungeschichtlicher, desto mehr.

Digitized by Google

Daher auch bei Shakespeare diese Vorliebe für Darstellung charakterschwacher oder stürmisch bewegter und aus ihren Angeln gerissener Charaktere, diese Vorliebe für den Wahnsinn, für die bis zur Selbstironie irre gewordene Willensrichtung, für alle Zustände, die den Willen aufser sich setzen, den Geist bethören. Einen sehr starken Nachklang von dieser für reingeschichtliche Themata ungünstigen poetischen Stimmung giebt uns in Beziehung auf das vorliegende Thema Köster. Denn wenn Rückerts Personen hier immer so entschieden, so gesinnungsvoll, so entschlossen, so klar in sich, so wahr nach aufsen auftreten, als es die Umstände irgend erlauben, so zeigen sich im Gegentheil Kösters Personen in der Regel unentschieden, gesinnungslos, von Eindrücken abhangend, stürmisch-schwach, unentschlossen, unklar in sich, heuchlerisch nach aufsen, manchmal sogar vor sich selbst, und der Dichter zeigt deutlich die entgegengesetzte Neigung, innerhalb des Spielraums der Wirklichkeit die Schwächen des Herzens, die Uebergewalt der Eindrücke, die Erbärmlichkeit der egoistischen Motive hervorzuheben, und die Personen so zu zeichnen, wie sie sich in ihren schwächeren Augenblicken in der Wirklickheit zeigen. Bei der letzteren Auffassung zergeht nun aber jedes vorgetragene Stück Weltgeschichte mehr oder weniger in das alltägliche Jammerlied von menschlichem Egoismus, Schwäche, Eitelkeit und Hülflosigkeit. Der Blick des Hörers wird in der Weltgeschichte vorzüglich auf das geheftet, was daran nicht Geschichte, sondern Misere des täglichen Lebens ist. Um solche selbstzerstörerische Charaktere zu erschaffen, wie bei Köster der alte Heinrich ist, um solche charakterlose Nichtse zu construiren, wie bei Köster der junge Heinrich ist, braucht man nicht erst die majestätischen Rollen des Kampfs zwischen Kaiserthum und Papstthum zu entfalten, man findet dergleichen weit natürlicher und unzweideutiger in gröfserer Nähe. Und während wir so auf's Kleine und Alltägliche angewiesen sind, wird unser Blick für den wirklichen Inhalt der Weltgesehichte nicht geschärft. Wir treiben uns in ihrem Palaste gleichsam beständig in den Bedientenstuben, den Höfen und Ställen umher, in die hohen Säle, wo die Dialogen der Gesinnungen, die Gespräche dessen, um was es sich wirklich handelt, gesprochen werden, dahinein dringen wir nicht. Umgekehrt mufs ein Dichter, welcher den Beruf empfindet, aus diesen Göttergesprächen die Worte, die er erlauschte, behutsam und kühn in einer Reihenfolge plastisch einfacher und edler Auftritte mitzutheilen, in den Charakteren am meisten das aufzufassen suchen, was sich im geschichtlichen Zusammenhange wirklich als bedeutend erweiset. Seinem Blick wird daher alles gesinnungslose und blofs aus Eindrücken entsprungene leidenschaftliche Getose als ein wüster Nebel, der die wirklich Geschehende nur umhüllt und verhüllt, auflösen und zerstreuen; seine Darstellung wird auf die Lebensmomente zusteuern, in denen die Charaktere als geschichtliche Mächte wirken, und folglich die starken Seiten heraus kehren. Wie er überall Starke, Runde, Klare und Scharfe im Inhalt aufs so werden sich auch nach dem Gesetz der Aehnlichkeit bald dafür bei ihm die kurzen, runden, klaren und scharfen Formen einstellen, und er wird je mehr er sich selbst versteht, desto mehr die Form der ausgesponnenen Reflexion in der Charakteristik meiden, in welcher eine stete Versuchung zur Ausbildung aller entgegengesetzten Eigenschaften in Beziehung auf die Behandlung des Stoffs lauert. Denn einer der solcher ausgesponnener Charakter erhebt sich mit lauten Worten ins Licht des Bewufstseins, was in Wirklichkeit im dunklen Schoofs der Brust verborgen bleibt, ja in der Regel kaum dort zu einem bewufsten Bewufstsein kommt. Da nun Naturen, welche im Leben diesen Hang zeigen, sich diese unbewufst wirkenden dunkelen Vorstellungsreihen zum Bewufstsein zu bringen, die grüblerischen und nervenschwachen sind, so mufs diese Manier der Ausführung dem Charakter der Gesinnungsstärke nothwendig überall im Wege sein. Wir betrachten die ausgesponnenen Charakteristiken unserer historischen Dramen immer als Prachtstücke rednerischer und psychologischer Kunst und bedenken zu wenig die Armuth und Hohlheit der historischen Auffassung, zu deren Verdeckung sie erfunden wurden. Wir stehen im Leben längst auf höheren Standpuncte der historischen Betrachtung und sollten daher den Gedanken nicht blind von uns weisen, dafs zu dieser Erhebung sehr schlecht jener aus Auslande erborgte Flitterstaat pafst, der nirgendwo entstehen konnte, als auf dem Boden wirklich dirigerer Lebensauffassungen. Und endlich dürfen von allen Auswüchsen gereinigte und knapper Prolog des neuen dramatischen Weges der aus-

Digitized by Google

auspielkunst ebenfalls etwas sehr Willkommenes
. Denn bekommen wir die gröfsten und ersten
sterwerke, bekommen wir Shakespeare auch auf
ren ersten Bühnen jemals anders zu sehen, als in
ekürzter Gestalt? Zeigt sich dadurch nicht deut-
dafs die nach dem Runden, Raschen und Präci-
ein Verlangen tragende ausübende Kunst sich mit
epischen Breite des alten Weges in einem Mifs-
ältnisse sieht? Schreibt der Dichter darum, damit
eine Worte heil und ganz, oder zerstückelt und
ochen von den Brettern wiederhallen höre? Hat
aufgeführtes Schauspiel die Bestimmung, blofse
niscenzen zu geben an eine vollständigere Lectüre,
ist die Aufführung der Zweck des Schauspiels?
Rückerts Heinrich erscheint die Aufführung als
k, denn Alles, wie es da steht, ladet den Schau-
r *ein*, ja fordert ihn heraus zur lebendigsten
n, während Köster unmöglich wünschen kann,
eines der Schauspiele seiner Trilogie mit ganz
chnittener Fülle des Dialogs zur Aufführung
e, denn er würde sich damit etwas sehr übles
hen. Die psychologisch ausgezaserte Natur ist
lche immer dem Hörer im Angesicht der Bühne
und schleppend, und bringt uns der geniale
spieler durch die Kunst, womit er uns das dich-
e Feuer seiner Rolle mittheilt, über diesen Mifs-
hinweg, so geschieht dies eben dadurch, dafs
durch seine mitgetheilte innere Bewegung ganz
en macht, dafs wir überhaupt vor einer Bühne
dafs er uns durch die Kraft der Rede aus sei-
enen dramatischen Gegenwart immer künstlich
r psychologisches Innere zurückdrängt. Shake-
Stücke wollen daher selbst beim Anschauen
hen sein, als ob man sie nur läse, Rückerts
wollen selbst beim blofsen Lesen so gelesen
s ob man sie schaute.

ckert nahm an, dafs mit des Königs Insichge-
und bei dem Zuge nach Canossa eine wirk-
emüthsverwandlung in ihm vorging, und die
ite hat nichts, das diese Annahme verweigerte.
erlauben die überlieferten Züge des Geschehe-
dieser Allgemeinheit, worin sie von den Chro-
ufbewahrt sind, auch wohl die Köster'sche
ng eines nur zum Scheine gedemüthigten Ge-
das fortwährend, weil es in seinem Grunde
iz ungebrochen ist, von jedem neuen Kummer mit aller Schärfe gepackt, gedrückt, zermalmt wird, dessen Demuth und Milde, wo sie sich z. B. im Verhältnifs zum Sohn äufsert, jedesmal nur eine aus augenblicklicher Pein und Drangsal hervorgehende Muthlosigkeit ist, die sobald sich der Charakter nur aufzuraffen Luft gewinnt, alsbald wieder in ihr Gegentheil umspringt. Besonders zeigt der recht unvernünftige und gotteslästerliche Fluch, den er gegen seinen Sohn schleudert (S. 407), dafs nur gereiftes Alter und noch mehr als dies, unaufhörlicher Kummer und Gram die Ursachen davon sind, wenn uns der alte Kaiser gesetzter und verständiger erscheint, als zuvor. Rückert hat im Gegentheil Heinrichs Gemüth mit jener Wehmuth umhüllt, welche die Folge einer jeden wirklichen Resignation und Lebensänderung ist, welche aber auch so viel sie dem Geiste an innerer Hoheit und Würde zusetzt, eben so viel dem Gemüth an Jugendfrische und erstgeborener Kraft raubt. Heinrichs edles Gemüth ist angewelkt; die so aufrichtige Verneinung eines abgeirrten Lebenswillens hat etwas von der Verneinung des Lebens überhaupt an sich. Darum ist auch der Titel des zweiten Theils „des Kaisers Begräbnifs" ein sehr passender. Denn sein Leben ist von dem in seiner Kaiserkrönung gefundenen mäfsigen und schnell entschwindenden Glanze an nur eine Pilgerfahrt zu seinem Grabe in Speier, und indem er es selbst als eine solche empfindet, bricht er schon im voraus allen nachfolgenden Leiden als blofsen Nebenereignissen dieser Grabesfahrt den herbesten Stachel des Wehes ab, und so erreichte der Dichter das Grofse, uns ein leidengequältes und scheinbar fruchtloses Lebensende zu malen in der erhabenen Perspektive einer Seelenläuterung, einer Bufse, die sich zwar nicht in Worten, wohl aber in dem Ton aller ihrer Worte ausspricht, und in der Demuth und dem unwiderredenden Herzen, womit sie jedes kommende Leid als einen Lebenszustand, für welchen sie sich nicht zu gut dünkt, in Empfang nimmt. Aus dieser Gemüthsstimmung heraus handelt der edle Kaiser seinem Sohne gegenüber in der wahrsten Demuth, ihm milde zuredend, flehend, sogar zu Füfsen fallend, nur dennoch nicht die Rechte seiner kaiserlichen Person vergebend. Und so wie Köster durch seine Herabdrückung dieses Charakters in's Niedrige für das Bedürfnifs des älteren Weges am leichtesten die unsteten Fackelscheine von Seelenzuständen ohne

Digitized by Google

Halt und Richtung gewann, so gewann Rückert hier dem Zweck des neuen Weges gemäfs dieses bebende und unwankende Licht der Gesinnung, welches den Charakter, von welchem es ausgeht, so sauber, entschieden, klar und sicher beleuchtet, während es zugleich in die Perspektive des Ganzen eingreift als ein principielles Licht, und so den Grundzauber bildet in dieser neuen Kunst, welche nichts Verworrenes, nichts Graues, nichts Ueberflüssiges, nichts Quälendes, nichts Halbes, nichts Ungewisses, nichts Schiefes, nichts Unverdautes begünstiget oder auch nur zuläfst, sondern überall die Gegensätze sich in klaren und breiten Lichtern zu sondern zwingt, während in Kösters Trilogie trotz so manchen gelungenen Zügen, sogar hervorstechenden Schönheiten im Einzelnen, doch das Ganze trübe, grau, dumpf, unsicher, quälend, ermüdend und ohne Befriedigung wie ein chaotischer Nebel vor unserer Phantasie vorüber zieht. Obgleich also Ref. im Ganzen in der Rückert'schen Auffassung des Heinrich einen Meisterzug dieses Dichters erkennt, so hindert ihn dies doch nicht, im Einzelnen mehreres anders zu wünschen. Kaum kann man sich z. B. vorstellen, wie der Entschlufs zu einem kriegerischen Kreuzzuge hervorgehe aus einer so ermatteten Seelenstimmung, wie hier (II. S. 120):

Ich hab' es satt, im Sturm gepeitscht zu stehn,
Und will zum Kreuze kriechen.

Kaum kann man sich vorstellen, woher noch in diesem Heinrich so viel ungestümes Jugendfeuer erwache, als die kurz nach Bertha's Tode mit der Praxedis vollzogene Verbindung voraussetzt. In einer späteren Scene (II. S. 199) hat der Dichter einen trefflichen und psychologisch tiefen Wink gegeben, wie in einer übrigens ganz resignirten Seele auf den gehörigen Anreiz das alte Jugendfeuer für einen Augenblick wieder emporschlägt. Hätte der Dichter es an ähnlichen Winken auch in den früheren Auftritten, so wie auch in denen des ersten Theiles nicht fehlen lassen, so würde man nicht nur den skandalösen Handel mit der Praxedis besser begreifen, sondern die Haltung des Ganzen müfste sicher an Feuer und Erwecktheit gewonnen haben. Auch hätte es der Dichter dann wahrscheinlich vermieden, seinen Heinrich sogar einmal aus Weichheit des Tones ins Süfsliche fallen zu lassen, was gewifs am allerwenigsten zu billigen ist. R meint die Stelle im Gespräch mit dem Bischof Waltr (II. S. 28—29), wo von der in stillem Gram hinsi benden Bertha die Rede ist:

K. Heinrich.

Wie hat dem Wunsch das Schicksal Hohn gesprochen!
Ihr Blumenherz welkt hoffnungslos gebrochen,
Mit Schmerzenslächeln haucht sie süfsen Duft,
Und von mir abwärts neigt sie sich zur Gruft.

B. Waltram.

Sie wird im Himmel einst ein Engel werden,
Doch lange bleibe sie es noch auf Erden.

K. Heinrich.

Ja, Bischof, meines Lebens Engel wiche,
Wenn meine weifse Rose mir erbliche.

B. Waltram.

Sie tauche sich in neues Morgenroth,
Und speise dich mit süfsem Lebensbrod.

Auch der darauf folgenden Scene (II. S. 31 ff.), Bertha selbst auftritt, um bei ihrer treuen Kuni im thüringischen Gebirge zu sterben, kann R gen des darin herrschenden süfsen und schwind gen Tons keinen Geschmack abgewinnen. Jedoc sind dies nur einzelne Flecken, welche zwar d mälde stellenweise zu verdunkeln, aber der Conception des Ganzen keinen wesentlichen Eint thun vermögen. So grofs nun der Gegensatz de Heinriche bei Rückert und bei Köster ist, e grofs der der jungen, nur dafs man hier noc ger zweifelhaft sein kann, welcher von beiden sungen man den Vorzug geben solle. Denn Charakter schwebt bei Köster unseren Augen noch vor als eine Person, er wird zu einem Conglomerat von Eindrücken. Wir fragen bei geheuren und so plötzlichen Schwankungen de nung mit Recht, ob dort, wo sie möglich si noch so viel Kraft des Willens übrig bleiben den egoistischen Trotz zu gebären, womit s Sohn gegen seinen Vater empören kann. Au uns durch diese Art der Auffassung alle äst Gröfse vorenthalten, welche dieser Charakter i ren Augen zu entfalten fähig ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

ıser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. 'nrich der Vierte von Deutschland. Eine Tri- ıgie von Hans Köster.

(Schlufs.)

Denn er ist weder böse noch gut, und schwebt Theilnahme zu erwecken vor unserem kalten : als graue verschwimmende Nebelgestalt, wäh- er bei Rückert sicher und scharf gezeichnet steht, Gute wollend, aber zum guten Zweck das Böse ıd, eine dem alten Kaiser aus dem Meere seiner ıdirrsale schroff und hart entgegendrohende Klippe s Glücks, ein aus dem Ehebette der mifshandel- ıattin ihm widerwillig entgegengestiegener, ihm Trotz gestalteter Zweig seines eigenen Fleisches Bluts. Wo des Vaters offene Milde und stand- Aufrichtigkeit nicht mehr fruchten, gewinnt des s Hinterlist als das kräftigste Mittel gegen die ımlichen Waffen, mit Verläumdung und Lug strei- Gegenseite eine Art von Berechtigung, und t dort siegreich und unwiderstehlich durch wie ırn Gottes, wo die Macht des väterlichen auf- :en und milden Regiments zu Ende geht, und ıich in immer tiefere Anarchie sinkt. Jauchzend laber von da an unser ganzes Herz mit dem ı jungen Heinrich empor, als mit einem zwar o lauteren und reinen, aber stärkeren Gefäfse ıtschen Heldengeistes, der das leck gewordene des Reichs mit Macht wieder flott macht. Er ı unserer Phantasie zur empörten Gegenwelle Hildebrands stolze Brandung, mit welcher das schauspiel begann, und welcher sie zwar spät gt, aber um ihr die wirkliche Höhe zu halten, d des alten Heinrichs unglückliches Regiment Senkung des Thales gleitet. Man kann dieses wahres Muster von principieller Auffassung für Dramatiker hinstellen. Dabei ist das Verhält- nifs zwischen Vater und Sohn wahrhaft edel und königlich gehalten. Während bei Köster der Kaiser den Sohn enge und ängstlich umspionirt, und uns das an's Lächerliche streifende Bild giebt von einem Alten, der verlegen umhertrippelt, unmögliche Dinge möglich zu machen, oder von einem Vormund, der bei der Unschuld einer Mündel, die sich selbst nicht bewacht, auf Wache steht, benimmt sich bei Rückert der Kaiser gegen seinen Sohn als Mann gegen Mann. Zwar hat er dem Sohn vor dessen Krönung zum Könige unter Bürgschaft des Friedrich von Hohenstaufen einen speciellen Schwur der Treue abgenommen, aber dieser erscheint in diesem Zusammenhange nur als eine kaltblütig ersonnene Vorsichtsmaafsregel, um dem Gemüth eines ihm entfremdeten Sohnes, dem er aus politischen Gründen die Königskrone nicht vorenthalten mochte, doch irgend eine Schranke anzulegen. Im Uebrigen benimmt er sich auch hier resignirt (II. S. 120):

Sie werfen auch nach meinem Sohn das Netz;
So grob sind dessen Fäden: geht er drein,
So will er's selber.

Und was hätte er auch beginnen wollen gegen diesen entschlossenen Willen, der mit so durchdringender Verachtung auf seine sogenannten Verführer herabblickt (II. S. 139):

Nun mögen die Verführer meiner Jugend,
Die Schürer meiner Ehrgeizflamme, kommen,
Mit seichten Gründen buhlen um mein Ohr,
Und mich zu überreden sich berühmen!
Sie thätens nicht, hätt' ich's nicht schon gethan.

Wir werden dabei trotz dem Unnatürlichen der Stellung vom Dichter immer noch von Zeit zu Zeit zart und schonend erinnert an die Unzerreifslichkeit des Bandes zwischen Vater und Sohn, wenn z. B. der junge Heinrich zum Friedrich von Hohenstaufen spricht (II. S. 168—69):

Darfst Du mich schelten einen schlechten Sohn,
Weil Du als Eidam Deinen Schwüher liebst,

Digitized by Google

Und Dir einbildest, ihn als Sohn den Vater,
Und mehr zu lieben? bilde Dir's nicht ein!
Du weifst nur nicht, auf welche Art ich liebe,
Und niemand soll es wissen vor der Zeit.

Oder, wenn der grimmige Schmerz des Vaters darum, weil der Feind, unter welchem er leidet, sein Sohn ist, in herzschneidende Wehmuth hinträufelt (II. S. 198):

Das wird ein schönes Trauerstück, Herr Werner,
Wo wir Zuschauer und Mitspieler sind.
O, meine Roll' ist schwer, wär' ich sie los!
Doch möcht' ich die nicht meines Sohnes spielen.

Gegen solche Naturwahrheit sticht als häfslich und lästig ab jener erkünstelte und gemachte Vaterfluch bei Köster (auf S. 407), welchen Rückert selbst auf folgende schöne Art parodirt, anspielend auf die wirkliche Kinderlosigkeit Heinrichs V. (II. S. 186):

Ich dachte meines Sohnes Abfall einst
Durch meines Eidams Königswahl zu rächen;
Nun räche selber sich mein Sohn an sich,
An Sohnesstatt erziehend seine Neffen,
Und nie geboren sei ein Sohn ihm selbst.
Ja, Gott versag' ihm gnädig einen Sohn,
Dafs der an ihm nicht thu, wie er am Vater!

Dafs dies eine wirkliche Parodie des Köster'schen Vaterfluches sei, wird daraus wahrscheinlich, dafs Rückert auch an mehrere andere Stellen des Köster'schen Schauspiels parodirend angespielt hat. So erscheint z. B. die wehklagende und beschwörende Rechtfertigung des Kaisers gegen die Bischöfe von Mainz, Cöln und Worms (S. 394—95 bei Köster) hier in einer heitreren Form wieder (II. S. 208—9), und das feierliche Anlegen der von den Rufacher Bürgern zurückgebrachten Reichsinsignien (S. 417 bei Köster) ist hier zu einem gemüthlichen Scherz auf Bitten der guten Rufacher geworden (II. S. 223), wozu sich dasselbe in der That auch weit besser schickte. Und damit kein Zweifel bliebe, dafs ein Dichter den andern kannte, sehen wir sogar die Person Kösters dem Drama eingewoben, und zwar in anerkennender Weise mit Beziehung auf den Spruch des alten Mainzer Bürgers (S. 360 bei Köster):

Wenn dann die Bitter uns'rer Schneider lachen,
So lass't die Schmied' der Ritter Rechnung machen!

Der Kaiser Heinrich fragt nämlich in Beziehung auf diesen Reim, welchen, wie berichtet wird, die Mainzer auf den Gassen singen und der ihm gefällt, wer ihn gemacht habe, und da er erfährt, dafs der Mann Köster heifse, so spricht er, dafs er sich denselben merke wolle (II. S. 183).

Wenn nun Rückert in Beziehung auf die Verarbeitung *des historischen Stoffes* und die *Zeichnung der Charaktere* wenig zu wünschen übrig liefs, so wünscht Ref. dasselbe behaupten zu können in Beziehung auf eine *gleichmäfsige Sorgfalt der Ausarbeitung der einzelnen Scenen.* Eine solche ist zwar noch durchaus vorhanden in *den drei ersten Aufzügen* des ersten Theils. Tadellos ist hier die Würde des Ausdrucks, höchst energisch wirken die Gespräche der Lombarden, lebendig und naturtreu ist die Ankunft des Königs bei'm Pförtner der Burg Canossa, von solcher übertreffbarer Erhabenheit und Gröfse ist die Unterredung zwischen Mathilde und Hildebrand, von großer Wirkung ist auch das Selbstgespräch des Königs ehe er zu Canossa eingeht, voll lieblicher Heiterkeit sind die Auftritte der harmlosen Dienerschaft, von Feinheit das Gespräch zwischen Bertha und Adelheid; dies alles trägt den Stempel, mit gröfster Liebe und Hingebung ausgeführt zu sein. Auch die Auftritte des dritten Acts, welche sich um die Königswahl Rudolfs drehen, sind befriedigend ausgeführt, und an ihnen wirkt das humoristische Element sowohl in den Gespräche der beiden päpstlichen Legaten, als in dem des Königs mit seinem ehrlichen Ulrich von Kuno lebendig und erweckend. Dagegen sind es im vierten und fünften Aufzuge nur einzelne Scenen, die auf dieser Höhe der Ausführung halten, namentlich eine des Dichters wieder völlig würdige Scene, wie der dem Friedrich von Hohenstaufen seine Tochter zum Weibe giebt (I. S. 178—79), ferner die, worin Mathilde dem Papste vergeblich zum Frieden rath (I. S. 193—196), endlich der höchst gewaltige und ansprechende Auftritt im Kloster Farfa (I. S. 220) und noch einiges andere, wogegen die, mehr oder weniger stiefmütterlich behandelt ist. Im vierten Aufzuge ist es ein unüberschauliches Kriegsgetümmel, das uns in halbentworfenen Zügen vor den Augen vorbeikelt, wobei der Schauplatz unstet hin und her wandert und uns durch immer neue eben so schnell als unvermerkt, wieder für immer entschwindende Personen beunruhigt. Es wäre hier, um den Schwindel zu vermeiden, durchaus nöthig gewesen, dafs der Dichter entweder seine Darstellung einen festeren Standpunkt im Feldlager Heinrichs oder im Fe

Digitized by Google

udolphs, und diesen dann mit gröfserer Liebe aus-
alte, als hier irgendwo geschehen ist. Dann würden
eingeflochtenen historischen Züge, entweder im ru-
gen oder leidenschaftlichen Bericht vorgetragen, glän-
, statt dafs sie uns jetzt, indem sie in einer fast
zuhandgreiflichen Darstellung vorüberfliegen, nur
gstigen und zerstreuen. Unsere Aufmerksamkeit wird
wenig gesammelt, wird in ihrer Zerstreuung zu
htig hie ein wenig und da ein wenig interessirt, und
bekommen zu sehr den Eindruck von einer Strecke
der Geschichte, über welche der Dichter nur so hin-
weil er sie nicht vermeiden konnte. Im fünften
uge bekommt unser Interesse zwar wieder bessere
epuncte, aber auch hier würden wir höher gehoben
en, zerstreute uns nicht zu sehr der springende
enwechsel, und liefe nicht die Ausarbeitung zu
chtbar meistentheils nur an äufseren Thatsachen
recht im Contrast mit den drei ersten Aufzügen.
er uns statt der hineingeschneiten römischen
n mit Cencius und Rusticus (I. S. 200 u. S. 211),
e die Aufmerksamkeit nur unangenehm auf neue
ll erscheinende und wieder verschwindende Per-
zerstreuen, lieber seine köstlichen Longobarden
nmal vorgeführt, Bertha früher in die Handlung
n, Hildebrands Person eine gröfsere Rolle zu
gegeben, und vor allem uns Heinrichs eigenes
tiefer erschlossen, so hätte sich hier wohl ein
ck erreichen lassen, der nicht hinter dem der
sten Aufzüge zurückgesunken wäre. Aber so
s Werk nun vorliegt, verhalten sich die drei
Aufzüge zu den beiden letzten wie ein ausge-
und vollendetes Gemälde zu einem nicht fertig
nen. Im zweiten Theil ist vollkommne Vollen-
rhanden in den *drei letzten Aufzügen*, die im
hen Sinn gar nichts zu wünschen übrig lassen.
lden die Höhe die Auftritte auf Beckelheim.
ch die Apostrophe an Welf und Bouillon (S.
), *der* Auftritt mit dem Kapellan Otto, der
es jungen Heinrich, des Vaters Angst darum
–57), der Fufsfall des Vaters vor dem Sohne,
ler Zug des deutschen Heeres über die Alpen
–46) sind höchst ausgezeichnete Momente.
and sich der Dichter überall im Feuer, und
sein Feuer mit. Nicht so ist es in den bei-
n Aufzügen des zweiten Theils. Ueber Man-
rgfalt in der Ausarbeitung ist hier zwar nicht zu klagen, wohl aber über eine zu grofse Fülle zusammengedrängten Stoffs, und auch einigemale über die blofsen Zweckdialogen, welche nur zu dem Ende vorhanden sind, uns mit etwas Vorgefallenem gesprächsweise bekannt zu machen, wie z. B. das frostige Gespräch zwischen Kaiser Heinrich und Markgraf Werner (S. 49—52), welches blofs die Heirath zwischen Welf und Mathilde an's Tageslicht fördert, die doch weit besser kurz und schnell erwähnt worden wäre. Eben so hätte Ref. den Klostervogt von Quedlinburg (S. 24—27) lieber als einfachen Botschaftsüberbringer vernommen, statt dafs er, blofs um zu sagen, wie Markgraf Ekbert starb und wo Bertha sich befindet, den Kaiser in ein Gespräch verwickelt, das doch keines ist und also den Hörer nur ungedulig macht. Auch macht die Gesprächsform, worin das von der Praxedis angerichtete Skandal sich uns mittheilt (S. 77—78), den Bericht mehr frostig, als lebendig. Zwar kann das langsame Abfragen von Nachrichten von höchster Wirkung im Trauerspiel sein, wenn z. B. die mitzutheilende Nachricht von der Art ist, dafs sie einen hohen Grad des Affekts entweder beim Frager oder beim Gefragten erzeugt; auch dann, wenn das kalt und ruhig Abgefragte von der Art ist, dafs es beim Hörer Schrecken und Staunen erregen mufs. So wirkt diese Form der Mittheilung vortrefflich in den Lombardenscenen des ersten Theils, nicht minder im Herodes bei der Erzählung vom Untergange des Aristobul im Gespräch der fünf Hofleute, und bei der Erzählung von Herodes Raserei im Gespräch der beiden gallischen Leibwächter. Ist dagegen das Mitzutheilende nur ein neuer Zufall im Wechsel der Ereignisse, den zu wissen uns für das Verständnifs des Folgenden oder auch nur zu einer vollständigen Uebersicht der Zeitlage nöthig ist, wie der Tod eines Markgrafen Ekbert, das Skandal einer Praxedis, die Reise einer lebensmüden Bertha, der diplomatische Meisterstreich einer klugen Mathilde, da soll der Dichter die hierfür viel zu grandiose Form des langsamen Abfragens nicht mifsbrauchen, sondern den Hörer über das nun einmal nicht zu ersparende lieber in gröfster Kürze hinwegführen, damit wir an keinem leeren und affektlosen Puncte ohne Noth aufgehalten werden, und damit kein Auftritt jemals vor unserem Auge spiele, welcher nicht sein Recht dazusein durch den unmittelbaren poetischen Gehalt, der in seiner Situation und seinem Pathos liegt,

Digitized by Google

fühlbar macht. So würde auch der Anfang des ersten Aufzuges sich gehoben haben, wenn uns der Kaiser hier, ähnlich wie im Anfange des dritten, *allein* entgegen träte, uns seine Stimmung, die Lage des Reichs, den Tod des Hildebrand, den schwachen Widerstreit des Gegenkönigs Hermann verkündigend. Unsere Phantasie empfinge so wichtige Zeitanschauungen aus dem Spiegel des bewegten kaiserlichen Gemüths mit Wohlgefallen und Spannung, und vor uns stünde als Träger dieses Zeitbildes in einfacher Würde die kaiserliche Person. Statt dessen müssen wir die ziemlich uninteressante Zurechtweisung eines schmeichlerischen Bischofs aus dem Munde des Kaisers mit in den Kauf nehmen, die sich hier so breit macht, als sei sie und nicht das, was der Kaiser S. 15—16 spricht, der eigentliche Inhalt des Auftritts. Der Hörer hat so den doppelten Nachtheil, erstlich einem uninteressanten Auftritt beiwohnen zu müssen, und zweitens wegen der dadurch bewirkten Herabspannung der Aufmerksamkeit leichter die Puncte, auf welche es wirklich ankommt, zu überhören. Freilich würde es noch besser gewesen sein, hätte sich zur Eröffnung des zweiten Theils eine belebte in die damaligen Zeitrichtungen eingreifende Scene von der Höhe und Schönheit des Bildes der Kreuzfahrer (S. 89—98) finden lassen. Aus diesem allen geht hervor, dafs dieses neue Werk Rückerts sich an scenischer Kunstvollendung mit dem voraufgegangenen Herodes nicht messen kann. Denn wenn das Doppeldrama des Herodes die unübertreffliche Symmetrie bot, im ersten Theile ein schon für sich befriedigendes Ganze zu bilden, das mit hinreifsender Gewalt und unaufhörlicher Steigerung seinem furchtbaren Ende zurollte, wozu dann der zweite Theil als Vergröfserungsspiegel des ersten mit ganz parallelem Gliedbau hinzuwuchs, ebenfalls in einer gleichmäfsigen Steigerung von Anfang bis zu Ende, so leidet im Heinrich das Ende des ersten Theils am sinkenden Flug, der Anfang des zweiten am stockenden Gang. Und so würde für eine Aufführung noch immer nur der erste Theil des Herodes in Vorschlag zu bringen sein.

Zuletzt kann Ref. sich nicht enthalten, noch aufmerksam zu machen auf die grofse Klarheit und Durchsichtigkeit im Rückert'schen Stil, welche kein geringer Vorzug dieses Dichters ist. Dieser Stil weifs die e fache Lebensrede in ihren eigenen erhöhten Momen so zu erfassen, dafs sie sich nicht selten erhöhet z Sententiösen und Veredelten; aber dies ist immer eine entblühete Blume, niemals wie ein eingeset Schmuck. Geräth der Lombarde in's Deklamiren fühlt man es, wie sich der Sprecher dabei Zwang legt, um durch den Wortbombast sich selbst stä in's Feuer zu treiben, man fühlt, hier wollte der D ter mit Fleifs Bombast und Schwulst reden la Geräth der Papst Hildebrand in's Deklamiren, s pfangen wir den Eindruck einer Rede, die sich dadurch bis zur Deklamation steigert, dafs ihr la während sie geredet wird, den Sprechenden selbst Ehrfurcht erfüllt. Wie sehr sticht gegen solche turwahrheit ab der mit Beschwörungsformeln und miaden erfüllte durchgehende Wortprunk bei K und die kostbaren und erkünstelten Gleichnis unserer meisten jüngeren Dramatiker! In diesa ziehung kann Rückert gar nicht genug als M empfohlen werden. Bei ihm ist überall Natur, heit, Geradheit, Wahrheit und Klarheit, und er nicht zusammen, sondern schneidet immer am Ganzen. Auch ist der leichte und schöne Ba jambischen Verses bei ihm nicht aufser Acht z sen, sondern jedem Strebenden zum Studium z pfehlen. Denn minder gut fliefsende, obschon noch ganz correkte Verse, wie II. S. 18:

Die off'ne Treu war nicht ohn' heimlich Falsch

gehören hier schon zu den grofsen Seltenheiten man sieht es besonders auch durch die Vergle zwischen Rückerts und Kösters Versbau, da Jambus nicht ein sich ganz wie von selbst mac Vers ist, der leicht einem jeden gelingt. Kö in dieser Beziehung weit zurück. Nicht nur, da Wortwendungen oft unbehülflich, seine Vers holpricht sind, es laufen auch viele wirkliche rektheiten mit unter, wie:

S. 10. *Ich komme arglos, mit gering Gefolge.*
S. 51. *Mein Sinn ist oft unheimlich Trachten*
S. 62. *Und klage niemals mehr bei schwer'rer*
S. 87. *Mein König, 'ne Gesandtschaft gleich*
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
S. 107. *Ich spreche unter frei Geleit.*
S. 110. *Mein Kopf zum Pfande.*
S. 140. *Viel Fürsten sind der Krone würdgre*

Solche Verse sollten doch *heutigestages* nic vorkommen können. Desto wohlthuender sp correkte Druck der Trilogie in's Auge gegen Doppelschauspiels, welches voll ist von ent Druckfehlern, z. B. I. S. 156 *Opferfest* statt II. S. 61 *der Kalben* statt *des Kalbens*, II. S. *chen* statt *welschen*, II. S. 242 *Irrea* st. *Irre*

C. Fortl

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXV.

: christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christian Baur. Thle. Tübingen, 1841 — 1843; *bei E. F. Osiander.* 948. 917. 1035 S.

Das Werk, welches unter genanntem Titel uns Anzeige und Besprechung vorliegt, erweckt schon n den Namen seines Verfassers bedeutende Erwar-m, und zugleich Erwartungen der bestimmtesten Wenn Hrn. Dr. Baurs dogmengeschichtliche Lei-en sich durch Meisterschaft der Entwicklung, ichtlose Durchführung des Grundgedankens, Kühn-ler Auffassung, umsichtigen Scharfblick, überra-de Zusammenstellungen und vor allem durch , männliche Bewufstheit des zum Ziele Gesetzten ohnen, und wenn bei überwiegender Richtung auf ntbetrachtung um so mehr die gründlichste rbeitung des äufsern Stoffs, die mühsamste Quel-chung zu bewundern ist, so verwendet Dr. Baur efflichen Gaben bekanntlich im Dienste derjenigen sung, welche sich selbst am liebsten durch den Na-r begrifflichen vor andern kenntlich macht und hnet. Demzufolge darf man, nach der Scheidung, in letzter Zeit vor sich gegangen ist, von ürtigem Werke eine mit der bis dahin gelten-entschiednem Gegensatz befindliche Behandlung gma erwarten. Und in der That wird in dem Abschnitt des ersten Bandes, als dem mit dem ten, vieldeutigsten Zeitraum sich beschäftigen-e vollkommne Umwälzung auf dem Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte versucht, kaum scheinung an der Stelle gelassen, welche ihr en das Urtheil der bewährtesten Forscher an-hatte. Mit welchem Recht, auf welche Be-s hin, dies zu untersuchen, so einläfslich als der Raum es gestattet, ist unsre vorläufige Aufgabe, wobei wir jedoch aller neuen Mittheilungen, Belehrungen u. s. w., dergleichen ein Mann wie Dr. Baur überall nicht leicht, von uns nun gar nicht zu gewärtigen haben dürfte, von vornherein uns zu bescheiden erklären. Sondern einfach wollen wir darauf merken, wie die hier vollzogne Anschauungsweise mit der Geschichte und ihren urkundlich vorliegenden Thatsachen stimmt, welche wirkliche Förderung also der Dogmengeschichte durch die Leistungen des Hrn. Verf.'s auf dem angegebnen Gebiet erwachsen ist.

In der *Einleitung*, S. 1 — 128, wird zunächst die Aufgabe bestimmt, und zwar dieselbe nicht auf das Dogma der Trinität an sich beschränkt, sondern zugleich auf die übrigen Lehren der engern Theologie, die von der Schöpfung und Erhaltung der Welt, von den guten und bösen Engeln, und vom Gottmenschen, deren Mittelpunct dasselbe bildet, in Beziehung auf welche es sich erst vollständig erfüllt, ausgedehnt. Nur wenn, was in der Idee der Dreieinigkeit ideell enthalten ist, der Unterschied und die Einheit, in der Welt und im Gottmenschen zu seinem realen Unterschied sowohl als seiner realen Einheit gelangt, ist die Lehre von der Dreieinigkeit zu ihrer Wahrheit für die denkende Betrachtung erhoben; ohne diese reale Beziehung aber bleibt das Dogma von der Einheit des Wesens und einer Dreiheit der Personen, welche Personen sind und nicht sind, ein blofser Schematismus, ein nichtssagendes Spiel mit leeren Begriffen. Daher müssen für eine tiefer eindringende geschichtliche Untersuchung alle jene, so eng in einander eingreifenden, Lehren zusammengenommen und mufs, wenn dieselben auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung grofsentheils weit auseinanderliegen, diese Mangelhaftigkeit selbst nur als der geschichtliche Prozefs vom Standpuncte der Idee aus erfafst und in seinen einzelnen Momenten nachgewiesen werden. Dafs Gott ein

Digitized by Google

dreieiniger Gott ist, ist die das Christenthum sowohl vom Heidenthum als vom Judenthum unterscheidende Grundlehre. An dieser Lehre mufs sich daher auch ganz besonders der charakteristische Unterschied des Christenthums vom Heidenthum und Judenthum herausstellen. Betrachten wir nun die beiden Momente des Unterschieds und der Einheit als das Wesentliche der christlichen Dreieinigkeitslehre, und beziehen die Lehre nicht blofs auf das Verhältnifs Gottes zu sich, sondern auf die angegebne Weise auch zur Welt und zum Menschen, so ist das Charakteristische des Heidenthums und Judenthums in dieser Hinsicht so zu bestimmen, dafs, während im Heidenthum das Moment des Unterschieds noch nicht einmal zu seinem Rechte kommt, im Judenthum zwar der Unterschied in seiner vollen Realität gesetzt, um so mehr aber das andre Moment, die den Unterschied aufhebende Einheit, demselben noch fremd geblieben ist. Dieses Verhältnifs wird nun an den einzelnen Gestaltungen des vorchristlichen Gottesbewufstseins nachgewiesen, erstens am Heidenthum als indischer, persischer, ägyptischer und griechischer Religion, welche letzte ihre andre Seite am Platonismus hat, zweitens am Judenthum als alttestamentlicher Religion und alexandrinischer Religionsphilosophie. In dem Dualismus, welcher beide Religionsformen der vorchristlichen Zeit nicht über das Moment des Unterschiedes hinauskommen liefs, besteht das Mangelhafte, welchem gegenüber das Christenthum nun das Moment der Einheit in seinem vollen Rechte geltend zu machen hat. Wie aber der Grund dieses Mangels jener beiden Religionen eigentlich darin liegt, dafs in ihnen der Unterschied selbst noch nicht zu seiner vollen Bedeutung durchgedrungen ist, so kommt erst im Christenthum mit der Aufhebung des Unterschieds auch die wahre Bedeutung des Unterschieds zum Bewufstsein. Blieben jene bei dem Gegensatz von Gott und Welt stehen, so schreitet hier dieser Gegensatz zu dem tiefern zwischen Gott und dem Menschen fort. Konnten die beiden Momente, um deren Ausgleichung es sich handelte, auf dem vorchristlichen Standpuncte nur so gefafst werden: Gott und Welt sind Eins in der Verwirklichung der Idee und die sich verwirklichende Idee ist zugleich die von der Wirklichkeit abstrahirende, aus ihr entfliehende Idee, so stellen sich diese Sätze auf dem Standpunct des Christenthums in folgende um: Gott und Mensch sind Eins im Selbstbewufstsein des Ge stes und Gott ist der sich selbst wissende und i diesem Wissen mit sich selbst identische Geist. Vo dieser abstracten Bestimmung des reinen an sich seie den Begriffs, wie sie als Ergebnifs der geschichtlich Entwicklung diese selbst schon zur Voraussetzung h wendet die Untersuchung sich nun zu dem Anfang rück, um zuvörderst, ehe sie dem Gang des kirchlich Dogma's nachgeht, die concreten Bestimmungen i Auge zu fassen, welche als die Elemente des chri chen Trinitätsbegriffs in den Schriften des neuen Te ments vorliegen.

Das Subject, mit welchem Gott Eins ist, be diese Erörterung, ist nicht der Mensch überhaupt, dern das bestimmte, einzelne Individuum Jesus. welchen Bestimmungen, wird gefragt, entwickelt der Begriff dieser Einheit? Als allgemeinste er sich hier das Prädicat des υἱὸς θεοῦ in dem Sinn welchem es nur die gewöhnliche Bezeichnung des sias ist. Indem dieser υἱὸς θεοῦ, näher υἱὸς τοῦ mit dem Prädicat des Χριστός belegt wird, ist er den Begriff des heiligen Geistes gestellt, der h Geist als das Vermittelnde zwischen ihm und Got gefafst. Dies ist die gemeinsame Vorstellung neutestamentlichen Schriftsteller, sofern sie noch wie Johannes, das Verhältnifs durch den Begri Logos vermittelt werden lassen. Der nächste M ist die höhere Bedeutung, zu welcher sich der des υἱὸς θεοῦ in der Christologie des Paulus dete; das in Christo wirkende höhere Princip i nicht sowohl der heilige Geist im gewöhnlichen als vielmehr der Geist, sofern er überhaupt da cip des Lebens im weitesten Sinn ist, wie a Hauptstelle der paulinischen Christologie, 1 C 45 ff. vergl. V. 21, erhellt, in welcher der e zweite Adam wie das psychische und pneu Princip, wie der irdische und der himmlische unterschieden werden. Wie sich dieses Pri Christo durch seine Auferstehung in seiner Kraft und Wirksamkeit erwiesen und in den standenen Allen als das den Tod überwindende theilt worden, so ist er selbst durch seine A hung und Erhöhung — Röm. 8, 34 — der κύρ der Sohn geworden, welcher, gleichsam an de Gottes selber, so lange die Welt regiert, al feindliche, dem Erlösungsplane widerstrebende,

Digitized by Google

überwinden sind. Dann aber, wenn Alles unter-
rfen ist, unterwirft sich auch Christus und kehrt
it das göttliche Princip, nachdem es im ganzen
lauf des Lebens und Wirkens Christi sich bethä-
hat, in die Einheit Gottes zurück. So sehr nun
lns auf dieser, mit dem menschlichen Dasein Chri-
eginnenden, Seite den Begriff des υἱὸς θεοῦ verfolgt,
ehr liegt die gegenüberstehende Seite eines präexi-
nden, von Gott unterschiedenen göttlichen Princips,
in einer näheren Beziehung zu der Person Jesu als
υἱὸς θεοῦ stände, aufserhalb seines Gesichtskreises.
Diese Behauptung ist in der That zu überra-
id neu, als dafs sie nicht einen Jeden stutzig
en und ihm gleich mehrere Stellen auf einmal
Gedächtnifs rufen sollte, in denen die Präexi-
doch gar zu ausdrücklich gelehrt wird. Sind
die Briefe an die Philipper, Kolosser — die Briefe
e Philipper und Kolosser sind unächt, oder, wie
aur sich milder und allmähliger ausdrückt, ent-
eine Christologie, die wir als eine eben so ächt
ische anzusehn, mit der ersten völlig gleichzu-
, Bedenken tragen müssen, die zu so manchen
Kriterien des zweifelhaften Ursprungs dieser
n Briefe zu rechnen ist. Dafs diese andern Kri-
in der That mit dem hiesigen zusammengehören
Eine Klasse zu rechnen sind, glaubt man gern.
ichen Gewaltstreiche werfen ein übles Licht auf
schauungsweise, die ihrer bedarf. Den Kolos-
f hat bisher nur Meierhoffs peinliche, buchsta-
lende und partikelzählende Kritik, ohne allen
anzutasten gewagt, die Aechtheit des an die
er achtet ein Kritiker von der Freisinnigkeit
ürfe de Wette's über allen Zweifel erhaben.
nn auch so noch das Versuchte sich erzwingen
Dem aber stehen, aufser dem ganzen Zusam-
g der paulinischen Auffassung Christi, vor allem
wie Cor. 8, 6. als unbedingte Hindernisse ent-
Denn Röm. 9, 5. wollen wir dahingestellt sein
Zwar hat bei der Auslegung auch dieser Stelle
ie er selbst zugiebt, fast alle orthodoxen und
odoxen Erklärer, unter letztern sogar Straufs,
ch, allerdings aber mufs, bei der Zweifelhaf-
er Beziehung des ὢν ἐπὶ πάντων θεός, Jedem
ntgegengesetzte Seite zu treten, unbenommen
Nur die Frage Baur's nach auch nur Einer
aus jener frühen Zeit dafür, dafs ein Prädicat
dieser Art, wie es allein dem höchsten, absoluten Gott zukommen könne, Christo wäre beigelegt worden, betrifft das Verständnifs der Stelle nicht, da das Prädicat kein so absolutes, nur θεὸς, nicht ὁ θεὸς, gesetzt ist. Soll aber nur gemeint sein, dafs der göttliche Name dem Erlöser damals noch nicht beigelegt worden, so steht dem der Brief des Plinius an Trajan entgegen, wenn man doch einmal gezwungen sein soll, neben den neutestamentlichen Schriften sich noch auf andre Documente zu berufen. Allein auch die angezogne Korintherstelle verwirft und sucht Baur durch die Argumentation zu entkräften, dafs der Umfang und Inhalt des δι' οὗ τὰ πάντα nur durch den Begriff des κύριος bestimmt werden könne, der paulinische κύριος aber nirgend etwas anderes und mehr als der Herr der Gemeinde in dem gedachten, die Präexistenz nicht berührenden Sinne sei. Nun kann jedoch, erstens, das spätere τὰ πάντα unmöglich anders als das dicht voranstehende gefafst werden und hat zunächst von diesem, nicht einer sonst woher mitgebrachten Auslegung des κύριος sich seinen Umfang und Inhalt bestimmen zu lassen, und bleibt, zweitens, selbst wenn man denselben an dem Begriff des κύριος abmifst, die Sache doch unverändert, da die Behauptung von der angegebenen Bedeutung dieses Begriffs auch eben nur eine solche ist, wie sich das sowohl aus der paulinischen Christologie im allgemeinen, wenn man sie ungezwungen aus den paulinischen Briefen entwickelt, als näher aus Cor. 2, 8., wo von dem κύριος τῆς δόξης die Rede ist, ergiebt. Die Stellen ferner Röm. 8, 3. und Gal. 4, 4., die ebenfalls das vormenschliche, bei Paulus durchgängig dem irdischen Leben zu Grunde liegende, am ausdrücklichsten im Philipper- und Kolosserbrief gelehrte Dasein Christi voraussetzen, werden ganz unberücksichtigt gelassen; insofern freilich mit Recht, als, wer jene Korintherstelle zu beseitigen gewufst, unbedingt das Vorurtheil für sich hat, mit diesen fertig werden zu können. Wie ganz ohne Grund in der Sache übrigens und nur durch äufserliche Noth veranlafst der Satz von dem hier zum erstenmal entdeckten christologischen Unterschied zwischen diesen kleinern und den andern Briefen ist, erhellt am leichtesten, wenn man die einschlagenden Stellen beider Abtheilungen vergleicht und da das ἐκένωσε ἑαυτὸν, μορφὴν δούλου λαβὼν in dem ὅτι δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσε, πλούσιος ὢν 2 Cor. 8, 9., das εἶναι ἴσα θεῷ und ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων in dem

Digitized by Google

εἰκὼν τοῦ θεοῦ 2 Cor. 4, 4.; das ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος in dem τὸν ἑαυτοῦ υἱὸν πέμψας ἐν ὁμοιώματι u. s. w. des Römer- und dem ἐξαπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ des Galaterbriefes; endlich das ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα in dem δι' οὗ τὰ πάντα seine Parallele und, wenn es deren bedürfte, Stütze findet *).

Zu dem υἱὸς θεοῦ kommt nun aber bei Paulus nach Baur noch das πνεῦμα θεοῦ hinzu, als das die durch Christus objectiv erworbene Gnade subjectiv aneignende Princip. In dem πνεῦμα συμμαρτυροῦν τῷ πνεύματι ἡμῶν, ὅτι τέκνα θεοῦ ἐσμὲν, kehrt der zum Selbstbewufstsein der Gläubigen gewordene Geist Gottes in die absolute Einheit zurück, Gott vermittelt auf diese Weise sich mit ihm selbst. Mit der paulinischen Trinitätslehre, wie sie am bestimmtesten in der Stelle 2 Cor. 13, 13. ausgesprochen ist, stimmt am meist zusammen das in der Taufformel bei Matth. 28, gebotene Bekenntnifs. Auch hier ist in dem υἱός neswegs ein der geschichtlichen Erscheinung Jesu angehendes Verhältnifs enthalten. Den Uebergang metaphysischen Begriff des Sohnes macht erst johanneische Logosbegriff. Diesen als gangbare stellung aus der alexandrinischen Religionsphilos in das christliche Dogma aufgenommen sein zu la ist eine ungenügende Ableitung, da die Stelle, w er später erhielt, in der Vorstellung der ältesten Ch schon durch das πνεῦμα ἅγιον besetzt war. In de griff des Pneuma mufs daher die Veranlassung, die L idee aufzunehmen, nachgewiesen werden. Das Pr ist das in der unmittelbaren Gegenwart sich wi erweisende Princip. Als solches wird es nac Entfernung Jesu den Jüngern mitgetheilt. Man sich aber zwischen dieser Geistesmittheilung un Hingange Jesu einen sehr realen Zusammenhan dacht zu haben. So lange nämlich Jesus selb Erden gegenwärtig gewesen war, war in ihm solute Einheit und Fülle des Geistes beschlosse 3, 34., also konnte damals derselbe nicht zug den Jüngern sein, vielmehr erst nach dem H Jesu von ihm, dem Einen, auf die unendliche der Subjecte übergehen. Anders scheint die Joh. 7, 39. kaum verstanden werden zu können. sucht man den Grund für die Bedingtheit der mittheilung gewöhnlich in der subjectiven Ver durch den Glauben, in der höheren Reinheit und thätigkeit des religiösen Lebens der Jünger Meisters Tod und Auferstehung, aber diese Auffa weise findet Baur gar zu subjectiv und moder war natürlicher fragt er dagegen, als dafs man Beziehung, welche die Sendung des Geistes gang und zur Erhöhung Jesu haben sollte, bestimmte, dafs man annahm, so lange Jesu messianischen Beruf auf Erden erst noch erfü er auch das Eine Subject der göttlichen Gna sen, nach seinem Hingang aber könne der, gleichsam entlassene, Geist nun erst Denen werden, in welchen das messianische Werk werden sollte?

*) In seiner Abhandlung über die Composition und den Charakter des johanneischen Evangeliums, theologische Jahrbücher von Zeller III, 4, 1844, verweist Dr. Baur, bezüglich der mit nichten die Präexistenz Christi voraussetzenden, bisher aber so verstandenen Stellen des Römer- und Corintherbriefs auf die von seinem Schüler *K. R. Köstlin*: der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis, S. 307 ff. gemachten Bemerkungen, welche wir deshalb hier in Kürze mittheilen. Die Stelle 1 Cor. 10, 4. spreche, behauptet Köstlin, eher gegen ein vormenschliches Sein der Persönlichkeit Christi, sofern hier dieselbe der jener Engel, Hebr. 1, 7., die sich in Winde und Feuerflammen verwandeln lassen, gleich erscheine. Aus ihr gehe nur hervor, dafs Christi Geist, nicht er selber als Person, dafs das πνεῦμα ζωοποιοῦν, als zur Umkleidung mit der σάρξ bestimmt, längst vor der Geburt Christi bestanden habe, *welche Geburt nichts andres gewesen als die Verbindung dieses πνεῦμα mit einem Körper.* Röm. 9, 5. brauche, auch wenn man das τὰ πάντα strenger nähme, nicht nothwendig ἐκτίσθη ergänzt zu werden, sondern etwa „beherrscht, erhalten wird," so dafs Paulus mit dieser Redensart *nicht die Schöpfung, sondern nur die Erhaltung und Regierung der Welt dem Herrn zuschreibe.* 2 Cor. 8, 9. Γινώσκετε γὰρ τὴν χάριν τοῦ Κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ, ὅτι δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσε πλούσιος ὢν, ἵνα ὑμεῖς τῇ ἐκείνου πτωχείᾳ πλουτήσητε, sei zu übersetzen „*Er war arm, während er reich war,*" *reich als gnadenspendender Erlöser, arm als durch Entsagung und Erniedrigung Erlöser.* Man dürfe wohl sagen, dafs in dieser Stelle nie Jemand die Präexistenz gesucht haben würde, wäre sie nicht anderweitig bekannt gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

christliche Lehre von der Dreieinigkeit und lenschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen ntwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.

Wir nun finden, dafs es kaum eine unnatürlichere, christlichen Bewufstsein, wie es in den Schriften euen Testaments vorliegt, fremdere Erklärung könne. Subjectiv und modern ist ein Lob, wenn bjectiv und antik ist. Diese Lostrennung des es von Jesus nun, wird fortgefahren, konnte ich aber nicht denken, ohne die Voraussetzung andern göttlichen Princips. Wie hätte er sich himmel erheben können, ohne das πνεῦμα ἅγιον, s ihn allein zum υἱὸς θεοῦ machte? Erhob er ber gleichwohl ohne dieses, das ihn ja zunächst r seinen messianischen Beruf befähigte, so mufs n dem πνεῦμα verschiedene Princip schon unab- von demselben in ihm vorhanden gewesen sein, konnte somit, da das πνεῦμα nur das Princip rdischen Erscheinung und Wirksamkeit ist, am erselben in seiner überirdischen Würde nichts as er nicht schon vor seinem menschlichen Sein gewesen war. In dieser Hinsicht ist beson- merkenswerth, wie bei Johannes der überirdi- stand, in welchen Jesus nach seinem Tode als ein, dem καταβαίνειν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ ent- ndes, ἀναβαίνειν des υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, ὅπου ἦν pov als ein δοξάζεσθαι τῇ δόξῃ, welche er hatte ter πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι, dargestellt wird. en hieraus, wie man aus der Idee der höhern und Herrlichkeit, zu welcher man sich Jesus κύριος durch seine Auferstehung und Himmel- hoben dachte, auf sein vormenschliches und ches Sein zurückschlofs und jene Würde sich die Rückkehr zu demjenigen denken konnte, seiner höhern Natur nach von Anfang war. Worin dieser Rückschlufs sich verräth, an welchen Merkmalen Dr. Baur das sieht, wird unerwähnt und so der Leser, der von selber schwerlich darauf verfallen wird, es mitzusehen aufser Möglichkeit gelassen. Und hier nun läfst Baur sich zur Bezeichnung des so erschlofsnen vorweltlichen Seins den philonischen, in das allgemeine Bewufstsein der Zeit übergegangnen, Logosbegriff darbieten und so hat denn auf diese Weise die Präexistenz Christi ihr wissenschaftliches Verständnifs gefunden. Wir dürfen uns die Mühe ersparen, gegen die aufgezeigte Dialektik des christlichen Bewufstseins weitläuftig zu polemisiren. Diese Betrachtungsweise mufs von selbst an der einfachen, exegetisch sich ergebenden und auch ziemlich allgemein herrschenden zu Grunde gehen, welche einen Unterschied allerdings unter den Evangelien, einen Fortschritt der christologischen Bestimmungen in den neutestamentlichen Schriften anerkennt, aber keinen, der nicht in der Uebereinstimmung sich aufhöbe, in welcher sie alle Darstellungen des Einen Christus sind, der, indem er wirklich der Gottmensch und mit eins der ganze Gottmensch war, dadurch seiner Gemeinde die Arbeit erspart hat, hinteunach die einzelnen Momente seines Begriffs aus sich heraus und rückwärts in ihn hinein zu setzen.

Die weitere Untersuchung geht auf das Verhältnifs über, welches zwischen dem johanneischen und dem philonischen Logosbegriff statt findet, bestimmt dasselbe, zwischen den entgegengesetzten Erklärungen Lückes und B. Bauers die Mitte haltend und giebt als den Unterschied und Fortschritt des johanneischen den an, dafs die Einheit Gottes und der Welt, wobei auch die alexandrinische Religionsphilosophie noch stehen geblieben, hier zur Einheit Gottes und des Menschen geworden ist. Dafs der in seinem Sohn geoffenbarte, ewige, an sich seiende Gott auch ein dem menschlichen Selbstbewufstsein immanenter Gott ist, ist der wesent-

Digitized by Google

lichste Inhalt des christlichen Gottesbewufstseins und die Aufgabe der Speculation ist est nun, dieses Glaubensinhaltes sich so zu bemächtigen, dafs er als Inhalt der absoluten Idee, als Resultat des Processes, durch welchen sie sich nach ihren verschiedenen Momenten mit sich selbst vermittelt, gedacht werden kann. Dieselben Momente, die überhaupt die Selbstbewegung des Geistes bedingen, sind daher auch als die den Entwicklungsgang der Trinitätslehre bestimmenden Epochen anzusehen. Es ist eine objective und eine subjective Seite dieses geschichtlichen Processes zu unterscheiden; auf beiden Seiten durchläuft der von Moment zu Moment fortschreitende Geist eine gleich einseitige Richtung, worauf er sodann erst, der Negativität beider Richtungen sich bewufst geworden, aus dieser noch unwahren Gestalt seiner selbst zu seinem wahren Wesen zurückkehren, in der Objectivität der absoluten Idee mit freier Selbstbestimmung sich mit sich selbst zusammenschliefsen kann. Jene Periode vorherrschender Richtung auf das Objective, in deren Beginne, vermöge des Anstofses, welcher von dem, seinem Wesen nach mit dem Zuge zur Objectivität behafteten, Heidenthume ausging, sich auch die christliche Speculation vorzugsweise der Lehre von Gott und der Natur Gottes zuwandte, erstreckt sich bis zur Reformation, nur mit dem Unterschied, welchen die Scholastik des Mittelalters als die Periode der vorherrschenden Verstandesdialektik begründet. Die Reformation ist die Epoche des von der Macht der Objectivität sich losreifsenden, in sein eignes Selbst sich zurückwendenden, in den Inhalt seines subjectiven Bewufstseins sich vertiefenden Geistes. Der Gegensatz, in welchen erst die neuere Zeit zu jener rein subjectiven Richtung sich setzte und die hohe objective Bedeutung, welche der Trinitätslehre, als der wesentlichsten Lehre des Christenthums, auf dem Standpuncte der speculativen Theologie gegeben wird, zeigt, dafs nunmehr auch für dieses Dogma eine neue, mit dem allgemeinen Wendepunct der neuern Philosophie und Theologie auf's innigste zusammenhangende, Epoche begonnen hat. Diesen drei Perioden des Dogma entsprechend werden weiter drei verschiedene Richtungen der Bearbeitung des Dogma, als die gläubig kirchliche, die subjectiv raisonnirende, die kritisch speculative unterschieden und in sichern scharfen Zügen mit Meisterhand verzeichnet.

Mit der ersten Periode: das Dogma der alten che bis zur Synode von Chalcedon, beschäftigt der erste Band des Werks. Dieser Zeitraum zer wieder in drei, mit den Synoden zu Nizäa, Konst nopel und Chalcedon schliefsende, Abschnitte. E Abschnitt: von der ältesten Zeit bis zur Synode i zäa, zur symbolischen Festsetzung des Dogma der Homousie des Sohnes mit Gott dem Vate 132—342. Erstes Kapitel: die ältesten der Log vorangehenden und von ihr unabhängigen Vorst gen; S. 132—163. In dieser ältesten Zeit unter det der Verf., noch ehe das Dogma durch die I idee in eine lebendigere Bewegung kam, drei ve dene Vorstellungen, welche jedoch alle, so w auch auseinander gehen, mehr oder minder El aus dem Judenthum an sich tragen: die gewöl judaisirende Lehre, die gnostische der bekannte stischen Parteien und die jüdisch gnostische. gewöhnliche judaisirende Vorstellungsweise sol blofs durch die Secten der Ebioniten und Na sondern auch durch die sogenannten apostolisch ter vertreten werden, indem alle diese Schrift den Verfasser der später fallenden ignazianische ausgenommen, als höchstes von Gott untersch Princip nur den heiligen Geist kennen. Wohl s bei den andern von einem schon vor der Weltsc existirenden Sohn die Rede, allein bei näherer E tung falle derselbe doch wieder mit dem heilig ste zusammen und zwar am deutlichsten bei des des Hermas. Letzteres erhärtet Baur, hierin here Dogmenhistoriker sich anschliefsend, an Gleichnifs P. H. III. 5, 5., wie uns scheint, n glückliche Weise. Die Parabel ist in der Ki gende. Ein Herr pflanzt einen Weinberg und ihn seinem treuesten Knechte an, dieser verw Amt über Erwarten gut und der Herr beräth seinem Sohne, wie er ihn belohnen solle und be ihn zum Miterben seines Sohnes zu machen. D deutet Hermas selber sein Gleichnifs, ist G Schöpfer, der Sohn der heilige Geist, der Ka Sohn Gottes. Hier, sagt nun Baur, ist also v einem Sohn Gottes die Rede, aber der Sohn w dezu der heilige Geist genannt. Allein offenl hier doch auseinandergehalten: Gott der Schöp heilige Geist und der Sohn Gottes. Dafs de Geist unter dem Bild des Sohnes des Herrn da

Digitized by Google

, mufs man dem Gleichnifs, das man deswegen echt gedacht und verwirrend nennen mag, auf Rech- ; setzen. Will man das nicht und sich lieber an Vorte klammern, so gewinnt man damit auch nichts, ern macht die Sache nur gar übel; denn wenn der des Herrn, welcher Herr Gott ist, doch Gottes ist, so beräth sich demnach Gott mit Gottes Sohn den Sohn Gottes und kommt Identität also frei- aber eine sehr unpassende zu Tage. Wenn aber aus dieser Stelle also Baurs Ansicht nicht be- let werden kann, so wollen wir doch über dieselbe absprechen, sondern die ganze, nicht so leicht edigende Frage unentschieden lassen. Aber selbst eben, Baur hätte in Bezug auf den Hirten des is Recht, was für eine Berechtigung ist vorhan- las, was von Hermas gilt, nun auf alle apostoli- Väter auszudehnen? Angegeben wird keine; finden Schriften selbst läfst sich auch keine, vielmehr isch nur und auf's Bestimmteste das Gegentheil en; denn während in dem Brief des römischen ns Christus als der Sohn Gottes bezeichnet wird, r, obgleich er in Herrlichkeit gekonnt hätte, in keit zu uns kam; im Barnabasbriefe als der Sohn der Herr der Welt, der um unsretwillen Mensch en und gestorben ist, und so ähnlich im Briefe ykarp, findet sich bei allen nirgends eine Spur der nen zugeschriebnen Vereinerleiung dieses Soh- dem heiligen Geiste, so dafs man zuletzt nur gleiche Benennung des Hermas wie der andern stolischer Väter angewiesen bliebe, wenn nicht hrfachen Aeufserungen hervorginge, dafs für e Vorstellung eines von Vater und Geist ge- vorweltlichen Seins Christi und die Logosidee dasselbe sind, folglich alle Schriftsteller, wel- e nicht haben, jene nicht haben dürfen. Hin- dieses Punctes entsteht uns aber hier noch e Mifslichkeit. Die Schrift des Barnabas setzt räerbrief voraus. Der Hebräerbrief hat die Präexistenz, hat die Logosidee nicht, und hl die hieraus nothwendige Identificirung auch Dieses, demzufolge für die Untersuchung nicht gen Hebräerbriefs aber wird in dem ganzen lerselben mit keinem Worte gedacht. Wei- der Brief des Klemens auf den Philipperbrief m den es die nämliche Bewandtnifs hat, zu- rück. Wie diese Sache anzusehen, auch darüber bleibt man ohne Fingerzeig. Der aufgestellten Theorie gemäfs müssen die Briefe an die Philipper und Kolosser in die Zeit nach den apostolischen Vätern fallen. Sollten sie das wirklich, so bemerken wir nur noch, dafs dann jenes oben geäufserte Bedenken „die zweite Form der paulinischen Christologie mit der ersten völlig gleich zu stellen," in der That ein äufserst mildes, gemäfsigtes Bedenken war. Etwas Auffallendes, schliefst die Erörterung, hat allerdings diese unmittelbare Identificirung des Sohns in seinem vorweltlichen Sein mit heiligen Geist, um so mehr, da man sich diesen nur als Kraft, jenen nur als selbstständiges Subject denken kann. Aber die Sache erklärt sich so, dafs der Geist übertragungsweise Sohn genannt wurde, als der, Sohn zu werden, von Anfang an Bestimmte. Vertritt demnach der Geist hier durchaus die Stelle, die in der Folge dem Logos gegeben wurde, so wäre es doch willkürlich, darum diese ältesten Väter einer Verwechslung des Logos und Geistes zu beschuldigen, da wir keinen Grund haben, die Logosidee als ihnen bekannt und geläufig anzunehmen.

Bei Gelegenheit der apostolischen Väter lohnt es sich übrigens der Mühe, noch einmal auf die Baur'sche Ableitung der Logosidee zurückzublicken. Datirte man sich, hatte es dort, Behufs der objectiven Fassung des Verhältnisses von Christi Hingang und der Geistessendung geheifsen, datirte man sich, wie wir aus Ap. Gesch. 1, 4. 8. und 2, 1 f. sehen, nach der herrschenden Vorstellungsweise die Wirksamkeit des Geistes in der christlichen Gemeinde von einem bestimmten Zeitpuncte und dachte man sich eben deswegen, was damit sehr eng zusammenhängt, dieselbe nicht als eine im subjectiven Bewufstsein des Gläubigen allmälig erfolgende, geistige Entwicklung, sondern als eine mit Einem Male von oben herab über die Gesammtheit der Gläubigen kommende und sie ergreifende Macht, als einen über sie sich ergiefsenden und von ihnen aus sich immer weiter verbreitenden Strom des geistigen Seegens, was war natürlicher — und nun die bekannte Geistesentlassung und die Geistesverlassenheit, in die dadurch Christus geräth, in der er sich nach einer andern Bedingung und Quelle seiner Subsistenz umsieht und in dem Logos sie findet. Zunächst nun scheint diese Ableitung schon mit der Christolo-

Digitized by Google

gie des Paulus in Verwicklung zu gerathen. Denn sofern „die herrschende Vorstellungsweise" von der Geistessendung als aus dem transcendenten, mythischen Charakter des Christenthums nothwendig herfliefsend, dies doch auch schon zu Pauli Zeiten wird gewesen sein, könnte demgemäfs auch Paulus seinen Christus nicht in dem alten Princip des Geistes, sondern nur gleichfalls in dem neuen des vierten Evangeliums, dem Logos, haben erhöht werden lassen. Oder darf, was aus dem geltend gemachten Grunde bei Johannes natürlich war, bei Paulus, wo der nämliche Grund obwaltet, minder natürlich scheinen? Gehen erst dem johanneischen Christus die Augen darüber auf, dafs, da er am Pfingstfest Alles von sich gegeben, er selbst gar kein Recht mehr, keine Möglichkeit hat, weiter fort zu existiren, während der paulinische gar nichts merkt und sorglos, als wäre noch alles beim Alten, dahinlebt? Bei unsern Vätern kehrt diese Schwierigkeit gesteigert wieder. Hier, wo die Vorstellung der Präexistenz zum ersten Mal auftritt, sollte doch, wenn irgend wo, auch deren natürliche Voraussetzung, die Trennung des Geistes nämlich von Christo, und natürliche Folge, sein Niedersitzen beim Vater als der, welcher er von Anfang an war, als Logos, vorfindlich sein. Statt dessen aber identificiren sie vielmehr geradezu vorweltlichen Sohn und Geist. Und dies nicht ohne wieder eine neue Mifslichkeit. Zwar hatte der Verf. auch den υἱὸς θεοῦ des Paulus unter die, allen neutestamentlichen Schriften, aufser dem vierten Evangelium, so weit es seinen Logosgedanken streng durchführt, gemeinsame Vermittlung des Geistes gestellt, aber in der weitern Entwicklung der paulinischen Trinität war diese, freilich auch ganz unhaltbare, Auffassung mehr zurück und Geist und Sohn auf die bestimmteste Weise auseinandergetreten. Näher, hiefs es da, gestaltet sich das Trinitätsverhältnifs nach der paulinischen Lehre auf folgende Weise: An der Spitze des Ganzen steht der absolute, über alles erhabene, in der Alles in Allem seienden Einheit sich mit sich selbst zusammenschliefsende Gott. Dieser göttliche Selbstvermittlungsprocefs hat nun aber eine doppelte, eine objective und subjective Seite; auf jener steht der Sohn, auf dieser der Geist. Wie im Sohne vermittelt sich Gott auch im Geist mit sich selbst, nur ist der Geist das Princip der subjectiven Vermittlung.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Index lectionum in universitate litteraria Halensi hiemem anni $18\frac{44}{45}$ *habendarum.*

In der Vorrede zu dem Lectionskatalog der Vorlesunge Wintersemester $18^{44}/_{45}$ auf der Universität Halle behandel Professor Meier die Stelle des *Festus* unter dem Artikel *pr iti senatores*, welche in der Müllerschen Ausgabe p. 246 m tet: *donec Ovinia tribunicia intervenit, qua sanctum est, ut sores ex omni ordine optimum quemque* curiati in se *legerent. Quo factum est, ut qui praeteriti essent et loco haberentur ignominiosi.* Das Wort *curiati* hat den Beark des Festus und den Römischen Historikern Schwierigke macht; man wollte dafür *curiatim* oder *centuriatim* lesen Meier widerlegt diese Vermuthungen und schlägt selbst vor, ganz richtig und hiemit den Punkt treffend, weil fortan für eine Schande galt von den Censoren in der Li Senatoren übergangen zu werden. So lange die Wahl de soren ein blofses Privaturtheil über jemandes Würdigke konnte bei dem Getriebe republikanischer Parteiungen u Verschiedenheit bürgerlicher Ansichten auch das Urtheil gestellter Würdenträger im Staat keine moralische Bedeutu haben: wenn aber die Censoren *schwuren* die Besten zu so war ihre Erklärung, dafs jemand nicht zu diesen falls er doch dazu gehören sollte (als einer der schon in safs) eine Beschimpfung. Die tribunicische Lex Ovinia, den Schwur einführte, ist sonst nicht bekannt, und m nicht, in welches Jahr sie gehört. Hr. Meier stellt die auf, sie sei durch die willkührliche und leichtfertige Sen welche Appius Claudius im Jahre 313 (richtiger 312) v (s. Livius im 9ten Buche) hielt, hervorgerufen, also bal her gegeben worden. Dies ist allerdings sehr wahrsc nur streitet der Umstand dagegen, dafs Livius bis zu 293 vor Chr. (mit welchem seine Geschichte im 10ten B bricht) nichts von einem so interessanten Gesetz erwä wäre also wohl möglich, dafs die Lex Ovinia in die Zei wo auch Plebejer Censoren werden (zuerst im Jahre Chr.) und wo man geneigt sein mochte die Censur in d maligen patrizischen Unabhängigkeit oder Willkührlic und mehr zu beschränken. Wenn Festus sagt, die *omni ordine zu erlesen*, so streitet Hr. Meier gegen rung dieser Worte, als seien damit die drei Stände schaft, Senat, Ritterschaft und Plebs, gemeint; denn zur Zeit des Ovinius gab es noch keinen bleibenden R im Staate, indem er erst durch Gracchus Gerichtsord stand. Dies ist richtig, aber trifft den Festus nicht, bar von dem Ovinischen Gesetze in eigner Person es ausah spricht. In dem Gesetze selbst müssen gew dere Bestimmungen, die Herkunft, Vermögensklasse u rückgelegten Dienstjahre betreffend, gewesen sein. ordine kann wirklich in dieser Verbindung nichts anderes als „aus jedem Stande," d. h. aber factisch: aus denen weder zu Fufs (in der ersten Classe) oder unter den R Rofs ihre Dienstjahre zurückgelegt haben.

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

September 1844.

: christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Was im Sohn dem Subjecte als objectiv Gegeb- gegenübersteht, soll durch den Geist in das Be- tsein des Subjects aufgenommen, mit dem Selbst- fstsein des Subjects Eins werden. Diese Stellen gen, um zu sehen, dafs hier Vater, Sohn und genau gesondert, jedem seine eigenthümliche re, und zwar dem Geiste die in das einzelne Sub- nd die Verbindung der Einzelnen als Gemeinde de, zugeeignet wird. Desto befremdender und lärlicher ist es daher, wenn die apostolischen er dieses bestimmte Verhältnifs wieder so ganz chen, dafs bei ihnen Geist und Sohn zusammen- und in vorpaulinische Unbestimmtheit zurücksin- Wenn es dem Begriff, ohne dafs wir wüfsten, et ist, auf diese Weise von einem längst ver- Puncte, ungefördert und unbereichert, noch auszulaufen, so ist wenigstens nicht einzusehen, h die absolute Methode sich hierin von den Män- der andern unterscheidet. Fielen aber den- er heilige Geist und der Sohn seiner Präexi- ach bei diesen Schriftstellern, welche als die von einer Präexistenz etwas wissen, überein, nan sich folglich in der Zeit vor dem vierten lium schon an diese Identität gewöhnt und mit lfen, dann ist, wenigstens vorläufig, noch un- wie jenes Evangelium zu der Scheidung kam, einführt, da im Begriff des Pneuma gezeigter- der Anlafs nicht liegen konnte, ohne als ein wirksamer schon lange vorher darin gelegen u müssen. Und an diesen Rückblick knüpft selbst die Bemerkung, ein wie beschwerlicher nd es ist, dafs in dem Buche die Betrachtung der neutestamentlichen Trinitätsvorstellungen von der übrigen Entwicklung getrennt wird, ein Uebelstand, der überdies in dem dogmengeschichtlichen Standpunct des Verf.'s seiner Begründung entbehren dürfte. Wenn die bisherige Dogmengeschichte allerdings den biblischen Glaubensinhalt, vermöge des specifischen Unterschiedes, den sie zwischen ihm und seiner spätern geschichtlichen Verarbeitung setzt, von dieser zu scheiden, veranlafst war, so scheint für die rein begriffliche Behandlungsweise, mit Verwischung jenes Unterschiedes in eine gleichmäfsig ineinandergreifende Entwicklung, auch diese Veranlassung wegzufallen. Einen neutestamentlichen Kanon giebt es für Baur gar nicht, die Hälfte der Paulinen, das Johannisevangelium, die Apostelgeschichte u. s. w. sind, als erste Ergebnisse des dogmengeschichtlichen Processes, selber in diesen verflochten, warum sie also, als wenn sie das nicht wären, demselben abgesondert an die Spitze stellen? Nebst dieser Zersplitterung sind ferner die damit zusammenhängenden vielen unbestimmt gehaltnen Andeutungen, die halb verhüllten halb mit merklicher Behutsamkeit ausgesprochnen, manchmal auch ganz im Dunkel gelafsnen Prämissen doch gar nicht unwichtiger Erörterungen ein sehr störender, vielleicht aber absichtlicher Fehler des ersten Abschnittes unsres Werks. Was zwar Keinem entgehen kann, ist, dafs der Hr. Verf. an der ältesten Dogmenbildung dasselbe versucht, was Strafs an der evangelischen Geschichte ausgeführt hat: wie dort hauptsächlich die Person des Erlösers und concrete Thatsachen, werden hier nur mehr die Grundvorstellungen und Lehren der ersten kirchlichen Gemeinden als Vergegenständlichung und objective Gestaltung des neuen religiösen Bewufstseins nachgewiesen. Aber wäre nur nicht gerade hier bei der eigentlichen Tendenz und Aufgabe jene vorenthaltende Behutsamkeit dem Verständnifs so hinderlich. Natürlich mufs man nun, wo man über einen Punct

Digitized by Google

völlig rathlos gelassen wird, die Sache von dem eben bezeichneten Gesichtspuncte sich zurecht zu legen suchen. Da wird aber nicht leicht Jemand, wenn er z. B. liest „datirte man sich, wie wir aus Ap. Gesch. 1, 4. 5. und 2, 1 ff. sehen, nach der herrschenden Vorstellungsweise die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Gemeinde von einem bestimmten Zeitpunct," auch wenn er berücksichtigt, dafs der Hr. Verf. über den Ursprung der Apostelgeschichte seine eignen Ansichten hat, den Satz ihm unterzuschieben sich getrauen, dafs die Vorstellung von der Plötzlichkeit der Geistesmittheilung sich in der Kirche erst ziemlich spät gebildet habe, sondern lieber, ehe er ohne hinlängliche Befugnifs einer solchen, der Hegel'schen Auffassung doch schwerlich angemefsnen, Vermuthung Raum giebt, einfach an das wirklich Gesagte sich halten. Wohl aber mufs hinsichtlich jener Zerstücklung und dieser Unbestimmtheit die Vermuthung auszusprechen uns erlaubt sein, wie der letzte Grund derselben darin liegen mag, dafs der Verf. mit dieser schwierigen, für seinen Standpunct wohl nie ganz begreiflichen ersten Zeit und ihren Erscheinungen selbst noch nicht so auf's Reine gekommen ist und, trotz seiner glänzenden Combinationsgabe, kommen konnte, als es zu einer vollständigen, ununterbrochnen, durchsichtigen, dem Ideal, welchem er nachstrebt, einigermafsen entsprechenden Darstellung, vielleicht von ihm selber gewünscht wird.

Den apostolischen Vätern, bei welchen alles das Verhältnifs Gottes zur Welt und zum Menschen Vermittelnde in der einfachen jüdischen Vorstellung des heiligen Geistes enthalten ist, werden als Gegensatz die gnostischen Systeme, mit ihren fast polytheistischen Reihen göttlicher Ausflüsse und Kräfte gegenübergestellt. Um den richtigen Gesichtspunct für die vorliegende Erscheinung zu gewinnen, mufs man sich auf den Standpunct des philonischen Systems zurückstellen. Die Gnosis ist das durch philonische Speculation über sich selbst hinausgetriebne, auf den Standpunct der absoluten Idee gestellte, mit orientalischen und griechischen Philosophemen bereicherte und durch alles dies untergegangne Judenthum, innigst verwandt mit der alexandrinischen Religionsphilosophie, mit welcher ihr die platonische Form der Speculation gemeinsam zum Grunde liegt. In letzter Beziehung führt uns das Verhältnifs, in welchem die beiden Momente, um die es sich hier handelt, das Moment der Einheit u des Unterschieds, in allen gnostischen Systemen u einander stehen, immer wieder auf die Idee eines göt lichen Selbstvermittlungsprocesses zurück, welcher d an sich seiende Einheit des unendlichen und endliche des göttlichen und menschlichen Geistes zu seiner w sentlichen Voraussetzung hat. Es ist die Geschic des absoluten Geistes selbst, die wir vor uns hab und alle jene Wesen, die hier in ein bestimm Verhältnifs zu einander treten, der an sich sei Geist in seiner reinen Abstractheit, die Aeonen, in chen er zum concreten, selbstbewufsten Subject die Sophia, der in sich negirte, aber auch seine gation sich bewufste Geist, der Demiurg, der selbst äufserlich gewordene, seines Bewufstseins äufserte Geist, der Mensch, als der Wendepunc welchem die zerstreuten und vereinzelten Lichtt und geistigen Elemente sich wieder zur Einheit Bewufstseins sammeln und concentriren, und e Christus, die Einheit aller von ihrer materiellen G denheit sich losreifsenden und zur absoluten Fr des Geistes aufstrebenden Kräfte, alle diese W sind eben so viele Momente des Processes, durc chen der Geist sich hindurchbewegt, um, wie sich herausgegangen, auch wieder in sich zur kehren. Das Ende ist so dem Anfang gleich, der Geist hat in diesem Resultat den Begriff Wesens realisirt. Dem philonischen System über zeigt sich der Fortschritt darin, dafs Gott blofs als reines abstractes Sein, sondern als Ge der denkende, sich selbstbestimmende Geist wird. Wiewohl nun auf diese Weise der Gei in der endlichen Welt sich seiner Einheit selbst bewufst und damit über die philonische ausgeschritten ist, so bleibt nichtsdestoweni der Gnosticismus in der antiken Weltansic gen: auch ihm ist die Wirklichkeit nicht lung, sondern die Verunreinigung und Entleer Idee. Daher die ascetische Lebensansicht u bedeutsame Doketismus der Gnostiker.

Wenn wir zuvörderst an dieser Auffass Zurückgehn auf den Standpunct des matten schen Dualismus, statt auf den des schroffe orientalischen, für verfehlt halten, so thun wir nicht in der Meinung, als wenn die hier auf d sticismus angewandte Betrachtungsweise nic

Digitized by Google

nter jener Bedingung möglich, oder auch nur schwe-
r gewesen wäre. Es ist bekannt, wie dieser, durch
len Zwiespalt der Wirklichkeit hindurchgedrungne,
onismus unsrer Zeit auch allem Dualismus geschicht-
her Systeme dadurch als überlegen sich zu erken-
n giebt, dafs er sich selbst ihm als seinen eigentli-
en Sinn und seines Herzens innre Meinung unter-
iebt. Mufs unter den Gnostikern doch sogar Mar-
n als von einem, dessen Gott sich in seinen Unter-
ied dirimire, von sich reden lassen. Desto leichter
t eben bei den Gnostikern der Zwang auf, der mit
r solchen Behandlung ihnen angethan wird. Die
mer, die in zügellos sehnsüchtiger, überschweifen-
Dichtung möchte man fast lieber sagen als Specu-
n, über der Erde unzählige Himmel aufthürmten
über diesen Himmeln und ihrem Herrscher, dem
der Mitte, die Sophia thronen und sie selbst, die
gin der sichtbaren Welt, nur eine unwürdige Ver-
he der reinen Idealwelt sein liefsen, des Pleroma's,
in unerreichbarer Höhe über den Erdenhimmeln
ebt, und nun über dieses Pleroma wieder und
*Aeonen*geschlechter den höchsten Gott, den un-
h Erhabnen, auch von Aeonen Unbegriffnen, setz-
iese Männer waren jenem zufriednen Einverständ-
it der Wirklichkeit wahrlich fern, jenem behag-
Bewufstsein vollkommensten Zuhauseseins in
etzt und Hier, welches das Diesseits als die
tion Gottes begreift und die an sich seiende Ein-
s unendlichen und endlichen Geistes zu seiner
setzung hat. Wir enthalten uns, die Willkür-
des an die Systeme gelegten Maafstabes im
en nachzuweisen und wenden uns zu der dritten
dieser Gruppe, den Klementinen.

ur erblickt in den Klementinen eine jüdische
des Gnosticismus, widerspricht dem aber durch
e Rechtfertigung dieser Klassification; denn wenn
n jüdisch sein sollen, sofern sie den jüdischen
ismus im strengsten Sinne festhalten, gnostisch
sie gleichwohl den Einen Gott unter den Ge-
nct desselben Vermittlungsprocesses stellen,
sich aus diesem, dem gnostischen Vermitt-
cefs sich bequemenden, jüdischen Monotheismus
Charakter der Klementinen als gnostisches
m, nicht umgekehrt aber als jüdischer Gnosti-
geben. Diese Bestimmung ergiebt sich aber
ıtlichste auch aus den Homilien selbst. Der

starre Monotheismus, auf den sie zuletzt immer wieder zurückkommen, das vorwiegend praktische Interesse, das sie verfolgen, der äufserliche knechtische Gesetzesgeist, welchem sie huldigen, in welchem sie als stärkste Stütze der Sittlichkeit die Furcht betrachten, läfst sie als wesentlich nichtgnostische, so wie die ausdrückliche Polemik gegen die Gnostiker als gegengnostische, wenn auch noch so bedeutend von ihrem Gegensatz beeinflufste, Richtung erkennen. Dafs Baur den Klemens nichtsdestoweniger zum Gnostiker macht, hängt mit seinem selbst wieder willkürlichen Begriff des Gnosticismus, der diese Erscheinung über Gebühr verallgemeinert, zusammen. Als innerstes Merkmal des Gnostischen mufs durchaus die Lehre vom Mittelgott festgehalten werden. In dem Demiurgos wird der jüdische Monotheismus auf eine Weise verletzt, die zwischen beiden Richtungen eine bestimmte Scheide zieht. Wider diesen Demiurgos aber, als das eigentlich gnostische Princip, kämpfen auch die Klementinen durchgehends und thun so selber Einspruch gegen Zusammenwerfung mit dem Gnosticismus, ihrem verhafstesten Gegner. Eben an dem Begriff des Demiurg's scheitert aber weiter auch Baur's Einreihung des Gnosticismus unter die judaisirenden Erscheinungen. Zwar ist der Ausdruck, dafs die betrachteten drei Vorstellungsweisen sämmtlich mehr oder minder Elemente aus dem Judenthum an sich trügen, unbestimmt genug, und würde diese Behauptung anzugreifen, wohl Niemand Veranlassung haben, aber die eigentliche Meinung müssen wir, zunächst hinsichtlich der gnostischen Vorstellungsweise, für unrichtig erklären. In dem Demiurgos, auch der gemäfsigtern Systeme, wird Jehovah tief unter den höchsten Gott, das Judenthum unter die wahre Religion, herabgesetzt. Damit sollten aber die Gnostiker billigerweise vor dem hier an ihnen geübten, von ihrer Seite so wenig veranlafsten Unrecht geschützt gewesen sein. Dem Marcion freilich, der die Frommen des alten Testaments und die Erzväter insgesammt im Hades sitzen und dort verbleiben läfst, während die Heiden erlöst werden, dem geschieht schon ganz Recht, wenn er zur Strafe dafür einstweilen nun selber unter die Juden zu sitzen kommt. Endlich hätten aber auch die apostolischen Männer nicht unter die judenchristlichen Erscheinungen gestellt werden dürfen. Wie es mit der Behauptung, auf welche hin so mit ihnen verfahren wird, der von der Iden-

Digitized by Google

tität ihres Sohnes und Geistes, beschaffen ist, haben wir oben gesehn.

Bei dem folgenden zweiten, die von der Logosidee ausgehenden Kirchenlehrer abhandelnden Kapitel, S. 163—186, dürfen wir uns auf eine blofse Angabe des Inhalts beschränken. Die Bedeutung, welche die Logosidee seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts erhielt, scheint sich sehr einfach aus dem vierten Evangelium herleiten zu lassen. Befremdend ist dabei nur, dafs, wenn das johanneische Evangelium schon zu Ende des ersten Jahrhunderts vorhanden war, bei einer Klasse von Schriftstellern, in welche insbesondere die Verfasser des Hirten und der pseudoklementinischen Homilien gehören, nicht nur der Bekanntschaft mit der Logosidee, sondern auch einer Stelle für dieselbe ermangeln, und dafs die Logosidee, auch wenn wir als ihren Ausgangspunct das gedachte Evangelium betrachten, zuerst in demselben Kreise erscheint, in welchen die montanistische Bewegung fällt. Jedenfalls ist bemerkenswerth, dafs auch der Montanismus, je ausschliefslicher er dem πνεῦμα die Sphäre seiner Wirksamkeit in der unmittelbaren Gegenwart anwies, dasselbe Interesse, über das πνεῦμα den Logos, als das ihm vorangehende höhere Princip zu stellen, haben mufste, aus welchem überhaupt die Aufnahme dieser Idee in den christlichen Lehrbegriff zu erklären ist; und die folgende Entwicklung wird zeigen, dafs die Geschichte über den Conflikt, in welchen die beiden hier einander gegenüberstehenden Vorstellungen mit einander kamen, nicht völlig schweigt. — Die kirchlichen Schriftsteller, welche die Logosidee in ihrer ursprünglichen, noch minder entwickelten Form vertreten, sind hauptsächlich Justin der Märtyrer, Tatian, Theophilus von Antiochien, Athenagoras, Jrenäus, Tertullian. Cyprian, Novatian, Laktantius, die ebenfalls hieher gehören, kommen wenig in Betracht. Die beiden Alexandriner sind von den hier Genannten zu unterscheiden. Ihre sinnlichste Gestalt hat hier die Logosidee darin, dafs der Logos als ein in einem bestimmten Zeitpunct und durch einen bestimmten göttlichen Act aus Gott hervorgegangenes, zwar wesentlich göttliches, aber Gott untergeordnetes Wesen, beschrieben wird. Am sinnlichsten beschreibt den Moment des Hervorgehens Theophilus, der ihn mit Hülfe der Weisheit aus den göttlichen Eingeweiden herausgeworfen werden läfst. Aehnlich Tatian. Was der Logos diese Weise wurde, mufste von dem, was er fr war, unterschieden werden: er war früher ideell, Potenz nach vorhanden, in ihm existirte alles z als Gedachtes. Dies Verhältnifs bestimmt Theoph als der erste, durch seine Unterscheidung eines ἐνδιάθετος und λόγος προφορικός. Wie Denken auc Sprechen, und umgekehrt, sei, entwickelt Tert In diesem Verhältnifs liegt der Grund, warum mein der Moment des Hervortretens des Logos der Moment der Weltschöpfung identisch ge wurde. Als blofse Idee hatte auch der Logos sam nur eine halbe Existenz. Anders unters Athenagoras eine ideelle und reelle Seite des Der Sohn Gottes ist der Logos des Vaters in d und Wirklichkeit nur, sofern er sowohl das aller Dinge als das Princip ihrer Wirklichk Als der zuerst Erzeugte ist er doch nicht erst den, sondern ging nur hervor, um in der noch lichen Materie die Idee zu verwirklichen. So seine Erzeugung nur die Aeufserung seiner wel den Thätigkeit, nicht der Hervorgang aus persönlichen Wesens, wie den zuvor Genannte Vorstellungsweise der Begriff der Emanation z liegt. Durch ein möglichst enges Verhältnifs ter und durch die Verwahrung, dafs damit kei eine Verminderung der Substanz des Vaters sei, suchte man das Anstöfsige, das die Em idee haben konnte, zu entfernen. Freier von halten sich unter diesen ältesten Kirchenleh Athenagoras und Jrenäus. Letztern hielt s kämpfung der Gnostiker davon zurück. Als z lich verwahrt er gleichfalls die Unterscheid λόγος ἐνδιάθετος und προφορικός. Die Folg Stellung ist bei Beiden, dafs, indem kein Moment des Hervorgehens festgehalten wird, Unklaren bleibt, wieweit sie den Sohn pers dacht haben. Doch kehrt in verfeinerter Emanation zurück; so, wenn Athenagoras als Ausstrahlung Gottes, Jrenäus Sohn und progressio und figuratio bezeichnet. Mit die nationsvorstellung ist bei den Genannten die Subordination gegeben, um so ausdrück jene stärker hervortritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

christliche Lehre von der Dreieinigkeit und lenschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen ntwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

So bei Tertullian, der dazu das Eigenthümliche die drei Momente der Trinität als eben so Zeitperioden zu unterscheiden; vermittelst des ›fungswortes tritt aus dem Wesen Gottes der s hervor, dessen Wirksamkeit sich auch auf die einung Christi erstreckt; wie der Sohn aus dem , so, in der Periode des Montanismus, der Geist em Sohn. Die Ausgleichung dieser abgestuften eit mit der Idee der Einheit Gottes fand man, in der sie untereinander verbindenden morali- theils in der aus der Emanation sich ergeben- Jesens-Einheit. An diese Trias, wie zuerst nilus sie nennt, schlofs sich nun in weiterer Ab- ; die Sphäre der Engel an, in welcher das gött- 'rincip sich weiter bis in's Unbestimmbare indi- irt. Nun findet sich aber bei Irenäus und Ter- auch die bemerkenswerthe Andeutung einer Idee, her das Verhältnifs des Logos zum Menschen wesentlich inneres aufgefafst, die Menschwer- es Logos aus der an sich seienden Idee des- bgeleitet wird. Unter dieselbe, eben angegebne tung des Hervorgangs des Logos als Verwirk- seiner Idee, stellte man auch das Verhältnifs os zum Menschen, sofern er von Anfang die ung der Menschwerdung hatte. So lange der noch nicht Mensch geworden, war sein Bild schen noch blofse Idee und darum weil der dies Bild eigentlich noch gar nicht hatte, r der Sünde anheimfallen. Erst in dem mensch- ien Logos ist die Schöpfung des Menschen . Zum Begriff des Sohnes Gottes gehört es wesentlich, im Menschen wirklich zu werden, als wieder der Mensch nur in seiner Einheit mit dem menschgewordnen sein wahrhaft substanzielles Sein hat; demnach ist die Menschwerdung nicht blofs in der Zufälligkeit des Sündenfalls veranlafst, sondern als Nothwendigkeit in der Idee Gottes und dem Wesen des Menschen begründet und nicht mit Einem Male, sondern in der ganzen vorhergegangnen Menschengeschichte, verwirklicht.

Als Ausgangspunct aller dieser Vorstellungen haben wir die Emanationsidee zu betrachten. Je bestimmter diese zu Grunde lag, desto mehr erhielt das Trinitätsverhältnifs den Charakter eines Naturprocesses. Zuletzt kommen die betrachteten Kirchenlehrer immer wieder auf diesen zurück; abgesehen von dem Emanationsprocefs, erscheint das Verhältnifs als ein blofs zufälliges, durch den schlechthinigen Willen Gottes gesetztes, weshalb auch das Verhältnifs Gottes und der Welt ohne alle speculative Begründung bleibt, wie am deutlichsten aus Tertullians Polemik gegen Hermogenes erhellt.

Drittes Kapitel. Die alexandrinischen Kirchenlehrer Klemens und Origenes. S. 168—243.

Je weniger die ältesten Kirchenlehrer dem Zuge zur platonischen Abstraction der Idee zu widerstehen vermochten, desto mehr mufste, als die Logosidee Eingang gefunden hatte, die Frage sich aufdringen, wie diese concrete Anschauung des Logos, zumal der so sinnlich bestimmte Act seines Hervorgehens aus Gott mit dem Begriff eines so überwesentlichen Gottes zu vermitteln sei. Dies der Standpunct, auf welchem Klemens und Origenes sich befinden. Besonders der erste bleibt bei der Bestimmung Gottes rein beim Negativen stehen. Diese Tendenz mufste sich denn auch auf den Logos ausdehnen, und das äufserste Zurücktreten des Unterschieds seiner vom Vater zur Folge haben, so dafs gerade die vermittelnde Bedeutung des Logos durchaus unerklärt und nichts übrig bleibt, als,

Digitized by Google

entweder die ganze menschliche Erscheinung für jenes doketische Drama der Menschheit zu halten, wofür sie Klemens selbst ausgiebt, oder, wenn sie Realität haben soll, sie einem andern, geringern Logos zuzuschreiben, über dessen Verhältnifs zu jenem höhern dann schlechthin nichts weiter gesagt werden kann. Mehr auch dem Unterschied sein Recht werden zu lassen, versuchte, kraft seines überhaupt lebendigern Gottesbegriffs, Origenes. Dieser Unterschied ist daher der Hauptpunct, von welchem aus seine Lehre vom Logos aufgefafst werden mufs. Näher bestimmt sich dieser Unterschied in dem Verhältnifs der Unterordnung, das aus der Absolutheit Gottes sich ergiebt. An der Unterscheidung des Einen Gottes, ὁ θεὸς, von seinem Logos, θεὸς, widerlegt sich für Origenes der Einwurf der Vielgötterei, heben sich aber auch freilich seine eignen absoluten Logosprädicate, als αὐτοσοφία, αὐτοαλήθεια, wieder auf. Seine genauere Gestaltung erhält das Verhältnifs durch das Hinzukommen des heiligen Geistes, der dieselbe abgeleitete Stellung zum Sohn, wie dieser zum Vater, einnimmt. So treten zuletzt nur in der Ewigkeit des Seins die drei einander subordinirten Wesen wieder in das Verhältnifs der Gleichordnung. Je mehr in allen andern Bestimmungen das Moment des Unterschiedes überwiegt, desto mehr erhebt sich die Frage, welches Gleichgewicht Origenes demselben in dem Moment der Einheit entgegengesetzt habe. Dieses nun ist erschöpft in dem moralischen Verhältnifs der Willenseinheit. In alle dem haben wir nur eine Modification der tertullianischen Subordinationsvorstellung. Der Hauptunterschied und der wesentliche Fortschritt besteht jedoch darin, dafs durch die Veränderung der Emanationsidee die Trinitätsvermittlung dem Gesichtspunct eines Naturprocesses enthoben wurde. Um jene endlichen Bestimmungen abzuschneiden, geht Origenes um so tiefer auf das Absolute der Gottesidee zurück und leitet aus dem Begriff Gottes das ewige Sein des Sohnes ab. Nur schwankende Bestimmungen finden sich aber über das Sein des Sohnes selbst, darüber, was in dem Wesen des absoluten Gottes Grund zu seiner Vaterschaft ist. Indem Origenes zwischen der Ableitung aus dem Wesen und aus dem Willen Gottes sich nicht entscheidet, nehmen von ihm zwei Richtungen ihren Ausgang, deren jede zu dem schroffsten Gegensatz der andern sich fortbildete.

Aber das wahrhaft Speculative der Trinitätsleh geht die Entwicklung weiter fort, nimmt in dem steme des Origines erst da seinen Anfang, wo es der gewöhnlichen Ansicht aufzuhören scheint. Un diese ihre speculative Bedeutung tiefer einzudring müsse man sie mit seiner Lehre von der Welt zus menfassen. Die Ewigkeit der Welt sei eine eben wesentliche Lehre des Origenes, als die des Soh indem er die Ewigkeit beider aus dem Begriffe tes, als des Absoluten, schliefse. Gehe man nun auf die weitere Frage zurück, warum denn Gott i haupt, sowohl Vater eines Sohnes, als Schöpfer Welt ist, so sei die Antwort auf den letzten Satz viel unmittelbarere, indem, wenn Gott nicht Sch wäre, er auch nicht der Allmächtige und All sein würde, nicht so unmittelbar hingegen aus de seiner, als des Absoluten, sich ergebe, wie durch Mangel des Sohns die göttliche Absolutheit gefä werde. Wenn also auch Gott, wird hieraus gefo ohne einen Sohn gedacht werden könne, so doch als der welcher er seiner Natur nach sein solle, das Dasein einer gleich ewigen Welt. Diese mentation nun dürfte schon die Meinung des Or wesentlich verändert und entstellt haben. Or schliefst, was dieselbe stillschweigend voraussetz nächst und in den hier in Betracht kommenden S keineswegs das Dasein des Sohnes, so wenig a Welt, aus der Idee Gottes als des Absoluten ewige Sein beider allerdings, aber dieses folg selbst aus dem der Deduction unbedürftigen ge lich gegebnen Dasein, dem Dasein und der Gott deren Anwendung auf dasselbe ihm das Prädicat ewigen zu Wege bringt. Baur's eigne Dar hatte wenige Seiten vorher das anerkannt. O also, wurde dort als der Gedanke des Origen vorgehoben, giebt es also, wie für das christl wufstsein feststeht, einen Sohn Gottes, so kann gleich ewig mit Gott gedacht werden. Nichtsde niger lautet es in der gegenwärtigen Entwickl weiter: Allein schon hier stehen wir auf einem P auf dem wir die Trinitätslehre des Origines mit Lehre von der Welt in offenbaren Widerstreit men sehen. Wie kann denn das ewige Sein der oder das Dasein der Welt überhaupt, daraus ge sen werden, dafs Gott als der Absolute ab absolut Thätige und Wirksame sein müsse, wen

Digitized by Google

ott als der Absolute auch Vater des Sohns ist, und r innere Drang des göttlichen Wesens, sich zu enbaren und mitzutheilen, oder sich in einem Andern ser sich zu objectiviren, schon durch den ewigen l in Ewigkeit fortdauernden Act der Zeugung des hns seine vollkommne Befriedigung finden mufs? er wie kann man, liefse sich dagegen fragen, mit iem seltsamen Uebergang von der Ewigkeit der lt ohne weiters auf überhaupt das Dasein der Welt Beweisführung eröffnen und dann für das Ergeb- den Origenes verantwortlich machen? Gott der kommne ist Schöpfer der Welt, Vater eines Soh- Vaterschaft und Schöpferschaft gehören also zu r Vollkommenheit, müssen also, so wahr Gott der Ewigkeit Vollkommne ist, selbst ewige Beziehun- Gottes sein, das ist die Schlufsweise des Origenes. wenn sich nun auch in andern Stellen Versuche hm finden, den in der Offenbarung gegebenen gött- Unterschied aus dem Gottesbegriff selbst abzu-, so dürfte auch auf dieser Seite, um nicht statt Weltanschauung des Alexandriners eine ganz herauszubringen, in den Consequenzen seiner dgedanken nicht weiter, als er selbst sie verfolgt nerkannt hat, gegangen werden, und immer müfste ntgegengesetzte Seite, auf welcher die Erfahrung, *eschichte* der Ausgangspunct des Speculirens ist, m nicht blofs auch, wiewohl Baur selbst dies vermissen läfst, sondern mit vorwiegendem Nach-, als diejenige nach welcher der Schwerpunct stems fällt, berücksichtigt werden. Verlangen he Ideen des Origenes eine solche Behandlung, etrifft es ihn auch wenig, wenn man weiter sagt: er *könne* also die Zeugung des Sohnes nur mit höpfung der Welt identisch genommen werden, venn beide als verschiedne göttliche Acte unter- n werden sollten und die Zeugung nur als der entere und darum auch ursprünglichere Act zu *sei*, fehle es dann an einem genügenden Motiv Weltschöpfung; und berührt ihn gar nicht, wenn solcherweise bewiesenen Unmöglichkeit, nach es Sohn und Welt so auseinanderzuhalten, dafs it immer wieder in Einen Begriff zusammenfie- n, da der Begriff der Welt eine unmittelbarere cretere Realität als der des Sohnes habe, ge- wird, es sei bei ihm demnach nur die Welt, dieses immanente Verhältnifs zu Gott trete. Ein genügendes Motiv zur Weltschöpfung nachzuweisen, ist Jemand nur so weit verpflichtet, als er die Schöpfung speculativ zu begreifen sich zur Aufgabe gestellt hat, und von mittelbarerer oder unmittelbarerer Realität Zweier ist für den nicht die Rede, dem Beide auf's allerunmittelbarste, nämlich als thatsächliche Erfahrungsgegenstände vorliegen. Frägt man dagegen in einem andern Sinn nach gröfserer oder geringerer Unmittelbarkeit, so fällt bei Origenes, dem die Welt erst im Logos ihr Dasein hat, die Antwort umgekehrt aus. Dieses immanente Verhältnifs der Welt zu Gott soll nun näher folgendermafsen ein Verhältnifs Gottes zum Sohn, als von der Welt unterschiedenen, überflüfsig und unmöglich machen. Eine der merkwürdigsten, in ihrer speculativen Bedeutung für das System zu wenig erkannten, Bestimmungen sei, dafs Origenes die geschaffne Welt nicht als eine unendliche, sondern endliche setze, aus dem Grund, weil Gott eine unbegränzte Reihe der Dinge nicht zu umfassen vermöge, einem Grund, der also im Selbstbewufstsein Gottes gelegen sei. Daraus, dafs in der unendlichen Reihe auf einander folgender endlicher Welten das an sich Mögliche und das Wirkliche in einander aufgingen, folge unmittelbar, dafs das Endliche an sich ein wesentliches und nothwendiges Moment des göttlichen Selbstbewufstseins sei, Gott nur in der endlichen Welt zum Bewufstsein seiner selbst gelangen könne. Schlössen aber nach diesem so eng im Selbstbewufstsein Gottes Gott und Welt sich zusammen, wo bleibe dann noch eine Stelle für den Sohn? Dem entgegen halten wir uns an den einfachen Satz des Origenes, einen den man nicht erst weitläuftig zu folgern braucht, dafs Gott in seinem Sohn, als der absoluten Vernunft, sich selber begreift. Hat aber Gott sein Selbstbewufstsein in seinem Logos, so ist nun umgekehrt zu fragen, wo bleibt demnach noch eine Stelle für die Welt, für *die* Welt, an welcher Gott erst zum Bewufstsein seiner selbst zu gelangen hätte? Wäre diese Anschauung die seine, wie nahe lag, ja wie unvermeidlich war ihm dann, die Ewigkeit der Welt, welche er lehrt, gleich aus dem Ungedanken, dafs Gott je sollte bewufstlos gewesen sein, zu erhärten? Baur behauptet zwar auch, der Sohn, als der vollkommne, adäquate Reflex des absoluten Wesens des Vaters, könne schon als Solcher keinen Gegenstand des göttlichen Selbstbewufstseins abgeben, allein Baur

Digitized by Google

selbst wies doch früher das doppelte Bestreben des Origenes nach, einmal, den Sohn so nahe als möglich dem absoluten Wesen des Vaters, das andre Mal, dem Endlichen, Geschaffnen zu bringen, woher also, dafs hier nur jene erste Seite in Betracht kommen soll? Soll aber dennoch die andere das Selbstbewufstsein Gottes in seinem Logos verhindern, so kann nach Origenes Gott auch nicht in der Welt, also überall nicht seiner sich bewufst werden; denn wenn ja nur Endliches von ihm umspannt werden kann, und nun die einzelnen Welten allerdings endlich, die Reihe derselben aber doch wieder unendlich ist, so wiederholt sich hier ganz dieselbe Schwierigkeit, die, wenn sie beim Sohn eins war, auch bei der Welt ein Hindernifs sein mufs. Damit freilich sich zu helfen, dafs man sagt, unter jener steten Aufeinanderfolge endlicher Welten vermöchte man sich nichts zu denken, von selbst fielen sie immer wieder in den gemeinsamen Begriff der Endlichkeit zusammen, ist ein Ausweg, den nicht jeder wird nachgehen, am wenigsten Origenes gutheifsen können. Ueberhaupt würde Origenes dieser ganzen Zumuthung blofser Innerweltlichkeit Gottes wohl noch entschiednern religiösen Abscheu als speculativen Widerspruch entgegengesetzt haben; kann sein, aus blofser Beschränktheit, aber um so lieber sollte man ihn stehen lassen, wo er einmal steht, und nicht für Undank obendrein Andre besser machen wollen als sie sind.

Im Verlauf der hier in ihren Ausgangspuncten angedeuteten, glänzenden, kunstvollen aber auch äufserst gewaltthätigen Entwicklung wird gezeigt, wie der Begriff des Sohns zu seiner wahren Realität erst in der Vielheit logischer Subjecte komme, die Freiheit der individuellen Geister als das von Gott Unterschiedene aufgefafst, worin er sich zur Einheit mit sich selbst vermittle, das Wesen des Christenthums, die in ihm sich darstellende Wirksamkeit des Logos, als blofser logischer Procefs begriffen, die Erscheinung des Logos im Fleische für blofse Accommodation zu der Fassungskraft der Menschen ausgegeben, wobei alles historische Geschehensein, sofern es den Punct bezeichne, von welchem aus der Mensch in die allgemeine Bewegung des in der Menschheit wirkend vernünftigen Princips, in die Sphäre der denkenden trachtung eintritt, nur auf Seite des Menschen fal der Satz: der Nus sei im Fall zur Psyche erkal so übertragen: dafs der Mensch seinem substanzie Wesen nach der zur Seele abgekühlte Geist, ki gleich Negativität, sei, und endlich als Princip Systems das Ineinandersein des Endlichen und endlichen, ohne welches sich Origenes das abs Wesen Gottes nicht denken könne, aufgestellt. hierin die wahren, lebendigen Züge des origenistis Systems wiedererkennt, wird auch die Meinung Väter bei der Verdammung des Systems darin zuerkennen im Stande sein, dafs besonders die von der Präexistenz der Seelen und der *einstige* gemeinen Wiederbringung — denn auf einstigen wohl der Nachdruck — das Wesentliche des ch chen Princips verletze, als nach welchem nämlich Subject in der concreten Wirklichkeit seines Be seins sich mit Gott Eins wissen dürfe, während Einheit des Göttlichen und Menschlichen nach pl scher Weise eine für das Bewufstsein des Su jenseitige, transcendente sei.

Viertes Kapitel. Die Monarchianer oder rier S. 243—306.

Wie die Kirchenlehrer, von denen bisher die war, den Unterschied in der Einheit hervorhob den wahren Begriff des Sohns in ihm nur als für sich bestehenden Wesens erkennen konnte hielten dagegen die Monarchianer um so mehr absoluten, jeden solchen Unterschied ausschliefs Einheit Gottes fest. Unter ihnen lassen sich Richtungen unterscheiden: die einen verband dem unitarischen Interesse das eigenthümlich liche, Christus in eine möglichst innige Ve mit Gott zu setzen, die andern verfolgten au lich jenes erstere und betrachteten Christ nächst nur von dem Gesichtspunct eines blofse sehen. Die einen bewegen sich in ihrer Ch gie vom göttlichen, die andern vom mensch Standpuncte aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

e christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

1. Die eine Seite der Unitarier: Praxeas, Noe-Sabellius.

Praxeas hielt an dem strengen Grundsatz der Ein- Gottes fest; von einem reellen Unterschiede zwi- n Vater, Sohn und Geist wollte er nichts wissen, Namen bezeichnen ihm nur den Einen Gott. Dafs r Eine Gott einen Sohn habe, läugnete er nicht, er bezog die Zeugung des Sohns nur auf die natürliche Erzeugung des Menschen Jesus und and unter dem Sohn nicht den ganzen Menschen, rn nur das Fleisch. Da er sich zwischen dem und dem Fleische nichts Vermittelndes dachte, fern ist der von den Gegnern ihm zugeschriebne passianismus wirklich seine Lehre, doch besteht ehässigkeit der Beschuldigung darin, dafs, da Praxeas zwischen Vater und Sohn in Gott nicht scheidet, willkürlich für den Namen Gottes der Vaters gesetzt wird. Merkwürdig ist bei Praxeas ders die so sichtbare Tendenz, jeden im Wesen gemachten Unterschied in der reinen Identität göttlichen Wesens mit sich selbst aufzuheben. en wir an, dafs er und Tertullian über die Tri- ehre eben so verschieden dachten, als sie eine iedene Stellung zum Montanismus hatten, und ten dann, wie der Montanismus seiner Natur die Ausbildung des auf der Logosidee beruhen- nterordnungssystems sich mufste angelegen sein so erscheint es natürlich, dafs die Gegner des nismus ihren Widerspruch auch besonders gegen hre vom Logos richteten, dieser ganzen trini- en Unterscheidung die unterschiedlose Einheit ensetzend. Dafs aber die Gegner des Monta- nismus so entschieden gegen die Logosidee auftreten konnten, dieser Umstand wird von dem Verf. benutzt, um beiläufig die Aechtheit des johanneischen Evangeliums zu verdächtigen. Allein dafs eine Richtung wie die, der hypostatischen Logoslehre so abgeneigte, monarchianische noch in dieser Zeit entstehen und Anhänger finden konnte, ist, wie schon von mehreren Seiten bemerkt worden, kein hinlänglicher Grund zu dem ausgesprochnen Verdacht, wenn man erwägt, dafs in jener Zeit die Entwicklung des kirchlichen Bewufstseins überhaupt noch weniger durch den festen Kanon schriftlicher Urkunden bedingt war und besonders Leute von mehr praktischem Interesse, zu denen wir Praxeas und seine Anhänger rechnen dürfen, nicht genöthigt waren, die damals noch nicht zu den wesentlichen Elementen des kirchlichen Bewufstseins gehörige Logoslehre sich anzueignen. Bei diesem aber ist obendrein noch hervorzuheben, dafs die von Baur hier ihm gegebne, so unbedingt der Logoslehre gegenüber auf die schlechthinige Einheit Gottes dringende Stellung nicht einmal gewifs, sondern in Tertullians Darstellung Grund vorhanden ist, die Möglichkeit einer mildern für ihn in Anspruch zu nehmen. Baur stellt das zwar gegen Neander in die entschiedenste Abrede und behauptet, dafs der Name des Sohns nur auf das Fleisch, nirgend wie auf eine Unterscheidung der Gottheit in sich angewandt werde; doch bezeugt die Schrift gegen Praxeas zu stark das Gegentheil. Die erste Stelle c. P. c. 26: Sufficit etc. entkräftet Dr. Baur freilich, indem er den Text verbessert und statt filius dei deus est — spiritus dei liest, eine Aenderung, die der Zusammenhang allerdings rechtfertigt; desto klarer aber ist jenes Sichselbstzumsohnmachen des Vaters in der andern Stelle c. 10. enthalten. Dort heifst es: ipse se sibi filium fecit, und wird diese, den Tertullian so sonderbar bedünkende, Vorstellung, die er also doch auch nicht selbst wird erfunden haben, durch das „inquiunt" ausdrücklich

Digitized by Google

und wiederholentlich den Anhängern des Praxeas in den Mund gelegt, ja nicht bloſs diese Vorstellung, sondern auch die Art, wie sie dieselbe vertheidigten, in ihren eignen Worten angeführt. Ist nun freilich dieses, was bemerkt wird, richtig, daſs bei den Patripassianern sich von der Logosidee nichts finde, so ist doch auch nicht minder wahr, daſs von der hier ihnen zugetheilten namentlichen Bekämpfung dieser Idee nichts nachgewiesen werden kann, und bleibt also die Möglichkeit stehen, daſs, so weit dieselben durch die Unhaltbarkeit ihrer streng gefaſsten Lehre irgend einen Unterschied in dem göttlichen Wesen einzuräumen sich gedrungen sahen, dieser an eine weniger hypostatische Logosvorstellung sich anschloſs. Daſs aber Praxeas und Noetus zu den Alogern möchten gehört haben, das hätte auch nicht als leise Vermuthung aufgestellt werden sollen, sowohl des ganzen, der Geistesrichtung jener Aloger des Epiphanius durchaus fremden Standpunctes unsrer Männer, als auch eben aus den Gründen, die Baur selbst, zwar nicht berücksichtigt, aber anführt. Tertullian, der, was Praxeas wollte, doch ziemlich wird gewuſst haben, und der ja sonst einem Ketzer nichts schenkt, sollte das ganze 20ste Kapitel durch und weiter mit Stellen des Logosevangeliums streiten, gegen Praxeas, der doch dies Evangelium nicht anerkannt hätte? Und warum nicht anerkannt? Aus nicht ein wenig Grund mehr, als ihn auch zur Verwerfung der paulinischen Briefe hätte zwingen müssen. Nun berufen sich aber Praxeas und Noetus sogar selber auf johanneische Stellen. Dr. Baur läſst fallen, daſs dies Anbequemung dürfte gewesen sein. Und doch müſste nach seiner Vermuthung die dogmatische Aufgabe dieser Männer mit in der Bekämpfung des vierten Evangeliums bestanden haben. Um diese zu erfüllen, bequemen sie sich an, um das Evangelium als unächt zurückzuweisen, berufen sie sich auf dasselbe! Die fernere Combination des Patripassianismus mit der montanistischen Bewegung, derweise, daſs jener aus Gegensatz zum trinitarischen Montanismus zu seiner Lehre von der unterschiedlosen Einheit gekommen sei, ist bloſse Hypothese und eine um so unwahrscheinlichere, als es wahrscheinlich ist, daſs für den ursprünglichen Montanismus der Unterschied der göttlichen Principien noch nicht von der Bedeutung war, welche sie zu ihrer Voraussetzung hat. Vgl. Neanders Kircheng. 2. Aufl. Bd. 2. D. Mont.

Noetus, welcher die Identität des Subjects, d seiner menschlichen Erscheinung nach Jesus war, n dem Einen absoluten Gott noch stärker als Prax hervorzuheben scheint, dem derselbe Eine Gott Va und Sohn zugleich ist, und bei welchem die Ansi durchblickt, daſs es überhaupt zur Natur Gottes höre, nach Verschiedenheit des Bedürfnisses versc dene Namen und Gestalten anzunehmen, steht in ni stem innern Zusammenhang mit Sabellius. Ueber ses speculativsten Unitariers Lehre folgt nun Auseinandersetzung, welcher wir fast durchweg bei men müssen. Gegen die, bis auf die neueste Zei gemein, auch von Neander festgehaltne, Voraussetz daſs Sabellius den Vater mit Gott oder der Sub des göttlichen Wesens identificirt habe heiſst es, mit Schleiermacher die Unterschiedenheit der M als der göttlichen Substanz von den Prosopen, w zu dieser alle sich gleicherweise verhalten, beh werden. Schon aus dem Begriff des πρόσωπον is selbe wahrscheinlich, während der Ausdruck τρι πρόσωπον, welchen die Kirchenlehrer auf die sa nische Dreieinigkeit anwenden, aus dem Sprachg che, der πρόσωπον mit ὑπόστασις gleichbedeutend sich erklärt. Jedes dieser drei Prosopen hat bestimmte Zeit. Hiebei kann zunächst darüb Zweifel sein, daſs die Entstehung der Welt u Vaterwerden der Gottheit zusammenfällt, Sabelli den Vater, wie als Gesetzgeber, so auch als S dachte. Ist aber Weltschöpfung und Gesetz das dem Vater zufallende Amt, so kann das Pr des Sohns erst später auftreten. Schon bei de pfung ging zwar der Logos hervor, aber dies vorgang war dem Sabellius noch keineswegs staltung des zweiten Prosopon und es ist ein gründete Vermuthung Neanders, daſs Sabelli Namen des Sohns auch auf den Logos au habe; das zweite Prosopon entstand erst d eigenthümliche Verbindung, in welche die Gottl einem menschlichen Individuum trat. Was di dieser Verbindung betrifft, so wird, mit Neande Schleiermacher, eine an das irdische Leben geknüpfte, vorübergehende wahrscheinlich g Nach dieser, mehr vorbereitenden und einle Untersuchung folgt nun aber des Hrn. Verf.'s Auffassung der sabellianischen Trinitätslehr Ansicht des Sabellius kann in ihrem ganzen

Digitized by Google

enhang gar wohl auch so gedacht werden: Das All-
emeinste, die alles umfassende Substanz ist Gott,
elcher in seinem reinen Ansichsein der Schweigende
. Geht er vom Schweigen zum Reden über, so
tsteht mit dem Logos und durch ihn die Welt. Der
gos ist das Princip, durch welches das zur concre-
Wirklichkeit gewordene Sein getragen und gehal-
wird. Nun erst folgen die drei πρόσωπα, als die
mente oder Perioden des geschichtlich sich ent-
kelnden Weltverlaufs: die Periode des A. T. in
πρόσωπον des Vaters, die des N. T., so weit sie
irdische Erscheinung Christi betrifft, in dem πρό-
ον des Sohns und die, mit den Aposteln begin-
le, Periode der christlichen Kirche in dem πρόσω-
des Geistes. Alle πρόσωπα zusammen sind die
selnden Formen der Weltentwicklung, und wenn
erschwunden sind, geht auch der Logos in Gott
k. Wie er der erste Anfang aller Wirklichkeit
eins war, so ist er auch das Letzte, in welchem
Seiende sein Ende hat und die Schöpfung in das
ängliche Schweigen zurücksinkt. Aus dieser Ge-
der sabellianischen Vorstellung erklärt nun Baur
erwandtschaft, die man zwischen der Lehre des
lius und der der Stoiker finden wollte, indem
len Sabellius beschuldigte, von den Stoikern ge-
zu haben, dafs Gott sich abwechselnd ausdehne
sammenziehe. Doch ist diese Vergleichung ja
passend, wenn man bei der alten Ansicht stehen
auch nach dieser findet jenes Ausdehnen und
nenziehen statt. Dies ist freilich ganz richtig,
im Grunde dasselbe Verhältnifs zwischen der
und dem Logos, wie zwischen der Monas und
*m pseudo*klementinischen System sich ergebe,
s oder der Logos die Ausdehnung der sich zu-
eder in sich zusammenziehenden Monas und die
osopen nur die wechselnden Formen der Dyas
der des Logos seien, allein dies ist auch grade
lenklichste. Stand es so um die Abweichung
ellius, dann wäre doch auf's Höchste befrem-
d wohl ohne Beispiel auf dem Gebiet der
geschichte zwar nicht sowohl der Umstand, wie
herigen Bemühungen so ganz die wahre Spur
und auf so weit abliegende Irrwege sich hät-
ocken lassen, als dafs die Väter, jedenfalls die
Zeugen für das was Sabellius gelehrt, ihnen
ämmtlich vorangegangen und uns über die
Hauptsache gänzlich ohne Andeutung gelassen hätten. Denn offenbar mufste in diesem Fall berichtet werden, nicht, wie jetzt einstimmig, dafs die Monas oder der Vater, sondern vielmehr, dafs der Logos sich in die drei Prosopen entfalte. Und was war auch leichter aufzufassen und zu bemerken als diese ja früher schon vorgekommne Lehre einer göttlichen Dyas?

Zum Schlusse eröffnet der Verf. uns einige interessante Blicke in den Zusammenhang, welcher von seiner dogmengeschichtlichen Betrachtungsweise aus für den so verstandnen Sabellianismus mit andern Erscheinungen sich ergeben würde. Darüber könne kein Zweifel sein, dafs das Aegypterevangelium derselben speculativen Richtung des ebionitischen Judenthums angehöre, die wir aus den klementinischen Homilien näher kennen. Aus diesem Evangelium hat Sabellius, wie aus einer Angabe des Epiphanius erhellt, geschöpft, um so leichter erkläre sich daher, wie er die klementinische Idee, dafs die Gottheit sich abwechselnd ausdehne und zusammenziehe, so nahe berühre. Da nun aber auch der Montanismus, wenigstens in einzelnen seiner Elemente, auf dieselbe Form des Judenthums zurückgehe, so stünden wir hier auf dem Puncte, auf welchem wir sowohl die tertullianische Trinitätstheorie, sofern dieselbe ihre charakteristische Form durch die Einwirkung des Montanismus erhalten, als auch die sabellianische aus derselben speculativen Grundansicht hervorgehen sähen, einer Ansicht, der zufolge die Gottheit aus dem Gesichtspuncte einer zur Dyas und Trias sich bestimmenden Monas betrachtet worden.

Es wird wohl ziemlich allgemein einleuchtend sein, dafs auch nach Dr. Baur's Deutung des Sabellianismus der Gegensatz zwischen der Schleiermacherschen und Neanderschen Auffassung die Hauptfrage bleiben wird. Jede dieser kann sich auf solche Angaben in den Berichten berufen, welche die andere ausschliefsen. Was hier etwa die erste voraus hat, wiegt die andre durch höhere Gedankenwahrscheinlichkeit auf. Wendet man sich in dieser Verlegenheit zu den Quellen selbst, so mag vielleicht, alle Zeugnisse genau gegeneinander gehalten, und den Punct, worauf es ankommt, fest in's Auge gefafst, folgende Anschauung mit den verschiednen Aussagen der Väter am besten übereinstimmen und auch durch die meiste geschichtliche Wahrheit sich empfehlen. Vor aller Offenbarung ist Gott die Gottheit an sich, die Monas. Zum Behuf der Welt-

Digitized by Google

schöpfung läſst die Monas aus sich den Logos hervorgehen, im Verhältniſs zu welchem und zu der durch ihn geschaffnen Welt sie als Vater bestimmt wird, die Monas in das Prosopon des Vaters tritt. Dies das erste der drei Prosopen, das schwächste, unselbständigste unter ihnen, sofern es noch nur an der Monas ist, an ihr als bloſse Modification haftet, als bloſse Beziehung ihrer zum Logos und zur Welt. So hält es zwischen der Monas und den beiden andern die Mitte, bildet den Uebergang. Der Logos, als der, Sohn zu werden, Bestimmte, ist der Anfang des zweiten, im wirklich erschienenen Sohn vollendeten, Prosopon. In ihrer Beziehung zu dem Logos, als dem Sohn gewordnen, ist die Monas Vater in der tieferen, eigentlichen Bedeutung. Im Verhältniſs zu der noch nicht durch den Sohn erlösten Welt, ist der Vater zugleich Gesetzgeber, während vom Sohn im alten Testament nicht die Rede ist, weil dem Logos an sich der Name des Sohnes nicht zukommt. Das Prosopon des Sohnes unterscheidet sich von dem des Vaters dadurch, daſs es nicht mehr bloſs an der Monas ist, sondern in ihm dieselbe als eigne Gestaltung nach auſsen tritt. Aehnlich ist es dem ersten darin, daſs auch es in seinem Anfang, dem Logos noch nicht den vollen Begriff des Prosopon verwirklicht. Dies thut von vorn herein das des Geistes, welches unvermittelt bei dem Rückgang des zweiten in's Dasein tritt. Abweichen würde diese Auffassung von der Schleiermacherschen darin, daſs die Monas zu den Prosopen sich nicht auf gleiche Weise verhielte, worin sie mit der Neanderschen übereinkäme, übereinkommen mit jener darin, daſs alle von der Monas zu unterscheiden wären, worin sie von dieser abwiche.

2. Die andere Seite der Unitarier: Theodotus, Artemon, Beryllus, Paulus.

Das Charakteristische der Lehre des Theodotus und Artemon spricht sich darin aus, daſs sie Christus für einen bloſsen Menschen gehalten haben sollen, so daſs die Hauptfrage nur diese ist, wieviel sie neben dem Menschlichen Göttliches, neben dem Natürlichen Uebernatürliches anerkannt haben. Ihre Richtung ging nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt, dar bedacht, von dem festen Boden des Gegebnen Göttliches und Menschliches mit der kritischen Schä des reflectirenden Verstandes auseinander zu hal weshalb sich erwarten läſst, daſs das eigentlich nitarische auſserhalb ihres Gesichtskreises lag. D beschäftigt sich die Untersuchung über diese bei Monarchianer desto genauer mit jener Behauptung Artemoniten, daſs ihre Lehre eigentlich die älteste welche Behauptung weder ein leeres Vorgeben noch durch die bei Eusebius angeführte Berufung ältere, nicht einmal der römischen Kirche angeh Schriftsteller widerlegt werden könne, sondern an nachgewiesnen Unterschied in der Lehre der Un sich geschichtlich rechtfertige. Die Frage, u es sich gehandelt, meint Baur, wäre gewesen, ob stus als Gott zu prädiciren, als ein vom Vater schiedenes, für sich bestehendes göttliches Wes zusehen sei, welche Frage, vermöge der Identit nach dem johanneischen Prolog den Begriffen und θεὸς von den Kirchenlehrern gegeben worde gleich die andere, ob Christus als Logos zu be ten sei, in sich geschlossen. Daſs er als Logo war, habe als das Hauptmoment gegolten. W nun auch, wie aus der Polemik der Klementi sichtlich, schon zu deren Zeit an Solchen nicht habe, welche Christus den Gottesnamen beileg ten, so habe dies doch in einer Gemeinde, so ü gend judaisirenden Charakters als die damalig sche, nicht durchdringen können, und hieraus sich von selbst, warum Praxeas in Rom so g Aufnahme gefunden, während nicht lange Theodotus und Artemon dort verdammt wurden der Name und Begriff Gottes nur Einem Su kommen könne, darüber sei man, mit Ausnah Gedachten, allgemein einverstanden gewesen; lichkeit jedoch zweier, sehr verschiedener, gen von diesem gemeinsamen Anfangspunct a sich erst durch Theodotus und Artemon an gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

christliche Lehre von der Dreieinigkeit und enschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen ntwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Die arge Verwirrung, in welche die fraglichen Verisse durch diese Zurechtlegung gebracht werden, unmittelbar ins Auge fallen. Besafs die römiGemeinde zur Zeit des Praxeas einen überwie*judaisirenden* Charakter, dann konnte sie unmöginders, als an der Lehre dieses Mannes den en Anstofs nehmen. Soll aber mit diesem Cha- des Praxeas Lehre nichtsdestoweniger vereinin, dann wird der Begriff des Jüdischen so über igen erweitert, dafs er alle geschichtliche Wahrerliert, zur Anwendung auf historische Erscheiı *unbrauchbar* wird. Soll die römische Gemeinde ı Sinn judaisirt haben, dafs nicht einmal der ıssianismus ihr zu stark war, dann ist die Beng ihres jüdischen Gepräges ungefährlich und thatsächlich dasselbe, was die entgegengesetzte ıeidenchristlichen sagen will; soll darum aber o gut der Artemonitismus bei ihr einen Anungspunct haben finden können, so mufs man m schon im Interesse begrifflicher Bestimmtheit ırheit widersetzen. Eine judenchristliche Ge, deren Richtung einem Praxeas nicht ungünund zugleich den Anhängern eines Artemon ht zur Berufung für ihre Ansicht dienen kann, n Judenthum bekennen, das, völlig gleichgültig as Verhältnifs Gottes zur Welt und zum Menich mit dem leeren Namen der Einheit Gottes n giebt, und ein Christenthum, welches, in derenügsamkeit an die hohle Vorstellung, dafs das rädicat nur Einem Subjecte eigne, sich haltend, ımert zusieht, ob darüber Christus, von dem den Namen trägt, selber dieser Eine Gott, oder wesentlich ein blofser Mensch wie alle andern sei. So lange man, wird fortgefahren, Christus blofs deswegen nicht als Gott prädicirt wissen wollte, weil man das Göttliche in ihm unmittelbar mit dem Wesen Gottes selbst identificirte, konnte nicht wohl die Besorgnifs einer Beeinträchtigung der göttlichen Würde Christi entstehen — nein freilich, bei der Behauptung, dafs in Christo Gott selber leibhaftig herabgestiegen sei, konnte diese Besorgnifs nicht wohl entstehen — sobald man aber von der Lehre von der Einheit Gottes zu dem weiteren Satze fortging, dafs Christus, ebendeswegen weil neben dem Einen Gott kein andrer Gott sein könne, nur als Mensch anzusehen sei, konnte man auf der Einen Seite in diesem Satze nur eine das christliche Bewufstsein verletzende Consequenz erblicken, während man auf der andern, im Bewufstsein des Gemeinsamen, wovon man ausging, sich damit beruhigen zu dürfen glaubte, dafs ja auch jene andre, aus alter Zeit überlieferte, Lehrweise Christus nicht als ein für sich bestehendes göttliches Subject betrachte. Dagegen möchte man nun freilich denken, ein christliches Bewufstsein, dessen positive Sorge sich auf die baare Abstraction beläuft, den Gottesnamen nur Einem Subject zukommen zu lassen, während seine negative darin sein Bewenden hat, Christus nur nicht als ein für sich bestehendes göttliches Subject zu prädiciren, ein solches christliches Bewufstsein hätte, in dem getrosten Sicherheitsgefühl seiner unverletzbaren, den äufsersten Widersprüchen überlegnen Allgemeinheit, über das kleine Aergernifs, das die Artemoniten, man sieht nicht recht ein wie, ihm gaben, sich ruhig hinwegsetzen können. Dieses Gemeinsame, dafs man in der römischen Kirche wenigstens Christus bis jetzt nur als Sohn Gottes, nicht als Gott für sich zu denken gewohnt gewesen, gab nun, nach Baur, den Unitariern der zweiten Klasse einen Schein des Rechts, sich gleichfalls auf die Identität ihrer Lehre mit der älte-

Digitized by Google

sten Ueberlieferung zu berufen, wogegen eben so sehr erhelle, welche Ursache die Gegner zu haben glauben mufsten, diesen Anspruch zurückzuweisen. Und nun habe es, indem man die bisherige unitarische Lehre in zwei völlig auseinanderlaufende Ansichten sich zertheilen gesehn, ganz in der Natur der Sache gelegen, die Wahrheit in der Mitte zu suchen. Die Realität des Menschlichen sei somit zwar anerkannt worden, um aber der Consequenz auszuweichen, dafs neben dem Einen Gott Christus nur Mensch sein könne, habe man Christus zu einem von Gott unterschiedenen, für sich bestehenden göttlichen Subjecte gemacht. Hiezu habe sich von selbst die Logosidee geboten, die durch den zum Bewufstsein gekommnen unitarischen Gegensatz nun zu desto allgemeinerer Annahme empfohlen worden. Seitdem sei denn auch nicht mehr von Zweifeln an der Aechtheit des johanneischen Evangeliums die Rede und habe z. B. der heftigste Gegner des Montanismus, der römische Presbyter Cajus, seinen Widerspruch auf die Apokalypse beschränkt.

Beryllus von Bostra. Wenn es bei der vorangestellten Eintheilung der unitarischen Lehrmeinungen auffallen konnte, dem Beryllus seinen Platz in der zweiten Reihe angewiesen zu sehen, so wird in der nunmehrigen Darstellung ein solches Verfahren gegen die abweichenden Urtheile Schleiermachers und Neanders begründet. Beryll soll unter den Monarchianern zweiter Klasse im Allgemeinen die Stelle einnehmen, welche unter denen der ersten Noetus behauptet. Das Negative, Schroffe und Abstofsende, das eine Ansicht in ihrer ersten Gestalt noch habe, mildere und hebe sich dadurch, dafs das anfangs noch Unbestimmte näher bestimmt werde. Auf diese vorläufige Festsetzung des Standpunctes Berylls folgt eine Kritik des Schleiermacherschen Verständnisses von jenem bei Eusebius gebrauchten Ausdruck ἰδία οὐσίας περιγραφή, welche den Mifsgriff, denselben auf eine Umschreibung des göttlichen Wesens zu deuten, in der gründlichsten Weise aufdeckt. Nur dies sei der Sinn, dafs der Erlöser vor seiner Menschwerdung überhaupt noch keine reelle, objective Existenz gehabt habe, sondern höchstens eine ideelle, mit der blofsen Vorherbestimmung zusammenfallende, welche denn auch nach dem Fragment des Origenes über den Titusbrief Beryll wirklich gelehrt zu haben scheine. Indem nun aber, abgesehn von dieser ideellen, nicht weiter in Betracht kommenden Existenz, Christus, was er als persö ches und als göttliches Subject sei, erst sei seit ner Menschwerdung, so erhelle auch, dafs das Subs zielle der Person Christi auch nach der Lehre Ber im Menschlichen bestehe und erst von diesem St puncte aus das Göttliche bestimmt werde. Allein unmittelbar klar möchte das doch nicht sein. E dafs Beryll auf das vormenschliche Sein des Erlö wenn auch nur als Vorherbestimmung, Nachdruck l in seiner Person den ewigen Mittelpunct der Gesch erkannte, scheint ihn von der Gesellschaft der Ar niten auszuschliefsen. Doch läfst hieraus allein freilich nichts entscheiden und müssen die son Aussagen hinzugezogen werden. Dieselbe Stell che von dieser Vorherbestimmung spricht, laut gendermafsen. Sed et eos, qui hominem dicunt num Jesum praecognitum et praedestinatum, qu adventum carnalem substantialiter et proprie n titerit, sed quod homo natus patris solam in buerit deitatem, ne illos quidem sine pericul ecclesiae numero sociari. Wir erkennen mit B diesen Worten die Lehre Berylls wieder. Gleich denselben folgt in dem Fragment die Besch der patripassianischen Vorstellung, so dafs w der Erinnerung an jene bekannte andre St Origenes und vermöge des natürlichen Geg den die Artemoniten zu dieser Vorstellung bild die Artemoniten in den angeführten Worten zu finden erwarten könnte. Allein dem ent wieder, dafs kurz vor unserm Satze solche, w Christus einen blofsen Menschen erblickten, s Sprache gekommen waren, ein Umstand, der umgekehrt geneigt machen mufs, hier Andere zu suchen. Und dieser Vermuthung entspric das patris deitas der Stelle selbst. Wenn seits dieser Ausdruck für sich an die patrip Vorstellung anstreift, wenn dagegen auf d wie das natürlich ist, wo man das reale, p Dasein des Erlösers erst mit der Menschwerd standen sein liefs, allerdings die menschlich nung zum Ausgangspunct genommen und Artemoniten erinnert wird, während zwisch beiden Annäherungen an die erste sowohl als Klasse jene praecognitio und praedestinatio hält, so wird durch dies Alles in dieser N bereits eine Anschauung empfohlen, die in

Digitized by Google

hrweise eine Vermittlung zwischen genannten beiden ensätzlichen Klassen erkennt. Bestimmter tritt solche Stellung in den vielbesprochenen Worten Eusebius, Kap. 6, 33, hervor. Beryllus, wird dort chtet, ξένα τινὰ τῆς πίστεως παρεισφέρειν ἐπειρᾶτο, σωτῆρα καὶ κύριον ἡμῶν λέγειν τολμῶν μὴ προϋφεσαι κατ' ἰδίαν οὐσίας περιγραφὴν πρὸ τῆς εἰς ἀνθρώπιδημίας, μηδὲ τὴν θεότητα ἰδίαν ἔχειν, ἀλλ' ἐμπολιτευομένην αὐτῷ μόνον τὴν πατρικήν. Unter dem ἐμπολιτεύεσθαι will Baur zwar nur eine besondere Einung der Gottheit auf den Menschen Jesus, deren ihme dann den Unterschied Berylls von Artemon iache, bezeichnet finden. Dieser Ausdruck sei *blofs*, wie man ihn gewöhnlich nehme, von einem nen und Handeln der Gottheit in dem Erlöser zu ehen, sondern wie der Bürger da, wo er als Bürlebe, auch einheimisch und recht eigentlich zu e sei, solle mit jenem Satz gesagt werden, der er habe zwar keine eigne Gottheit, sondern nur es Vaters gehabt, aber diese habe so in ihm kt, dafs er während seines Lebens in einer ste- und vertrauten Gemeinschaft mit dem Vater ge- n. Anders sei der Ausdruck nicht zu nehmen, nur von einem, eine moralische Einheit des Er- mit dem Vater begründenden Sein und Wirken in ihm; ἐμπολιτεύεσθαι, wenn es auch den Begriff iwohnung in sich schliefse, bezeichne zugleich *ies* Verhältnifs zwischen dem Erlöser und dem wie ja auch der Bürger da, wo er als Bürger mit andern ihm gleichen Subjecten zusammen r. Baur will sich also streng an das Wort hal- l zwar dessen etymologische Bedeutung. Nun aber ein ziemlich allgemeiner Grundsatz, dafs, den Sinn eines Schriftstellers einzudringen, es hr *mifsliche* Sache ist, dies auf dem Wege ety- cher Ableitung zu versuchen, in dem Grade icher, als der Schriftsteller einer streng begriff- schulgerechten Ausdrucksweise fern steht. Wo achgebrauch hinlänglich nachweisbar ist, darf Auslegung die Wurzelableitung zurücktreten, ls nicht mit jenem in Streit gerathen wollen. ιπολιτεύεσθαι anders nicht genommen werden ist eine Behauptung, die sich auf gar nichts Nach dem Thesaurus des Stephanus 3. Th. von den griechischen Kirchenvätern nur Gregor ianz das Wort in der Bedeutung „verkehren;" bei den vier bis fünf andern dort namhaft gemachten, zu denen auch Eusebius mit der fraglichen Stelle gehört, läuft die Bedeutung durchgängig auf das einfache „inwohnen" hinaus, so dafs also das Baur'sche Verständnifs aller Wahrscheinlichkeit ermangelt; doch auch an sich ist dasselbe gekünstelt und mühselig. Der Begriff der Einwohnung soll nicht ganz aufgegeben, aber zu einem blofsen Einwirken geschmälert werden. Freilich, liefse man jenen fallen, und übersetzte das Wort, wie es bei Klassikern vorkommt, schlechthin „verkehren," so würde der Gegensatz zu dem μηδὲ τὴν θεότητα ἰδίαν ἔχειν, ἀλλ' κ. τ. λ. gar zu lahm. Hält man ihn aber irgendwie zurück, so kann unter Einwohnung nur wesentliche Einwohnung verstanden werden, da doch die Wirkung nicht selbst wieder einwohnen kann. Und wollte man nun es halb so streng und genau mit des Verf.'s eignen Worten nehmen, als er mit dem ἐμπολιτεύεσθαι des Eusebius es nehmen möchte, was für eine Anschauung käme dann zu Tage! Wenn die Gottheit des Vaters, so eigentlich oder uneigentlich sie nun immer dem Menschen Jesus mag eingewohnt haben, wie ein Bürger da, wo er als Bürger ist, so in diesem Menschen einheimisch und recht eigentlich zu Hause gewesen sein, wenn sogar, wie der Bürger da, wo er als Bürger ist, mit andern ihm gleichen Subjecten zusammen ist, ein dem entsprechendes Verhältnifs zwischen ihr und dem Menschen bestanden haben soll! Erhebt Dr. Baur aber gegen das andre Verständnifs unsres Wortes den Einwand, die Entstehung der Persönlichkeit Christi könne nicht von dem Einwohnen Gottes in einer menschlichen Natur abgeleitet werde, indem das Einwohnen die Persönlichkeit, das ὑφεστάναι κατ' ἰδίαν περιγραφὴν schon voraussetze, so könnte danach, wenn wir anders den Hrn. Verf. richtig verstehen, auch nicht z. B. von einer Selbstmittheilung Gottes in der Schöpfung gesprochen werden, weil ja diese Mittheilung ebenfalls schon die Schöpfung voraussetzt; und kehrt er dann seinen Widerspruch auch gegen jenen unmöglichen Fall, sobald man ihn trotzdem als wirklich annähme, mit der Wendung, dafs dann ja die Persönlichkeit des Sohns substanziell mit der Gottheit des Vaters Eins sein, wir also in Beryll einen Monarchianer der ersten Klasse haben würden, so ist darauf zu entgegnen, dafs die θεότης πατρικὴ doch noch etwas andres als der θεὸς πατήρ, der θεὸς ist. Denken wir uns unter der θεότης πατρικὴ einen

Digitized by Google

Ausflufs des göttlichen Wesens, der mit dem Menschlichen des Erlösers sich zu einer Persönlichkeit zusammengeschlossen, und nun recht gut, von diesem Menschlichen aus betrachtet, als dasselbe beseelend, ihm innewohnend aufgefafst werden kann, so ist damit den Nachrichten wohl am meisten Genüge gethan, und dem Beryll ein Standpunct angewiesen, in welchem, als gleicherweise von dem artemonitischen und patripaschitischen verschieden, für Eusebius das Recht lag, die Lehre des Bischofs von Bostra durch die überkommne eigenthümliche Beschreibung auszuzeichnen. Noch ist dann nur die Frage übrig, wie Beryll das Menschliche in Christo sich vorgestellt habe, oder kann darüber vielmehr keine Frage mehr sein, da mit einer solchen Anschauung die Annahme einer besondern menschlichen Seele unvereinbar ist. Bei Baur kann freilich im umgekehrten Sinn hierüber nicht mehr gezweifelt werden. Aber wie kann ein unbefangener Leser, wenn er bei Sokrates h. eccl. 3, 7. erfährt, dafs eine wider Beryll versammelte Synode in ihrem Schreiben an denselben die Lehre von einer menschlichen Seele ausdrücklich vorgetragen, umhin, hieraus zu entnehmen, dafs also Beryll von einer solchen nichts werde wissen gewollt haben? So entscheidet denn auch dies dritte Zeugnifs gegen Dr. Baur's Urtheil und für die von ihm zurückgewiesene Ansicht. Allein noch eine vierte Stelle zieht Dr. Baur hieher, in der wir jedoch behaupten müssen, dafs an Beryll gar nicht gedacht werde — jene Stelle im zweiten Buch des Commentars über das Johannesevangelium, Kap. 2. Wenn es nämlich dort heifst, ἡ ἀρνουμένους τὴν θεότητα τοῦ υἱοῦ, τιθέντας δὲ αὐτοῦ τὴν ἰδιότητα καὶ τὴν οὐσίαν κατὰ περιγραφὴν τυγχάνουσαν ἑτέραν τοῦ πατρὸς, so soll die auffallende Uebereinstimmung des Ausdrucks dieser Stelle mit dem der besprochenen des Eusebius keinen Zweifel lassen, dafs Origenes hier namentlich den Beryll vor Augen gehabt. Aber die ganze Uebereinstimmung erstreckt sich doch nicht über den Ausdruck οὐσίαν κατὰ περιγραφὴν hinaus, während die beschriebene Vorstellung selbst mit der Beryll's nichts gemein hat, und was diesen dann betrifft, so ist, wie auch Baur nicht verkennt, derselbe zur Bezeichnung eines selbstständigen persönlichen Daseins bei Origenes nicht ungewöhnlich, vergl. den Schlufs des ersten Tomus in Joh. Wie auch, wenn Beryll auf diese Weise gera dezu als der Repräsentant der artemonitischen Partei den Patripassianern hätte gegenübergestellt werden können, würde sich das mit der auszeichnenden, ungewöhnlichen Schilderung, die Eusebius von seiner Lehre macht, vertragen. Und dann wollen wir schliefslich noch dies hinzufügen, dafs, wenn Beryll mit den Theodotianern und Anhängern Artemons wesentlich diese Ueberzeugung getheilt hätte, dann seine Bekehrung durch Origenes mehr als verdächtig und selbst als Erdichtung zu wenig in seiner Denkart veranlafst erscheinen müfste.

Zu Beryllus Theodotus und Artemon steht Paulus von Samosata in demselben Verhältnifs, in welchem wir Sabellius zu Noetus und Praxeas stehen sehen, wie durch Sabellius die Ansicht der ersten Klasse erhielt jene andre Ansicht durch Paulus von Samosata ihre gleich entsprechende wissenschaftliche Vollendung. Auf Artemon weisen uns daher auch die alten Sekretaire von Paulus immer wieder zurück und in ihrer Angabe sind sie einstimmiger als darin, dafs er, wie Artemon, Christus für einen blofsen Menschen gehalten habe. Gleichwohl wollte auch Paulus das Göttliche nicht ausschliefsen; in dem Menschen Jesus, in welchem er von unten her wirkte, wehte von oben herab der göttliche Logos. Da sich Christus auf diese Weise nur durch den höhern Grad der göttlichen Einwirkung vor den Propheten auszeichnete, so fragt sich nur mehr, wie Paulus über die übernatürliche Erzeugung gedacht, jedoch ist am wahrscheinlichsten, er dieselbe nicht geläugnet habe. Indem Paulus den Logos auf den Menschen Jesus nur als göttliche Kraft einwirken liefs, konnte er ihn auch nur als Princip einer höhern moralischen Vollkommenheit betrachten, die sich unter dieser Einwirkung immer mehr entwickelte, in welcher Hinsicht die Begründung sehr bezeichnend für den ganzen Standpunct Paulus ist, erst in Folge dieser Fortschritte ist Gott geworden, was nur so verstanden werden kann, dafs er das immanente, aber sich erst entwickelnde göttliche Princip und die vollständige Entwickelung desselben als Einheit zusammenfafste und daher auch diese Immanenz sich nicht als eigentliche Einwohnung, sondern als blofse stetige Einwirkung

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

christliche Lehre von der Dreieinigkeit und lenschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen ntwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Wegen dieses höhern in dem Menschen Jesus wir- en Princips sowohl, als seiner übernatürlichen gung, konnte er ihn denn auch Sohn Gottes n; doch auch unter dieser Bestimmung konnte nur als ein vom göttlichen Logos verschiednes ct betrachten, nicht von einer Herabkunft des s Gottes reden. Ein Sohn Gottes existirte für st nach der Geburt Jesu; in Frage der Präexi- durfte Paulus nur so weit gehen, von der wirk- Erscheinung Jesu seine ewige Vorherbestimmung erscheiden.

is hieher wird Niemanden an dieser Darstellung hre des Samosateners etwas in den Quellenbe- Unbegründetes, oder auch nur von den bishe- larstellungen Abweichendes auffallen. Aber wie schon einige Male bei den Entwicklungen des hen Werkes gegangen ist, dafs die nachkom- tiefere und letzte Erfassung des Gegenstandes mehr oder minder eine Entstellung desselben o dürfte es sich auch mit dem Wesentlichen weitern Verlauf der gegenwärtigen Behaupte- ialten. Wie des Paulus Theorie die sichtbare verfolge, wird fortgesetzt, alles substanziell e von der rein menschlichen Person Christi liefsen, Gott und Christus so viel möglich als rschiedene Subjecte auseinander zu halten, hiemit die hohe Bedeutung, welche er dem les Persönlichen, wie überhaupt, so insbeson- einer Lehre von Gott gebe, im engsten Zu- ang. Nicht nur seien Gott und Christus wie sich bestehende Personen, zwischen denen wegen nur ein freieres, moralisches Verhält- nifs statt finden könne, einander gegenübergestellt, sondern es könne auch Gott selbst seinem höchsten Begriffe nach nur als Person gedacht werden. Im strengen Festhalten an der absoluten Einheit des göttlichen Wesens werde dem Begriff des Persönlichen in Beziehung auf Gott eine um so intensivere Bedeutung gegeben; wie der Mensch in der Einheit mit seinem Logos ein persönliches Wesen, sei Gott in seinem Logos selbstbewufster, persönlicher Gott. In seinem Unterschiede von diesem, alttestamentlicher Weise als Einheit aufgefafsten, Gott habe Christus nur Mensch sein können, um so mehr aber habe nun Paulus geltend gemacht, dafs Christus als Mensch Gott in gleicher persönlicher Einheit gegenüberstehe, dafs auch nach seiner Theorie, wie nach der kirchlichen Lehre, die Zweiheit von Personen sich ergebe, die zum wesentlichen Inhalt des christlichen Bewufstseins zu gehören schienen, wenn Vater und Sohn als zwei persönliche Wesen unterschieden wurden — nämlich von oben her Gott und von unten her Christus, als Mensch. Hierin aber, dafs beide, Gott und Mensch, als gleich vollkommne Personen, als nur darin, dafs sie beide Persönlichkeiten sind, zusammenkommende, sonst völlig verschiedene, für sich bestehende Subjecte aufgefafst wurden, spreche sich auch von dieser, das Verhältnifs Gottes zum Menschen betreffenden, Seite der jüdische Standpunct des Paulus aus. Während aber bei dem gleichfalls des Judaismus beschuldigten Sabellius die gottmenschliche Einheit nicht ausgeschlossen, nur das Menschliche in Christus zu einem verschwindenden Momente des Göttlichen gemacht werde, falle dagegen bei Paulus das Uebergewicht doch zuletzt auf die Seite des Menschlichen, sofern er das Persönliche in Gott sich durchaus nur nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit gedacht habe, so dafs, von dieser Seite betrachtet, sein Standpunct der gerade Gegensatz zu dem des Sabellius sei. Der gött-

Digitized by Google

liche Logos wirke zwar auf den Menschen ein, aber der Logos sei ja an sich eigentlich nur der innere Mensch selbst und der Mensch könne demnach aus sich selbst, durch die fortgehende Entwicklung und Vervollkommnung seiner sittlichen Kraft, zur göttlichen Würde emporstreben. Diese Entschiedenheit in der Durchführung einer Ansicht, die als ein allgemeiner Typus einer bestimmten Lehrweise anzusehen sei, gebe der Lehre des Paulus ihr eigenthümliches Interesse. Für das, was hier nach unserm Dafürhalten ganz über den Vorstellungskreis des Paulus von Samosata hinausgeht, stützt sich der Hr. Verf. auf das 7te Kap. der 65sten Häresie des Epiphanius: φάσκουσι γάρ, ὅτι ἄνθρωπος ἦν ὁ Ἰησοῦς καὶ ἐν αὐτῷ ἀνέπνευσεν ἄνωθεν ὁ λόγος· καὶ ταῦτα περὶ ἑαυτοῦ ὁ ἄνθρωπος λέγει· ὁ πατὴρ γὰρ ἅμα τῷ υἱῷ εἷς θεός, ὁ δὲ ἄνθρωπος κάτωθεν τὸ ἴδιον πρόσωπον ὑποφαίνει καὶ οὕτως τὰ δύο πρόσωπα πληροῦνται. Vorher, sagt Baur, führe Epiphanius mehrere Aussprüche Jesu an, Joh. 14, 9. 8, 18. u. s. w. um die ἄνοια des Samosateners in Hinsicht der Identität des Vaters und des Logos zu widerlegen: wenn der Logos im Vater gewesen wie das Bewufstsein im Menschen, wie Christus dann in eigner Person habe reden können? Gleichwohl, fahre Epiphanius fort, suchten diese ὑπηρέται τῆς τῶν Ἰουδαίων αἱρέσεως sich gegen ihren Judaismus zu rechtfertigen und sagten: ein Mensch war Jesus, und der Logos beseelte ihn von oben herab und alles dies — Joh. 14, 9. u. s. w. — spricht der Mensch von sich. Denn der Vater ist in Verbindung mit dem Sohn, — dem Logos — der Mensch aber bildet von unten her eine eigne Person, und so sind die zwei Personen vollständig da. Hieraus gehe, meint Baur, wohl deutlich genug hervor, dafs Paulus solche Stellen wie Johannes 14, 9. „wer mich sieht, sieht den Vater" nur so genommen wissen gewollt, Jesus sage hier blofs, dafs er ein eben so persönliches Subject wie der Vater selbst sei, dasselbe Bewufstsein seiner selbst in sich habe wie der Vater. Aber diese Deutung entspricht sicher eben so wenig der damaligen Zeit, als der Stelle des Epiphanius. Deren einfacherer Zusammenhang ist nur folgender. Epiphanius streitet dort gegen die von Paulus behauptete Identität des Vaters und des Logos mit Christi eignen Aussprüchen, welche die Annahme einer Zweiheit erfoderten. Diese Zweiheit läfst er nun den Paulus sich anheischig machen, ebenfalls herzustellen. Auch er, meint Paulus, habe zwei Personen, den seinem Logos zu Einem Gott verbundnen Vater den eine eigne Persönlichkeit ausmachenden Mensch von unten, in welchem von oben der Logos gew habe. Dieser Mensch nun sage Solches von sich aus natürlich als derjenige, mit welchem der Logos dieser Verbindung steht, nicht als der, welcher so gut wie Gott selbst eine Person wäre, eine kein Wort veranlafste Auslegung. Meint dage Baur, nur mit ihr stimme die sonst unerklärbare stehende Entgegnung des Epiphanius: πῶς οὖν ἐ πος θεὸς δύναται εἶναι, — πῶς δύναται ἄνθρωπος ψιλὸς κατὰ σὲ, λέγων, ὁ ἑωρακὼς ἐμὲ, ἑώρακε τέρα; εἰ γὰρ ὁ ἄνθρωπος ὡς ὁ πατὴρ, οὐδὲν διαλλ πατὴρ τοῦ ἀνθρώπου: so ist nicht einzusehen, Epiphanius dem Samosatener nicht soll erwider fen und was dabei so unverständlich ist: ein M könne doch so nicht von sich reden, sonst wä Mensch ja wie Gott der Vater und Gott der also wie ein Mensch. Denn etwas andres will Kirchenvater hier offenbar nicht sagen. Beruht Baur's neue Anschauung von der Lehre des auf dieser Stelle, so scheint sie auf einem blofse verständnifs zu beruhen.

Das fünfte Kapitel 306—342, als das letz ersten Abschnittes behandelt die Schüler des nes, den alexandrinischen und römischen Dio den Anfang des arianischen Streits und die zu Nizäa. Mit einem Auszuge aus demselben fsen wir diesen Artikel, indem wir eine übers Inhaltsangabe und allgemeinere Besprechung zen Werks uns für einen zweiten, später fo versparen.

Unter den so sehr verschiedenen Vorst welche sich schon in der kurzen Zeit, seit Dogma in Bewegung gekommen, über das T verhältnifs gebildet haben, scheint die gröfste V denheit der Ansicht zunächst in dem Gegens Trinitarier und Unitarier zu liegen, welcher von der Verschiedenheit der Ansicht über die ob der Sohn als selbstständiges persönliches vom Vater zu unterscheiden, oder in der ab Einheit des göttlichen Wesens nur als der imm Logos Gottes oder des Vaters zu denken se aber die Persönlichkeit des Sohns auch unab von der des Logos in die menschliche Existenz

Digitized by Google

setzt werden kann, so stehen am weitesten auseinder die beiden Theorien des Sabellius und des Pau- von Samosata. Diese beiden unitarischen Vorstelgen wurden aber schon jetzt über die Sphäre hingedrängt, die sich das kirchliche Dogma für seine tere Entwicklung abgränzte und die entschiedene htung ging nur auf eine solche Einheit, welche leich eine wesentliche Dreiheit sein sollte. Allein h in dieser engern Sphäre stellte sich nun wieder doppeltes Interesse heraus, dessen Hauptmoment er Frage über die Ewigkeit des Sohnes lag. Oris hatte es versucht, die Unterordnung des Sohns r den Vater mit der Ewigkeit seines Seins so zunenzudenken, dafs beide gleich wesentliche Mo- e seines Begriffs sein sollten; aber gerade die henlehrer, welche wir mehr oder minder als Schües Origenes anzusehen haben, hielten die Einheit beiden Momente nicht auf die gleiche Weise sondern hoben die Unterordnung auf eine Weise r, die von selbst die Voraussetzung in sich fst, dafs sie das Prädicat der Ewigkeit fallen . Von dem System des Origenes kamen sie auf das platonisirende Subordinationssystem , das auch jetzt noch das gangbarste war. Als gentliche Vertreter dieses Systems kann der drinische Dionysius gelten. In jenem gegen die des Sabellius an die libyschen Bischöfe Euphrad Ammonius erlafsnen Schreiben behauptet er esensfremdheit, Geschöpflichkeit und das ἦν τε οὐκ ἦν des Sohnes. Sogar die homousianiKirchenväter können, wenngleich sie es mit dem atz gegen den Sabellianismus entschuldigen, iugnen, dafs Dionysius über den Unterschied nes und Vaters sich ächt arianisch ausgehabe. Nähere Beachtung verdient, wegen ihenthümlichen Lehrbegriffs und des Verhältniswelchem derselbe sowohl zum Sabellianismus nizänischen Symbol steht, die Schrift des n Dionysius an den alexandrinischen und an chen Bischöfe. Drei verschiedene Vorstellun- es, welchen derselbe seine eigne entgegenstens die geradezu tritheistische, die, wie es die Vorstellung derselben libyschen Bischöfe che sich an den römischen Dionysius gewandt zweitens die sabellianische, und drittens die lautende des alexandrinischen Dionysius. Was die eigne Vorstellung des römischen Dionysius betrifft, so behauptete er, erstens im Gegensatz gegen die Sabellianer: der Sohn ist nicht mit dem Vater Eins, sondern von ihm verschieden; zweitens im Gegensatz gegen die Tritheisten: er ist mit dem höchsten Gott unzertrennlich verbunden; und drittens gegen den alexandrinischen Dionysius: der Sohn ist von Ewigkeit gezeugt. Es sind also zwar drei Hypostasen, aber nicht drei Götter. Wie Dionysius diese beiden, einander aufhebenden, Begriffe zur Einheit des Bewufstseins zu verbinden wufste, ist nicht ganz klar, da er sich hierüber nicht weiter ausgesprochen hat. Schon jetzt hätte vielleicht der später so erbittert geführte Streit seinen Anfang genommen, wenn der friedliebende alexandrinische Bischof nicht vielmehr den gegebenen Anstofs möglichst wieder gut zu machen gesucht hätte. Dies that er so, dafs er zwar seinem Subordinationssystem treu blieb, von demjenigen aber, worin er in der Antithese gegen den Sabellianismus zu weit gegangen war, oder von der Annäherung an den Arianismus, um der Kürze wegen diesen Ausdruck zu gebrauchen, zu dem alten platonisirenden Emanationssystem zurücklenkte. Seitdem auf diese Weise von zwei Seiten gegen ein die Klippe des Arianismus schon so nah berührendes Subordinationssystem ein so bedeutender Widerspruch erhoben worden war, ging nun das überwiegende Interesse dahin, den Sohn dem Vater so viel möglich gleichzustellen, und so sinnlich die Emanationsvorstellungen waren, deren sich der alexandrinische Dionysius ohne Bedenken bediente, so wurde nun das eigentliche Moment derselben darin gefunden, das Verhältnifs des Vaters und Sohns als ein nach der Analogie der natürlichen Verhältnisse, von deren Anschauung man ausging, immanentes und deswegen auch im Wesen Gottes von Ewigkeit begründetes anzusehen. Diese physischen Analogieen mufs man vor Augen haben, um den Begriff der Homousie in seiner ursprünglichen Bedeutung aufzufassen. Homousie ist demnach so viel als Homogeneität. Diesen Begriff nahm nun der alexandrinische Dionysius mit demselben Interesse für sich in Anspruch, mit welchem er sich früher gegen denselben erklärt zu haben scheint.

Bedenkt man, wie die beiden Momente, um die es sich hier handelte, das der Einheit des Sohns mit dem Vater und das des Unterschieds in demselben alexandrinischen Dionysius sich zu einander verhielten, wie

Digitized by Google

er ohne innern Haltpunct zwischen zwei unvermittelten Gegensätzen hin und her schwankte, so begreift man recht gut, was auch aus den Berichten sich herausstellt, wie zufällig die äufsere Veranlassung sein mochte, die den arianischen Streit zum Ausbruch brachte. Die bisherige Vorstellungsweise, welche im Gegensatz gegen die schon vor ihr ausgeschlofsnen beiden Extreme sich als die Ansicht der Mehrheit und insofern als die kirchliche Lehre geltend machte, enthielt zwei auseinanderstrebende Elemente in sich, welche, so sehr man sich auch alle Mühe gab, sie in einer erkünstelten Einheit zusammenzuhalten, sich doch immer wieder von derselben losmachten und ihrem eignen Zuge folgten; es kam nun nur darauf an, dafs einmal die eine der beiden einander gegenüberstehenden Bestimmungen mit Entschiedenheit aufgefafst und mit strenger logischer Consequenz festgehalten wurde. Dies gethan zu haben ist das Charakteristische des Arius und das Moment, an welchem, wie man auch sonst über seine Individualität und geistige Richtung urtheilen mag, seine Bedeutung für die Geschichte des Dogma hängt.

Einem Lehrbegriff gegenüber, der den Unterschied des Sohns vom Vater so stark hervorhob wie der des Arius, mufste die Gegenpartei um so mehr von der Identität des Sohnes mit dem Vater ausgehen. Indem der Grund der Sohnschaft des Sohns in der Natur der Gottheit gefunden wird, hat der Sohn einen absoluten Vorzug vor allem andern, was sonst im Verhältnifs der Sohnschaft zu Gott steht. Um jedoch der Einwendung zu begegnen, dafs man durch diese Bestimmung des Verhältnisses zwei ungezeugte Wesen erhalte, und dafs nur entweder das Eine oder das Andre gedacht werden könne, dieser Dualismus oder das Entstandensein aus Nichts, wird an den grofsen Unterschied zwischen dem ungezeugten Vater und dem aus Nichts Entstandenen erinnert, sofern dieser Gegensatz nur durch die eingeborne Natur des Sohnes vermittelt werden könne. Dies der unaussprechliche, alle Vorstellung übersteigende, daher auch alles Körperliche ausschliefsende, Begrift der Zeugung des Sohns. Gleichwohl hängt an diesem völlig transcendenten Begriff der Zeugung der ganze Unterschied der beiden Lehrbegriffe. Sofern der Gezeugte als der Abhängige auch das Endliche, der von Ewigkeit Gezeugte, demnach sowohl endlich als unendlich ist, schliefst der Begriff beide Momente in sich, sowohl das Endliche als das Unendliche. Dafs nun der abstracte Gegensatz des Endlichen und Unendlichen nur durch die concrete Einheit des Endlichen und des Unendlichen vermittelt werden könne, darin hatten unstreitig die Gegner des Arius vollkommen Recht; sobald es aber darauf ankam, diese Einheit auf einen bestimmten Begriff zu bringen, bewegte man sich immer nur in dem Kreise von Vorstellungen, die sich selbst aufheben und den Begriff dieser Einheit für das Bewufstsein nie vollziehen liefsen. Wie widersprechend es, diese Zeugung des Sohnes als etwas über alle Kategorieen des menschlichen Denkens Hinausliegendes anzusehen, während doch zugleich behauptet wird, die adäquateste Anschauung dieses ganz eigenthümlichen Verhältnisses sei das immanente Verhältnifs des Lichts und Lichtstrahls. Soll, wie dies unstreitig der eigentliche Sinn der Kirchenlehrer ist, durch solche Naturanschauungen ein adäquater Begriff der Sache selbst gegeben werden, so wird Gott selbst als Natur gedacht und alle jene so oft wiederholten Erinnerungen, dafs man an nichts Körperliches und Natürliches denken dürfe, müssen ihren Zweck nothwendig verfehlen: der ewige Zeugungsprocefs der Gottheit, derselbe Naturprocefs, durch welchen das Licht seine Strahlen von sich ausströmt. Hält man diese Naturanschauung fest, so verwickelt man sich in neue Widersprüche; geht man von der Grundlage der Naturanschauung ab, so hat die ganze Vorstellung einen Haltpunct mehr. Die Zeugung des Sohnes, ohne das durch diesen Begriff gesetzte Endliche des Sohnes näher bestimmt wird, ist ein völlig inhaltsleerer Begriff, der den Unterschied des Vaters und Sohnes zu seiner reellen Bedeutung kommen läfst, und das wahre Verhältnifs der beiden einander gegenüberstehenden Vorstellungen kann daher nur so bestimmt werden, dafs die eine den Unterschied noch ganz zu seinem Rechte kommen läfst, die andre aber die Einheit dem Unterschied völlig aufopfert.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

September 1844.

? christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Schlufs.)

Bei diesem Stande der Sache thut man dem Arius Unrecht, wenn man seine Lehre, wie auch noch r neuern Zeit gewöhnlich geschieht, so tief unter ler Gegner herabsetzt und über seine dogmatische lung überhaupt nur ein ungünstiges Urtheil fällt. dem Standpunct, auf welchem ursprünglich beide le standen, hat die eine Lehre eben so viel oder so wenig speculativen Gehalt als die andre. Er- man nun aber, wie unbestimmt noch die ganze rige Vorstellungsweise über den Unterschied des s und Sohns war, so kann man ein ächt specu- s Interesse bei Arius darin nicht verkennen, dafs b gedrungen fühlte, aus diesem Spiel des Unter- 's Ernst zu machen, daher auch kein Bedenken dem in dem Begriff der Zeugung immer nur gesetzten Unterschied seine volle Realität zu

Hieraus ergiebt sich von selbst, was von der t Derer zu halten ist, welche den Ursprung des mus theils in einem dialektischen, theils in einem logischen Interesse finden wollten. Arius konnte nterschied, auf den es ihm ankam, nur vermit- es dialektisch unterscheidenden und trennenden ndes hervorheben; dafs aber Arius eine sol- chtung nahm, kann nur aus der speculativen ung erklärt werden, welche die Hervorhebung Moments gerade auf diesem Punct der Ent- ıg des Dogma haben mufste. Geht dagegen rmacher auf ein kosmologisches Interesse zu- so kann man allerdings in sofern sagen, dem mus habe ein solches zu Grunde gelegen, als e die Tendenz hatte, die Endlichkeit des Soh- Endlichkeit der Welt gleich zu setzen. Dies kosmologische Interesse war aber kein andres, als das eigentlich speculative, das ihm zu Grunde lag: dem Unterschied des Sohnes vom Vater dadurch erst seine wahre, reelle Bedeutung zu geben, dafs die Endlichkeit des Sohnes in die Endlichkeit der geschaffnen Welt selbst gesetzt wurde.

Nach dem bisherigen Gange der Streitigkeiten und Verhandlungen über das Dogma von der Trinität kann man voraus schon keine andre Entscheidung erwarten, als auf der Synode zu Nizäa erfolgte. Das ganze Moment dieses ersten allgemeinen, von einer ökumenischen Synode aufgestellten Symbols hängt an dem Begriff der Homousie. Die richtige Ansicht von dem Verhältnifs des Sohnes zum Vater ist nur die, welche dasselbe aus dem Gesichtspuncte des Verhältnisses, in dem der Abglanz zum Lichte steht, betrachtet und dieses Verhältnifs als Bild der Wahrheit nimmt. Wenn man dagegen die Scheu des Eusebius und anderer Mitglieder der Synode, von einer οὐσία des Vaters und einem ὁμοούσιος zu reden, hervorheben und daraus schliefsen wollte, diesen Vätern seien die hergebrachten Emanationsvorstellungen um so fremder gewesen, so scheint es im Gegentheil, dafs man nur deswegen Bedenken trug, die Sache geradezu mit ihrem eigentlichen Namen zu bezeichnen, weil man sich gar zu gut bewufst war, wie wenig man sich dieser Vorstellungen entschlagen könne, sobald es darauf ankam, das Verhältnifs des Vaters und Sohns auf einen bestimmteren Begriff und Ausdruck zu bringen. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie sehr wir den Sinn der nizänischen Formel verfehlen würden, wenn wir ihrer Homousie den Begriff einer numerischen Einheit unterlegen wollten. Ihre Homousie ist nur die Gleichheit des Vaters und Sohns, sofern beide als Personen zwar für sich bestehen, in dem Gemeinsamen ihrer Natur aber substanziell Eins sind. Die Lehre des nizänischen Symbols ist daher wesentlich dieselbe mit der-

Digitized by Google

jenigen, die schon bisher als die rechtgläubige galt, und der Unterschied besteht nur darin, dafs die Väter der nizänischen Synode jede Vorstellung einer Unterordnung des Sohns unter den Vater, soweit sie nicht durch den Begriff der Zeugung selbst gegeben war, und alles, was auf eine körperliche Theilung und Trennung des göttlichen Wesens hinzuweisen schien, mit der gröfsten Strenge auszuschliefsen suchten. Die Gleichheit sollte, mit Ausnahme des Einen Punctes, eine absolute sein; allein dieser Eine Punct setzte doch immer wieder eine Unterordnung, welche die Gleichheit in blofse Aehnlichkeit verwandelte; der Begriff der Gottheit geht, wie auch schon der Ausdruck der Formel selbst zeigt, so sehr in dem Begriff des Vaters auf, dafs der Sohn alles, was er als Gott ist, nur durch die Vermittlung des Vaters ist, also aus dem absoluten Gott nur zu einem mittelbaren Gott wird, und obgleich man es sich bewufst war, dafs dieses Verhältnifs nur als ein immaterielles und rein geistiges zu betrachten sei, so wenig war man noch im Stande, dasselbe sich anders als nach der physischen Analogie des Emanationsverhältnisses zu denken.

H. Rossel.

XXVII.

Entstehung des deutschen Königthums von Heinr. von Sybel. Frankfurt a. M., 1844. 8.

Dies Werk ist eines der anregendsten, was seit lange über die ältere deutsche Geschichte erschienen ist. Es zerfällt in drei Abschnitte, von denen die ersten beiden gewissermafsen die Einleitung liefern zum dritten, welcher die eigentliche Aufgabe des Buches behandelt. Jene beiden nämlich handeln von den Formen des öffentlichen Lebens und der Herrschaft, wie sie sich bei den deutschen Völkern zuerst vorfinden oder auf wesentlich deutschem Grund und Boden entwickeln; der dritte Abschnitt dagegen thut dar, wie *das* Königthum, welches dann Wurzel und Ausgang der Herrschaftsverhältnisse im mittelalterlichen Europa (mit Ausnahme der Slawenreiche) geworden ist, auf einer Ineinanderwirkung germanischer und römischer Elemente beruht. „Weder die germanische Geschlechtsverfassung noch das römische Kaiserthum ist die Quelle des späteren deutschen Staates, sondern die Verbindung beider und die Befruchtung der g manischen Natur durch die römische Bildung."

Wir übergehen hier die beiden einleitenden A schnitte, theils weil wir sie als die ihrer Bedeut nach zurücktretenden Partieen des Buches betrach theils weil ihre Besprechung Ref. unter andern a zu manchen polemischen Erörterungen nöthigen wü und das scheint uns die schlechteste Art ein B dessen Inhalt der Freude über gewonnene Resultat viel Raum gewährt, wie das vorliegende, aufn men, wenn man diese Freude durch die Sackleine der Mäkelei an Einzelnem filtrirt. Wo die Sach auf einem Puncte in ihrem wahren Verhalten frei räumt sie allmälig schon selbst auf; und diese mik, die aus der Gestaltung der Sachen kömmt nicht kritisch sondern positiv fortschreitet, ist auch eine solche, der sich am Ende jeder gern wirft — überlassen wir es also derselben, mit de festzustellen, ob der Verf. Recht habe in den nach Cäsar eine so wichtige Aenderung in dem hältnifs der deutschen Stämme zu Grund und anzunehmen, wie er thut, oder ob er hierin U habe, wie Ref. glaubt — und was dergleichen ist; selbst auf solche Stellen des Buches, w Verf. dem Ref. offenbar Unrecht thut, wie aufs deren Stellen z. B. S. 10 not. 2 (der Verf. b nur den Abschnitt über die eorlas in den recitt der nachzulesen und damit die so allgemein geha Sätze der citirten Note zu vergleichen, und Ref zu ihm das Vertrauen, er wird selbst finden, weit diese Note ein Unrecht enthält), wollen w weiter keine Zeit verwenden, sondern unbefange nachgehen, was uns an dem Buche wirklich überrascht hat.

In Deutschland findet sich bei vielen Gelehr Widerwille, der Einwirkung der Römer auf staltung deutscher Verhältnisse irgend etwas tendes einzuräumen: wie sollte, so fragt man morsche, überlebte Römerwesen dazu gekommen mafsgebend für das jugendlich kräftige, mit sittlichen Geiste von Anfang an höher fliegende manenvolk geworden zu sein? — Wir antwort diese Frage *einmal* mit den Worten unseres A „selbst die begabteste Nation erscheint noth untergeordnet einer minder talentvollen aber entwickelten gegenüber" — *sodann* damit, dafs e

Digitized by Google

ne Einbildung ist, unser jetziges deutsches Volk für „aliarum gentium adventibus et hospitiis minime ctum" zu halten; — *unser* deutsches Volk, ja! *das* tsche Volk seit seiner Entstehung im Karolinger-he überhaupt, ist nur in untergeordnetem Grade *h ein* Naturproduct, und Römisches ist durch Römer Romanen genug bis zu jener Zeit der Entstehung *seit* dieser Zeit hineingekommen, um jenen Bettel-: gegen Rom nur lächerlich erscheinen zu lassen. können glücklicher Weise auf denselben verzich-ohne im mindesten unsere Eigenthümlichkeit oder hängigkeit zu gefährden — die eigenthümliche ermischung, aus welcher unser deutsches Volk dings so dafs ein ursprünglich germanischer Kern *leitenden*, bestimmenden Grundstock, den Geist : Völkerbildung immer hergegeben hat) entstan-st, macht uns kein anderes Volk nach, und gegen bleiben wir scharf genug gesondert trotz dem, vir ihnen zugeben können, gewisse Mischungs-nte auch mit ihnen gemein zu haben — ja! ge-durch unsere eigenthümliche Mischung sind wir *hrheit* das *Herzvolk* Europas geworden, das wel-bei aller abscheidenden Eigenthümlichkeit auch zuführende Sympathieen zu Wenden und Ma-, wie zu Romanen und Kelten in hinlänglichem hat.

er Verf. zeigt nun, wie in den Zeiten der Völ-derung die Herrschaftsverhältnisse in der deut-*Velt* sich unter römischen Einflüssen, zum Theil u nach römischen Vorbildern umwandelten — heidet er hiebei in der deutschen Welt aus, den scandinavischen Norden, der erst später telbar durch die südlicheren deutschen Stämme *en* römischen Einflüssen erreicht ward: „was len von den Resultaten der alten Welt empfan-, *ist ihm* erst durch den christlichen Feudal-ermittelt worden." Sodann *zweitens* scheidet f., worüber man sich zunächst wundert, ab: *gobarden* — letztere jedoch nur, weil er es zu indet, aus den vorliegenden Datis einen ähn-*eren* Beweis für seine Ansicht zu ziehen, wie ch der gotischen und fränkischen oder angel-*en* Stämme. Ref. möchte wünschen, der Verf. Angelsachsen mit den Langobarden in glei-gorie gebracht, denn abgesehen davon, dafs über die Verhältnisse des Königthumes bei den Angelsachsen viel Vortreffliches im Einzelnen leistet, ist doch sichtbar bei diesem Volke der römische Einflufs noch dünner als bei den Langobarden. Dagegen die gotischen Verhältnisse, für welche von Glöden schon so Tüchtiges vorgearbeitet hatte, und die fränkischen vor allen (zugleich die für die Geschichte und Bildung unseres Volkes wichtigsten) sind durch das vorliegende Werk in eine neue, und wie Ref. glaubt durchaus klare, reine Bahn gebracht worden.

Die Betrachtung der gotischen Verhältnisse beginnt in diesem dritten Abschnitte mit dem Zusammenstürzen der Gotenreiche im Osten Europas durch den Einbruch der Hunen, in Folge dessen eine grofse Anzahl gotischer Stämme *Föderaten* des römischen Reiches wurden. „Sie traten der Form nach genau in die bekannten Verhältnisse barbarischer Heeresabtheilungen, wie diese seit dem Bündnisse Roms mit Batavern und Mattiaken ausgebildet worden waren: sie waren cum militia Romana in unum corpus redacti." — „Die Föderaten dieser Zeit behielten ihr Privatrecht" — nämlich: unter sich; „das römische Recht trat (auch in privatrechtlichen Beziehungen) ein, sobald einer der paciscirenden Theile Römer war." Da diese Föderaten überdies in Folge der Verwirrung, die im Geleite der hunischen Siege über die gotischen Völkerschaften hereingebrochen war, allmälig „eine bunt zusammengerottete Masse verschiedener Völkertheile" bildeten, war für die Gestaltung staatsrechtlicher Verhältnisse nicht einmal mehr die ursprüngliche patriarchalische Grundlage vorhanden. Die Goten waren, wenn sie neue Reiche anstrebten, nun wohl zu Entwickelungen auf römischer Grundlage gezwungen; höchstens *soweit* waren noch Trümmer des alten fürstlichen Wesens übrig, um einzelne Männer vor der Masse des Volkes mehr hervorzuheben; suchen diese Einzelnen aber gröfsere Macht, „so ist der einzige gesetzliche Weg dazu die Ernennung durch das (römische) Reichsoberhaupt." „Sie erfüllen den Senat mit der Toga geschmückt, obgleich sie nachher mit Spott den heimischen Pelz hervorsuchen; sie romanisiren sich sogleich und finden sich mit Leichtigkeit, sie, die Ungebildeten, in den Wegen der Uebercultur zurecht. Im Heere dienen sie unter römischen Befehlshabern und trachten den römischen Würden mit Eifer nach; der Kaiser ernennt und versetzt sie, bald deutsche Häuptlinge zu römischen Abtheilungen, bald stellt er umgekehrt Rö-

Digitized by Google

mer an die Spitze der föderirten Schaaren." Da, ohne darum aufzuhören ein römischer Feldherr zu sein, vielfach römische Generale sich gegen den Kaiser wendeten, sich zuweilen an seinen Platz stellten, oder ihm doch in einzelnen Provinzen die Gewalt streitig machten, indem sie selbst als Imperatoren auftraten, oder einen Imperator gegen ihn aufstellten, war auch den deutschen Häuptlingen, welche römische Feldherrn wurden, ein sehr freies Feld eröffnet, sich öffentliche Gewalten anzueignen, ohne dadurch ihr Verhältnifs *im* Reiche geradehin aufzugeben. „Der wichtige Punct bei diesem Hergange ist also nicht, dafs der Feldherr den Kaiser bedrohen kann, sondern dafs (auch dann) sein Heer ein *römisches* bleibt." „Der Grund der formalen Unterthänigkeit unter Rom, in welcher trotz aller Schwankungen der thatsächlichen Politik die Gotenkönige bis auf Eurich beharren, ist also nicht blofs das Streben nach einem Rechtstitel für ihre Eroberungen den Provincialen gegenüber. Es ist das Gefühl der Folgerichtigkeit, welches ihnen dem *eignen* Volke gegenüber ein officielles Aufgeben ihrer ersten Grundlagen mifslich erscheinen läfst." — Diese letzte Bemerkung und alles, was sich unter dem Beigebrachten auf deren Bewährung bezieht, bezeichnet bestimmt den Fortschritt, den die historische Erkenntnifs in diesem Buche macht, in Vergleich mit dem, was Ref. selbst schon früher ausgesprochen hatte, um die vulgären Urtheile über die Stellung der Gotenreiche zum Römerreiche zu charakterisiren.

Wie es aber bei den aus den Föderaten hervorgegangenen West- und Ostgoten war, so im wesentlichen noch bei mehreren anderen verwandten deutschen Stämmen. „Die Römer halten sich, indem sie eine Kriegerschaar, sei es eine Hundert- oder Gefolgschaft, aufnehmen, bei ihrem Contracte, wie es unter solchen Umständen niemals anders sein kann, *an den Anführer*, und machen an diesen Anforderungen oder setzen Rechte bei ihm voraus, wie sie ein römischer Feldherr besitzt." Dies ist dann der Ausgangspunct einer neuen Herrschaftsstellung der Anführer, und zu deren Begründung tragen die Trümmer der alten Beziehungen nur in so fern bei, als sich nach ihnen die vorausgehende Geltung der Personen mifst; als sie also mit schuld sind, dafs gerade *dieser* Mann, *diese* Familie in höherem Ansehen steht, und daher als *Anführer* den Contract mit den Römern schliefsen ka So treten Vandalen und Burgunden zu Rom in V hältnifs — ihre Anführer, die Barbarenkönige, sch fsen Dienstvertrag mit dem Imperator, und dadu erhalten sie selbst ihren Dienstgefolgen und Stämm gegenüber wieder eine festere, mächtigere, bedeut dere Stellung als sie vor dem Vertrage mit den mern irgendwie haben konnten. Am klarsten we nun diese Behauptungen an der Geschichte des Os tenreiches in Italien entwickelt. Der Imperator trägt im Jahr 489 dem gotischen Häuptling Die auf „ein Heer für den italischen Krieg zu bilde strömten Goten, Breonen, Rugen, Gepiden, B zusammen; unter den Goten natürlich nicht blo terthanen der Amaler: hier war es durchaus ein *scher* Feldherr, der eine Menge einzelner Deut (mit Römern) zu einem *römischen* Heere verei Die Herrschaft des *römischen Rechts* in dem so standenen Reiche ist höchst begreiflich. In den sätzen entspricht der Hergang genau dem Verlau westgotischen Anfänge; auf beiden Seiten ist ein sches Heer, dessen Anführer als *solcher* seine gebenen beherrscht und gegen den Imperator selbstständigere Stellung gewinnt. Der Unte zwischen beiden ist nur ein factischer und betri mittelbar nur das Kaiserthum: Alarich kömmt a *rührer*, Dietrich als *Beamteter* empor, so er Reich des letzteren *vollständig römischen* Ch während in dem des ersteren das öffentliche Re römisch gestaltet, das Privatrecht der Föderat wie bisher das germanische bleibt."

Weshalb der Verf. Gregors Nachricht Verwandtschaft aller Frankenkönige soweit re will, dafs sie nur noch ein sinnlicher Ausdr sollte für die Thatsache, „dafs damals die Sigambrer, Amsivarier ihre Gedanken über nen Verbände hinaus erstreckt, und den Sachs sen, Alemannen gegenüber sich als eine natio heit zu fühlen gelernt hatten" — ist nicht wo sehen. Da sich der Ausdruck *parentes* im Latein auf alle Verwandte, Cognaten sowohl a ten, bezieht, braucht man ja nicht sofort einigen Mannsstamm der Frankenkönige, sonde an Verwandtschaft durch Verschwägerung

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1844.

tehung des deutschen Königthums von Heinr. n Sybel.

(Schlufs.)

Vie viel Werth die ältere deutsche Welt auf th der Fräulein in *kein minderes* Geschlecht, na- ich der Königstochter in ein *nicht königliches* lecht, legte, ist bekannt, und von den Schwester- n gilt wenigstens bei Tacitus: „sororum filiis apud avunculum, qui ad patrem honor." Sonst erdings richtig, was der Verf. hinsichtlich der Stammbäume der Frankenkönige sagt: „es ist das einzige sichere Ergebnifs dieser Varianten völlige Dunkelheit, welche schon im sechsten ndert über allen Verhältnissen vor Childerich I. Die Namen einiger Könige, des Chlojo, Chlo- Merowech waren alles, was sich aus der Ver- heit gerettet hatte, ohne irgend eine Notiz über mfang und Zusammenhang ihrer Herrschaft. erband sie, wie einen jeden der Wunsch, das ge Königshaus in seinen Ahnen zu verherrlichen, lehrte. Unsererseits müssen wir mit Childe- ginnen und für alles Frühere uns mit den Rück- en begnügen, die wir aus dessen Geschichte en vermögen."

ilderich ist Herr in Dorneck (Tournay). Dafs merich nicht besessen, ist aus dem Verfolg der hte klar; was er sonst in den Niederlanden ist nicht näher nachzuweisen. Auch aus Dor- ber wird Childerich eine zeitlang vertrieben, zeither von ihm geleitete Theil des salischen s unterwarf sich unmittelbar dem römischen ster Aegidius, der später nichts dagegen that derich wieder von den Seinen als König ange- ward und an ihm einen guten Verbündeten lie Westgoten hatte. Als Anführer eines en Hilfszuges kam Childerich weiter in die Höhe. Auch nach des Aegidius Tode hielt Childerich an dem römischen Hilfs- und Dienstvertrag; eroberte in dieser Stellung Ingan (Angers) gegen die Goten und Inseln an der gallischen Küste gegen die Sachsen, die sie occupirt hatten. Wahrscheinlich nistete er sich auch schon in Paris ein. Kurz! bald war seine Hauptmacht nicht die, welche er als kleiner Frankenkönig in Dorneck und anderen belgischen Gegenden besafs; sondern die welche er als *römischer* Anführer fränkischer Hilfs- und Miethshaufen auf römischem Gebiete selber hatte, denn auch gegen die Gebiete der Burgunden bei Lingen (Langres) hin scheint er sich ausgedehnt zu haben. „Eine eigentliche Territorialherrschaft in den genannten Gegenden soll allerdings hiemit nicht behauptet werden." Der Verf. vermuthet zwischen Childerich und Aegidius, und dann nach des letzteren Tode, zwischen Childerich und Paulus und Syagrius ein ähnliches Verhältnifs wie zwischen dem Alanenkönige Sangiban und Aetius, als Sangiban Valenz und später Gegenden nördlich der Loire von dem römischen Heermeister angewiesen erhalten hatte. „Wenn wir also Childerich in Angers, in Paris mächtig finden, so bezeichnet dies nur eine militärische Station unter römischer Hoheit; das Verhältnifs ist im Grunde ganz dasselbe, wie bei Westgoten und Burgunden, und nur dadurch verliert es seine Erkennbarkeit, dafs bei dem lockeren Zusammenhange dieser Gegenden mit dem Reiche der Zustand sich nicht in eben so feste Ordnung bringen läfst." Dies ist nun der eigentliche Anfang und Ausgangspunct der fränkischen Herrschaft in Gallien: „Childerich, der wie Alarich in der Heimath nichts gewesen wäre als der Aelteste eines unbedeutenden Stammes, zieht als römischer Heeresfürst in den Landen zwischen Seine und Loire umher, ohne dafs Jemand ihm in den Weg zu treten wagte; aus der Beute des einen Sieges gewinnt er die Kräfte zu weiteren Fortschritten; der römische

Digitized by Google

Dienst, der ihm keine wahre Unterthänigkeit mehr auferlegt, gibt ihm die Formen, durch welche er überall herzuströmende Genossen im Gehorsam erhält." Das, was Chlodowech (Hludwig) hernach diese Verhältnisse erweiternd hinzufügt, ist nun nur, dafs er Syagrius aus seiner Stellung verdrängt, selbst in diese Stelle eintritt und dadurch so unabhängig wird, als dieser war. „Indem er den Syagrius vernichtete, änderte er ganz sicher nichts an der Verfassung dieser Provinzen, als die Person dessen, der hier als Stellvertreter des Imperators galt. Nachdem er darauf zwei deutsche Kriege durchgefochten, wandte er sich zur endlichen Feststellung seines Verhältnisses zu den selbstständigen Possessoren" — den Armoricanern. Inzwischen wird er Christ, und die Armoricaner schliefsen sich ihm endlich an. „Was noch von römischen Besatzungen im Lande war, trat massenweis in fränkischen Dienst. — Damit war die Territorialität des fränkischen Königthumes ausgesprochen und vollendet. Vergleichen wir den Hergang mit der Entwickelung der gotischen und burgundischen Reiche, so zeigt sich vor allem der Unterschied, dafs eine Bezwingung der Provinzialen, wie sie Chlodowech ausführen mufste, dort an keiner Stelle nothwendig war. Doch wäre es irrig, daraus auf einen Gegensatz der Principien zu schliefsen. Gerade umgekehrt zeigt sich der Ursprung aller dieser Herrschaften so entschieden von der Verbindung mit Rom abhängig, dafs die Bewältigung der Provinzen den Franken am schwersten wird, *weil* hier die Provinzen schon früher sich von Rom losgesagt haben. In diesem Zusammenhange hat es allerdings einen prägnanten Sinn, dafs Chlodowech nach seinem burgundischen und gotischen Kriege im Jahr 508 sich den Titel eines Proconsul von Constantinopel aus übertragen läfst: es ist nach seinem bisherigen Verhalten eine Mafsregel, die wir mit Athaulfs römischem Bündnisse nach der Empörung Alarichs vergleichen können. Ihre Bedeutung betrifft eben so sehr das germanische Heer wie die römischen Unterthanen; *sie stempelt die königliche Würde im Ganzen als ein Erzeugnifs römischer oder romanischer Gesinnung.*"

Hinsichtlich der Angelsachsen gründet sich die Darlegung zunächst darauf, dafs unleugbar Unternehmungen deutscher Recken nach Grofsbritannien schon lange Zeit vor Hengist statt fanden. Von der einen Seite werden nun diese Unternehmungen dargestellt als Raub- und Eroberungszüge, nämlich von der sä sischen Seite; von der anderen Seite, der britische ist dagegen von den früheren Unternehmungen nic als von etwas Bedeutendem die Rede, und Heng und Horsa erscheinen als Föderaten des Vorige der hier an der Spitze der romanisirten Britten tritt. „Der Unterschied zwischen dieser und der sä sischen Ansicht leuchtet auf den ersten Blick ein. der sächsischen ist nicht abzusehen, wie der bisher Zustand demokratischer Volksgemeinden und fr Comitate hätte verändert werden sollen; die briti legt den Ton durchaus auf den Vertrag zwischen Bretwalden und dem deutschen Aedheling, macht diesen zum Träger aller neuen Einrichtungen, stellt damit einen Punct fest, von dem aus mosa sche und römisch-celtische Rechte in die deut Gemeinden Eingang finden können."

Es würde hier zu weitläuftig sein auszufü dafs doch der Ausdruck demokratische Gemeinde ganz gut auf den älteren Zustand der Sachsen, geln und Jüten pafst. Im Beowulf werden uns älteren Zustände in einem lebendigen Bilde v führt; wäre in ihnen die Gemeinde irgend ein so tiges Moment gewesen, wie unser Verf. glaubt müfste doch auch irgendwo sich zeigen. Alle Leben erscheint hier als wesentlich bedingt durc Haltung und die Berechtigung aristokratischer deshäuptlinge. Von deren Stellung war ein Schritt zu der Ausbildung königlicher Gewalt im herigen angelsächsischen Sinne, und dafs dieser S auch ohne das Dazwischengreifen eines rö Födus möglich gewesen, beweisen doch wohl d teren Gründungen sächsischer Fürstenthümer i land, bei denen von keinem Födus mehr die R konnte. Das blofse jahrzehntelange Verhal Coloniebevölkerung im Kriegszustande gegen d here theils unterworfene, theils zurückgedrän wohnerschaft bringt die Ausbildung monarchi Gewalten mit sich. *Einigen* Einflufs römische keltischer Muster auf die Bildung des angelsächs Königthumes können wir immerhin zugeben — i Umfange, wie er hier mehr vorausgesetzt und g mafst als dargelegt wird, scheint er uns aber u haft, weshalb wir schon oben den Wunsch äufs der Verf. möchte die Angelsachsen mehr in d Stellung gebracht haben, die er den Langobard

Digitized by Google

ilt. Die Haupteinwirkung römischer Muster auf die ;elsächsischen Verhältnisse wird wohl gekommen ı durch die zahlreichen deutschen Colonisten, die des Carausius Zeit von den Römern selbst auf Insel angesiedelt und nun schon gewissermafsen einen Theil römischer Lebensformen eingewohnt en.

Was so der Verf. in den ersten drei Paragraphen es dritten Abschnittes in der Darlegung der äufse- Ereignisse bewährt hat, sucht er in den folgenden in der Gestaltung der inneren Verhältnisse zu lgen — und er behandelt diese Aufgabe mit glei- Scharfsinn, mit gleich umfassender Gelehrsam- Hier wird es uns jedoch schwerer blofs auszüg- zu folgen, und wir schliefsen diese Anzeige mit Wunsche, das aus dem Buche und über dasselbe etheilte möge recht Viele antreiben zu näherem um desselben und seines reichen Inhaltes.

H. Leo.

XXVIII.

acum or York under the Romans. By C. ellbeloved. York: sold by R. Sunter and Sotheran; and by Logman, Brown, Green Longmans, London. 1842. *X. u.* 168. *gr.* 8.

ıter den Stätten Englands, wo die Spuren der hen Herrschaft sich am häufigsten und deutlich- rhalten haben, nimmt das alte Eboracum, das York, ohne Zweifel einen der ersten Plätze ein: er hatte dort die neuere Zeit mit ihren Verän- en über und unter der Erde ihr Recht nicht so ltend gemacht, wie an anderen Orten oder das oracum selber war zu bedeutend, um ganz aus- t werden zu können. Was in früheren Zeiten nischen Alterthümern erhalten war oder gele- entdeckt wurde, ist theils von dem gelehrten n in seinem bekannten Werke Britannia Ro- zuerst erschienen 1607) beschrieben worden: sah zu seiner Zeit noch Manches, was jetzt ent- nicht mehr sichtbar oder in Privatsammlungen angen und so für den allgemeinen Nutzen ver- : theils hat auch York seinen eigenen Geschichts- gehabt, Drake, der mit besonderem Fleifs s der Römerzeit Vorhandene sammelte. Indes- sen fehlte es diesen, sonst gelehrten, Antiquaren an der nöthigen Unbefangenheit im Urtheil. Was soll man dazu sagen, wenn Camden wirklich vollständig glaubt, was die Sage erzählt, in der Kirche der heiligen Helena in York sei das Grabmahl des Kaiser's Constantius, der dort starb, entdeckt worden und die Todtenlampe, die bei seiner Beerdigung angezündet worden sei, habe sich noch brennend vorgefunden? Oder wenn er der mittelalterlichen Sage von der Geburt Constantin's des Grofsen vollständigen Glauben beimifst, die im Widerstreit mit aller Chronologie und allen sonstigen Nachrichten steht? Nach ihr soll Constantin in York geboren sein; diese Annahme war freilich im Mittelalter so allgemein, dafs noch auf den Concilien von Constanz und Basel im 15ten Jahrhundert die Gesandten England's aus dem Grunde den Vorrang vor denen von Frankreich und Castilien in Anspruch nahmen, weil „es eine allbekannte Thatsache sei, dafs das Königliche Haus von England Helena und ihren Sohn Constantin den Grofsen, den ersten Kaiser, der Kirchen zu bauen erlaubt hätte, hervorgebracht habe; denn beide seien in der Königlichen Stadt York geboren." Auf andere Weise, aber nicht minder stark versah sich der Geschichtsschreiber York's, der den gröfstmöglichen Ruhm und die höchste Blüthe in den Römerzeiten der Stadt, deren Gedächtnifs er feierte, aneignen wollte. Er nimmt unter andern an, York, das in alten Zeiten, da noch nicht andere Städte, besser durch ihre Lage dazu geeignet, mit ihm rivalisiren konnten, allerdings einen nicht unbedeutenden Handel trieb und auch wohl, weil die Ouse, an der es liegt, schiffbar ist, mit der See in Verbindung stand, habe vollständige Docks, „gefüllt mit allerlei Schiffen, Galeeren und Booten für Nutzen und Vergnügen" gehabt, und der ganze Morast, der heut zu Tage Foss-islands heifst, habe in den Römerzeiten diese Docks gebildet — eine Annahme, die aller Wahrscheinlichkeit entbehrt.

So war also wohl Grund vorhanden, auch ohne weitere äufsere Veranlassung, die Geschichte der Stadt, die unter den Römern in politischer und militärischer Hinsicht die erste Stelle in Nordbritannien eingenommen hatte, von Neuem zu untersuchen und daran, was von Alterthümern vorhanden war, anzuknüpfen. Es fand sich aber auch eine solche äufsere Veranlassung in der nicht unbedeutenden Vermehrung, welche die Sammlungen der Röm. Alterthümer durch

Digitized by Google

die Entdeckungen erfuhren, die in Folge der vielfachen Eisenbahnbauten und anderer Einrichtungen theils in der Stadt theils in ihrer Umgegend gemacht wurden. Es entstand der Wunsch, diese alle an einem Orte zu vereinen und ihr Uebergehen in Privathände oder alsbaldige Zerstörung zu verhüten. Die Yorkshire Philosophical Society nahm sich der Sache an: sie erlangte von der Stadt die vorhandenen Alterthümer zum Geschenk, und neben dem hauptsächlichsten Denkmal der Römerzeit, dem Thurme und der Mauer, die einst die Befestigungen des Römischen Eboracum bildeten, steht ihr Museum, das ein passendes Local für die schon früher vorhandenen und neu aufgefundenen Alterthümer enthält. Mr. Wellbeloved, dem das Geschäft, diese zu ordnen, geworden war, wollte auch zu ihrer Bekanntwerdung beitragen: er hielt nach Englischer Sitte über sie in eben jenem Museum Vorträge und diese Vorträge bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes. Die Form ist zwar verändert, der ganze Plan und die Einrichtung aber wurden durch den Zweck, für den es ursprünglich bestimmt war, bedingt. Auch merkt man wohl hier und da an der Färbung der Rede, dafs sie ursprünglich zum mündlichen Vortrage bestimmt war.

Mr. W. konnte nicht ein Publicum voraussetzen, das mit der Geschichte der Römischen Herrschaft in Britannien und mit den Römischen Antiquitäten so bekannt war, dafs es in einer blofs gelehrten Erläuterung hätte Vergnügen und Nutzen finden können. Er beginnt daher mit einer Einleitung, welche über den Fortschritt der Römischen Waffen und dann über die Legionen, Lagerplätze und Stationen der Römer handelt. Der erste Theil über die Eroberung des Landes ist mit Benutzung der neusten Untersuchungen von Englischen Antiquaren und unbefangenem Urtheil geschrieben. Mr. W. hält sich frei von den vielen Sagen, an die einheimische Schriftsteller so gerne glauben mögen. Neue Untersuchungen in Betreff von Localitäten hat er nicht, aber er verknüpft die vorhandenen mit grofsem Geschick zu einem anschaulichen Bilde.

Zu den schwierigen Puncten der Geschichte Britanniens unter den Römern gehört sein Verhältnifs zu Augustus. Caesar hatte das Land, wie Tacit. Ag col. c. 13. sich ausdrückt, den Nachkommen mehr zeigt als erobert übergeben, was freilich nicht Schuld des Feldherrn und seiner Unternehm die Hr. W. mit Unrecht als schlecht angelegt schlecht ausgeführt betrachtet, war. Wie ver sich nun Augustus? Hr. W. spricht sehr kurz darü er zeiht indessen Horaz Od. 3, 5 der Schmeich wenn er sage: *praesens Divus habebitur Augustu jectis Britannis imperio.* Wir halten dies nicht für, sondern für die getreue Erzählung dessen, wirklich geschehen war. Dafs Augustus zu ver denen Zeiten ernstliche Absichten hatte, Britann erobern, wissen wir aus Dio Cass. 49, 38; 53, 25 und Horaz. Od. 1, 21, 13 u. 1, 35, 29; scho Wunsch, zu vollenden, was sein Vater beg mufste ihn dazu treiben, wie er denn ja auch Pläne in Germanien weiter verfolgt hat. Indess Kostspieligkeit und die möglicher Weise lange einer solchen Unternehmung bewog ihn, die Unte lungen, welche die Gesandten der britischen in Gallien begannen, anzunehmen. Das Result selben erfahren wir aus Strabo IV, 5, 3 οἰκείαν τι παρεσκεύασαν τοῖς Ῥωμαίοις ὅλην τὴν νῆσον. ganz das von Schneidewin in einer Abhandlung „ Augustus und Britannien" (in den Verhandlung Philologenvereins vom Jahre 1843 p. 40 sq.) Licht gezogene Fragment aus Livius stimmt: *Augustus populo Romano nuntiat regressus a Br insula, totum orbem terrarum tam bello quam tiis Romano imperio subditum.* Die britischen entschlossen sich zu einer förmlichen Anerkenn Oberhoheit Rom's: ihre Gesandten kamen na und schwuren dort Treue und Frieden mit de denn ganz richtig, glaube ich, bezieht Sch Sueton's Worte Octav. 21 Quorundam barbaro cipes in aede Martis Ultoris jurare coëgit, se in fide ac pace, quam peterent, auch auf sandten Britanniens. Wahrscheinlich entschlo sich auch, den von Caesar ihnen auferlegten zu zahlen. Daher dann Augustus in der Folge britische Fürsten an seinem Hofe hatte und g lich ihre Thronstreitigkeiten schlichtete.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

ıracum or York under the Romans. By C. Vellbeloved.

(Schlufs.)

Der wichtigste und zweifelhafteste Punct indessen ritanniens ältester Geschichte ist die Entstehung Befestigungswerke, die von den Römern im Nor- der Provinz zum Schutze gegen die Barbaren führt wurden. Hr. Wellbeloved spricht darüber äuftig nach den neusten Untersuchungen, die an nd Stelle von Hodgson, dem Geschichtsschreiber orthumberland, vorgenommen wurden. Camden's ıng, die nachher trotz einzelner Abweichungen die ınliche geblieben ist, ging dahin, der südlichere dieser Befestigungswerke, bestehend aus 3 ziem- arallel laufenden Erdwällen und einem Graben, von Hadrian, der nördliche, bestehend aus einer icken und 12 F. hohen Mauer mit Thürmen und ehren, einem davorliegenden 25 F. breiten und tiefen Graben und endlich zwei Militairstrafsen, ıen der Mauer hinlaufen, rühre von Septimius s her. Die Entfernung der beiden Befestigungs- on einander ist sehr verschieden: sie beträgt r Stelle 1360 Fufs, an einer andern nur 35 F., eilen berühren sie einander. Die Mauer ist ı bei Wallsend an der Tyne 2 Engl. Meilen, entgegengesetzten Seite 3 Meilen länger als wall. Hodgson erklärt dagegen: er sei allmäh- ler festen Ueberzeugung gekommen, dafs beide ungslinien, sowohl die Mauer als die verschie- rdwälle, von ein und derselben Person und Zeit n. Die Gründe, die er anführt, beruhen zum ıf dem Anschauen der Localität, worüber es der nicht lange Zeit an Ort und Stelle weilte, heiden unmöglich ist. Er sagt, beide Werke verriethen eine auffallende Einheit in Plan und Ausführung, so dafs sie nicht aus verschiedenen Zeiten stammen könnten. Die Mauer läuft auf den höchsten Hügeln und Bergrücken entlang, und bildet die bei weitem stärkere Vertheidigungslinie; der Erdwall ist von leichterem Material und bildet die schwächere Linie. Er vermuthet daher, die Truppen, welche die Gränze vertheidigen sollten, hätten zwischen der Mauer und dem Erdwall gelegen: jene hätte zum Schutz gegen die Barbaren, dieser gegen etwanige Aufstände der Briten selber, vielleicht auch nur dazu gedient, um die Truppen von den Eingebornen abzusondern und zu isoliren. Ein entscheidender Beweis aber für die Einheit der Werke ist es, dafs in der Mauer und den damit verbundenen Lagerplätzen Inschriften gefunden werden, die theils Hadrians theils anderer Personen, die unter ihm lebten, Namen tragen. Die Inschriften selber werden nicht angeführt, auch sind sie Ref. sonst nicht zugänglich: er sieht sich daher aufser Stande darüber zu urtheilen.

Mr. W. tritt der Ansicht von Hodgson entschieden bei, auch aus dem Grunde, weil Severus, der gleich nach seiner Rückkehr von Caledonien starb, keine Zeit gehabt habe, ein so bedeutendes Werk zu vollenden. Die einzige Schwierigkeit liegt nur in dem Zeugnifs von Spartian, Eutrop, Orosius, Cassiodor, die dem Severus eine Befestigungslinie von dem einen Meere bis zum andern zuschreiben. Mr. W. stellt ihnen das Stillschweigen von Dio und Herodian entgegen, die bei der verhältnifsmäfsigen Ausführlichkeit, mit der sie von Severus' Krieg in Caledonien reden, schwerlich ein so bedeutendes Werk übergehen konnten: Spartian, Eutrop und die übrigen hätten überdem zu lange nach Severus gelebt, um von seinen Thaten genaue Kunde geben zu können. Er verwirft also ihr

Digitized by Google

Zeugnifs ganz und gar. Wir stimmen dem nicht bei. Spartian hatte bei seinem Berichte seine Quellen, wahrscheinlich einen den Zeiten von Severus nahe lebenden Autor. Eutrop, Orosius, Cassiodorus haben, wie ihr Ausdruck bezeugt, mit ihm aus demselben Autor geschöpft und eben dies kann wieder als Beweis dienen, dafs die Nachricht nicht ganz verwerflich ist, sondern nur von den unwissenden Compilatoren falsch aufgefafst und dargestellt wurde, wie es denn ja offenbar lächerlich ist, wenn es bei Spartian heifst: *Britanniam (quod maximum ejus imperii decus est) muro per transversam insulam ducto utrimque ad finem Oceani munivit, unde etiam Britannici nomen accepit*, als ob nur durch Anlage von Befestigungsarbeiten jener Ehrentitel erworben werden konnte. Es ist nur *eine* Steinmauer vorhanden und auch die Spuren keiner andern gefunden: Spartian spricht aber sowohl bei Hadrian als bei Severus von einem murus, nicht agger. Leicht also ist die Vermuthung, dafs Severus nur das alte verfallene Werk Hadrian's ausbesserte, eine Notiz, die Dio und Herodian als unbedeutend übergingen; die Spartian, der von der Grofsartigkeit der Werke gehört hatte, mit besonderem Preise begleitete. Die Gröfse und Dauerhaftigkeit der Mauer selber spricht eher für Hadrian's als für Severus' Zeiten: der letztere hatte überdem die Idee, die ganze Insel, auch Schottland, zu unterwerfen und sicherlich erreichte er seinen Zweck in der Gegend bis zu dem weit nördlicheren Wall von Antoninus Pius. Diesen also, nicht die südlichere Mauer, mufste er seinem ganzen Plane nach vergröfsern und mit einer Mauer versehen, wenn er überhaupt ein so grofses Werk unternehmen wollte.

In dem zweiten Abschnitt der Einleitung handelt Mr. W. zuerst über die Legionen und das Kriegswesen der Römer überhaupt, ohne dem Gelehrten Neues darbieten zu wollen. Er kommt dann zu den Legionen, die in Britannien standen. Es sind dies vier, die II Augusta, die VI Victrix, die IX Hispanica, die XX Valeria (denn dafs dies und nicht Valens ihr Beiname gewesen, zeigt Borghesi sulle iscrizioni Romane del Reno etc. Roma 1839 p. 43). Interessant ist der Widerspruch, in den Dio 55, 23 in der bekannten Aufzählung der Legionen seiner Zeit, mit den Inschriften, die sich in Britannien gefunden, kommt. Jener sagt, die Legio VI Victr. habe ihr Standquartier im unteren Britannien: aus diesem erhellt, dafs sie seit Antonin Pius in York stand. War also dem Dio York im si lichen Britannien? Nannte er vielleicht das nördlic nur das jenseits des Hadrians-Walles gelegene! A dere Legionen waren nur vorübergehend in Britann z. B. mit Claudius; nur auf den Münzen von Ca sius finden sich noch die Namen anderer, doch sch es mit ihnen eine ganz besondere Bewandtnifs haben.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über alten Städte Britanniens im Allgemeinen und Gründung von York insbesondere, die er in Agric zweiten Feldzug (79 n. Chr.) setzt, kommt Hr. W der Lage und dem Umfang des alten Eboracu geht dabei von dem Polybischen Lager aus. Er offenbar sei York anfangs eine Militairstation, fester Punct gewesen, um den Waffen der Röm nen sichern Anhaltpunct im Norden der Insel zu ge ren. Nachher, nimmt er nun an, habe man dies ger mehr und mehr befestigt, es seien allmähli dentliche Mauern und Thürme entstanden, ab Gestalt des Ganzen sei nicht verändert worden. Hauptdenkmal der Römischen Zeit in York ist m Thurm, der ein regelmäfsiges Vieleck bildet, innen offen, die Mauer unten 6 Fufs 8 Zoll dick, so weit er uns erhalten, etwa 18 Fufs hoch. Im hat dieser Thurm einen Durchmesser von etw Fufs und er war durch eine Mauer von beinahe Dicke in zwei Abtheilungen getrennt. Der Höh bildete er mehrere Stockwerke, die beiden unten von 5 Fufs Höhe: die Kammern des zweiten werks hatten Oeffnungen, zum Erspähen des F eingerichtet. Der Thurm bildete die Ecke der auf der südlichen Seite längs der Ouse ist no ein Stück der antiken Mauer erhalten. Die Zeit führte zu weitern Entdeckungen in Bet Richtung der Mauer. Man fand im Norden nem Thurme etwa 600 Fufs entfernt die Spur antiken Thores und zwischen diesem und dem T die Ueberreste anderer alten Befestigungswerke. falls in Thürmen bestehend, nur kleiner als mit Brustwehren und zum Theil mit einer A Schiefsscharten, die verschlossen werden k Auch auf der entgegengesetzten Seite fand ma liche, obwohl weniger deutliche Ueberreste. D

Digitized by Google

'echnet nun Hr. Wellbeloved den Umfang des al- Eboracum. Die früheren Antiquare hatten ihn 'a dem des heutigen York gleich angenommen und ıentlich auch behauptet, Eboracum habe sich über Ouse auf deren rechtem Ufer ausgebreitet. Die nde, worauf sich diese letztere Behauptung stütz- scheint Hr. Wellbeloved richtig widerlegt zu ɜn, und ich denke auch, die ganze Richtung der ıer zeigt, dafs sie sich längs des Flusses erstreck- nicht über denselben hinwegging. Aber darin ıen wir Hrn. Wellbeloved nicht beistimmen, wenn ıun als den Umfang von Eboracum ein Viereck nmt, dessen eine Seite etwa 650, die andere etwa yards betragen habe. Das ist viel zu wenig für Stadt, die, wie er selber glaubt, die erste in Nord- ınien war, die nicht unbeträchtlichen Handel trieb viel Soldaten in sich beherbergen sollte. Auch ganze Voraussetzung, worauf diese Berechnung ıt, können wir nicht billigen. Die Form einer ı Stadt mufste sich ganz nach der jedesmaligen lität richten. Noch viel weniger aber folgte man nau der alten Form des Lagers, dafs man, wie Vellbeloved annimmt, an jeder Seite der Mauer in Thor gemacht hätte, so dafs man, wenn man inem Stadtwall ein Thor gefunden hätte, daraus Uebrige finden könnte. Solche Annahmen sind isch: der Wunsch mehr zu ergründen als mög- t, verleitet sehr leicht dazu.

benso wenig können wir daher billigen, was über fentlichen Gebäude in dem Römischen Eboracum wird, zuerst über das Kaiserliche Palais. Wir ln, ob es überhaupt ein solches gegeben: Ha- ınd Severus und auch Constantius werden es sich uch in einem Privathause haben gefallen lassen: sicherlich nicht in allen Städten, wo die Kaiser ıfhielten, auch besondere Paläste für sie gegeben. Hrn. W. lag es an der Stelle des Praetorium, vor der porta decumana und diese wieder am , und darnach allein wird sein Platz bestimmt! ɔn Ueberbleibseln ist auch nicht eine Spur. Mehr ıich von den Vorstädten, die sich besonders in ten jenseits des Flusses ausgebreitet zu haben ı; und es ist merkwürdig, was Mr. W. anführt, ·i vielen Römischen Städten in England sich e Zeichen von Vorstädten ausserhalb des Umkreises der Mauern finden, ein Zeichen von dem friedlichen Zustande, der eine Zeit lang wenigstens in Britannien herrschte.

Nach diesen Bemerkungen kommt Hr. W. zu den erhaltenen Antiquitäten selber: er spricht über die Wohnhäuser, Mosaiken und Bäder p. 66 — 73, über Tempel, Altäre und Votivtafeln bis p. 94, von Grabdenkmälern bis p. 116, von irdenen Gefäfsen und Ziegeln bis p. 129, von kleinern Artikeln zum Nutzen oder Zier bis p. 133, endlich über Münzen bis p. 145. Jedem Abschnitte schickt er Einiges voraus, das den Leser mit den Gewohnheiten der Römer in Bezug auf die entdeckten Gegenstände im Allgemeinen bekannt machen soll. Ref. will die Abschnitte nicht einzeln durchgehen: die beschriebenen Antiquitäten sind für die Geschichte von York wichtig, neue Resultate im Allgemeinen geben daraus nicht hervor: er will nur einiges, was von gröfserem Interesse ist, hervorheben. Mosaiken haben sich hauptsächlich zwei gefunden, beide aber sind jetzt verloren und nur von einem existirt eine, diesem Werke nicht beigefügte, Zeichnung. Unter den religiösen Gegenständen verdient die meiste Beachtung ein Mithrasdenkmal, sehr roh gearbeitet und in der Darstellung nicht besonders abweichend von den sonst bekannten Denkmalen, aber deswegen sehr merkwürdig, weil es das einzige seiner Art ist, das sich in England findet — wonach die Aeufserung der neusten Schriftsteller über den Mithrasdienst, welche das Vorkommen solcher Denkmale in England läugnen, zu berichtigen ist. Bei dem alten Barcovicus (Housesteads) in Northumberland an der Hadriansmauer ist überdem neuerlichst eine Mithrasgrotte entdeckt worden, welche manche auf den Mithrasdienst bezügliche Gegenstände enthielt; das dabei befindliche Relief, das besser, als das von Eboracum war, wurde leider zertrümmert gefunden.

Unter den Inschriften ist merkwürdig zuerst die p. 88. (Platte X) beschriebene und abgebildete, von der aber durchaus keine genügende Erklärung gegeben wird, und auch Hr. W. weifs nicht, wie er sie lesen soll. Sie steht auf einem Votivaltar in verwitterten und wunderlichen Schriftzügen: besonders ist die erste Zeile verwischt, so dafs ohne eine etwas kräftigere Emendation kein Sinn herauszufinden ist. Wir lesen sie folgendermafsen:

Digitized by Google

MATRABVS. SACRVM.
M. MINV. MVDE.
MIL. LEG. VI. VIC.
GVBER. LEG. VI.
V. S. L. L. M.

Die erste Zeile war von den Englischen Antiquaren erklärt worden: Mat(ribus) Af(ricis) Ita(licis) Gal(licis), was entschieden falsch ist; denn ein Soldat wird nicht so vielen verschiedenen Localgottheiten seine Verehrung bezeugen wollen: noch viel weniger ist richtig, was ein anderer Gelehrter vorschlug M(arti) Aet(olico) Af(ro) Ita(lico) Gal(lico). Ich verbessere daher, wie oben angegeben, und vergleiche die Helvetische Inschrift bei Orell. n. 2080, wo dieselbe Form und Dedication sich findet. Und in dem alten Britannien zumahl scheint die Verehrung der Localgottheiten, die Matres hiefsen, sehr allgemein gewesen zu sein. Der Name des Soldaten selber *Mude* klingt barbarisch genug, wird aber auch nicht Römischer, wenn man ihn verbessert. Schwierigkeit macht nun noch die vierte Zeile. Indessen der Soldat, der diesen Stein setzte, bezeichnet sich als solchen schon in der dritten Zeile und was sollte er nun noch hinzufügen? War er auch vom gemeinen Soldaten etwa zu einem centurio oder einer andern Charge, die für einen solchen erreichbar war, aufgestiegen, so würde er doch nicht, dafs er miles gewesen, besonders aufführen. Ich erinnere mich nie dergleichen in Inschriften gelesen zu haben. Es ist also *Guber.* auf *Matribus* oder *Matrabus* zu beziehen und ich lese es Gubernatricibus leg. VI. Meine Erklärung ist folgende. Die sechste Legion hatte eine gefährliche Expedition unternommen, wahrscheinlich zur See, denn darauf geht gubernare: sie war glücklich zurückgekehrt und der Soldat setzte für sich den Gottheiten, denen er unterwegs ein Gelübde gethan, diesen Stein. Man vergl. die auf ähnliche Veranlassung entstandene Inschrift bei Orelli n. 1271.

Von den übrigen Inschriften heben wir heraus die schon bei Grut. p. 485, 1 nach Camden und zuletzt bei Orell. n. 190 herausgegebene, welche das einzige Zeugnifs, dafs Eboracum Römische Colonie war, und zugleich die einzige Erwähnung eines VI vir in Britannien enthält. Sie lautet indessen, wie sich nach wiederholter Untersuchung gefunden, so: M. VEREC. DIOGENES. Imm VIR. COL. || EBOR. IBIDEMQ. MORT. CIVES. BITVRIX CVBVS. HAEC. SIBI. VIVVS. FECIT, nicht wie Orell in der zweiten Zeile hat ITEMQ., wodurch sie unverständlich wird.

Von aufgefundenen Münzen hat Hr. W. wenig berichten: theils sind überhaupt nicht viele und nicht besonders interessante in York gefunden worden, theils sind sie sogleich in Privathände übergegangen. beschreibt nur eine kürzlich aufgefundene Goldmünze von Carinus, die zu den selteneren gehört. Er schl sein Buch mit einer Aufzählung der Strafsen, die Eboracum führten und es mit den übrigen Römi Niederlassungen verbanden. Nur der Römische von York erregt noch einige Zweifel: Hr. W. sch Eburacum, wie es in einigen Handschriften des rarium Antonini steht und was einige frühere Ei sche Antiquare vorgezogen hatten. Ptolemaeus, Eboracum schreibt, und die oben citirte Inschrift, einzige, in welcher der Name vorkommt, sind indes gewichtige Zeugen, als dafs von ihnen abgewichen den könnte. An und für sich freilich ist beides tig, wie aus der Vergleichung mit den ähnlichen men Gallischer Städte (S. 44) erhellt. Ganz dagegen scheint Hr. W. zu haben, wenn er Ebo mit kurzer vorletzter Silbe dem gewöhnlichen che der Engländer, die Eborácum sprechen, Zwar bei einem alten Dichter kommt der Na viel wir wissen, nicht vor und im Mittelalter der Gebrauch; aber die Gallischen Namen auf deren es eine grofse Menge giebt, Magontiacum maracum, Gesoriacum, und Völkernahmen z. B. vaci, werden entschieden kurz gesprochen.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist lich schön: ein Plan des alten York, wie Hr. sich denkt, mit seinen Vorstädten, ein ande heutigen York und 17 andere auf das Sauberste führte lithographische Platten, dienen dem Te Erläuterung, dem ganzen Buche zum Schmuck.

A. W. Zum

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXIX.

lendaagsch Kerkregt bij de Hervormden in lederland door Herm. Joh. Roijaards, Dr. en loogleeraar in de Godgeleerdheid, te Utrecht. wee Deelen. Utrecht, 1834. 1837.; *bij J. ltheer. XII u.* 261, *XII u.* 448 *pp.* 8.

Wenn die neueren Rechtslehrer wohl fast ohne ıahme darin übereinstimmen, dafs das deutsche ıtrecht auf gewissen gemeinrechtlichen Principien deren Erkenntnifs für die wissenschaftliche Ein- in jedes deutsche Partikularrecht unumgänglich g ist, und dafs andrer Seits die Erforschung ei- einzelnen deutschen Partikularrechts selbst dem en Verständnisse des gemeinen deutschen Rechts tlichen Vorschub leiste, so scheint auch für das seitige Verhältnifs des gemeinen und partikula- Kirchenrechts eine gleiche Annahme gerechtfer- rerden zu können. Denn so fest und übereiner- end auch die Grundlagen des gemeinen Kirchen- sein mögen, so treten dieselben doch zum Theil ollständig und deutlich in den partikularen Ge- ıgen hervor und die Ermittelung derselben wird selbst abgesehen von der Nothwendigkeit für ıwendung in concreto, schon an sich ein drin- Bedürfnifs. Wir behaupten dies zunächst vom h-katholischen Kirchenrechte, wenn schon an sprechenden es nicht fehlen wird, zumal an sol- welche die Mühe der Erforschung des Partikula- heuen; wir wenden jenen Satz aber auch auf ıngelisch-katholische Kirchenrecht an und dür- ıl wenigstens von protestantischer Seite allge- Zustimmung versichert sein. Es würde eben einem Irrthum beruhen, wenn man daraus, dafs artikularen im römisch-katholischen Kirchen- eine Bedeutung beigelegt wird, eine Negirung ncips der Katholicität folgern wollte, als wenn man auf der andern Seite behauptete, dafs dem evangelischen Kirchenrechte überhaupt eine gemeinsame (katholische) Grundlage fehle und alles evangelische Kirchenrecht nur partikular sei. Eine solche Ansicht kann nur aus einem absichtlichen oder irrthümlichen Verkennen des Begrifs der evangelischen Kirche selbst und des darauf beruhenden Kirchenrechts hervorgehen. Allerdings ist das katholische Moment des Protestantismus vielfach und mehr als gebührlich bisher hintangesetzt und die Partikularität zu sehr in den Vordergrund gestellt worden; es ist aber nunmehr unsere Aufgabe das richtige Verhältnifs des Allgemeinen und Gemeinsamen zum Besondern und Eigenthümlichen im evangelischen Kirchenrechte zu befestigen. Dies wird um so erfolgreicher gelingen, je mehr die Partikularrechte aller protestantischen Länder in ihrer Vollständigkeit uns vorliegen. Für Deutschland ist in der neuesten Zeit viel hoher Anerkennung Würdiges geleistet, nicht minder aber auch manches Treffliche in andern Territorien zu Tage gefördert, wovon bisher in Deutschland noch nicht die nöthige Kenntnifs genommen ist. Dies gilt insbesondere von dem in der Ueberschrift genannten Werke, über welches hier referirt werden soll.

Die evangelische Kirche der Niederlande hat für Deutschland im Allgemeinen und für Preufsen im Besondern eine grofse Bedeutung, welche bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aus mannigfachen engeren Verbindungen hervorleuchtet, aber auch seitdem, wenn dieser Nexus schon meistens gelöst worden, keineswegs als geschwunden angesehen werden darf. In den Anfängen der kirchlichen Entwickelungen Hollands und der Rheinlande erkennen wir Einen grofsen gemeinschaftlichen Act, aus welchem alle folgenden Organisationen hervorgegangen sind. So abweichend nun auch der gegenwärtige Organismus von dem ursprünglichen in jedem der beiden Länder geworden,

Digitized by Google

so ruht derselbe doch auf der gleichen gemeinschaftlichen Basis, welche ungeachtet der verschiedensten Schicksale und Umwälzungen nicht vernichtet werden konnte. Daher erscheinen die Kirchen beider Länder als Schwestern, welche ihre Verwandtschaft weder verleugnen können und dürfen, noch wollen, welche aber die eine in dieser, die andre in jener Hinsicht einen Vorsprung gewonnen hat und somit wohl geeignet ist, in ihren Vorzügen als Muster zu dienen. Hat namentlich die evangelische Kirche Deutschlands die Niederlande in der Wissenschaft vielfach überflügelt (m. s. *Augusti* Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Kirche und Theologie im Königreiche der Niederlande, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Statistik der evangelischen Kirche. Heft II. (Leipzig 1837. 8.) und *Ullmann* zur Charakteristik der holländischen Theologie gegenüber der deutschen, in den theologischen Studien und Kritiken 1844 Heft III.), so hat sich die holländische Kirche in der Praxis manchen Vorzug errungen und insbesondre auf dem Gebiete des Kirchenrechts schon einzelne Prärogativen erreicht, nach welchen in Deutschland, namentlich in den Rheinlanden und viel mehr in den übrigen Provinzen der preufsischen Monarchie, noch gestrebt wird. Wir wollen hier des Beispiels wegen nur an einzelne Beziehungen in dem Verhältnisse zum Staate und dessen Behörden, an die Wirksamkeit des Moderamens der Synode während der Zeit, da diese selbst nicht versammelt ist, und dergl. m. erinnern.

Wie in manchen deutschen Territorien Jahrhunderte hindurch für das Kirchenrecht nichts weiter geschah, als dafs man Repertorien und Sammlungen der Gesetze und sonstigen Erlasse der Behörden anlegte, die Forderungen der Wissenschaft aber weder nach Form, noch Inhalt befriedigte, so beschränkte man sich auch in den Niederlanden bis in die neuere Zeit auf ähnliche Zusammenstellungen (s. Roijaards I, 15 folg.). Daneben ist aber stets für die historische Entwickelung der niederländischen Kirche Treffliches geleistet worden, wie aus der literarischen Uebersicht in *Benthems* holländischer Kirch- und Schulen-Staat (Frankfurt und Leipzig 1698. 8.) S. 720 folg., bei *Theodor Fliedner* Collecteurreise nach Holland und England. B. II. (Essen 1831. 8.) S. 481 folg., *Augusti* a. a. O. vollständig erhellt. Ganz besonders ist *van der Tuuk* Handboek und *W. Broes* Kerk en Staat neben *Ypey* en *Dermout* Geschiedenis hier auszuzeichnen. In Hauptsache fehlte es daher nicht an den erforderl[illegible] Materialien zu einer wissenschaftlichen Bearb[illegible] des Kirchenrechts, welcher sich dann *Roijaards* mit [illegible] besten Erfolge unterzogen. Ihn trieb dazu ab[illegible] wohl das Bedürfnifs der Wissenschaft als der P[illegible] daher bezeichnet er die Schrift auch als: Een [illegible] boek voor Akademische lessen; alsmede ten g[illegible] van Predikanten en Leden van Kerkelyke Ve[illegible] ringen. — Seine Berechtigung zur Uebernah[illegible] Arbeit führt er darauf zurück, dafs das Kirch[illegible] eben so zum Rechtsstudium als zur Kirchenge[illegible] gehöre, daher auch Theologen dazu berufen [illegible] Wohl dem Lande, in welchem die Geistlichkeit [illegible] gemeinsamen Beruf anerkennt und demselbe[illegible] und Eifer widmet! Der früher in Deutschl[illegible] pflogene Streit, ob das Kirchenrecht zur Juri[illegible] oder zur Theologie zu rechnen sei, ist als [illegible] anzusehen, die Forderung aber, dafs Theolo[illegible] diesem Studium mit Liebe ergeben möchten, [illegible] mer ein unerfüllter Wunsch geblieben. Es i[illegible] That eine auffallende Erscheinung, dafs ev[illegible] Geistliche noch immer nicht einsehen wollen, [illegible] entbehrlich ihnen die Kenntnifs des Kirchenr[illegible] um sowohl den damit auf's Genaueste ver[illegible] misch-Katholischen gegenüber gerüstet zu [illegible] auf dem Gebiete der eigenen Kirche sich ih[illegible] bewufst zu werden, und gegen irrige und [illegible] sche Zumuthungen ihre Grenzen zu wahren. [illegible] in unsern Tagen wird dieses Studium mehr [illegible] Theologen nothwendig, und Hr. Roijaards [illegible] daher einen doppelten Dank auch von [illegible] her verdient, dafs er durch sein eigenes [illegible] Nachläfsigen angeregt, zum Bewufstsein [illegible] zu gelangen. Der Verf. bemerkt, dafs die [illegible] bei der Beschäftigung mit dieser Disciplin [illegible] eine so umfassende Aufgabe, als gemei[illegible] sten, zu stellen gewohnt sind, indem [illegible] römisch-Katholische als Protestanten, [illegible] Erörterung des Rechts ihrer Confessionen [illegible] ken pflegen, während die Juristen das Rec[illegible] schiedenen Confessionen mit einander ve[illegible] welke methode door sommigen, [illegible] de niet ongegronde bedenking gemaakt wer[illegible] door de grondige bevefening van het [illegible] bevorderd, maar veeleer belemmerd werd[illegible]

Digitized by Google

het Protestantsche, of het Roomsch-Katholieke rkregt zich niet in gelijkmatige bewerking mogt hengen etc." Der Verf. erklärt sich somit für die arationsmethode, der auch Ref. den Vorzug zuge-t, schliefst aber dadurch doch nicht die gemein-e Behandlung des Rechts der verschiedenen Con-onen aus. Da er selbst sich auf das Recht der mirten Kirche beschränkt, bleibt noch das der sch-Katholischen und Lutheraner andern Bearbei-vorbehalten. An Materialien fehlt es auch dafür (vergl. beim Verf. B. I. S. 11. 12 wegen der ch-Katholischen, wo aber *Van Espen* auffallen-Weise nicht genannt ist, und wegen der nicht-nirten Protestanten B. I. S. 15 f. verb. *Fliedener* O. B. II. S. 42 f. *Augusti* a. a. O. Achter Bei-möchte der Verf. daher bald Nachfolger finden!

Der eigentliche Zweck des Werks ist die Dar-ng des geltenden Rechts (Ik bepaalde my alleen hedendaagsche Kerkregt, daar dit en geheel on-ct lag, en voor praktisch gebruik meest noodig indem der Verf. aber wohl einsah, dafs eine iche Einsicht ohne Zurückführung der bestehen-istände auf die Vergangenheit nicht erlangt wer-onte, schickt er auch überall die geschichtliche llung voraus. Er erklärt diese für besonders ndig „in een' tijd, waarin bij sommigen geheele e van den geest van het Hervormde Kerkregt , des te gevaarlijker, naarmate men door an-ier en daar beginselen van Kerkregt hoort ver-n, die luide in strijd zijn met den geest onzer ode Kerk en harer wetgeving" (I. pag. VI. VII. II.). Die gegenwärtige Arbeit soll übrigens Vorläuferin einer umfangreicheren historischen ung sein, eines Handbuchs, während uns jetzt rbuch dargeboten ist.

Schrift beginnt mit einer Einleitung, in welcher iffe Kirche, Kirchen- und kanonisches Recht, lere Niederländisches Kirchenrecht zergliedert, en des ältern und neuern Rechts und die Ue-des Ganzen nachgewiesen werden. Daraus man sofort den Standpunct des Verfassers, als einen wahrhaft evangelischen bezeichnen rohl in Beziehung auf die Stellung, welche er der reformirten Kirche einnimmt, als gegen-anderen protestantischen Gemeinschaften und chen katholischen Kirche. Die Einleitung giebt daher auch nur zu wenigen Gegenbemerkungen Anlafs, wie insbesondere gegen die Eintheilung von: *het natuurlijke Kerkregt* (jus eccl. naturale), dat uit het denkbeeld der Kerk, uit de allgemeene gronden van natuurregt en zedekunde wordt afgeleid, en aan de zedewet getoetst wordt, en *het stellige Kerkregt* (jus eccl. positivum), dat op stellige, wettelijke, bepalingen rust: (§ 2 pag. 6 7), wobei auf die Schriften von Krug, Droste-Hülshoff, Walter u. a. hingewiesen wird. Der Vf. läfst hier nämlich unberücksichtigt, dafs die Idee *der Kirche* schon an sich positiv sei, da die Kirche als solche die christliche ist, — er bleibt aber fern von den Irrthümern und Auswüchsen eines auf allgemeinen, nicht christlichen Grundlagen erbauten sogenannten Kirchenrechts, eben so fern aber auch von der Ansicht, als ob in der heiligen Schrift bereits das System des Kirchenrechts enthalten sei, hält dagegen mit Recht für nöthig, überall an die Schrift selbst anzuknüpfen, wie er §. 7 S. 17 und in der Vorrede zu Band II. pag. IV treffend äufsert „Immers, ofschoon ik verre af ben van de meening, dat wy uit het Evangelie een stelsel van Christelijk Kerkregt kunnen opmaken, daar se Kerkgenootschappen, als van menschelijke instel-ling en vorm, grootendeels verschillen van de Gods-dienst, die van hoogeren, goddelijken oorsprong is; zoo zijn toch de beginselen van Christelijk Kerkregt, uit het Evangelie te putten, hetwelk de eeuwig geldige toetssteen blijft van alle kerkelijke bepalingen." Von gröfserer Wichtigkeit ist aber beim Verf. die Eintheilung des Kirchenrechts in das öffentliche (*het openbare*) und private *(het bijzondere)*, so wie in das innere *(het inwendige)* und äufsere *(het uitwendige Kerkregt)* in der sonst gangbaren Weise, gegen welche hier Weiteres auszuführen nicht erforderlich zu sein scheint, da in Deutschland sich gewichtige Stimmen bereits dagegen erklärt haben. Herr Roijaards stützt aber auf diese Distinctionen sein ganzes System, indem er im ersten Theile das öffentliche äufsere, im zweiten das private innere Recht darstellt, dadurch aber den eigenthümlichen alle Theile des Kirchenrechts durchdringenden Charakter verwischt oder wenigstens trübt und verdunkelt. (vergl. *Richter* Lehrbuch des Kirchenrechts §. 5, der zweiten Ausgabe). Der erste Theil: *Over de Hervormde Kerk in Nederland:* zerfällt in drei Abschnitte (Afdeelingen), über Wesen und Form der Kirche *(aard en vorm)*, ihre Verfassung und Verwal-

Digitized by Google

tung *(bestuur)* und ihr Verhältnifs zum Staate und zu anderen Confessionen *(Staatskerkregt)*. Der zweite Theil behandelt das kirchliche Leben: *Over het kerkelijke Leven:* und zwar *kerkelijke personen, zaken, handelingen.*

Diese Anordnung und Vertheilung des Stoffes erweckt mannigfache Bedenken und nöthigt sowohl zur Verbindung von Lehren, die gar keine Beziehung zu einander haben, als zur Trennung zusammengehöriger Materien und überdies zu Wiederholungen. Das Theilungsprincip selbst vermag auch der Verf. nicht consequent festzuhalten, daher erklärt er B. I. pag. 29 ;„Dit kerkelijke leven van den Hervormden Christen in Nederland leert dus de *inwendige Zijde* van ons Kerkregt kennen, doch tevens slechts de *uitwendige Zijde* van zijn Godsdienstig leven." — Während der Charakter der Synodalverfassung im Ganzen Theil I Abschn. I gezeichnet ist, wird im Abschn. II die Verfassung im Besondern dargestellt, dabei zugleich von den einzelnen Gliedern der verschiedenen Verwaltungskreise gesprochen. Darauf folgt in Theil II Abschnitt I die Betrachtung der einzelnen kirchlichen Glieder, insofern sie nicht als Genossen eines Collegii, sondern an und für sich in Erwägung kommen („Wij onderscheiden de kerkelijke vergaderingen van bestuur, en derzelven Leden als zoodanig ... van de kerkelijke personen, waar zij niet als Leden der vergaderingen, maar afzonderlijk, optreden" B. I. pag. 78). Diese Distinction ist allerdings statthaft, ja erforderlich, sie durfte aber nicht zu einer so völligen Auseinanderreifsung in Hauptabschnitten genommen werden. Noch auffallender ist die Trennung der Lehre über die Verwaltung der Kirchengüter (Theil I Abschn. II) von der Erörterung der einzelnen Kirchengüter selbst (Theil II Abschn. II). Diese werden aber zusammen als Kirchensachen mit den kirchlichen Büchern und Schriften (die heil. Schrift, Symbole und Formulare, Katechismen, liturgische Schriften, Gesangbücher u. s. w.) betrachtet, da man vielmehr den gröfseren Theil dieser Bücher in der Einleitung §. 7: Bronnen vor het Nederlandsche Hervorm Kerkregt: vollständig dargestellt hätte erwarten sollen und nicht in einer blofsen vorläufigen Uebersicht. Der Verf. verkennt übrigens nicht das Auffällige dies von der sonst üblichen und natürlichen Ordnung weichenden Systematik, und sucht sie mit der Eigenthümlichkeit des Niederländischen Kirchenrechts zu läutern („Intusschen eischt het Nederlandsche Hervorm Kerkregt, bij de behandeling van kerkelijke zaken eene geheel andere orde, dan welke in het Duitsche Protestantsche Kerkregt gewoonlijk voorkomt" I pag. 97). Daraus aber, dafs „de Duitsche Evangelisch Luthersche Kerken meer kerkelijke zaken mit de Römische Kerk hetten overgehonden, dan de Hervormde met name onze Vaderlandsche Kerk" und dafs diese tere ihre eigenthümliche Einrichtung, Gang, Entwicklung hat, rechtfertigt sich noch immer nicht die gewöhnliche und gezwungene Zusammenstellung beim Der Begriff „*het kerkelijke leven*" als „het be de verrigtingen en gedragingen der Hervormden ver zij door de kerkelijke wetgeving zijn voorgeschreven, of althans tot kerkelijke handelingen zich uitken" (B. II pag 1) scheint überhaupt zu weit wenn darunter aufsen den kirchlichen Hand auch das ganze Personen- und Sachenrecht fen wird.

Können wir uns hiernach mit der systema Anordnung des Herrn Roijaards nicht wohl befr so müssen wir auf der andern Seite der Aus der einzelnen Lehren selbst unsern vollen Beifall ken. Der Verf. beginnt regelmäfsig mit der lung des Princips der heiligen Schrift, als dem Prüfstein (de eeuwig geldige toetssteen), giebt einen geschichtlichen Abrifs des früheren Ve ses (wobei wir mitunter eine gröfsere Ausführ ungern vermissen) und entwickelt dann das be Recht, unter Angabe der Quellen, aus denen zweckmäfsig die entscheidenden Stellen wörtl genommen hat. Auch die literarischen Nachw sind zur Genüge vorhanden, und zwar nicht der holländischen, sondern auch der deutschen tur, mit deren Erzeugnissen der Verf. aufs G bekannt ist.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wir uns zur Relation über das Einzelne selbst

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

'endaagsch Kerkregt bij de Hervormden in 'ederland door Herm. Joh. Roijaards.

(Fortsetzung.)

Der erste Theil des Werks umfafst die refor- Kirche: in haren tegenwoordigen aard, eigen- pen, vorm, bestuur. Der Verf. geht dabei von göttlichen Ursprunge der Kirche überhaupt aus, scheidet aber die einzelnen kirchlichen Genossen- en, welche nicht wie die Kirche an sich ein voll- enes göttliches Gepräge haben, und tritt der h-katholischen Auffassung mit Bestimmtheit ent- Als allgemeinere Principien, Charakterzüge neene Karaktertrekken) bezeichnet er 1) Het ijke Genootschap is menschelijk van oorsprong igting; 2) is gegrond op de zuivere leer van en de Apostelen; 3) het altijd geldend beginsel eid van geweten en vrijheid van onderzoek; 4) rvormde Kerkengenootschap is veranderlijk in vorm naar tijden en plaatsen; 5) is vrij en dig in deszelfs werkzaamheid; 6) heeft ten zedelijk-godsdienstige entwikkeling der Ge- eden (B. I. pag. 31 seq.). Diesen Grundsätzen hen auch die besonderen Rechte, welche die te Kirche an sich und gegenüber dem Staate nämlich 1) het regt van Geloofsbelijdenis (jus onis); 2) van de Eerdienst (jus sacrorum); 3) eigen bestuur te regelen (jus regiminis); 4) re Leeraren te kiezen, te beroepen en in te jus sacerdotii); 5) om hare geloofsbelijdenis, , kerkelijke inrigting en bestuur, in ove- ming met den Bijbel te wijzigen of te ver- naar de werkelijk bestaande behoeften (jus onis); 6) het regt van kerkelijk opzigt en s disciplinae et excommunicationis) a. a. O. seq.).

dieser Darstellung der „*Aard*" folgt im er- sten Abschnitte die „*Vorm*" der niederländischen reformirten Kirche. Es beginnt der Verf. mit einer Bezeichnung der ursprünglichen kirchlichen Verfassungsformen und reiht daran die Presbyterial-Synodalverfassung, als die der reformirten Kirche überhaupt. Die eigenthümliche Gestaltung dieses Organismus bringt Hr. Roijaards mit der republikanischen Organisation des Staats in Zusammenhang („de Presbijteriaal-Synodale Kerkvorm scheen althans met den zich ontwikkelenden Republikeinschen geest onzer Vaderen overeen te komen etc."), er läfst aber einen andern hierbei mitwirkenden und zum Theil (nämlich in Deutschland) allein entscheidenden Factor unberücksichtigt, die Verschiedenheit der Confession des Landesherrn, welcher das alte Bekenntnifs aufrecht zu erhalten bestrebt war, und der Unterthanen, welche sich für die Reformation entschieden hatten. Der daraus entstehende Conflict bewirkte, dafs die neu sich bildenden evangelischen Gemeinen das Kirchenregiment, völlig getrennt von der Staatsgewalt, handhabten, und so auch für die spätere Zeit eine Scheidung des jus in sacra vom jus circa sacra, nicht blofs im Begriffe, wie auch bei den Lutheranern, sondern in den Verwaltungsorganen bewirkten, namentlich die Vereinigung beider Regimente in der Hand des Landesherrn verhinderten. (Den weitern Beweis für dieses Verhältnifs, das wir übrigens auch bei den Lutheranern unter gleichen Voraussetzungen wieder finden, giebt die geschichtliche Ausführung in des Referenten Darstellung des evangelichen Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen. Königsberg 1844.). Eine andere Lücke zeigt sich beim Verf. darin, dafs er die unmittelbare Entstehung der Presbyterial-Synodalverfassung in den Niederlanden aus dem Zusammenhange mit der Verfassung der Waldenser nicht hervorgehoben hat (vgl. das cit. rhein.-westphäl. Kirchenrecht S. 73 folg.). Uebrigens ist nicht blofs in der Schweiz, Schottland,

Digitized by Google

England und den Niederlanden, wie der Verf. S. 48 angiebt, sondern auch in einzelnen Theilen Deutschlands mehr oder minder vollständig die Presbyterial-Synodalverfassung in voller Wirksamkeit (m. s. die Uebersicht bei *Richter* Lehrbuch des Kirchenrechts § 31. 164) —. Wir erhalten nunmehr eine Skizze der früheren kirchlichen Form in den Niederlanden von 1568 (Synode zu Wesel) bis 1795, mit allgemeiner Bezeichnung der in diesen Zeitraum fallenden Synoden und der von denselben erlassenen Kirchenordnungen; dann wird der Uebergang zur späteren Form durch die französische Herrschaft, und endlich die seit 1816 begründete neue und noch jetzt bestehende Verfassung nachgewiesen.

Während dieser ganze Abschnitt (bis § 21 S. 77) in der Hauptsache nur eine äufsere, mehr statistische Darstellung giebt, den Umfang gewissermafsen bezeichnet, enthält der zweite Abschnitt (§ 22—43. S. 78—194) die Ausführung, den Inhalt, die specialisirte Verfassungsform sowohl der älteren Zeit, als der Gegenwart.

Seit der Synode zu Wesel zerfiel die gesammte reformirte Landeskirche Anfangs in vier, seit 1618—1619 in drei Kreise, welche die Kirche repräsentirten. Das leitende Princip war dabei: Es soll keine Kirche, kein Diener, kein Aeltester, kein Diaconus einen Vorzug, eine Herrschaft über den andern haben, sie sollen vielmehr allen Argwohn und böse Gelegenheit vermeiden: (Art. 1. der Synode zu Emden von 1571). Dem widersprach aber nicht eine gewisse Subjection zur Erhaltung der Ordnung, eine Art hierarchia jurisdictionis, wenn man diesen Begriff hier analog anwenden will: denn in Zweifel- und Streitfällen bedurfte man höherer Instanzen und einer definitiven Entscheidung. Demnach stand an der Spitze jeder Gemeine ein Presbyterium (*Kerkeraad*, Kirchenrath), zusammengesetzt aus der Ortsgeistlichkeit und den Presbytern (Laien-Aeltesten), so wie ursprünglich auch den Diaconen. Der Geschäftskreis desselben umfafste die Leitung der Gemeine überhaupt, insbesondere aber die Aufsicht und Kirchenzucht, Ausfertigung von Zeugnissen, die Aufbewahrung der Kirchenbücher. Von diesem sogenannten *kleinen Kirchenrath* unterschied man den *grofsen*, zu welchem noch die Diaconen und die früheren Presbyteren und Diaconen zugezogen wurden und deren Zusammentritt bei der Wahl eines Predigers erfolgte.

Ueber dem Kerkeraad stand die *Klasse* (Kr synode), gebildet in bestimmten Kreisen von den geordneten der Presbyterien, je einem Geistlichen Aeltesten und geleitet von drei Moderatoren, ei Präses, Assessor und Scriba. Die Klasse erse als die höhere Instanz für den Kirchenrath, und b im Besondern die obere Aufsicht und Disciplin (konnte sie die excommunicatio major verhängen, rend das Presbyterium nur das Recht hatte, vor ligen Abendmahle auszuschliefsen, auch konnt Prediger und Aelteste suspendiren und absetzen). auch die Prüfung der Studirenden der Theologi Approbation der Prediger, die Ertheilung der nisse für diejenigen, welche zu einer Stelle in andern Klasse berufen wurden. Besondre de Geistliche der Klasse hatten die Schlüsse dersel Vollzug zu setzen, auch die regelmäfsige Vis der Kirchen und Schulen zu übernehmen und üb Wirksamkeit in der Klassical-Versammlung abzustatten.

Sämmtliche Klassen einer jeden Provinz g zur *Provinzial-Synode*, welche aus Abgeordne ersteren zusammengesetzt war, nebst zwei we Commissarien (twee Commissarissen-Politiek Wahrnehmung des Interesses der Provinzialstaa einem Abgeordneten des Magistrats des Syn Auch gehörten zur Synode Deputirte von den Provinzial-Synoden als Correspondenten. Die der Provinzial-Synode war die Erhaltung des der Einheit zwischen den Klassen, Gemeinen rern, die Bewahrung der reinen evangelischen die Beschlufsnahme als Kirchengericht in solche lichen Angelegenheiten, welche nicht beim Kir oder der Klasse erledigt worden, die Unter bedürftiger Kirchen und Personen innerhalb fserhalb des Landes. — Gerade in der letzte hung bestand auch eine genauere Verbindung derländischen Synode mit den Synoden vo Berg, Cleve und Mark, weshalb auch gegense Correspondenten zu den Versammlungen ab wurden (m. s. die cit. Geschichte des Kirch von Rheinland-Westphalen S. 236 u. a.). S Fragen, welche Lehre und Verfassung b schickte man sich gegenseitig zur Beantwortu die Acten der rheinischen Synoden mannigfa ben, so wegen Uneinigkeit zwischen der U

Digitized by Google

d den Predigern (Acten der Bergischen Synode von 77), wegen der Erledigung einiger casus matrimo-les, wegen des bekannten Streits über das Rons-rfer Glaubensbekenntnifs (Bergische Synode von 1759) a. m.

Die Provinzial-Synoden standen endlich unter der *tional-Synode*, die von je zwei Predigern und je zwei *testen* aus jeder Provinz gebildet werden sollte. se „algemeene Versamelinge aller Nederlandsche ken" (s. beim Verf. S. 52. 53) trat aber seit 1580 fünfmal zusammen, die vierte zu Haag 1586, die te zu Dordrecht 1618—1619, und unterblieb seit-. Ihr eigentlicher Zweck sollte berühren: die Lehre, Kirchenregiment und besondere Sachen, welche in Provinzial-Zusammenkünften nicht ausgeführt oder digt werden konnten oder die alle Kirchen gemein-*ftlich* angingen. Da diese Bestimmung nicht zur iehung kam, blieben die Provinzial-Synoden die ste Instanz für jede Provinz. Die Einheit der ıtlichen Provinzen wurde aber durch die Absen-der Correspondenten erhalten, freilich nicht ge-ıd, weshalb der Verf. nicht umhin kann, wieder-zu bemerken (m. s. S. 58. 81. 87 u. a.): „De *vergadering*, die der nationale Synode . . be-e wel tot de instellingen onzer Kerk, maar was *18 niet* aanwezig, waardoor de eenheid, die in orm gemist werd, ook in het bestuur niet gevon-erd."

iese Organisation blieb in voller Wirksamkeit r französischen Invasion, seit welcher die Ab-*g* der Provinzial-Synoden meistens gehindert doch erfuhr die Verfassung selbst keine Abän-. *Nach* der Begründung des Königreichs Hol-unter der oberen französischen Leitung, ward *eue Einrichtung* beschlossen, nach welcher ins-ere die noch fehlende Nationalsynode in's Leben sollte. Vor der Ausführung erfolgte aber 1810 verleibung Hollands zum französischen Reiche n beabsichtigte nun die französische Verfassung *ıren* (*s.* S. 60 Anm. 2. vergl. meine oben cit. S. 770 folg). Die Restitution des Oranischen *hinderte* jedoch die Vollziehung und die älte-itutionen mit Modificationen kamen durch das ent vom 6ten Januar 1816 wieder zur Geltung. em Inhalte dieses Gesetzes, so wie der späte-ordnungen, besondern Instructionen und Schlüs-sen der Synoden giebt der Verf. eine detaillirte Schilderung der nunmehrigen Verfassung, bei welcher aber passender von den untergeordneten zu den höheren Collegien ausgegangen wäre, während in der Schrift der umgekehrte Weg eingeschlagen ist.

Wie früher besteht für jede Gemeine ein: *Kerkerad:* (§. 32, 33), gebildet aus den Geistlichen und: de achtenswaardigste, kundigste en voornaamste Leden. Wo es an solchen Gliedern fehlt, soll der Prediger mit dem Klassikal-Moderamen die Angelegenheiten des Presbyterii besorgen. Die Zahl der Aeltesten und Diaconen richtet sich nach der der Prediger, ihre Ernennung erfolgt durch den Kirchenrath. Dieser selbst ist aber ein ordentlicher, enger (gewone) oder ein aufserordentlicher, breiter (buitengewone, breede), zu welchem letztern auch die Diaconen gehören. Davon unterscheidet sich aber der grofse Kirchenrath, welcher sich an den Orten findet, wo neben der niederdeutschen auch eine französische Gemeine besteht, deren gemeinsame Interessen von ihm wahrzunehmen sind, während die besonderen von speciellen Presbyterien besorgt werden.

Mehre Gemeinen bilden die *Klasse* (§. 29—31), deren Verwaltung einer: *Klassikal Bestuur of eene Commissie van Moderatoren voor het kerkelijk Bestuur in het klassikaal Ressort*, also einem Klassikal-Moderamen zusteht. Dazu gehört ein Präses, der zugleich in dem Provinzial-Moderamen steht, ein Secundus (Stellvertreter des Präses), der als Assessor fungirt, ein Scriba und zwei bis vier deputirte Prediger (nach der Gröfse der Klasse oder der Zahl der Mitglieder), so wie Ein Aeltester oder Alt-Aeltester (gewesener Aeltester) (Ouderling of Oud-Ouderling). Die Wahl der Mitglieder erfolgt, indem für jeden die Repräsentanten der ganzen Klasse (Klassikale Vergadering) sechs aus ihrer Mitte vorschlagen, welche vom Provincial-Moderamen auf drei reducirt werden, von denen dann der König einen ernennt. Der Aelteste bleibt im Moderamen Ein Jahr, die deputirten Prediger fungiren zwei, der Scriba drei Jahre, der Präses und Assessor so lange, als sie zum Provincial-Moderamen gehören. Die Moderatoren versammeln sich regelmäfsig alle zwei Monate. Ihr Geschäftskreis umfafst die Visitation, Disciplin (Kirchenzucht in erster Instanz, bei Sachen des Presbyterii in zweiter), die Prüfung und Zulassung der Schulmeister, die Sorge für vacante Ge-

Digitized by Google

meinen, die Aufsicht bei Berufung, Befestigung und Entlassung der Prediger, die Beförderung der Liebesgaben, die Aufsicht über die Wittwenkasse der Klasse und die Sorge für Wittwen und Waisen der Prediger, die Vollziehung der Aufträge des Provinzial-Moderamens und die Berichterstattung an das Departement des Ministerii über Personalveränderungen in den Ringen u. s. w. — Neben dem Klassikal-Moderamen giebt es noch für die Klasse eine: *Klassikale Vergadering:* eine jährliche Versammlung sämmtlicher Prediger nebst den Aeltesten, die nach früherer Sitte zur Klassikal-Versammlung zu kommen pflegten, und deren Function als: kerkelijk Kiescollegie: in der Bestimmung der Sechszahl für Vacanzen im Moderamen, in der Abnahme der Rechnung über die Wittwenkasse und anderer Fonds, so wie in der Wahl eines: klassikalen Quaestor (Schatzmeisters) besteht. — Jede Klasse zerfällt in Ringe (Kreise), welche: *Ringsvergaderingen* (Kreisversammlungen) halten, nämlich Zusammenkünfte der Prediger des Kreises, um die Wahrnehmung vacanter Gemeinen, besonders während des Gnadenjahrs, zu ordnen, den Zustand ihrer Gemeinen darzulegen und über dessen Verbesserung zu berathen, die Beiträge zur Wittwenkasse u. s. w. zu entrichten, auch besonders um den wissenschaftlichen Fortschritt der Geistlichen zu befördern. Die Leitung dieser Versammlungen übernimmt ein von den Predigern frei gewählter: Praetor, dem ein Scriba zur Seite steht.

Die dritte Art kirchlicher Kollegien bilden: *Provinciale Kerkbesturen* (Provinzial-Moderamen) (§ 28). Es gehören dazu Ein Prediger aus jeder Klasse, ein Scriba (gewöhnlich einer der Prediger der Provinzial-Hauptstadt) und Ein Aeltester oder Alt-Aeltester aus Einer der Klassen, die abwechselnd einen solchen senden. Die Prediger und der Aelteste werden wie beim Klassikal-Moderamen gewählt, der Scriba aus einer vom Provinzial-Moderamen bezeichneten Dreizahl vom Könige ernannt. Für jedes ordentliche Mitglied (Primus) wird zugleich nach demselben Wahlmodus ein Stellvertreter (Secundus) erkoren, der im Verhinderungsfalle des Primus eintritt. Den Präses bestimmt der König unmittelbar aus sämmtlichen Moderatoren. Der Präses und der Aelteste fungiren Ein Jahr, der Scriba und die übrigen Glieder drei Jahre. Die ordentliche Versammlung wird dreimal jährlich gehalten, daneben außerordentliche, so oft es das Bedürfniß erheischt. Uebertragen ist dem Moderamen die Sorge für den Gottesdienst, die gute Ordnung und die Handhabung der kirchlichen Gesetze in der Provinz, und zu dem Behufe auch eine gesetzgebende Gewalt in seinem Kreise, auf Grundlage der allgemeinen Verordnungen. Es erscheint als zweite Instanz für die von der Klasse in erster Instanz beurtheilten Sachen (die fernere Appellation ist unstatthaft), übt die höhere Disciplin, entscheidet über die Zulassung der Kandidaten zum Predigtamte, besitzt die Censur über theologische Schriften.

An der Spitze der ganzen kirchlichen Verwaltung steht die *allgemeine Synode* („De Synode oefent hoogste kerkelijk bestuur uit"). Zu derselben gehören als permanente Mitglieder ein Secretair und Schatzmeister (Quaestor), jener aus den Predigern im Haag, dieser aus den Aeltesten in Amsterdam aus der von der Synode proponirten Dreizahl durch den König ernannt. Wechselnde Glieder sind dagegen aus jedem Provinzial-Moderamen ein von diesem frei erwählter Prediger, und Ein Aeltester, der nach der Reihe von einem der Provinzial-Moderamina erkoren wird. Deputirter erscheint auch von den französischen (Wallonsche Kerken) und Einer von den ost-indischen Gemeinden, aus den für diese bestehenden Commissionen genommen. Alle diese haben ein votum decisivum in den Berathungen; dagegen haben noch drei Deputirte von den reformirten theologischen Facultäten zu Leyden, Utrecht und Gröningen nur ein votum consultativum („geene concluderende, maar eene praeadviserende stem"). Nur der Aufsicht wegen, aber ohne jede Stimme, wohnt der Synode das Haupt des Ministerii des reformirten Cultus nebst einem Secretair oder statt des Ministers einer oder mehre von Commissarien reformirten Bekenntnisses. Alle ordentlichen Glieder der Synode haben auch Stellvertreter (Secundi). Das Moderamen der Synode besteht aus einem Präsidenten, Vice-Präsidenten, Secretair und Schatzmeister.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

lendaagsch Kerkregt bij de Hervormden in Nederland door Herm. Joh. Roijaards.

(Schluſs.)

Die Synode tritt jährlich im Haag am ersten Mitt- ı des Monats Juli zusammen, und auſserdem in fällen nach besonderer Genehmigung des Königs. Geschäftskreis des Collegii begreift die Aufsicht die Kirche im Ganzen und Einzelnen, insbesonden Gottesdienst, die Lehre und Zucht und Ord- . Allgemeine Verordnungen werden von ihr be- ıhtet oder entworfen und dann vom Könige sanctio- Als richterliche Behörde bildet die Synode die ɜ Instanz für Sachen, die in erster beim Provinzialramen verhandelt sind, und die erste Instanz für ɜ Angelegenheiten, wegen derer an das Ministeappellirt werden kann.

Da die Synode in ihren Sessionen nicht alle vorenden Sachen zu erledigen vermag, ergab sich othwendigkeit zur Bestellung besonderer Comnen. Nach fortgesetzten Verhandlungen seit 1821 826: *De synodale Commissie voor de binnenlandıoodtijdende Kerken* zu Stande. Mannigfache n über Eingriffe der römisch-Katholischen trurner zur Bildung einer: *Synodale Commissie van pondentie* bei 1824, die sich bald zu einer Cen- Commissie erweiterte und welcher verschiedene rhältniſs beider Confessionen berührende Angeeiten zugewiesen wurden. Es erschien nun zweckɜr, die Geschäfte der beiden Commissionen, dein noch andere hinzuzufügen beabsichtigte, einzigen Collegium zu übertragen, und daher entim Jahre 1827 die: *Algemeene Synodale Comder Nederlandsche Hervormde Kerk:* mit dem „auf daſs die reformirte niederländische Kirche als 14 Tage repräsentirt sei," somit die in der ɜnzeit beim Ministerium angebrachten Sachen *kirchlich* durch die Synode erledigt und nicht durch den Staat entschieden würden. Auch sollten die Schlüsse der Synode, nach der Auflösung derselben, durch die Commission ordentlicher ausgeführt werden. Man folgte hierbei dem Vorgange der Lutheraner, welche eine Synodal-Commission zu gleichem Zwecke schon früher besessen hatte. In der Instruction für die Commission vom 26. November 1827 heiſst es: „Zij outhout zich van het maken van nieuwe bepalingen, het veranderen van bestaande verordeningen, of het invoeren van nieuwe inrigtingen, maar is bevoegd om dartoe voordragten aan de Synode te doen." Sie ist also nur eine ausführende und verwaltende Behörde, welche aber die Kirche repräsentirt, so lange die Synode nicht beisammen ist. Sie besteht aus sieben Mitgliedern, zwei beständigen (dem Präsidenten und Secretär der Synode) und fünf anderen, welche aus Predigern, Aeltesten oder Alt-Aeltesten nach einer von der Synode proponirten Zweizahl vom Könige ernannt werden. Jährlich tritt ein Mitglied aus, das aber wieder wählbar ist. Aus keiner Provinz darf mehr als ein Glied erkoren werden, mit Ausnahme von Süd-Holland, wo neben dem Secretär noch Einer gewählt werden kann. Die Commission hält jährlich drei ordentliche Sitzungen im Haag und versammelt sich auſserordentlicher Weise auf Veranlassung des Geistlichen Ministerii.

In dem Abschnitte über die Verfassungsform giebt das Lehrbuch noch speciellere Nachweisungen (§ 34 flg.) über die mit der reformirten Landeskirche verbundenen Wallonen, Hochdeutschen, Englischen und Schottischen Gemeinen, so wie die niederländischen Kirchen in Ost- und West-Indien, und theilt die Rechtsgrundsätze mit über die Secretäre, Quästoren, Stellvertreter (Secundi of Plaatsvervangers) und die bei der Verwaltung der Kirchengüter beschäftigten Kirchenvögte, Empfänger, Verwalter, Notabeln, Stimmberechtigte u. s. w.

Digitized by Google

Vergleicht man den jetzt bestehenden Organismus mit dem älteren, so zeigt sich ein unverkennbarer Fortschritt in der gröfseren äufseren Einheit durch Vermittlung der Synode und allgemeinen Synodal-Commission; eben so ist es ein Vorzug, dafs die Deputirten nicht so, wie früher, streng an die Vollmacht ihrer Committenten gebunden sind („alle Leden van Kerkbestuur stemmen hoofdelijk, zouder eenigzins gehouden te zijn aan lastbrieven." Allg. Reglem. Art. 4. s. S. 85); ferner ist die Sorge für schleunigere Erledigung aller zur Beurtheilung kommenden Angelegenheiten durch die gegenwärtige Einrichtung wesentlich befördert und erleichtert. Auf der andern Seite besafs aber die ältere Verfassung bedeutende Vorzüge, welche nicht berücksichtigt zu haben der die neuen Organisationen schaffenden Synode zum Vorwurfe gereicht. Vor allem ist dies das zu grofse Uebergewicht des geistlichen Standes in dem Moderamen der Klassen, Provinzen und der Synode selbst. Die Presbyterial-Verfassung ist dadurch in der wesentlichsten Grundlage verletzt und die Reformirten werden in der Hinsicht sehr durch die lutherische niederländische Kirche übertroffen, deren Synode zur Hälfte von Predigern und Laien gebildet wird, eben so wie auch das unter derselben stehende zweite Collegium, die Synodal-Commission, besetzt ist. Nachtheilig ist auch der zu schnelle Wechsel der Glieder des Moderamens. Die innere Einheit der gesammten reformirten Kirche war früher in höherem Grade vorhanden; inwiefern dies aber Folge der älteren Verfassung sei, mufs dahin gestellt bleiben (m. s. noch *Fliedner* a. a. O. und *Hase* Kirchengeschichte (5te Aufl.) S. 539). Bei einem Vergleiche der niederländischen Einrichtungen mit den deutschen am Rhein und Westphalen ergeben sich für jene meistens nach der Seite hin gewisse Vortheile, welche aus dem Verhältnisse zum Staate hervorgehen. Dies zeigt sich schon z. B. darin, dafs die allgemeine Synodal-Commission in den Niederlanden leicht zu Stande kommen könnte, während die Einführung des Collegium qualificatum in Rheinland-Westphalen noch immer besonderen Schwierigkeiten unterliegt (vgl. die oben cit. Schrift S. 916 u. a. m.). Ueber die Stellung der reformirten Kirche zum Staate überhaupt giebt aber der dritte Abschnit: *Staatskerkregt* nähere Auskunft.

Der Verf. erläutert den Begriff: Staatskirchenrecht (§ 44.), als: de Regten naar buiten, die het uitwendig Kerkrecht vestigen, en in zooverre deze de betrekking van Kerk en Staat bepalen: und gi (§ 45 S. 196—208) eine genaue Uebersicht der steme, welche nach und nach über das Verhältnifs Kirche und Staat aufgestellt worden sind. Mit deutschen Literatur ist er auch hierbei ganz vert und er folgt auch der in Deutschland hergebrac Weise der Charakteristik der verschiedenen Theori Wir hätten aber von ihm wohl eine Darstellung eigenthümlichen Auffassung der holländischen Sc steller über das fragliche Verhältnifs erwarten d So wie wir es billigen, dafs er seine Landsleut den Resultaten der Forschungen Deutschlands i ser Materie bekannt macht, können wir wohl au gleich fordern, dafs er die wissenschaftlichen Res wie sie in den Niederlanden gewonnen wurden, nicht vorenthalte. Das einfache Citiren einzelne ländischer Autoren zusammen mit deutschen reicht hin; vielmehr mufste, wie der Einflufs deutscher senschaft auf Holland, auch die Einwirkung Ho auf Deutschland näher geschildert werden. In zelnen betrachtet er das Episcopal-System al Uebergang vom Katholicismus zum Protestanti das Territorial-System verwirft er („dit Territ stelsel schijut in strijd met de belangen en de v der Evangelische Kerk etc."); das Collegial-S erscheint ihm als geeignet zum Uebergange a reformirte Kirchenrecht einzelner Territorien halb Deutschlands. Calvin suchte aber jeden E des Staats auf die Kirche auszuschliefsen und bef das Princip, nach welchem die Kirche sich selb dig regiere („dat het gezag over de Kerk bij d zelve berustte"). Hierauf beruhen drei Systeme der unbedingten kirchlichen Freiheit („dat de paalde kerkelijke vrijheid"), welches sich in bl Kirchengenossenschaften, ganz besonders in Nor rika findet, „dat ideaal van kerkelijke vrijheid even onvolkomen in de uitvoering!" 2) Das Syst Schutzes (dat der Bescherming), nach welche Staate Beschirmung und Förderung der Kirche sprucht wird. 3) Das System der Majestätsrech Staats (dat der Majestätsregten van den Staat). zweite ist anerkannt in Genf, in der Presbyterial Englands und besonders in Schottland, das dri aber dasjenige, dessen Verwirklichung die Gegen erstrebt, namentlich auch in Deutschland. — Dafs

Digitized by Google

ıffassung eine mangelhafte sei, bedarf wohl keines weises. Auffallend ist besonders, wie der Verf. in ı nord-amerikanischen Zuständen ein Ideal kirchıer Freiheit finden kann, da vielmehr die höhere ere Einigung der Kirche mit dem Staate in der Idee Reiches Gottes als das ideale Verhältnifs zu beıhten sein dürfte. Das dritte System ist für die xis in den Staaten gemischter Confession das naiche; doch darf nicht unbeachtet bleiben, dafs die *fession* des Landesherrn selbst zu einer wesentliı Modification dieses Systems beiträgt, was selbst römisch-katholische Kirche anerkennt, indem sie katholischen Staatsoberhaupte gröfsere Befugnisse läfst, wenn schon allerdings dieser Kirche das Prinınbedingter Freiheit, zugleich mit den erforderli- Einwirkungen auf den Staat selbst, am Meisten *gt.* Diese Rücksicht auf die Mitgliedschaft des ten und die dadurch bedingten Patronatrechte be- *der* Verf. übrigens am Schlusse des § 46. S. 212, lem er die aus den verschiedenen Systemen flieen Grundsätze bezeichnet, wobei er die in Deutschibliche Terminologie recipirt hat. Hieran schliefst 47—52) die Schilderung der niederländischen ıltnisse selbst. Ein kurzer historischer Abrifs voran (vergl. die Literatur S. 213 Anm.). Die *ınglich* befolgten Grundsätze Calvin's über das enregiment konnten nicht mehr verwirklicht wer- *seit der* Staat Einflufs auf die Kirche gewann, bildeten sich zwei Parteien, welche unter hefstreitigkeiten ihre Principien durchzusetzen such- Die praktische Nothwendigkeit ergab sich aus estehen einer Staatskirche, und Staat und Kirırden vielfach vermengt. Der Staat wirkte auf chliche Gesetzgebung durch die weltlichen Com- *en und die* städtischen Magistrate, er übte selbst rgisches Recht (s. S. 219), gewann Einflufs auf *ıetzung* geistlicher Stellen, inspicirte die Ver- des Kirchenguts, entschied Lehrstreitigkeiten u. Nachdem seit 1795 die reformirte Kirche aufStaatskirche zu sein, und seit 1814 die Ordnung ıdes wieder bergestellt, mufste statt des früchwankenden Zustandes ein festes Princip aufwerden, um so mehr, als die verschiedenen *gleichberechtigten* Confessionen zusammen Betigung fanden (vgl. Art. 190 folg. des Grund- *von 1815*). Hiernach besteht allgemeine Gereiheit, gleicher Anspruch auf Schutz und Recht *sämmtlichen* recipirten Kirchen. Dem Staate ebührt das jus reformandi, das jus inspectionis , das jus advocatiae. Indem der Inhalt diete sorgfältig zergliedert wird, folgert der Vf., ıs der älteren drei Systeme als herrschend für ınirte Kirche zu betrachten sei, folglich auch chte des Fürsten über die Kirche aus den- *rgeleitet* werden können. Der Landesherr hat in sacra (regten in de Kerk), sondern nur ein *sacra* (gezag over de Kerk), wie dasselbe Grundgesetz selbst näher bestimmt ist. Die- *lesgrundgesetze* zur Seite steht das allgemeine Reglement, als das specielle Grundgesetz der Reformirten nebst den besonderen Reglements und Verordnungen, die aber gröfstentheils aus dem allgemeinen Reglement entsprossen oder abgeleitet sind. Aus diesen Quellen werden noch die wichtigeren Beziehungen zwischen Staat und Kirche, so wie der Geschäftskreis des geistlichen Ministerii und der Provinzial-Behörden nachgewiesen.

Als zum Staatskirchenrecht gehörig berührt der Verf. noch im § 53 das Verhältnifs der reformirten Kirche zu den andern Kirchengenossenschaften. Bis zum Jahre 1795 war die reformirte Kirche die herrschende, alle anderen Confessionen waren nur geduldet. Nur Reformirte konnten Aemter und Bedienungen im Staate übernehmen. Seit der Scheidung der Kirche vom Staate wurden die bürgerlichen und politischen Rechte den Gliedern aller Confessionen zuerkannt. Das innere Verhältnifs der verschiedenen Kirchen ist seitdem auch friedlicher geworden, namentlich das der Reformirten zu den Lutheranern, wenn schon die Union zwischen beiden nicht zu Stande gekommen ist. („gedachtig, dat het de spreuk was van alle wijzen: haast u langzaam!").

Der Gegenstand des zweiten Theils ist die Darstellung der Rechtsverhältnisse des kirchlichen Lebens, welches zur Beförderung des höheren geistlichen Lebens dienen soll. Der erste Abschnitt spricht von den kirchlichen Personen (§ 2—13). Indem der Verf. das allgemeine Priesterthum aller Reformirten festhält, verwirft er den Unterschied von: Priesterorde und: Leeken, und statuirt nur den: Leeraars*stand*, maar geene afzonderlijke orde. Die hergebrachte Eintheilung von status communis und specialis bildet das Fundament der weiteren Ausführung. Jenen haben alle Mitglieder der reformirten Kirche, welche nach der Taufe das Glaubensbekenntnifs (belijdenis des geloofs) abgelegt, und insbesondere auch die Studirenden der Theologie, den status specialis aber besitzen Candidaten, Prädicanten, Consulenten, gottesdienstliche Unterweiser (Katechismuslehrer und — Lehrerinnen, Krankenbesucher), Aelteste und Diakonen, und Kirchenbeamte und Diener (Küster, Vorleser, Vorsänger und Organisten). Ueber alle wird eine höchst lehrreiche detaillirte Nachweisung mitgetheilt. Statt des früher üblichen examen praeparatorium der Proponenten und des peremtorium (S. 19) der Candidaten durch die Klassikal-Versammlung, ist in neuerer Zeit ein Tentamen vor der theologischen Facultät nach 2 bis 3jährigen Studien, und nach Vollendung des theologischen Cursus von 4 Jahren ein Examen vor dem Provinzial-Moderamen eingeführt. Bei demselben wird der Eid gegen Simonie (S. 29 Anm. 3) und auf die Symbole u. s. w. (S. 30 Anm. 2) abgelegt. Nach beendetem 22sten Lebensjahre sind die also approbirten Candidaten wählbar zum Predigtamte. Die Uebernahme des Amts setzt aber voraus 1) die Ernennung *(benoeming)*, insofern Patrone u. s. w. berechtigt sind; 2) die Berufung *(beroeping)* durch den Kirchenrath; 3) die Bestätigung (*approbatie*), als ein dreifaches Gutfinden *(drieërlei*

Digitized by Google

goedkeuring) der Gemeine durch dreimalige Proclamation, der Kirche, d. i. des Klassikal-Moderamens, und des Staats, indem der Berufbrief des Presbyterii durch das Klassikal-Moderamen dem Ministerium zur Placetirung eingeschickt wird; 4) die Befestigung *(bevestiging)* durch Auflegung der Hände. — Consulenten sind die Vertreter des Prädicanten in vacanten Gemeinen. Ueber die Garnison- und Feldprediger, so wie die Prediger für die Indischen Kirchen spricht der Verf. mit derselben Genauigkeit, wie über alle andern oben genannten kirchlichen Personen. Der zweite Abschnitt: von den kirchlichen Sachen (§ 14—36. S. 97—257) ist aber so ausführlich geworden, da in demselben vollständig von der heil. Schrift, den Symbolen, Formularen, Katechismen, Gesangbüchern u. s. w. gehandelt ist. Aufserdem ist darin noch die Rede von den Kirchengütern und Gebäuden, so wie von den Fonds der Synode, Klasse u. s. w., den Wittwenkassen und den mannigfachen frommen Stiftungen, von dem Predigergehalte, den sonstigen Emolumenten und Freiheiten derselben, endlich auch den Kirchensiegeln, — eine im Ganzen durchaus unpassende Zusammenstellung.

Der dritte Abschnitt: Von kirchlichen Handlungen zerfällt in vier Kapitel, indem im Einzelnen die Acte betrachtet werden, welche sich auf die gottesdienstlichen Versammlungen, Unterweisung, kirchliche Sorge und Aufsicht und Kirchenzucht beziehen. (§ 37—67 S. 258—406.) Im ersten Kapitel: Kerkelijke handelingen, tot de Godsdienstoefeningen betrekkelijk, beschreibt der Verf. die gottesdienstliche Ordnung im Allgemeinen und giebt dann im Besonderen die Bestimmungen über das Vorlesen der heiligen Schrift, den Kirchengesang, das Gebet, die Predigt, die Sacramente, Festtage, christliche Zeitrechnung, Dank- und Bettage, die Ehe und Conventikeln. Auch in diesem Abschnitte befindet sich manches Eigenthümliche und Beachtenswerthe. Was insbesondere die Ehe betrifft, so weist der Verf. den von der deutschen Gesetzgebung vielfach abweichenden Entwickelungsgang des Niederländischen Eherechts nach. Die Vermengung von Staat und Kirche ist dabei von besonderem Einflusse gewesen. Die Nothwendigkeit der kirchlichen Einsegnung ward schon auf der Synode zu Wesel 1568 ausgesprochen (s. S. 317 Anm. 4). Die bürgerliche Gesetzgebung bereits aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, mehr noch die folgende hat dann wesentlich eingewirkt und die Functionen der Kirche, auch der Synode insbesondere, waren nur auf Vollziehung der bürgerlichen Anordnungen beschränkt. Nach der Auffassung des Staats erschien die Ehe zwar als eine göttliche Einrichtung, die Gesetzgebung aber vollzog er selbst und übertrug nur die Ausführung der Kirche, mit der Erlaubnifs auch vor den bürgerlichen Gerichten die Trauung zu vollziehen Seit der V ordnung vom 7ten Mai 1795 (S. 319) wurde die bü gerliche Vollziehung der Ehe in erweitertem Maa üblich, ohne aber die kirchliche Befestigung aus schliefsen, welche von der Synode daher auch a drücklich befohlen ist. Auch über die gemischten E werden S. 322 folg. einige Notizen mitgetheilt, wel aber für deutsche Leser nichts Neues enthalten. Das zweite Kapitel: Kerkel. handelingen, tot Godsdienstig Onderwijs betrekkelijk enthält nur Ausführung über die Katechisationen, während im ten: Kerkel. handel., tot kerkelijke zorg en to betrekkelijk die Verhältnisse der Seelsorge (ber lijke zorg, cura pastoralis) und der Aufsicht er werden. Die letztere erfolgt *durch den Pfarrer* oder in Gemeinschaft eines Aeltesten besonder Hausbesuchung (vergl. die interessanten Data in *durch den Kirchenrath* mit Führung der Kirchb ster, Ausfertigung der Zeugnisse der Gemeind der, Handhabung der censura morum, Inspectio Katechismuslehre, so wie der gottesdienstlichen weisung (für diese besteht eine eigene Commi welche monatlich eine Versammlung hält und ja dem Kirchenrathe Bericht erstattet); *durch da sikal-Moderamen* mittelst der Kirchenvisitati Lehrern, Kirchenräthen und Gemeinen; *durch da vinzial-Moderamen* mit der Approbation theolo Bücher und Authorisation von Bibel-Ausgaben; *die Synode* mit der Authorisation der Gesang und sonstiger Inspection, insbesondere auch de mina. — Das letzte Kapitel: Kerkelijke hande betrekkelijk kerkelijke tucht erörtert die kir Disciplin sowohl nach ihrem allgemeinen Ch und den Abstufungen, als mit Rücksicht auf zelnen dabei wirksamen Behörden, was theilweis oben angedeutet worden ist.

Einige Schlufsbetrachtungen, Verbesserung ein Register beenden dieses Werk, dessen W keit wohl schon zur Genüge aus dieser ge Anzeige erhellt. Diese Bedeutung der Schrift uns bei der bevorstehenden neuen Gestaltung d gelischen Kirche um so höher anzuschlagen, Synodal-Presbyterial-Verfassung in ihren einz gen und Anwendungen noch immer nicht zur in Deutschland bekannt geworden. Unsere Lehr- und Handbücher des Kirchenrechts be tigen noch viel zu wenig diese Verfassung, die Nothwendigkeit einer ganz speciellen Darste ben der Darlegung der Consistorial-Verfass immer bestimmter herausstellt. Die Materiali fehlen jetzt nicht mehr und würden durch ein setzung der Schrift des Herrn Roijaards in erf Weise vermehrt werden. Möchte uns eine sol zu Theil werden!

H. F. Jacobs

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXX.

tem der speculativen Ethik, eine Encyklopä-ie der gesammten Disciplinen der praktischen hilosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth. rster Band. Reine Ethik. Heilbronn, 1841. 196 S. *Zweiter Band. Concrete Ethik. ıendas.* 1842. *VI.* 543 S.

Um dieses Werk richtig zu würdigen, um nicht viele Behauptungen desselben befremdet und zu echtem Urtheil verleitet zu werden, hat man sich rgegenwärtigen, was von Vorgängern in diesem te geleistet worden ist. Dies wird unser *erstes äft sein.* Daran soll sich dann *zweitens* eine ıgte Darstellung des Systems schliefsen, welches liegenden Werk exponirt ist; *endlich* soll die eilung desselben folgen.

Auch wem das frühere Werk des Verf.'s un-t wäre, würde aus dem vorliegenden sehn, dafs er Verf. viel mit der Hegel'schen Philosophie ftigt hat, und Ref. wird sich bei der heutigen jeden in eine bestimmte Klasse zu setzen nicht ı, wenn man, trotz der Polemik des Verf.'s, en einen Hegelianer nennt. Von noch gröfse-nflufs aber möchte auf die Ausbildung seiner ın Ansicht gewesen sein, was Schleiermacher Ethik gethan hat; an diesen ist darum zuerst *ern.* Wenn irgend Etwas, so spricht für die Bedeutung seiner „Kritik der bisherigen Sitten-lafs ein Buch, welches so geschrieben ist, wie einen solchen Einflufs hat gewinnen können. ıbe, auch der exaltirteste Anhänger Schleier-wird die Lectüre dieses Buchs frei aufath-hliefsen, so sehr ist es (abgesehn von der *ng)* durch den gleichzeitigen Purismus, der ındische Worte flieht, und Hellenismus in Con-en und Wendungen, durch den Mangel aller Citate bei der ungeheuren Masse von Anspielungen, die des Mannes kolossale Gelehrsamkeit beurkunden, dem Leser schwer gemacht, die Resultate zu überblicken. Von dem Negativen abgesehn, sind diese in folgende Puncte zusammen zu fassen: 1. Die Ethik ist einseitig und unvollständig, wenn sie nicht zugleich Pflichten- Tugend- und Güter-Lehre ist. 2. Die Ethik mufs *alles* menschliche Handeln umfassen. 3. Die Ethik als Glied des ganzen philosophischen Systems kann nur mit und in diesem vollständig dargestellt werden. Allen diesen Forderungen sucht nun Schleiermacher nachzukommen in seinen, an seine Kritik sich anschliefsenden, Arbeiten für die Ethik. Diese finden sich bekanntlich in den von der Akademie herausgegebnen Abhandlungen über den Pflichtbegriff u. s. w., und in den nach seinem Tode herausgegebnen Vorlesungen über Sittenlehre. Betrachten wir in umgekehrter Ordnung zuerst die letzte Forderung, so spricht es die allgemeine Einleitung nicht nur aus, dafs die Ethik aus einem allgemeinen Wissen abgeleitet werden müsse, sondern sie ist selbst der Versuch einer solchen Ableitung, indem sie von Lehrsätzen aus der Dialektik ausgeht, und, die Ethik gegen die drei andern realen Wissenschaften abgrenzend, derselben ihre Stelle im System anweist. Was den zweiten Punct betrifft, so hat kaum Einer vor ihm in der Ethik so weit umfassende Formeln aufgestellt, das Hineinnehmen sonst ganz vernachläfsigter Thätigkeiten — man denke an die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, an die freie Geselligkeit u. s. w. —, die Verschmelzung des Rechtlichen und Moralischen sind Eigenthümlichkeiten, welche Schleiermachers Ethik charakterisiren. — Gehn wir endlich zu dem zuerst Bemerkten über, so will Schleiermacher nicht, dafs, wie er es an den Stoikern tadelt, Tugenden und Pflichten unter einander geworfen und eben so unmethodisch von Gütern gesprochen werde, sondern die ganze Ethik soll

Digitized by Google

eine Darstellung des höchsten Gutes sein, und eben so soll die ganze Ethik als System von Pflichten dargestellt werden u. s. w. So soll keine dieser Darstellungen vor der andern den Vorzug verdienen. Indefs kann doch nicht geleugnet werden, dafs Schleiermacher selbst einer dieser Darstellungsweisen einen gewissen Vorzug einräumt. Wir brauchen uns nicht einmal auf die ausdrückliche Erklärung in der Kritik zu berufen, das ganze Werk zeigt, wie ihm der Begriff des höchsten Gutes am Meisten geschickt für die Wissenschaft erscheint, während der Pflichtbegriff dieser Forderung am wenigsten entspreche. Dasselbe zeigt sich in der Ethik selbst. Würden diese drei „formalen" Begriffe wirklich in gleichem Range stehn, so müfsten sie offenbar die Puncte angeben, in welchen die Ethik den ihr coordinirten Wissenschaften zugewandt ist. In der That läfst er den Pflichtbegriff der Geschichte, den Tugendbegriff der Naturwissenschaft entsprechen, der Begriff des Guts aber entspricht ihm nicht etwa der Naturkunde, sondern der alle vier umfassenden Wissenschaftslehre oder Weltweisheit, — dies heifst doch offenbar nur, dafs, wie der Pflichtbegriff der sei, durch dessen Anwendung die Ethik sich am Meisten einer empirischen Disciplin annähme, so der des höchsten Guts der, wodurch sie eine philosophische Disciplin sei. Daher Aeufserungen, welche dem Pflichtbegriff fast nur technische Bedeutung zuschreiben, daher trotz der Behauptung, dafs die Ethik als Wissenschaft *nicht* die imperativische Form haben solle, die Pflichtformeln nur Imperative sind. Kurz, wir werden ihm nicht Unrecht thun, wenn wir wenigstens den Keim der Ansicht bei Schleiermacher finden, dafs die Auffassung der höchsten ethischen Idee als Pflicht zwar nothwendig aber die niedrigste, als höchsten Gutes dagegen die höchste sei. —

Wenden wir uns nun zu der Gestalt, welche die Ethik in dem Hegel'schen System gewonnen hat und gewinnen mufste, so hat, wie das bei einem so abgerundeten System nicht anders zu erwarten war, Hegel dieselbe, so kurz sie auch in manchen Parthien behandelt ist, doch als integrirenden Bestandtheil des ganzen Systems dargestellt. Sie nimmt bei ihm die mittlere Parthie der Lehre vom Geiste ein. Eben darum aber mufs Hegel aus der Ethik Vieles ausschliefsen, was Schleiermacher in derselben behandelt. Der Begriff des Geistes fällt bei Hegel mit dem Begriff der Freiheit und also auch der wirklichen Thätigkeit zusammen. Der erste Theil der Geisteslehre betrachtet die Stufenfolge von Freiheitserscheinungen bis dahin, wo die Freiheit als der Trieb erscheint, sich in die Objectivität hineinzuführen d. h. als Wille. Alle diese Gestalten zeigen uns also die Freiheit, wie sie nur subjectiv ist, — die *Psychologie* ist die Lehre vom nur subjectiven Geiste. (Auch Schleiermacher schliefst die Psychologie aus der Ethik aus, freilich, indem er sie ganz von der Geisteslehre absondert und der Naturwissenschaft zuweist). Die Freiheit, welche in der höchsten psychologischen Erscheinung Objectivität zu sein tendirte, diese als wirkliche Objectivität ist Gegenstand des zweiten Theils der Geistesphilosophie der Lehre vom objectiven Geist nach Hegel (d. h. *Ethik*). Wie schon diese Bezeichnung andeutet, treten uns hier zwar höhere aber auch noch nicht die höchsten Formen der Freiheit entgegen. Wie die Subjectivität ein Mangel ist, so ist es auch die Objectivität, und so zeigt diese ganze Sphäre einen stetigen ganz überwundenen Conflict jener beiden Momente. Zuerst nämlich wird (im s. g. Naturrecht) die Freiheit betrachtet, wie sie als vorgefundne Welt existirt, freilich aus dem Willen geboren ist, doch aber vom subjectiven Wollen als äufserliche darum zwingende oder gefürchtete Macht gegenüber steht d. h. das Recht. Weiter geht (in der Moral) die Betrachtung dazu über, dafs das subjective Wollen, aber nicht wie es in der Psychologie betrachtet, sondern wie es Etwas für sich erkennt, über die Handlung entscheidet, d. h. zur Betrachtung der moralischen Gesinnung. — Endlich betrachtet die Ethik diejenigen Gestalten, welche man als „sittliche" im engern Sinne bezeichnet, die nicht blofse Rechts-Institute sind noch auch blofs moralische Verbindlichkeit haben — die Ehe wird, nicht blofser Vertrag oder blofse Gewissensehe ist, weder gröbern oder feinern Concubinat —, sondern die höhere Einheit dessen, was vorher betrachtet. Die „sittlichen Mächte" sind objectiv wie das Recht, wurzeln aber und bestehn nur durch die Gesinnung. Trotz dem aber kommt das Individuum diesen sittlichen Mächten gegenüber nicht zu seinem Recht, es bleibt ein blofses Accidenz an denselben, „ob das Individuum sei, gilt der objectiven Sittlichkeit gleich," sie ist „die ewige Gerechtigkeit, gegen das eitle Treiben der Individuen nur ein anwe-

Digitized by Google

ipiel bleibt" (Hegel). Hier in dieser ganzen Sphäre ommt es eben deshalb zu keinem wahren Frieden, er nur dort hervortreten kann, wo das Individuum ch als berechtigt, jene allgemeine Macht zugleich als iebe und Barmherzigkeit weifs. Darum zeigt sich er in diesem ganzen Gebiete das Verhältnifs, dafs e objective Macht für das Subject „bindende Pflicht ," — (d. h. *Gesetz*, durch das Gesetz aber wird der ensch nicht selig, weil das Gesetz den tantalischen iderspruch in sich enthält) — und auch die höch- Form des objectiven Geistes der Geist der Ge- ichte (Weltgeist) zeigt uns noch den *endlichen* st. (Ich weifs wohl, dafs man jetzt sagt: nach He- Lehre sei die Philosophie der Geschichte der lufspunct des Systems, obgleich *er* die Aesthetik u. . *darauf* folgen läfst). Der Geist in seiner wah- Freiheit — Absolutheit, Unendlichkeit — tritt uns dort entgegen, wo das einzelne Subject *sich* als *lut* (absolvirt) weifs, weil es in jener Macht sich isentirt weifs, und eben so jene Macht *absolut* ist, sie nicht ein blofses Sollen für das Subject ist, ern in dem Subjecte *sich* spiegelt. Die Sphäre *Versöhnung* ist daher die Sphäre des absoluten es, mag der Genufs der Versöhnung nun darin hn, *dafs* das Subject dieselbe als aufser sich ge- end anschaue, oder darin, dafs es dieselbe in rfahre, oder endlich darin, dafs es dieselbe als endig begreife. Sobald Hegel die Ethik als Wis- naft vom *objectiven* Geiste fafste, so war es darum *endig*, dafs er die künstlerische Thätigkeit, das se Leben, die wissenschaftliche Beschäftigung *derselben* behandelte, und anstatt des Vorwurfs, m ihm gemacht hat, dafs er das Verhältnifs rche und Staat nur in einer Anmerkung be- , mufste man ihm vielleicht vorwerfen, dafs er rhaupt in der Philosophie des Rechts gethan. *em* Puncte mufs also natürlich die gröfste Dif- zwischen Hegel und Schleiermacher Statt fin- *Fragen* wir nun endlich, wie es sich bei Hegel lich jener drei formalen Grundbegriffe verhalte, er das Wesentliche sei „die Entwicklung der n Verhältnisse, die durch die Idee der Freiheit dig sind." Da alle diese Verhältnisse *Güter* Schleiermacher'schen Sinn, so kann man denen eben, welche behaupten, Hegel habe die Ethik *Güterlehre* dargestellt. Indefs, obgleich nur beiläufig, weist er den andern Begriffen doch auch ihren Ort an. Bei dem Uebergange nämlich von der Moralität zur Sittlichkeit sagt er, diese Verhältnisse erschienen dem Subject als bindende Pflichten, und es unterscheide sich also seine Darstellung von einer Pflichtenlehre, „dadurch, dafs die sittlichen Bestimmungen sich als nothwendige Verhältnisse ergeben, hiebei stehen geblieben und nicht zu jeder derselben noch der Nachsatz gefügt wird: also ist diese Bestimmung für den Menschen eine Pflicht." Eine ähnliche Aeufserung findet sich hinsichtlich der Tugend. Auch nach Hegel wäre es also *möglich* die ganze Ethik als Pflichtenlehre darzustellen, (freilich hat diese Behauptung hier einen ganz andern Sinn als bei Schleiermacher, bei dem, um sein Beispiel festzuhalten, diese beiden Behauptungsweisen sich verhalten sollen, wie der Kreis, einmal durch concentrische Kreise, das andere Mal durch sich schneidende Diameter getheilt). Weil aber dabei nicht sowohl jene sittlichen Gestalten selbst, als vielmehr *ihr Verhältnifs zu dem Subjecte* betrachtet würde, der moralische Standpunct aber gerade der des Verhältnisses ist, so scheint es passender, wie Michelet dies — offenbar im Sinne des Meisters — gethan hat, diese beiden Begriffe vor der Abhandlung der sittlichen Verhältnisse zu entwickeln. Und auch hierin mufste Michelet den Sinn des Systems getroffen haben, dafs er die Tugend als das mehr unmittelbare Verhältnifs voranstellt. In Hegels Rechtsphilosophie selbst tritt uns ein gewisses Schwanken entgegen, welches begreiflich ist, da die Tugend, d. h. die Virtuosität der Sittlichkeit, eben sowohl glückliches Naturell als auch Resultat pflichtmäfsigen Handelns sein kann. Als die principiellen Differenzpuncte zwischen der Hegel'schen Ethik und der Schleiermachers werden wir also hervorheben müssen, dafs nach Hegel *nicht* alle menschliche Thätigkeit in der Ethik behandelt wird, und dafs jene drei formalen Begriffe *nicht* gleiche Dignität haben, sondern der Tugend-, Pflicht- und Güterbegriff eine Stufenfolge verschiedener Auffassungen des Ethischen darbieten. —

2. An die beiden charakterisirten ethischen Systeme schliefst sich nun das des Verf.'s und zwar so, dafs er in Vielem sich mit Hegel einverstanden erklärt, in Vielem von ihm abweicht, und eben so sich zu Schleiermacher verhält. Um durch diese Behauptung nicht den Verdacht zu erwecken als trete uns hier ein

Digitized by Google

systemloser Eklekticismus entgegen, versuchen wir, den Gang des vorliegenden Werks zu reconstruiren: Zunächst kommt hier die *Einleitung* in Betracht (§ 1 — 5), welche den Begriff der Ethik zu fixiren und sie gegen die andern Glieder des Systems abzugrenzen sucht. Hier erklärt sich nun der Verf. auf das Entschiedenste dagegen, dafs man der Ethik nur den objectiven (und darum endlichen) Geist zum Object gegeben habe, vielmehr ist die Ethik „die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewufstsein zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens." Ihre encyclopädische Stellung wird darum so entwickelt: das System des Wissens, wozu die Logik als wahrhafte Wissenschaftslehre die Erhebung darstellt, betrachtet das Absolute als Welt*wesen*, Welt*seele*, Welt*geist*. Der letztere ist *zunächst*, wie die Weltseele, *natürlich* bestimmt, und als solcher der Gegenstand der Anthropologie (welche nicht nur den subjectiven Geist, sondern die ganze begeistete Gattung betrachtet); das *Weitere* aber ist, dafs er nicht in seiner Natur verharrt, sondern in Religion, Metaphysik und Kunst, die sich wie Verstand, Vernunft und Phantasie verhalten, Selbstbewufstsein gewinnt. Dieses Selbstbewufstsein aber *verwirklicht* er endlich in *seiner* Natur und der ganzen tellurischen Leiblichkeit und in dieser Verwirklichung ist er die Sittlichkeit, d. h. der absolute Geist. Da die Metaphysik erst zu gründen ist, so wird die Sittlichkeit in ihrem Verhältnifs nur zur Religion und zur Kunst zu betrachten sein. Die Religion ist das reflectirende Bewufstsein vom Gefühl der substanziellen Einheit mit dem Allgemeinen. Darum ist ihre Form der Verstand. In jener Reflexion wird ihr das Allgemeine zu einem transscendentalen Objekt, einem unsinnlichen Dinge, von dem das reflectirende Bewufstsein sich getrennt (Sündenfall), mit dem aber auch Eins (Versöhnung) weifs. In dieser ist erst der absolute Geist wirklich, und die Religion wird zu einer ethischen Macht, freilich nur zu einer besonderen Potenz der absoluten Sittlichkeit, so dafs es falsch wäre sittliche Erscheinungen, welche in einem andern Princip wurzeln (wie das Recht im objektiven Geiste), nur aus dem religiösen Princip ableiten zu wollen. — Wie die Religion den Verstand, so hat die *Kunst* zu ihrer Form die Phantasie, di nicht blofse Einbildungskraft ist, sondern ihre Gebil aus der Vernunft schafft. Die Kunst ist eine höhe Potenz als die Religion und das metaphysische Selb bewufstsein. [Den eigentlichen Beweis kann nur d Psychologie des Verf.'s geben, der Grund den er p angibt, ist sehr seltsam: da es doch die Religion i der die Kunst ihre Tempel baut u. s. w. Aus dies *dienenden* Verhältnifs sollte man eher das Gegen folgern. Ueberhaupt enthält der § 4 vieles Sch kende: so möchte, dafs der Sculptur, *weil* sie u telbar in die *praktische* Sphäre eingreift, die höc Stelle eingeräumt wird, sich weder rechtfertigen mit dem vereinigen lassen was der Verf. in de selben § und sonst von der dramatischen Kunst s Von einem negativen Verhältnifs der Sittlichkei Kunst kann nicht die Rede sein, da jene ja dies Conflicte (arbeitend) versöhnt, deren Versöhnung (spielend) darstellt. Darum ist auch die Kunst ethische Potenz, sie ist aber in der absolute lichkeit nur Potenz, dies geschieht indem auc Schöne der klaren Vernünftigkeit untergeordnet w Als alle Sphären des absoluten Geistes sich un nend ist daher die Ethik die absolute Wisse des absoluten Geistes. —

Die *reine Ethik* (p. 20—196) hat aus dem des Absoluten abzuleiten, was die Einleitung gensatz gegen andere Formen nachzuweisen „dafs der Geist in der Form freier Sittlich wahrhafte Existenz des Absoluten sei." Sie die Ethik was die Wissenschaft von den allg Kategorien für die Philosophie überhaupt. Sie allgemeinen Begriffe auseinanderzulegen, welch *jeden* concreten Act des sittlichen Willens con Mit dem Absoluten mufs also begonnen werde ses ist zunächst in seinem reinen abstracteste als das noch Ununterscheidbare, d. h. als re *heit* zu denken (p. 21): denn welchen Begriff demselben aufstellen mag, das mufs er schlech enthalten, dafs es die Identität alles aus ihm denen, alles Endlichen, dafs es also unendlich ist. Diese aber kann am Anfange nur als re heit bestimmt werden (p. 75).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

tem der speculativen Ethik, eine Encyklopädie 'er gesammten Disciplinen der praktischen Phi- osophie von Dr. Johann Ulrich Wirth.

(Fortsetzung.)

In diesem Begriff aber soll der Widerspruch lie- dafs diese Einheit als das Nichts aller Be- ntheit selbst die *Bestimmtheit* ist, ein Wider- ch in welchem die unendliche Einheit sich ewig Bestimmtes setzt und über dieses hinausgeht aus dem eben deshalb die unendlich vielen End- 1 resultiren, — die *Natur*. Aus dieser Viel- sehnt sich die Einheit in sich zurück um actu in, was sie ursprünglich und an sich ist, eine sucht die sie nicht durch das Aufgeben des Schaf- befriedigt sondern so, dafs sie die gesetzte Viel- n die atome Einzelheit zurücknimmt, um nun aus unendlichen Einzelheit, Monade, Ichheit das Be- te aber als eins mit dem Unendlichen zu schaf- Dies ist der *Wille* und sein Werden aus dem ten (p. 23). So ist der Wille die Selbstac- rung des Absoluten, des Willens Schöpfung ersöhnung des Widerspruchs, in welchen sich n der ersten Schöpfung begeben mufste (p. 24). ein ideelle Wesen des Willens hat der erste der reinen Ethik zu betrachten, *die ethische hysik* (p. 25—39). Sie betrachtet das *Gute*, vie es Product des Willens ist, sondern in sei- taphysischen Natur, d. h. wie es das Wesen al- nge, im specifischen Sinne aber, d. h. als der 1 gekommene Weltzweck das eigentliche Wesen 'illens ist. Dieser Begriff wird entwickelt und wie das Gute zunächst zu fassen ist als dem gegenüberstehend und also als die eine Seite egensatzes, wie es ferner genommen werden ls die Mitte und das Maafs der Gegensätze, wie r in seiner absoluten Wahrheit nur gewufst wird als die Entgegengesetzten in sich aufnehmend, und darum ihre unendliche Einheit. So ist das Gute Quell und Resultat des Bösen, als Beides es beherrschend. Indem aber das Gute so als realer Lebensprocefs sich erweist, geht es aus der erscheinungslosen Idealität in der es die ethische Metaphysik betrachtete, in die reale Erscheinung über und ist hier Gegenstand der *ethischen Anthropologie* (p. 39—98). Sie hat den Willen als Werden aus seiner ursprünglichen Natur zu begreifen, und umfafst daher nur *das* Anthropologische was unmittelbare Beziehung aufs Sittliche hat, und eben so das nicht mehr, was schon durch eine umbildende Thätigkeit des Geistes auf seine Natur entstanden ist. Zuerst betrachtet die ethische Anthropologie *den natürlichen Willen*. Die Momente des Guten erscheinen hier wegen der Natürlichkeit als auseinander fallende besondere Gewalten, eigenthümliche Triebe, und darum sind hier als wesentliche Momente zu betrachten: der sittliche Trieb, das radicale Böse, und ihre Einheit der natürliche Zustand. Jene beiden bieten uns Erscheinungen, die ihren *metaphysischen Grund* im Absoluten selbst haben, die dritte stellt uns das Wechselleben beider Formen dar, das als Unschuld bezeichnet werden kann. Gerade wegen des Widerspruchs aber, der in diesem Wechselleben liegt, mufs sich der Geist aus ihm herausziehn, und in solchem aus der Natur in sich Gehen ist der Wille *intellectueller Wille*, welchen die Anthropologie zweitens betrachtet. Unter dieser Ueberschrift wird zuerst das Gute betrachtet wie es zum Bewufstsein seiner selbst kommt und praktische Intelligenz ist, ferner diese wie sie sich gegen das empirisch Gegebene bethätigt; in dieser Energie ist sie erst wahrhafter Wille oder zeigt Freiheit (deren verschiedene Momente ausführlich erörtert werden). Diese als das Sicherreichen der unendlichen Einheit ist der eigentliche Zweck ihres Schaffens, und hat eben deshalb ihre wahre Rea-

Digitized by Google

lität nur dort wo der Wille (des Subjects) sich als Eins setzt mit dem substanziellen Geist, in welchem Verhältnifs Freiheit und Nothwendigkeit wahrhaft versöhnt sind. Die wahre Einheit des substanziellen Willens und der intellectuellen Freiheit ist das *Gewissen*, das dritte Object der ethischen Anthropologie, welches eben sowol in jenem als in diesem wurzelnd, sowol als ursprüngliches als auch als gebildetes zu fassen ist. Zugleich bahnt dieser Begriff den Uebergang zur *ethischen Kosmologie* (p. 98—196), welche zeigt wie die sittliche Idee zunächst in die eigne Leiblichkeit und dann weiter in die ganze tellurische Leiblichkeit eingebildet wird, oder welche das erst Seele- dann Welt-Werden derselben darstellt. Ihren Inhalt bilden die reinen Formen der Sittlichkeit im eigentlichen Sinne des Worts, deren Substanz das Gute (der Gegenstand der ethischen Metaphysik), deren Organ das natürliche Leben des Geistes (ethische Anthropologie) gewesen war. Dieses Werden der allgemeinen Substanz zum Geist einer freien Welt ist ein Procefs, indem sich vorerst die allgemeine Substanz in das Bewufstsein der Einzelnen erhebt, aber ohne schon deren subjectiver Wille zu sein, vielmehr nur in der Bestimmung, ihn sich zu unterwerfen, — das Sittliche *als absolute Norm.* Die Begriffe des Gesetzes, der Pflicht und des Erlaubten zeigen hier die dialektische Stufenfolge; ihnen entsprechen die Begriffe des Wissens, Sollens, Dürfens. Der letzte derselben aber macht den Uebergang zum *Sittlichen im Elemente der Persönlichkeit.* Die verschiednen Formen desselben verhalten sich zu dem zuerst betrachteten wie die Tugend zur Pflicht. Die Tugend zeigt nämlich die in der Pflicht negativ gesetzten Triebe als vom Sittlichen beseelt. Diese Beseelung aber geschieht nicht unmittelbar, deshalb hat die Tugend zu ihrer Voraussetzung das subjective Böse und die Ascese, aus welcher das Subject zur *frei* gesetzten Einheit mit der Objectivität des Sittlichen als seiner Seele zurückgeht, worin eben die Tugend entsteht. (Am Ausführlichsten wird hier das subjective Böse betrachtet, das sich von dem radicalen wie freie That von Naturbestimmtheit unterscheidet. Es wird, nachdem die Begriffe des Schuldigseins, der Zurechnung u. s. w. erörtert sind, durch die Stadien des Vergehns, des Lasters bis zu dem Puncte hindurchgeführt, wo es als continuirlicher allgemeiner Zustand erscheint). In der Tugend ist die Vernunft d. h. das Allgemeine zu dem das Individu[illegible] Beseelenden geworden; indem sich so das sittliche U[illegible] versum im Gemüthe des Einzelnen bewegt, dieser a[illegible] nur will und sich empfindet in diesem universellen G[illegible] ste, fallen in ihn entgegengesetzte Bestimmungen. [illegible] ren Lösung die Liebe als die Grundtugend ist, d[illegible] das Sichanschauen des Universalgeistes in den E[illegible] nen. Indem sich diese Grundtugend actualisirt, [illegible] jedem Actualisiren aber Zweck und Mittel oder I[illegible] und Form sich unterscheidet, so zerfällt die Gru[illegible] gend in zwei Klassen von reinen oder Cardinalgenden, d. h. in solche sittliche Potenzen, die [illegible] alle sittlichen Sphären hindurchgehen und nicht [illegible] z. B. Tapferkeit) nur einer angehören. Ihre [illegible] Wirklichkeit hat dann endlich die Tugend in [illegible] tugendhaften Handeln, welches sich dadurch, d[illegible] eine continuirliche durch die Gesinnung gesetzte [illegible] ist, von der pflichtmäfsigen Handlung wesentlich [illegible] scheidet, und aus der Anschauung des Sittlich[illegible] einer Totalität fliefst, in welcher jede Potenz e[illegible] sehr Mittel als in sich Selbstzweck ist. Das S[illegible] als diese Totalität ist *das höchste Gut*, das (e[illegible] die absolute Norm) objective Gültigkeit hat, [illegible] aber (wie die Tugend) als freie Geistigkeit sich [illegible] kurz nichts Anderes ist als die begeistete W[illegible] keit der allgemeinen Vernunft. Als dieses allg[illegible] aber in sich begeistete, hervorgebrachte, aber [illegible] neu sich hervorbringende Werk ist das höchst[illegible] die Verwirklichung des Weltzwecks oder die He[illegible] über die Natur, ist objectiver Organismus, ist [illegible] weil er begeisteter in die Subjectivitäten re[illegible] Organismus ist, von diesen empfundene Glücks[illegible] Darum gehn namentlich die ethisch-kosmo[illegible] Begriffe der Pflicht und der Tugend in diesem [illegible] zusammen. Er enthält sie beide, darum ers[illegible] dem sittlichen Organismus die sittlichen Bestim[illegible] immer wieder als Pflichten für den Einzelnen [illegible] Tugenden an ihm, die beide das stete *Werden* [illegible] Organismus bedingen. Demnach ist das Gut. [illegible] es neben ihm Tugenden und Pflichten gibt, d[illegible] Pflichten und Tugenden aus sich zeugende [illegible] Darum mufs Schleiermachers Formel so be[illegible] werden: In dem Begriffe der Pflicht ist weder [illegible] Tugend noch des Guts, in dem der Tugend a[illegible] der der Pflicht nicht aber des Guts, und in d[illegible] Guts ist der der Pflicht und der Tugend en[illegible]

Digitized by Google

'ie das Gute sich als das das Böse überwindende wies, so ist auch das höchste Gut als das das höch- Uebel überwindende und darum sich entwickelnde zu sen. —

Der zweite Band enthält die concrete Ethik (p. -543). Die ganze Welt des Sittlichen ist nur als ein stem darzustellen, in dem die drei Begriffe der ethi- en Kosmologie die Elemente bilden und darf des- weder das Ganze unter *einem* dieser Begriffe, b auch je eine Sphäre desselben nur unter einem gestellt werden. Der Begriff des Organismus hatte als der die andern beiden umfassende erwiesen, so ergeben sich folgende drei Verhältnisse: ent- r ist der Tugendbegriff oder der der Pflicht der ittlichen Organismus herrschende oder beide durch- gen sich gegenseitig, und darum hat die concrete darzustellen das System der individuellen, der tiven, der absoluten Sittlichkeit. Jede dieser ren wird immer alle drei Grundbegriffe enthalten . die individuelle Sittlichkeit die *Pflicht* der Selbst- ung, *die Tugend* der Mäfsigkeit, die Ehe die ein st u. s. w.), nur wird in jeder ein andrer Begriff errschende sein.

Das *System der individuellen Sittlichkeit* (p. 6—77) htet die identischen Formen derselben, wo die sitt- ndividualität nur als abstractes oder allgemeines hsein zur Sprache kommt, das als solches die hat sich zu erhalten und zu behaupten, ferner ferenten Formen derselben, die uns das Indivi- zeigen, wie es seine natürlichen Besonderungen lecht, Talent u. s. w.) in selbst gesetztes ver- t oder *bildet*, endlich die concreten Formen en, deren höchste die Ehe, weil sie die Gestal- individuellen Sittlichkeit abschliefst, und den ang zu höheren macht, eben deshalb der Sanction höheren bedarf. — Das *System der objectiven keit* umfafst die Philosophie des Rechts (p. 78— Der Staat, der hier betrachtet wird, zeigt den n Geist in seiner Objectivität. Da seine Auf- t, die tellurische Natur zu bewältigen, so ist t sein Element die Industrie. Er befafst aber alles Sittliche; seine eigenthümliche Form ist ctive Gelten des Willens in seiner Allgemein- l da dies den Begriff des Rechts giebt, so sind nd Rechtsorganismus Wechselbegriffe. Die des Rechts ist nur der Staat. Darum bildet der Staat die Mitte zwischen der individuellen und absoluten Sittlichkeit, und Hegels Anordnung mufs dahin rectificirt werden, dafs die Moralität in zwei Hälften zerfällt, die im Staat als ihrem Centrum identisch sind und von denen die eine, die individuelle unter, die andere, die absolute, über ihn hinausfällt. Die Philosophie des Rechts befafst zuerst *das bürgerliche Recht* (89 — 166). Hier wird gezeigt, wie die Totalität des Staates sich in besondere, Rechtstotalitäten besondert, was durch die *Theilung der Production* und die dadurch hervortretenden Stände geschieht, und wie der Einzelne, nachdem er sich seinem Stande eingelebt seinen Antheil an der Gesammtproduction als Eigenthum erhält. In dieser Spitze der Vereinzelung aber erscheint nothwendig der jener Selbstdifferenzirung der sittlichen Substanz entgegengesetzte Zug des Einzelnen zur Totalität hin, ein Zug der zunächst den *Vertrag* zur Folge hat, seine eigentliche Wahrheit aber in der *Gemeinde*, in welcher eine concrete Einheit jener Substanzialität, die sich in der Ständegliederung zeigte, und der Freiheit, welche sich im Vertrage bethätigte, zum Vorschein kommt, und die, wie die Familie die individuelle, so die bürgerliche Sittlichkeit abschliefst, und den Uebergang zum *Staatsrecht* bildet (p. 167 — 338). Hatte im bürgerlichen Recht sich die Vernunft nur als ein Elementarreich von selbstständigen besondern Einheiten gezeigt, so zeigt dagegen das Staatsrecht wie die allgemeine Rechts-Idee sich aus sich als ein Ganzes constituirt. Diese Constituirung ist Werden zur Wirklichkeit und damit Selbstunterscheidung, daher mufs der Staat in qualitative Differenzen auseinander gehn, welche als besondere Mächte in besonderen Rechtskreisen gelten, bei aller ihrer relativen Selbstständigkeit einem Grundwillen subjicirt sind. Was hierin enthalten ist, wird nun nach seinen einzelnen Momenten entwickelt und demnach zuerst das *Staatsoberhaupt* als die Centralgewalt nach Aufsen und Innen, ferner die *gesetzgebende Gewalt* hinsichtlich ihrer Organisation, ihres Geschäftskreises und seiner formalen Verhältnisse, endlich, am Ausführlichsten, die *Staatsverwaltung* betrachtet. Sie ist die Thätigkeit des Staats, das allgemeine Gesetz in das Concrete einzuführen und schliefst das Finanzsystem, die polizeiliche Thätigkeit und die Rechtspflege in sich. — Der Widerspruch, dafs im Staate das Recht, d. h. die allgemeine Vernunft seine innere und äufsere Bestimmt-

Digitized by Google

heit in der besonderen Nationalität hat, löst sich dadurch, dafs der besondere Staat über sich hinausgeht und sich mit andern Staaten einigt, daraus ergiebt sich ein System von Rechtsbeziehungen der Staaten unter sich, deren System das *Völkerrecht* ist, zu dem sich die Staaten verhalten, wie die Gemeinden zum Staat, und das eben deshalb seine Existenz nur dem Bewufstsein verdankt, dafs der Staat nicht das Höchste für den Willen ist. Die *friedlichen Völkerverhältnisse*, die das Souveränitätsverhältnifs der Völker, ihre Verträge und das stabile Organ für beide die Diplomatie zu ihren Erscheinungsformen haben, die *feindlichen Verhältnisse*, unter welchen der Krieg in seinen einzelnen Momenten zu verstehen ist, führen endlich auf die Idee der *Staatenallianz* als dem eigentlichen Ende des Völkerrechts, welches selbst aber über die Form des blofsen Rechtes hinausgehend wesentlich auf dem Geiste, der freien Sitte, als seiner Norm beruht. Darum bahnt es den Uebergang dazu was im dritten und letzten Theil, der concreten Ethik zu betrachten ist, dem *System der absoluten Sittlichkeit* (p. 391—543). Die Innigkeit, welche die individuelle, die Allgemeinheit, welche die objective Sittlichkeit charakterisirten, vereinigen sich in der absoluten Sittlichkeit, welche das Leben des allgemeinen Geistes darstellt, wie er sich als Subjectivität activirt indem er sich in dem Einzelnen erfafst; als Totalität aller früheren, ist die absolute Sittlichkeit ein Organismus, ein Reich, das jene frühern in sich schliefst, aber nicht mehr wie die Familie durch den individuellen Geist oder wie der Staat durch Volksthümlichkeit beschränkt, sondern das Reich der *Humanität* ist. Da die absolute Sittlichkeit Identität der subjectiven und objectiven ist, so darf sich nichts in ihr finden, was nicht aus der Subjectivität, der Innerlichkeit geflossen ist. Der Ausgangspunkt ist daher in ihr das Denken und da dieses ein dreifaches ist, verständiges (reflectirendes), vernünftiges, anschauendes, so gibt es auch drei Formen der absoluten Sittlichkeit. Erstlich nämlich die aus dem reflectirenden Denken fliefsende oder die Verwirklichung des reflectirenden Bewufstseins vom Absoluten zu einem System des Willens, die im *System der religiösen Sittlichkeit* (p. 395—472) betrachtet wird, und als deren Momente sich der Cultus (d. h. das subjectiv religiöse Leben), das Kirchenrecht (d. h. das Leben in der Kirche), endlich die praktische Religiosität erw sen, welche letztere das Leben in der religiösen Lie ist, welche sich in den verschiedenen Tugenden beth tigt. Die letzte Action der religiösen Sittlichkeit (M sionsthätigkeit) bahnt durch ihre universelle Tend den Uebergang zum *System der intellectuellen S lichkeit* (p. 472—506). Sie besteht darin, dafs Geist den ganzen Inhalt des Seins in das höchste W sen erhebt um es aus diesem neu zu erzeugen. N ihrem intensiven Gehalt betrachtet ist sie das Höc des ganzen ethischen Gebiets. Aber in dieser i höchsten Form ist sie nicht auf einmal da, sie vielmehr selbst einen Procefs des Werdens im *nismus des Unterrichts*, welcher in seinen wesentl Momenten construirt, dessen Verhältnifs zu Staat Kirche erörtert wird etc.; im Resultate desselben cher zugleich der den ganzen Unterricht beher bende Zweck ist, erscheint sie in ihrer lichten Gestalt als das *speculative Leben*, welches i speculativen Wiedergeburt beginnend, in der sp tiven Seeligkeit endigt. Es ist aber in den bish trachteten Formen der absoluten Sittlichkeit d gensatz der Vernunft und Sinnlichkeit noch un telt geblieben. Dieser letzte auch wird über in dem *System der schönen Sittlichkeit* (p. 506- Die Vollendung des Sittlichen ist, dafs es un Form des Schönen trete. Die schöne Sittlichkeit daher ihren Inhalt aus den frühern Gebieten u staltet ihn, indem sie die in der Religion und W schaft liegenden ethischen Begriffe zur unmitte Lebendigkeit entfaltet. Damit tritt die schö lichkeit als eine besondere neben den übrigen auf, nimmt sich eine besondere Zeit, den Ab Sonntag des Lebens hinweg und es ist darum mufs des schönen Elements sittlich nur nach de Weil die schöne Sittlichkeit (wie die religiöse den Elemente des Objectiven und Subjective nigt, so ist auch ihre Eintheilung jener anal zuerst wird die *objective Form* derselben bet wo das Verhältnifs derselben zum Staat zur S kommt. Die *subjective Form* zeigt uns die sch lichkeit im Elemente des Einzelnen, der Familie der Gesellschaft. Im geselligen Spiel ist die h Spitze erreicht und dieses Ende der schönen S keit ist zugleich der Schlufs des ganzen Syste

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

tem der speculativen Ethik, eine Encyklopädie er gesammten Disciplinen der praktischen Phi- ısophie von Dr. Johann Ulrich Wirth.

(Schlufs.)

3. Der Auszug aus dem vorliegenden Werk ist olcher Extension gegeben, weil wir es für aufser- ıtlich bedeutend halten, und weil seine Hauptbe- ıng, die wissenschaftliche Strenge in der Gliede- nur durch das ausführliche Hervorheben der rgänge gehörig ins Licht gesetzt werden konnte. wir daher gerade die concrete Ethik kürzer be- elt haben, geschah theils weil die Fülle des Stoffs ıöthigte auf Angabe der einzelnen Abschnitte uns ıschränken, theils weil gerade die ausführlichere ellung der reinen Ethik dem Leser dieser Anzeige ıe genug gegeben haben wird, wie er sich das elassene zu ergänzen habe. Indem wir jetzt zu n kritischen Bemerkungen übergehn, werden wir den *Inhalt* dieses ethischen Systems in's Auge ı, dann zu der dabei befolgten *Methode* übergehn ndlich einige Bemerkungen über die *Darstellungs-* und den Styl folgen lassen. Was nun zuerst ıhalt betrifft, so werden gewifs Manche den Verf. , dafs er in die Ethik aufgenommen habe, was cht mehr in dieselbe hineingehöre, so die künst- ıe, wissenschaftliche u. s. w. Thätigkeit. Allein on dem, was die beiden am Anfange dieser An- charakterisirten ethischen Systeme geltend ge- haben, auch nur Notiz genommen, wird wenig- gestehn müssen, dafs der Verf. hier nicht allein wer sich zu einem von beiden bekennt, wird sich ›der minder mit ihm einverstanden erklären müs- Hinsichtlich Schleiermachers liegt dies auf der nicht nur dafs er in seiner Kritik es fordert, er Sittenlehre hat er es gezeigt, dafs *alles gei- Leben*, soweit es sich als Willensbethätigung zeigt, unter die Pflichtformeln oder unter die Ausdrücke für die Bestimmung des höchsten Gutes fallen müsse. Aber auch welche sich an Hegel anschliefsen, müssen am Ende gestehn, dafs die Differenz zwischen dem System des Verf.'s und dem Hegels mehr in der Anordnung und den Worten liegt als in der Sache. Der Vf. begreift (s. II. p. 398) unter Sittlichkeit „die ganze Welt des Geistes," darum mufs ihm die Ethik die volle Construction dieser Welt begreifen, also *alles* Handeln befassen. Nun ignorirt das Hegel'sche System weder *die* Bethätigung des Geistes, welche in dem Zustandekommen des Kunstwerks sich zeigt, noch *die*, welche es als den religiösen Cultus bezeichnet, es betrachtet aber beide nur an einer andern Stelle, jene nämlich am Ende der Aesthetik, da wo das Schöne sich als Erleben des Schönen im Kunstgenufs zeigt, diese am Ende der Religionsphilosophie. Würde die letztere nur das speculative Gegenbild zur Dogmatik sein, so hätte der Verf. Recht, dafs im Hegel'schen System die religiöse Sittlichkeit keinen Platz habe. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Religionsphilosophie enthält eben so sehr einen Theil, welcher zur theologischen Moral das speculative Gegenbild ist. Ref. will nicht leugnen, dafs in Hegels Vorlesungen, und nun gar in der Encyklopädie, die theoretische Seite der Religion besonders hervorgehoben ist, er ist sich aber der völligen Uebereinstimmung mit Hegels System bewufst, wenn er die Bethätigung des religiösen Glaubens eben so ausführlich betrachtet und dasselbe — er freut sich hier seiner Uebereinstimmung mit dem Verf. — durch die Momente des religiösen, kirchlichen und religiös-sittlichen Lebens hindurchführt. — Der Verf. trennt dies, ja sogar den Cultus, weil er ein Handeln ist, ganz von der Religionsphilosophie, die ihm also nur die Bedeutung der speculativen *Dogmatik* behält. Darum können wir dem Vf. nicht zugeben, dafs der Hegel'schen Betrachtungsweise wesentliche Lebens-

Digitized by Google

heit in der besonderen Nationalität hat, löst sich dadurch, dafs der besondere Staat über sich hinausgeht und sich mit andern Staaten einigt, daraus ergiebt sich ein System von Rechtsbeziehungen der Staaten unter sich, deren System das *Völkerrecht* ist, zu dem sich die Staaten verhalten, wie die Gemeinden zum Staat, und das eben deshalb seine Existenz nur dem Bewufstsein verdankt, dafs der Staat nicht das Höchste für den Willen ist. Die *friedlichen Völkerverhältnisse*, die das Souveränitätsverhältnifs der Völker, ihre Verträge und das stabile Organ für beide die Diplomatie zu ihren Erscheinungsformen haben, die *feindlichen Verhältnisse*, unter welchen der Krieg in seinen einzelnen Momenten zu verstehen ist, führen endlich auf die Idee der *Staatenallianz* als dem eigentlichen Ende des Völkerrechts, welches selbst aber über die Form des blofsen Rechtes hinausgehend wesentlich auf dem Geiste, der freien Sitte, als seiner Norm beruht. Darum bahnt es den Uebergang dazu was im dritten und letzten Theil, der concreten Ethik zu betrachten ist, dem *System der absoluten Sittlichkeit* (p. 391—543). Die Innigkeit, welche die individuelle, die Allgemeinheit, welche die objective Sittlichkeit charakterisirten, vereinigen sich in der absoluten Sittlichkeit, welche das Leben des allgemeinen Geistes darstellt, wie er sich als Subjectivität activirt indem er sich in dem Einzelnen erfafst; als Totalität aller früheren, ist die absolute Sittlichkeit ein Organismus, ein Reich, das jene frühern in sich schliefst, aber nicht mehr wie die Familie durch den individuellen Geist oder wie der Staat durch Volksthümlichkeit beschränkt, sondern das Reich der *Humanität* ist. Da die absolute Sittlichkeit Identität der subjectiven und objectiven ist, so darf sich nichts in ihr finden, was nicht aus der Subjectivität, der Innerlichkeit geflossen ist. Der Ausgangspunkt ist daher in ihr das Denken und da dieses ein dreifaches ist, verständiges (reflectirendes), vernünftiges, anschauendes, so gibt es auch drei Formen der absoluten Sittlichkeit. Erstlich nämlich die aus dem reflectirenden Denken fliefsende oder die Verwirklichung des reflectirenden Bewufstseins vom Absoluten zu einem System des Willens, die im *System der religiösen Sittlichkeit* (p. 395—472) betrachtet wird, und als deren Momente sich der Cultus (d. h. das subjectiv religiöse Leben), das Kirchenrecht (d. h. das Leben in der Kirche), endlich die praktische Religiosität erw[illegible] sen, welche letztere das Leben in der religiösen L[illegible] ist, welche sich in den verschiedenen Tugenden [illegible] tigt. Die letzte Action der religiösen Sittlichk[illegible] sionsthätigkeit) bahnt durch ihre universelle [illegible] den Uebergang zum *System der intellectuel[illegible] lichkeit* (p. 472—506). Sie besteht darin, [illegible] Geist den ganzen Inhalt des Seins in das hö[illegible] sen erhebt um es aus diesem neu zu erzeu[illegible] ihrem intensiven Gehalt betrachtet ist sie [illegible] des ganzen ethischen Gebiets. Aber in [illegible] höchsten Form ist sie nicht auf einm[illegible] vielmehr selbst einen Procefs des W[illegible] *nismus des Unterrichts*, welcher in se[illegible] Momenten construirt, dessen Verhäl[illegible] Kirche erörtert wird etc.; im Resu[illegible] cher zugleich der den ganzen [illegible] bende Zweck ist, erscheint sie [illegible] Gestalt als das *speculative* [illegible] speculativen Wiedergeburt b[illegible] tiven Seeligkeit endigt. Es [illegible] trachteten Formen der ab[illegible] gensatz der Vernunft und [illegible] telt geblieben. Dieser [illegible] in dem *System der sch[illegible]* Die Vollendung des S[illegible] Form des Schönen tre[illegible] daher ihren Inhalt [illegible] staltet ihn, indem s[illegible] schaft liegenden e[illegible] Lebendigkeit ent[illegible] lichkeit als eine [illegible] auf, nimmt sich [illegible] Sonntag des [illegible] mufs des schön[illegible] Weil die sch[illegible] den Elemente[illegible] nigt, so ist [illegible] zuerst wird d[illegible] wo das Verl[illegible] kommt. Die [illegible] lichkeit im E[illegible] der Gesells[illegible] Spitze er[illegible] keit ist zu[illegible]

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Jet-

issenscha-

der speculativen Lin.
gesammten Disciplinen
phie von Dr. Johann Franz F—

(Schluss.

Der Auszug aus den
der Extension gegeben.
bedeutend haben.
die wissenschaftlichen
durch das ausführ
gehörig ins Licht
einer gerade die
gleich, grosseal theil
gte auf Angabe der
theils wei
der reinen Lin
gegeben
zu erzeugen
Bemerkungen
Inhalt dieses
zu
einen Bemerkungen
Div. Inge
verfi
die Lin
wissenschaftlich
von der
Kenntnis
Wi
Wi
Wi

...f. und Hegel — um so mehr
...n Schlufs des Werks bei Be-
Sittlichkeit die objective Form
...nstgenufs national wird (Kunst-
...) der subjectiven Form voraus-
...ben deshalb die höchste Befriedi-
wird, welche einem *eigenthümlichen*
Es hat etwas Störendes, dafs wäh-
...it dem Universalismus endigen, der
Verf. den höchsten sieht, eine Aus-
Ein andrer wichtiger Punct, wo wir
des Verf.'s nicht durch die Natur der
...sehn, zeigt uns denselben mehr als wir
Hegel's Darstellung einverstanden:
die Momente des staatsrechtlichen Or-
er *a*) *b*) *c*) entwickelt. Unter *c*) wird
...gt wie die verschiedenen Gewalten Einem
subjicirt sein müssen, und dann p. 173 so
...: „Hieraus ergibt sich einfach die Ein-
...s Staats. Das Erste und Wesentliche"
deswegen aber nicht das Erste, sondern wie
richtig oben gesagt hatte, das Dritte) — „ist
...atsoberhaupt." Durch diese Stellung des
...erhaupts, die also aus des Verf.'s Darstellung
...olgt, entsteht (ganz wie bei Hegel) der Uebel-
dafs im ersten Abschnitt eine Menge von dem
...pirt werden mufs, was die andern beiden enthal-
und dafs eben deswegen der Begriff der Souve-
...etät, mit welchem der Verf. mit Recht sein Völ-
...recht eröffnet, sich nicht als der Schlufs des Staats-
...hts ergab. Es ist doch nicht zufällig, dafs das höch-
...e Souverainetätsrecht nach Innen — das Begnadi-
...ungsrecht — mit dem höchsten nach Aufsen — dem
...Recht zu Krieg und Frieden — in der Person des
...Monarchen sich paart, in dem das Volk sich als Sub-
ject erschaut. — Ferner möge noch ein Punct erwähnt
werden, wo offenbar die Reflexion auf empirisch Ge-
gebenes die Consequenz der Deduction getrübt hat.
An mehrern Orten seiner Schrift hat der Verf. als
Stufen der Intelligenz den reflectirenden Verstand, die
Vernunft, die Anschauung bestimmt. Bei der Betrach-
tung der intellectuellen Sittlichkeit ergibt sich daraus,
dafs die Intelligenz in den Procefs des Werdens ein-
treten mufs, die Nothwendigkeit des Unterrichtswesens.
Hier aber werden als die verschiedenen Formen der
Intelligenz, denen die verschiedenen Schulen entspre-

Digitized by Google

sphären absolut unbegreiflich bleiben müfsten, vielmehr ist — immer von der Anordnung, die wir durchaus nicht für unwesentlich halten — die Differenz zwischen seinem und dem Hegel'schen System diese: Er betrachtet das Leben des Geistes, welches sich als individuelle und objective Sittlichkeit zeigt, weil aber die Religion, Wissenschaft und Kunst auch *ins Leben* treten, so betrachtet er sie soweit sie sittliche Potenzen sind unter dem Namen absolute Sittlichkeit, und das System alles dessen, was das praktische Leben des Geistes constituirt, giebt ihm den Inhalt der praktischen Philosophie oder *Ethik*. — Hegel betrachtet gleichfalls, was der Vf. individuelle und objective Sittlichkeit genannt hat, und bestimmt nur dies als Gegenstand der praktischen Philosophie oder *Ethik*, deren Schlufspunct das bildet, was Hegel Weltgeschichte nennt, der Vf. aber Werden der Staatenallianz nennen mufs. Er betrachtet gleichfalls das Praktischwerden der Kunst und der Religion, weil es aber die *Kunst* ist, welche hier sittliche Potenz wird, deswegen betrachtet er sie in der Aesthetik, und eben so die *Religion*, auch wo sie sittliche Potenz wird, in der *Religionsphilosophie*. — Mehr Anstofs als dies, dafs Vieles, was man gar nicht, oder höchstens als Adiaphoron in Ethiken zu finden pflegt, hier als wirklich Sittliches aufgenommen ist, wird ohne Zweifel erregen, was der Vf. als höchste Erscheinung der Sittlichkeit bezeichnet. Wir sind überzeugt dafs Viele, die (wie dies wohl geschieht) von seinem Buch nur Vorrede und Ende lesen, — jene um zu sehn, von welchen Prämissen es ausgeht, diese um zu sehn, was dabei herauskommt, — wenn sie hier finden, das Liebhabertheater sei die höchste Spitze der Sittlichkeit, dafs sie sich kreuzigen und segnen, und wenn gar (wie wir glauben) der Vf. ein Pfarrer ist, diesen zur Excommunication vorschlagen werden. Wir wollen diesen zuerst nur entgegensetzen, dafs Schleiermacher auch ein Pfarrer war — wollte Gott, dergleichen Pfarrer wären häufiger — und dafs in seiner Sittenlehre das gesellige Spiel auch gewaltig nahe an die Kirche herangerückt ist. Eine bessere Rechtfertigung aber als in dieser Autorität, liegt darin, dafs wenn dem Verf. einige wenige Sätze zugegeben werden, von welchen als von seinen Prämissen dieses Werk ausgeht, man nothwendig zu diesem Resultate kommen *mufs*. Alle die Prämissen des Vf.'s anzugeben wäre unmöglich. Die Ethik ist ihm (die Philosophie der Geschichte ausgenommen, die noch b sie folgen soll) der Schlufspunct des Systems, se also alle andern philosophischen Disciplinen vora von diesen giebt nun der Verf. zu verstehn, sie se (zum Theil wenigstens) noch nicht da; aus den we gen Andeutungen aber die er giebt, z. B. dafs die D lektik das Weltwesen betrachte, diese Disciplinen seinem Sinne construiren, möchte Niemanden gelin diese Andeutungen sind so spärlich gegeben, dafs s einmal deutlich wird, wie die Dialektik und Meta sik sich unterscheiden sollen — denn unterschi sollen sie sein — viele Aeufserungen weisen da hin, dafs Metaphysik die ganze theoretische Phi phie ist, andre widersprechen dem u. s. w. Für so anstöfsigen Punct aber genügt es, nur *eine* misse des Verf.'s zu kennen, um einzusehn, daf Verf. zu dem kommen mufste, wozu er gekomme (oder wenigstens nahe dazu heran). Das ist ni die Voraussetzung, dafs die Kunst eine höhere festation des Geistes sei als die Religion und W schaft. Der Grund, den der Vf. öfter anführt, i psychologischer: so gewifs die Anschauung (Pha höher steht als die Reflexion (Verstand) und Ver so gewifs u. s. w. Giebt man diese Stellung der zu, die ihr bekanntlich früher von dem Identitätss und jetzt von Vielen angewiesen wird, die da m über Hegel hinaus zu sein, giebt man ferner zu man kaum wird leugnen können, dafs es sittlich gabe sei, seine isolirte Stellung aufzugeben, so man zur geselligen Kunstproduction und gese Kunstgenufs — es sei denn (was vielleicht noch sequenter wäre) bei dem nationalen Kunstge endigen und darum das Volksfest nicht jenem zuordnen. Doch davon sogleich. Um jenen Pu delt sich's darum; den Beweis für die Richtig ner Anordnung hat der Vf. nicht gegeben, darum es hier, wenn man sich vor seinen Consequenzen tet, principiis obsta.

Gehn wir zur *Methode* des Verf.'s über. dies die dialektische. Er weist in dem betr ten Begriff Widersprüche auf und zeigt, daf allein mögliche Lösung einen neuen und höhe griff ergibt. Im Ganzen ist diese Dialektik w eine immanente nicht nur durch äufsere Reflexio vorgebrachte, ja in vielen Parthien handhabt Methode mit Meisterschaft. Auf der andern

Digitized by Google

m aber doch nicht geleugnet werden, dafs öfter der tgang erschlichen wird. So gleich am Anfange. r wollen dem Verf. zugeben, dafs das Absolute ächst Einheit sei. Wie wird nun der Fortgang ge- ht? Man höre: p. 21: „Diese reine Einheit, wie am Anfange ist, ist das schlechthin Abstracte, s Nichts aller Bestimmtheit, das ... nur sich gleich . Aber eben dieses sich Gleiche, das sich nur auf h bezieht, ist die Bestimmtheit, *denn* (?) diese ist n das nur mit sich Zusammengehn, sich auf sich ziehn der reinen Einheit. Das Absolute setzt sich (?) in seiner Unbestimmtheit als das Bestimmte . w. Die reine Expansion des Absoluten ist als e Continuität weil sie noch keinen Gegensatz reine Contraction in sich, sie ist das Ende das sich selbst im Anfange erfafst. Aber damit (frei- *lamit*) ist ein Widerspruch gesetzt u. s. w." Dies offenbar einen Widerspruch hineinlegen um ihn er herauszubringen. — Eben so kommt es vor, bei der weitern Entwickelung eines Begriffs *erf.* hinsichtlich der Reihenfolge, in welcher die en Momente desselben betrachtet werden, sich *allein* durch die Sache bestimmen läfst, sondern atscheidungsgrund wo anders hernimmt. So sind ten Theil die Begriffe Pflicht, Tugend, höchstes twickelt und es hat sich gezeigt, dafs der Pflicht- der unterste sei. Die concrete Ethik schliefst sich e Begriffe an, es wird gezeigt, dafs nur ein dreifa- erhältnifs möglich sei: „entweder ist der Tugend- f oder der Pflichtbegriff der im sittlichen Orga- s herrschende, oder beide durchdringen sich in bsolut" II p. 4. Warum ist *hier* der Tugend- vorangestellt, und warum die Gestaltung des en wo er vorherrscht zuerst betrachtet? Der iblt, dafs der Parallelismus mangelt, allein der ler p. 5 angeführt wird: „Aus der Entzweiung eistes in seine Substanz oder sein Wesen und flofs in der reinen Ethik zunächst der Pflicht- nun folgt daraus als das Erste die individuelle keit, weil nunmehr jene Entzweiung nicht mehr ursprünglichen Abstraction, sondern schon als eines sittlichen *Lebens* erscheint" — dieser venn er wirklich einer *sein* sollte, mufste mehr hoben, und was er besagt selbst begründet wer- tzt erscheint das Voranstellen der individuel- ichkeit vor die objective — eine Hauptdiffe- renz zwischen dem Verf. und Hegel — um so mehr als willkührlich, als am Schlufs des Werks bei Betrachtung der schönen Sittlichkeit die objective Form derselben, wo der Kunstgenufs national wird (Kunstausstellung, Volksfest) der subjectiven Form vorausgestellt wird, und eben deshalb die höchste Befriedigung in die gesetzt wird, welche einem *eigenthümlichen Kreise* angehört. Es hat etwas Störendes, dafs während alle Kreise mit dem Universalismus endigen, der in welchem der Verf. den höchsten sieht, eine Ausnahme macht. — Ein andrer wichtiger Punct, wo wir die Anordnung des Verf.'s nicht durch die Natur der Sache bedingt sehn, zeigt uns denselben mehr als wir wünschten mit Hegel's Darstellung einverstanden: p. 172 werden die Momente des staatsrechtlichen Organismus unter *a*) *b*) *c*) entwickelt. Unter *c*) wird richtig gezeigt wie die verschiedenen Gewalten Einem Grundwillen subjicirt sein müssen, und dann p. 173 so fortgefahren: „Hieraus ergibt sich einfach die Eintheilung des Staats. Das Erste und Wesentliche" (— eben deswegen aber nicht das Erste, sondern wie der Verf. richtig oben gesagt hatte, das Dritte) — „ist das Staatsoberhaupt." Durch diese Stellung des Staatsoberhaupts, die also aus des Verf.'s Darstellung nicht folgt, entsteht (ganz wie bei Hegel) der Uebelstand, dafs im ersten Abschnitt eine Menge von dem anticipirt werden mufs, was die andern beiden enthalten, und dafs eben deswegen der Begriff der Souverainetät, mit welchem der Verf. mit Recht sein Völkerrecht eröffnet, sich nicht als der Schlufs des Staatsrechts ergab. Es ist doch nicht zufällig, dafs das höchste Souverainetätsrecht nach Innen — das Begnadigungsrecht — mit dem höchsten nach Aufsen — dem Recht zu Krieg und Frieden — in der Person des Monarchen sich paart, in dem das Volk sich als Subject erschaut. — Ferner möge noch ein Punct erwähnt werden, wo offenbar die Reflexion auf empirisch Gegebenes die Consequenz der Deduction getrübt hat. An mehrern Orten seiner Schrift hat der Verf. als Stufen der Intelligenz den reflectirenden Verstand, die Vernunft, die Anschauung bestimmt. Bei der Betrachtung der intellectuellen Sittlichkeit ergibt sich daraus, dafs die Intelligenz in den Procefs des Werdens eintreten mufs, die Nothwendigkeit des Unterrichtswesens. Hier aber werden als die verschiedenen Formen der Intelligenz, denen die verschiedenen Schulen entspre-

Digitized by Google

chen sollen, Vorstellung, Reflexion, Vernunft unterschieden (II p. 479). Warum? Irren wir nicht weil diesen Dreien die empirisch vorgefundenen Volks-, Real- und gelehrten Schulen zu entsprechen scheinen. Gewifs, consequenter wäre die Darstellung geworden, hätte der Verf. an seine frühere Eintheilung sich gehalten und der gelehrten Schule eine Kunst-Akademie übergeordnet. Er hätte dann zugleich die Widersprüche vermieden, dafs *die* Schule, die besonders auf den Religionsunterricht angewiesen sein soll (die Volksschule) itzt *Vorstellungs*schule ist, während gerade die Religion *nicht* Vorstellung sein sollte, sondern Reflexion. — Wenn wir dann endlich zu ganz Speciellem übergehend, dem Verf. eine Kleinigkeit aufstechen, wo er sich gegen den Geist der Methode versündigt, so geschieht es aus demselben Grunde, aus welchem Horaz nur dem Homer nicht vergeben will, wenn er schläft. Der Verf. hat II. p. 285 sehr hübsch entwickelt, warum die Injurie unsittlich sei, auch wo sie ein wahres Urtheil enthalte. Den Uebergang zur Verläumdung macht er nun so: „die injuriöse Aeufserung behandelt den Andern in den Schimpfworten, die meist aus dem Thiergeschlechte hergenommen sind, nicht mehr als Menschen, die Injurie ist also — (Wetter! das ist ein Also) — an sich ein falsches Urtheil über den Andern. Eine solche falsche Aussage von ehrlosen Handlungen eines Andern ist aber die Verläumdung." — Dergleichen Dinge machen den Laien leicht mifstrauisch gegen die Methode, den aber, der es nicht ist, gegen die Redlichkeit dessen, der sie handhabt. Wir wollen, wie gesagt, darin nichts sehn als ein Homerisches Schlummern.

Sollen wir nun noch einige Worte von der Darstellungsweise des Verf.'s sagen, so haben die Meisterstücke philosophischer Stylistik, wie sie in den Arbeiten eines Straufs, Vischer, Zeller uns vorliegen, uns freilich gewöhnt, die Anforderungen an einen Würtemberger hoch zu stellen. Aber wenn wir sie auch herabstimmen, so müssen wir bei diesem Werke öfter die Bestimmtheit des Ausdrucks vermissen. Die an die Naturphilosophie erinnernde „Expansion und Contraction," die aufserordentliche Vorliebe für den Ausdruck „Monade" u. s. w. geben der Darstellung etwas Nebuloses, die Verwechslung von Sittlichkeit und Ethik, die öfter vorkommt, eben so die von christlich und theologisch, die gleichfalls vorkommt, sind stylistische Unachtsamkeiten, die am Ende doch ihren Grund darin haben, dafs die Begriffe nicht bestimmt genug gefafst wurden. Zu solchen halbbildlichen Ausdrücken rechnen wir auch, wenn der Uebergang von der Einheit zur Natur (in Gott wie der Verf. sagt) mit dem Worte Schöpfung bezeichnet wird u. s. w., es ist an vielen Orten kaum möglich zu unterscheiden, was phänomenologischer, was realer Procefs sein soll, und es ist dem Ref. gerade bei diesen Stellen wieder recht deutlich geworden, wie die Einführung des Gottesbegriffs, ohne dafs doch mit diesem Wort das Object des *religiösen* Bewufstseins bezeichnet wird, so oft gerade das Gegentheil von dem wirkt, was es sollte. Wir müssen aber dem Verf. das Zeugnifs geben, dafs in allen diesen Beziehungen der zweite Theil sehr vortheilhaft gegen den ersten absticht. Wir sehn mit grofser Spannung der von ihm versprochenen „Philosophie der Geschichte" entgegen.

Dr. Erdmann.

XXXI.

Godofredo Hermanno diem XVIII. m. Oct. MDCCCXLIV gratulatur in qua abhinc annos quaginta docendi veniam assequutus est Academia Lipsiensis. Lipsiae. pag. 31. 4.

Hr. Prof. Westermann begleitet den Glückwunsch der Leipziger Universität an den hochverdienten nunmehr seit 50 Jahren unablässig thätigen Lehrer mit einer Abhandlung *de litis instrumentis, quae extant in Demosthenis oratione in Midiam*. Er geht von der anerkannten Bemerkung aus, dafs die den Demosthenischen Reden beigefügten Documente nicht von dem Redner selbst herrühren, d. h. mit seinen Reden von ihm selbst, sondern von späteren Grammatikern oder Rhetoren hinzugefügt sind. Es handelt sich dabei aber um die Frage, aus welchen Quellen und mit welcher Treue diese für die Erklärung der Reden und der Geschichte wichtigen Documente gesammelt und redigirt sind.

Die der Rede um den Kranz beigegebenen Documente sind bereits vielfach geprüft, bezweifelt und vertheidigt worden. Prof. Westermann unternimmt nun dasselbe Geschäft hinsichtlich der Zeugenaussagen und der Gesetze, die der Rede gegen Midias beigefügt sind. Die Zeugnisse sind seiner Ansicht nach sämmtlich *erdichtet*, d. h. den Angaben des Redners gemäfs mit Schein der Authenticität von einem späteren Erklärer erdichtet, und Hr. W. bemüht sich dies im Einzelnen durch die darin enthaltenen sachlichen Irrthümer und Spuren späterer Gräcität zuzuweisen. Die beigegebenen Gesetze konnten allerdings aus Abschriften der aufbewahrten Gesetzestafeln sein, oder aus gelehrten Sammlungen der Verfasser Attischer Alterthümer genommen worden sein, aber Hr. Westermann neigt sich in Betreff der 5 in der Midiana citirten Gesetze dahin, sie als Machwerk der Späteren zu erklären, angefertigt nach richtigen Anführungen der Redner und mit Anwendung bekannter Nachrichten und gesetzlicher Formeln. Moreover, sagt er p. 18, quod sero demum ista omnia adjecta sunt, auget quod pars eorum, testimonia dico, sine omni dubio commentitia sunt atque ficticia, conficit quod in his rebus nonnulla insunt, quae vera esse prorsus nequeunt et ad explicandis atque defendendis tantundem insumendum esse putarim, quantum simplicitatis antiquitus in scribendis adhibitum esse in confesso est. Er erhebt und verstärkt die Zweifel und setzt die mancherlei Unangemessenheiten in Neuem ins Licht, welche die neusten Erklärer durch sachlichen und sprachlichen Conjecturen mehr oder weniger zu haben glaubten, und findet allerdings die entscheidende Beseitigung der Schwierigkeiten darin, wenn der nicht allzu scharfsichtigen Combination des alten Philologen zugeschrieben, was dem in der Sache lebenden Redner zuzuschreiben möglich ist.

Die Entscheidung, ob, in jedem einzelnen Falle, der Angriff oder der kunstgemäfsen Vertheidigung versöhnender Gerechtigkeit Recht zu geben sei, ist weder leicht noch ohne neue und genaue Darlegung des Sachverhältnisses zu geben. Einstweilen genügen mit diesen wenigen Zeilen auf eine neue Wendung des Streites aufmerksam zu machen, die für die Beurtheilung Attischen Redner und Staats-Alterthümer nicht ohne Nutzen sein wird.

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXII.

einische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. 'eunte Ausgabe. Berlin, bei Dümmler 1844.

Die neunte Ausgabe von Zumpt's Lateinischer ɜmatik liegt vor uns, zwischen ihrem ersten Ent- n und jetzt grade ein Menschenalter; eine Zeit ɜr Entwicklung im Gebiete des menschlichen Gei- Wer da weifs, einen wie grofsen Einflufs auf ildung des jugendlichen Geistes, und zwar grade ɜnen, welche sich für eine höhere Entwickelung ɜmen, die Lateinische Grammatik ausübt, wird ɜr solchen nicht blofs ein wissenschaftliches Hilfs- für einen beschränkten Zweck, sondern ein ɜeug zur höheren Ausbildung überhaupt erken- ɜnd ihr daher einen Werth und Einflufs auch ɜie Grenzen der Sprachwissenschaft hinaus ein- ɜ. Die vorliegende Grammatik nun hat inner- reifsig Jahre zehnmal in erneuerter Gestalt ɜist in vielen tausend Exemplaren die Presse ɜn; denn schon ehe ihre erste *Auflage* i. J. schien, hatte ihre erste *Anlage* i. J. 1814 das ɜr literarischen Welt erblickt unter dem Titel: *geln der* Lateinischen Syntax" mit zwei etymo- n Anhängen. Dieses Büchlein, zunächst durch ürfnifs des Unterrichts hervorgerufen, wurde ɜdlage zu der nachherigen Grammatik und bil- Kern zu allen ihren neun Auflagen. Wir ha- ɜlbe von diesem ersten Entstehen durch alle verfolgt, wie sie von 237 Seiten bis zu 774 h anwuchs, sich organisch von Innen heraus, ɜ Grundprincipe, den prosaischen Lateinischen brauch, so wie er uns Regel sein mufs, voll- arzulegen, immer weiter und ansehnlicher ent- und ihre Nahrung nehmend aus dem ganzen ler classischen Latinität und philologischen ɜkeit.

Bei ihrem ersten Entstehen war allgemein verbreitet und fast allein im Gebrauch die *Brödersche* Grammatik, denn die Märkische war veraltet und *Wencks* sowie *Grotefends* Sprachlehren hatten im Verhältnifs zu jener nur ein geringes Publicum gefunden. Jener alten Autorität also stellte sich die Zumptische Grammatik gegenüber und mit so glücklichem Erfolge, dafs sie in wenigen Jahren dieselbe nicht nur fast gänzlich verdrängte, sondern selbst eine solche Bedeutung gewann, dafs sie in die Sprachen beinahe aller Völker, wo Lateinisch gelernt wird, übersetzt wurde.

Dieser ausgezeichnete Erfolg war und ist begründet auf der Eigenthümlichkeit des Werkes, welche ihm den Vorzug vor den ähnlichen sichert. Der Verfasser, ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntnifs der classischen Latinität, ging gleich bei der ersten Anlage davon aus, den Lateinischen Sprachgebrauch, wie er sich aus den mustergültigen Prosaikern, vorzugsweise aus Cicero, erkennen läfst, zur Grundlage seines grammatischen Gebäudes zu machen und aus dieser die Gesetze der Sprache herzuleiten: die Regeln für die Lateinische Sprache am Lateinischen selbst zu erkennen, nicht die einer anderen oder einer allgemeinen durch philosophische Abstractionen erfundenen Grammatik auf das Lateinische zu übertragen. Daher ward der Gang seiner Grammatik eben so naturgemäfs, wie einfach und übersichtlich, welche letzteren Eigenschaften besonders sie für den Schulunterricht so geeignet machten. Die Erscheinungen der Sprache selbst wurden der leitende Faden, an welchem sich die Sprachgesetze aneinander reihten: in ihrer Besonderheit im etymologischen, in ihrer Verbindung im syntaktischen Theile; und während beide lehrten, wie man *emendate* und *apte* schreibe, fügte die *Syntaxis ornata* die dritte Hauptlehre der Rhetorik aus, auf welche Weise man *ornate* schreibt. In dieser Ausdehnung erschien die Gramma-

Digitized by Google

tik schon in der 3ten Auflage 1823, und dieselbe Form ist ihr auch geblieben. Was sie seitdem zugenommen hat, so bedeutend es auch ist, hat sie nur an innerer Vollendung der einzelnen Theile oder durch die Aufnahme von Anhängen gewonnen, welche letzteren mehr zur Erleichterung des Schulunterrichtes ihr beigefügt sind, als weil sie wesentliche Bestandtheile einer Lateinischen Sprachlehre wären, wie die Anhänge vom Römischen Calender, vom Römischen Gewicht u. s. w.

Der innere Ausbau der einzelnen Theile, welcher mit jeder Auflage bedeutender wurde, und dem Werke allmählich eine Vollendung verschafft hat, die es von einer Schulgrammatik zu einem wissenschaftlichen Lehrgebäude der Lateinischen Sprache umwandelte, war freilich hauptsächlich der Erfolg der immer tiefer eindringenden und umfassender werdenden Studien des Verf.'s., wurde jedoch zugleich nicht unbedeutend durch die Theilnahme erleichtert, welche das Werk bei Freunden und bei Widersachern fand. Eine Anzahl specieller Untersuchungen, die es anregte, Kritiken und Beiträge aller Art gaben dem umsichtigen Vf. Gelegenheit seinem Werke nach und nach eine immer gröfsere Vollendung zu geben, seiner Grammatik auch dreifsig Jahre nach ihrem ersten Entstehen noch die erste Stelle unter den Lateinischen Grammatiken zu sichern und alle Stürme, welche die speculative oder die vergleichende Sprachforschung gegen ihr Gebäude erregten, siegreich abzuwehren.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche neben ihr im Verlaufe der Zeit erschienen und zugleich mit ihr zwar zunächst den Schulunterricht berücksichtigten, aber auch den höheren philologischen Anforderungen zu genügen strebten, so dafs sie nicht blofs Regeln für die Schüler sondern zugleich ein Repertorium classischer Latinität für die Lehrer enthielten, — gehören: erstens die ausführliche Lateinische Grammatik von *Otto Schulz*, besonders ausgezeichnet durch einen praktischen Tact für den Unterricht. Ferner die Lateinische Grammatik von *L. Ramshorn*, reich an Bemerkungen, Beispielen und feinen Distinctionen; doch ist bei letzteren oft ein geistiges Mikroskop nöthig, um die feinen Unterschiede noch wirklich zu bemerken, und wie unzuverläfsig mitunter die Beispiele sind, ist schon an anderen Orten nachgewiesen. Nächstdem *K. Reisigs* Vorlesungen über Lateinische Sprachwissenschaft, herausgegeben von *Haase*, ein eben so rühmliches Zeugnifs von Pietät gegen einen mit Recht hoch geschätzten verstorbenen Lehrer wie ein Beweis tüchtiger Sprachforschung und umfassender Studien des Herausgebers. Endlich Grammatik der Lateinischen Sprache von *Krüger*, eine gänzlich umgearbeitete Ausgabe der Lateinischen Schulgrammatik von G. tefend, eine rationale Behandlung der Lateinischen Grammatik mit Benutzung der Forschungen im Gebiete der vergleichenden Sprachlehre und mit einer modificirten Anwendung der grammatischen Theorie *Beckers*. Hierzu kommen noch andere anerkennenswerthe Bestrebungen, wie von *Billroth* und *Ellendt*, *Feldbausch*, *Weifsenborn*, eine in der Form und Behandlungsweise möglichst vollendete und namentlich den Schulgebrauch angemessene Darstellung der Lateinischen Sprachgesetze zu geben. Doch neben diesen hat die Zumptische Grammatik ihre Stellung in Anerkennung behauptet, weil sie, wie keine ihrer Nebenbuhlerinnen in gleichem Mafse, auf Lateinischem Boden entsprossen und mit Lateinischem Safte gen. unter der pflegenden Hand eines Gelehrten herangewachsen war, der sich würdig an die Häupter aus der Blüthezeit altclassischer Philologie anreiht. Dafs man in jenen früheren Meistern altclassischer Gelehrsamkeit ähnlichen Geiste begegnet, fühlt man bei jeder Seite; man wandelt überall auf Römischem Boden an der Hand des Deutschen Führers; man vermifst nirgends die Ausbeute früherer Studien und der Bemühungen anderer auf demselben Gebiete, fühlt sich aber an keinem Orte eingeengt, wie in einer angefüllten Rüstkammer, wo die Waffen und Werkzeuge vieler Zeiten und Völker zusammengetragen sind.

Wir sind bei unserm Lobe nicht blind gegen die einzelnen Mängel auch dieser Grammatik; werden auch bald nachher Einiges herausheben, was wir anders wünschten; aber wenn wir uns den Erfolg und die ausgebreitete Anerkennung der Zumptischen Grammatik erklären wollen, obgleich sie mit einer gewissen Sprödigkeit sich von den modernen Bestrebungen in der Grammatik fern gehalten hat, so scheint uns der Grund davon in dem, was wir oben gegeben haben, zu liegen.

Die einzelnen Veränderungen und Zusätze der neuen Auflage zu erwähnen, so wichtig diese auch einzelnweise sind, ist nicht der geeignete Raum in diesen kritischen Jahrbüchern, zumal da jene zu einer gr

Digitized by Google

/ngestaltung einzelner Theile nicht geführt haben; sie ıben aber diese Grammatik wieder merklich ihrer Be- ıimmung näher geführt, nämlich dafs eine jede gram- ıtische Frage aus dem Lateinischen Sprachgebiete r classischen Zeit und der sonst beim Schulunter- ıhte gangbarsten Autoren darin ihre Lösung finde. doch sagt der Hr. Verf. mit richtiger Selbstschät- ıg p. IV: „Immer blieb und bleibt auch jetzt noch ıiges zurück, was entweder noch nicht vollständig ıbachtet oder auf sein tieferes Gesetz zurückgeführt oder wofür sich der unbedingt beste Ausdruck noch ıt gefunden hat."

Um zu prüfen, wie weit sich dieses Selbsturtheil Einzelnes anwenden liefse, lasen wir das 1ste Buch Cicero de officiis durch, eine Schrift, die von La- ıschen Grammatikern vorzugsweise angezogen ist; vielleicht selbst aus dieser noch manches nicht ıtändig beobachtet sei oder ob jede grammatische ge daraus ihre genügende Lösung jetzt in unsrer nmatik finde. Aus dieser Lectüre ergab sich nun lie Syntax noch folgende kleine Nachlese.

§ 380 ist zu der Behauptung, dafs *videri* durch- persönlich gebraucht werde, zu bemerken, dafs es ır Bedeutung von *placet* auch unpersönlich ge- ıht sei z. B. I, 32 Qui imitamur, quos cuique vi- ıst. Mehr Beispiele bietet Freund's Lexikon. — ı ist am Schlufs der übrigens ganz umgestalteten ı vom *Ablativus modi* immer noch gesagt: „*zu- voluntate facere*, mit freiem Willen, gleich ," da doch jenes, wie die Lexica und aufser den ngeführteu Stellen Cic. off. I, 9, 4 ausweisen, ist. — § 487 bei dem Ausdruck des Maafses, ieviel eine Sache die andre übertrifft, vermifsten ıfs bei gegenseitigen Beziehungen auch bisweilen gelassen sei, wie I, 21, 9 Quae *faciliora* sunt phis, *quo minus* multa patent in eorum vita. eiste hierüber findet sich bei Ruhnken ad Rutil. 17. Auch mufste § 488 Anm. 2, dafs für die e *multo tanto* etc. zuweilen adverbialisch *mul- ıntum* stehe, hingewiesen werden auf die vom ırf. selbst in seiner kleinen Ausgabe de *officiis* ın besten Mss. aufgenommene Lesart I, 28, 8 *ınus* quam philosophis — magnificentia et de- a adhibenda sit; und auf I, 30, 13 *multum* dis- — § 565 möchte bei *ut qui* hinzuzufügen sein: ist nicht zu verwechseln *ut qui* bei der An- führung von Beispielen mit dem Indicativ. I, 7, 3 *ut qui* quondam in vacua *venerunt* — ut *qui* bello *potiti sunt*." — § 572 wäre bei *modo*, *dummodo* etc. noch zu bemerken, dafs bei der Wahl der Tempora des Conjunctivs dieselbe Rücksicht Statt findet wie § 571 bei *utinam* angegeben war z. B. I, 25, 13 quae placet Peripateticis et recte placet, *modo ne laudarent* iracundiam et *dicerent*. — § 586 möchte darauf aufmerksam zu machen sein, dafs das Futurum statt des Imperativs im Lateinischen den Befehl *mildert*, ihn oft nur indirect hinstellt, im Deutschen dagegen den Ausdruck *gröfserer Entschiedenheit* hineinlegt. Daher brauchen die Lateiner auch das Futurum bei der Aufstellung von Regeln: I, 28, 3 Sed poëtae, quid quemque deceat, ex persona *judicabunt*; und so besonders häufig in den uns erhaltenen Lehrbüchern. — § 614 könnte zu den Verbis *beschliefsen* mit dem Infinitiv noch *cogito* hinzugefügt werden: I, 7, 9 qui *nocere* alteri *cogitat*. — § 700 ist die Behauptung, dafs *am häufigsten hic* für das Deutsche *der folgende* bei Anführungen gebraucht werde, sehr fraglich; nach meiner Erfahrung möchte ich dies vielmehr von *ille* behaupten, da *hic* gewöhnlich auf das Vorhergehende sich bezieht. Auch dies hat sich im 1ten Buche de officiis mir wieder bestätigt: I, 23, 6 Quamquam *hoc* (das Vorhergehende) animi, *illud* (das Folgende) etiam ingenii magni est. 22, 10 Illud autem optimum est (nemlich was nun folgt). vgl. 33, in.; 26, 8 Sed *haec* quidem hactenus; *illud* autem sic est judicandum. — § 709, 6 mufste für *quisquam* nach *si* st. *aliquis* oder *quis* zur Verstärkung der Ungewifsheit das Beispiel de off. 1, 31 Omnino, *si quidquam* est decorum, nihil est profecto magis, quam aequabilitas universae vitae wegfallen, da Cicero hier durchaus nicht mit Ungewifsheit sprechen konnte, indem er nach seiner Ueberzeugung keinen Zweifel in die Existenz des *decorum* setzen durfte. Die Stelle ist also entweder corrumpirt und es ist *quidpiam* zu lesen oder ganz ungewöhnlicher Art und darum nicht hier als Beispiel zu gebrauchen. — § 714 war zu den Worten: „So werden auch statt derjenigen Substantiva, welche *die Person der Handelnden* in bestimmten einzelnen aber nicht bleibenden Zuständen ausdrücken, lieber Umschreibungen durch das Verbum und Pronomen relat. gewählt" einzufügen: *oder die Handlung selbst* (z. B. 1, 25, 1 ut, *quaecunque agunt*, ad eam (utilitatem civium) referant. — Zu-

Digitized by Google

den mit § 757 schliefsenden Pleonasmen hätte noch hinzugefügt werden können der Gebrauch von *facere* nach einem andern Verbum, wo wir das vorhergehende Verbum zu ergänzen pflegen, wie I, 1, 1 ut ipse — semper cum Graecis Latina *conjunxi*, neque id in philosophia solum — *feci*, wozu die Bemerkung Heusingers zu vergleichen ist. — § 800 mufste zu: „Jedoch in *relativen* Sätzen schliefst sich quisque eng an das Relativum" eingeschoben werden: „*und fragenden*;" das darauf folgende Beispiel scheint diesen Zusatz auch vorauszusetzen. — § 808 leidet die Behauptung: „Sehr viel seltener, also nicht nachzuahmen, sind solche (Beispiele), wo *non vero*, *non tamen* um Sätze zu verbinden gebraucht wird; jedoch *non enim* ist ebenfalls gewöhnlich," an falscher Consequenz und Ungenauigkeit. Denn erstens sind Beispiele nicht deshalb, weil sie viel seltner sind, nicht nachzuahmen; dafs aber die Verbindungen mit *non vero* und *non tamen* seltener sind, liegt darin, dafs sie nachdrücklicher sind, und dieselbe Bewandnifs hat es mit *non enim*. Zu *non tamen* sind mir aufser den im Lexicon Quintilianeum gesammelten Stellen aus Curtius vorräthig IV, 13, 19. VI, 1, 6. 10, 7. VIII, 12, 6. zweimal; IX, 4, 17. Auch konnte hier zugleich darauf aufmerksam gemacht werden, dafs *Neque autem* bei classischen Autoren nicht gefunden wird, sondern nur *non autem*, weil (nach Hand Tursell. I, p. 586) der Begriff des in *autem* enthaltenen Gegensatzes durch *neque* schon ausgedrückt ist.

Diese Nachlese wollen wir nur als ein Zeugnifs für unseren Wunsch angesehen wissen, dafs die einzelnen Theile dieser Sprachlehre ihrer inneren Vollendung und ihrer Bestimmung, ein ausreichender grammatischer Commentar für alle Classiker im Bereiche der Schule zu sein, immer näher geführt werden mögen. Jetzt noch Einiges über die Fassung einzelner Regeln.

So bereitwillig nämlich der Hr. Verf. bei jeder neuen Auflage gewesen ist, alle nothwendigen Abänderungen im Einzelnen vorzunehmen, eben so hat er sich bisher gegen gröfsere Umgestaltungen gesträubt. Und mit Recht, da er den Gebrauch der Grammatik beim Schulunterrichte berücksichtigte, welcher doch ihr eigentliches und vorzüglichstes Feld ist. So ist es gekommen, dafs dem ursprünglichen Principe getreu, die Sprachgesetze aus den Erscheinungen in der Sprache herzuleiten, immer noch der Unterschied der vier Tempora des Conjunctivs (§ 524) an den hypothetischen Sätzen deutlich gemacht, und daraus erst § 527 der Conjunctivus potentialis hergeleitet wird, wodurch man freilich nicht von vorn herein zu einer bestimmten und deutlichen Einsicht in das Wesen des Lateinischen Conjunctivs gelangt, sondern erst durch die Erklärung der verschiedenen Erscheinungen desselben.

Ein anderer Fall ist der Gebrauch und die Construction der Partikel *quin* § 538—542. Um eine vollkommene Einsicht hierin zu gewinnen, mufs zuvörderst *quin* in eine relative und eine fragende Partikel geschieden werden. Zur relativen Bedeutung gehören die § 538 und 539 angeführten Fälle; jedoch muss hier statt des gewöhnlichen Unterschiedes *der* gemacht werden, dafs *quin* 1) für *qui non*, *quae non*, quod non bisweilen auch für den Accusativ steht; 2) für den Ablativ *quo* oder *qui non*, wohin *facere non potest*, *fieri non potest*, *nulla causa est* u. dergl., so wie Ausdrücke der Entfernung aus §. 540 mit nachfolgendem *quin* gehören. Das fragende *quin* steht 1) unmittelbar direct mit dem Indicativ (§. 542), oder auch mit Vernachläfsigung der ursprünglichen Bedeutung mit dem Imperativ oder mit der ersten Person Plur. des Conjunctivs; 2) indirect mit dem Conjunctiv nach *non dubito* u. s. w. (§ 540). Denn *non dubitat quin brevi Troja sit peritura* kann füglich übersetzt werden: „er zweifelt nicht, wie Troja nicht in Kurzem untergehen sollte;" dagegen *non multum abest quin miserrimus sim* „es fehlt nicht viel, in wiefern ich nicht der Unglücklichste sein sollte" gehört zur relativen Auffassung. Auf diese Weise erklärt sich am leichtesten das scheinbare Abundiren der Negation im abhängigen Satze.

Endlich scheint es mir zweckmäfsiger, die Regeln über *quum* (§ 577—582) so zu ordnen: *Quum* ist *causale* oder *temporale*. Das causale *quum* regiert den Conjunctiv, das Temporale in den Vordersätzen, weil die vorangehende Zeit zur nachfolgenden sich wie der Grund zur Folge verhält; dagegen in Nebensätzen und Erweiterungssätzen regiert das temporale *quum* den Indicativ, weil in diesen alle Analogie der Unmöglichkeit aufhört. Wie aber auch jetzt die Regel (§ 577) in. gefafst ist: „*quum temporale* steht *an und für* mit dem Indicativ," gewährt sie, zumal für den Anfänger, noch keine klare Vorstellung.

Möge der gelehrte Hr. Verfasser diese Bemerkungen als einen neuen Beweis der Theilnahme für sein Werk ansehen, dem der Referent wie ein grofser Theil der jetzt lebenden Freunde der Römischen Literatur einen nicht unbedeutenden Antheil an seiner Kenntnifs der Lateinischen Sprache zuschreibt. Wir wünschen nur, dafs es demselben vergönnt werde, noch recht lange unter den Meistern der altclassischen Philologie mit gewohnter Thätigkeit und ungeschwächter Kraft fortzuarbeiten, um sein Werk der beabsichtigten Vollendung immer näher zu führen.

E. Bonnell.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXIII.

ologischer Commentar zum Alten Testament. on M. Baumgarten, philos. Dr., theol. ic., Privatdocenten zu Kiel. Erster Theil. rste Hälfte. Kiel, 1843. *Universitäts-Buchndlung. Zweite Hälfte* 1844. 8.

Es ist gewifs eine richtige Einsicht in ein tief beletes Zeitbedürfnifs, welche den Verf. des vorlien Commentars zur Herausgabe desselben beite. Die bisherigen über das Ganze des A. T. erstreckenden Commentare können in keiner e mehr den gerechten Anforderungen der Gegengenügen. Das seit einigen Jahren angefangene tische Handbuch zum A. T. scheint nicht nur ngleich gerathen zu wollen, sondern ist auch ganzen principiellen Anlage nach von der Tenwelche unser Verf. verfolgt, verschieden. Das, *Viele* unsrer Zeitgenossen sehnlichst begehren, Einsicht in das A. T. nicht in blofs aphoristiWeise, sondern seinem inneren organischen Zunhange nach, finden sie in jenen Werken nicht t. Und doch spricht sich ein solches Verlan*n so* stärker aus, je gröfser noch immer für lie Kluft ist, welche den alttestamentlichen In*d das* eigene theologische Bewufstsein von einscheidet, und je schwerer das Detail der neuetersuchungen auf diesem Gebiete für so mann überschauen ist, die grofsen Divergenzen aber, hier fortwährend unter den Theologen herr*zu immer* erneuerter, streng wissenschaftlicher hung des Schriftinhalts hindrängen.

müssen wir es denn zugleich von vorn herein chen, dafs die Anforderungen, welche an ein ssendes und mit Schwierigkeiten aller Art vers Werk gestellt werden müssen, nicht diesel können, wie der Maafsstab, den wir an kritische Special-Untersuchungen oder exegetische Monographieen zu legen haben. Wir wissen sehr wohl, dafs es hier gilt in ungemein viel Fällen die Bahn zu brechen und den Weg zu ebnen, eine Betrachtung, welche dem Verf. billiger Weise zu Gute kommen mufs. Andererseits kann es aber auch nur zur Förderung eines solchen Unternehmens selbst gereichen, wenn sich der Verf. und der Leser der Idee desselben in ihrem Verhältnisse zu ihrer Ausführung klar bewufst werden, namentlich in wie weit das angefangene Werk den tiefer erkannten Bedürfnissen der Zeit wahrhaft zu entsprechen geeignet sei oder nicht.

Der Verf. selbst sieht sein Unternehmen als ein gewissermafsen reformatorisches auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese an (Einl. S. LXXXV). Er beginnt das Werk mit einer verhältnifsmäfsig ausführlichen Entwickelung der Geschichte der alttestamentlichen Schriftauslegung in der christlichen Kirche und setzt sich mit demjenigen, was in dieser Hinsicht bisher erstrebt und geleistet worden, aus einander. Wohl wäre hier zu wünschen gewesen, der Verf. hätte uns, statt sich in Schilderung einzelner Persönlichkeiten zu verlieren, eine schärfere Zeichnung und Kritik der verschiedenen Richtungen selbst geliefert und die principiellen Unterschiede als solche klarer und bestimmter heraustreten lassen; vor allen aber war es wohl der Tendenz dieser sogenannten „allgemeinen Einleitung" entsprechend, den eigenen Standpunct in seinem Verhältnisse zu dem vorher geschilderten ausführlicher darzulegen und zu begründen. Wir sind in dieser Beziehung also an den Commentar selbst gewiesen, welcher uns denn auch freilich über jenes Verhältnifs nicht lange im Unklaren läfst.

Fassen wir die Stellung des Rationalismus zum A. T. im Allgemeinen und diejenige Einwirkung, welche derselbe auf die alttestamentliche Exegese ausgeübt hat, insbesondere in's Auge, so reicht sein Ein-

Digitized by Google

flufs weiter, als, wie oft geäufsert wird, blofs dahin, dafs durch das skeptische Verhalten dieser Richtung die Aufmerksamkeit der Theologen auf gründlichere Erforschung und Prüfung des Details gerichtet worden sei. Hat doch in dieser Beziehung die ältere Orthodoxie den Rationalismus vielfach überflügelt und eine Fülle von Detail-Gelehrsamkeit entwickelt, aus welcher ergiebigen Quelle die spätere Nachwelt eben so oft schöpfte, als sich undankbar gegen ihre Vorgänger erwies. Nimmer hätte der Rationalismus solche nachhaltige Siege über die Orthodoxie erringen können, hätte nicht in dem principiellen Gegensatze beider auf seiner Seite eine grofse Wahrheit gelegen, die endlich gegen längere Verkennung durchbrechen und ihr Recht behaupten mufste. Diese Wahrheit liegt in der ganzen Stellung der Theologie zu der Geschichte des A. T., indem die geschichtliche Erscheinung des alten Bundes ihrer subjectiven, menschlichen, natürlichen Seite nach, in ihrer progressiven, naturgemäfsen Entwickelung zu einer Anerkennung gebracht wurde, die ihr früher vielfach versagt war. „Um zu erkennen, sagt Baumgarten, I, S. LXIV., was durch die Arbeiten dieser Männer für das Verständnifs des A. T. geleistet ist, mufs man die Jahrhunderte der Kirche heraufgekommen sein, mufs es mit Schmerzen gesehen haben, wie das natürliche, irdische Element der Geschichte Israels in der Kirche noch niemals zur ruhigen und gesicherten Geltung hat kommen können, sondern so oft es einmal stärker in's Bewufstsein getreten, alsbald wieder zurückgedrängt wurde. Wenn man diesen Gang mit innerer Theilnahme gemacht hat, so wird man zunächst einmal ausruhen in dem Gedanken, dafs endlich durch die Anstrengung deutscher Wissenschaft jene vernachläfsigte Seite zur Evidenz gekommen ist."

Gern haben wir den Verf. mit seinen eigenen Worten seine Ueberzeugung, welche wir im Allgemeinen auch theilen, aussprechen lassen, gestehen dann aber auch um so unumwundener unsre Verwunderung darüber, wie wenig bei ihm selber jene so „zur Evidenz gekommene Seite" der Behandlung des A. T. ernstliche und strenge Berücksichtigung gefunden hat. Je schärfer der Rationalismus die natürliche und rein menschliche Seite des A. T. in's Auge gefafst hat, desto sorglicher hat er auch diejenigen Mittel, welche zum Verständnifs desselben nach dieser Seite hin die-

nen, namentlich in seinen neueren Entwickelungs-St dien ausgebeutet und geltend gemacht. Strengere G schichtsforschung, und insbesondere eine philologisc Zucht im Gegensatze zu alter und neuer Ungebund heit sind durch seine Einwirkung direkt und indir in ihre Rechte eingetreten und die unentbehrlich Requisite des Exegeten geworden. Der vorliege Commentar hat aber schwerlich die Aufgabe der in dieser Beziehung gehörig erkannt und gewürd er verhält sich vielmehr mit einer gewissen Sprödig gegen dasjenige, was, sei es nun in mehr anreg Weise, sei es als Resultat, der Forschungsgeist der erwähnten Seite hin zu Tage gefördert hat. einem selbstständigen Verhältnisse des Verf.'s i ser Hinsicht kann überhaupt nicht die Rede Grofse Nachtheile hat namentlich die Vernächläs strengerer linguistischer Forschung dem Buche tet. Man darf dasselbe nicht ohne grofse Beb keit in dieser Beziehung benutzen. Vergleiche z. B. die Auslegung der Genesis mit der voran den von *Tuch*, so wird man kaum gewahr, wie in philologischer Hinsicht viel Tüchtiges darbi Commentar eine gehörige Einwirkung auf seinen folger ausgeübt hat: jedenfalls ist der Tuch'sche mentar fortwährend ein unentbehrliches Hülfsmitt nichts weniger als abrogirt durch Baumgarten. schlimm, dafs der Verf. von den eigentlichen p gischen Schwierigkeiten oft gar keine Ahnung zu scheint, daher er sie so vielfach mit gänzlichem schweigen übergeht. Am deutlichsten zeigt sic bei den poetischen Stücken des Pentateuch, w so viel Schwieriges und Räthselhaftes zu lös der Verf. aber mit der gröfsten Leichtigkeit üb derartige hinwegeilt.

Stände der Verf. nicht in einem von uns neten schiefen Verhältnisse zu demjenigen, selbst als eine wichtige Errungenschaft der Theologie anerkennen mufs, wie wäre es wohl lich, dafs er auf wenigen Seiten (S. LXXXI eine „Einleitung in den Pentateuch" liefert, wor die wichtigsten allgemeinen Fragen über den teuch beantwortet und berührt zu finden erwart selbst aber nur einige Andeutungen über die sche Abfassung antrifft, welche sogleich die Abe des Verf.'s beurkunden, sich auf solche Dinge lassen, darum aber auch am wenigsten geeignet

Digitized by Google

r von ihm vertheidigten Sache irgendwelchen Re-
ekt einzuflöſsen. Sollte diese Art von Apologetik
eder aufkommen, — was freilich kaum zu befürch-
ı ist — so würde dies die beste Manier sein, dem
tionalismus in die Hände zu arbeiten. Hätte der
rf. doch nur an *Olshausen* in dieser Beziehung ge-
ht, in dessen Commentar diese Partie eine, wenn
h nicht erschöpfende, aber doch ganz andere Wür-
ıng gefunden hat als in vorliegendem Falle. —
erhaupt hat der Verf. dem Anscheine nach gar
ı rechtes Herz auf geschichtliche Fragen und Er-
rungen sich tiefer einzulassen, daher er es z. B.
ıst „bedenklich" findet, wenn man die natürlichen
chlieſsungspuncte für die ägyptischen Plagen und
ıder mit Consequenz aufsucht und geltend macht.
ı so wenig kann er sich in Betreff des Durchgan-
ler Israeliten durch das rothe Meer in die noch
dings so wichtigen und ergebniſsreichen, von *Ro-*
n angestellten Untersuchungen und Combinationen
ı. Er zieht es vielmehr vor, auf Ps. 104, 4. zu
isen, mit der Bemerkung: „ein solcher mit pneu-
cher Urkraft ausgerüsteter Wind hat wohl so
facht über das armselige Element des Wassers,
s auseinander fahren muſs, um den Heerschaaren
ı Bahn zu machen." Doch hierfür wären Bei-
in Masse aufzuweisen; wir bemerken nur noch,
urch diesen Commentar man oftmals ganz in die
. h. antiquirte philologische Willkühr hineinge-
ınd insbesondere die Philologie sich häufig den
heilen des Verf.'s beugen muſs. Wie wäre es
wohl möglich, daſs, um nur das zunächst Vor-
e hier zu berühren, so oberflächlich über בָּרָא
: wird, wie es S. 3 geschieht (vgl. dagegen be-
ı *Tuch*, S. 17 ff.), und wobei Genes. I, 21. 27.
nmal richtig im Sinne der Genesis verstanden
r daſs S. 5 der Verf. zu der „altjüdischen An-
urückkehren zu müssen meint, „nach welcher
Gott mit Einschluſs der Engel bezeichnet,"
ſs nach dem Verf. S. 8 הָיְתָה Gen. 1, 2. eben
l *war* als *ward* bedeuten könne, wobei er
kritisch genug auf Stellen wie Gen. 2, 10. be-
ı. w. Hätte der Verf. Redensarten wie das
אֶבֶן Gen. 16, 2. mit gesundem philologischem
gewürdigt, wie konnte er dann wohl auf Ein-
nmen wie folgender: „Das Weib ist von Gott
gesetzet wie ein Bau (s. 2, 22.) und darum will es erbauet werden durch das was seine Bestimmung ist. So sucht die Gemeinde, welche von Christus gesetzet ist zu einem Hause Gottes im Geiste, nichts eifriger als ihre Erbauung" (S. 194).

Doch diese Andeutungen führen uns auf eine zweite Seite der Betrachtung, welche die Auslegung des Verf.'s darbietet und die wir am füglichsten dadurch würdigen werden, daſs wir sein Verhältniſs zu der bisherigen orthodoxen und supranaturalistischen Behandlungsweise des A. T. näher würdigen. Wenn der Rationalismus zwar den alten Bund als geschichtliche Erscheinungsform strenger faſst und darin ein gewisses Recht behauptet, so erkennt er jedoch in derselben nur einen Factor an. Verkennend die Eigenthümlichkeit des hebräischen Geistes, unfähig in die eigenthümliche specifische Macht und Prägnanz dieses Geistes sich zu versenken, vermag er nicht die Aeuſserungen dieses Geistes, das theokratische Leben in seinem historischen Processe zu begreifen, gerade die bedeutendsten Erscheinungen in dieser Geschichte bleiben ihm räthselhaft und unverständlich, noch weniger wird die Geschichte ihrer innern Einheit, ihrem tieferen Organismus nach zum Verständniſs erhoben. Der Rationalismus endet daher immer nur mit Gewaltthat, mit violenter Verkehrung oder Vernichtung der Geschichte. Der Rationalismus hat daher nur ein Recht einem solchen Supranaturalismus gegenüber, welcher sich von der ächt geschichtlichen Basis losreiſsend nur die objective Seite der alttestam. Geschichte in's Auge faſst und überall nur das Göttliche in abstracter Weise wahrnehmend, die Erscheinungsformen desselben in ihrem Zusammenhange mit den Formen des natürlichen Daseins unberücksichtigt läſst, also die natürliche, menschliche Seite der Geschichte ignorirt. Auch hier kommt man zu demselben Extrem, wie im Rationalismus. Die alttestamentliche Geschichte gestaltet sich zu einem Aggregate, einer Fülle von einzelnen wunderbaren Erscheinungen, aber der sie durchziehende und einigende Faden kann nicht gefunden werden, so lange nur die transscendentale Seite in starrer Einseitigkeit festgehalten wird. Die rechte Vermittelung und Ausgleichung, kraft welcher das Göttliche als ein das Menschliche nicht negirendes, sondern wahrhaft durchdringendes, das Menschliche aber als ein das Göttliche eben so wenig aufhebendes,

Digitized by Google

wohl aber beschränkendes erkannt wird, mithin eben so sehr ein falscher Spiritualismus als grober Ebionitismus vom A. T. fern gehalten wird, dies ist die Aufgabe der gegenwärtigen Theologie. Je bestimmter und klarer dieselbe erfafst wird, desto gesunder wird allemal der historische Boden sein, auf welchem sich eine wahre wissenschaftliche Behandlung des A. T. auferbauet. Wer mit dem Gange, den in unsern Tagen die alttestamentliche Kritik und Exegese genommen hat, vertraut ist, der kann nicht verkennen, dafs auch diesem Ziele kräftig entgegen gearbeitet wird. So wenigstens steht die Sache keineswegs, wie Baumgarten S. LXXXIII ff. meint, als ob in der „bisherigen Weise der theologischen Reaction gegen die kritisch-historische Behandlung und Mifshandlung des A. T. nur der negative Gewinn des Widerspruches, höchstens die Beseitigung einzelner Irrthümer enthalten sei, im Uebrigen aber nur Repristination sich finde. Am wenigsten hat jedenfalls der Verf. ein Recht solche Anklagen zu erheben, je weniger gerade von ihm dafür geschehen ist, die „lang und hart verkannte Geschichtlichkeit des A. T.," die „menschliche Geschichte" desselben wieder zu Ehren zu bringen. — Freilich zeigt der Verf. bisweilen, dafs es ihm an gutem Willen nicht fehle. Wie er auf den innern Zusammenhang der Behandlung der alttestamentlichen Geschichte mit der Einseitigkeit in der Christologie hinweiset und dabei etwas pathetisch ausruft: „auch hier ist von Grund aus anzufangen und endlich einmal (sic!) die Menschheit Christi, der selige Trost aller Gläubigen, in ihrem völligen, unverkümmerten Rechte in die Christologie aufzunehmen" — so spricht er sich auch in Bezug auf das A. T. dahin aus: „der ganze Chor der Jahrhunderte ist mir zusammengeklungen in die eine Stimme, welche Geschichte fordert, Geschichte, die Leib und Geist ist, Leib und Geist, aus welchem das Wunder aller Wunder der Mensch Jesus Christus wundersam gewirket worden." Allein wie stehen mit solchen Vorsätzen die Ausführungen des Verf.'s im Verhältnisse? Schwerlich möchte er in seiner gegenwärtigen theologischen Entwickelung, die wir als eine Krise anzusehen uns mehrfach berechtigt glauben, den Beruf empfangen haben hier die rechte Geschichte, „die Leib und Geist ist zu reproduciren.

Wie auf Seiten der negativen Kritik in neuest Zeit eine Richtung sich erhoben hat, welche ein Krieg auf Tod und Leben der Geschichte ankünd und sich darin gefällt, zu Gunsten einer banalen p losophischen Weltanschauung die Geschichte zu re liren und zu carrikiren, so haben sich jüngst auch der Seite der positiven Kritik Versuche gezeigt, d ähnlichem romantischem Ungestüm auf die Gesch loszugeben und sie in positiver Weise neu zu bel und zu gestalten meinen — ein Beweis, wie es während nach den verschiedensten Seiten hin den sten und redlichen Kampf gilt gegen Phanta aller Art, die eben so tief im Wesen unsrer Zeit als sich gern überall eindrängen und die müh besonnene historische Forschung verdrängen m In dieser letzteren Weise hat *Hofmann* in s Werke über Weissagung und Erfüllung eine Gä in die alttestamentliche Exegese zu bringen ge welche falls sie allgemeine Geltung und conse Durchführung finden sollte, der Tod aller ge Geschichtsforschung und Exegese sein würde. indem sich dieses Buch darin gefällt, bald d testamentlichen Schriftgehalt auf eine ungebü Weise auszuleeren und zu verflachen, um damit selbstgemachten geschichtlichen Procefs aufre halten zu können (wie bei den Psalmen, dem liede u. s. w.), bald in eine supranaturalistische spannung hinein geräth, um möglichst bestimm dictionen zu erzielen, auch wo der Text zu de wahrhaft gemartert werden mufs (wie etwa 1 ff.), bald sich in eine mystische und abstru anschauung verliert, welche dem A. T. mit walt aufgebürdet werden mufs (wie in der A von 1 Mos. 1—3.), zeigt es noch ein so principienloses Umherirren seines Verf.'s, ein sundes exegetisches Verfahren, dafs die Naiv Verwunderung erregen kann, mit welcher neulich behauptet hat, der Schrift ihr voll widerfahren zu lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

ologischer Commentar zum Alten Testament.
on M. Baumgarten.

(Schlufs.)

Verlohnt es sich doch kaum der Mühe, da noch r zu streiten, wo eine so arge Selbsttäuschung indet! Um so bedauernswerther ist es, dafs Baum- *n sich* einem solchen Führer in diesem Commen- angeschlossen hat, so dafs in dem ersten Theile lben namentlich Hofmann durchweg die Auctori- ldet, auf welche er sich bezieht, und wir freuen lafs der zweite Theil schon etwas weniger Spu- ieser Abhängigkeit — gewifs nur zu seinem Vor- — an sich trägt.

's soll nicht geläugnet werden, dafs es dem e an einzelnen treffenden und scharfsinnigen Be- ngen fehle; diese werden vielmehr der späteren se sicher zu gute kommen. Allein es zeigt da- auch so starke Mängel, welche uns ihren Grund er exegetischen Neuerungssucht des Verf.'s zu scheinen, vermittelst deren er oft das scheinbar *iche* dem Wahren vorzieht, oder einen an sich en und schönen Gedanken nicht umhin kann, da ngen, wohin er nicht gehört, oft sich aber auch s phantastische Gebiet verliert, auf welchem cht mehr von Auslegung, sondern nur von Ein- *lic* Rede sein kann. Wir wollen uns dabei nicht enigen Partieen halten, in denen der Verf. di- n *Hofmann* abhängig ist, da wir nicht gesonn- l die inventa des Letzteren einer Kritik zu un- en: der zweite Theil des Buches möge vielmehr gen Beispielen zeigen, zu welchen Verirrungen f. noch immer der von ihm betretene Weg ge- t.

ächst fehlt der Exegese Baumgarten's durch- s *richtige* Maafs, welches die Schwierigkeiten tes in ihrer rechten Bedeutung zu würdigen und darnach dem Einzelnen seine rechte Stellung zum Ganzen zu geben weifs. Welcher Kundige wird es wohl dem Verf. Dank wissen, wenn er sich z. B. II, S. 535 bei dem Prädicate *Fels* in Bezug auf Gott über das Haften an dem Dualismus von Geist und Natur u. s. w. ausläfst, eine Bemerkung, welche beiläufig gesagt zum nächsten Verständnisse des Textes, so wie zur Erklärung der Differenzen unter den Auslegern gar Nichts austrägt? Oder in welchem Verhältnisse steht wohl die Bearbeitung des schwierigen Abschnittes 4 Mos. 21., namentlich der Erzählung von der ehernen Schlange zu andern Partieen des Buches, wie etwa der langen Diatribe über das Reden der Eselin Bileams (S. 356—362), wo der Verf. den Vorgang als einen äufserlichen zu rechtfertigen sucht in einer Weise, die freilich zu nichts weniger geeignet ist als zu überzeugen. — Indem der Verf. vorzugsweise seinen eigenen Gedanken nachhängt und die Tugend des Exegeten, Selbstverläugnung und williges Eingehen in das Object, nicht übt, vermag er es nicht bei allem Dringen auf Geschichte und treues Auffassen der Geschichte, es zu irgend einer wahren und genügenden geschichtlichen Anschauung zu bringen. Das Schwierigste in dieser Beziehung soll oft durch einige leicht hingeworfene Bemerkungen abgethan werden. Einen merkwürdigen Belag dafür enthält namentlich die Art, wie der Verf. den Abfall der Israeliten in der Wüste behandelt (S. 100 ff.). Der Verf. begnügt sich hier mit den Redensarten: „Jehovas hat Israel jetzt vergessen," „weil Israel Jehovah von Mose getrennt hat, so ist ihm Mose als Erlöser aus Aegypten ein rein natürlicher und äufserlicher Mensch geworden," „diesem Haften an der Aeufserlichkeit entspricht nun, dafs Israel sichtbare Götter verlangt," „damit ist Israel auf den Standpunct der Heiden zurückgetreten," u. s. w. Wie viel läfst sich bei diesen eben so zuversichtlich als unbegründet hingestellten Sätzen erinnern! Wie konnte

Digitized by Google

Israel überhaupt Jehovas vergessen, wenn es wirklich erfahren hat dasjenige, was der Pentateuch in dieser Hinsicht berichtet? Diese Frage bleibt gänzlich bei dem Verf. unbeantwortet. Er übersieht aber auch, dafs der Pentateuch gar nicht so geradezu von einem „Vergessen Jehovas" und einem „Zurücktreten auf den Standpunct der Heiden" redet. Dann entstände eben ein Bruch in der Geschichte, den wir wenigstens in keiner Weise auszugleichen und zu heilen vermöchten. Und welch eine Vorstellung, dafs Moses dem Volke mit Einem Male ein rein natürlicher und äufserlicher Mensch geworden sei! Auf welchen Grund stützt sich eine solche Annahme, die eben so ohne historischen Anhaltspunct als in sich ungereimt ist? Und welch ein neuer Sprung, wenn aus dieser äufserlichen Vorstellung von Moses sofort das Verlangen des Volkes nach sichtbaren Göttern hergeleitet wird. Sah das Volk die sichtbare Gottheit, welche es verlangte, als Führer durch die Wüste, als Ersatz für Moses an, so konnte ja unmöglich das Bild von demselben ein so äufserliches geworden sein. Immer ist aber damit noch nicht die Frage beantwortet in Betreff dieses Herabsinkens des Volkes auf eine Stufe des Naturcultus, sobald die frühere Geschichte desselben und das bisherige Verhältnifs des Gesetzgebers zum Volke scharf in's Auge gefafst wird. Es kommt hier alles an auf richtige Einsicht in das innere Verhältnifs des Volkes zum Naturcultus überhaupt. Ueber dieses aber giebt uns der Commentar keinen Aufschlufs und doch ist dies der Cardinalpunct der ganzen Untersuchung, durch dessen Verkennung oder falsche Erledigung Mifsverständnisse aller Art erzeugt sind. Ihnen vorzubeugen, sie gründlich abzuschneiden, dürfte dem Verf. kaum irgendwie gelungen sein. — Aber nicht immer hält sich der Vf. noch in diesen Schranken. Während hier noch die Phantasie desselben die historischen Mittelglieder und Bindungsmittel überspringt, ergeht sie sich anderweitig in desto ungezügelterer Weise. Der Tod Mosis wird Deut. 34. als ein tragisches Ereignifs dargestellt: der Mann, der nahe am Ziele seines Strebens und Wirkens stehend, in ungeschwächter Lebens- und Geisteskraft abscheidet, ist ein jedenfalls tragischer Charakter. Von diesem Gesichtspuncte aus sagt der Erzähler Deut. 34, 6: Moses sei begraben worden im Moabitischen Gebiete, ohne dafs man selbst später sein Grab wufste. Zu dem tragischen Ende des Gesetzgebers gehörte noch das *Unscheinbare* seines Begräbn ses. In *Moab* ward er begraben, wo er starb (r Vs. 6. mit Vs. 5.): nicht die Ehre, welche Jacobs Josephs Gebeinen widerfuhr, geschah den seinigen. blieb im Tode ungeehrt, wenn auch tief betrauert. dem göttlichen Strafworte: „du sollst nicht hinü gehen" (Vs. 4.) und dessen ganzer Erfüllung geh nicht nur der Tod (Vs. 5.), sondern auch das Beg nifs Mosis (Vs. 6.). In diesen allein richtigen Ge kengang der Erzählung kann sich aber unser nicht finden. Er thut so als ob über das Vs. 6., in Betreff des dazu gehörigen Subjecte kein Zweifel obwalten könne, und Jehovah als S nothwendig zu ergänzen sei, da doch wenn der sein sollte: Jehovah *selbst* habe Moses bestattet Subject nothwendig ausgedrückt sein müfste. wie gesagt, über alles dieses verliert der Auslege Wort, und läfst desto geschäftiger die Phantasi ten, die sich hier als eine ächt Rabbinische be Das Wort 34, 7, sagt er S. 566, bezeichnet zwar seits einen Beweis besonderer Gnade, ander stellt eben dies den Mose einem *Verbrecher* glei sein Leben verwirkt und in der Mitte seiner Ta Tode geführt wird. Als ob alle in der Blüthe bens dahin sterbende Verbrecher wären und cher nicht auch als abgelebte Greise ihr Leb lieren könnten! Wer freilich mit solchen Ueber gen beginnt, dem ist es nicht weiter zu verarge er gerade diesen Todesfall bezeichnet als „einen baren Triumph der Todesmacht, bei welch menschliche Natur verzagen und verzweifeln Nachdem so die „ganze Tiefe des Todes Mosis" schauet worden ist, wird es dem Commentator seine Auffassung zu rechtfertigen, nämlich in der Weise: „die Sache ist diese, dafs nach Todesgewalt gegen Moses wegen seiner Sünd freier Spielraum gelassen ist, augenblicklich d Einhalt gethan wird (sic!) und Jehovah d des Heiles und des Lebens den Leichnam aus der Macht des Todes zurücknimmt und ih bestattet." Aber diese Identificirung des Be sei es auch durch Jehovah selbst, und des Er aus der Macht des Todes ist eben die ungl Fiction, welche den Verf. zu so beklagenswerth griffen verleitet.

Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber

Digitized by Google

ehten, dafs in Bezug auf die gesetzlichen Abschnitte
Pentateuch viel zu wenig geschehen sei, viele auch
dringlichsten Fragen ihre Erledigung nicht gefun-
haben. Denn die Vorarbeit auf diesem Gebiete
im Allgemeinen bis jetzt noch kümmerlich und nur
zelnes erst mit tüchtigem wissenschaftlichem und
logischem Geiste untersucht. In Bezug auf die
ptgegenstände des Ceremonial-Gesetzes folgt der
f. vielfach *Bähr*, aber auch neueren Berichtigun-
und Modificationen der *Bähr*'schen Ansichten, wie
den Opfern *Kurtz* (das Mosaische Opfer 1842).
imm ist es aber auch hier, dafs wo der Verf. ei-
Forschungen vorträgt, dieselben von demselben
te mafsloser Willkühr und zuchtloser Phantasie
bzogen sind, so dafs sie der Wissenschaft nicht
r zu Gute kommen können, sondern nur zur War-
vor dieser Art von Deutelei dienen müssen. Wir
isen hier nur beispielsweise auf das S. 167 ff.
den Kleider-Aussatz Bemerkte, wo der Vf. sich
htigt glaubt, über das Wesen der Kleidung so zu
ophiren: „das Kleid ist dem Menschen nicht
loſse Aeufserlichkeit, sondern hängt innerlich mit
Wesen und Zustande seines Lebens zusammen.
e wir schon bei den Priesterkleidern auf 1 Mos.
zurücksehen mufsten, so wird der grofse Ernst,
lchem hier das Gesetz die Flecken des Kleides
lelt, nur dann verständlich, wenn wir das Kleid
Lichte jener Stelle erkennen." Nun wir mei-
r „*grofse* Ernst" des Gesetzes in diesem Falle
sich vollständig aus der Betrachtungsweise des
zes, von welcher es ausgeht, aus dem gewalti-
gorismus, mit welchem es den Aussatz als das
ndste Symbol der Sünde und des Verfallenseins
Tod nicht blofs in seinen stärksten, sondern
allen feineren, ihm verwandten oder ähnlichen
ungsformen angesehen und behandelt wissen
afs es dem Gesetze dabei gar nicht wesentlich
in auf die Kleider ankommt, erhellt ja deutlich
araus, dafs es nicht blofs von einem Aussatze
ern, sondern auch an Stoffen überhaupt, selbst
hen von Leder (vgl. Levit. 13, 51. „was irgend
r gefertigt ist") redet. Bei dem Aussatze an
mufs der Verf. selbst nachher wieder einlen-
174 ff.). Schwerlich kann derselbe daher die
Gesetzesstelle 3 Mos. 13, 47 ff. im Einzelnen
gesehen haben, wie er sich denn auch nur in
allgemeinen Räsonnements über dieselbe ergeht. Am wenigsten aber bietet sie einen Stützpunct dar für die von ihm citirte und oft gemifsbrauchte Stelle 1 Mos. 3, 21. nach seiner Auffassung derselben. Die einfache und offenbare Beziehung dieser Stelle auf 2, 25. und 3, 7. kümmert unsern Verf. nicht im Mindesten. Fafst man diese drei Stellen in ihrer rechten Beziehung auf einander, so kann der Gedanke von 3, 21. nur dieser sein: das vor dem Falle des Menschen nicht vorhandene, sondern erst nach demselben erwachte mit dem Schuldbewufstsein eng zusammenhängende Schaamgefühl erhielt nunmehr eine ausdrückliche göttliche Sanction und Willens-Erklärung: es sollte aufrecht erhalten werden, mit ganzer Strenge in Kraft verbleiben. So enthält die Stelle unbefangen aufgefafst nichts anderes als die rein ethische Bezeichnung des Gewissens in seiner Beziehung zu Gott und dem göttlichen Willen. Unser Ausleger aber trägt bei dieser Gelegenheit (vgl. I, S. 64—68) zuerst eine ausführliche Betrachtung über das Tödten der Thiere und den so in die Natur eingedrungenen Tod vor (was beiläufig bemerkt gar kein im Texte selbst hervorgehobenes Moment bildet und demgemäfs durchaus nicht als ein Hauptgedanke in jener Weise gefafst werden darf), sodann über die Idee der Bekleidung. So wird dann das Resultat gewonnen: „in der Bekleidung des Menschen durch die Hand Gottes erkennen wir die Ueberwindung der ersten Spuren der Todesmacht und die reale Weissagung des neuen Lebens. — Das Wunder der Bekleidung ist die Geburt und Darstellung des neuen Menschen." Das nennt man denn in der Sprachweise dieser Klasse von Exegeten, dem A. T. seine Leiblichkeit belassen und nicht einer durch falsche Bildung eingetretenen Vergeistigung desselben huldigen. Nunmehr begreifen wir auch, wie *Hofmann* neuerdings den fast in's Unglaubliche gehenden Ausspruch thun konnte: „ob Gott dem Menschen ein Kleid von Fell giebt, dafs er es anziehe, oder das Land Kanaan, dafs er darin wohne, oder die verklärte Menschennatur Jesu Christi, dafs er ihre Kraft verspüre: immer schenkt er ihm ein Unterpfand seiner Erneuerung. Nimmt der Mensch dasselbe, wie es ihm geboten wird, so ist er vor Gott gerecht und innerlich neu geworden."!! Und bei alle dem bildet man sich noch ein, der Geschichte recht eigentlich zu ihrem angestammten guten Rechte zu verhelfen! Wann wird man erkennen, wie diese in das Gebiet des Physischen

Digitized by Google

sich verlierenden Speculationen aller gesunden historischen Anschauungsweise spotten? Man vergleiche nur beispielsweise noch einmal die Auffassung des Nasiräats-Gesetzes bei Baumgarten II, S. 274 ff. Zunächst wird in Bezug auf die vorgeschriebene Enthaltung vom Weine die Erklärung verworfen, als ob derselbe allein seiner berauschenden Eigenschaft nach in Betracht komme, sondern als sinnlicher Genufs überhaupt. „Das Gewächs des Weinstocks wird von Jehovah als dasjenige gewiesen, dessen er sich zu enthalten habe, nicht etwa blofs in wiefern es berauschende Kraft in sich habe und also offenbare Unordnung veranlasse, sondern nach allen seinen Theilen, in wiefern dieses Gewächs als das vornehmste aller sinnlichen Genüsse gilt und darin also das allgemeine Mifsverhältnifs des Menschen zum sinnlichen Genusse zum Vorschein kommt." Allein ganz abgesehen davon, dafs dieser letztere Gedanke gar nicht so ohne Weiteres in dem Gesetze gefunden werden kann, so widerlegt den Verf. der einfache Text, indem zu dem „Wein" noch aus- und nachdrücklich „berauschendes Getränk" שֵׁכָר hinzugesetzt ist. Daraus ergiebt sich auch schon, was auch noch aus andern Gründen genugsam dargethan werden kann, dafs das Gesetz auf die Verordnung in Betreff der Priester 3 Mos. 10, 8 ff. zurücksieht und aus dieser sein Verständnifs erhalten mufs, und Baumgarten hat sehr Unrecht gethan, dies gegen *Bähr* ganz willkührlich abzuläugnen. Dafs der Wein „nach allen seinen Theilen" verboten wird, erhellt schon aus der Fassung des Gesetzes selbst, nämlich, wie es schon bei *Carpzov* appar. antiqq. s. cod. p. 153 heifst, ne scilicet illarum rerum suavitate et dulcedine illectus, vini caperet desiderium. — Aerger noch als mit dem Weine geht aber der Verf. mit dem Gebote des Wachsenlassens der Haare um. Hier indessen begnügen wir uns mit einer blofsen Relation, denn einer Widerlegung bedarf doch wohl schwerlich in unsern Tagen noch eine Ansicht wie folgende: „das lange Haupthaar als die natürliche Bedeckung und Beschirmung des Hauptes, welche die künstliche als das entsprechende Correlat fordert (!), ist das Zeichen der Abhängigkeit von einer andern gegenwärtigen Macht. So trägt das Weib langes Haar und geht mit bedecktem Haupt vor dem gegenwärtigen Manne, der ihr Haupt ist (1 Cor. 11, 5—7. 10). Der Mann aber hat das Haupt geschoren und unbedeckt, denn er ist allem Gegenwärtigen über frei als d Bild und die Herrlichkeit Gottes. Der Nasir begi sich nun dieser natürlichen Freiheit und Selbstst digkeit, so wie er dem allgemeinen Freudengenu entsagt; denn gleichwie der Geist der Freude in unreine Lust hinabgezogen wird, so verkehret das Gefühl der Kraft und Selbstständigkeit in H muth und Vermessenheit. Darum tritt der Nasir von dem Boden der natürlichen Kraft und Mann tigkeit und stellet sich im Geiste als das Weib die Macht Jehovas und dessen zum bleibenden chen trägt er langes Haar." Unverantwortlich dafs der Urheber dieser Ansicht es nicht einm Mühe werth hält, auf neuere sehr gründliche E rungen gerade dieses Umstandes, welche ihm unbekannt sein konnten, nur irgendwelche Rüc zu nehmen: ein Sicherheitsgefühl dieser Art ist anders denn als traurige Anmafsung und Eitelk bezeichnen.

Irren wir nicht, so hat der Verf. eine stark gung, sich geistig von Andern abhängig zu m seine Arbeit trägt vielfach das Gepräge einer Un ständigkeit, welche von den Eindrücken des blickes hingenommen wird und es nicht zu frei eignung und Verarbeitung des Objectes zu vermag. Dies zeigt sich nicht blofs in dem oben Bemerkten, sondern auch in der Art, wie sich zu anderen Arbeiten stellt, wie namentlich theau, dessen allerdings im Einzelnen manche scharfsinnige und treffende Bemerkung enthalten (die sieben Gruppen Mosaischer Gesetze. Gö 1840) doch einer viel eingehenderen und sch Kritik gewürdigt werden mufste als es hier ist. Auf dieses Schwanken, diese Unsicher Verf.'s gründen wir indefs die Hoffnung, dafs noch nicht mit sich abgeschlossen habe und sich wärtig in einer Krisis befinde, aus welcher best hoffentlich tiefere Eindrücke ihn herauszureifs verfehlen werden. Möge es ihm gelingen, sich machen von dem Haschen nach blofs subjectiv fällen und scheinbar geistreichen Gedanken, wahre Ziel der biblischen Exegese, die gewi und treue Durchdringung des Schriftgehaltes subjectiven Geiste, von ihm immer klarer und ter erkannt und dann rastlos verfolgt werden.

Dr. Haeversi

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXIV.

τροπὴ τῶν δοξασάντων, γραψάντων καὶ τύποις ινωσάντων, ὅτι οὐδεὶς τῶν νῦν τὴν Ἑλλάδα κούντων ἀπόγονος τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων ἐστίν, ὸ Ἀναστασίου Γεωργιάδου Λευκίου κτλ. Ἐν θήναις, 1843. *kl.* 8.

Auch in Deutschland ist die Fallmerayersche Grie- rage noch nicht als abgemacht anzusehen; nicht Griechenfrage aus dem politischen Standpuncte Zukunft, sondern die aus dem historischen Ge- puncte ihrer Vergangenheit, die Frage wegen bstammung der heutigen Bewohner Griechen- Mag Fallmerayer über den Ursprung und das eigentliche Wesen der griechischen Revo- vom Jahre 1821 urtheilen, wie er will; mag Betreff der politischen Zukunft Griechenlands es griechischen Volks eine Ansicht haben, wie ll, und mag er sogar alles wahre Heil für einzig und allein und wirklich und wahrhaftig ufsland erwarten und diese kühnen Erwartungen offnungen den Griechen selbst unterlegen: es lies Alles ein falsches Urtheil, eine falsche An- eine Täuschung sein, der er sich hingegeben ber es bleibt doch immer eine Angelegenheit, ächst nur der subjectiven Ueberzeugung ange- und wegen welcher er auch zunächst nur sich Rechenschaft schuldig ist. Anders ist es da- mit der Frage wegen der Abstammung der n Griechen, und mit der Behauptung Fallme- dafs die heutigen Griechen die Nachkommen wen und Albanesen seien, die sich in frühe- l späteren Jahrhunderten in einer solchen Weise chenland, zunächst in der Halbinsel des Pe- ses, festgesetzt hätten, dafs alles ursprüng- eben in den älteren Bewohnern des Landes verdrängt und verwischt worden, und dafs nicht Ein Tropfen altgriechischen Blutes in den Bewohnern des heutigen Griechenlands vorhanden sei. Jedenfalls ist das eine Behauptung, wegen welcher Derjenige, der sie aufstellt, nicht blofs sich, sondern auch Andern, und vornehmlich den Griechen unserer Tage Rechenschaft schuldig ist; und man kann sich daher nicht wundern, dafs, wie diese Fallmerayer'sche Griechenfrage auch bei uns, in Deutschland selbst, keineswegs abgemacht ist, und man hier aus guten Gründen, namentlich bei der offenbaren Uebertreibung, mit der Fallmerayer überall nur Slawisches in dem Volksleben der Bewohner des heutigen Griechenlands erblickt, denn doch billig Bedenken trägt, nach dem alten: Αὐτὸς ἔφα seiner Ansicht unbedingt zu huldigen und auch gar nichts Altgriechisches in dem Volksleben der heutigen Griechen anzuerkennen, so noch mehr die Griechen selbst dieser Ansicht entgegentreten, dieselbe bekämpfen und die angeblichen Gründe, auf denen sie beruht, so wie die daraus gemachten Folgerungen und Schlüsse bestreiten. Das ist in neuerer Zeit, während man vielleicht in Deutschland die Sache auch für die Griechen abgemacht wähnte, auf verschiedene Weise geschehen. Dem Unterzeichneten ist zufällig die im Jahre 1842 in Athen herausgegebene, vorzugsweise wissenschaftliche Zeitschrift: Ῥαδάμανθυς, zugekommen, in welcher (No. 24 f.), unter der Aufschrift: Ὁ ἱστορικὸς τῆς Βαυαρίας Κ. Φ. Φαλμερεύερ, jene griechenausrottende Meinung des baierischen Geschichtschreibers, wenn auch nur mit allgemeinen Gründen von dem Griechen Bybilakis, Verfasser des Schriftchens: „Neugriechisches Leben" (Berlin, 1840; vergleiche Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1840, zweite Hälfte, No. 106) bestritten wird. Aehnliches soll auch in der, mehr politischen Zeitschrift: Ἀθηνᾶ, so wie in andern Schrif-

Digitized by Google

ten von Griechen, die dem Unterzeichneten nicht zu Gesicht gekommen sind, gelegentlich geschehen sein. Der beiden, im Jahre 1843 in Athen erschienenen Schriften des Soph. Oikonomos, Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, und Paparrigopulos, Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον, ist in diesen Blättern (vergleiche Jahrbücher u. s. w. 1843, zweite Hälfte, und 1844, zweite Hälfte), bereits ausführlicher gedacht worden, und es ist daraus wenigstens so viel nicht undeutlich abzunehmen gewesen, dafs und in welcher Weise man von Seite der Griechen die Kritik gegen die Angriffe Fallmerayers zu üben gewufst hat, namentlich aber hat dem Verfasser der, übrigens erst begonnenen letztgedachten Widerlegungsschrift, Paparrigopulos, das Verdienst einer besonnenen, wissenschaftlich gründlichen Kritik durchaus nicht abgesprochen werden können. Welchen Nutzen diese Erörterungen und Untersuchungen für die Sache selbst haben, und wie sich darnach die Ansicht über die gedachte Griechenfrage auch in Deutschland gestalten werde, mag, auch wenn es nichts weniger als gleichgültig ist, doch hier ganz auf sich beruhen; von Fallmerayer selbst ist eine Aenderung seiner Meinung, unter Ausscheidung aller und jeder Uebertreibung, unter Zurückführung der ganzen Frage auf wirklich historische Thatsachen, unter redlicher Anerkennung dessen, was die Gegenwart offen darlegt, ohne auf Nebenpuncte ein gröfseres Gewicht zu legen, als recht ist, wohl nimmer zu erwarten.

Zu den Gegnern Fallmerayers unter den Griechen hat sich nun auch der Verfasser der vorliegenden Schrift, Levkias, Professor der Medicin an der Universität Athen, gesellt. Er hat dieselbe bereits vor einigen Jahren geschrieben (S. 66), und zwar in altgriechischer Sprache, wie schon ihr oben angegebener Titel lehrt, sie aber auch zugleich für alle diejenigen, die des Altgriechischen nicht mächtig sind, ins Lateinische übersetzt (S. 104). Allerdings hat der Verfasser seinen Gegenstand nicht so streng in's Auge gefafst, und namentlich nicht, oder doch nicht ausschliefslich aus dem historischen Gesichtspuncte, wie Paparrigopulos, der Prüfung und Untersuchung unterworfen, und es ist ihm nicht gerade darum zu thun gewesen, die Ansicht Fallmerayers bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen und sie in ihrer Grundlage an greifen. Vielmehr hat er, nach demjenigen selb was er darüber bemerkt, sich nur auf Weniger schränken wollen, um nachzuweisen, dafs Fall rayer bei dem, was er gegen die Griechen sagt, irre, wenn es nicht absichtlich geschehen; er hat die Momente aufmerksam machen wollen, die der ganz unbeachtet gelassen, oder auf die er zu wenig wicht gelegt hat; er hat auf die Uebertreibu Widersprüche, falschen Deutungen und irrigen Sch folgerungen hingewiesen, woran seine Hypothese oder worauf sie gegründet sei; er hat auf Bei anderer Nationen aufmerksam gemacht, die Manches in dem Leben des griechischen Volks ren, ohne dafs es nöthig wäre, zu einer gew men Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, wie merayer in Betreff der Griechen; er hat best darthun wollen, wie sehr Fallmerayer bemüht sen, Gründe für seine Meinung, wenn auch nur bare, zusammenzusuchen und aufzufinden.

Besonderes Gewicht legt der Verfasser, u allem Rechte, S. 8 darauf, dafs die griechische che fast in ganz Griechenland, mit Ausnahme Inseln, Flecken und Dörfer, wo die Einwohn Albanesisch redeten, gesprochen werde, und e mit Recht, wie das, so wie die Erhaltung alt scher Sitten und Gebräuche zu erklären sei, w nur möglich sein könne, wenn in früheren Jahr ten alle Griechen im Peloponnese u. s. w. ausg worden seien. Wer konnte, fragt er, die Sl s. w. in einem solchen Falle Griechisch lehre was konnte dieselben veranlassen, es zu lern die Sitten u. s. w. der Griechen anzunehmen nimmt Fallmerayer in dieser Hinsicht und Bel Erklärung dieser Erscheinung in ersterer Be zu der Annahme seine Zuflucht, dafs Griechen nien in den Peloponnes gekommen seien, die tigen Slawen Griechisch gelehrt hätten (S. indefs leuchtet wohl von selbst ein, was und von solcher Erklärung, auch wenn die Thatsach worauf sie beruht, gegründet ist, zu halten sei manche Orte, in unzugängliche Berge und auf Inseln, wohin die Griechen beim Eindringen Horden flohen, kamen, sagt der Verfasser S. 8 Slawen u. s. w.; was sind dort die Menschen!

Digitized by Google

ht Griechen? oder was sind sie sonst? In Thracien, ıcedonien und Thessalien giebt es Striche, wo nur garisch geredet wird; anderswo, auf Inseln, z. B. Hydra, wird albanesisch gesprochen, obgleich sich ihnen zugleich altgriechische Sitten u. s. w. finden, während anderswo, in Epirus, auf Kreta, Cypern ı. w. die Türken selbst, nicht ihre, die türkische ache, sondern griechisch reden (S. 10—12). D - macht auch der Verfasser aufmerksam (S. 14), dafs ı jetzt bei den, griechisch redenden Bewohnern des des ganz altgriechische Worte gebräuchlich sind, ıit man sogleich die, auch schon von Andern ge- hte und mit Belegen unterstützte Bemerkung (S. nd 102) verbinden mag, dafs manche im Munde griechisch redenden Volks erhaltene Worte, die sch, bulgarisch u. s. w. zu sein scheinen, den- dem Ursprunge nach rein altgriechisch und nur ırlich verderbt sind. Freilich meint er S. 58 mit m Rechte, dafs es dazu nicht boeotischer Ohren, ern einer ἀκοὴ ἑλληνικὴ εὐπαθὴς καὶ εὐαίσθητος, d. es feinen griechischen Gehörs bedürfe, wie es ings viele Fremde, die nach Griechenland ge- ıen, nicht mitgebracht hätten. Auch weist der sser in dieser Hinsicht S. 56, vergl. mit S. 98, e gegenwärtige Sprache der Lakonen (Tzakonen) lie in ihr enthaltenen offenbar altgriechischen hin, die freilich Fallmerayer nicht anerkennen Hiermit steht in Verbindung, was S. 16 f. von ı Schoofse der gegenwärtigen Bewohner Grie- nds erhaltenen altgriechischen Vorstellungen, Sit- ıd Gebräuchen, Spielen u. s. w. gesagt wird, eich nicht verkannt werden kann, dafs in diesen es von dem, was der Verfasser anführt, so wie on dem, was der obgenannte Grieche Bybilakis ıengestellt hat, auf welchen unser Verfasser zieht, nicht von besonderem und entscheidendem te ist, indem es, weil dergleichen (was Zaube- ıbermittel, Aberglaube, Vorbedeutungen u. s. w.) auch andern, auch den slawischen Nationen ıinlich ist, noch nicht auf eine Verwandtschaft alten Griechen hinweist und darauf schliefsen nsofern aber wirklich altgriechische Sitten u. ei den jetzigen Bewohnern Griechenlands sich haben: schliefst eine solche Erscheinung wirk- ıt die Annahme, dafs die alten Griechen gänz- lich ausgerottet worden seien, geradezu aus. Durch wen wären sie sonst eingeführt worden? — etwa durch Griechen aus Jonien, wie Fallmerayer in Betreff der griechischen Sprache annimmt?

Von der historischen Seite, wie schon bemerkt, greift der Verfasser der vorliegenden Schrift die Fallmerayersche Meinung weniger an, obschon er die falschen und gezwungenen Deutungen einzelner Stellen der Byzantiner, die Fallmerayer zu seinen Zwecken unternommen, so wie die sich zu Schulden gebrachten Anachronismen u. s. w. rügt (S. 36). Eben so rügt er gegen ihn die Unkenntnifs der alt- und neugriechischen Sprache (S. 36 f.), und belegt seine Behauptung mit zwei, schon von Andern geltend gemachten, allerdings wahrhaft schlagenden Beispielen, die sich übrigens auch noch hätten vermehren lassen. Unglaublich ist es in der That, was S. 38 bemerkt wird, dafs Fallmerayer das Wort περιβόλιον für slawisch ausgeben wollen. Welch Gewicht derselbe für seine Meinung auf die slawischen oder slawisch klingenden Namen von Städten, Dörfern u. s. w. in Griechenland legt, und dafs darauf an sich für diese Meinung kein Gewicht zu legen sei, wird, wie das die Sache verdient, nur kurz bemerkt. Anderes hätte vielleicht nicht so kurz abgefertigt werden sollen, als hier zur Widerlegung Fallmerayers geschehen ist, während Manches, was der Verfasser im Einzelnen gegen denselben anführt, auch wenn es nicht von bedeutendem Gewicht ist, doch das unwiderleglich darthut, dafs Fallmerayer auf jede erdenkliche Weise bemüht gewesen ist, Gründe für seine Meinung aufzufinden, auch wenn sie noch so weit hergeholt und oft noch so sehr gesucht sind, dafs es in der That schwer ist, satiram non scribere. Es wird schon damit gegen jene Meinung Viel gewonnen, dafs man auf den Mangel an Unparteilichkeit und Unbefangenheit hinweist, der sich im Einzelnen und im Allgemeinen bei den Erörterungen und Untersuchungen Fallmerayers herausstellt, noch mehr aber bei den Ergebnissen, zu welchen er gelangt, sich zu Tage legt, so dafs man eigentlich zu der Ueberzeugung kommt, er habe diese Ergebnisse bei seinen Erörterungen und Untersuchungen geradezu beabsichtigt und erstrebt, nicht aber habe er sie, frei und auf natürlichem Wege, unabhängig von Vorurtheilen und Eingenommenheit gegen die Griechen und

Digitized by Google

das griechische Element, ohne besondere Vorliebe für die Slawen und den Slawismus, an der Hand einer unparteiischen und unbefangenen Kritik gewonnen. Daher ist es auch im Einzelnen, was gewisse Gründe Fallmerayers für seine Meinung anlangt, in der That gar unnöthig, sich mit einer Widerlegung solcher Gründe zu beschäftigen, da es mit solchen Gründen nur darauf ankommt, einem jeden Tropfen altgriechischen Bluts in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands, einer jeden Verwandtschaft der heutigen Griechen mit den alten Griechen, und dem Dasein altgriechischer Elemente in dem Volksleben der Bewohner des heutigen Griechenlands eine jede Anerkennung zu bestreiten und zu versagen, und immer und überall nur slawisches Blut, nur slawische Elemente zu suchen und zu finden. Es kann Niemanden ernstlich einfallen, die christliche Bevölkerung des heutigen Griechenlands im Ganzen oder im Einzelnen für die ächten und unvermischten Nachkommen der alten Hellenen ausgeben zu wollen und anzusehen; es kann aber auch gar nicht darauf ankommen, die Sicherheit des Stammbaums, die Richtigkeit der Genealogien erweislich zu machen, selbst wenn dies hier im Einzelnen und auch sonst in ähnlichen Fällen möglich wäre, und gleichsam eine Art Ahnenprobe zu liefern; sondern nur darauf kommt es an, ob, auch bei nicht abzuläugnender Unsicherheit des Stammbaums und nicht genügend zu führender Ahnenprobe, doch das griechische Element, doch der griechische Geist, vor dem slawischen und albanesischen in der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands vorherrsche. Auch hierbei wieder kann es nicht auf Aeufserlichkeiten, nicht allein, und auch nicht einmal vorzugsweise, auf historische Thatsachen (wer kann jetzt noch nach so langen Jahrhunderten ihren Umfang und den Umfang ihrer Wirkungen untersuchen und nachweisen wollen?), nicht a blofse Namen ankommen; vielmehr mufs, sollte ma meinen, bei Beantwortung jener Frage Alles nur a das innere Volksleben, auf Sitte, Charakter, Ge und Gemüth, auf Anlagen des Geistes und Herze auf Leidenschaften und Neigungen, und selbst Untugenden zurückgeführt, und darnach mufs Frage beantwortet werden, ob in den heutigen ge nannten Griechen slawische oder griechische Elem vorhanden seien, und welches von ihnen vorherrs Nimmt man diese Frage nicht von dieser Seite; man sich nur, oder doch vorzugsweise, an gei Aeufserlichkeiten in dem Leben der heutigen chen; wirft man Alles untereinander, um dan der Verwirrung früherer Jahrhunderte mit ei Glücke die slawische Abstammung der heutigen chen behaupten zu können; sieht man in dieser, Theil selbstbereiteten Verwirrung alles Andere was damit im offenbarsten Widerspruche steht um das Glück der slawischen Abstammung die chen zu bringen droht; geht man nun gar so für die Griechen alles Glück der Zukunft in de wischen Abstammung und in ihrer politischen ordnung unter das Moskowiterthum zu erblicken vielleicht gar, um diese Meinung von der Un nung Griechenlands unter das Moskowiterthum glücklicher begründen zu können, ihre slawisc stammung rücksichtslos zu behaupten und sel gesuchten Gründen nachweisen zu wollen: s nicht nur, die Sache subjectiv genommen, d was dort Goethe sagt: man merkt die Absich man ist verstimmt; sondern es mufs auch ein den werden, dafs auf solche Weise die reine Wahrheit nicht gefördert, und auch das Glück genwart nicht begründet werden kann.

D. Theod. K

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXV.

*wenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten vangelienkritik mit Berücksichtigung der neuen Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. brard *). 2 Theile. Frankfurt a. M. bei Zimmer. gr. 8. XVI u. 1112 S.*

Erster Artikel.

Unter den apologetischen Schriften, welche durch ueren Bekämpfungen der Wahrheit der evangen Geschichte hervorgerufen sind, nimmt die vorde, das Werk eines jungen Gelehrten (gegen a. o. Prof. d. Theol. zu Zürich), welcher sich dasselbe bei dem gröfseren theologischen Publiuerst bekannt gemacht hat, einen sehr rühmliatz ein, und nach der Einsicht und Tüchtigkeit, der Verf. in einzelnen Parthien beweist, würde e Zweifel noch Gediegeneres und von bleibenWerthe leisten können und geleistet haben, r nicht von vorne herein darauf ausginge, zu zu leisten, nämlich mehr als sich leisten läfst. gehört nämlich zu denjenigen Apologeten, wele einst gegen den Wolfenbüttler Fragmentisten erintendent *J. H. Refs* u. a. **), so gegen die Beg von Straufs und Consorten, die evangelische *hte sei auch darum* nicht zu glauben, weil die n Evangelisten einander in ihren Berichten wihen, den Satz geltend zu machen suchen, dafs richten der Evangelien einander schlechtercht widersprechen, und die sich somit auch im Gegensatz befinden gegen diejenigen — gegenwärtig wohl ziemlich zahlreichen — Theologen, zu denen zu gehören auch Ref. gleich von vorne herein bekennen will, welche behaupten, die evangelische Geschichte, als Grund unseres christlichen Glaubens, sei durchaus glaubwürdig, obwohl es nicht an Widersprüchen und geschichtlichen Ungenauigkeiten in den Berichten der Evangelisten fehle. Der Verf. will zwar in seinem Werke laut Titel und Vorrede ein „Compendium der gesammten Evangelienkritik" geben, „Alles beachten und würdigen, was irgend für Kritik der Evangelien Wichtiges aufgetaucht ist." Aber im Laufe des Werkes beschäftigt er sich doch ganz besonders und grofsentheils ausschliefslich mit der Beleuchtung der Straufsischen und anderen neuesten Behandlungen der evangelischen Geschichte, und glaubt vollständig erwiesen zu haben, dafs für denjenigen, der nicht an dem übernatürlichen Charakter der evangelischen Geschichte Anstofs nehme, dieselbe, wie sie von den vier Evangelisten erzählt werde, voll Einheit und Harmonie sei, dafs in diesen Schriften, den einen Punct der Möglichkeit des Uebernatürlichen vorausgesetzt, weder Widersprüche noch überhaupt historische Schwierigkeiten enthalten seien (s. z. B. S. 271. 747. 749. 1108 u. a.). Dabei will der Verf. rein auf kritischem Wege verfahren. Er rügt es, dafs die älteren Apologeten die Reinheit der kritischen Thätigkeit durch Einmischung dogmatischer Voraussetzungen, indem es ihnen als Dogma galt, die Authentie der biblischen Bücher anzuerkennen, hätten trüben lassen; es habe bei ihnen der Kritik an freier Bewegung gefehlt; bei dem Mangel an Muthe zu zweifeln, hätten sie sich mit freiwilliger Fessel beengt und hätten Enantiophanien durch Scheinlösungen beseitigt geglaubt, indem sie, wo die verschiedenen Schriftsteller nicht übereinstimmten, den Ausdruck des einen *drehten*, um in ihm denselben Sinn zu finden, wie in dem des andern

lem Titel des zweiten Theiles nennt der Verf. sich inem vollständigen Vornamen *Joh. Heinr. Aug.* und beet sich als Minist. verb. div., Dr. philos, Lic. und docent der Theologie in Erlangen.

. *Lessing's* Duplik, am Anfange.

Digitized by Google

(S. 2 sq.); auch *Olshausen* stehe insofern noch auf dem Standpuncte der altkirchlichen Kritiker, dafs er dem *dogmatischen Bedenken* der Gegner gegenüber von *seinen dogmatischen Voraussetzungen* aus operire und daher den rein historischen Thatbestand nicht kar hervortreten lasse, wobei die Sache sich so ausnehme, als ob zwar, wer die *dogmatischen* Ueberzeugungen des Apologeten theile, den Text so drehen und wenden könne, dafs die *historischen* Widersprüche mit verdeckt würden, als ob aber doch die negative Kritik mehr Recht habe, wenn sie die — geschichtlich-harmonistischen oder chronologischen — Widersprüche aufdecke (S. 19). — Wir fürchten jedoch, dafs der Verf. in dieser Schilderung des kritischen Charakters früherer Apologeten zugleich den seiner eignen Kritik, wie sie sich in wesentlichen Parthien seines Werkes zeigt, gezeichnet habe. Er macht nirgends zwar dogmatische Gründe zum Beweise der völligen Harmonie und Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte geltend und über die Inspiration dieser Schriften hegt er auch gar nicht den streng kirchlichen Begriff. Treffend bemerkt er und ganz im Sinne des Ref., S. 1054 sq. Anm., die Inspiration habe nur auf den niedersten Stufen in einem Mittheilen eines Fremden, Aeufserlichen bestanden; je höher die Offenbarung stieg, und vollends im N. T., habe die Inspiration je mehr und mehr darin bestanden, dafs die ganze *Person* des Schriftstellers mit all ihren Individualisirungen in den Dienst der Wahrheit genommen und vom heiligen Geiste durchdrungen ward; wefshalb auch der Ursprung der *Form* der von den neutestamentlichen Schriftstellern vorgetragenen Lehren (wie z. B. die vom Logos) auf Seiten der historischen Entwicklung und Ausbildung derselben zu suchen sei. So behauptet er auch gar nicht überall eine wörtliche Genauigkeit der Evangelisten in der Mittheilung der Reden Christi, weder was die Form und Verbindung derselben noch die Angabe ihrer Veranlassung betrifft, indem die Evangelisten keine Protocollisten gewesen seien, und schwerlich angenommen werden könne, dafs sie genau auswendig gelernt und behalten hätten, was Jesus z. B. gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten das eine, und was das andere Mal gesprochen habe (S. 514). Wenn der Verf. nun aber (ebendas.) auch die auf diesem Wege entstandenen Abweichungen der Evangelisten von einander nicht für Widersprüche gehalten wissen will, so ist das ein neuer Sprachgebrauch, den der Verf. am wenigsten möchte vor denjenigen zu rechtfertigen vermögen, welche er in seinen Werken bekämpft; es kann dort seine Meinung doch nur die sein, es sei das kein in Betracht kommender irgend Wesentliches berührender Widerspruch. Allein obwohl man nach dem vorher Mitgetheilten glauben sollte, des Verf.'s Dogmatik vertrüge es gar wohl, bei den evangelischen Schriftstellern in äufserlichen und wesentlichen Dingen, wie in chronologischen Angaben, in der Aufeinanderfolge und Verknüpfung der Begebenheiten u. dergl., einzelne Widersprüche und auch sichtliche geschichtliche Ungenauigkeiten zuzugeben, so scheint das doch keineswegs der Fall zu sein. Nirgends giebt er einen wirklichen Widerspruch zwischen den Erzählungen der Evangelisten zu, nirgends eine offene Weise eine aus Unkunde und Versehen herrührende geschichtliche Unrichtigkeit oder Ungenauigkeit. Wenn man aber beachtet, auf welche Weise er unter die Scheinwidersprüche und die scheinbaren Schwierigkeiten in geschichtlichen Angaben bestimmt, so werden gewifs auch aufserhalb des Kreises der Straufsianer und Bauerianer nicht Wenige sein, die sich die Ueberzeugung aufdrängt, dafs der scharfsinnige Verf. selbst sich am wenigsten durch seine Argumentationsweise befriedigt finden würde, wenn sie auf Schriften eines andern Gebietes als des biblischen Kanons bezöge, und wenn nicht bei ihm — obwohl er nirgend ausspricht — von vorne herein dogmatisch feststände, dafs es in den Schriften dieses Gebietes wirkliche Widersprüche und unabsichtliche geschichtliche Ungenauigkeiten nicht geben könne. — Folgen wir dem Verf. selbst in dem Gange seiner Untersuchungen, wobei wir uns indessen begnügen müssen, nur Einzelnes näher zu besprechen.

Das Werk zerfällt — aufser der Einleitung, S. 28, welche im Allgemeinen die Aufgabe der Kritik, die der Apologetik bespricht und einen geschichtlichen Ueberblick der neueren Behandlungen beider giebt, endlich den Plan des Ganzen darlegt — in zwei Theile: I. Betrachtung des in den 4 Evv. uns vorliegenden Stoffes (wofür es S. 28 etwas passender heifst: Betrachtung des zu kritisirenden Objects, der Evangelien, so wie der darin enthaltenen Geschichte), und zwar in zwei Abtheilungen: 1) nach der formalen und nach der materialen. II. Kritik der evangelischen

Digitized by Google

chriften und der evangelischen Geschichte, gleichfalls zwei Abtheilungen: 1) Kritik der evang. Geschichte enauer S. 28 bezeichnet als Antikritik (kritische Be-*ichtung*) der einzelnen negativen Hypothesen); 2) Kri-der evangelischen Schriften (Untersuchungen über en Entstehung).

Thl. I. Abth. 1. (S. 31—192) zerfällt in 6 Kapitel, denen das *erste* Vorbemerkungen enthält, allge-ne Bemerkungen über Chronologie und Akoluthie Evangelien (letzterer sehr passende Ausdruck nach *ensitz*), so wie über Synoptik und Harmonistik, die *folgenden* allgemeine Betrachtungen über die *ngelien*, über ihren Plan und die daher sich erge-le akoluthistische Anordnung der einzelnen und 'erhältnifs zu einander geben, das *sechste* aber die nologie der Evangelien behandelt, nämlich Untersu-gen über die Schatzung des Quirinius und über Lysanias von Abilene anstellt. — Die Grundsätze, ie Kap. 1. für Synoptik und Akoluthistik auf-*llt* werden, sind in der Allgemeinheit, worin sie ien werden, richtig. Die ersteren beziehen sich f, welcherlei Erzählungen in den verschiedenen gelien sich auf dieselben Thatsachen beziehen. 'erf. erkennt es mit fast allen neueren Auslegern echt als gar wohl möglich, ja als das Wahr-lichere an, dafs mehrere Schriftsteller, welche ictum erzählen, in manchen Puncten divergiren sq.). Wenn er dann aber (S. 65) es als Haupt-*bezeichnet*, „ob verschiedene Berichte keine *prüche* enthalten, oder, mit anderen Worten, *Divergenzen* sich aus der subjectiven Freiheit ffassung erklären lassen," so ist die Voraus-: ohne Zweifel die, dafs bei den Evangelisten bjective Freiheit der Auffassung niemals den könne gehabt haben, etwas thatsächlich Un-*s in den* Bericht hineinzubringen, und dafs da-nn in den ähnlichen Berichten zweier Evange-*ich nicht* blofs formale Divergenzen, sondern *Widersprüche* — mögen sie noch so Unwe-*s betreffen* — vorfinden, sie sich auf verschie-*atsachen* beziehen; eine Voraussetzung, zu Festhaltung des alten Begriffes der Inspira-*t so* ohne weiteres Berechtigung stattfindet. — *richtig* ist zwar im Allgemeinen, was der Vf. *re Grundsätze* aufstellt, dafs zwei verschie-*gebenheiten*, wenn sie in derselben Sphäre vorfallen, gar wohl in manchen Puncten einander ähnlich werden können (S. 64), und eben so, dafs sich gar wohl denken lasse, dafs Christus einen Ausspruch, ein Gleichnifs und dergl. bei verschiedenen Anlässen wiederholt habe (S. 67 sq.). Allein für die Anwendung dieser Sätze auf die Entscheidung über einzelne Fälle in unseren Evangelien ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs, wenn schon in dem Berichte einer und derselben Begebenheit oder Rede die Darstellungen verschiedener Referenten mannigfaltig von einander abweichen werden, dieses nothwendig noch in einem höheren Grade der Fall sein wird, wenn ihre Berichte sich auf verschiedene einander nur mehr oder weniger ähnliche Begebenheiten oder auf Aussprüche bei verschiedenen Veranlassungen beziehen; bei den letzteren wird diese Verschiedenheit schon stattfinden, wenn sie in der ursprünglichen Sprache mitgetheilt werden, noch mehr, wenn in einer fremden. Angenommen daher auch, dafs Christus dieselben Gnomen, Gleichnisse, Strafreden oder sonstige Aussprüche zu verschiedenen Zeiten wiederholt hat, so haben wir doch, wenn in unseren Evangelien solche Reden so vorliegen, dafs sie ungeachtet mancher Abweichungen doch theilweise selbst im griechischen Ausdruck, auch wo dieser sich nicht von selbst ergab, zusammentreffen, alle Ursache zu vermuthen, dafs sie hier so vorliegen, wie sie nach einem und demselben Vortrage des Herrn sich fixirt hatten, wenn auch die Evangelisten in der Angabe der Veranlassung nicht übereinstimmen sollten. Darnach ist es sicher falsch, wenn der Verf. z. B. die antipharisäische Rede Luc. 11, 37—54. für ursprünglich nicht identisch mit den entsprechenden Aussprüchen Matt. 2, 23. hält (S. 143; weniger entschieden spricht er sich indessen darüber später aus S. 514. 608 Anm. 1).

Eine übersichtliche Geschichte der evangelischen Harmonistik giebt der Verf. S. 36—56, worin Ref. unter den älteren Werken S. 36 das des *Theophilus* von Antiochien (Hieron. de vir. illustr. 25. u. Ep. 53. ad Algasiam) vermifst, unter den späteren S. 54 Anm. das des Schottischen Theologen *Jac. Madvight* (1756 deutsch 1772) und den Commentar von *Paulus*. Ein arithmetisches Versehn findet sich S. 52, wenn der Verf. bei Beurtheilung der Bengelschen Harmonistik behauptet, dafs es unmöglich sei, eine gewisse Zahl von Elementen dergestalt zu drei verschiedenen Malen zu mischen, dafs nicht einzelne derselben in allen drei

Digitized by Google

Mischungen eine relativ gleiche Stellung gegen einander erhielten; vielmehr wenn die Elemente in zweien dieser Mischungen gerade die umgekehrte Stellung gegen einander erhalten, wie *a*, *b*, *c*, *d* und *d*, *c*, *b*, *a*, so ist dadurch, mag die Stellung in der dritten Mischung sein wie sie wolle, die Möglichkeit ausgeschlossen, dafs zwei Elemente in allen drei Mischungen eine gleiche Stellung gegen einander erhalten. —

Der Verf. selbst aber sucht sich den Weg zur Gewinnung einer gesicherten und vollkommenen Harmonie der Evangelien zuvörderst durch Untersuchung derselben in akoluthistischer Hinsicht zu bahnen. Indem er von der Frage ausgeht, welchen bestimmten Plan die einzelnen Evangelisten bei der Abfassung ihrer Werke gehabt hätten, ob den einer Lebensbeschreibung des Herrn oder den einer blofsen Sammlung einzelner Züge aus seinem Leben oder einen pragmatischen oder dogmatischen Zweck, knüpft er daran die damit in Verbindung stehende Frage über den chronologischen Charakter derselben an, ob und inwieweit die verschiedenen Evangelisten haben akoluthistisch, in der wirklichen Aufeinanderfolge der Begebenheiten, erzählen wollen. Indem er dann die Anordnung der Begebenheiten in den verschiedenen Evangelien betrachtet, weist er überall auf die Art der Verbindung der einzelnen Erzählungen hin, dergleichen er fünferlei unterscheidet: 1) allgemeine Schlufsformeln, die den Temporal- und Real-Zusammenhang bestimmt unterbrechen; 2) *lose* Verbindungen, ohne Bestimmung des *vor* oder *nach*; 3) *unbestimmte*, mit Angabe des *vor* oder *nach*, aber ohne Angabe, des *wie lange darnach*; 4) *mittelbare*, mit Angabe eines mittelbaren Nach; 5) *unmittelbare*, mit Angabe eines unmittelbaren Nach. So sucht er zu finden, wo die Evangelisten, auch wenn sie im Ganzen nicht darauf ausgehen, chronologisch zu schreiben, dieses dennoch theilweise, durch eine gröfsere oder kleinere Reihe von Erzählungen hindurch, thun und das durch die angewandten Verbindungen andeuten. Solche gröfsere oder kleinere Reihen von Ereignissen, welche bei einem Evangelisten bestimmt akoluthistisch an einander gehängt sind, nennt er *Synechien* so wie *Syndesmen*, wenn sich eine Synechie des einen Evangelisten mit der eines andern zu einer Art Kette verbindet. Indem der Verf. auf diese Weise unsere Evangelien vergleichend betrachtet, findet er auch in *dem* Theil der Evangelien, welcher sich mit der Geschichte des öffentlichen Lebens des Herrn beschäftigt, nicht blofs ungeachtet der mancherlei Abweichungen in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten nirgends einen Widerspruch, sondern glaubt auch ohne alle Conjectur und Willkühr, rein an die bestimmten vorliegenden Data sich haltend, eine ganz vollständige Akoluthie für diese Begebenheiten gewinnen zu können, in welcher Eigenschaft der Evangelien er den Finger Gottes erkennt (vergl. S. 74. 135. 168 sq. u. a.). Wo die Evangelisten selbst nicht akoluthistisch erzählen, hat das nach seiner Ansicht seinen Grund nicht in einer unrichtigen oder auch nur mangelhaften Kenntnifs, sondern nur in dem besonderen Plane derselben und eben daraus erklärt er auch die Auslassungen einzelnen Ereignissen oder ganzen Reihen von Begebenheiten und Reden in dem einen oder andern Evangelium. — Schwerlich aber wird der Verf. bei der auf diese Untersuchung gewandten Fleifse und Scharfsinn unbefangene Beurtheiler befriedigen. Vieles ist in seinen Erklärungen unnatürlich und gezwungen, Vieles entschieden falsch.

Für das erste Evangelium wird der Zweck als Hauptgesichtspunct des Schriftstellers im Allgemeinen richtig auf die gewöhnliche Weise gefafst, S. 76. Doch ist zu viel gesagt, wenn der Verf. behauptet, der Evangelist habe diese Absicht schon durch Kap. 1. klar ausgesprochen, und dabei auch auf das βιβλος γενέσεως Gewicht legt. Denn was der Verf. auch sagen mag, so bezieht dieses sich sicher nicht auf das ganze Evangelium, wie auch wohl nicht blofs auf die Genealogie, sondern auf die Erzählung über die Geburt des Herrn Kap. 1. 2., und ist auch sprachlich zu fassen, wie schon in Luther's Uebersetzung: Buch, Erzählung von der Geburt, dem Ursprunge Jesu Christi, wie Genes. 5, 1. das *griechische* αὕτη ἡ βίβλος γενέσεως ἀνθρώπων: Schrift über den Ursprung der Menschen, vergl. ib. 2, 4. Für diese Erklärung spricht bei Matth. auch v. 18: τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γένεσις (nach der echten Lesart) οὕτως ἦν.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ssenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuen Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Darnach kann in dieser Formel nach dem Sinne Schriftstellers keine Andeutung enthalten sein, er ganz die alt-theokratische Weise der Geschichtreibung befolgen und die Geschichte Jesu als Aus-ung seiner Genealogie betrachten wolle" (S. 77); aber giebt sich sein Gesichtspunct in der Bezeich-Jesu als „Sohnes des David, des Sohnes des ham," so wie in der Voranstellung der Genealogie aupt und in der Gestaltung derselben schon einifsen zu erkennen. — Dafs dieser Evangelist in arstellung der öffentlichen Thätigkeit des Herrn ugenmerk vergleichungsweise wenig auf die Chro- und wirkliche Aufeinanderfolge der Begeben-richtet, was sich auch abgesehen von der Ver-ng der anderen Evangelien, wie namentlich des und des Johannes, aus der Art und Weise en läfst, wie er in so manchen Parthien das che nach Gleichmäfsige und Verwandte zusamllt, ist vom Verf. nicht in gehörigem Grade nt. Er meint, dafs wir nach dem Plane des listen, wonach derselbe zu zeigen hatte, wie it dem Neuen nach und nach hervortrat, wenn ine akoluthistische Anordnung des ganzen Bulöch ein Rücksichtnehmen auf die Zeitverhält-erwarten haben. So betrachtet er die Wun-. 8. 9. als in akoluthistischer Folge erzählt, sich wohl nicht verkennen läfst, dafs sie vorhergehenden Bergpredigt vom Evangelisten hlich nur zusammengestellt sind, um zu verichen, wie Jesus, nachdem er mehrere Jünger versammelt, öffentlich wirksam gewesen sei, sowohl lehrend, als auch Wunder, namentlich wunderbare Heilungen verrichtend. So sind auch die beiden Erzählungen über die Entweihung des Sabbath Kap. 12, 1—8. 9—14. wohl schwerlich wegen der Gleichzeitigkeit zusammengestellt, sondern wegen der inneren Verwandtschaft. Noch weniger läfst sich zweifeln, dafs der Evangelist in den gröfseren Reden, die er mittheilt, wie Kap. 5—7. 10. 11. 13. 23. 24—25., vielfältige Aussprüche des Herrn, welche verschiedenen Zeiten und Veranlassungen angehören, wegen ihrer sachlichen Verwandtschaft zusammengestellt hat; was der Verf. nur selten und in sehr beschränktem Maafse anerkennt. Dagegen läfst sich allerdings nicht leugnen, dafs es nach der Darstellung des Evangelisten den Anschein hat, als seien die verschiedenen in diesen Reden vereinigten Aussprüche vom Herrn alle in dieser Verbindung vorgetragen und hätten sich auch die einzelnen Begebenheiten in der Reihefolge an einander angeschlossen, worin sie hier mitgetheilt werden. Anders würde es nicht leicht aufgefafst werden, wenn wir blofs dieses eine Evangelium hätten, und dieses Verhältnifs gehört mit zu den Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des ersten Evangeliums der Kritik darbietet, und welche jedenfalls sich schwerer erklären lassen bei der traditionellen Annahme der Abfassung desselben durch einen Apostel, der an dem Verlaufe der Begebenheiten auf fortgehende Weise als unmittelbarer Zeuge theilgenommen hatte, als wenn es als das Werk eines etwas ferner stehenden Gläubigen betrachtet wird, welcher den Stoff anderweitig überliefert vorfand und ihn dann seinem besonderen Zwecke und seiner Eigenthümlichkeit gemäfs verarbeitete. — Bei der Tabelle, welche der Verf. S. 83 sqq. über die akoluthistischen Data des Matthäus giebt, liefse sich Manches bemerken. So ist es, wenn wir uns blofs, und das beabsichtigt hier doch der Verf., an die Darstellung des Evangelisten und die Weise,

Digitized by Google

wie bei ihm die Begebenheiten verknüpft sind, halten, schwerlich gerechtfertigt, wenn Stellen wie 8, 5. 14. 23, 28. 9, 1. blofs als mittelbare und nicht als unmittelbare Verbindungen bezeichnet werden; so auch 9, 15. — Nicht minder unrichtig ist, wenn der Verf. in der Angabe der akoluthistischen Data des *Marcus* S, 96 sqq., Stellen wie 2, 1. 3, 1. als *lose* Verbindungen (ohne Bestimmung des *vor* oder *nach*) bezeichnet; an der ersteren Stelle wird ja durch das δι' ἡμερῶν die im Folgenden berichtete Heilung des Gichtbrüchigen ausdrücklich einige Zeit nach der des Aussätzigen gesetzt; wie kann denn der Verf. aus dieser Verbindung ersehen, dafs dem Marcus „offenbar die Stellung „jener Begebenheit zu dieser und überhaupt nicht „bekannt sei;" und an der letzteren Stelle steht das εἰσῆλθε πάλιν (εἰς τὴν συναγωγήν) offenbar im Gegensatze gegen das Wandeln auf dem Felde, wo sich das unmittelbar vorher Berichtete ereignete. Im Allgemeinen aber schreibt er unter den Synoptikern dem Marcus am meisten akoluthistisches Streben zu, glaubt, derselbe habe die Akoluthie der Begebenheiten, so weit ihm bekannt war, wiedergegeben, seinem Plane gemäfs, die öffentliche Erscheinung Jesu dem Heidenvolke dramatisch in kurzen Bildern darzulegen, und so durch den unmittelbaren Eindruck zu überführen, ohne Beweismittel zu geben und daher auch die übernatürliche Geburt des Herrn nicht hervorhebend; wobei der Verf. die wichtigsten Momente in Betreff des Planes des Evangelisten schon in dem als einen Mahnruf gefafsten Anfange Kap. 1, 1. angedeutet findet. — Dagegen über den *Lucas* urtheilt der Verf., dafs derselbe auf Akoluthie gar nicht ausgegangen sei, dafs sich vielmehr bei ihm eine bis ins Feinste ausgeführte Real-Eintheilung finde, wobei der Evangelist stets den Gegensatz Judenthum und Heidenthum vor Augen habe und zeigen wolle, wie das A. T. seine Erfüllung im Christenthume habe, wie es zum Wesen dieser Erfüllung gehöre, nicht auf das leibliche Volk Israel sich zu beschränken, sondern überzugehen auf alle Völker, wie das Christenthum mithin eine geistige und keine fleischliche Erlösung sei, S. 115 sqq. — Diese Charakteristik des dritten Evangeliums ist in hohem Grade verfehlt. Man kann sich nichts Verkehrteres denken, als das Verhältnifs des Matthäus und des Lucas so anzusehen, als ob der erstere Evangelist sein Augenmerk mehr auf chronologische oder akoluthistische Anordnung gerichtet hätte, als der letztere, dies aber mehr auf Real-Eintheilung. Wir geben dem V gerne zu, dafs das καθεξῆς Luc. 1, 1. an sich nic nothwendig auf eine chronologische Reihefolge füh sondern auch in Beziehung auf eine nach einer stimmten Sachordnung gemachte Zusammenstellung sagt sein könnte. Aber hier in dieser Verbindu wo die Rede ist von einem Berichten geschichtlic Ereignisse, die auf einander gefolgt sind, denen Schriftsteller allen von Anfang an sorgfältig nac gangen sei und von denen er dem Theophilus eine verläfsigere Erkenntnifs verschaffen will, ist im sten Grade wahrscheinlich, dafs Lucas hat ausdrü wollen, er sei darauf ausgegangen, die einzelne gebenheiten nach der wirklichen Reihefolge zusam zustellen, so weit ihm nämlich dieses nach seiner K nifs des Verlaufs der Dinge möglich war. Habe ihm auch die Verbindungen der verschiedenen benheiten meistens etwas Unbestimmtes, so ha seinen Grund gewifs nur darin, weil ihm etwa naueres über ihr zeitliches Verhältnifs zu einande bekannt war; aber sicher hat er von verschie Begebenheiten nicht die eine früher gestellt a andere, wenn ihm bekannt war, dafs sie in der lichkeit erst auf diese gefolgt war. Hätte Luca haupt einen so bestimmten Plan und Gesicht wie der Verf. annimmt, gehabt, so würde e schwerlich unterlassen haben, in dem Proömium seinem Theophilus irgend etwas anzudeuten, wa wie der Verf. selbst bekennt, durchaus nicht d ist. Der von dem Verf. angenommene, die E des A. T. im Christenthume nachzuweisen, lä auch am wenigsten von einem Schriftsteller e der dem jüdischen Volke nicht angehörte und einen Mann schrieb, von dem sich dasselbe gl mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehm So falsch hier die ganze Ansicht des Verf.'s unnatürlich erscheint sein Urtheil über Einzel durch er sie zu begründen sucht, z. B. wenn e die auf die Parabel vom Säemann folgenden zählungen Kap. 8, 19—56. seien als Beispie nem Gleichnisse beigegeben (S. 129 sq.), e Speisung der 5000 sei an die Installation der ger vom Lucas wohl besonders auch defshalb a um dadurch die geistige Bildung und den Grad reiftheit derselben in's Licht zu setzen (S. 130 sq

Digitized by Google

Hinsichtlich des Joh. Ev. schliefst der Verf. sich Frommann's Ansicht über den Plan desselben an, d findet mit ihm in der Absicht des Evangelisten, ı Kampf Jesu mit der Finsternifs und den Sieg ch scheinbaren Untergang darzustellen, den Grund, fshalb er seine Begebenheiten vorzugsweise aus den treisen und dem Aufenthalte des Herrn in Jerusa- auswählt, wo die Macht der Finsternifs concen- war; wobei er mit Recht annimmt, dafs nicht nur einzelnen erwähnten Festreisen chronologisch ge- ıet sind, sondern Johannes überhaupt durchweg nthistisch und chronologisch zu schreiben beab- igt, S. 147 sqq., vgl. S. 1005. — Da nun nach der ung des Evangelisten zum Herrn, die Echtheit der ift vorausgesetzt, aller Grund ist anzunehmen, dafs Darstellung in dieser Beziehung richtig und ge- st, so frägt sich, wie damit die der Synoptiker reinigen. — Der Verf. findet in Stellen wie Matth. 37. (diese Stelle ist S. 161 gemeint, nicht 13, 27.) 13, 34. — Matth. 27, (nicht 25,) 57; Luc. 10, 38., . 2. 4, 25. Marc. 3, 7. Beweise, dafs auch den tikern die früheren Festreisen Jesu nicht unbe- gewesen seien (S. 161 sq.). Davon ist aber nur chtig, dafs der Inhalt dieser Stellen allerdings ise nicht zweifeln läfst, dafs Jesus auch schon m letzten Passah mehrmals in Jerusalem öffent- rkend mufs aufgetreten sein, und dafs sie also zu dienen, die Johanneische Darstellung zu be- n. Aber eine ganz andere Frage ist, ob den schen Evangelisten selbst dieses Verhältnifs ıt bewufst gewesen ist, was sich aus jenen Stel- n so wenig erweisen läfst, als z. B. aus dem 11, 21. Luc. 10, 13. mitgetheilten Weherufe orazin und Bethsaida, dafs diesen Evangelisten hier vorausgesetzte wiederholte wunderthätige nkeit des Herrn in jenen Städten etwas Meh- ls sie berichten, und über Chorazin überhaupt twas Specielles bekannt gewesen sei; in wel- lle man vielmehr grade wegen dieser Stellen liche Mittheilungen darüber erwarten würde. wenig kann aus einer an sich so losen Zeit- ng, wie Luc. 17, 11.: καὶ ἐγένετο ἐν τῷ πο- αὐτὸν εἰς Ἱερουσαλὴμ, gefolgert werden (wie dafs dem Lucas selbst nicht unbekannt gewe- es habe sich das dort Erzählte auf einer an- dern früheren Reise nach Jerusalem begeben als derjenigen, die 9, 51. als die letzte (genauer: als die vor seinem Leiden) bezeichnet ist. — Die nach dem ersten in öffentlicher Wirksamkeit in Jerusalem zugebrachten Osterfeste gemeldete Reise nach Galiläa Joh. 4, 3. 43 sqq. identificirt der Verf. mit der Matth. 4, 12. Marc. 1, 14. Luc. 4, 14. berichteten festen Uebersiedelung nach diesem Lande. Die Schwierigkeit aber, dafs es dort beim Matthäus v. 17 heifst: ἀπὸ τότε ἤρξατο ὁ Ἰησοῦς κηρύσσειν κ. λ. findet für den Verf. nicht statt; Matthäus erzähle nur die *öffentliche Wirksamkeit* Jesu, welche *nach* der Uebersiedlung und *nach* der Gefangensetzung des Täufers begann (S. 159 sq. Anm.). Der Verf. meint dieses, wie auch die folgenden Worte zeigen, so, dafs Jesus bis dahin überhaupt keine *öffentliche* Wirksamkeit geübt habe. Es gehört das zu den nicht selten wiederkehrenden Argumentationsweisen des Verf.'s, von denen Ref. glaubt, dafs wenn derselbe sie bei seinen Gegnern gefunden hätte, er sich zur Bezeichnung derselben nicht sehr gelinder Ausdrücke würde bedient haben. Setzt nicht der ganze vorhergehende Abschnitt bei Johannes, unter andern Kap. 2, 23 sqq. 3, 2. 22 sqq. 4, 45, auf's Deutlichste voraus, dafs Jesus auch schon bis dahin auf öffentliche Weise durch Lehre und Wunder wirksam gewesen war? Diese selben Stellen zeigen deutlich, dafs dem Johannes auch von Jerusalemischen Wundern viel mehrere bekannt waren als er ausdrücklich erzählt, und dafs es daher ungenügend, ja falsch ist, wenn der Vf. zur Erklärung des Schweigens der Synoptiker über die früheren Ereignisse in Jerusalem bemerkt (S. 169 Anm.), dafs, während der galiläischen Facta eine Legion war, der Jerusalemischen Facta, welche sie etwa hätten berichten können, nur *zwei* gewesen seien, die Heilung am Teiche Bethesda und die Auferweckung des Lazarus. Wefshalb hier nicht wenigstens noch die Heilung des Blindgebornen mit genannt wird, weifs Ref. nicht, glaubt aber, dafs der Verf. Wenige davon bereden wird, dafs (nach S. 567) die Erweckung des Lazarus in den Plan der Synoptiker, wenigstens des Matth. und des Luc., nicht gepafst hätte! Eben so wird es nicht an vielen Solchen fehlen, die es fortwährend — anders als der Verf. S. 167 — unglaublich finden, dafs Matthäus sich hätte so ausdrücken können, wie 19, 1.: καὶ ἐγένετο, ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τοὺς λόγους τούτους,

Digitized by Google

μετῆρεν ἀπὸ τῆς Γαλιλαίας καὶ ἦλθεν εἰς τὰ ὅρια τῆς Ἰουδαίας πέραν τοῦ Ἰορδάνου, wenn er gewufst hätte, dafs Jesus ehe er in die hier bezeichnete Gegend, nach Peräa, kam, nach Jerusalem gegangen war und dort das Enkönien-Fest gefeiert hatte.

Zur Erklärung der chronologischen Schwierigkeit hinsichtlich der Schatzung des Quirinius Luc. 2, 1 sqq. will der Verf. statt σῦτη mit Paulus αὐτὴ aussprechen, und zwar hier ἀπογραφὴ von einem eigentlichen Census verstehen, aber ἀπογράφεσθαι v. 1 und v. 3 von einem blofsen Katastriren, Einregistriren zur Zählung der Einwohner, welches Augustus für das ganze Reich sammt den Social-Staaten angeordnet habe, und welches alsbald auch in den letzteren und so auch in Judäa, aber von dem Social-Fürsten und nach der im Lande üblichen Form, vorgenommen sei, während die Veranstaltung des eigentlichen Census erst nach der Verwandlung des Landes in eine römische Provinz durch den syrischen Landpfleger Quirinius geschehen sei. Ref. hält diese Erklärung für nicht weniger unstatthaft wie so manche andere. Wenn es v. 1 heifst, Augustus habe ein Edict erlassen, dafs alle Welt solle ἀπογράφεσθαι, und v. 3, es seien — diesem Edicte gemäfs — Alle hingegangen ἀπογράφεσθαι, so konnte der Schriftsteller unmöglich dazwischen v. 2 sich so ausdrücken: die ἀπογραφὴ selbst geschah als erste nicht damals, sondern — erst 11 Jahre später, da, wenn hier von einem solchen Gegensatze die Rede wäre, man v. 2. durchaus einen anderen an sich auch bestimmteren Ausdruck, wie etwa ἀποτίμησις erwarten würde. Ref. bemerkt noch gegen den Verf.: 1) dafs seine Erklärung über den Zweck, den Lucas bei der von ihm gewählten Bezeichnung der Zeit und bei der Hinweisung auch auf den späteren Census vor Augen gehabt habe (S. 185 sq.), etwas durchaus Gezwungenes und Verschrobenes hat; 2) dafs Augustus, um sich eine Kenntnifs zu verschaffen, quantum civium sociorumque *in armis*, was er in dem breviarium totius imperii eigenhändig verzeichnet hatte (Sueton. Octav. 101), auch nicht im mindesten nöthig hatte (S. 178 sq.) eine Zählung der sämmtlichen Bewohner oder auch nur der männ chen Bewohner des Reichs und der Social-Staat veranstalten zu lassen; 3) dafs aus Apostg. 5, 37. ü gar nicht ergiebt (S. 176. 181), dafs dem Lucas, sel wenn wir ihm, was doch der Verf. wohl gewifs ni thut, besonderen Einflufs auf die Concipirung der R des Gamaliel zuschreiben wollten, eine genauere Ke nifs über die Zeit der Schatzung des Quirinius und ren Verhältnifs zur Zeit der Geburt des Herrn ge habe. — Den Luc. 3, 2. erwähnten Lysanias von lene, hält der Verf. mit vielen Auslegern für einen dem älteren schon 34 v. Chr. ermordeten verschi nen Fürsten des Namens; und das ist auch wol Wahrscheinlichste, wenn gleich Ref. nicht mi Verf. glaubt, dafs die Stellen des *Josephus* Ant. 5, 1. B. J. II, 12, 8. sich als Beweise für dessen stenz anführen lassen.

Abth. II. (des ersten Theiles, § 43—114. S. 750) betrachtet der Verf. den Stoff der Evan nach seiner materialen Seite. Er behandelt hi einzelnen Begebenheiten der evangelischen Gesc nach der Reihe, wie er in den bisherigen Unters gen glaubt gefunden zu haben, dafs sie der Zei auf einander gefolgt sind, was er schon S. 171 in einer tabellarischen Uebersicht hingestellt ha schickt hier bei den einzelnen Paragraphen ei drängte Erzählung der Thatsache voran, wie er dafs sich dieselbe nach den einzelnen oder g schaftlichen Berichten der dieselbe enthaltenden gelien ergebe, so dafs daraus sich auch die ve dene Gestaltung der Berichte selbst erkläre, und dann mehr oder weniger ausführliche exegetische weise auch dogmatische Beleuchtungen der sc ren in dem Verhältnifs der verschiedenen Re oder in dem Berichte der einzelnen Evange sich liegenden Schwierigkeiten. — Dafs der Ve Differenzen der verschiedenen evangelischen B und anderweitige geschichtliche Schwierigkeiten selben nur als scheinbare gelten läfst, ergi schon aus dem bisher Mitgetheilten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ssenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neueten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Unter den gegebenen Erläuterungen finden sich che im Allgemeinen recht gute Auseinandersetzun- und feine treffende Bemerkungen, z. B. § 46 über Geburt des Herrn; über den Zweck der Wunder deren Verhältnifs zur Natur S. 244 sq.; über den d der Verwunderung der Maria bei den Worten ons S. 245; über die Anwendung der Geifsel bei Reinigung des Tempels S. 326; über den Zweck bei dem Befehl an die Samariterin ihren Mann fen S. 342, so wie über den Charakter des daran anschliefsenden Gespräches Christi mit seinen rn S. 343; über den Grund des Befehls Jesu an eheilten Gergesener, seine Errettung zu verkün- in Verhältnifs zu des Herrn sonstiger Verfah- veise S. 385 sq.; über den Zweck der Parabel ngerechten Haushalter S. 519 sq.; über die Aus- g der Einsetzung des Abendmahls beim Johan- 638 sqq., so wie über die Bedeutung dieses (in reformirtem Sinne) S. 645 sqq. u. a. Recht nd sind ferner S. 465 sqq. die chronologischen rigkeiten beseitigt, welche B. Bauer aus dem us gegen die Erzählungen der Evangelisten über und der Gefangensetzung und die Hinrichtung ufers geltend gemacht hat. — Beachtenswerth ch die Bemerkungen § 51. 52. über das Ver- des Göttlichen und Menschlichen in Christo r biblischen Lehre, obwohl Ref. es nicht an- s für einen durchaus verfehlten Ausdruck be- kann, dafs Christus bei seiner Menschwerdung metaphysischen Eigenschaften Gottes, Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart besessen habe. Mehr noch hat Ref. sich durch die Bemerkungen über den Zustand der Todten, welche Jesus erweckte (S. 400 sq.), angesprochen gefühlt. — Nicht selten begegnen wir aber auch hier sehr unbefriedigenden oder durchaus unnatürlichen Erklärungen. Hinsichtlich des Geschlechtes des Herrn wird Joseph, was über die Angaben des N. T. hinausgeht, ohne weiteres als der älteste Stammhalter der jüdischen Königslinie betrachtet, auf dem das Recht der Thronfolge ruhte, und dabei gleichfalls ohne weiteres behauptet, dafs ein von der Maria geborner Sohn durch ihre nachherige Vermählung mit demselben dieses Thronfolge-Recht bekommen mufste (S. 222; vgl. S. 199. 261). Er legt der Genealogie bei Matthäus dann auch den Zweck unter, nicht Jesu leibliche Abstammung, sondern seine Berechtigung zur Thronfolge nachzuweisen, nicht einen genealogischen, sondern einen juridischen Stammbaum zu geben, und durch die Eintheilung in die drei Dekatessaraden den aufmerksamen Leser auf die Beachtung mancher verborgenen Beziehungen und Andeutungen zu veranlassen, wie namentlich bei der dritten Reihe *der*, dafs mit *Lange* u. a. aufser dem Joseph auch die Maria als ein besonderes Glied mitzuzählen sei; was sicher die am wenigsten wahrscheinliche Weise ist, die Berechnungsweise des Genealogisten zu erklären. Die vom Lucas gegebene Genealogie hält der Verf. für die der Maria, wofür allerdings, wenn wir auf ihre ursprüngliche Bedeutung sehen, Mehreres spricht, was aber gleichwohl, wenn wir auf die Weise ihrer Einführung Kap. 3, 23., so wie auf Kap. 2, 4. achten, nicht in dem Sinne des Evangelisten scheint gelegen zu haben; von diesem sind auch ohne Zweifel, nicht von dem ursprünglichen Concipienten der Genealogie, die Worte ὡς ἐνομίζετο hinzugefügt. Denn diese können nur parenthetisch gemeint sein, in dem Sinne, dafs indem Jesus als Sohn des Josephs aufgeführt werde,

Digitized by Google

dieses nach der gewöhnlichen Meinung — der Juden — geschehe, während er in der That nicht dessen natürlicher Sohn sei. Diesen Sinn würde aber ein ganz selbständiger Schriftsteller nicht leicht auf die Weise: ὢν, ὡς ἐνομίζετο, υἱὸς Ἰωσήφ ausdrücken: der da war, wie er dafür gehalten ward, ein Sohn Josephs. Wohl aber kann man sich denken, dafs wenn der Evangelist in der von ihm benutzten Quelle vorfand: ὢν υἱὸς Ἰωσήφ, er um Mifsverständnifs abzuwehren das ὡς ἐνομίζετο einschalten konnte. — In der Geschichte vom Stern der Mager wird Matth. 2, 2. 9. das ἐν τῇ ἀνατολῇ — entschieden falsch — gefafst: beim Aufgehen, und in der letzteren Stelle die Worte προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον nach altrationalistischer Weise wahrhaft auf die Folter gespannt (S. 247 Anm. 253 sq.). Die Erscheinung selbst hält der Verf. für einen wirklichen, zugleich mit einer besonderen Conjunction der Gestirne, neu aufleuchtenden Stern, Planeten oder Fixstern, und meint, dafs davon, Gott habe sich an einen Irrthum accommodirt, hier nicht die Rede sein könne, da ihre Deutung sich gar nicht auf willkührliche Systeme trüglicher Astrologie, sondern auf die Weissagung Bileams gründete; zu welcher Behauptung der Verf. jedoch nur dann Berechtigung haben würde, wenn er glaubte annehmen zu können, dafs der aus Jacob hervorgehende Stern Num. 24, 17. nicht von einem israelitischen Fürsten, sei es der Messias oder ein anderer, sondern von einem wirklichen Stern am Himmel zu verstehen sei; das ist aber doch sicherlich nicht seine Meinung. — Die joh. Taufe hält der Verf. für ein Symbol, nicht, wie die jüdischen Waschungen, der Reinigung, sondern des Bekenntnisses völliger Unwürdigkeit und Verdammlichkeit, für ein Zeichen, dafs der Mensch ganz den Tod verdiente (S. 284), und in dieser Bedeutung derselben, als der Erklärung dem Tode verfallen zu sein, findet er den Grund, wefshalb auch Jesus sich taufen liefs (S. 396 sq.). Ref. bekennt aber, hier einen genügend erklärenden Zusammenhang nicht entdecken zu können. — Dafs Johannes Jesum vor der Taufe nicht kannte (Joh. 1, 33.), erklärt der Verf. aus des Täufers frühzeitigem Verweilen in der Einsamkeit der Wüste Luc. 1, 80. (nicht v. 40. S. 290), welchem Zuge die Eltern weder sich entgegensetzen, noch sonst durch *menschliche* Veranstaltung ein Zusammentreffen beider Knaben oder Jünglinge künstlich herbeiführen wollten; bei den Worten des Täufers aber Matth. 3, 14. li er es unentschieden, ob sie durch den unmittelbar Eindruck der Erscheinung Jesu veranlafst sind, o der Geist ihn dem Täufer schon vor dem Taufacte Messias bezeugte; zu letzterer Annahme indessen vi Joh. 1, 33. immer nicht recht stimmen. — Als S ject des Sehens nimmt der Verf. auch bei Matth. 3, und Marc. 1, 10. den Täufer an (S. 293); was Matth. allerdings, wie Ref. schon anderswo gelten machen gesucht hat, im höchsten Grade wahrsch lich ist, aber nur wenn man auf Johannes, nicht wie der Verf., auf Jesum auch im vorbergeh Gliede das Pronomen αὐτῷ bezieht; dagegen Marc. grammatisch allein zulässig ist, in εἶδε als Subject anzunehmen. — Die Versuchung des wird rein geschichtlich und als äufserliche Tha gefafst, dabei aber die entgegenstehenden Sch keiten wenig gründlich beleuchtet. Wenn der meint, dafs der Satan Jesum von einem zum Orte ohne Zweifel durch höhere Kräfte gebracht als das gewöhnliche Hingehen (S. 303), so l ganz unbeachtet, dafs Jesus dabei offenbar als Gewalt des Satans befindlich, als von ihm ab erscheinen würde; eine nach des Ref. Dafürhalt bedeutende Schwierigkeit, die aber bei der Dar des Matth. und Luc. (παραλαμβάνει αὐτὸν ὁ ἀναγαγὼν αὐτὸν, ἤγαγεν αὐτὸν, ἔστησεν αὐτὸν) üb schwer zu beseitigen ist, so lange man die rein ge liche Ansicht der Sache glaubt festhalten zu m Einen sehr geschraubten und unklaren Chara die Erklärung, welche der Verf. von den Wo Herrn Joh. 2, 19. giebt (S. 325); man merk so viel deutlich, dafs er τὸν ναὸν τοῦτον nicht Leibe oder der Person Christi versteht, son dem Tempel selbst als dem theokratische thume; dabei versteht er aber gleichwohl n das λύσατε τὸν ναὸν τοῦτον von der eben be Verwerfung des Herrn durch die Juden, als Tempel aufhörte theokratisch zu sein, und d die Wohnstätte Gottes zu sein, auf die d Kirche überging, sondern auch das ἐγερῶ Auferstehung Jesu, und die drei Tage als sche Angabe in Beziehung auf diese; das N chen und Wiederbauen (!) des jerusalemisch pels sei Jesu also ein passender Typus für liche Verstockung gegen das sich auf Erde

Digitized by Google

ıde Göttliche. — Dafs der Verf. die joh. Erzählung ı der Tempelreinigung auf eine von der durch die noptiker berichteten verschiedene Begebenheit be- ht, darüber wollen wir nicht viel mit ihm rechten, sich schwerlich läugnen läfst, dafs eine solche Be- enheit sich zwei Mal an verschiedenen Osterfesten e zutragen können. Doch ist Ref. von jeher der gegengesetzten Meinung gewesen, welche schon genes (in Joh. T. X, 15.) als die von den Meisten olgte bezeichnet, und glaubt, dafs bei der ganzen und Weise, wie die Synoptiker den Gesammtstoff r Geschichte der öffentlichen Wirksamkeit des n vertheilt haben, ohne alle Andeutung, dafs die äischen Begebenheiten auch durch frühere Fest- n nach Jerusalem unterbrochen sind, sich sehr denken läfst, dafs sie in die an's Ende gestellten alemischen Ereignisse Einzelnes aufgenommen ha- was sich nicht an dem letzten, sondern an ei- früheren Osterfeste ereignet hatte. Ohne Rück- auf die Stellung aber würde jetzt nicht leicht ıd darauf verfallen, was die Synoptiker berichten, in anderes bedeutend späteres Ereignifs zu hal- ıls das johanneische, was auch der Verf. selbst in Abrede stellt (S. 600); denn die stattfinden- Differenzen sind so geringfügig, dafs sich nicht selbst gröfsere zwischen den Erzählungen der ıtiker unter einander über dieselben Thatsachen den. — Für entschieden falsch dagegen ist es ıten, wenn der Verf. Luc. 4, 16—30., von der htung, die Jesus in seiner Vaterstadt Nazareth en, ohne weiteres (§. 63. 70.) mit älteren Ausle- auf eine andere und zwar frühere Begebenheit t als Matth. 13, 54—58. Marc. 6, 1—6. Das ucas Berichtete stellt er an's Ende der Kap. 3. mit schwerlich angemessenen — Ueberschrift: „Jesus m Hause der Eltern", zusammengefafsten Be- ıeiten, wozu er aufserdem als vorhergehend die isse Joh. Kap. 2—4. rechnet, dagegen das von u. Marc. Erzählte in spätere Zeit gesetzt wird. es ist sicher nicht genügend, bei Luc. v. 23.: ıúσαμεν γενόμενα εἰς Καπερναοὺμ blofs auf „die Kana aus in Kapernaum geschehene Heilung ohnes des βασιλικὸς" zu beziehen (S. 352 sq.); offenbar wird hier in der vom Lucas aufge- ıen Erzählung selbst ein längerer vorhergegan- Aufenthalt des Herrn in Kapernaum mit mehr- fach daselbst bewiesener wunderbarer Thätigkeit vorausgesetzt. Lucas hat also nur der Begebenheit eine zu frühe Stellung gegeben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach wohl, wie schon von Anderen mit Recht bemerkt ist, wiefern er durch diese Begebenheit es veranlafst betrachtete, dafs Jesus in Galiläa seinen Aufenthalt nicht in Nazareth, dem Wohnorte seiner Eltern, nahm, sondern in Kapernaum. Fällt aber die Begebenheit des Lucas, der sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon schriftlich vorgefunden hat, später, als er sie gestellt, nachdem Jesus schon längere Zeit in Galiläa und namentlich in Kapernaum auch durch Wunderthätigkeit wirksam gewesen war, so ist gar kein irgend genügender Grund, dieselbe für eine andere als die von den beiden anderen Synoptikern nur kürzer erzählte zu halten. — Als nicht minder falsch ist es zu achten, wenn der Verf., Marc. 3, 20. 21. als in keinem Zusammenhange mit ib. v. 31 sqq. stehend betrachtet (S. 369 sq. 430 sqq.). Er versteht v. 21. οἱ παρ' αὐτοῦ nicht von der Mutter und den Brüdern des Herrn, sondern von den mit ihm vielleicht verwandten wenn auch nur befreundeten Bewohnern der Herberge, in welche Jesus eingekehrt war (v. 20.), welche, da sie im Hause den Lärm draufsen hörten, wo er begeistert mit Lehren beschäftigt war, in der Meinung, er sei überspannt, geisteskrank, herausgetreten seien, ihn festzunehmen, was sie indessen unterliefsen, da sie beim Heraustreten aus dem Hause sich von ihrem Irrthume überzeugten. So verschiedene Erklärungen diese Stelle schon erfahren hat, so doch schwerlich eine unstatthaftere und gezwungnere als diese. So wie es v. 20 heifst: καὶ ἔρχονται εἰς οἶκον, nämlich Jesus und die von ihm eben erwählten Apostel, kann das καὶ ἀκούσαντες . . ἐξῆλθον unmöglich so gemeint sein, dafs die Bewohner des Hauses aus demselben herausgetreten seien, um ihn festzunehmen; und so unbestimmt und allgemein an sich der Ausdruck οἱ παρ' αὐτοῦ ist (s. *Fritzsche* z. d. St.), so kann er hier unmöglich die Bewohner des fremden Hauses bezeichnen, wiefern sie irgend mit ihm verwandt oder befreundet waren. Der Ausdruck bezeichnet hier ohne allen Zweifel die Familie des Herrn, seine Angehörigen, und erklärt sich in seiner Allgemeinheit nur, wenn namentlich die nächsten derselben gemeint sind, wo dann nicht wohl gezweifelt werden kann, dafs der Evangelist namentlich an seine Mutter und an seine

Digitized by Google

Brüder gedacht und dieses als Vorbereitung auf das v. 31 sqq. Berichtete erzählt hat. — In der Geschichte von der Austreibung der Dämonen auf dem Gebiete von Gergesa erklärt der Verf. die Differenz des Matthäus, der von zwei Besessenen redet, von den beiden anderen Synoptikern, bei denen durchweg nur von einem die Rede ist, daher, dafs der erstere Evangelist nach seiner Gewohnheit zwei ähnliche Ereignisse in eines zusammenfafst, nämlich hier mit der Heilung des Besessenen von Gergesa die spätere ganz (?) ähnliche in der Synagoge zu Kapernaum Marc. 1, 23 sqq. Luc. 4, 33 sqq. (S. 380). Dabei wird jedoch unbeachtet gelassen, dafs dieses immer eine die Leser irre führende geschichtliche Ungenauigkeit von Seiten des ersten Evangelisten sein würde, die sich nicht leicht erklären läfst, wenn wir ihn uns in fortgehender Begleitung des Herrn als theilnehmenden Augenzeugen der Begebenheiten und von deren Hergange und Verhältnifs genau unterrichtet denken. Was den Ort der Begebenheit betrifft, so hält der Verf. die recip. Lesarten fest, bei Matth. Γεργεσηνῶν, bei Marc., Luc. Γαδαρηνῶν, indem er sich denkt, dafs der Erstere, der für jüdische Leser schrieb, denen die Gegend bekannt war, ein sonst wenig bekanntes Dorf genannt habe, welches unmittelbar am Ufer lag, die beiden anderen aber die etwas weiter entfernte allbekannte Stadt Gadara, welche auch Matthäus selbst gemeint haben soll, wenn er nachher (8, 33 sq.) erzählt, die Hirten seien geflohen καὶ ἀπελθόντες εἰς τὴν πόλιν ἀπήγγειλαν κ. λ.). Allein diese letztere Annahme, dafs hier die πόλις sollte von einem andern Orte gemeint sein als demjenigen, wonach vorher ausdrücklich die Gegend, wo sich das Ganze ereignete, bezeichnet war, ist offenbar durchaus unnatürlich. Aus Origenes in Joh. T. VI, 24. läfst sich aber mit ziemlicher Bestimmtheit ersehen, dafs zur Zeit dieses Kirchenvaters Γεργεσηνῶν sich noch gar nicht in Handschriften der Evangelien befand; er trägt es als Conjectur vor, dafs das die echte Lesart sei und erst von da an scheint es auch in die Handschriften gekommen zu sein, während zur Zeit des Origenes die gewöhnliche Lesart Γερασηνῶν war und daneben eine zweite Γαδαρηνῶν. Da nun die Veränderung der ersteren in die letztere sich gar leicht erklärt, nicht so aber umgekehrt, so ist Ref. von je der Meinung gewesen, dafs in allen drei Evang. Γερασηνῶν, was auch *Lachm.* aufgenommen hat, echte Lesart, dieses aber, da die Begebenheit bei der arabischen Stadt Gerasa vorgefallen sein kann, nur ungenaue Schreibung von Seiten der Evangel. und wahrscheinlich das vom Origenes vermuthete Gergesa gemeint ist; bei einem so wenig bekannten Städtchen läfst sich auch wohl denken, dafs es von den evangelischen Schriftsteller, dem wieder die folgten, im Schreiben mit einer ähnlich lauten kannteren Stadt verwechselt werden konnte. — Geschichte vom Wandeln auf dem Meere hat die Schwierigkeit, welche das Verhältnifs der neischen Erzählung zu der des Matthäus und darbietet, sehr oberflächlich behandelt und durch Verhöhnung der Gegner beseitigen zu können (S. 482 sq.), während schon Chrysostomus die findende Differenz erkannt hat und daher in Homilien zum Matth., was freilich sicher vom Joh. Erzählte als ein anderes σημεῖον wie das bei Matth. und Marcus. Gewifs wäre wir blofs die johanneische Erzählung hätten, Streit darüber sein, dafs 6, 21. so gemeint Jünger wollten Jesum ins Schiff aufnehmen im Begriff es zu thun, aber ohne dafs es weil in demselben Augenblick das Schiff dafs sie es wufsten, nahe am Lande war; lich würde Johannes sich so ausgedrückt λον οὖν λαβεῖν αὐτὸν εἰς τὸ πλοῖον, καὶ εὐθέως ἐγένετο ἐπὶ τῆς γῆς, εἰς ἣν ὑπῆγον, wenn gewesen wäre, dafs Jesus wirklich noch mit den Jüngern eine Strecke, ehe sie an men, fortgefahren wäre. Es läfst sich das Stattfinden einer wirklichen Differenz in Abrede stellen, wo denn für die gröfs keit der joh. Darstellung gar sehr der U dafs sich nach derselben überhaupt die unverkennbar einfacher gestaltet, als na beiden andern Evangelisten; was indesse nicht weiter ausführen will. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

'ssenschaftliche Kritik der evangelischen Ge-chichte. Ein Compendium der gesammten 'vangelienkritik mit Berücksichtigung der neue-'en Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. 'brard.

(Fortsetzung.)

S. 491 macht der Verf. es *B. Bauer* zum Vor-, nicht zu wissen, dafs Joh. 7, 8. im zweiten e das ταύτην nach aller Wahrscheinlichkeit unecht nd οὔπω, „die von der überwiegenden Mehrzahl codd. völlig verbürgte Lesart" nicht *nicht*, son-*noch nicht* heifse. Allein die äufseren Zeugen gar nicht gegen das ταύτην in diesem zweiten , sondern im vorhergehenden, und was den an-Punct betrifft, so läfst sich nach den äufseren issen mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit an-, *dafs* das von *Griesb.*, *Knapp* u. a. auf-nene οὐκ wirklich die älteste und echte Lesart *che erst* später wegen der anscheinenden Schwie- und wegen des Gebrauches, den *Porphyrius* lich davon machte, mit οὔπω vertauscht ist. — ikope von der Ehebrecherin Joh. 7, 53 — 8, 12. Verf. für echt Johanneisch S. 494 sqq., ver-*ber* nicht blofs sehr oberflächlich in der Be-g der inneren Schwierigkeiten, sondern in der *ung der* äufsern Zeugnisse wahrhaft leichtsin-ist unbegreiflich, wie er behaupten kann, die Zeugen gegen die Echtheit seien *ganz unbe-*während sich aus ihrer Betrachtung mit der Wahrscheinlichkeit nachweisen läfst, dafs bis Mitte des 4. Jahrh. die Perikope in keinem er Kirche als Johanneisch bekannt gewesen *er im* Abendlande, noch in Griechenland und , noch in der syrischen und armenischen Kir-*rst seit* jenem Zeitpuncte zuerst in der abend-Kirche theilweise als Johanneisch bekannt

erscheint, und es in den übrigen Theilen noch viel länger dauert, bis wir sie nur von Einzelnen auf diese Weise betrachtet und behandelt finden: Erscheinungen, welche bei der Voraussetzung, dafs der Abschnitt schon ursprünglich einen Bestandtheil des Joh. Evangeliums ausgemacht habe, durchaus keine befriedigende Erklärung finden; da sich schlechterdings nicht denken läfst, dafs etwa die Besorgnifs, die Milde des Erlösers gegen die Ehebrecherin möchte von Unverständigen und Leichtsinnigen gemifsdeutet und gemifsbraucht werden, sollte hingereicht haben, einen ganzen echten Abschnitt dieses Evangeliums während mehrerer Jahrhunderte in allen verschiedenen Theilen der Kirche ganz mit Stillschweigen zu übergehen oder ganz aus dem Texte der biblischen Handschriften auszumerzen. In mehrfacher Beziehung ungenau und falsch ist auch des Verf.'s Angabe über die Uncial-Handschriften, welche die Perikope nicht enthalten, z. B., dafs die Lücken, welche in der Gegend C, J (es ist gemeint L) Δ haben, deutlich ergeben, dafs ihre matres den Abschnitt hatten; vielmehr ist, was Δ betrifft, ganz klar, dafs der Codex, woraus dessen Schreiber abschrieb, 8, 12. unmittelbar an 7, 52. anreihte (s. *Hitzig* über Johannes Marcus S. 206); dasselbe war aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Original des cod. L der Fall, dessen Schreiber hier eine Lücke liefs, weil er wohl noch hoffte Gelegenheit zu erlangen, den ihm vielleicht aus der Vulgata oder anderweitig bekannten Abschnitt auch Griechisch nachzutragen; in C aber fehlen hier (ähnlich wie in A) bekanntlich zwei Blätter Kap. 7, 3 — 8, 34, wobei aber nach dem sonstigen Verhältnifs sich berechnen läfst, dafs sie unsere Perikope nicht können mit enthalten haben. — Was aber den wirklichen Ursprung dieser Perikope betrifft, so läfst sich mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs ihr Inhalt im Wesentlichen geschichtlich ist. Sie kann aber ursprünglich auch we-

Digitized by Google

der, wie *Schulz* meint, dem Lucas angehört haben, obwohl sie sich in einigen Handschriften in diesem Evangelio findet, noch auch dem Marcus, dem neuerdings *Hitzig* sie ohne und gegen alle äufsere Zeugnisse hat vindiciren wollen. Auch aus diesen Evangelien würde sie nicht aus sämmtlichen oder fast sämmtlichen Handschriften ausgeworfen sein. Ref. zweifelt nicht, dafs unsere Erzählung eben die ist, von der *Eusebius* H. E. III, 39. meldet, dafs sie vom Papias mitgetheilt sei (περὶ γυναικὸς ἐπὶ πολλαῖς ἁμαρτίαις διαβληθείσης ἐπὶ τοῦ κυρίου) und sich auch im Ev. der Hebräer befunden habe. In das letztere war sie wohl aus dem Werke des Papias aufgenommen. Aus dem einen oder dem andern kannte sie auch der Vf. der constit. apost. l. II, 24. Ohne Zweifel das Gefallen, welches man an dieser Erzählung fand, die sich in der That auch vor den gewöhnlichen apokryphischen durch ihren innern Charakter so vortheilhaft auszeichnet, erzeugte den Wunsch, dieselbe in der Kirche zu bewahren und war Veranlassung, dafs man zu einer Zeit, wo man den kanonischen Evangelien nicht blofs alle anderen entschieden nachsetzte, sondern gar keinen Gebrauch derselben in der Kirche gestattete, dieselbe in die Sammlung der ersteren mit aufzunehmen anfing, wobei sich dann begreift, sowohl dafs sie hier nur allmälig Eingang fand — in der abendländischen Kirche früher als in der übrigen, in einzelnen Gegenden erst sehr spät und niemals ganz allgemein, — als auch, dafs sie nicht in allen Handschriften dieselbe Stellung erhielt, und die Zeugen, welche sie haben, so auffallend viele und bedeutende Varianten darbieten. — Wenig Beifall wird es finden, wenn der Verf. den von Jesu in der antipharisäischen Rede genannten von den Juden ermordeten Propheten Zacharias zwar für den 2 Chron. 24, 20 sqq. als Sohn Jojada's bezeichneten hält, ihn aber wirklich als den Sohn eines Berechja betrachtet und Jojada als seinen Grofsvater, Vater des Berechja, welches Verhältnifs zur Zeit Jesu noch aus den Genealogien oder sonst dem Volke bekannt gewesen sei S. 515 sqq., wobei der Verfasser sich so ausdrückt, als ob dieser Prophet als ein Sohn Berechja's auch bei Lucas (11, 51.) bezeichnet werde, was doch nur bei Matth. (23, 35.) der Fall ist. Ohne Zweifel hat der Erlöser den Zacharias gar nicht nach seinem Vater bezeichnet, wie es bei Luc. der Fall ist, und ist υἱοῦ Βαραχίου ein Zusatz des ersten Evangelisten, hervorgegangen aus einer Verwechselung des hier gemeinten Propheten mit dem nach-exilischen desselben Namens, nach der Weise wie dieser Sach. 1, 1. 7. bezeichnet ist. — Verfehlt ist, wenn der Verf. S. 541 sq. die Differenz, welche zwischen dem Johannes und den Synoptikern hinsichtlich des Charakters der Weissagungen Christi über sein Leiden stattfindet, daraus erklärt, dafs die joh. Aussprüche dieser Art vor allem Volke im Anfange seiner Thätigkeit vorgetragen seien, die in den Synoptikern allein zu den Jüngern gegen Ende seiner Thätigkeit. Denn sind nicht die Aussprüche Joh. 14, 1 — 4. 18 sqq. 16, 16. 19 sqq. vom Herrn am Abende vor seinem Leiden im vertrauten Kreise seiner Jünger gerede, tragen sie nicht gleichwohl wesentlich denselben johanneischen und von dem synoptischen abweichenden Charakter an sich wie die übrigen vom Johannes mitgetheilten? — Die Erzählungen der Synoptiker von die Blindenheilung zu Jericho bezieht der Verf. zwei verschiedene Thatsachen, von denen die Luc. 18, 18 sqq. sich beim Einzuge Jesu in die Stadt begeben habe, die andere Marc. 10, 46 sqq. sei beim Herausgehen aus derselben, welche beide Matth. 20, 29 sqq. combinirt habe (S. 574 sqq). Aber Verhältnifs, worin die Erzählungen des Lucas und Marcus auch der Form nach zu einander stehen, macht diese Erklärungsweise zu einer höchst unnatürlichen und unwahrscheinlichen, abgesehen davon, dafs die Darstellung des Matth. doch immer als eine ungenaue erscheinen würde, wiefern er ausdrücklich die Heilung beider geschehen läfst, als Jesus mit seinen Jüngern aus der Stadt herausging. — Der Salbung des Herrn in Bethanien giebt der Verf. ihre chronologische Stellung mit Recht nach der johanneischen Darstellung (§ 98); aber nicht leicht wird er besonnene Leser von überzeugen, dafs Matthäus und Marcus mit Bewufstsein und Absicht aus inneren Gründen die Akoluthie erzählt und dieses auch angedeutet haben. Auf den Marcus zumal ist die angewandte scholastische Argumentation ganz unpassend, da dieser Evangelist ja hier (14, 1 sqq.) gar nicht mit aufgenommen hat, obwohl der Verf. es ihm ausdrücklich mit (S. 581. 582), dafs Jesus seinen Jüngern zwei Tage vor Ostern seine Ueberantwortung an diese verkündigt habe. — Auf's Unverkennbarste zeigt die Erzählung von dem Einzuge des Herrn in Jerusalem, dafs den Synoptikern nicht kann bewufst gewesen

Digitized by Google

n, dafs derselbe schon die Tage vorher in Betha-
n zugebracht hatte; unmöglich hätten sie sich so
drücken können, wie namentlich Luc. 19, 29. (ὡς
ισεν εἰς Βηθφαγὴ καὶ Βηθανίαν) und Marc. 11, 1.,
n ihnen bekannt gewesen wäre, dafs Jesus den Tag
de von Bethanien ausgezogen war und dort über-
htet hatte. Der Verf. ist freilich auch hier anderer
nung und führt S. 586 zur Erläuterung ein Bei-
l an, welches aber wenig glücklich gewählt ist.
n ein verständiger Erzähler wird nicht leicht sich
usdrücken: „da ich von Magdeburg aus in die Ge-
nd von Halberstadt und Wernigerode an den Fufs
Harzes gekommen war, schickte ich einen Boten
aus," wenn er es so meint und verstanden haben will,
abe schon Halberstadt hinter sich gehabt und dort
ere Tage übernachtet. — Noch Vieles, sehr Vie-
könnten wir aus dieser Abtheilung hervorheben, wo
Vf.'s Argumentation auf ähnliche Weise bei man-
Scharfsinnigen, was beigebracht wird, als unbe-
gend, oder als schief, unnatürlich oder ganz ver-
erscheint; jeder Paragraph, fast jede Seite bietet
eichen mehr oder weniger dar, und es konnte daran
fehlen bei der durch das Ganze sich hindurchzie-
n Voraussetzung, dafs alle vier Evangelisten eine
so vollständige als genaue Kenntnifs von dem
n Verlaufe der evangelischen Geschichte und von
einzelnen Ereignissen besafsen, dafs, wo der eine
unvollständiger und ungenauer erzählt als der
, das nicht unbewufst und unabsichtlich, sondern
sonderen mit seinem ganzen Plane zusammen-
nden Gründen geschehen sei, dafs alle Differen-
r Enantiophanien seien. Nur zweierlei will Ref.
ch berühren, und zwar Solches, wo der Vf. das
tnifs der Sache wenigstens bis zu einem gewis-
ncte richtiger erkannt hat als manche andere
der neuesten Ausleger, und auch sehr Beach-
rthes beibringt. Dieses ist der Fall §. 105 hin-
h des Tages des letzten Mahles des Herrn und
Todes, und § 107. in der Unterscheidung des
hen geistlichen Verhöres Jesu. Was den er-
Punct betrifft, so ist kaum begreiflich, wie an-
deren auch *Tholuck* noch in der neuen Ausar-
seines Commentars über den Johannes (1844)
zu der Ansicht bekennen können, die johan-
Darstellung lasse die Auffassung zu, Jesus sei
pttage des jüdischen Passahfestes, am 15. Ni-
san, gekreuzigt worden und habe das letzte Mahl mit seinen Jüngern zu der bei den Juden für das Essen des Passah-Lammes gewöhnlichen und gesetzlichen Zeit gefeiert, da sich durch die ganze Darstellung dieses Evangelisten so unverkennbar die entgegengesetzte Voraussetzung hindurchzieht, dafs Jesus am 14. Nisan gekreuzigt sei, vor der gesetzlichen Zeit des Passah-Mahles. Dieses wird von unserm Verf. mit Recht anerkannt und geltend gemacht. Er legt dabei ein entscheidendes Gewicht besonders auf die Stellen 18, 28. 19, 14. und bemerkt, was die letztern betrifft, mit Recht, wie sich kaum etwas Unnatürlicheres denken lasse, als dafs Johannes den ersten Ostertag sollte als παρασκευὴ τοῦ πάσχα in dem Sinne eines in den Zeitraum des Passah-Festes fallenden Freitags bezeichnet haben, zumal sich gar nicht erweisen lasse, auch nicht aus Marc. 15, 42, dafs παρασκευὴ schon an sich die Bedeutung von *Freitag* gehabt habe, es vielmehr diesen Sinn erst durch die bestimmte Beziehung auf den folgenden Sonnabend erhalte. Ref. kann nur nicht zugeben (S. 628 sq.), dafs aufser 19, 31. nicht auch schon 13, 1. gegen die andere Ansicht ein bedeutendes Gewicht abgiebt, da der Evangelist dort unverkennbar die Zeit des begonnenen Mahles am Abende vor dem Leiden als πρὸ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα bezeichnet, was sicher nicht hätte geschehen können, wenn jenes Mahl nach Ablaufe des 14. Nisan zu der für das Passah-Lamm gesetzlichen Zeit gehalten wäre; in welchem Falle auch die Jünger schwerlich auf die Deutung hätten kommen können, welche sie noch ib. v. 29. den Worten des Herrn an den Judas gaben, da dann schon die als Sabbath zu haltende Zeit des Festes angebrochen wäre. Ref. hält es auch für im höchsten Grade unwahrscheinlich, wo nicht unmöglich, dafs zu der Zeit der hohe Rath hätte nicht etwa in den mittleren Tagen des Festes, sondern an dem sabbathlichen Haupttage Jesum haben gefangen nehmen, verhören, vor dem heidnischen Landpfleger anklagen, aus der Stadt führen und kreuzigen lassen können, und letzteres nicht blofs ihn, sondern mit ihm zwei andere Verurtheilte, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon seit längerer Zeit gefangen gesessen hatten und mit deren Hinrichtung es wohl schwerlich solche Eile hatte, ohne dafs dies an sich als eine arge Entweihung des Festes und Brechung des Sabbathes sollte betrachtet sein. Auch in den synoptischen Evangelien selbst finden sich einzelne

Digitized by Google

Spuren, die darauf hinführen, dafs der Tag der Kreuzigung des Herrn kein sabbathlicher, also nicht der erste Ostertag gewesen ist, wie z. B. Luc. 23, 56 sq., dafs die galiläischen Frauen, als sie vom Grabe zurückkehrten, Specereien bereitet, dann den Sabbath vorschriftsmäfsig geruht hatten, und darauf am Tage nach dem Sabbathe mit den Spezereien zum Grabe zurückgekehrt seien; denn am 15. Nisan hätten sie eben so wenig Spezereien bereiten dürfen als am eigentlichen Sabbathe (Exod. 12, 16. Lev. 23, 7. Num. 28, 18. Deut. 16, 8.); und so hätte dieser Tag eigentlich auch nicht wohl als die παρασκευή, als der Rüsttag zum Sabbathe bezeichnet werden können, wie doch mit dem Todestage Christi auch bei den Synoptikern (Luc. 23, 54. Marc. 15, 42. Matth. 27, 26.) geschieht. — Gleichwohl aber scheinen die Synoptiker deutlich vorauszusetzen und zu erzählen, Jesus habe das letzte Mahl, bei welchem er das heilige Abendmahl einsetzte, zu der bei den Juden für das Essen des Passah-Lammes gewöhnlichen Zeit gehalten, Luc. 22, 7. Matth. 26, 17. Marc. 14, 12. Dieses erkennt der Verf. gleichfalls an. Um nun aber dieses mit der joh. Erzählung zu vereinigen, ohne einen Widerspruch zwischen beiden anzuerkennen, nimmt er an, dafs damals nicht das ganze Volk das Passah-Lamm an *einem* Tage gegessen, sondern sich in zwei Tage getheilt habe. Er sucht nachzuweisen, dafs es rein unmöglich sei, dafs die ungeheure Menge Lämmer, welche am Osterfeste geschlachtet wurden — nach Joseph. B. J. ergab eine auf des Cestius Befehl veranstaltete Zählung eine Summe von über 256000 — in der gesetzlichen Weise in dem dafür bestimmten Raume innerhalb der drei Abendstunden eines einzigen Tages hätten geschlachtet werden können; es sei daher anzunehmen, dafs man dazu den vorhergehenden Tag mit hinzugenommen habe, und so seien wohl besonders die Galiläer und überhaupt die Aermeren gezwungen gewesen, diesen Tag, den 13. Nisan, dazu anzuwenden, da die Vornehmeren sich ohne Zweifel den 14., als den eigentlichen Tag, vorbehalten hätten (S. 630 sqq.). Spuren, dafs man damals wirklich auf das Schlachten und Essen des Passah-Lammes zwei Tage gewandt habe, findet der Vf. *a)* darin, dafs Josephus Ant. II, 15, 1. von acht Tagen der ungesäuerten Brodte zu seiner Zeit rede, während er anderswo in Beziehung auf die frühere Zeit immer nur sieben Tage nenne, der ursprünglichen m Institution gemäfs; *b)* darin, dafs Matth. 26, 17. Mar 14, 12. der Tag, wo das Passah-Lamm geschlach ward, ἡ πρώτη τῶν ἀζύμων heifst. Allein diese weisführung ist nicht treffend. Josephus macht sichtlich der Zahl der Tage des Ungesäuerten gends einen Unterschied zwischen seiner Zeit und älteren; vielmehr wie er a. a. O. sagt: ἑορτὴν ἄζ ἐφ' ἡμέρας ὀκτὼ, τὴν τῶν ἀζύμων λεγομένην, so sag III, 10, 5., wo das Fest des Ungesäuerten als 7 dauernd bezeichnet wird: τελοῦμεν αὐτὴν κατ τρίας κ. λ. Die verschiedene Zählung selbst ab ihren Grund ohne Zweifel nur darin, weil th der 14. Nisan, an welchen schon das Gesäuer den Häusern entfernt werden mufste, mit zu de gen des Ungesäuerten gerechnet und als erster ben bezeichnet ward. Ohne Zweifel ist auch Tag von den beiden ersten Evangelisten gemei ἡ πρώτη τῶν ἀζύμων, Matth. 26, 17. Marc. 14, cher aber nicht, wie der Vf. annimmt (S. 634 An 13. Nisan; denn dann würden 9 Tage des Ung ten herauskommen, wovon auch Josephus nichts Dafs aber diesem jüdischen Geschichtschreibe haupt nicht das Mindeste davon bekannt war, den letzten Zeiten des zweiten Tempels ein Th jüdischen Volkes das Passah-Lamm einen Tag als der übrige Theil und als der mosaischen Ve gemäfs war, schlachtete und afs, zeigt grade je Stelle (B. J. VI, 9, 3.) auf's Deutlichste. Dar det auch durchaus keine Wahrscheinlichkeit sta wenn es Luc. 22, 7. heifst: ἦλθε δὲ ἡ ἡμέρα μων, ἐν ᾗ ἔδει θύεσθαι τὸ πάσχα, der evang. Sc ler dieses sollte bestimmt vom 13. Nisan ge ben (S. 634 sq.). Somit kann Ref. dem Ve zugeben, dafs die joh. und die synoptische Da in diesem Puncte durchaus keine thatsächlic renz geben. Es bleibt vielmehr, dafs, wie joh. Darstellung sich unverkennbar die Vora hindurchzieht, Jesus sei am 14. Nisan gekre habe das letzte Mahl mit seinen Jüngern am des 13. gehalten, so die Synoptiker berichten, dieses letzte Mahl an dem für das Essen des Lammes gesetzlichen und gewöhnlichen Abend funden, wonach der Freitag, an dem der Herr g ward, in dem Jahre auf den 15. Nisan würde gef

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

senschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten vangelienkritik mit Berücksichtigung der neueren Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. brard.

(Schluſs.)

Hier spricht dann aber ganz abgesehen von allem ile über den Ursprung der einzelnen Evangelien nere Wahrscheinlichkeit durchaus zu Gunsten der Darstellung, daſs Jesus nicht am sabbathlichen tage hingerichtet ist; wozu kommt, daſs, wenn dennoch stattgefunden hätte, sich die Entsteder joh. Darstellung durchaus nicht, weder bei ssetzung der Echtheit noch der späteren Abfasles Evangeliums, auf irgend natürliche Weise erläſst; dagegen sich wohl denken läſst, daſs, Jesus, wie wir nach den Synoptikern und 1 Cor. sqq. nicht zweifeln können, das letzte Mahl vor Leiden zur Einsetzung des heiligen Abendmahles edächtnisse seines Todes benutzt und ihm eine e Beziehung auf das unmittelbar bevorstehende mentliche Passah gegeben hat, sich die Vorausbilden konnte, er habe dieses Mahl an demselende gehalten, an welchem die Juden gesetzlich sah-Lamm aſsen, wenn er es auch, wohl grade ussicht des ihm unmittelbar Bevorstehenden, eig früher gehalten hatte. — Was aber die Osterkeiten im 2. Jahrh. betrifft, wobei die Quatvorer, wie schon Polykarp, sich auf den Apostel s beriefen, der das Fest nach ihrer Weise an das jüdische Passah-Lamm gesetzlichen Tage, habe, so erklärt sich dieses gar wohl durch Betrachtung. Die Praxis der Quatvordeciat sich ursprünglich gar nicht im Gegensatze gegen die andere, später occidentalische, gebildet. Sie war ohne Weiteres herrschend bei den mehr judenchristlichen Gemeinden, wie ohne Zweifel in der älteren Jerusalemischen, so auch in der Ephesinischen, welche ursprünglich auch viele Judenchristen enthielt, wie sich aus der Erzählung der Apostelgeschichte über ihre Gründung ersehen läſst und sich durch Apoc. 2, 1 sqq. bestätigt. Sie hatten aus der Sitte ihres Volkes die Feier des Passah und das Essen des Passah-Lammes am Abende des 14. Nisan herübergenommen, indem sie hieran die Feier der Einsetzung des heiligen Abendmahles anschlossen. So war der Apostel Johannes es in Jerusalem gewohnt gewesen, so fand er es in Ephesus, und er konnte, zumal nach der Innerlichkeit seiner ganzen Richtung, keine Aufforderung in sich fühlen, hier in der Beziehung eine Aenderung zu veranlassen, Opposition gegen eine Praxis einzulegen, die bis dahin wenigstens in seinem Kreise noch gar nicht mit einer anderweitigen in bewuſsten Streit gekommen war, indem ihm, daſs Jesus das letzte Mahl mit seinen Jüngern einen Tag früher als das jüdische Passah fiel, gehalten hatte, gar nicht als etwas an sich Wesentliches erscheinen konnte, da Jesus ja doch in den vorhergehenden Jahren das Passah nach der Weise seines Volkes und zu der gewöhnlichen Zeit gefeiert und auch das letzte Mahl zu dem jüdischen Passah in eine gewisse Beziehung gesetzt hatte. Somit läſst sich aus der Geschichte dieser Streitigkeit schwerlich abnehmen, was der Verf. daraus glaubt entnehmen zu können (S. 635 sqq. vergl. 1098 sq.), daſs Johannes Jesu letztes Mahl als ein eigentliches Passah-Mahl müsse betrachtet haben, welches der Herr an gleichem Tage wie wenigstens ein Theil der Juden gehalten habe, so wenig als sich daraus mit *Bretschneider*, *Schwegler* u. a. ein Beweis gegen die Echt-

Digitized by Google

heit des vierten Evangeliums entnehmen läfst. — In der Betrachtung des „geistlichen Verhörs" (§. 107.) erkennt der Verfasser mit Recht, dafs nur die Synoptiker das eigentlich officielle Verhör vor dem Kaiphas und dem versammelten Synedrium berichten, Johannes aber ein vorläufiges, welches Hannas, zu dem Jesus zuerst geführt ward (18, 13), aus neugieriger oder leidenschaftlicher Hast mit ihm anstellte, der demnach unter ὁ ἀρχιερεὺς v. 19. wie v. 15. 16. zu verstehen ist. V. 24., mag man dort die Partikel οὖν lesen oder nicht, zeigt deutlich, dafs Hannas Jesum zum Kaiphas erst hat fortführen lassen, nachdem das v. 19—24. gemeldete Verhör vorhergegangen war, und mit Recht bezeichnet der Verfasser es (S. 666 Anm.) als eine halsbrechende Operation, wenn so viele Ausleger — wie noch *Lücke*, *Tholuck*, *Meyer*, *de Wette* u. a. — dieses als das vom Kaiphas gehaltene ansehen und ἀπέστειλεν als Plusquamperfect fassen wollen; nothwendig hätte es sich dann an das Vorhergehende wenigstens durch ein γάρ anschliefsen müssen, obwohl es auch dann noch wenig natürlich gewesen wäre. Es hat auch das Verhör beim Johannes an sich nicht im mindesten den Anschein eines officiellen vor dem versammelten Synedrium gehaltenen, da man doch erwarten würde, dafs wenn dieser Evangelist einmal davon gehandelt hätte, er etwas Genaueres über den weiteren Gang dieses Verhörs und den darnach gefafsten Beschlufs würde mitgetheilt haben, während es nach der ganzen Oekonomie dieses Evangeliums nicht auffallend erscheinen kann, dafs der Schriftsteller darüber gar nichts Specielles mitgetheilt hat, da er wohl nicht im Stande war, darüber Mehreres und Genaueres zu geben, als er seinen Lesern schon anderweitig bekannt voraussetzen konnte, wie auf der andern Seite die Synoptiker das Verhör vor dem Hannas übergehen konnten, da es doch keinen officiellen Charakter hatte. Die Schwierigkeit entsteht nur hinsichtlich des Ortes, wo die Verleugnung des Petrus vorfiel. Dies war nach der klaren Erzählung des Johannes deutlich auf dem Flur oder Hofe des Gebäudes, wohin Jesus zuerst geführt worden war, also der Wohnung des Hannas, dagegen nach Matth., Marc., und wie man gewöhnlich annimmt, auch nach Luc., auf dem des Pallastes des Kaiphas, wo sich auch das Synedrium versammelte. Hier nimmt nun der Verfasser an, dafs Kaiphas und sein Schwiegervater Ha nas einen und denselben Pallast bewohnt hätten; u damit wäre die Differenz gehoben. Allein sollte w Johannes sich so ausgedrückt haben wie v. 24.: ἀπέστειλεν αὐτὸν ὁ Ἄννας δεδεμένον πρὸς Καϊάφαν τὸν χιερέα, wenn er wufste, dafs Beide in demselben Ha wohnten? Referent glaubt nicht, ist vielmehr der M nung, dafs hier zwischen den Evangelisten wirk eine Differenz anzuerkennen ist, jedoch nicht zwi dem Lucas und Johannes. Der Bericht des L läfst sich mit dem des Johannes sehr gut vereinigen; müssen nur, wenn Lucas Kap. 22, 54. erzählt, Schaarwache habe Jesum in das Haus des Hoh sters geführt, dies vom Hause des Hannas ver was bei ihm nach Kap. 3, 1. und besonders Ac gar nicht unwahrscheinlich ist. Auf die Wegfü in den Pallast des Kaiphas bezieht sich bei Luc. v. 66: ὡς ἐγένετο ἡμέρα, συνήχθη τὸ πρεσβυτέριον λαοῦ, ἀρχιερεῖς τε καὶ γραμματεῖς καὶ ἀνήγαγον εἰς τὸ συνέδριον ἑαυτῶν. Da geschieht denn nach die dreimalige Verleugnung des Petrus im Ha Hannas, vor der Wegführung Jesu nach dem P des fungirenden Hohenpriesters, was auch nicht die joh. Darstellung ist, da auch sie nicht macht, die zweite und dritte Verleugnung (v. 2 erst nach der Wegführung des Herrn zum K zu setzen, sondern sie während des Verhörs v Hannas vorgefallen sein können. Mit Joh. v. ist auch sonder Zweifel im Zusammenhang, Luc. v. 63—65. lesen. Dagegen wird Matth. ausdrücklich Kaiphas als der Hohepriester g wohin Jesus gleich unmittelbar nach seiner Ge nehmung durch die Schaarwache gebracht dem sich auch das Synedrium alsbald versamm und in dessen Wohnung sich die dreifache nung begeben habe. Hier ist nun aber die wah lichste Erklärung wohl die, dafs in der urspri Relation dieser Begebenheit, welche der erste gelist benutzt hat, wie noch jetzt bei Lucas, d des Hohenpriesters, zu dem Jesus zuerst geführ nicht genannt war, und dadurch der Verfas ersten Evangeliums veranlafst ist, an den ir den, den Kaiphas, zu denken; wo dann natürlic dafs er dort alsbald das Synedrium zusamm men und das Verhör beginnen liefs; worüber ih

Digitized by Google

Verleugnung des Petrus mehr in den Hintergrund t und von ihm erst später nachgetragen ist. Dafs r Jesus überhaupt zuerst zum Hannas geführt ward, lärt sich auch gar wohl, wenn er nicht mit dem iphas zusammen wohnte; da Hannas auch nach er Absetzung scheint einen bedeutenden Einflufs Synedrium behalten zu haben und er die Verfol- g des Herrn wohl besonders mit pharisäisch-gesetz- em Eifer betrieben hatte.

Bleek.

XXXVI.

fe aus und nach Kurland während der Re- erungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rück- icken in die Vorzeit. Von Otto v. Mirbach. wei Theile. Mitau, 1844.*; bei Lucas.* 8.

Die Eigenthümlichkeit einer frühern Zeit, wo glaubte in Yorke's und Jacob's atheniensischen en, in Polyclet's römischen Briefen aus der Fe- es Franzosen de Theis und in ähnlichen Schrif- ir historische Stoffe eine leichtere Form aufge- n zu haben und durch den Schein eines ver- chen, rückhaltlosen Verkehrs den Lesern die nisse näher zu bringen, hat sich in dem vorlie- n Buche des Hrn. von Mirbach zum zweiten erneuert. Denn bereits im Jahre 1835. schrieb be in ähnlicher Form Briefe über die letzten der römischen Republik und beurkundete darin nheit und Fleifs, ohne jedoch ein lebendiges ise für die Briefschreibenden Personen oder ein Bild der Begebenheiten erzeugen zu können. h ist dies auch schwer zu vollbringen. Denn historischer Vorrath in der bequemen Form iefen an einen Freund mitgetheilt werden soll, chieht dies am Besten, wenn er, wie in den Fr. von Raumer's aus Paris und London, in iche Gruppen nach Ländern und Zeiten ver- st, wodurch für den gelehrten Geschichtsfor- hinreichende Sicherheit gewährleistet und zu r Zeit für den Freund geschichtlicher Unter- eine Sammlung reicher, anziehender Gemälde hlossen wird.

den kurischen Briefen können die drei jungen Männer, Heinrich von Galen, Georg und Melchior Fölkersam, die Leser keineswegs in einem hohen Grade für sich einnehmen. Dann wie sehr sich auch der Verf. bemüht hat in Heinrich von Galen und dann in Melchior Fölkersam das kriegerisch-diplomatische Element und in Georg Fölkersam die höfisch-staatswirthschaftliche Seite des curländischen Lebens hervortreten zu lassen, so bleiben doch diese Figuren trotz vieler angehäufter, nützlicher Notizen steif und ohne Leben und Frische. Selbst gewöhnliche Ausdrücke und Wendungen sind nicht ohne einen gewissen pedantischen Anstrich und die lateinischen Floskeln, so gewöhnlich sie auch in der Bildung eines jungen Edelmanns im siebzehnten Jahrhunderte waren, verrathen nur zu oft die Mühe, mit welcher sie angebracht sind. Heinrich Fölkersam besonders, der sich „als Hofschranze mit seinem glanzledernen Haarbeutel, mit Bandschleifen hinten und vorn" (I. 136.) selbst verspottet und lieber im Zimmer der Herzogin lesen als auf die Jagd gehen will (I. 227.), hat uns mehr als einmal an den jüngern Plinius erinnert, der seinem rüstigen Oheim, als dieser ihn zur Besteigung des Vesuv aufforderte, entgegnete: *se malle studere.* Und wie den Briefen dieses Letztern Geist, Gelehrsamkeit und Feinheit des Urtheils durchaus nicht abzusprechen ist, ihnen aber das warme Gepräge des praktischen und selbstständigen Geistes fehlt und den meisten seiner Personen, die doch wirklich existirt haben, das wahre Leben, so ermangeln auch die Briefe des Hrn. von Mirbach jenes dramatischen Interesses, wodurch die Briefe des Cicero so hoch über denen eines seiner eifrigsten Bewunderer stehen, als welcher Plinius sich überall kund giebt.

Sehen wir hiervon ab, so verdient gewifs das patriotische Bestreben des Verfassers seine Landsleute mit den Begebenheiten ihrer Heimath und mit der Geschichte derselben bekannt zu machen, alles Lob und zeigt uns den curländischen Edelmann in einer seiner Stellung durchaus würdigen Gesinnung. Georg Fölkersam schwärmt zwar für seine lieben Alten, für Horaz und Virgil (und auch das würden ihm jetzt nur wenige Adlige *so* nachthun), er bedient sich gern ihrer Worte oder führt längere Stellen aus ihnen an, aber er ist auch eben so eifrig für die Geschichte seines vaterländischen Her-

Digitized by Google

zogthums eingenommen und beklagt es mit derselben erst so spät bekannt geworden zu sein. „Ist es wohl erlaubt, frägt er, dafs wir in der Schule mit Babyloniern und Aegyptern, mit Griechisch und Lateinisch geplagt, in der Geschichte unsers eignen Vaterlandes aber und in unsrer eignen Sprache völlig unwissend gelassen werden" (I. 63.) und wiederholt nun an mehrern Stellen (I. 79. II. 64.) solche Herzensergiefsungen, die vielleicht selbst in den jetzigen Verhältnissen seines Vaterlandes gar nicht ungeeignet sind. Um eines solchen Zweckes willen hat Hr. von Mirbach einzelne Abschnitte der curländischen Geschichte, besonders solche, die derselben, „obgleich sie kaum über ein Jahrhundert alt ist, ein grofses, fast welthistorisches Interesse gegeben haben," (II. 44.) ausführlicher geschildert. Zu diesen rechnet er nun vor allen die Theilnahme der curländischen Herzöge an den nordischen diplomatischen und kriegerischen Verwickelungen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und hat theils aus urkundlichen Nachrichten in den Archiven zu Mitau und Goldingen, theils durch Zusammenstellung der hierher einschlägigen Nachrichten aus den gedruckten Werken Gebhardi's, Ziegenhorn's, Blomberg's, Cruse's und andrer ein wohl ausgeführtes Bild dieser Zustände geliefert. Im Vordergrunde desselben steht Herzog Jakob Kettler nebst seiner Gemahlin Louise Charlotte, einer brandenburgischen Prinzessin. Sein Antheil an den schwedisch-polnischen Händeln, seine politischen Berechnungen und mercantilischen Entwürfe, namentlich die Erwerbung der Insel Tabago und ihr Einflufs auf den curländischen Handel (Br. 24. 25.), endlich die völkerrechtliche Gefangennehmung der genannten beiden Fürstlichkeiten durch schwedische Truppen am 30sten September 1658. (II. 109 ff.) und die darauf folgende „schwedische Noth" in Curland — alles dies ist in einer übersichtlichen, genauen Darstellung vorgetragen worden. Daneben sind nun die curländischen Sitten und Gebräuche, die Vergnügungen und Belustigungen, die Messen zu Mitau, die Kleidertrachten, die Gelage, Schlitten fahrten und Jagden, sowohl am Hofe als in d adligen und bürgerlichen Häusern so dargestellt, d jene politischen Händel dadurch eine angenehme A wechselung erhalten. Endlich ist auch die Verf sung des Landes überall berücksichtigt und da e so die landwirthschaftlichen und gewerblichen V hältnisse, die Eisenhämmer, Glashütten, Pulvern len, Tuchfabriken und Schiffbaustätten genau schrieben und hier und da durch statistische N weisungen erläutert sind, so empfangen die L in diesen fleifsigen Sammlungen schätzbare Einb in die binnenländischen Verhältnisse Curlands siebzehnten Jahrhunderte, wie sie jedem Vatern freunde willkommen sein müssen. Mehrere A ten von Städten und Schlössern versinnlichen den nicht Einheimischen das berglose Land mi nen ausgedehnten Flächen, die vor allen zur geeignet sind, weshalb ihrer denn auch nicht in diesen edelmännischen Briefen gedacht ist.

Andre gleichzeitige Begebenheiten in London ris, Moskau und Warschau so wie die Schi der drei curländischen Regimenter in holländi Dienste, während des Feldzugs im Jahre 167 ben den jungen Curländern Gelegenheit zu brief Mittheilungen in das Vaterland. Es ist hier Neues zu finden und der Verfasser hat auch nur zeigen wollen, wie ein junger Curländer Adel aus dem Kriegslager die Weltbegebenheit zuschauen gewohnt war. Da Melchior Fölker Sommer 1672. in die Gefangenschaft des kö schen Bischofs von Münster, Bernhard von gerieth, so giebt dies im zweiten Briefe Ge heit zu längern Nachrichten über die Verwe der westphälischen und curländischen Adelsge ter, die nicht blofs für die grade Betheiligten hend sind, sondern auch den Geschichtsfreunden haupt einen nicht unbedeutenden Stoff darbieten

K. G. Jac

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXVII.

undzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden, Dr., aufserord. Prof. zu Jena. Erster Theil. Leipzig, 1845. 329 S. 8.

Nachdem man, abgeschreckt durch den vielleicht ätherischen Flug einer naturphilosophischen Bearbeitung der Botanik, schon seit längerer Zeit sich r ausschliefslich empirischen Richtung in dieser senschaft hingegeben hatte, ist neuerlich wieder *Bedürfnifs* einer wenn auch nicht philosophisch ulativen, doch einer gedankenmäfsigen Auffassung r Wissenschaft gefühlt worden. Es bleibt dabei, bei allen Naturwissenschaften, immer der Weg am ierigsten, wie man von der sinnlichen Empirie, in ms die Natur zunächst gegenübersteht, zur Idee; von der Idee der Natur wieder zur Empirie zugelangen soll, und eigentlich drehen sich alle igkeiten über eine philosophische Auffassung der *allein* um diesen Punct; denn dafs uns eine Erniifs des geistigen Gehalts der Natur wünschens- ist, läugnen auch die ärgsten Empiriker nicht, afs umgekehrt die Naturideen in den Erscheinunner sinnlichen Welt nachgewiesen werden sollen, alle Naturphilosophen immer erstrebt. Die Wisaft geht auch hier, ihren ewigen Entwickelungsen gemäfs, fort, und namentlich fehlt es in der schaftlichen und physiologischen Botanik neuerer icht an monographischen Arbeiten ersten Ranie, wenn gleich die dabei befolgten Grundsätze ausführlich ausgesprochen sind, dennoch allen erungen, welche die sinnliche Empirie, wie die hilosophie daran zu machen haben, vollkommen chen; Arbeiten, in denen der reiche Inhalt der naturgemäfs dargestellt und ein durchaus philosophischer Gedanke gewonnen worden ist. Das Verlangen geht aber jetzt von gewisser Seite auf Handbücher, und diese in philosophischer Form zu geben ist die Bestrebung. Wir besitzen dergleichen, neuerlich erschienene, nunmehr zwei, die ganz in demselben Geist gearbeitet sind, und nach demselben Ziel hinstreben, nämlich die Zelle als das Grundorgan aller inneren Pflanzengebilde, diese Gebilde sämmtlich als Metamorphose der Zellen zu betrachten, sogar den Embryo durch Hineinwachsen der Pollenschlauchzelle in das Ei nach der alten Evolutionstheorie entstehen zu lassen, und im Uebrigen nach dem Princip der Metamorphosenlehre die äufsere Gliederung der Pflanze zu beschreiben: das Werk von Endlicher und Unger, und das gegenwärtige. Ungeachtet dieser Uebereinstimmung in ihren Haupttendenzen stellt sich der Verf. des gegenwärtigen Werks dem Werk von Endlicher und Unger sehr tadelnd gegenüber, und sucht seine Verschiedenheit der Bearbeitung vorzüglich durch seine eigenthümliche philosophische Methode zu begründen. Die Darstellung dieser philosophischen Methode nimmt in gegenwärtigem Bande mehr als die Hälfte des ganzen Buchs (11 Bogen; das ganze Buch hat 21 Bogen) ein, und der Verf. legt ein so grofses Gewicht darauf, dafs er alles Unglück der von ihm angenommenen Unwissenschaftlichkeit der bisherigen Botanik allein auf den Mangel dieser philosophischen Methode, in dem wegwerfendsten Tone gegen alle sonstigen Leistungen, schiebt. Er thut sich auf seine philosophische Kunst so viel zu Gute, dafs er sogar schon eine besondere Broschüre (Schelling's und Hegel's Verhältnifs zur Naturwissenschaft. Leipzig 1844.) darüber hat drucken lassen, deren Hauptinhalt hier in aller Ausführlichkeit wiederholt wird. Der Verf. gesteht Schelling und Hegel nicht die geringste Einsicht in die Naturphilosophie zu, und glaubt diesen Heroen gegenüber allein durch seine philosophische Methode Licht

Digitized by Google

in der Wissenschaft zu schaffen, wobei denn Hegel und Schelling überall auf's Herabwürdigendste zur Seite geschoben werden. So spricht der Verf. (S. 41) von der „ganzen Verderbtheit und Verworrenheit der „Schelling'schen und Hegel'schen Physik;" und meint „die Repräsentation der philosophischen Wissenschaf„ten auf den Universitäten habe sich so unglücklich „gestaltet, dafs wir im Allgemeinen weit um 100 Jahre „zurückgesetzt sind, dafs das ganze, durch die ausge„zeichnetsten Männer im ernsten Nachdenken erworbene „geistige Eigenthum gegen phantasiereiches Geschwätz „und arrogantes Absprechen in holen Phrasen daran „gegeben sei u. s. w." „Die Anforderung Schelling's, „aus einem Grundsatze heraus den reichen lebendigen „Gehalt der Wirklichkeit zu entwickeln, habe schon „Fries als absurd nachgewiesen; (S. 18) Hegel sei durch preufsische Schulpolizei eingeführt und abgeschafft (?), sei nur als eine ephemere Erscheinung zu betrachten, die einer zu tieferen philosophischen Studien unfähigen Generation für einige Zeit die Köpfe verwirrte u. s. w. Diejenigen, welche Hegel einen Philosophen nennen, hätten sich vorher nie orientirt was Philosophie sei; Hegel habe überall seine Unwissenheit in den Naturwissenschaften documentirt; die Vergötterung der Menschengeschichte, worauf am Ende alles Gehaltvolle (also doch!) bei Hegel hinauslaufe, sei das an allem Wahrheitsprincip verzweifelnde sich Hingeben an den Umschwung des Schicksals u. s. w." (S. 19). Was aber Schelling anbetreffe, so müsse der Verf. leider anerkennen, dafs er einen eben so bedeutenden, als verderblichen, Einflufs auf die Naturwissenschaften ausgeübt habe. Schelling's grofsartige Unwissenheiten in Betreff des Fallgesetzes seien bei Seite gelegt worden; aber in der Wissenschaft vom Organismus habe seine Lehre durch zufällige äufsere Verhältnisse begünstigt einen verderblichen und hemmenden Einflufs auf die gesunde Entwickelung der Wissenschaften ausgeübt u. dergl. m. (S. 20). Wer in diesem Geschwätz Friesische Redensarten erkennt, der möchte auf des Verf.'s eigene philosophische Methode, die alle Fehler von Hegel und Schelling wieder gut machen soll, nicht sehr neugierig sein. Allein da gegenwärtiges Buch die Philosophie auf Naturkunde anwendet, und in zweiter Auflage erscheint, so ist es vielleicht der Leser wegen nicht unzweckmäfsig diese Methode hier zu erwähnen und zu prüfen. Der Verf. unterscheidet zwei philosophische Methoden in der Botanik: die dogmatisirende, und die inductive, welche letztere die Seinige ist. Die dogmatisirende Methode schreibt der Verf. Unger und Endlicher zu, und ergeht sich in eine Kritik der Darstellung des Blüthenbodens der Pflanzen aus Axen- und appendiculären Theilen in dem botanischen Handbuch dieser Autoren, und tadelt daran, dafs nicht bei allen Pflanzen der Discus am Blüthenboden ein Axenorgan sein möchte, daher die Schlufsfolgerungen der Endlicher'schen Methode ganz unrichtig seien (S. 5). Seine Friesische Methode, behauptet der Verf., gehe von einer festen Grundlage aus. Diese Grundlage sei nun die sinnliche Anschauung einmal der äufseren Körperwelt; dann des innern Ichs. Die Thätigkeiten des Ichs seien aber vorübergehend, und als das Andauernde desselben könne man nur das Vermögen (potentia) ansehen. Dabei kommen wir nun auf drei Grundvermögen: Erkenntnifs, Gefühl und Wille. Diese Vermögen seien aber auf das Innigste verbunden, und darauf beruhe das Gesetz der Association zur gegenseitigen Anregung der Thätigkeiten untereinander. Die Erkenntnifs sei nun zuerst sinnliche Erkenntnifs und die Einzelnheiten derselben fielen dem Gesetz der Association anheim, daher denn bei Anschauung einer Blume gleich eine Verbindung mehrerer Eigenschaften derselben (Farbe, Geruch) erkannt würde, und wenn von diesen mehreren Eigenschaften nur einzelne gewählt würden, so entständen die Abstractionen, die entweder qualitativ oder quantitativ wären. Wir finde man aber doch, dafs nicht alle Vorstellungen aus sinnlichen Anregungen entspringen, vielmehr kä-me nur der äufsere Gehalt aus den Sinnen; die Erkenntnifskraft gebe die vernünftige Form, und könnten sich auch aus der Form der Erkenntnisse Erkenntnisse bilden; dies seien *apriorische*, geistige Schemata oder Kategorieen entstanden. Ferner müsse man auch mathematische, durch unmittelbare Anschauung von Raum und Zeit entstandene, philosophische Erkenntnisse, die durch das Denken entstanden seien, unterscheiden. Einer erklärenden (theoretischen) Wissenschaft könne nichts anheimfallen, was nicht der mathematischen Behandlung fähig sei, alles Uebrige sei Gegenstand der Idee des Sch-

Digitized by Google

r Guten. So entständen zweierlei Weltansichten: türliche Weltansichten und Ansichten aus der Idee Absoluten (transcendentaler Idealismus).

In Betreff der Ansichten der Körperwelt, nenne ı die Ursache der Wirkung der Materie: Kraft, die mathematische Form der Wirkung einer sol- ı Kraft sei: Natur*gesetz*. Wir hätten also Gesetz Thatsachen, und könnten in der Erkenntnifs ent- er vom Gesetz oder von den Thatsachen ausge- Gehe man vom Gesetz aus, so finde eine An- lung allgemeiner Begriffe a priori (der Kategorieen) t, wodurch die allgemeinsten Gesetze erhalten len, unter denen die Natur stehen mufs, was Bedingung für die *Möglichkeit* der Erfahrung sei. auf beruhe die theoretische Entwickelung aus con- tiven Principien. Dann aber sei die *inductive Me-* *eine* solche, die von den Thatsachen der mor- ogischen Weltansicht ausgehe, wobei die Gestalten Artenbegriffe, deren veränderliche Eigenschaften Entwickelungsgeschichte als erste Regeln gelten, dennoch die Schemata zur Anwendung kommen. Diese inductive Methode auf die Botanik ange- et, müsse unmittelbar mit gewissen Thatsachen *nen und* (dies ist ganz richtig; wir werden aber hin sehn, dafs der Verf. Schlufsfolgerungen als achen unterschiebt) dürfe nicht einmal eine Defi- der Botanik vorher geben, um nichts Ungewis- ı dulden. Hierbei sollte man freilich glauben, erf. wäre doch am Ende seiner inductiven Wis- aft auf die Definition von Botanik gekommen, es ist sein Princip geblieben, den Inhalt seiner nschaft gar nicht zu bestimmen, und so fährt f den Gegenstand los, und niemand kann ihm fen, dafs er den Inhalt nicht getroffen oder er- t hätte, weil er keine Definition gegeben hat. elegentlich fällt der Verf. unbewufster Weise aus Rolle, indem er auf Andere schimpft; und so es denn S. 153: „Botanische Begriffe sind der t der Wissenschaft von den Pflanzen und nicht erklaubende Philologie." Wir wollen indessen erf. durch die Exposition seiner Methode noch weiter folgen, um sie dann im Ganzen beurthei- können. Man müsse also mit der morphologi- Weltansicht in der Botanik anfangen und dabei man sich in subjectiven Bildern und Schema- n Kategorien) (S. 52). Ein allgemeines Natur-gesetz, d. h. überall bestätigte Erfahrung, sei es, dafs alles Feste aus Flüfsigem entstehe. (Dies spricht der Verf. dem Thales nach, denn sonst müfste er nach seiner festen inductiven Methode zugestehen, dafs auch Flüfsiges aus Festem entstehen könne; warum sollte die Welt nicht eben so gut aus Eis als aus Wasser entstanden sein, und entsteht nicht das Blut aus der verflüfsigten festen Nahrung?) Dabei ist nun der Verf. ängstlich besorgt, dafs seine Zellenhypothese, die aber wohlgemerkt schon vor der botanischen Anwendung der inductiven Methode da war, inducirt werde, und nimmt sogleich an, dafs die Gestalt aus der Mutterlauge entstehe, und das Feste einen Theil Mutterlauge einschliefse, wodurch die Zelle glücklich erklärt sei (S. 54). Leben der Zelle sei dann Wechselwirkung zwischen Mutterlauge und Gestalt. Die Zellen seien nun (ganz plötzlich) lebendige Wesen, und ihr Verhältnifs zur Mutterlauge sei der Organismus. Nur was in dieser Zellendefinition (S. 56) (also doch den Zellen zu Liebe eine Definition gegen den Grundsatz des Verf.'s) enthalten sei, gelte für die Pflanze; alles übrige nicht und sei nicht vorhanden.

Das Räthsel des Lebens sagt der Verf. (S. 56) zerfalle in zwei Probleme. 1. Die Construction (ist diese apriorisch oder aposteriorisch?) periodischer sich erhaltender und bewegender Kräfte. 2. Die Construction des Gestaltungsprocesses. Die Lösung beider falle nicht innerhalb der Grenzen des Organischen. Der Organismus wird also nicht aus seinem eigenen Inneren, sondern aus fremden Kräften erklärt. Die erstere Construction sei bereits gelöst durch die Construction des Sonnensystems, das der einfachsten Form eines Lebensprocesses sei, der auf den von uns sogenannten Grundkräften beruhe. Von den übrigen Weltkörpern (der Verf. sagt nicht welche, und scheint die Sonne ganz abgesondert davon betrachten zu dürfen, wie überhaupt mehr davon zu wissen, als vom Monde und den Planeten) können wir nur die Erde erforschen, allein hier werde die Sache verwickelter, weil die wirkenden Kräfte schon abgeleitet und complicirt seien. In noch höherer Potenz schwieriger und verwickelter werde die Aufgabe der Construction der Kräfte bei den endlich sogenannten Organismen, weil die Complicationen immer gröfser würden. Der Unterschied von Welt und Organismus ist also blofs die ganz mechanische, gröfsere Complication des letzten, nicht seine

Digitized by Google

eigenthümliche Lebenskraft. Aber ihm (dem Verf.) scheine es klar, (aber warum hat er es den Lesern nicht auch klar gemacht und läfst diese Klarheit in sich sitzen? schade) dafs die *Möglichkeit* der Auflösung der organischen Probleme darauf beruhe, dafs die in Rechnung zu ziehenden Elemente mathematisch mefsbar gemacht würden. Die Möglichkeit sei wenigstens in Abstracto, wenn auch nicht in Concreto, wie denn die Berechnung der Sonnenbewegung nur deshalb unmöglich sei, weil ihre Complicationen die menschliche Fassungskraft übersteigen (aber dennoch will der Verf. aus der Construction des Sonnensystems das organische Leben ableiten); nicht aber weil sie den mathematischen Gesetzen nicht unterworfen sei. Dies ist die Gelehrsamkeit des Verf.'s über die Kräfteconstruction der Pflanze nach der inductiven Methode. Wer diese nicht eingesehen habe, verfalle in abenteuerliche Träumereien, sagt der Verfasser. Von der Construction des organischen Gestaltungsprocesses sagt er, dafs auch diese *nicht in das Gebiet des Organischen* falle, sondern in das Gebiet des Unorganischen, und die Annahme einer besonderen Lebenskraft für den Bildungstrieb, und die Annahme der aristotelischen Entelechie, habe nur Verwirrung (doch wohl nur in dem Gehirn des Vf.'s) hervorgebracht. Man nenne die uns unbekannten Ursachen der auch nur mangelhaft bekannten Thatsachen Lebenskraft (S. 58). Der Mangel daran sei, dafs man sie nicht messen und nach mathematischen Gesetzen bestimmen könne (S. 59) wie die Gravitationskraft; was daran liege, dafs die organischen Kräfte mit solcher Schnelligkeit bildend und zerstörend wirkten, dafs man mit den Messungen nicht ankommen könne. (Der Verf. weifs also gar nicht was alles im Organischen gemessen und gewogen worden ist; er kennt seine eigenen Leute, eine ganze medicinische Schule, die Jatromathematiker, gar nicht; weifs gar nicht, dafs was er durch seine inductive Methode sucht in so ausgebreitetem Maafse dagewesen ist, dafs er die schönste Gesellschaft gefunden hätte. Er kennt die Werke von Sanctorius, Borelli, Hales gar nicht, weifs nicht dafs Sanctorius 20 Jahre in der Wageschale gesessen hat und doch nicht gefunden was der Verf. mit Trotz gegen alle Andersdenkende finden zu können inducirt!) Eine Lebenskraft annehmen, sagt der Verf., heifse nichts weiter, als sagen: das Leben habe eine Ursache; was sich v selbst verstehe. Die Lebenskraft als eine dem Org nismus eigene, von den physikalischen Kräften versch dene Grundkraft anzusehen, sei ein Unding. „Es ka nur von einem im höchsten Grade Unwissenden Abrede gestellt werden, dafs an den sogenannten (a warum nennt sie denn der Verf. auch so) Organis eine Menge Erscheinungen hervortreten, die blofs physikalischen und chemischen Thätigkeiten ang ren;" es sei gewifs, dafs Elektricität, Galvanis Schwerkraft, Cohäsion, auf organische Körper wi aber — von keiner einzigen der genannten un übrigen physikalischen Kräfte kenne man jetzt d setze der Wirksamkeit im organischen Körper (Aber wozu quält sich denn Verf. mit Dingen, d nicht kennt und wovon er nichts wissen kann, be Wenn man auch zugeben wolle, dafs neben anorganischen Kräften noch eine besondere Le kraft da sei, so könne man sie dann erst indu wenn alle unorganischen Kräfte des Organism ans Ende durchforscht seien (S. 60), bis dahin Unwissenheit oder Trägheit eine Lebenskraft an men. (Es ist schade, dafs der Verf. nicht sag dieses Ergebnifs seiner inductiven Studien apri oder aposteriorische Weisheit ist). Der Verf. sa er sich des Wortes Lebenskraft, Bildungstri diene, sei es ein blofses Zeichen, dafs seine senheit hier anfange (S. 61). In den Begriffe Mikrokosmus und Makrokosmus, sagt der Verf len Verworrenes und Klares eine Rolle. Das sei, dafs ein gesetzmäfsiges Spiel von Kräften stehen und Vergehen im Weltgebäude wie im nismus bedinge; darin liege das Richtige und des Gleichnisses. Das Falsche und Verworre darin, dafs man die Selbstständigkeit der Kr Makrokosmus auch auf den Organismus übe und diesem ein selbstständiges Leben zuges habe. Es gebe aber für uns keinen selbstst Organismus (S. 62). (Dies wird sich wohl m dem geistigen Organismus des Hrn. Schleiden lassen). Die Erde sei durch das Sonnensyste Organismus durch die Erde bedingt, und so in licher Reihe weiter. (Aber, wodurch ist denn d nensystem bedingt? Hier hört die inductorisch sequenz des Verf.'s auf).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

undzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst iner methodologischen Einleitung, als Anleiung zum Studium der Pflanze, von M. J. chleiden.

(Fortsetzung.)

Es sei eine Confusion der Begriffe von organin und unorganischen Stoffen zu sprechen. (Wir en aber sogleich sehen, dafs der Verf. unter beern Ueberschriften von den organischen und den ganischen Stoffen der Pflanzen handelt). Orgae Stoffe, wie Zucker, könnten krystallisiren, gleich morganischen, und organische Stoffe (welche? das ren wir nicht, wahrscheinlich die Fiction der Mutge) könnten sich zur Zelle gestalten. Die organ Stoffe entstehen unter der Herrschaft eines ischen Bildungstriebes; aber welchem Bildungs- (man erinnere sich bei diesem Worte, dafs hier nwissenheit des Hrn. Schleiden anfängt) diese anheimfallen, sei von der Natur der Stoffe ungig. Auf diese Art, sagt der Verf., habe er sich oducte des organischen Bildungstriebes einzun gesucht; doch erfährt man nicht zu welchem ; da der Verf. den Unterschied von organischen organischen Stoffen nicht anerkennt, und doch ne Grenze beider macht.

e Grenzbestimmung der Pflanze gegen das Thier als Aufgabe zu nennen, die nicht zu lösen sei ; apriorisch oder aposteriorisch?) Der einfachganismus sei die Zelle, und wie daraus möglieise zwei verschiedene Arten von Organismen ehen könnten, müsse man sehen. Es sei durch erung der Kugelform der Zelle deren Ausdehombination, Aneinanderlagerung eine endlose faltigkeit von Formen möglich. Der einfachste rocefs der Zelle werde durch die Medien, worin lung vor sich gehe, sehr complicirt, daraus werde nun der Unterschied von Pflanze und Thier erklärlich. (Dieser Unterschied ist also dem Verf. ein rein quantitativer). In der Pflanze sei die Formbildung der Zelle vorherrschend; im Thier werde die Ausbildung der Lebenskraft überwiegend (man erinnre sich, dafs hier bei der Lebenskraft die Unwissenheit des Verf.'s angeht) (S. 64). Das Wesen des Thiers würde also darin bestehen, dafs die Wechselwirkung zwischen Mutterlauge und Gestalt gröfser würde. Auch sagt der Verf. (S. 54), die bildende Kraft (Anfang der Unwissenheit) bleibe ein Aeufseres von allen Seiten her wirkendes, und sei durch keine Einwirkung von Innen bedingt, wonach denn das Thier blofs äufserlich und nicht dem *innern* Princip nach von der Pflanze verschieden wäre. Die Erde enthalte den Bildungstrieb für sich und für die Organismen. Bei der Schöpfung der Mineralien bleibe diese bildende Kraft im Embryonenzustande; in der Pflanze trete das Kindesalter ein; hier trage mit kindlichem Stolze die Natur ihre bunten Gestalten äufserlich zur Schau. Das Mannesalter sei die Thierbildung, welche sich über den Organen zusammenschliefse. Der Verf. ergiefst sich dabei in poetische Vergleiche: die reine Lust am Schönen leite das Bestreben der Pflanzenkräfte, und lasse wie ein muthwilliges Kind der Laune die Zügel schiefsen. Dies wäre also doch eine gelegentliche Definition der Pflanze, und zwar nach den Lebenskräften, worin der Verf. ganz unwissend zu sein angiebt, aus welcher ein Naturforscher das Wesen der Pflanzenbildung erkennen soll. Demgemäfs soll die Anatomie der Thiere nur innere Organe kennen lernen; in der Pflanze seien keine inneren Organe, sondern nur äufsere Formen; daher die Morphologie hier die Anatomie ersetze (S. 65). Beide hätten aber die *höhere* (?) Anatomie, die Histologie, gemeinsam, und dadurch komme die Zellenbildung, als das einzige, innere Gewebe der Pflanze zum Vorschein; wobei denn aber der Widerspruch unerör-

Digitized by Google

tert bleibt, dafs da das Thier auch nur aus Zellen zusammengesetzt sein soll, der Unterschied von Thier und Pflanze durch die kindlichen und jugendlichen Zellen nicht klar wird. Es bleibe aber bei dem nicht erklärten Unterschied, und der Verf. geht weiter zur Induction dieses Unterschiedes, obgleich er ihn im Wesentlichen leugnet. Der Verf. bringt nämlich durch seine inductive Methode jetzt erst heraus, dafs die Pflanzen eine Metamorphose hätten, dies sei ein physiologischer Unterschied von den Thieren, obgleich ihm nicht entgeht, dafs Aehnliches bei den Insecten viel auffallender ist, und er die Metamorphosen der polypenartigen Thiere (der Pflanzenthiere) gar nicht zu kennen scheint; denn sonst würde er gesehen haben, dafs auf diese Thiere ganz seine kindliche Pflanzendefinition pafst. Wie sich der Mensch in dieser inductiven Reihe verhält, kommt gar nicht zur Sprache; dieser müfste von vorn herein das Greisenalter repräsentiren, wenn der Verf. sich selbst nicht etwa zu den Thieren rechnet.

Der Verf. geht aber sonst, unbekümmert um alle widersprechenden Erscheinungen der Natur, in seinen inductiven Consequenzen weiter, und behauptet, in der Pflanze müsse sich die ganze Physiologie auf das Leben der Pflanzenzelle reduciren; die ganze Lebensthätigkeit der Pflanze sei Zellenfunction, und was daraus nicht abgeleitet werden könnte, sei kurzweg unbedeutend und unbekannt! (S. 67) (Der Bandwurm hat keinen Kopf und soll keinen Kopf haben!) Dieser Ausspruch gehört zu dem Extremsten und Frechsten, was ein Naturforscher gegen die Sprache der Pflanzennatur zu behaupten wagen kann, und wir machen nur darauf aufmerksam, um weiter unten die unglücklichen Folgen daraus näher zu bezeichnen.

Seine Erörterung, sagt der Vf., biete keine Merkmale dar, die uns in Stand setzen könnten, Thier und Pflanze zu unterscheiden, aber sie deute die Richtung an, in der wir diese Unterschiede zu suchen haben. Alles was Linnée u. A. über den Unterschied zwischen Pflanze und Thier gesagt hätten, sei nichts gegen die inductive Theorie des Verf.'s (S. 66). Diese läuft nun darauf hinaus, dafs Thiere, die nach dem Verf. nur aus einer Zelle bestehen, wie die Monaden, diese Zelle nach Innen einstülpen und einen Magen bilden, wobei der Verf. wieder ganz ignorirt, dafs überall, wo sich ein Magen bildet, dieser durch Dehiscieren von Innen nach Aufsen sich bildet; aber dies gehört zu den Dingen, die unbekannt bleiben müssen, wenn es mit der inductiven, embryonischen und kindlichen Zellentheorie weiter gehen soll.

Die Eintheilung der Naturkörper in Steine, Pflanzen und Thiere sei unwillkürlich durch die inductive Methode nach den Gesetzen der Association der Bilder dieser drei Reiche entstanden, indem sich dabei die allgemeineren Merkmale von den bestimmteren Schematen (Kategorieen) abgesondert hätten; wie die Abstraction des Baums von den Schematen der Linde, Weide u. s. w. Von solchen logischen Formen der Anordnung (also nur formell) gehe die Botanik aus (S. 69), man schreite zur genaueren Unterscheidung, immer künstlichere logische Unterschiede weiter, um das Gedächtnifs zu erleichtern. Dadurch kommt *Eine Aufgabe* der Botanik zur Ausführung, nämlich die Specification des Pflanzenbildungstriebes (hier also die Unwissenheit des Verf.'s in das letzte Ziel der Botanik gerathen) (S. 70. 71), woraus denn die genaue Charakteristik und systematische Anordnung der Bildungsprocesse hervorgehe, die Gegenstand der systematischen Botanik sei. Zu dem Begriff eines *natürlichen* Systems kann aber der Verfasser durch seine Induction nicht kommen; er sagt, die Aufgaben zur Lösung seien noch nicht einmal erkannt, und er leugnet also auch nach seinem Grundsatz, dafs alles was sich nicht aus der Zellentheorie ableiten lasse, unbekannt sei (S. 67), die Existenz eines natürlichen Systems kurzweg ganz und hofft dieses erst von einer allgemeineren Kenntnifs der Fries'schen inductiven Methode (S. 70). Der ganze Reichthum der Stufen- und Reihenentwicklung des Pflanzenreichs vom Pilz bis zur Rose ist seiner Ansicht des Verf.'s gänzlich verschlossen, wie die Organe im Thier (S. 67). Alles was die wissenschaftliche Botanik jetzt leisten könne sei: 1. Eine Specification der Bildungstriebe und Naturtriebe, was nach des Verf.'s eigenem Ausdruck nichts als Specification seiner Unwissenheit wäre. Darunter steht darunter: die vegetabilische Stofflehre, die Formenlehre (Morphologie) und die Organologie, alle Lebenserscheinungen im Organismus auf die der chemischen und physikalischen Kräfte zurückgeführt werden sollen. Das natürliche System glaubt der Verf. inductorisch verspotten zu können (S. 1[illegible]

Digitized by Google

Obgleich der Verf. seine inductorische Methode der Botanik im Allgemeinen kenntlich genug dar-stellt hat; so ist ihm bei näherer Ueberlegung doch gefallen, dafs diese Methode nicht unbedingt an-ıdbar sei, sondern dafs ihre Anwendung für seinen eck an gewisse Bedingungen geknüpft werden müsse, ıe welche es mit dieser Methode nicht gehe. Der :f. giebt daher schliefslich noch eine besondere Dar-lung der Bedingungen, unter denen man nur die ihm gewünschten Resultate mit dieser Methode elen könne (S. 131 — 158), unter der Ueberschrift: der Induction insbesondere. Er leitet nun seine ichten hier so ein: Wir werden von den Thatsa-ı zur Theorie geführt durch Induction, Hypothese (?) *Analogie*. Aber alle drei sind blofse Wahrschein-ıeitsschlüsse, die für sich keine logische Gewifs-haben. Die Schlufsformen gelten nur, insofern m Einklang mit der ganzen Erkenntnifskraft, und daraus abzuleitenden Principien stehen. Stehen damit nicht in Einklang, so sind Induction und ogie für den Unwissenden die Führer zum Irr-*und zum* Unsinn. Als Regeln für den Gebrauch Inductionen gelten daher bestimmte leitende Maxi-Diese sind nun: 1. Dafs Jeder der mit Erfolg ır Botanik durch Induction zu höherer Einsicht gen will, kritisch-philosophisch, d. i. Friesisch ge-sei. Der Verf. citirt immer und immer das buch der Logik von Fries, und giebt die nöthi-*uszüge* daraus, die wir nicht wiederholen können. ınn aber setze die Induction auch eine Orienti-im System der menschlichen Erkenntnisse, und duction in der Botanik eine Orientirung im System ıtanischen Wissenschaften voraus. (Also könnte diese doch schon ohne Induction lernen!) Die ion gebe nur *allgemeine* leitende Maximen; die sche Disciplin gebe die *speciellen* leitenden Ma-. Es sind also zweierlei leitende Maximen als ren in des Verf.'s wissenschaftlicher Botanik ent-. Der inducirende Botaniker müsse aber auch opädische (!) Kenntnisse in den übrigen Zweigen ıturwissenschaften haben, damit keine Wider-e entständen (S. 134), und wenn man chemi-nductionen in der Botanik machen wolle, müsse ıgleich chemische Kenntnisse haben. (Wirklich!) en denn in der Botanik, um richtig zu induciren, lei Maximen vorweg nothwendig:

1. Die Maxime der Entwickelungsgeschichte. Der Verf. giebt sich hier Mühe zu beweisen, dafs bisher gar keine Entwickelungsgeschichte in der Botanik angewendet sei, und glaubt die Nothwendigkeit derselben zuerst gezeigt zu haben, daraus, dafs alle organischen Körper und so auch die Pflanzen eine Entwickelungsgeschichte hätten. Er befindet sich aber hier in einem Zustand, der gegen seine eigenen Maximen ist; denn er kennt den alten Streit um das Wort: Natur*geschichte* nicht, woraus er hätte lernen können, dafs man eben deshalb diese Disciplin nicht Naturbeschreibung sondern Naturgeschichte genannt hat, weil darin die Entwickelungsgeschichte der Naturkörper gelehrt werden soll. Die Entwickelungsgeschichte hat nur seit der Linnéeischen Metamorphosenlehre Fortschritte gemacht; aber sie ist immer da gewesen. Die düstere Schilderung also, die der Verf. von dem bisherigen Mangel aller Entwickelungsgeschichte macht, ist ganz aus der Luft gegriffen, jedes gute Handbuch der Naturgeschichte hätte ihn seinen Irrthum können erkennen lehren, und er irrt in weiten Abwegen, wenn er glaubt jetzt erst die Entdeckung gemacht zu haben, dafs die Pflanze eine Reihe sich auseinander bildender Formen und Zustände darstelle; dafs es in diesem Betracht bisher finstere Nacht in der Botanik gewesen, und mit seiner Entwickelungsgeschichte erst das lang ersehnte Licht anfange (S. 136). Die Sorge, dafs wir ohne ihn in einem trostlosen Zustande bleiben würden, ist also ganz ohne Noth entstanden. Man sieht sehr bald, dafs die ganze Aengstlichkeit des Verf.'s wegen der Entwickelungsgeschichte daher entsteht, dafs andere Botaniker seine Pollenschlauchgeschichte, wodurch inducirt werden soll, dafs der Pollenschlauch in die Keimblase wachse und den Keim bilde, nicht in der Natur begründet finden und für eine leere Phantasie halten. Darauf läuft seine ganze Polemik gegen Mirbel und Meyen hinaus, wobei er aber die eigentlich schlagenden Aufdeckungen seiner Irrthümer ganz ignorirt. Wenn also der Verf. S. 141 sagt: Jede Induction in der Botanik sei zu verwerfen, die nicht durch Entwickelungsgeschichte orientirt ist; so mufs dies vielmehr heifsen: Jede Induction in der Botanik ist zu verwerfen, die nicht in der Pollenschlauchgeschichte orientirt ist, d. h. den Embryo nicht für einen Pollenschlauch hält. Die ganze botanische Induction des Vf.'s gilt nur unter dieser Bedingung.

Digitized by Google

2. Die zweite Maxime ist die der Selbstständigkeit der Pflanzenzelle. Folgende Sätze will der Verf. hier als unbestreitbar vorausgesetzt wissen: *a*) Die einfachsten Pflanzen bestehen nur aus einer einzigen Zelle. Protococcus. *b*) Die anderen Pflanzen sind *wesentlich* ganz aus einfachen Zellen zusammengesetzt. *c*) Bei den Cryptogamen ist die Spore eine einzelne Zelle, aus welcher sich eine neue Pflanze entwickelt. *d*) Bei vielen Moosen trennt sich eine einfache Zelle und entwickelt sich zu einer neuen Pflanze. Marchantia polymorpha, Gymnocephalus androgynus. *e*) Bei höheren Pflanzen (Malaxis, Ornithogalum) können *regelwidrig* mehrere Zellen aus dem Blatt hervortreten und zu neuen Pflanzen aufwachsen.

Auf diese Weise, sagt der Vf., läfst sich nun schon vollkommen (!) der Schlufs begründen, dafs im Wesentlichen das Leben aller Pflanzen im Leben der Zelle enthalten sein mufs, und selbst im Zusammenhang mit der ganzen Pflanze nie so ganz untergeordnet wird, dafs es nicht unter begünstigenden Umständen wieder als ganz selbstständig hervortreten könnte; dafs wir daher den vollständigen aber einfachsten und daher verständlichsten Ausdruck des Lebens aller Pflanzen in dem Leben der einzelnen Zelle suchen und finden müssen, und dafs wir also das Leben der ganzen Pflanze nur als eine Modification des Zellenlebens anzusehen haben. Dies sind die Schlufsfolgerungen des Verfassers. Vorausgesetzt, dafs die obigen Thatsachen (*a*—*e*) ganz richtig wären, so hat sich der Vf. an einer anderen Stelle seinen Irrthum selbst bewiesen. Er sagt nämlich (S. 146), indem er von der fehlerhaften Analogie spricht, dafs es ganz unrichtig sei, wenn man so schliefsen wollte: Thiere und Pflanzen sind organische Wesen; die Thiere haben eine geschlechtliche Fortpflanzung; also haben auch die Pflanzen eine geschlechtliche Fortpflanzung. Gerade so falsch aber, als dieser von ihm selbst getadelte Schlufs, ist der obige über die Zellenindividualität.

Der Vf. schliefst nämlich: Mehrere einfache Pflanzen stellen entweder einfache Zellen dar, oder pflanzen sich durch Sporen fort, die einer Zelle ähnlich sind, und zwei Pflanzen können *regelwidrig* aus Zellen Keime bilden; — also besteht das ganze Leben aller übrigen Pflanzen allein in dem Leben der einzelnen Zelle. Ein solcher Schlufs ist so willkürlich, wid sinnig und ungerechtfertigt, dafs des Verf.'s gan Exposition seiner inductorischen Methode selbst da gen streitet, und er hier geradezu gegen seine eigen Principien schliefst. Wahrscheinlich denkt der Ve was er in seinem inductorischen Uebermuth an ei anderen Stelle ausspricht: Quod licet Jovi, non l bovi; wobei er sich natürlich für den Jupiter h der mit seinen inductorischen Schlufsfolgerungen u einmal darunter donnern könne.

Allein von diesen verkehrten Schlufsfolgerun abgesehen, so sind die vom Verf. (*a*—*e*) angen nen Voraussetzungen nicht alle richtig. Richt nur, dafs die homorganischen (nicht alle z. E. die ren, auch viele Moose nicht) Cryptogamen aus i viduellen Zellen (Schläuchen) gebildet oder zu mengesetzt sind, und dafs ihre Sporen (Saamen einfache Blasen oder Körner darstellen. Dies in der Natur der homorganischen Pflanzen, in d jeder Schlauch alle Functionen in sich vereinigt, wir in dem Werk über Natur der lebendigen Pf zuerst durch Versuche gezeigt haben. Vor u dies niemals jemand bewiesen. Die Sporen der ren aber sind schon keine einfachen Zellen mehr gleich immer noch homorganisch; und was der bei Ornithogalum und Malaxis einzelne regel sich fortpflanzende Zellen nennt, sind nicht ei Zellen, sondern eine Brut von jungen Zwiebel Knospen, wie sie ähnlich bei anderen Pflanzen regelmäfsig vorbrechen. Diese junge Brut h Pflanzen ist aber in ihrer inneren Organisation vielen organischen Systemen zusammengesetzt, ganze Pflanze, und der Vergleich mit einzelnen ist widernatürlich und unstatthaft. Der Irrthum die Zwiebelbrut in einfachen Zellen bestehe, rü Turpin her, und der Verf. spricht es nach. Sind nun diese Voraussetzungen falsch, so ist natürli ganze Schlufsfolgerung nach des Verf.'s eigenen drücken (S. 131. 132. „Die Inductionen, leicht angewendet, werden die Quelle aller Verkehrt und Phantasieen, welche der Wissenschaft verni „Induction ist für den Unwissenden und unvollkom Orientirten der sichere Führer zum Irrthum und völligen Unsinn)" ganz unstatthaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ndzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst iner methodologischen Einleitung, als Anleiung zum Studium der Pflanze, von M. J. chleiden.

(Fortsetzung.)

Endlich haben wir zu bemerken, dafs der Verf. wo es sich nach seiner ausdrücklichen Erklärung hatsachen handelt, die den Inductionen zu Grunde gt werden sollen, ganz fälschlich Schlufsfolgerun- anstatt der Thatsachen unterschiebt. Der Verf. nämlich die Selbstständigkeit der Pflanzenzelle als bewiesene unbestrittene *Thatsache* feststellen, von er bei seinen Inductionen ausgehen kann. Was er aber? Er macht eine *Schlufsfolgerung und diese Schlufsfolgerung, als ob es eine Thatsache seinen Inductionen zu Grunde.* Ein solches quid uo ist bei der von dem Verf. so streng geforder- gischen Consequenz etwas unerhörtes, und wenn m auch gerade keine absichtliche Täuschung un- en wollen, so läfst doch ein Irrthum der Art gute Folgerungen über das ganze Verfahren des s machen, und man mufs hier billig fragen: ist ie ganze Erkenntnifskraft und der Einklang mit araus abgeleiteten Principien des Verf.'s, die sol- inge zu Tage gefördert haben? Man vergleiche as der Verf. S. 129. 130 über Corda und Nees enbeck sagt. Ja, was noch mehr ist, der Verf. selbst noch (S. 144. 145) Beispiele falscher In- nen, die, auch wenn die Thatsachen richtig wä- inge nicht so schlimm sind, wie seine eigenen. auptet hier nämlich: alle Schlufsfolgerungen über nährung der Pflanzen, über das Aufsteigen des im Frühling beruhten auf unhaltbaren Analo- mit den Thieren, und will seinen Lesern durch eine Redensarten weis machen, dafs alles was Ernährung und Athmung der Pflanzen geschrieben sei, für die Vergessenheit geschrieben sei, weil man dabei seine Zellenhypothese nicht zu Grunde gelegt hätte. Der Verf. aber, anstatt die Versuche, welche von Anderen gemacht worden sind, im Geiste seiner Zellenhypothese zu wiederholen und überhaupt nur zu zeigen, dafs er den Inhalt derselben zu verfolgen im Stande ist, zieht mit seiner inductorischen Methode dagegen zu Felde und schiebt Anderen Fehler unter, die er allein macht, wobei er sich die willkührlichsten Fictionen aus der Luft zu greifen erlaubt.

Er sagt: „ältere Physiologen (was neuere gethan haben scheint der Verf. gar nicht zu wissen) bauten auf dem Aufsteigen des Saftes im Frühling und der Continuität des Lumens der Spiralgefäfse ihre Theorie der Bewegung der Nahrungsflüfsigkeit, deren Nothwendigkeit auch nur in Folge einer unhaltbaren Analogie mit den höheren Thieren postulirt wurde. Dabei setzten sie stillschweigend voraus, dieselbe Erscheinung, dieselben Organe würden sich bei weiterer Untersuchung auch wohl bei den übrigen Pflanzen finden. Tausende von Pflanzen sind seitdem untersucht, die keine Spur von sogenannten Gefäfsen zeigen, die keine Andeutung eines solchen Aufsteigens der Säfte zeigen, noch mehr sind einzelne Pflanzentheile: Saamenknospen und Antheren bekannt geworden, die oft (also doch nicht immer) gar keine oder nur wenige nicht bis zum punctum saliens (des Verf.'s nämlich: den Pollenschläuchen) hinreichende Gefäfse haben, und gleichwohl mufs in ihnen eine lebhafte Saftbewegung Statt finden." Mit solchen Redensarten will der Verf. die falsche Induction früherer Physiologen zeigen; wir sagen Redensarten, denn es sind falsche Schlufsfolgerungen und falsche Thatsachen zu Grunde gelegt. Es ist nicht die Analogie mit den Thieren gewesen, sondern die Beobachtung grofser, immer wiederkehrender und immer fortlaufender Naturerscheinungen; Naturerscheinungen, die nur derjenige die Vermessenheit

Digitized by Google

haben kann leugnen zu wollen, der nichts davon aus eigener Erfahrung weifs, die zu der Annahme vom Aufsteigen des rohen Holzsaftes geführt haben. Analogieen dieser Erscheinungen mit den Thieren sind später gemacht worden, aber diese haben die Wahrheit der Erscheinungen nicht ändern können; auch ist diese Lehre später durch Arbeiten, deren Gröfse dem Verf. gänzlich unbekannt zu sein scheint, hinreichend berichtigt und ergänzt worden. Wenn also der Verf. sagt: tausende von Pflanzen seien seitdem untersucht und keine Spur eines solchen Aufsteigens gefunden worden, so zeigt der Verf. nur seine Unwissenheit in allem dem, was seit Sarrabat, Reichel und Duhamel bis auf die neueste Zeit in dieser Lehre Grofses geschehen ist, und nur in dieser Unwissenheit kann er sich einbilden durch seine fixe Zellenhypothese so etwas ungeschehen zu machen. Der Verf. hätte nur eine einzige von den tausenden Pflanzen nennen sollen, von denen er seinen Lesern vorspiegelt, dafs sie untersucht sein sollten, und er würde keine einzige gewufst haben. Dies ist also das Verfahren, dessen sich der Vf. bei seiner inductiven Methode bedient. Dies ist das ernste wissenschaftliche Streben, das endlich einmal in der Botanik erwachen soll (S. 185). Der Verf. will Anderen die Splitter aus dem Auge ziehen und sieht seine eigene Balken nicht.

Nachdem wir nun der Wahrheit getreu und möglichst mit den eigenen Worten des Verf.'s den Lesern die neue philosophisch inductorische Methode des Vf.'s obiger Schrift vorgeführt haben, gehen wir dazu über, einen aus der Natur der Sache entnommenen Maafsstab der Beurtheilung daran zu legen. Dabei tritt uns zuerst der Ausfall des Verf.'s gegen die Hegel'sche und Schelling'sche Naturphilosophie entgegen, den wir hier nicht übergehen können, weil es sich um bestimmte Anwendung philosophischer Principien auf die Pflanzennatur handelt; weil uns hier eine eigene philosophische Auffassung derselben geboten wird, die im Gegensatz gegen die genannten philosophischen Systeme auftritt, und wir diese Auffassung nur in Beziehung auf dieselben beurtheilen können. Da Hr. v. Schelling noch lebt, so kann es nicht unsere Aufgabe sein, denselben hier vertheidigen zu wollen, obgleich das von ihm entwickelte Princip der Manifestation der Idee des Lebens im Organismus, gegenüber den mechanischen und chemischen Ansichten der Organisation, Stoff genug dazu bieten würde; allein ich mufs aufs Bestimmteste meine höchste Indignation darüber aussprechen, dafs ein unmündiger Mensch, wie ein Wüthender, auf ein gereiftes wissenschaftliches Leben herfällt, ohne etwas anders thun zu können, als es zu beschmutzen. Ich nenne Hrn. Schleiden einen unmündigen, weil er es seiner eigenen Theorie und seiner Praxis nach ist. Der Theorie nach ist er es, weil er selbst sagt, dafs kein organisches Leben den Grund seiner Existenz in sich sondern in Dingen aufser sich habe, und er selbst sich, davon nicht ausgenommen, auch überhaupt Pflanze, Thier und Mensch nicht unterscheiden kann; der Praxis nach ist er es, weil er nicht mit eigenen Waffen, sondern mit Friesischen Kategorieen ficht, und auch nicht einen Funken eigener schöpferischer Geistesentwickelung dabei zeigt. Er spricht immerfort von Selbstdenken; verlangt, dafs Andere selbst denken sollen und doch läfst er Hrn. Fries für sich denken, und bläht sich mit diesen fremden Gedanken auf, dafs er platzen möchte. Es giebt Verhältnisse im Menschenleben, wo alle, auch die entgegengesetzten Partheien, einig sein müssen, in was zu thun ist; und zu diesen Fällen gehört die gegenwärtige, wo ein edles wissenschaftliches Leben unedel behandelt wird. Zu Hegel haben wir aber ein anderes Verhältnifs, und glauben eine Stimme dazu zu haben, wenn von seiner Naturphilosophie gesprochen wird, wenn wir gleich nicht behaupten, dafs wir nur aus den Kategorieen der Hegel'schen Naturphilosophie selbst sprechen dürfen, vielmehr eine weitere Durchbildung derselben durch die organische Naturkunde längst für wünschenswerth erklärt haben. Was bringt Hr. Schleiden dem Hegel vor? Assertorische Redearten über seine Unwissenheit in der Naturkunde, über seine Vergötterung der Menschengeschichte; das Wahrheitsprincip verzweifelndes Hingeben an den Schwung des Schicksals. Was die Unwissenheit in der organischen Naturkunde, warum es sich hier handelt betrifft, so ist sicher die Bewandertheit Hegels in der historischen und encyklopädischen Naturkunde, die doch einem Philosophen nur zumuthen kann, nicht zu vergleichen gewesen mit der Unwissenheit die Hr. Schleiden selbst von sich eingesteht, und mit er sich brüstet; und was die sachliche Durchschung betrifft, so ist Hegel unzweifelhaft frei gewesen von den fixen Ideen der Zellenindividualität, die

Digitized by Google

chleiden zum Mittelpunct aller seiner Inductionen acht, wobei er Schlüsse für Thatsachen unterschiebt, d andere Thatsachen, die alle Welt sieht, nicht se- n kann, aus Angst, dafs seine Zellenhypothese dabei tergehen möchte. Hegel ist sicher im Dienste der 'issenschaft untergegangen; aber Hr. Schl. verfährt , als ob seinetwegen die Wissenschaft untergehen lle. Er hat sich in dieser Beziehung selbst die ahrheit gesagt. Man sagt zwar gewöhnlich als richwort: Kinder und Verrückte sagen in ihrer Un- uld die Wahrheit; aber Hr. Schl. hat sie auch ewufst sich selbst gesagt. Aufer dem bereits An- führten fügen wir nur noch hinzu, wie der Vf. S. 157 h Goethe (zur Naturwissenschaft und Morphologie 114.) anführt: „Besonders macht sich das Falsche urch stark, dafs man es mit oder ohne Bewufstsein *lerholt* als ob es wahr wäre." Dies pafst aber Nichts besser als auf die immer wiederholte Pollen- auchgeschichte, wodurch Hr. Schl. die alte Evolu- itheorie wieder heraufbeschwören will, ohne einmal Gründe zu kennen, die schon Blumenbach gegen soecker und Haller, man möchte sagen, für uns um Ueberflufs aufgestellt haben. Bei seiner scharf- *gen* Induction sollte es dem Verf. doch nicht ent- n, dafs kein vernünftiger Mensch seine Evolutions- *ie mehr* glaubt, *als* etwa dafs der Storch die Kin- ringe; aber dennoch wiederholt er sie immerfort. Verfälschung der Wahrheit durch unrichtige Vor- tzungen und durch Ignoriren wichtiger Thatsa- hat sich Hegel gewifs niemals zu Schulden kom- assen, und wenn der Verf. von Hegel sagt, er sich am Wahrheitsprincip verzweifelnd dem Um- *ng des* Schicksals hingegeben, so mufs man Hrn. fragen, warum er nur wenigen Autoritäten, von er *etwas* hofft, auf's kriechendste huldigt, und ejenigen, aus deren Werken er sich restaurirt, gnet und beschimpft? Dafs man alltägliche Re- ten über ehrliche Liebe zur Wissenschaft, über in Förderung höherer Zwecke derselben einfal- *it,* kann eine anderswohin gerichtete That nicht eln. Was der Verf. über die Vergötterung der *engeschichte* durch Hegel sagt, könnte in sei- nne selbst wahr sein, ohne H. im Geringsten rwurf zu gereichen, und wäre wenigstens lieb- und vernünftiger, als dafs der Verf. den Men- urch seine inductive Methode zum Krystall und zur Zelle, wie die Natur den Polypen, versteinert. Man pflegt ja sonst wohl so weit zu gehen, Gott in der Natur erkennen zu wollen: warum hätte Hegel nicht den Menschen zu Gott erheben sollen. Ist denn im Menschen nichts Göttliches vorhanden? Hegel hat dem Göttlichen nachgestrebt, wie Hr. S. der chemischen Fäulnifs und der mechanischen Schwere nachstrebt, und immer von höheren Dingen spricht, während er immer tiefer sinkt, in der beschränkten Weise seiner sinnlich gebundenen und wir möchten hinzufügen: ganz dyskrasischen Vernunft (S. 37).

Inzwischen tritt die Schmach, die der Verf. Hegel anthun will, erst recht deutlich hervor, wenn man seine Friesische Inductionstheorie mit der Hegel'schen Logik und mit der Natur zusammenhält. Hr. S. hat Kategorieen (Gedankenschemata), worin er seine sinnlichen Wahrnehmungen einrahmt. Er weifs aber durchaus nicht wo diese Schemata herkommen; behauptet z. B. Kant habe sie erfunden (also!), weifs aber nicht, dafs sie Aristoteles schon unterschieden hat, was er in jedem griechischen Lexicon hätte finden können, auch wenn er gar keine Geschichte der Philosophie studirt hätte. Was Hegel schon als etwas dem Aristoteles Abzubittendes andeutet, dafs man sich an ihm vergangen habe, seine Wahrheiten zu nehmen und auf ihn zu schelten, das ist unseren botanischen Philosophen heut noch dicke Wolke. Aber diese historische Unkunde ist noch das bei weitem Geringste. Der Verf. kennt nämlich den organischen Gedankenzusammenhang der Kategorieen untereinander nicht im Geringsten. Die Kategorieen sind ihm absolut fertige Schemata, wie die Schablonen der Maler, oder wie die Gläser in einem Guckkasten; es sind ihm passive Rahmen, worin er seine sinnlichen Bilder einrahmt und aufschichtet. Dafs die Kategorieen selbst Gedankenbestimmungen sind, die jeder Mensch eben so nacherfinden mufs, wie Aristoteles, davon weifs unser botanischer Friesiane nichts. Er weifs auch nichts davon, dafs Hegel diese Kategorieen so gut hat, wie sie alle logischen Handbücher seit Aristoteles gehabt haben, und dafs sie also Kant und Fries nicht erst zu erfinden brauchten. Noch viel weniger weifs er, dafs Hegel (eigentlich schon Fichte) diese Kategorieen aus den Vernunftbestimmungen abgeleitet hat, dafs er aber die Kategorieen nicht als den ganzen Geist der Wissenschaft ansieht, wie Fries, sondern als formelle Be-

Digitized by Google

stimmungen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit (das Apriorische), wobei es aber mit dem Auffassen der Dinge in den abstracten Formen von Raum und Zeit noch gar nicht abgethan ist, sondern aufser dem Formalismus der gewöhnlichen logischen Kategorieen noch die, die Kategorieen und den ganzen Procefs der Kategorieen (die Dialektik) schaffende Vernunft nothwendig ist. Der Verf. dieser Schrift hat die Kategorieen nicht im Geringsten begriffen, er will aus den Kategorieen beweisen und induciren und kann die Kategorieen (seine Schemate) selbst nicht beweisen. Er steckt in einem Formalismus von mechanischen Consequenzen, in denen kein Anfang und kein Ende ist, die es also nie zu einem ganzen abgeschlossenen Begriff bringen können. Die Kategorieen liegen ihm unverdaut im Gehirn, wie Steine im Magen, um die sich der Magen immerfort zusammenzieht und bewegt, ohne ihr Inneres auflösen zu können. Daher geht Hr. Schl. mit seinen Schematen immer rund um die Dinge herum und kommt niemals in ihr Inneres, es ist eine ganz formelle botanische Diplomatie. Ja er hat nicht einmal empirisch die Kategorieen *ganz* in sich aufgenommen, sondern nur den schlechtesten Theil derselben, den Mechanismus von inductorischen Consequenzen, die gleich zusammenbrechen, wenn man ihnen den äufserlichen Ausgangspunct wegnimmt; aber das Beste, man darf sagen, das wirklich Grofse, was für die organischen Naturwissenschaften in der kritischen Philosophie liegt, die *Kategorie der Zweckbestimmung*, diese kennt der Verf. in der Gallerie seiner Schemate gar nicht. Daraus entspringen denn alle seine Verkehrtheiten, von denen wir Einige oben mit seinen eigenen Urtheilen nachgewiesen haben und kein Ende finden würden, wenn wir sie ihm alle nachweisen wollten. Daraus entspringt ferner seine Unfähigkeit den Organismus aus sich selbst zu begreifen, und sein wüstes Umhertreiben in der Sonnen- und Sternenwelt, um aus dieser die Ursache des Lebens im Organismus abzuleiten. Der Verf. möge nur die Kant'schen Kategorieen erst recht studiren; er behauptet zwar ein kritischer Philosoph zu sein, und will gegen Schelling und Hegel mit seiner Kritik herfahren, giebt sogar hochtrabende Regeln über kritisches Verfahren; aber wir müssen es ihm gänzlich abstreiten, dafs er den geringsten kritischen Verstand hat, und dafs er den ganzen Inhalt der kritischen Philosophie kenne; denn *er kennt den Begriff der organischen Zweckmäfsigkeit nicht einmal*; nicht einmal die Kantische Definition, dafs der Organismus in sich selbst Mittel und Zweck ist. Gerade das Bischen Organische, was in der kritischen Philosophie ist, dafs weifs unser botanischer Jatromathematiker nicht, und quält sich mit allem Mechanismus herum, der im Himmel und auf Erden, aber kömmt nicht zu dem Organismus, den er dar-len will. Wenn er nur seinem philosophischen Mentor stopheles ganz gefolgt wäre, so hätte er doch zum organischen Selbstzweck kommen müssen, aber da hat er den Kriticismus nicht verfolgen können, ihm hat dieser nur den Zweck auf Andere zu schieben, die er gar nicht verstanden hat. Er will uns glauben, dafs der Organismus nicht den Grund seiner Existenz in sich, sondern in Sonne, Mond und Sternen habe. Wenn Hr. S. diesen Beweis, dafs er den Grund seiner Existenz nicht in sich habe, von sich geführt hätte, so möchte dieser richtig gewesen sein, aber für die organische Pflanzen- und Thierwelt hat er durch seine Beweisführung nur den Beweis der Unwissenheit. Unwissenheit, sagt der Verf. in Betracht auf sich selbst passend, Unwissenheit immer mit Phantasieen bei der Hand (S. 134). Er hat daher auch nicht im Geringsten begriffen, was mit dem Begriff der organischen Lebenskraft, Bildungstriebes, kurz mit dem ganzen physischen Dynamismus für eine Bewandnifs hat. Er hat keine Ahnung davon, dafs diesem Begriff der Lebenskraft allein die, wenn gleich unzergliederte, tiefe Idee des Selbstzwecks der Organisation zu Grunde liegt. Gerade dafs der Organismus Mittel und Zweck selbst ist, dafs der Organismus dadurch in sich selbständig ist, seine Kraft in sich hat; gerade dieser der alleinige Begriff der Lebenskraft. Man sollte meinen, dafs es das höchste Ziel der kritischen Philosophie für die organischen Studien gewesen wäre, diesem Begriff zu gelangen; die kritische Philosophie wäre für die organische Studien so gut nicht da gewesen, wenn der Begriff des Selbstzwecks nicht darin wäre, aber [illegible] sich der Vf. durch die Kritik nicht [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

undzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Fortsetzung.)

Er beweist uns umgekehrt, der Organismus habe Mittel (die Lebenskräfte) nicht in sich, sondern mechanischer Gravitation und chemischer Fäulnifs Aufsenwelt. Er könnte aus der kritischen Philo- ie selbst lernen, wie unwissend er ist; wenn er sie studiren wollte; und wir können unmöglich glau- dafs verständige kritische Philosophen, wie Fries, Menschen wie Hr. Schl. als den ihrigen möch- merkannt haben. Und dieser Mensch will behaup- „die Repräsentation der philosophischen Wissen- ten auf den Universitäten habe sich so unglück- gestaltet, dafs wir weit um 100 Jahre zurückge- sind, dafs das ganze im ernsten Nachdenken er- ne geistige Eigenthum gegen phantasiereiches Ge- itz und arrogantes Absprechen in holen Phrasen gegeben sei." Eine Behauptung, die doch wohl und allein nur auf ihren Autor pafst; der ge- u den verdorbensten Schülern des Hrn. Fries ge- möchte. Ein Mensch der nicht fähig ist die ate seiner Kategorieen aus seiner gesunden Ver- abzuleiten; ja der nicht einmal weifs, von wem issenschaftliche Darstellung herrührt, will das sche Leben und seine Lebenskraft aus der Gra- n des Sonnensystems ableiten, wie es kaum die ogen und Geisterseher des Mittelalters gewagt Wir möchten bei dieser Gelegenheit wieder- was wir schon an einem anderen Orte ausge- en haben: Was würden die Astronomen sagen, vir auf die Sternwarte kämen und den Lauf der lskörper aus der Physiologie, oder vielmehr wie ysiologie aus der arabischen Geisterlehre dyna- misch erklären wollten; was würden die Chemiker sagen, wenn wir in ihren Laboratorien die chemischen Processe physiologisch erklären wollten? Sie würden uns herausweisen, weil sie in ihren eigenen Kategorieen schon fest sind. Die Aerzte (und hier auch ein Pflanzenphysiologe) tragen noch das Joch der physikalischen und chemischen Fremdherrschaft und regieren damit in ihrem eigenen Hause. (Allg. Krankheitsl. I. LXXXVIII.) Allein nicht genug, dafs ein kritischer Philosoph die kritische Philosophie nicht einmal kennt, und die wesentlichsten Bestimmungen derselben, die organische Zweckmäfsigkeit nicht zu erfassen fähig ist, sondern dieser kritische Philosoph hat in anderer Weise diesen Begriff in der Aristotelischen *Entelechie* vor sich und klaubt daran herum ohne zu wissen was er bedeuten soll. Er behauptet: die Annahme der Aristotelischen *Entelechie* habe nur Verwirrung hervorgebracht. Wenn er sich das griechische Wort Entelechie ins Deutsche übersetzt hätte, so müfste er gefunden haben, dafs es: den inneren Zweck (ἐν τέλος) oder Etwas, das aus innerem Zweck selbstthätig ist, bedeutet, und dafs dieses auf das organische Leben durchaus pafst. Der Verf. bekommt also diesen durch und durch organischen Begrift eingegeben; aber er speit ihn wieder aus, weil er ihn nicht verdauen kann. Ein solcher geistiger Magen mufs wirklich in so hohem Grade an Dyspepsie und chemischer Versäuerung leiden, dafs die ganze geistige Organisation davon dyskrasisch und scorbutisch wird, und unmöglich gesundes Blut bilden kann. Von unserem Standpuncte aus wäre es vielleicht nicht einmal nöthig gewesen, die philosophischen Ungereimtheiten, die mit der aufgeblasensten Anmafsung bei Hrn. Schleiden gleichen Schritt gehen, so genau nachzuweisen; allein wir glauben, dafs auch die vernünftigen Philosophen es uns danken werden auf einem Gebiet, dessen Einzelheiten ihnen weniger gegenwärtig sein können, die Nichtigkeit der Anwen-

Digitized by Google

dung einer verunglückten, aber nichtsdestoweniger trotzigen philosophischen Bildung zu zeigen, die rund um sich herum alles anbeifst und besudelt, ohne ein Bewufstsein ihres Zustandes zu haben. Hr. Schl. bildet sich wahrscheinlich ein, dafs die Philosophen keine Botanik, und die Botaniker keine Philosophie verständen, und dafs er auf diese Art beiden etwas vorschwatzen könne, dem sie bis auf seine Höhe über der Philosophie und Botanik nicht folgen könnten, so dafs der Philosoph seine botanische und der Botaniker seine philosophische Weisheit bewundern möchte. Diesen Wahn aber wollen wir ihm benehmen, und glauben, dafs die Besseren es uns danken werden.

Wenden wir uns nun von dem philosophischen Standpunct weg und sehen zu, wie es auf dem ganz empirischen Gebiet der physiologischen Botanik mit dem Vf. steht, der diese Disciplin abhandeln will. Worauf laufen hier die Bestrebungen des Vf.'s hinaus? Darauf, den ganzen Reichthum des zusammengesetzten Pflanzenlebens auf eine einfache Zelle zurückzuführen. Geht der Vf. hierbei empirisch zu Werke? O nein. Er fängt blofs mit bekannten empirischen Erscheinungen an, nämlich, dafs die Sporen der cryptogamischen Pflanzen und der Protokokkus aus einfachen Zellen bestehen; aber hier umfafst er selbst die wesentlichsten empirischen Thatsachen, die für seine Ansicht zu sprechen scheinen, z. B. die sich in lauter einfache Blasen rosenkranzartig auflösende Vegetation der Brandpilze, den Waitzen-, Roggen-, Haferbrand u. s. w. gar nicht, sondern er eilt von dem Einen Protokokkus gleich weiter, nicht etwa um alle anderen Pflanzen auch zu beobachten, *sondern um zu schliefsen*, dafs nunmehr alle Pflanzen im ganzen Pflanzenreich ohne dafs es einer weiteren Beobachtung bedürfe, aus einfachen Zellen aneinandergereiht wären. („Auf diese Weise läfst sich nun schon der vollkommene (wirklich!) Schlufs begründen, dafs das ganze Leben der Pflanze im Leben der Zelle enthalten sein mufs." S. 142) Wir wollen der Bedeutung dieses Schlusses ganz empirisch nachgehen, und zeigen, dafs er dem Verf. gar nicht einmal angehört, obgleich er seine ganze Existenz darauf baut. Wenn wir von den älteren Beobachtungen von Grew und Wolff, die den ganzen Pflanzenbau auch aus Zellen-Blasen ableiten wollten, ganz absehen, so ist die bestimmtere Ansicht, dafs jede Zelle einer höheren heterorganischen Pflanze sich wie die Sporen eines homorganischen Pilzes zu einer neuen Pflanze entwicke könne, allein den Franzosen, namentlich Turpin, a gehörig, der im Jahr 1828 aus der Beobachtung d Zwiebelbrut auf den abgerissenen Blättern des Or thogalum thyrsoides vom Cap, die nach dem Trocken der Blätter zwischen Papier in Menge hervorgeke war, zu der Ansicht kam, dafs jedes Zwiebelchen i einer einzelnen Zelle des Blattparenchyms hervorwac und dafs jede Zelle ein Individuum sei (vésicules i vidus); fähig, aus sich durch Kügelchen im Inn (Globuline) neue Zellen und ganze Embryonen z den, und dafs die ganze Pflanze aus lauter sol Zellenindividualitäten zusammengesetzt sein mü Turpin gab davon eine nach seinen Ansichten p tigte, wie es überhaupt als Maler seine Manier alles auszumalen, mehr schematisch ideelle als n getreue Abbildung (Annales de la société d'hor ture de Paris. Janvier 1829. Sur la possibilité tenir un jour, à volonté, la reproduction d'un v phanerogame ou d'ordre superieur, de l'un des i brables grains vésiculaires de Globuline contenus les vésicules mères, dont se composent, par a agglomeration, tous les tissus cellulaires végé Was Turpin hier Globuline nennt, sind die g Chlorophyllkügelchen des Zellgewebes, die niemal embryonisch entwickeln, und mit der Zwiebel dung nichts zu thun haben. Die Zwiebelbrut geschieht auf den Blättern, wie die Keim- und penbildung in allen übrigen Pflanzentheilen durc neue Cambiumbildung (plastische Ausschwitzun von den Lebenssaftgefäfsen gebildet, die Knospe anders wie die Holz- und Rindenschichten erzeu zu deren Entstehung also nicht die Zellen allei dern die Gefäfse, welche das Zellgewebe durch am meisten beitragen. In der That ist es Unbekanntschaft Turpins mit der zusammenge inneren Organisation der Pflanzen gewesen, die einer so wunderlichen Theorie bringen konnte. mand hat aber die Turpin'schen Irrthümer wi bis man sie in Deutschland nun auf philos Weise reproducirt. Die ganze Induction des Hr ist also eine blofse Spielerei; wenn die Tur Tafel nicht dagewesen wäre, so existirte heut die Schleiden'sche Beweisführung nicht, Hr. S. h vorhandenes französisches Gemälde nur als ind sche Hypothese in Deutschland wiedergegeben

Digitized by Google

rauf noch viel höhere Luftschlösser gebaut, als ırpin selbst schon gebaut hatte (M. s. dessen Esquisse rganographie végétale Paris 1837. fol.). Diese Tur-'sche Metamorphosenlehre hat auch ein englischer ler, Slak, zur Ausspinnung von Metamorphosen inne- Pflanzenorgane benutzt, und Schleiden reproducirt ler That den deutschen Lesern nur die ausgemal- botanischen Ideen zweier Maler, die die Vegeta- durch ihre Kunst irriger Weise zu veredeln ge- ıbt haben. Diese künstlerischen Phantasieen sind in der botanischen Naturwissenschaft schlecht ebracht, und die philosophisch inductorische Me- e kann dadurch die Wissenschaft wohl in Verwir- bringen, aber ihnen keine Wahrheit geben, mit her Anmafsung sie auch aufgedrängt werde.

Alle Bestrebungen des Verf.'s laufen darauf hin- die ganze Mannigfaltigkeit und den grofsen Reich- der Erscheinungen des Pflanzenlebens auf eine ge Zellenblase zurückzuführen. Diese botanische ction ist sein wesentliches ja alleiniges Geschäft, wie er selbst sagt: alles was nicht auf eine Pflan- lle reducirt werden kann, ist unbedeutend und da (S. 67); d. h. es ist für Hrn. S. nicht da, wir nicht etwa fürchten, aller Reichthum von ischen Wahrheiten, die in der inductorischen Bo- nicht stehen, möchte mit diesem grofsen Werk ;ehen. Der Verf. malt nach der inductorischen de die ihm nicht unbedeutenden, für seine Me- als daseiend zu betrachtenden, Phänome, aus, ıcht sie in bildlichen Gleichnissen zu veredeln. ein grofser Naturdichter an dem Verf. verdor- besonders was die Metamorphose des Pollen- chs zum Embryo betrifft; der Verf. könnte nach ıoch Metamorphosen schreiben. Wir bemerken dafs seine Methode aber eigentlich nicht den ı Namen bekommen hat. Er nennt sie nach die inductorische Methode; aber er giebt als Hauptzweck immerfort an: dafs das ganze Pflan- n auf das Leben einer Zelle *reducirt* werden ıd müsse. Die Methode mufs also wirklich nicht luctorische, sondern eine *reductorische* heifsen. len Botanikern erlaubt ist, neu entdeckte Pflan- r neue Genera und Species mit anderen Namen gen, so nehmen wir uns die Freiheit nach die- n gemachten Entdeckung auch in gegenwärti- ll der Analogie und Induction nach die Methode des Verf.'s fortan: die *reductorische* botanische Methode zu nennen, weil man dabei über ihre wahre Bedeutung sogleich im Klaren ist. Wir wollen also *über die reductorischen Geschäfte* des Hrn. Schl. noch wenige Bemerkungen zufügen, damit den in diese Methode nicht Eingeweihten nicht alle Hoffnung schwinde, noch irgend etwas in der Botanik übrig zu behalten, was nicht ohne Umstände in dem Schleidenschen reductorischen philosophischen Schmelztiegel eingeschmolzen werden möchte. Zunächst müssen wir schon billigerweise bemerken, wie der Verf. sein eingeschmolzenes Metall, nämlich die reducirten Zellen, doch nicht ganz ungenutzt liegen läfst. Der Verf. liebt zwar die Aristotelische Entelechie und die Kantische Kategorie der organischen Zweckmäfsigkeit nicht; allein es däucht ihm doch schade, dafs die reducirten Zellen ohne allen Zweck sollen liegen bleiben. Er benutzt sie nämlich um à la Turpin eine ganze Pflanze daraus aufzubauen. Der Verf. ist ein vortrefflicher physiologischer Maurermeister, nur sind die neu erhaltenen Pflanzen nach ästhetischen Naturanschauungen und dem Gesetz der Ideenassociation (S. 33) durch einen ästhetischen Tact, den nicht jeder besitzt (S. 152. 153), aus eigen-gemachten Mauersteinen (den reducirten Zellen) zu den schönsten künstlichen Formen aufgeführt, welche die Turpin'schen weit übertreffen. Doch gilt dies nur von der wörtlichen Ausmalung. Denn der Verf. hat Abbildungen seiner reducirten Zellen in Holzschnitten in den Text drucken lassen, die so schmierig sind, dafs kein Pfennigmagazin sie aufnehmen würde. Aber der Verf. verarbeitet durchaus kein fremdes Material, nur die in seiner eigenen Fabrik nach der reductorischen Methode gemachten botanischen Ziegelsteine verarbeitet er, er nimmt keinerlei fremde Producte. Er hat in diesem Betracht ein russisches und alt-chinesisches Princip und läfst nichts ein, was nicht in seinem Geisteslande gemacht ist. Dabei ist er freilich genügsam wie früher die Chinesen, denn er behilft sich mit einer Armseligkeit von Erscheinungen und Thatsachen des Pflanzenlebens und Bildens, dafs jeder, der den Reichthum der freien Natur an sich, und das unabsehbare Feld an Erfahrungen im Land- und Gartenbau kennt, in ein ausgeräumtes Zimmer zu kommen glaubt, wenn er diese reductorische Botanik liest. Von allem bleibt beinahe nichts, als das Punctum saliens des Verf.'s übrig, die Pollenschlauchgeschichte und der Protokok-

Digitized by Google

kus, und was zellengemäfs darauf zu reduciren ist; alles andere hat der Verf. rein ausgekehrt, damit er Platz behalten hat nach allen Seiten, um sich zu schlagen, und jede Schmuggelei von fremdem Material in sein patriotisch reductorisches Atelier auf's Eifrigste abzuwehren. Wir würden dem Verf. rathen, sich die Einrichtungen der russischen und chinesischen Grenzsperre und den österreichisch-türkischen Pestcordon anzusehen, um die dort gemachten Erfahrungen für seine Industrie zu benutzen. Was die Leser betrifft, so könnten die Weitersehenden übrigens durch diese Grenzsperre leicht abgeschreckt werden und glauben, dafs die Pest in dieser reductorischen Botanik gehaust hätte, und fürchten angesteckt zu werden, wenn sie hineingehen. Aber auch diejenigen, die sich mit dem armseligen Zellenkram des Vf.'s nicht begnügen möchten, werden den Kopf schütteln, wenn sie nach etwas weiteres suchen. Die grofsen Fragen in der Pflanzenphysiologie, die der Land- und Gartenbau, die Medicin immerfort an diese Wissenschaft richten, die grofsen Fragen über Ernährung, über Respiration, über den Zusammenhang der reichen Stoffbildung der Pflanze mit dem Gang der Ernährung; die das menschliche Leben im Waldbau so sehr berührenden Fragen über die Natur der Holz- und Rindenfunction, über die Bildung von Holz und Rinde, über das Wachsthum in die Länge und in die Dicke, die grofsen Fragen und der Reichthum von Erscheinungen über Holzsaftbewegung und Lebenssaftbewegung; die eigenthümliche Natur des Holz- und Rindensystems; die eigenthümliche Natur und Organisirung des Holzsaftes und des Lebenssaftes; die Eigenthümlichkeiten und Formen der Spiralgefäfse und Lebenssaftgefäfse; der Unterschied dieser von den Secretionsorganen; die eigenthümliche Natur der Secrete und deren Unterschied von den bildenden Säften, endlich die organischen Ursachen und die wirksamen Kräfte in allen diesen Actionen; dies sind alles Dinge, die für die reductorische Botanik gar nicht vorhanden sind; denn was von diesen Dingen sich nicht zu Zellen und Zellenleben einschmelzen läfst, ist für den Verf. völlig verloren, und was er zu Zellen eingeschmolzen hat, ist in demselben unkenntlichen und zerstörten Zustande, wie etwa die gestohlenen Silber- und Goldwaaren, die man nach dem Einschmelzen wieder bekömmt. Der Verf. ist nicht im Stande auf eine einzige Frage, die über Pflanzencultur, über Stoffveränderungen und Stoffübergänge in verschiedenen Theilen derselben Pflanze und in verschiedenen Pflanzen einer Familie, ferner über die Organe, in denen der Lebensprocefs die Stoffe bildet, Auskunft zu geben, noch viel weniger ist er im Stande den organischen Ursprung der verschiedenen Stoffe im Holzsaft und Lebenssaft und in den Secretionen nachzuweisen, alles sind ihm ganz unbekannte Dinge. Er folgt den Chemikern, die die Pflanze und alle ihre inneren Organe ohne Umstände im Mörser zerquetschen und auspressen, und dieses Durcheinander von Stoffgemischen untersuchen. Daraus macht der Verf. seine Stoffphysiologie; ohngefähr als wenn man einen Hund oder eine Katze auspressen liefse, um dann den Hunde- oder Katzensaft zu untersuchen und daraus die thierische Physiologie zu machen. Die ganze Eigenthümlichkeit der Pflanzenorganisation überhaupt schwindet dem einmal, weil er das organische Leben der Pflanze nicht anerkennt, oder weil er, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, weil er darin gänzlich unwissend ist, und daher das organische Leben auf Mechanismus und Chemismus reducirt; alsdann aber schwindet noch viel mehr die Eigenthümlichkeit der Form und der Function der verschiedenen inneren Organe und Gefäfse der Pflanze, mit einem Worte, es schwindet ihm alle lebendig organischen Wirkungen des Zellenlebens, weil er alle organischen Formen zu einem identischen Brei von Zellen und alle Lebensthätigkeiten auf physikalische Gesetze reducirt.

Ein besonnener Naturforscher ist gewohnt, die thierische Physiologie aus der Organisation der Thiere, so die Botanik und Pflanzenphysiologie aus der Organisation der Pflanze und des Pflanzenreichs, entsprechend den Eigenthümlichkeiten der in der Natur vorkommenden Gestaltungen; überhaupt eine Naturgeschichte aus der Natur der Dinge zu machen, wie der vernünftige Leser erwartet die Natur des Zellenlebens in einer Botanik sich vorgeführt zu sehen. Wer so etwas in gegenwärtiger Schrift zu finden hofft, irrt sich ganz und gar.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

undzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst iner methodologischen Einleitung, als Anlei-ung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Schlufs.)

Der Verf. macht, aus Princip und Praxis, seine inik aus der Astronomie, aus der Physik, der Che- und aus der Friesischen Logik. Wenn von Pflan- und Pflanzenorganisation nebenbei die Rede ist, eschieht dies nur, um diese zu einem astronomi-n, chemischen, physikalischen und philosophischen zu zermalmen, und das Product bekommt der r in einer schmählichen Zurichtung zu sehen. An- das Pflanzenleben in seiner eigenmächtigen Selbst-tung gegen die Aufsenwelt; anstatt seinen Assi-ions- und Bildungsprocefs kennen zu lernen; an-kennen zu lernen: wie die Pflanzen durch ihre iserregung die Nahrung verarbeiten und, wenn mit geringerer Kraft als das Thier, doch mit liger Kraft sich verähnlichen und zur organischen veredeln; anstatt dessen werden alle dahin ein-enden Phänomene schlechtweg weggeläugnet, um abula rasa zu haben, auf der die lebendige Pflanze chlachtet und ihre Körperresiduen und Leichen e Aufsenwelt reducirt werden können. Dies ge-t mit einer Rohheit, die an's Unglaubliche grenzt, enn man anorganische Ausbrüche unseres bota-n Don Quixote, wie S. 60, liest: „Der Wilde, e Locomotive ein lebendiges Thier nennt, ist nwissender, als der Naturforscher, der von Le-ift im Organismus spricht," Ausbrüche, die st auf jeder Seite bis zum Ekel wiederholen, fs man in der That nicht, ob der Verf. ein ändiger Mensch oder eine von Aufsen her ge-Dampfmaschine sein möchte. Wir geben zu, ben dieses oft genug wiederholt und in unse-ren Schriften hinreichend erläutert, dafs der dynamische moderne Begriff der Lebenskraft ungenügend ist; allein dies giebt uns kein Recht, den Begriff mit Füfsen zu treten, und ihn mit Schimpf und Spott durch das chemische Feuer der Dampfmaschine ersetzen zu wollen; sondern mufs uns auffordern, das Mangelhafte in diesem Begriff weiter *zum Begriff des organischen Processes* auszubilden; ein Verfahren, das wir in der Krankheitslehre und dem Werk über Verjüngung nunmehr völlig durchgeführt haben. Unter allen Umständen müssen wir vernünftiger Weise erkennen, was es mit dem Begriff der Lebenskraft für eine Bewandnifs hat, und wie der Geist der Wissenschaft von Avicenna und Paracelsus bis auf Stahl, Wolff, Sydenham, Hunter, Haller, Brown, Blumenbach sich nur zu dem Zweck mit dem Begriff und den Erscheinungen der organischen Lebenskraft abgemüht haben sollte, damit jetzt ein mechanischer und chemischer Schwarzkünstler mit einem kritisch inductiven Mephistopheles kommen müsse, um die Bemühungen und die lebendigen Früchte, die Jahrhunderte erzeugt haben, plötzlich in der Esse einer Dampfmaschine zu verbrennen. Man ist froh gewesen, aus der Gährung und Fäulnifs und Verbrennung der alten qualitativen Elementenlehre seit dem Mittelalter und der arabischen Zeit, endlich zu der Einsicht gekommen zu sein, dafs der Organismus durch seine eigene von den anorganischen Kräften verschiedene Kraft sich *gegen* die Einflüsse der Aufsenwelt erhalte, und nicht blofs durch die Kräfte der Aufsenwelt existire; man ist beruhigt, aus dem antiken Wirrwar von einem allgemeinen Weltleben auch zum Begriff der Eigenthümlichkeiten des organischen Lebens zu gelangen, und heut kommt ein neuer feuerspeiender Empedokles und frägt: was ist der Tod anders als das Leben, was ist das Leben anders als der Tod? (S. 149) Wir könnten ihm die Antwort geben: studire die Geschichte. Aber wir wol-

Digitized by Google

len ihn fragen, ob er einen Arzt holen läſst, wenn er krank oder verwundet ist, und an die Möglichkeit zu sterben denkt? Wenn er dies thut oder gethan hat, so muſs er wohl empfinden, daſs doch ein kleiner Unterschied zwischen organischem Leben und Tod ist, ein Unterschied, dem nachzuspüren schon der Mühe werth ist. *Die Bedeutung des Begriffs der Lebenskraft ist nun diese, daſs darin die Selbstständigkeit und die Verschiedenheit der Lebenskräfte von den anorganischen Naturkräften zum Bewuſstsein gekommen ist.* Darin liegt das Groſse und die geschichtliche Bedeutung. Aber der Mangel liegt darin, daſs der Begriff der Lebenskraft negativ geblieben ist, indem man daraus nur lernte, daſs das organische Leben *nicht von anorganischen* Kräften regiert werde; ohne daſs aber die Analyse und positive Wirkung der Lebenskraft selbst zergliedert worden wäre. Dieser Mangel schwebte immer den Gegnern der Lebenskraft vor, aber sie haben nichts Besseres dafür an die Stelle setzen können. Die Unfähigkeit dies zu thun fühlt auch unser Verf.; aber anstatt zu empfinden, daſs wie er selbst sagt, hier seine Unwissenheit angeht, so wie er zur Lebenskraft kömmt, und mit Respect den Hut vor der hohen Wirkung und den Werken der Lebenskraft abzunehmen; anstatt dessen denkt er in seiner Unwissenheit, er könne den ganzen Kram zur Thür hinauswerfen. Dies ist schon öfter durch gröſsere Geister, als solche, die sich kritische Philosophen nennen, ohne etwas von der Philosophie zu verstehen, versucht worden, und nicht gelungen, und wird auch diesmal nicht gelingen; aber wir müssen uns bei der Gelegenheit über den Standpunct verständigen, auf dem wir stehen.

Zeit und Raum erlauben uns nicht, weiter in die Einzelnheiten der reductorischen Pflanzenphysiologie einzugehen. Man sieht aus den allgemeinen Maximen des Verf.'s leicht ein, was für ein unnatürliches Verfahren es sein muſs, alle die verschiedenen Gefäſsformen der Pflanze in ihrer Eigenthümlichkeit zu zernichten und bis auf die Zellenform zu abstrahiren, und wie wenig von der concreten Natur der Organe dabei übrig bleiben kann. Die ganze reductorische Botanik hat nur zwei Gegenstände zu betrachten und demgemäſs nur zwei Bücher. 1. Botanische Stofflehre. 2. Zellenlehre. In der Stofflehre ist es wunderlich widersprechend zu sehen, wie nachdem sich der Verf. durch das ganze Buch abgemüht zu beweisen, daſs der ganze Organismus auf anorganische Kräfte zurückge führt werden müsse, daſs zwischen Leben und Te kein Unterschied sei; — wie nun hier dennoch un ganische und organische Stoffe unterschieden und b liebig und principlos zusammengestellt werden: sogar noch von solchen Stoffen die Rede ist, die ter dem Einfluſs der Vegetation entstehen, nachd uns bewiesen worden ist, daſs die Vegetation kei anderen als chemischen Einfluſs hat, und doch a alle Stoffe unter einem und demselben Einfluſs stehen müssen. In der Zellenlehre werden unter Ueberschrift: die einzelne Zelle: Zellen, Spiralge Lebensgefäſse, alles durcheinander abgehandelt. kömmt der eigentliche Hausbau durch Aufein schichten der Zellen, und zuletzt das Leben Pflanzenzelle. Wozu der Verf. vom Leben der P zenzelle spricht, ist wohl nur ihm allein klar ge den, nachdem er Leben und Tod als nicht existi betrachtet, und alle Lebenskraft auf Gravitation Chemismus zurückgeführt hat. Es ist auch in That kaum zu glauben, was der Verf. unter dem men: Leben der Zelle abhandelt. Nämlich die vanische) Endosmose, Exosmose, die gasförmige festen Stoffe, die ausgeschieden sind, Bewegun Inhalts der Pflanzenzelle, ohne an die organi Ursachen zu denken; das Aufhören des chemi Processes in den Zellen, und das Ende des Le bens, was nach dem Verf. keinen Anfang gehab Welche Widersprüche hier sich kreuzen und wie zuletzt sogar ohne inductorische Methode willkü reducirt und wild und bunt durcheinander ge wird, brauchen wir kaum zu erinnern.

Aus diesen Darstellungen wird sich der Le nen Begriff von dem Werth der Bedeutung d liegenden Buchs im Ganzen von selbst bilden. fert dem Inhalt nach nichts Neues; denn d deckungen Anderer, die wirklich neu sind, ke Verf. gar nicht, und was er als seine neue lehre giebt, ist nicht einmal sein eigener Irrthum dern gehört dem Turpin an, so wie auch w über die Evolutionstheorie des Pollenschlauchs haben, die Leerheit dieser Hypothese bekundet, abgesehen davon, daſs das Ganze nur eine A lung der Beobachtung Rob. Browns über die V gerung der Pollenschläuche zum Ei ist. Der che Inhalt liefert kein erwähnenswerthes und

Digitized by Google

rauchbares Resultat. Das Eigenthümliche bleibt im-
ıer nur die inductorische und reductorische philoso-
ıische Methode. In Betreff dieser wollen wir nur
ıch die Bemerkung zufügen, wie der Verf. dabei im-
er Princip und Methode verwechselt und verwirrt,
d sich dabei einbildet, durch die Methode ein neues
incip gewonnen zu haben. Indem nämlich der Verf.
ı der inductorischen Methode *insbesondere* spricht,
131) spricht er in der That nicht von dieser Me-
de, sondern stellt Principien aus der Zellenhypo-
se fest, die mit seiner inductorischen Methode gar
ıts zu thun haben; Principien, die nicht durch diese
hode gefunden, sondern durch Turpin hypothesirt
len sind. Diese Zellenprincipien werden dann der
hode so zu Grunde gelegt, als wenn sie durch die
ıode gefunden worden wären. Die Methode selbst
in leerer mechanischer mathematischer Formalis-
, und darauf reducirt sich das ganze Verfahren
'erf.'s, wodurch er etwas Besonderes geleistet zu
ı *sich* einbildet. Dieser formelle Mechanismus
Urtheilens durch Induction und Association be-
sich in dem Gebiet der Consequenzen aus ange-
enen Principien, und wenn diese Principien falsch
sind die ganzen Consequenzen falsch. Diese
nische Consequenz geht in endloser Reihe fort,
t selbst noch bei jedem Irren zu finden. Wenn
lie Wahrheit läge, müſsten die Irren eben so
ı Wahrheit finden, wie der Verfasser. Der Irr-
er Irren liegt nur darin, daſs sie von falschen
ıtischen subjectiven Bildern ausgehen, die sie
ıctiv wahr halten; sie urtheilen und schlieſsen
isch ganz consequent, und so liegt der Irrthum
rf.'s nicht sowohl in seinen Consequenzen, als
ganz falschen Principien, worauf er seine Con-
en gründen will. Wir können das ganze Buch
ıs nur für einen rohen gährenden Versuch zur
lehrung ohne hinreichende Kenntniſs der Sachen
Ein Mann, der das natürliche System in der
mit Füſsen tritt, alle organischen Wirkungen
ıältnisse der Pflanzenorganisation abläugnet,
nicht, daſs von ihm gesprochen würde, wenn
zur Verhütung der Verblendung in der Wis-
geschähe.

Dr. C. H. Schultz.

XXXVIII.

De origine et fatis corporis, quod CLXVIII Novellis constitutionibus constat. Scripsit Gustavus Ernestus Heimbach, J. V. et Phil. D. Juris Prof. extraord. des. Lipsiae, 1844. 36 S. 8.

Diese kleine Schrift, ein Programm zu dem Antritt einer aufserordentlichen Professur, enthält, aufser mannigfachen sehr genauen Mittheilungen über die Beschaffenheit der vorhandenen griechischen Novellen-Handschriften, die Durchführung einer neuen Ansicht über die Entstehung der Sammlung 168 Novellen, welche diesen Handschriften zum Grunde liegt. Die gewöhnliche Vorstellung darüber ist nach des Recensenten Auffassung folgende. Die Sammlung der 168 Novellen ist eine von den mehreren, unter und bald nach Justinian entstandenen, allmählig vermehrten Privatsammlungen der Novellen. Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts war sie in der Gestalt, welche wir kennen. Sie enthielt lateinische und griechische Novellen Justinians, Novellen von Justin und Tiber, einige formas praefectorum. Theodorus hat diese Sammlung in den von Zachariä herausgegebenen Auszug von 168 Nummern verarbeitet, und im Gegensatz der Auszüge von Athanasius und Theodorus wurde sie später τὸ πλάτος τῶν νεαρῶν genannt. Die beiden erhaltenen Abschriften (Venetus, Florentinus) liefern diese Sammlung nicht mehr in der Urgestalt, sondern mit mancherlei Modificationen. Das Wichtigste ist, daſs an die Stelle des Original-Textes der lateinischen Novellen griechische Auszüge derselben aus Theodorus und Athanasius gesetzt wurden, daſs im Venetus Bereicherungen an Novellen Justinians, Justins und Tibers sich als Anhänge vorfinden, daſs endlich manche Modificationen, besonders im Florentinus, aus den Basiliken hineingebracht worden sind.

Im Gegensatz gegen diese bisher gewöhnliche Ansicht behauptet nun der Verfasser (p. 7. 8): dem Theodorus habe bei seinem Novellenauszug nicht eine schon vorhandene traditionelle Novellensammlung vorgelegen, sondern nur eine Masse einzelner Novellen, höchstens etwa eine Sammlung der ersten 120, welche in chronologischer Folge gestellt sind. Aus dieser farrago habe er eine Auswahl von 168 Stücken gemacht und und diese in seinem Werk excerpirt wiedergegeben. Von den beiden vorhandenen Handschriften, welche den Originaltext der 168 Novellen enthalten, nimmt der Verfasser an, daſs dieselben auf zwei verschiedenen, aber gleichartigen Arbeiten beruhen. Zweimal hätten Griechen (der eine Ende des sechsten p. 15. 24., der andere Ende des siebenten Jahrhunderts p. 30. 32) den Einfall gehabt, nach der Ordnung des Theodorus aus den ihnen vorliegenden reichlichen, aber ungeordneten Novellensammlungen die Novellen zusammenzustellen. Der eine hatte den Plan, nur Justinians Novellen aufzunehmen, der andere gab auch die Novellen von Justin und Tiber. Lateinische Novellen standen ihnen dabei nicht zu Gebote: für diese hatten sie nichts, als die Auszüge des Theodorus und Athanasius. Auf der einen dieser Arbeiten beruht die Novellensammlung des Ve-

Digitized by Google

netus, welcher später noch manche Anhänge beigefügt worden sind; auf der andern beruht der Florentinus.

Wenn man aber nach den Gründen fragt, mit welchen der Verfasser die ältere Meinung bekämpft und seine Meinung stützt, so sind diese schwer anzugeben, indem an den Stellen, wo anscheinend der Verfasser zu dem Bekämpfen sich anschickt (p. 7. 8. 15), nur unbestimmte Verweisungen auf anderweitige Erörterungen gegeben werden. Doch läfst sich errathen, theils dafs das, worauf der Verfasser das meiste Gewicht legt, p. 5. 11—15 vorgetragen ist, theils auf welchem Wege er weiter schliefst. Hiernach ist für den Verfasser das Wichtigste die Thatsache, dafs die beiden Handschriften der Novellensammlung nur griechische Auszüge an der Stelle der lateinischen Novellen haben, während dem Theodorus noch lateinische Novellen vorlagen. Er schliefst daher, dafs die Urheber der Novellensammlung keine lateinische Novellen gehabt haben, und ihnen daher für die Novellen eine andere Quelle vorlag, als dem Theodorus. Die gewöhnliche Meinung, welche annimmt, dafs der Auszug des Theodorus und die beiden Handschriften auf derselben Sammlung beruhen, erklärt das Vorhandensein der Auszüge dadurch, dafs dieselben später an die Stelle des lateinischen Textes gesetzt worden sind. Diese Erklärung ist übrigens keineswegs eine gesuchte. Da wir wissen, dafs die Griechen die übrigen lateinischen Rechtsbücher Justinians nur in griechischen Commentarien und Auszügen benutzten, so wäre es seltsam, wenn sie die lateinischen Novellen in der Ursprache beibehalten hätten. Ein zweites Argument des Verfassers beruht auf dem Umstand, dafs in den beiden Handschriften der Novellensammlung ein grofser Theil der Rubriken, auch bei nicht lateinischen Novellen, aus den epitomirenden Werken des Theodorus und Athanasius genommen sei (p. 11. 12. 16. 17. 30. 31). Dieses Argument ist eigentlich dem Anschein nach das stärkste: denn es läfst sich nicht wohl begreifen, wefshalb man die Rubriken einer hervorgebrachten Sammlung mit Rubriken aus anderen Werken vertauscht hätte. Indefs eine nähere Betrachtung löst auch diesen Zweifel. Die Rubriken der Novellen sind nicht authentisch und waren deshalb wahrscheinlich in den anfänglich cursirenden Sammlungen theilweise nicht übereinstimmend. Theodorus und Athanasius haben in ihren epitomirenden Werken ohne Zweifel die in den von ihnen benutzten Sammlungen vorkommenden Rubriken gröfstentheils beibehalten und nur einzelne etwa anders gefafst. Dies war nothwendig, um ihre Werke mit den cursirenden Sammlungen in Einklang zu halten. Wenn also jetzt z. B. eine Anzahl Rubriken mit Theodorus stimmen, nicht mit Athanasius, so hat dies darin seinen Grund, dafs Theodorus hier die alten Rubriken beibehalten, Athanasius aber dieselben abgeändert oder eine andere Sammlung benutzt hat. Die Stärke des von dem Verfasser aufgestellten Argumentes beruht auf der, nicht direct ausgesprochenen, Voraussetzung, dafs Theodorus und Athanasius in ihren Werken den sämmtlichen Novellen neue selbstgemachte Rubriken verliehen hätten. Indem aber diese Voraussetzungen im oben angeführten Grundes höchst unwahrscheinlich ist, so kann der daraus hergeleitete Beweis nicht anerkannt werden. Das dritte Argument, was der Verfasser p. 15 auf eine etwas räthselhafte Weise andeutet, scheint das p. 16 erwähnte εὑρέθη der venetianischen Handschrift zu sein. Insofern nämlich dies bei lateinischen Novellen bemerkt wird, hält es der Verfasser für einen directen Beweis, dafs dem Sammler p. 168 die lateinischen Novellen fehlten. Aber das Argument weist nicht, denn dieselbe Bemerkung steht auch bei griechischen Novellen, welche dem Sammler nicht fehlten z. B. p. 144. Es bedeutet also diese Note nur, dafs der Schreiber seiner Urschrift hier eine Novelle vermifste, welche sich der Nummerfolge ergab.

Alle diese Argumente ergeben nach dem Verfasser die Sammlung der 168, welche uns durch zwei Handschriften überliefert ist, mit Berücksichtigung der Werke des Theodorus und Athanasius gemacht wurde. Hieraus folgt, dafs diese Sammlung neuer als Theodorus sein mufs und dem Theodorus nicht vorgelegen haben kann. Darauf endlich gründet der Verfasser die Hypothese, dafs Theodorus seine excerpirte Sammlung selbst geschaffen habe. Da jedoch die angeführten Argumente nicht entscheidend sind, so erscheint die neue Ansicht als eine künstliche Erklärung der vorhandenen Thatsachen, während die ältere Meinung dieselben auf eine einfache Weise in Zusammenhang bringt. Uebrigens hätte der Verfasser bei Begründung seiner Ansicht die offenbar beschwerliche Annahme meiden können, dafs zwei Compilatoren denselben Plan ausführten, wenn er aufstellte, dafs der Florentinus die griechische Sammlung benutzt und mit den fehlenden Stücken ergänzt habe. Dies war um so leichter, weil der Venetianer den Anhängen die fehlenden Stücke enthält. Zudem dann diese Bearbeitung nicht in das achte Jahrhundert, sondern in die Zeit nach den Basiliken zu stellen gewesen.

Das praktische Resultat der hier aufgestellten neuen Ansicht geht nach der Ansicht des Verfassers (p. 4—6) dafs in einer Ausgabe der 168 der Originaltext der lateinischen Novellen weggelassen werden müsse und an dessen Stelle griechische Auszüge zu liefern wären. Wegen dieses Resultats erscheint aber dem Recensenten die neue Ansicht gefährlicher, als wir die Aussicht haben, von Hrn. Heimbach eine Ausgabe der Sammlung von 168 Novellen zu erhalten, welche der Kritik dieses Theiles unseres Corpus juris eine und bleibende Grundlage geben wird. Deshalb schien es ders nöthig, gegen die aufgestellte neue Ansicht eine Protestation einzulegen und auf diese Weise der aus derselben hervorgehenden Folgerung entgegenzuarbeiten.

D. Bi

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXIX.

er die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen. Vorgelegt der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 11. *November* 1843. *Lemgo und Detmold*, 1844. *Meyerische Hofbuchhandlung.*

Dieses Werk ist die Erstlingsfrucht einer wissenschaftlichen Reise in den Kaukasus, die der Verf. und Prof. Koch, unterstützt durch die Gnade Sr. Maj. des Königs und von Seiten der Akademie der Wissenschaften, im Mai 1843 angetreten haben. Schon Novbr. desselben Jahres gelangten an die Königl. Akademie der Wissenschaften inhaltsreiche Berichte beiden Reisenden, worunter die Grammatik einer Sprache, die früher kaum mehr als dem Namen nach bekannt war. Der Pascha von Trebisond, dessen Hr. Prof. Koch durch ärztliche Behandlung zu heilen wufste, gab unseren Reisenden auf ihrer Rückkehrung von Trebisond nach Artwin einen gebornen Lazen, Jbrahim Effendi, zur Begleitung mit. Hr. Dr. Rosen die zur Gewinnung der grammatischen Formen geeigneten Fragen in türkischer Sprache vor, und abstrahirte aus der lazischen Uebersetzung derselben den Stoff zu einer nun gedruckt vor uns liegenden Grammatik, die sich klar und methodisch über alle Redetheile verbreitet und den Entwickelungsgang des uns hier zum ersten Mal aufgeschlossenen Idioms eindringt, dabei zum Schlufse noch eine beträchtliche Zahl von Wurzeln und Wörtern enthält, die für sich allein unser früheres Wissen von dieser Sprache bei weitem überbietet.

Das Lazische gehört, wie sich schon aus den wenigen von Klaproth mitgetheilten Wörtern vermuthen lafst, mit dem Georgischen, Mingrelischen und Suanischen zu Einem Stamme, dem Iberischen oder Grusischen. Die beiden letztgenannten Dialekte sind uns in grammatischer Beziehung noch unbekannt und harren ebenfalls der Aufklärung, die uns der Verf., nach brieflichen Mittheilungen, versprochen hat. Hier mag uns noch zu erwähnen erlaubt sein, dafs vor Kurzem auch von der Hand des Verf.'s, der seit Antritt seiner Reise mit rühmlichstem Eifer und höchst erfreulichem Erfolg um Bereicherung der Sprachwissenschaft bemüht gewesen, eine ossetische Grammatik an die Königl. Akademie gelangt ist. Das Ossetische war uns jedoch bisher nicht so ganz unbekannt geblieben wie das Lazische, denn schon im J. 1814 hat Jul. Klaproth, in dem linguistischen Anhang zu seiner Reise in den Kaukasus, eine grammatische Skizze nebst einer ziemlich bedeutenden Wortsammlung dieses merkwürdigen Idioms veröffentlicht, welches die schlagendsten Uebereinstimmungen mit allen Gliedern des indo-europäischen Sprachstammes darbietet. Das Sanskrit, welches, wenn man irgend ein Individuum der genannten Sprachfamilie mit einem oder mehreren anderen vergleichen will, überall zu Rathe gezogen werden mufs, konnte jedoch von Klaproth, als er uns zuerst mit dem Ossetischen bekannt machte, noch nicht berücksichtigt werden, zu einer Zeit, wo jene Sprache, der sich seitdem schon so viel Kräfte zugewendet haben, auf europäischem Boden noch kaum Wurzel gefafst hatte. Aber auch in seiner, im J. 1823 erschienenen Asia polyglotta wufste Klaproth bei seinem Versuche, das Ossetische in den indo-europäischen Sprachkreis einzuführen, vom Sanskrit noch sehr wenig Vortheil zu ziehen, da er sich nur auf Wortvergleichungen beschränkte, und überdies die von ihm für sanskritisch ausgegebenen Wörter ihm zum Theil aus trüben Quellen zugeflossen sind. Unser Verf. hat sich zwar in seiner Schrift über das Ossetische nicht die Aufgabe gestellt, diese Sprache mit ihren zahlreichen asiatischen und europäischen Schwestern zu vergleichen, man sieht es aber seiner Leistung an, dafs ihm das

Digitized by Google

Sanskrit überall rathend zur Seite stand, mit dessen Flexionen er auch gelegentlich die ossetischen zweckmäfsig vermittelt hat. Während z. B. Klaproth den ossetischen Infinitiv, der bei ihm auf *en* ausgeht, ganz äufserlich aus der 1sten P. Präs. auf *in* durch Veränderung des *i* in *e* erklärt, sieht Rosen, bei welchem die Infinitive auf *in* ausgehen (wohl eine dialektische Verschiedenheit von dem Klaprothischen *en*) in diesem *in* einen Zusammenhang mit dem Sanskrit-Suffix *ana*, welches abstracte Substantive bildet, wie *band'ana* das Binden, worauf wir auch unsere deutschen Infinitive zurückgeführt haben. Man vergleiche mit dem erwähnten *band'ana* den goth. Infin. *bindan*, den ossetischen *bat'in* (nach Klaproth *baten*) und unser *binden*. Das goth. *bindan* und osset. *bat'in* ergänzen einander hinsichtlich der Vocale wechselseitig. Ersteres hat das *a* der Wurzel zu *i* geschwächt (im Prät. *band* jedoch bewahrt), das *a* des Suffixes aber unverändert gelassen, letzteres umgekehrt. Hinsichtlich der Mittheilung des grammatischen Stoffes erscheint uns die Rosenische Arbeit im Verhältnifs zur Klaprothischen überall zuverläfsiger und um vieles reichhaltiger, namentlich in der Lehre von den Pronominal- und Verbal-Biegungen. Dabei befolgt Rosen, was man bei Klaproth sehr vermifst, ein consequent durchgeführtes graphisches System, welches auf die georgische Schrift sich stützt, die auch für den ossetischen Lautreichthum erschöpfend ist.

Um aber wieder zu den iberischen Sprachen zurückzukehren, so galten diese bisher ziemlich allgemein als vollkommen eigenthümlich und aller Verwandtschafts-Beziehungen mit bekannten asiatischen und europäischen Sprachen beraubt. Namentlich sprechen sich Klaproth und Saint-Martin sehr entschieden in diesem Sinne aus. Dagegen sucht Brosset hauptsächlich in dem Armenischen die Vermittelung der georgischen Sprache mit dem Sanskrit. „Elle tient au sanscrit par l'arménien, en passant par les antiques idiomes de la Perse" sagt er in der Vorrede zu seiner georgischen Grammatik (p. IV). An einem anderen Orte bemerkt er jedoch, dafs die georgische Declination mit der armenischen gar keine Aehnlichkeit habe und dafs die Uebereinstimmung der beiden Sprachen in der Conjugation sich auf die 1ste Singularperson des Präs. Ind. beschränke (Nouveau journal asiat. T. XIV. p. 378. 379). Hr. Brosset glaubt nämlich in georgischen Verben auf *aw*, *ew*, *ow* die griech. Conjug. auf αω, εω, οω, und in solchen auf *m* (in Falle das *m* nicht das Verbum durch alle Tempora begleitet) die Conjug. auf μι und die armenische und persische auf *m* zu erkennen (l. c. p. 395. 396). Diese vermeintliche Analogie ist aber nur eine täuschende, oder kaum eine täuschende, denn der Umstand, daf das *m* von *w-suam* oder *w-swam ich trinke* (s. Brosset's Gramm. p. 114) im Perfect, Fut. und Imperf. verloren geht, gibt nicht das mindeste Recht, es mit der griech. Personal-Endung μι oder mit dem armenischen und persischen *m* zu identificiren, da es das *m* durch alle Personen der beiden Zahlen begleitet, so das Imperfect und Plusquamperfect. Auch finden wir ihm wieder in den Participien und dem *sma*, wo die Sylbe *wa* von *w-swam* übersprungen. Ja man hat ein Recht, es zur Wurzel zu ziehen, wenn es auch an manchen Stellen der Conjug. verloren geht, wie z. B. im Zend die Wurzel *zan* schlagen im Potentialis ihr *n* unregelmäfsiger Weise gibt, daher *upa-zôit* er schlage (mit der Präp.). Auch stellt Hr. Dr. Rosen für das Lazische Wurzel *s'um* sich berauschen (betrinken) (S. 21), die, wir zweifeln nicht, mit dem georg. trinken identisch ist.

Können wir aber nicht mit Hrn. Brosset im gischen die griechische Conjugation auf μι und decken, so glauben wir doch durch eigene Bet tung Beweise genug gefunden zu haben, veranlassen, die iberischen Idiome in den Kr indo-europäischen Sprachfamilie zu ziehen. Beweise erstrecken sich über alle Theile des sp chen Organismus, über Declination im Allge über Pronominalbiegung und Pronominalstäm Zahlwörter und die Flexion der Verba durch nen, Tempora und Modi.

Da es eine Sache von höchster Wichtigk zu entscheiden, ob man einen Volksstamm, iberischen im Kaukasus, auf sich selbst müsse hen lassen, oder ob man ihm durch seine Sprach einzige Mittel, die Urverwandtschaft der Völker hüllen, der grofsen Völker-Familie, die wir europäische nennen, einverleiben könne, so erlaubt sein, hier vorzüglich von dem Gesich der sprachlichen Verwandtschaft das Lazisch seine georgische Schwester zu betrachten, mit

Digitized by Google

ntlichen Seitenblicken auf das Ossetische. Im Denationssystem treten bei den iberischen Idiomen die berlieferungen aus der sprachlichen Urzeit und so- die Begegnungen mit dem Sanskrit klarer hervor beim Ossetischen, doch haben sie eben so wie die- die Zeichen des Nominativs und Accus. sing. ver- n, und diese Casus sind daher gleichlautend wie unseren deutschen Substantiven. So entspricht z. in dem vom Verf. S. 5 aufgestellten Muster *sugha* *) er als Nom. dem skr. *sâgara-s* (mit Verlust der lufssylbe) und als Accus. dem skr. *sâgara-m*. Im et. entspricht *migh* (so schreibt Rosen für *mich* bei proth) im Sinne von *nubes* dem skr. *mêg'a-s* und Sinne von *nubem* dem skr. *mêg'a-m*. Den Endvo- des Stammes hat das Osset. eingebüfst, wie dies im German. bei der entsprechenden Wortklasse Fall ist, indem z. B. das goth. *vulf'-s*, *vulf'* *s*, *lupum*) dem litth. *wilka-s*, *wilka-n* und skr. *-s*, *vrka-m* gegenüber steht. Im Osset. entspricht *h* als Nom. und Accusativ. An einem einzigen te hat jedoch das Osset. die alte Accusativ-Flexion *tet*, nämlich in *ma-n* mich, welches offenbar mit skr. *mâ-m* (vor T-Lauten *mâ-n*) identisch ist, sich auch der pers. Nomin. *men* anreiht.

uch in der georgischen Pronominal-Declination wir einige merkwürdige Formen, die das Accu- Zeichen geschützt, aber auch zugleich in den m Acc. jedesmal gleichlautenden Nomin. über- *haben*, ohne es jedoch auch anderen Casus mit en. So entspricht *ima-n* jenen (auch jener) lich dem skr. *ima-m* (vor T-Lauten *iman*) die- nd *ama-n* diesen (dieser) dem skr. *amu-m* Hierher gehört noch *wi-n* wen, wer (Genit.

Erwägt man, dafs die Gutturale in manchen en sich gern mit einem beitretenden w-Laute *en*, wie dies gerade beim Interrogativ im latein. l goth. *hvas* (= skr. und litth. *kas*) althochd. *ver*) der Fall ist, ferner, dafs oft der Grund- dem herbeigezogenen Hülfslaute verloren geht, wie z. B. in unserem *wer*, im lat. *vermis* aus *quermis* = skr. *krmi-s* aus *karmi-s*, osset. *kalm*, litth. *kirminis*, irländ. *cruimh*: so wird man leicht in dem georgischen *win* (*wer*, *wen*) einen Verwandten des gleichbedeutenden deutschen Wortes erkennen, zumal da, was den Vocal anbelangt, auch im Sanskrit neben dem Hauptstamme *ka* eine Form *ki* besteht, wovon unter andern *kim* was (als Nom. und Acc.), und woran sich das lat. *quis*, *quid* anreiht.

Ist aber der alte Accusativ-Charakter dem Georgischen nur an drei Pronominalstämmen verblieben, und im Lazischen spurlos untergegangen, so hat sich dagegen die Genitivflexion im iberischen Sprachgebiete um so standhafter behauptet und zwar in einer Form, die sich recht deutlich als ein Ureigenthum der grofsen indo-europäischen Sprachfamilie zu erkennen gibt. Im Lazischen enden die Genitive aller Substantive und der Pronomina 3ter P. auf *s'i*, also *sughá-s'i* des Meeres = skr. *sâgara-sya*. Die Endung *sya* (*sja*) hat also ihren Endvocal abgeworfen und den vorhergehenden Halbvocal vocalisirt, wenn nicht etwa der letztere übersprungen, und das *i* von *s'i* eine Schwächung des schliefsenden *a* ist.

Man sage nicht, dafs im Skr. die Endung *sya* auf die Stämme auf *a* beschränkt sei, sonst aber das *s* die Form schliefse. Auf einen ausgedehnteren Umfang der volleren Endung deutet jedoch die Pronominal-Declination, namentlich die Form *amu-s'ya* (euphonisch für *amusya*) illius, wozu merkwürdig das gleichbedeutende lazische *hamú-s'i* stimmt, dessen anfangender Hauch offenbar unorganisch ist — wie z. B. im griech. ἑκάτερος = skr. *êkataras* — und auch in der entsprechenden georgischen Form *ami-sa* (auch *ami-si* und *ami-s*) *hujus* fehlt. Im Pali erstreckt sich die Endung *ssa*, welches durch Assimilation aus *sya* (*sja*) entstanden ist, auf alle Arten von männlichen und neutralen Substantiven und Adjectiven; man sagt nicht nur *pâda-ssa* des Fufses = skr. *pâda-sya*, sondern auch *aggi-ssa* des Feuers = *agnê-s*, und *b ânu-ssa* der Sonne = *b'ânô-s*. Consonantisch endigende Stämme gelangen im Pali zur Endung *ssa*, indem sie entweder den Endconsonanten des Stammes abwerfen, oder ihm ein *a* beifügen, z. B. *dantin* Zähne habend bildet im Genit. sowohl nach skr. Princip *dantinô* (aus *dantin-as*) als auch *danti-ssa*, *pać'ant*, *pać'at* kochend bildet *pać'anta-ssa* und *pać'at-ô* = skr. *pać'at-as*.

---

ezeichne durch *s* den gelinden Zischlaut, den der Vf., ich zugleich der arabischen Schrift bedient, durch *z*, französischer Aussprache, gibt. In der Benennung der hen (lasischen) Sprache selbst wollte ich mich jedoch er Schreibart des Verf.'s hier nicht entfernen. Das *sghua* Meer scheint eine Umstellung von *sugha* zu

Digitized by Google

Von Femininen ist im Pali die Endung *ssa* ausgeschlossen; das Lazische aber, welches, wie das Georgische, keine Geschlechter unterscheidet, und, wie es scheint, die männliche Declination zur allgemeinen gemacht hat, dehnt darum auch die Endung *s'i* auf Wörter aus, die von Natur weiblich sind. Daher *bosó-s'i* des Mädchens, dem man das skr. *putra-sya* des Sohnes zur Seite stellen könnte, mit Berücksichtigung, dafs das *t* von *putra* (Fem. *putrî* Tochter) auch im pers. *puser* Knabe zu einem Zischlaut sich geschwächt hat.

Werfen wir nun einen Blick auf den osset. Genitiv, so leistet uns der Verf. in seiner früher erwähnten Schrift schon dadurch einen wesentlichen Dienst, dafs er uns sagt, was wir durch Klaproth nicht erfahren, dafs der in Rede stehende Casus zugleich ein Locativ ist. Nun liegt es nahe, in den ossetischen Genitiv-Locativen, welche sämmtlich auf *i* enden, den skr. Locativ-Charakter *i* zu erkennen, welcher mit einem vorhergehenden *a* zu *ê* zusammengezogen wird, daher z. B. von *mêg'a* Wolke der Loc. *mêg'ê*, wofür im Ossetischen *mighi* (der und in der Wolke). Das erste *i* für skr. *ê* = *a* + *i* bürgt dafür, dafs auch das letzte als Vertreter des letzten Gliedes des skr. Diphthongs aufgefafst werden dürfe, wenngleich die im Sanskrit überwiegende Wortklasse auf *a* im Osset. ihren Endvocal auch im Nom. und Acc. eingebüfst hat.

Für *rks'a-s*, *rks'a-m* (*r* aus *ar*) *ursus*, *ursum* steht im Osset. *ars*, dessen Genitiv-Locat. *arsi* (= skr. *rksê* aus *rks'aï*) merkwürdig zum lat. *ursi* stimmt, eine Begegnung, die nicht zufällig ist, da die latein. Genitive der 1sten und 2ten Declination und der geschlechtlosen Pronomina ebenfalls auf den skr. Locativ sich stützen. Man vergleiche *tu-i* mit dem skr. *tvay-i* in dir und dem osset. *daw-i* deiner, in dir, welches letztere hinsichtlich des Stammes mit dem litthauischen flexionslosen Dativ *taw*, abgesehen von der Verschiebung der Tenuis zur Media, identisch ist *). Ganz spurlos scheint jedoch der alte Genitiv im Ossetischen nicht untergegangen zu sein; wir glauben einen einzigen Ueberrest in *echi ejus* entdeckt zu haben, w ches dem Sinne nach als Genit. von dem an das u dische *ava* dieser sich anschliefsenden *ni* (aus er erscheint. Wir theilen *e-chi* und erkennen in die im Zend gelegentlich statt des skr. *sya* vork mende Endung *khyâ*, in dem *e* aber den sanskrit zendischen Demonstrativstamm *a*, dessen *a* ma Osset. auch unverändert findet, namentlich in heute, d. h. diesen Tag, ein schönes Ebenbild skr. gleichbedeutenden *a-dya* *).

Um aber wieder zum Lazischen zurückzuk so hat hier der Dativ, der zugleich die Stelle de cativs vertritt, die Endung *s*, daher *sugha-s* de in dem Meere, *boso-s* dem und in dem Mäd Diese Formen erscheinen uns beim ersten Anblic eigenthümlich, bei näherer Betrachtung aber sich zwei Wege, die sie zur indo-europäischen matik hinführen. Man kann das *s* für urspr identisch mit der Genitiv-Endung *s'i* erklären, im Georgischen der Dativ-Locativ eben so Genitiv die Endung *sa*, oder auch, bei Eige und Demonstrativen, ein blofses *s* hat (*mani-* Vaters, *mam-sa* dem und in dem Vater, *imi-si* und *imi-s illius*, *ima-s illi*). Man ka auch, was wir vorziehen, an die Pronominal-D tion sich wenden, woran im Pali und Prâkrit Substantive Theil nehmen. Hier stimmt nun sche *hamu-s* jenem und das georgische *am* sem vortrefflich zum skr. *amu-s'mâi* jenem, sen Ausgang *smâi* sich in verstümmelter Form *m* unserer deutschen Pronominal-Declination wofür im Gothischen *mma*, durch Assimilation und im altpreufsischen *mu* steht. Für das *súgha-s* dem Meere hat man sich also ei tisches *sûgara-smâi* zu denken. Man vergle die gothischen Dative *mi-s* mir, *thu-s* dir *sibi*, die ein ganz iberisches Ansehen haben, *s* anderwärts ebenfalls auf das skr. Anhänge *sma* zurückgeführt worden, welches im Pali krit auch im Singular der Pronomina der 1 2ten P. vorkommt.

*) *Daw-i* oder *dach-i* gibt Rosen, Klaproth aber *da*, was weniger Anspruch auf Echtheit hat, da der flexionslose Accus. *daw* lautet.

*) Das osset. *bon* Tag enthält die zweite Sylb *divan*, und verhält sich zu diesem beinahe wie das zendische *bis* zum skr. *dvis* zweimal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

er die Sprache der Lazen von Dr. Georg osen.

(Fortsetzung.)

Aus diesem *sma* erkläre ich auch das *n* der osse-en Dative, wie *mighe-n* der Wolke; so glaube eilen zu müssen, denn das vorhergehende *e* ent-t dem skr. *a* des Stammes *mêg'a*. Dafs aber der osset. Dative eine Entartung von *m* ist, hat erf. mit Recht aus dem Plural gefolgert, der ben Casus-Endungen hat wie der Sing., aber im neben *n* auch *m* zeigt. Stellte man nun auch ing. sein ursprüngliches *m* wieder her, so würde -*m* fast in deutschem Gewande erscheinen (*de-m m*, *grofse-m*, *kleine-m*). Die georgisch-lazi- und ossetisch-deutschen Dative aber ergänzen einander wechselseitig, indem die ersteren von kr. Anhängepronomen *sma* das *s*, die letzteren asal bewahrt haben, der in dem osset. Adver-t'*a-mi* wo?, welches sehr schön dem skr. inter-ren Locativ *ka-smin* entspricht, seiner Urform eblieben ist, offenbar wegen des folgenden Vo-So stimmt auch *a-mi* hier zum skr. Locativ in diesem.

as Lazische hat einen eigenthümlichen, vom Vf. genannten Casus, der sowohl die Entfernung von Orte als die Bewegung wohin ausdrückt. Er wie im Lateinischen und Sanskrit der Ablativ, ei Comparativen, um das Verhältnifs als aus-eu, dem ebenfalls der Begriff der Entfernung unde liegt; wir halten daher die ablative Be-für die ursprüngliche des lazischen Motativs uben seine Endung *sa* mit dem skr. ablativen er Pronomina dritter Person vermitteln zu dür-ches im Pali in der Form von *smâ* oder *mhâ* t aus *hmâ*) auch an Substantiven vorkommt. rgleiche also *sughá-śa* von und nach dem Meere mit dem pali'schen *sâgara-smâ* (oder *sâgara mhâ*), wofür auch nach der skr. substantiven Declin. *sâgarâ* gesagt wird, mit Verlust des *t* von *sâgarâ-t*, da *t* am Wort-Ende im Pali und Prâkrit, wie im Griechischen, überall gewichen ist.

Da das ablative Verhältnifs an das instrumentale angrenzt, und der lateinische Ablativ zugleich den Instrumentalis vertritt, wie wir auch unsere Präposition von sowohl zur Umschreibung des skr. Ablat. als des Instrumentalis gebrauchen, so darf man wohl auch den iberischen Instrumentalis mit dem skr. Ablativ vermitteln. Er endet im Georgischen auf *t'a* und im Lazischen auf *te*, also *sughá-te* durch das Meer, von dem Meere, gegenüber dem skr. *sâgarâ-t*. Ist die Vergleichung richtig, so ist der vocalische Ausgang ein unorganischer Zusatz, wie z. B. im goth. Accus. masc. und im Nom. Accus. neut. der Pronomina, wo z. B. *tha-na* dem skr. *ta-m* und griech. τόν, *tha-ta* dem skr. *ta-t* und griech. τό für το-τ entspricht. Hat aber das *a*, *e* des georgisch-lazischen -*t'a*, -*te* eine festere Begründung, so kann man diese Endung auf das skr., offenbar mit der Ablativ-Endung *t* verwandte, ebenfalls die Entfernung von einem Orte ausdrückende Suffix *tas* zurückführen, welches häufig die Stelle der Ablativ-Endung vertritt. Nach der von Klaproth herausgegebenen georgischen Grammatik eines italienischen Missionars (bei Brosset p. 1—113) findet man bei Pronominen auch die Endung *sit'* oder *sit'a* statt eines blofsen *t'* oder *t'a*. Diese Form, wenn sie auch in der Büchersprache nicht vorkommt, sondern vielleicht einem Volksdialekt angehört, führt wiederum zu dem skr. Anhängepronomen *sma*, Ablat. *smâ-t*, z. B. von *amu-śmât* (euphon. für -*smât* durch den Einflufs des *u*) von jenem, *ka-smât* von wem? Zu ersterem stimmt (l. c. S. 44) *ami-sit'* „*de, par ce*," zu letzterem *wi-sit'a* „*de, par qui?*" (l. c. S. 49) nach früherer Bemerkung aus *kwi-sit'a*. Das *i* von *sit'*, *sit'a* für

Digitized by Google

â des skr. *smât* kann nicht befremden, da *â*, sobald es sich zu *a* gekürzt hat, von hier aus leicht zu *i* sich schwächen kann, wie auch, meiner Meinung nach, das *i* der georgischen Genitive wie *mami-sa* des Vaters und der Instrumentale wie *mami-ťa* von und durch den Vater nichts anders als die Schwächung des *a* des Stammes *mama* ist, der im Nominativ und Acc. ohne Endung erscheint. Zu Gunsten dieser, von Brosset, welcher den Vocal *i* der Casus-Endung zutheilt (Vorr. S. XXIV), abweichenden Ansicht, spricht das Lazische, welches im Vortheil vor dem Georgischen sowohl *a* als andere Vocale des Stammes vor den Consonanten der Casus-Endungen unverändert läfst. Es verhält sich also das georgische *mami-sa* des Vaters (für *mama-sa*) zu lazischen Genitiven wie *sughá-s'i* (= skr. *sâgara-sya*), wie z. B. das gothische *vairi-s* des Mannes (vom Stamme *vaira*, Nominativ *vair*) zum altsächsischen *wëra-s* und skr. *vara-sya*.

Um wieder zum Instrum. zurückzukehren, so bietet die Grammatik von Ghai (s. Vaters Vergleichungs-Tafeln S. 185 ff.) eine Form auf *smier* dar, die vielleicht einem Volksdialekt angehört, uns aber sehr wichtig wäre, wenn sie wirklich irgendwo Gültigkeit hätte. Von *igi* er lautet (l. c. S. 197) der Gen. *mi-si*, (vgl. Brosset S. XXXIX. 4.) der Dat. *mi-s* und der Instr. *mi-smier*. Die drei letzten Formen sind höchst wahrscheinlich nur Verstümmelungen von *imi-si imi-s*, *imi-smier* und gehören also zum skr. Demonstrativstamme *ima*, welcher im Ablativ, wenn er in diesem Casus gebräuchlich wäre, *ima-smât* bilden würde, worauf sich die im Pali nach Clough (S. 58) wirklich vorkommende Form *ima-smâ* stützt. Die iberische Form *mi-smier* aber würde uns, wenn sie echt ist, das skr. Anhängepronomen *sma*, woran sich die wahren Casuszeichen ansetzen, in einer treueren Gestalt überliefern, als die oben erwähnten georgischen Formen auf *sit'*, *sit'a* und der lazische Motativ auf *sa*, denen das *m* entwichen, welches in *mi-smier* erhalten ist, dessen *r* sich aus dem *t* von *-smât*, durch die Vermittelung von *d* erklären liefse, da *d* sehr leicht zu *r* oder *l* sich schwächt.

Im Ossetischen endet der Ablativ, der hier zugleich Instrumentalis ist, auf *ei*, dessen *i* wir als Vocalisirung oder Ersetzung eines früher dagewesenen Cons. ansehen, ungefähr wie im griech. τιθείς für τιθένς, κτείς für κτένς, oder, was unseren Fall näher berührt, wie in provenzalischen Formen wie *fraire* für *fratre*, *noirir* für *notrir* (*nutrire*), *peira* für *pe* (Diez I. p. 225). Wir erklären demgemäfs z. B. *ghei* von der Wolke aus *mighe-t* und geleiten so zum skr. *mêg'â-t*. Das *e* von *mighei* ist stammhaft, wie im Dat. *mighe-n*, und entspricht *a* des Sanskritstammes *mêg'a*. Bei Stämmen welche ursprünglich mit einem Cons. enden, wie Feuer, eine Umstellung von *atr* (vgl. den zendis Nomin. *âtar-s*), mufs man das *e* des Ablat. mit Bindevocal *a* identificiren, der im Zend bei cons tisch endigenden Stämmen dem *t* des Ablat. vorg wird. Es entspricht also *art-e-i* von dem F dem zend. *âthr-a-t*.

Der Plural wird im Lazischen durch die Sy bezeichnet, welches als allgemeiner Charakter de heit gilt, und woran sich dieselben Casus-End wie im Sing. anschliefsen, während der Nom. und ebenfalls wie im Sing., ohne Casus-Endung si B. *sugha-pe* die Meere, Gen. *sugha-péi* *sughá-pes*. Bei den Pronominen kommt jedoch Vielheits-Ausdruck *pe* nicht vor, sondern die d Person haben *ni* als Endung des Nom. und Acc. *hí-ni si*, *eos*, wie mir scheint, eine Verstüm von *himú-ni*, wie *há-ni illi*, *illos* statt *hamu* vergleiche die skr. Accusative *imân hos*, *amân* Brosset (XXXIX. 3.) erinnert hinsichtlich der Endung *ni*, die sich im Georg. auch auf Sub und Adjective erstreckt, an die skr. Neutral-*ni*, indem er das im Georg. vorauszusetzend mit dem im Skr. wirklich bestehenden *imâni* gleicht. Wir glauben aber, dafs Sprachen, Geschlechts-Unterschied verloren haben, in d Geschlechtern gemeinschaftlichen Formen sich das alte Masc. als an das Fem. oder Neut schliefsen, wie auch im Sanskrit die geschle Pronom. der beiden 1sten Personen in ihren A ven *asmân*, *yus'mân* und in den vêdischen Nom *asmê*, *yus'mê* männliche Formen zeigen. Wir ten also bei der georgisch-lazischen Endung lieber als einen unorganischen Zusatz, der den Pron. der ersten und zweiten P. fehlt, i wir Recht haben, das *n* von *c'wen* ἡμεῖς, ἡμᾶς ὑμεῖς, ὑμᾶς mit der gewöhnlichen Endung *ni* tificiren. Man berücksichtige auch, dafs das

r. Neutral-Endung *ni*, z. B. von *imâ-n-i* nur eine
ohonische Einschiebung, das i aber die Schwächung
es älteren *a* ist, welches das Zend in Gemeinschaft
dem Griech., Lat., Goth. und Slawischen in sei-
Urgestalt erhalten hat. Ist unsere Ansicht ge-
ndet, so darf man auch das georgische *isi-ni* sie
3 *isa-ni*) in Stamm und Endung mit dem persi-
en *îs'ân* sie, jene identificiren, wozu das Skr. den
mm *ês'a* liefert, der nur im Nom. sing. gebräuch-
ist, im Acc. pl. aber, wenn er darin gebräuchlich
e, *ês'ân* bilden würde. Es hängt damit auch das
'gische singulare *es* oder *ese* dieser zusammen.
en obliquen Casus des Sing. und im ganzen Dual
Plural wird der Sanskritstamm *ês'a* durch *êta*
tzt, und hieran reiht sich, wie mir scheint, das
t. *udon ii*, *eos*, in dessen anfangendem *u* man eine
rächung des im skr. Diphthong (*ê* = *ai*) enthalte-
a erkennen darf, in dem schliefsenden *n* aber er-
en wir wieder das skr. *n* des männlichen Plural-
ısativs; also *udon* = *êtân hos*. Im Ossetischen
hat das schliefsende *n* kein Bewufstsein mehr
seiner ursprünglichen Bestimmung zur Bezeich-
eines bestimmten Casus, sondern es ist gleich-
eine Versteinerung und läfst sich den Zutritt an-
Casus-Endungen gefallen, um den Locativ-Ge-
den Dativ und Ablativ-Instrumentalis durch die
laren Casus-Endungen auszudrücken, die an das
h anschliefsen, wie im Georgischen und Lazi-
an die Sylbe *bi*, *pe*.

'as georgische *igi* er (plur. *igi-ni*) dürfte mit
ıkr. *ayam* (*ajam*) dieser zu vermitteln sein, da *j*
zu *g* erhärtet, wefshalb sich auch *g'ame* Nacht
m skr. *yâminî* (von *yâma* Nachtwache) ver-
en läfst, während die mingrelische Benennung
ıcht, *seri*, vielleicht zu *sâyâ* (*sâjâ*) Abend, und
ıanische *leet* zu *râtri*, im Pali *ratti* Nacht zu
n scheint, da die Halbvocale leicht mit einan-
rtauscht werden. Bei dieser Gelegenheit mag
las georg. *dila* Morgen mit dem skr. *dina* Tag
hen werden. Die beiden Wörter verhalten sich
ınder hinsichtlich ihrer Liquidae, wie das latein.
um skr. *anyas* der andere. Die Verwandt-
des *r* mit *v* (*w*) und *j* könnte uns zu einer Er-
; des georgisch-lazischen *ra* was? führen.
las *r* hier für *w*, so ist *ra* verwandt mit dem
erwähnten und aus *kwin* erklärten *win* wer,
wen, dessen *w* sich im lazischen *mi* zu *m* erhärtet hat, wie in der vom Verf. angeführten lazischen Wurzel *murd* wachsen, worin man leicht das gleichbedeutende skr. *vard'* (*vrd'*) erkennt. Steht das *r* von *ra* was? für *j*, so reiht sich dieses Interrogativ an den skr. Relativstamm *ya* (*ja*), und es kann dann auch die georg. Conjunction *rat'a* dafs mit dem gleichbedeutenden skr. *yat'â* (ursprünglich wie) verglichen werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die Pronomina der 1sten und 2ten Person. Von ersterem lautet im Lazischen der Nom. und Acc. *ma* und diese Sylbe ist im Skr. das Thema der obliquen Casus des Singulars; der Acc. verlängert jedoch das *a* und lautet *mâm* oder *mâ*, an welches letztere wir am liebsten das lazische *ma* anreihen. Zu *mâm* aber stimmt, wie bereits bemerkt worden, der ossetische Acc. *man*, welcher den übrigen obliquen Casus als Thema dient (Loc. Gen. *man-i*, Abl. Instr. *man-ei*), während der Nom. *as* an das skr. *aham* ich und noch genauer an das zendische *asĕm* (*azĕm*, *z* ein gelindes *s*) und litthauische *asz* sich anschliefst. Zum persischen *men* ich (seiner Herkunft nach ein Acc.) stimmt, hinsichtlich der Entartung des alten *a* zu *e*, das georg. *me* ich, mich.

Im Plural steht das lazische *s'ku* wir, uns gegen den Singular *ma*, und so im Georg. *c'uen* gegen *me* in einem sonderbaren Contrast. Doch scheint uns eine Vereinbarung der beiden Zahlen hinsichtlich des Stammes möglich, ja wir zweifeln nicht, dafs das *u* von *s'ku*, *c'uen* die Vocalisirung eines *w* sei, dieses aber eine Erweichung von *m*, wie sie auch in dem kymrischen Zweig des Celtischen erstaunlich häufig und zwar nach bestimmten Gesetzen, vorkommt. Zugleich müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs beim Verbum im Georgischen wie im Lazischen die erste P. sowohl im Sing. wie im Plural durch ein präfigirtes, oder zwischen ein Präfix und die Wurzel eingeschobenes *w*, gelegentlich auch im Georg. (besonders im Plusquamperfect) durch *m* und im Lazischen vor Consonanten durch *b* ausgedrückt wird. Wir erkennen also blos in dem *u* des lazischen *s'ku* wir, uns den Ausdruck der ersten Person und *s'k* gilt uns als ein Präfix, welches in den obliquen Casus des Singulars in der volleren Gestalt *s'ki* erscheint (Genitiv *s'ki-mi*, Motat. *s'ki-minde*). Im Georgischen lautet das Präfix, dessen Ursprung wir nicht zu ergründen wissen, im Singular *c'e* — z. B. *c'e-m'-sa* mir, *c'e-mi-th*

Digitized by Google

mit mir, durch mich — und hat im Plural *c'-wen* ebenfalls seinen Vocal verloren. Das *n* dieser Form ist oben mit dem skr. *n* des Plural-Acc. vermittelt worden.

Das Pronomen der 2ten P. lautet im Georgischen *s'en*, im Lazischen *s'i*. Der Zischlaut ist offenbar, wie der des griech. σύ, die Entartung eines ursprünglichen *t*, das *n* aber von *s'en* du, dich erklärt sich leicht aus dem *m* des skr. *tvam* du oder des Acc. *tvâm*; es ist jedoch versteinert oder mit dem Stamm verwachsen, und läfst sich daher, wie das osset. *n* von *man* mich, durch die hinzutretenden übrigen Casus-Endungen nicht verdrängen; daher lautet z. B. der Dat. *s'en-sa*, welches man hinsichtlich seiner Endung mit dem palischen *tu-mhan* aus *tu-sman* und mit dem gothischen *thu-s* vergleichen möge. Der Plural trägt, wie bei der 1sten P., das Anschen, einem anderen, dem indo-europäischen Sprach-Reiche fremden Stamme anzugehören. Wir zweifeln jedoch nicht, dafs in *t'kwen* und im lazischen *tqua* der Anfangsconson., ebenso wie bei der 1sten P., einem seines Vocals beraubten Präfixe angehört, und dafs also die wahre Personbezeichnung mit dem Guttural beginnt, wobei wir daran erinnern müssen, dafs auch die Worttheile, welche im georgischen Verbum die 2te Person ausdrücken, meistens mit einem Guttural anfangen, oder aus einem blofsen Guttural bestehen. Dieser ist entweder ein *k'*, z. B. in *k'-ar* du bist gegen *w-ar* ich bin; oder ein *g*, z. B. in *g-gonia* du denkst gegen *m-gonia* ich denke; oder ein *h*, z. B. in *s'e-h-kraw* du bindest gegen *s'e-w-kraw* ich binde.

Was nun den Ursprung des Gutturals der 2ten P. anbelangt, so halten wir denselben für die Entartung, nicht des *s'* von *s'en* du, sondern des Urlautes *t*; wobei es wichtig ist, zu beachten, dafs auch bei manchen anderen stammverwandten Sprachen gerade bei dem Pron. der 2ten P. eine Vertauschung des *t* mit *k* vorkommt. Man berücksichtige z. B. im Armenischen das Verhältnifs von *kho* deiner, *khez* dir und der übrigen obliquen Casus zum Nom. *tu*. — In dem osset. *s'mach* ὑμεῖς, ὑμᾶς (nach Klaproth *smach*) erkennen wir die letzte Sylbe des skr. Pluralstammes *yus'ma* (*s'* euphon. für *s*) und glauben, dafs auch *mach* ἡμεῖς, ἡμᾶς an *asma* sich anschliefse, also ein anlautendes *a* und der Zischlaut des Anhängepron. *sma* verloren gegangen sei, letzteres wie z. B. in *kasmât* woher? = skr. *kasmât*. Das *ch* der osset. Form scheint räthselhaft. Wir möchten nicht an den Gu tural der armen. Plural-Flexionen denken, sondern li ber daran, dafs im Osset. auch an manchen anden Stellen, wo man ein *n* erwarten sollte, ein Guttu wenn auch die Media, gefunden wird. So entspri z. B. *fandag* Weg dem skr. *pant'an* (Thema der st ken Casus) und die Participia Präs. auf *ag* reihen s an den skr. Nov. masc. auf *an*. Man vergleiche z. *farsag* fragend mit dem zend. *pěrěs'an-s*, skr. *pre* und pers. *pursân*. Vielleicht lautete *farsag* früher *sang*, so dafs dem *n* ein Guttural zur Seite gest — wie z. B. in unserm deutschen jung gegenüber skr. *yuvan* (Gen. *yûn-as*) und lat. *juvenis* (juni später aber der Guttural allein zurückgeblieben Man berücksichtige noch, dafs man auch im l gelegentlich, und zwar gerade im Acc. pl., ag eines schliefsenden *n* findet (s. Vergleich. Gram 254. Anm. 3). Wir sind darum geneigt, die Formen *mach* ἡμεῖς, ἡμᾶς *s'mach* ὑμεῖς, ὑμᾶς a skr. Acc. *asmân*, *yus'mân* zurückzuführen und d als Verschiebung von *g*, dieses aber als Ueberres *ng* zu erklären.

Die iberischen Zahlwörter scheinen beim Anblick jedem Versuche, sie in den indisch-europä Sprachkreis einzuführen, zu widerstehen. Bei n Betrachtung aber mildert sich allmählig die Hä Widerspruchs, und wir glauben behaupten zu d dafs unter den zehn Grundzahlen keine einzi die nicht auf irgend einem Wege zu der ferne math des Sanskrit oder Zend zurückgeführt könnte. Zunächst wollen wir zwei Zahlen be ben, die am deutlichsten auf ihre Abkunft hi Die Zahl 6 lautet im Georg. *ek'wssi*; dies sch skr. *s'as'* ziemlich fern zu stehen; letzteres ist wie uns scheint, eine Verstümmelung von *ks* die entsprechende Zendform ist *csvas*. Hieraus sich sehr befriedigend sowohl der Guttural wie des obigen *ek'wssi*, welches als Umstellung von gefafst werden kann. Das anfangende *e* ist Hülfsvocal gelten, wobei zu beachten ist, dafs a Persischen, da wo die verwandten Sprachen zw bundene Consonanten im Anlaute haben, entwed Hülfsvocal vorgesetzt oder eingeschoben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen.

(Fortsetzung.)

Im Osset. lautet die Zahl 6 nach Klaproth *achses*, Rosen *achsas*, also ebenfalls mit vorgeschobenem m Uebrigen dem zend. *csvas* sehr nahe stehend. lazische *as* würde man kaum für sich allein, ohne lazwischen liegenden Mittelglieder, mit diesem *csvas* ergleichen wagen. Auch das mingrelische *apchs'ui* durch sein *p* ein ziemlich originelles Ansehen ge- en. Vielleicht hat sich der Guttural zuerst ver- elt, und ist dann der erste durch *p* ersetzt worden. uan. Form *usgwa* ist wahrscheinlich eine Um- ng von *ugswa* oder *ukswa*, mit Verlust des fsenden *s* des zend. *csvas*. Die Zahl 7 lautet im gischen *s'widi*, was man nur als Umstellung von aufzufassen hat, um dem skr. *sapta* (Thema *sap-* sehr nahe geführt zu werden; das *w* stellt sich als Erweichung eines *p* heraus, wofür im Go- en *b* (*sibun*), im Englischen *v* (*seven*). Die osse- Form *awd* gleicht der georgischen durch ihr *w* und *d* für *t*, steht aber gegen dieselbe im Nach- durch den Verlust des anfangenden Zischlauts, rtheil jedoch durch den Schutz des ursprüng- *a*, welches sich in den iberischen Sprachen, wie germanischen, zu *i* geschwächt hat. Die min- he Form ist *s'qwithi*, die suanische *is'gwit*, mit etztem Hülfsvocal, wie z. B. im persischen *i-sthâ-* ehen; das Laz. zeigt *s'kit*. Die drei letzten n haben dem Zischlaut einen Guttural zur Seite , wegen der Beliebtheit der Verbindung dieser bei gane. Im umgekehrten Falle scheint im suan. ins dem Guttural des skr. *êka* ein Zischlaut eten zu sein. Mit diesem *es'gu* steht aber der ck der Einzahl der übrigen iberischen Dialekte. n Zusammenhang; er lautet im Lazischen *ar*, im Mingrel. *arti* und im Georgischen *erti*. Wir glauben in diesen Formen die skr. Ordnungszahl *prat'ama* zu erkennen, mit Verlust der Endsylbe und des Anfangsconsonanten. Am wenigsten kann die Umstellung der Sylbe *ra* zu *ar*, *er* befremden, da kein Buchstabe leichter seine Stelle wechselt als *r*; man vergleiche in dieser Beziehung, sowie hinsichtlich des Verlustes eines anfangenden *p*, das Verhältniſs des armenischen *orti* Sohn zum skr. *putra*. Was die Vertretung einer Grundzahl durch eine ursprüngliche Ordnungszahl anbelangt, so berücksichtige man das Verhältniſs der slaw. Benennung der Zahl eins (*jedin*) zu einem Worte, welches im Skr. ebenfalls *primus* bedeutet (*âdi*).

In dem Ausdruck der Zahl zwei, suanisch *jeru*, georg. *ori*, fassen wir das *r* als Schwächung von *d*. So steht bei derselben Zahl das javanische *ro*, das tahitische *rua*, das madagassische *rui*, *rué* etc. dem neuseel. *dua*, mal. *dûa* und skr. *dva*, *dvi* gegenüber. Im Maldivischen heiſst *ro-los*, für *do-dos*, zwölf. Der Anfangs-Vocal des georg. *o-ri* kann als Vorschlag gefaſst werden, wegen der ursprünglichen Doppel-Consonanz von *dva*, *dvi*; und was das suanische *je-ru* anbelangt, so mag berücksichtigt werden, daſs auch im Slawischen sehr gewöhnlich ein *j* den vocalischen Anlauten vortritt, wie z. B. in dem eben erwähnten *jedin* = *âdi*, oder in *jestj* er ist = *asti*, ἐστί. Das *j* von *je-ru* leitet zu dem Zischlaut des mingrel. *shi-ri* und zu dem *ds* des lazischen *ds-ur* (aus *s-ru*). Aus *d* erklären wir auch am liebsten das *r* der Zahl 8, welche im Suanischen *ara*, im Mingrel. *ruo* und im Georg. *rwa* lautet. Die skr. Form ist *as'tau* oder *as'tan*, Nom. *as'ta*, deren Zischlaut auch im bengalischen und hindostanischen *ât*, sowie im armen. *uth* verloren ist. Nimmt man nun eine Senkung der Tenuis zur Media an, so wird man von *ada* aus *ata* (*as'ta*) leicht zu *ara* geführt. Da aber auch Zischlaute zu *r* werden, so könnte in *ara* auch das *s'* des skr. *as'ta*

Digitized by Google

stecken. Was das *w* und *u* des georg. (*rwa* aus *araw*) und mingrel. *ruo* (aus *arou*) anbelangt, so müssen wir an den skr. Diphthong der Form *as'tâu* erinnern, woraus sich auch das lat. *v* von *octavus* erklärt. In der lazischen Form *ovro* ist durch die Versetzung des *w*-Lauts eine noch gröfsere Entstellung eingetreten. Ueberhaupt trägt in den iberischen Idiomen, wie auch im Ossetischen, die häufig eintretende Metathesis nicht wenig dazu bei, den Wörtern einen Anstrich von Originalität zu geben, der oft noch dadurch erhöht wird, dafs, wenn durch eine solche Umstellung zwei Consonanten in den Anlaut treten, ein vorzuschiebender Hülfsvocal nöthig wird. So mufs man von *arwad* Bruder, welches Klaproth in seiner ossetischen Wortsammlung anführt, zuerst das anfangende *a* lostrennen, dann aber *rwad* zu *wrad* umstellen. In dieser Form erkennt man aber leicht das skr. *b'râtar*, zendische *brâtarĕ*, das russische *brat*, welchem letzteren, wie dem Ossetischen, der Ausgang *ar* entwichen ist. Den Ausdruck *arw* Himmel, der sehr fremdartig klingt, kann man als Umstellung von *war* mit dem skr. *svar* vermitteln, mit Verlust des Zischlauts; *row* Brust führt als Umstellung von *wro* (für *uro*) zu *uras*; in *jews* Stute ist das skr. *as'va* Pferd, fem. *as'vâ*, nicht zu verkennen. In *arte* drei hat schon Klaproth eine Umstellung erkannt, also *rte* aus *tre*, und aus *rte* mit vocalischem Vorschlag, *arte*, in welcher Gestalt dieses Zahlwort als eine dem Ossetischen eigenthümliche Schöpfung erscheint. Auch die iberische Benennung der Zahl drei klingt sehr eigenthümlich; sie lautet im Georg. *sami*, im Mingrel. *sumi*, im Suan. *semi*. Wir glauben *sa-mi* etc. theilen zu müssen und fassen das *s*, wie im Persischen, als Schwächung eines ursprünglichen *t*, das *r* von *tri* (Nom. masc. *trayas*) ist untergegangen, ebenfalls wie im persischen *seh* und im bengal. *tin* und hindost. *tîn*. Was die Sylbe *mi* von *sa-mi* etc. anbelangt, so stammt sie vielleicht, wie das *mj* (*mi*) des slaw. *sed-mj* 7, *os-mj* 8 (Them. *sed-mi*, *os-mi*) und das *m* des lat. *septem*, *novem*, *decem*, von dem Suffix der Ordnungszahl (skr. *sapta-mas*, *as'ta-mas*, *nava-mas*, *das'a-mas*). Diese hat zwar im Sanskrit bei der Zahl drei nicht das Suffix *ma*; im Persischen aber lautet der 3te *sîwum* (euphon. für *sîum* aus *sî-mu*). Im Lazischen ist *mus'* das Suffix aller Ordinalzahlen, in dessen *s'* man eine Versteinerung des skr. Nominativzeichens erkennen könnte, also *-mus'* = *-mas*, wobei zu berücksichtigen ist, dafs auch das Persische in gewissen Formen das alte Nominativzeichen, und zwar in Gestalt eines *h* gerettet hat, namentlich in dem Interrogativum *keh* = *kas*, *kah* wer und in den Participien auf *teh*, *deh* wie *berdeh* getragen = *b'rtas*, *b'rtah* aus *b'artas*. In آتش *âtei* Feuer erkennt man das Nominativzeichen des zend. *âtar*. Aber auch dem Persischen gilt in solchen Formen die sonst ausgestorbene Flexion nicht mehr als Exponent eines Casusverhältnisses.

Die Zahl vier lautet im Suanischen *wors'tchi*, wie leicht durch Sylbenumtstellung aus *tchowors'*, was der skr. männlichen Nominativ *c'atvâras* (= *tschatwâras*) dem goth. *fidvôreis* und wallisischen *pedwar* sehr nahe käme. Es wäre also der Laut des skr. *c'* und پ چ = *tsch* von چار *tschâr*, چهار *tschehâr* durch τχ) vertreten, während derselbe Laut, der bekanntlich von gutturaler Herkunft ist, in der Zahl fünf, *panc'a* (Them. *panc'an*) im iberischen Sprachgebiete wirklich als Guttural erscheint, wenn unsere Ansicht des suanischen *wochu-si* richtig ist, wonach wir *w*, wie bei der Zahl 7, als Erweichung von p fassen, in *chu* aber das skr. *c'a* von *panc'a* (mit Schwächung des *a* zu *u*), das lat. *que*, von *quin-que*, das irische *c* von *cuic* (aus *puic*), das armen. *k* von *kenk*, das zend. *gh* der Ordnungszahl *pugh-dha* erkennen. Die Sylbe *s'i* von *wochu-s'i* müfste demnach das slaw. *tj* (aus *ti*) von *pja-tj* 5 als Ableitung sein, wobei es wichtig ist, zu beachten, dafs das Mingr. und Georg. in der Form *chu-t'i*, und so das Lazische in *chu-t* wirklich einen *T*-Laut statt des suanischen *s'* zeigen; sie entbehren aber die Sylbe *wo*, die bei *wochu-s'i* gerade von grofser Wichtigkeit ist; haben sie bei der Zahl 4 von der suanischen Ableitungssylbe *wors'* nur das *o* gerettet.

Als Ableitung fassen wir auch das *t* des lazischen *jes'-t* zehn, wo das *j* wieder als phonetischer Vorschlag gelten mufs. Nimmt man diesen weg und stellt ein muthmafslich verlornes *d* wieder her, so wird *des'-t* dem slaw. *desja-tj* (für *desa-tj*) sehr nahe. Das georgische *a-t'i* 10, hat die Ableitung vollständiger als das Suanische bewahrt, und steht in dieser Beziehung dem slaw. *desja-tj* (Them. *desja-ti*) näher als *jes'-t*, durch den Verlust des Zischlauts aber *at'i* eine völlig fremdartige Gestalt gewonnen, die man ohne die Hülfe der suanischen Schwester

Digitized by Google

um mehr eine Beziehung zum skr. *das'a* wahrnmt.

In dem Ausdrucke der Zahl zwanzig leistet wie- das Suanische seinen nächsten Stammgenossen en wesentlichen Dienst. Schwerlich würde man das rg. *otsi* im Sinne von zwei zehne zu deuten wa- ; also wie das skr. *vins'ati* aus *dvidas'ati*. In dem nischen *jer-es't* erkennt man aber deutlich die Aus- cke für 2 und 10; und aus *jeres't* erklärt sich das grelische *ets's* (für *er-ts's*) durch Umstellung von zu *ts'*. Nun mufs auch im georg. *otsi* das *o* als errest von *ori* 2 und *tsi* als Umstellung von *sti* *as-ti* oder *es-ts*) gelten, wenngleich für den Laut ie georg. Schrift einen eigenen Buchstaben hat.

Was die Zahl neun anbelangt, so müssen wir uns scharfsinnige Bemerkung des Verfassers über den lruck dieser Zahl im Ossetischen (in der früher hnten Schrift) zu Gute kommen lassen. Hier lautet *'arast*, in dessen Schlufs Hr. Rosen die Zahl 8 erkannt hat. Das voranstehende *far* müfste also , wo nicht etwa über, mehr oder hinter, bedeuten. Wir glauben das letztere, und er- an das skr. *param* (adverbialer Acc. von *para*) , *ulterius*, *post*. Nun ist es merkwürdig, auch die suanische Bezeichnung der Zahl 9 *ra*) in ihrem Schlufsbestandtheile mit dem Aus- der 8 (*ara*) übereinstimmt. Doch müssen wir ntschieden lassen, ob das mittlere *a* von *c'chara* tzten oder ersten Gliede der Zusammensetzung ire, ob *c'cha-'ra* oder *c'ch'-ara* zu theilen sei. *ka* könnte man die Schlufssilbe des skr. *êka* erkennen, mit dessen Ganzem wir oben *esgu* hen haben.

'erfen wir nun einen Blick auf das Conjuga- stem, um auch hier auf sehr merkwürdige Ueber- *mungen* mit dem Sanskrit oder seinen aner- Schwestersprachen aufmerksam zu machen. ie Personal-Endungen anbelangt, so sind diese 1sten und 2ten P. sg. im Georgischen und La- völlig verschwunden. Allein die 3te P. des nd Fut. hat im Georg. *s* zum Charakter, wor- die Entartung eines ursprünglichen *t* erken- welcher Beziehung man griech. Formen wie nd englische wie *loves*, *bears* vergleichen mag. t im Georg. *ar-s* er ist, dessen Wurzel höchst einlich dem skr. *as* entspricht, mit Entartnng des *s* zu *r*, wie im engl. *ar-t*, *we are* etc., und im lat. *eram*, *ero*. Das Lazische zeigt dieses *s* der 3ten P. deutlich nur im negativen Präsens, z. B. *him wato chas'ka-s* er nicht gräbt (S. 15); aber auch in *chas'-kaere* betrachten wir das *s* als Ausdruck der 3ten Person. Wir theilen also *chas'kas-ere* und fassen *ere* als angehängtes Verbum substantivum. In *hini wato chaskan* sie nicht graben betrachten wir das schliefsende *n* als etymologisch identisch mit dem *n* unserer deutschen Form der 3ten Person pl., d. h. als Ueberrest von *nt*, welches dem Althochdeutschen geblieben ist, z. B. *grabunt* sie graben, oder um zur ältesten Form uns zu erheben, von *nti* sanskritischer Formen wie *k'an-a-nti* sie graben. Die 2te Person pl. der negativen Form *tqua wato chas'kat* stimmt, wenigstens hinsichtlich der Endung und des Bindevocals, vortrefflich zum skr. *k'an-a-t'a*. Wenn aber auch dem skr. *k'an-â-mas* wir graben im Lazischen, bei vorangehender Negation, *chas'k-a-t* gegenübersteht, so betrachten wir dies als eine Uebersiedelung von der 2ten Person in die 1ste, wie im altsächsischen und angelsächsiscen Präsens die 2te Person pl. überall auch in die 1ste und 3te eingedrungen ist, so dass z. B. *bindad*, *bindadh* nicht blos ihr bindet sondern auch wir und sie binden bedeutet (althochdeutsch *binta mês*, *bintat*, *bintant*.) Im Georgischen kommt *t'* auch in der 3ten Person pl. vor, wo man es ebenfalls als Entlehnung aus der 2ten Person ansehen kann, oder auch als Ueberrest der Endung *nti*, wovon gewöhnlicher dem Georgischen das *n* in Vorzug vor dem *T*-Laut verblieben ist, z. B. *s-c'am-e-n* sie essen entspricht dem skr. *c'am-a-nti* und verhält sich dazu in Ansehung der Endung wie unser deutsches essen zum goth. *it-a-nt* (skr. *ad-a-nti*).

In der Tempus- und Modusbildung glauben wir ebenfalls merkwürdige Analogien der iberischen Sprachen mit anerkannten Gliedern des indo-europäischen Stammes entdeckt zu haben. Das Inperfect hat im Georgischen eine mit *d* anfangende und vorherrschend mit *i* schliefsende Sylbe zum Charakter, woran die erhaltenen Personal-Endungen sich anschliefsen. In der 3ten P. pl. wird der Vocal dieser Sylbe vor der Endung *en* meistens unterdrückt, vor *an* aber in Gestalt von *i* beibehalten, auch wird der Endung *en* zuweilen noch ein *n* vorgesetzt. In der 3ten P. sg. steht meistens *da*, und wenn der Personalcharakter *s* hinzutritt,

Digitized by Google

so wird das leichtere *i* dem *a* vorgezogen, z. B. von *w-swam* ich trinke kommt *w-swem-di* ich trank, 2. P. *swem-di*, 3. P. *swem-da*; Pl. 1. u. 2. P. *swem-dif*, 3. P. *swem-dnen*, vielleicht aus *swem-di-n-en*, so dafs das *n* eine emphonische Einschiebung wäre, wie sie häufig im Sanskrit bei der Declination vorkommt. Von *s'e-w-kraw* ich binde kommt *s'e-h-krew-d'is* *) er band, *s'e-h-krew-d'-en* sie banden. Wir erkennen in diesen Imperfecten eine Analogie mit den persischen Präteriten wie *ber-dem* ich trug, welche, wie anderwärts gezeigt worden, von einem über den ganzen indo-europäischen Sprachstamm sich verbreitenden Participium abstammen, und woraus der Verf. in seiner früher erwähnten Schrift mit Recht auch das ossetische Perfect erklärt. Von *stawin* ich lobe (skr. *stâumi*) giebt der Verf. l. c. das Perfect *staw-ton* ich habe gelobt, welches in der 3. P. sg. ohne Personal-Charakter *staw-ta* lautet. Gesetzt, dieses Verbum befände sich auch im Georgischen, so würde hier die 3. P. *staw-da* oder *staw-di* lauten und sich zum skr. Part. *stu-ta* gepriesen eben so verhalten, wie wirklich z. B. *s-c'am-da* er afs zum skr. *c'am-i-ta* (*i* ein blofser Bindevocal) gegessen sich verhält. Das entsprechende persische Participium hat sowohl active als passive Bedeutung und die ursprüngliche *tenuis* hinter Vocalen und Liquiden zur *media* erweicht, daher *suthudeh* gelobt und gelobt habend (= skr. *stu-ta-s*) und *suthu-dem* ich lobte entspricht dem ossetischen *staw-ton*, dem man jedoch ansieht, dafs es nicht durch die Vermittelung des Persischen zum Kaukasus gelangt ist, denn *stawin* ich lobe erklärt sich viel sicherer aus dem Skr. selbst als aus dem Persischen. Die Wurzel *stu* bildet im Sanskrit mittelst der Guna-Steigerung und des Suffixes *a* das Substantiv *staw-a* Lob, Lobpreisung, und als Verbum der ersten Klasse würde sie im Präsens *stawâmi* bilden. An die skr. erste Klasse, die für sich allein zahlreicher ist, als alle übrigen zusammen, mit Ausnahme der 10ten, schliefsen sich, wie anderwärts gezeigt worden, fast alle starken Verba des Germanischen, und wir können nun hinzusetzen, auch sämmtliche Verba des Ossetischen, da wir dem Verf. darin beistimmen, dafs die *i* der ossetischen Endungen *in*, *is* etc. eine Schwächung von *a* sei. Ist es aber dies, so ist es mit dem skr. Bindevocal *a* (in der 1sten P. *â*) identisch, da auch das Gothische schon an gewissen Stellen zu *i* geschwächt hat, nämlich vor einem schliefsenden *s* und *n*.

Es mag erlaubt sein, hier das Präsens der Sanscrit-Wurzel *stu* nach der ersten Conjugationsform zu flectiren und dem Ossetischen als Vorbild voranzustellen, und zugleich für das Gothische ein hypothetisches Verbum *stawa* herzusetzen, da es nur um das Flexionsschema und nicht um Vergleichung der Wurzeln zu thun ist. Wir scheiden in den 3 Sprachen den Bindevocal von der Wurzel und Personal-Endung.

	Sanskr.	Osset.	Goth.
Sing.	*staw-â-mi*	*staw-i-n*	(*staw*)-[illegible]
	staw-a-si	*staw-i-s*	(*staw*)-[illegible]
	staw-a-ti	*staw-i*	(*staw*)-[illegible]
	staw-â-mas	*staw-a-m*	(*staw*)-[illegible]
	staw-a-t'a	*staw-u-t'*	(*staw*)-[illegible]
	staw-a-nti	*staw-i-nts'*	(*staw*)-[illegible]

Das Ossetische und Gothische ergänzen einander wechselseitig; ersteres hat den Ausdruck der 3. sg. verloren, letzteres den der 1sten, den wir noch im Deutschen in dem einzigen *bin* bewahrt haben, zwar in ossetischer Gestalt, d. h. mit Entartung des ursprünglichen *m* zu *n*. In der 2ten P. sing. und der 1sten des Plurals sind das Gothische und Ossetische in ihrer Flexionsform völlig identisch. Solche Bildungen in der Art der Entstellung oder Erhaltung der Urformen geben dem Ossetischen ein fast germanisches Ansehen, besonders wenn man zu der wirklichen Verwandtschaft im Präsens noch die Scheinverwandtschaft im Präter. hinzunimmt. Denn die ossetischen Formen wie *staw-ton* stimmen durch ihr charakteristisches *t* den unserigen wie liebte, lobte. Der Plural *tam*, 2te P. *staw-taf*, mag mit althochdeutschen Pluralformen wie *nan-tum*, wir nannten, sanctnanntet verglichen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Die Ersetzung des wurzelhaften *a* durch *e* erinnert an den deutschen Umlaut, und könnte wie dieser dem assimilirenden Einflusse des in der Endung dieses Tempus vorherrschenden *i* zugeschrieben werden. Doch scheint das Gesetz im Georg. nicht durchgedrungen zu sein, denn von der Wurzel *c'am* essen finden wir bei Brosset p. 112. *w-c'am-di* ich afs.

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen.

(Schluſs.)

Merkwürdig stimmt *ba-war-ton* ich bewahrte dem gleichbedeutenden deutschen Ausdruck (alt- nd. *bi-war-ta.*) Die vermittelnde Sanskrit-Wurzel, m auch der Verf. erinnert, ist *war* (*wr*) abhalten. m wir aber diese Begegnung des Ossetischen und tschen in der Bildung eines Präter. eine Schein- andtschaft nennen, so geschieht dies darum, weil *t* unserer Prät. wie bewährte, nichts mit dem zur Sanskrit-Grammatik stimmenden Particips be- rt (skr. *wârita*) gemein hat, sondern dem Hülfs- m thun angehört, was wir zuerst an den gothi- n Formen wie *soki dèdum* wir suchten, eigent- suchen thaten wahrgenommen haben.

Um aber wieder zu den iberischen Sprachen zu- ukehren, so hat das Lazische nur an dem Verbum antivum ein Imperfect, welches zu den georgischen *da* stimmt; es hat aber die ursprüngliche *tenuis* rt, daher *w-or-ti* ich war, *or-tu* er war, *or-* r waret.

Das georgische Perfect bietet kein Merkmal dar, man mit Sicherheit erkennen könnte, zu wel- der drei skr. Präterita es gehört. Stammt es inem der Augment-Präterita, so hat es, wie die n Glieder des indo-europäischen Sprachstammes, ugment verloren. Gehört es, wie das griechische t, zum reduplicirten Präteritum, so hat es die lication eingebüſst, deren Verlust uns bei den nischen Sprachen nicht abgehalten hat, Formen s gothische *band*, *baug*, *bait* (ich, er biſs) n Sanskritformen *babanda* ich, er band, *bu-* (*ô* = *au*) ich, er bog, *bibêda* (*è* = *ai*) ich, altete zu identificiren, was wohl auch gesche- äre, wenn das Gothische nicht bei einer kleinen Anzahl von Verben die Reduplication wirklich bewahrt hätte, da schon die Personal-Endungen deutlich genug auf die skr. Schwesterform hinweisen. Erkennt man nun auch im georgischen Perf. das skr. reduplicirte Prät., so stimmt das *a*, z. B. von *me-gona* ich dachte (*me* ist das Personal-Präfix) zu dem α, welches im griech. Perfect über alle Personen sich erstreckt, nur daſs es in der 3ten P. sg. sich zu ε entartet hat, während im Sanskrit in mehreren Personen dieser Bindevocal sich zu *i*, und im gothischen Plural zu *u* geschwächt hat. Es stimmt daher *ge-gon-a-t* ihr habt gedacht*) (Brosset S. 129) zu griechischen Formen wie τετύφ-α-τε und gothischen wie *taitêk-u-th* ihr berührtet, *band-u-th* ihr bandet. Das Sanskrit hat an dieser Stelle die Personal-Endung verloren, daher steht es in Formen wie *g'agan-a* ihr zählt- tet im Nachtheil gegen seine kaukasische Schwester, welche ihrerseits in der 1sten P. *gwe-gona* wir dach- ten ohne Personul-Endung ist. In der 1sten und 3ten P. sg. war aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor der Sprachtrennung der Personal-Ausdruck unter- gegangen und die Form schlieſst hier mit dem Binde- vocal, daher heiſst im Sanskr. *g'agâna* sowohl ich zählte als er zählte (in der 1. P. auch mit kurzem *a*), und hiermit vergleiche man das georgische *me-gona* ich habe gedacht, *e-gona* er hat gedacht**) Nicht überall aber hat das Georgische den alten Bin- devocal *a* unverändert gelassen, vielmehr haben die meisten Verba denselben zu *e* entartet, mit Ausnahme

*) Die Sylbe *ge* ist das Personal-Präfix, indem die Personbe- zeichnung am Ende im Iberischen ihre Kraft verloren hat.

**) Vielleicht ist die georg. Wurzel *gon* denken identisch mit der skr. *gan*, welche nicht nur zählen, sondern auch glauben, dafürhalten, und mit dem Präf. *vi* erwä- gen, überlegen bedeutet. Es könnte aber auch *gon* aus dem skr. *g'nâ* wissen, woran sich das lazische *gna* ver- stehen anreiht, durch Umstellung entstanden sein.

Digitized by Google

der 3ten P. sing. die das *a* in Vorzug vor *e* begünstigt, und auch da ein *a* zeigt, wo die 1ste und 2te P. im Sing. den Vocal der Endung ganz unterdrücken und im Pl. ein *i* als Bindevocal haben. Man vergleiche *s-c̄ama* er hat gegessen mit dem skr. *c'ac'âma* er aſs, welches letztere zugleich als erste P. gilt, wo im Georgischen *w-c̄ame* steht. Der Gegensatz dieses *w-c̄ame* zu *s-c̄ama* *) ist, abgesehen von der Verschiedenheit der Personen, ähnlich dem des griech. τέτυφε zu τέτυφα, während die entsprechende Sanskrit-Wurzel sowohl in der 3ten wie in der 1sten P. des redupl. Prät. *tutôpa* lautet.

Das einzige Tempus der Vergangenheit, welches die lazischen attributiven Verba besitzen, stützt sich auf das georgische Perfect und zeigt standhaft in der 3ten Person sing. *u* als Schwächung des georgischen *a*; in den übrigen Personen der beiden Zahlen aber *i*, mit Ausnahme der 3ten P. pl., wo *e* vor dem Personzeichen *s* steht, z. B. *chas'ku* er grub, *b-chas'ki* ich grub, *chas'kil* ihr grubt, *chas'kes* sie gruben.

Das über alle Personen der beiden Zahlen sich erstreckende *s* georgischer Plusquamperfecta wie *s'e-mi-kraw-s* ich hatte gebunden (2te Pers. *s'e-gi-kraw-s*, 2te Pers. pl. *s'e-gi-kraw-st'*) erinnert an das Verbum substant., dessen radicaler Consonant *s* in den vier ersten Bildungen des skr. vielförmigen Prät., im griechischen 1sten Aorist, in lateinischen Perfecten wie *scrip-si*, mit attributiven Wurzeln sich vereinigt, und welches anderwärts auch an celtischen und slawischen Präteriten nachgewiesen worden. Wir glauben darum auch in dem *s* georgischer Plusquamperfecte einen neuen Beweis für die Urverwandtschaft der iberischen Idiome mit dem Sanskrit erkennen zu dürfen.

Eine besondere Form für das Futurum hat das Lazische nur beim Verb. substant., das Georgische aber bei allen Verben. Es ist aber wichtig zu beachten, daſs das georgische Futurum zugleich als Optativ oder Conjunctiv gebraucht wird (mit Vorsetzung einer Conjunction), und daſs die 3te Pers. sing. und pl. des Imperat. ebenfalls mit dem Futur. identisch ist. Dies eröffnet uns den Weg zu seiner Vermittelung mit dem Sanskrit und seinen anerkannten Schwester-Idiomen. Wir erkennen im georg. Fut. den Modus, der im Sanskrit Potentialis genannt wird und hier ebenfalls häufig die Stelle des Futur. vertritt, und womit wir auch die lat. Futur. der 3ten und 4ten Conjug., sowie den Conjunctiv aller Conjugationen, den griech. Optat., gr. man. Conjunctiv und slaw. Imperativ vermittelt haben. Auch dürfen wir unbedenklich auf diesen Modus die ossetischen Conjunctiv zurückführen, womit uns neu der Vf. näher bekannt gemacht hat. Von *stawin* im lobe lautet der Conjunct. Präs. Sing. *stawon*, *stawi*, *stawa*; Plur. *stawam*, *stawat'*, *stawoi*. Es ist etwas aufserordentlich häufiges, daſs Diphthonge einen ihrer Bestandtheile, am gewöhnlichsten den letzten, verlieren. Es scheint mir daher keinem Zweifel unterworfen, daſs in dem *o* und *a* von *stawon*; *stawa*, *stawam* etc. der 1ste Theil des Diphthongs *ê* (= *a* + *i*) sanskritischer Potentiale wie *b'arêt* er trage, möge tragen, erhalten sei, der auch dem lat. *ferat* allein verblieben ist, während das griech. φέροι und goth. *bairai* die beiden Theile gerettet haben. Die georgischen Formen wie *mo-wi-tano* ich werde bringen oder mögen bringen, *mo-i-tanos* er wird, möge, soll bringen, haben ebenfalls von dem Diphthong *ê* = *ai* nur die erste Hälfte bewahrt; *tanos* stimmt also in Zendformen wie *barôit* und griech. wie φέροι, mit Verlust des *i* und mit der früher besprochenen Umwandlung des T-Lauts der 3ten P. in *s*. In der 2ten und 3ten P. pl. stimmen *tanot'*, *tanon* zu griech. Formen wie φέροιτε, φέροιεν. *O* ist die gewöhnlichste Gestalt, in welcher sich das *a* des skr. Diphthongs *ê*, der höchst wahrscheinlich ursprünglich wie *ai* gesprochen wurde, in den in Rede stehenden georg. Formen erhalten hat; man findet aber auch dafür *a* und *e*, wie im Gr. nicht nur οι sondern auch αι und ει dem skr. Diphthong *ê*, d. h. *ai* gegenüberstehen.

In dem Imperativ des Georgischen und Lazischen erkennen wir eine Vereinigung zweier Sanskrit-Modi, des wirklichen Imperativs und des Potentialis. Zu ersterem rechnen wir bloſs die 2te P. sing. und zu letzterem alle übrigen. Hierdurch erklärt sich befriedigend die Vocalverschiedenheit, die z. B. im Lazischen besteht zwischen *chas'ki* grabe, *chas'kil* grabet einerseits, und *chas'kan* sie sollen graben, *chas'kat* wir sollen graben, andererseits. Eine 2te P. sing. Imperat. führt der Verf. nicht an; es wird

*) Das *s* ist kein Personal-Präfix, sondern ein vor T-Lauten (*c̄* = *tschh*) beliebter Vorschlag, der sich im Fut. über alle Personen der beiden Zahlen erstreckt (s. Brosset p. 113 und 144).

Digitized by Google

ns aber nicht befremden, wenn sie *chas'kas* (*s* für *t*) ıutete. Da die 1ste Pluralperson, wie oben bemerkt orden, in der Regel eine Uebersiedelung von der 2ten t, so müfste der Gegensatz zwischen *chas'kat* wir ıllen tragen und *chas'kit* trage, befremden. Der nstand aber, dafs die beiden Formen verschiedenen odis angehören, erklärt die Sache sehr befriedigend; s *i* von *chas'ki*, *chas'kit* ist eine Schwächung des skr. assen- oder Bindevocals a — z. B. von *vaha* fahre *lata* fahret — der auch im Lateinischen sich fast ıchgreifend zu *i* geschwächt hat, und von da im Auste und vor *r* zu *e* geworden ist (*vehe*, *vehite*); das on *chas'kat*, *chas'kan* aber entspricht dem skr. aus zusammengezogenen Diphthong *ê* des Potentialis, auch im Lat. *vehatis*, *vehant* nur das *a*-Element ückgelassen hat, aber verlängert (*vehâmus*, *vehâtis*) Ersatz des verlorenen oder in dem *a* untergeganen *i*. Es entsprechen also *chas'kat*, *chas'kan* vorlich den latein. Formen wie *vehatis*, *vehan*(*t*), nicht ergessen, dafs *chas'kat*, wenngleich die 1ste Pers. etend, doch seinem Ursprunge nach der 2ten höret.

Bopp.

XL.

Kieselschaligen Bacillarien oder Diatomeen. Beeitet von Dr. Friedr. Traugott Kützing, Proor bei der Realschule zu Nordhausen. Nordhau- 1844. (W. Köhne.) gr. 4. VIII. und 152 S. 30 vom Verfasser auf Stein gravirte Tafeln.

sind bereits 11 Jahre verflossen, seitdem der Verfasser ynopsis Diatomearum bekannt machte. In diesen 11 Jahsehr viel für diese Familie geschehen. Der Verf. selbst e 1834 den Kieselpanzer bei den Diatomeen, Fischer wies fossile Vorkommen der Diatomeenschalen im Franzens- eselguhr nach, und Ehrenberg hat seitdem, wie es scheint, Untersuchung dieser Familie zu einer Hauptaufgabe ge- Auch Ausländer sind in der Bearbeitung der Diatomeen ewesen, ganz besonders de Brébisson in Frankreich, England und Bailey in Nordamerika. Die Menge der eckten Formen, welche seit der Herausgabe der Kützing- nopsis Diatom. bekannt gemacht worden, sind erstaundürfte nicht leicht eine Familie im Thier- oder Pflane geben, welche sich eines verhältnifsmäfsig eben so uwachses zu erfreuen gehabt hätte.

nteresse an dieser Familie hat, seitdem man erfahren, Antheil dieselbe an der Bildungsgeschichte unseres gehabt und noch hat, so zugenommen, dafs es jetzt als ein allgemeines betrachtet werden kann. Denn es ist jetzt für den Geologen nicht minder wichtig, diese mikroskopischen Körperchen näher kennen zu lernen, als sie, wegen der Zweifel, die noch über ihre thierische oder vegetabilische Natur herrschen, den Geologen und den Botaniker gleichmäfsig angehen.

Was bisher über sie bekannt geworden, ist theils noch zerstreut, theils in grofsen Werken enthalten, die, wie z. B. Ehrenberg's grofses Infusorienwerk, wegen ihres aufserordentlich hohen Preises sich nicht Jedermann anschaffen kann. Wir können es also dem Verf. nur Dank wissen, dafs er alles über die Familie bekannt Gewordene gesammelt und, mit seinen eigenen Entdeckungen vereinigt, in diesem Werke zusammengestellt hat. In den beigegebenen 30 Tafeln sind über 730 verschiedene Formen, gröfstentheils in mehrfachen Exemplaren und in verschiedenen Ansichten dargestellt. Die Ausführung der Figuren ist bis in das Minutiöseste genau, treu und deutlich. Man sieht, dafs sich der Verf. Mühe gegeben, den Darstellungen Ehrenberg's, die bisher die besten und treuesten waren, nicht nur nichts nachzugeben, sondern sie wo möglich noch zu übertreffen. Sie bilden daher auch gröfstentheils zu den Abbildungen, welche der Vfr. in seiner Synopsis Diat. lieferte, einen nicht geringen Contrast, und es mögen die genauen Untersuchungen Ehrenberg's nicht ohne Einflufs auf die jetzigen Darstellungen des Vfrs. gewesen sein.

Das Werk ist Alexander von Humboldt gewidmet. Nach einem kurzen Vorwort, in welchem der Vfr. sagt, dafs ihm das eigene Bedürfnifs, so wie das Zureden einiger Freunde, zu dieser Arbeit Veranlassung gegeben, beginnt der allgemeine Theil mit der *geschichtlichen Einleitung*, welche eine vollständige Zusammenstellung der Litteratur enthält. Am Ende dieser Einleitung giebt der Vfr. die Geschichte seiner eigenen Untersuchungen, in welcher die Entdeckung der Kieselpanzer ausführlicher besprochen wird. Zuletzt führt er die Naturforscher des In- und Auslandes an, welche ihn durch Zusendungen von Exemplaren bei seiner Arbeit unterstützt haben. Er selbst hat die gröfste Anzahl der im Werke beschriebenen Formen auf seinen Reisen im adriatischen, mittelländischen und deutschen Meere gesammelt.

Nachdem sich der Vfr. über das gewöhnliche Vorkommen und Einsammeln der Diatomeen ausgesprochen, geht er zu dem fossilen Vorkommen derselben über. In diesen Abschnitt ist Alles aufgenommen, was bis jetzt durch Ehrenberg und Andere bekannt geworden ist, und die fossilen Lager in Böhmen und anderen Theilen Deutschlands sind mit der gröfsten Ausführlichkeit besprochen. Auch wird der grofsen Lager in anderen Gegenden Europa's, wie der in Nordamerika durch Bailey bekannt gewordenen, gedacht.

Nachdem der Vfr. noch die *technische Benutzung der Diatomeenschalen*, die *geographische Verbreitung der Formen*, die *Diatomeen als Schmarotzer* besprochen, wendet er sich zur *Untersuchung derselben*, zu welcher er die nöthige Anleitung giebt, und geht dann zu der *allgemeinen Anatomie und Physiologie* der Diat. über.

Bei dem Kieselpanzer unterscheidet Vfr. zweierlei, nämlich 1) die eigentliche reine, farblose Kieselschale, welche aus reiner Kieselerde besteht, und 2) die späteren, innerhalb derselben vorkommenden, mehr oder weniger gefärbten Ablagerungen, in welchen Vfr. eine Verbindung der Kieselsäure mit Eisenoxyd und Thonerde vermuthet. Die Ablagerungen erscheinen nämlich nach dem Glühen der Schalen immer braun. Sie sind bisweilen so bedeutend, dafs sie die Strichelchen und Linien in der Schale bedecken. — Die zweierlei verschiedenen Seiten unterscheidet er in Haupt- und Neben-Seiten. In jenen kommt die Längstheilung vor, in diesen befinden sich dagegen Oeffnungen. Die Scheidewände, welche bei Grammatophora vorkommen und bei Ehrenberg plicae heifsen, werden hier *Längsleistchen* (vittae) genannt. — Den *weichen*, *organischen Inhalt* der Schalen betrachtet der Vfr. als dem Zelleninhalte der Conferven analog, und nennt ihn daher auch, wie bei diesen, *gonimische Substanz*. Ehrenberg hält ihn für den Eierstock, und nahm Magenbläschen und männliche Samendrüsen darin an. Letztere sind jedoch nach des Vfrs. Untersuchungen *Oeltröpfchen*, und die ersteren sind nicht immer vorhanden. Die Färbung derselben durch Indigo, welche

Digitized by Google

Ehrenberg durch eine wirkliche Verspeisung des Indigo erklärte, soll nach dem Vfr. blofs von mechanischen Ursachen herrühren. Der Schleim (substantia gelinea), welcher oft ganze Gruppen von Diatomeen gemeinschaftlich einschliefst, bald formlos, bald zu Schläuchen geformt ist, bald aber auch in Gestalt eines Fufses oder Stieles auftritt, wird aus den Oeffnungen der Schale abgesondert. Er dient zur Verbindung der Individuen; die nicht verbundenen zeigen fast immer Bewegung. — Die *Fortpflanzung* und *Vermehrung* geschieht auf dreifache Weise, wie bei den niederen Algen, nämlich 1) durch Entwickelung der gonimischen Substanz, 2) durch Theilung, und 3) durch samen- oder knospenähnliche Gebilde. Die allgemeinste Vermehrungsart ist die durch Theilung, bei welcher Vfr. eine vollständige und eine unvollständige unterscheidet Bei letzterer bleiben die neu entstandenen Individuen noch mit einander vereinigt. Die samen- oder knospenartigen Gebilde hat Vfr. bei den Gattungen Melosira, Schizonema und Micromega entdeckt; sie sind überall denen der Algen auffallend ähnlich. — Bei den *Bewegungen* der Diat. werden besonders die Beobachtungen Ehrenberg's an der Surirella Gemma hervorgehoben, was den Vfr. endlich zu der Beantwortung der Frage führt:

Sind die Diatomeen Pflanzen oder Thiere? Nachdem er das Für und Wider von allen Seiten erwogen hat, entscheidet er sich dahin, dafs sie sich mehr dem Pflanzenreiche zuneigen als dem Thierreiche. Bekanntlich nimmt der Vfr. keine scharfen Grenzen zwischen beiden Reichen an, sondern glaubt, dafs in den Diatomeen die Elemente beider Naturen mit einander vereinigt seien, und dafs es nur darauf ankomme, ob das vegetabilische oder animalische Element vorherrschend entwickelt sei, um Erscheinungen hervorzurufen, welche diese amphibolischen Gebilde den Pflanzen oder Thieren näher bringen. Uebrigens nimmt er ein Schwanken zwischen beiden Reichen nur in den einfachsten Formen an; in ihren zusammengesetzten Formen treten alle Diat. als entschiedene Pflanzenbildungen auf.

Im *speciellen Theile* schickt der Vfr. Einiges über Systemkunde voraus. Er betrachtet die Structurverhältnisse der Schalen als die wichtigste Grundlage für das System, weil sie nicht solchen Veränderungen unterworfen sind, wie die weicheren organischen Theile. Darin weicht er wesentlich von seinen früheren Arbeiten und denen Ehrenberg's ab, wo die Hauptgruppen nach den „veränderlichen Merkmalen" gebildet sind. Dafs bei der Eintheilung die Structur der Schalen vor den weichen, veränderlichen Theilen den Vorzug erhalten, hat auch noch den Vortheil, dafs hiernach die fossilen Formen mit gröfserer Sicherheit untergebracht und bestimmt werden können, als es bisher der Fall war. Vfr. unterscheidet nun noch 3 Hauptstadien der Entwickelung, nämlich 1) den status singularis s. solitarius, 2) den status congregationis, und 3) den status involucratus, wovon jeder wieder seine Unterabtheilungen hat, welche durch die vollkommene oder unvollkommene Theilung hervorgerufen werden.

Die Diatomeen werden nun in 3 Hauptgruppen (tribus) eingetheilt, nämlich: 1) *gestreifte* (Diat. striatae), *striemige* (vittatae) und 3) *zellige* (areolatae).

Die *erste Gruppe* zerfällt wieder in solche ohne Mittelöffnung in den Nebenseiten (Astomaticae) und solche mit einer Mittelöffnung (Stomaticae). Die *Astomaticae* zerfallen in 1) solche mit durchgehenden Querstreifen in der Schale und 2) solche, bei denen die Querstreifen in der Mitte unterbrochen sind. Zu jenen gehören die Familien: Eunotieae, Meridieae, Fragilarieae, zu diesen die Fam Melosireae und Surirelleae. Die *Stomaticae* zerfallen in Monostomaticae (mit den Fam. Cocconeideae und Achnantheae) und Distomaticae (Fam. Cymbelleae, Gomphonemeae und Naviculeae). — Die *zweite Gruppe* (Diat. vittatae) zerfällt wie die erste in *Astomaticae* (Fam. Licmophoreae und Striatelleae) und *Stomaticae* (Fam. Tabellarieae). — Die *dritte Gruppe* (Diat. areolatae) zerfällt in *Discriformes* (Fam. Coscinodisceae und Anguliferae) und *Appendiculatae* (Fam. Tripodisce Biddulphieae, Angulatae und Actiniscеae).

Bei jeder Familie wird Historisches, Verwandtschaft, E wickelungsverhältnisse und geographische Verbreitung erört Die Gattungen und Arten sind durch kurze Diagnosen charak risirt, und fast jede Art ist durch eine oder auch mehrere bildungen erläutert. Auf das fossile Vorkommen ist bei den zelnen Arten, welche es trifft, überall Rücksicht genommen, alle Arten mit aufgenommen, welche nur fossil gefunden sin

Die *Eunotieae* enthalten die Gattungen Epithemia (mit Arten), Eunotia (36 Arten), Himantidium (10 Arten). Die *ridieae* enthalten die Gattungen Meridion (4 Arten, wovon 2 zweifelhaft) und Eumeridion (1 Art). Die *Fragilarieae*: D cula (7 Arten, worunter Navicula constricta und undulata Ehr Odontidium (8 A., welche früher bei Ehrenberg mit Fragi vereinigt waren), Fragilaria (13 A.), Diatoma (= Bacillaria E exp., mit 9 A.). Die *Melosireae*: Cyclotella (7 A., worunter D plea von Ehrenberg begriffen), Pyxidicula (4 A., worunter 2 zw haft), Goniothecium (1 Art), Rhizosolenia (1 Art), Podo (mit einer neuen Art aus Jamaica), Podosira 2 Arten), M (= Gallionella Ehrbg., mit 19 begründeten und 4 zweifel Arten; Gallionella ferruginea Ehrbg. wird ganz ausgesch weil sie nach des Vfrs Untersuchungen gar keinen Kiesel besitzt, daher auch nicht zu den Diatomeen gerechnet w kann; Vfr. erklärt sie für eine mit Eisenoxyd incrustirte ferve). — *Surirelleae:* Campylodiscus (6 Arten), Surirel Arten), Bacillaria (1 Art), Synedra (70 Arten, aufserden mehrere zweifelhafte). — *Cocconeïdeae*: Cocconeis (34 A Doryphora (wozu Vfr. Cocconeis Amphiceros bringt, 1 Art *Achnantheae*: Achnanthidium (2 A.), Achnanthes (14 A.), bosira (1 Art, aus Achnanthes seriata Ag. gebildet). — *belleae*: Cymbella (15 A.), Cocconema (11 A.), Syncyclia Encyonema (2 A.). — *Gomphonemeae:* Sphenella (7 A.), Go nema (33 A.), Sphenosira (1 A.). — *Naviculeae*: Navicula (9 — Vfr. hat die von Ehrenberg als Pinnulariae aufgeführt streiften Arten wieder mit Navicula vereinigt, weil sie ebensowohl gestreift als ungestreift vorkommen), Ampl (aus Frustulia pellucida gebildet, mit 3 A.), Ceratoneis Stauroneis (34 A. — Vfr. hat mit dieser Gattung die er lich von Ehrenberg aufgestellte Gattung Stauroptera ver Amphiprora (3 A.), Amphora (18 A.), Diadesmis (4 A., w 2 Tabellarien von Ehrenberg), Frustulia (2 A.), Berkeley eine neu von Triest), Rhaphidogloea (4 A, wovon die er micans, bisher unter Schizonema aufgeführt wurde, die neu), Homoeocladia (6 A., worunter 4 neue), Schizone begründete A., worunter viele neue; aufserdem noch 14 z haft), Micromega (24 A.), Dickieia (neue, von Dr. D Aberdeen entdeckte Gattung, mit 1 A.). — *Licmoph* dosphenia (9 A.), Rhipidophora (14 A., worunter die neu), Licmophora (5 A., 2 neue), Climacosphenia (2 A. — *Striatelleae*: Striatella (1 A.), Tessella (1 A.), (4 A., sämmtlich neu), Rhabdonema (aus Diatoma stria bildet; 3 A.). — *Tabellarieae:* Tetracyclos (1 A.), T (7 A.), Terpsinoë (1A.), Grammatophora (13 A., mehren *Coscinodisceae:* Coscinodiscus (20 A.), Actinocyclus Actinoptychus (14 A.). — *Anguliferae*: Lithodesmium Amphitetras (2 A.), Amphipentas (2 A.). — *Tripodis* podiscus (1 A.). *Biddulphieae*: Isthmia (2 A.), Odonte Biddulphia (3 A. — Die Gatt. Denticella Ehrbg. ist da einigt), Zygoceros (2 A.). — *Angulatae*: Triceratium (4 *Actiniscеae*: Actiniscus (2 A.), Mesocena (5 A.), Di (10 A.)

Ein Verzeichnifs der Abbildungen und ein vollstä gister beschliefsen das Ganze.

Die äufsere Ausstattung des ausgezeichneten u hochwichtigen Werkes ist sehr anständig.

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XLI.

rman Protestantism and the right of private udgment in the interpretation of holy scriture. A brief history of German Theology, rom the reformation to the present time. In series of lettres to a layman. By Edward '. Dewar, M. A., Chaplain to the british sidents at Hamburg. Oxford. 1844.

Wir haben uns entschlossen, eine Anzeige von r ausländischen literarischen Erscheinung zu ma- nicht sowohl wegen ihrer innern Bedeutung, als ern wir in derselben ein nicht unwichtiges Zei- der Zeit erkennen, nicht allein in Beziehung auf Geist der englischen Hochkirche, der sich darin richt, sondern auch auf manche verwandte Rich- n, welche unter uns jetzt auftauchen: wir mei- iejenigen Richtungen, welche das formale Princip vangelischen Kirche zu beeinträchtigen drohen, rchliche Tradition in irgend einer Form zur Er- ng oder Befestigung jenes Princips für nothwen- ilten, und die Lehre von der Kirche auf eine :, die dem ächten Wesen des Protestantismus pricht, auf die Spitze zu stellen geneigt sind.

Vas der Verf. von dem Standpunkte seiner kirch- Traditionslehre gegen die deutsche Reforma- ıd den darin begründeten Entwicklungsprocefs rche sagt, ist an und für sich nichts Neues; es : Wiederholung und Anwendung dessen, was tandpunkte der römischen Kirche oft gesagt und immer von Neuem gesagt wird. Aber der unterscheidet sich von dem Standpunkte des ıen Katholicismus durch einige eigenthümliche s-Bestimmungen und Bezeichnungen, freilich ım Vortheil der Consequenz und Klarheit. Er nämlich den allgemeinen Gegensatz: Katholi- von der einen und Rationalismus von der an- dern Seite. Unter Katholicismus versteht er denjenigen Standpunkt, der die Erklärung der heiligen Schrift von der Autorität der kirchlichen Ueberlieferung abhängig macht. Als den wahren Sinn der heiligen Schrift bezeichnet er nämlich das, was durch die Kirche in allen Zeiten und besonders in der ersten und reinsten Zeit festgehalten worden. Unter Rationalismus hingegen versteht er denjenigen Standpunkt, welcher von der Voraussetzung ausgeht, dafs der christliche Glaube aus der heiligen Schrift allein, in welcher derselbe klar genug enthalten sei, in jeder Zeit der Kirche auf gleiche Weise abgeleitet werden könne. Wir wollen dem Verf. gern zugeben, dafs man Princip und Folgerungen aus demselben wohl unterscheiden müsse, dafs Einer zu einem Principe sich bekennen könne, ohne die aus demselben sich consequent ergebenden Folgerungen sich zum Bewufstsein zu bringen oder gut zu heifsen; wir werden daher auch mit ihm darin einstimmen können, wenn er das Princip des Rationalismus da finden will, wo noch keineswegs die daraus sich ergebenden Folgerungen im Bewufstsein hervorgetreten sind; aber es fragt sich nur, ob das, was der Verf. mit dem Namen des Rationalismus bezeichnet, mit irgend einem Rechte so bezeichnet werden könne, ob der Gegensatz zwischen Katholicismus und Rationalismus in der Form, wie ihn der Verf. auffafst, logisch haltbar ist, wie es sich rechtfertigen läfst, dafs der Verf., um den Katholicismus in seiner Reinheit nur der bischöflichen Kirche in England zuzuschreiben, und alles dem Principe derselben Widerstreitende mit dem Namen des Rationalismus zu stempeln, die beiden Erscheinungen des religiösen Geistes, die dem Principe nach einander am schroffsten widersprechen, unter dem Namen des Rationalismus zusammenbegreifen kann, während doch die eine der Erscheinungen, auf die er diesen Namen überträgt, demjenigen, was er als Katholicismus bezeichnet, weit

Digitized by Google

mehr verwandt ist, als demjenigen, was ihm Rationalismus zu nennen beliebt. Nämlich die eine Grundrichtung des Rationalismus theilt sich nach seiner Meinung in die beiden Schattirungen, von denen die eine die Auslegung der heiligen Schrift von der Bestimmung einer gewissen Kirchenleitung in jeder Zeit, solcher die jedesmal an der Spitze derselben stehn, abhängig macht, die andre dieses dem subjectiven Urtheil eines Jeden ohne weitre Norm überläfst.

Nun geht der Verf. hier von der Voraussetzung aus, dafs ungeachtet ihrer Differenz beide Standpunkte, der zuerst erwähnte papistische und der zweite, den wir den protestantischen nennen, in dem Grundsatze übereinstimmen, dafs dem menschlichen Geiste die höchste Autorität in der Auslegung der heiligen Schrift die Befugnifs und Fähigkeit, die aus derselben abzuleitenden Lehren weiter zu entwickeln und zu vervollkommnen, zugeschrieben werde. Es erhellt ja nun aber leicht, welche Willkür der Verf. in seiner Bestimmung über den Standpunkt der römischen Kirche von seinem rein subjectiven Gesichtspunkte aus sich erlaubt. Es liefse sich zwar wohl denken, dafs ein gewisser Rationalismus in die Form der römisch-katholischen Theorie von der Fortbildung der Kirchenlehre sich hineinlegt, gleichwie ein solcher in die Offenbarungslehre sich hineinlegen konnte. Wir können uns eine solche Ausdeutung der römisch-katholischen Ueberlieferung denken, wonach Alles als nothwendiger Ausdruck einer in einer gewissen Symbolik sich darstellenden Vernunftentwicklung gedeutet wird, alle katholischen Dogmen nur als Symbole, in die sich ein nothwendiger Entwicklungsprocefs gewisser Vernunftideen hineingebildet habe, aufgefafst würden, wie wir ein Beispiel solcher Auffassung in dem pantheistischen Rationalismus eines Amalrich von Bena erkennen und wie ein Theobald Thamer von dem Offenbarungsglauben der lutherischen Kirche zur Tradition der römischen sich flüchtete, um in derselben eine Hülle für seinen Rationalismus zu finden. Aber dem Standpunkte des Lehrbegriffs der römischen Kirche an sich sind doch solche Erscheinungen durchaus fremd; sie leitet ja die Fortbildung des Christenthums nicht von der Autonomie des menschlichen Geistes ab, sondern von der immer fortwirkenden Erleuchtung des göttlichen Geistes und sie verlangt Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Autorität des göttlichen. Nicht den Menschen als Menschen soll man nach ihrer Lehre seine Ueberzeugung unterwerfen, sondern den Menschen, insofern man sie als Organe göttlicher Autorität zu betrachten berechtigt ist. Es ist also das höchste Unrecht, wenn der Verf., weil er nach seiner Ansicht in allem diesen nur Ausgeburten des menschlichen Geistes sieht, der römischen Kirche selbst das Princip aufbürdet, von dem sie am weitesten entfernt ist, dafs sie dem menschlichen Geiste die höchste Autorität in der Auslegung der heiligen Schrift zuschreibe. Es wäre gerade, als wenn Jemand, der in dem, was der Verf. Ueberlieferung nennt, auch nur menschliche Verfälschung der ursprünglichen christlichen Wahrheit sehn könnte, ihm Schuld geben wollte, dafs er sein Principe nach die Auslegung der heiligen Schrift von den Aussprüchen menschlicher Vernunft abhängig mache und also den Namen eines Rationalisten verdiene. Jener Standpunkt, den er unter dem Namen des Rationalistischen mit dem Protestantismus zusammen begreift, ist aber vielmehr demjenigen, zu dem er sich selbst bekennt, verwandt, jener Standpunkt geht von der gleichen Voraussetzung einer nothwendigen äufserlichen Autorität der Kirche, ohne welche die religiöse Wahrheit in der Schrift nicht gefunden werden könne, derselbe erkennt gleichfalls die Ueberlieferung als die höchste Regel des Glaubens an und er ist in der Anwendung dieses Princips, wie wir nachher bemerken werden, consequenter als der Verfasser. Dieser nämlich geht mit der römisch-katholischen Kirche von derselben Voraussetzung aus, die er in den Worten des Vincentius von Lerins an die Spitze seines Buchs stellt, als das Kriterium der Wahrheit „quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est", nur will er hier besonders bei der ersten Jugend der Kirche, ihrer reinsten Zeit stehn bleiben, indem er erkennt, dafs später Verfälschungen sich eingeschlichen haben, durch welche die ursprüngliche allgemeine Lehre, wenn sie auch nicht ganz getilgt werden konnte, doch getrübt worden. Aber wo ist die Grenze zwischen der reinen und unreinen Entwicklung der Kirche? Wo finden wir nicht schon frühzeitig die Keime derjenigen Irrthümer finden, aus denen allmälig, indem, was in dem Principe gegeben war, sich nur immer weiter herausbildete, das ganze System des mittelalterlichen Katholicismus hervorgegangen ist? Der Verf. bestimmt die Grenze der reinen Tradition nicht so genau, dafs

Digitized by Google

n beim Wort halten und ihm die Keime mancher ehren, die er vielleicht selbst nicht gutheifsen würde, hon in denjenigen Jahrhunderten, welchen er die ine Tradition zuweiset, aufzeigen könnten. Ehemals tte der Protestantismus ein Interesse dabei, der rö-sch-katholischen Kirche den sehr späten Ursprung er der Lehren, durch die sie sich von der evangelischen che unterscheidet, nachzuweisen, und man liefs sich durch zu mancher Befangenheit in der Auffassung kirchlichen Alterthums, der Auslegung älterer riftsteller verleiten. Ein tieferes Verständnifs des chichtlichen Entwickelungsprocesses hat uns von em beschränkten Interesse befreit. Wir wissen, die Reaktionen der durch die ächt apostolische re überwundenen Standpunkte sich schon bald in Entwicklung des Christenthums in andrer Form er einmischten, und wo wir dies wahrnehmen, t uns dies nur zur Befestigung unsers Glaubens lie überlegene Macht des von Christus ausgehen-schöpferischen Geistes, der die Entwicklung der e durch die Apostel leitete. Mögen wir aber bei fünf ersten Jahrhunderten stehn bleiben, mögen lie drei ersten Jahrhunderte annehmen, mögen wir weiter hinuntergehn, nirgends werden wir eine Tradition finden, überall schon die Keime der ungen, die in fortgehender Entwicklung zu dem m des römischen Katholicismus hinübergeleitet . Freilich kann dieses vom Standpunkte des chen hochkirchlichen Systems um so weniger er-werden, nicht allein weil dieses keine unbefan-Auffassung des geschichtlichen Entwickelungs-ses zuläfst, wie kein durch Autorität gebunde-stem, sondern auch weil es selbst manche jener den Elemente, namentlich die Veräusserlichung Begriff der Kirche, den mehr jüdischen als chen Standpunkt in dieser Hinsicht, mit hin-nommen hat. Doch läfst sich wohl dem Verf. Inconsequenz in seiner Polemik gegen die rö-katholische Kirche von dem Standpunkte seines onsbegriffes nachweisen. Er sagt S. 8., „es sei zu begreifen, von welchem andern Principe dem des Rationalismus die Lehren der römi-Kirche vertheidigt werden könnten, die eifrig-omanisten würden nicht zu behaupten wagen , dafs die Anrufung der Heiligen, die Vereh-r Maria, die Kelchentziehung, der Primat der römischen Bischöfe in der alten Kirche angenommen worden seien." — Aber finden wir nicht eine übertriebene Heiligenverehrung, Marienverehrung schon im vierten, fünften Jahrhundert? Lassen sich nicht die Keime im dritten nachweisen? Sehn wir nicht aus der Veräufserlichung des Begriffs von der Kirche und der Annahme einer nothwendigen äufserlichen Einheit derselben die Anerkennung einer ihr nothwendigen Repräsentation derselben durch die cathedra Petri in Rom schon im dritten Jahrhunderte hervortreten? Finden wir nicht schon am Ende des zweiten Jahrhunderts in der nord-afrikanischen Kirche, und vielleicht überhaupt in der abendländischen, den Gebrauch, dafs man von dem geweihten Brodte etwas mit nach Hause nahm, und es für sich allein genofs? Der Verf. sagt ferner S. 25: „Wie sehr hätte Luther auf die Tradition statt auf die Schrift sich berufend über seine Gegner triumphiren können, wenn er ihnen nachgewiesen hätte, dafs die Priesterehe durch die Stimme der ersten Väter und Concilien nirgends verboten worden sei, dafs die Verpflichtung zum Cölibat der Priester eine erst durch den Papst Hildebrand, tausend Jahr nach der Zeit der Apostel, in die Kirche eingeführte Neuerung gewesen sei!" — Aber wurde nicht schon von dem Concil zu Elvira im Jahr 305 der Cölibat für die Geistlichen der höheren Grade angeordnet? Wurde dies nicht durch die Dekretale des römischen Bischofs Siricius vom Jahr 385 zum Gesetz gemacht? In der Theorie herrschte längst das Cölibatgesetz, nur in der Praxis konnte es nicht durchdringen. Der Geist der germanischen Völker stellte sich demselben entgegen, aber häufig war es vielmehr der Gegensatz der Rohheit, als der der evangelischen Freiheit. Der Papst Gregor VII. glaubte gewifs keine Neuerung einzuführen, sondern für die alten Kirchengesetze endlich den lange versagten Gehorsam erzwingen zu müssen, wie er in der That für seine Zeit an der Spitze einer Kirchenreformation im Gegensatz zügelloser Rohheit und Willkür erschien. Und wenn wir von der ausdrücklichen Feststellung der Cölibatsgesetze absehn und nur auf die Keime der Denkweise hinblicken, aus der, als eine der Folgerungen, der priesterliche Cölibat hervorging, werden wir nicht schon weit früher in jener Anschauungsweise von dem Priesterthume im Gegensatz gegen die Welt, in jener ganzen entweltlichenden Auffassung der Sittenlehre die Keime davon finden? Es erhellt also das Unhaltbare eines

Digitized by Google

willkürlichen Abgrenzens der Tradition, wenn man die Wurzel festhalten will und alle daraus hervorgegangenen Sprössling abschneidet. Aber der Verf. will eben von keiner Entwicklung der Tradition etwas wissen. Entwicklung, Veränderung, Ergänzung der einmal gegebenen Lehre, Alles wirft er zusammen, Alles ist ihm rationalistische Perfectibilität des Christenthums. In dieser Hinsicht folgt er nicht dem Vincentius von Lerins, dessen Principien über die Ueberlieferung er geltend macht. Derselbe sagt von den unwandelbaren Lehren des Christenthums: „Prisca illa coelestis philosophiae dogmata processu temporis excurentur, limentur, poliantur, sed nefas est ut commutentur, nefas ut detruncentur, ut mutilentur. Accipiant licet evidentiam, lucem, distinctionem, sed retineant necesse est plenitudinem, integritatem, proprietatem." In diesem Principe der fortschreitenden Entwicklung der in das christliche Bewufstsein aufgenommenen Wahrheit, welche Entwicklung das Verharren in ihrem eigenthümlichen Wesen voraussetze, müssen wir mit dem Vincentius übereinstimmen; widerstreiten müssen wir ihm nur, insofern er dies im Zusammenhange mit seinem veräufserlichten Begriffe von der Kirche, worin unser Verf. mit ihm übereinstimmt, auffafst, diese Entwicklung abhängig macht von gewissen nothwendigen äufserlichen Organen, von der Succession der Bischöfe, ihren Versammlungen auf den allgemeinen Concilien. Wenn aber der Verf. die Tradition nur bis auf eine gewisse Grenze gelten lassen will und alle Entwicklung ihm als Verfälschung erscheint, wie wird er dann, bei den beiden ersten Jahrhunderten stehn bleibend, vor dem Subordinationismus in der Dreieinigkeitslehre sich retten können? Wie wird er seine Rechtgläubigkeit in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre behaupten können? Was wird er dazu sagen, wenn es sich nachweisen läfst, dafs die Kindertaufe erst im Verlauf des zweiten Jahrhunderts eingeführt worden? Und wie läfst sich überhaupt eine Fortpflanzung des Christenthums als etwas Lebendiges ohne eine solche Entwicklung denken? So hätte das Christenthum nie wirklich umbildendes, belebendes Princip der menschlichen Natur in ihrem ganzen Wesen werden können; es wäre immer nur ein todtes Kapital geblieben, das Christenthum nur ein von aufsen her dem alten Kleide der menschlichen Natur aufgeheftetes neues Lappen. Aber das Gegentheil bezeugt Christus, wenn er uns unter dem Bilde des Sauerteigs das Wesen des Reiches Gottes darstellt. Und gerade in diesem Entwicklungsprozesse, den das Christenthum von innen heraus, als eine höhere Lebenspotenz, nicht als ein fertiges System von Begriffen, hervorgebracht hat, offenbart sich die mit nichts zu vergleichende göttliche Gewalt desselben.

Wenn wir uns nun zu dem hinwenden, was der Verf. unter der zweiten Richtung des Rationalismus versteht, so zeigt sich auch hier das Willkürliche und Unhistorische in seiner Begriffsbestimmung. Er bezeichnet einen Standpunkt, der in einer übernatürlichen Offenbarung, wie sie in einer Sammlung von heiligen Schriften niedergelegt ist, die höchste Erkenntnifsquelle des Glaubens findet, mit dem Namen des Rationalismus aus dem Grunde, weil der Vernunft, abhängig von jeder andern Autorität das Recht, die Urkunden aus sich selbst zu erklären und die darin enthaltene Religionslehre daraus abzuleiten, zugeschrieben wird. Aber diese Auffassung hängt ja hier mit dem Wesen des supernaturalistischen Standpunkts, insofern derselbe einer vermeinten Autonomie der Vernunft sich entgegenstellt, genau zusammen. Der Vernunft wird diese Macht und dieses Recht ebenso im Gegensatz nur gegen jede ihr als menschlich erscheinende Autorität, vor der sie sich nicht beugen soll, zugeschrieben. Jener Begriffsbestimmung zufolge wäre also auch der heilige Chrysostomus mit dem Namen eines Rationalisten zu belegen sein, wenn er sagt, Homil. 23 über die Apostelg. — gegen diejenigen, welche meinten, man wisse nicht, welcher Sekte man folgen soll, da alle sich auf die heilige Schrift beriefen: „Wir „sagten, dafs wir nur unsrer Vernunft folgen, du „test du dich mit Recht beunruhigen, nun da wir „sagen, dafs wir der heiligen Schrift glauben, „diese einfach und zuverlässig ist, so ist das Kri„rium leicht zu finden: Wer damit übereinstimmt, „ein Christ, wer widerstreitet, ist fern von diesem „gel. Wenn nun aber Einer kommt und sagt: „steht in der heiligen Schrift, der Andre: Jenes, und „den Sinn derselben hin und her ziehen, nun so „mir: Hast du keine Vernunft und kein Urtheil

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

rman Protestantism and the right of private ıudyment in the interpretation of holy scripture. 1 brief history of German Theology, from to he present time. In a series of lettres to a ayman. By Edward H. Dewar.

(Schlufs.)

Der Verf. bemerkt ferner nicht, dafs zwischen de- welche in diesem Principe, d. h. in dem formalen ıcipe des Protestantismus übereinstimmen, noch grofser Unterschied, der die Uebereinstimmung ıt überwiegt, stattfinden könne, in Beziehung auf Ansicht von dem Verhältnisse der Vernunft zu Inhalte der heiligen Schrift, was mit den ver- ıdenen Auffassungen der Anthropologie und der gan- Heilslehre genau zusammenhängt, jenachdem man Erleuchtungsbedürftigkeit der Vernunft anerkennt, nicht, von der erleuchteten oder der natürlichen unft in dem Verhältnisse zur Auslegung der hei- Schrift redet, oder, mit andern Worten, jenach- dieses Princip mit einem pelagianischen Stand- e oder dem entgegengesetzten zusammenhängt. macht ja den grofsen Unterschied zwischen dem lpunkte der evangelischen Theologie und der so- ıischen, wenn gleich beide in der Anerkennung ɔrmalen Princips an sich übereinstimmen und wir den socinianischen Standpunkt nicht mit dem für einen rationalistischen, sondern für einen ıaturalistischen erklären müssen, — freilich eine Form des Supernaturalismus, welche vermöge Zusammenhangs mit pelagianischer Anthropologie den Keim des Rationalismus in sich trägt.

er Verf. läfst sich in seinem zweiten Briefe selbst die Einwendung machen, dafs er, statt amen des Rationalismus in einem so ungewöhn- lichen Sinne zu gebrauchen, besser thun würde, den Namen des Protestantismus darauf anzuwenden, und wir müssen allerdings darin einstimmen, dafs dieses die einzig richtige Bezeichnung des Standpunktes, den er einen rationalistischen nennt, im Gegensatz gegen den traditionell-kirchlichen, sein würde. Aber er hat gute Gründe, gegen diese Vertauschung sich aufzulehnen, weil auch die englische Kirche eine protestantische genannt worden sei, als gegen die Irrthümer der röm. Kirche protestirend, und weil es lächerlich wäre, die röm. Kirche in irgend einem Sinne eine protestantische zu nennen, und es doch dem Verf. ihr den Namen einer rationalistischen beizulegen beliebt. Doch wir haben schon bemerkt, wie willkürlich und ungerecht er diesen Namen anwendet, wenn er den römisch-katholischen Standpunkt so bezeichnet. Und was das Erste betrifft, so giebt die Protestation gegen gewisse Irrthümer der römischen Kirche allerdings noch kein Recht, den Beinamen des Protestantismus sich beizulegen. Wie der Name des Protestantismus auf jenem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 entstanden ist, bezieht er sich nicht blofs auf die Verneinung einiger Lehren der römischen Kirche, sondern auf die Zurückweisung jeder andern Autorität als der aus sich selbst erklärten heiligen Schrift in Glaubenssachen, und der Begriff des Protestantismus enthält also allerdings einen Gegensatz gegen jede Autorität einer Kirche und Tradition, welche die Erklärung der heiligen Schrift von sich abhängig machen will. Der Protestantismus hat daher auch zu seiner nothwendigen Voraussetzung die unmittelbare Beziehung eines jeden religiösen Bewufstseins zu Christus als der Quelle des göttlichen Lebens und Lichts, und es wird dadurch ausgeschlossen jede nothwendige Vermittlung durch eine bestimmte sichtbare Kirche, welche sich

Digitized by Google

als den allein zu Christus hinleitenden Kanal betrachtet. Eben deshalb müssen wir den Begriff der Kirche in dem Sinne des Verf., als einer durch die Succession der Bischöfe vermittelst der Ordination von Christus abgeleiteten, der nothwendigen Vermittlung für die Theilnahme an dem heiligen Geiste, als einen durchaus antiprotestantischen betrachten. In jenem Begriffe von der Tradition und dem damit zusammenhängenden von der Kirche können wir nicht umhin, ein dem römischen Katholicismus verwandtes, durchaus antiprotestantisches Element zu erkennen. Den Protestantismus in einem tieferen und umfassenderen Sinne, als es der Verfasser meint, müssen wir als ein nothwendiges Moment für die reine Fortpflanzung und Entwicklung des Christenthums erklären, denn der Ableitung der göttlichen Wahrheit aus der Quelle, aus der sie allein rein geschöpft werden kann, dem Worte Gottes in der heiligen Schrift, muſs stets die abwehrende Protestation gegen alle verfälschenden Elemente, unter welcher Autorität sie sich auch geltend machen mögen, zur Seite gehn.

Indem der Verfasser nachweisen will, wie die deutsche Reformation durch das, was er das rationalistische Princip nennt, von Anfang an getrübt worden sei, und daraus alle späteren Revolutionen in der deutschen Theologie erklären zu können meint, sucht er darzuthun, was Luther selbst zu einem seiner religiösen Denkweise ursprünglich fremden Principe hingeführt habe, daſs er nämlich nur nothgedrungen dazu getrieben worden sei, um seinen Grundsätzen und seiner reformatorischen Richtung, im Gegensatz mit der römischen Kirche, Eingang zu verschaffen. Aber der Verfasser hat den religiösen und theologischen Entwicklungsgang Luthers und ebendaher auch das Princip der deutschen Reformation sehr schlecht verstanden. Nicht das negativ-reformatorische Element, nicht das nachher festgestellte formale Princip der Reformation war bei Luther das Ursprüngliche, sondern aus dem positiv-christlichen Elemente entwickelte sich bei ihm erst das negativ-reformatorische, aus dem materiellen Principe erst das formelle. Seine inneren Kämpfe führten ihn zu Christus als dem alleinigen Grunde des Heils, und dieses allein festhaltend trug er schon in sich das Princip aller Reformation, ehe er noch von fern an irgend ein Reformiren dachte; daſs dieses sich daraus entwickelte muſste erst ohne seine Absicht und sein Zuthun durch den von Gott geordneten Gang der Weltgeschichte herbeigeführt werden. So leitete ihn auch Christus als der alleinige Grund des Heils zu seinem Worte in der heiligen Schrift; so hängt mit der unmittelbaren Beziehung des religiösen Bewuſstseins zu Christus als dem Grunde des Heils die unmittelbare Beziehung zu dem göttlichen Worte als der alleinigen Quelle des Lichts für die erleuchtungsbedürftige Vernunft in dem Entwicklungsgange der deutschen Reformation genau zusammen, dieses in jenem begründet; so ist das Princip des deutschen Protestantismus eigentlich nur eins: die unmittelbare Beziehung zu Christus in zwiefacher Anwendung. Von diesem Zusammenhange aber hat der Verfasser, wie von dem Wesen des Protestantismus überhaupt, keinen Begriff. Daher kann er denn auch die Frage aufwerfen S. 19, ob nicht, wenn Luther in den Schranken der römisch-katholischen Kirche stehen geblieben wäre, die Reformation etwas später mit allgemeinerem, glücklicherem Erfolge und nach einem besseren Principe zu Stande gekommen sein würde, eine Reformation der Miſsbräuche, bei welcher doch der Kirche der bleibende Segen des reinen christlichen Glaubens gesichert worden wäre. Abgesehn davon, daſs wir es sache haben, die Frage, ob ohne die durch Luther hervorgebrachte gewaltsame Erschütterung eine Verbesserung der kirchlichen Miſsbräuche zu Stande gekommen sein würde, zu verneinen, so können wir selbst wenn die glücklichste Reformation dieser hätte so allmälig angebahnt werden können, keinen Ersatz für das, was allein durch das eben uns bezeichnete reformatorische Princip Luthers wirkt zu werden vermochte, darin finden. Das durch den Entwicklungsgang des Reiches Gottes zielt wurde, war nicht eine bloſse Verbesserung bisherigen Kirche, wie sie aus den Elementen der Vermischung des jüdischen und christlichen Standpunkts seit dem zweiten Jahrhunderte sich allmälig gebildet hatte, sondern ein ganz neuer Standpunkt, die Emancipation des Geistes in der Abhängigkeit von Christus allein, die Wiederherstellung der selbstständigen Entwicklung des Christenthums, wie sie durch Paulus im Streit mit dem Judenthume erkämpft worden war, der Einmischung eines alttestamentlichen Standpunkts

Digitized by Google

christlicher Form von Neuem hatte unterliegen sen.

Indem der Verfasser das Wesen des Protestanus in seinem Ursprunge nicht versteht, kann er ı natürlich die fernere Geschichte der protestanti-n Theologie nicht verstehn. Wir wollen es ihm zu halten, dafs er als ein Ausländer oft aus trüben len schöpft und sich in den Zusammenhang einer den Bildung nicht hineindenken kann. Es ist das seines Werks, alle Streitigkeiten und Zerwürf-ı in der Geschichte der deutschen Theologie bis lie Gipfelpunkte der neusten negativen Richtungen lem, was er das rationalistische Princip der Re-ation nennt, herzuleiten und das Ergebnifs daraus lgern, dafs für das Interesse des religiösen Glau-in Deutschland keine andre Hülfe sei, als jenem ipe zu entsagen und zu einer andern Auffassung Begriffs von der Kirche, wie zur Aneignung einer tion sich hinzuwenden. Aber mit seinen willkür-ı und unhistorischen Voraussetzungen fällt auch ndresultat, das er daraus ableiten will.

Wir müssen dem Verfasser Folgendes entgegen-ı. Jene Verirrungen in der Geschichte der pro-tischen Theologie nach der Reformation sind aus dem Principe derselben abzuleiten, sondern gentheil, sie würden nicht erfolgt sein, wenn die-incip immer lebendig fortgewirkt hätte und in Reinheit festgehalten worden wäre. Der Ver-m theils daher, dafs einzelne Momente aus den-ı Richtungen, die bei der deutschen Reformation glich zusammengewirkt hatten, sich von dem menhange des Ganzen lostrennten und eine ein-Stellung annahmen, theils dafs man von dem e der Reformation sich ganz entfremdete, von der Geist sich einer äusserlichen Autorität ge-gab, wenn auch einer andern als derjenigen, ensatz mit welcher die Reformation zuerst ent-war, die rein praktische Richtung des ursprüng-Princips der Reformation einer neuen im Bunde Kirchenautorität stehenden Scholastik weichen Von dem Principe der Reformation selbst gin-ıer auch die Reactionen gegen diese Verfäl-n, wie in Hinsicht der Wissenschaft so des re-Lebens aus, was hier ausführlich zu entwickeln veit führen würde; und so kam es zu jener neuen Entfesselung der Geister, die nun später eine einseitig negative von dem positiven Momente der Reformation sich lostrennende Richtung nahm.

Sodann müssen wir noch auf eins aufmerksam machen. Was der Verfasser aus dem von ihm mifsverstandenen Principe der deutschen Reformation herleiten zu können meint, hat einen weit tieferen Grund in dem Entwicklungsgange des Christenthums und des menschlichen Geistes. Alle Religionen haben Epochen gehabt, in welchen die zuerst unter ihrer Vormundschaft gewordene, zur Selbständigkeit gelangte Bildung, wo nämlich wirklich eine solche zu Stande kommen konnte, sich gegen sie auflehnte, um sich in ihrer unbedingten Freiheit zu behaupten, und dies pflegte das Vorzeichen des bevorstehenden Untergangs dieser Religionen zu sein. Auch das Christenthum konnte dem Gesetze dieses in dem Wesen des menschlichen Geistes gegründeten Entwicklungsganges nicht ausweichen; nur der Ausgang des Kampfes mufste ein andrer werden. Was andern Religionen den Todesstofs brachte, musste dem Christenthume zur Verherrlichung gereichen. Dieser Kampf mufste in der christlichen Zeit ein desto heftigerer werden, je höher die Entwickelungsstufe war, zu der die Vernunft unter dem Einflusse des Christenthums herangebildet worden. Schon im Mittelalter sehn wir diesen Kampf sich vorbereiten. Als vor der Erscheinung der Reformation ein Zwiespalt zwischen der fortgeschrittenen Bildung, wie sie besonders unter dem wiederhervorgetretenen Einflusse des klassischen Alterthums sich entwickelt hatte, und dem den Bedürfnissen des Geistes nicht mehr genügenden Kirchenglauben entstanden war, drohte schon dieser Kampf hervorzubrechen und der geistreiche Aristoteliker Pomponazzo weissagte den ganz nahe bevorstehenden Sturz des Christenthums. Und was würde erfolgt sein, wenn nun nicht die neue Schöpfung aus dem Christenthume durch die Reformation hervorgetreten wäre und das Princip derselben den Geistern eine neue Richtung, in der sie ihre Befriedigung fanden, gegeben hätte? Es ist darauf anzuwenden, was mit geschichtlichem Tiefblicke Melanchthon in einem Briefe an Joachim Camerar vom 26ten Juli 1529 sagt von den Richtungen, welche einst weit heftigere Erschütterungen würden hervorgebracht haben, wenn nicht Luther aufgetreten wäre und den Bestrebungen der Menschen ei-

Digitized by Google

nen ganz andern Schwung mitgetheilt hätte *). Aber jener Kampf konnte durch den mächtigen Einfluss der deutschen Reformation nur zurückgehalten, nicht ganz beseitigt werden. Die durch den Einfluss der Reformation selbst entfesselten Mächte des Geistes mussten einmal gegen das Princip derselben und das eigenthümliche Wesen des Christenthums selbst sich geltend machen. Das trübende Menschliche, was sich dem Werke der Reformation noch angeschlossen hatte oder durch dasselbe nicht genugsam ausgeläutert worden, mufste zuerst jene Angriffe hervorrufen und ein durchgreifenderer Läuterungsprocefs sollte eben dadurch angebahnt werden. Auch in England hat ja das Christenthum diesem Gesetze nicht entgehn können. Wir wissen ja, dafs in England zuerst jene mächtigeren Reaktionen der nach Entfesselung strebenden natürlichen Vernunft gegen den Offenbarungsglauben hervortrat. Doch in England griffen diese Kämpfe nicht tiefer in den inneren Entwicklungsprozefs der Theologie selbst ein. Jene feindlichen Mächte wurden durch die Autorität einer äusserlichen Kirche zurückgewiesen, würden aber, da keine äufserliche Autorität auf die Ueberzeugung einzuwirken und die Geister wirklich zu zügeln vermag, desto zerstörender auf verborgene Weise im Innern der Kirche und des Volkslebens fortgewirkt haben, wenn nicht in dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mannichfache Reaktionen von einem praktischen, lebendigen christlichen Geiste aus dort erfolgt wären. Und man kehrte dann aber, ohne von diesen Kämpfen für den Entwicklungsgang der Theologie bedeutenden Vortheil zu ziehen, wieder zu dem alten Standpunkte der Theologie des siebzehnten Jahrhunderts zurück. Die Engländer sind eine mehr praktische Nation. Mit Deutschland, welches den hellenischen Geist in der neueren Bildung darstellt, ist es anders. In Deutschland mufste der Kampf nicht blos im praktischen Leben, sondern auch in der Wissenschaft ausgekämpft werden. Das Resultat mufste hier aus dem innern Entwicklungsprocesse des Geistes in der Wissenschaft, wenn gleich nicht ohne Zusammenhang mit den Mächten, die im Leben wirkten, von selbst auf naturgemäfse Weise hervorgehen. In Deutschland sollten die Gegensätze bis zu ihrem letzten Gipfelpunkte sich aussprechen um eine grofse Entscheidung herbeizuführen. Die Vernunft sollte hier auf dem Wege ihrer eignen freien Entwicklung zum freien Gehorsam des Glaubens zurückgeführt werden; die Theologie sollte geläutert und verklärt in einer neuen Schöpfung aus dem Kampfe hervorgehn. Der deutsche Geist hat die grofse weltbistorische Aufgabe, wie bei der Reformation, wenn auch auf andere Weise, in der Wissenschaft eine neue Schöpfung anzubahnen, die in ihren Wirkungen auch auf die übrigen Völker übergehen wird.

Der Verfasser hebt, eben weil ihm dieser grofse Zusammenhang ein fremder ist, nur die Schattenseite, die allerdings Trauriges genug zeigt, nicht auch die Lichtseite hervor. Er bemerkt zwar die gesteigerte Entwicklung jener negativen Richtung nicht aber auch die gesteigerte Entwicklung eines neuen christlichen Lebens, das sich Bahn machen und in der Wissenschaft durchdringen will; und dies eben den Unterschied zwischen der Zeit in der Gegenwart und jener öden flachen Zeit der sogenannten Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte. Der Verfasser hat zwar etwas gehört von Schleiermachers Einflufs und von der neuen Richtung Schellings, die Bedeutung dieser grofsen Zeichen der Zeit ist ihm eine unverständliche, wie das Wesen der deutschen Reformation und der darin begründeten deutschen Geistesbildung überhaupt.

Neander.

*) Quae fortasse longe graviores tumultus aliquando excitatura fuerant, nisi Lutherus exortus esset, ac studia hominum alio traxisset. Corpus Reform. I. pag. 1083.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XLII.

ervationes criticae in Iliadis librum primum et alterum von E. R. Lange, Gymnaialdirector in Oels. Drei Abhandlungen, welche den Schulnachrichten des Gymnasiums on Ostern 1839, 1843 *u.* 1844. *vorangehn.*

Vorliegende drei Hefte kritischer Anmerkungen zu beiden ersten Büchern der Ilias werden uns von Hrn. Verf. als Proben dargeboten, von einer neuen gabe der Ilias, wie die Zusage in der Einleitung ersten Arbeit lautet, oder von sämmtlichen Homeri- Gedichten, wenn wir es mit den Worten: Hoc addo, his scholasticis libellis non porro carmi- Homericorum emendationem me esse persecutu- sed justam eorum διόρθωσιν observationibus paulo sioribus in lucem esse prolaturum, in dem Vor- zum dritten Hefte, genau nehmen sollen.

Das Motiv zu seinem so bedeutenden Unterneh- indet Hr. Lange in den Mängeln des Wolfischen rs und in der Unzuläfsigkeit bei diesem stehn eiben. Es ist nur Eine Stelle, in welcher der auf das allgemeine Verfahren Wolfs und die elhaftigkeit desselben näher eingehn will. Diese will Referent mit den eignen Worten des s anführen. Sie lautet: Wolfius, quamquam co- s carminum Homericorum et editionibus typis isis longe alios fontes ipse praeposuit, partim rum eorum, qui Alexandrinos criticos aetate dentes Homerica laudant, imitantur, explicant, Scholiorum, et jure praeposuit, (Proleg. ad p. 14 seq. Praef. nov. ed. p. 38 seq. et 42) anti- nis tamen illis testimoniis in textu constituendo i fere noluit, sed illud ei unum praepositum fuit oue, ut Homeri textum talem exhiberet, qualis o alicui, aut alii veteri critico saeculi post Chr. ii aut quarti satis placiturus fuisse videretur. (Proleg. p. 21 Praef. n. ed. p. 36). Id cur sibi proposuerit vir clarissimus, me nescire ingenue confiteor. Ref. fürchtet sehr, dafs der Leser aus dieser Darstellung der Sache sich weder von Wolfs Verfahren noch von den Mängeln desselben eine deutliche Vorstellung wird machen können. Gründlich und sachgemäfs ist beides von Lehrs (Zimmerm. Zeitschr. für Alterthumsw. Jahrg. 1834 S. 132 sqq.) erörtert worden und Ref. mufs auch den Verf. auf das, was jener Gelehrte dort über den Gegenstand bemerkt, verweisen; es wird ihm wenigstens das Räthsel, welches ihm hier das Verfahren Wolfs noch ist, lösen helfen. Wenn übrigens Hr. L. sagt, Wolf habe nicht den alten Zeugnissen folgen, sondern habe einen Longintext herstellen wollen, was doch so viel heifst, als indem und weil er dies gethan, habe er jenes unterlassen; so ist dies gegen Wolfs ausdrückliche Bemerkung und, merkwürdig genug, gegen seine Bemerkung an eben derselben Stelle, welche Hr. L. von ihm citirt (praef. n. ed. p. 36). Dort sagt W. ausdrücklich, dafs er niemals zu Gunsten des Vulgärtextes der spätern eklektischen Grammatiker und von ihnen bewogen, eine alte Lesart verlassen habe, sondern im Gegentheil wolle er den Vulgärtext, wo es nur immer angeht, durch die alten Lesarten reinigen und verbessern. Das sind seine eignen Worte. Nam etsi illi (die eklektischen Grammatiker) in maximis rebus judicia Aristarchi et eam constitutionem, quam Cicero et Virgilius a pueris legebant, secuti sunt, ita tamen *nonnunquam discesserunt, ut delectus eorum refingi et rejecta scriptura*, quae clari *alicujus auctoris nomine* defenditur, praeferri debeat. Quin etiam, ubi non deteriora sunt ea, quae ab aliquo priorum profecta sunt, quam quae auctore carent, *ad illa nobis reverti decet*, eo magio quod saepe incertum est, utrum haec vulgata omnino antiqua sint, an infimis saeculis nata. Kann etwas deutlicher gesagt werden, als es hier von Wolf geschehn ist? Frei-

Digitized by Google

lich ist Wolf oft vom Aristarch und den übrigen Alexandrinischen Grammatikern abgewichen, aber das hat er aus Gründen gethan, die er proleg. S. 30 erörtert, wenn er sagt: auctoritatem profecto non faciunt magna nomina, quibus adeo si ipsius poëtae repugnat ingenium et aliunde exploratus usus, utra major auctoritas sit, illius an multis saeculis posteriorum criticorum, per se ne quaerendum quidem vel dubitandum videtur. Utinam modo singulis locis constaret, quid illorum quisque primus invexerit in textum et qualem eum acceperit a superioribus. In dem letzteren ist er, wie Lehrs (Zimmermanns Zeitschrift l. l. und de Aristarchi stud. Hom. p. 67 sq.) richtig bemerkt, zu weit gegangen und hat die Autorität, auf die Aristarch baute, nicht hoch genug angeschlagen. Aber was hat das mit dem Longintext zu thun? Auch kann ihm das von Hrn. Lange am wenigsten zum Fehler angerechnet werden, da dieser selbst ganz dasselbe thut, noch jetzt thut, wo die vorgeschrittne Erkenntnifs des Gegenstandes es nicht mehr so leicht entschuldigt wie zu Wolfs Zeiten. Denn welches Verfahren will Hr. L. im Homer befolgen? Er bezeichnet es mit den Worten: Quare mea quidem sententia est, omnes eas antiquas lectiones postliminio quodam reverti oportere, quae aut praestantia sua antecellant vulgatis, aut certe nullis idoneis ex causis postponantur. Die alten Lesarten sind für Hrn. Lange alle die, welche in den Scholien stehn, gleichviel ob sie von Zenod. Arist. oder von wem sonst sind. Sie alle vergleicht er mit der Vulgata und wenn diese nicht besser ist, zieht er jene vor. Wonach entscheidet er, was besser und schlechter ist? wonach sonst, als nach eignem Urtheil und Geschmack! Warum sollte es denn also nicht auch Wolf erlaubt gewesen sein, daselbe zu thun? — Weitere allgemeine Bestimmungen aber als die besprochnen, werden uns von dem Verf. über seinen Gegenstand nicht gegeben; wir folgen ihm also zu den Anmerkungen über die einzelnen Stellen. In diesen macht sich überall die Gunst und die Vorliebe bemerkbar, die der Verf. dem Zenodot zuwendet und mit ihr eben so sehr die Geneigtheit von Aristarch und Wolf abzuweichen; namentlich von letzterem. Die erste Abhandlung, welche das erste Buch der Ilias umfafst, beschäftigt sich sogar ausschliefslich mit solchen Stellen, in welchen er von Wolf abweichen zu müssen glaubt. Wird dies, besonders das erstere, für seine Leistung ein günstiges Vorurtheil zu erzeugen geeignet sein? Doch, was kommt hierauf an? Ein Vorurtheil ist immer nur ein Vorurtheil und auch das beste ist nicht viel werth; suchen wir uns also aus der Sache selbst ein Urtheil zu bilden! —

V. 4. ist dem Verf. nach dem Vorgange Bentleys, Heynes und Anderer das πᾶσι anstöfsig. Quid in hoc loco ad sententiam accuratius explicandam valeat nemo facile demonstrabit etc. Es erklärt sich, wenn man Il. III, 19 und VII, 150 das προκαλίζετο πάντας ἀριστους mit VII, 174 vergleicht. Hier erklärt es der Dichter selbst, indem er dafür sagt τῶν νῦν ὅστις θυμὸς ἐμοὶ μαχέσασθαι ἀνώγει, δεῦρ' ἴτω κτλ. Durch solches ὅσους θυμὸς ἀνώγει ist auch unser πᾶσι zu kommen erklärt. Es ist eine zwar einfache aber sehr wirksame Emphasis, um die Menge der gefallenen Helden zu bezeichen. Die Leichname derselben waren hinreichend für so viele Hunde und Vögel, als immer kommen wollten. Das Zenodotische δαῖτα, Hr. L. in den Text nehmen will, nimmt, wie jeder fühlen wird, dem schönen Proömium einen Theil seiner edlen Einfachheit, und ist nichts weniger als critisch begründet. Nach Hrn. Lange's Ansicht hat Arist. das δαῖτα entfernt haben, weil er glaubte, man brauche es nicht von Thieren, während er aber Il. 24, 43 übersehn habe, wo es dennoch so vorkommt. Darin zwar stimmt Ref. mit dem Verf. überein, man nicht mit Lehrs zu Gunsten des Arist. jenen so interpungiren könne: εἴσ' ἐπὶ μῆλα, βροτῶν ἐν λάβῃσιν, denn hat der Dichter δαὶς von Thieren nicht gebraucht, weil nur ein durch Zerschneiden Theilen zubereitetes Mahl von ihm mit diesem bezeichnet wurde, dann kann auch ein noch lebendes Thier nicht βροτῶν δαῖτα von ihm genannt werden. Der natürliche Gang der Sache scheint dem Ref. mehr dieser: πᾶσι ist die echte Lesart. Es passt vortrefflich für die Stelle und es ist so echt in Homerischer Darstellung, dafs ein Alexandrinischer Kritiker es schwerlich hätte erfinden können. Aber konnte es einem solchen namentlich einem Zenodot unverständlich sein, der darum δαῖτα, auch aus einigen Exemplaren, die ihm vorlagen, in den Text setzte. Arist. erkannte das Richtige aus bessern Quellen und unterstützte es mit dem Grunde, dafs beim Dichter δαὶς von Thieren nicht gebräuchlich wäre. Er unterstützte die richtige Lesart blofs

Digitized by Google

t, führte sie aber nicht aus solchem Grunde ein. ıs erwähnte Beispiel Il. 24, 43 wird ihm auch nicht gangen sein, es ist aber darum noch immer selten ıug, um mit als Grund gegen eine Lesart zu gel-, die Autorität und Geschmack gegen sich hat. d mehr wird Arist. nicht gesagt haben, dessen ne Worte wir hier übrigens nicht mehr haben, und sen Aussprüchen von den Spätern, wie wir noch an ırern Beispielen sehn werden, eine viel weitere Aus-nung und gröfsere Entschiedenheit als von ihm st gegeben wurde.

Zu v. 20. billigt es Hr. L., dafs Heyne und Wolf μοὶ statt δέ μοι aufgenommen haben, denn, ὑμῖν et opposita sibi sunt. Das letztere ist unrichtig. Der ensatz ist ὑμῖν und παῖδα. So nahm ihn schon o (De republ. III, p. 393 E.) wo er unsere Stelle aus ledeweise der μίμησις in die der διήγησις in folgen-Weise überträgt: ἐλθὼν ὁ ἱερεὺς εὔχετο, ἐκείνοις τοὺς θεοὺς δοῦναι ἑλόντες τὴν Τροίαν αὐτοὺς σωθῆ-τὴν δὲ θυγατέρα ἑαυτῷ λῦσαι. Aber auch die tstellung des Dichters, der sonst nach andern Bei-ɔn αὔταρ ἐμοὶ oder μοί δ' αὐτῷ τὴν κτλ. gesagt ı würde, und der natürliche Sinn fordern diesen nsatz. Den Alten mitzunehmen, daran denkt nie-, wohl aber wollen die Griechen die Tochter mit-ɔn; das sollen sie aber nicht nach dem Willen aters, sondern sie selbst mögen zwar heimkeh-ie Tochter aber soll nicht mit nach Griechenland; ierauf pafst der Nachdruck, mit welchem nach-gamemnon erwiedert:

δ' ἐγὼ οὐ λύσω· πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν
πέρῳ ἔνι οἴκῳ, ἐν Ἄργεϊ, τῆλοθι πάτρης

ortrefflich. Aber dessenungeachtet ist δ' ἐμοὶ orzuziehen. Den Grund s. bei Bekker (Recens. olf. Homer. Jenaische Allg. Literaturz. Jahrg. I. p. 162, welche Arbeit Hr. L. auch sonst nicht berücksichtigt hat). — In demselben Verse darf sammenstellung von Optativ und Imperativ, die ɔen würden, wenn: παῖδα δ' ἐμοὶ λύσαιτε φίλην, ἵποινα δέχεσθαι lesen, nicht mit Beispielen wie I, 222 belegt werden, wie jeder sieht, der die ıur liest. Odyss. sagt in ihr zu den Phäaken:

δ' ὀτρύνεσθε ἁμ' ἠοῖ φαινομένῃφιν
ἑ με τὸν δύστηνον ἐμῆς ἐπιβήσετε πάτρης
ρ πολλὰ παθόντα· ἰδόντα μὲ καὶ λίποι αἶων
ν ἐμὴν κτλ.

ύνεσθε oder wie Hr. L. liest ὀτρύνεσθαι steht ja mit dem λίποι in gar keiner Verbindung, und der Imperat. für λίποι wäre hier ohne Sinn! Und warum will Hr. L., wenn man mit W. λῦσαί τε liest, die unschuldige Wolfische Conjectur τὰ τ' ἄποινα für τὰ δ' ἄποινα nicht zu lassen? Weil auf τὲ nicht blofs τὲ und καὶ sondern auch δὲ folgen könne? Aber doch schwerlich, wie Stallbaum zu Plat. Phileb. p. 36 richtig bemerkt, ohne Modification des Sinnes. Eine solche aber ist hier, ohne die Stelle zu schrauben, nicht zu erkennen. Sowohl hier als auch Il. V, 359 hat auch Bekker für δὲ τὲ gesetzt. —

Zu V. 34 will Hr. L. mit Zenod. statt ἀχέων ἀχέων lesen. Wenigstens erwähnt mufste es werden, dafs Plato ἀχέων gelesen. De rep. III. 394. A. drückt er unsere Stelle so aus: ὁ δὲ πρεσβύτης ἀκούσας ἔδεισέ τε καὶ ἀπήει σίγῃ. Hrn. L.'s Grund ist hier ein ästhetischer. Der Zorn passe gut für den ob filiam sibi recusatam summo dolore affectum patrem. Aber er pafst gar nicht zu der Furcht, mit welcher die Drohungen des Agam. den milden und weichen Greisen so eben erfüllt haben. Zorn nach Furcht ist unpsychologisch. Dagegen pafst ἀχέων zu jener vortrefflich, denn es drückt im edlen Stil dasselbe aus, was im vulgären unser „sich drücken" bezeichnet. Wolf (prol. p. 112) billigt ἀχέων nicht, sondern zählt es nur unter den Beispielen, in welchen Z. nicht ad libidinem suam verfuhr. Aber warum hat Hr. L. nicht v. 380 χωόμενος δ' ὁ γέρων πάλιν ᾤχετο für sein ἀχέων angeführt? Wenn er es gethan hätte, würde Ref. ihm geantwortet haben: Nicht nur wenn Lachmann (Abhandlungen der Berl. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1838) recht hat, dafs von v. 348 ein neues von einem andern Dichter gemachtes Lied beginnt und bis v. 430 fortgeht, beweist das χωόμενος nichts für ἀχέων, sondern auch dann nicht, wenn alles von einem Dichter ist, und zwar darum nicht, weil in der Vorstellung des zornmüthigen Achill der beschimpfte Priester nicht anders als zürnend erscheinen kann. —

V. 56 will Hr. L. das Zenod. ὄρητο und beruft sich auf Buttmann (ausf. Gr. Gr. I, § 105. ann. 15. etc.). Aber B. bemerkt hier ausdrücklich, dafs ὄρητο, weil nur hier und sonst nirgends eine Zenod. Variante dieser Art vorkomme, nicht in den Text kommen darf. Aber aus eben demselben Grunde wird Buttmanns Ansicht, gegen die sich in kritischer Beziehung noch manches Bedenken erhebt, mindestens schwankend. Hr. L. aber beruft sich auf den Jonismus des Hippo-

Digitized by Google

krates, nimmt ὄρητο in den Text, dann sagt er: cur illae priscae orationis reliquiae aspernandae sint, non video. Warum? Weil es sich damit verhält, wie mit den meisten Reliquien, deren Echtheit zweifelhaft ist und um derentwillen die Vernunft und die Gleichmäfsigkeit des Verfahrens nicht aufgegeben werden darf. Und woher weifs Hr. L., dafs Arist. erst die Contraction auf ᾱ in den Homer gebracht hat? Das ist völlig ebenso unbegründet und unwahr, als dafs er nach der Bemerkung zu V. 68 aus den Verben ἐκαθέζετο etc. willkürlich das Augment entfernt hat. Die Bemerkung des Arist. οὐκ ἐᾷ (Ζηνοδ.) ἑλληνίζειν τὸν Ὅμηρον ὥςπερ γὰρ οὐδὲ λέγει ἐκατέβαινεν, οὕτως οὐδέ ἐκαθέζετο, wird durch das Beispiel späterer Schriftsteller, die ἐκαθέζετο haben, nicht entkräftet. Denn bei diesen war bereits das Simplex ἕζεσθαι in den Hintergrund getreten, nicht aber beim Homer. Und dann, wo hat denn Hr. L. es bewiesen, dafs die Aristarchische Lesart nicht mehr Werth hat, als die Gründe haben, welche Arist. gegen Zenod. anführt? Jedoch hiervon nachher ein mehreres.

Zu V. 69. will Hr. L. das Zenod. μάντις statt Κάλχας. Das Scholion zu der Stelle, bei der wir etwas länger verweilen müssen, lautet also: ὅτι Ζηνόδ. γράφει μάντις Θ. οὐ δύναται δὲ τῷ γένει τὸ εἶδος ἅμα συγκατατίθεσθαι. A. Nun zählt Hr. L. Stellen auf, wo gleichwohl vom Dichter genus und species zusammengestellt werden und unter diesen zunächst den nur sieben Verse entfernten V. 62, wo Achill sagt:

ἀλλ' ἄγε δή τινα μάντιν ἐρείομεν, ἢ ἱερῆα,
ἢ καὶ ὀνειροπόλον κτλ.

Hier lag es aber doch sehr nah, folgende Betrachtungen anzustellen. Wie sollte denn Aristarch auf die Grille gekommen sein, dem Dichter verbieten zu wollen, genus und species so zusammenzustellen, wie es in unserm 69sten Vers geschähe, wenn man μάντις läse? Es sollte ein Dichter nicht sagen dürfen, der Schauspieler P., der vortrefflichste aller Komiker! So was kann Arist. auch im Schlafe nicht gesagt haben. V. 62 freilich ist die Sache anders, dort verbietet die schlichte Logik eine solche Zusammenstellung. Niemand sagt: das ist ein Vogel, oder ein Sperling etc. und hätte Arist. dort eine solche Bemerkung gemacht, wie wir sie allem Anschein nach jetzt von ihm zu V. 69 lesen, so wäre es an der rechte Stelle geschehn. Hat er es denn aber nicht? Freil hat er es und es ist merkwürdig genug, dafs es L. hat entgehen können, und liest man dort die Sc lien nach, so hebt sich auch die Schwierigkeit, die sere Stelle macht. ἡ διπλῆ, heifst es da: ὅτι μ γενικῶς, ἱερεὺς δὲ καὶ οἰωνόπολος (leg. ὀνειροπόλος) κῶς, εἴδη μάντεων κτλ. Arist. hat also hier Au genommen und nichts entschieden, die Späteren h auch dies zu thun versucht, namentlich Herodian Porphyrius. Kurz man sieht, die Sache hat die lehrten Grammatiker beschäftigt. Was Wunder dafs, da das μάντις aus V. 62 den Weg zu V. 6 funden hat, wo, wie wir gleich sehen werden, es entschieden nicht hingehört, auch die Bemerkun Grammatiker vom γένος und εἶδος aus den Scholi jener Stelle in das zu V. 69 mitgegangen ist. wem es diesen unnützen Gang gemacht hat, ist zu entscheiden, gewifs nicht mit Arist. und seinen kenden Nachfolgern. Von Arist. ist hier gewi die Note ὅτι Ζηνοδ. γράφει μάντις Θεστορίδης; so er oft blos die Zenod. Lesart, ohne Gründe ge anzuführen. Z. B. V. 12 ὅτι Ζηνοδ. τίσειεν; ὅ οἷοι, ὅτι Ζηνόδ. γράφει αἵ οἱ; zu 351. χεῖρας ὀρέγον Ζηνόδ. γράφει χεῖρας ἀνάπτας u. s. w. Auch das in der Natur der Sache, dafs aus einem Ari Bedenken am rechten Ort später ein absolutes ναται am unrechten Orte wurde. Was der Meist lebendiger Anschauung, mit der Begrenzung, d Leben überall sich selbst giebt, ausspricht, d starrt oft genug bei den Schülern zu einem D dem das πέρας des Lebens fremd ist. Zu Il. z. B. ist das Arist. ὅτι Ζηνοδ. ὦλλοι γράφει· ὁ δὲ ἀσυνάρθρως ἐκφέρει. Natürlich ist diese Be nur auf diese Stelle zu beziehen, und ist so, nachher sehen werden, sehr richtig. Aber in B. finden wir sie als allgemeine Regel ans chen Ζηνόδ. ὦλλοι γράφει· κακῶς· ἐλλείπει γὰρ τοῖς ἄρθροις ἀεί, so ist sie falsch und ist dem Ari in den Sinn gekommen, u. s. w. Referent sag wäre entschieden, dafs hier μάντις nicht gelesen den dürfe, er glaubt nämlich, sich hier dreist a Homer selbst berufen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

servationes criticae in Iliadis librum primum 't alterum von E. R. Lange.

(Fortsetzung.)

Würde der Dichter wohl, wenn er den Namen des ers noch gar nicht ausgesprochen hätte, v. 86. Achill sagen lassen: οὐ μὰ γὰρ Ἀπόλλωνα Διὶ ν ᾧτε σύ, Κάλχαν? Hier setzt er voraus, dafs der er den Namen des Sehers kennt, und dies ist nur *lich*, wenn wir V. 69 Κάλχας lesen. Ein Verstofs n die Logik ist es, wenn Hr. L. für seine ie sich auf 2, 144 beruft. Dort lesen wir: κινήθη ορὴ ὡς κύματα μακρὰ θαλάσσης πόντου Ἰκαρίοι . . . s· wo ist hier das genus? und wo die species? Das ältnifs von θαλάσση zu ποντ. Ἰκαρ. ist das vom ien zum Theil. Und dann ist ja πόντου Ἰκρίοιο nur Lokalgenitiv und bezeichnet, wie derselbe in ντες πεδίοιο und ἑλκέμεναι νεοῖο βαθείης ἄροτρον Raum, in dessen Umfang eine Bewegung statt :. Jedenfalls haben wir hier ein auffallendes Beidavon, und es giebt deren sehr viele, wo die urchische Lesart feststeht, obgleich der Grund, er gegen die Zenodotische Lesart angeführt wird, nichtig ist. Und das liegt ja auch sonst klar ugen. Nicht nur werden, wie schon erwähnt, enod. Lesarten oft von Arist. ohne jeden Grund rfen, sondern an unzähligen Stellen, wo er an Lesart Anstofs nimmt, bezeichnet er sie blos mit πλῇ und ändert sie nicht; Beweises genug, dafs le allein ohne die Gewährleistung der Quellen ihn ner Veränderung der Lesarten veranlafst haben. mehr! An einer der Stellen, wo Hr. L. sich für enod. und gegen Arist. erklärt, hat Arist. die zu der Lesart gefügt, die er erst, wie es scheint, den Zenod. eingeführt hat. Er hat also hier nur *ohne* sondern selbst *gegen* einen auch von nerkannten Grund den Zenod. verworfen. Was anders als seine Quellen können ihn dazu veranlafst haben. Die Stelle ist II., 36, wo das Scholion heifst: ἔμελλον· ἡ διπλῆ πρὸς τὸ σχῆμα, ὅτι ἔμελλον· ἡμεῖς δὲ ἐροῦμεν ἐνικῶς, und im freilich unzuverläfsigen Schol. L. heifst es ἡ Ζηνοδότειος γραφὴ διὰ τοῦ ε̄, οἱ δὲ διὰ τοῦ ο̄. Was thut Hr. L. dem gegenüber? Um den näheren Inhalt der Scholien bekümmert er sich nicht, und zählt statt dessen 75, sage fünf und siebzig Beispiele auf, in welchen beim Homer nach dem Subject im neutr. plural. das Prädicat im Singular folgt. Dies scheinen ihm viele nicht zu wissen! (Quod cum parum cognitum videam), wem? Jeder Secundaner weifs es ja schon! und soll Arist. seinen Homer wie ein gedankenloser Schüler gelesen haben! Nicht nur, um sich nicht von Gründen, die man bekanntlich für alles beibringen kann, verleiten zu lassen, sondern auch, um auch nur die vorliegenden Thatsachen so aufzufassen, wie sie vorliegen, bedarf es der substantiellen Grundlage, auf welcher die Sache ruht. Von jener aus ist nun die Frage gar nicht die, wie sie auch Buttmann zuweilen noch aufgefafst zu haben scheint: Hat sich Zenodot oder hat sich Arist. mehr Willkühr erlaubt? Dies Verhältnifs wird hier von einer höheren Beziehung beherrscht. Man kann es nicht mehr Willkühr nennen, wenn jemand nicht mehr und nichts anderes leistet, als das Maafs seiner Fähigkeit und als seine Zeit ihm zu leisten erlaubt. Wer oder wessen Zeit war nun befähigter, die Quellen, welche beiden vorlagen, richtiger und tiefer zu würdigen und zu benutzen, Zenodot mit seiner Zeit oder Arist. mit der seinigen? darum allein handelt es sich. Dafs Aristarch nun den Fortschritt eines Jahrhunderts, das zwischen ihm und dem Zenod. lag, in sich aufgenommen und ihn in seinen Leistungen wissenschaftlich gestaltet hat, dafs er seine Wissenschaft auf eine unendlich höhere Stufe der Entwicklung, als die war, auf welcher sie vor ihm stand, gehoben hat, dafs er an Geist und Gelehrsam-

Digitized by Google

keit ausgezeichnet ganz andere Mittel als Zenodot für eine wahrhaft wissenschaftliche Kritik besafs, dafs man also, auch wo die Gründe zur Entscheidung nicht mehr vorliegen, jenem gegenüber dem Aristarch folgen müsse, das ist klar genug, und Ref. begreift nicht, wie es Hrn. L. nicht eingeleuchtet hat. Dafs Buttmann Zenod. zuweilen lobt und nicht mit genauer Auffassung und Würdigung der kritischen Frage sich darüber beschwert, dafs man Zenod. oft Willkühr Schuld gebe, dies scheint Hrn. L. verleitet zu haben, sich Zenod. viel enger auszuschliefsen, als es Buttmann je gethan haben würde! Auch da, wo Buttmann ausdrücklich bemerkt, man dürfe die Zenod. Lesart, obwohl dies oder jenes ihm dafür zu sprechen scheine, nicht in den Text nehmen, da will Hr. L. auch das letztere thun! Er folgt dem Zenodot nicht nur, wo keine Gründe für ihn sind, sondern übersieht selbst die Gründe, die gegen ihn sprechen. Davon wollen wir nun noch einige Proben geben und zum Theil sehn, wie Hr. L. das Einzelne ausführt.

V. 97. Mufs nach Grundsätzen heutiger Kritik das Arist. Δαναοισιν ἀειχέα λοιγὸν ἀπῶσαι in den Text genommen werden, aber auch die Zenod. Lesart λοιμοῖο βαρείας χεῖρας ἀφέξει kann man nicht füglich mit Hrn. L. so erklären, dafs hier der Gott Λοῖμος hereinkäme. Es widerspricht dies zu sehr der Anschauung, die der Dichter v. 50. sqq. vom Entstehn der Pest gegeben hat. Dagegen werden dort die Pfeile unmittelbar als der tödtende Stoff dargestellt. So oft ein solcher von dem Gotte abgeschossen wird, so oft tritt ein Todesfall ein. So dafs hier die Geschosse, welche die Hand des Gottes entsendet, sehr wohl mit λοῖμος bezeichnet werden können, und dann heifst hier χεῖρας ἀπέχειν λοιμοῖο nach Analogie von (Od. 15, 133) ἀπέχειν νῆα νήσων die Hände von den Pfeilen ferne halten, keine mehr entsenden, oder, wofür Ref. sich noch lieber entscheiden würde, λοιμοῖο ist adjectivisch mit χειρ. zu verbinden, und heifst nach der Analogie von τραῦμα αἵματος die pestentsendenden Hände. Dann ist ἀπέχειν gleich ἀμύνειν wie Od. 20, 263 und wie bei diesem, vgl. Il. 5, 603. 6, 463 der Dativ ἡμῖν ausgelassen, da er sich, wie auch schon in dem vorhergehenden Vers bei ἄλγεα δώσει, so sehr von selbst versteht.

V. 251. darf man schlechterdings nicht mit Zenod. und Hrn. L. αἵ οἱ für οἵ οἱ schreiben. Nur wer, wie Zenod. nach einem grammatischen Schema construirt, verbindet hier das pron. relat. mit dem weit abstehenden γενεαί. Der Dichter dagegen, der seinen Gegenstand in lebendiger Anschauung hat, kann nicht anders, als es mit ἀνθρώπων verbinden. Und was soll denn hier das auribus ingratum gegen οἵ οἱ, das oft vorkommt, sagen? Klingt denn αἵ οἱ besser!

V. 393 will Hr. L. das Zenod. ἑοῖο in den Text nehmen. Ref. ist weder in der Sache hiermit einverstanden, noch hat ihn die Art und Weise, wie der Verf. den schwierigen Gegenstand behandelt, befriedigt. Hier soll nur Eins erwähnt werden: Hr. L. sagt unter anderm: Nam ἑῆος a serioribus demum criticis fictum esse, Buttm. (in lexil. p. 85. 29.) demonstravit. Er würde dies nicht gesagt haben, wenn er Lehrs Recension der Spitznerschen Ilias gelesen hätte. Ich weifs es sich kaum zu erklären, wie diese Arbeit jener vortefflichen Lehrs von dem Verf. unberücksichtigt hat bleiben können, da das Vorhandensein derselben ihm nicht entgangen sein kann, denn Hr. L. beruft sich auf Spitzners Brief an Hermann, und in diesem Briefe wird jene Recension besprochen. Und lesen wir dann noch zu v. 396, dafs Spitzner und Thiersch optimo jure das von Arist. und Wolf wollte γάρ σεο verworfen hätten. Hr. L. hat schwerlich je etwas mehr pessimo jure gesagt, als dies optimo jure. Es ist von Lehrs bewiesen, dafs Spitzners Scholion, auf welches es hier ankommt, nicht verworfen und dafs Thiersch von unrichtigen grammatischen Grundsätzen ausgegangen ist. — Ebenso würden wir dann zu Il., 423 nicht mehr lesen: Vulgo κνίσσῃ etc. Sed uno sigma rectius id nomen scribi testantur Arist. et Herodianus (cfr. Schol. A. ad I., 66.), da hier gegen Spitzner von Lehrs mit Recht der Vorwurf falschen Citats erhoben wurde. Im Schol. A. zu 66. steht nichts über das einfache Sigma, und nirgends sonst in den Scholien findet sich, dafs Arist. und Herodian das einfache Sigma gewollt haben! Die Schol. BL. zu Il. 423, auf welche sich hier Hr. L. beruft, hat freilich Spitzner nicht citirt. Aber hätte er es auch Hr. L. nicht gethan! Nicht nur steht an diesen nichts von Arist. und Herodian, sondern was darin steht, ist so unwahr und confus, dafs sich jemand darauf berufen sollte! — Das maximum der Vorliebe für den Zenod. scheint dem Ref. der Ausdruck in Bemerkungen wie die zu v. 530. zu erreichen (Schol. A. κρατός) ὅτι Ζηνόδοτος γράφει κρηπίς· ὅτι

'Ιαχόν. Mira opinio, cum constet, ῆ pro ᾱ Jonibus tatum fuisse. Und das soll Aristarch nicht gewufst ben! Natürlich ist der Sinn der: in dem Worte τός ist das η nicht ionisch und das bestätigt die ıze Gräcität. Kommt denn im Jonismus gar kein vor? Und wenn es dem Zenod. eingefallen wäre, πᾶς πῆς zu schreiben, wäre dann die Gegenbemerg οὐκ ἔστι δὲ 'Ιαχόν nicht richtig? Hr. L. beruft auf κατὰ κρῆθεν etc. Aber hier ist die Erklärung *Etym. M.*, dafs es eine Synkope von καρῆθεν sei, einzig mögliche, da es ja nach aller Analogie von κρητόθεν heifsen müfste! Gegen diese Erklärung let der Verf. ein, dafs ja κάρηθεν nicht vorkomme, setzt hinzu: Ridiculum est vero ex formis, quae extent, alias formas derivare. Das wäre ein ridin? Dann wäre es ja auch ein grofser Theil aller chforschung! Viel richtiger zieht der Verf. die ınten zu κατάκρης zu Il 13, 772 und Od. V., 313 er, nicht aber eben so gut die Ableitungen von und κρηδέμνη, denn diese können Synkopen sein. Varianten aber berechtigen auf keine Weise, hier in den Text zu nehmen.

ı den spätern Arbeiten zum zweiten Buche der hat der Verf. zwar sichtbar mehr Stoff für seilegenstand gesammelt: aber die Grundsätze und 'eise seines Verfahrens bleiben die frühern. Das ıus einigen Proben, die Ref. geben will, hinlängervorgehn.

II., 1. soll das Zenod. ὄλλοι gegen ἄλλοι in genommen werden. Es werden hier wiesiebzig Beispiele für ἄλλος mit dem Artikel auf! Wie nahe lag es hier doch, sich zu sagen, ristarch alle diese Beispiele unmöglich übersehn kann! Wie überall, so zeigt sich auch hier, mit nem Takt er das Richtige getroffen hat. Da rachgebrauch wie in so vielen grammatischen ıngen auch in Gebrauch des Artikels im Home-Zeitalter noch im Flusse und Uebergang beist, kommt bei einem Dichter wie Homer bei hen viel auf das logisch-rhetorische Moment, len Stellen liegt, an. Vergleicht man nun mit Stelle und 9, 1. wo Zenod. auch ὄλλοι will vie Il. 5,877. 24, 677. Od. 1, 11. 4, 285. 5,110. ı. s. w. wo nur ἄλλοι, gelesen wird, so ha- diese Stellen mit unserer das gemeinschaftfs die mit dem ἄλλοι eingeführte Anschauung nicht ihrer selbst wegen da ist, sondern nur dazu dient, das folgende stärker hervorzuheben. Ist sie aber nur dazu bestimmt, dem Folgenden Nachdruck zu geben, so verfehlt sie diese Bestimmung um so mehr, mit je stärkerer Emphasis sie selbst auftritt. Soll der Leser auf den Zeus, der nicht schläft, während die andern schlafen, auf den Odysseus, der noch von seiner Heimath entfernt gehalten ward, während die übrigen Griechen längst zu Hause sind, hingewiesen werden, so wird seine Aufmerksamkeit zertheilt, wenn ihn der Finger des Dichters und das ist doch der Artikel beim Homer noch, zugleich auf diese hinweist. Der Artikel steht daher in solchen Fällen niemals, wenigstens hat Ref. kein Beispiel der Art mit dem Artikel finden können. Denn Od. 9,193 sqq. wo es heifst

δὴ τότε τοὺς ἄλλους κελόμην ἐρέτας ἑταίρους
αὐτοῦ πὰρ νηῒ τε μένειν καὶ νῆα ἔρυσθαι
αὖταρ ἐγὼ κρίνας ἑτάρων δυοκαίδεκ' ἀρίστους
βῆν κτλ

gehört nicht zu diesen Fällen. Hier will Odysseus nicht das zweite, dafs er mit zwölf Gefährten aufgebrochen ist, gegen das erste, dafs die andern auf seinem Befehle auf dem Schiffe bleiben sollten, hervorheben, sondern beides wird hier seiner selbst wegen mitgetheilt. Jene sollten nicht weggehn, darum handelte es sich eben so sehr, als dafs Odysseus mit den zwölf auserlesenen auf nähere Kunde ausging. Dafs Appollonius Rhodius in solchen Fällen ὄλλοι hat, beweifst nichts gegen Aristarch, denn erst von diesem wurde der Einflufs, den Zenodot auf seine Nachfolger hatte, überwunden. Es ist also ganz in der Ordnung, dafs Appollonius ihm nachfolgt. Es gründet sich auf nichts, wenn Herr L. behauptet, dafs Aristarch einen Widerwillen gegen den Artikel gehabt habe. Das ist nach der gegen das Augment und die Contraction auf ῆ die dritte Idiosynkrasie, die der Verfasser dem Aristarch zuschreibt. Aristarch soll nach der Bemerkung des Hr. L. zu V. 527 selbst so weit gegangen sein, dafs er sich durch diesen Widerwillen soll haben verleiten lassen, den Namen 'Ιλεὺς und das Patronymikum 'Ιλιάδης zu verfälschen und dafür Οἰλεὺς und 'Οἰλιάδης zu schreiben. Aristarchus huic nomini et patronymico O praefixit, quoniam articulo offendebatur. So soll Aristarch die Kritik ausgeübt haben? Wenn er einmal dem Artikel so sehr abgeneigt war,

Digitized by Google

dann hätte er es in Beispielen wie Il. 10, 231· ἤθελε δ' ὁ τλήμων Ὀδυσεὺς und 20, 320 ἠδ' ὁ κλυτὸς ἦεν Ἀχ. viel wohlfeiler haben können, ihn wegzuschaffen. Er durfte ja nur δὲ τλήμων und ἠδὲ κλυτὸς schreiben. Uebrigens liegt dort die Sache keinesweges so, dafs sie zu einer solchen Annahme berechtigt. Es versteht sich bei solchen Fragen von selbst, dafs von den vielen Exemplaren der Homerischen Gedichte, welche den Alexandrinischen Kritikern vorlagen, die einen Ἰλεύς, die andern Ὀϊλεὺς hatten, und nun ist die Frage die: hat Zenod., indem er das erste, oder hat Aristarch, indem er das letztere in seinen Text nahm, nach richtigern Grundsätzen der Kritik verfahren. Ref. will es, um nicht zu weitläufig zu werden, dem Leser, der Interesse dafür hat, überlassen, sich die Antwort auf diese Frage selbst zu verschaffen. Wer alle Momente, auf die es hier ankommt, beachtet, dem bleibt nicht der geringste Zweifel, dafs Arist. sich auch hier treu geblieben ist, und sich als einen besonnenen durch richtigen Takt geleiteten Kritiker bewährt hat. — V. 2. Will Hr. L. ἥδυμος für νήδυμος in den Text nehmen. Natürlich beruft er sich hier wieder auf Buttmann (Lexil I. p. 179 sqq.), er geht aber weit über die Grenze hinaus, die jener mit einer gewissen Scheu inne gehalten hat. Buttmann bemerkt ausdrücklich, dafs nach jeder gesunden Kritik νήδυμος hier fest zu halten ist, und daran hat er sehr recht. Denn so sinnvoll und geistreich wie überall seine Combinationen auch hier sind, so erhebt sich doch mehr als Ein Bedenken dagegen. Am wenigsten kann das entscheiden, worauf Herr L. am meisten Gewicht legt, nämlich, dafs Appollonius R. ἥδυμος hat. Dies beweist freilich, wie Buttmann will, dafs die Gelehrten vor Arist. ἥδυμος für das richtige hielten, aber beweist es auch, dafs Arist. unrecht hatte, wenn er die Ansicht dieser Gelehrten verwarf? nimmermehr! das war ja eben sein grofser Beruf, seine Wissenschaft über das frühere zu erheben! Und er wird ihn wol auch hier richtig erfüllt haben, denn nur νήδυμος kann das richtige sein. Die Bedeutung von ἥδυμος soll sich bei den spätern verdunkelt haben! so verlangt es Buttmann's Ansicht! während die Ableitung von ἡδὺς so nahe liegt, dafs schon in einer Stelle, wie Od. 13, 79

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτε
νήγρετος ἥδιστος, θανάτῳ, ἄγχιστα ἐοικώς.

die Zusammenstellung von ἥδυμος und ἥδιστος als eine Instanz gegen ἥδυμος erscheint. Hesiod, Epicharm, Alkman u. s. w. haben ἥδυμος gebraucht, und dort soll die Bedeutung nicht klar gewesen sein? Grammatischer Speculation soll auch ἥδυμος sein Dasein nicht verdanken. Der Umstand allein, dafs νήδυμος an vielen Stellen des Homer dem Ohre wie ἥδυμος klang, erklärt es in einer Zeit, wo die Sprache noch fliessend ist und ihren Wörterstoff erst bildet, bei dem nahe liegenden ἡδὺς schon allein, dafs ein Wort ἥδυμος aufkam. Dieses würde selbst νήδυμος in Vergessenheit gebracht haben, wenn dies nicht noch an solchen Stellen, namentlich am Anfange des Verses vorkäme, es niemals einer solchen Verwechselung preisgegeben war. So existirte beides, ἥδυμος als die einzige Form der Art von den Adject. auf υς. Die Bedeutung von νήδυμος verlor sich schon früh und es wurde zur homerischen Glosse. Aristarch fand es vor und erklärte es mit seinem ἀνέκδυτος so gut er konnte, es würde gegen jeden für eine bessere Erklärung dienlich gewesen sein. Zenod. hatte es unkritisch, aber aus Willkühr, verworfen, ohne auch das zu denken, dafs sich kaum erklären läfst, warum es denn ausschliefslich vom Schlafe gebraucht werde, es doch auf noch vieles andere pafst. Was soll nun heifsen, wenn Hr. L. sagt, dafs durch die Erklärung des Aristarch (ἀνέκδυτος) das Sprachgesetz beleidigt würde (linguae leges laeduntur), denn νήδυμος vielmehr wie ἀμφίδυμος ab omni parte intrabilis, ἀνένδυτος bedeuten müssen. Sind denn Hrn. L. keine Fälle bekannt, wo dieselben Ableitungen den Wörtern die entgegengesetzten Beziehungen geben? Nimmt man aber das Arist. ἀνέκδυτος für was es ist, für einen Versuch, eine Homerische Glosse zu erklären, so verfährt man in seinem eigenen Sinne, wenn man das von ihm gegebene modificirt, wenn die Sache dadurch gewinnen kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

servationes criticae in Iliadis librum primum et alterum von E. R. Lange.

(Schlufs.)

Und da fragt es sich zuerst, woher denn Hr. L. 's, dafs ἀμφίδυμος ab omni parte intrabilis heifst, und t vielmehr „was sich von beiden Seiten senkt." Die ere Bedeutung pafst von Häfen mit doppelter Ein- t sehr gut und eignet sich für die anschauende Sprache Dichters besser als die Reflexionsbedeutung intrabilis. nach könnte νήδυμος ὕπνος ein Schlaf sein, der sich t senkt und das entspricht der Anschauung, die er vom Schlafe hat; er betrachtet ihn wie eine ke, die über den Menschen sich hingiefst (ἀμφι- ς) und die sich senkt, wenn der Schlafende er- t. Auf Grund dieser seiner Sprachbemerkung t nun Hr. Lange die Verbindung von νήδυμος inept und will ἥδυμος aufgenommen haben. Jeden- mufs man sich selbst sehr sicher fühlen, wenn den Meister und Begründer seiner Wissenschaft olchem Ehrengrufs glaubt nach Hause leuchten nnen! Ref. hält es nicht für nöthig, dem Leser mehr Proben von Hrn. Langes Homerischer Kri- rzulegen, kann es sich aber dennoch nicht ver- , ein specimen davon zu geben, wie der Verf. sche und geographische Dinge behandelt und für Conjecturen er sich gestattet. Zu v. 507 idigt Hr. L. das Zenodotische Ἄσκρην gegen das rchische Ἄρνην. Von diesem sagt er: Hoc oppi- nnis sexaginta post bellum Trojanum conditum onstat ex Thucyd. I, 12. Diod. IV, 67. Schol. D. igitur lectio, quae vulgata hodie est, haud dubie sa. Hier ist Vorder- und Nachsatz total falsch! r letzte nicht blofs darum falsch, weil er aus falschen Vordersatz gefolgert wird, sondern er s auch dann, wenn dieser richtig wäre. Es ist ahr, dafs in Thucyd. oder dafs im Diod. oder im Schol. D steht, das Böotische Arne wäre 60 Jahr nach der Zerstörung von Troja erbaut worden. Im Thukydides kommt weder an der besagten Stelle noch sonst irgendwo eine Böotische Stadt Arne vor, wie man sich überzeugen kann, wenn man den zweiten Band von Poppo's prolegg. nachschlägt, wo sich Arne nicht unter den dort aufgezählten Städten Böotiens findet. Noch viel weniger ist im Diodor die geringste Spur einer solchen Nachricht zu finden. Dieser erzählt vielmehr von der Einwanderung eines Böotus in das Thessalische Aeolis, die viele Menschenalter vor der Trojanischen Zeit geschah. Und im Schol D. heifst es Ἄρνην ἀπὸ Ἄρνης, ἧς καὶ Ποσειδῶνος Βοιωτός. οἱ ὅτι οὐχ εὑρίσκεται κατὰ τοὺς Τρωϊκοὺς χρόνους Ἄρνη πόλις Βοιωτίας· ὅθεν ἔνιοι μεταγράφουσιν πολυστάφυλον Τάρνην. Heifst das soviel als das Böotische Arne ist 60 nach Troja erbaut worden? Auch schon daran sagt der Verf. des Scholions zu viel, dafs κατὰ τοὺς Τρωϊκοὺς χρόνους kein Arne in Böotien existirte. Findet sich denn nachher ein solches? Wo? Doch davon nachher! Wenn es nun aber auch mit dem allem seine Richtigkeit hätte, was würde es denn gegen die Lesart Ἄρνη im Homer beweisen? Dafs der Dichter im Schiffskatalog den Anachronismus zugelassen und die spätern Böoter an die Stelle der frühern Kadmeer und Minyer gesetzt, liegt ja auf der Hand, warum sollte er also nicht auch die spätere Stadt in die frühere Zeit versetzen? Wie war es denn möglich, dies zu übersehn? und dabei die Zuversicht, mit welcher Hr. L. sein haud dubie falsa est ausspricht! Vergleicht man dagegen die Hauptstellen, welche bei den Alten über dies Ἄρνη vorkommen, so dürfte sich leicht das Resultat ergeben, dafs Ἄρνη im Homer bis auf Zenod. die einstimmige Lesart des Alterthums war. Thucydid. wie gesagt, erwähnt nirgends eine Böotische Stadt Arne. Sollte dies bei dem vorsichtigen und wahrheitsliebenden Geschichtschreiber Zufall sein? Das wird

Digitized by Google

man schwerlich noch behaupten, wenn man wahrnimmt, wie viel Noth das Ἄρνη den spätern Schriftstellern gemacht hat! Man kommt dann unwillkührlich auf die Ansicht, dafs der Glaube an eine historische Existenz eines Böotischen Arne lediglich unserer Stelle im Homer sein Dasein verdankt habe. Nach Pausanias (IX, 40), der hier doch wohl aus den Vorgängern des Thucyd. dem Hekatäus und Hellanicus geschöpft hat, ist es das spätere Chäronea. Dieser Glaube konnte leicht und früh entstehn. Die Bewohner von Chäron. fanden sich nicht im Homer und fanden das Homerische Arne nicht auf ihrem vaterländischen Boden. War Chäronea nur ein anderer Name für Arne, dann waren beide Bedenken beseitigt. Nach Strabo (9, c. 2. § 35.) wurde Akräphium von Einigen für das alte Arne angesehn, Andere glaubten, es wäre zugleich mit Midia vom Copaissee überschwemmt untergegangen. Noch eine andere Vorstellung liegt der Darstellung des Diodor zu Grunde. Wenn dieser (IV, 67) drei bis vier Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege den Böotus nach dem Thessalischen Aeolis auswandern, dort Arne anbauen und dessen Urenkel dieselben Peneleus, Leïtos u. s. w., die auch im Schiffskatalog als die Führer der Böoter genannt werden, von dort aus die Böoter nach Troja führen läfst, so fragt es sich, wie er seine Auffassung hat mit dem Schiffskatalog vereinigen können, wo ja nur Böotische, und Thessalische Städte gar nicht genannt werden. Offenbar so, dafs er sich das Gebiet von Arne in Thessalien, von jener Einwanderung des Böotus an, mit Böotien politisch ganz verneint dachte, so dafs der Dichter das Thessalische Arne mit unter die Böotischen Städte zählen durfte; ein Böotisches Arne giebts also nach Diodor gar nicht. Dieser Ungewifsheit der Alten gegenüber ist die Behauptung, dafs unser Homerischer Vers zu allen diesen verschiedenen Meinungen geführt hat, dafs aus seiner Darstellung im Schiffskatalog, später die Ansicht aufgekommen ist, als wäre eine Einwanderung, nicht wie Thucydides der Wahrheit gemäfs meldet, aus dem Thessalischen Arne nach Böotien, sondern umgekehrt von dem Böotischen Arne nach Thess. ausgeführt worden und zwar verschieden modificirt beim Diodor, beim Strabo und Stephanus von Byzanz, kaum eine gewagte zu nennen. Ist das Gesagte aber richtig, dann steht es auch fest, dafs das ganze Alterthum hier Ἄρνη mufs gelesen haben. Der Dichter des Schiffskatalog hat ja nicht alle die Flecken gesehn, die er aufgezählt, er war vielleicht nie in Böotien. Und hat er oft Arne in Verbindung mit Böotien nennen hören, so konnte bei ihm die Meinung entstehn, es gebe ein Böotisches Arne, obgleich ein solches nie vorhanden war. Von der verleitenden Einwirkung des Homer hat sich unter den Geschichtschreibern, wie es scheint, allein Thucydides frei gehalten. Zugleich haben wir hier eine Probe von der ausgezeichneten Kritik des Aristarch, der sich hier durch nichts hat stören lassen, im Homer die richtige Lesart wiederherzustellen, die hier Zenodot, durch die Nichtexistenz eines Böotischen Arne gestört, entfernt hat. Dies sagt Strabo ausdrücklich! In der angegebenen Stelle heifst es: οἱ ὁέ φασι καὶ τὴν Ἄρνην ὑπὸ τῆς λίμνης καταποθῆναι καὶ τὴν Μίδειαν· Ζηνόδοτος δὲ γράφων δὲ πολυστάφυλον Ἄσκρην ἔχον κτλ. Heifst das nicht, weil er das Homerische Arne in der Wirklichkeit nirgends zu finden vermochte, hat er es lieber auch aus dem Homer entfernt? Hier ist also eine Willkühr des Zenodot bezeugt. Und dennoch will Hr. L. das Verfahren desselben vertheidigen. Sehn wir zu, ob ihm die Vertheidigung von Ascra besser gelingt als der Angriff auf Arne ihm gelungen ist! Aristarch bekämpft den Zenod. damit, dafs er sagt, zu Ἄσκρη passe das Beiwort πολυστάφυλος nicht, Askre werde vom Hesiod, dessen Vaterstadt es ist, ein κώμη δύζυρή, die χαχὴ, θέρει ἀργαλέη und οὐδὲ ποτ' ἐσθλὴ wäre. Dieselbe führt Strabo gegen den Zenod. an, und beruft sich noch auf den Eudoxus, dessen Ausspruch über Askre von Proclus zu Hesiod. O. et D. 637 aufbewahrt ist. Εὔδοξός φησι ταύτην ἀνήλιον εἶναι ἐν χειμῶνι· ὄρος τὸ ἐν Ἑλικῶνι, καὶ ἐν τῷ θέρει φλέγεσθαι. Das ist gewifs und wird auch von Hrn. L. nicht in Abrede gestellt, dafs Hesiods Schilderung seiner Vaterstadt sich mit einer durch Weinbau ausgezeichneten Gegend nicht verträgt. Die edle Frucht des Weines nutzt nicht nur dem, der sie geniefst, sondern auch dem Landbauer derselben einen fröhlichen und heitern Sinn. Aber Hr. L. meint, Hesiod verdiene keinen Glauben, ihm habe der Verdrufs wegen seines gegen den Perses verlornen Processes die Feder geführt und in die Tinte mehr Galle gemischt, als nöthig war. Dies werde vom Vellejus bezeugt. Dieser sagt nämlich vom Hesiod 1, 7. Patriam et parentes testatus est, sed patriam, quia multatus ab ea erat, contumelia

Digitized by Google

me. Eudoxus aber, den Strabo gegen Zenod. anführt, stätige vielmehr dessen Meinung, denn was wäre für einbau geeigneter als das φλέγεσθαι ἐν τῷ θέρει desselben. Hesiod soll keinen Glauben verdienen? und ar weil Vellejus es sagt? Wenn es Vellej. schon gte, würde man doch wohl dem Hesiod lieber glauı als dem Vellejus. Aber wo sagt es Vellejus denn? *sagt* ja nur das, Hesiod habe auf sein Vaterland chmäht, weil es ihn bestraft und verurtheilt hat? *ieht* man denn das nicht viel zweckmäfsiger auf Vorwürfe, die Hesiod der Justiz seines Vaterlanmacht? Nicht nur patria enthält keine klimatische, dern eine ethisch-politische Vorstellung, auch coneliose pafst nur zu dieser, nicht aber zu jener, und steht denn, dafs Hesiod keinen Glauben verdiene? denke sich nur eine Stadt an dem Fufse eines *ges*, dessen Abhänge mit blühenden Weingärten tzt sind, und das sagt doch das πολυστάφυλος, die *einem* heitern Völkchen angebaut und genossen en, wie wunderlich würde diesem jene Aeufserung s eignen Dichters vorgekommen sein, und wenn un gar erfahren hätten, dafs er aus Verdrufs die rheit so entstelle, so würden sie ihn und zwar Recht ausgelacht haben, denn nur ein Narr läfst von seinem Verdrufs so weit treiben. Und das ἐν θέρει φλέγεσθαι soll das πολυσταφ. zur Wahrheit en? Gehört denn zu Weinbau weiter nichts als nglut? Wenn das wäre, dann brauchten wir ja udoxus nicht, Hesiod spricht ja selbst nicht nur ı θέρει ἀργαλέη, sondern an noch unzähligen antellen seiner Werke und Tage von der drückenitze in seiner Heimat. Viel eher könnte man r *die* Wahrscheinlichkeit eines gedeihlichen Weinm Askra auf den Pausanias berufen, er führt *nur aus* alten Gedichten den Vers an Ἄσκρην, ικῶνος ἔχει πόδα πιδακόεντα (9, 29.) sondern (9, · beschreibt den Abhang des Helikon auch als esonders fruchtbar und geeignet zur Hervorg süfser Früchte, im Gegensatz zu Strabo, der auf einer rauhen und unfreundlichen Anhöhe liest. Mag übrigens immerhin der Weinbau von *weifelhaft* bleiben, so viel steht wohl fest, dafs ein Zeugnifs gegen das Zenod. πολυσταφ. *ist.* Wenn der Dichter der Werke und Tage aterstadt mit so freundlicher Bezeichnung im gefunden hätte, er würde schwerlich jene Verse geschrieben haben, die ganz das Gegentheil von jener enthalten. Homer wurde viel zu sehr respectirt, als dafs man sich dies sollte denken können, und so hat Hesiod gewifs Ἄσκρη nicht im Homer gefunden. Und wie, wenn Arist. eben nur das hätte sagen wollen. Liegt denn nothwendig mehr in den Worten: οὐ δύναται δὲ πολστ. ἡ Ἄσκρη λέγεσθαι· ἀξιοπιστότερος γάρ ἐστιν Ἡσίοδος λέγων „Ἄσκρη κτλ.?" Der Einwurf des Arist. gegen Zenod. hat also seine vollkommne Richtigkeit, und dennoch beruht, wie Ref. gezeigt zu haben hofft, die Arist. Lesart Ἄρνη nicht auf diesem Einwurf, und wir haben hier wieder ein eklatantes Beispiel, wie die Gründe für die Arist. Lesart nicht Eins sind mit denen, welche dieser gegen Zenod. anführt. Aristarch hat also hier seine kritische Aufgabe meisterhaft gelöst, aber dies hilft ihm nichts, er wird dennoch mit einem Ausputzer von Hrn. L. entlassen. Si vero quaeris, qui potuerit Aristarchus *aberrare tanto opere*, ut Ἄρνην substituerit; non semel Aristarchus historiae et mythologiae *ignorantia* inductus sive lectiones falsas sive conjecturas suas poëtae ingessit. Ja freilich, solche Proben von Takt, Wissen und Scharfsinn, wie wir sie so eben von Hrn. L. gesehn haben, hat Aristarch nirgends gezeigt; und so mufs er es sich schon gefallen lassen, von ihm für einen Ignoranten und Irrthümler ausgescholten zu werden. Was könnte er, wenn er lebte, diesen Vorwürfen anderes entgegenstellen, als das Sokratische ὁμολογοίην ἂν ἔγωγε οὐ κατὰ τούτους εἶναι ῥήτωρ?

Und nun nur noch mit wenigen Worten eine Probe von den Conjecturen des Verfassers. Zu v. 511. theilt Hr. L. die Beobachtung mit, dafs Homer bei dem Worte ναίειν das Augment in folgender Weise anwende: Im Anfange des Verses hat das Wort das Augment nie; das erklärt sich freilich natürlich genug. In der Mitte des Verses aber habe das Wort nur mitten im Satze aber nach keiner Interpunction das Augment. Das soll eine Observation sein, die wäre es aber auch dann nicht, wenn sich kein einziger Fall im Dichter fände, der dagegen spräche. Man könnte dies immer nur für Zufall halten, weil nicht der entfernteste Grund dafür vorhanden ist, warum der Dichter sich auf so was und grade bei dem Worte ναίειν capriciren sollte. Nun kommen aber auch noch fünf Beispiele vor, durch welche die sogenannte Observation widerlegt wird, also mehr als genug, um einen

Digitized by Google

Einfall, auf den man gar nicht kommen sollte, wieder zu unterdrücken. Aber Hr. L. läfst sich davon nicht stören und ändert in allen fünf Stellen. Viermal geht es noch glimpflich genug, denn was liegt daran, ob man z. B. δώματ' ἔναιεν oder δώματα ναῖεν liest, aber das unglückliche fünfte Mal Od. XV, 96. geht es so leicht nicht. Hier heifst es ἐπεὶ οὐ πολὺ ναῖεν ἀπ' αὐτοῦ, wo kein ἔναιεν herauszubringen ist. Aber dem Verf. ist für seine Observation nichts zu theuer; er schreibt daher für ναῖεν νάσθη. Aber dies heifst ja beim Homer wenigstens nur, er hat sich angesiedelt und hat also an dieser Stelle, wo vom Eteoneus, der schon seit langen Jahren (vgl. Od. IV, 22 sqq.) Diener im Hause des Menelaus ist, keinen Sinn.

Dies möge hinreichen, um es zu motiviren, warum Ref. nicht mit der Homerischen Kritik des Hrn. Lange einverstanden sein kann!

L. Färber.

XLIII.

Was heifst Kunst? Ein artistischer Vortrag von F. A. Märcker, Privatdocenten an der Berliner Universität. Berlin, 1844.; *bei Ferd. Dümmler. VIII. u.* 38 S. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens beginnt dasselbe im Vorworte mit der Bemerkung, dafs Deutschland jetzt einer neuen Zukunft entgegengehe; nicht vorübergehend, nicht vereinzelt, sondern auf allen Gebieten vielmehr treten die Anzeichen eines mächtigen Fortschrittes auf; mit einer solchen Energie machen sich die Forderungen desselben geltend, dafs nur äufserst beschränkte Köpfe vermeinen können, den Geist, der dieselben hervorgerufen, durch kleinliche Maafsregeln aufhalten oder unterdrücken zu können. Die Erfolge, die dies für die politische Gestaltung des Vaterlandes verspräche, seien aber auch für die Kunst zu hoffen und man sei durch jene Erscheinungen berechtigt, auch der deutschen Kunst eine neue glänzende Zukunft zu auguriren. Auch sie stehe an der Schwelle einer neuen grofsartigen Epoche, in der der deutsche Genius Bahnen betreten werde, die sich *kaum ahnend noch im Vorgefühl erkennen lassen.* Wer theilte nicht jene Ueberzeugungen? Sie sind ein Echo der Zeitgefühle und sie leben im Bewufstsein des Volkes. Und wer möchte nicht auch diese Hoffnungen theilen? Ja, wenn sie auch manchem immerhin noch als pia vota erscheinen mögen, gewifs sprechen sie doch die stillen Wünsche aller derer aus, die in der Kunst noch eins der wichtigsten Elemente nationaler Geistesbildung erkennen und die mit Interesse den Bewegungen einer neuen Richtung in der Kunstwelt unserer Tage gefolgt sind.

Diese Umstände sind es, die den Verfasser auffordern, auch nach dieser Richtung *sichtend aufrend, beseitigend und auffordernd zu wirken.* Er will *die Wege bereiten dem, der da kommen soll.* Gewifs ein grofses und kühnes Unternehmen, dem solchem aller Beifall zu zollen, aller Dank zu wünschen ist. Wie löst er aber nun die schwierige Aufgabe, wie bringt er die Ergebnisse einer besonnenen Forschung, die Resultate der sicheren und consequenten Entwickelung, welche die Kunstwissenschaften durchlaufen haben, mit den neuen Anforderungen der neuen Geistesrichtung in Uebereinstimmung? Was sichtet und beseitigt er und wozu fordert er überzeugend und zwingend auf? Alles ist ihm in der Beantwortung der einen Frage enthalten: *was heifst Kunst?* und ohne uns auf seine Präliminarien einzulassen wollen wir sogleich an die Lösung der Frage selbst gehn. Kunst ist dem Verfasser, zunächst nach der Bestimmung der Griechen, jede freie Geistesthätigkeit, welche auf ein Werk gerichtet ist, dessen blofs äufseren Zweck hat, noch Lohn hat, sondern das seinen Zweck und seine Vollendung sich selbst findet (S. 8). Was man gewöhnlich nennt, die sogenannte schöne Kunst ist eine *Vorstellung*, von der man sich frei zu machen hat (S. 21); Kunst ist vielmehr jede freie Geistesthätigkeit überhaupt im politischen Sinne, ist eine durch irdische Schranken und äufsere Rücksichten bedingte Schöpfung (S. 13); Kunst ist die politische Freiheit, ist die Freiheit selber (S. 15).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1844.

ıs heifst Kunst? Ein artistischer Vortrag von F. A. Maercker.

(Schlufs.)

So schön und erhaben dies Alles klingt, so sehr e Ansichten auch den höchsten Zeitinteressen zu prechen scheinen — was ist durch diese neue Bemung der Kunst gewonnen? Der Verfasser kann dings Freiheit Kunst (S. 15) und umgekehrt Kunst heit nennen, gut, es kann und wird ihm niemand ehren, sich eine neue Terminologie für seinen ıen Gebrauch zu bilden, aber er mufs nicht glaudadurch den Begriff der Freiheit oder der Kunst ntlich bestimmt zu haben, er mufs nicht glaudafs auf einer solchen Tautologie ein neues em der Kunstwissenschaft erbaut werden kann. ı durch die Bestimmung, dafs die Kunst *freie esthätigkeit* und folglich mit der Freiheit selbst isch sei, gewinnen wir weder einen *neuen* Begriff Kunst, noch erleidet der Begriff desjenigen, was gewöhnlich Kunst nennt, eine wesentliche Erweig, indem dieser, der schönen Kunst, vielmehr und jeder Inhalt schlechthin geraubt und abgeben wird. Nun hat der Verfasser zwar die schöne : für eine einseitige Vorstellung erklärt und sich lerselben losgesagt, dennoch aber geht er von ei seiner ganzen Untersuchung aus; denn er ıt von einem Kunstwerke, welches das Streben Zeit in seiner ganzen Tiefe und Innigkeit zur auung zu bringen habe; er spricht von einem leben, das nicht Fürstengunst, noch akademiPreise, nicht Museen noch Hoftheater zu heben gen, ja er stellt diesem Kunstleben sogar die ıbungen der Industrie an die Seite; er redet von klassischen Kunst der Höfe und von einer naın Kunst des Volkslebens; er spricht von grieer Kunst und von der hohen Blüthe, die die Künste in den freien italienischen Republiken des Mittelalters erreicht haben; er spricht von den französischen Dichter — und von den deutschen Malerschulen, von den französischen Unités und von der deutschen Aesthetik. Er kann selber seinen neuen Begriff der Kunst nicht fassen und durchführen und befindet sich in einer fortwährenden Schwankung zwischen dem, was er Kunst nennt, und demjenigen, was in der Sprache und somit im vernünftigen Bewufstsein der Nation Kunst heifst; er stellt die tautologische Bestimmung der Kunst als Freiheit voran und überall, wo es sich um das eigentliche Wesen, den wahren Inhalt der Kunst handelt, spricht er von einer bestimmten Kunst, von der schönen Kunst überhaupt.

Verlassen wir indefs, um nicht ungerecht gegen den Verfasser zu sein, seine Begriffsbestimmung, welche anstatt den Begriff der Kunst zu erweitern, ihr vielmehr allen und jeden Inhalt raubt, und wenden wir das sogenannte neue Princip auf dasjenige an, was die Sprache selber Kunst nennt, so ergiebt sich daraus, dafs die Freiheit ein wesentliches Element der Kunst, ja ihr eigentliches Princip sei. Dies ist etwas ganz anderes, als jene hohle tautologische Gleichstellung der Begriffe von Kunst und Freiheit. Aber selbst durch diese neue Bestimmung ist noch kein wesentlicher Inhalt der Kunst gegeben und es heifst das Wesen der Freiheit gänzlich verkennen, sie einer oder der anderen beliebigen Geistesthätigkeit des Menschen zum Principe zu geben. Die Freiheit ist vielmehr als das innerste Wesen des menschlichen Geistes selbst zu fassen; als solches aber liegt sie schlechthin allen Aeufserungen, allen Thätigkeiten desselben zu Grunde und macht daher nicht minder das Princip der Wissenschaft, der Speculation oder der politischen Thätigkeit aus, als das der Kunst. Der Kunst als solcher ganz besonders das Princip der Freiheit zu geben und darauf ihren ganzen Begriff zu beschränken,

Digitized by Google

heifst sie eben gar nicht bestimmen, indem dies Princip gar kein besonderes ist, sondern vielmehr die Natur des Geistes selber ausmacht; es heifst sie lediglich als eine der absoluten Sphären des menschlichen Geistes betrachten, ohne ihr jedoch einen specifisch besonderen Inhalt zuzuertheilen, den sie nicht mit den andern absoluten Sphären des Geistes gemein hätte. Dies Resultat ist also weder den Begriff der Kunst erschöpfend, noch aber ist es, wie der Verfasser zu glauben scheint, ein neues. Vielmehr sagte schon Kant ausdrücklich: *von Rechts wegen sollte man nur die Hervorbringung durch Freiheit, d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zu Grunde legt, Kunst nennen*, und man kann behaupten, dafs seit diesem Ausspruche Kants, die Freiheit als wesentliches Element der Kunst betrachtet worden sei, dafs die ganze seitherige Entwickelung der Kunstphilosophie darin bestanden, dieser Form der Freiheit einen entsprechenden Inhalt zu geben, und dafs endlich jetzt Niemand mehr daran zweifele, die Kunst sei wirklich eine der absoluten Sphären des Geistes, als welche die Philosophie sie längst dargestellt hat.

Zugegeben mufs allerdings werden, dafs diese wichtige Seite der Kunst, was die auf sie bezüglichen Wissenschaften, die Kunstgeschichte z. B. betrifft, noch keineswegs genugsam beachtet, geschweige denn zu einer stichhaltenden Konstruirung der letzteren benutzt und durchgeführt worden sei, und dafs man in Betreff der welthistorischen Stellung der Kunst namentlich die politischen Verhältnisse der Völker viel zu wenig berücksichtigt habe, wie wir denn hierauf schon einmal in diesen Blättern aufmerksam gemacht haben. Dagegen darf man aber auch die Kunst nicht ausschliefslich im politischen Sinne auffassen, wie der Verfasser fast durchgängig thut. Vielmehr liegt in dieser durchaus politischen Auffassung der Kunst eine eben so grofse Einseitigkeit, als in der ausschliefslich religiösen Betrachtungsweise derselben. Man mag die Kunst lediglich an das religiöse — oder ausschliefslich an das Staatsleben der Nationen knüpfen — auf beiden Seiten begeht man denselben Fehler; denn die eigentliche Bedeutung der Kunst liegt weder auf politischem, noch auf religiösem Gebiete, wenn auch die Totalität aller Geistesrichtungen, die in jeder wahren Kunstthätigkeit zur Aeufserung kommt, sich vorzugsweise in religiösem oder im staatlich politischen Sinne äufsern mag.

Wenn wir nun von diesem Gesichtspunkte aus dem Gange des Verfs. folgen, so müssen wir bemerken, dafs, wenn wir auch dabei überall die Beziehungen auf die Kunst vorzugsweise hervorheben, die jedoch in den Diskussionen meist politischer Natur mehr beiläfing mitzugehen scheint, was aber wohl der zwiefachen und durchaus schwankenden Auffassung derselben seinen Grund haben kann, wonach der Verf. dieselbe bald als schöne Kunst, bald als schlechthin freie Thätigkeit betrachtet. So geht der Verf. von dem gewifs ganz richtigen Grundsatze aus, die Kunst müsse aus dem Volksleben selbst sich entfalten, sie *autochthonisch* sein und frei von allem behindernden beschränkenden Einflusse. Die Treibhauspflanze Hofkünste verdiene diesen herrlichen Namen nicht. Die wirkliche, wie der Verf. sie nennt, *wahrhaftnationale* Kunstentwickelung könne sich daher auch bei einem wahrhaft freien Volke zeigen (S. 2), wie denn auch die Kunst in wahrhafter und selbstständiger Entwickelung nur im freien Griechenlande und in den freien italienischen Republiken des Mittelalters gegeben habe. Der Verf. beachtet hierbei aber nicht, dafs die zufällige politische Form der Freiheit hier keineswegs das allein Maafsgebende sei; es mufs sich vielmehr die Freiheit, da sie kein starres Schema, sondern Produkt ganz bestimmter lebendiger Volksindividualitäten ist, überall besondere, oft wesentlich verschiedene Formen erschaffen, ohne deshalb minder Freiheit zu sein. So war die Freiheit in der Zeit, welcher der Verf. spricht, keineswegs auf die, allerdings glänzendsten, italienischen Republiken beschränkt, eben so wenig, wie es auch die Kunst war. Wenn der Verf. daher behauptet, es hätte eine wahrhaft nationale Kunstentwickelung, nicht etwa vorzugsweise, sondern ausschliefslich in jenen Republiken stattgefunden, so widerstet dies gegen den ganzen Verlauf der Kunstgeschichte. Er kennt nicht die tief empfundene, sinnige und farbenprächtige Kunst der Deutschen, nicht die gewaltvolle Malerei der Spanier, noch die ächt volksthümliche, aus dem tiefsten Borne nationalen Lebens entsprungene Kunst der Niederländischen Meister. Raphael, war denn er etwa der Sohn einer Republik? Wo der wahre Geist der Freiheit lebt, da kann die zufällige politische Form derselben allein weder für

Digitized by Google

ch Fessel für die Kunst sein. Vielmehr liegt ihre genthümlich unüberwindbare Kraft gerade darin, dafs in allen politischen Formen sich entfalten und ugnifs für den freien Geist ablegen kann — und nte sie selbst dazu, mit ihren Werken den Glanz es Tyrannenhofes zu erhöhen.

Obige Behauptungen führen den Verfasser sodann Materien rein politischer Natur, unter denen er ächst die Einheit Deutschlands bespricht, ohne se grofse Frage irgend wie zu fördern (S. 5). utschlands Einheit soll fortan auch die deutschen stler begeistern und diese Begeisterung in der gezeit eine neue ächt germanische Kunst hervor- n; merkwürdig genug aber beides nach der Anlei- g und dem Vorbilde der Griechen, als welche uns in *den ganzen, den vollen* Begriff der Kunst gäben 7). Wir können hier füglich die Parallele unsrer tände mit denen der Griechen übergehen, wie wir auch nicht auf Widerlegung der einseitigen und en Ansicht einlassen wollen, die Griechen hätten Begriff der Kunst für alle Zeiten und Perioden Weltgeschichte vollständig erschöpft. Um uns mit Alten in der Kunst zu vergleichen, fährt der Ver- r fort, fehle uns nun die Freiheit, die Gröfse der assung, die erhabene Leidenschaft und der Muth grofsen Gedanken unverstümmelt ans Licht tre- n lassen (S. 11); nur der Deutschen angeborne eitsliebe lasse noch die Hoffnung einer besseren aft für die Kunst aufkommen (S. 14). Ein Hin- s aber stehe noch immer und werde vielleicht einer vollendeten Kunstentwickelung in Deutsch- m Wege stehen: der Mangel eines gemeinsamen ms, eines Staates, *der alle Gegensätze des hen Lebens vermittelnd in sich aufnähme und nial zu beherrschen wüfste* (S. 15). Mit diesem die autochthonische Basis, auf der die Kunst gedeihen könne (S. 16).

ie Idee, dafs eine vollkommene Kunstthätigkeit, auf das Urtheil des Volkes berechnet ist, noth- auch aus dem Volk hervorgehen, seine Inter- zu den ihrigen machen müsse, ist ganz richtig, r machen in dieser Beziehung besonders auf die kung S. 17 aufmerksam. Indefs ist dabei wohl chten, dafs weder die einzelne politische Form, ie zufällige Begränzung eines Staates für die schlechthin bestimmend sein könne, es sei denn, dafs ein Staat auf Stammverwandtschaft beruhe, wie dies bei den Griechen der Fall war. Dies aber hat im Allgemeinen mit der historischen Entwickelung des Vernunft- und Rechtstaates aufgehört, und darum mufste sich in der neuen Zeit der innige Zusammenhang der Kunst mit der besonderen Staatsform auflösen, während derselbe im Alterthum durchgängig nachzuweisen ist. Statt des Einen, mehr oder weniger zufälligen Central-Staates ist vielmehr der Geist der Nation in seiner Einheit als jene autochthonische Basis zu betrachten; der Geist der Völker, der sich eben so sehr in seinen sittlichen, intellektuellen und religiösen Zuständen offenbart, als in der politischen Thätigkeit.

Diese aber hält der Verfasser einseitig fest, und so sind denn auch die Beispiele, an denen er den innigen Zusammenhang der Kunst mit den Zeitbewegungen im Volksleben nachzuweisen sucht, lediglich der Sphäre der politischen Thätigkeit entnommen. Dies wäre nun, wenn jene Beispiele gut gewählt wären, durchaus nicht zu tadeln, indessen müssen wir gestehen, dafs die Wahl des Verfassers kaum schlechter und unpafslicher hätte ausfallen können. „Bei der unzertrennlichen Einheit der Entwickelung des öffentlichen Lebens und der Kunst", sagt er S. 22, „dürfen wir deshalb nur zwei Forderungen unserer Tage auch nach ihrer Beziehung auf die Kunst betrachten, *die der Oeffentlichkeit* nämlich und der *Mündlichkeit*." Wir wiederholen es, jene Punkte hätten nicht schlechter gewählt werden können: die Mündlichkeit, weil sie sich auf ganz specielle Verhältnisse eines bestimmten, ganz speciellen Gebietes bezieht und auf die Künste durchaus keine Anwendung, erleiden kann, es handle sich denn um Schauspiel- oder Redekunst, oder um den weiland rhapsodischen Vortrag litterarischer Produkte; die Oeffentlichkeit, weil sie im Gegentheil die die Bedingung aller Kunstthätigkeit ausmacht und *von jeher ausgemacht hat*, wenn man ja die in Rede stehende politische Oeffentlichkeit mit der der Kunst überhaupt in Zusammenhang bringen will. Ist nun die Wahl jener beiden Punkte eine unglückliche, so ist es die Ausführung derselben vielleicht in noch höherem Grade. Der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit stehen die Heimlichkeit und die Schriftlichkeit entgegen. „Gehen wir aus von der Betrachtung eines Einzelnen, *eines heimlichen Charakters, der nur schriftlich verhandelt und mit sich verhandeln läfst*, den man

Digitized by Google

nie sehen kann von Angesicht zu Angesicht, der sich uns nie darstellt, nur gleichsam eine heimliche und verborgene Potenz für die Welt ist, von der aber alle Action ihren Ausgang nimmt. Wenn wir dies einen Augenblick auf die Spitze treiben und *einmal einen Menschen ganz isoliren, ganz und gar heimlich machen* (!): was erblicken wir? Einen Charakter, der nur in sich lebt, sich nie zeigt, sich zu niemand äufsert, *dessen Pfad sich beim Anblick seiner Mitmenschen abseits verliert ins Gebüsch* (!!). Ist dies ein Mensch?" u. s. w. u. s. w. Wird es für solch ein Wesen eine Kunst geben? Nein — „der Geist fordert wesentlich ἐργὰ καὶ ἡμέραι (!) und nur für den Wirkenden giebt es einen Tag!" Gleicherweise fällt die Kunst für den *heimlichen Schleicher* weg, für die ohne Mündlichkeit, *von denen niemand recht angeben kann, wer sie seien noch was sie seien* (!). Solch ein *Charakter* aber — des heimlichen Schleichers — ins Centrum gesetzt, giebt einen *unbekannten Gott oder Despoten*, deren Kunst eine düstere Symbolik — Musik, Lyrik, Psalmodie! — oder die elende Magd eines despotischen Herrn sein wird. — Dies verstehe, wer es vermag. Uns erscheinen diese und ähnliche Aeusserungen, wie hohle Phantasien, von denen am allerwenigsten abzusehen ist, wie sie mit der neuen Kunst und deren glänzender Zukunft in Verbindung gebracht werden können. Wehe jenen ernsten und hohen Forderungen der Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, wenn sie nicht anders zu behandeln, nicht anders zu rechtfertigen wären! Wehe jener neuen Kunstepoche, wenn ihr so und nicht anders die Wege bereitet werden könnten! Und doch knüpft der Verf. gerade an diese Aeufserungen seine Betrachtungen über die Zeichen der neugebornen Kunst, die sich ihm schon jetzt offenbaren! Was nun aber diese selbst betrifft, so müssen wir gestehen, dafs wenn auch einige einen Keim der Wahrheit in sich trägt, anderes unganz unverständlich und räthselhaft bleibt, noch andere endlich, wie die Gröfse und Kolossalität der Privathäuser als bittere Ironie erscheint. Was aber das Frohlocken des Verf.'s betrifft über das Verlassen des starren *Dogmas* der Kirchenarchitektur, welche, wie das christliche Princip des Mysteriums, dem Kultus des höhern Principes (welches?) zum Opfer gebracht worden; so beruht dasselbe auf dem gänzlichen Verkennen einer der wichtigsten Perioden der Kunstgeschichte. Denn es hat das *starre Dogma*, über dessen Verlassen der Verf. so lebhaft triumphirt, niemals im altchristlichen Kirchenbau am allerwenigsten aber in der deutschen Kirchenarchitektur, geherrscht. Es läfst sich vielmehr mit Bestimmtheit versichern, dafs in dieser mehr als bewufste und wahrhaft schöpferische Freiheit des Kunstgeistes ausgesprochen ist, als an allen pallastähnlichen Privatbauten, an denen der Verf. enthusiastisch die freie Schöpfung des neuen Kunstgebietes bewundert.

Der Verf. nennt die Untersuchungen, denen er bis zum Ende gefolgt sind, *vorläufige Andeutungen* und verspricht denselben eine genauere Ausführung desjenigen Principes folgen zu lassen, welches er in einer Abhandlung „über das Verhältnifs der schönen Kunst zur freien Kunst", *der gesammten Kunst in ihrer menschheitlichen Beziehung zur Basis zu gedenkt* (Vorwort S. VII.). — Dem gegenwärtigen Werkchen ist ein Anhang zugefügt, welcher die Bekenntnifs des Ober-Censur-Gerichts und einige rechtfertigende Bemerkungen des Verfassers enthält.

E. G.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLIV.

rlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller. Halle, 1844.

Wir begrüfsen freudig eine Schrift, die hervorge-
gen aus Vorlesungen über Schleiermachers Leh-
diese als die Schöpfungen eines grofsen Geistes
kennt, an denen wir uns belehren und erquicken
n. Auch dafs Schleiermacher, „einer der bedeu-
sten Heroen der neuesten Theologie," zum Gegen-
d philosophischer Vorlesungen gemacht wird, kann
denen auffallend und bedenklich erscheinen, die
t einsehen, dafs er in der Reihe der philosophi-
n Führer unsrer Zeit ein höchst wesentliches un-
ehrliches Glied bildet. Solche ihres Irrthums zu
führen und zu zeigen, wie Schleiermacher die we-
ichsten Seiten des Wissens umfafst und der All-
einheit des Princips mit entschiedener Sicherheit
durchgreifender Energie unterworfen habe, mufs-
die ihm gewidmeten Vorlesungen zunächst und
glich bestimmt sein. Historische Vollständigkeit
e der Verf. in ihnen nicht bezwecken; er durfte
begnügen „die Werke Schleiermachers specieller
führen, in welchen dieser den wesentlichen Ge-
einer Denkweise, die Principien seines theologi-
und philosophischen Wissens niedergelegt hat."
den beiden hier sich darbietenden Wegen, ent-
von den Werken Schleiermachers auszugehn,
lchen seine Ansichten ihren Abschlufs erreichen
on ihnen aus einen Blick auf die früheren das
ilige Werden jener Resultate darstellenden Werke
rfen, oder von den ersten Werken Schleierma-
anzufangen und von Stufe zu Stufe seiner Ent-
ung nachzugehn, so viel sie sich in seinen Wer-
ind giebt, — ziehen wir mit dem Verf. den letz-
von ihm eingeschlagenen Weg dem ersteren
nklich vor.

Versuchen wir nun, indem wir Gang und Methode der vorliegenden Vorlesungen bezeichnen, zugleich hervorzuheben, ob der Verf. für seine Darstellung diejenigen Werke Schleiermachers ausgewählt, in denen dessen Eigenthümlichkeit und Geistes-Umfang vollständig ,oder vorzugsweise sich abspiegelt, wie weit er die leitenden Ideen derselben und ihre Construction, die verknüpfenden Bänder und die wissenschaftliche Fortbildung in ihnen nachgewiesen hat, ob und wie weit der Standpunct seiner Kritik geeignet gewesen, die Stelle auszumitteln, die Schleiermachers Lehre in der Entwickelungsreihe der neuern deutschen Philosophie einnimmt.

Zuerst bekennen wir, keine einzige Schrift Schleiermachers ausführlich besprochen zu finden, die nicht auch wir als wesentliches Glied in der Kette der Entstehung und Ausbildung seines Lehrgebäudes anerkennen. Selbst die vertrauten *Briefe über Schlegels Lucinde* möchten wir in einer Bildungsgeschichte der Schleiermacherschen Lehre nicht mit Stillschweigen übergangen sehn; und wollen über die vielleicht unverhältnifsmäfsige Ausführlichkeit der Besprechung (S. 4—39) mit dem Verf. nicht rechten. Ihnen reihen sich die Reden über Religion und diesen wiederum die Monologen und die Weihnachtsfeier an. Diese Schriften möchten wir denjenigen Platonischen Dialogen vergleichen, die Schleiermacher als Vorhalle der dialektisch systematischen Darstellung der Lehre des Attischen Weisen betrachtet. Sie enthalten gleich wie diese die noch nicht entfalteten Grundkeime späterer wissenschaftlich gegliederterer und umfassenderer Entwickelungen, mit aller der Frische und Begeisterung hingestellt, die das Bewufstsein der Kraft und des Berufes gewährt, im Kampfe gegen verkehrte und einseitige Zeitrichtungen, der Wissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Zu richtiger Würdigung dieser Erstlinge des Schleiermacherschen Geistes dürfen wir aber

Digitized by Google

nicht vergessen, dafs das Bestreben je einen derselben als ein für sich bestehendes Kunstwerk abzurunden und bestimmten Schwächen und Verirrungen der Zeit entgegenzusetzen, einseitige Fassung der Grundgedanken veranlafst hat. Die unverkennbare Ueberschätzung der Schlegelschen Lucinde hat nicht sowohl in Befangenheit der Freundschaft als in der Abneigung gegen sentimental unlebendige Darstellungen der Liebe ihren Grund. Unter den lichten, Glanz und Klarheit über das Ganze ausströmenden Puncten der Lucinde, auf die in den Briefen hingewiesen werden soll, wird immer von neuem der eine hervorgehoben, dafs in ihr die Liebe in ihrer Wirklichkeit erfafst werde, als geistige und sinnliche zugleich, und dafs diese beiden gleich wesentlichen Bestandtheile der Liebe aufs Innigste sich durchdringen sollen. In der Freude an einer Darstellung, in der weder das Geistige ohne das Sinnliche, noch dieses ohne jenes sich als ausschliefslich geltend machen wolle, spricht sich bereits sehr bestimmt aus Schleiermachers Abneigung gegen abstracte Sonderung des in der lebendigen Wirklichkeit untrennbar Verbundenen, und damit zugleich Abkehr von der Kantischen Auffassungsweise; wenn gleich in diesem Buche, mehr als in dem folgenden, noch einige Befangenheit in den Formen der kritischen Philosophie sich finden möchte; z. B. in der psychologischen Dreitheilung des Erkenntnifsvermögens, der Phantasie und des Begehrungsvermögens (s. d. Briefe n. Ausg. S. 46). Indem der Verf. unsrer Schrift die Lebensanschauung der Lucinde als die ausgebildete extreme Romantik betrachtet, sieht er sich veranlafst, den wesentlichen Kern der Romantik, ihr philosophisches Fundament und die allgemeinen Gegensätze, Widersprüche, Vermittelungen hevorzuheben, um die sich's in ihr handele (S. 18 ff.). Die allgemeinen Principien des romantischen Bewufstseins führt er auf den Widerspruch der Fichteschen Philosophie zurück, demzufolge das Ich gerade das Gegentheil von dem sei und bleibe, was es sein solle, da es ihm nimmer gelingen könne unendlich zu sein; wogegen das Nichtich als das Endliche gesetzt, nichts destoweniger in seiner Endlichkeit die Energie habe, sich absolut dem Ich zu widersetzen, d. h. unendlich zu sein. Das Tiefe der Romantik soll die Gewifsheit der dem Subjecte inhaftenden Unendlichkeit sein, kraft der es sich selber seine Leiden und seine Seligkeit schaffe. Diese Gewifsheit der Unendlichkeit schlägt aber in der Romantik — dem Vf. zufolge — fortwährend in die Endlichkeit um. Der Inhalt nämlich, welchen sich das Ich giebt, hat nicht wahrhaft unendlichen Werth, ist nicht wirklich ein freier geistiger Inhalt; das Ich wird so seinem Wesen ungetreu, seine Freiheit wird zur Willkühr, seine Subjectivität entbehrt der Substanz, des Gesetzes, der Nothwendigkeit. Man läfst daher die Individualität nach Phasen ihrer Unmittelbarkeit hervortreten und zur Geltung kommen u. s. w. Um der immer von neuen andringenden Endlichkeit sich zu entziehen, soll das Ich das Handeln selbst aufgeben, oder wenigstens den Ernst des Handelns, soll das reine Sichwissen als die gegenwärtige Unendlichkeit, und alles Bestimmte als endlich verschwindenden Schein des Ich anerkennen, daher seinem eignen Thun sich ironisch verhalten, in dem Handeln immer nur sich selbst geniefsen. Gegen die von Strauſs u. A. in ähnlicher Weise hervorgehobene Fassung der Romantik, die jedoch nur einzelne Momen derselben treffen möchte, wird mit Recht erinnert, dafs so lange das Ich nur die Verachtung, der Spott gegen alles Bestimmte sei, sein Gehalt immer blofs das Nichtige, Eitle, Gehaltlose sein könne und von diesem das Ich nur scheinbar durch die Ironie sich befreie.

Wir lassen es dahin gestellt sein, wie weit Schlegels Lucinde in dieser Idee der Romantik aufgehe oder nicht; der Verf. der Briefe entzieht sich ihr, indem die Liebe als die vollkommene Symmetrie des Eigenthümlichen, als das beständige Zusammentreffen des Heiligsten und Schönsten, von jedem Puncte aus zeichnet; nur der Vorwurf trifft ihn, dafs er die harmonische Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen, so das Schöne und Heilige, in der Liebenden zusammentreffen sollen, näher zu bestimmen nicht versucht hat, daher auch nicht im Stande gewesen ist, dialektisch nachzuweisen, dafs die Liebe als der volle Besitz des Unendlichen, als die reale Gegenwart Gottes zu betrachten sei. Ganz anders würde der gereiftere, mit Platonischem Geist genährte Schleiermacher die Eigenthümlichkeit der concreten allgemeinen Interessen zu erfüllen gewusst haben.

Zu den *Reden über die Religion* (S. 40—88) und den Monologen geht der Verf. der Vorlesungen

en Briefen über, indem er die Frage voranstellt: wo-
ırch befreit sich das Ich von jener Hohlheit? wodurch
füllt es die unendliche Allgemeinheit seines Sich-
ıssens? und wenn gleich Schleiermacher in solcher
ohlheit schwerlich je befangen gewesen, — der
veck der Reden, das Bedürfnifs der Religion von
ıen heraus zu erzeugen und lebendig zu machen,
als zum Wesen des Ich gehörig nachzuweisen, als
sung des Gegensatzes der beiden ursprünglichen
iebe, für sich zu bestehen und in das Ganze zurück
gehen, des Seins für sich und des Seins im Gan-
, der Besonderung und der Allgemeinheit, — bricht
ı vorn herein den Stab über jene romantische oder
ht romantische Vergötterung des Ich. „Das Incin-
ergeflossen- und Einsgewordensein von Sein und
genstand, ehe noch jedes an seinen Ort zurückkehrt
der Gegenstand wieder losgerissen vom Sein, Euch
Anschauung wird und Ihr selbst wieder losgerissen
Gegenstande, Euch zum Gefühl werdet, dieses
ere ist es, was ich meine", — heifst es bei
leiermacher in den Reden — „das erste Zusam-
treten des allgemeinen Lebens mit einem beson-
n. In ihm wurzelt das Wissen und das Handeln;
nur das Gefühl drückt Euer und des Alls ge-
schaftliches Sein und Leben aus, insofern Ihr die
lnen Momente desselben als ein Wirken Gottes
ıch habt, vermittelt durch das Wirken der Welt
Euch; dies ist Eure Frömmigkeit, d. h. Gefühl
lnendlichen." Das Ein und Alles der Religion ist,
im Gefühl uns Bewegende in seiner höchsten Ein-
ls Eins und dasselbe fühlen und alles Einzelne und
ıdere nur hierdurch vermitteln, also unser Sein und
ı als ein Sein und Leben in und durch Gott fühlen.
kann Religion oder Frömmigkeit auch weder im
en noch im Handeln noch in beiden zugleich auf-
, obgleich beides durchdringend als ihre gemein-
Wurzel. Nur die Art, wie dem Menschen die
eit in dem Gefühl gegenwärtig ist, kann über
Verth seiner Religion entscheiden, nicht die Art
Weise, wie er diese, immer unzulänglich, in dem
fe abbildet. Die Religion kann mithin auch
gelehrt, sondern nur angeregt werden und wird
neinschaften führen, sofern diejenigen sich enger
ınder schliefsen, welche in ihrer eigenthümlichen
das Universum im Gefühle zu erfassen, am
ı übereinstimmen, sie gebiert eine Mannigfaltig-
keit von Religionen aus sich, da in der Form der Auffassung die Eigenthümlichkeit der Individuen sich geltend machen mufs und der Umfang der Religion ein Unendliches ist, das nicht unter einer einzelnen Form, sondern nur unter dem Begriff aller zu befassen ist, so dafs die positiven Religionen individuelle Religionen mit entschieden ausgeprägter Gestalt sind, und das Abstracte, Unbestimmte, Charakterlose der natürlichen Religion überhaupt gar nicht für wahre Religion gelten darf. — Vor Allem aber tritt Schleiermacher der Annahme aufs entschiedenste entgegen, Religion sei ein blos subjectiver Glaube. Eben darum ist sie ursprünglich, unmittelbar und wurzelt im Gefühl, weil wir nur vermittelst des Gefühls das Einswerden mit dem Unendlichen unmittelbar zu ergreifen vermögen. Eben darum wird Spinoza im Gegensatz gegen den Idealismus, als derjenige gerühmt, der nicht gleich diesem das Wesenhafte herabwürdigend zu einer blofsen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbild seines leeren Bewufstseins, sich in die Einheit der Substanz versenkt habe, vom hohen Weltgeist durchdrungen. — Wobei gelegentlich bemerkt werde, dafs der vom Vrf. der Vorlesungen (S. 56.) und schon vor ihm von Strauſs in den Charakteristiken und Kritiken (I., S. 25) getadelte Ausdruck: „in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch Er ihr liebenswürdigster Spiegel war" — durch die Spinozistische Bestimmung über die Erkenntnifs unter der Form der Ewigkeit (Ethices Pars V, prop. 30 sqq.) ganz wohl sich rechtfertigen läfst. Wogegen wir mit Hrn. Schaller allerdings anerkennen, dafs die Einseitigkeit und der Widerspruch des subjectiven Idealismus durch eine Rückkehr zu Spinoza nicht gelöst werden konnte; und in der That hat auch Schleiermacher in seinen spätern Schriften mehr und mehr von Spinoza sich entfernt.

War Schleiermacher in den Reden rücksichtlich des Welt- und Gottesbewufstseins auf das entschiedenste dem subjectiven Idealismus entgegengetreten, so griff er ihn in den *Monologen* (S. 89—124) auf dem eigensten Gebiete desselben an. Zwar lautet die Mahnung, „in seiner freien Innerlichkeit, nicht in seiner äufseren bedingten Erscheinung sich zu betrachten, sondern was im Dasein des Ich selbst und was Fremdes", sowie die rein innerliche Bestimmung der Freiheit (vgl. d. Verf. S. 92. ff.) — ganz Fichtisch.

Digitized by Google

Aber die zweite dem Princip der Eigenthümlichkeit gewidmete Betrachtung durchbricht die Schranken des abstracten Begriffs vom reinen Ich (vgl. d. Vf. S. 98 f.). Es genügt Schleiermacher nicht mehr, nur die Vernunft gefunden zu haben in ihrer Sichselbergleichheit; es genügt ihm nicht anzunehmen, nur in der Mannigfaltigkeit der äufsern Thaten offenbare sich verschieden die Menschheit: der Gedanke der Eigenthümlichkeit, des Einzelwesens hat ihn ergriffen; es ist ihm klar geworden, dafs jeder Mensch, als einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit auf eigene Art die Menschheit darstellen solle, in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare; dafs jeder eben darum seine eigenthümliche sittliche Aufgabe zu lösen habe, und dafs zum Erfassen und Ausbilden der Eigenthümlichkeit Sinn und Liebe zusammentreffen müssen, sofern nur wer von sich fordert, die ganze Menschheit anzuschauen und jeder andern Darstellung von ihr sich und die seine vergleichend gegenüberzustellen, das Bewufstsein seiner Selbheit zu erhalten und nur durch Liebe es auszubilden und zu bethätigen vermag. — In den sich hieran knüpfenden Erörterungen über das Wesen der Liebe wird vorzüglich hervorgehoben, dafs sie nie auf des Geliebten sinnliches Wohlergehen bezüglich, mit keiner gemeinen Empfindung je gemischt, der Freiheit reinste That und auf das eigne innerste Sein des Menschen, auf sein eigenthümliches Sein und auf das Verhältnifs desselben zur gesammten menschlichen Natur allein gerichtet, eben darum die Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Schärfe und Bestimmtheit auszubilden geeignet sein müsse. Aussprechen aber soll sich die Eigenthümlichkeit in Rede und Sitte, um zum Princip der Gemeinschaft zu werden. Damit der Mensch nicht von vielen Seiten ungebildet bleibe, — und so müfste er bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihm von aufsen wirklich aufstöfst, sein inneres Handeln ginge, — ist ihm die Götterkraft der Phantasie verliehen, die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt. Sofern jedoch die ursprüngliche Bestimmtheit, die durch freie Selbstbestimmung zur Eigenthümlichkeit fortgebildet werden soll, zugleich als eine Offenbarung des Absoluten anzusehn ist, ist sie das Mittel die religiöse Anschauung zu vollenden, die Anschauung der Idee der Menschheit aufser sich und in sich harmonisch zu vereinigen. Auf diese Weise schliefsen die Monologen den Reden sich unmittelbar an, indem sie den Inhalt dieser nur ergänzen und näher bestimmen (vgl. d. Verf. S. 120 ff.). Auch ist es bei näherer Betrachtung verschwindender Schein, dafs durch das Princip der Eigenthümlichkeit ohne Weiteres alles Schlechte, Böse, jede individuelle Begierde und Leidenschaft gerechtfertigt werde, wie der Verf. anerkennt (ebend. 122 ff.). Nur vermifst er Untersuchungen über diejenige individuelle Bestimmtheit, welche sich ursprünglich aufweisen und dadurch als heilig und sittlich rechtfertigen lasse; tadelt, dafs diese in ihrer specifischen Bestimmtheit aus der Allgemeinheit nicht nothwendig deducirt werde.

Von der *Weihnachtsfeier* (S. 125—133) wird vor Allem die Schlufsreden berücksichtigt, welche anknüpfend an das Weihnachtsfest, die allgemeine Bedeutung der Persönlichkeit Christi entwickeln. Wir können dem Verf. nicht zugeben, dafs in der Weihnachtsfeier die absolute Allgemeinheit und Wahrheit der christlichen Religion nicht behauptet werde (S. 132), wenn gleich wir anerkennen, dafs sie in ihr nur angedeutet als durchgeführt wird. Ebensowenig sind wir mit der Behauptung einverstanden, Schleiermacher habe selbst in seiner Dogmatik die in den Schlufsreden der Weihnachtsfeier mitgetheilten verschiedenen Ansichten vom Christenthum als wesentliche Momente der Idee zusammengefafst (ebend.).

Die Betrachtung derjenigen Werke Schleiermachers, in welchen dessen philosophische und theologische Ansichten ihren Abschlufs erreichen, wird durch eine kurze Uebersicht des wesentlichen Inhalts der *Dialektik* eingeleitet (S. 134—180), welche, wenn auch nur in verschiedenen Entwürfen für Vorlesungen nicht für den Druck, seit 1811 ausgearbeitet, in Grundzügen nach wohl schon früher in Schleiermacher's Geiste angelegt, von allen seinen systematischen Werken als gemeinsame Grundlage vorausgesetzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher
für
Wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Vorlesungen über Schleiermacher Von Dr. Jul. Schaller.

(Fortsetzung.)

Die kurze Uebersicht hebt mit Treue, Unbefangenheit und Sorgfalt das Eigenthümliche der Schleiermacherschen Auffassung und Behandlungsweise der Dialektik hervor. Je entschiedener sie sich von Kants formaler und transcendentaler Logik, von Fichte's Wissenschaftslehre und von Hegel's subjective und objectiver Logik entfernt, um so mehr möchte sich der Mühe gelohnt haben, den Gründen dieser Abweichung und den Wurzeln nachzugehen, aus denen die eigenthümliche Erkenntnifslehre Schleiermachers sich entwickelt hat. Ihr Ziel, die Construction der Totalität des Wissens, ihr unmittelbarer Werth, die Regeln der Verknüpfung und die innersten Gesetze des Wissens zusammenzufassen, ihre Darstellung als Kunstlehre, selbst die relative Sonderung des transcendentalen und formalen oder technischen Wissens und die Zurückführung der Unterscheidung und Zusammenfallens von Sein und Denken auf das Selbstbewufstsein, auch die Parallelisirung von Induction und Deduction und das Gewicht, welches auf Eintheilungen gelegt wird, — weisen auf Plato zurück. Darin aber entfernt sich die Schleiermacherische Dialektik allerdings entschieden von der Platonischen, dafs zugleich mit der Anerkennung der Identität der denkenden Subjecte, ihre Differenz mit in Rechnung gestellt und behauptet wird: es gebe in der Welt kein reines Wissen, sondern nur concentrische Sphären der Gemeinsamkeit und der Erfahrung; die Vernunftthätigkeit vermöge lediglich in ihrer Selbstwirkung mit der organischen zu realen Erkenntnissen zu führen, und die Selbigkeit des Idealen und Realen sei zwar die nothwendige Voraussetzung des Wissens; aber durch die beiden Grundformen des Denkens, Begriff und Urtheil, unerreichbar, ja die unter einander und mit den entsprechenden Grenzen des Seins zusammenfallenden Begriffs- und Urtheilsgrenzen gehörten nicht nur nicht dem eigentlichen Gebiete des Wissens mehr an, sondern durch sie könne auch das Absolute noch nicht erreicht werden, mithin überhaupt nicht durch das Denken und eben so wenig durch das Wollen. Soll nun dennoch ein Bewufstsein um das Absolute, als nothwendige Voraussetzung alles Wissens, in uns stattfinden, so kann es nur in dem unmittelbaren Selbstbewufstsein, dem Gefühle, als der Identität und Indifferenz von Denken und Wollen gesetzt sein, und dieses wiederum, nicht bestimmt durch irgend etwas im Gegensatze Begriffenes, lediglich durch den transscendentalen Grund selbst bedingt werden.

Vorzüglich gegen diesen Begriff des Absoluten richtet sich Schallers Kritik sowohl der Dialektik wie der Ethik und Glaubenslehre. Er giebt zu, dafs über Begriff und Urtheil, sowie über die ihnen entsprechenden Formen des Seins, Kraft und Erscheinung, Ursache und Wirkung, nicht minder über die Grenzen des Begriffs und Urtheils, hinausgegangen werden müsse, um zur Idee des Absoluten, des Unbedingten, zu gelangen. Aber indem die transscendentale Einheit ohne allen immanenten Unterschied gedacht werden solle, werde sie, bemerkt er, gar nicht mehr als Einheit, sondern vielmehr mit dem andern von Schleiermacher gleichfalls gebrauchten Ausdrucke, als transscendentales Sein zu bezeichnen sein. Allerdings, fährt er fort, könne das Sein an sich — nicht zu verwechseln mit dem in den Gegensatz von Subject und Object verwickelten Kantischen Dinge an sich — nur in der Welt und in uns gewufst werden, weil sie von dem Reiche des Gegensatzes losgerissen, nicht mehr der Grund aller relativen Einheiten sein würde, sondern nur subjective Abstraction; aber eben weil das Sein nichts weiter habe als die reine ungetrübte Gleichheit

Digitized by Google

mit sich selbst, könne es, das schlechthin Gegensatzlose, auch keine weiteren Bestimmungen enthalten, mithin nicht blofs nicht unser Denken, sondern auch das vollkommene Denken deren nicht entdecken; und ebenso sei das Unvermögen über das Verhältnifs Gottes zur Welt weiteres auszusagen als: Gott nicht ohne Welt, die Welt nicht ohne Gott, — nicht auf Mangel am Wissen zurückzuführen, sondern im Gegentheil unsre Einsicht sei es, welche die näheren Bestimmungen als dem Inhalte widersprechend zurückweise. Nun aber habe die Indifferenz, indem sie ohne allen Unterschied gedacht werden solle, eben diesen Unterschied aufser sich und werde somit an und für sich ein Entgegengesetztes, Bedingtes. Eben darum sei es schlechthin unmöglich durch den Begriff der unterschiedslosen Einheit, der reinen Gleichheit mit sich, über die Endlichkeit des relativen Gegensatzes hinaus zu kommen. Die Einheit müsse vielmehr in sich selbst den Gegensatz umfassen, müsse Procefs, Vermittelung in sich sein. Die Voraussetzung, dafs die transscendentale Einheit trotz ihrer Unterschiedslosigkeit, doch die unendliche Fülle sei, widerspreche jenem Begriffe der transscendentalen Einheit; und sage Schleiermacher, Gott sei die positive Negation aller Gegensätze, so werde damit vorausgesetzt der Procefs des Negirens und zugegeben, dafs die Negation der Einheit wesentlich immanent sei. Ebensowenig könne die Indifferenz im objectiven Sinne der wirkliche transscendentale Grund des Wissens und Wollens, oder überhaupt irgend welcher endlichen Einheit sein, vielmehr nur die abstracte Grundlage, auf welche wir den Unterschied und die endliche Einheit bezögen, ohne dafs diese an und für sich dadurch bedingt und vermittelt würden. Ferner: jedes bestimmte Sein und Wissen solle, wie besonders in der Ethik ausgeführt werde, sowohl nach aufsen als nach innen ein Entgegengesetztes sein; jedes Besondere habe ein anderes Besondere sich gegenüber, mit dem zusammen es ein Allgemeines ausmache, zugleich aber sei es in sich selbst ein Allgemeines: mithin gingen auch aus ihm zwei entgegengesetzte Besondere hervor und die bestimmte Allgemeinheit sei nie totales Gleichgewicht, sondern immer nur ein Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere. Eben diefs aber, dafs aller Unterschied im Grunde nur ein quantitatives Ueberwiegen sei, — was Schleiermacher durchgängig festhalte — sei für die ganze Gestaltung des Wissens von entscheidender Wichtigkeit. Zwar werde das ganze Gebiet des Seins in zwei Reihen getheilt, in das Ideale und Reale — und dieses sei der allgemeinste Gegensatz, der alle andern unter sich begreife; da nun aber der Unterschied nur ein quantitatives Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere sei, so folge nothwendig, dafs wir diese zwei Reihen eben so sehr nur als Eine Reihe betrachten könnten. Schleiermacher selber sage daher in der Dialektik: man könne Ideales und Physisches auf doppelte Weise als Eine Reihe bildend ansehen u. s. w. Nur dürfe es nach dem Belieben der subjectiven Vorstellung überlassen werden, jene zwei Reihen in eine zu verwandeln. Vielmehr müsse behauptet werden, dafs diese Verwandlung nothwendig erfolge, sobald nur auf das quantitative Ueberwiegen des Entgegengesetzten reflectirt werde.

Diese und die folgenden Einreden beruhen auf einem Verkennen des Standpunktes Schleiermachers. Das Absolute ist ihm die Voraussetzung alles Wissens. Er mufs sich begnügen die Nothwendigkeit dieser Voraussetzung nachzuweisen und dafs sie selber wiederum Bestandtheil des Wissens werden könne. Wenn er sie als das höchste Wissen bezeichnet, so bevorwortet er ausdrücklich, dafs dieses nicht in der Gestalt der Verknüpfung d. h. als Satz, noch in der Gestalt der Bezeichnung, d. h. als Begriff uns vorhanden sei, sich daher in unserm Bewufstsein nicht unmittelbar zeige, sondern darin nur als innere Grund und Quell alles andern Wissens finde; sowie das höchste Sein für unser Bewufstsein nicht unmittelbar vorhanden sei, sondern als innerer Grund und Quell alles andern Seins (s. d. philos. Ethik v. Twesten S. 10 f.). Er schneidet daher vornherein die Fragen ab: *wie* das schlechthin Gegensatzlose für ein vollkommenes Denken fafsbar, bestimmbar, *wie* es, trotz seiner Unterschiedslosigkeit, doch die unendliche Fülle sei, *wie* die Indifferenz im objectiven Sinne den wirklichen transscendentalen Grund des Wissens und Wollens, überhaupt des Gegensätzlichen in sich begreifen könne. Er bedient sich des Ausdrucks, das Absolute oder Gott sei die positive Negation aller Gegensätze, lediglich nur in abstract negativen Auffassung desselben zu begreifen. Die Annahme, die Einheit müsse Procefs, Vermittelung

Digitized by Google

sich und die Negation ihr wesentlich sein, konnte ohnmöglich gelten lassen, so lange man ihm nicht zeigt, *wie* das Unbedingte vermittelst der Denkfor- en des Begriffs und Urtheils zu fassen, *wie* einander dingende Gegensätze darauf anwendbar, *wie* der an- bliche innere Procefs desselben durch die vom End- hen, Bedingten hergenommenen Gegensätze fafsbar . Durch den angeblichen Widerspruch aber: die lifferenz, indem sie ohne allen Unterschied gedacht rden solle, habe eben diesen Unterschied aufser sich l werde so an und für sich ein Entgegengesetztes, dingtes, — konnte er sich ohnmöglich getroffen len, da er die Auffassung derselben vom Gebiete gegensätzlichen Denkens schlechthin gesondert te. Eben so wenig konnte die Frage ihn beirren: vermag denn das endliche Denken zum Gedanken Absoluten fortzugehen? (S. 177) da er eben die eichbarkeit des Absoluten durch das Denken in ede stellte, daher auf das Denken als unendliche exion über sich selbst und auf die absolute Ver- elung des Denkens in sich selbst, von vorn herein das Entschiedenste verzichtete. Die Schwierig- dafs das Denken seine eignen endlichen Formen endlich erkenne und an der Idee des Absoluten e (S. 178), ward von Schleiermacher schwerlich sehen; er mufste sich aber begnügen, das eine andere festzustellen, die Endlichkeit der Formen Denkens und die Idee des Absoluten; wie jene diese gemessen werden, konnte er nicht unter- en zu bestimmen, ohne die von ihm festgehaltene nmensurabilität der Idee des Absoluten durch die en des Denkens und diese durch jenes aufzuge- Nicht *einerseits* ist jene Schwierigkeit von ihm ehen und *andrerseits* festgehalten, dafs das ge- e Absolute, eben darum, weil es gedacht ist, das reale sei (ebend.); sondern weil dieses fest- en wird, mufste jeder Versuch jene Schwierig- u lösen, aufgegeben werden.

Vas unmittelbar darauf rücksichtlich der Annah- rinnert wird (S. 179), die Idee des Absoluten im Gefühl als der Einheit des Denkens und ns vollzogen, findet sich in der Kritik der Glau- bre ausführlicher entwickelt. Wir werden daher ider auf diesen Punct später zurückkommen. — ie Dialektik ist, nach Schleiermacher, einerseits undlage aller besondern Wissenschaften, andrer- seits das gehaltlose Abbild des höchsten Wissens, welches nur Wahrheit hat, inwiefern diese in den beiden realen Hauptwissenschaften sich findet, der alle besondere Wissenschaften unterzuordnen sind, in den Wissenschaften der Natur und der Vernunft, Physik und Ethik: denn sie entsprechen dem obersten Gegensatz des Dinglichen und Geistigen, in welchem, obgleich er keinesweges in das Absolute hinüberreicht, sich dieses für uns realisiren mufs, soll es nicht in den leeren Begriff der Indifferenz aufgehn. Nur den einen jener Hauptzweige aller Wissenschaft hat Schleiermacher, ihn aber auch mit bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit und Umsicht, seinem ganzen Umfange nach, im Grundrisse entworfen, und in einzelnen Theilen nach den Forderungen streng wissenschaftlicher Darstellung ausgeführt. Wir wollen dem Verf. unserer Vorlesungen nicht verargen, dafs er die dem weitern Gebiete der *Ethik* (S. 181—233) angehörigen Arbeiten Schleiermachers grofsentheils kaum anführt, geschweige denn ihrem wissenschaftlichen Werthe und ihrer Zusammengehörigkeit nach würdigt: er konnte um so füglicher defs sich enthalten, da er schwerlich hoffen durfte, was *Twesten* durch seine Einleitung in dieser Beziehung geleistet hat, zu übertreffen. Aber hätte er auf diese durchaus gediegene Arbeit diejenigen nicht verweisen sollen, die nach ausführlicherer Belehrung über Entstehung und Ausführung des ethischen Systems Schleiermacher's sich sehnen? und hätte nicht das Verhältnifs des Systems zu den ihm vorangeschickten Grundlinien der Kritik der Sittenlehre einer kritischen Erörterung bedurft? Jetzt erfahren wir nur, was jeder Leser der Schrift im Voraus wissen wird, dafs 1803 *die Grundlinien einer Kritik der Sittenlehre* erschienen seien. Auf sie näher einzugehen, durfte der Verf. um so weniger unterlassen, da Strauss in einer Weise sich darüber ausgesprochen hat (Charakteristiken und Kritiken I, 29 ff.), die in einem Buche wie das vorliegende entweder gerechtfertigt oder widerlegt werden mufste. Sollte auch, was ich nicht glauben kann, Hr. Prof. Schaller mit jenem Urtheile übereinstimmen, für hinreichend bestimmt und begründet kann er es ohnmöglich halten. Die demnächst folgenden Umrisse des Systems sind, bis auf einige Ergänzungen aus den Abhandlungen über den Begriff des höchsten Gutes und über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz, den Vorlesungen über

Digitized by Google

Ethik entlehnt. Sie umfassen aufser der allgemeinen Grundlegung, nur die allgemeinsten Bestimmungen der Güterlehre.

Richtung und Zweck der an diese Umrisse geknüpften Kritik spricht sich gleich zu Anfang derselben sehr bestimmt in den Worten aus: „je schärfer man auf die speculative Begründung des ethischen Processes eingeht, je mehr man es sich versagt, sogleich zu den concreteren Darstellungen zu greifen, ohne in jedem Momente die Beziehung zu den Principien im Auge zu behalten, desto offenbarer tritt auch die Unmöglichkeit hervor einen wahrhaft ethischen Procefs aus den Principien der Schleiermacher'schen Dialektik hervorgehen zu lassen. Der abstracte in sich widersprechende Begriff der Indifferenz und das Festhalten des quantitativen Ueberwiegens drückt den ganzen ethischen Procefs nieder" (S. 203 f.). — Mithin ist es zunächst darauf abgesehen, die in der Kritik der Dialektik behauptete Leerheit des obersten Princips und die Unzulänglichkeit der Methode der Ableitung durch angeblich blofs quantitative Unterschiede, in ihrer Einwirkung auf Gestaltung der Ethik zu bewähren. Zuerst soll die in sie so tief eingreifende Unterscheidung von Natur und Geist sich auf das Wort: Vernunft, reduciren, diese entschieden nichts als ein Wort, als eine ganz unbestimmte Vorstellung sein. Daran schliefst sich der schon früher berührte Vorwurf, dafs Physik und Ethik in Wahrheit Eine Reihe bildeten, und es uns frei stehe, je nachdem wir von dem einen oder dem andern Gliede des Gegensatzes ausgingen, die Ethik als eine Steigerung der Physik oder umgekehrt die Physik als eine Steigerung der Ethik zu betrachten (S. 207). Zum Beleg werden die wesentlichen Gedanken aus der Abhandlung über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz angeführt. — Dafs der wahrhaft transcendentale Grund des sittlichen Processes, also sein wirklicher Anfang und sein wirkliches Ende, den Principien Schleiermachers gemäfs, nur die absolute, über allen Gegensatz hinausliegende Einheit sein könne, geben wir zu. Von ihr aber, oder der absoluten Indifferenz, fährt der Verf. fort (S. 217), kann der sittliche Procefs weder ausgehen, noch irgend eine Richtung, ein Ziel erhalten, weder dialektisch noch historisch. Denn Schleiermacher nimmt ja die Nothwendigkeit des Gegensatz in den Begriff der Indifferenz selbst nicht auf, und d Gegensatz des Geistes und der Natur wird zuerst durch empirische Abstraction gewonnen. „Der ganze Procefs des Wirklichen ist in sich selbst begründ und steht so als eine concrete lebendige Einheit d abstracten Indifferenz dualistisch gegenüber. Wollt wir den Widerspruch, der unmittelbar in dem Begr der Indifferenz liegt, übersehen, so würden wir d nothwendig sagen müssen: die ganze Sphäre des r tiven Gegensatzes, der ganze Procefs des Wirklich ist in seinem Ursprunge unbegreiflich, und können seine factische Existenz nicht läugnen, so ist er nigstens per nefas entstanden, und ist ein Werk Sünde, des Teufels, ein Flecken in dem reinen Li des Absoluten." Zwar wird bemerkt, dafs Schl macher weit entfernt von dem aus diesen Folgerun sich ergebenden Quietismus, dem praktischen L seine volle Geltung zugestehe; aber hinzugefüg 219): diese Anerkennung der sittlichen Praxis hab Schleiermacher ihre Berechtigung nicht in dem sen des Absoluten, sondern stütze sich auf d stracte Transscendenz des Absoluten, durch w die Welt des relativen Gegensatzes vor der schränkten entschiedenen Nichtigkeit gesichert Durch diesen nichts weniger als speculativen D mus werde Schleiermacher, heifst es ferner, au einer andern unverständigen Ansicht verwahrt, an die Anschauung der Indifferenz sich anh könne und angeknüpft habe: vor der Ansich einer ursprünglichen sittlichen Vollkommenhei Menschengeschlechts, von einem gottähnlichen stande u. s. w. —

Aber diese Folgerungen, denen Schleier nur durch Inconsequenz sich entzogen haben sol ruhen auf einer Voraussetzung, deren Annah auf's Entschiedenste zurückgewiesen haben Den unbedingten Grund der Dinge vermögen wi ner Lehre zufolge, eben so wenig zu verlängn zu begreifen. Wir werden desselben als nothw Voraussetzung alles Begreifens inne, ohne ihn Denkform weder des Begriffs noch des Urthei sen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

rlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller.

(Fortsetzung.)

Lebendig gegenwärtig ist uns der unbedingte Grund Dinge nur in dem aller denkenden Vermittelung zu nde liegenden, aber nicht in ihr aufgehenden Ge-s. Als nothwendige Voraussetzungalles Gegensätzli-, Endlichen, Bedingten mufs er zugleich indifferent n alle in unser Bewufstsein fallende Gegensätze und ansscendentaler Grund sein; darf daher nicht mit Verf. und in seinem Sinn als absolute Indifferenz ichnet werden. *Wie* aber das Absolute transscen-ler Grund aller Gegensätze sei, ohne selber von berührt zu werden, vermögen wir eben so wenig egreifen, wie das Absolute selber. Von innerem rspruche könnte nur die Rede sein, wenn wir Grundüberzeugung untreu, das Absolute in den iff absoluter Indifferenz auflösen und zugleich uweisen uns unterfangen wollten, wie die Sonde-der Gegensätze, der sittliche Procefs oder der fs des Werdens überhaupt von ihm ausgehe, von ichtung und Ziel erhalte. Indem wir solchem fangen entsagen, weisen wir die Beschuldigung sowohl des innern Widerspruchs wie der Leer-iseres obersten Princips zurück. Leer ist es nicht, enig wir auch im Stande sind es begrifflich zu nen, ohne es seiner Absolutheit zu entkleiden, verendlichen: leer ist es nicht, sofern sich's uns hlechthin nothwendige Voraussetzung alles Be-is und Wissens ergibt und im Gefühle, wenn nur in der Verflechtung mit andern auf das Ge-zliche, Bedingte bezüglichen Gefühlen, Anschau-und Gedanken, uns durchdringt, uns lebendig värtig ist. Allerdings geben wir zu, dafs der Procefs des Wirklichen in seinem Ursprunge begreiflich; aber mit nichten, dafs er per nefas entstanden oder in sich selber begründet sei. So zu schliefsen geziemt nur denen, die dem Wahren und Wirklichen die engen Grenzen der Begreiflichkeit stecken und durch reine Selbstbewegung des Denkens eine Wissenschaft zu Stande bringen zu können wähnen, deren Inhalt die Darstellung Gottes sei, wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes sei. Wohl giebt es, lehrt Schleiermacher, ein schlechthin unabweisbares, in sich gewisses Bewufstsein vom Absoluten, als Grund und Quell alles Endlichen, Bedingten und eben darum unberührt von den Gegensätzen desselben, aber zur Wissenschaft kann dieses Bewufstsein sich nicht gestalten; es bleibt die der Form des Wissens undurchdringliche Voraussetzung alles Wissens und ist in sofern zugleich ein Regulativ desselben, in wiefern es nicht blofs unzulängliche oder falsche Ableitungsversuche zurückweist, sondern auch unser Wissen immer von neuem in dem Grade erhebt und läutert, in welchem wir jenem Urbewufstsein uns zuwenden, es unmittelbar in uns ergreifen. Unser Wissen selber bewegt sich innerhalb der Gegensätze, ohne die nichts Endliches, Bedingtes denkbar ist. Sie auf den obersten Gegensatz durch Induction zurückzuführen und durch Deduction wiederum aus ihm abzuleiten, ist die höchste Aufgabe der Wissenschaft. Als oberster Gegensatz aber ergiebt sich uns der vom Subject und Object, Denken und Sein, Natur und Vernunft; ihn vermögen wir nicht in Abrede zu stellen, ohne auf unser Bewufstsein selber zu verzichten. Seine Glieder, obgleich keins von beiden irgendwo als schlechthin ohne das andere nachweislich, sind qualitativ, nicht quantitativ von einander verschieden; Ableitung des einen aus dem andern ist undenkbar und die absolute Identität von beiden die nothwendige Voraussetzung, die in der Form des Gefühls unser Denken durchdringt, ohne durch Denken in uns verwirklicht werden zu kön-

Digitized by Google

nen. Aehnlich verhält sich's mit dem Gegensatze der Allgemeinheit und Eigenthümlichkeit. Das Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere ist hier wie dort immer ein relatives und die Ausgleichung, welche durch das relative Ueberwiegen gewonnen wird, mag immerhin als eine halbe bezeichnet werden (S. 224). Dafs aber die ganze Dialektik, die Unterscheidung gleichwie die Einheit, lediglich in das betrachtende Subject falle, welches die entgegengesetzten Elemente durch einander ausgleiche und beschränke (S. 225), — können wir nicht zugeben. Nicht das Ich mufs zugreifen, um Ordnung und Gleichgewicht aufrecht zu halten; Ordnung und Gleichgewicht kommen durch Gesetze zu Stande, die das Ich um so sicherer in ihrer objectiven Bestimmtheit zu erkennen vermag, je mehr sich's ihnen unterordnet. — Wird aber behauptet, „dafs die sich relativ entgegengesetzten Gestaltungen der Sittlichkeit selbst sich gegenseitig anerkennen, sei weder an der einen noch an der andern Form als nothwendig nachgewiesen" —: so ist gänzlich aufser Acht gelassen, wie eben Schleiermacher durchgängig bestrebt ist, die nothwendige Zusammengehörigkeit der verschiedenen Formen in's Licht zu setzen. Die Hegel'sche Dialektik des Begriffs konnte dabei freilich nicht angewendet werden, da Schleiermacher ein schöpferisches Denkverfahren dem menschlichen Subjecte schlechterdings nicht zugesteht, und eben so wenig Begriffe gelten läfst, die nicht minder die Sache selbst seien, vielmehr ein Zusammentreffen und Zusammenwirken wie der Allgemeinheit und Individualität, so des Wissens und Gefühls, des Denkens und Wahrnehmens, des beschaulichen und beachtenden Verfahrens, als nothwendige Bedingung objectiv richtiger Begriffsbildung aufstellt. Eben so wenig findet ein Festhalten des quantitativen Ueberwiegens, das den ganzen ethischen Procefs niederdrücken soll (S. 204), bei Schleiermacher statt; vielmehr beruhen die Gegensätze auf qualitativen Grundverschiedenheiten: denn als solche sind die des Subjects und Objects, des Denkens und der Natur, der Allgemeinheit und Eigenthümlichkeit nachgewiesen. Wenn Schleiermacher anerkennt, dafs freie Geselligkeit den Staat, die Kirche, die Akademie und Universität in sich zu absorbiren droht (S. 225), so hat er zugleich das Recht der Eigenthümlichkeit dieser sittlichen Formen und die Grenzen innerhalb deren jede derselben sich zu halten hat, auf das Bestimmteste nachgewiesen. Der Schein, als schwanke d Einheit zwischen einer in sich bewegungslosen einf chen Bestimmtheit und einer äufserlichen Composit von zwei bestimmten Qualitäten (S. 230), entste lediglich aus vereinzelter und eben darum ungenüg den Auffassung der besonderen Einheiten.

Ausdrücklich wird Schleiermacher zugestand dafs je mehr er von dem abstracten Fundamente e entferne, je concreter der Gegenstand der Betracht werde, um so mehr Raum der speculative Scharfs gewinne, welcher trotz der abstracten Principien, a freilich doch immer niedergehalten durch diese, a reichen Inhalt des Wissens zu Tage fördere (S. ein Zugeständnifs, das für die so hart angela Methode eine Ehrenrettung enthält, der Schleierm wohl sich hätte freuen mögen. Nur Schade, dafs Verf. auf die von ihm gerühmte concrete Durch rung nicht näher eingegangen, sondern von der a meinen Kritik, nach einigen schwerlich ausreiche Bemerkungen über die Puncte der Uebereinstim und des Unterschiedes der Schleiermacherschen Schellingschen Philosophie (S. 226 ff.), sogleich a örterungen über das *System der Theologie und D tik* übergegangen ist (S. 234—338). Er beginn kurzen Grundlinien der *Darstellung des theolog Studiums* (S. 234—238), — einer kleinen Schrif selbst Straufs' scharfer Kritik Bewunderung ab thigt hat. —

Dann wird ausführlich die Grundlage der *benslehre* besprochen. Wir übergehen des Verf Erörterungen über Begriff und Methode der D tik (S. 238—61), die den Standpunct Schleierm mehr in's Licht stellen als bestreiten. Ohngleich mischer mufste der zweite Abschnitt ausfallen: das Princip der Dogmatik; das Wesen der Fr keit im Allgemeinen und ihre besondere Erscha (S. 261—294). Zunächst findet der Verf. es lend, dafs Schleiermacher in der Entwickelu Wesens der Frömmigkeit nicht auf die Dialek rückgehe, und meint, den mancherlei Mifsversti sen, die die einleitenden Paragraphen von Anhä wie von Gegnern erfahren haben, würde eine d sche Deduction des schlechthinigen Abhängigkei fühls aus den letzten Principien des Seins und sens vorgebeugt haben. Ohne diese Annahme d zu können, gestehen wir gern zu, dafs Anknüpfu

Digitized by Google

inleitenden sich selber als Lehrsätze bezeichnenden Erörterungen der Dogmatik an die Dialektik geeignet ewesen sein möchte, den Mittelpunct der Schleiermaherschen Glaubenslehre in helleres Licht zu setzen; eben aber zu bedenken, dafs bei der Herausgabe der *laubenslehre* die Entwürfe zur Dialektik nur noch isgearbeitet, nicht veröffentlicht waren. Aus ihnen tlehnend was zur Deduction des unbedingten Abhängkeitsbewufstseins erforderlich gewesen wäre, würde Glaubenslehre den Grundrifs der Dialektik in sich ben aufnehmen müssen. Dazu mochte Schleiermaer eine dem gemeinen Bewufstsein näher liegende ssung für geeigneter halten, die Leser, die er zuhst vor Augen haben mufste, in seine Lehre einzuren. Und würden wir diese die Stelle einer dialekhen Deduction vertretende Darstellung nicht höchst ern entbehren? — Ein ohngleich gefährlicherer eich wird gegen die Grundlage der Glaubenslehre h die Behauptung geführt: die schlechthinige Abgigkeit und das Gefühl derselben widersprächen nder unmittelbar, weil ein Fühlen ohne Thätigkeit nkbar sei und diese mit absoluter Selbständigkeit mmenfallen müsse, sofern im Gefühle absoluter ängigkeit Selbsterhaltung nicht einem endlichen cte, sondern dem Absoluten gegenüber, stattfinde. geben, heifst es ferner, dafs wenn über die Sphäre getheilten Freiheit und Abhängigkeit, oder über phäre der Wechselwirkung hinausgegangen werde, Glieder der Wirklichkeit, die Freiheit wie die ngigkeit, als schlechthin gesetzt vom Absoluten rgäben: so erhielten wir immer nur die schlecht- Abhängigkeit alles Wirklichen, aber kein Bein, kein Gefühl derselben (S. 272 ff. vgl. S.). Derselbe Widerspruch zwischen schlechthinAbhängigsein und schlechthinigem Abhängigkeits- soll auch noch von einem andern Puncte aus icht gezogen werden. „Der schlechthin allge- Gehalt des Gefühls hat offenbar die unendliche einheit des Subjects zur Voraussetzung; dieses rotz seiner Einzelnheit und Individualität doch ndlicher Weise für sich sein, mufs als unendlirmittelung in sich sich selbst setzen, und nur lso das Denken, die Freiheit enthält die Mögder Erhebung zum Absoluten in sich" (S. 276). its soll also ein innerer Widerspruch im Genbedingter Unabhängigkeit aufgezeigt, andrerseits ein Ausweg aus diesem Widerspruche dem Ich eröffnet werden, durch Anerkennung der unendlichen Allgemeinheit des Subjects in seiner unendlichen Selbstvermittelung im Denken: ein Ausweg, den wiederum Schleiermacher ein für alle Mal sich versperrt hat. Unendliche Allgemeinheit des Subjects, unendliche Freiheit und Selbstvermittelung im Denken konnte er ohnmöglich zugeben, ohne damit die unbedingte Abhängigkeit des Subjects schlechthin aufzugeben. Er würde aber auch die Richtigkeit des Schlusses nicht anerkannt haben, durch den das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit eines innern Widerspruchs geziehen wird. Abgesehen davon, dafs die stillschweigende Gleichstellung von Thätigkeit, Selbstständigkeit und Selbsterhaltung nicht ohne Bedenken sein möchte, — was nöthigt uns als Bedingung eines nur aufnehmenden, nicht erzeugenden, Bewufstseins vom Unbedingten, unendliche Selbstthätigkeit vorauszusetzen? „Von einem gegenüberstehenden, mich von aufsen afficirenden Gegenstande," sagt der Verf. (S. 271), „fühle ich mich nur dann abhängig, wenn ich mich in dieser Affection erhalte und darin für mich bin; ohne diese individuelle Selbständigkeit, ohne diese Reaction ist gar keine Wirkung eines Gegenstandes auf mich möglich. Das Gefühl der absoluten Abhängigkeit wäre daher ganz einfach zugleich die absolute Selbständigkeit" u. s. w. Ganz einfach? — vorausgesetzt, dafs Wirkung und Gegenwirkung rücksichtlich des Bewufstseins all und jeder Gegenstände einander stets völlig gleich sein müsse; d. h. vorausgesetzt, die unbedingte Gültigkeit eines Gesetzes, das für die innere Mechanik noch nirgendwo sich geltend gemacht hat. Wir können daher auch die weitere Folgerung nicht zugeben: solle das Bewufstsein der schlechthinigen Abhängigkeit eintreten, so müsse das schlechthin Gesetzte sich nothwendig zugleich nicht blofs partiell, sondern schlechthin setzend verhalten: nur dann gehe ihm über seine Abhängigkeit nicht das Gefühl derselben verloren (S. 272). Auch können wir nicht zugestehn, dafs wenn wir, wie Schl. es verlangt, das Gefühl als reine Empfänglichkeit fassen, dann eigentlich die beiden Momente des Abhängigkeitsfühls unterschiedslos zusammenfallen würden: denn reine Empfänglichkeit schliefst durchaus nicht alle Selbstthätigkeit, sondern nur diejenige aus, die das Empfangene, Gesetzte oder wie wir es bezeichnen wollen, anders fafst als es gegeben ist.

Digitized by Google

Den gegen Schleiermacher gerichteten Vorwurf, sein Begriff der Frömmigkeit mache den Menschen zum Thier, weist der Verf. als durchaus ungerecht gebührend zurück. „Allein," fügt er hinzu, „so sehr auch nach Schleiermacher's Ansicht nur der Mensch, das selbstbewufste denkende Subject, des Gefühls der unendlichen Abhängigkeit fähig sein soll (und wir fügen hinzu, fähig sein kann), so ist doch eben dies Menschliche, Geistige, Freie, *principiell* nicht begriffen." Hat aber auch Schleiermacher sich gerühmt, es principiell begriffen zu haben? Nur den vom Verf. ihm beigemessenen Grund des Nichtbegreifens würde er nicht zugestanden haben. Denn gehen wir weiter zurück, sagt der Verf., und fragen nach dem Wesen des Denkens und Wollens, so treffen wir zuletzt auf das der Indifferenz entsprechende quantitative Ueberwiegen des Idealen über das Reale, durch welches das freie Selbstbewufstsein nicht begriffen, sondern im Gegentheil zerstört wird (S. 276). Nun aber würde Schleiermacher weder einräumen, dafs seinem Begriffe der Indifferenz das blofs quantitative Ueberwiegen des Idealen über das Reale entspreche, noch dafs ein lediglich quantitatives Ueberwiegen Gefühl und Denken, Religion und Wissenschaft bestimme. — Indem dem Gefühle auch die Allgemeinheit des Denkens immanent ist, sagt der Verf. (S. 277), so kann durch die allmählige Zunahme dieser Allgemeinheit aus dem Gefühle das Denken entstehen; und indem umgekehrt auch im Denken schon das Individuelle liegt, so kann von ihm aus allmählig in das Gefühl übergegangen werden. — Allerdings ist Schleiermacher weit entfernt, die Brücke zwischen Denken und Gefühl abbrechen zu wollen, — ist ihm ja vielmehr das Gefühl das dem Denken und Wollen gemeinsam zu Grunde liegende; — aber auf blofse Zunahme und Abnahme des Allgemeinen und Individuellen führt er den Uebergang nicht zurück und läfst noch weniger das Individuelle und Allgemeine als zwei selbständige Principien gelten, welche aus eigner Energie im Menschen emportauchten. Vielmehr ist ihm das Subject das wirksame Princip, welches diese beiden gleich realen Formen des Seins selbstthätig zum Bewufstsein zu erheben vermag. Der lemmatische Fangschlufs, den der Verf. gegen Schleiermacher richtet, ist nicht nur mangelhaft, sofern er das eben hervorgehobene Glied unberücksichtigt läfst, sondern auch fehlerhaft in dem einen seiner Glieder. Dafs jenes Zulegen nicht von der Indifferenz geschehen könne, soll unmittelbar in ihrem Begriffe liegen; und daraus wird gefolgert, mit Uebergehung des dritten denkbaren Falls, dafs das Allgemeine und Individuelle als zwei selbständige Principien zu betrachten seien, welche aus eigner Energie im Menschen hervortauchten. In Schleiermacher's Begriff aber liegt keineswegs die Ohnmöglichkeit, das jedesmalige Uebergewicht des einen oder andern Factors als bedingt durch die Indifferenz zu setzen, da ihm Indifferenz nur der Ausdruck für eine, und zwar für die negative Seite des Absoluten ist, und dieses positiv als lebendiger Grund aller Gegensätze gedacht werden soll.

Die ganze gegen das unbedingte Abhängigkeitsbewufstsein gerichtete Schlufsfolgerung wird schliefslich auf folgenden Punct, als entscheidende Hauptsache zurückgeführt: „ein solch quantitatives Ueberwiegen giebt uns nie und nimmermehr den Begriff des Geistes, und somit auch weder den Begriff des Gefühls noch des Denkens" (S. 278). Wo und wie aber hat Schleiermacher den Begriff des Geistes, des Gefühls und Denkens auf das blofse quantitative Ueberwiegen zurückgeführt? Ueberall wo der Geist, wo Gefühl und Denken zur Erscheinung gelangt, soll eins der Glieder der obersten Gegensätze überwiegend hervortreten; aber durch das Ueberwiegen weder Geist noch Gefühl noch Denken zu Stande kommen, jenem Uebergewichte Geist, Gefühl oder Denken aufgehn.

Wir übergehen des Verf.'s Erörterungen über verschiedenen Entwicklungsstufen des religiösen Bewufstseins und ihre verschiedenen Arten, über das eigenthümliche Wesen des Christenthums und was er im dritten Hauptstück zur Erläuterung und Kritik der dogmatischen Bestimmungen über den Menschen, die Welt und Gott (S. 294—337) beibringt. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen zum Schlufs dieser vielleicht schon über das Mafs ausgedehnten Anzeige hier noch Raum finden.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

ɔrlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller.

(Schlufs.)

Zuerst müssen wir hervorheben, dafs der Verf. . 338—45) über Schleiermachers *christliche Ethik*, nn auch nur kurz, doch mit voller Anerkennung ı grofsen Reichthums von geistvollem anregendem terial, das sie enthalte, sich ausspricht. Dagegen nissen wir ungern eine Analyse der noch vor der istlichen Sittenlehre erschienenen Vorlesungen über sthetik. Ferner vermissen wir eindringliche und umsende Erörterungen über das Verhältnifs Schleierchers zu den philosophischen Richtungen seiner ; denn wie wenig dieselben in seinen Schriften Vorlesungen polemisch berücksichtigt werden, ls war durch sie sein Standpunkt bedingt, theils ı er ohne Hervorhebung dieser Beziehungen nicht eichend verstanden und gewürdigt werden. Solche terungen würden zugleich eine kritische Beleuchdes Standpunktes und der Grundlage der Schleierıerschen Lehre auf das passendste eingeleitet n. Denn hätte der Verfasser auch schwerlich sich ılafst gesehn, die Kritik von einem andern als Hegelschen Gesichtspunkte zu führen, — theils e sie deutlicher und übersichtlicher hervorgetreten wenn auf die Hauptpunkte des Streits concentrirt, durch das ganze Buch zerstreut; theils würde ch und seine Leser leichter überzeugt haben, dafs varum Schleiermacher, ohne seine Grundüberzeuen zu verläugnen, nicht unternehmen konnte, unbar aus dem Absoluten die obersten Gegensätze ermittelst ihrer mittelbar die realen Begriffe der ıiedenen Sphären des Wirklichen abzuleiten. Der ıbare Widerspruch zwischen der zwiefachen mit er Nothwendigkeit sich ihm aufdringenden Beung des Absoluten als Indifferenz oder Negaıller Gegensätze und als letzten zureichenden Grund alles Gegensätzlichen, Bedingten, all und jeder bestimmten Einheit, all und jedes Wirklichen, — war Schleiermacher nicht verborgen geblieben. Auch konnte es seinem Scharfblicke nicht sich entziehn, wie das Bedürfnifs diesem scheinbaren Widerspruche zu entgehn und vermittelst der Gegensätze die Welt der Begriffe und Dinge aus dem Absoluten abzuleiten, veranlassen konnte, dasselbe als den Procefs des Negirens zu fassen, mithin die Negation als eine ihm inhaftende unveräufserliche Wesensbestimmung zu betrachten, und an die Stelle der unterschiedslosen Einheit, der reinen Gleichheit mit sich selber, eine in sich selber lebendig sich vermittelnde Einheit zu setzen. Ferner konnte es ihm nicht entgehen, dafs wenn man, gleichwie er selber, sich überzeugt hatte, das endliche Denken vermöge den Gedanken des Absoluten nicht wahrhaft zu erreichen, man, um dennoch aus dem Absoluten ableiten zu können, voraussetzen mufste, das Ich sei als unendliche Reflexion über sich selbst des unendlichen Denkens, der absoluten Vermittelung theilhaft und darum im Stande den unendlichen Procefs des Absoluten in sich zu erneuern. Er mufste endlich einsehn, dafs er, wenn er dennoch jener Selbstbewegung des Denkens sich entzog, zu den Zurückgebliebenen, auf halbem Wege Ermüdeten gezählt zu werden Gefahr lief. Dennoch hat er jenem mit grofser geistiger Energie geltend gemachten Strome der Selbstbewegung des unendlichen Denkens widerstanden und mufste ihm widerstehn, so lange man ihn nicht überzeugt hatte, dafs ein mit der Negation behaftetes Absolutes noch absolut bleibe, dafs wir unbedingter Selbstbewegung des Denkens in der That theilhaft seien und wie sie als solche ohne alle Voraussetzung einen Anfang gewinne, wie sie dann ferner, ohne alles irgendwie sonst Gegebene, rein aus und durch sich selber fortschreite, wie sie in diesem Fortschreiten entweder aller Normen und Regulative entbehren oder wie sie sie finden könne.

Digitized by Google

Ich schliefse diese Anzeige, wie ich sie begonnen habe, mit lebhafter und aufrichtiger Anerkennung des Talents, der Sorgfalt und der Unbefangenheit, mit der Herr Professor Schaller die Lehren Schleiermachers dargestellt hat und verkenne auch in seiner Kritik, obgleich ich ihr nicht beipflichten kann, keinesweges Geist und Scharfsinn, und — was ohngleich mehr sagen will, — das redliche Streben, Verständigung auch mit Gegnern anzubahnen.

Chr. A. Brandis.

XLV.

Lucian Siemieński: Muzamerit, czyli Powieści przy świetle księżyca (M. oder Erzählungen bei Mondschein). Zwei Bändchen. Posen. 1843—44.

Der Wahlspruch des Verf.'s., einem beliebten Dichter seiner Nation entlehnt, lautet: „Was kann ich Besseres thun in den Tagen der Trübsal, auf diesem Kirchhof, als um die Gräber zu gehen, sie mit Blumen des Schmerzes und der Verehrung zu bestreuen, und, das erloschene Leben in Erzählungen wieder anfachend, die Vergangenheit in den Schofs der Zukunft überzugiefsen?"

Dieses Motto läfst uns Erzählungen von ernsthaftem und bedeutsamen Inhalt erwarten, an denen, um uns eines jetzt so modisch gewordenen und bis zum Ueberdrufs wiederholten Ausdrucks zu bedienen, die *blasirte* Gegenwart sich wieder erfrischen und verjüngen soll. Und wie könnte auch ein edler polnischer Schriftsteller unserer Tage, wenn ihm nicht durch äufsere Hemmnisse alle geistige Lebensluft entzogen ist, einem solchen Streben ganz entsagen? Es offenbart sich in den meisten der vorliegenden Novellen, aber weder in eintönig melancholischer Weise, noch mit Beimischung von Arroganz oder Grämlichkeit: der Dichter bewahrt eine Frische, eine innere Harmonie, die auch das Heitere und Launige nicht verschmäht, und den tiefer liegenden Schmerz oft kaum leise hindurchfühlen läfst. Er hält den Mitlebenden einen Spiegel ihrer vaterländischen Vergangenheit und Gegenwart vor, aber nicht, um wieder aus ihnen zu machen, was ihre Väter gewesen, sondern um sie an dem Guten und Tüchtigen erstarken zu lassen; denn sein Spiegel zeigt auch, und zwar in hellstem Lichte, die Ueberreste einer barbarischen Zeit, die noch nicht geheilten Erbschäden in der heutigen Gesellschaft.

Alle siebzehn „Erzählungen bei Mondschein", die uns hier geboten werden*), verkünden, selbst wo sie um weniger Bedeutendes, fast Geringfügiges, sich drehen, den Beruf des Verf.'s. zu diesem Litteratur zweige. Er besitzt nicht blofs die Gabe der anmuthigsten Einkleidung; er versteht es auch in ungewöhnlichem Grade, das Interesse rege zu erhalten und durch unvorhergesehene Lagen oder Wendungen zu überraschen. Seine Schilderungen sind oft bis in die feineren Züge gut ausgeführt, und zeugen von sicherlicher Beobachtung des Lebens in höheren und niederen Kreisen. Wo ein anderes Land, als Polen, Schauplatz ist, wie in dem „Hohlwege der Sierra", oder in der „Pilgerreise auf den St. Ottilien Berg" (welche Letztere übrigens nur eine Phantasie über Oertlichkeiten zu nennen), da ist wenigstens Landsmann in den Vordergrund gestellt, oder ein heimathlicher Grundton vernehmlich; wo, wie in der Novelle: „Bernardin de St. Pierre in Polen", ein Ausländer der Held zu sein scheint, da steht ihm eine vaterländische Heldin gegenüber, die noch mehr sich einzunehmen weifs. Das Verdienst ächter Nationalität scheinen uns vor Allen vier dieser Poesien zu haben: „die Müllerin", der „Berg der heiligen Bronislawa", das „Abenteuer des Reisenden", und „Erzählungen auf Reisen". Mehrere andere, welche die meisten deutschen Leser vielleicht weit besser befriedigen würden, wie z. B. „das Reh" (*Sarnie*), „die Todesstunde" (*Godzina śmierci*), der „heimatliche Ort" (*Mieysce rodzinne*), und vorzüglich „fesselte sie noch?" (*Co ją jeszcze wiązało?*) haben von jener kosmopolitisch gewordenen Empfindsamkeit, worin unser westliches Europa den Ton angab.

Die „Müllerin" (*Młynarka*) ist ein schauerliches Nachtstück aus der Ukraine. Diese Erzählung mehr Dramatisches, aber auch mehr düstere Farben

---

*) Diese Bedeutung hat wirklich das hier etwas verstümmelte arabische Wort *muzamerit* (es ist *mazmerit* zu schreiben), von welchem der Verf. in der Vorrede scherzend bemerkt, dafs es ihn vor dem Verdachte einer Verletzung litterarischen Eigenthums schützen werde, indem dieser eher entstehen kann, wenn man einen schon gangbaren Titel wählt.

Digitized by Google

alle übrigen. Sie zeigt uns das Kosakenthum in
nen Todeszuckungen; auch Polen ist repräsentirt,
r dieses Mal in zwei ruchlosen Subjekten, von de-
fauler Verderbtheit man sich gern abwendet. Die
t der Handlung ist das Jahr 1768, als kleine Häuf-
Kosaken nach ihrer furchtbaren Niederlage im
de umherzogen, um auf räuberischen Ueberfällen
Rache zu nehmen, die ihnen in offenem Kampfe
agt war. Der Häuptling einer solcher Bande ent-
t bei nächtlicher Weile seine Geliebte, die in der
alt eines polnischen Müllers sich befand, und von
Nachstellungen ihres Herren viel zu erleiden hatte.
tażko, sonst gewohnt, in gestrecktem Galopp zu
n, kommt dieses Mal langsam und zögernd heran,
verflucht das Tageslicht, dafs es säumet, der Fin-
ifs Platz zu machen. Vor der Mühle angelangt,
er, ob die Weise seines Liedes nicht aufnehmen
e eine wohlbekannte Stimme, ihm lieber als das
iern seines treuen Rosses, lieber als das Röcheln
nter seinem Messer verscheidenden Lachen (Po-
als Alles, was seine Seele liebt. Die Scene
Zusammentreffens, diesen gegenseitigen naiven
's zweier frischen Naturen, möchten wir mit den
Wort des Erzählers wiedergeben. Die Kosa-
erbrennen die Mühle, und ermorden den Müller,
ne volle Geldbörse an sich drückt; diese ist der
reis des Kosaken-Mädchens, von einem jungen
ing aus Warschau gezahlt, der als Fähndrich
isaren in die Ukraine gezogen ist. Am ande-
orgen gilt es einen Vernichtungskampf mit der
chaar: die überlebenden Kosaken, darunter
Watażko, werden geknebelt und zu schmähliger
tung abgeführt. Unterwegs ergreifen die Sol-
Tetiana, welche dem Wagenzug in stummer Ver-
ng nachgefolgt ist, und stürzen sie, vermeinend,
eine Hexe sei, von einer Brücke ins Wasser.
nder Weise wird der Geliebte und Befreier
's als ein bejahrter Mann dargestellt, der von
ber sagt, dafs für ihn schon die Zeit gekom-
, sein altes Haupt zur Ruhe niederzulegen,
rd an den Pflug zu spannen und die junge,
re Mannschaft in der Welt sich tummeln zu
Sollte das grofse Mifsverhältnifs in den Jah-
ler Liebenden den Reiz der Erzählung erhö-
in Puschkin's „Masepa?"

lem Abenteuer des Reisenden (Przygoda podrożnika) ist die Hauptperson der polnische Alterthumsforscher *Chodakowski*, welcher, nachdem er für sein Vaterland gekämpft, und eine Zeitlang russischer Gefangener gewesen, mit einem Geleitsbriefe des Kanzlers Romanzow alle Länder des ehemaligen Polens bereist, um alten Sagen und Denkmälern nachzuspüren. Er wandert in grober und schlichter Kleidung zu Fufse von Ort zu Ort, die Schlösser der reichen, verbildeten, für Volk und Heimath unempfindlichen Pane vermeidend, und kehrt nur in den Hütten des Landvolks ein, dessen gesunder Witz und offne Herzlichkeit sein Gemüth erwärmen, während sein Ohr ihren Liedern und Mährchen mit Entzücken lauscht. Ein verzärtelter junger Edelmann, den unser Wanderer vom Ertrinken gerettet, bewegt ihn mit Mühe, auf das Schlofs seiner Mutter zu kommen, wo die (meisterhaft gezeichnete) französirte Schalheit der Familie ihn dermafsen anwidert, dafs er sich vorsätzlich so barsch und eckig als nur möglich benimmt, und sehr bald mehr als frostig wieder entlassen wird. Grofser Lohn für die auf dem Herrenhof ausgestandene Unbehaglichkeit wird ihm in dem benachbarten Dorf, bei einem zufällig erkannten alten Waffengefährten, in dessen gemüthlichem Familienkreis es der harmlosen Scherze viele giebt, und eine Welt von Volksliedern, Mythen und Sagen vor dem patriotischen Alterthümler sich aufthut. Hier, unter dem verachteten und gedrückten Volke lebt die wahre Poesie der slawischen Welt, ganz unberührt von ausländischen Elementen; in den Hütten seiner Bauern hat Polen noch nicht sich überlebt. Diese wegen ihres Schmutzes und Elends fast sprüchwörtliche Classe ist eben sein gesunder Kern; sie allein verheifst ihm noch eine Zukunft nationaler Selbständigkeit, vielleicht sogar nationalen Ruhmes — nicht die entarteten Nachkommen seiner weiland gewaltigen Grundherren. — Die Spitze des *Abenteuers* Chodakowski's besteht übrigens darin, dafs die gnädige Panin des Schlosses am andern Morgen den Retter ihres Sohnes als vermeintlichen Schatzgräber festnehmen läfst. Natürlich verschafft ihm sein Geleitsbrief wieder die Freiheit.

Der „Berg der heiligen Bronisława" beginnt mit einer schön erzählten Legende, an welche eine, in neuerer Zeit spielende, analoge Begebenheit geknüpft ist. Die Heilige sieht als Nonne eines Norbertinerklosters ihren verstorbenen Bruder, den Prior und Heidenbekehrer *Jacek*, von Engeln zum Himmel tragen. Alle ihre geistlichen Mitschwestern glauben an die Vision, obgleich sie keine Spur davon sehen; nur Eine spöttelt ungläubig, und zweifelt an dem gesunden Verstande der Seherin, wird aber, zur Strafe dafür, schon im nächsten Augenblick wahnsinnig. Auf dem Berge, an dessen Fufs das Kloster weiland gestanden, erhob sich nachmals der Grabhügel *Kościuszko's*. Junge Männer von der heutigen Generation pilgern dahin, um den Manen des Helden zu huldigen, und werden hier von der Verzückung eines alten Kriegers und ehemaligen Waffengefährten des Kościuszko hingerissen, der in schwungvollem Selbstgespräche den letzten Frei-

Digitized by Google

heitskampf beschreibt und die rasch über den Mond hinweggleitenden Wölkchen anruft, als wären es Geister der zum Sturm anrückenden Patrioten. Wie ein schneidender Mifston in diese Harmonie fallen die spöttischen, von dünkelhaftem Philisterthum eingegebenen Bemerkungen eines feisten Touristen, der sich unterdefs seine mitgebrachte Magenstärkung schmecken läfst, und Notizen über die ansteckende Wirkung des Wahnsinns auf jugendliche Gemüther in sein Tagebuch schreibt. Allein der dicke Herr hat das Schicksal jener ungläubigen Nonne; nach einiger Zeit findet man ihn selbst unter den Insassen eines Irrenhauses.

In den „Erzählungen auf der Reise" versetzt sich ein ausgewanderter Pole von der Strafsburg-Baseler Eisenbahn mit Heimweh nach seinem Podolien, der Zeit gedenkend, als er auf kothiger Landstrafse von schlechten Gäulen langsam gezogen ward, und für das Ungemach der Reise in den Erzählungen seines Kutschers reichen Ersatz fand. Diese Letzteren, recht geschickt am Faden der Reise aufgereiht, sind weniger ob ihres Inhalts, als wegen des ächten Volkstons, in dem sie vorgetragen sind, schätzenswerth. — Die Novelle: „Wie man vormals geliebt hat" (Jak to dawniey kochano) hält dem von modernen französischen Romanen erfüllten jungen Polen eine Liebe vor, wie sie, trotz des Titels, selbst in älterer Zeit nicht gar oft vorgekommen sein mufs, eine keusche, vernünftige, vom Gefühl der eignen Würde geleitete Zuneigung; und damit der Effekt noch gröfser werde, erscheint dieses Verhältnifs wie eine Oase mitten im Treiben eines üppigen polnischen Magnatenhofs, wo nur die Schwierigkeit der Aufgabe, noch mehr Abwechslung in die Genüsse zu bringen, dann und wann Sorgen und eine Art Lebensüberdrufs weckt. — Die nach Bernardin de St. Pierre betitelte Novelle erzählt ein Liebesverhältnifs des Verf.'s von „Paul und Virginie", dessen Frucht dieser Roman gewesen sein soll. Der edle junge Schwärmer wird von den utopisch philanthropischen Plänen seiner ersten geistigen Entwickelungsperiode nach Rufsland und dann nach Polen getrieben, welches Land ihm anfangs vor jedem anderen zu Verwirklichung seiner Projekte geeignet scheint. „Als er" — so sagt der Verf. — „zum diesseitigen Ufer der Düna gekommen war, und den Boden der Republik betreten hatte, für ihn so heilig, wie der seines Vaterlandes, da kannte seine Freude keine Gränzen mehr. Eine drückende Last war von seiner Seele gewälzt; er glaubte eine leichtere Luft zu athmen, ein lebendigeres Grün zu sehen. In den melancholischen Haiden Weifsrufslands begrüfste ihn der Frühling mit der ganzen Farbenpracht eines gemäfsigten Klimas. Nach vier Jahren zum ersten Mal sah er wieder schattige Eichen neben Birken und Nadelholz ihre Aeste ausstrecken; ein lauer Wind wehte ihm den Duft der Veilchen zu, und sein Auge erquickte sich am Anblick der goldenen Immortellen, die ihn an Frankreich erinnerten. Schwärmend in dieser ländlichen Natur, mit einem von Griechenland und Rom erfüllten Geiste, näherte er sich Warschau, überzeugt, in dieser alten Hauptstadt den Sitz antiker Heldentugend zu finden. Vergebens entzauberten die armseligen Dörfer und ihre vom Elend gebeugten Bewohner sein Auge — er wollte dies lieber dem Unglück häufiger Kriege und Ueberfälle Schuld geben, als einer schlecht verstandenen politischen Freiheit, deren Privilegien nur einer bestimmten Klasse zu Gute kamen. Wie grofs mufste die Verwunderung unseres Philosophen sein, als er statt jener strengen und rauhen Republikaner nur Parteien kennen lernte, die durch weibliche Intriguen geleitet wurden, mächtige Familien, umringt von Schönerschaaren aus Ungarn, und mit gezücktem Schwert um die Krone werbend, auf die Jeder sich ein Recht anmafste!" — In Warschau lernt Bernardin eine an Schönheit, Geist und Herz ausgezeichnete junge Verwandte des Fürsten Radziwill kennen, die bald sein ganzes Wesen in solchem Grade fesselt, dafs er seine Pläne in dem einen aufgehen, durch edle ritterliche Thaten ihrer würdig zu werden. Es bot sich bald dazu Gelegenheit, und zwar im Kampfe gegen Oesterreich (1764); allein Bernardin gerieth durch Verrath in Gefangenschaft, und wurde nur unter der Bedingung, während des Interregnums nicht mehr das Schwerdt zu ziehen, freigelassen. Es knüpfte sich jezt ein immer innigeres Verhältnifs zwischen ihm und seiner Angebeteten, das aber Letztere zu seinem aussprechlichen Schmerze endlich abbrach, weil die mächtige und stolze Familie der Fürstin in eine Verbindung Beider nie gewilligt haben würde. Bernardin mufste nach Frankreich zurück, und die Schwermuth über den hingeschwundenen seligen Traum gab seinem Dichtergeiste jene Richtung, die ihn unsterblich gemacht hat.

Herrn Siemieński's „Hohlweg der Somo-Sierra" würde, trotz einiger malerischen Gräuelscenen aus dem ewig denkwürdigen Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel und trotz der meisterhaften Beschreibung jener wunderbaren Erstürmung, bei welcher die polnische Reiterei unter Napoleons Augen so hervorragenden Ruhm ärndtete, bei uns nur geringes Glück machen, da eine Art von Legenden-Pragmatismus hineingebracht ist. Einen Tag vor dem Sturme ist der Erzähler alter Officier, damals Wachtmeister, Zeuge davon gewesen, wie ein Haufe seiner eigenen Landsleute eine Kirche plünderte. Vergebens hat er die Frevler furchtbar apostrophirt und ihnen Unheil gewünscht. In der folgenden Nacht fordert ihn die heilige Jungfrau, deren Gunst er allbereits durch edelmüthigen Schutz einer Unschuld sich erworben, im Traume auf den Appel zu verlesen und bei gewissen Namen Kreuze zu machen. Er merkt sich diese Namen: es waren die der Tempelschänder, und Alle fielen im Kampfe des anderen Tages (freilich auch noch viel Andere, die an dem Frevel keine Schuld hatten).

W. Schott.

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLVI.

ve Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren igenthümlichen Melodien. Herausgegeben von udw. Erk, Lehrer der Musik am Königl. Seminar für Stadtschulen in Berlin. 4tes und tes Heft. 106 *Lieder enthaltend. Berlin, bei V. Logier* 1844.

Hr. Erk führt in diesem neuen Doppelhefte mit 's und Sorgfalt die Sammlung deutscher Volksme- n fort, welche er Anfangs zusammen mit W. Jrmer 'in 1838, Plahnsche Buchhandl.) in sechs Heften an, aber von 1841 an in dreien allein fortsetzte. Absicht ist, das vorhandene Volkslied in seinem sten Umfange, die ganze in den Mund des Volks egangene lyrische Masse als ein Denkmal unse- Gegenwart hinzustellen, indem er einer grofsen iderung im Zustande dieser Dinge entgegensc- u dürfen glaubt. Es könnte dieser Sammlung er wünschenswerthen schnellen und grofsen Ver- ng eben das im Wege stehen, wonach sie als hrem gröfsten Verdienst trachtet, die beabsich- Vollständigkeit und dadurch erzeugte Reichhal- . Denn dafs in der grofsen Masse das meiste ttelmäfsigkeit anheimfällt, versteht sich ja wohl, ıfs es unbequemer und uneinladender ist, sich aus einem Sandhaufen erst einzelne Goldkörner ude und Genufs hervorzusuchen, als dieselben h herausgelesen überreicht zu bekommen, eben- Auf der anderen Seite aber stempelt diese be- igte Vollständigkeit das Werk eben zu einem ıldenkmal der Gegenwart, so dafs das Publicum aus rein vaterländischem Interesse sich an der ıng eines Unternehmens betheiligen sollte, wel- e gründlichsten Forschungen in Beziehung auf sikalischen Theil seines Volksgesangs einleitet, der Gegenwart ihre eigenen Schätze in einer möglichst gereinigten Gestalt bietet (der Herausgeber zog bei einzelnen Liedern manchmal zehn bis zwanzig verschiedene Aufzeichnungen aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zur Vergleichung), und welches aufserdem noch dazu dient, so viele Goldkörner eines auf vaterländischem Boden entsprossenen musikalischen Gefühls aus versteckten Winkeln in's helle Bewufstsein der Zeitbildung hinüberzuführen, wo sie als Anregungen productiver Geister anklingen und wiederhallen können. Längst haben die Schotten eine vollständige Sammlung ihrer Nationalmelodien veranstaltet, Rufsland und Schweden sind in ihre Fufstapfen gefolgt; wäre nicht der deutsche Volksgesang, welcher auf den Höhenpuncten seiner Schönheit den genannten drei ausländischen Arten nicht weicht, in Ansehung seiner Mannichfaltigkeit dieselben übertrifft, ebenfalls werth, dafs zu einem *vollständigen* Magazin alles Vorhandenen die Hoffnung würde? Wer in Beziehung auf das eben Behauptete noch einen Scrupel hegt, der bedenke zuerst die von muthiger Lebenskraft übersprudelnden Tyrolerweisen, er bedenke zweitens die süfsen und wie kein anderer Gesang der Erde zum innersten Herzen dringenden Melodien aus Schwaben und vom Rhein, er bedenke drittens, dafs unser in seinen Höhenpuncten so idealschöner Studentengesang sich gegen den Ton des Volksliedes gehalten durchaus nicht als ein exotisches Gewächs verhält, vielmehr nur selbst einen mit den übrigen Arten lebendig zusammenhangenden Hauptzweig darstellt, er bedenke viertens, dafs derselbe Fall ist mit vielen anderen ursprünglich nicht aus dem Volke stammenden, aber mit der Zeit von ihm angeeigneten Producten, die daher der Herausgeber auch eben sowohl, als den populärer gewordenen Theil des Studentenliedes seiner Sammlung einzuverleiben bestrebt ist: und er wird gewifs nach einem Ueberschlage des Ganzen gestehen müssen, dafs unser Volksgesang die Vergleichung mit den Erzeugnissen

Digitized by Google

anderer Völker, selbst mit denen des schottischen Hochlandes, nicht zu scheuen hat. Dabei tragen die deutschen Melodien nicht einen so einseitigen und ausschliefslichen Charakter, wie z. B. die schottischen, russischen, schwedischen, sondern weichen in mehrere sehr contrastirende Singarten auseinander, wodurch die Beschäftigung mit diesem ästhetischen Felde um so anziehender wird. In dieser Hinsicht kann die Erksche Sammlung schon in ihrer vorliegenden Gestalt sehr zur Orientirung dienen. Wir finden verschiedene Singarten auf verschiedene Landstrecken des Vaterlandes vertheilt. Wir finden in Tyrol und Oesterreich den rollenden und tanzenden Rhythmus des Walzers, in Nord-Deutschland den ernsten und schweren des Marsches vorherrschen. Dem nördlichen und südwestlichen Deutschland sind die zweistimmigen Waldhorn-Melodien (wie No. 25: Das Jagen, das ist ja mein Leben: und No. 100: Ach Mutter, liebe Mutter) gemeinsam, welche besonders am Rhein ihre schönste Ausbildung scheinen gefunden zu haben. Die Tyrolermelodie, wie auch die des österreichischen Traunkreises (No. 13, 16, 24, 47, 52, 58, 71 des vorliegenden Doppelhefts) hat das Eigenthümliche, dafs sie aus lauter aufgelöseten Accorden besteht, wobei das Jodeln mit benutzt wird um diesem in Tact und Metrum gebrachten blofsen Arpeggiren der Stimme mehr Umfang zu geben. Die rheinische Waldhornmelodie hingegen hat solchen Klang, dafs jeder Ton der Tonleiter seinen Begleitton dringend fordert nach der Art, wie zwei Hörner sich einfach in Terzen, abwechselnd mit Quinte und Sexte, zu begleiten pflegen. In diesen Hornweisen liegt die gröfste Tiefe unseres Volksgesanges, gegen deren wunderbare Sehnsucht und Schwermuth das tyrolische und österreichische Lied als oberflächlicher und tändelnder, der sonstige norddeutsche Typus aber als kalt, declamatorisch und hart absticht. Denn es vereinigt sich in diesen Hornweisen eben das, was auch im Hörnerklang überhaupt als dessen Charakter liegt, ein muthiges aufstrebendes Wesen, ein kühnes Wagen, verbunden mit dem Gefühl wehmuthvoller Klage und einer Sehnsucht, welche tiefe und unbestimmte Ahnungen weckt. Voll Lust und Sehnsucht sind auch die Texte zu diesen Melodien, wenn sie sich in diesen wehmüthigen Erzählungen ergehen, wie der nach Hause zurückkehrende Handwerksbursch seine Geliebte an einen Fremden vermählt findet, wie das Mädchen von Strafsburg vom Stadthauptmann vergebens ihren gefangenen Geliebten loszubitten sucht, oder wenn sie mit kurzen rührenden Betrachtungen religiöse Empfindungen mischen, wie in dem bekannten Liede vom Schnee, der auf der Coblenzer Brücke schmilzt, worin das Bild Gottes, welches hell und lachend aus dem blauen Aether herabscheint, mit dem Bilde der Geliebten, welches sich anknüpft an ihren überschwemmten Garten, in welchem über das Wasser die Baumkronen emporragen, in einen lieblichen Accord zusammenklingt. Das Rauschen des Wasser, das Marschiren der Soldaten und Handwerksburschen über Strafsen und Brücken schliefst sich an eine Lieblingsvorstellung an, das Wandern und Abschiednehmen, und als Abschiedszeichen an's schwarzbraune Mägdelein der goldene Ring, und als tragisches Instrument, wenn sich der Knoten nicht anders lösen lassen, das Messerlein fein und spitz. Die solchen sehnsuchtsvollen Texten so überaus passenden Hornweisen müssen aber ganz dem Charakter des deutschen Lieblingsinstruments gemäfs für die Tiefe und Aechtheit ihres Gefühls, für das Erschütternde und Berauschende ihrer Modulation freilich mit einer gewissen Schwerfälligkeit bezahlen. Denn die herabgenden Horntöne quellen dick und armstark hervor, lassen sich nicht so fein variiren, nicht so schmiegsam in andere Tonarten umlenken, wie die Töne anderer Instrumente. Aehnlich sind auch die Empfindungen, welche sie die passendsten Zeichen sind, wegen ihrer Tiefe am wenigsten in unserer Gewalt, wenn sie zu uns kommen, sind nicht unser eigenes Gut, mit dem wir schalten und walten können, das wir ausgeben können wie eine Münze und wieder einnehmen, so oft wir wollen, sondern mit Uebergewalt, mit der Gewalt der Sehnsucht werden wir angefafst und aus unserem engen egoistischen Willen herausgeworfen. Gleich dem Horn ertragen diese Weisen weniger gern schnelle Tempi und rollende Passagen, gleich ihm kennen sie kein Ausweichen in eine andere Tonart, gleich ihm führen sie beständig zum Duettiren auf, gleich ihm ruhen sie am liebsten auf den Tönen, welche den einfachen Dur-klang in Dur bilden, und dulden durchaus keinen Septimenaccord, doch wenden sie mit grofser Vorliebe die Septime der Dominante an und auch ihre None, die sie gerade als das empfindlichste Werkzeug einer Stimmung, die zwischen Wehmuth und Triumph schwankt, niederwogt. In der Mittheilung von dieser Art Melodien war sogleich das erste Heft der Sammlung von Erk und Jrmer recht freigebig. Dieses enthält viele der schönsten, wie No. 6: Es ritten drei Reiter; No. 7: So viel Stern' am Himmel stehen; No. 9: Morgenroth; No. 10: Kein Feuer, keine Kohle; No. 27: Es stehen drei Sterne am Himmel; No. 28: Ach Mutter, liebe Mutter; No. 36: Vögelein im Tannenwald. Es versteht sich dabei von selbst, dafs diese Art der Singweise auch auf der anderen Seite in das lustige muntere Jagdstück umarten kann, wie es vorkommt an genanntem Orte in No. 15: Fahret hin; No. 21: Wie die Zeit ist kommen; No. 46: Frisch auf zum fröhlichen Jagen. Man kann solche Melodien bei ihrem

Digitized by Google

ıge noch durch Stimmenversetzung anmuthig variiren. ›n Charakter eines solchen versetzten Hornduetts, bei die Begleitstimme zur Melodie wurde, trägt die ›nigin aller deutschen Volksweisen in sich, nämlich auch unter dem Namen des Mantelliedes bekannte: waren einmal drei Reiter gefangen (bei Erk und ›er I, 51).

Am sparsamsten ist die Erk'sche Sammlung bisher Mittheilung des tyrolischen Typus gewesen, nämin Vergleichung zu dem ungeheuren Reichthum selben. Obgleich eine Vollständigkeit der Sammlung diese Gattung wohl kaum erreichbar sein möchte, hier eigentlich nur wenige feststehende Grundfor- bestehen mit beliebigen Variationen, deren jeder ohne Ende neue gebiert, so wäre doch wünschens- ıh, dafs in der Folge dieser Theil wenigstens etwas ker hervorträte, zumal da diese Weisen bis zu dem edeutenderen der Gattung herab, immer graciös und ›rechend sind, und auch im letzten Doppelheft be- ›ers hervorglänzen (No. 5, 6, 13, 16, 21, 24, 47, 52, 71). Im Gegentheil ist es Norddeuschland, in Be- ıng auf welches des Sammlers Streben nach Voll- digkeit die reichsten Früchte getragen hat. Dies ›te schon sein Wohnort Berlin mit sich. Ob der mlung selbst dieser Umstand zunächst günstig ge- ›n is? Es könnte doch sein. Zwar ist die bei wei- größte Anzahl der ursprünglich norddeutschen Me- ›n flach und unbedeutend. Entweder hören sie sich ›lofse Machwerke und Nothbehelfe an, die das nicht um ihrer selbst, sondern blofs um der Texte sich aneignete, weil es ihm an Productivität zu em Gesange gebrach (wie z. B. No. 9: Mien Vader *Hans* Vagelnest, aus der Ukermark; No. 14: Pier- ›var ein einz'ger Sohn, aus Oldenburg; No. 38: *Wulne*, ach Wulne, von der Insel Femern; No. 50: guter Michel liebet mich, aus Brandenburg und en; No. 55: Unser alter Stabsverwalter, aus Nord- hland; No. 64: De blinne Jost hadd' ene Deeren, estphalen), oder es ist doch nur ein energischer *nus*, der uns durch seine frischen Schläge, wel- m Marschiren auffordern, vergeblich einen Ersatz *s mangelnde* Herzvolle des südlicheren Gesangs ten trachtet (wie z. B. in No. 23: Gestern Abend etter Michel hier; No. 33: Zau dech Frau, aus ›rgischen; No. 40: Unn wenn de Pott, aus Olden- No. 69: Wer so ein faules Gretchen hat, aus

Dahin gehört auch als besonders ausgezeich- III. Heft von Erk No. 57: Ach Jungfer, ich will ihr *rathen* geben, aus Brandenburg). Auf der ande- te aber gewinnt eben durch diesen Umstand der *ıtsche* Charakter eine gewisse einer solchen ıng günstige Universalität, indem er, weniger iv, als der Süden, desto begieriger ist, theils lucte des Südens selbst, theils homogene Stücke gebildeten Musik sich anzueignen. Die oben ›ten *Hornmelodien* des Südens haben sich fast ır oder weniger im Norden akklimatisirt, und ›r *allem* der Norden von Deutschland, wo so ›ildete Gesellschaftslieder aus dem vorigen Jahrhundert zu wahren Volksliedern geworden sind (wie z. B. bei Erk I, 4: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, ged. von Miller, comp. von Neefe; I, 24: Es kann schon nicht Alles so bleiben, ged. von Kotzebue, comp. von Himmel; I, 26: Du Mädchen vom Lande, ged. von Gleim; II, 28: Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch, comp. von Keller; IV. u. V, 50: Mein Herr Maler, muthmaafslich von Dunker). Das Ausgezeichnetste, was dieses letzte Doppelheft für den *schwäbischen* Typus bietet, ist No. 45 (Drunten im Unterland). Schwäbische Melodien von dieser Art haben Aehnlichkeit mit den tyrolischen an Süfsigkeit, nur dafs ihnen nicht der grofse Umfang von Tönen zu Gebote steht. Dafür aber sind sie noch herzlicher, weil einfacher, und es läfst sich nichts glückaussprechenderes denken, als dieses kleine Lied, dessen Text so ganz mit seiner Tonweise wie aus einem Gusse harmonirt, besonders in der letzten Strophe:

Aber da unten 'rum,
Da sind d' Leut' arm,
Aber so froh und frei,
Und in der Liebe treu;
Drum sind im Unterland
D' Herzen so warm.

Auf eine höchst sprechende Weise charakterisirt sich der *nördliche* Geist dem *südlichen* entgegen in No. 17 und 18. (Es ist mir Alles eins). Diese bekannte Weise hat der Herausgeber zweimal neben einander abgedruckt, einmal, wie sie in Wien, das andere Mal, wie sie in Norddeutschland gesungen wird, mit demselben Text und demselben Grundtonfall. Aber welch ein Unterschied in der feineren Modulation und dem dadurch hervorgebrachten declamatorischen Ausdruck! Während der Norddeutsche sich dabei mit erkünstelter und wenig sagender Resignation leichtsinnig in die Brust wirft als Bruder Sorgenfrei, singt im Wienerischen Munde neben der humoristischen Schelmerei noch ein lieblicher leiser Ueberzeugungston mit, der es uns zu Muthe sein läfst, als ob das Lied wohl am Ende in allem Ernst Recht haben könne, dafs der Unterschied von Reich und Arm kein so grofser sei, als er scheint. Kurz das Lied klingt in Norddeutschland blofs declamatorisch-burlesk, in Wien aber noch lyrisch dazu. Woher kommt das? So ist auch interessant zu bemerken, wie die schöne Hornmelodie No. 100. (Ach Mutter, liebe Mutter), obgleich sie durch ganz Deutschland gesungen wird, doch durch die ungeschickten Abwandlungen, die sie in Norddeutschland erfahren hat, indem sie in Eisleben (No. 101.) im 5ten und 6ten Tacte gewaltsam in eine andere sonst sehr beliebte und schöne, an diesem Orte aber überaus unpassende Modulation hinübergezogen wird, und indem sie der plattdeutsch Redende (auf S. 109) mit einem Hinauf- und Hinabschleifen der Töne höchst geschmacklos überlädt, deutlich zu verstehen giebt, dafs ihre Heimath südlichere Gegenden sein müssen, wohin auch ihr sanfter Charakter unmittelbar weiset. Der Bürger von Eisleben, wie der Plattdeutsche, singen diese Melodie offenbar, ohne sie zu verstehen. In Schweidnitz (zwischen Wittenberg, Torgau und Jüterbogk, No. 102.) würde sie gar nicht mehr

Digitized by Google

zu erkennen sein, wenn nicht die beiden letzten Tacte noch an's Ursprüngliche erinnerten. Im übrigen wurde sie vergessen, und an ihre Stelle ein sinnloses Gedudel substituirt. Ganz ergötzlich ist es auch, die Schlaflieder zu vergleichen, womit die verschiedenen Landschaften ihre Kinder einlullen, und welche hier durch die verschiedenen Hefte zerstreut vorkommen (z. B. aus Brandenburg I, 19; aus Köln I, 30; aus Bielefeld I, 53; aus Westphalen III, 8; aus der Wetterau IV u. V, 84). Nicht minder ergötzlich, durch den vollständigen Abdruck des Liedes vom Vetter Michel (No. 23.) zu sehen, dafs dieser berühmte Vetter ursprünglich gar nicht der Tölpel ist, zu welchem er mit der Zeit ungerechter Weise sprichwörtlich herabgesetzt worden. Er ist im Gegentheil hier der gewandte Mann, der Unterhalter der Gesellschaft, dessen Erscheinen sogleich die ganze Familie in frohe Bewegung bringt, der die Mädchen zu necken, den Vater zu erheitern und Alles durch die Gewandtheit seiner Zunge in ein erhöhetes Leben zu bringen versteht.

Dem war's das Pferd, dem war's der Hund,
Vetter Michel es mit Allem kunnt', u. s. f.

Höchst merkwürdig sind ferner in Norddeutschland die alten *Moll-Melodien*, von denen auch dieses Heft schöne Stücke enthält (nämlich No. 15, 31, 34, 60 und 77). Diese Molltöne scheinen sehr alt zu sein, wenigstens ist dieses gewifs von No. 31. (Allhe op dieser Keere, mündlich aus Schlebusch, unweit Burscheid und Köln) als einem mit einer alten Volkssitte zusammenhangenden Pfingstlied, und von No. 77. (Zu Maien, zu Maien, mündlich aus Kessenich und Poppelsdorf bei Bonn) nach der Angabe der Anmerkung, die auch noch dadurch lehrreich ist, dafs sie S. 83 als Parallele eine Choralmelodie vom Jahr 1578 auf einen ähnlichen Liedestext mittheilt, welche ebenfalls, wie so viele andere geistliche Singweisen jener Zeit, in Moll steht. Das Lied No. 15. (Hans Naber, ick hebb et ju togebracht, von der Insel Hiddensee bei Rügen) bildet auch der Localität nach den Uebergang zu ähnlichen skandinavischen Sangweisen. Sollte dieser Gesang in Molltönen, welcher einen so auffallenden Gegensatz bildet zu allen übrigen Arten des deutschen Volksgesangs, überhaupt in Norddeutschland der einzig ursprüngliche gewesen sein, der erst nach und nach durch die Durtöne des Südens verdrängt wurde, (welches sich durch fortgesetzte Forschungen noch sicher mufs entscheiden lassen): dann würde sich hierdurch eine merkwürdige musikalische Aehnlichkeit zwischen dem nördlichen Deutschland und den beiden Ländern herausstellen, wo dieser bei uns ganz im Sinken begriffene und sicher keine neuen Productionen erlebende Typus noch jetzt der lebendige und herrschende ist, nämlich Skandinavien und Rufsland. Zunächst geht aber diese Verwandtschaft auf Skandinavien, indem der dem Russen eigenthümliche rasche und tanzende, oft sogar wilde Rhythmus dem ruhigen und tiefen Skandinavier eben so fremd ist, als dem Norddeutschen, wo er die Reste seiner alten Molltöne singt. Aber wenn man vom Rhythmus absieht, so findet man, dafs sich die Modulationen dieser Völker sehr ähnlich sind, und dafs auch die deutschen Ueberreste durch mehrere hervorragende Eigenschaften, wie z. B. durch den raschen Wechsel des Moll mit seinem zugehörigen Dur (wie er stattfindet in dem Kölner Pfingstliede No 31., in dem Bonner Maienliede No. 77., ferner in No. 34.: Is dat nich der lütje Düker, vom nördlichen Harz; und aus den früheren Heften I, 22: Wer singt im Walde u. s. f.), durch das Hervorklingen der phrygischen Tonart (wie bei No. 60: Mein Schatz, ich hab' es erfahren, aus Schlesien, im 3ten und 4ten Tact, welche Melodie offenbar dieselbe ist mit der elsassischen: Ich steh' auf einem hohen Berg, bei Erk und Jrmer I, 42), und durch ein häufiges seltneres Gehen in die untere Moll-Dominante (wie in dem Pfingstliede No. 31.) sich ganz dem schwedisch-finnisch-russischen Charakter anschliefsen. Für den aus Rufsland selbst übergepflanzten Singweise (wie: Warum bist du denn so traurig; — Schöne Mädchen, ich mufs scheiden, u. dgl.) die wirklich urdeutschen sondern, müfste ein sorgfältiges Studium des russischen Nationalgesangs dienen.

Und so giebt überall und in mehrfachen Beziehungen diese Sammlung zu interessanten Vergleichungen und Beobachtungen Veranlassung, besonders weil der Herausgeber, je weiter er in seiner Arbeit vorschritt, desto mehr sich dem Geschäfte unterzog, nicht blos zu sammeln, sondern auch nach dem Ursprunge der Lieder zu forschen, und die anspruchlose Liebhaberei (wie er sich in der Vorrede ausdrückt), womit das Werk begonnen wurde, in eine umständliche Arbeit umzuwandeln, um durch sie zu einer *historischen* Untersuchung über das Volkslied, besonders auch über den Zusammenhang zwischen dem heutigen und dem älteren Volksgesang, so weit wir denselben aus den Choralbüchern kennen, fortzuschreiten. So erhält er auch nebenbei über manches Aufschlüsse, die man an diesem Orte nicht erwartet, z. B. über die allmälige Entstehung der zur Volksweise gewordenen Melodie von Reichardt No. 70. (Es steht ein Baum im Odenwald), über die Abstammung der Lieder No. 85. (Ach sie so sanft ruhn), No. 83. (Namen nennen dich) und No. 50. (Mein Herr Maler). Möge daher das Publicum diese Sammlung, welche grofsen Reichthum und Sorgfalt gepflegt, unter unscheinbarer bescheidener Form zu Tage fördert, durch seine Theilnahme unterstützen und aufmuntern. Das unscheinbare Gewand (enger Notendruck in Octav) für so köstlichen Stoff, welcher unter stattlicherer Form allerdings weit gewaltiger und lockender in's Auge leuchten würde, aber, sofern dadurch das Ganze leichter anschaffbar wird (wobei der Ballast, den man neben den Perlen unumgänglich in den Kauf zu nehmen hat, nicht sehr drücken kann), in diesem Falle ebenfalls lobenswerth anzuerkennen.

C. Fortlage.

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLVII.

arakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Lite-·aturgeschichte, von W. S. Teuffel. Leip-ig, 1842; *bei Wigand.* 94 S. 8.

Es erregt kein günstiges Vorurtheil für ein wissen-ıftliches, am wenigsten für ein geschichtliches Werk, n der Verf., „gereizt durch die Menge des Ver-obenen", welches über die horazischen Oden, na-tlich durch „Hrn. Düntzer's und Monich's Feder Tage gefördert ist", wie Hr. T. hinzusetzt, die stellung eines bedeutenden, überdies noch vielfach chieden beurtheilten Charakters unternimmt. Ebenso g erkennt man eine innere Berechtigung zum Be-wenn Verf. „ermuthigt durch anderweitige ähn-Vorgänge" (wie die genannten?) „glaubte wohl al auch ein verständiges Wort über Horaz u. s. insbesondere sprechen zu dürfen" p. 3. Da er ı bemerkt, dafs er uns die Frucht einer Jahre rch fortgesetzten Beschäftigung mit seinem Dich-ebe u. s. Aufs. über II. (deutsche Jahrbb. Nov. r. 106 flg.) die Anerkennung von achtbaren Gell. en habe, so wollen wir uns bemühen, die Ein-worte zu vergessen, und soweit es der oft wie-ırende Ton der Gereiztheit gestattet, gern annch-dafs wirkliche Liebe und innerer Beruf zum Ge-ınde des Verf.'s Forschungen beseelt habe.

ie Schrift ist nur ein Theil von einem Ganzen; ll ein Beitrag zu einer „classischen Literatur-chte" (p. 9) sein. Dafs zu dem Zweck strenge erforderlich sei, spricht Verf. lebhafter aus, als Innersten davon durchdrungen zu sein scheint, er „die Frische seiner Intuition nicht durch allzu Positive verwischen" möchte und sich überzeugt afs seine Erörterungen im Ganzen mehr vermö-ls eine „Kritik des Einzelnen" (p. 7. 8.). In chen gefährlichen Grundsätzen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschungen scheint der Verf. durch Freundes Rath noch mehr bestärkt zu sein. Wenn er aber die Ansicht „vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen" (p. 8 Anm.) für seinen Zweck, also für einen historisch-philologischen Versuch ernstlich gut heifsen mochte, so überrascht es, dafs er bei unbefangener Kritik nicht gefunden hat, wie dergleichen theils bequemer sei, theils eben dadurch der Selbstgefälligkeit trüglicher Raisonnements eine schrankenlose Rennbahn eröffnet werde. Weil Verf. von der unbegründeten Ansicht ausgeht, dafs für die horaz. Oden bereits „der apriorische Theil ausgeführt, der aposteriorische, welcher die Richtigkeit des Resultates durch eine ästhetische Kritik bewähren sollte, fast ganz fehlt", und weil er (leider) nicht darauf ausgegangen ist, seinen Dichter zu kritisiren (p. 12), so giebt er das Einzelne und Besondere Preis, ohne das Ganze und Allgemeine zu gewinnen oder festzustellen.

Hr. T. hat sich „nicht gesträubt bei Göthe und Hegel in die Schule zu gehen und nach ihnen seine ästhetischen Ansichten zu bilden". Dies wird niemand mifsbilligen, um so weniger, da die p. 14—21 beigebrachten Urtheile beider Männer über Horaz und röm. Poesie überhaupt sowie des Verf.'s, auch die Billigung anderer im Wesentlichen verdienen werden. Aber nicht unerwähnt lassen wir, dafs beide als Nicht-Philologen ihre Stimme abgeben, dafs sie nicht eine Charakteristik des Horaz, nicht einen Beitrag zu einer (classischen) Litteraturgeschichte liefern wollen, ja dafs Göthe's Ausspruch nur auf mündlicher Aeufserung, auf Ueberlieferung von einem anderen beruhe und die weiteste d. h. kaum eine Deutung zulasse. Solche Richterstimmen indefs ganz übersehen zu haben, wäre zu tadeln gewesen; wer aber ohne Kritik sie hört, erinnert daran, dafs ein schneidendes Schwerdt nur in der Hand eines geprüften Meisters gefahrlos sein und bedeutendere Resultate anbahnen könne. So bedauern

Digitized by Google

wir es, dafs Verf. im Uebergefühl seines Verdienstes, auch solcher Männer Schriften besucht zu haben, eine durchaus schräge, unzeitig polemische Stellung gegen die heutige Philologie angenommen hat. Aber in demselben Maafse, wie Hr. T. theils jener Wissenschaft theils dem gebildeten Laien ein nicht zu veräufserndes Vermächtnifs in seinen Bemühungen zu überliefern gewifs ist, werden dem ruhig Ueberlegenden unzweideutige Belege in die Hand gegeben, dafs kein Jünger der Philologie uns in die verschlossenen Gänge des Alterthums und zur Wissenschaft der Manifestation des menschlichen Geistes anders führen werde, als dadurch, dafs er immer von Neuem Form und Material prüfe, dafs er es nicht verschmähe oder gering achte, aus dem Kleinsten und Einzelsten erst das Ganze und Allgemeine sich zu construiren, und durch ein Spalten, wie man sagt, von Sylben und Buchstaben das innere Wesen eines alten Kunstwerks zu entziffern. Denn grade in der Form liegt eine Haupteigenschaft des classischen Alterthums. Durch sie ist ihm von der Natur selbst die Bestimmung angewiesen und der Stempel aufgedrückt, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen. Dringt man aber durch eine solche Selbstüberwindung im Erforschen des Formellen, scheinbar Kleinen, Kleinlichen und Aeufserlichen zur Anerkennung der ewigen griech. und röm. Vorbilder, dann dürfen uns neumodische Phrasen über eine Philologie, welche „alles Antike als solches für mustergültig halte, und jeden Tadel als eine Impietät nehme", nicht eben anfechten. Vielmehr werden wir im Bewufstsein, dafs eine gründliche Erkenntnifs des Wesens und der Eigenthümlichkeit des classischen Alterthums uns selbst erst die *Fähigkeit* verleihe, zu ihm uns zu erheben, bescheidener und mifstrauischer werden, gegen unsere oft zu leicht gewonnenen Resultate, und wie in anderem, auch hierin Göthe's Wort als wahr erkennen, dafs die Alten ewig eine Verzweiflung der Neuen bleiben werden.

Der Verf. erkennt, wo der Differenzpunct zwischen ihm und Ref. liegt. Die Kluft ist grofs, und sofern sie im Wesen und Princip uns trennet, bis auf Weiteres unausfüllbar. Eine Vermittelung der Art, wie sie in vorliegendem Werke angestrebt wird, zwischen dem Philologen vom Fach und dem wissenschaftlich Gebildeten überhaupt führt zu einer unglücklichen neutralen Mitte, womit jener sich wenig oder gar nicht gefördert sieht, dieser besonders der Kurzsichtige aus philologischer Werkstätte selbst sich allerlei Kenntnisse erborgen wird, auf Grund deren er nicht Scheu tragen mag, sich dünkelhaft hinauszuklügeln über einen in den Schriften, Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen der Alten ruhenden Geist, der in seiner Reinheit, Totalität und Harmonie auf dem Wege des Raisonnements nicht begriffen wird. Fast das Bemerkte schon in der Einleitung (p. 1–2) aufser in den noch beizubringenden Belegen aus den besonderen Urtheilen über Horaz seine Begründung; so stellen wir doch zu unserer Rechtfertigung gleich hier voran, was p. 81 über die Chorgesänge der grossen Tragiker zu lesen ist: „Es wäre leicht, auf die Chorgesänge das Schwert der ästhetischen Kritik, das einen vielleicht bereits über dem Nacken hängt (vergl. Aesth. 3. 517.) fallen zu lassen; kein Unbefangener, niemand, der ohne den Schurz des Handwerks an sie herantritt und Geschmack hat, wird an der Phraseologie, diesem Klingklang von Worten ohne deutenden Sinn wahres Gefallen finden; und wenn man das nicht schon tausendmal gesagt hat, so dies seinen Grund nur in dem traditionellen Respect. Den hiernach eingeleiteten Gnadenact für die Chorgesänge erlassen wir Hrn. T. Behauptet doch schon kaum jenes *charta non erubescit* sein Recht. Ref. aber nach einem solchen *ex ungue leonem*, nach er sich von dem unerfreulichen Dilemma eingeengt sieht, entweder auf gänzliche Unkenntnifs der Sache, oder auf einen Willen des Verf.'s zu schliessen, der in einem dem Alterthum gebührenden Interesse Gerichte zu sitzen nicht eben gesonnen ist, und Feder nicht bei Seite gelegt hat, mag Hr. T. hoch anschlagen, dafern ihm überhaupt mehr an unserer Anzeige, als dem Ref. gedient sein sollte. Wir zu unserer Freude wenden wir uns nicht zur Beurtheilung des Einzelnen, was wir über Horaz zu hören haben werden.

Sollen wir uns über die Charakteristik im Allgemeinen aussprechen, so hat der Verf. das Verdienst, die Urtheile und Untersuchungen über den Dichter und seine Werke hier und da berichtigt, von Uebertreibungen zurückgerufen und in einzelnen wenigen Partien *leicht* hinausgeführt zu haben über die bisherigen Forschungen. Nachdem des Römers ursprüngliche Aufgabe in der Weltgeschichte mit Recht als eine

Digitized by Google

he und kriegerische, als eine zum Dichten und zu erärischer Production weniger, als zum Handeln beene entwickelt worden, und hiermit die frühe Ereinung der ächt nationalen Satire in Verbing gebracht ist, wird Horaz als Mensch und Dichin Verhältnifs gestellt zu diesem römischen Geiste, h zugleich auch auf die Einflüsse griechischer Geing und Sprache in der ersten Jugend hingewiesen. ffend werden diese Momente zusammengestellt und tig bemerkt, dafs in diesen Einflüssen für den Knakein Gegengewicht den römischen gegenüber erıt werden könne. — Der ursprüngliche Römersinn le immer seltener. Dafs also die Erziehung des ben fast nur noch auf die *Erinnerung* an die Idee Weltherrschaft Roms zielt, liegt ebenso natürbedingt in dem Sinken des freien republikanischen ergeistes, wie es hoch anzurechnen ist, dafs nur noch durch die erziehenden Einflüsse vermittelt e. Insofern politische wie moralische Zerwürfdie gemeinsamen Interessen zurückdrängten geereinzeltes, Persönliches, Individuelles, und jene inde schon länger als ein halbes Jahrhundert hinvor Horaz eingeleitet wurden durch die Ernieıg des Volkes, so erkennen wir in der Tendenz, ch aus dem Zeitstrome zu erheben, und in dem eben einer einigen monarchischen Spitze, welche sammtheit gesetzeskräftig verbinden sollte, einen die Natur selbst gebotenen Fortschritt und das iche Hervortreten eines aristokratischen Princinter so edelen Formen und Gestalten, wie es upt dem Römer noch möglich war. Wieweit uf Horaz und seine erste Erziehung Bezug hat, eder Unbefangene. Hr. T. aber spricht sich en Vater des Dichters so aus: „seine Betrachteise war eine kammerdienerische, ... in dieziehungsweise können wir nur das Einpflanzen nrömischen, des Freien unwürdigen Egoismus wodurch der Sohn auf einen absoluten, über ostanz der Römerwelt sich erhebenden, aber für ıten Römer philiströsen und engherzigen Standestellt wurde, des positiven Gehaltes ermangelte, n Römer, aber ohne eigenthümlichen röm. Inhalt, m. Interessen, voll politischer Apathie blieb" l. p. 36 flg. Hieraus wird, wie es nicht anders nn, viel Unrichtiges für den Sohn gefolgert. ner *solchen* Erziehung hatte dieser für den Verf. „so gut wie keinen Sinn für Standesehre" und als einem Erzegoisten „war es ihm gleichgültig, wo er safs, wenn er nur überhaupt safs" (p. 39); bald (p. 40) ist es aber politische Apathie, dafs er in Rom, dem Sitz seines Feindes und der Siegespartei sich niederläfst und Augustus gleichwohl ganz ignoriren kann. Auch hier wird ein Litterarhistoriker sich wohl besseren Rath von Horaz selbst, als aus dem *Beitrag* des Hrn. T. holen, da wir über die Stellung des Dichters zum Kaiser von der ersten Feindschaft, der späteren Kälte und Gleichgültigkeit bis zur allmähligen Annäherung von keinem sonst unterrichtet sind. Dafs aber je ein römischer Dichter offener über sich und wahrer gewesen als Horaz, wüfsten wir nicht. Je mehr seine Werke einem wohlgetroffenen Bildnifs vergleichbar sind, worin die Züge *jedes* Alters des Abgebildeten sich zurückspiegeln, um so gröfser die Pflicht des Biographen, sich über jene Quellen nicht hinwegzuphantasieren, mit unbefangener Gewissenhaftigkeit die Zeit ins Auge zu fassen, und Altes mit Neuem nicht zu vermischen. — Wie Hr. T. über den Dichterberuf des Horaz denkt, wird am besten durch die Worte eingeleitet, welche das erste Hervortreten bezeichnen: „inneren Beruf für irgend einen Zweig fühlte er nicht in sich, . . . er besann sich, welches Feld der Literatur am dankbarsten wäre, welches noch am wenigsten bebauet und daher einem Bearbeiter am meisten Lohn verheifse. Er sah sich um in der Literaturgeschichte und fand, dafs die Satire noch eines weiten Ausbaus fähig sei" p. 40. Wird so etwas aus Sat. I, 10, 46 flg. herausinterpretirt, ohne zu berücksichtigen, dafs der Dichter in Gegenüberstellung mit den anderen poetischen Tendenzen der Zeit seine eigene innerste Naturanlage und eine sichere Kenntnifs seiner selbst eben so sehr wie seines Jahrhunderts hierin kundgebe, so mag Hr. T. zusehen, dafs er sich nicht mit eigenen Waffen schlage. Denn wenn jenes nicht mit Absicht und wohl noch schlimmer den Dichter „kritisiren" heifst, dann wird nichts jenen Titel verdienen, zumal Horaz selbst uns mit aller Treue belehrt, *von wem* und *seit wann* er angeleitet worden sei, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit in's Angesicht zu sagen, s. Sat. I, 4, 105 bis zu Ende. Aber was auch der Sohn bezeugen mag (l. c. u. Sat. I, 6, 65—99.), ein Vater, der *so* erziehen konnte nicht für *eine* Welt, sondern für viele, bleibt dem Verf. „ein unbetheiligter Zuschauer des gewalti-

Digitized by Google

gen Kampfes, der die damalige Welt unterwühlte." Aufserdem läfst Hr. T. hier (bei Sat. I, 10.), wie überall in seiner Charakteristik, die Chronologie des Gedichtes ganz aufser Acht, was abermals von „Frische der Intuition" und Ueberschätzung des „Allgemeinen" statt des „Besonderen und Positiven" mehr zeugt als von Kritik. Endlich scheint er mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wenn es p. 47 heifst; Horaz „fand an dieser Dichtgattung (der Sat.) so grofses Behagen, weil er sich so ganz selbst in derselben wiedergab;" und p. 63 „Horaz gebärdet sich in der Satire, als wäre er von Gott zum allgemeinen Sittenrichter berufen." — Von den Epoden weifs Hr. T., dafs Horaz sie dichtete, weil er „auch von dieser Seite sich glaubte verdient und bemerklich machen zu können" p. 41. Den Beweis bleibt er uns natürlich schuldig, und wir vergessen jenes um so lieber, als diese Dichtung späterhin so wie die frühesten Satiren, zu denen mit Recht I, 7. 2. 8 gezählt werden, aus der inneren Gemüthsstimmung des Dichters bald nach den Erfahrungen von Philippi entwickelt und treffend charakterisirt werden als ein Abdruck und Verhalten des eigenen Ichs zu anderen Persönlichkeiten. Nur hätte nicht auch dies wiederum die Erziehung des Vaters für den Verf. verschulden sollen, vielmehr mufste schon bei jenen frühesten Satiren nachgewiesen werden, wie eben in den Personen die Zustände des römischen Lebens und ganzer Zeitrichtungen repräsentirt werden, ja wie überhaupt für den Römer, dem Griechen grade entgegen, das Individuum in der Politik wie in der Litteratur die vornehmste Stelle einnahm. Allerdings wird dieser allgemeinere Standpunct eingeräumt in den „nach der Bekanntschaft mit Mäcenas entstandenen Satiren und in einigen wenigen Epoden" (p. 45. 46), dafs derselbe aber nicht schon bei jenen ersten Gedichten anerkannt, wie er unabweisbar darin vor Augen liegt, oder in seinem Unterschiede von den späteren ergründet wird, ist nicht minder zu rügen, wie diese vage von chronologischer Bestimmung sich lossagende Angabe „einiger weniger Epod." und der Sat., „welche nach dem Verkehr mit M. gedichtet." Der Leser bleibt hier um so mehr im Unklaren, als Verf. sich nirgends darüber äufsert, *wann* er die erste Begegnung beider Männer setze. — Ueber die Stellung des Horaz zu Mäcenas wird Gutes, obwohl nicht eben Neues bemerkt. Allzu neu, um es zu empfehlen, möchte sein: „Horaz *lernte* von Mäcenas den Humor, die Ironie;" gut wenigstens, obwohl jenes gradezu wieder aufhebend, der Zusatz: „es lag dies schon von Anfang in seinem Wesen, ... aber erst durch Mäcenas wurde er sich klar darüber," p. 43. s. auch das. Anm. Zu weit geht Verf. wiederum, wenn er allein von dem Verkehr mit Mäcenas die Sicherheit im Benehmen des Horaz namentlich dem Augustus gegenüber und das Begreifen der absoluten Unentbehrlichkeit des Kaisers herleitet p. 44—46. Mag Mäcenas seinen Anteil daran gehabt haben: gewagt bleibt es und psychologisch schwerlich zu rechtfertigen, jenes in solcher Seitigkeit aufzustellen und eines Virgil, Varius, Messalla Corvinus, Asinius Pollio, deren gleichzeitig zum Theil schon früher als vom Mäcenas geübter Einflufs auf Horaz chronologisch nachgewiesen werden kann, mit keinem Worte zu gedenken. Hieran schliefst sich etwas über des Dichters Stellung zu Augustus, wo Richtiges durch Verkehrtes zum Theil parasitirt wird. „Horaz liefs sich nicht als geduldiges Rind den Triumphwagen spannen, er fühlte das Blamante einer solchen Unterordnung." „Aber er hat ja Augustus selbst auch als Gott besungen! Doch was will das heifsen? ... Ihm war längst schon der Glaube an die Götter der Volksreligion abhanden gekommen. Religion ... war ihm das blofse Mittel zu jedem beliebigen Zweck" u. s. w. Hätte es Hrn. T. [illegible] einerseits die bis zum Tode bewahrte Strenge, scharfberechnete Zurückhaltung des Horaz dem Kaiser gegenüber parteiloser zu erforschen, [illegible] (z. B. nach Buttmann's lehrreichen Winken, [illegible] das Unbefriedigende, welches jedem Denken in dem herkömmlichen Polytheismus noch liegen [illegible] tiefer zu ergründen, so würde er für einen [illegible] Litterarhistoriker viel Gutes und Neues [illegible] können. Er würde grade hier gewissermafsen [illegible] Spitze der Charakteristik weniger von der [illegible] geschöpft und den Blick nach zwei Seiten [illegible] tet haben. Denn unmöglich durfte er [illegible] eine strengere Prüfung und Würdigung [illegible] raktere, des Kaisers und des Dichters [illegible] in dieser eigenthümlichen, diplomatischen Wechselwirkung einem jeden sein [illegible] sichern.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

rakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Li-
eraturgeschichte, von W. S. Teuffel.

(Schluſs.)

Die Bemerkungen p. 47 fg. über die Horazischen
ren enthalten in ihrer kurzen Allgemeinheit man-
Treffende, theils über Horaz an sich, theils in
enüberstellung mit Juvenal und Persius; z. B. p. 49.
t einem Worte: Horaz hat zu viel Humor, um ein
riker in der Weise eines Juvenal zu sein; seine
re ist auch hierin durch griechischen Geist wesent-
modificirt: sie ist eine lachende. Hieraus erklärt
auch der eigenthümliche bittere Eindruck ... auf
Mitwelt; alles Predigen des Persius und Toben
uvenal hörte die Zeit mit ungleich gröſserer Ruhe
u. s. w. Wir hätten auch hier nur Specielleres
nehr Positives gewünscht, den weitläufigen Exours
(p. 50 flg.) über den Einfluſs der Horazischen
ung auf's 18. Jahrhundert, die ersten Ueber-
r u. s. w. würden wir statt dessen gern entbehrt
. — Auch das p. 55 flg. behandelte Thema über
ilosophische Richtung des Horaz hätte mehr Aus-
ng verdient, obwohl aus Sat. und Epist. sein
länglich bewahrter Aristippischer Standpunct im
ndern, in der Freundschaft, in seinen erotischen
ltnissen, ja selbst in seiner dichterischen Ten-
(er wollte nur von wenigen gelesen werden; sich
dramatische Versuche den Launen der Zuschauer
aussetzen;) nachgewiesen wird. Zu allgemein
Angabe, daſs er ursprünglich Epikureer, sich
von diesem Joche emancipirt und überhaupt
philosophischen Schule angehört habe. Eine
ere Prüfung dieses Eklekticismus, wo dann die
ennbaren Einflüsse der stoischen Tugendlehre
r Epist. II, 2, 43 flg. gegebene Wink nicht un-
sichtigt hätten bleiben dürfen, würden für eine
kteristik des Horaz nur förderlich gewesen sein.

Wir zweifeln nicht, daſs dann manche aufgeführte Eigenschaften, wie „unbestreitbare Eitelkeit des Horaz." „Naturen wie Horaz die alles bekritteln;" „muſs nicht alles (in den erotischen Gedichten) zu seiner eigenen Verherrlichung dienen?" und dergleichen als höchst uncharakteristisch verworfen, und des Dichters Freude am Landleben, sein Unbehagen in Rom, sein Streben nach persönlicher Freiheit und wissenschaftlicher Muſse nicht aus dem durchgebildeten System seines Egoismus entwickelt sein würden. Ohne Widerrede aber hätte Hr. T. nach gründlicherer Behandlung des Philosophischen über die Religion und Götterverehrung des Dichters etwas behutsamer gerichtet.

Mit dem p. 61 flg. besprochenen Thema über den Unterschied zwischen Sat. und Epist. können wir uns im Wesentlichen einverstanden erklären. Das Eigenthümliche beider Gattungen wird gut von einander gesondert und namentlich in Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der Person des Dichters und seiner Charakterentwicklung betrachtet. Rechnen wir einige Auswüchse ab, z. B. „die Verdrieſslichkeit des späteren Lebensalters," die wir in den Epist. nicht erkennen können, so bezeichnen wir diesen Abschnitt als lesenswerth. Ob Horaz jedoch als Epistolograph „der *unschuldige* Erfinder einer neuen Kunstgattung" mit Recht heiſse, ob die Dichtung vielmehr aus dem Verhältniſs zu seinen Freunden, aus manchen verwandten Vorgängen, obwohl in jugendlicherer Form und Bildung, z. B. im 2. B. der Oden, vielleicht aus der wiederholten, nie unfruchtbaren Abwesenheit von Rom sich entwickeln lasse, mag unentschieden bleiben. — Hieran schlieſst sich ein Abschnitt über die A. P. p. 65 flg. Wir nehmen das Gedicht für ein reindidaktisches, dazu für ein aus einer durch und durch Römischen Ansicht von Kunst und Poesie gewordenes. Ein solches Object würde, wie wir glauben, kein anderer Römer besser und geistreicher behandelt haben, als Horaz. Aber eben dies,

Digitized by Google

dafs er es sich erwählte, sagt Hr. T., beweist, dafs er „ein wirklicher Dichter im strengeren Sinn, ein *Dichtergenius*" nicht war. Wir lassen es dahingestellt, ob überhaupt nur selbst die trunkensten Freunde den Venusiner je zu einem *Dichtergenius* erhoben haben; bevor aber jenes Resultat ausgesprochen wurde, hätten wir mehr Vorbereitendes erwartet. Zuerst entbehren wir auch hier wie an anderen Stellen eine Erforschung der Entstehungszeit. Fehlen dafür historische Beweise, so mufste aus Gründen der Wahrscheinlichkeit gefolgert werden. Ohne Zweifel werden wir durch alle Argumente auf die Jahre kurz vor dem Tode des Dichters 744 oder 745 u. c. hingewiesen werden. Ich verstehe aber den Kritiker nicht, der aus jenem Gedichte den Dichterberuf des Horaz nachweisen will, ohne für sich wenigstens mit der Frage über die Chronologie so viel möglich in's Klare gekommen zu sein. Denn um anderes zu übergehen, wie sehr wird dadurch z. B. eine Beurtheilung der Vs. 301 flg. flg. bedingt. Zweitens vermissen wir eine kritische Prüfung aus dem Standpunct, wie das Gedicht etwa den *Pisonen* genehm sein mochte, und dann erst wie es unserem Verf. zusage. Eine solche Beachtung des *Zweckes* fehlt aber so sehr, dafs vielmehr jegliches der Art mit einem Fufstritt zurückgewiesen wird: „ich hasse alle solche Flucht in's Grenzenlose, nebelhafte Gebiet der Möglichkeit;" p. 66 Anm. 43. Ob dies Kritik sei, welche verheifsen ist, oder ein Streben „den Dichter zu kritisiren," mag der Verf. selbst sehen. Wie würde es gefallen, wenn jemand dem Sophokles den Dichterkranz schmälern wollte, weil er eine doch wohl reinpraktische, gegen Thespis und Chörilos gerichtete Schrift über den Chor geschrieben, und im Wesentlichen vielleicht nur einige von ihm eingeführte Neuerungen, theils in anderen scenischen Einrichtungen, theils in der Vermehrung der Choreuten beim Publicum vermitteln wollte? Warum will denn Hr. T. dem Horaz nicht wenigstens das zu Gute kommen lassen, was er der classischen Zeit des Alterthums so überwiegend zugestehen mufs, nämlich die Verfolgung eines praktischen Zweckes bei den geistigen Productionen? Endlich drittens aber weil Verf. urtheilt, bevor er nur irgend den Gesichtspunct des Dichters für sein Werk in's Auge zu fassen bemüht ist, so wählt er auch hier das Bequemere, „das Allgemeine," und zieht extreme Verschiedenheiten herbei, um den Horaz dafür büfsen zu lassen. Denn dass wird nichts erwiesen, weder über die A. P., noch über das mangelhafte Dichtervermögen ihres Verf.'s, als Platon „die geheimnifsvollen Acte des dichterischen Producirens so gut gekannt," dafs der „prosaische Aristoteles als Vater der Aesthetik heraufbeschworen wird, dafs J. Paul und Schiller uns gewissermafsen bestätigen sollen, dem Dichter, der ästhetisire, „hänge ein gut Theil Prósa an;" u. dgl. mehr.

Ueber die Horazische Lyrik schliefslich, wie sie vom Hrn. T. p. 73 flg. beurtheilt wird, haben wir kein Recht uns hier zu erklären. Aber wollten wir uns abrechnen, was der Verf. selbst nachträglich sich einräumt in seinem Schriftchen: *Horaz, eine literarhistorische Uebersicht*, 1843, dafs in der „Verwechslung von antiker und moderner Lyrik das Grundgebrechen seiner hier ausgesprochenen Ansichten liege, so wird gleichwohl eine Verständigung kaum möglich sein. Wir sind nämlich überzeugt, dafs jenes Grundgebrechen schon von einem viel früheren Gebrechen ausgehe, von der zur Oberflächlichkeit führenden Gewohnheit mit dem Allgemeinen zu beginnen und vom Positiven kaum einige Notiz zu nehmen. So steht der Verf. denn auch hier mit seinen Raisonnements über dem Stoffe und sieht darauf vielmehr aus einer höheren den Welt herab, als dafs er sich in sein Thema versenken sollte, um von hier Resultate auszubeuten. Da er auf Einzelnes so gut wie nicht eingehend die Horazische Lyrik ein Product reiner Willkür (p. 73) nennt, „Gröfse des Römerreiches, Ruhm, Sieg, Vaterland, Manneskraft eine sehr untergeordnete Rolle für ihn darin spielen, so ist es natürlich, dafs ihm Hauptsache „ein sprachliches und formelles Verdienst des Dichters bleibt. Wieweit dies jedoch reichen wir p. 79: „so oft Horaz die Sprache gebildet, bereichert hat, so oft hat er sie übermäfsig gescheitert und man kann sich schon aus diesem Grunde mit einem rechten Behagen in diesen Dichtungen ergehen .... „eine einfache Wörterversetzung wird zuweilen weit über das Gemeine erhaben scheinende Poesie ganz gewöhnliche Prosa verwandeln." Hier nimmt Hr. T. sich die Mühe einen Beleg zu geben, nämlich „fürchterliche *testis mearum sententiarum*" etc. welchen Stellen (nur jene eine, in ihrem Zusammenhang kaum verbürgte wird angeführt,) Horaz athmete von seinen poetischen Daumenschrauben."

Digitized by Google

verwundbar ist der Abschnitt p. 84 über das Verhältnifs des Horaz zu seinen Griechischen Vorbildern. as Resultat selbst aber, welches p. 89 flg. über die rische Poesie des Horaz zusammengefafst wird, bedarf nach des Verf.'s eigenem späteren Widerruf ohne Zweifel einer gänzlichen Umgestaltung. Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich nicht dabei zu verweilen, selbst wenn es auch mehr als andere Theile der Arbeit, von dem Princip einer strengen und besonnenen Kritik im Einzelnen und Besonderen Zeugnifs ablegte.

Berlin, October 1844. Carl Passow.

XLVIII.

Examen critique des Historiens anciens de la Vie et du Règne d'Auguste, par A. E. Egger. Mémoire couronné en 1839 *par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Paris.* 1844. *76 S.*

Es giebt in der Geschichte eines Volkes vorzugsweise zwei Epochen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen: die Epoche der höchsten Blüthe und Entfaltung, und die Epoche der Bildung eines neuen Lebens. Wir verweilen gerne bei dem Werdenden und bei dem Gewordenen, von dem Absterbenden, Hinwelkenden wenden wir den Blick weg. Das Zeitalter des Augustus vereinigt gewissermafsen jene beiden Charaktere, die einen Abschnitt der Geschichte besonders anziehend machen können. Diese Geistesbildung und Litteratur steht im Augusteischen Zeitalter auf ihrem Gipfel; zugleich beginnt auch mit demselben ein neuer Zeitraum für Rom und die ganze gebildete Welt, der Zeitraum, in welchem an die Stelle des bewegten Schauspieles, wie es der Zusammenstofs verschiedenartiger Nationalitäten und Persönlichkeiten es darbot, die Herrschaft eines Einzelnen tritt, der Zeitraum, wo das öffentliche Leben dem Familienleben, grofsartige staatsmännische Thätigkeit der beschaulichen Gelehrsamkeit, in der Litteratur die geniale Production dem geschmackvollen Dilettantismus, die Beredsamkeit des Marktes der Declamation der Schule, die dramatischen Aufführungen vor dem ganzen Volke den Vorlesungen im eleganten Kreise, in der Sinnesart die beschränkte Nationalität einer vorurtheilsfreien, cosmopolitischen Auffassung, im Handeln die alte, thatkräftige *virtus* einer neuen Tugend, der Entsagung und Resignation Platz macht, wo überhaupt von der antiken Welt nur noch die Laster übrig sind, daneben aber die Tugenden der modernen Gesellschaft zu keimen beginnen. Durch ein eigenthümliches Schicksal, das uns von allen Dingen gerade die Anfänge zu verhüllen scheint, ist uns der erste Abschnitt dieses Zeitraums, das Zeitalter August's, am wenigsten bekannt. Von den letzten Wirren der Republik geben uns Cicero's und Caesar's Schriften ein höchst lebensvolles Gemälde, die Caesaren nach Augustus liegen in Tacitus' meisterhafter Darstellung vor; aber jene interessante Epoche, die zwischen diesen beiden in der Mitte liegt, ist verwaist, da Tacitus sie nicht behandelt, und die Bücher des Livius, welche sie theilweise berührten, für uns verloren sind. Auch von den Neueren ist bis auf den heutigen Tag noch keine Geschichte des Augustischen Zeitalters, die in Wahrheit diesen Namen verdiente, geschrieben worden, obgleich im Einzelnen sehr Schätzbares geleistet ist, wie z. B. durch Weichert's treffliche Monographien. So war denn, wenn nicht jenes Werk selbst, doch eine umfassende kritische Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber, sehr zeitgemäfs und sehr dankenswerth. Die Pariser Akademie der Inschriften hat das Verdienst diese Aufgabe gestellt oder vielmehr nach Sainte-Croix' Plan wieder aufgenommen, Hr. Egger das gröfsere die Aufgabe würdig gelöst zu haben.

Vorliegendes Buch reconstruirt, so viel als dies thunlich, und beurtheilt vom Standpunkte der historischen Kritik nicht die Geschichte des Augustischen Zeitalters, sondern die Geschichtsschreibung desselben durch das Alterthum hindurch bis zu dem Untergang der Wissenschaften. Der Verf. beginnt mit den Schriften des Mannes, von dem das Zeitalter nicht mit Unrecht den Namen erhalten, mit den Memoiren und Staatsschriften des Augustus selbst. Er stellt hierauf den Einflufs des Kaisers auf die gleichzeitige Literatur dar, und erörtert insbesondere den Punkt von der Freiheit der Schriftsteller, die von dem schlauen Herrscher auf doppelte Art unterdrückt wurde: zuerst indem er die Schriftsteller durch Güte zu gewinnen, und ihre Ansichten und ihren Willen selbst sich unterthan zu machen suchte, dann indem er das freie Wort

Digitized by Google

durch äufserliche Gewalt hemmte, durch Strafen gegen die Personen und gegen die Schriften. (Die Zahl der in Ungnade gefallenen Schriftsteller wird S. 71 durch den Bibliothekar Hyginus vermehrt; doch bedarf diese Vermuthung noch näherer Prüfung.) Jene geschickte, leutselige Tyrannei wirkte vielleicht verderblicher auf den Geist der Zeitgenossen, war jedenfalls ihrem Urheber nützlicher, als diese offene und rohe. Der Verf. giebt hierauf eine Uebersicht der prosaischen und poetischen Schriften unter den beiden ersten Imperatoren, wobei er nicht nur die der eigentlichen Historiker, sondern alle diejenigen berührt, die für die genauere Kenntnifs jener Zeiten einen Beitrag liefern oder liefern konnten. Diese Uebersicht ist sehr vollständig; so macht sie z. B. den Fabeldichter Surdinus bemerklich (p. 116, 152), den die Litteraturgeschichten bisher übersehen haben.

Für die später lebenden Geschichtschreiber ist es das Bestreben des Verf.'s, so weit dies heutzutage noch möglich ist, die Hülfsmittel hervorzusuchen, welche denselben zu Gebote standen, und daran ihre Wahrhaftigkeit, ihre Genauigkeit, was sie geleistet und was sie hätten leisten können, zu prüfen und zu ermessen. Hierzu kommt natürlich die Vergleichung der Schriftsteller untereinander; aber dies Mittel die Glaubwürdigkeit der Historiker zu bestimmen, hat man von jeher angewandt; jenes scheint mir neu, und, wenn schon bei der Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse nicht allzu ergiebig, doch interessant und nicht ohne Nutzen. Zu diesem Zwecke wird dem Capitel über die Historiker des ersten Jahrhunderts, die noch mit Zeitgenossen des Augustus verkehren konnten, ein Abschnitt vorausgeschickt, den der Verf. „die Tradition" überschrieben hat. Er stellt darin, theils aus Inschriften, theils aus anderen Quellen, ein Verzeichnifs von Personen aller Stände zusammen, die den späteren Generationen aus eigner Anschauung von den Zeiten August's erzählen, und so für den Historiker gleichsam lebende Monumente sein konnten. Diese Zusammenstellung hat dem Verf. unstreitig viele Mühe gemacht; ob es im Grunde so viele Mühe lohnte, möchten wir bezweifeln. Mit grofsem Rechte wird eine besondere Aufmerksamkeit den hauptsächlichsten Bewahrern der Tradition gewidmet, den beiden Seneca, dem Rhetor und dem Philosophen, deren ersterer ja seit Niebuhr's Zeiten, in die Reihe der römischen Geschichtschreiber, und zwar, wie es scheint, der bescheidensten und geradsinnigsten zu setzen ist, und wo dem der Sohn manche interessante Notiz über die bedeutendsten Persönlichkeiten der Augustischen Zeit entlehnt haben mag. — Den Uebergang zu den Schriftstellern des 2ten Jahrhunderts bildet eine Uebersicht der Denkmäler, welche nach mannigfachen Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, absichtlichen Verschungen der Documente, zu den Zeiten Trajan's noch dem Geschichtschreiber des Augustischen Zeitalters noch genutzt werden konnten. Wir machen besonders auf die Schicksale der verschiedenen Bibliotheken Roms aufmerksam, die in diesem Capitel (dem 8ten) mit Fleifs und Gründlichkeit erörtert sind. Das Capitel handelt von Dio Cassius, das 9te von Epitomatoren und insbesondere von P. Orosius. Anhang ist beigegeben: eine Abhandlung über die den bei den Historikern des Alterthums; eine umfassende Untersuchung über die Augustalen, als Beitrag zur Geschichte der römischen Municipal-Verfassung; endlich eine theilweise Restitution des *Index rerum gestarum* des Augustus, nach den griechischen und lateinischen Inschriften von Ancyra und Apollonia.

Um zuerst von dem zu reden, wonach man in Frankreich zuerst, in Deutschland zuletzt oft nicht fragt, so ist die Darstellung nicht nur sehr und wohlgeordnet, sondern auch angenehm und fesselnd: ein Verdienst, das die Gründlichkeit der Forschung freilich nicht ersetzen kann, aber neben dem tüchtigen Gehalte doch wahrlich nicht zu verachten ist. Man folgt dem Verf. gern von Schriftsteller zu Schriftsteller, und von Jahrhundert zu Jahrhundert und indem sich dem Leser nach und nach das Bild des Augustischen Zeitalters zusammensetzt, es vielleicht noch interessanter zu beobachten, wie jede Zeit und jeder Schriftsteller sich selbst mit, indem er die Zeichnung einer grofsen Epoche entwirft. Wir heben in dieser Beziehung besonders das Ende hervor, worin der Verf., nach Anleitung des Seneca, ein höchst lebendiges Gemälde der Dekadenz in Rom zu den Zeiten August's und Tiberius gegeben hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

amen critique des Historiens anciens de la Vie et du Règne d'Auguste, par A. E. Egger.

(Schlufs.)

Die Hauptrücksicht, welche bei der Schätzung Geschichtschreiber zu nehmen war, ist die der Zuässigkeit, der historischen Wahrheit, die bei ihnen inden ist. Die Abschnitte über Appian, Sueton Dio Cassius sind hierüber besonders reichhaltig, enthalten manche neue Berichtigung dieser Schrift-er: so wird Wilmans Schrift: *de Fontibus Dionis ii* in vielen Punkten ergänzt. Im Ganzen jedoch es uns scheinen, als ob der Hr. Verf. den alten orikern einige Ungenauigkeiten zu hoch anrechne. ezug auf untergeordnete Facten sind Irrthümer, iders chronologische, in gröfseren historischen ien fast unvermeidlich, und man stellt unsere en Historiker unstreitig zu hoch, wenn man sie davon frei glaubt. Jst in Johann v. Müller, in , in Robertson in dieser Beziehung nirgends zu verbessern? Und würde es recht und billig wegen einiger Versehen die Glaubwürdigkeit die-eschichtschreiber im Allgemeinen anzufechten? enigsten kann Hr. Egger den Alten die Reden ien, womit sie ihre Werke ausschmückten: er nmt sie geradezu als lügenhafte, wenn auch zu-ansprechende, Beiwerke. Referent kann nicht dies Urtheil allzu hart zu finden. Wie trocken, rftig würden unsere Geschichtswerke ausfallen, nichts als baare Wahrheit darin enthalten sein Streng genommen kann ja gar keine Erzählung ndlung vollkommen entsprechend sein; denn rache, indem sie abkürzt, ändert nothwen-der Wirklichkeit. Und nun gar die Beweg-der historischen Personen. Es ist unmöglich, llständige, mathematische Sicherheit darüber lten; in den meisten Fällen ist der Historiker genötbigt, sie durch Scharfsinn zu errathen, durch Phantasie zu einem Ganzen zu verbinden. Kein Historiker hat sich aber darum versagt, und keiner wird sich jemals versagen, diese Beweggründe nach bester Einsicht zu erörtern, ja sie auf dieselbe Weise und mit derselben Bestimmtheit des Ausdrucks zu erzählen, wie die eigentlichen, handgreiflicheren Facten. Der Verständige weifs doch, woran er sich zu halten, und welchen Grad von Gewifsheit er diesen Auseinandersetzungen beizumessen hat. Nicht anders ist es mit den Reden der Alten; sie unterscheiden sich nur in der Form, nicht im Wesen, von den ausführlich motivirten Erzählungen der Neuern. Auch ist niemals irgend ein Leser, wenigstens im Alterthum, durch die Reden betrogen worden: denn sie wurden nie für etwas Anderes gegeben oder gehalten als sie sind. Am wenigsten verdient wohl Sallust den Vorwurf, der ihm S. 349 gemacht wird, dafs er seine „glücklichen Verfälschungen für getreue Abschriften" ausgebe. Die Rede des Memmius (Jug. 30) wird freilich mit den Worten eingeleitet: *decere existumavi unam ex tam multis orationem perscribere;* aber man darf nicht übersehen, dafs der Schriftsteller hinzufügt: *ac potissimum ea dicam, quae in concione post reditum Bestiae hujuscemodi verbis disseruit.* Offenbar ahmt Sallust hier, wie immer, die Gewissenhaftigkeit seines Meisters Thucydides nach, das lateinische: *hujuscemodi* entspricht dem griechischen: τοιάδε, der stehenden Formel um anzudeuten, dafs nicht gerade so, aber doch in diesem Sinne gesprochen worden. Wir können daher dem Hrn. Verf. nicht beistimmen, wenn er es nicht unwahrscheinlich findet, dafs uns in der Berathung über die Genossen des Catilina die wirkliche Rede des Caesar erhalten sei: die vorausgeschickten Worte: *hujuscemodi verba locutus est,* widerlegen diese Vermuthung. Ganz anders drückt sich, ebenfalls nach dem Vorgange des Thucydides, Sallust aus, wenn er

Digitized by Google

die Worte selbst giebt, z. B. Catil. 35, 44: denn wenn auch an dieser letztern Stelle, in dem Briefe des Lentulus, ein Sätzchen anders geformt ist, als bei Cicero (In Catil. III. 5), so ist dieser Unterschied wahrlich so unbedeutend, dafs er gegen die Genauigkeit des Geschichtschreibers nicht hätte angeführt werden sollen. Cicero's Reden giebt Sallust nicht, weil sie von dem Redner selbst veröffentlicht worden (Cat. 31); aber man täuscht sich, wenn man glaubt, dafs diese den wirklich gehaltenen viel näher kommen, als die von dem Historiker überlieferten. Die Redner haben ja grofsentheils erst nach dem Sprechen geschrieben, und immer viel nachgebessert und geändert. Dies dünkt mich die beste Rechtfertigung für das künstlerische Verfahren der alten Geschichtschreiber; der geschmacklose und lügenhafte Mifsbrauch desselben soll freilich nicht in Schutz genommen werden, aber in den Schranken und mit der Gewissenhaftigkeit, wie es Thucydides und Sallust handhabten, möchte es sogar dem modernen Historiker in gewissen Fällen zu empfehlen sein.

Zwei historische Untersuchungen über römische Verwaltung scheinen uns vorzüglich gelungen und einer besonderen Aufmerksamkeit würdig: die eine knüpft sich an die Staatsschriften des Augustus (S. 29 flg.), die andere betrifft die Augustalen (S. 357 flg.). Der Verf. nimmt, mit vieler Wahrscheinlichkeit, aufser den beiden bekannten Veröffentlichungen eines *Rationarium* oder *Breviarium imperii* (in den Jahren 730 und 766), noch eine dritte, in der Mitte liegende an. Die erste dieser statistischen Arbeiten wird mit dem städtischen Census des Jahres 725, und ähnlichen Operationen in den Provinzen, wie sie für Gallien (726) und Spanien (727) bezeugt sind, und wie sie durch den, auf die erste Schliefsung des Janustempels folgenden, Frieden begünstigt werden mufsten, in einen einleuchtenden Zusammenhang gebracht. In die Jahre nach dem zweiten städtischen Census (745) und der ungefähr gleichzeitigen dritten Schliefsung des Janus, setzt Hr. Egger umfassende statistische Arbeiten über den ganzen Umfang des römischen Reiches hin, eine allgemeine Zählung und Cataster-Aufnahme in den Provinzen, die von Niebuhr bezweifelt worden, aber nach den hier beigebrachten, sich gegenseitig erläuternden und bestätigenden, Zeugnissen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Da die geographischen Vermessungen der schon von Julius Caesar bestellte griechischen Geometer um 756 beendigt worden, u in demselben Jahre ein aufserordentlicher Census ü Italien bezeugt wird, so läfst sich die zweite V öffentlichung des *Breviarium* in das Jahr 757 setz Die dritte endlich schliefst sich an den im Jahre abgehaltenen städtischen Census: dafs sie so n auf denselben folgt, darf uns nicht Wunder nehmen, jene ungeheueren geographischen und statistisc Vorarbeiten einmal gemacht waren und so sch nicht erneut zu werden brauchten. So wäre der druck des Sueton (Calig. 16) gerechtfertigt, Aug habe die *rationes imperii* bekannt zu machen pflegt. Wir verweisen wegen des Näheren au Buch selbst; nur über einen Punkt hegen wir Zweifel. Hr. Egger nimmt aufser den *Mandat funere*, dem *Index rerum gestarum* und dem Br *rium*, auf die Autorität des Dio Cassius, die von Tacitus noch von Sueton bestätigt wird, noch vierte Schrift an, die von August hinterlassen nach seinem Tode im Senat verlesen worden. Schrift hätte, unter anderen Vorschriften an Ti und an das römische Volk, auch die berühmte die Gränzen des Reiches, und die, von Vellej 124) erwähnte *ordinatio comitiorum* umfafst. jener Rath schliefst sich sehr natürlich (wie auc citus I. 11 es darstellt) an die Uebersicht der P zen im *Breviarium*; und eine Liste der desig Candidaten wurde unstreitig jedes Jahr von Au aufgesetzt und fand sich also einzeln unter Papieren.

Die Abhandlung über die Augustalen ist ein ner Beitrag zu der Geschichte der römischen palverfassung. Der Verfasser zeigt, wie Au seiner Politik getreu, eine Menge neuer Aem Aemtchen zu errichten, um die Eitelkeit reck Menschen zu nähren und für die verlorene F einigermafsen zu entschädigen, in den *magistri rum* eine Corporation in's Leben rief, welche e sonal von 2,162 Beamten, grofsentheils aus den Klassen der Gesellschaft, umfafste. Er entw auf die Zeugnisse der Schriftsteller und vor die Vergleichung einer ungemein grofsen Zahl schriften gestützt, den doppelten, bürgerlichen ligiösen, Charakter dieser Corporation, ihren menhang mit den Löschanstalten und mit den

Digitized by Google

ɔrgestellten Dienst der Laren, denen die Gottheit des ɔperators beigesellt wurde (daher aufserhalb Roms äuchliche Namen: Augustalen). In Italien und den ɛinisch redenden Provinzen (denn in den östlichen ɛil des Reiches, wo griechische Religionsgebräuche rrschten, fanden sie keinen Eingang) gewannen diese llegien gröfsere Bedeutung; sie bildeten, wie in Rom Ritter, einen Mittelstand zwischen dem Volke und n Adel der Decurionen; sie genossen gewisse Ehrechte, hatten aber dafür auch bedeutende Lasten ragen. Ihre erste Einrichtung, mindestens in Rom, irt vom Jahre 747, im 4ten Jahrhundert verschwin- sie gänzlich, wie es scheint wegen ihres religiösen ırakters, den die christlichen Kaiser nicht dulden nten. Wir können auf die vielen interessanten ɛelheiten der ausgezeichneten Abhandlung hier nicht ehen; doch erlauben wir uns ein Versehen zu betigen, das uns S. 360 aufgefallen. Der Hr. Verf. ɔt einen Widerspruch zwischen den Angaben Sue- ɛ (Aug. 30) und Dio's (55, 8). Die Schwierigkeit löst einfach, wenn man in der Stelle des Dio Cassius: ι καὶ ἐκείνων καὶ τῶν δημάρχων etc., das Pronomen ων nicht auf die Quartiermeister, sondern, wie der mmenhang es verlangt, auf die Aedilen bezieht. ɛ Hr. Egger in den römischen Inschriften, bei ı Herausgabe er thätig ist, Stoff zu mehreren so ɛssanten Monographien finden. Wir empfehlen hl diese Abhandlung als das Buch überhaupt der erksamkeit der deutschen Gelehrten, die mit Ver- ɛn darin bemerken werden, dafs man in Frank- immer mehr und mehr die Forschungen jenseit heines sowohl kennen, als schätzen und gebüh- anzuerkennen lernt. Heinr. Weil.

XLIX.

ɛcilius und die römische Satura. Ein Beiɛ zur römischen Litteraturgeschichte von ınz Dorotheus Gerlach. Basel, 1844. S. 4.

it der Herausgabe seiner historischen Studien 1841) hat Hr. Prof. Gerlach wiederum eine Anleinerer, abgeschlossener Untersuchungen auf ɛebiete der politischen und litterarischen Ge- ɛ Roms vollendet, die uns hoffen lassen, dafs wir in nicht allzuferner Zeit eine zweite Sammlung ähnlicher schätzbarer Aufsätze von ihm zu erwarten haben. Die geistreiche Weise, in der sie das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfen und seine Bedeutung in dem lebendigen Zusammenhange mit der Gesammtentwicklung aufzeigen, so wie die vortreffliche Darstellung sichern ihnen, auch wo sie nicht überraschend neue Resultate bringen, Werth und Reiz. Es gehören dahin die Abhandlungen über die römische Censur (1842), über die Gracchen (1843), der kürzlich in der Dresdener Versammlung vorgetragene Aufsatz über Scipio Aemilianus, endlich das vorliegende Schriftchen über Lucilius und die römische Satura. Doppelt willkommen aber heifsen wir dasselbe, weil es sich als Vorläufer einer demnächst erscheinenden Ausgabe der Fragmente des Lucilius ankündigt. Denn Varges scheint das Unternehmen aufgegeben zu haben, und was Hr. Dr. Becker, der in seinem Aufsatze in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843 nr. 30 fgg. eine genaue Bekanntschaft mit den einschlägigen Problemen gezeigt hatte, von specielleren Vorstudien in Baurs und Kehreins Gymnasialblättern I. 1. (Mainz 1844. 8.) in den Aufsätzen über die Zusammensetzung des römischen Senates, insbesondere über die pedarii, und über C. Titius neuerlich mitgetheilt, hat wenigstens bei Ref. den Zweifel erregt, ob derselbe der Ausführung einer solchen Aufgabe im Einzelnen für die nächste Zukunft gewachsen sei.

Erst in seiner Ausgabe verspricht Hr. Prof. Gerlach die Erörterung über die Oekonomie der Werke des Lucilius, über die Eintheilung der Bücher, über den Inhalt und die Anordnung der einzelnen Theile, die in letzter Zeit so vielfach (aufser den von Hrn. Gerlach S. 23 angezeigten Schriften noch in Schoenbeck quaestionum Lucilianarum particula, Halle 1841. 8.) ist verhandelt worden. Die jetzt dargebotene Abhandlung soll nur die Stellung des Lucilius, die derselbe in der Entwickelung der römischen Litteratur einnimmt, im Allgemeinen bezeichnen.

Es wird dabei von der nie unterbrochenen Einwirkung hellenischer Gesittung und Wissenschaft auf das römische Leben ausgegangen, welche auch für die ältesten Zeiten durch die Menge der darauf führenden Sagen und Thatsachen sich nicht mehr wird in Abrede stellen lassen, wenn auch die Kritik einzelne der-

Digitized by Google

selben zu erschüttern vermag. Für die Litteratur im eigentlichen Sinne zeigt dieser Einflufs sich zuerst in den von Liuius Andronicus nach griechischen Mustern bearbeiteten Bühnenstücken, die gewöhnlich als der Anfangspunct römischer Litteratur von Alters her bezeichnet zu werden pflegen. Trotzdem aber haben bis dahin Wissenschaft und Kunst nicht gänzlich gefehlt, wie S. 6 gezeigt wird: „aber sie erscheinen wie im Jugendalter aller Völker nur in der Verehrung der Götter, bei den öffentlichen Festen und im Dienste des Staates." Geben wir diese Behauptung auch im Allgemeinen zu, so nimmt es uns doch Wunder, weder hier, noch S. 9, wo Hr. G. von den Anfängen der Prosa spricht, einer Erscheinung gedacht zu sehen, die in jedem Betrachte für die Entwicklung der römischen Litteratur von Bedeutung ist und als ihr eigentlicher Anfangspunct mufs betrachtet werden: ich meine den Appius Claudius Caecus, Consul in den Jahren 447 und 458 der Stadt. Schon Niebuhr röm. Gesch. III. S. 366 fg. (vgl. jetzt auch IV. S. 41 der deutschen Uebersetzung) hat ihn in dieser Bedeutung erkannt. Ich verweise hier aufser dem de Cinciis p. 61 sq. Beigebrachten auf Saals Darstellung in dem Programm des katholischen Gymnasiums zu Cöln von 1842 de Appio Claudio Caeco S. 22 fgg. (s. auch Zimmern Geschichte des röm. Privatrechts I. S. 266 fg. Schütte de Cn. Naeuio poeta p. 45 sq. 52. Ellendt in den Prolegomenen zum Brutus p. 10 sq. der neuen Ausgabe). Aufser den Sententiae, einem gnomischen Lehrgedichte nach Art der Pythagoreer, wie es scheint, stellt seine Rede gegen Pyrrhus, die freilich an älteren laudationes funebres nach der Bemerkung Mercklins in diesen Blättern 1843. II. nr. 38. S. 399 schon einen gewissen Vorgang hatte, den ersten Aufschwung römischer Beredsamkeit dar, während er als juristischer Schriftsteller von Pompon. l. 2 § 7. 36. D. de O. I. genannt wird und sonach mit Recht als der erste Bildner römischer Prosa bei Isidorus Origg. I. 37. 2. Um so wichtiger aber ist er, weil diejenigen, die sonst als Führer prosaischer Darstellung unter den Römern genannt werden, Fabius und Cincius, in ihren Geschichtswerken der hellenischen Sprache sich bedienten und wir in Appius nunmehr die grofsartige Erscheinung des Cato vorgebildet sehen, der sonst einen fast unvermittelten Standpunct einnehmen würde.

Als aber die Römer nach Unterjochung Italiens „in dessen südlicher Hälfte ihnen überall der Abglanz des hellenischen Geistes entgegentrat", „aus dem engen Kreise italischer Verhältnisse herausgetreten waren, und sich als Glied der grofsen Völkerkette fühlten, welche die geistigen Güter der Nationen zu sammen berufen sind, trat auch für Kunst und Wissenschaft ein anderes Verhältnifs ein. Hellenische Sprache und Litteratur konnte jetzt von dem Kreise römischer Bestrebungen nicht mehr ausgeschlossen bleiben. Als die nächsten Vertreter dieser Richtung erscheinen natürlich Liuius, Naeuius, Ennius; wenn aber Hr. G. bemerkt, dafs sie auch räumlich in die Mitte zwischen beide Völker gestellt das Band nur um so gesicherter knüpfen konnten und dazu die Anmerkung: „Liuius Andronicus aus Tarent, Cn. Naeuius aus Campanien, Q. Ennius aus Rudiae in Calabrien." ist diese Behauptung nicht überall gleich gesichert. Denn abgesehen davon, dafs daraus, dafs Liuius Tarent gefangen genommen wurde, doch kaum folgert werden kann, dafs Tarent auch seine Vaterstadt war, so ist Naeuius Vaterland nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Denn die superbia Campana bei Gell. N. A. I. 24. 2 kann hier nach der Deutung der Modern, der freilich Welckers Autorität (griech. Trag. S. 1338) gegenübergetreten ist, eben so wenig entscheidend erscheinen als Klussmanns Vermuthung, Naeuius sei ein geborner Römer. Dem sei aber wie ihm wolle, jedenfalls breitet sich von nun an griechische Bildung in stetigem Fortschritte in Rom aus. Drama und Komödie entwickelten sich unter hellenischem Einflufs. Doch möchte die Behauptung S. 8, dafs Liuius, Naeuius, Ennius nicht geringeres Lob in der Komödie als der Tragödie sich erworben, dahin abzuändern sein, dafs bei Liuius und Ennius das komische Element bedeutend zurücktritt, während es bei Naeuius vorwiegen scheint. Auch dafs „Plautus, Caecilius, Terenz die *mittlere* Komödie der Griechen auf's Neue trafen," wird sich so allgemein hingestellt nicht halten lassen. Mit der Entwickelung des Drama correspondirt die des Epos, durch Uebertragungen aus dem Griechischen vermittelt, und der Prosa. Das dieser S. 9 Gesagte wird sich durch Berücksichtigung des Appius Claudius, wie oben erwähnt, modificiren müssen.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Lucilius und die römische Satura. Ein Beitrag zur römischen Litteraturgeschichte von Franz Dorotheus Gerlach.

(Schluſs.)

Nach dem Untergange Karthagos aber und Grie-
lands Fall „erblühte aus dem bereicherten Gei-
eben in verjüngter und veredelter Gestalt die
e in Italien heimische Dichtung, welche den gan-
Reichthum volksthümlicher Gefühle und Gedanken
annend, aber von trübem Ernste, wie von mysti-
Schwärmerei gleich weit entfernt, vorzüglich
die Färbung heiterer Laune und neckischen
es das eigenthümliche Gepräge des römischen
manns trug," die Satura. Das ist das Werk
ucilius, das ihm seine Stelle in der Entwickelung
itteratur anweist. Um diese näher zu bestim-
wird die Geschichte dieser Dichtungsart in we-
aber bedeutenden Strichen dargestellt; wie sie
er uralten neckenden und heiteren Poesie ländli-
Wechselgesanges durch volksthümliche scenische
llung hindurch zu der Mannigfaltigkeit des In-
und der Ungebundenheit der Form sich ent-
t, die die Satura des Ennius bezeichnen (s. jetzt
Oehler M. Terentii Varronis Satir. Menipp. rell.
sqq.). Aufgefallen ist uns dabei nur, daſs hier
tura des Naeuius (Fest. s. u. quianam p. 257 M.
nssmann Cn. Naeuii uita et rell. p. 158 sqq. 165.
Heusde stud. crit. in C. Lucil. p. 286 sqq. K.
mann in Gött. Gel. Anz. 1843. n. 40. p. 388 sq.),
en Bestimmung freilich sichere Data fehlen,
erwähnt, noch beseitigt ist. Den ennianischen
dagegen verleiht Hr. Gerlach eine bedeutende
ung, indem er abgesehen von dem Sota (denn
der richtige Name nach den Handschriften s.
zu Varro V. § 62., zu Festus p. 413, nicht
oder Sotadicus"), in dem er nicht unwahr-
scheinlich ein Analogon der späteren Satira findet, hierher sowohl den Scipio nach Lersch Vermuthung ziehen möchte, als auch andere einzeln überlieferte Titel ennianischer Gedichte, Epicharmus, Protrepticus, Hedypathia (denn so scheint das Werk zu nennen s. v. Leutsch Zeitschr. f. Alterthumswsch. 1834. n. 21. p. 171 Hildebrand zu Apuleius de magia c. 39., nicht „Phagetica"), dem gröſseren Ganzen der Saturae unterordnen — eine Hypothese, die, auch von Anderen aufgestellt, sich weder beweisen, noch widerlegen läſst. Wenn aber diese Dichtgattung in ihrer Fortbildung namentlich durch Varro sich des nationalen Elementes durchaus entäufserte und dadurch zu Grunde ging, erblühte aus jener alten und urkräftigen Naturpoesie die Satire des Lucilius. Er fixirte die Form, immer nur ein Versmaaſs in jedem Gedichte anwendend, theils auf Hexameter, theils, wenn auch in geringerer Ausdehnung, auf Iamben und Trochäen: jener bediente er sich in den zwanzig ersten und im letzten, dreiſsigsten, Buche, wohl auch in dem ein und zwanzigsten. Denn aus diesem haben wir jetzt durch die von v. Heusde epist. ad Hermannum p. 29 nicht verstandene Conjectur K. F. Hermanns (Gött. Gel. Anz. 1843 S. 379 sq.) und die dem Sinne nach übereinstimmende, der handschriftlichen Ueberlieferung näher kommende Petermanns (Jahns Jahrbücher 39, 2, 1843 S. 368) mit Wahrscheinlichkeit einen Hexameter aus Varro de l. L. V. § 17. gewonnen. *Am wenigsten* widerlegt wird diese Annahme durch die Behauptung J. Beckers (Ztschr. für Alterthumswsch. 1843. n. 31. S. 244), daſs der betreffende Vers „aetheris et terrae genitabile quaerere tempus" „in jedem Bezuge dem Lucretius oder einem der späteren Dichter, *am wenigsten* aber dem Lucilius anzugehören scheine." Die trochäischen und iambischen Bruchstücke dagegen finden sich, wie Hr. G. S. 12 Anm. 1 bemerkt, in Buch XXII (obwohl auch hier, wie die Vergleichung der einzelnen, freilich sehr

Digitized by Google

verderbten Fragmente zu ergeben scheint, nicht ausschliefslich) und XXV bis XXVIII. Aus lib. XXIII haben wir, da das Bruchstück aus Non. s. u. cupiditas p. 436 M. 296 G., das Dousa nach der älteren Ausgabe des Grammatikers hierhersetzte, zum neunzehnten Buche gehört, nur einen Vers bei Priscian lib. X. t. I. p. 483 Kr. und dieser ist ein Hexameter; aus lib. XXIV haben wir nichts, im neun und zwanzigsten Buche erscheinen die Maafse nebeneinander. Danach wird sich dann die gewöhnliche Meinung, dafs lib. XXI bis XXIX ausschliefslich in iambischen und trochäischen Maafsen geschrieben gewesen seien (vgl. besonders Schoenbeck a. a. O. S. 44 Anm. 38), modificiren müssen. Dadurch aber, in Verbindung mit der wahrscheinlichen Beseitigung der zusammengehörigen ein und zwanzig Bücher an der eben erwähnten varronischen Stelle, erhebt sich gegen die ursprüngliche Zweitheilung der Lucilischen Satiren nach dem Metrum, wie sie von Schmidt und Andern behauptet worden ist, ein Einwurf, wie auch gegen von Heusdes Eintheilung in zweimal funfzehn Bücher von Hermann a. a. O. p. 378—384 Zweifel aufgestellt worden sind, die v. Heusde in seiner ep. ad Herm. p. 29 sqq. nicht entkräftet hat.

Aufser der Form aber gestaltete Lucilius hauptsächlich den Inhalt jener Dichtgattung um, und aus dem bunten und mannigfaltigen Gemisch bildete er sie durch zur consequenten Einheit der Satire, die Personen wie Zustände, politische wie litterarische und gesellige, mit gleicher Schärfe geifselt und so zugleich richtet, ergötzt und belehrt.

Nach diesen allgemeineren Betrachtungen wendet sich Hr. Gerlach nunmehr zur Darstellung der persönlichen Verhältnisse des Lucilius. Er weist hier, wie das auch namentlich schon von K. Fr. Hermann geschehen ist, die Vermuthung von Heusdes über die Lebensdauer des Lucilius, als auf unsicheren Prämissen beruhend, zurück und verhilft der gangbaren Ueberlieferung des Hieronymus (148—103 v. Chr.) wieder zu ihrem Rechte. In dem, was er hier über die Horazische Bezeichnung des Lucilius durch senex und über die leges sumptuariae, so wie über die beiden calpurnischen Gesetze bemerkt, stimmen wir ihm vollkommen bei. Nur wenn er die lex Licinia sumptuaria, die Wüllner und Hermann der Prätur des P. Licinius Crassus Dives (104 v. Chr.) zuweisen, deshalb lieber in den Tribunat desselben verlegen will, S. 16 „weil sonst Lucilius noch kurz vor seinem Todesjahr müfste gedichtet haben, während doch Plinius sein Zeitalter d. h. die Zeit seiner Blüthe vor den kimbrischen Krieg setzt," können wir seinen Grund nicht ausreichend finden. Denn im Allgemeinen ist es wahrscheinlich, dafs jemand der im 46sten Jahre stirbt auch bis zu seinem Ende in seiner Sphäre thätig gewesen sei und Plinius Bemerkung (N. H. XXXVI. 27. 61.) „frequentata pauimenta ante Cimbricum magna gratia animorum indicio est ille Lucilianus uersus arte pauimento atque emblemate uermiculato," wird nicht als genaue chronologische Bestimmung für die Lebenszeit des Lucilius gelten können. Wollten wir die Stelle so, in dem Sinne des Hrn. Gerlach, fassen, so würde daraus folgen, dafs Lucilius nach 113 nicht mehr gedichtet habe: denn dieses Jahr ist als der Beginn des kimbrischen Krieges nach den übereinstimmenden Berichten der Alten anzusehen, denen auch Hr. Gerlach in seiner Darstellung in Paulys Realencyklopädie II. S. 361 einfach folgte, während er jedoch seiner Ansicht zu Liebe als eigentlichen Anfangspunkt des kimbrischen Krieges die grofse Niederlage des Manlius und Caepio im Jahre 105 ohne irgend eine historische Berechtigung annehmen möchte. Mit vollem Rechte dagegen stimmt Hr. Gerlach darin v. Heusde überein, dafs er den Lucilius im ersten Jünglingsalter vor Numantia (13⅓) dienen und dann läfst in des jüngeren Scipio nächster Umgebung.

Wenn so die dichterischen Anfänge des Lucilius durch den Kreis getragen und belebt wurden, der sich die feinste und edelste Bildung im wahren Sinne des Wortes darstellte, mufste, wie S. 19 sehr ausgeführt wird, Scipios Tod nebst den schrecklichen vollen Umständen, die ihn begleiteten, den politischen Wirren, die ihm folgten, in Lucilius eine Bitterkeit hervorrufen, die sich dann auch auf seine Beurtheilung litterarischer Erscheinungen übertrug. Neben scharfen Lauge des Hohnes aber, die über alles ses sich ergofs, bleibt andererseits in der Satire Lucilius „noch viel von dem ursprünglichen und gebundenen Wesen der alten Satura" und die Behandlung des Stoffes, den er in seine Dichtungen aufnommen und verwebt, führt zu dem Resultate, wir einen viel weitern Gesichtskreis nehmen müssen, um den ganzen Umfang zu übersehen, den die Dichtung des Lucilius ausgefüllt." Durch jenes Ad-

Digitized by Google

ı die altnationale Poesie ward Lucilius ein wahrer ichter seines Volkes: der altvolksthümlichen Satura uchte er ein neues Leben ein, einen neuen eigenümlichen Geist und seine Schöpfungen wurden das orbild der Späteren, des Horaz, des Persius, des venal.

Stimmen wir dieser geistreichen und lebendig durchführten Entwicklung, die wir nur in den Grundzüı mittheilen konnten, im Grofsen und Ganzen überall ; so mögen wir dagegen das Urtheil über Juvenal ht unterschreiben (S. 21), dafs sich in der Breite, der sein rhetorischer Grimm das Gemälde römiıer Laster ohne Humor und Witz ausgeführt habe, Vergnügen an solchem Stoffe nicht verkennen se: gerade jener ästhetische Mangel reinigt den ıhter von dem sittlichen Vorwurfe. Auch was (S. 23) r die bekannte Stelle des Horaz (Serm. I. X. 64 sqq.) ɣen K. F. Hermann erinnert wird, dessen Beweisrung die Sache erschöpft zu haben schien, hat uns ıt überzeugt; doch warten wir billig die verheifsene ere Ausführung der gemachten Einwürfe ab. Dann ıreitet Hr. Gerlach sich auch vielleicht eingehenüber Vs. 55 jener Satire: hat er auch das sprach. Bedenken Madvigs (opusc. acad. p. 106) durch beigebrachte Stelle Ciceros beseitigt, so scheint doch der Zusammenhang der Stelle und die Pale, in die sich Horaz selbst hier mit Lucilius setzt, von jenem geforderte Erklärung zu erheischen. ı mufs die Kritik auch so weit befähigt sein, um Autor oder das einzelne Werk, das ihrem Ur. unterliegt, im Ganzen richtig erfassen und wär. und in eine gründliche Besprechung des Details ben zu können, so stellt sich doch nicht jeder ker über den Getadelten, wie Hr. Gerlach S. 19 Begründung seiner Ansicht über jene Horazische behauptet. Wäre das der Fall, so hätte Refes gewifs nicht unternommen über die eben bebene treffliche Abhandlung, der er, wenn auch in eitenden Grundansicht einverstanden, doch nicht len Einzelheiten beipflichten konnte, ein öffentliUrtheil abzugeben.

Hertz.

L.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Jpek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistrikts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Joseph Müller. Mit einer Vorrede von Dr. Paul Joseph Schafarik. Nebst einer Charte von Albanien. Prag, 1844. 8.

Lange und bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts glich die griechische Halbinsel einer unter den Schutt der Barbarei vergrabenen Antike, deren Existenz nur wie durch Tradition bekannt, über deren Gestalt und nähere Beschaffenheit aber die verworrensten und widersprechendsten Muthmafsungen im Gange waren. Manche hatten zwar das klassische Land durchstrichen, aber die Werkzeuge, deren es bedurfte, den verborgenen Schatz an das Licht zu bringen, waren ihnen nicht zu Handen gewesen. So schlofs das achtzehnte Jahrhundert, und schon hatte Alexander von Humboldt durch Beendigung seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents für das überatlantische Amerika eine neue Fackel entzündet, als derjenige erst die Albanische Küste betrat (im December 1804), durch dessen gründliche Forschungen für die Geographie dieser Länder eine neue Aera beginnen sollte. Wir meinen William Martin Leake. Er durchbrach zuerst an mehreren Stellen die dichte Finsternifs, welche auf den nördlichen Gegenden der Halbinsel lastete, und nachdem durch ihn ein grofser Anfang gemacht war, traten allmählig mehre würdige Nachfolger, wie namentlich A. Boué und A. Grisebach, in seine Fufstapfen. Viele Andere gesellten sich ihnen zu, und so begann seit Kurzem auf diesem Gebiete eine wetteifernde Thätigkeit, wie sie nur da vorhanden ist, wo noch grofse Schwierigkeiten zu überwinden, grofse Vortheile aber bereits errungen sind. Wer dieses Ringen und Kämpfen nur einige Jahre hindurch mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird mit uns der Ueberzeugung sein, dafs, bei gleicher Beharrlichkeit, binnen wenigen Jahrzehnten das ganze Land vom Kap Matapan

Digitized by Google

bis an die Donau als ein herrliches ebenmäfsiges Bild und von allen Schlacken entkleidet vor unseren freudigen Blicken dastehen wird.

Der Verf. des vorliegenden Buches, zwar nicht Geograph von Fach, sondern Arzt, aber als k. k. Sanitäts-Commissar in Albanien und Rumelien gerade an den dunkelsten Fleck des ganzen Ländergebietes hingestellt, hat das gemeinsame Werk nach Kräften gefördert, wofür ihm Anerkennung und Dank gebührt. Es ist natürlich, dafs ihn seine Stellung mehr mit allen Klassen der Bewohner in Verbindung brachte, als dies bei durchziehenden Reisenden möglich ist, und daher ist auch der ethnographische Abschnitt des Buches der reichste und interessanteste. Was den sonstigen Inhalt des Buches betrifft, so mufs man es bedauern, dafs der Verf. bei weitem mehr Fleifs verwendet auf die Ortsbeschreibung, die mitunter eine unerspriefsliche Breite gewinnt, als auf die noch so wenig erläuterte Topographie, wobei sich freilich nicht beurtheilen läfst, welche Umstände den Verf. an einer mehrseitigen Erforschung des Landes verhindert haben. Ehe wir nun die Ergebnisse andeuten, welche der geographischen Wissenschaft aus dem vorliegenden Buche zu gute kommen, erlauben wir uns, das Inhaltsverzeichnifs desselben pflichtgemäfs anzugeben.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Abschnitte von sehr verschiedenem Umfang. Der erste, das Eyalet des Rumili-Walessi, behandelt der Reihe nach folgende Punkte: Staatsumfang und politische Grenzen, Gebirgssysteme, Gewässer, klimatische Verhältnisse, Bodenart, natürlicher Produktenreichthum, Bevölkerung, Volksverschiedenheit, Körperbeschaffenheit der Einwohner, Nationalcharakter, Art der Nahrung und Bekleidung, physische Kultur des Bodens, Thierzucht, gewerbliche Industrie, Handel, kirchliche Verfassung, staatsrechtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen, Grundgesetze, politische Verwaltung, Militairverfassung, Medicinalwesen, Topographie (worunter der Verfasser Ortsbeschreibung versteht) des Eyalets nach seinen funfzehn Bezirken. Der zweite Hauptabschnitt giebt eine Beschreibung des Grenzdistrikts von Budua in österreichisch Albanien.

Natürlich nimmt der den Gebirgssystemen gewidmete Abschnitt im voraus ein besonderes Interesse in Anspruch, weil man dasjenige, was die oben genannten Reisenden erforscht oder nur flüchtig berührt haben, bestätigt, ergänzt oder berichtigt zu sehen wünscht. Leider sind unsere Erwartungen zum Theil unerfüllt geblieben. „Zwei Hauptgebirge mit ihren Aesten", sagt der Verfasser, „sind es vorzüglich, die das Gebiet Rum-Ili's theils einschliefsen, theils durchziehen, das Ruz'ai- (Rudschaï) Gebirge und der Carbagh (Tschardagh). Das Ruz'ai-Gebirge tritt vom Mora- (Moratsch-) Flusse herüber, streckt seine Arme nach allen Seiten aus und occupirt die Gegenden am rechten Drinufer. In der Mitte dieses Gebirgszuges, zwischen der Bojana und dem weifsen Drin den Ursprung gebend, liegt der See von Plava; seine culminirenden Punkte sind Glieb (Dschlieb; 6000 W. Fufs hoch), Pelin (5800 W. Fufs) und Strumce (über 4500 Fufs hoch); zwischen Glieb und dem Kući- (Kutschi-) Gebirge trägt die Mittelhöhe 3200 bis 5000 Wiener Fufs. Schroffe Berge mit spitzen und zackigen Gipfeln, zwischen denen sich Giefsbäche aus engen, tief ausgehöhlten Betten herauswinden, bezeichnen den Hauptstock dieses Granitgebirges u. s. w." Der Verfasser beschreibt hier, wie wir sehen, dasselbe noch so wenig bekannte Gebirge, welches Grisebach auf seiner Reise nach Skutari mehre Tage lang vor Augen hatte, und das er mit dem von den Alten entlehnten Namen Scardiscus belegt. Kann man sich nun auf den vom Verf. beigebrachten modernen Namen verlassen, so ist dies schon ein Gewinn. Die vom Verf. gegebene Beschreibung stimmt mit der bei Grisebach *) ziemlich überein, nur dafs die letztere viel deutlicher das Gepräge der Unmittelbarkeit an sich trägt, worin übrigens dem Verf. kein Vorwurf liegen soll. Was aber die Höhenangaben betrifft, so sagt der Verf. weder, ob er sich selbst mit Höhenmessungen befafst, noch ob er diese Data anders woher entlehnt hat. Hierdurch werden solche Angaben natürlich verdächtig, und man kann den Argwohn nicht zurückweisen, der Verf. habe nicht blos selbst Gesehenes und selbst Erforschtes treu wiedergegeben, sondern auch Fremdes, ohne die Quellen anzuführen, mit in sein Buch verarbeitet. Ist dies, wie es scheint, der Fall, so kann man es im Interesse der Wissenschaft nur bedauern.

*) Reise durch Rumelien und nach Brussa II. p. 351. u. f.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

anien, Rumelien und die österreichisch-mon-enegrinische Gränze, oder statistisch-topogra-hische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prisrend, Jpek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbasssan und Ohrida, so wie des Gränzdistrikts von Budua in Oesterreichisch-lbanien, nach eigenen Beobachtungen darge-ellt von Dr. Jos. Müller. Mit einer Vor-ede von Dr. Paul Jos. Schafarik.

(Schlufs.)

Die Beschreibung der Gebirge im Süden des Drin las von Grisebach sogenannte Ducajin (Ducad-i) — ist ziemlich unklar und wird durch die mit Buche überhaupt nur wenig übereinstimmende e schwach unterstützt, und die Schilderung des ardagh, dem Grisebach mit Recht so viel Auf-samkeit widmet, bleibt gänzlich weg.

Die Gewässer, d. h. der Drin, der Mati, der ıi, die Bojana und der See von Skutari sind mit ihrlichkeit und Sorgfalt beschrieben. In starkem rspruch mit unsern Karten wird der Skumi (ar-Uschkomobin) für minder wichtig erklärt als der von welchem letzteren gesagt wird: „Ströme doch wohl nur heifsen *Giefsbäche*) ohne Zahl n in denselben und seine Wassermasse ist immer tend. Die meist zu Ende des Monats September ıenden Herbstregen und der im Februar im Mir-ıbirge schmelzende Schnee sind Ursache, dafs er ihjahre regelmäfsig seine Ufer übertritt und erst li wieder fällt; die Ueberschwemmung dehnt sich Gurs- und Hismo-Ebene auf beiden Seiten des ıs über eine Landstrecke von 3 bis 5 deutschen aus, so dafs die Gegend zwischen den Ischim-ı und den Felsen von Croja nur Ein ungeheurer ıheint." Aus dem Abschnitt, welcher von den Produkten handelt, heben wir blos das Eine hervor, dafs das Vorhandensein des Schakals, dessen nächtliches Geheul auch Grisebach nicht entging, nicht allein bestätigt, sondern dafs er sogar als in der Mati-Ebene häufig vorkommend bezeichnet wird.

Nachdem der Verfasser versucht hat, aus den vorhandenen, obgleich nicht sehr zuverlässigen Daten die Volksmenge des Eyalets zu berechnen, wirft er einen Blick auf das merkwürdige Völkergemisch und widmet darauf den einzelnen Faktoren desselben d. h. den Osmanlis, den Arnauten oder Schtiepetaren, den Serben, den Macedo-Wlachen (Zinzaren), den Hellenen und Juden besondere Abschnitte. Der Charakteristik der Osmanen, welche wir als sonsther bekannt übergehen, schliefst er ein paar Seiten voll landesüblicher Sprichwörter an, in denen sich die türkische Denk- und Anschauungsweise so vortrefflich abspiegelt, dafs einige Proben dem Leser willkommen sein werden. Z. B. „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst." — „Opfere den Bart, um den Kopf zu retten." — Die Hunde bellen, allein die Karavane geht doch durch." — Fleisch und Haut von Menschen sind werthlos." — „Befahl man dir: haue ihn, so bleibe dir gesagt: schlage ihn todt." — „Vertraue Freunden nie deine Gedanken." — Wer die türkische Sprache nicht spricht, hat keine Scheu vor Gott." — „Wenn es selbst dem Meere an Wasser gebrechen sollte, bleibt das Wort eines Mannes doch heilig." — „Weiberrath pafs nur für Weiber." u. s. w. Ueber die Arnauten (Albanesen) erhalten wir zwar nicht ausreichende, aber doch zum Theil recht detailirte Nachrichten. Das genannte Volk, welches in dem nordwestlichen und westlichen Antheile Rum-Ili's die Hauptmasse der Bevölkerung bildet, wird von dem Kraba-Gebirge in seine beiden Hauptstämme, in die katholischen *Ghegen* im Norden und in die griechisch-orthodoxen *Toschken* im Süden gesondert. Die Ghegen, von denen viele

Digitized by Google

öffentlich dem Islam huldigen, um die Befreiung von der Kopfsteuer zu erreichen, theilen sich wieder in 16 Stämme, deren Namen und Wohnsitze näher angegeben werden. Aus ihrer wenig schmeichelhaften Charakteristik leuchten nur Nüchternheit, Genügsamkeit und hohes Selbstgefühl als vereinzelte Tugenden hervor, während sie sonst als grausam, hinterlistig, hartnäckig, jeder Neuerung abhold, gegen jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselig, vom tiefsten Hasse gegen Serben und Montenegriner erfüllt, selbst dem stamm- und sprachverwandten Toschken aus Religionsrücksichten abgeneigt, voll von Aberglauben und blindem Religionseifer geschildert werden. Die Toschken, welche in drei grofse Stämme zerfallen, theilen alle Nationallaster der Ghegen, aber nicht deren Tugenden, da Schlauheit, Sinnlichkeit und Völlerei ihre hervorstechendsten Charakterzüge bilden. Eine kurze Charakteristik der albanesischen Sprache beschliefst diesen Abschnitt; wie es aber mit den muhamedanischen Arnauten steht, erfahren wir nicht. Ueber die Serben, welche ein Sechstel der Gesammtbevölkerung dieses Gebietes ausmachen und trotz eines vierhundertjährigen Druckes den slavischen Nationalcharakter bewahrt haben, so wie über die Macedo-Wlachen (Zinzaren), Hellenen und Juden geht der Verfasser kürzer hinweg. Alsdann bespricht er die Körperbeschaffenheit der Einwohner, die sich dem Arzte natürlich unverhüllter zeigen mufste als irgend einem anderen Besucher jener Länder, und hierauf widmet er, was wir nicht für angemessen halten können, dem Nationalcharakter der einzelnen Völker einen besonderen Abschnitt, in welchem aber auch verschiedenes Andere, wie Musik, Tanz und geistige Kultur untergebracht wird. Eine von arnautischen Missionaren herrührende, tabellarisch und in lateinischer Sprache abgefafste Charakteristik der vier Völker, Albanesen, Slaven, Griechen und Türken ist ihres pikanten Lakonismus halber lesenswerth. Was über die Gastfreundschaft und die im schroffen Gegensatz damit stehende Blutrache, die man sogar auf verunglückte chirurgische Operationen ausdehnt und durch moralische Sprüche heiligt, gesagt wird, ist im Ganzen bekannt, nicht minder der düstere Ton des Gemäldes, welches der Verfasser von dem Stande der Geisteskultur und des Unterrichtes entwirft. In den Zeilen, die der Nahrung und Bekleidung gewidmet sind, findet sich, wenn sie gleich keines weiteren Auszuges fähig sind, manches Interessante, wäre es auch nur die Bemerkung, dafs der Schnitt der türkischen und arnautischen Kleider noch genau derselbe ist, wie im Jahre 1453. Dies gilt übrigens, wie bekannt, nicht mehr von der Bekleidung der Militärpersonen, und hiernach wäre denn auch im türkischen Reiche mit der Mode der Anfang gemacht. Die Kultur des Bodens, zu welcher der Verfasser weiterhin übergeht, liegt nicht minder darnieder als die des Geistes, und grofse Landstrecken wie die Ebenen von Skutari und Prisrend erfreuen sich einer Brache, die bereits Jahrhunderte dauert; der Obstbau ist gänzlich vernachlässigt, und Gartenbau findet, wenn man die Pflege einiger Zwiebel- und Melonenarten abrechnet, so gut wie gar nicht statt. Die Viehzucht, von der man glauben möchte, dafs sie der türkischen Trägheit noch am meisten zusagt, wird in der Regel nur nomadisch betrieben, und das Vieh, welches sich auf den Ebenen von Monastir, Ipek, Skutari und Prisrend herumtummelt, bleibt Winter und Sommer unter freiem Himmel. Die der Industrie und dem Handel gewidmeten Abschnitte nennen natürlich nur den fast gänzlichen Mangel des ersteren und den gedrückten Zustand des letzteren bezeugen; doch giebt die Betrachtung desselben dem Verf. Veranlassung zu einer übersichtlichen Zusammenstellung der türkischen Münzen und Mafse, mit Angabe ihres resp. Werthes und Inhaltes, desgl. der Mittelpreise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse (den Sommer 1843), so wie der Ausfuhr- und Einfuhrartikel. Mit Bezug auf die kirchliche Verfassung bemerkt der Verf. richtig, dafs wie in der Türkei überhaupt, so im Eyalet Rum-Ili insbesondere die Religion die wichtigste Aeufserung des Volkslebens sei. Die Beschreibung der vor und bei dem fünfmaligen täglichen Gebet zu beobachtenden Ceremonien kann nur die Ueberzeugung erwecken, dafs einem Volke, welches durch seine Religionsgebräuche in solchem Mafse in Anspruch genommen wird, keine andere Wahl gelassen ist, als entweder die kirchlichen Gebote zu übertreten, oder den Pflichten und Geschäften des civilisirten Lebens, für welche in der That keine zusammenhängende Zeit übrigbleibt, zu entsagen. Der Eifer für die Befolgung jener Vorschriften steht nach des Verfassers Behauptung im umgekehrten Verhältnisse zu der Zeitperiode, seit welcher der Beh-

Digitized by Google

:m Islam angehört. Indem der Verf. über die an-
rweitigen Religionsgebräuche schneller hinweggeht,
merkt er, dafs die Trauung, welche der Heiligung
rch die Religion entbehre, bei dem allgemein ein-
fsenden Hange zu traurigen Verirrungen des Ge-
ılechtstriebes immer seltener werde. Als nieder-
ılagendes Beispiel für diese Behauptung wird in
er Note die Thatsache mitgetheilt, dafs im Jahre
18 unter den Paschas und Ayans von Monastir,
srend, Ipek, Skutari, Kavaja und Pekim nur der
:tgenannte einen weiblichen Harem hatte. Zu wel-
n Betrachtungen giebt eine solche Mittheilung An-
! Der hierauf folgende Paragraph, welcher „Staats-
ıtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen"
rschrieben ist, bespricht die Leitung der kirchli-
n Angelegenheiten der Griechen, die Einrichtung
griechischen Klöster und die kirchliche Eintbei-
; des Eyalets in Bezug auf die Katholiken, denen
Moslemin mehr abhold sind als den Griechen.
da geht der Verfasser auf die Grundgesetze und
politische Verwaltung über. Wir erfahren, dafs
esem Eyalet, wo es, wie in der ganzen Türkei,
:r dem Koran nichts giebt, was einem Codex
lichen werden könnte, auch das viel besprochene
tz von Gülhane nie zur Publikation, geschweige
zur Ausführung gekommen sei. Der Rumeli-Wa-
übt die Oberaufsicht in Civil-, Militär- und (seit
:m) auch in kirchlichen Angelegenheiten über die
: Provinz, d. h. über sieben Paschas, wobei
rdem drei Paschaliks und acht Ayans seiner Ge-
barkeit unmittelbar unterworfen sind. Hierauf
der Hofstaat eines Pascha oder Ayan gemustert
ann die Einkünfte der Centralregierung in Kon-
ıopel aus dem Eyalet Rum-Ili, dargelegt. Das
ichnifs der Steuern, welche auf den Bewohnern
rovinz, besonders auf den unglücklichen Rayas
, liest man mit Entsetzen und Mitleid und er-
sogleich, dafs in der Willkühr, mit der ein
derselben erhoben wird, für Alle, welche darun-
leiden haben, eine unversiegbare Quelle der
und des Elendes liegt. Den Schlufs dieses Ab-
es bildet eine Beleuchtung der barbarischen
tigkeitspflege. Bei der Militärverfassung be-
der Verfasser, dafs das reguläre türkische Mi-
efflich verpflegt, gut und bequem gekleidet sei
seinen Reihen *die Blüthe der türkischen Auf-klärung enthalte*, was offenbar dem Umstande zuzuschreiben ist, dafs in neuerer Zeit junge türkische Militärs in Berlin, Wien und Paris mehrfältig von den Früchten europäischer Civilisation gekostet haben. Nach einer kurzen Beschreibung der Kleidung und Angabe der täglichen Rationen folgt ein Verzeichnifs aller Militärgrade vom Gemeinen bis zum Brigadegeneral, wobei auch der monatliche Sold eines jeden nach Piastern und Gulden Conventionsmünze aufgeführt wird. Was das türkische Medicinalwesen, den Schlufs dieser einleitenden Paragraphen, betrifft, so wird die moralische Atmosphäre, in der es erwachsen und gedeihen soll, nicht unzweckmäfsig mit dem sprichwörtlichen Grundsatz der dortigen Bevölkerung bezeichnet: „Die Uebel fliehen, die Gott schickt, heifst verlangen, unsterblich zu sein." Die weitere Enthüllung der medicinischen Gräuel, wie sie dort im Schwange sind, möge uns der Leser erlassen, dafs aber im ganzen Eyalet kaum von einem einzigen wissenschaftlich gebildeten Arzte die Rede sei, begreift sich aus den Verhältnissen.

Hierauf folgt nun die Ortsbeschreibung („Topographie") des Eyalets nach seinen funfzehn Bezirken, ein Abschnitt, der zwar wegen seiner Breite für den Leser oft unerfreulich, aber doch im Ganzen nicht unverdienstlich ist. Indem nämlich der Verfasser eine jede Stadt nach Lage und sonstigen Verhältnissen gewissenhaft beschreibt, auch einer jeden Gemeinde und jedes Dörfchens gedenkt, so erhält man nicht blos ein treues Bild von allen Ortschaften des Eyalets nach ihrem gegenwärtigen Zustande, sondern man thut auch, ohne dafs der Verfasser es beabsichtigt hätte, manchen unvermutheten Blick in die — gewöhnlich sogenannte — Topographie des Landes, und bedauert es blos, dafs es dem Verfasser nicht gefallen hat, dieser Seite der Erdkunde gleichfalls eine anhaltende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dagegen ist es dem Verfasser entgangen, dafs eine bis auf die einzelnen Gebäude sich erstreckende Beschreibung türkischer Städte und Dörfer, bei der Vergänglichkeit der Holzarchitektur der Türken und den das Land stets erschütternden politischen Stürmen, etwas ziemlich Unfruchtbares und höchstens nur für den Augenblick Gültiges sein könne. Einen Auszug aus diesem Theile des Buches wird der sachverständige Leser nicht erwarten, und mit dem Verfasser über Kleinig-

Digitized by Google

keiten zu rechten, würde uns um so unangemessener erscheinen, als aus diesem Abschnitte überall die eigene Beobachtung des Verfassers unzweideutig hervorleuchtet.

Der zweite Hauptabschnitt des Buches, der den Grenzdistrict von Budua in Oesterreichisch-Albanien schildert, umfafst zwar wenig mehr als den zehnten Theil des ganzen Werkchens, giebt aber brauchbare Materialien, die mit anderen verbunden, oder in ein gröfseres Ganze eingefügt, erst ihren wahren Werth erhalten werden. An dieser Stelle stehen sie natürlich vereinzelt und ziemlich bedeutungslos, da der District von Budua nicht als ein geographisches Individuum, sondern als ein aus dem dalmatischen Küstenlande willkührlich herausgerissenes Stück zu betrachten ist. Hier also nur die Andeutung des Inhaltes. Nachdem der Verfasser von der Ausdehnung und Eintheilung des Districtes geredet hat, beschreibt er den Hauptort und die sonst im Districte vorkommenden bemerkenswerthesten Gebäude. Alsdann wendet er sich zu den orographischen Verhältnissen. Die Alpenkette, welche den District durchzieht, und auf deren Gestaltung der Verfasser näher eingeht, besteht aus Jurakalk, über welchen neuerer Sandstein, mit Sandsteinschiefer, Mergel und Thon bedeckt, sich lagert. Gegen die Meeresküste zu sind Wetz- und Kieselschiefer, Grauwacke und neuerer Kalkstein vorherrschend. Weiterhin werden die hydrographischen Verhältnisse und das Klima besprochen. Die Jahrestemperatur der Stadt Budua beträgt nach zehnjährigen Beobachtungen + 11° R. Das Klima ist mit Ausnahme der im August und September vorkommenden Regengüsse im Ganzen trocken; an der Küste schneit es nie, und der im Winter daselbst fallende Hagel schmilzt auf der Stelle. Die Flora, welche der Verfasser nach sieben von der Küste bis zu dem höchsten Kamme der Alpen aufsteigenden Regionen betrachtet, und bei welcher er mit verhältnifsmäfsiger Vorliebe verweilt, wird gleich der Fauna als sehr reichhaltig geschildert. Die Districtsbewohner — am Schlusse des Jahres 1838 nicht mehr als 5312 Seelen, von denen nur 965 auf die Stadt Budua kamen — sind im Allgemeinen slavischen Ursprungs, und ihre Sprache ist der serbisch-illyrische Dialekt. Die Geschäfts- und Umgangssprache der höheren Klassen ist das Italienische. Die Einwohner sind ein hoher, schlanker und zugleich kräftiger Menschenschlag, der sich guter Anlagen erfreut, hochherziger Aufopferung fähig und der Gastfreiheit in solchem Grade ergeben ist, dafs selbst in der Districtshauptstadt kein Gasthof aufkommen kann; dagegen sind Rach- und Eifersucht Nationalfehler, denen er sich ohne Rückhalt hingiebt. Selbst die unermefsliche Zahl der Fasttage, welche die griechische Kirche, zu der sich die meisten Districtsbewohner bekennen, ihren Anhängern auflegt, scheint die verderbliche Gluth des Volkscharakters nicht zu dämpfen. Unter den Nahrungsmitteln, auf welche die Bewohner angewiesen sind, nimmt die Melone entschieden den ersten Rang ein, sie ist den dort Lebenden offenbar dasselbe, was den Norddeutschen die Kartoffel, oder wie der Verf. es anschaulich macht, was die Fächerpalme (Mauritia flexuosa) gewissen Völkerschaften am Orinokko ist. Vegetabilien und Meeresproducte bilden aufserdem die vorzüglichsten Subsistenzmittel. Um das Gemälde zu vollenden, werden Wohnung und Kleidung der Buduaner beschrieben, von ihrer Landwirthschaft, ihrer Viehzucht und ihrem Handel ein kurzer Umrifs entworfen und endlich die Volksheilmittel, welche hier, wie in manchen anderen Orten der finsterste Aberglaube vorschreibt, übersichtlich zusammengestellt. Wie wahrscheinlich in den meisten Fällen bewirken, der Verfasser blofs errathen, indem er das Ge-ren andeutet, welches die Angehörigen eines Sterbenden zu beobachten pflegen, um seine Seele der allerheiligsten Dreifaltigkeit rein zu überliefern.

Walter.

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

LI.

schichte und System der altdeutschen Reli-ion von Wilhelm Müller. Göttingen bei 'andenhoeck und Ruprecht 1844.

Wenn auf weitem lange wüst gelegnem Grunde Anlage einer Neupflanzung gedeiht, so pflegen frisches Grün und ihre nickenden Aehren auch he herbeizulocken, die es dem ersten Ansiedling in emsigem Betrieb des Bodens nicht gleich thun, 'orschlägen und Versuchen rationeller Bewirth-ftung gern zuvor thäten. Das Geschehene lobend anerkennend geben sie dennoch zu verstehen, dafs esten Erfolge ihnen vorbehalten seien, und rasch iten sie zu Werke, das den Leichtsinnigen aber versagt: ihre Arbeit war vergeblich, weil sie vahren Mühe, folglich auch des rechten Lohns hrt.

Als ich darin begriffen war, wie ich immer noch lie deutsche Sprache aus allen ihren Quellen zu chen und im Jahr 1822 die zweite Ausgabe mei-rammatik hatte erscheinen lassen, trat unter a dawider auf Friedrich Schmitthenner in einer dritten Hefte der Hildesheimer kritischen Biblio-vom Jahr 1823 eingeschalteten Recension. Es ihn nicht, oder er fafste es nicht, dafs in dem die neue Lehre von den Vocalen A I U, und nursprünglichkeit des E und O, die von Laut-iebung der Consonanten, in der Flexion die vom vorgetragen ward, welche sämmtlich in den en Bau unsrer Sprache einsenkten, sondern un-den erklärte er, dafs ein Sprachforscher, der itz vom unursprünglichen E aufstellt „eo ipso e, er habe mit dem ersten Schritt, den er in ebiet der philosophischen Sprachwissenschaft die ihm angewiesne Sphäre überschritten." Zu 71 — 595, wo Vocale und Consonanten der deutschen Dialekte auf die urverwandten Sprachen vergleichend angewandt waren und ein bis dahin unerhörtes in das Mark dringendes Gesetz entfaltet wurde, hiefs es: „der Verf. hat bei seiner Vergleichung blofs das Körperhafte der Sprache im Auge behalten, zu dem Princip ihres Lebens ist er nirgend hinabgestiegen, wefshalb auch Recensent nicht den wichtigen Ergebnissen begegnet ist, die eine in den lebendig machenden Geist der Sprachen eindringende Vergleichung liefern mufs." Und noch weiter: „eine preiswerthe Genauigkeit und eine Sorgfalt, die man Pünktlichkeit nennen könnte, verrathen den Meister der historischen Sprachforschung, während die Starrheit der hier aufgeschichteten Massen den philosophischen Geist, der dem Ganzen eigentlich erst die Weihe der Wissenschaft geben würde, schmerzlich vermissen läfst. Man fühlt sich so ganz verlassen in dem öden Reich der Buchstaben, kein Gedanke bewegt sich, keine Idee redet zu unserm Geiste." Fortan auf hohem Pferde trabend hatte dieser Recensent nichts Angelegneres als in vier oder fünf eignen Büchern, deren Stoff und Grundlage er entweder aus mir oder aus Bopp entnahm, seine philosophischen Gedanken über die deutsche Sprache auszubreiten; weil er aber weder von ihr noch vom Sanskrit etwas ordentlich wufste, sind seine Schriften ohne Wirkung geblieben und, ich glaube, bereits vergessen, obgleich die nach Gunst haschende Vorrede zu Graffs Sprachschatz Seite VI ihn unter andere Gelehrten stellt, „die das Studium der altdeutschen Sprache in ihre Pflege nehmen," von welchen Manche freilich noch unbefugter als Herr Schmitthenner in die Reihe gerathen waren. Mich jedoch wird der Streitlust niemand zeihen, dafs ich heute nach zwei und zwanzig Jahren die erste Silbe gegen ihn verlauten lasse; der Mann ist seitdem in andere, ihm wahrscheinlich angemefsnere Bahnen geschritten und hat alle Ursprachforschung längst

Digitized by Google

an den Nagel gehängt: ich bedarf seiner bloſs zum Beispiel.

Was mir selbst für vaterländische Sprache und Alterthümer bis jetzt zu erreichen vergönnt war, und wahrlich es ist erst wenig im Vergleich zu dem noch einmal erreichbaren, meine ich alles einem richtigen Verfahren zu danken, wonach ich überlang und desto schmählicher verkannten und beiseite geschobnen Stoffen solche Ergiebigkeit zutraute, daſs man ihre Natur sich gewähren lassen müsse und zu Anfang wie im Verlauf warmer Untersuchungen noch nichts abkühlen und fertig abthun dürfe. Ich beobachtete unausgesetzt, suchte mir aber freien Spielraum dabei zu wahren, so daſs die Gegenstände, mochten sie höher oder niedriger aufgewachsen sein, meiner verweilenden Betrachtung gleichmäſsig offen ständen; will man diesen betrachtenden Sinn philosophischer Art nennen, so strebte ich aus den Sachen, nicht in die Sachen zu philosophiren. Die Vorrede der Grammatik 1822 Seite VII drückt sich darüber folgender Gestalt aus: „allgemeinen logischen Begriffen bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschlossenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, welche ich für die Seele der Sprachforschung halte. Wer nichts auf Wahrnehmungen giebt, die mit ihrer factischen Gewiſsheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeist nie näher treten." Schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe 1818 Seite XXV war es gesagt worden: „meine Erläuterungen werden noch mager und steif aussehn, ich habe sie absichtlich nur so weit oder nicht viel weiter führen wollen als bis wohin die Quellen wirklich reichen: es ist mir lieber ungelenk und lückenhaft zu erscheinen als in das Ungewisse auszuschweifen. Wo man überhaupt mehr darauf ausgeht, das vorhandne Dunkel durch langsame geschichtliche Beweise zu lösen, als schon das Ganze verbunden darzustellen, da werden immer die Resultate eine gewisse Unbeholfenheit behalten." Nach solchen offnen Geständnissen wird so miſsgünstig oder ungerecht keiner sein, um in Abrede zu stellen, daſs meine Forschung allmählich gelenker und beholfner wurde und eine Reihe zusammenhängender Entdeckungen entsprang, deren ich mich nicht schäme, wenn es auch lange noch nicht dabei ein Bewenden haben kann.

Gleich der Grammatik begann auch die Mythologie aus der Enge ihres Unfertigseins und über manche empfindliche Lücke hinweg sich zu strecken und zu dehnen. Nachdem zwei Jahre lang saumselig daran gedruckt worden war, erschien die zweite Auflage im Julius des letzten Sommers; höchlich aber befremdete, daſs bereits im August Hr. Wilhelm Müller mit einem ganz und gar aus ihr geschriebnen Buche, dessen Titel oben angezeigt ist, hervortrat. Aeuſserlich erklärte sich nun diese Möglichkeit daher, daſs derselbe, ohne mein Vorwissen, in der Druckerei zum Corrector meines Werks verwandt worden war, es also nach Behagen nutzen konnte. Hr. Müller war zu Göttingen mein Schüler; hören wir, mit welchen Worten, die er seiner Vorrede Seite XIII enthebe, er sein Unterfangen schildert: „daſs mein Buch auf den Grund von Grimms Sammlungen und Untersuchungen aufgebaut ist, darf ich um so eher bekennen, da dieses Werk wegen seiner Reichhaltigkeit und vieler scharfsinniger Combinationen die Grundlage aller künftigen Untersuchungen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie bilden muſs. Daſs da wo Grimm einen Theil seines thätigen Lebens hindurch gesammelt hatte, mir eine kleine Nachlese blieb, ist natürlich. Manches was ich in den letzten Jahren gesammelt hatte, fand ich nachher in der zweiten Auflage der deutschen Mythologie und hatte daher jetzt diese nur anzuführen. Für mich war auch die *Verbindung* des Einzelnen und Gewinnung neuer Ideen Hauptsache. Wo meine Meinung von Grimms Ansichten abweicht, habe ich schlicht und einfach vorgetragen, ohne eine blähende Polemik, die mir gegen meinen Lehrer am wenigsten geziemt."

Hier wird meine Thätigkeit zwar als eine [illegible]che, nützliche, jetzt aber durch systematische, wissenschaftliche Verarbeitung zu überbietende, nöthigenfalls auch, so viel Schonung Pietät empfehle, als Irrthums zu überführende, und fast als die völlig abgeschlossene eines Verstorbnen dargestellt. Freilich immer fühle ich mich aufgelegt und rüstig zur [illegible] aber „min lip ist schiere gelegen," und das [illegible] mir ein, daſs ich Hrn. Müller nicht so lange als Schmitthenner auf mein Urtheil über seine Leistungen warten lassen darf. Was seine Frömmigkeit [illegible] so scheint sie vollends von ihm gewichen, [illegible]

Digitized by Google

ctober der Göttinger Anzeigen mein Werk, ohne elches er kein Blatt des seinigen zu Stande gebracht itte, nicht wie ein Schüler, doch schülerhaft recensirte.

Bei meiner verhärteten Ansicht, dafs in diesem ich, und eigentlich in allen Fächern, Materie und handlung, wie Leib und Seele, durcheinander bei gt seien, mufs mich die bitterste Armuth seines ichs an eignem Stoff ungemein verwundern. Mitten ter den Büchern der Göttinger Bibliothek, die ich seit acht Jahren schmerzlich vermisse, weifs der rf. keine Ausbeute zu gewinnen. Er thut als habe in Sammeln alles Nachlesen ihm vorweg genommen, l doch steht auf diesem Boden, wenn man ihn ein- l betreten hat und treu und fleifsig sein will, aller- en so viel zu erfassen, dafs es mir selbst ein Leich- sein sollte, augenblicklich hundert Blätter beträcht- er Nachträge zu meiner Arbeit zu liefern, warum it auch Andern? Ueber Hrn. Müllers Anführungen sche man sich nicht, er nennt mein Buch sehr oft, in auch die Stellen, wo er es nicht beibringt, sind itsdestoweniger eben daher entlehnt, z. B. Seite 244. Citat aus Rudlieb wird meinem Buche S. 427, das t aus Hermann Corner meinem Reinhart Fuchs S. XVII entnommen. Wo er sich der Wendungen ent: „zu bemerken ist noch," „hier ist zu erwäh- " ohne beigegebnes Citat, liegt sicher meine My- gie dahinter. Seite 395 heifst es, keine sichere der Walhalla sei in Deutschland anzutreffen, dann fortgefahren, „jedoch ist hier zu erwähnen, dafs Gedicht des 13. Jahrh. es ausführt, dafs nur die- en, welche tapfer gekämpft haben" u. s. w.? Dies die folgende Stelle eines Gedichts ist Mythol. S. 780 zu finden. Ich schlage zufällig auf S. 154, ch nirgends angeführt bin: die Bemerkung, dafs Menschenopfer sühnend sei, ist aus S. 38, dafs Frucht- und Thieropfer die Gottheit einen Theil egebnen Gutes mitgeniefsen lasse, aus S. 37 der ologie, das unten stehende Citat Sacm. 1a vergl. – 49a ist aus S. 755. 756, und so geht es durch anze Werk. Die Note 1 S. 351 ist aus S. 390. erauft, allerdings mit Berichtigung des Druck- s 242 in 212, den er in meinem Buch selbst corrigiren sollen; Note 2 u. 3 sind aus S. 389. Selbst auf blofse Literaturangabe erstreckt sich Dürftigkeit; ich wollte wetten, dafs die S. 1734 ött. Anz. aus meiner Vorrede S. XIII angeführten Sagen von Börner und Reusch bis auf den Augenblick, wo der Verf. Gegenwärtiges lesen wird, ihm nicht zur Hand gekommen sind, wozu all der falsche Schein? Nun ist mir völlig gleichgültig, ob einer der mich plündert es jedesmal geständig sei oder nicht: es soll hier nur den Verf. bezeichnen.

Hrn. Müller rührt das nicht, dafs die meisten Götternamen unseres Alterthums sein Ohr erst durch mich vernommen hat, dafs ihm die ältesten Zeugnisse für ihr Dasein, die ihrer gedenkenden Lieder und Formeln, die Gesetze ihres Verhaltens zu der nordischen aus meinem Munde oder meinen Büchern zukamen; mit Schmitthennerischer Einbildung trägt er uns Lehren, Deutungen und Umstellungen meiner Reihen vor. Gött. Anz. S. 1737: „*offenbar* hat die bedeutende Menge der in der deutschen Mythologie mitgetheilten Einzelnheiten *augenscheinlich* dem Ausgangspuncte der Untersuchung und der Anordnung des Ganzen geschadet. Der Hauptzweck bei einer Untersuchung über das deutsche Heidenthum mufs der sein, nachzuweisen, welchen innern Zusammenhang dasselbe hatte und diesen dem Leser zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen. Dafs ein solcher Standpunct wenigstens der wissenschaftlichste ist, leidet keinen Zweifel, und es mufs daher ungeachtet der Schwierigkeiten, welche sich bei demselben ergeben, dahin getrachtet werden, die Menge der zerstreuten einzelnen Nachrichten nach diesem Grundsatze anzuordnen." S. 1738: „vielleicht würde noch Mehreres sich anders gestaltet haben, wenn der Verf. sich mehr zur Aufgabe gemacht hätte, das deutsche Heidenthum in dem Zusammenhange zu erörtern, wie dasselbe bisjetzt unserer Forschung erreichbar ist." S. 1739: „weil dasselbe (Verfahren) aber ein äufserliches ist, so entsteht dabei die Gefahr, dafs Sachen, die ihrer Bedeutung nach unter einen Hauptgesichtspunct fallen, leicht von einander getrennt, verschiedenartige dagegen nicht ganz gehörig vereinigt werden können." S. 1740: „wir meinen, dafs die Übersichtlichkeit des Ganzen gewonnen haben würde, wenn die einzelnen Capitel mehr nach einem rationellen Principe, mehr nach den den einzelnen Meinungen und Gebräuchen zum Grunde liegenden Ideen angeordnet wären." S. 1741: „mit dieser Anordnung der Hauptabschnitte des Werkes nach dem Stoffe stimmt die Behandlung derselben im Einzelnen. Auch hier ist das Stoffliche, da in der Regel ein Zeugnifs an das an-

Digitized by Google

dere gereiht wird, überwiegend und fast zu überwiegend; die Resultate der Untersuchung liegen oft dazwischen in kurzen Bemerkungen versteckt, so dafs sie einem minder aufmerksamen Leser leicht entgehen können, und häufig begnügt sich der Verf. mit der objectiven Darstellung der Einzelnheiten des deutschen Glaubens, ohne ihre Bedeutung näher anzugeben. So wird über die deutschen und nordischen Götter freilich manche treffende Bemerkung gemacht, aber diese werden selten benutzt, um die Totalvorstellung von einem Gotte zu abstrahiren. Seine Attribute, seine Mythen werden bisweilen nur angeführt, aber nicht in Zusammenhang mit der Grundidee desselben gesetzt." Seite 1741. 1742: „Noch schwieriger als die Behandlung der Mythen ist die der Sage, welche eine ungleich gröfsere Vorsicht erfordert. Die Art, wie der Verf. diese erörtert, ist in vielfacher Hinsicht sinnig und geistreich zu nennen. Kein Einzelzug derselben entgeht ihm, mag er auch noch so versteckt liegen, alles weifs er hervorzuziehen und namentlich durch Vergleichung mit Mythen und andern Sagen in ein helleres Licht zu bringen. Aber hier scheint uns derselbe doch auch oft da stehen zu bleiben, wo die wissenschaftliche Behandlung noch weiter gehen kann, er erhebt sich zu wenig über den Boden, auf welchen die Sage versetzt."

Aber es langweilt zugleich und verdriefst, noch mehr dieser Dasselbe und Derselbe, dieser Totalvorstellungen, Grundideen, Hauptzwecke, Ausgangspuncte, Hauptendpuncte, Standpuncte und Hauptgesichtspuncte herzuschreiben, welche Hrn. Müller mit dem Wunsche geschenkt seien, dafs er einmal die Freude haben möge, etwas Mythologisches zu finden und ein selbsteignes Buch über Mythologie zu schreiben; dann wird er nicht mehr darauf (bei ihm wäre jene Klage über Pünctlichkeit an der Stelle) zurückkommen.

Einigemal dreht er sich in seltsamer Irre, S. XII. seiner Vorrede hiefs es in mehr als schlichtem Vortrag: „dessenungeachtet war mir die Mythendeutung bei diesem Werke nicht die *Haupt*sache, sie *scheint* mir überhaupt weder der *Haupt*endpunct der mythologischen Untersuchung, noch das *Haupt*mittel um zum Verständnifs der heidnischen Religion zu gelangen, und ich weiche in so fern (!) von den Ansichten meines verewigten Lehrers O. Müller, der mir die Mythendeutung fast zu hoch zu stellen *scheint*, etwas (!) ab, obgleich sie mir sonst die richtigsten *scheinen*." Warum aber wird das, was ihm weder Hauptendpunct noch Hauptmittel scheint, was O. Müller (der nicht blofs gestorben ist, sondern sich selbst verewigt hat) zu hoch zu stellen scheint, in der Octoberanzeige öfter von mir begehrt? Seite 1741: „Ueber*haupt scheint* uns die Mythendeutung, obgleich sie in dieser zweiten Auflage nicht so von der Hand gewiesen wird, als (l. wie) in der ersten, doch nicht genug angewandt. Eine deutsche Mythologie, die auf so mancherlei Gegenstände Rücksicht nehmen mufs, hat freilich nicht vorzugsweise die Mythendeutung zum Zweck, aber diese darf doch fundamentlich da nicht vernachlässigt werden, wo sie das Wesen eines Gottes Licht verbreiten kann." Well said; that was laid on with a trowel, Hauptscheins und Hauptscheins (Mythol. S. 1113) gemacht nicht Kopfs! Sein Werk, nicht das meinige, wurde gedankenlose Leser geschrieben, wenn das die „aufmerksamen" sind.

Um doch etwas näher auch auf die Gewissenhaftigkeit dieses Plunders einzugehen, sei folgende Stelle aus der Recension S. 1744. 1745 gewählt: „Die historische Trennung der Zeiten, aus welchen uns das deutsche Heidenthum bekannt ist, vermissen wir überhaupt in dem vorliegenden Werke zu sehr . . . . . Verbindung der frühesten Zeiten mit den später hat nun den Verf. zu mehreren Combinationen verlockt, welche unseres Erachtens aufserhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen. Wir wollen nur zwei derselben anführen. Wir haben ein bekanntes Kindermärchen von dem starken *Hans*, der als Held von gewaltiger Körperkraft dargestellt wird; es wird doch wohl zu gewagt sein, in diesem Namen einen Anklang an *Ans* und somit an die Anses oder Asen zu finden. Nicht minder unwahrscheinlich ist es, wenn S. 347 der von Tacitus erwähnte Herkules mit dem *Orendel* der Legende des zwölften Jahrhunderts in Verbindung gesetzt wird."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

schichte und System der altdeutschen Reli-ion von Wilhelm Müller.

(Schlufs.)

Diese Beispiele sind von den übelsten, denn erste ist unredlich, oder es mufs Herrn Müller äumt haben, Hans und Ans habe ich nirgend zu-mengestellt, und dafs bei Abhandlung der Oren- und Eigels Sage Seite 339 vier Zeilen die Ver-bung aussprechen, ohne irgend Gewicht darauf egen, es könne Ulysses und Laertes darin ent-en sein, was eben Simrock in seiner Ausgabe des idellieds allzu zaghaft ausgesprochen findet, dies doch in keinem Fall meine Mythenkritik ins-ein bezeichnen, die sich nur ganz ausnahmsweise solche römische Sagen einläfst. Die falscheste cht ist aber sicher die von Hrn. Müller hinzuge-: „da dieselbe (Legende) aller Wahrscheinlich-nach den Deutschen von den Römern auf den d eines fremden Denkmals, des vielleicht fälschlich nannten Altars des Ulysses, angedichtet wurde."

Seite VIII. der Vorrede steht wie folgt: „Die us des Tacitus läfst sich im Nordischen nur in nicht ganz sichern Spur nachweisen; die Alcis lie Taufana desselben Schriftstellers, den Saxnôt iederdeutschen Abschwörungsformel, die Sindgund Merseburger Gedichts suchen wir bislang dort bens." Der Nerthus Identität mit dem nordischen hr ist doch mehr als starke Spur; die übrigen n so wenig im Norden anzutreffen sein, als Vort „bislang" in einem deutschen Wörter-

Hr. Müller mag in der altnordischen Sprache ähr wie Hr. Schmitthenner im Sanskrit zu Hause S. 265 skirnia für skirna); früher traute ich ihm enheit im Saxo grammaticus zu, er holt seine hrungen nordischer Mythologie bei Finn Magnu-dessen gelehrtes eddisches Glossar sich aufs be-te anbietet.

eite 1747 wird der Tadel ausgesprochen, ich lege zu grofses Gewicht auf manche gelehrte Sagen, die häufig den Charakter willkürlicher Erfindung an sich trügen (gleich jener Ulyssis ara), so verhalte es sich namentlich mit der Sage über den Cultus der Göttin Zisa. Wie in aller Welt hätte ich aber ein ins elfte Jahrhundert aufreichendes umständliches Zeugnifs für sie *dürfen* unberücksichtigt lassen? Das schönste ist, dafs Herr Müller, der des vermeinten Irrthumes über-hoben sein konnte, S. 92—95 seines Buches wiederum mit dem abgeschriebnen Zeugnifs füllt, ohne dafs er es im geringsten zu deuten oder zu entkräften vermag.

Das Wenige was seine Schrift Neues darbietet, wird nicht taugen. So viel ich sehn kann, sind es folgende Stücke. S. 230. 231 ist Heimdallr zu einem Mondgott gemacht, und Caesars Sol, Vulcanus, Luna sollen Zio, Loki und Heimdallr sein, aber auch Odhinn, Ve und Vili. Gegen den Mond entscheidet, dafs die Edda bei Darstellung der Mondsverhältnisse niemals Heimdall, vielmehr ganz andere Namen nennt; die beiden andern Götter lassen sich freilich auf Sonne und Feuer deuten und sind auch so gefafst worden, zunächst aber liegt es doch, bei *Sol* an das goth. *Sauil*, ahd. *Sigil*, altn. *Sôl*, griech. Ἥλιος, sabin. *Ausel*, etrusk. *Usil* und eine gemeinschaftliche, schon von O. Müller vermuthete Grundform *Savelios* zu denken, so dafs diesen uralten, auch im Geschlecht wechselnden Namen der Sonne in frühster Zeit eine persönliche Vorstellung der Gottheit unterlag. Nicht anders läfst sich *Lunus* und *Luna* in celtischer wie in slavischer Zunge nachweisen, vielleicht lebten sie auch in deutschen Dialecten, und es drängt eben nicht, spätere Götterreihen auf die merkwürdige Angabe Caesars anzuwenden. Noch weniger Stich halten mag, dafs S. 211 Locki und Surtr identificirt werden; im Ragnarök oder Weltende treten ja beide nebeneinander auf, Freyr kämpft wider Surtr und jener Heimdall wider den seiner Fessel ledigen Loki (Mythol. S. 775); wie sollten Surtr und Loki eins sein? es wäre,

Digitized by Google

als wollte man Apollon und Ares, die beide den Trojanern gegen die Griechen helfen, für dieselbe Gottheit erklären. Loki und Fenrir, Vater und Sohn, deren Jeder auf besondere Weise in Fessel gelegt und daraus wieder befreit wird, sind sich etwan identisch; nimmermehr Loki und Surtr. Von der celtischen Influenza, die jetzt im Ueberschwank die Luft unserer Alterthumsforschung einnimmt, hat der Verfasser sich verführen lassen, mehrere unserer deutschen Götter, auf blofse Namendeutung hin, für celtische zu erklären. Statt im einzelnen Fall Urgemeinschaft zwischen Deutschen, Celten, Slaven anzunehmen, giebt man unbesonnen gleich das einheimische Alterthum dahin, und setzt dem Verwandten völlig grundlose Analogien zur Seite. So soll Nerthus celtisch sein, dem in der Edda festwurzelnden Niördhr zum Trotz; dem Namen würden mit gleichem Fug oder Unfug auch slavische und finnische Wortformen angepafst werden; sogar Freyr, unser ehrlicher Frô, unser goth. Frauja wird S. 261 zum Celten. Veleda, Aurinia, selbst das aus Macrob entnommene Thegathon sind S. 53. 54. 328 „ohne Zweifel" celtisch. Ich sage mit viel gröfserem Recht, sie sind es nicht. Dergleichen etymologische Künste könnten unsere ganze Mythologie zu Grund richten, an Sprachwitz und Mythenwitz steht aber Wilhelm Müller tief unter Herrmann Müller, der in die traurige Thorheit versunken ist, alle Germanen in Celten zu verwandeln, womit ich nichts zu thun haben werde. Es hiefse muthwillig die theuersten vaterländischen Güter und Erinnerungen fahren lassen.

Das ihm heimleuchtende Urtheil lautet: der Verfasser hat mein Buch und sein Verhältnifs zu demselben mifsbraucht, die Spitzen meiner Untersuchung abgebrochen, weggeworfen, und auf das Zurückbleibende die magere, ihn nicht zu theuer stehn kommende Brühe seiner Grundideen ergossen. Will er hiergegen einwenden, so beginne er damit, die Stelle anzugeben, wo Hans und Ans verglichen werden, und lege hernach vor, welche Einzelnheiten er *nicht* aus meiner Mythologie entlehnt hat: es ist mir zu mühsam, sie aufzusuchen. Ueber den ihm im 205—207 Stück der göttingischen Anzeigen zugetretenen Helfer, der dafür bekannt ist, deutsches Heidenthum und deutsche Sprache nicht zu kennen, will ich kein Wort verlieren. Mein Werk wird seine Fehler und Mängel haben, ich gebe sie jedem treuen, fähigen Mitbewerber Preis; diese beiden waren nicht dazu gemacht es zu tadeln noch zu loben. Die von mir, ich glaube mit gutem Tact, unserm Volksaberglauben zugewandte, von beiden tactlos getadelte Sorgfalt wird ihre Frucht bringen, und ganz andere als ein schwacher Versuch, die Prolegomena O. Müllers zur deutsche Mythologie anzuwenden, der sie gar nicht zu recht sind. Hätten doch auch die griechischen Mythologen schärfer Acht auf diesen Aberglauben!

Jacob Grimm.

LII.

Necrolivonica oder Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den Kaiserlich Russischen Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und historisch erläutert in einem Unterthänigst Generalberichte über seine auf Allerhöchst Befehl im Jahre 1839 ausgeführte archäologische Untersuchungsreise, von Dr. Fr. Kruse, Professor der Geschichte in Dorpat. Leipzig 1842.; bei Leopold Voss. 41 Bogen und 69 Tafeln Abbildungen in Fol.

Die Alterthumskunde der deutschen und skandinavischen Ostseeländer hat sich in den neueren Zeiten zu einem beachtenswerthen Zustande ausgebildet. Nicht allein, dafs sich die verschiedenen Perioden der heidnischen Vorzeit mit allen Eigenthümlichkeiten in Klarheit erkennen lassen: es lassen sich auch die einzelnen Perioden annäherungsweise der Zeit abgrenzen und der Geschichte nahe bringen. Die Untersuchung giebt das auffallende Resultat, dafs in der christlichen Periode nur drei, in sich scharf begrenzte und abgeschlossene Culturepochen voraufgingen. Die erste Epoche umfafst die auf dem Erdboden stehenden *Hünengräber* oder Riesenbetten, die Zeit, wo die Gräber aus gewaltigen Steinblöcken errichtet, diese enthalten nur Geräthe aus *Stein* (*Steinpfeile*), auch Knochen, Holz und Thon und Schmuck von *Bernstein*; Metall findet sich unter tausend Fällen kaum ein Mal und dann ist es Geräth aus rohem unpolirtem *Kupfer* in den Formen der Steingeräthe. Diese Zeit geht über alle Geschichte hinaus. Die zweite Epoche charakterisirt sich durch die *Kegelgräber*, auf der Erdoberfläche aufgeschüttete, halbkugelförmige, mit Rasen bedeckte Hügel (tumuli), enthalten alle Geräthe aus polirter *Bronze* (*Erz*)

Digitized by Google

eriode), einer Legirung aus Kupfer und Zinn, und
chmuck aus *Gold* im Naturzustande, in seltenen Fäl-
n auch Glasperlen von römischen Farben; unter tau-
nd Fällen kommt kaum ein Mal Eisen vor. Diese
höchsten Grade ausgebildete Periode gleicht in je-
r Hinsicht der altgriechischen und altitalischen Cul-
r und nöthigt uns, wie diese, eine hohe Bewunderung
gen dieselbe und Bescheidenheit gegen die Gegen-
rt ab. Auf diese folgt die *Eisenperiode*, welche
Todten in Begräbnissen unter der Erdoberfläche
setzte, in den wendischen Ostseeländern *Wenden-*
chhöfe genannt, und Waffen und Hausgeräthe aus
en, Schmuck aus Bronze, *Silber*, höchst selten
Gold, und buntem Glase verfertigte. Diese Pe-
le, welche in ihrer gröfseren Ausdehnung mit der
ren deutschen Geschichte unter den Karolingern
Sachsen und den Zeichen muhamedanischen Ver-
rs parallel läuft, geht ohne Zweifel der christlichen
che unmittelbar vorauf. Wie weit die Eisenperiode
ickgeht und wie weit die Bronzeperiode hinab-
ht, läfst sich noch nicht und vielleicht überall nicht
genau bestimmen, wie überhaupt der Uebergang
einer Periode zur andern allmählig und unmerk-
ist, und es ist ein unnützes, hyperkritisches Stre-
an Einzelnheiten zu kleben, während tausende
Beispielen die Wahrheit predigen. So viel scheint
r zu sein, dafs, nach der gleichen Cultur im Sü-
und den südlichen Glasperlen in nordischen Grä-
zu schliefsen, die *unvermischte* Bronze-Gold-Pe-
bis gegen Christi Geburt hinabreicht und die
-Silber-Periode bis in die ersten Jahrhunderte
Christi Geburt zurückgeht, ohne dafs durch eine
e Bestimmung und schwankende Begrenzung der
ere Umfang der Perioden leiden könnte. Diese
geschilderte Erfahrung ist aber sicher und zwei-
und es bedarf nur eines klaren Blickes in eine
rmafsen reiche, verbürgte und wohl geordnete
lung, um sich fest davon zu überzeugen; es ist aber
tlich nothwendig, dafs man solche Sammlungen
nd studire: mit Bücherweisheit allein läfst sich
Alterthumskunde nichts ausrichten.

o steht die Alterthumskunde in den urgermani-
Ländern. Es wäre nun von der allergröfsten
igkeit und ein wahrhaft grofses und königliches
, diese Forschungen nach den verschiedenen
egenden fortzusetzen, namentlich gegen Osten
n zu erkennen, wie weit die Stein- und Bronze-
Cultur (denn die Eisen-Cultur verschwimmt an vielen Stellen mit der Cultur der neuern Geschichte) gegen Osten reicht, ob sie sich von den germanischen Ostseeländern nach Südost gegen das schwarze Meer hin und die metallreiche uralische Völkerpforte erstreckt, und wie sich im Fortschritte modificirt, ob die abgesprengten nordöstlichen Völker Rufslands Theil an der Cultur Mitteleuropas haben, wie sich die alte hohe Cultur an den Nordufern des schwarzen Meeres an die germanische Cultur anschliefst, u. s. w. Würde hierüber eine bestimmte Ansicht gewonnen, so wäre für die Geschichte ein bedeutender Gewinn durch die Erkenntnifs griechisch-germanischer Bildung erreicht und es könnte die altgermanische (oder wie Andere wollen: celtische) Alterthumskunde mit Wichtigkeit und Zusammenhang in die altgermanische Geschichte treten.

Wir nahmen mit grofser Begier das vorliegende, dem Minister der Volksaufklärung Herrn von Ouwarow gewidmete Werk zur Hand, indem wir hofften, in demselben den lange ersehnten Aufschlufs zu finden, um so mehr da es durch kaiserliche Munificenz hervorgerufen und mit einem seltenen Glanze ausgestattet ist. Leider fanden wir uns gänzlich getäuscht, da das Werk nicht die „Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands" erforscht, sondern nur einige Funde aus einer bestimmten, engbegrenzten Zeit beschreibt, oder vielmehr nicht beschreibt, sondern vermittelst einer in vorgefafsten Meinungen abgefafsten Darstellung ziemlich unklar vor Augen zu führen sucht. Das Werk ist nicht die in sich gereifte Frucht vieljähriger, besonnener Beobachtungen und Nachforschungen, sondern die eilfertig abgerissene unreife Frucht von einigen Gewächsen in dem eilig durchwanderten Garten der Vorzeit. Das Werk ist nämlich das Ergebnifs einer in den Sommermonaten des Jahres 1839 auf Allerhöchsten Befehl und auf kaiserliche Kosten unternommenen antiquarischen Reise durch die russischen Ostsee-Provinzen. Wäre das Werk ein einfacher, klarer Bericht über das, was der Hr. Verf. auf dieser Reise aufgefunden hat, und was allerdings sehr dankenswerth ist, so würde er Dank verdient haben; nun aber mufs er sich nach dem Maafse messen lassen, welches er selbst geliefert hat. Bei der grofsen Ausdehnung der Reise und der deshalb nöthigen Eile, da der Verf. sich überall nicht lange aufhielt, konnte auch von tiefen Forschungen nicht die Rede sein, um so weniger da nichts vorbereitet war.

Digitized by Google

Der Maafsstab, nach welchem das Werk gemessen werden mufs, liegt vorzüglich in der Einrichtung desselben. Das Werk besteht nämlich aus mehrern Abtheilungen, welche alle besonders paginirt sind. An der Spitze steht ein *Bericht* an den Hrn. Minister von Ouwarow (26 S.). Darauf folgen 7 „*Beilagen:*" Beilage *A.* eine *Uebersicht der Reise* in Form eines magern Tagebuches auf 2 Seiten; Beilage *B. Historische Uebersicht der Geschichte* Lif-, Esth- und Curlands in der heidnischen Zeit (20 S.); Beilage *C. Analyse* der Kleidung, des Schmucks und der Bewaffnung der alten *Waräger-Russen*, der Haupttheil des Werkes (34 S.); Beilage *D.* Verzeichnifs der gefundenen und bekannt gewordenen *Münzen* (20 S.); Beilage *E.* Ueber die gefundenen *Waagen und Gewichte* (32 S.); Beilage *F.* Resultate der *chemischen Untersuchung antiker metallischer Gegenstände*, Behufs der Ausmittelung der Völker, von welchen sie stammen, vom Prof. *Göbel*, mit nachträglichen historisch-antiquarischen Bemerkungen vom Verf. (10 S.); Beilage *G. Erklärung der Tafeln*, sehr kurz gefafst (2 S.). Angehängt ist der *Atlas* mit sehr zahlreichen, illuminirten Abbildungen.

Der Hauptinhalt des Werkes besteht darin, dafs der Verf. in der Beilage *B* die Geschichte der „Waräger *Russen*" untersucht und darstellt, und in der Beilage *C* diesen die abgebildeten Alterthümer zuschreibt, und zwar so, dafs er, nicht die einzelnen Funde, sondern die einzelnen Theile des menschlichen Leibes nach ihrer muthmafslichen Bekleidung mit den gefundenen Alterthümern und die einzelnen Thätigkeiten nach ihren Geräthen beschreibt und, als Gipfel des Ganzen eine Waräger Russen-Familie mit allen alterthümlichen Geräthen angethan auf einer Abbildung vor dem Titel darstellt. Von der Beschaffenheit einzelner Funde, der Individualität der angestellten Nachgrabungen, der Verschiedenheit der Resultate der Forschungen erfahren wir mit Mühe nur wenig. Nur aus spärlichen Andeutungen erfährt man, dafs „die Ueberschwemmung der Düna im Frühjahre „1837 und die dadurch bewirkte Ausspülung einer „Menge von Alterthümern, besonders bei *Ascheraden* „in Lifland und Dünhoff, den Pastor Neuenkirchen „zu Ascheraden bewogen, eine schätzbare Sammlung „anzulegen," welche der Verf. untersuchte und zeichnete (S. 2 des Generalberichts) und bei denen er auf seiner Reise am längsten verweilte. Und wirklich besteht die Mehrzahl der abgebildeten Stücke, von Tab. 1 bis 19, aus diesen Alterthümern von Ascheraden. Ferner erfahren wir aus der Uebersicht Beilage *A*, dafs der Verf. auch hin und wieder auf seiner 2559 Werst betragenden Reise während vier Monate alte Gräber, z. B. bei Ascheraden und bei Kapsehten in Curland, geöffnet, auch die vorhandenen Sammlungen, z. B. in Mitau, benutzt habe; aber eigentliche Aufgrabungsberichte finden wir nirgends. Zwar beschreibt der Verf. (S. 7 flgd. des Generalberichts) die heidnischen Begräbnisse der russischen Ostseeprovinzen und theilt sie in: Grüfte in dem ganz ebenen Erdboden, in Gräber von blofsem Sand aufgeschüttet (tumuli), in Aufschüttungen in einem Umkreise von grofsen Feldsteinen, in Gräber unter Steinquadraten auf der Erde, in Brandstätten unter Steinlagen und in „Tumuli Polyandrien," „wo hohe Tumuli von Sand mehrere Gräber zusammen enthalten:" — aber, was doch die Hauptsache ist, über den Inhalt der Gräber erfahren wir nichts, also höchstens dafs ein Stück des Alterthums „in einem Grabe" gefunden sei, dafs sich unförmliche Stücke geschmolzenen Metalls gefunden haben. Betrachtet man die abgebildeten Alterthümer, so sieht man auf den ersten Blick, dafs sie fast alle einer und derselben Zeit, der *letzten Periode des Heidenthums*, angehören. Dies beweisen die vielen Geräthe aus Eisen, die zahlreichen Schmucksachen aus Silber, alles von ziemlich modernen Formen, die endlosen Kettenbehänge, die den gröfsten Theil der Abbildungen ausmachen, die modernen Scheren, die schildkrötenförmigen Busenspangen, die modernen Schnallen, die vielen Thiergestalten, u. s. w. Aber wissenschaftlichen Gewinn bringt das Werk wenig, da der Verf. alterthümelnder Weise sämmtliche Alterthümer nach den Gliedern des menschlichen Leibes u. s. w. beschreibt und schon dadurch zu erkennen giebt, dafs er alles als aus Einer Periode stammend betrachtet, was er übrigens auch wiederholt ausspricht. In der Beilage *C* beschreibt er hintereinander in einzelnen Abschnitten die Bekleidung und Geschmückung des Kopfes, des Halses, der Brust, der Arme, u. s. w. und belegt seine Ansichten mit vielen Stellen aus den Schriften der Griechen bis zu den deutschen Berichten des Mittelalters hinab.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

erolivonica oder Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den Kaiserlich-Russischen Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und histo-isch erläutert in einem Unterthänigsten Ge-eralberichte über seine auf Allerhöchsten Be-ehl im Jahre 1839 *ausgeführte archäologische Untersuchungsreise, von Dr. Friedr. Kruse.*

(Schlufs.)

Wir würden die Anzeige über das Buch, als über n Bericht eines einzelnen, nicht uninteressanten des, schliefsen können, wenn der Verf. nicht wei-ausholte und Andeutungen gäbe, welche in hohem le wichtig sein können. Wie gesagt, gehören bei en die meisten der abgebildeten Alterthümer der sten heidnischen Periode und einer und derselben an, und sie lassen uns durchaus im Dunkeln über Geschichte der Cultur in den merkwürdigen Län-

Aber es sind auf Tab. 47. Fig. 6—8. Alter-er abgebildet, welche die Wifsbegier im höchsten e rege machen, nämlich ein durchbohrter *Streit-er* und *zwei Keile* von *Stein*, aus dem Widelsee r Sammlung zu Dondangen in Curland, welche Verf. in der Erklärung, Beilage *G*, kurz durch ndinavische Alterthümer" abfertigt. Ferner ist 9., Fig. 4. eine grofse *Framea* oder ein *Paalstaf* Bronze, von Altona in Curland stammend, abge-, worüber der Verf. auch nichts weiter sagt, als die Waffe „skandinavisch" sei. In der Beilage 23, redet der Verf. noch von mehreren steiner-Streitäxten, ja sogar von vielen, welche vor kur-Zeit in dem abgelaufenen Widelsee gefunden n; der Paalstaf war, nach S. 24, der einzige, er von ihm in den Ostseeprovinzen beobachtet Diese Alterthümer lassen vermuthen, dafs in den russischen Ostseeprovinzen dergleichen Waffen nicht unerhört sind, und vielleicht sich auch Gräber finden, welche dieselben oder ihnen Analoges enthalten. Es wäre auch in der That im höchsten Grade merkwürdig, wenn diese für den Verkehr so günstig gelegenen und gebildeten Länder vor den „Waräger-Russen" keine Cultur gehabt haben und keine Spur von derselben aufzuweisen im Stande sein sollten. Wir können es nicht glauben, müssen aber daran festhalten, dafs es eigentlich der Hauptgegenstand des Werkes hätte sein müssen, mit Unverdrossenheit und Ausdauer der *Steinperiode* und der *Bronzeperiode nachzuforschen* und dem Inhalte der Steingräber und aufgeschütteten Kegelgräber („tumuli") mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als geschehen ist. Daher können wir das ganze Werk in Beziehung auf den Titel und den Zweck nur für ein völlig verfehltes halten.

Betrachten wir nun noch die Auslegung, welche der Verf. den abgebildeten Alterthümern angedeihen läfst. Der Verf. sagt S. 11 des Generalberichts: „Der Inhalt der Gräber ist gröfstentheils den skandi-„navisch-germanischen Gegenständen, welche dort in „den heidnischen Todtenhügeln gefunden werden, in „der Form so ähnlich, dafs man fast nicht an der „Identität derselben zweifeln kann, und so scheint im „Allgemeinen deutlich hervorzugehen, dafs die skandi-„navischen Waräger, welche ihren Auzturweg durch „die Düna und den Dnjeper nach Byzanz nahmen und „mit dort erhandelten Producten zurückkehrten, die „Verbreiter dieser *Handelsartikel* waren, die sie den „Eingebornen des Landes mittheilten." Der Verfasser nimmt also den Ländern hiemit noch den letzten Rest eigener, alter Cultur; und doch ist es nicht wahrscheinlich, nicht möglich, dafs die Bewohner derselben *allen* Einflüssen menschlicher Bildung sollten widerstanden haben, da die sehr beachtenswerthe Beilage *D* ein sehr ansehnliches, mit Abbildungen begleitetes

Digitized by Google

Verzeichnifs von interessanten griechischen, römischen, byzantinischen, arabischen und andern Münzen und Alterthümern liefert, welche in den Ländern gefunden sind. — Der Verf. geht aber noch weiter. In der Untersuchung über die „Masse" der gefundenen Alterthümer (S. 12 des Generalberichts) sagt der Verf., dafs die Resultate der chemischen Analyse der Bronzen mit den Resultaten der Analysen in Dänemark wenig übereinstimmen, „wenn auch die Formen der Alter„thümer hier und dort im Ganzen dieselben sind." Es fand sich nämlich in den Alterthümern neben Kupfer, Zinn und Blei auch *Zink;* „es waren aber die *Römer*, „welche auch Zink mit dem Kupfer mischten, die Grie„chen dagegen mischten nur Zinn hinzu, keinen Zink." Daher schliefst der Verf. Beilage *F*, S. 10: „Die *skan„dinavische Legirung* der *späteren Gräberzeit* im X. „und XI. Jahrhundert zeigt den *spätern* (?) *römischen* „Ursprung," und Generalbericht S. 13: „Die meisten „unserer Bronzealterthümer sind skandinavische aus „dieser Zeit," und „findet nur in der Geschichte des „*waräger-russischen* Volks eine ungezwungene Erläu„terung: also sind die Begräbnisse ganz *skandinavisch-„germanisch*" (Beilage *C*, S. 3). Diese sehr mühsam aus dem Buche gewonnene Grundansicht, welche viel kürzer hätte gefafst werden können, leidet aber an vielen Hauptgebrechen. Denn:

1) findet die vielfach erwähnte Gleichheit der Form der Bronze-Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands mit den skandinavisch-germanischen durchaus gar nicht statt, vielmehr fällt die *völlige Verschiedenheit* derselben sogleich stark in die Augen. In Meklenburg ist seit 100 Jahren mit Aufmerksamkeit geforscht und gesammelt und doch ist unter 5000 verbürgten Stücken kein einziges, welches sich mit den Alterthümern der russischen Ostseeprovinzen vergleichen liefse; erst in den allerneuesten Zeiten sind zwei Stücke (mit Ketten!) gefunden, welche sich vergleichen lassen. In den Sammlungen zu Neu-Strelitz, Berlin und Stettin ist nichts, was sich den Necrolivonicis vergleichen liefse. Zwar finden sich überall Nadeln, Ringe u. dgl.; aber die Necrolivonica haben gewisse Abweichungen und Besonderheiten in den Formen, welche man recht eigentlich Eigenthümlichkeiten nennen kann.

2) Ist die *Metallmischung* durchaus verschieden. Es ist bekannt und ausgemacht, dafs die Bronze der eigentlichen Bronzeperiode in den germanisch-skandinavischen Ländern nur aus Kupfer und Zinn besteht und auch der Bronze der Eisenperiode noch kein Zink beigemischt ist. Nur wenige Stücke aus der Zeit des Ueberganges von der heidnischen zur christlichen Zeit enthalten im Kupfer neben Zinn auch Zink. Es kann also auch hier von Parallelisirung ganzer Perioden nicht die Rede sein. Dafs auch die Römer zu gewissen Zeiten mit Zink legirt haben, kann kein Beweis für römischen Ursprung sein, da im Norden die Zinkmischung in Anwendung kommt, als an die Römer nicht mehr gedacht ward.

Es stellt sich vielmehr heraus, dafs die Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands, so viel deren bis bekannt geworden sind, *von den germanisch-skandinavischen abweichen* und in sich eigenthümlich sind, wie die Volksstämme in Sprache, Sitten und Bildung eine eigenthümliche, — wenn auch — menschliche Stellung behaupten. Freilich sind es in der Regel nur Aehnlichkeiten, durch welche sich benachbarte Völker von einander unterscheiden.

Unserer Ansicht nach hätte es so grofser Ausführungen und Deductionen nicht bedurft; der Verf. hätte einfach mit der *Beschreibung einiger Funde von Alterthümern* der russischen Ostseeprovinzen ausgereicht; ja es war nicht einmal möglich, die *Allerhöchst* gestellte Aufgabe zu lösen: „Die genauesten Nachforschungen anzustellen, um die Oertlichkeit, den Zustand und die äufsere Gestalt der alten Gräber mehr Bestimmtheit kennen zu lernen, und die in denselben enthaltenen Sachen zur Erläuterung der russischen Nachrichten über den Seehandel dieser Gouvernements in den alten Zeiten zu untersuchen." Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehört mehr als der flüchtige Anblick der Länder und die Aufnahme einer nicht bedeutenden Anzahl in sich gleicher Alterthümer. Die Aufgabe ist in weiterm Umfange noch zu lösen.

Man kann dem Verf. für die von ihm mitgetheilten Nachrichten, für die Anregung der Bebauung des bis dahin öden Feldes sehr dankbar sein, ohne gleich die Art und Weise zu loben, wie er ein Werk angreift. In dem unseligen Bestreben, alle Alterthümer sogleich erklären und aus wenigen Funden sogleich eine ganze Vorzeit (ohne Perioden) bis auf den „Unterschied der Weiber erklären zu wollen, scheitert er unfehlbar an der übel berüchtigten Klippe der Alterthümer.

Digitized by Google

Die Beilagen *D* über gefundene Münzen, *E* über e Waagen und Gewichte, *F* über die chemische alyse der gefundenen Bronzen, die Bemerkungen r die alten sogenannten „Bauerburgen" oder Burgle, über Volkstrachten und Volkssitten sind dem len Inhalte nach wichtig und dankenswerth. Die mischen Analysen sind von dem Prof. Göbel zu pat angestellt und auch in einer eigenen kleinen rift besonders bekannt gemacht. Jedoch kann man el's Folgerungen nicht billigen, welcher noch weigeht, als Kruse, indem er S. 3 behauptet: „Die den Ostseegouvernements vorkommenden metallien Alterthümer, welche wohl die alten Skandinar gebraucht und getragen haben mögen, sind von nischer Abstammung, oder von römischen Metalleitern angefertigt worden," eine Behauptung, welder Verf. aufnimmt, ohne sie zu widerlegen, vielurch eine Geschichte der Bronzemetalle zu unützen sucht.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

LIII.

heophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. mmer. Berolini ap. G. Besser. 1844. S. 8.

er Untergang des antiken Heidenthums ist in Veise, dafs auf den Einflufs, welchen das Chrium von ihm erfuhr, Rücksicht genommen wäre, end noch von Niemand behandelt *). Und doch chts zugleich interessanter und zu beobachten r, als dieser Einflufs, welchen die christliche Reerlitt, als sie, die engen Grenzen ihrer Geburtsverlassend, sich über die Länder ausbreitete, ele Jahrhunderte hindurch Heimat eines sinnlich heitern, wennschon nunmehr mit dem Tode ringenden Glaubens gewesen waren. Denn einerseits accommodierten sich die Verkündiger der neuen Lehre, entweder mit Bewufstsein und aus Rücksicht auf die zu bekehrenden (Gregor. M. epp. ad Mellit. Opp. Tom. II. p. 1176, 3.) oder verzaubert von der das Menschliche im Menschen ansprechenden Sinnlichkeit der heidnischen Götterlehre (Burchard. X, 9. bei Grimm Mythol. ed. I. Anhang p. XXXIV: „qui votum voverint vel persolverint ad arborem vel ad lapidem, si ad poenitentiam venerint, *clerici* tres annos, laici unum annum et dimidium poeniteant."), den Vorstellungen und Gebräuchen derselben: andrerseits färbten die neuen Bekenner Christi, weil sie, zumal inmitten so schöner und reicher Umgebung, so erhabener und begeisternder Erinnerungen, nicht mit einem Male alle Eindrücke ihres früheren Glaubens von sich zu thun, ihre Neigungen, ihr Denken und Empfinden zu heiligen vermochten, den neu angenommenen Glauben und versetzten ihn mannigfach mit Heidnischem (Salvian. gubern. Dei, ed. Baluze. Paris. 1684. p. 122. S. Leo de castitate, in Bibl. Vet. Patr. Paris. Tom. VII. p. 834). Durch diesen zwiefachen Einflufs gewann die christliche Kirche eine Beimischung heidnischer Vorstellungen und Formen, die in ihr nach und nach stabil wurden und mit der weiteren Verbreitung des Christenthums auch zu den Völkern gelangten, welchen jene Zuthaten ursprünglich ganz fremd waren. Ich bin weit entfernt eine solche Nachgiebigkeit gegen das Heidenthum, diese Accommodationstheorie den Aposteln und ihren ersten Nachfolgern zuzuschreiben. Vielmehr wissen wir und müssen es auch nach psychologischen Gründen nothwendig finden, dafs in den Zeiten, in welchen die christliche Religion eine verfolgte oder auch nur eine geduldete war, gerade des Gegendruckes wegen die Lehre Jesu von ihren Anhängern reiner und unverfälschter geglaubt und gelehrt wurde. Als aber die Macht der Kirche wuchs, als sie im vierten Jahrhundert zur Ehre der staatlichen und bald der alleinigen Anerkennung gelangte, da besonders hat die Siegerin nicht ganz auf ihrer Hut Einwirkung von der besiegten erfahren. Konnte es auch anders sein, als dafs namentlich das Theodosische Gesetz vom J. 392, welches allen öffentlichen und privaten Götzendienst mit Strafe der Verbannung belegte, dem Christenthum e wie eine grofse Anzahl neuer, aber nur äufserlicher

---

illaume du Choul religion des Romains. Lyon. 1556, in viel hierher Gehöriges gesammelt sein soll, kenne ich aus *Mussard* Gründliche Vorstellung der vorzeiten aus Heidenthum in die Kirche eingeführten Gebräuche und monien. Aus dem Französischen. Leipzig 1695. 8. Buch ist, für die damalige Zeit, mit viel Umsicht und enheit abgefafst, obgleich für uns ganz unbrauchbar. es findet sich bei den reformatorischen Apologeten, nicht viel; ihnen ging die genauere Kenntnifs der Mygie ab. *Beugnot* histoire de la destruction du paga-. Paris 1835. 2 Bde. ist für den erwähnten Zweck als dürftig.

Digitized by Google

Anhänger, so eine Masse heidnischer Elemente zuführte? Und zur Entschuldigung für das, was man heidnisches aufnahm, brauchte man nicht all zu verlegen zu sein. Das menschliche Herz ist an sich schon Sophist genug, um sich über das zu beruhigen, was zu thun oder zu glauben ihm süfs ist*). Späterhin heiligten die selten heiligen, doch stets klugen Päpste, welche mit echt römischer Diplomatik den Vortheil erkannten, der ihnen aus der Nachsicht gegen die menschliche Schwäche erwachsen mufste, die heidnischen Auswüchse des Christenthums durch ihr Ansehen.

Die Abgötterei mit der Marie, die Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder, fast der ganze katholische Ritus wurzeln durch und durch im Heidenthume. Die Anbetung der jungfräulichen Mutter Christi ist gröfstentheils nur ein auf das Christenthum übergetragener Isis- und Cybeledienst, der sich am Ende des römischen Reiches über die ganze alte Welt verbreitet und zu ganz besonderem Ansehen erhoben hatte. Statt der Isis oder Cybele, der magna mater deum, ward dem heidnischen Bewufstsein die Mutter Gottes untergebreitet. Darum hat der Marienkult verhältnifsmäfsig so schnell und allgemein sich verbreitet, obgleich ihn erst später die Sonne romantischer Gesinnung in volle Blüthe trieb**). — Die Heiligenverehrung hatte ihr Vorbild an dem Heroendienst und den Apotheosen, die zuletzt im Heidenthum so gäng und gäb waren. Der Gebrauch, den man im Christenthum davon machte, war ein doppelter. Man erhob zu Heiligen die Apostel und deren Jünger, die Kirchenväter und endlich alle, die durch besonders frommen Wandel dieser Auszeichnung würdig zu sein schienen. Sodann ward ein Theil der heidnischen Götter in christliche Heilige umgewandelt. Es war dies das bequemste Mittel, den Zwiespalt zwischen heidnischer und christlicher Religion aufzuheben. Man gab dem heidnischen Kinde blos einen christlichen Namen. Entweder nemlich ward dem Gotte ein bereits vorhandener Heiliger substituiert oder ein neuer geschaffen, und beides zu noch gröfserer Bequemlichkeit des heidnischen Gemüthes in der Regel so, dafs zwischen dem Namen des Gottes und des an seine Stelle gesetzten Heiligen selbst einige Uebereinstimmung stattfand. An Stelle des ägyptischen Micail setzte der Patriarch Alexander den Erzengel Michael (Fabricii Bibl. Gr. p. 339 sq.); aus dem in der Umgegend von Paris verehrten Dionysos ward ein St. Denys, aus dem rügischen Svantevit ein St. Vitus (Act. Sanct. ad 15 Jun.), aus dem obotritischen Goderac ein St. Godehard (Lisch Meklb. Jahrb. VI. (1841) p. 70 sq. vgl. II. p. 13.), der heilige Nicolaus, Schutzpatron der Schiffer, trat gewifs den deutschen Wassergott Nichus (Grimm Mythol. ed. II. p. 456); der heiligen Ursula mit den 11000 Jungfrauen liegt, wie mein verehrter Freund und Lehrer Herr Professor Stuhr vermuthet, der Dianenkult zu Grunde, trotz der zu Köln aufgefundenen Knochen.

Aber diesen Heiligen entsprach nicht immer eine wirkliche Person oder Gottheit, sondern häufig waren sie nur aus poetischer Fiction entstanden, wie z. B. die heilige Veronica, deren Namen und Legende Mabillon Mus. Ital. Lutet. Paris. 1724. 4. Tom. I. p. 86 f. aus vera icon s. iconia, Chr. Kortholt Acad. Kilon. 1692. 4. §. 21. aus φέρω und εἰκόνα rens imaginem, herleitet. Vgl. S. Reiske de imagine Christi. p. 60 sqq. I. A. Schmid diss. de imagine Christi. §. 9 sqq. Doch könnte es auch sein, dafs der Name die Sage erzeugt hätte, wie oft geschehen.

*) Vgl. Petri Chrysologi Serm. 155 in Bibl. Max. Patr. Tom. VIII. p. 963. D. Diese Sophisterei des Menschenherzens in ein zusammenhängendes System gebracht, ist der Jesuitismus; der darin seine Macht hat und — so Gott will — eben darin auch seinen Untergang finden wird. Hierher gehörig ist die Lehre Papst Hadrian VI. bei Sanchez Opp. Moral. lb. II. cp. 4. no 13, wozu man als Gegensatz vergleichen kann Augustin. adv. Mendac. cp. 2. Sehr erbauliche Proben dieser von Paulus einst (Röm. 3, 8) verdammten Nachgiebigkeit gegen die heidnische Gesinnung haben die Jesuiten bei ihren Missionen in China gegeben. Vgl. Histoire des differens entre les missionaires Jesuites et ceux des Ordres de St. Dominique et de St. François. Vol. I. p. 134. Hannöv. Magazin. Jahrg. XII. (1774). St. 74. p. 1172 f.

**) Hat in dem Cybeledienst ihren Grund auch die Messe (Apulej. de Asin. aur. lb. II. Polydor. Virg. V. cp. 11.), die Tonsur (Apul. l. l.), die indefs auch bei andern heidnischen Kulten vorkam, die Procession des Frohnleichnams?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. Sommer.

(Fortsetzung.)

Andere Heilige haben den Unverstand zur Mut- So meint Sirmond (bei Hadr. Valesius Valesiana. is. 1694. 12. p. 49), dafs die bereits erwähnte Sage der Ursula aus den mifsverstandenen Worten al- Martyrologien herstamme: SS. URSULA ET UN- CJMJLLA V. M. i. e. Sanctae Ursula et Unde- lla Virgines martyres. Vgl. Gisb. Voetius Dispu- select. P. III. Ultraj. 1659. disp. 23. sqq. p. 472 Obgleich in diesem Falle nicht wahrscheinlich, ein solcher Ursprung doch an sich recht gut lich. Eine defecte Inschrift hat den heiligen Auxi- Bischof von Angers, erzeugt und manche andere. *man* war nicht immer so vorsichtig und gelehrt, Urban VIII., bei dem die Spanier wegen des von in Folge einer Inschrift SVIAR als Heiligen rten Viar, de concedendis indulgentiis einkamen. Papst liefs den Stein nach Rom kommen, wo die rift für ein Fragment von Praefectu S VIARum nt wurde und die Indulgenzen unterblieben. Vgl. *ibillon* a. a. O. Tom. I. P. 1. p. 143. Tentzel thl. Unterred. 1690. p. 363. Ob die Spanier sich n von ihrem heiligen Viar haben abwendig ma- lassen? Vermuthlich rufen sie ihn noch heut zu und nicht ohne Erfolg bei Reiseunternehmun- n.

Doch zurück zu den Göttern. Nicht alle gelang- u der Ehre der Beförderung zu Heiligen; viele nen wurden auch degradiert, gleichfalls durch die *ste* oder unbewufste Nachgiebigkeit gegen das zu ängende oder zu vergessende Heidenthum. Denn unmöglich war oder geglaubt wurde, dem ge- n Volke mit einem Male allen Glauben an seine ligen Götter zu nehmen, so suchte man dies nach und nach dadurch zu bewirken*), dafs man ihm dieselben dem christlichen Gotte gegenüber theils als minder mächtige, theils und besonders als unheimliche, teuflische Wesen, als von Gott abgefallene Engel darzustellen suchte (Grimm a. a. O. p. 937. 957.). Und dies mufste um so leichter sein, als man einerseits scheinbar die Bibel für sich hatte (Matth. XXV, 41. II. Petr. 2, 4. Jud. v. 4.), andrerseits gewifs hauptsächlich diejenigen Götter dem Reiche der Finsternifs zuwies, welchen der Glaube des Volkes selbst schon einen feindseligen, düsteren, minder freundlichen Charakter beigelegt hatte. Durch dies Verfahren bei Bekehrung der Heiden ist es denn gekommen, dafs der Teufel mit seinen Heerschaaren in den christlichen Vorstellungen eine so bedeutende Rolle spielt, wie ihm ohnedies gewifs niemals würde zugetheilt worden sein. Ursprünglich als Ahriman der parsischen Religion zugehörig, ist er von da den Juden bekannt geworden und hat späterhin seine beste Nahrung an den zur Seite geschobenen heidnischen Göttern gefunden. Die Griechen und Römer sowohl als die Deutschen haben keinen Dualismus eines guten und bösen Principes ausgebildet; sie waren viel zu unbefangen, ihnen lachte das Leben all zu sehr, als dafs sie die menschliche Misere und Sünde hätten einem absolut bösen Wesen zuschreiben sollen. Wo wir daher einen Teufel in den Vorstellungen des Volkes finden, da ist er erst durch

*) Doch es war nicht immer eine solche *freie* Accommodation, welche die Götter als teuflische Wesen bestehen liefs. Es begegnen uns merkwürdige Beispiele von dem Glauben an die Wesenheit der heidnischen Götter bei den Missionären und Priestern. Und sollte uns das Wunder nehmen in Zeiten, die denen weit voranliegen, in welchen dem Hexen- und Teufelglauben Tausende zum Opfer fielen? — Dafs übrigens das Volk, auch ohne Zuthun der Priester, diese Diabolisierung seiner Götter würde vorgenommen haben, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

die christliche Religion hingebracht in Folge entweder seines Vorkommens in der Bibel oder der Umwandlung heidnischer Götter (Grimm p. 936 ff.)

Ist der Teufel den verschiedenen Völkern erst durch das Christenthum bekannt geworden, so entsteht die Frage, ob nicht manche von den tausenderlei Sagen, die man vom Teufel hat, gleichfalls überliefert seien? Ohne Zweifel, wenngleich die meisten in heidnischem Boden wurzeln und in christlicher Zeit nur etwas die Form verändert haben. In neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit auf die Teufelssagen besonders durch Goethes Faust gelenkt worden. Herr Dr. Sommer, mit der Untersuchung über die historische Grundlage der Sage von Faust beschäftigt, konnte dabei die Frage nicht unberücksichtigt lassen, ob und inwieweit frühere Teufelssagen Vorbild oder Stoff der von Faust gewesen seien. Dadurch ward er auf die Sage vom Theophilus geführt, die älteste, welche wir von einer Verbindung mit dem Teufel kennen. Sie ist schon früher in Bollandi et Henschenii Acta Sanctorum. Mens. Febr. Tom. I. p. 480 sqq., von Achilles Jubinal (Oeuvres de Rutebeuf. Tom. II. p. 260 sqq.) und Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. 1834. p. 273 sqq.) behandelt worden, nunmehr aber von Sommer so umfassend und gründlich, dafs wir uns von seiner Abhandlung über den Faust ganz Ausgezeichnetes versprechen dürfen.

Die Sage von dem Bündnisse des Theophilus mit dem Teufel ist uns durch einen gewissen Eutychianus, der sich für den οἰκογενὴς τοῦ τρισμακαρίστου τούτου ἀνδρὸς Θεοφίλου καὶ κληρικὸς τῆς αὐτῆς καθολικῆς ἐκκλησίας ausgiebt, überliefert und in zwei Handschriften, einer Wiener und einer Coislinschen, erhalten worden. Beide hat Ludw. v. Sinner in Jubinal Oeuvres de R. Tom. II. p. 332—357 zusammen abdrucken lassen, da sie bedeutend von einander abweichen. Der Wiener Codex, älter und vollständiger als der andere, enthält am Ende der Geschichte eine Notiz über den Verf., aus der die obigen Worte entlehnt sind. Obschon wir sonst nichts von dem Eutychianus wissen, so hat er doch wenigstens eben so viel für sich, als die ganze Sage, die er berichtet. Ueberdies bezeugt der Titel der Uebersetzung des Paulus (s. unten) hinlänglich die Echtheit der Unterschrift im Cod. Vindob. Sommer p. 8 ff. Nach Eutychianus lautet die Sage folgendermafsen. Theophilus, Vicedominus (οἰκονόμος) zu Adana in Cilicien, war durch seine grofse Frömmigkeit ausgezeichnet. Er wurde, als der Bischof gestorben war, an dessen Stelle gewählt, lehnte aber diese Würde, als für ihn zu grofs, ab. Der neue Bischof nun, von Verleumdern hintergangen, suspendiert den Theophilus, der zur Wiedererlangung des verlornen Amtes sich an einen hebräischen Zauberer wendet. Dieser, im Dienste des Teufels, führt ihn in der folgenden Nacht auf den Markt und heifst ihn, weder sich zu erschrecken, noch durch Schlagen des Kreuzes das, was er sehen würde, zu verscheuchen. Er sah aber eine grofse Anzahl Männer, viele mit Lichtern und Waffen, lärmend und singend und in ihrer Mitte den Fürsten der Finsternifs sitzend. Theophilus, auf die Knie fallend, küfst dem Teufel die Füfse und verspricht allen seinen Befehlen zu gehorchen. Da ergreift der Teufel den Theophilus beim Bart und küfst ihn auf den Mund und spricht: Sei gegrüfst von jezt ab mir gehörig, Lieber und Getreuer. Τότε εἰσῆλθεν ἐν αὐτῷ εἰς αὐτὸν ὁ σατανᾶς. Nachdem Theophilus so Christus und Maria abgeschworen und zum Zeichen dessen dem Teufel eine besiegelte Schrift übergeben hat, ward er am folgenden Tage vom Bischof wieder ehrenvoll in sein Amt eingesetzt. Aber nachher kam Reue über ihn. Vierzig Tage und Nächte fleht er in der Kirche zur Marie, die ihn auch erhört, Christus durch ihre Bitten bewegt, dafs er dem Reuigen vergebe, die dem Teufel gegebene Schrift zurückbringe und dem in der Kirche schlafenden Theophilus auf die Brust legt. Darauf bekennt er sein Verbrechen, die Gnade der Jungfrau Maria, die ihm dreimal erschien, öffentlich, verbrennt die verhängnifsvolle Schrift und stirbt drei Tage nachher.

Diese Erzählung des Eutychianus ist von dem gewissen Paulus, diaconus Neapoleos, unter dem Titel Miraculum S. Mariae de Theophilo poenitente, ex Eutychiano, interprete P. d. N. wörtlich ins Lateinische übersetzt und domino gloriosissimo et praestantissimo regi Carolo gewidmet worden. Von diesem Paulus wissen wir sonst nichts*) und können nicht einmal aus der Dedication etwas über sein Zeitalter vermuthen, da unter dem König Karl eben so gut der grofse als der kahle, der dicke und der einfältige verstanden

*) An den Erzbischof Paulus von Neapel, der um das Jahr 765 lebte (Leo Gesch. Ital. I. p. 356), darf man nicht denken.

Digitized by Google

·den kann. Wir ersehen aus der Uebersetzung, s wir den griechischen Urtext auch in dem Wiener lex nicht ganz vollständig haben, obwohl Paulus diesem am häufigsten da übereinstimmt, wo der slinianus abweicht oder eine Lücke hat; seltner ;ekehrt (p. 8—10).

Durch Paulus ward die Sage vom Theophilus im elalter verbreitet und bekannt. Es ist dies an en Einzelnheiten zu erkennen, die Hr. Sommer 3 ff. aufführt. Die ganz nach Eutychianus ge-hte griechische Erzählung der Sage durch Simeon ıphrastes und deren Uebersetzung durch Gentia-Hervetus sind ohne jeglichen weitern Einflufs ge-en (p. 10 f.).

Zuerst begegnet uns im 10ten Jahrhundert das cht der *Hroswitha* Lapsus et conversio Theophili lomini (Opp. ed. Schurzfleisch. p. 132—145), die ıaus dem Paulus folgt, nur dafs sie weniges über-den Theophilus in Sicilien leben und von einem en Bischof erzogen werden läfst. Und vielleicht ılbst die Verlegung des Schauplatzes nach Sici-eine absichtliche Neuerung der Hroswitha, sondern in Schreibfehler für Cilicien (p. 11), wenngleich Hercules Vincemata Miracula Mariae Virginis cap. 11. Sicilien hat und die Aenderung wegen aconus Neapoleos am Ende sehr nahe lag. Noch er schliefst sich dem Paulus an *Marbod*, nach ıdus Bischof zu Rennes († 1123), dessen in leo-ıen Versen geschriebenes Gedicht in Act. Sanct. . 487—491 und in Hildeberti Turonensis et Mar-per. ed. Beaugendre. Paris. 1708. p. 1507 sqq. ·uckt ist (p. 12 f.).

it mehr Freiheit behandelt *Hartmann* in seinem te Vom gelouben v. 1926—2001 die Sage. Nach rbindet sich Theophilus mit dem Teufel zur Er-g von Ruhm und Vermögen und schwört Gott on Gott darauf zur Reue bekehrt gesteht er m Volke sein Verbrechen und fleht die Hülfe ria an, die mit allen Heiligen von Gott für den ıilus Verzeihung erbittet. Die Handschrift des ilus herauszugeben zwingt Gott selber den Teu-: sie von oben aus der Luft herabfallen läfst. merken an dieser Erzählung eine weit gerin-erücksichtigung der Marie, als ihr von allen zu Theil wird. Theophilus schwört nur Gott ıt die Marie, und erfleht ihre Hülfe zur Aus-söhnung mit Gott erst dann, als er bereits vor dem Volke seinen Frevel gestanden und bereut hat. Auch ist es bei Hartmann nicht Marie, welche die Hand-schrift vom Teufel wiedererwirbt, sondern Gott selber. Dieser gröfsere Einflufs Gottes in die Geschichte mufste einem deutschen Gemüthe auch weit näher liegen und mehr zusagen, als der importierte der heiligen Jungfrau. Ein Deutsches erkennen wir auch in dem Herabwer-fen der Handschrift aus der Luft, wofür p. 14 mehr-rere Beispiele beigebracht werden. Ich kann ihnen noch ein ähnliches hinzufügen aus Micrael altes Pom-merland. Stettin und Leipzig 1723. 4. Buch. 4. p. 154. Ein Knabe hatte sich dem Teufel verschrieben, war bekehrt, stand aber wegen seiner in den Händen des Teufels befindlichen Schrift viel Angst aus. „Drum hielt die christliche Gemeine immerfort an, die gött-liche Gnade und Allmacht anzuruffen, dafs der Teuffel gezwungen würde, die Handschrift dem Knaben wieder zu bringen, damit er also öffentlich dadurch zu Schan-den gemacht würde. Welches gemeine Gebet dann auch so viel gewirket, dafs der böse Feind mit einem greulichen Brausen, dadurch der helle Mondenschein gantz verfinstert ist, in der Nacht nach XI Uhren zu ihme gekommen, und ihme die Handschrifft vor den Kopff geworffen, mit diesen Worten: ich bin deinet-halben genugsam darum geschoren worden." — Es ist klar, dafs diese besondre Vorstellung von dem Herab-werfen der Handschrift aus der Luft mit dem deutsch-heidnischen Volksglauben von den Hausgeistern oder Elben, der auf den Teufel übertragen ist, zusammen-hängt; auf welche Art Uebertragung ich oben hinge-wiesen habe.

Das Gedicht des *Gauthier de Coinsi* (geb. 1177 zu Amiens, 1236 Prior des Klosters zu Vis-sur-Aisne), welches die Sage, selbst in vielen Einzelnheiten, ganz so giebt, wie Eutychianus und sein Uebersetzer, ob-schon es nach Marbod gearbeitet zu sein scheint (p. 18), zeichnet sich vor allen übrigen sehr vortheilhaft aus nach Form und Inhalt. Es giebt sich in demsel-ben ein gewisses psychologisches Motiviren kund, wo-durch der Charakter des Theophilus anders, als in der ältesten Erzählung, erscheinen mufste. Während diese ihn einen frommen Mann nennt, den der Schmerz oder eine verzeihliche Erbitterung über die unverdiente Zu-rücksetzung und der Zauberer dem Teufel in die Hände liefern, schildert Gauthier ihn als einen höchst sünd-

Digitized by Google

haften Menschen, der sich zu jenem Bunde entschliefst, weil er an Gottes Hülfe verzweifelt. Der Dichter machte dadurch ein solches Bündnifs wahrscheinlicher und gab andrerseits zu noch gröfserer Bewunderung der Gnade und Allmacht Gottes Anlafs. Auch bei Gauthier finden wir, wie bei Hartmann, ein Uebertragen von Volksvorstellungen auf den Teufel, dessen auch von Eutychianus erwähntes Gefolge er mit manchen von den Elben entlehnten Zügen beschreibt (p. 16 f.). Und, wie häufig in deutschen Sagen (p. 47 not. ††), läfst der Dichter den Teufel am Schlusse in Klagen ausbrechen über den Betrug, den die Menschen ihm spielen.

Von den Besonderheiten in dem Drama des *Rutebeuf* Le miracle de Théophile (bei Jubinal Tom. II. p. 79—105 Fr. Michel Théatre français du moyen âge p. 136 ff.) ist zu bemerken, dafs das Motif des Bündnisses dasselbe ist, wie bei Gauthier, dafs auch hier der Teufel wegen des vielfachen Betruges einen genau abgefafsten Contract verlangt, und namentlich dafs Rutebeuf zuerst der Verschreibung mit Blut und eines siebenjährigen Dienstes des Theophilus beim Teufel erwähnt. Es ist dies überhaupt die älteste Nachricht von Verschreibungen an den Teufel mit Blut, die später so gewöhnlich sind *) und, wie wir aus Hartlieb's Buch de artibus vetitis (Mone Anzeiger 1838. p. 315) sehen, schon im 14. Jahrhundert allgemein verbreitet waren. Ob dieser Gebrauch im Heidenthum wurzelt? Er läfst sich wenigstens dort nicht nachweisen; und was ihn überhaupt erzeugen konnte, das konnte ihn auch in späteren Zeiten veranlassen. Die siebenjährige Dienstzeit des Teufels dagegen schreibt sich mit Sicherheit aus altheidnischen Vorstellungen und Sagen her. S. 19 not. **) werden viele Beispiele der Bedeutsamkeit einer siebenjährigen Zeit in Volkssagen angeführt. Mit einer Veränderung heifst es, dafs Mädchen, welche bei Nixen im Dienste standen, nachdem sie weggezogen sind, nur noch 7 Jahre leben (Grimm Deutsche Sagen no. 68. 69. Leibnitz. Scriptt. Rer. Brunsv. I. p. 987 sq.). Und nicht unpassend kann man die 7 Jahre hierherziehen, welche Odysseus bei der Nymphe Kalypso zu verweilen gezwungen ist (p. 259 sqq.).

In das 13. Jahrhundert gehört gleichfalls ein bedeutsames Gedicht, welches in dem Koloczaer und einem Heidelberger Codex (no. 341) aufbewahrt ist. Nach der auf der hiesigen Bibliothek befindlichen Abschrift des letzteren giebt Hr. Dr. Sommer das aus 322 Versen bestehende Gedicht hier zum ersten Male heraus (p. 21—34), und erläutert es mit kritischen und exegetischen Anmerkungen. Es bildet das vorletzte von 23 zum Lobe der Marie geschriebenen Gedichten, deren jedes, mit Ausnahme des ersten, in dem Verse schliefst: des sî gelobt diu künegîn. Die Sage ist ganz wie im Griechischen, nur dafs hier Theophilus zweimal träumt und zweimal ihm Marie erscheint.

Am Schlusse desselben Jahrhunderts begegnet uns das a. 1276 geschriebene Gedicht des sächsischen Dichters *Brûn de Schoenebecke*. Er setzt die Sage als bekannt voraus, läfst den Theophilus die Christenheit und alle Himmlischen, mit Ausnahme der Marie, abschwören, sich dem Teufel mit dem Blute verschreiben, welches dieser ihm aus der Haut herausdrückt hatte, und ihn, ohne besondern Nutzen von jenem Vertrage gehabt zu haben, bei herannahendem Tode reuig werden. Da steigt Marie selbst zur Hölle die Schrift zu holen, weil Gott dem Teufel keine Gewalt anthun will, und zerreifst dieselbe (p. 35—). Diese Version der Sage hat manches Eigenthümliche. Während die ältesten Erzählungen berichten, Theophilus auch die Marie abgeschworen, sucht er dadurch, dafs er sie ausnimmt, nicht ungeschickt Hülfe zu motivieren, die sie dem Abgefallenen zu werden läfst. Wie Hartmann die von den alten Erzählern ganz zur Seite gelassene Art, auf welche dem Teufel die Handschrift des Theophilus entzogen sei, durch das Herabwerfen aus der Luft bewirkt, so Brûn mit einiger Uebertreibung durch das Emporsteigen der Jungfrau in die Hölle.

*) Vgl. J. C. Morgenweg diss. hist.-moralis de foederibus hum. sang. sancitis. Lips. 1687. 4. — G. H. Goetze ecloga historico-theologica de subscriptionibus sang. hum. firmatis. Lubec. et Lips. 1724. 4. — Eine raffinierte Abart dieser Blutverschreibungen bilden die Briefe, denen man sanguine Christi die gröfste Autorität zu geben suchte. Cf. J. A. Schmid liter. sang. Christi firmatas disq. Helmst. 1713. 4.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. S*ommer.*

(Schlufs.)

Ein niederländisches Gedicht des 14. Jahrhunderts, Phil. Blommaert (Theophilus, gedicht der XIVe w, gevolgd door drie andere gedichten van het le tydvak. Gent 1836) herausgegeben, scheint nach bod gearbeitet zu sein, während ein andres nieeutsches Drama (in Bruns romantische und andere ichte in altplattdeutscher Sprache p. 296—330) Vermuthung des Hrn. Dr. Sommer nach aus der ssage geschöpft ist. Denn dafs die Sage nicht in Büchern lebte, sondern auch im Munde des s, zu dem sie freilich erst durch schriftliche Ueberung gekommen sein konnte, ist wie aus den vorerührten Worten des Brûn de Schönebecke (*wie ar wære komen* [dafs Th. sich dem Teufel ver-, *daz hât ir âne mich vernomen*), so aus den Anführungen deutscher und französischer, selbst scher Schriftsteller ersichtlich. Wurde doch 1384 unay und 1539 zu Mans ein Volksspiel, die Sage Theophilus darstellend, aufgeführt; und viele Kir- in Frankreich, wie z. B. die Notredame zu Paris, lten Darstellungen, die sich auf unsre Sage be- (Jubinal p. 265 ff.).

ch habe in dem vorstehenden Bericht der verenen Behandlungen der Sage einen gedrängten der gelehrten und erschöpfenden Sommerschen t gegeben, und füge hier noch einige Bemerkunber die Sage selbst an. Was das Zeitalter des hilus betrifft, so ist dies, da sich sonst nirgends über ihn findet, nur nach einer selbst höchst immten Stelle des griechischen Textes zu been. Ἐγένετο κατὰ τὸν καιρὸν ἐκεῖνον πρὶν ἢ τὴν μὴν γενέσθαι τῶν ἀθέων καὶ ἀλιτηρίων Περσῶν ἐν Ῥωμαίων πολιτείᾳ. Da nun Sigibertus Gemblacensis den Theophilus ins Jahr 537, und Albericus Triumfontium ins Jahr 538 setzen, auch 540 von den Persern ein Einfall in das oströmische Reich gemacht wurde, so kann man immerhin diese Zeitbestimmung für den Theophilus gelten lassen (p. 8). Sie erhält von andrer Seite her einigermafsen Bestätigung. Die erste Verehrung wurde der Marie von den Kollyridianerinnen zu Theil, die sich im 4ten Jahrhundert aufgethan hatten. Sie fand in dem Epiphanius, Bischof des cyprischen Salamis (haeres. 78. 79. Opp. ed. Petavius. Paris. 1622. Tom. II. p. 342 sq.) und dem heiligen Ambrosius von Mailand (ep. Mediol. in lib. de Spir. S. lib. 3. cap. 12.) sehr heftige Gegner. Und noch als 458 der Bischof von Antiochien Petrus Fullo (Γναφεύς) den Mariencult zuerst nach Syrien brachte (Nicephor. Callist. lib. XV. cap. 28. J. Valckenier Roma paganizans. Franeker. 1656. 4. p. 211), erhoben sich viele Stimmen gegen eine solche Abgötterei. Die Sage von Theophilus nun setzt einerseits eine schon ziemlich blühende Verehrung der Marie voraus, und scheint andrerseits doch gerade aus dem Bestreben hervorgegangen zu sein, Ruhm und Anerkennung der zu Hülfe und Erlösung bereiten Jungfrau zu mehren (Ev. Joh. IV, 48). So kommen wir denn auch auf diesem Wege dazu, für die Entstehung der Sage den Anfang des 6ten Jahrhunderts anzunehmen. — Sanctus nennt Paulus den Theophilus noch nicht, zuerst Simeon Metaphrastes. Dieser setzt seinen Feiertag auf den 4ten Februar, andre auf den 13ten oder 14ten October (p. 43).

Die Sage des Theophilus ist die älteste, welche wir von einem Bündnisse zwischen Menschen und Teufel haben. Eine solche Sage konnte natürlich da nicht vorkommen, wo man sich den Menschen nicht in die Mitte zwischen zwei um ihn werbende Mächte gestellt dachte. So kann also auch nur erst durch das Christenthum die Vorstellung, wie von einem Teu-

Digitized by Google

fel überhaupt, so von einer Verbindung des Menschen mit ihm bei den abendländischen Völkern entstanden sein. Aber wie kam man vom christlichen respective jüdischen Standpuncte aus dazu? Es ist eine doppelte Antwort möglich; entweder sind dergleichen Vorstellungen schon im Judenthum und Christenthum selbst entstanden, also den Heiden tradiert, oder in der Berührung des letzteren mit dem Heidenthume. Sobald man das Verhältnifs des Menschen zu Gott als einen gegenseitigen Vertrag und Bund anschaute, mufste es, als man mit dem Teufel bekannt geworden war, nahe liegen, den Abfall von Gott, die Sündhaftigkeit des Menschen als aus einer Verbindung mit dem Teufel hervorgegangen anzusehen. Und eine solche Vorstellung läfst sich allerdings schon beim Jesaias (28, 15) wahrnehmen (Sommer p. 2). Aber sie ist dort nur ganz allgemein gehalten, wie auch der Bund des israelitischen Volkes mit Gott überhaupt, nicht in der bestimmten Form, dafs ein Mensch für sich allein sich dem Teufel ergiebt und verbündet. Im neuen Testamente zeigt die Versuchung Christi durch den Teufel die Ansicht schon mehr ausgebildet und unseren Sagen näher stehend; aber auch hier nicht in einer Weise, die auf das Vorkommen von Sagen über Teufelsbündnisse bei den Juden einen Schlufs zu machen berechtigte. Wir werden demnach den Hauptgrund solcher Sagen nicht in Tradition durch das Christenthum, sondern entweder in dem Heidenthum allein oder in seiner Berührung mit dem Christenthume zu suchen haben. Rücksichtlich des Ersteren kann es keine Frage sein, dafs schon das deutsche Heidenthum Dienstleistungen der Hausgeister bei Menschen, dieser bei Nixen kannte (Sommer p. 1 sq. 45.), woraus sich natürlich in christlicher Zeit, gemäfs der schon angedeuteten Umwandlung heidnischer Vorstellungen, Sagen von einem gegenseitigen Dienste der Menschen und des Teufels bilden mufsten. Wo das heidnische Bewufstsein einen solchen unmittelbaren Anlafs nicht bot, da läfst sich die Entstehung von Sagen über Teufelsbündnisse mit Berücksichtigung der im Christenthume gegebenen Anknüpfungspuncte aus der Vermehrung des teuflischen Reiches durch die ihm zugewiesenen heidnischen Götter und das dadurch bewirkte gröfsere Hervortreten der Vorstellung vom Teufel leicht erklären. Und in der That scheint hierin und zugleich im Mariencult (s. oben) und der Versuchung Christi durch den Teufel die Sage von Theophilus ihre Veranlassung zu haben. Denn wie sehr die Versuchungsgeschichte auf unsere Sage influiert hat ist sehr deutlich zu erkennen. Wie Christus den Verlockungen widersteht, so erliegt ihnen Theophilus; was der Teufel von Christus verlangt und dieser verweigert, das thut Theophilus, er fällt zum Zeichen der Anbetung auf seine Knie und schwört Gott ab; die 40 Tage und Nächte, die Theophilus reuig flehte, weisen auf die 40 Tage zurück, die Christus in der Wüste fastete; wie der Teufel auf der Zinne des Tempels Christus die Reiche der Erde zeigte und ihm dieselben zum Lohne versprach, wenn er zu ihm sich halten wolle, so ist es aus Ehre, um derentwillen Theophilus sich dem Teufel verbündet.

Dafs unsere Sage aus so äufserlicher Veranlassung entstanden ist und nicht aus poetischer Conception, ist mir sehr wahrscheinlich. Man kann dabei eigentlich auch nicht von einer Idee reden, welche durch dieselbe dargestellt werde; und doppelt unbegründet ist es, wenn Mone (Anzeiger. 1834. p. [illegible]) und Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur p. 98) von dem Gegensatze des Judenthums und Christenthums sprechen, als dem Grundstoffe der Sage (Sommer p. 45 sq.). Liegt eine Idee in ihr, so ist sie durch diejenigen darin geweckt worden, welche die Sage, indem sie sie aufnahmen, gewissermafsen zur Sage machten. Die haben ohne Zweifel einen Sinn mit ihr verknüpft und in ihr neben der Sache des menschlichen Herzens, das, verlockt und verführt von den Herrlichkeiten der Welt, ihren Freuden und Freuden, von Gott sich wendet, auch die unendliche Liebe und Macht angeschaut, die den aufrichtig Bereuenden selbst dann zu verzeihen und ihn zu erretten bereit ist, wenn er sich auch so schwer lich, wie Theophilus, von ihr losgesagt hat. Wohl konnte sich ein von dem Bewufstsein seiner Sündhaftigkeit gedrücktes, aber gläubiges Gemüth freudig emporrichten an einer Sage, die auch ihm Hoffnung der eignen Erlösung bot.

Dr. Jul. Fr. Lauer

Digitized by Google

LIV.

n Romeinsche Tegel voorzien van latijnsch cursief-
ıchrift, gevonden in de nabijhed van Nijmegen; op-
;ehelderd door Dr. L. J. F. Janssen, Conserva-
or bij's rijks Museum van oudheden te Leyden. Niet
n den handel. s' Gravenhage, A. D. Schinkel.
844 (*mit einem Steinabdrucke*). 20 S. gr. 8.

Diese kleine Schrift, die „niet in den handel" ist, schliefst an ähnliche desselben fleifsigen Forschers über römische elsteine (Leiden, 1841. 4.) und über sonstige römische Alümer in den Niederlanden (Musei Lugd. Batav. Inscrip-s graecae et latinae. Leyden, 1842. 4. — Gedenkteekenen Germanen en Romeinen an der linker oever van den neder Utrecht, 1836. 8. — Oudhedkundige mededeelingen. Leyden, 43. 44. 8. — Aufsätze in Heldring's Geld. Volksalmanak. und Zeeuwsche Genootschap voor kunsten en wetenscha-tc.), so wie an Dr. *Leeman's* zu Leyden Romeinsche Oud-te Rossem und Aufsatz in Nijhoff's Bijdragen voor vaderl. en oudhedkunde, ferner des seel. *Reuvens*, des In *de Bet-* und *Smetius* (Nederlandsche Romeinsche Daktyliothek. n, 1844. 8. — Chronijk van Nijmegen etc.) an, welche so-für die früheste Geschichte der Niederlande an sich, als lers für die Zeit der römischen Herrschaft, Einrichtung aukunst daselbst mit den Mitteln des Landes von grofsem e sind.

ın hat solche römische Alterthümer in den Niederlanden lem Fleifse verfolgt, ausgegraben, gesammelt, beschrieben gebildet. Gröfsere Sammlungen der Art befinden sich zu *gen* auf dem Rathhause und bei Hrn. Guyot, zu *Ubbergen* Erben des Hrn. Dommer, zu *Utrecht* bei Hrn. La Court, *den* im Kön. Museum der Alterthümer, im *Haag* im ıbinet der geschittenen Steine, während ein Theil der 'schen Sammlung nach Mannheim und München wanderte. ist aber vorzugsweise die Gegend von *Nimwegen*, die i Jahrhunderten schon ausgebeutet noch immer reich ist en römischer Gegenwart und Eingewöhnung. In einer von zwei Stunden, am linken Ufer der Waal werden ıge römischer Ziegel, Denksteine und Bautrümmer auf-. Bei *Beck*, *Berg en Dal* und *Holdeurnt* ($1^1/_2$ St. über en) wurden Denksteine des Jupiter und eines Genius Stein mit der Inschrift MATR | IBVS, ein Meilenstein an's Zeit; bei *Holdeurnt* insbesondere Ziegel grofser nmt Grundmauern zu Tage gefördert; nördlich bei *Ub-*ıden sich Grabstätten, bei *Hunerberg* die Spuren eines npels, bei *Krajenhoff* Trümmer von Denkmälern des les Mercurius und der Minerva u. s. w. Dr. Janssen — 8 sowohl die Gröfsenmaafse, als die Legionenstem. er gefundenen Ziegel und Backsteine genau an. ctober v. J. fand derselbe auf einem Ausfluge mit dem Hrn. Guyot bei dem fleifsig ausgrabenden Arbeiter , in dessen Häuschen eine Menge römischer Bau-gemauert sind, *zwei* Steine, die wenige Tage zuvor graben worden waren und deren einer

. . . . O . M.
. . . . NIO LO
. CI

dem Genius des Ortes geweiht gewesen zu sein scheint, der andere aber einen wohl erhaltenen, rechteckigen *Ziegel* von feiner rother, hart gebrannter Erde darbot, auf welchem *vor* dem Brennen oder Backen, wie dem von Janssen früher (1841) bekannt gemachten Ziegel mit dem römischen Abcdarium, vier Zeilen mit dem Griffel eingeritzt waren oder sind. Die ersten Buchstaben der dritten Zeile sind von zweien Fufstritten (eines Erwachsenen und eines Kindes?) verdrückt, wie ähnlich auf solchen römischen Ziegeln des Leydener Museums Eindrücke von Sandalen, von vielleicht gallischen Hundepfoten und welschen Hahnentritten als sprechende Zeugen des belebten Betriebes auf solcher feldlagerigen Ziegelei vorkommen. Die Inschrift jenes Ziegels hat Dr. Janssen ohne Zweifel richtig gelesen

KALIVNIS
QUARTVS
LATERCLOS
N CCXIII

und eben so gedeutet „Kal*endis* Juniis Quartus Laterculos N*umero* 213." Nicht so ganz treffend dürfte die versuchte Deutung ihres Inhaltes ausgefallen sein. Ist an sich unergiebig, ob der hier genannte *Quartus* derselbe sei, den Janssen S. 13—14 in Stempeln auf gebrannten Geräthschaften von Nimwegen und Xanten, auf Denksteinen im Jülichschen nachweist, ist es eben so unerheblich, ob unser *Quartus* die 214 *laterculos* mit eigener Hand gefertigt und jenen letzten mit eigener Hand beschrieben habe; so dürfte auch die Untersuchung ziemlich unfruchtbar bleiben, ob er an jenem *ersten Juni* (welches Jahres?), während Dr. Janssen versichert, dafs jetzt ein Former der freilich kleineren Back- und Bausteine an Einem Tage 10,000, ja 14,000 Stück fertigen könne, nur die 214 Ziegel geformt habe, ferner dafs die Zahl dieser 21 Ziegel, selbst wenn einer am selbigen Tage erst die Erde zubereitet hätte, keinen besonderen Fleifs beweist.

Unser Verf. denkt sich S. 15. ferner, der *Quartus* habe sich am Bau eines Tempels betheiligt, dazu jene 214 Ziegel beigesteuert, dieselben, um der Sache mehr Verdienstlichkeit zu geben, mit eigener Hand an Einem Tage gefertigt und darauf bemerken wollen, dafs er am 1. Juni grade nicht weiter gekommen sei. Gewifs liegt viel näher anzunehmen, dafs der gefundene und beschriebene Ziegel gleichsam der *Quittungs-* oder *Ablieferungsschein*, der Anführer oder Schlufsstein zu anderen 213 gewesen sei, der natürlich mit verwendet wurde.

Grade der vom Verf. S. 18. wegen der verwandten Schrift angezogene, bei Humetrod in Hessen gefundene, in Steiner's Archiv für hessische Geschichte und Alterthümer (Darmstadt, 1840. II., 183) abgebildete, aber von Dr. Knapp in Darmstadt nicht ganz richtig gedeutete Ziegelstein mit der von Dr. Janssen richtiger gelösten Inschrift

STRATVRA TERTIA
LATERCLI CAPITLARES
N CCLXXV

Digitized by Google

(nicht *Numerus Legionis* LXXII, wie Knapp will), ist für die Richtigkeit jener unserer Auslegung der beste Gewährsmann.

Hier haben wir (obenein mit der gleichen, sogar zweimaligen Verschluckung des *u* vor l) dieselben *laterculos*, dieselbe Angabe ihrer Anzahl — ohne Zweifel die Zahl der *abgelieferten Steine* Einer Art.

Vielleicht ist auch der S. 56. meines *Libellus Aurarius* im J. 1840 abgebildete Ziegelstein mit seinen vor dem Brennen schwarz und cursiv aufgeschriebenen Namen und Nebenstrichen

Tertius ////////
Kandidus ////////////
Victor ////////////
Verna ////////
Martialis ////////

eben solch ein Belegstein über die von jedem der 5 Genannten abgelieferten Steine (oder geleisteten Fuhren etc.?) —

Dem sei wie ihm wolle, der von *Janssen* neuerdings mitgetheilte Ziegelstein gewinnt im Zusammenhalte mit dem von demselben bereits 1842 in seinen Musaei Lugd. Batav. *Inscriptiones* graecae et latinae auf Tafel XXXIII, fig. 1. abgebildeten anderen Ziegelsteine, dem gleichfalls vor dem Brennen die Schrift schwarz aufgeschrieben wurde, eben wegen dieser *Schrift* eine erhöhtere Bedeutung, worauf Dr. Janssen selbst beide Male auch aufmerksam gemacht hat. Ueberall im Wesentlichen *dieselben cursiven Züge*, *dieselbe Verflüchtigung der Buchstaben und Verschlingung derselben*, *wie sie in dem Protokolle der siebenbürgischen Wachstafeln* in gröfserem Zusammenhange und Verbrauche erscheinen; wobei gewifs bezeichnend ist, dafs da, wo der Pinsel die schwarze Farbe auftrug, die Schrift den Zügen der weichen Wachstafeln noch näher rückt, als da, wo der Griffel die, wenn auch noch nicht gebrannte, doch mehr widerstrebende Masse durchschneiden mufste. Aber selbst hier sind, wie Janssen schon bemerkt, nur 6 (sieht man das von jenem Fufstritte verletzte T in Zeile 3 genauer an, nur 5) Buchstaben etwas mehr uncial oder stehend, ohne die Umbiegungen des forteilenden und Verbindung anstrebenden Griffels geblieben.

Dr. Janssen sagt bei beiden Anlässen ganz richtig, dafs seine beiden Ziegel, wie die von mir im Libellus hinzugezogenen Ziegel und Denksteine, unwiderleglich die *Cursivschrift jener Wachstafeln*, *somit die Aechtheit dieser selbst bestätigen.* Nicht nur dieselben Buchstaben, dieselben Querlagen und Rechtsbiegungen oder Umschwünge des Griffels, dieselbe strenge Unterscheidung z. B. des *a* und *r*, sondern auch dieselben Verbindungen von *r* und *a*, *k* und *a* u. s. w.

Von mehreren Seiten, namentlich auch von *Böckh* und *Franz* sind Zweifel gegen die Aechtheit des von mir im Libellus gleichzeitig mitgetheilten *griechischen* Triptychon und zwar wegen der „viel zu jungen" Schriftzüge erhoben worden. An den *lateinischen* Tafeln hat nur Natalis de *Wailly* (im Journal des Savans 1841. S. 555—566) gezweifelt. In Bezug auf diese in Paris erhobenen Anstände sagt Dr. Janssen S. 17.: „het is mij niet bekend geworden, of en in hoe ver Mafsmann die bedenkingen beantwoord heeft": ich habe auf jene seit 1841 allerdings nirgends geantwortet, weil ich dieselben aufser einem anderen Grunde, auf welchen ich unten zurückkommen werde, für in sich zu wenig begründet, ja für zu flüchtig halten mufste; denn flüchtig mufs man es doch wohl nennen, wenn von *de Wailly* als Hauptbeweis für die erregten Zweifel an der Aechtheit jener lateinischen Schriftzüge wie Wachstafeln geltend gemacht wird, dafs ich S. 5. meines Libellus von Entdeckung der lateinischen Tafeln im Jahre 1790 (der griechischen 1807), S. 27. aber im Jahre 1833 geschehen spräche. *Aber ich spreche an letzterer Stelle ja gar nicht von jenen*, sondern von 2 anderen Tafeln, welche Jankowich besitze, und zwar von zweien *metallenen* Tabulis *honestae missionis*, die ich vorher S. 22 (Anmerk. 8. unter *f*) mit der Jahrzahl 1833 genauer beschrieben hatte. Hätte ich hier jene beiden *Triptycha* gemeint, so hätte ich sicher nicht „tabulae *duae* Jankovichianae" gesagt; ich spreche dort überhaupt von *diptychis*, von *annulis ferreis*, S. 5. bei den Wachstafeln dagegen von *lino sive filo* u. s. w. Ich mufs somit Hrn. Nat. de Wailly, weil die Zeit einmal auf diese Dinge wieder die Rede bringt, seine gegen mich gebrauchten Worte „une faute d'impression que nous avons dû signaler au public et à l'auteur" zurückgeben und bedauere nur, dafs der ausgezeichnete italienische Gelehrte *Borghesi* zu Rom seine ausführliche und gründliche Beurtheilung meiner „Tabulae ceratae" seit 1841 nicht veröffentlicht hat, welcher er die Aechtheit der Wachstafeln auch aus inneren Gründen, aus dem Inhalte des dortigen Protokolles zu beweisen unternommen hatte.

Er gewärtigte von mir genauere, beglaubigtere Nachrichten über das Datum der Auffindung, die ich denn auch seit jener Zeit *wiederholentlich* vom früheren Besitzer der beiden Triptycha, dem Edlen *Nicolaus Jankowich de Wadafs* zu Pest, Namen seines eigenen Besitzthumes verlangte, die derselbe mir nachdem er jene an den Erzherzog Palatinus theuer verkauft, namentlich über die *griechischen* Tafeln, *noch heute der Wissenschaft schuldet.* —

In Betreff dieser *griechischen* Schriftzüge erlaube ich mir schliefslich noch die Bemerkung, dafs, um überhaupt über Aechtheit oder Unächtheit griechischer Cursivschrift sicher urtheilen zu können, uns wohl zu sehr die *Zwischenglieder* zwischen Papyrusschrift und der Cursiv der ziemlich späten Handschriften mangeln dürften: ein ähnliches Verhältnifs, wie in dem bayerischen Streite über die Aechtheit der heutigen Ortsnamen selbst in Betreff der vermeintlich slavischen Ortsnamen der früheren urkundlichen Klänge derselben mangeln.

Die überraschende *Ergänzung* des von mir dem Libellus beigegebenen und gelösten *römisch-ägyptischen Papyrus* durch aus *durchweg dazu gehörigen* Bruchstücken zu *Paris*, die ich erst jetzt nach 4 Jahren durch Dr. Janssen's Schrift kennen lafst wieder sehe, Natalis de Wailly a. a. O. bereits angegeben hatte, habe ich in den Münchener *Gelehrten Anzeigen* Nr. 112. aufgelöst und angereiht mitgetheilt.

H. F. Mafsmann.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

LV.

. Grigorjew: О Достовѣрности Ярлыковъ, данныхъ Ханами Золотой Орды русскому Духовенству *(d. h. Ueber die Glaubwürdigkeit der Jarlyk's, welche von Chanen der Goldnen Horde der russischen Geistlichkeit ertheilt wurden). Eine historisch-philologische Untersuchung. Moskau.* 1842. 132 S. 8.

Diese kleine Schrift gehört unstreitig zu den iegensten Monographieen über wissenschaftliche ge, die ein russischer Gelehrter jemals geliefert Sie vertheidigt mit siegenden Gründen die Aecht- von sieben, nur in russischer Uebersetzung auf gekommenen Schreiben tatarischer Chane der Gold- *Horde* an die Geistlichkeit — Schreiben, welche st *Nowikow* in seiner altrussischen Bibliothek aus *Chroniken* edirte, und die auch Hr. Grigorjew nhang zu seiner Abhandlung mit den abweichen- *Lesearten* wieder abdruckt. Unter *Jarlyk* versteht im Mongolischen und Tatar-türkischen einen lichen oder schriftlichen *Befehl* im weitesten Sinne. *dem* der Verf. den Gebrauch dieses Wortes be- tet, führt er in sechs Abschnitten mit vieler Klarheit, *llichkeit*, und in einfach edelm Stile sein Thema . Kann man ihm etwas zum Vorwurf machen, es höchstens der Umstand, dafs sein rühmlicher ihn die Zeugnisse zu Gunsten einer Behauptung len mehr häufen läfst, als nöthig scheint.

ie erwähnten Jarlyk's sind, einen einzigen, der s Geleitsbrief dienen sollte, ausgenommen, alle *inerlei* Inhalt. Die Geistlichkeit erhält in den- verschiedne Rechte und Privilegien, insonder- *freiung* von Abgaben jeder Art; auch wird ihren *oliten* die Gerichtsbarkeit über den ganzen Cle- nd ganz willkürliche Verfügung über Kirchen- und Klostergüter zuerkannt oder zugesichert. Den tatarischen Unterthanen der Chane wird die Respectirung aller dieser Privilegien zur heiligen Pflicht gemacht, und für den Fall ihrer Verletzung die Todesstrafe angedroht. Von den Metropoliten u. s. w. verlangen die Herrscher der Goldnen Horde für so grofse Gunstbezeugungen nur fromme Gebete und Segenswünsche.

Hier entsteht vor Allem die Frage, wie eine Toleranz, die fast bis zur Beeinträchtigung ihrer eignen Glaubensgenossen sich steigerte, mit dem sonstigen Despotismus der damaligen Beherrscher Rufslands zusammenstimmt. Allein die Antwort ist bald gefunden, wenn man bedenkt, dafs die mongolischen Chane überhaupt in religiösen Dingen sehr duldsam waren, und, nicht sowohl aus Humanität oder Politik, als aus Aberglauben, der mit dem alten Geisterdienst ihrer Nation unzertrennlich verbunden war, jede Art von Cultus gegen Beeinträchtigung schützten. So wollte es auch der Gesetzcodex Tschinggis-Chan's, die *Jasa*, deren Satzungen jeder Fürst aus mongolischem Stamme zu halten verpflichtet war. Selbst nach ihrem Uebertritt zum Islam blieben die Ilchane Persiens allem Fanatismus fremd, und ihre christlichen Unterthanen hatten sich des kräftigsten Schutzes zu erfreuen; eben so weifs man von den Fürsten der Goldnen Horde, dafs sie noch als Muhammedaner ihre Töchter russischen Knjäsen (also christlichen Fürsten) gaben. Die Befreiung der Geistlichkeit von Steuern wird schon durch unverwerfliche Zeugnisse russischer Chroniken aus jenem Zeitalter, in denen Hr. G., wie überhaupt in der ganzen, seinem Zwecke dienenden Litteratur, grofse Belesenheit zeigt, bestätigt. Plünderung von Kirchen und Klöstern durch Truppen der Chane fand nur in Kriegszeiten statt, wenn es rebellische Knjäse zu züchtigen galt; und mufste dann und wann ein russischer Vasall der Horde um seines Glaubens willen einen

Digitized by Google

qualvollen Tod sterben, so geschah es nur, weil er aus Fanatismus den Islam *gelästert* hatte.

Hinsichtlich ihrer Form stimmen die vorliegenden Jarlyk's genau zu den zwei mongolischen Schreiben der Ilchane Argun und Oeldscheitu an Philipp den Schönen, und zu dem Jarlyk des Tochtamysch, deren Aechtheit nicht dem geringsten Zweifel unterliegt *). Nur in den drei Sendschreiben der *Taidula* fehlt die Eingangs-Formel: „im Namen des ewigen Gottes;" denn hatte jene Chanin auch die Macht, ein Jarlyk zu erlassen, so hatte sie diese Macht nur als Gemahlin des Chan's, und nicht von Gott, sondern von ihrem Gemahle; und wirklich finden wir in zweien dieser Schreiben vor: „Taidula's Wort," die Phrase: „dem (mündlichen) Befehle des Dschani-Beg gemäfs," was ohne Zweifel nichts Anderes sagen will, als: mit Bewilligung meines Gemahls.

Von den Personen, welche die Gnadenbriefe ausstellten — *Mengu Timur*, *Usbek*, *Berdibeg*, *Atjuläk* oder *Tuläk*, und *Taidula* — sind die drei ersten historisch hinlänglich bekannt. Von einem Chane *Atjuläk* weifs man nichts; da aber der ihm zugeschriebene Jarlyk vom Jahre 1379 datirt ist, und der Chan selbst ein Onkel des *Mamai* genannt wird, so mufs wohl *Tulunbeg* gemeint sein, aus dessen Regierung sich Münzen erhalten haben. Arge Verstümmelung der tatarischen und arabischen Namen ist gar nicht ohne Beispiel in den russischen Chroniken; so z. B. heifst *Dschelaleddin* bei ihnen bald *Selet*, bald *Seleni*; *Mukammed Bulak*, öfter *Mamant* u. s. w. — Die Chanin *Taidula* wird nur in russischen Chroniken erwähnt; sie erzählen von ihrer wunderbaren Heilung durch den Metropoliten *Aleksej*, und setzen ihren Tod in das Jahr 1359. Es scheint nur sonderbar, dafs eine *Chanin*, obendrein bei Lebzeiten ihres Mannes, officielle Schreiben dieser Art ausfertigen konnte. Dies giebt dem Verf. Veranlassung, sehr gründlich und gelehrt darzuthun, dafs die Frauen und nächsten weiblichen Blutsverwandten der Chane in den Mongolen-Staaten gröfserer Macht und Ehre sich erfreuten, als irgend sonst wo im älteren oder neueren Asien. Sie besafsen ihren eignen Palast und Hofstaat, eigne Domänen und Beamte; sie spielten immer eine grofse Rolle in der Regierung, selbst bei Fürstenwahlen, nahmen an allen Reichsversammlungen, die eine wichtige Angelegenheit betrafen, eben so pflichtmäfsigen als thätigen Antheil, und vor der Wahl eines neuen Chan's an der Stelle eines Verstorbenen war Eine der hinterlassenen Witwen alle Mal Reichsverweserin. Russische Chroniken erzählen, dafs, als Michail Jaroslawitsch Twerskoi in der Orda hingerichtet ward, er seinen Sohn Constantin *dem Schutze der Chanin* empfahl, und dafs sie nicht blofs diesen, sondern alle seine Bojaren vor dem Zorne des Chans beschirmte.

Die Empfänger der sieben Jarlyk's — fünf geistliche der russischen Kirche — werden sämmtlich Metropoliten genannt, und drei derselben, die es wirklich waren, *Peter*, *Feognost* und *Aleksej*, werden in Rufsland noch jetzt als Heilige verehrt. Der vierte, *Michail*, starb als Archimandrit und brachte es also nicht bis zu jener Würde; man weifs aber, dafs er sich darum bewarb. Ein *Jona*, oder *Jwan* aber, wie der fünfte, der Empfänger des ersten Jarlyk's Taidula genannt wird, ist zur Zeit dieser Chanin weder Metropolit, noch Archimandrit gewesen; vielleicht war ein Bischof dieses Namens, der, gleich Michail, um die höchste geistliche Würde sich beworben und ein Jarlyk in diesem Sinne ausgewirkt hatte; oder mufs ein Irrthum des Concipienten oder des russischen Uebersetzers angenommen werden, der aus einem Stappeln Bischof einen Metropoliten machte. Auffallend ist übrigens, dafs gerade dieser Jarlyk von den russischen Historikern gar nicht erwähnt wird.

Jeder neue mongolische Chan konnte die Einrichtungen und Verordnungen seines Vorgängers aufheben oder verändern; daher waren bei jeder Thronbesteigung neue Jarlyk's nothwendig, in denen es ausdrücklich bemerkt wurde, wenn sie früheren gleichen als Bestätigung dienen sollten. Es ist also sehr deshalb sehr wahrscheinlich, dafs alle Chane der Gelben Horde bei ihrer Thronbesteigung der russischen Geistlichkeit ein neues Jarlyk ertheilten; und die russischen Chroniken sowohl als der Inhalt dieser Schreiben selbst bestätigen die Sitte. Aber auch jeder Metropolitenwechsel unter einem und demselben Chan erforderte ein neues Jarlyk, weil dieses zugleich die Investitur des Metropoliten war.

Die Anachronismen in mehreren Daten erklärt

*) Vgl. *J. J. Schmidt's* philologisch-kritische Zugabe zu den zwei Mongolischen Originalbriefen u. s. w. Petersburg, 1824. — Erman's Russisches Archiv, Band 1., S. 178 ff.

Digitized by Google

'erf. scharfsinnig aus der Verwechslung gewisser als 'ahlen gebrauchten slawischen Buchstaben mit ande-en, die ihnen sehr ähnlich sind. In dem Jarlyk At-ıläk's soll z. B. ein Schaafjahr, welches dem J. 1379 Z. entspricht, das Jahr 708 der Hidschret sein, da ı doch zwischen 780—81 der Hidschret fällt. Der rthum konnte leicht so entstehen, dafs ein Abschrei-r, wenn die Zahl ψп (780) geschrieben war, statt п 0), и (8) las. Ein Wort in dem Datum findet der ırf. räthselhaft, nämlich Дарыкъ; dies kann aber ıhts Anderes sein, als das zu allen muhammedani-ıen Völkern übergegangene arabische تأريخ *tarych* era), welches der Uebersetzer nicht verstand und ach blofs in russische Buchstaben umschrieb. — r Geleitsbrief zu einer Reise nach Constantinopel, chen die Chanin Taidula dem Aleksej ausstellte, ist ı „Monat *Aram* des Jahres *Jenta*" datirt. Da nun lem mongolischen Cyklus kein Jahr diesen Namen so vermuthet Hr. Grigorjew, dafs auch hier eine se *Jahrzahl* nach dem Zahlenwerthe der Buchsta-dargestellt sei: *je* + n + t + a wären dann gleich 50 + 300 + 1000 = 1355, und somit erhielten wir eines muhammedanischen ein christliches Datum, uns durchaus nicht gerechtfertigt scheint, obschon G. bemerkt, in einem mongolischen Staate sei das *sehr mögliche Sache* (дѣло весьма возможное) sen. Dazu käme noch eine andere Sonderbarkeit, erkehrte Ordnung der Buchstaben. Diese, meint 'erf., liefse sich etwa damit erklären, dafs das n schon im Original mit Buchstaben bezeichnet ıen, und der Uebersetzer die arabische Anordnung ben (von der Rechten zur Linken) beibehalten Er selbst erklärt übrigens, dies seien nur Vor-zungen über Voraussetzungen (предположенія едположеніяхъ), nichts weiter; und wirklich t uns die Lösung des Räthsels viel einfacher. 'eifs, dafs die Mongolen im Westen, als der Is-ıd die türkische Sprache unter ihnen herrschend ı, der *alt-türkischen* Thiernamen für die Jahre jährigen Cyklus eben so gern und noch häufi-ıh bedienten, als der mongolischen; nun aber eines dieser Jahre (das 7te oder Pferdejahr) östlichen Türken *junad* oder *junda*, welcher besonders wenn der Vocal u unbezeichnet blieb يند), sehr leicht in енма (*jenta*) umgeschrie-ben werden konnte. Ein Pferdejahr ist nun z. B. 1354 gewesen und so ergäbe sich zufällig beinahe dasselbe Datum, wie es Hr. Grigorjew durch Berechnung des Buchstabenwerths erhalten. — Der Monat *Aram* giebt ebenfalls Aergernifs, weil er in keinem Kalender eines asiatischen Volkes anzutreffen. Herbelot sagt zwar in seiner *Bibliothèque Orientale*, ein Monat dieses Namens finde sich bei den *Chinesen*; dies ist aber ein absoluter Irrthum; und obschon Hr. G. wider die An-nahme einer blofsen Verderbung des arabischen *Mu-harrem* sich sträubt, so hat diese doch Einiges für sich. Dafs muselmännische Namen und Wörter von den Chronisten und Uebersetzern des russischen Mit-telalters oft arg verstümmelt worden sind, bezeugt unser Verf. selbst; und warum könnte in dem ältesten Manuscripte der Uebersetzung vorliegenden Jarlyk's nicht wenigstens Марамъ (*Maram*) gestanden haben, oder auch wohl das (in Manuscripten oft schwer zu erkennende) arabische *mim* zu Anfang des Wortes mit seinem Bindestrich von dem Translator übersehen, und für ح (*hh*) blofs der Vocal ausgedrückt worden sein? *).

Der Stil aller sieben Jarlyk's giebt sie auf das unzweideutigste als Uebersetzungen zu erkennen. Ihr dem mongolisch-türkischen streng nachgebildeter Pe-riodenbau macht sie nur dem Kenner dieser Sprachen vollkommen verständlich. Ohne Zweifel waren die Jarlyk's aus späterer Zeit *türkisch* geschrieben, weil die mongolische Sprache immer mehr aufser Gebrauch kam. Die vorliegenden Uebersetzungen sind wahr-scheinlich mit den Originalen von gleichem Alter, und man darf den Translatoren aufser der unbehülflichen Anbequemung an die Redewendungen der Originale, höchstens noch vorwerfen, dafs sie gewissen Aus-drücken eine zu christliche Färbung gaben, um sie verständlicher zu machen. Anachronismen und Ent-stellung gewisser Namen kommen wohl zumeist auf die Rechnung späterer Abschreiber.

W. Schott.

*) ح wird öfter ausgestofsen: so in *Mamant* für *Muhammed;* und obschon es sonst oft durch russisches х ausgedrückt wird, so entspricht dem letzteren doch das خ (ch) viel besser.

Digitized by Google

LVI.

Democriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius Ph. Dr. in Gymn. reg. Gall. sup. ord. praeceptor. Berolini* 1843. 438 S. 8. *und XVI. S. Prael.

Demokritus von Abdera gehört, mag man über seine *Philosophie* auch noch so sehr verschieden urtheilen, mit Alkmäon und Empedokles zu den gröfsten *Naturforschern* des Alterthums. Diese drei nehmen unter den wenigen, welche im Alterthum die Wissenschaft durch Beobachtungen und Experimente zu begründen und zu erweitern strebten, den ersten Platz ein. Kein Wunder also, wenn später die falsche Naturwissenschaft, die Magie, durch seinen Namen zu Ehren zu kommen strebte und ihren Verirrungen seinen Namen vorsetzte. Auch um Mathematik, Astronomie und Geographie erwarb sich Demokritus unsterbliche Verdienste. So wenig dieselben auch bisher verkannt sind, in ihr gehöriges Licht können dieselben erst treten durch eine vollständige Sammlung und zweckmäfsige Anordnung aller von ihm vorhandenen Bruchstücke und über ihn erhaltenen Nachrichten. Die Lösung dieser Aufgabe, zu welcher Hr. Mullach schon seit längerer Zeit wetteifernd mit Hrn. Burchard in Minden Vorarbeiten geliefert hatte, hat derselbe in vorgenannter Schrift und zum gröfsten Theil mit günstigem Erfolg versucht, so dafs dieses Buch als eine dankenswerthe Bereicherung der Wissenschaft angesehen werden mufs. Wenn des Ref. Erwartungen nicht ganz erfüllt sind, so liegt davon die Schuld freilich zunächst und vorzüglich an der Geringfügigkeit und Zerstückelung der auf uns gekommenen Ueberbleibsel und Nachrichten, zum Theil aber vielleicht auch darin, dafs er mehr hoffte, als er nach dem vorhandenen Material zu hoffen berechtigt war.

Demokritus umfafste in seinen Forschungen und Schriften die Philosophie und alle positiven Wissenschaften, die zu seiner Zeit bekannt waren. Mehrere derselben haben durch ihn ihre Selbstständigkeit erhalten, alle in ihrer Ausbildung gewonnen. Um dies a das gehörige Licht treten zu lassen, müfste das Material mitgetheilt und geordnet, aus einer zweckmäfsigen Combination sein Standpunkt entwickelt und in Vergleich mit den gleichzeitigen Bearbeitungen einzelner Wissenschaften beurtheilt werden. Von diesen drei Stücken vermissen wir das dritte, und in der Behandlung des ersten und zweiten hat der Verf., wie es Ref. erscheint, sich zu sehr beschränkt, freilich nicht ohne Bewufstsein und Grund: denn er fürchtete zu weitschweifig zu werden; aber durch Abkürzung anderer Theile und durch eine zweckmäfsigere Anordnung des Ganzen hätte sich für die gewünschte Erweiterung Raum genug gewinnen lassen, ohne dafs die Sache den gegenwärtigen Umfang viel hätte überschreiten dürfen.

Das erste Buch de Democriti Vita hatte eine schwierige als unerfreuliche Aufgabe, da meist nur negative Resultate zu gewinnen waren. Mit grofser Ausführlichkeit und Klarheit entwickelt der Verf. aus dem Gewirre der sich widersprechenden chronologischen Angaben den Beweis für die Richtigkeit der bestesten Angabe, dafs Demokritus Ol. 80, 1 (460 v. Ch.) geboren, und Ol. 104, 4 (360 v. Ch.) 100 Jahr alt gestorben sei. Dies scheint freilich schwer mit der hinreichend beglaubigten Ueberlieferung zu vereinigen, dafs Hippokrates und Protagoras seine Schüler gewesen sind, von denen jener in demselben, dieser ein Jahre früher geboren sein mufs, da er schon 444 nach Thurii gegangen sein soll, wenigstens lange Zeit mit dem 429 verstorbenen Perikles Umgang pflegte. Der Verf. erinnert aber, dafs dies nicht Jugendunterricht zu verstehen sei, bei freiem wissenschaftlichem Verkehr aber wohl von Leuten gleichen Alters der eine des andern Schüler heifsen könne. Selbst dies hat allerdings schon beim Hippokrates seine Schwierigkeiten, wenn es richtig, dafs er, wie es erwiesen zu haben glaubt, schon im Anfange des peloponnesischen Krieges als Schriftsteller aufgetreten sei. Demokritus mufs dann, wie es scheint, noch früher geschrieben, oder demselben mündliche Mittheilungen gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

mocriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius.

(Fortsetzung.)

Beides ist indefs um so eher möglich, da schwer hzuweisen sein möchte, dafs schon in den ersten riften des Hippokrates der Einflufs des Demokritus rkannt werden müsse, und auch ein gegenseitiger lufs möglich, ja wahrscheinlich ist. Anders ver- es sich mit dem Protagoras, und hier bleibt fast ts anders übrig, als entweder die ganze Ueberlie- ng zu bezweifeln, oder des Protagoras Auftreten später zu setzen; Letzteres ist allerdings möglich, s doch mit der angeblichen Gesetzgebung des agoras für Thurii etwas problematisch aussieht, nfalls nicht gerade nothwendig ist, dieselbe mit Gründung gleichzeitig zu setzen, da die Thurier zuerst der Gesetze des Charondas bedient haben 1. Es ist ferner mit Sicherheit zu erweisen, dafs okritus in mehr als einer Wissenschaft gegen agoras auftrat; eine Berücksichtigung Demokrit's r Lehre des Protagoras ist dagegen sogar zwei- t. So bleiben wir trotz aller Schwierigkeiten bei Berechnung des Verf.'s, und setzen das Leben krit's zwischen 460 und 360, bis ein anderes tat mit gröfserer Sicherheit ermittelt ist.

Die Reisen Demokrit's nach Kleinasien, Babylon Aegypten sind durch seine eigenen Schriften hin- nd beglaubigt; der Besuch Indiens bei ihm we- ns nicht so zweifelhaft, als bei den meisten nossen, und als der Verf. meint. Wenn er auch glich seine Aufmerksamkeit auf die Natur des s richtete, so geht der Verf. in seinen Zweifeln t, indem er den Verkehr mit den Priestern Per- und Babylon's in Abrede stellt; denn wenn er sich rühmt, die meisten Gelehrten gehört, und alle, selbst die Harpedonapten der Aegypter in der reinen Mathematik zu übertreffen, so möchte darin ein ziemlich deutliches Zeugnifs liegen, dafs er überall die Gelehrtesten aufgesucht habe, und diese möchten doch wohl in den meisten Ländern des Orients die Priester gewesen sein, die wenigstens in Babylon auch mit der Mathematik, besonders aber mit der Astronomie wohl bekannt gewesen sein müssen. Vrgl. Böckh's Metrologie p. 32. u. ff. Seinen Vorzug setzt er offenbar nur in die Theorie der Beweisführung (γραμμέων ξυνθέσιος μετὰ ἀποδέξιος), räumt andern also Gleichheit oder Vorzug in der Praxis ein. Dafs er, der sich rühmt, den gröfsten Theil der (bekannten) Erde besucht zu haben, auch in Italien gewesen sei, möchten wir so wenig bezweifeln, dafs es vielmehr wahrscheinlich dünkt, er habe auch die damals viel besuchten Küstenstädte des südlichen Rufslands nicht vergessen. Wenn er während eines mehrjährigen Aufenthalts in Athen unbekannt blieb, so möchten wir doch defshalb nicht mit Cicero die Ursache seines Incognito einer besondern Bescheidenheit zuschreiben und es ihm zum Ruhm anrechnen. Er war hingekommen, um zu lernen und wahrscheinlich in seinem früheren Lebensalter; denn dafs er damals schon durch Schriften berühmt gewesen, wagen wir nicht mit dem Verf. aus dem Cicero zu folgern. Wenn es ferner wegen seiner Beziehung zum Hippokrates wahrscheinlich ist, dafs er bald nach 430 als Lehrer und Schriftsteller auftrat, wenigstens wieder in seiner Vaterstadt lebte, so werden seine Reisen in die früheren Jahre zu setzen sein, und dazu wohl ein Zeitraum von 10 Jahren genügen, wenn er auch 5 Jahre in Aegypten, und mehrere in Athen zubrachte. Die Folge zu bestimmen, in der er die verschiedenen Länder besucht habe, scheint uns mifslich, und namentlich, dafs er sich zuletzt in Aegypten aufgehalten habe, finden wir nirgends auch

Digitized by Google

nur angedeutet, obgleich es uns, wie dem Verfasser, wahrscheinlich dünkt, dafs er Griechenland und Italien vor den Ländern der Barbaren bereist habe.

Was die Anklage wegen Verschwendung seiner Erbgüter oder wegen Vernachläfsigung seines Ackers betrifft, so möchte darauf um so weniger Gewicht zu legen sein, weil genau genommen beides der Nachricht des Antisthenes widerspricht, nach welcher er die Anklage nur gefürchtet und durch Vorlesung seiner Schriften im Voraus abgewandt habe, was auch nicht eben sehr glaubwürdig aussieht. Der Zeuge hat keineswegs so grofse Autorität, als Hr. Mullach glaubt, denn er hat nicht, wie mit Berufung auf Menage p. 40 behauptet wird, vor Aristoteles gelebt. Wenn auch J. G. Vossius und sein neuester Herausgeber p. 325 nicht über die Identität der Männer dieses Namens zu entscheiden wagen, so hat doch schon Jonsius IV. p. 329 gezeigt, dafs der Verf. der διαδοχαὶ, auf den es hier allein ankommt, als die Quelle des Diogenes Laertius, viel später fällt, da er noch den Kyniker Krates, den Menedemus und selbst den Kleanth, den Schüler des Chrysippus, behandelt, also frühestens im 2ten Jahrh. v. C. gelebt haben kann.

Ausführlich, wir möchten fast sagen, zu weitschweifig ist die Frage über den Ursprung des demokritisch-hippokratischen Briefwechsels behandelt: denn die Echtheit wird Niemand in Schutz zu nehmen versuchen. Ein bisher übersehenes und allerdings sehr interessantes Moment, das der Verf. geltend macht, ist, dafs die sprüchwörtlich gewordene Albernheit der Abderiten, welche in diesen Machwerken eine Hauptrolle spielt, nicht vor Cicero nachzuweisen sei. Der Verf. forscht dem Ursprung dieser Märchen nach, glaubt den Anfang in einer Stelle des Stoikers Athenodoros zu finden, und meint, dafs die Briefe erst im 3ten Jahrhundert n. Chr. verfafst seien. Allein wie die Anekdoten von seiner Blendung durch sich selbst, von seinem Lachen, von seiner Magie und der Albernheit der Abderiten meistens schon zu Cicero's Zeit im Umlauf waren, so ist ihr Ursprung wohl schwerlich erst damals zu suchen, sondern auf eine noch frühere Zeit zurückzuführen, und wahrscheinlich, wie so vieles der Art, wohl in der Komödie zu suchen. Aehnlich ist es mit der dem Hippokrates schuld gegebenen Verbrennung des Tempelarchivs zu Kos, die schon beim Varro vorkommt, und mit der Sage von den Verhältnissen des Hippokrates zum Perserkönig, die schon dem älteren Cato bekannt war. Plut. Cat. maj. c. 23. Letztere kommt hier besonders in Betracht, da sie sich in derselben Briefsammlung findet, und Veranlassung gewesen ist, dieselbe in die Alexandrinische Zeit zu versetzen. Da die Sache indefs auch in dem angeblichen Decret der Athener zu Ehren des Hippokrates vorkommt, welches der Cato bekannt gewesen sein kann, so beweist sie für die Briefsammlung nichts, die allerdings viel später ist, und zum Theil wenigstens allerdings lange nach Chr. Geburt geschrieben sein mag.

Das zweite Buch handelt von den Schriften, das dritte enthält die Fragmente, und das vierte giebt eine Entwickelung der Lehre. So wenig im Allgemeinen gegen diese besonders bei den Holländern üblichen Eintheilung einzuwenden sein mag, so können wir der Art der Ausführung doch nicht unsern Beifall geben, weil wir nirgends etwas Vollständiges und so manche Wiederholung finden. Hauptsächlich scheint es uns zu tadeln, dafs der Verf. unter den Fragmenten nicht alle Nachrichten über Demokrits Gedanken und den Inhalt seiner Werke unter die Fragmente aufgenommen hat. Man kann einwenden, dafs zu den Fragmenten nur die Stellen gehörten, in denen seine eigenen Worte enthalten sind. Allein man wird dies in Abrede stellen können, dafs in den bei der Behandlung über die einzelnen Stellen oft nur angeführten, nicht einmal mitgetheilten Stellen sowohl, als in manchen, die als Berichte über seine Lehre angeführt sind, eigene Worte des Schriftstellers vorkommen, so gut als in den unter den Fragmenten aufgeführten Stellen viele sich finden, welche nur den Gedanken, nicht die Worte wiedergeben. Wie war es auch möglich, da die Grenze zu finden? Es blieb dabei nichts anders übrig, als alles unter die Fragmente zu stellen, und diese so weit als möglich den Titeln der einzelnen Schriften unterzuordnen; dann hätten bei der Lehre Zurückweisungen auf die Fragmente gemacht, und man hätte unter einem Blick gehabt, was man nun an drei oder vier Stellen suchen mufs. Wir kennen dabei die Schwierigkeit der Ausführung, glauben aber, dafs die dabei unvermeidliche Unbeholfenheit nicht so grofse Nachtheile gebracht hätte, als der vom Verf. eingeschlagene Weg.

Dies über das Verhältnifs der drei letzten Bücher

Digitized by Google

einander. Nachdem wir noch dieselben einzeln zu arakterisiren versucht haben, wollen wir den Hauptalt seiner Werke nach der gegebenen Reihenfolge Schriften kurz durchgehen, und damit die entechenden Theile der beiden andern Bücher verden.

Der Verf. hat das Verdienst, in dem bei'm Dioes erhaltenen Verzeichnifs der Schriften die Einlung in Tetralogien nach Thrasyllus, wir glauben Glück, hergestellt zu haben; er irrt indefs, wenn meint zuerst diesen Versuch zu machen. Schon leiermacher (Philos. Bd. III. p. 293): Ueber das zeichnifs der Schriften des Demokritus bei'm Dioes Laertius, hat dieselbe Frage behandelt. Wenn auch, wo beide Kritiker von einander abweichen, Mullach meistens den Vorzug geben müssen, so n sich doch auch bei Schleiermacher einzelne htungswerthe Bemerkungen, wie z. B. über die eilung ἀσύνταχτα, dafs sie offenbar alle physischen lts, also wohl nur durch eine weniger strenge, eicht aphoristische Form, sich unterschieden hät- Nach Angabe der Tetralogien fährt Diogenes fort: τάττουσι δέ τινες χατ' ἰδίαν ἐχ τῶν ὑπομνην χαὶ ταῦτα· und zählt dann neun Titel aus verdenen Wissenschaften auf. Hr. Mullach glaubt die ὑπομνήματα ἠθιχὰ wieder zu erkennen, was n der darunter vorkommenden geographischen nedicinischen Titel doch Bedenken erregt: denn der Ὠχεανοῦ περίπλους auch die Sitten der Völehandeln könnte, so ist der Schrift περὶ πυρετοῦ ὃν ἀπὸ νόσου βησσόντων doch schwerlich ein ethi- Gesichtspunct abzugewinnen, wefshalb es wahrlicher ist, hier ὑπομνήματα auf alle Werke zu en und einzelne Bücher zu verstehen, die urglich Theile gröfserer Werke waren, aber wegen teresses, das sie erregten, besonders abgeschrieurden.

Wir verweilen nur noch bei den unechten Schrifind bemerken bei dieser Gelegenheit, dafs der die für unecht gehaltenen Werke und Fragmente ntheils weggelassen. Dafs er das Buch de arte und die Briefe nicht weiter berücksichtigte, wird billigen; dafs aber auch die, wenn auch schon Alten für unecht anerkannten Fragmente aus lla, Plinius und Coelius Aurelianus und in den icis nicht aufgenommen wurden, können wir weniger billigen, da dadurch verhindert wird, dafs der Leser eine eigne Ueberzeugung über diese Frage gewinnen kann; sind doch die ethischen, die für unecht erklärt werden, mitgetheilt. Der Demokritianer Bolus, der schon von den Alten als Fälscher genannt wird, bedarf wohl noch einer genaueren Untersuchung. Ferner scheint kein Grund zu sein, die bei Columella im Allgemeinen angeführten ὑπομνήματα für ein besonderes Werk zu halten. Hier war der Ort zu bemerken, dafs auch einige Hippokratische Schriften besonders von Neueren dem Demokritus beigelegt worden sind.

Den Fragmenten, die in moralische, physische, zoologische, astronomische, verschiedenartige, und solche, die über Ackerbau handeln, getheilt sind, ist eine recht klare und gute lateinische Uebersetzung untergesetzt, und es folgen recht verständige Noten, meist kritischen Inhalts, doch geben sie auch die Uebersetzungen und Auszüge, die sich von den Fragmenten bei den Alten finden.

Die Realerklärungen mufs man im letzten Buch, das die Lehre abhandelt, suchen. Da der Verf. weder in Form noch Inhalt hier etwas Neues von Bedeutung giebt, so würde der ganze Abschnitt nicht vermifst werden, zumal da er, besonders was die Deutlichkeit, den Zusammenhang und die Anordnung betrifft, nicht eben gelungen zu nennen sein möchte. Von Demokrits astronomischem System findet sich eine Ueberlieferung p. 390, eine andere p. 393, ohne dafs ein Versuch gemacht wird, zu entscheiden, welcher der Vorzug gebührt, und die an sich nicht deutliche Ansicht genauer aus den erhaltenen Andeutungen zu entwickeln. Dafs an vier verschiedenen Stellen von den umherschwebenden Bildern der Dinge (εἴδωλα), an eben so vielen meistens andern Stellen vom Erkenntnifsvermögen die Rede ist, hätte sich vermeiden lassen, wenn der Verf. sich auf Demokrits Standpunct versetzt hätte, und nicht von der uns gewöhnlichen Auffassungsweise ausgegangen wäre.

In der Betrachtung des Einzelnen folgen wir der Anordnung der Schriften, wie sie Thrasyllus gegeben, nicht als wenn wir grade überzeugt sein könnten, dafs er das Rechte getroffen, sondern weil wir wenigstens nicht im Stande sind etwas Besseres zu finden. Des Verf.'s Meinung, dafs die ethischen Schriften und namentlich der Pythagoras zu den frühesten Schriften des Demokritus gehören, scheint uns nicht hinreichend

Digitized by Google

begründet. Wir möchten grade umgekehrt schliefsen, dafs die Wichtigkeit, welche er der Mäfsigkeit beilegt, und die vielen einzelnen Vorschriften eine genauere Kenntnifs der Pythagoräischen Lebensweise annehmen lassen, und wenn diese, wie aus gleichzeitigen Komikern zu schliefsen, in Griechenland auch bekannt war, so scheint er doch eine genauere Kenntnifs der Persönlichkeit des Pythagoras und seiner Lehre gehabt zu haben, die sich schwerlich anders als unter seinen Schülern in Italien erwerben liefs, wie denn auch die Erklärung der εὐθυμία, die ihm der höchste ethische Begriff war, durch ἁρμονία und ξυμμετρίη auf einen nähern Zusammenhang mit der Pythagoräischen Ethik schliefsen läfst, wofür auch Ausdrücke, wie ψυχὴ δ' οἰκητήριον δαίμονος sprechen. Die Spuren von Einflufs der Sokratischen Ethik, mit der er sich bei der Abneigung gegen die ideale und abstracte Richtung des Urhebers nicht mochte befreunden können, sind dunkler, wenn auch nicht ganz zu leugnen; der weite Umfang, welchen er dem Begriff φρόνησις giebt, und die Sätze von der ἄνοια könnten dahin gerechnet werden. Jedenfalls verdienen die ethischen Fragmente als der erste Versuch, die Ethik wissenschaftlich zu begründen, gleichzeitig mit Sokrates, und bevor noch einer seiner Schüler dessen Lehre in Schriften behandelte, mehr Beachtung, als ihr gewöhnlich zu Theil wird.

Bei dem zweiten Titel περὶ τῆς τοῦ σοφοῦ διαθέσιος bemerken wir nur, dafs darin wohl der erste Versuch zu finden ist, den Weisen als sittliches Ideal zu schildern. Von der Schrift περὶ τῶν ἐν ᾅδου wird in reichen Collectaneen nachgewiesen, dafs darin vom Scheintode und von der Ohnmacht gehandelt war, nicht aber, wie Wyttenbach vermuthet, von einem Wiederaufleben nach dem Tode. Da die Schrift unter den ethischen steht, mufs man ohne Zweifel auch eine Anwendung auf's Leben vermuthen, die auch nicht ganz ferne liegt. Auf die vierte Schrift τριτογένεια, die nach Demokrit φρόνησις war, und εὐλογίζεσθαι, λέγειν καλῶς und πράττειν ἃ δεῖ umfafste, lassen sich viele Fragmente beziehen. Dasselbe gilt von der Schrift περὶ ἀνδραγαθίης und περὶ εὐθυμίης, die mit grofser Wahrscheinlichkeit identisch erklärt wird mit der anderswo citirten Schrift περὶ τέλους. Schwieriger ist es den Inhalt zu bestimmen von der Schrift Ἀμαλθείας κέρας, obgleich die Vermuthung nahe liegt, es sei vom Lebensgenufs gehandelt. Für die ὑπομνημάτων ἠθικῶν ἑ würde dann übrig bleiben, was sonst nicht unterzubringen ist.

In der Behandlung der ethischen Fragmente hatte der Verf. an Orelli und Burchard gute Vorgänger, indefs verdient, was er hinzugethan, Anerkennung, wefshalb hier wenig Erhebliches nachzutragen sein möchte, abgerechnet, dafs das Urtheil über Echtheit und Unechtheit wohl nie zur völligen Sicherheit gelangen kann. Wir halten uns nur bei einem Fragment auf, das wohl richtiger unter den physiologischen seinen Platz gefunden hätte. Wir meinen No. 50: Ξυμφορίη ἀποπληξίη σμικρή· ἐξέσσυται γὰρ ἄνθρωπος ἐξ ἀνθρώπου. Die vom Verf. vorgezogene Lesart ἀποπληξίη, was Schlagflufs, völlige Lähmung, Ohnmacht bedeutet, kann wohl ihrer Bedeutung wegen hier nicht stehen, wie der Verf. selbst zugeben mufs, dafs nach das Zeugnifs der Ueberlieferung dagegen ist, da jene Lesart sich nur beim Stobäus findet, alle übrigen Stellen der Alten aber die Lesart ἐπιληψίη darbieten. Für den zweiten Theil kommen noch zwei Citate bei Galen. in Hipp. Epid. III. Com. 1. ed. Bas. V. p. [illegible] Kuhn. XVII. B. p. 28. ἔπειτα δὲ καὶ (γράφουσι) ὁ Δημόκριτος εἶπεν· ἄνθρωπος ἐξ ἀνθρώπου ἐκθόρνυται. An animal sit, quod in utero est, ed. Chart. V. p. [illegible] Kuhn. XIX. p. 516 φησὶ δὲ Δημόκριτος ἄνθρωπον ἐξ ἀνθρώπου ἐξεσεῖσθαι καὶ κῦνα ἐκ κυνὸς καὶ βοῦν ἐκ βοός. Aufserdem bemerken wir nachträglich: No. 40. findet sich auch bei Michael Apostolicus, Cent. VI. 14. mit Variante; No. 32. ibid. V, 50, wo sich der vom Verf. hergestellte Jonismus erhalten hat; No. 73. ibid. [illegible] 63, wo die ersten Jonismen verwischt; No. 89: πρήξιος ἀρχή, τύχη δὲ τέλεος κυρίη, ibid. XIX, [illegible] der Variante: τύχη δὲ τέλος κηρίης, wo indefs das letzte Wort sinnlos; No. 192. ibid. XX. 49.

Bei demselben Schriftsteller finden wir noch [illegible] Μηδὲ δίκην δικάσῃς, πρὶν ἀμφοῖν μῦθον ἀκούσῃς. [illegible] XV. 17 (nach dem Index) ὁ πῆλος, ἢν μὴ δαρῇ, [illegible] μὸς οὐ γίνεται. Diese Stellen beim Stobäus zum Theil unter Demokrates Namen aufgeführt, sind hier dem Demokritus beigelegt, und dienen zur Bestätigung der vom Verf. vertheidigten Ansicht, dafs alles dem Demokritus gehört, und der Name Demokrates aus Irrthum entstanden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

*mocriti Abderitae Operum Fragmenta colle-
git, recensuit, vertit, explicuit ac de philoso-
phi vita, scriptis et placitis commentatus est
Fr. Gu. Aug. Mullachius.*

(Fortsetzung.)

Dafs der μέγας διάκοσμος und der μικρὸς διάκοσμος
Bildung der Welt aus den Atomen und dem Lee-
geschildert, und also die Principien seiner Natur-
osophie behandelt haben, ist so sicher, als es un-
lich ist, den Unterschied beider Werke zu bestim-
. Am wahrscheinlichsten ist, dafs das eine dem
kippos gehörte. Die κοσμογραφία möchte sein Son-
ystem enthalten haben. Es ist schon oben er-
nt, dafs dieser Gegenstand vom Verf. in dem letz-
Buche nur flüchtig behandelt ist. Die Widersprü-
der verschiedenen Stellen beruhen meist auf Mifs-
ändnissen. Die aus Diogenes angeführte Stelle
t dem Leucippus, nicht dem Demokritus, obgleich
ch der scheinbare Widerspruch leicht zu heben
Nach Diog. L. IX. 32—33 wird um jede Welt
Hülle angenommen, die er aber nicht für fest
ndurchdringlich mufs gehalten haben, da er eine
rkung der Atome von aufsen auf die Hülle nicht
sondern auch durch dieselbe auf das Innere zu-
da diese Hülle in Brand kommt, versteht er
er wohl, was sonst bei den Alten Aether heifst.
nächst liegt nach Demokrit die Sphäre der Fix-
, wie Pseudoplat. de Plac. Phil. II. 15 in Ueber-
mung mit Pseudo Orig. p. 891 angiebt, was
wegs mit Diogenes in Widerspruch steht, wo
ἄστρα nur die Fixsterne verstanden werden kön-
e, da sie sich zuerst entzünden, offenbar zu äu-
angenommen werden müssen. Wenn es heifst
ἡλίου κύκλον ἐξώτατον, so ist das relativ im
satz gegen Mond und Planeten zu verstehen,
fs weiter unten τὸν δὲ ἥλιον ὑπὸ τῶν ἀστέρων
ἐκπυροῦσθαι gelesen werden mufs ἀστρῶν, indem ἀστέρες Sonne, Mond und Planeten bedeuten. Die Planeten (die beim Plutarch Mond und Sonne mit umfassen) im engern Sinn werden zwischen Sonne und Mond, der Mond aber der Erde zunächst gesetzt.

Von den Planeten handelte er noch in einer besondern Schrift. Dabei fällt auf, wenn wir beim Seneca Quaest. Nat. VII, 11 lesen: Democritus quoque subtilissimus antiquorum omnium suspicari ait se, plures stellas esse, quae currant, sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus. Bei den genauen astronomischen Beobachtungen, die grade von Demokrit überliefert werden, müfste es Wunder nehmen, wenn er noch nicht die 5 Planeten als solche erkannt, und von allen Sternen anderer Art unterschieden hätte. Und doch hat auch Schaubach Seneca so verstanden, aber gewifs mit Unrecht. Eben so ungereimt ist es anzunehmen, er hätte die Kometen aus dem Zusammentreffen zweier der 5 Planeten erklärt. Und doch haben schon Alexander von Aphrodisias und Olympiodorus ihn oder vielmehr des Aristoteles Nachricht über ihn so verstanden, obgleich Seneca in der entsprechenden Stelle sich vorsichtiger ausdrückt, indem er ihn die Kometen nicht durch das Zusammentreffen mehrerer Planeten, sondern mehrerer Gestirne (sidera) erklären läfst. Das nondum comprehensis quinque siderum cursibus soll und kann nicht heifsen, dafs man den Lauf der 5 Planeten noch nicht verstanden, sondern nur dafs er sie noch nicht so begriffen, dafs er sie durch Berechnung ihrer Umlaufszeit als besondere Klasse von Weltkörpern festgestellt, wefshalb er auch andere Sterne (wahrscheinlich Kometen ohne Schweif) in dieselbe Klasse setzte, und daher eine unbestimmte Zahl von Planeten annehmen zu müssen glaubte (Simpl. ad Arist. de Caelo II. ed. R. p. 497. Cf. Hallische Litteraturzeit. 1837. IV. 98),

Digitized by Google

wie dies auch von Diogenes Apolloniates geschehen ist. Stob. Ecl. I. 25. p. 508: συμπεριφέρεσθαι δὲ τοῖς φανεροῖς ἄστροις ἀφανεῖς λίθους καὶ παρ' αὐτὸ τοῦτο ἀνωνύμους· πίπτοντας δὲ πολλάκις ἐπὶ τῆς γῆς σβέννυσθαι, καθάπερ τὸν ἐν Αἰγὸς ποταμοῖς πυρωδῶς κατενέχθεντα ἀστέρα πετρίνον. Offenbar führte man die als Feuerkugeln herabgefallenen Aerolithen zum Beweise dafür an, oder erklärt umgekehrt diese Erscheinung durch diese Theorie. Solche Planeten ohne Namen sind es aber offenbar, aus deren Zusammentreffen er die Kometen erklärte.

Die folgenden Titel sind meist durch sich selbst verständlich; wir machen jedoch darauf aufmerksam, dafs die vier ersten mehr das Erkenntnifsvermögen behandelt, die vier letzten mehr die Natur an sich beschrieben haben. In der Schrift περὶ φύσιος war ohne Zweifel die Entstehung des Einzelnen aus Atomen erklärt, wie aus Simplic. Phys. p. 310 a. zu schliefsen: οἱ περὶ Δημόκριτον τὴν κατὰ τόπον κίνησιν κινεῖσθαι λέγουσι τὴν φύσιν τοῦτεστι τὰ φυσικὰ καὶ πρῶτα καὶ ἄτομα σώματα; welche Stelle der Verf. später angebracht. Es folgen in derselben Tetralogie: περὶ ἀνθρώπου φύσιος ἢ περὶ σαρκὸς β', περὶ νόου und περὶ αἰσθησίων, aus welchem letzteren besonders viele Fragmente erhalten sind. Die folgende Tetralogie περὶ χυμῶν, περὶ χροιέων, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν und περὶ ἀμειψιρρυσμιέων. Es wird nachgewiesen, dafs ῥυσμὸς Jonisch für ῥυθμὸς bei den Abderiten σχῆμα bedeutet habe. Es handelte der Philosoph also offenbar hier nach einander 1) von den Flüfsigkeiten, 2) von den festen Körpern und zwar erst von der Farbe, dann von der Gestalt; 3) von deren Veränderungen; alles wird aus den Atomen erklärt, denen er eine unendliche Verschiedenheit der Gestalten und eine beständige Bewegung beilegt. Wir glauben daher nicht, dafs vorzugsweise in der letzten Schrift von den Atomen die Rede gewesen ist, und möchten daher nicht mit dem Verf. die Schrift περὶ ἰδεῶν mit derselben identisch halten. Da bei ihm ἰδέαι die Atomen heifsen, so ist dies eher die Schrift περὶ φύσιος gewesen, wogegen die letzte wohl von der Bewegung derselben gehandelt haben mag.

Den hierher gehörigen Fragmenten, welche nur bei der Lehre p. 386 angegeben sind, fügen wir die etwas abweichende Parallele Galen. in Hipp. περὶ χυμῆς ed. Chart. VIII. p. 523. Kuhn XVI. p. 38 hinzu. Interessant sind die Bemerkungen über die Schrift κρατυντήρια, in welcher der Verf. mit grofser Wahrscheinlichkeit die sonst angeführten κανόνες, allgemeinen Naturgesetze des Demokrit wieder findet. Besondere Beachtung verdient der folgende Titel περὶ εἰδώλων, περὶ προνοίης und das dahin gehörende Fragment 3 p. 201. Die Annahme feiner stets und überall umherschwebender Bilder, denen offenbar ein eigenthümliches Leben beigelegt wird, welche dem Geiste wenigstens nur im Traum sichtbar sind, die den Menschen Gutes und Böses weissagen und selbst zufügen, s. offenbar geeignet, jeden Aberglauben zu vertheidigen. Weshalb Cicero p. 411 wohl nicht zu tadeln, wenn er beim Demokrit darin selbst göttliche Wesen erkannte. Nimmt man dazu die beglaubigte Ueberlieferung, dafs nach ihm Schlangenbifs durch Flötenspiel heilbar gewesen, so kann die Verwerfung der ihm beigelegten magischen Ansichten sogar leicht wieder zweifelhaft werden, zumal wenn man bedenkt, dafs wohl zu unterscheiden sei zwischen dem, was er besprochen und was er selbst angenommen. Um so nothwendiger wird für die selbstständige Beurtheilung die vollständige Mittheilung des Materials. Dafs der folgende Titel περὶ λοιμῶν ἢ λοιμικῶν κακῶν α', β', γ', richtig hergestellt sei, wohl keinem Zweifel unterworfen; es ist aber aus der Stelle über den Schlangenbifs weder von dem wahrscheinlichen Inhalt die Rede, noch wefshalb die medicinische Schrift hier ihre Stelle gefunden hat. Da wir beim Hippokrates die epidemischen Krankheiten durch den Einflufs der Witterung und der Lebensbeschaffenheit erklärt finden, und Demokrit's Fragmente über den Landbau erkennen lassen, dafs ein solcher Zusammenhang der ganzen Natur d. h. der Abhängigkeit des Zustandes des Menschen von der ihn umgebenden Natur beiden grofsen Männern gemeinsam ist, so dürfen wir wohl annehmen, dafs die epidemischen oder pestartigen Krankheiten hier auf ähnliche Weise erklärt worden sind, nur dafs Demokrit über die Erfahrung hinausgehen mochte. Es findet sich eine Stelle, welche dies unzweifelhaft macht, welche hier nicht übergangen werden darf. Plut. Sympos. Quaest. VIII. p. 9. 3. καίτοι τούς γε Δημοκρίτειους καὶ λέγοντας καὶ γράφοντας, ὅτι καὶ κόσμων ἔκτος φθορῶν καὶ σωμάτων ἀλλοφύλων ἐκ τῆς ἀπορροίας ἐπιφοιτῶν ἐνταῦθα πολλάκις ἀρχαὶ παρεμπίπτουσι λοιμῶν καὶ νόσων συνηθῶν· ἐάσωμεν δὲ καὶ τὰς φθορὰς κατὰ μέρος παρ'

Digitized by Google

σεισμῶν καὶ αὐχμῶν καὶ ὄμβρων, οἷς καὶ τὰ πνεύματα καὶ νάματα γηγενῆ φύσιν ἔχοντα συννοσεῖν ἀνάγκη καὶ συμμεβάλλειν. Die Schrift ἀπορημάτων ist nur ein Beweis, 's er sich in seinen Hypothesen doch auch zu mäfsi- ı wufste. Ob sich hierauf des Aristoteles zwei Bü- r προβλημάτων ἐκ τῶν Δημοκρίτου bei Diog. L. V. bezogen, mufs eben so zweifelhaft bleiben, als die ıge, ob diese beiden Bücher des Aristoteles unter vorhandenen 38 Büchern προβλημάτων sich finden, leich die Bejahung nicht unwahrscheinlich.

Ueber die 8 folgenden Schriften begnügen wir uns allgemeinen Bemerkungen. Alle führen den Titel ıı, was wohl Erklärungsversuche bedeuten soll. Theilung nach verschiedenen Titeln giebt uns den eis, dafs Demokrit zuerst Ordnung in die Natur- enschaft gebracht habe, und daher *der Schöpfer* beim Aristoteles in ihrer Trennung wieder hervor- nden *einzelnen Wissenschaften* geworden ist, ob- h er jeder einzelnen noch keinen inneren Zusam- ıang gegeben zu haben scheint, der freilich mei- ı auch noch beim Aristoteles sehr locker ist. Wir ben nun die einzelnen Titel folgendermafsen erklä- zu müssen: αἰτίαι οὐράνιαι vielleicht von der Be- ng der Himmelskörper; αἰτίαι ἠέριαι Lufterschei- en, Meteorologie; der Name findet sich beim Hip- ıtes aber noch identisch mit Astronomie; die Tren- ist hier faktisch ausgesprochen; αἰτίαι ἐπίπεδοι sche Geographie; αἰτίαι περὶ πυρὸς καὶ τῶν ἐν πυρί, e vom Feuer; αἰτίαι περὶ φωνέων, Akustik; αἰτίαι σπερμάτων καὶ φυτῶν καὶ καρπῶν, Botanik und Phy- ie der Pflanzen. Den aus Theophrastus entnom- ı nur bei der Lehre angedeuteten Fragmenten ch eine Bemerkung aus dem Pseudoaristoteles aus Damascenus) de plantis (ed. Meyer Lips. hinzuzufügen: Anaxagoras autem et Democritus rucalis (i. e. Empedocles) illas (plantas) intelli- n (l. intellectum) vel intelligere ajunt intelligen- ıe habere dicebant. Es folgt αἰτίαι περὶ ζώων γ' gie und Physiologie der Thiere; αἰτίαι ξυμμικτοὶ ῆς λίθου, Mineralogie; wefshalb der Verf. diese t auf den Magnet beschränken will, ist nicht einzusehen; unsere Erklärung wird durch die ng des Titels und die erhaltenen Fragmente hin- ıd gerechtfertigt.

'e Titel der mathematischen Schriften sind, wenn nicht ohne Schwierigkeit, doch für die Geschichte der Wissenschaft von der gröfsten Wichtigkeit, und wenn auch von den Geschichtschreibern derselben nicht unbeachtet gelassen, doch schwerlich schon hinreichend gewürdigt. Den ersten Titel περὶ διαφορᾶς γνωμῆς von der Meinungsverschiedenheit der Mathematiker zu verstehen, kann Ref. sich nicht entschliefsen, denn wo kann eine solche weniger statt finden, als in der Mathematik; eher möchte er auf die Gegner dieser Wissenschaft zu beziehen sein, wie Protagoras der Sophist gegen Demokrit schrieb, wie wir wissen. Arist. Metaph. II. p. ed. Br. οὔτε γὰρ αἱ αἰσθηταὶ γραμμαὶ τοιαυταί εἰσιν, οἷας λέγει ὁ γεωμέτρης· οὐδὲν γὰρ εὐθὺ τῶν αἰσθητῶν οὕτως οὐδὲ στρογγύλον· ἅπτεται γὰρ τοῦ κανόνος οὐ κατὰ στιγμὴν ὁ κύκλος, ἀλλ' ὥσπερ Πρωταγόρας ἔλεγεν ἐλέγχων τοὺς γεωμέτρας, οὔθ' αἱ κινήσεις καὶ ἕλικες τοῦ οὐρανοῦ ὅμοιαι, περὶ ὧν ἡ ἀστρολογία ποιεῖται τοὺς λόγους etc. cf. Alex. Aphrod. ad h. l. Schol. ed. Brandmam. p. 618. Dies erklärt zugleich den fünften mathematischen Titel περὶ ψαύσιος κύκλου καὶ σφαίρας, worin zugleich der Anfang der Trigonometrie angedeutet scheint. Bei dem folgenden Titel περὶ ἀλόγων γραμμέων καὶ νασμῶν β' mufs man wohl an die Lehre von der Quadratur des Cirkels und vom Verhältnifs des Kubus zur Kugel denken. Diese Erklärung kann um so weniger Bedenken haben, da wir mit Sicherheit wissen, dafs sein Zeitgenosse Antiphon der Sophist und Hippokrates von Chios (gewöhnlich Oenopides genannt, und daher oft für eine verschiedene Person gehalten) mit der Quadratur des Cirkels sich beschäftigten. Simplic. in Phys. Hist. ed. Brand. p. 327. Vielleicht ist auch schon an die Lehre von den Kegelschnitten zu denken, welche Reimer auch in Plato's κυβιστικὴ zu vermuthen scheint (Zusatz zu Busset's Gesch. der Math. I. p. 114). Von diesen Schriften stehen noch zwei, welche Lehrbücher der Geometrie περὶ γεωμετρίης und Arithmetik (ἀριθμοί) gewesen zu sein scheinen. In der nun folgenden Schrift ἐκπετάσματα hat Hr. Mullach gewifs richtig die Perspective erkannt, sofern sie auf Bühnenmalerei angewandt wurde, wovon die bekannte Nachricht über Demokrit bei Vitruvius vorhanden ist. Der μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα, ein System der Chronologie, ist gewifs richtig erklärt, nur wundern wir uns, dafs nicht Bezug genommen ist auf die neueren Lehrbücher der Chronologie. Die ἅμιλλα κλεψύδρας wüfste Ref. auch nicht anders zu erklären, als von

Digitized by Google

der Einrichtung und Regulirung einer Wasseruhr, welche zur Zeit des Peloponnesischen Krieges in Athen ja ganz gewöhnlich war. Die Οὐρανογραφία, ohne Zweifel eine Beschreibung des Fixsternhimmels, mufs auffallen, wenn es richtig ist, dafs erst Eudoxus eine Sternkarte und deren Beschreibung aus Aegypten gebracht. Allein auch Demokritus war in Aegypten gewesen, und hatte dort Astronomie studirt, mufste also den gestirnten Himmel kennen; damit verträgt sich ganz wohl, dafs Eudoxus eine vielleicht vollständigere Sternbeschreibung aus dem Aegyptischen übersetzte. Der Verf. meint, dafs nicht diese Οὐρανογραφίη, sondern der μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα zu verstehen sei, wenn Δημοκρίτου περὶ ἀστρονομίας citirt wird. Wichtiger ist indefs die Frage, welchem Buche die vorhandenen Fragmente, welche der Verf. ganz ohne Erläuterung gelassen hat, angehören. Da kann man nun wohl nicht zweifelhaft sein, dafs sie dem παράπηγμα entnommen sind. Da die Astronomie nach Aristophanes Nub. 201 auf ein bestimmtes Instrument, wohl die Himmelskugel, bezogen ward, so möchte man beim Schol. Apoll. II. v. 1100 an die Οὐρανογραφίη denken, dagegen ἐν τοῖς περὶ ἀστρονομίας bei Apollon. Dysc. p. 82. ed. Bekker auf kein einzelnes Werk beziehen. Diese Stelle des Grammatikers ist noch bemerkenswerth wegen des Zusatzes καὶ ἐν τοῖς ὑπολειπομένοις συντάγμασι, als Beweis, dafs die astronomischen Werke und aufserdem noch andere des Demokrit im zweiten Jahrhundert n. Ch. noch vorhanden waren.

Es folgt nun die Γεωγραφίη. Hier hatte er zwar einen Vorgänger an Hekatäus, er mufs aber, wie schon viele griechische Philosophen, da die Schrift unter die mathematischen gerechnet wird, mathematische Bestimmungen mit den Ergebnissen seiner Reisen verbunden haben, weshalb wohl dasselbe Werk von Agathemerus γῆς περίοδος genannt wird, wie schon dem Anaximander beigelegt wird, wo es offenbar eine Erdkarte bedeutet, die vielleicht seinem Werk περὶ φύσιος beigegeben war. Die πολογραφία möchte Ref. auf die Schiefe der Ekliptik und die davon abhängigen Linien beziehen, und eine mathematische Geographie darunter verstehen. Die Ἀκτινογραφίη ist gewifs richtig für eine Optik angesehen, wo er vielleicht seine Ansichten über die zur Erklärung des Sehens angenommenen Atome entwickelte.

Bei den unbestreitbaren Verdiensten um die reine sowohl, als die angewandte Mathematik ist es auffallend, wie wenig davon überliefert ist. Es erklärt sich jedoch, wenn man bedenkt, dafs fast alle Einzelheiten aus der Geschichte der Mathematik uns von den neuplatonisch gesinnten Commentatoren zum Plato und Aristoteles und dem Neuplatoniker Proclus zum Euclides erhalten sind, die eben so sehr für die Pythagoräer, als gegen den Demokritus eingenommen waren, und defshalb den Pythagoräer Hippokrates von Chios, den Zeitgenossen Demokrit's, überall berücksichtigen, den Demokritus aber ganz unbeachtet liefen.

Von der musikalischen Theorie hat sich wahrscheinlich aus demselben Grunde nichts Genaueres erhalten. Dafs er die Grammatik zur Musik rechnete, erklärt sich wohl theils aus der musikalischen Auffassung der Sprache, wie sie die Schrift περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων schliefsen läfst, theils weil sie damals allein noch an den Dichtern geübt ward, wie die Schrift περὶ Ὁμήρου ἢ ὀρθοεπείης καὶ γλωσσέων zeigt. Ueber seinen grammatischen Standpunkt hat *Lersch in seiner Sprachphilosophie der Alten* ausführlicher gehandelt. Auch der Verf. bemerkt, dafs er nach Proclus, im Gegensatz des Pythagoras, der die Entstehung der Sprache φύσει annahm, dieselbe θέσει oder νόμῳ, durch Uebereinkunft entstehen liefs, und daraus den Mangel an innerer Uebereinstimmung zu erklären suchte. Rf. möchte darin zugleich den Gegensatz gegen Protagoras erkennen, an den schon das Wort ὀρθοεπείη erinnert. Cf. Herbst Protagoras p. 14[illegible] Denn wie Protagoras Urheber des Systemes der Analogie ist, so müssen wir beim Demokrit den Urheber des Systems der Anomalie suchen. Auch hier hat [illegible] nicht einmal die angeführten Stellen abdrucken [illegible]

Von den technischen Schriften betrifft die erste Pentalogie die Arzneikunde. Hier hoffte Ref. durch [illegible] vollständige Fragmentensammlung besonders neuen [illegible] für seine hippokratischen Untersuchungen, aber [illegible] hat nur eine einzige neue Notiz gefunden aus Oreibasius, dafs Demokrit auch habe Aphorismen schreiben wollen, es aber nicht gekonnt; womit freilich nichts anzufangen [illegible]

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

*mocriti Abderitae Operum Fragmenta colle-
rit, recensuit, vertit, explicuit ac de philoso-
hi vita, scriptis et placitis commentatus est
Dr. Gu. Aug. Mullachius.*

(Schlufs.)

Da von den epidemischen oder pestartigen Krank-
en oben die Rede gewesen ist, und die we-
n beim Plinius vorhandenen Notizen meist unech-
Schriften anzugehören scheinen, so sind wir fast
Folgerungen aus den Titeln beschränkt. Diese
inen nun allerdings dafür zu sprechen, was wir
n oben anzunehmen veranlafst wurden, dafs Hippo-
es auch rückwirkende Kraft auf Demokrit gehabt
. Gleich der erste Titel πρόγνωσις deutet dahin,
bekanntlich war von Hippokrates wie von seinen
ahren die Medicin ganz besonders als Prognostik
ndelt, und es ist von verschiedenen Seiten, man
te fast sagen, bis zur Evidenz gezeigt worden,
diese Auffassung von der Koischen Schule aus-
ıgen sei, doch bleibt es immer mehr als wahr-
ılich, dafs erst durch Hippokrates diese Richtung
wissenschaftliche Gestalt und Verbreitung durch
ften fand. Wir dürfen also vermuthen, dafs De-
it diese Richtung von Hippokrates annahm. Eine
ndung dieser Ansicht auf die Lehre von den Kri-
indet sich in der vierten medizinischen Schrift
krits, betitelt: αἰτίαι περὶ ἀκαιριέων καὶ περὶ κατ-
, welche der Verf. nicht erklärt hat; es ist die
ie der ungünstigen und gefährlichen Zeitpunkte
ı Krankheiten. Ob Demokrit in der Schrift περὶ
; nur die Diätetik der Gymnasten oder schon die
kratische Bearbeitung vor sich hatte, mufs zwei-
: bleiben. Hierher gehört ein Fragment, das
rhaltung der Gesundheit äufserlich Oel, innerlich
empfiehlt, das beim Vf. beim Landbau steht p. 251.
eoponica geben noch Einiges, das hierher gehört.
Der Titel ἰητρικὴ γνώμη, verglichen mit dem Titel περὶ διαφορῆς γνώμης unter den mathematischen Schriften scheint zu beweisen, dafs dies von den Jonischen Philosophen vielfach gebrauchte Wort hier eine wissenschaftliche Theorie bedeutet. Von dieser Theorie des Demokritus möchten wir vor allem gern wissen. Das ethische Fragment 180: ἰητρικὴ μὲν γὰρ σώματος νούσους ἀκέεται, σοφίη δὲ ψυχὴν παθέων ἀπαιρέεται hilft zu nichts

Da wir beim Galen, dessen Gelehrsamkeit sich über fast die ganze damals vorhandene Litteratur erstreckte, keine einzige Notiz finden, welche unsere Kenntnifs über Demokrit erweiterte, und kaum eine einzige über seine medizinischen Ansichten, so dürfen wir schliefsen, dafs die medicinischen Schriften schon damals untergegangen waren. Dieser Verlust ist wohl in eine viel frühere Zeit zu setzen, wenn wir bedenken, dafs er nicht einmal bei früheren Commentatoren des Hippokrates Notizen aus demselben fand, ja nicht einmal Erotianus, der zu Nero's Zeit lebte und obgleich als Grammatiker mit der Litteratur der Medicin nicht nur, sondern auch der Kunst und Philosophie bekannt war, ihn erwähnt. Dessen ungeachtet wagen wir die beim Caelius Aurelianus angeführte Schrift de elephantiasi nicht unbedingt zu verwerfen. Es könnte ein einzeln abgeschriebenes Stück eines gröfseren Werkes sein. Ein Buch de morbis convulsivis wird aber gar nicht angeführt, die Worte Democritus cum de Emprosthotonicis diceret setzen keine besondere Schrift des Inhalts voraus.

Die wichtigsten Fragmente, die, so viel Referent weifs, bisher unbenutzt in den Geoponicis verborgen lagen, und hier zuerst an's Licht gezogen sind, gehören meistens der Schrift περὶ γεωργίης an, obgleich die Stelle über das Wassersuchen auch zur Geographie gehören könnte. Allerdings hat sich schon hier viel Unechtes eingeschlichen, der Verfasser täuscht sich aber offenbar, wenn er durch die Auctorität des

Digitized by Google

Varro, Columella, Palladius und Plinius das Echte glaubt erkennen zu können, denn er mufs selbst gestehen, dafs schon zu ihrer Zeit dem Demokritus nicht nur vieles untergeschoben war, sondern Plinius und selbst Columella sich haben täuschen lassen. Jedoch hat sich der Verf. keineswegs immer durch solche Auctoritäten bestimmen lassen, sondern ist mehr einem, wenn auch nicht immer klaren kritischen Gefühl gefolgt. Ganz anders verhält es sich mit der Auctorität des Aristoteles, Theophrast, denen er noch die des Hippokrates hätte hinzufügen können. Diese Beziehungen, ohne dafs Demokrits Name genannt ist, mit den inneren Gründen zusammen geben die Entscheidung. Der Verf. hat sich über diese inneren Gründe nur im Allgemeinen erklärt. Das meiste, was er aufgenommen, ist allerdings wohl als echt anzuerkennen, doch findet sich manches, das mit gleichem, ja mit gröfserem Rechte ebenfalls aufgenommen werden könnte, wie umgekehrt die Behauptung, dafs man aus dem Wetter des 24. December die Witterung des Winters voraussagen könne —, obgleich durch Plinius bestätigt — nicht als sicher anzunehmen ist; dagegen tragen die Geopon. I, 12 vorkommenden Fragmente des Demokrit vom Einflufs der Witterung auf die Gesundheit der Menschen und auf das Gedeihen der Pflanzen das Gepräge der Echtheit an sich, wie die Vergleichung mit den sonst erhaltenen Fragmenten über die Witterung und mit Hippocrates de aëre, locis et aquis lehrt; nur müssen sie von der astrologischen Umgebung abgelöst werden. Es ist überhaupt auch für die Erklärung zu bedauern, dafs diese an Parallelen so reiche Schrift des Hippokrates von Hrn. Mullach nicht benutzt worden ist. Ferner bürgen für die Stelle vom Düngen mit Nitrum (II. 41), wie noch andere Landbau und Oekonomie betreffende Recepte, Parallelen aus Theophrast. Doch es würde zu weit führen, hier tiefer auf diese schwierigen Fragen einzugehen, die wohl nur durch Feststellung der Demokritischen Grundansicht vom Zusammenhange zwischen der Witterung und dem vegetabilischen und animalischen Leben einerseits, und der chemischen Wirkung der einzelnen Substanzen andererseits zu einer immer doch nur wahrscheinlichen Entscheidung gebracht werden können.

Ungeachtet aller dieser Bemerkungen und Ausstellungen wiederholen wir doch mit Vergnügen, dafs die Arbeit des Hrn. Mullach innerhalb der Grenzen, die sie sich gesteckt, nicht nur eine reichliche Materialiensammlung gebe, sondern den gröfsten Theil der einzelnen Partien mit Klarheit und Erfolg bearbeitet und verarbeitet habe, wobei auch die Reinheit der Sprache rühmend anzuerkennen ist. Wir müssen jedoch bedauern, dafs der Index scriptorum sehr unvollständig und dafs eine übersichtliche Behandlung des Demokritischen Dialekts fehlt, indem die dahin gehörigen Anmerkungen durch den ganzen Commentar zerstreut sind, wefshalb wir nicht mit Gewifsheit behaupten können, dafs Apollonius Dycolus und Gregorius Corinthius hinreichend benutzt sind; wir erinnern uns indefs nicht, alle hierher gehörigen Stellen derselben bemerkt zu haben. Selbst der Index rerum et verborum memorabilium ist nicht vollständig, es fehlt z. B. ἐπάλλαξις, cf. p. 387. Uebrigens scheiden wir vom Verf. dankbar für manche Belehrung.

Prof. Chr. Petersen, in Hamburg.

LVII.

Historica Russiae monimenta, ex antiquis extranarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. F. Turgenevio cons. st. act. et equ. Tom. I. Petropoli 1841. *Tom. II. ibid.* 1842. 4.

Was bei anderen Nationen in der Regel nur die verbundene Kraft gelehrter Vereine zu unternehmen wagt, verdankt im vorliegenden Falle Rufsland der unermüdeten Thätigkeit und den reichen Kenntnissen, ausgebreiteten Verbindungen und Reisen eines einzelnen ausgezeichneten Mannes, der nachdem er in jüngeren Jahren seinem Vaterlande in höchstem Range der Staatsmänner die wichtigsten Dienste geleistet, ihm nun die Mufse seines Alters ohne Rast widmet. Er hat den Anfang gemacht, der gelehrten Welt die gesammelten Schätze mitzutheilen, und in obigen beiden Bänden seine Ausbeute für die russische Geschichte, die er in den Archiven und Bibliotheken Roms gewonnen hat, drucken lassen. Der erste Band enthält 258 Diplome und Relationen aus den Jahren 1075 bis 1584, der zweite 162 aus den Jahren 1584 bis 1719, und noch ein Appendix von 30 Nummern kömmt aus den Jahren 1231 — 1579.

Digitized by Google

Schon in einem früheren Jahrgange dieser Zeit-
hrift ward von anderer Hand über den ersten Band
ericht erstattet; der seitdem erschienene zweite Band
ebt uns Veranlassung auf die reiche Sammlung zu-
ckzukommen, die in Deutschland viel zu wenig ge-
nnt zu sein scheint, ohngeachtet sie auch für deut-
ie Geschichte ein hohes Interesse hat, denn da der
Herausgeber Rufsland nicht nach seinen nationalen,
ıdern nach seinen politischen Grenzen im Auge hat,
reffen weit aus die bedeutendsten Urkunden des er-
n Bandes die ehemals und damals deutschen Ost-
provinzen, die jetzt unter russischem Scepter ste-
: Curland, Livland, Esthland; deren Eroberung,
ehrung, bürgerliche Einrichtung und politische Ver-
nisse, was natürlich nicht möglich ist, ohne dafs
h die Verhältnisse einzelner Hansestädte, Däne-
ks, Schwedens, Preufsens und Polens oft in die
e gestellt werden, ja! wir möchten behaupten, die-
erste Band sei für die Geschichte Deutschlands,
ıfsens und Polens weitaus wichtiger als für die
chichte des eigentlichen Rufslands. Das höhere
resse aber bei diesen Urkunden des ersten Bandes
icht das politische, sondern das kirchliche — es sind
tige Beiträge zur Geschichte der europäischen Mis-
und wie schon häufig die Bemerkung gemacht
en ist, dafs Rom gar nicht Ursache habe mit sei-
historischen Schätzen hinter dem Berge zu hal-
da jede Eröffnung derselben nur den Ruhm des
en Stuhles bisher fester begründet hat, so müs-
uch wir gestehen, dafs die fragmentarischen Ein-
en in Roms Bekümmernifs um die Missionen in
Ostseeprovinzen und in Litthauen, wie wir sie
er Lectüre dieser Urkunden gewonnen, nur bei-
gen haben, uns mit höherer Achtung vor den
ırtigen Bestrebungen und Bekümmernissen der
en Päpste zu erfüllen.

Die Kirche hat die Aufgabe, das nationale Leben
taaten zu läutern, zu erfrischen, erst mit dem
n Geiste zu erfüllen. Die Satzungen des natio-
Rechtes sollen durch sie zu einem Sinne erho-
erden, der sie als lebendige Glieder der göttli-
Ordnung erscheinen läfst — sie soll allerwege
n, dafs nicht blofs der Todschlag des Nächsten
en, sondern die Liebe des Nächsten geboten;
blofs der Ehebruch verboten, sondern die gei-
Treue geboten; nicht blofs die Verletzung frem-
der Persönlichkeit verboten, sondern die Seligmachung derselben geboten; dafs in allem Recht, was so leicht in abstracten Sätzen auseinandergeht, und dann aus einer Wohlthat in eine Plage sich umwandelt, ein erfüllender, tieferer Geist walte, den weil er ein heiliger nur die Kirche spenden kann.

Die Erfüllung dieser Mission hat bei allen christlichen Kirchen, ohngeachtet sie recht eigentlich in dem Sitze ihres Lebens wurzelt, deshalb eigene Schwierigkeit gehabt, weil die Kirche dabei an Menschen als an ihre Werkzeuge und Mittel gewiesen ist, und mit diesen Werkzeugen auch alle Gebrechlichkeit derselben in den Kauf nehmen mufs. Während dadurch, dafs die römische Kirche ein weltlich völlig unabhängiges Haupt hatte, ihr die Erfüllung jenes Berufes tausendfach erleichtert ward, weil sie nun in allen anderen Ländern der Christenheit ohne Zagen und ohne Menschenfurcht reden und ihre gerechten Forderungen aussprechen durfte, war sie überall wo die fürstliche Qualität ihres Hauptes sich mit der geistlichen mischte, und die egoistischen Verwickelungen des bürgerlichen Lebens in Folge davon in der Hierarchie der geistlichen Behörden Anhaltspuncte suchten, in schwierigster Lage — aber eben deshalb thut jeder nothwendig der römischen Kirche Unrecht, der ihre Thätigkeit nur nach Mafsgabe der italienischen oder gar eigenthümlich römischen Vorkommenheiten mifst und beurtheilt. Gerade in dem nächsten weltlichen Machtkreise der Päpste war es der Sache nach am schwierigsten ihrer geistlichen Mission genug zu thun, wie ja auch deutlich darin sich darstellt, dafs oft die gröfsten, mächtigsten Päpste, vor deren mahnendem Worte weit entfernte Despoten erzitterten, zu gleicher Zeit den Mifshandlungen der armseligsten, gewaltthätigsten Menschen ihrer eignen Landschaft unterlagen. Um gegen solche Erscheinungen und gegen die falschen Schlüsse, welche oberflächliche Geister daraus zu ziehen pflegen, ein Gegengewicht zu gewinnen, ist es gerade gut, solche Geschichten wie die der kirchlichen Mission in jetzt russischen Ländern zu studiren, um nämlich zu sehen, wie die Kirche hier nie ihres höchsten Berufes vergessen, und nicht etwa blofs in der allgemeinen und gerechten Ueberzeugung, dafs nur im Christenthume Heil zu finden sei, die Eroberung dieser Länder durch christliche Ritterschaaren geleitet, sondern auch fort und fort gesorgt hat, dafs zwischen den verschiedenen

Digitized by Google

bei der Eroberung weltlich interessirten Mächten der Friede erhalten oder, wo er gebrochen worden, wieder vermittelt würde, dafs die Bewohner der dem Christenthume gewonnenen Gegenden auch den Segen des Unterrichts, geschützte Ehen, menschlich würdige Freiheit und leidliche Behandlung erhielten, so viel nur irgend an ihr lag. Rührend ist es zu sehen, wie Päpste, die übrigens durch die gröfsten und wichtigsten politischen Aufgaben bedrängt sind, auch des armen Leibeignen in Lifland nicht vergessen und mit Mahnung und Gebot für ihn thun, was sie vermögen. Wenn das, was sie wirklich erreichten, unsrer an Freiheit so gesegneten Zeit immer noch zu wenig scheint, um in allgemeineres, aufrichtiges Lob einzustimmen, so möge dieselbe doch einmal ernsthaft bei sich ermessen, welche Gestalt wohl die Welt des Mittelalters angenommen haben möchte, wenn die Kirche diese ihre Pflicht versäumt und die uns gering scheinenden Früchte nicht sorgsam herangepflegt hätte. Zu keiner Zeit hat die Kirche geschwiegen, hat immer ihre Stimme zu Gunsten der Armen, Unterdrückten, Unfreien erhoben, hat immer darauf gedrungen, dafs die bürgerlichen Verhältnisse jedem ihrer Kinder ein menschlich-würdiges Leben, wenn auch auf noch so ärmlichem Boden, einräumen müfsten; sie hat zu aller Zeit das harte Gefuge weltlicher Herrschaftsverhältnisse mit dem sanften Oele der Gottseligkeit geschmeidig zu machen gesucht, und das soll ihr jeder in Buch und Rechnung tragen, der nicht selbst ein Sohn der Ungerechtigkeit zu sein begehrt.

Was das eigentliche Rufsland anbetrifft, so war natürlich in dem Zeitraum, welchen die hier publicirten Urkunden umspannen, nie die Rede von Bekehrung zum Christenthum, denn die Russen waren bereits Christen; aber darauf allerdings geht fortwährend das Absehen, sie der abendländischen Kirche zu verbinden. In den früheren Zeiten ist dabei der vorwiegende Gesichtspunct der Vortheil, den dadurch die abendländischen Missionen im Nordosten Europas haben müfsten; später im 17. Jahrh. tritt aber allerdings auch die klare Einsicht heraus, dafs sich an diese Verbindung nothwendig anschliefsen müfste der Segen abendländischer Bildung für Rufsland selbst. Ob Rufsland nicht bei weitem besser gefahren wäre, wenn es diese abendländische Bildung, soweit es sich derselben nun erschlossen hat, auf einer kirchlichen statt wie nun geschehen ist auf einer polizeilich-militärischen Basis aufbaute, ist für uns eine leicht entschiedene Frage. Aber auf dieser Seite zeigen sich die russischen Fürsten allerdings unzugänglich, und nur einzelne Anknüpfungspuncte bei ganz bedrängten Fürsten etwa gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts oder dann wieder in den Zeiten des falschen Dmitrii geben einige Aussichten, die immer alsbald wieder zu Wasser werden.

Im zweiten Bande sind einige im engeren Sinne historische Berichte, unter denen zwei polnische gröfsere Aufsätze die bedeutendsten sein möchten. Der eine nro. 77 f. 92—135 ist ein Tagebuch über die Vorgänge in Moskau im J. 1606; das andere nro. 154 f. 155—196 eine Darstellung der Vorgänge in den Jahren 1604—1606. Leider können gerade diese interessanten Stücke, so lange nicht eine Uebersetzung zu Stande kömmt, für Deutschland im Allgemeinen fast als ungedruckt gelten, da das Verständnifs polnischer Texte bei deutschen Gelehrten eine selten zu findende Sache ist.

Im Allgemeinen treten nun in diesem zweiten Bande die eigenthümlich russischen Angelegenheiten mehr in den Vordergrund. Da indessen Europa während des 17. Jahrh. in einen Zeitraum der Behandlung politischer Verhältnisse vom rein weltlichen Gesichtspuncte hinein getreten war, der dann bis an unsere Zeit heran der vorschliefsende geblieben ist, und da diese weltliche Ansicht nirgends unumwundener und roher hervorgetreten als in den Angelegenheiten des Nordens und Osteuropas, schwinden die höheren Interessen, die wir in der Lectüre der früheren Urkunden verfolgten, fast ganz zusammen. Nur ist zu bemerken, dafs in dieser Zeit die Politik des päpstlichen Hofes, sehr sie auch in den allgemeinen Charakter der Zeit eingezogen erscheint, doch sich immer noch etwas höheres Etwas auszeichnet. Die Interessen des päpstlichen Hofes für die polnische Linie der Wahrung christlichen Interessen gegen Tartaren und [illegible] fortwährenden, nie ganz aufgegebenen [illegible] land wo möglich der römischen Kirche [illegible] schen Katholiken wenigstens in R[illegible] gewinnen, hebt immer noch das [illegible] Vergleich mit den Absichten anderer [illegible] wo man sich höherer Gedanken [illegible] ren können, selbst wenn die Absicht [illegible] gewesen wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

storica Russiae monimenta, ex antiquis exter-narum gentium archivis et bibliothecis de-prompta ab A. F. Turgenevio.

(Schlufs.)

Ein gröfserer Leserkreis wird allerdings an den ei-tlichen Correspondenzstücken des zweiten Bandes ig Freude gewinnen, so werth sie dem Historiker vom be sein müssen; selbst als dann eine so mächtige sönlichkeit wie Peter I. in's Mittel tritt, sind die izen zu zeitungsartig abgerissen im Durchschnitt, um unterhaltende Lectüre zu gewähren. Um so mehr chädigen dafür einzelne italienische Relationen über ische Zustände, oder mémoires in Beziehung auf Interesse, was der römische Hof an russischen Ver-nissen nehmen kann, wie z. B. der Aufsatz des Ab-Stefano Gradi von Ragusa sopra i popoli di lingua a nro. 117. Schon der erste Band enthält hie und Notizen, die für geographische und ethnographi-Kenntnifs des mittelalterlichen Osteuropa wichtig ; der zweite enthält ganze Aufsätze dieser Art von htigkeit.

Ueberall ist bei diesen Aufsätzen ein Schmerzgefühl intergrund, was sich etwa mit den Worten des einen lben formuliren läfst: „la maggior imprecazione, facciano quei popoli si é l'augurare à qualche d'uno edenza de' Romani" — und in Folge davon ist auch ng und Ende überall der Wunsch der römischen ne das russische Reich zu öffnen. Man fühlt auf einen Seite, wie nahe man sich kirchlich steht, und erseits wie unnahbar man doch gegenseitig geschie-st. Auch täuscht man sich darüber gar nicht, dafs Nähe nur eine formelle in den Worten des Be-nisses liegende, dafs diese Unnahbarkeit aber eine n ganzen nationalen Unterschiede der Russen von brigen europäischen Völkern begründete ist. Es e vollkommenste Einsicht vorhanden, dafs bei ge-ringen Verschiedenheiten in den Symbolen, die gröfste in den kirchlichen Sitten und Gewohnheiten entgegen-steht, und dafs die Unwissenheit des russischen Volkes in eigentlich theologischen Dingen, wie sie allerdings nach der einen Seite ein Mittel ist, die Anregung zu Ausbildung falscher Dogmen fehlen zu lassen, auf der anderen Seite das Volk willenlos dem blofsen Eigen-sinne kirchlicher Oberen preisgiebt, von allem tieferen kirchlichen Interesse fern hält.

Da taucht gelegentlich der Gedanke auf, es sei hier ein ähnlicher Fall wie mit manchen Krankheiten, die einen tödlichen Verlauf haben, wenn man sie sich ganz überläfst, und die mit den geringsten, einfachsten Mitteln geheilt werden, wenn man zu rechter Zeit dazu thut. „Una pura sincope, che l'huomo patisca, è ba-stante à privorlo di vita, e tuttovia con semplice spruzzo d'acqua perfettamente si guonisce." So kömmt man auf den Einfall, der semplice spruzzo d'acqua, mit welchem sich das kirchlichem Tode verfallende russische Leben erhalten und herstellen lasse, sei die Bekehrung des Czaren, denn da der Czar nach der kirchlichen Seite so viel vermöge, brauche man nur seiner versichert zu sein, um auch des Volkes sich bemächtigen zu können. Die Mittel, die dazu einleitend führen könnten, werden er-wogen: „Quando riuscisse di convertire la persona del principe, verrebbe in facile consequenza la conversione di tutto il poese per l'autorità dispotica, che quel signore esercita ne' suoi sudditi." — „Voluntati ejus non secus ac divinae, seu turpia seu honesta seu mala seu bona subeat, omnibus in rebus parendum pro fidei decreto habent, illique vitae ac necis, omniumque rerum sum-mam in suos potestatem tribuunt." — Da schlägt der alte Feind der römischen Kirche in den Nacken, der Wahn, der äufserlichen Mitteln so viel Werth beilegt, der Wahn dessen weitere Consequenzen in den operi-bus operatis etc. etc. ihr die Hälfte ihres alten Gebietes bereits gekostet hat, und ihr, wenn sie nach dieser Seite

Digitized by Google

nicht in sich geht, wenn sie fortwährend ihre Aufgabe als eine halb äufserliche fafst, auch die andere Hälfte kosten und ihr ganzes Dasein (und von unserem protestantischen Standpuncte aus müssen wir hinzufügen: *mit Recht*) bedrohen wird.

Während so in der Hauptsache eine seltsame Verblendung eingreift, ist aber für andere Seiten der schärfste Blick vorhanden. Fast mit klaren Worten finden wir schon im 17. Jahrh. ausgesprochen, der römische Hof dürfe das Gelangen des Czaren zur polnischen Krone ja nicht etwa in der Hoffnung begünstigen, der Czar werde dann römisch-katholisch werden, indem leicht gerade das Gegentheil erfolgen könne — man ergänzt leicht: dafs Polen griechisch-katholisch werde. Quod est aequissimum spera et ad id quod est iniquissimum temet compara. Man müsse vielmehr das Uebertragen abendländischer Erziehung und Bildung auf Rufsland als die rechte Brücke zur anzubahnenden Kircheneinheit ansehen. Da tritt also mit einem Male wieder eine wahre Einsicht an den Tag.

Zum Ruhme des historischen Sinnes des Herausgebers und einer in dieser Beziehung fast in Erstaunen setzenden Liberalität der russischen Regierung mufs noch nachdrücklich hervorgehoben werden, dafs die abgedruckten Stücke, auch da wo sie nicht zum Lobe russischer Sitten und Verhältnisse sind, augenscheinlich treu und unverholen mitgetheilt wurden. Mögen diese neueröffneten Quellen in Deutschland die Beachtung finden, die sie im vollsten Mafse verdienen.

H. Leo.

LVIII.

Études sur les hymnes du Rig-Vêda etc. par M. F. Nève, Prof. agrégé à la faculté de philosophie et lettres de l'université catholique de Louvain etc. Louvain et Paris MDCCCXLII.

Der Zweck der vorliegenden Schrift, wie ihn der Vf. in der Einleitung p. VI. ausspricht, ist die schöneren Hymnen des Rigvêda so wie den Hauptinhalt des bis jetzt (durch Rosen) herausgegebenen Theils einem gröfseren Publicum zugänglich zu machen, als bis jetzt Kenntnifs von demselben erhielt, da die lateinische Uebersetzung so wie die nur in gelehrten Zeitschriften darüber erschienenen Recensionen und Abhandlungen nicht geeignet sind einen gröfseren Leserkreis für dieselben namentlich in Frankreich und Belgien zusammenzuführen. Zu diesem Ende hat der Vf. einige der bedeutenderen vedischen Hymnen übersetzt und in verschiedenen Kapiteln die dazu so wie zur umfassenderen Kenntnifs des ganzen Werkes nöthigen Erläuterungen gegeben. Nachdem derselbe im Eingang die Erzeugnisse der indischen Literatur in drei Epochen getheilt, die vedische, die der Heldengedichte und die der Purâna's, geht er zur Betrachtung der vedischen im Besonderen über und spricht von der Eintheilung in Mantra's und Brahmana's und von den sich an sie anschliefsenden Upanischads. Darauf geht er zum Rig-Veda über und setzt den Plan seines Werkes auseinander.

Es folgen nun zuerst die bekannten Angaben über das Alter der Vedas, wobei der Vf. jedoch bemerkt, dafs die einzelnen Hymnen selbst wieder sehr verschiedenen Zeiten angehören, dafs indefs die Gesammtheit den Charakter des hohen Alterthums an sich trage und in die Zeit fallen müsse, wo die einzelnen Stämme der Inder noch ein wanderndes Leben führend von den Höhen des Himâlaya herabstiegen und die eigentlich brahmanische Lehre sich noch nicht entwickelt hatte. Darauf schliefst der Vf. Angaben über die Verfasser des Rigveda und über die angeblich göttliche Offenbarung der Hymnen desselben, er zeigt wie in einem noch kindlichen Zustand des Volkes der einzelne, welcher Gedanken über die Gottheit der Gesammtheit enthüllt, dem Volke als von der Gottheit selbst inspirirt erscheint und wie daher der Name des Dichters *kavi* in der älteren Zeit noch mit dem des Weisen und Sehers zusammenfällt. Auf dieselbe Weise leiten auch die meisten Ausleger das Wort *rs'i* vom *sehen*, anschauend sich offenbarenden Gottheit ab und Yâska sagt Nir. 2. 11. rs'ir darçanât stomân dadarcety Aupamanyavas tad yad enâns tapasyamânân brahma svayambhv abhyanars'a ta rs'ayo b'avans tad rs'înâm rs'itvam iti g'ñâyate.

Im dritten Abschnitt schildert der Vf. den poetischen Charakter der Hymnen auf treffende Weise. Er sagt, dafs sie keineswegs in der Weise lyrisch seien, wie wir etwa die Psalmen oder die pindarischen Oden lyrisch nennen, sondern das lyrische Element mache sich in ihnen Luft als der unmittelbare Ausdruck des Gedankens der die ganze Seele erfüllt und sich auszubreiten und zu erheben strebe, es sei an dieser Aeufserung der tiefsten Gefühle noch

Digitized by Google

anderes Element, das jedem noch jungen Volke en sei beschränkt, nämlich durch das erzählende und schreibende. Diese Betrachtungen geben dann Veranlassung, die Formen der ved. Hymnen zu besprechen, ihren wiederkehrenden Zeilen, wahrscheinlicher Abilung in Wechselchöre u. s. w., was alles sich jeh erst näher wird beurtheilen lassen, wenn wir die onderen Gelegenheiten, bei denen sie gesungen den, sowie die dabei üblichen Gebräuche genauer den kennen gelernt haben. Der Commentator Sâyana ıt diese aufs genauste bei jedem einzelnen Hymnus und bemerkt auch jedesmal den Vers, der bei bedlerer Gelegenheit gesungen wird. Er sagt in sei Einleitung zum Commentar, dafs die Anwendung *Hymnen* eine dreifache sei: tasya c'a grant'asya nasyâ' py âmnâtakramenai' va sâmânyaviniyogo mayag'n'ag'apâdau pûrvam evâ' b'ihitah, viçes'aviniıstu tatra kratau sûtrakârena pradarçitah. sa c'a f'ah: sûktaviniyogas, trc'âdiviniyoga, ekaikasyâ viniyogaçc'e'ti. Wir sehen daraus, dafs ganze nen sûktâni, dann Verbindungen mehrerer Verse ı und endlich einzelne Verse rc'as beim Opfer Anwendung kommen, wie dies auch zum Theil Colebrooke's Abhandlungen über die religiösen äuche der Jnder sich ergiebt. Dort finden sich ich einzelne Verse des Rigveda, die aus dem en Hymnus losgetrennt sind, bei verschiedenen genheiten angewandt, man vgl. Colebrooke: Es. I. p. 133. He rises wonderful etc. und Rig. V. 5. 1.; Ess. I. p. 138. Thrice did Vishnu step etc. Rig. V. h. 22. 17; ib. ib. Waters remove etc. und V. h. 23. 22; Ess. I. p. 141. O Rudra hurt not ınd Rig. V. h. 114. 8; Ess. I. p. 142. I praise azing fire etc. und Rig. V. h. I. 1.; ib. ib. Reof fire etc. und Sâma V. h. 1. 1; Ess. I. p. 151. did Vishnu step. u. Rig. V. h. 22. 17; Ess. I. 5. May the wind blow sweet und Rig. V. h. 90.

Insofern indefs diese Anwendung einzelner offenbar später fällt als die Abfassung der en, sind sie für die Erklärung derselben im ı von keiner Bedeutung, gewichtiger indefs ist erlieferte Anwendung ganzer Hymnen, indem sie herweise und oft mit grofser Wahrscheinlichkeit r Abfassung der Hymnen zusammenfallen wird, durch in vielen Fällen zur Erklärung des Inhalts en mufs, indem die mit dem Hymnus verbundene Opferhandlung häufig die Gedanken desselben erläutern wird. Aber auch abgesehen davon ist das ganze Ceremoniell der Opfer, das wir hierdurch kennen lernen, von so grofser Wichtigkeit für die Kenntnifs der brahmanischen Religion, dafs es eine sehr verdienstliche Arbeit sein würde, wenn jemand das Werk des Âcvalâyana (den Sâyana auch schlechthin sûtrakâra nennt), das sich über diese Gebräuche und die bei ihnen zur Anwendung kommenden Hymnen und Verse verbreitet, herausgeben wollte. Es befinden sich zwei Handschriften davon in der hiesigen Chambersschen Sammlung Nr. 64 u. 65, welche, wenn auch jung, doch, so viel mir aus flüchtiger Ansicht erinnerlich ist, correct zu sein scheinen. Dieses Werk ist von um so gröfserer Wichtigkeit als sich Sâyana's Bemerkungen und wahrscheinlich auch die der andern Commentatoren immer auf dasselbe beziehen. Um von diesen Bemerkungen Sâyana's einen Begriff zu machen, wollen wir einige der oben aus Colebrookes Essays angeführten Stellen auswählen, können indefs leider auf eine nähere Prüfung derselben nicht eingehen, da dazu ein indischer Kalender nothwendig ist, von dem zwar drei Handschriften sich in der Chambersschen Sammlung befinden, Nr. 58. 80. 190, die jedoch so bedeutend von einander abweichen, dafs sich ohne Hülfe anderer schwerlich der richtige Text heraus finden lassen wird. Sây. ad h. 23. 22. pacau mârg'ane idam âpah pravahate'ty es'â viniyuktâ, hutâyâm vâpâyâm iti k'ande sûtritam; idam âpah pravahate'ti es'ai' vâ' vab'rt'es'tau snâne viniyuktâ, patnî samyâg'yaiç c'aritve' ti k'ande idam âpah pravahata, sumitryâ na âpa os'ad'ayah santv iti sûtritam. Ad. h. 90. 1. c'aturvinçake hani prâtah savane maitrâvarunasya rg'unîtî nai ity es'â' ramb'anîyâ, c'aturvinca iti k'ande sûtritam: rg'unîtî no varuna, indram vo viçvatas parî' ti. aharganes'u dvitîyâdis'u ahahsv apy e's'â' ramb'anîyâ cansanîyâ: sûtritam c'a: âramb'anîyâh paryâsân (t) kadvato (?) har ahah sasyanîtîti (rg'unîtî ti?) hotrakâ dvitîyâdis'v eve' ti. *Ad. h.* 90. 6. rtvigâdyarg'yam âhrtam mad'uparkam, mad'u vâtâ iti trc'ena rtvigâdih pratigrahîtâ' vexeta, tat'â c'a sûtryate: mad'u vâtâ iti trc'enâ' vexye' ti. *Ad h.* 115. 1. âcvinacastre sûryodayâd ûrdd'vam sauryâni sûktâni cansanîyâni, tatra idam sûktam cansanîyam, sûtritam c'a: c'itram devânâm, namo mitrasye' ti; âditas tisra rc'ah sauryasya pacor vapâpurodâcahavis'âm kramenâ' nuvâkyâh, tato dve vapâpurodâcayor yâg'ye, tat'â c'â sû-

Digitized by Google

tritam: c'itram devânâm udagâd anîkam iti panc'a, cam no b'ava c'axasâ cam no ahne' ti; atimûrttinâmnyekâhe cunâsîrye parvani c'a sûryasya havis'ah: citram devânâm ity es'â yâg'yâ; sûtritam c'a: taranir vicvadarcataç, c'itram devânâm udagâd anîkam iti yâg'yânuvâkyâ.

Im folgenden vergleicht der Vf. den Charakter der vedischen Hymnen mit denen anderer Völker des Alterthums und kommt zu dem Schlufs, dafs der religiöse Hymnus der Anfang aller Poesie sei, der zwei Elemente, das epische und das lyrische, in sich schliefse. Der nächste Abschnitt handelt von der Eigenthümlichkeit der Sprache der Veden, von dem Metrum u. s. w., ohne dafs sich jedoch der Vf., da er nur im Allgemeinen in das Verständnifs dieser Dinge einführen will, auf die besondern Erscheinungen tiefer einliefse. Daran schliefsen sich die Uebersetzungen von ausgewählten Hymnen des Rigveda, in denen der Uebersetzer zuweilen von Rosen oder vielmehr von der Interpretation des Scholiasten, dem Rosen fast durchweg gefolgt ist, abweicht. So übersetzt er h. 1. 7. p. 53 d'iyâ durch sacrifice und spricht sich in der Anmerkung 2. darüber aus, indem er sagt: Ce mot dhyâ (lies dhiyâ) est interprété dans les scholies par boudhyâ, c'est à dire „en pensée"; mais il est plus conforme à l'esprit du culte de lui donner le sens plus concret de prière ou sacrifice. Cf. h. 46. 2; 2. 2. 3. Den Sinn von prière hat es in der zuletzt angeführten Stelle, an der ersten übersetzt es Rosen durch sacrificio wie auch im selben Hymnus v. 8; der Scholiast erklärt es beide Male durch karmanâ. Unter den diesen Begriff bezeichnenden Wörtern findet es sich auch im Nighantu 2. 1. Der Grundbegriff ist wohl Andacht, frommes Werk; er umfafst sowohl Opfer als Gebet, und es findet sich das Wort auch in unsern Hymnen mehrfach so gebraucht z. B. h. 27. 11 (cf. Rosen ann. a. h. 1.) und d'iyaspatî h. 23. 3; demnach ist zu übersetzen: „Zu dir kommen wir alle Tage, bei Tag und Nacht, mit frommem Werk dir Verehrung bringend." — In dem 13. Verse von h. 32. will Hr. N. hrâdunim mit miham verbinden und übersetzt la pluie retentissante, indefs spricht dagegen das bei hrâdunim stehende ç'a; der Scholast giebt das Wort durch acanim, demnach wäre es „Donnerkeil", indefs nimmt der Scholiast akirat für den aor. von kr. machen, während es zu *kr* ausschütten, ergiefsen gehört und dazu scheint wieder hrâdunim nicht zu passen, vielleicht ist der prasselnde Hagel gemeint (vgl. lat. grando). — h. 46. 2. übersetzt Hr. N. d'iyâ devâ vasuvidâ durch êtres lumineux, qui faites obtenir une demeure grâce au sacrifice, was der instrumentalis d'iyâ aber nicht erlaubt. Der Scholiast erklärt es d'iyâ karmanâ vasuvidâ nivâsast'ânasya amb'ayitâran; Rosen: sacrificio (conciliati) dii, domicilium largientes. Ich möchte übersetzen: durch frommes Werk ihr leuchtenden findet ihr eine Stätte d. h. ihr weilt gern bei den Frommen, vgl. v. 13 desselben Hymnus. — h. 113. 16. übersetzt Hr. N. aganma jyotir pratiranta âyuh durch allons là ou ces (clartés vivifaisantes) prolongent la vie, indem er sich dabei auf h. 44. 6. u. 116. 10. stützt. Auch h. 10. 11. findet sich âyuh in dieser Verbindung. Demgemäfs mufs aber auch v. 17 asme âyur nididihi prag'âvat durch „verleihe uns ein Leben, das mit Nachkommenschaft gesegnet ist" übersetzt werden, woran sich dann in selben Hymnus v. 19. anschliefst, wo â no g'ane g'anayâ heifst: lafs uns in unserem Geschlecht wiedergeboren werden, was Hr. N. richtig wiedergiebt, während es Rosen nach dem Scholiasten durch nos insignes redde übersetzt.

Im letzten Abschnitt wirft der Vf. einen Blick auf das gesellige und religiöse Leben der vedischen Inder und kommt hier im Ganzen zu den Resultaten, die Ref. bereits in seiner Recension des Rosenschen Rig-Veda ausgesprochen hat. Auch er sagt: Les premiers habitants de l'Asie centrale sont encore errants, dispersées sur les pentes de l'Himâlaya, se rapprochant sans cesse dans leur marche flottante des régions tropicales entre le Gange et l'Indus. In diesem letzten Punkt können wir ihm um so mehr beistimmen, da wir seit unserer erwähnten Recension einen freilich noch nicht ganz genügenden aber doch etwas weiter führenden Beitrag über die sieben Flüsse erhalten haben. Sâyana nämlich sagt zu h. 32. 12 dafs diese sieben Flüsse in dem Verse, der da beginnt: imam me gange genannt seien. Die Hälfte dieses Verses nun ist wahrscheinlich die von Böthlingk über den Accent §. 56. angeführte, welche lautet: imam me gange yamune sarasvati, und es möchte nicht unwahrscheinlich sein, dafs die von Colebrooke (Ess. I. p. 137) gegebene Anrufung der heiligen Ströme mit diesem Vers beginnt, da die hier sichtbare Ordnung der Namen auch dort vorhanden ist. Freilich sind dort im Beginn sechs Flüsse genannt, doch folgen nachher noch drei, unter denen die Vitastâ, welche vielleicht den siebenten bilden*). — Auf das, was der Vf. über die vedischen Götter sagt, können wir hier nicht tiefer eingehen, es uns zu weit führen würde.

Wenn wir nun schliefslich nach dem vom Vf. ausgesprochenen Zweck über den Werth des Buches urtheilen sollen, so können wir es nur als eine fleifsige und besonnene Arbeit empfehlen, die gewifs im Ganzen erreichen wird, der indischen Philologie in Belgien, wo das Sanskrit bis jetzt keine Vertreter hatte, weitere Ausdehnung und neue Kräfte zur Bewältigung des umfassenden Stoffes zu gewinnen. A. Kuhn.

*) Die obige Vermuthung habe ich durch Auffindung der Stelle in der Nirukti nachträglich bestätigt gefunden; er sagt 9. 25 und lautet: imam me *gange yamune sarasvati* [illegible] stomam sac'atâ *parus'nyâ* | *asiknyâ marudvrdhe* [illegible] *kiye* crnuhy â *sus'omayâ* || Von diesen werden Parus'nî, Jrâvatî, Arg'îkîyâ für Vipâcâ (ehmals Urangirâ) und s'omâ für Sind'us erklärt, die übrigen sind also Gangâ, Yamunâ Sarasvati, Sutudri, Marudvrdhâ und Vitastâ.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LIX.

Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade Litt. Gr. Pr. recensuit, latine convertit, annotavit. Parisiis apud Firmin Didot fratres.* 1844. *XII und* 69 S. 8.

Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner, Ph. Dr. Insunt animadversiones criticae de Babrii μυθιάμβοις. *Parisiis apud Fridericum Klincksieck* 1844. 70 S. 8.

Wenn es der höchste Triumph der Kritik im historischen wie im philosophischen Gebiete ist, die Vermuthungen, auf welche ein scharfsinniger Forscher durch innere Gründe der Wahrscheinlichkeit geführt worden ist, durch äufsere Bestätigung zur urkundlichen Gewifsheit erhoben zu sehn, so kann die Entdeckung, deren erste Actenstücke hier vorliegen, von allen Freunden jener edlen Kunst nur mit lautem Jubel begrüfst werden. Wohl wufste man längst aus der Prosa des lateinischen Fabeldichters Avianus, aus den Chiliaden des Tzetzes XIII, 257, und aus dem Lexikon des Suidas, dafs ein Dichter Babrius, auch, wenn mit schwächerer Auctorität, Babrias genannt, die äsopischen Fabeln in zwei, oder nach Suidas in zehn Büchern auf ähnliche Art wie Phädrus, neue in choliambischem Versmafse bearbeitet habe; das Werk aber galt bis auf wenige Bruchstücke, welche jene beiden letztgenannten Byzantiner erhalten hatten, für verloren, oder ward gar mit den vierzeiligen Jamben des mittelalterlichen Magister Ignatius verwechselt, vielleicht eben dieser Verwechselung auch den

Namen Gabrias verdankte, bis zuerst Bentley in einem kurzen aber inhaltschweren Capitel seiner Abhandlung *de fabulis Aesopi* darauf aufmerksam machte, wie unter der erhaltenen Sammlung äsopischer Fabeln in Prosa, die aber bekanntlich erst dem späten Mittelalter ihre jetzige Gestalt verdankt, einzelne seien, in welchen sich jenes choliambische Versmafs mit Leichtigkeit erkennen oder wiederherstellen lasse; und diese Spur verfolgte dann sein Landsmann Tyrwhitt in seiner 1776 erschienenen *Dissertatio de Babrio*, insbesondere mit Hülfe eines Harlejanischen Codex jener Fabeln mit solchem Glücke, dafs von dieser Zeit an Babrius allerdings schon, wenn gleich mit wenigen und fragmentarischen, doch immerhin einigen interessanten Stücken in die Reihe der erhaltenen griechischen Dichter eintreten konnte. Gleichwohl fehlte dem gröfseren Theile dieser Ueberbleibsel immer noch zweierlei: erstens die urkundliche Bestätigung ihres Ursprungs von dem nämlichen Verfasser, und zweitens die vollständige Herstellung ihrer ursprünglichen Gestalt, die sich doch aus der prosaischen Umschreibung oft nur durch mehr oder minder gewagte Conjectur ermitteln liefs, so dafs der italiänische Gelehrte Franz de Furia, der im Jahre 1810 die vollständigste Sammlung der bis dahin bekannten äsopischen Fabeln herausgab, ohne Rücksicht auf die Bentley'sche Entdeckung alle wieder als reine Prosa abdrucken liefs; und als deutsche und französische Kritiker, wie die beiden Schneider und Koraes, auch in dieser Sammlung die Wahrheit jener Entdeckung nur noch in weiterem Umfange nachgewiesen hatten, bemächtigte sich ihrer unglücklicher Weise zunächst ein Mann, der dieser Aufgabe in keinerlei Hinsicht gewachsen war, Franz Xaver Berger, dessen Ausgabe München 1816 schon durch die Eintheilung in drei Bücher den Stempel der Willkür an der Stirne trug und durch ihren schlechten Erfolg auf geraume Zeit von einem ähnlichen Unternehmen mehr

Digitized by Google

abgeschreckt als dazu aufgemuntert zu haben scheint. August Matthiä's Wunsch am Schlusse seines Programms *de nonnullis locis Pindari*, Altenburg 1823, verhallte ungehört; erst nachdem einige englische Kritiker, wie Blomfield im *Museum criticum T. I.* und Burgeſs im *Classical Journal T. XXV.* und *XXVI.* einzelne glücklichere Versuche auf dieser Bahn gemacht hatten, konnte im Jahre 1832 G. C. Lewis im Cambridger *Philological Museum T. I, p.* 280—304 durch eine Zusammenstellung dessen, was seit Tyrwhitt in dieser Hinsicht gefunden und geleistet worden war, die Aufmerksamkeit auf Babrius zurücklenken; und für Deutschland lebte er eigentlich erst wieder durch die Arbeiten von Knoche auf, der zuerst in der Abhandlung *de Babrio poëta* und demnächst in seiner Ausgabe: *Babrii fabulae et fabularum fragmenta*, Halle 1835, allen Anforderungen genügt hat, die an eine kritische Uebersicht des erhaltenen Stoffes wie an eine fleiſsige Sammlung und Erklärung der mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nachgewiesenen Reste jenes Schriftstellers gemacht werden konnten. Aber nichts destoweniger herrschte auch hier der doppelte Miſsstand fort: einerseits beruhete das Meiste, was Babrius zugeschrieben war, auf bloſser Vermuthung, die doch keinen weiteren Maſsstab hatte, als daſs sie äsopischen Inhalt in choliambischer Form vor sich sah, andererseits wuſste man schon aus den einschlagenden Citaten bei Suidas, daſs auch in den übrigen prosaischen Fabeln noch vieles Babrianische enthalten sei, ohne es gleichwohl ohne die höchste Kühnheit in allen seinen Einzelnheiten herstellen zu können; und je mehr wir einräumen, daſs bei Knoche alles geleistet ist, was einem besonnenen Forscher mit den damals zu Gebote stehenden Mitteln möglich war, desto willkommner muſs uns nun die gegenwärtige Entdeckung sein, die, wenn sie auch nach der so eben geschilderten Entwickelung uns keinen völlig neuen Dichter kennen lehrt, doch zuerst sein Eigenthumsrecht an dem gröſseren Theile des Inhalts der bisherigen Ausgaben urkundlich bestätigt, und dasselbe auſserdem mit gleicher Urkundlichkeit noch über ein viel weiteres Gebiet ausdehnt, welches ihm die bisherigen Bemühungen fortwährend mehr mit den Augen als mit den Händen hatten zueignen können. Der Inhalt der 123 Fabeln, die uns hier geboten werden, ist freilich auch zum gröſseren Theile schon längst aus den erwähnten prosaischen Sammlungen bekannt, zu welchen kürzlich auch noch eine neue in den *Notices et Extraits* 1842 *T. XIV, P.* 2. gekommen ist; in der gewandten, anmuthigen und gerade in ihrer schlichten Naivetät und höchst reizenden Einkleidung unseres Dichters aber, deren gefällige Leichtigkeit die plumpe Hand des Abschreibers nur zu häufig verwischt hat, tritt bei Weitem die Mehrzahl derselben hier zum ersten Male in das Gebiet unseres Literaturschatzes ein; und während viele Verse, die wir bisher nur vereinzelt unter Babrius Namen kannten, jetzt die gebührende Stelle in ihrem ehemaligen Ganzen zurückerhalten, begegnen uns zugleich die ganzen Fabeln, welche Bentley, Tyrwhitt, Schneider u. A. nur vermuthungsweise herbeigezogen hatten, in Reihe und Glied mit jenen in einer Handschrift vereinigt, welche den unverkennbaren Namen des Dichters urkundlich an der Stirne trägt.

Was nämlich diesen eigentlichen Gegenstand unserer Anzeige näher betrifft, so ist derselbe ein Theil und allerdings, wie es scheint, eines der besten Stücke aus dem Funde, welchen der gelehrte Grieche Minas des Menas (Minas) auf einer vor vier Jahren im Auftrage der französischen Regierung unternommenen Reise in den Klöstern des Berges Athos, insonderheit des der heiligen Laura, gethan hat, wo auch dieses Manuscript in einem alten Kasten unter Staub und Moder verborgen lag; über das ganze Unternehmen und seine Ergebnisse genügt es auf Millers und Aubenats Revue *bibliographique T. V, p.* 80 und die Marburger Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1844, No. 96 zu verweisen. Leider ist, was unsern Dichter betrifft, dem Finder bis jetzt nur so viel möglich gewesen, eine ziemlicher Eile gemachte Abschrift nach Paris zu zubringen, auf deren Grund dann der Nestor der französischen Philologie, der vielseitig gelehrte und elegante Boissonade die vorliegende Ausgabe veranstaltet hat; doch bemerken wir hier sogleich zum Ueberfluſs für solche Leser, die vielleicht durch neuere Erfahrungen gegen unbeglaubigte Fünde alter Schriftsteller miſstrauisch geworden sein könnten, daſs dieses ganze Werk sowohl in dem was es gibt als auch in dem was es nicht gibt die unzweifelhaftesten Kennzeichen seiner Aechtheit an sich trägt. Einerseits finden wir in diesen Fabeln nicht nur, wie gesagt, den gröſseren Theil der Stellen, die bei den Grammatikern des Mittelalters unter Babrius Namen citirt sind,

Digitized by Google

r, sondern auch viele andere Wörter, von welchen r jetzt erst wahrnehmen, aus welcher Quelle sie in Lexikographen gekommen sein mögen; andererts aber fehlt wieder manches, was ein Fälscher, nn er absichtlich hätte täuschen wollen, gewifs zu ernächst aus den gangbaren Resten des Babrius genommen haben würde, wie z. B. merkwürdigerse gerade die Erzählung, die der neuern Zeit zu allert als gröfseres Bruchstück von Babrius bei Tzetzes annt geworden war: Γάλλοις ἀγόρταις εἰς τὸ κοινὸν ίθη, so wie die Bodlejanische bei Knoche S. 84: ς ὀστράκοις γράφονθ' ἁμαρτίας Ἑρμῆν: und wem auch s dieses nebst den vielen höchst bemerkenswerthen ianten im Einzelnen und dabei doch wieder den zahlben offenbaren Schreibfehlern in betrügerischer Abt angelegt zu sein scheinen könnte, der braucht nur ige Seiten in das Buch hinein zu lesen, um sich, n ihm überhaupt ein Urtheil in diesen Dingen zumt, zu überzeugen, dafs wir es hier mit einem ke zu thun haben, dem der Stempel des classin Alterthums, wenn auch einer späteren Geacksrichtung desselben, in hundert kleinen Züaufgeprägt ist. Der Name des Verf. selbst an Spitze ist verschrieben Βαλεβρίου, worin jedoch lie Spur derselben Dittographie sichtbar wird, wie Harlejanische Codex bei Tyrwhitt zwischen Ba- und Βαλερίου schwankt, indem aus der zweiten nsform durch Ueberschreiben die Silbe λε in die hereingekommen ist; halten wir auch mit Knoche einem Vorgänger Cannegieter (*ad Avianum*) den chen Ursprung des Verf. fest, so bedarf er doch des Namens *Valerius* nicht, da *Babrius* selbst mischer Gentilname aus Inschriften hinlänglich ewiesen ist; und noch weniger werden wir mit r beide Namen zugleich auf ihn häufen, was in der späteren Kaiserzeit nicht unerhört, hier um so weniger zulässig ist, als unsere Hand- durch ihre Dittographie selbst in dem einen nur die Variante des andern erkennen läfst. freilich die weitere Schwankung der Formen ς und Βαβρίας bei Suidas betrifft, so kann sie aus der neuentdeckten Handschrift eben so wee aus jeder andern genitivisch gefafsten Anführtschieden werden; dagegen giebt diese wenighinsichtlich des andern Zwiespalts zwischen Avianus und Suidas über die Zahl der Bücher den Ausschlag zu Gunsten des ersteren, indem mit dem Buchstaben *M*, also offenbar in der Mitte des Ganzen, ein zweiter Prolog ein neues Buch eröffnet, auf welches, wenn gleich der Schlufs unserer Handschrift verloren ist, doch kaum ein, geschweige denn noch acht weitere Bücher gefolgt sein können. Die Aufeinanderfolge der Fabeln geschieht nämlich nach der alphabetarischen Ordnung ihres Anfangsbuchstaben, weshalb auch oben mit Sicherheit behauptet werden konnte, dafs die mit dem Worte Γάλλοι anfangende Fabel in unsrer Sammlung fehle; erst mit dem Buchstaben *O* bricht letztere ab, und läfst es insofern allerdings ungewifs, ob auch hinsichtlich der Fabeln 13—19 bei Knoche die Vermuthungen Tyrwhitts und und seiner Nachfolger bestätigt werden; doch findet dieses wenigstens hinsichtlich der zwölf übrigen Statt, und läfst insofern auch für jene ein um so günstigeres Vorurtheil fassen, als wir überhaupt sehen, wie die überwiegende Mehrzahl der Erzählungen, die wir hier urkundlich als Babrianische kennen lernen, in derselben prosaischen Sammlung wiederkehrt, aus welcher auch jene sieben bei Knoche entlehnt sind. Nur dreizehn unter den 123 Nummern, die uns hier geboten werden, sind wenigstens als äsopische Fabeln für uns neu: II. γεωργὸς δίκελλαν ἀπολέσας, VIII. Ἄραψ καὶ καμηλος, XV. Ἀθηναῖος ἀνὴρ καὶ Θηβαῖος, XXI. βόες καὶ μάγειρος XLI. σαῦρα, XLVIII. Ἑρμῆς καὶ κύων, LIV. εὐνοῦχος καὶ θότης, LX. μῦς πεσὼν ἐν χύτρᾳ, LXI. κυνηγὸς καὶ ἁλιεύς, CVI. λέων πρᾶος, CX. κύων καὶ δεσπότης, CXII. μῦς καὶ ταῦρος, und endlich die ganz heterogene Erzählung, die in ihrer frivolen Obscönität eher einem milesischen Mährchen gleich sieht, CXVI. ἀνὴρ καὶ μοιχός: die andern alle haben wenigstens in einer oder der andern erhaltenen Sammlung äsopischer Fabeln ihr Entsprechendes, sei es auch nur wie *n. X* bei Ignatius, oder sind sonst in dieser Hinsicht beglaubigt, wie LXIX. λαγωὸς καὶ κύων durch Schol. Thucyd. IV. 92; und gleichwie es folglich nur als Zufall betrachtet werden kann, dafs jene dreizehn sich bis jetzt in keiner sonstigen Sammlung gefunden haben, so erreicht es auf der andern Seite den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, dafs auch die übrigen Buchstaben unseres Fabelalphabets in jenen Sammlungen mehr oder minder verpuppt enthalten sind, und nur eines

Digitized by Google

geschickten kritischen Operateurs bedürfen, um vollends entlarvt und ans Tageslicht gezogen zu werden.

Nur eine einzige Frage, die man seither fast für erledigt zu halten geneigt war, ist durch die neue Entdeckung wieder schwankender als je geworden und bietet gerade jetzt eins der gröfsten Räthsel dar, welche die Geschichte der griechischen Literatur kennt: die Frage nach der Lebenszeit des Dichters, welchen Lewis und Knoche nach den dürftigen Spuren erhaltener Nachrichten ziemlich übereinstimmend um die Zeit von Christi Geburt setzten, während das vollständige Gedicht, wie es jetzt vorliegt, auf ganz andere Zeiten führt. Zuvörderst begegnet uns gleich in der Vorrede des ersten Buchs die Anrede ὦ Βράγχε τέκνον, die sich auch LXXIV. 15 nochmals wiederholt; an deren Stelle aber tritt in der zweiten Vorrede gar die noch viel räthselhaftere ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου und der ganze Inhalt dieser zweiten Vorrede ist so beschaffen, dafs man schlechterdings nicht weifs, um welche Zeit man einen Dichter setzen soll, der einerseits sich rühmt, zuerst die äsopische Fabel in das neue Gewand des μυθίαμβος gekleidet zu haben, andererseits aber hinzufügt, dafs dieses sein Beispiel zahlreiche Nachahmer gefunden habe, die folglich alle in den Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Ausgabe, wo nicht gar zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Buchs der vorliegenden Sammlung gefallen sein müfsten, während wir bisher gewohnt waren, Babrius mit einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme als den einzigen seiner Art zu betrachten, von dem uns aus dem Alterthume Kunde erhalten wäre. Die Hauptfrage bleibt jedoch zunächst der βασιλεύς Ἀλέξανδρος, für dessen Sohn man, wofern beide Bücher an den nämlichen παῖς gerichtet sein sollen, jenen Βράγχος halten müfste; und so hat es denn auch Hr. Boissonade genommen, der den βασιλεύς selbst auf den Kaiser Severus Alexander deutet, und das Weitere so erklärt, dafs dieser einen natürlichen Sohn gehabt haben könne, den er durch den Namen Branchos gleichsam unter den Schutz des milesischen oder didymäischen Apoll gestellt habe, obgleich er andrerseits nicht läugnen kann, dafs nicht Alexander selbst vielmehr in Syrien zu Hause gewesen sei, als auch der Verf. unserer Fabeln mehrfach syrischen Aufenthalt verrathe. Dahin gehört vielleicht schon dieses, dafs er in jener zweiten Vorrede den μῦθος selbst für eine Erfindung der Syrer erklärt: πρίν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε καὶ Βήλου, jedenfalls aber dafs er N. LVII. die Schlechtigkeit der Araber aus eigener Erfahrung zu kennen aussagt:

ἐντεῦθεν Ἄραβές εἰσιν, ὡς ἐπειφάθην,
ψεῦσταί τε καὶ γόητες, ὧν ἐπὶ γλώσσης
οὐδὲν κάθηται ῥῆμα τῆς ἀληθείας:

und auch wohl noch mancher andere beiläufige, wie wenn X. 7 Aphrodite mit angezündeten Lampen geehrt wird, was auf keinen Fall griechischer Brauch ist und auch in Rom erst in der Kaiserzeit vorkommt (Juvenal. XII. 92), so dafs es durch asiatischen Luxus dorthin verpflanzt zu sein scheint, vgl. Pers. V. 184; oder wenn LIV. 1 der σύνοῦχος einen Eunuchen fragt, ob er Kinder bekommen werde, wobei man nicht umhin kann, an den *Armenius vel Commagenus spex* bei Juvenal VI. 550 zu denken. Prüfen wir welche sonstige Wahrscheinlichkeit es für sich hat, dafs diese Fabeln zur Zeit des Kaisers Alexander in Syrien gedichtet und einem Sohne des Kaisers gewidmet worden seien, so kann Bernhardy dings auch seine Meinung nur dahin aussprechen, solche aus römischer Zeit und von einem Römer rühren, welcher letztere Umstand dann von einer eine verhältnifsmäfsig späte Epoche führen, wo erst nach und nach geborene Römer sich als Dichter oder Rhetoren in die griechische Literatur einmischten. Dafs der Name *Babrius* einheimischer ist, ist oben schon bemerkt worden; dem aber müfste ich mich sehr täuschen, wenn auch sonstige Einzelheiten den Römer verrieten; sein Griechisch mehr der Schule als dem Leben dankte, und trotz seiner übrigens sehr [illegible] den besten Mustern nachgebildeten [illegible] hier und da sein angeborenes Idiom [illegible] konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

) Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade.*

Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Fortsetzung.)

Nach der Schule schmeckt, wo nicht XXVIII. 10 ότης für die Gröfse, doch LXXI. 4, wo das Meer ἀνήλεὲς στοιχεῖον angeredet wird; von Latinismen r bemerken wir XXVI. 5: αἱ δ' ὡς ἐπέσχον σφενδοτα τὰς αὔρας, was unseres Erachtens nur als buchbliche Uebertragung des lateinischen *animadverterunt* ärt werden kann; ebenso XXVIII. 3: παρὰ τῶν φῶν ποῦ ποτ' ἦν ἐπεζήτει: *e fratribus quaesivit*; ı XXXII. 2 erinnert Κύπρις ἡ πόθεον μήτηρ auf's dgreiflichste an die Horazische *mater saeva cupidinum*, und wenn auch diese Redensart noch einmal einem griechischen Dichter Philodemos in der Anogia Palatina X. 21 vorkommt, so verräth doch de dieses Epigramm — selbst abgesehen von der udeischen Lesart Ῥωμαϊκούς im letzten Verse — ı durch das Bild der χιόνες κελτικαὶ seinen Urg in römischer Zeit und unter dem Einflusse röier Anschauungen, wie denn auch Eros wohl bei Römern *Cupido*, griechisch aber niemals Πόθος fsen hat; endlich begegnet uns nicht weniger als al ἐρωτᾶν in der Bedeutung *rogare*, zuerst X. 8 θύειν, εὔχεσθαι, ἱκετεύειν, folglich *beten*, dann aber 3 u. XCVII. 3 ἐρωτᾷν ἐπὶ δεῖπνον, *rogare ad coenam*, war von Suidas (s. Knoche S. 164) durch παρακαλῶ δέομαι erklärt wird, in der classischen Gräcität ı vor dem Neuen Testamente nicht erscheint, und noch im zweiten Jahrhundert von Auctoritäten wie Hermogenes und Apollonius Dyskolos mifsbilligt ist, vgl. Steph. Thes. Paris. B. III., S. 2081. Ist aber nach allem diesem der Dichter ein in Syrien lebender Römer gewesen, so kann er auch schwerlich schon unter August geschrieben haben, und wirklich sind die Gründe, auf welchen diese bisherige Meinung beruhete, keineswegs so stark, dafs wir ihnen das so eben gewonnene Resultat wieder aufopfern müfsten. Am blendendsten ist noch das bereits von Tyrwhitt aufgestellte Argument, dafs das Citat bei Appollonius Lex. Hom. S. 10 Bekk:

ταῦτα δ' Αἴσωπος,
ὁ Σαρδιηνὸς εἶπεν, ὅντιν' οἱ Δελφοί
ᾄδοντα μῦθον οὐ καλῶς ἐδέξαντο

von Babrius herrühre, der folglich schon vor jenem Grammatiker gelebt haben müfste; da aber diese Stelle wohl nur in einer Vorrede gestanden haben könnte, und wir die beiden Vorreden unseres Dichters jetzt besitzen, ohne es darin zu finden, so ergreift Ref. unbedenklich die scharfsinnige Vermuthung seines verehrten Collegen Schneidewin, die ihm letzterer mündlich mitgetheilt hat, dafs jenes Fragment vielmehr aus den Αἴνοις des Kallimachos herrühre, in welchem schon Lewis a. a. O. S. 278 einen Vorläufer des Babrius in choliambischer Behandlung äsopischer Fabeln nachgewiesen hat. Was ferner die Stelle bei Avianus betrifft, wo man eine chronologische Reihefolge der drei Dichter Horaz, Babrius, Phädrus hat wahrnehmen wollen, so können wir in den Worten: *quas Graecis iambis Babrius repetens in duo volumina coarctavit, Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellis resolvit*, nur den Gegensatz zwischen dem griechischen Dichter, der das Ganze in zwei Bücher zusammengedrängt, und dem lateinischen, der einen Theil in fünf Bücher vertheilt hat, erkennen, ohne dafs deshalb der Behandler des Ganzen auch

Digitized by Google

der Zeit nach früher gewesen zu sein brauchte; und wenn auch der Magister Dositheus, bei dem wir S. 36 Böck. die 84. Fabel unserer Sammlung wörtlich aufgeführt finden, seinen Auszug aus *Hygini genealogia* vom 11. September 207 datirt hat, so könnte Babrius doch immerhin noch zwanzig Jahre länger bis unter Severus Alexander gelebt haben, zumal wenn wir annehmen, dafs der Schlufs der Vorrede, welche Hr. Boissonade an den Sohn dieses Kaisers gerichtet glaubt:

ἐκ δευτέρου σοι τήνδε βίβλον ἀείδω,

auf eine zweite Auflage deute, vor welcher Dositheus seine Aufführung bereits aus der ersten entnommen haben konnte. Doch gesteht Ref. auf der andern Seite allerdings wieder, dafs ihm dieser kaiserliche Bastard in seiner Namensähnlichkeit mit dem Stifter des didymäischen Orakels bei Milet (vgl. Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 556) nicht gern zu Kopfe geht, und indem er auf einen Ausweg gesonnen hat, um diesem eine andere Bedeutung anzuweisen, ist auch sein Glaube an den Boissonade'schen Ansatz insofern wieder wankend geworden, als er, obschon er ihm fortwährend mehr relative Richtigkeit als dem Knochischen beimifst, gleichwohl zweifelt, ob gerade die vorliegenden Vorreden irgend ein sicheres Fundament zur Entscheidung dieser Frage darbieten. Branchos spielt offenbar in der ersten Hälfte dieser Fabeln dieselbe Rolle, wie etwa Perses in Hesiods ἔργοις oder Kyrnos bei Theognis; sein Name aber weist entschieden auf Milet hin; wie nun, wenn Babrius in diesem einen Zeitgenossen und jugendlichen Schüler des Lyders oder Phrygers Aesop genannt oder meinethalben fingirt, und nicht nur den Prolog, sondern auch das ganze erste Buch selbst dem Vater des αἶνος dergestalt in den Mund gelegt hätte, dafs dieser, nicht der Dichter, jenen Branchos anredete? Dafs er ihn dabei Dinge sagen läfst, die unserer obigen Bemerkung zufolge aus der persönlichen Stellung des Dichters selbst genommen zu sein scheinen, kann eben so wenig auffallen, als wenn Plato seine eigenen Gedanken und Erfahrungen unter Sokrates Person vorträgt; auch was Aesop unter jener Voraussetzung von sich als einem Dritten sprechen würde:

μάθοις δ' ἂν οὔτιν ταῦτ' ἔχοντα καὶ γνοίης
ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἡμῶν Αἰσώπου,

klingt nicht anders, als wenn Daemones bei Plautus Rud. IV. 8. 19 sagt: *minime istuc faciet noster Daemones*; und andrerseits eignet es sich gerade für Aesop sehr gut, dafs der Mythus von den Weltaltern, mit dem der Prolog beginnt, auf die ältere Hesiodische Art dargestellt ist, während ein Dichter römischer Zeit in eigener Person wohl eher der Aratischen oder Ovidischen Auffassung gefolgt sein würde. Dürfen wir aber einmal dieses annehmen, so kann auch die zweite Vorrede eben so wohl einem andern Vorgänger des Dichters in den Mund gelegt sein, auf welchen dann namentlich auch jene Aeufserung zu beziehen wäre, die nach dem erwähnten Vorgange des Kallimachos doch von Babrius selbst zu unbeschönt sein würde: ὑπ' ἐμοῦ δὲ πρώτου τῆς θύρας ἀνοιχθείσης u. s. w., und hierdurch würden wir dann zugleich mit der vorhin bereits angedeuteten Schwierigkeit entgehen, dafs die ganze Schaar der Nachahmer, welche σοφωτέρας μούσης γρίφοις ὁμοίας ἐκφέρουσι ποιήσεις zwischen der ersten und zweiten Auflage unseres Buches aufgetreten wäre, während sie sich nach obiger Voraussetzung auf die ganzen Jahrhunderte zwischen dem erwähnten ersten Vorgänger und der Zeit, wo Babrius ihn gleichsam zum zweiten Male redend auftreten liefse, vertheilte. Für den βασιλεὺς ἀλέξανδρος freilich weifs ich auf die eine wie auf die andere Art keinen besseren Rath, als denselben nicht als *nomen proprium*, sondern *appellativisch* zu nehmen, wie wir in den Epigramme bei Diodor XI. 14 den ἀλέξανδρος τῶν finden, und wie Meineke Anal. Alex. S. 126 gelehrt nachgewiesen hat, dafs die griechischen Dichter alter Zeiten eine besondere Pointe darin gesetzt haben, Wörter, die sonst als Eigennamen gäng und gäbe waren, in etymologischer Bedeutung als Epitheta zu gebrauchen; dann hätte man aber den freiesten Spielraum, den Prolog und seinen Sprecher in jede beliebige Zeit zu verlegen, wo es Königssöhne gab, und könnte sich hinsichtlich des Uebrigen rein und unverirrt an dasjenige halten, was die jetzt erst in weiterem Umfange gestattete Prüfung der Sprache und Einkleidung des Dichters über seine Lebenszeit an die Hand gibt. Nur wenn eine erneuerte Vergleichung der Handschrift selbst, wozu Hr. B. Aussicht giebt, vielleicht statt ξάνδρου die Lesart Ἀλέξανδρε darböte, könnte man wieder direct zu Severus Alexander zurückkehren, bekanntlich von seinem Vorgänger Heliogabal kurz dessen Ende adoptirt worden war (Herodian V. 7.

Digitized by Google

l dann würde sich selbst das Geburtsjahr der vor-
;enden Sammlung auf 221 n. Chr. festsetzen lassen,
nit auch die übrigen Data, wie wir gesehen haben,
ıt im Widerspruche stünden; auf solche Hariolationen
inzwischen Ref. weit entfernt irgend ein Gewicht
legen, und hält das Gesagte für mehr als hinrei-
ıd, um seinen Lesern die Schwierigkeiten, die durch
neue Entdeckung angeregt worden sind, und die
ichtspuncte vor Augen zu führen, die bei deren
ung festzuhalten sein dürften.

Ungleich wichtiger ist ohnehin die Gestaltung des
tes dieser Fabeln selbst, um sie wirklich lesbar
des dichterischen Gewandes, das sie tragen, wür-
zu machen, und hier kann Ref. nicht verhehlen,
dafür mit verhältnifsmäfsig leichter Mühe viel be-
igendere Resultate hätten gewonnen werden kön-
als sie der französische Bearbeiter erzielt hat,
en kritische und gelehrte Behandlung des Einzelnen
r dem Interesse des Gegenstandes selbst noch
Glanze seiner äufseren Ausstattung völlig ent-
ht. Allerdings erkennen wir auch hier noch in
ıher Note die reiche und elegante Belesenheit des
usgebers der Philostratischen Heroika und des
as Eugenianos, des Theophylaktos Simokattas
les Aeneas von Gaza, dem nicht blofs die Schätze
lten Literatur bis in ihre entlegensten Winkel,
rn auch der neuern Poesie aller romanischen
hen dienstbar sind; und auch in kritischer Hin-
hat derselbe durch die Vergleichung der andern
sammlungen, so wie der griechischen Lexikogra-
manchen Fehler glücklich verbessert oder wenig-
die rechte Strafse zur Verbesserung gewiesen;
was selbständige Emendationen betrifft, so ist
so häufig auch eine nahe liegende Correctur
hen oder aber eine übereilte und verkehrte Ver-
ng ohne Weiteres in den Text gesetzt, und so
doch eigentlich die Kritik dieses Werkes ihre
tionen noch einmal von vorn beginnen, ohne da-
ıch nur die urkundlichen Grundlagen rein und
tellt vorzufinden. Der Herausgeber eines neuen
ı kann bekanntlich ein doppeltes Verfahren ein-
: entweder denselben mit allen Fehlern und Ver-
ıssen der Handschrift diplomatisch treu abdrucken
, oder ihn durch eine folgerichtige und durch-
de Kritik seiner ursprünglichen Reinheit mög-
lichst annähern, und wem es zu letzterem an Zeit oder an den nöthigen Mitteln fehlt, wird sich gewifs den Dank seiner Leser nicht besser verdienen können, als wenn er lieber gar nichts an der überlieferten Gestalt rüttelt und die nöthigen Verbesserungen seinen Nachfolgern und der Zukunft überläfst; Hr. *Boissonade* hat aber leider keines von beiden gethan, oder wenn sein Zweck auf eine durchgreifende Kritik ging, diesen so wenig erreicht, dafs er sofort nach der Erscheinung des Werkes unserem scharfsinnigen Landsmann *Dübner* zu einer reichen Nachlese Raum gelassen hat, während doch auf der andern Seite die Mängel seines Textes keineswegs allein der Handschrift oder der Copie seines Gewährsmannes Menas zur Last fallen. Was die Handschrift selbst anbelangt, so ist allerdings auch sie von der Erbsünde zahlreicher Schreibfehler nicht fern geblieben, die bei dem verwitterten Zustande des Originals in der Abschrift noch beträchtlich vermehrt worden sein mögen; aufserdem bieten auch die Fabeln der prosaischen Sammlungen mitunter bemerkenswerthe Varianten dar, und wenn diese auch theilweise eben nur aus der Auflösung in Prosa hervorgegangen sein können, so fehlt es doch auch der vorliegenden Sammlung nicht an Spuren, dafs auch sie in ihrer jetzigen Gestalt zuletzt als Prosa betrachtet und behandelt worden sein möge, worauf nicht nur die wirklich prosaischen Epimythien vieler Fabeln, die nach Sinn und Sprache gewifs einer spätern Zeit angehören, sondern auch einzelne Ausdrücke des Textes selbst führen, die noch durch Umstellung oder Vertauschung mit synonymen Redensarten ihrer metrischen Fassung zurückgegeben werden können; — über alles dieses aber scheint der Herausgeber zu keinem klaren Bilde gelangt zu sein, und so ist es gekommen, dafs er trotz der Verdienstlichkeit einzelner Emendationen doch weder die nöthige Consequenz in denselben durchgeführt, noch auch sie immer aus den richtigen Kategorien gegriffen hat. Dazu kommt, dafs er auch über die sprachlichen und metrischen Eigenheiten seines Schriftstellers kein scharf bewufstes System besitzt, in welcher Hinsicht der Dübner'sche Nachtrag, auch wo er vielleicht zu einseitig verfährt, doch so viel zeigt, dafs es für die Würdigung einer Lesart keineswegs gleichgültig ist, ob man einen Spondeus im fünften Fufse oder einen

Digitized by Google

Anapäst statt des Jambus für zuläſsig hält oder nicht; und endlich hat er, während er hier und da Lücken annimmt, wo gewiſs keine gewesen sind, die Frage nach möglichen Interpolationen gleichfalls seinem Ergänzer überlassen, obgleich darauf schon die Wahrnehmung führen muſste, daſs die Fabel XII: ἀηδὼν καὶ χελιδών, hier um funfzehn Verse ausgedehnter ist, als sie nach dem früheren Texte hinter den Fabeln des Gabrias bei Tyrwhitt und Knoche S. 53 erscheint. In allen diesen Hinsichten hat sich daher Hr. Dübner ein wesentliches Verdienst um die neue Entdeckung erworben, indem er die Gelegenheit des Glückwunsches an den ehrwürdigen Veteran, dessen Name den Titel seiner Schrift ziert, benutzt hat, um ohne Verletzung der schuldigen Rücksichten gegen das andere Greisenhaupt unseres Herausgebers gleichwohl dessen Ausspruch in der Vorrede: *Babrium eo mihi videor modo recensuisse, ut pauci supersint loci, in quibus lector haereat graece doctus et satis literatus*, einer näheren Würdigung zu unterziehen; und da diese sich eben, wie gesagt, um die wichtigsten Vorfragen der Kritik unseres Textes dreht, so wird ihre Beleuchtung auch dem, was uns über den letzteren noch zu bemerken übrig bleibt, am Schicklichsten vorausgehn.

Fünferlei Sätze sind es insbesondere, in welchen Hr. Dübner selbst S. 29 fg. die Ergebnisse dieser seiner Vorfragen zusammenfaſst, und von welchen wir den dritten und fünften im Ganzen unbedenklich anerkennen: *archetypum hujus codicis tractaverunt interpolatores, qui non pauca mutaverunt, versus nonnullos inseruerunt, epimythia multa fabularum artem perdentia choliambis saepe malis et dictione non Babriana conceperunt*, und: *vehementer suspecta sunt, quae in his choliambis deprehenduntur communes technicorum regulas violantia;* hinsichtlich dieser Regeln selbst aber bedarf es noch mancher Modification, um uns auch den vierten Satz aneignen zu können: *Choliambus Babrii non tam Graecorum quam Romanorum poëtarum normam sequitur, veluti Martialis, una parte liberior Catulliano, ut post Catullum floruisse poëtam appareat;* und gegen den ersten und zweiten: *Babrius de* [illegible] θιάμβων *arte diligenter meditabatur, et eadem argumenta bis terque tractabat, usque dum ad maximam simplicitatem, sed argutam et elegantem, non siccam, perveniebat*, und *Codex S. Laurae ex postremis recentionibus unam, fortasse ipsam ultimam manum poëtae continet*, bleiben uns noch starke Bedenken übrig. [illegible] Dübner geht von der unläugbar richtigen Bemerkung aus, daſs sich von der nämlichen Fabel in den prosaischen Sammlungen bisweilen zwei bis dreierlei Bearbeitungen finden, die alle Spuren ursprünglich choliambischer Fassung an sich tragen, obgleich sich im [illegible] nur eine derselben in unserem Babrius findet, und [illegible] bindet damit weiter die oben bereits erwähnte Doppelgestalt der XIIten Fabel nebst einigen anderen Abweichungen antiker Citate, auf welche schon Hr. [illegible] sonade aufmerksam gemacht hatte; wenn er nun [illegible] diese Erscheinung so erklärt, daſs alle diese Gestalten von Babrius selbst herrührten, und nur die Reste [illegible] herer Ausgaben sein sollen, die der Dichter erst [illegible] wiederholten Versuchen in die gegenwärtige Form [illegible] bracht hätte, so scheint uns dieses um so gewagter, als der Gang, den er dabei voraussetzt, sonst gewiſs nicht der ist, den neue Ausgaben zu nehmen pflegen. Seiner Annahme nach wären die Fabeln zuerst [illegible] im Detail ausgeführt gewesen, und dann erst allmählig in die einfachere Form gebracht worden, in welcher wir sie jetzt lesen, wie z. B. N. XXV, wo sich in der prosaischen Sammlung die Hasen erst mit einander über den Entschluſs unterreden, der im Gedichte [illegible] berichtend dargestellt ist, oder N. LXV, wo die Prahlerei des Pfauen, die das Gedicht nur mit einem [illegible] Worten erzählt, gleichfalls in directer Rede auftritt. Ref. bekennt, daſs er ohne besseren Beweis [illegible] daran glauben kann, daſs derselbe Dichter, wenn [illegible] zu verschiedener Zeit, nach so heterogenen Prinzipien gearbeitet hätte, und sieht nur die Alternative, [illegible] entweder die kürzere Fassung später aus der längeren excerpirt oder diese in jene hinein interpolirt [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum edidit; Joh. Fr. Boissonade.*

Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, dafs wenn unsere Sammlung wirklich letzte und vollendetste dieser Gestalten darbieten doch keine Consequenz darin ist, indem sie z. B. ab. XII ein viel längeres Gespräch zwischen Nachl und Schwalbe enthält, als wir es in den frühe-Handschriften finden; und wenn es Hrn. Dübner selbst scheint, dafs sich v. 17. unserer Fabel bes-u der älteren kürzeren Gestalt, als zu der heutilängeren passe, so ist nicht abzusehn, wefshalb e Interpolation, die er an anderen Stellen zur ge annimmt, nicht auch auf jene Abweichungen ehnen will, welche die prosaischen Fabeln von n Babrianischen darbieten, um so mehr, als Abweichungen seinem eigenen Urtheile nach Geacklosigkeiten enthalten, von welchen kein Grund gt, sie unserem Dichter auch nur in seiner er-Ausgabe zuzutrauen. Ob und in wie weit daher nserem Gedichte von einer doppelten Recension ede sein könne, lassen wir um so mehr dahinlt, als wir selbst für die Stelle der zweiten Vordie darauf zu deuten scheint, eine abweichende gung als möglich nachgewiesen haben, und been nur noch dieses, dafs wir auch nach jener doch nur zwei Ausgaben anzunehmen berechein würden, während Hr. Dübner deren für seine hese mindestens drei bedarf; jedenfalls reichen r alle die Erscheinungen, welche derselbe dahin zieht, auch schon durch die Annahme späterer Nachdichtungen und Ueberarbeitungen aus, die zuerst in gleichem Metrum, dann in politischen Versen (VI. 2: LXXXII. 5), endlich in Prosa bis in das christliche Zeitalter hinunterreichen und hier eben zuletzt in jene gröfseren prosaischen Sammlungen auslaufen. Dafs unsere Handschrift nicht alles umfafst, was wenigstens im Mittelalter für Babrianisch galt, beweist das schon früher erwähnte Fehlen jener Erzählung, die Tzetzes ausdrücklich unter Babrius Namen anführt, und eben so der achten bei Knoche, die gewifs auch in die erste Hälfte des Alphabets gehört, obschon ich nicht glaube, dafs sie wie bei Knoche mit Ζεὺς, sondern etwa so angefangen habe:

ἐν ὀστράκοις γράψαντα τοὺς κακοὺς Ἑρμῆν
ἐκέλευσεν ὁ Ζεὺς εἰς κιβωτὸν ἐνθεῖναι:

andererseits ist es eben so gewifs, dafs sie namentlich in den Epimythien deutliche Spuren späterer, selbst christlicher Fabrik enthält, wohin wir zwar nicht nothwendig mit dem Herausgeber zu Fab. CXVII τὰς τοῦ θεοῦ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἀκαταλήπτους οἰκονομίας, aber doch die schon von Hrn. Dübner gerügten πεποιθήσεις XLIII. 19 und vor Allem die κοσμικὰς ἀρχάς LXIV extr. rechnen; warum lassen wir es also nicht für alle Dittographien und Discrepanzen bei dieser zweiten Wahrnehmung bewenden, die Hr. Dübner selbst S. 14 fgg. so scharfsinnig begründet und auch S. 581 noch an besondern Beispielen nachgewiesen hat? Doch wird es allerdings auch hier der Vorsicht bedürfen, um nicht, indem wir zu tief schneiden, das gesunde Fleisch selbst zu verletzen; und wie wir später auch in sonstiger Hinsicht sehn werden, dafs Hrn. Dübner's Kritik, wenn gleich überall gelehrt und scharfsinnig, doch mitunter allzurasch verfährt, so haben wir oben bereits angedeutet, dafs uns die Grundsätze, nach welchen er jene Interpolation ermittelt, noch einiger Modification empfänglich scheinen. Nächst der Tautolo-

Digitized by Google

gie, die auch wir gern als solches Kriterium anerkennen, sind seine Gründe insbesondere metrischer Art, und gewifs hat er sich in dieser Hinsicht ein grofses Verdienst erworben, indem er aufmerksam gemacht hat, dafs sowohl der Spondeus im fünften Fufse als auch — mit alleiniger Ausnahme des ersten Fufses — der Anapäst statt des Jambus, die Hr. Boissonade nicht allein unbedenklich zugelassen, sondern nicht selten erst durch eigene Conjectur in den Text gebracht hat, durchgehends nur mit Mifstrauen betrachtet werden müssen und bisweilen schon für sich allein hinreichen können, die Lesart eines Verses zu verdächtigen; weiter aber darf unseres Erachtens aus diesem einzigen Grunde die Kritik nicht gehn, als sie es z. B. auch bei einem älteren Tragiker bei Versen mit Auflösungen thun wird, die uns zwar zu näherer Prüfung auffordern können, ohne jedoch alle defshalb ausgemerzt werden zu sollen, und so werden wir es denn auch hier um so mehr halten, als Hr. Dübner zuletzt einige Ausnahmen, die er weder emendiren noch herauswerfen kann, selbst einräumt. Namentlich gilt dieses von dem Spondeus, der an sich schon in den Gesetzen des iambischen Verses begründet, auch von den eigentlichen Schöpfern des choliambischen Mafses Hipponax und Ananios keineswegs ängstlich vermieden worden ist; und wenn sich unser Dichter dieser ursprünglichen Freiheit wieder mehr nähert, als wir es in den Bruchstücken der macedonischen Zeit (Schneidewin Delect. S. 225 — 234) finden, so kann auch dieses nur als ein Beweis seiner gröfseren Entfernung von der letzteren dienen, während der durch den verschiedenen Charakter ihrer Sprache bedingte Gebrauch der lateinischen Dichter hier ganz gleichgültig ist. Hr. Dübner erkennt zwar anfänglich nur drei unbezweifelte Beispiele solcher Spondeen bei Babrius an, die er noch dazu durch die Vielsilbigkeit ihrer Wörter wie λευκανθιζούσας und εἰρηνεύος entschuldigt; doch mufs er bald im Prolog allein wieder zwei oder drei weitere einräumen, die man nicht verbannen kann, ohne den ganzen Prolog über Bord zu werfen, und dazu kommen nach und nach immer noch mehre, welchen er nichts weiter als *raritatem exempli* vorwerfen kann, obgleich diese *raritas* durch jedes neue Beispiel vermindert wird: XCVII. 8 ἀλλ' ἤ δεσμώτην, C. 4 μεθεῖναι τὴν πίστιν, CXI, 14 ἐπιφοεῖ καὶ πλείους, CXXIII. 1: φὰ χρυσᾶ τικτούσης, endlich XCIV. 7 τῶν ἰατρειῶν, was er ursprünglich ganz übersehen und erst nachträglich S. 57 auf eine völlig nichtssagende Weise verdächtigt hat: *valde displicet pluralis* ἰατρειῶν. Ja einmal hat er sogar ohne alle Noth selbst einen Spondeus aus Conjectur eingeführt, LXXXII. 5: ὁ πάντων θηρίων αἰσυμνήτης, wo eben sowohl τυραννεύων für βασιλεύων geschrieben werden kann; dagegen haben wir selbst in unseren unten mitzutheilenden Vermuthungen zu Fab. I. 3 und 16 und LVII. 4 kein Bedenken getragen, wo es sinngemäfs schien, einen solchen anzunehmen und würden in der oben berührten Stelle bei Knoche S. 84 uns gern auch εἰς κιβωτὸν σωσαν gefallen lassen, so dafs wir auch keinen Grund sehen, wefshalb Fab. XLVI gerade v. 7: ὁ δέ γε πρὸς πᾶν θνήσκει, und nicht vielmehr der folgende Vers:

ἔλαφος δὲ λιμῷ κοὐ νόσῳ κατεσκλήκει,

interpolirt sein soll, welchem letzteren man es doch so deutlich ansieht, wie er nur die Pointe breit tritt und mit der geringen Aenderung ἀπέτρωγεν für ἀπατρώγων an die Stelle des vorhergehenden zu kommen bestimmt war. Anders verhält es sich freilich mit den Anapästen, wo wir selbst von den sieben oder acht Beispielen, welche Hr. Dübner als Ausnahmen aufzählt, einige noch leichter Aenderung für fähig halten; gleichwohl aber tragen wir auch hier noch Bedenken, aus Fab. LXXV den Vers fahren zu lassen:

οὐκ ἐξαπατῶ σε φησίν, οὐδ' ἐνεδρεύω,

ohne welchen das folgende γὰρ höchst müfsig und illogisch stehn würde:

ἕτοιμα δεῖ σε πάντ' ἔχειν· ἀποθνήσκεις·
τὴν αὔριον γὰρ τὸ μακρὸν οὐχ ὑπερβήσῃ:

während es sich an die parenthetische Betheuerung des Arztes sehr bequem anschliefst: ich will dich mit einer falschen Hoffnung hintergehn (ἐνεδρεύω wie Fab. LXXV οὔ με πλανήσεις, φησίν, οὐδ' ἐνεδρεύσεις) denn du mussst längstens den morgenden Tag nicht überleben. Sollen wir also um metrischer Verstöfse willen einen Vers für interpolirt erklären, so dürfen weder die metrischen Regeln selbst zu streng gefafst sein, noch auch Gründe fehlen, die den Verdacht zur Gewifsheit der Unächtheit erheben können; dagegen erkennen wir nur mit der höchsten Billigung an, dafs Hr. Dübner so weit es irgend ohne Gewaltthätigkeit geschehen konnte, die Zahl dieser Härten durch leichte Umstellungen, Vertauschung gleichbedeutender Wortformen oder sonstige sinngemäfse Vermuthungen auf ein

Digitized by Google

imum zurückzuführen bedacht gewesen ist, und welche Dienste ihm diese Aufmerksamkeit auf das Metrum rerseits mitunter geleistet hat, um wirkliche Entstelungen des Sinnes zu entdecken und zu heilen, wird in kundiger Leser auch ohne unsere Bemerkung aus em, was wir jetzt noch schliefslich über seine Texsverbesserungen mittheilen werden, von selbst entehmen.

Es liegt uns nämlich jetzt nur noch ob, über die eschaffenheit und Behandlung des Textes selbst einlne Belege zu unserer obigen allgemeinen Charakristik zu geben, und indem wir zu diesem Ende der kundlichen Reihe der Fabeln folgend das Hauptsächhste von dem, was sowohl der Herausgeber als sein gänzer in dieser Hinsicht geleistet haben, heraushen, benutzen wir diese Gelegenheit, um auch einige ene Verbesserungsvorschläge zu weiterer Prüfung spruchslos vorzulegen. Fab. I, 3: ἦν δὲ τῶν ζῴων ῆς τε πάντων καὶ φόβου δρόμος πλήρης. So die Handrift, Hr. Boissonade φυγὴ: malerischer vielleicht μὸς für δρόμος, wie auch bei Furia Fab. XLI zu en ist: καὶ δὴ ἐρχομένου αὐτοῦ εἴς τινα δρυμόν. V. 4. igt auch Hr. Dübner Boissonades Conjectur θαρσή- für θαρσῆσαι und zieht dann v. 5. μεῖνον, εἶπε, μὴ ὧδε, richtig zu der Rede des Menschen; dagegen en wir in v. 16:

πῶς αὐτὸς ἤδη πικρός ἐστι γιγνώσκω,

e Vermuthung τιτρώσκων wenigstens nicht für so ig wie ἔσται für ἐστὶ, ein Spondeus, der bei ihm st nach dem, was er S. 24 über die der Kürze estehende Aussprache des Diphthongs αι gesagt am Wenigsten Anstofs finden wird. — Fab. II, 2: τὴν δίκελλαν ἀπολέσας ἐζήτει. Hr. Boiss. füllt das smafs durch ἐπεζήτει: warum nicht einfacher ἐζήτη- V. 3: μὴ τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἀγροίκων. s. μή τις παρόντων: Dübner μὴ τῶν παρόντων τις ιεψεν, müfsig, während τήνδε im Geiste des Suden gesagt sein kann: ich hatte da eine Hacke, hat sie genommen? — Fab. III, 2:

αἰγάς ποτ' εἰς ἔπαυλιν αἰπόλος χρῄζων
ἐπὶ σηκὸν ἄγειν θ' ὡς αἱ μὲν ἦλθον κ. τ. λ.

. ἄγειν ἐκαλεῖθ' ὡς δ' αἱ μὲν u. s. w. Dübn. χερr χρῄζων, dann nach der prosaischen Paraphrase καλεῖθ' ὡς u. s. w.; wir würden uns mit σηκόν τ' ὡς begnügen. — Fab. V. 4: ἐκρύπτετ' οἴκου γωνίην ἰσχύνης. Hr. D. erwartet mit Boiss. γωνίῃ und sucht den Fehler in ὑπὸ: vielleicht γωνίην ὕπ' αἰσχυνθείς? — Fab. VI. 2: λεπτῷ καλάμῳ τὴν γλυκὺν βίον ζῴων: Boiss. schiebt τε ein und vermuthet κακὸν für γλυκύν: D. verwirft das Ganze als interpolirt; aber auch so wird σώζων für ζῴων zu lesen sein. — Fab. VII. 7: ὁ δ' οὐ προάξεις; εἶπε, μήδ' ἐνοχλήσῃς: vergleichen wir die ganz ähnliche Construction bei Plato Symp. p. 175 A.: οὐκοῦν καλεῖς αὐτὸν καὶ μὴ ἀφήσεις; so wird auch hier ἐνοχλήσεις zu schreiben sein. — Fab. IX. 4: ἠτέριζεν εὐμούσως. Boiss. ἐτερέτιζεν, vortrefflich, wie auch die kleineren Emendationen im Folgenden; nur v. 13 ist τὸ κερτομεῖν unverdächtig; vgl. Kühner Gr. Gr. §. 643. — Fab. X. 5: πάσῃ μάχην συνῆψεν οἰκοδεσποίνῃ. Beide Erklärer suchen nach πάσῃ eine Ellipse, μηχανῇ oder ἡμέρᾳ: uns dünkt der Sinn einfach: sie wollte sich mit jeder *materfamilias* messen; an die eigene Hausfrau ist nicht zu denken. — Fab. XI. 2: ξένῃ θελήσας περιβαλεῖν τις ἀντίῃ: Hr. D. vortrefflich αἰκίῃ: ebenso v. 6 Hr. Boiss. φέρουσαν für φεύγουσαν. — Fab. XII. 1: ἀγροῦ χελιδὼν μακρὰν ἐξεπωτήθη: Hr. Boiss. ἐξεπωτήθη μακράν: besser gewifs Hr. D. mit Knoche μακρὸν ἐξεπωτήθη: eben so v. 4: Ἴτον statt der neuen Lesart Ἴτυλον, und v. 7 ζῴεις, wo Hr. Boiss. mit Unrecht aus der Prosa ζῳοις in den Text gesetzt hat. Nur v. 15: τί σε δροσίζει νυκτὸς ἔννυχος στίβη, können wir seine Conjectur πλαγκτὸν für νυκτὸς nicht billigen; wir lesen mit Boiss. ἔννυχον, und dann ψυκτός oder πηκτὸς στίβη; denn στίβη ist s. v. a. πάχνη, was selbst mit πήγνυμι verwandt ist; dagegen ist v. 16 ἀγρότιν für ἄγρωτιν und v. 22 κἀπιμιξίας gewifs richtig, und v. 26 und 27 durch eine glänzende Emendation hergestellt:

λύπη δ' ὅταν τις οἷσιν εὐθενῶν ὤφθη,
τούτοις ταπεινὸς αὖθις ὢν συνοικήσῃ,

wo höchstens noch λυπεῖ geschrieben werden könnte. — Fab. XVI. 10: ὃς γυναικὸς πιστεύω. Hr. Boiss. γυναικὶ: richtiger sucht Hr. D. den Fehler im Verbum; etwa ἤκουον? — Fab. XVIII. 6: ὁ δ' οὐ μεθῆκε μᾶλλον: gewifs mit Hrn. B. μαλλόν: dagegen begreifen wir nicht, weshalb er v. 3 und 13 σισύραν als Anapäst geschrieben, und dadurch Hrn. Dübner zu Vorschlägen wie: εὐθὺς δὲ ῥίψας τὴν σισύρναν εἱστήκει oder gar αὐτὸν δὲ ῥίψας τὸν χιτῶν' ἐγυμνώθη, veranlafst hat; kann nicht σίσυρα wie γέφυρα, ὄλυρα als Tribrachys gelten? — Fab. XIX. im Epimythium für τρόπους ψευδεῖς προβαλλομένους vielleicht ψόγους. — Fab. XXI. 5: πολλὰ γὰρ

Digitized by Google

ἦν ἀροτρεύσας· Hr. D. πολὺ γὰρ ἦν oder πολλά γ'ἦν, um sich des Anapästs zu entledigen; für den Sinn wäre vielleicht noch besser πολλά θην. — Fab. XXII. 13: ἀεὶ γὰρ ἕν γε τιλλόμενος ἐγυμνοῦτο. Boiss. aus Conjectur εὖγε gewifs falsch, wie auch v. 16: ἀεὶ γὰρ ἕν γε δακνόμενος γυμνοῦται: eher billigen wir in letzerem seine Emendation ἐγυμνώθη, die er nur statt des müssigen ἐκγυμνοῦται hätte in den Text setzen sollen, gleichwie Fab. XXIII. 11 die Vermuthung seines Freundes Menas ἐκφορουμένους statt seiner eigenen ἐκφορουμένην für ἐκφορουμένης. Ob der ganze Schlufs mit Hrn. D. für falsch zu halten, mag dahin stehn; sicher aber geht dessen Verdacht zu weit, wenn er auch Fab. XXIV. 2 herauswerfen will; man braucht nur v. 3 καὶ βάτραχοι δὴ für δὲ zu schreiben, um einen vortrefflichen Sinn zu erhalten: die Thiere feierten die Hochzeit der Sonne, und so denn auch die Frösche. Auch v. 4 möchten wir demselben nicht beipflichten, wenn er des Herausgebers Aenderung οὓς für οἷς εἶπε παύσας billigt; das würde οὓς παύσας εἶπε erfordern, weil sich in solchen Fällen doppelter Abhängigkeit das Relativ gewöhnlich nach dem zunächst stehenden Verbum richtet; vgl. Krüger ad Dionys. p. 119. — Fab. XXVI. 7:

ἕως ἐκεῖνος οὐκέθ' ὡς πρὶν εἰώθει,
λίθους δὲ βάλλων ἠλόησε τοὺς πλείους.

Hr. Boiss. vermuthet nach οὐκέτι eine Lücke; doch vgl. Xenoph. Cyrop. IV. 3. 12: ἀλλ' οὐδὲ μὴν ὥσπερ καὶ τοῖς ἄλλοις ἀνδράσι τοῖς μὲν γεωργίαι ἀσχολίαν παρέχουσι, τοῖς δὲ τέχναι, τοῖς δὲ ἄλλα οἰκεῖα· ἡμῖν δὲ στρατεύεσθαι οὐ μόνον σχολή, ἀλλὰ καὶ ἀνάγκη, und mehr bei Fritzsche Qu. Lucian. S. 154. — Fab. XXVIII. 2: ἐλθοῦσα δ' αὐτὸν . . . ποῦ ποτ' ἦν ἐπεζήτει, Hr. Boiss. αὐτόσε aus der Prosa des Cod. Vat., wodurch die Attraction einem ganz müssigen Zusatze geopfert wird. Der Vorzug unseres Textes erhellt auch v. 8, wo er das schöne μὴ πρίου (d. h. μὴ φυσῶ, nach Hesychius: πρίεται — φυσᾶται) für μὴ ποιοῦ darbietet: und so hätte auch V. 10 ποσσότητα für ποιότητα beibehalten werden können, wenn man nicht lieber für beides πιότητα substituiren will. — Fab. XXIX. 2:

ζευχθείς ὑπὸ μόλην ἑσπέρην πᾶσαν τάλας
καὶ δὴ στενάξας εἶπε κ. τ. λ.

Hr. B. richtig mit Menas τάλας πᾶσαν: wenn aber Hr. D. den ganzen zweiten Halbvers mit ἑστράφη πάντως vertauschen will, so glauben wir alle wahren Schwierigkeiten durch ζευχθεὶς δ' ὑπὸ und βαθὺ στενάξας zu heben. 'Εσπέρην πᾶσαν findet jedenfalls in der von Hrn. D. selbst verglichenen Stelle Appul. II. 11 seine volle Bestätigung: *nec die tantum, verum pertinaciter petiti etiam nocte prorsus instabili machinarum vertigine lucubrabant pervigilem farinam*; denn ἑσπέρα kann auch die Nacht bedeuten, wie Pind. Isthm. VI. 44: ἐν διχομηνίδεσσιν ἑσπέραις ἐρατὸν λύει κεν χάλινον ἥρωϊ παρθενίας: dafs aber das Pferd auch die Nacht durch arbeiten mufs, setzt die Tagarbeit als selbstverstanden voraus. — Fab. XXX. glaubt Hr. B. in v. 5 eine Lücke wahrzunehmen; Ref. hält vielmehr die Worte οὐκ ἐπεπράκει — ὁ δὲ λιθουργὸς für interpolirt, so dafs die Stelle ursprünglich so gelautet hätte:

ἦν δ' ὀψέ, χῶ λιθουργὸς εἶτ' ἐνυπνώσας
αὐτὸν τὸν Ἑρμῆν ἐν πόλῃς ὀνειρείῃς
εἶδεν λέγοντα κ. τ. λ.

Die Handschrift hat εἶδε ὑπνώσας, was Hr. B. nicht als eine Art von ἐπαναφορὰ vertheidigen durfte, so wie er andererseits keinen Grund hatte, den Schlufsvers 10 für verdorben oder verstümmelt zu halten; ich mit Hrn. D. und durch einfache Interpunction einen vollen Sinn erhält:

ἓν γάρ με, νεκρὸν ἢ θεόν, σὺ ποιήσας.

Fab. XXXI. können wir weder die doppelte Version, die Hr. D. unterstellt, noch die Versetzung von v. 12 hinter v. 15 mit Hrn. Boiss. annehmen, sondern schreiben statt καὶ τις einfach αὔτις (was Hr. B. in LXXXVIII. 13 hätte im Texte behalten sollen) τοῦ μῦς προὐκαλεῦτο θαρσήσας, so dafs μῦς und γαλῆ für beiderseitigen Ganzen stehen, und dann v. 17 ἐν μὲν οὖν κ. τ. λ. Schwieriger ist v. 20 zu heilen. Hr. D. als verzweifelt aufgiebt; die Hdschr. hat δ' ἐάλωσαν αὐτόθι μύχων πρόσθεν, woraus Hr. B. macht hat: μόνοι δ' ἐάλοσαν αὐτόθι τῶν μύχων πρόσθεν besser vielleicht ἑάλων, wie ἔβαν für ἔβησαν, und αὐτόθεν, was der Herausgeber selbst in der Note zieht. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade.*

Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Schlufs.)

Fab. XXXII. 4: καλῆς γυναικὸς, ἧς τις οὐκ ἔχων . Schon Hr. Boissonade hat gesehen, dafs τίς οὐκ schreiben ist; aufserdem aber vielleicht auch ἔχειν, Plat. Tim. p. 33. C.: οὔτ' αὖ τινος ἐπιδεὲς ἦν ὀργάσχειν: Krito p. 52. B.: οὐδ' ἐπιθυμία σε ἄλλης πό; οὐδ' ἄλλων νόμων ἔλαβεν εἰδέναι: Sympos. p. 207 εἴπερ τοῦ ἀγαθοῦ ἑαυτῷ εἶναι ἀεὶ ὁ ἔρως ἐστί: vgl. äfer zu Soph. Elektra v. 543; Wex zur Antig. 09 und Krügers Untersuchungen H. III., S. 150 . Oder schrieb der Dichter ἧς τίς οὐ γέρων ἦρα, Archilochos bei Athen. XV. 37: καὶ στῆθος, ὡς ἂν γέρων ἠράσσατο? — Fab. XXXVI. 7: λεπτός τε ὢν ληχρος. Hr. B.: καὶ βληχρός: besser Hr. D. τ' ἐὼν ηχρος. — Fab. XXXVII. 10: εἰς ταῦτα μέντοι μὴ ν ἐτηρήθης: Hr. B. πονῶν, wie in der Prosa μὴ ων; doch läfst sich der Infinitiv auch retten: οὥστε μὴ πονεῖν. — Fab. XLI. 3:

βλάψεις σεαυτὸν κοὐδὲν ἄλλο ποιήσεις,
ἂν τόνδε λίαν ὑπερέχοντα μιμήσῃς.

l die Fabel von der σαύρα handelt, so hat Hr. B. ἣν geschrieben, ohne Noth, da jetzt schon die meine Nutzanwendung folgt; dagegen mufs v. 4 ε für τόνδε geschrieben werden. — Fab. XLV. 3 ibt Hr. D. äufserst glücklich ἀδρῇ für ἄκρῃ χιόνι: gen begnügt er sich v. 8 Hrn. B.'s Aenderung τὰς ετέρας für τὰς δ' ἰδίας zu tadeln, ohne etwas Bes- vorzuschlagen; warum nicht τὰς δ' ἄρ' ἰδίας, wie LXXII. 24 τὸν δ' ἄρα τρυγιὸν ἐσπάραττε? Ebenso scheint ihm v. 12 des Herausgebers Vermuthung ἀγέλαστος für γελάσας mit Recht hart; warum also nicht γελαστός? — Fab. XLVII. 8: οἱ δ' οὐ γὰρ ἠδύναντο: Hr. B. ὁ δ' mit folgender Paranthese, gewifs unnöthig; will man etwas ändern, so schreibe man οἱ δ' οὐκ ἄρ' ἠδ. — Fab. L. 17 ist gewifs mit Hrn. D. εἱστήκειν für εἱστήκει zu setzen; dagegen ist v. 21 ein ν am Ende zu viel, das man aber nur hinwegzunehmen braucht, um die Lücke, die Hr. B. annimmt, nicht zu bedürfen:

οὐδ' ἄν τις
λαθεῖν ἐπιορκῶν προσδοκᾷ, δίκην φεύγει.

Fab. LI. 1: ἐν τῷ ποτ' οἴκῳ· vielmehr ἔν τῳ. — Fab. LII. 8 hat Hr. D. glänzend emendirt: ὥσπερ αὐτὸς εἰ κάμνοι: wie auch LIV. 2 ἀμνίον für ἀγνοεῖν παραπλώσας, ohne sich durch Hrn. B.'s παραπλάσας auf eine falsche Spur leiten zu lassen. — Fab. LV. 4: ἥ τ' ὄνος δτηρώτα: ich verstehe τὲ nicht, ehe ich aber zu dem Flickworte γὲ greife, schlage ich lieber, dem folgenden ὁ δὲ βοῦς entsprechend, vor: ἡ μὲν οὖν, wozu sich ὄνος aus dem Vorhergehenden von selbst versteht. — Fab. LVI. 3: ἦλθεν δὲ καὶ πίθηκος ὡς καλὴ μήτηρ. Hr. B. καλοῦ dem Sinne gemäfs, aber unnöthig; καλὴ enthält mehr Ironie: eine stattliche Mutter, wobei sich das Kind, das sie zu einem solchen macht, von selbst versteht — Fab. LVII. 4: ἄλλο φῦλον ἐξ ἄλλου σχεδίην ἀμείβων καὶ μέρος τι τῶν ἀνθρώπων νέμων ἑκάστῳ μικρόν. Hr. B. wirft τι aus, während Hr. D. lieber den Hiatus τι ἀνθρώπων als den Spondeus dulden will; letzterer aber ist unvermeidlich, sobald man nur richtiger als Hr. B. construirt: νέμων ἑκάστῳ τῶν ἀνθρώπων μέρος μικρόν. Auch im Folgenden mufs nicht nur mit Hrn. D. v. 11, sondern auch v. 8 die Interpunction geändert werden, indem πολύτιμον ἁρπάζοντες ἐμπόρου φόρτον zusammengehört. — Fab. LIX. 12: ὡς ἄν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύοι. Hr. D. bemerkt richtig, dafs βλέποιτο Passivum sei, und emendirt demnach ἐς τὸν πέλας τί βουλεύοι:

Digitized by Google

einfacher wäre vielleicht ὡς ἂν βλέποιτο τῷ πέλας, damit er von dem Andern beobachtet werden könnte. V. 17: πείρω τι ποιεῖν, τὸν φθόνον δὲ μὴ κρίνειν: vielleicht κινεῖν oder κίνει? — Fab. LXIII. 7: ἀγαθὸν μὲν εἶπεν οὐδ' ἄν τις ἡρώων οὔτ' ἂν παράσχοι. So die Hdschr.; Hr. Boiss. schreibt: οὐδὲν ἄν τις ἡρώων σοί γ' ἂν παράσχοι, Hr. Dübner οὔπω παράσχοι: uns scheint der Hauptfehler im Vorhergehenden zu liegen und etwa so gelesen werden zu müssen: οὔτ' ἔχει τις oder οὐδ' ἂν εἷς τις ἡρώων οὐδ' ἂν παράσχοι. Auch v. 9. für ἅτε vielleicht ἅ γε: dagegen ist v. 12. unverdächtig: πρὸς ταῦτα λοιπὸν αὐτὸς οἶδας ἂν θύσῃς, wofür Hr. D. εἰ oder ᾧ θύσεις erwartet; vgl. Bremi ad Aeschin. B. I, S. 140. — Fab. LXIX. 5:

ἄλλως ἄλλον ἁρπάσαι σπεύδων
τρέχει τις, ἄλλως δ' ἄλλον ἐκ κακοῦ σώζων.

Gewifs ἄλλως δ' αὐτόν, obgleich die Corruptel so alt ist, dafs schon der Schol. Thucyd. IV. 92 sie hat. — Fab. LXX. 2 hat Hr. D. evident verbessert: παρῆν ἐφ' ἅπασι πόλεμος ἐσχάτῳ κλήρῳ für ἐν ἑκάστῳ: im folgenden Verse aber ist er selbst auf falscher Spur, wenn er für ὕβριν δὲ γῆμας, ἣν Ἄρης κατειλήφει, vermuthet κατειλήχει, *qua Mars sorte exciderat!* die Paraphrase hat ὕβριν δὲ μόνην κατέλαβε: will man also nicht einfach μόνην für Ἄρης setzen, was allerdings etwas willkürlich wäre, so dürfte in den Spuren der Hdschr. vielleicht dieser Vers liegen:

ὕβριν δὲ γῆμας, ἣν παρῆκαν οἱ λοιποί.

Fab. LXXI. 2: βάπτουσαν ἤδη κῦμα κυρτὸν ἐκ πρώτης. Hr. D. πρώρης, unzweifelhaft; minder nöthig scheint uns v. 8. ἄνεμοι δὲ πάντως für πάντες, welches durch das folgende ὧν ἐγὼ μέση κεῖμαι völlig gerechtfertigt wird: wie kann die Schuld an mir liegen, auf die alle Winde von allen Seiten einstürmen? — Fab. LXXII. 1: Ἶρις ποτ' οὐρανίου πορφυρῆ, κῆρυξ πτηνοῖσιν εἶπε κ. τ. λ. Hr. Boiss. οὐρανίων ποδήνεμος κῆρυξ, Hr. D. οὐρανοῖς, gegen den Sinn, der οὐρανίοισι zu verlangen scheint; für πορφυρῆ dann vielleicht ὀρθρίη? Vortrefflich hat der letztere dagegen v. 4. emendirt: καὶ πάντα θείων ἔσχεν ἔμερον δώρων für θεῖον... ζῴων, und eben so Fab. LXXIII. 1: ἐκτῖνος ἄλλην (oder ἄλλοτ') ὀξέην ἔχει (*fundebat*) κλαγγήν für εἶχε: erst Fab. LXXV. 2 würden wir für μὴ δέδιθι σωθήσῃ eben so wenig sein μὴ σὺ δέδιθι als des Herausgebers σωθήσῃ, gar billigen, sondern μὴ δέδοικε vorschlagen; vielleicht auch v. 7: τὴν αὔριον γὰρ οὐ μακρὰν ὑπερβήσῃ. — Fab. LXXVI. 7: κορμοὺς παχεῖς κατῆγεν εἰς πόλιν βαίνων: doch wohl πεινῶν? Auch v. 14 besser αὐ τὸν ἵππον τὸν αὐτόν oder, mit Hrn. D. εὐ τόν. — Fab. LXXXII. 3: πρὸς μῶν ὁ πάντων βασιλεύων θηρίων. Hr. B. ὑφηγεμονεύων τῶν θηρῶν, Hr. D. ὁ πάντων θηρίων αἰσυμνήτης: wir haben schon oben bemerkt, dafs τυραννεύων den Spondeus vermiede. — Fab. LXXXIII. 1 scheint keine Lücke; die Worte heifsen: ein Mensch, der eines Pferdes Gerste täglich vertrank. — Fab. LXXXIV. gewifs mit Tyrwhitt ἐπιπτάς für ἐπιστάς. — Fab. LXXXV. 5: οἱ δ' ἐπηπείλουν εἰ μὴ προάξῃ· τὴν μάχην ἐν ἑῳ σει. So schreibt Hr. B. und hat Hrn. D. dadurch veranlafst, den ganzen Vers für unächt zu erklären; aber man lese ihn nur zusammen: εἰ μὴ προάξει τὴν μάχην ἐνεδρεύσει, so wird Alles einen guten Sinn haben, wenn er durch Verrath den Kampf nicht vorwärts bringe. — Fab. LXXXVI. 8 hat Hr. D. wieder einen Anapäst weggeräumt: σκώπτουσα μεῖνον für σκώπτουσα ἀνάμεινον: und eben so richtig LXXXVII. 3 die Parenthese aufgehoben: μετασταθεὶς δ' ἔσαινεν ὡς ὁ ψαύων: aber warum μετασταθείς statt des handschriftlichen μεταστραφείς? — Fab. LXXXVIII. werden v. 2. und 3. ihre Anfangswörter vertauschen müssen:

κορυδαλὸς ἦν τις ἐν χλόῃ νεοσσεύων
καὶ τῷ χαραδριῷ πρὸς τὸν ὄρθρον ἀντᾴδων,
ὃς παῖδας εἶχε κ. τ. λ.

gerade wie Hr. B. XXI. 9. 10 Aehnliches bewerkstelligt hat, womit dann auch Hrn. D.'s Bemerkung: ὃς τῷ *fortasse adverbium aut epitheton latet*, in Nichts zerflüfsig wird. — Fab. LXXXIX. 4 billigen wir es gut, wenn Hr. D. μή einschiebt:

σύ με μήτι πέρυσι μικρὸς ὢν ἐβλασφήμεις;

v. 5. aber würden wir lieber lesen:

ἐγὼ οὐ περύσινος, ὃς γ' ἐπ' ἔτος ἐγεννήθην,

als mit demselben ὡς ἐπ' ἔτος, da das γέ nur an der unrechten Stelle schon hinter ἐγώ steht. — Fab. XC. gewifs ἐμβάντα ταῦρον für τὸν ταῦρον ἐμβάντα, obgleich Hr. Dübner: *dubia est correctio facilis.* — Fab. XCI. εἰ θέλεις με σὺ ζῴειν: vielleicht συσσωζειν, wie Fab. VI. 2 und wie Hr. Dübner Fab. CIII. 17 gewifs mit Recht σώζοιο für ζώοιο vermuthet. V. 12 hat derselbe das von Boiss. in ἔσαινε verwandelte ἔσκυσε in seine gebührende Stelle wieder eingesetzt, und eben so richtig v. 55. ἂν ὡδήγει für ἀνωδήγει vermuthet; aber v. 66. wird τῆς δ' οὐκ ἐτρέφθη θυμὸς für ἐτάφη zu schreiben sein. — Fab. C. 3: ἀλλ' ἐνέχυρον δόσ-

Digitized by Google

ὠκύπτερά σου μὴ μεθεῖναι τὴν πίστιν. Hr. Boiss. schiebt ρὶν vor δώσεις und μοὶ nach μὴ ein, Hr. D. liest οὐ ώσεις und ὠκύπτερόν σε: besser vielleicht: ἐνέχυρον δέ οι δώσεις. — Fab. CIII. 6 trennt Hr. D. gewifs richg ἐπ' αὔλας: warum aber v. 17. mit der Aenderung:

σώζοιο, φησὶν, εἰ δ' ἄπειμι, συγγνώσῃ,

ich falsch sein soll, ist nicht recht einzusehen; geht ich das folgende κωλύει nicht direct auf ἀπιέναι, so gt doch in letzterem selbst nur das Vermeiden der näherung, an welcher eben der Fuchs verhindert zu rden erklärt. — Fab. CV. 5: λέων δὲ τερφθείς: bes- wohl τρεφθεὶς, wie oben XCV. 66. — Fab. CVI. 10: ' ἧς τὰ πολλὰ μειλίχως συνεζήτει. Der Löwe wird ch mit dem Fuchs keine wissenschaftlichen Unterhungen angestellt haben? Wir lesen συνεζήκει, wie 27. mit Hrn. D. βαίνοι statt βαῖνον. — Fab. CVII. at derselbe gewifs richtig θηρῶντι für θηρῶν δὲ hertellt; schwieriger ist v. 7. das sinnlose ἀμέσσων, ür Hr. D. ἀμέμπτων: vielleicht ἄμεινον? Dagegen n wir nicht ein, wefshalb er an v. 10. und 12. verifelt; wir schreiben κἄπευτ' ἀγρευταῖς statt καὶ φιεευταῖς ἐμπεσὼν νεανίαις, und κἀνταῦθα τὴν σωτηρίαν γνώκει ohne ὁ θὴρ was nur aus v. 9. wiederholt — Fab. CVIII. 16: ποῦ μὲν ἀλφύτων πλήρη: Hr. πλῆθος: warum nicht πλήθη? Eben so Fab. CX. 3 ον οὐραίης: Hr. D. ὀτρήρως: wir lesen einfach οὐν, gewifs nicht undichterischer als ἑσπερίη νὺξ bei zum Arat v. 694, zumal da οὐρὰ und ὄρρος doch an einander gränzen. — Fab. CXI. 10: καὶ πλείω θει τὸν φόρτον: Hr. B. ἐπενετίθει: besser gewifs πετίθει. Auch v. 12. hat derselbe ein müfsiges positum in den Text gesetzt: πάλιν ἅλας συντήξας ὅλους τῆξας: äufserst scharfsinnig vermuthet Hr. αλιμβόλους τήξας, so dafs wir es ihm leicht verzeiv. 17. die kleine Aenderung προσῆλθε für προῆλθε εἴθρῳ übersehn zu haben. Auch Fab. CXIX. 7 wir seiner Emendation σκαιός τις εἶ καὶ τοῖς φιάγνώμων gern den Vorzug vor der unsrigen σκαιός σὺ καὶ φίλοισιν ἀγνώμων: dagegen aber können ie Kühnheit, mit welcher er sonst in diesen letzabeln verfährt, unmöglich billigen. Fab. CXVI. 9, in der Hdschr. heifst: οὐκ ἰδὼν δόμων εἴσω μηνών τε καὐτὸς ἦλθεν εἰς οἶμον, emendirt er ziemüfsig μήδ' ἐν θυρῶνι, wo doch auch wohl οὐδὲ müfste; Fab. CXX. 8 soll für ὃς σαὐτὸν οὕτω ὄντα μὴ σώζεις das Particip ὁ ... σώζων gesetzt werden, weil Babrius sich nie anders ausdrücke; aber welchen Mafsstab gibt dafür ein so kleines Buch? und warum soll endlich CXXI. 1 προκύψας lieber als Interpolation verworfen, als durch die leichte Aenderung προσκύψας verbessert, und v. 3. lieber für unmetrisch erklärt als durch die geringe Umstellung ἐγὼ παρέξω πάντα σοι geheilt werden? Doch genug dieser kritischen Fragen, die vielleicht um so unnöthiger sind, als nach des Herausgebers eigener Angabe Hoffnung vorhanden ist, noch zwei andere Handschriften des Dichters, die eine in Italien, die andere in Spanien aufzutreiben, die vielleicht noch ganz unerwartete Aufschlüsse bringen; nur in sofern diese Entdeckung an sich jedenfalls eine der wichtigsten ist, welche der Philologie seit Jahrzehenden zu Theile geworden ist, durfte auch ihr erstes Actenstück nicht ohne Beweise gründlicher Theilnahme empfangen werden, von welcher wir in dieser Anzeige wenigstens Proben gegeben zu haben hoffen.

K. Fr. Hermann.

LX.

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein, Professor der Chemie zu Basel. Basel, 1844. *Schweighäusersche Buchhandl.* X. 159 S. 8.

Die Entdeckung eines neuen Stoffes ist in unsern Tagen bei dem hohen Standpunct, welchen die Chemie einnimmt, bei der so sorgfältigen Bestimmung der Mischungsgewichte der einfachen Stoffe und ihrer verschiedenartigsten Verbindungen weit wichtiger und verdienstlicher, als in früherer Zeit. Erhöhet wird der Werth und das Verdienst einer solchen Entdeckung, wenn sie nicht zufällig durch die Untersuchung eines neuaufgefundenen oder noch wenig bekannten Körpers gemacht worden ist, sondern wenn das beobachtete eigenthümliche Verhalten eines bekannten dazu geleitet hat. Wie das Letztere zum Beispiel bei der Entdeckung der Metalle der Alkalien im Gegensatze der des Jods, Selens u. s. w. und vieler Metalle der Fall war.

Das von dem Verf. vorliegender Schrift entdeckte *Ozon* gehört vorzüglich zu dieser letzten Art, und das Verdienst dieser Entdeckung, wenn sie sich bestätigt hätte, müfste um so höher anzuschlagen sein, als die-

Digitized by Google

ser Stoff in der seit den ältesten Zeiten bekannten, den gröfsten Theil unserer Atmosphäre betragenden Substanz, nämlich dem Stickstoff, aufgefunden worden ist, und einzig und allein der eigenthümliche Geruch, den die Elektricität unter bestimmten Umständen erzeugt, dazu geführt hat.

Indem ich in dem Folgenden diese Entdeckung als vollkommen unbegründet darstellen werde, sehe ich mich genöthigt, zu bemerken, dafs ich schon bei der ersten Mittheilung derselben im Jahre 1840 an ihrer Richtigkeit gezweifelt habe, und nach Beobachtungen über die galvanische Wasserzersetzung das von dem Verf. angegebene Verhalten des entwickelten Sauerstoffgases weit wahrscheinlicher von einem ganz anderen bekannten Körper abgeleitet hatte. Da aber in dieser ersten Mittheilung das *Ozon* gleichsam nur hypothetisch zur Erklärung der Erscheinungen aufgestellt worden ist, und diese Erscheinungen selbst sich auch nur auf das elektrische Verhalten bezogen, so fand ich mich nicht veranlafst den Gegenstand selbst zu untersuchen und nach den erhaltenen Resultaten meinen Zweifel öffentlich auszusprechen: wozu ich mich aber jetzt für verpflichtet halte, nachdem in dieser Schrift das Ozon mit der gröfsten Bestimmtheit als ein eigenthümlicher Stoff aufgeführt und seine Darstellung auf chemischem Wege, so wie seine eigenthümliche chemische Wirkung auf bestimmte Körper angegeben worden ist.

Bevor ich meine Ansicht über die von dem Verf. angegebenen Erscheinungen und die zur Unterstützung derselben angestellten Versuche aufstelle, werde ich das Wesentliche der Schrift selbst mittheilen, um danach zu beurtheilen, wiefern der Verf. nach seinen eigenen Versuchen zu der Annahme jenes Stoffes, *Ozon*, berechtigt war.

Der Inhalt der Schrift ist folgender:

Der erste Abschnitt enthält das bereits 1840 in den Verhandlungen der Münchener Akademie und zugleich in Poggendorffs Annalen (Band 50, S. 616) Mitgetheilte (bis S. 27), woran die neueren Untersuchungen über die Darstellung des Ozons auf chemischem Wege und über seine elektrischen und chemischen Wirkungen sich anschliefsen (S. 27—51).

Die darauf folgenden Abschnitte zeigen ihren Inhalt durch ihre Ueberschriften selbst an. Diese sind: „*das Verhalten des Ozons gegen einige zusammengesetzte Gasarten und einfache Körper*" (S. 51—57). „*Theoretische Erörterungen über die Entstehung und Natur des Ozons*" (57—80); „*Bemerkungen über eine eigenthümliche Art, Ozon auf chemischem Wege zu entbinden*" (S. 80—87); „*Versuchte Darstellung des Ozons*" (87—95); „*Weitere Thatsachen, die mit der Zusammengesetztheit des Stickstoffs zusammenzuhängen scheinen*" (S. 95—102); „*Das Verhalten des Jodkaliumkleisters und Jodkaliums in der atmosphärischen Luft*" (103—112); *Nachträgliches* (113—159).

Es wird wohl genügen, blofs den speciellen Inhalt der drei ersten Abschnitte anzugeben und einer genauen Prüfung zu unterwerfen, indem schon hieraus der Werth und die Bedeutung des in den anderen Abschnitten Aufgestellten, sofern es in genauer Beziehung zu der Entdeckung steht, sich ergeben wird.

Als Resultat seiner Untersuchung über den Geruch, welchen der Verfasser bei der Elektrolyse des Wassers wahrgenommen hatte, stellt er folgende Umstände auf, von denen die Entwickelung desselben abhängt (S. 5):

1. Von der Natur des Metalls, welches als positive Elektrode dient: indem nur Gold und Platin, aber kein leichter oxydirbares Metall oder Kohle den Geruch entbindet *).

2. Von der chemischen Beschaffenheit des Wassers. Enthält es nämlich reine Schwefel-, Phosphor- oder Salpetersäure oder verschiedene Sauerstoffsalze aufgelöst, so wird der Geruch entwickelt, nicht aber wenn es Haloidsalze oder Chlor-, Jod- oder Brom-wasserstoff oder schwefelsaures Eisenoxydul enthält. Auch aus concentrirter Salpetersäure entbindet sich kein Geruch. Daher hört er auch ganz auf, wenn der ihn entwickelnden Flüfsigkeit kleine Mengen salpetriger Säure, schwefelsaurem Eisenoxydul, Eisenchlorür oder Zinnchlorür zugesetzt werden.

3. Von der Temperatur der Flüfsigkeit. Der Geruch tritt nicht auf, wenn die Flüfsigkeit, welche ihn reichlich entbindet, stark erwärmt wird.

*) Nach *Moleyn* kann unter gewissen Umständen nicht durch Kohle, sondern auch durch elektropositive Metalle der Geruch entwickelt werden. (Berzelius Jahresbericht Band 22, S. 91).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1844.

ber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Ueber die Erzeugung und das Verhalten des rie-nden Princips wird angegeben:

Es wird nur an der positiven Elektrode entbun-, daher wenn bei der Wasserzersetzung die beiden tandtheile abgesondert aufgefangen werden, nur mit Sauerstoffe, niemals aber mit dem Wasserstoffe. gegen die vereinigt aufgefangenen Bestandtheile, llgas, besitzen ebenfalls den Geruch.

Das riechende Wesen läfst sich in verschlossenen chen beliebig lange aufbewahren, gleichviel, ob Sauerstoff allein oder mit Knallgas vermengt.

Wird in eine solche Flasche eine geringe Menge Kohlenpulver, Eisen-, Zink-, Zinn- und Bleifeile gepulvertes Arsenikmetall oder auch einige Tropfen ksilber geworfen und geschüttelt, so verschwindet Geruch fast augenblicklich, am raschesten bei Ei- und Kohle. Eben so heben den Geruch auf: er- es Platin oder Gold oder geringe Mengen wäfsri- Lösungen von Eisen- oder Zinn-Chlorür oder efelsaures Eisenoxydul oder wenige Tropfen sal- ge Säure in die Flasche gebracht. (S. 7) Wird Gold- oder Platinblech nur wenige Augenblicke in die riechende Atmosphäre gehalten, so wird egativ polarisirt. Die Metalle müssen jedoch gewöhnliche Temperatur haben und von keiner htigkeitshülle umgeben sein. Sind sie hingegen oder vorher in Wasser getaucht worden, so en sie nicht polarisirt. Je nachdem das riechende ip in gröfserer oder geringerer Menge im Ge- ist, das heifst, je nachdem der Geruch stärker schwächer ist, und je nach der Dauer des Ein- ens der Metalle in die riechende Atmosphäre, bei der Verbindung des polarisirten Streifens und einem gewöhnlichen von demselben Metall mit dem Galvanometer und einer leitenden Flüfsigkeit eine gröfsere oder geringere Ablenkung der Nadel im negativen Sinne stattfinden. Der bewirkte Strom ist jedoch von so kurzer Dauer, dafs er für nur augenblicklich gelten kann. Aufser bei Gold und Platin hat der Vf. unter den oxydirbaren Metallen nur bei Kupfer, aber in geringem Grade, das Vermögen angetroffen, von dem riechenden Principe negativ polarisirt zu werden.

In der atmosphärischen Luft dauert der polare Zustand einige Zeit (S. 9), wird hingegen der polarisirte Platinstreifen nur wenige Secunden in Wasserstoffgas gehalten, so verliert er das elektromotorische Vermögen. Das Verweilen in diesem Gase mufs jedoch nicht zu lange dauern, weil das Metall dann entgegengesetzt, also positiv polarisirt wird. Gold wird durch Wasserstoffgas nicht depolarisirt, aber durch Glühhitze eben so wie Platin.

Die Ansicht über die Polarisation der Metalle durch die riechende Atmosphäre ist die, welche der Verf. bereits vor längerer Zeit über das Polarisationsvermögen einiger gasförmigen Substanzen, wie Chlor, Brom, Sauerstoff, Wasserstoff, ausgesprochen hat (Poggend. Annal. Bd. 47, S. 101) und wonach die Metalle selbst keine elektromotorische Veränderung erleiden, sondern die durch die ersteren erhaltene negative und die durch Wasserstoff erhaltene positive Polarisation von der dünnen Hülle herrührt, mit welcher diese Substanzen die Metalle umgeben.

Dasselbe Verhalten und dieselbe elektrische Wirkung sucht der Verf. auch von dem durch Maschinenelektricität erzeugten Geruche nachzuweisen. Ein Gold- oder Platinstreifen in einiger Entfernung von der stumpfen Spitze eines mit dem Conductor verbundenen Metalldrahts gehalten, wird nach wenigen Umdrehungen der Scheibe negativ polarisirt. Der durch die polarisirten Metalle erregte Strom ist ebenfalls von so

Digitized by Google

kurzer Dauer, dafs man ihn für augenblicklich ansehen kann. Diese Metalle im erhitzten Zustande, während der elektrische Büschel auf sie spielt, werden eben so wenig polarisirt, als wenn sie mit einer dünnen Wasserschicht umhüllt sind. Derselbe negative Erfolg findet statt, wenn die ausströmende Metallspitze selbst erhitzt oder mit einer Wasserhülle umgeben ist. So wie unter diesen Umständen die Metalle nicht polarisirt werden, so findet auch kein Geruch statt.

Die negative Polarisation von Gold und Platin findet statt, gleichviel, ob die ausströmende Elektricität positiver oder negativer Art sei. Die Polarität wird hier ebenfalls durch Erhitzen oder durch Eintauchen in Wasserstoffgas aufgehoben.

Zur Erklärung dieser Thatsachen wird vom Verf. Folgendes aufgestellt: S. 12. Der Geruch, der bei der Zersetzung des Wassers sich entbindet, mufs von einer eigenthümlichen gasförmigen Substanz herrühren, welche zugleich mit dem Sauerstoff aus der Flüfsigkeit abgeschieden wird. Diese Substanz zeigt die allergröfste Uebereinstimmung mit dem Chlor und Brom, welche nach des Verf.'s früheren oben angeführten Versuchen Gold und Platin negativ polarisirten, welche Polarisation durch das Eintauchen in Wasserstoffgas ebenfalls vernichtet wird.

Schon aus dieser Analogie in Betreff des elektromotorischen Vermögens möchte man auch auf ein ähnliches chemisches Verhalten schliefsen und den riechenden Stoff zu den elementaren Salzbildern stellen.

Dazu kommt nun noch, dafs die meisten Metalle schon bei gewöhnlicher Temperatur den Geruch zerstören, dafs er gar nicht entwickelt wird, wenn die positive Elektrode nicht aus einem vorzüglich elektronegativen Metalle besteht, eben so wenig, wenn die Flüfsigkeit eine den Sauerstoff begierig anziehende Substanz enthält, z. B. Eisenoxydulsalz, und endlich dafs die riechende Substanz nur an der positiven Elektrode auftritt, wodurch die Vermuthung, die riechende Substanz sei ein in hohem Grade elektronegativer Salzbilder, noch begründeter erscheint.

Gegen die Annahme, dafs diese Substanz ein auf secundärem Wege hervorgebrachter, zusammengesetzter Körper sein könnte, wird angeführt:

Da Wasser, mit verschiedenartigen Substanzen wie Schwefelsäure, Salpetersäure, Sauerstoffsalzen vermischt, denselben Geruch entwickelt, so kann [illegible] nur aus dem Wasser und nicht aus diesen Substanzen hervorgehen. Als secundäre Bildung an der positiven Elektrode könnte *nur Wasserstoffsuperoxyd* sich [illegible] stellen. Dieses ist aber bei gewöhnlicher Temperatur *nicht gasförmig und besitzt keinerlei Art Geruch*, [illegible] *verhält sich Platin mit einer Hülle dieses Körpers umgeben gegen gewöhnliches Platin positiv* elektr[illegible] (S. 14.)

Angenommen also, das riechende Prinzip, [illegible] Verf. Ozon genannt, sei ein einfacher Stoff und [illegible] Wasser enthalten, welches vor der Zersetzung [illegible] Geruch zeigt, so mufs geschlossen werden, da[illegible] sogenannte reine Wasser *zwei elektrolytische Verbindungen* enthalte, die eine aus Sauerstoff und Wasserstoff, die andere aus dem riechenden Prinzip und [illegible] einem elektropositiven Element zusammengesetzt. [illegible] der Wasserzersetzung treten Sauerstoff und der riechende Stoff an der positiven, Wasserstoff und [illegible] elektropositive Element an der negativen Elektrode. Da nun am negativen Pole nur Wasserstoff [illegible] wird, so ist wohl dieser Stoff auch der, welcher [illegible] dem richenden Stoffe verbunden im Wasser [illegible] ten ist.

Dafs der riechende Stoff nur dann [illegible] wird, wenn die positive Elektrode Gold oder [illegible] ist, hat denselben Grund, wefshalb durch diese [illegible] talle allein der Sauerstoff entwickelt wird. [illegible] chende Prinzip geht nämlich bei gewöhnlicher [illegible] ratur keine Verbindung mit diesen Metallen [illegible] hingegen bei den andern leicht oxydirbaren [illegible] der Fall ist. Bei erhöhter Temperatur mufs [illegible] men werden, verbindet es sich auch mit [illegible] Platin, daher entwickelt erhitztes Wasser [illegible] ruch, werden die erhitzten Metalle nicht pol[illegible] die polarisirten durchs Erhitzen depolarisirt [illegible] der riechende Stoff auf Metallsalze wie [illegible] Brom einwirkt, so wird bei Anwesenheit [illegible] und Zinnoxydulsalzen die Entbindung [illegible] hindert, und ähnlich wirkt salpetrige Säure u.

Die Polarisationserscheinungen [illegible] Spitzen ausströmenden Elektrici[illegible] Dieselben Metalle, welche von [illegible] negativ polarisirt werden, wer[illegible] in die Wirkungssphäre der an[illegible] gebracht werden, und zwar [illegible]

Digitized by Google

m. Auch werden hier ebenfalls die Metalle nicht larisirt, wenn durch die oben angegebenen Mittel der ektrische Geruch geraubt wird, und unter denselben nständen depolarisirt. Dafs die Metalle nicht durch Elektricität selbst polarisirt werden, sondern durch s riechende Princip, beweist der Umstand, dafs sie gativ polar werden, sowohl durch die ausströmende itive als negative Elektricität, weil das riechende ncip von beiden Elektricitäten entwickelt wird. S. 19.

Was der Verf. ferner über die Natur des Blitzes s. w. nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit n Gegenstande aufstellt, kann mit Stillschweigen rgangen werden.

Sollen wir über das Dargestellte, unberücksichtigt folgenden Untersuchung — wie denn ja der Verf. bereits vor vier Jahren allein veröffentlicht hat — Urtheil fällen, so kann dies nur dahin lauten, dafs angegebenen Versuche durchaus nicht zu der Annne eines neuen Stoffes berechtigen. — Der Grund dieser Annahme ist wesentlich der Geruch und elektromotorische Wirkung auf Platin und Gold.

Betrachten wir zunächst die Darstellung dieser stanz durch die galvanische Wasserzersetzung, so ite ja der fremde Körper, den das Wasser, *das wir nennen, nach dieser Ansicht enthalten mufs*, — dafs Stickstoff dieser Körper sei, hat der Verf. als nicht angegeben, vielleicht auch gar nicht n gedacht — von einer solchen Zusammensetzung Chlor, Brom oder Jod sein, dafs er unmittelbar lie geeigneten Substanzen nicht reagirt, aus dem bei der Elektrolyse des Wassers am positiven mit dem Sauerstoff sich zugleich Chlor u. s. w. entln würde; und dafs die geringste Menge des ausiedenen Chlors u. s. w. durch den Geruch wahrgeien werden und elektromotorisch auf Platin einn würde, ist von selbst klar*). Dafs auch alle n Umstände, ebenso wie die Bedingungen zur Bildung und Vernichtung des Geruchs, der Natur des Chlors entsprechen würden, braucht um so weniger eine besondere Erörterung, als ja der Verf. eben durch diese Analogie des Verhaltens das Ozon den einfachen Haloiden anzureihen sich veranlafst gesehen hat. Der einzige und allerdings wichtige Einwand gegen eine solche Annahme bliebe immer der *verschiedene* Geruch dieses Prinzips von dem der bekannten Haloiden, aber wie verschieden auch dieser Geruch ist, so kann er allein eben so wenig zur Annahme eines neuen Stoffes berechtigen, — indem diese Verschiedenheit von Spuren zersetzter organischer Körper, die das Wasser — auch das destillirte — nicht selten enthält, herrühren könnte — als umgekehrt der ähnliche oder gleiche die Identität zweier Stoffe darthut, wie dieses der Verf. von dem Geruch des bei der Wasserzersetzung entwickelten Sauerstoffs und dem *aufserordentlich ähnlichen* der ausströmenden Maschinenelektricität annimmt.

Der zweite Grund für die Annahme des Ozons ist das Verhalten in Hinsicht der elektromotorischen Wirkung. Dieses aber ist sehr ungleich, daher der Identität dieser riechenden Principien und folglich der Existenz des Ozons gar nicht günstig. Bei der Wasserzersetzung wird Platin und Gold negativ polarisirt, wenn diese Metalle in die das Ozon enthaltende Sauerstoff- oder Knallgasatmosphäre, *wenn auch nur wenige Augenblicke gehalten werden* und zwar selbst lange Zeit nachdem es dargestellt worden ist, da es sich in verschlossenen Flaschen beliebig lange aufbewahren läfst; bei der Maschinenelektricität hingegen findet dieses nur statt, wenn die Metalle in einer *kleinen* Entfernung von der ausströmenden Spitze stehen. Warum nun aber nicht, wenn sie in die riechende Atmosphäre gehalten werden, gleichviel wie lange? Nach des Verf. Erklärung ist es zwar begreiflich, dafs da an den

*) Dafs wir hier keine solche Verbindung zur Erklärung dier Erscheinungen anzunehmen brauchen, wird aus dem folnden genügend hervorgehen. Ich erwähnte jedoch einer lchen, weil ich in der That bei der Untersuchung eines wöhnlich destillirten Wassers das Verhalten desselben nur rch einen solchen Körper zu erklären vermochte. Das asser nämlich unmittelbar mit salpetersaurem Silberoxyd prüft, zeigte nicht die geringste Reaction; als es aber in ier gut verschlossenen Stöpselflasche mehrere Wochen lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt blieb, wobei sich die sogenannte Priestley'sche Materie absetzte, reagirte es stark auf die Silberauflösung ein. — Uebrigens hat der Verfasser durchaus nicht angegeben, dafs das von ihm angewandte Wasser ganz frei von Chlor oder irgend einer Chlorverbindung war; denn aus der Angabe, dafs aus wässerigen Lösungen von Chloriden, Bromiden etc. der Geruch sich nicht entwickele, kann keineswegs geschlossen werden, dafs das Wasser nicht dennoch geringe Mengen davon enthalten könnte.

Digitized by Google

ausströmenden Spitzen das riechende Gas entwickelt wird, hier die Metalle auch *am stärksten* negativ polarisirt werden; aber man sieht nicht ein, warum dieses nicht auch — wenn gleich schwächer und langsamer — bewirkt werden kann, wenn sie in die riechende Atmosphäre gehalten werden, womit ein Gefäfs gefüllt wird, wenn vermittelst eines hineingeleiteten Drahts die Elektricität in dasselbe ausströmt. Auf diesen negativen Erfolg kann ich vorläufig nur aus dem Stillschweigen des Verf.'s hierüber schliefsen, denn es ist unglaublich, dafs derselbe nicht die Polarisationsversuche bei der einen wie bei der anderen riechenden Atmosphäre in gleicher Art durch das blofse Eintauchen der Metalle vorgenommen haben wird, und wäre der Erfolg bei der Friktionselektricität derselbe gewesen, so würde er es auch gewifs angegeben haben.

In der Einleitung zu den neueren Versuchen, durch welche es dem Verf. *geglückt* ist, das Ozon auch auf chemischem Wege und in gröfserer Menge darzustellen und zugleich mehrere chemische Wirkungen dieses Stoffes auszumitteln, spricht er sich dahin aus, *dafs, wie ihn vor einigen Jahren der sowohl bei der Elektrolyse des Wassers als bei gewöhnlichen elektrischen Entladungen auftretende eigenthümliche Geruch zur Entdeckung des Ozons geführt, so es auch wieder der Geruchssinn war, der ihm als Leiter bei seinen Untersuchungen über die Bildung des gleichen Körpers auf chemischem Wege gedient hat.*

Der durch die Elektricität unserer Maschine — heifst es ferner — *oder durch Blitzschläge entwickelte Geruch ist nicht selten mit demjenigen verglichen worden, welchen der Phosphor in der Luft zeigt. Bei der Gleichheit des Geruchs nun, welchen das voltaische und elektrische Ozon haben und bei der Uebereinstimmung der elektromotorischen Eigenschaften dieser beiden riechenden Substanzen war es ganz natürlich, dafs ich den Phosphor selbst zum Gegenstande meiner Untersuchung machte.* (S. 28.)

Die Versuche, die der Verf. hierüber angestellt hat, geben folgende Resultate. (S. 30.)

Ein Stückchen nicht getrockneter Phosphor in eine Flasche atmosphärischer Luft gebracht, entwickelt unmittelbar den eigenthümlichen knoblauchartigen Phosphorgeruch, aber keinen Ozongeruch. Läfst man nach kurzer Zeit, nach einer Minute, einen Gold- oder Platinstreifen in diese Atmosphäre zwanzig Sekunken lang eintauchen, so werden diese Streifen positiv polarisirt. Dieser Geruch nimmt mit der Zeit immer zu bis er das Maximum erreicht hat. Mit demselben steigert sich auch das positive Polarisationsvermögen zu seinem Maximum. Von da an vermindert sich dieses positive Polarisationsvermögen immer mehr, bis es endlich auf Null herabgesunken ist. Dieser Nullzustand geht dann langsamer oder rascher nach den anzugebenden Umständen in den negativen über, das heifst, die Atmosphäre hat das Vermögen, die Metalle negativ zu polarisiren. So wie das positive so nimmt auch das negative Polarisationsvermögen bis zu einem Maximum zu.

Schon bei dem Nullpunkt ist der Geruch der Phosphoratmosphäre merklich verändert. Er ist dem des Ozons ähnlich; ist aber der negative Zustand eingetreten, so ist nicht *der geringste Unterschied* zwischen dem Geruche dieser Atmosphäre und des auf galvanischem Wege erzeugten Ozons wahrzunehmen. Auch ist dieser Geruch so abweichend von dem früheren eigentlichen Phosphorgeruch, dafs sie nicht mit einander verwechselt werden können.

Die über Phosphor stehende negativ geworden Luft kann zwar unter gewissen Umständen lange Zeit in diesem Zustande verharren, aber eben so leicht wieder indifferent, ja sogar wiederholt positiv werden. Diese voltaischen Zustände sind vorzüglich durch die Temperatur bedingt (S. 34). Bei Null oder wenigen Grade über Null wird die Luft ziemlich rasch positiv, geht niemals in den entgegengesetzten Zustand über, entwickelt nie Ozongeruch, oder die Atmosphäre riecht so lange nur nach Knoblauch riechen, und nicht negativ polar werden, als der Phosphor nicht oder nur schwach leuchtet. Je höher die Temperatur steigt, um so rascher findet der Wechsel des voltaischen Zustandes statt. Bei einer Temperatur von + 16° z. B. tritt schon in wenigen Minuten das Maximum der Pluspolarität ein. Im Verlauf von ferneren 10—12 Minuten zeigt die Luft schon Minuspolarität und Ozongeruch. Nahe dem Schmelzpunkt macht der Phosphor beinahe augenblicklich die Luft negativ und entwickelt den ozonischen Geruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

ber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Noch so lange in Sauerstoff gestellt, entwickelt Phosphor nur Pluspolarität und niemals den Ozon-ch (S. 35). Durch wenige Tropfen Aether oder ingeist in die Flasche mit Luft gethan, entwickelt Phosphor schnell die Pluspolarität, aber niemals negative noch Ozongeruch. Aehnlich wirkt ölbil-les Gas und Schwefelwasserstoffgas. Wasserstoff-ige Luft hingegen wirkt wie gewöhnlich.

Auch hier ist der Strom, vom galvanisirten Platin Gold bewirkt, nur von sehr kurzer, fast augen-dlicher Dauer. Auch hier wird die Polarität durch sekundenlange Eintauchen in Wasserstoffgas auf-ben, ebenso durch Erhitzen. Durch leicht oxydir-Metalle in die indifferente Luft gebracht und da-geschüttelt, wird die Luft plötzlich positiv polar. dem Maximum der positiven Polarität der Luft diese positive Polarität noch gesteigert und bei Maximum der negativen Polarität augenblicklich ichtet und die Luft wird positiv polar. (S. 36.)

Die Erörterung dieser Thatsachen ist nun folgende 38). Während der Einwirkung der Luft auf den phor werden zwei gas- oder dampfförmige Mate-erzeugt, deren eine elektropositiv, die andere ronegativ ist. Im Anfange oder genauer bei der igen Temperatur wird vorzüglich die erstere, er bei erhöhter Temperatur die zweite gebildet. *beide* in solcher Menge entwickelt, dafs sich ihre romotoren Kräfte das Gleichgewicht halten, so ist uft voltaisch neutral, waltet die eine oder die e vor, so ist sie entweder positiv oder negativ risch. Die positive Substanz ist der Phosphor-f selbst, der sich in der Luft bildet.

Als Beweis, dafs Phosphordampf der Luft diese Polarität mittheilt, wird angeführt, dafs ein Goldstreifen stark positiv wird, wenn man nur einmal ganz leicht mit einem Stückchen Phosphor darüber fährt. Wie hier durch dieses Bestreichen eine dünne Phosphorhülle am Metalle haftet, so legt sich auch eine solche beim Eintauchen des Metalls in die mit Phosphordampf gesättigte Luft um dasselbe an. Als fernerer Beweis wird angeführt, dafs diese Phosphoratmosphäre den positiven Zustand verliert, wenn sie mit Goldchlorid geschüttelt wird, wobei sich metallisches Gold abscheidet (S. 40). Theilweise, wird von dem Verf. hinzugefügt, könnte der positive Zustand auch von Phosphorwasserstoffgas herrühren, welches bei Berührung des Phosphors mit Wasser in geringer Menge erzeugt wird, und welches ein so starkes Polarisationsvermögen besitzt, dafs wenige Blasen davon einen Liter Luft schon merklich positiv machen. Die elektronegative Substanz ist nun derselbe riechende Stoff, welcher bei der Elektrolyse des Wassers und den Entladungen der gemeinen Elektricität erzeugt wird, also das Ozon, wofür folgende Gründe angeführt werden: (S. 42.)

1) Der Geruch dieser negativen Phosphoratmosphäre ist so übereinstimmend mit dem bei der Wasserzersetzung und den elektrischen Entladungen entwickelten, *dafs die feinste Nase keinen Unterschied wahrnehmen kann.*

2) Die unter den drei Umständen erzeugten riechenden Materien polarisiren Gold und Platin negativ.

3) Die in Folge einer solchen Polarisation erregten Ströme sind von kurzer Dauer.

4) Die Substanzen, welche den Geruch der negativ elektrischen Phosphoratmosphäre zerstören, zerstören auch ohne Ausnahme das riechende Princip bei der Wasserzersetzung. (Doch ist von Aether und Weingeist, welche hier der Phosphoratmosphäre den Geruch entziehen, bei dem riechenden Stoffe der Was-

Digitized by Google

serzersetzung und der gewöhnlichen Elektricität nicht die Rede gewesen, und ist es auch später nicht.)

5) Das durch chemisches Ozon negativ polarisirte Platin wird durch Wasserstoff ebenso depolarisirt, wie das durch voltaisches oder elektrisches Ozon negativ polarisirte.

Diese Thatsachen allein sind nach dem Verf. vollkommen ausreichend, um die Identität des auf chemischem Wege dargestellten Ozons mit dem voltaischen und elektrischen darzuthun. „*Sollte aber dieser Beweis noch nicht für bündig genug gehalten werden, so müssen folgende Thatsachen jeden Schatten von Zweifel beseitigen:*" (S. 43.)

Blaues und gerötheres Lackmuspapier in eine Flasche gebracht, in welcher durch Phosphor Ozon gebildet worden ist, wird, wenn Gold darüber schnell und stark negativ polarisirt worden ist, nach ¼ Stunde gebleicht. Bei geringerem Ozongehalt ist auch eine längere Zeit zum Bleichen erforderlich. Ebenso verhält sich das bei der Elektrolyse des Wassers entbundene Sauerstoff- oder Knallgas. Beide Luftarten verlieren das Bleichvermögen beim Schütteln mit leicht oxydirbaren Stoffen. Auch das Ozon bei elektrischen Entladungen, wie gering auch die Menge ist, welche je auf einmal an den ausströmenden Spitzen ausstrahlt und wie schwach daher auch die Wirkung sein muſs, zeigt dasselbe Verhalten. (45.)

Ein Tropfen Kalium-Eisencyanürlösung zeigt unter denselben Umständen nach 2 Minuten eine tiefere gelbe Farbe und nach 1000 Umdrehungen bildet es mit schwefelsaurem Eisenoxydul einen merklich blauen Niederschlag zum Beweise, daſs auch hier durch den riechenden Körper, so wie durch Chlor, das Cyanür in Cyanid umgewandelt worden ist. Dieselbe Wirkung zeigt der am positiven Pole entwickelte ozonhaltige Sauerstoff. Mit der Cyanürlösung behandelt, verschwindet der Ozongeruch, die Lösung wird tiefer gelb gefärbt und bildet mit dem Eisensalz einen blauen Niederschlag. Dieselbe Wirkung übt auch die ozonhaltige Phosphoratmosphäre auf diese Cyanürlösung aus. Aus der vollkommenen Gleichheit dieser Wirkung des elektrischen, voltaischen und chemischen Ozons ergiebt sich ein neuer Beweis für die Identität der drei riechenden Materien und für die salzbildnerische Natur derselben. (S. 48.)

Jodkaliumlösung mit ozonhaltiger Phosphoratmosphäre geschüttelt, färbt sich sofort gelb und der Ozongeruch verschwindet augenblicklich. Das Gleiche erfolgt, wenn diese Lösung mit ozonhaltigem Sauerstoffgas in Berührung gesetzt und ebenso wenn ein Tropfen davon nur kurze Zeit dem elektrischen Büschel ausgesetzt wird, er färbt sich bald braunroth. Ebenfalls ein Beweis für die Einerleiheit des auf chemischem, voltaischem und elektrischem Wege erzeugten riechenden Körpers. Durch dieses Verhalten des Jodkalium kann das Vorhandensein selbst unendlich kleiner Mengen Ozon dargethan werden. Wenn nämlich Stärkekleister mit etwas Jodkaliumlösung vermischt und ein Papierstreifen darein getaucht wird, giebt dieses Papier ein Reagens für Ozon ab, das „*Empfindlichkeit das delicateste Galvanometer oder die feinste Nase weit übertrifft*", weſshalb der Verf. auch die Anwendung dieses Prüfungsmittels zur Wiederholung seiner Versuche über das Ozon vorzüglich anempfiehlt. (S. 49.)

„Enthält die Luft oder irgend eine andere Gas„art (heiſst es wörtlich) so wenig freien Ozons, daſs „die Gegenwart desselben weder durch das Galvano„meter noch auch durch den Geruch mehr angegeben „wird, so bläut sie doch noch merklich mein Prüfungs„papier."

Der Verf. hält es daher für das einfachste Mittel um die Identität des elektrischen, voltaischen und chemischen Ozons zu zeigen, indem der jodkaliumhaltige Stärkekleister sofort blau oder blauschwarz wird, sobald er mit freiem Ozon in unmittelbare Berührung kommt. Als Beweis wird unter Andern der Versuch angeführt, daſs wenn in eine kleine Flasche atmosphärischer Luft ein Stückchen abgetrockneter Phosphor bei 15° Wärme gebracht wird, das Bläuen eines eingehangenen Streifens Probepapier schon nach einigen Minuten anfängt, in welchem Falle aber die Menge Ozon so auſserordentlich klein ist, daſs die Anwesenheit desselben durch kein anderes Mittel dargethan werden könnte. (S. 50.)

Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verf., daſs schon Faraday die Beobachtung gemacht hat, daſs Jodkalium in den elektrischen Büschel gehalten, gebläut wird, diese Thatsache aber von demselben, wie der Verf. meint, unrichtig gedeutet worden ist. Faraday nämlich leitet diese Zersetzung des Jodkaliums von Salpetersäure her, welche bei elektrischen Entl

Digitized by Google

ngen in der atmosphärischen Luft sich bildet, wie denn auch Salpeter erhielt, indem er auf einen mit alilösung getränkten Papierstreifen längere Zeit den ektrischen Büschel wirken liefs. Der Verf. will ar hier noch nicht den Beweis führen, dafs diese äuung des Kleisterpapieres von Ozon und nicht von lpetersäure herrühre, so viel aber doch schon jetzt nerken, dafs Salpetersäure das Kaliumeisencyanür ht in Cyanid verwandelt, Pflanzenfarben nicht icht und nicht den eigenthümlichen Geruch besitzt, an elektrischen Ausströmungsspitzen wahrgenom- n wird. (S. 51.)

In dem folgenden Abschnitt „*Verhalten des Ozons en einige Gasarten*" zeigt der Verf. an, dafs wenn Phosphoratmosphäre, die viel Ozon enthält und Probepapier stark bläut, Schwefelwasserstoffgas utritt, die Luft augenblicklich ihren Ozongeruch, negative Polarisationsvermögen, die Bleichkraft die Eigenschaft das Probepapier zu bläuen ver- . Umgekehrt verliert auch das Schwefelwasser- gas den Geruch, wenn es in richtigem Verhältnifs der ozonhaltigen Luft gemengt wird. Das Ozon t demnach wie Chlor und Brom und aus dieser ilichkeit im Verhalten darf wieder auf die Aehn- eit der chemischen Natur des Ozons mit den ge- ten Salzbildern geschlossen werden.

Dasselbe Verhalten zu Schwefelwasserstoffgas auch von dem ozonhaltigen Sauerstoff bei der etzung des Wassers nachgewiesen, so dafs geringe gen Schwefelwasserstoffwasser, zu dem schwefel- haltigen Wasser gesetzt, welches elektrotisirt wird, ntwickelung des Ozons an der positiven Elektrode ndern. Endlich wird auch diese Wirkung des efelwassertoffs auf das Ozon der gewöhnlichen ricität angegeben, wenn nur wenig von dieser in der Nähe der Spitzen, aus welchen die Elek- it ausströmt, entbunden wird. Dasselbe wird auch hwefliger Säure und von Phosphorwasserstoffgas eben. Daher wird das Probepapier, zuerst in efelwasserstoffgas, Phosphorwasserstoffgas oder *flige* Säure gehalten und dann in eine ozonhal- uft oder in den elektrischen Büschel gebracht, gebläut. Oder umgekehrt ist es durch Ozon ge- worden und wird dann diesen Gasarten ausge- so wird es wieder entfärbt. Der Grund dieser on ist leicht einzusehen, wenn das Ozon als ein dem Chlor ähnlicher Körper angenommen wird, da letzteres genau dasselbe Verhalten zu den angegebe- nen Substanzen zeigt. Aus dem Angegebenen erklärt der Verf. auch den Grund, dafs zu manchen Zeiten der elektrische Geruch beim Ausströmen sehr stark, zu anderen hingegen kaum bemerkbar ist. Das er- stere ist der Fall wenn die Luft ganz rein, das zweite wenn auch nur kleine Mengen von Schwefelwasser- stoffgas u. s. w. darin enthalten sind. Daher auch nicht selten bei der Wasserelektrolyse das Ozon gar nicht auftritt, während es unter scheinbar gleichen Um- ständen ein anderes Mal reichlich sich entbindet. Der negative Erfolg rührt nämlich ebenfalls von diesen Stoffen her. Namentlich entwickelt das Wasser mit sächsischer Schwefelsäure vermischt, welche schwef- lige Säure enthält, kein Ozon, so wenig als unter die- sen Umständen Chlor aus einer Chlorverbindung durch Elektrolyse entwickelt wird (S. 55).

Dasselbe negative Resultat bewirkt auch Phos- phor, sowohl wenn ein Stück davon bei niedriger Tem- peratur, bei welcher er nicht oder nur schwach leuch- tet, in die Nähe der Ausströmungsspitzen, als auch in ozonhaltigen Sauerstoff oder in die ozonhaltige Phos- phoratmosphäre gebracht wird, was zum Beweise die- nen soll, dafs der Phosphor zum Ozon sich gerade so verhält wie zum Chlor d. h. dafs er sich schon bei gewöhnlicher Temperatur mit demselben zu verbinden vermag (S. 56).

Wasserstoff hingegen scheint auf das Ozon unter den gewöhnlichen Umständen nicht einzuwirken.

In dem folgenden Abschnitt „*Theoretische Erörte- rungen über die Entstehung und Natur des Ozons*" wird nun von der Identität des elektrischen, voltai- schen und chemischen Ozons ausgegangen und der Stickstoff als die Bedingung aufgestellt, unter welcher Ozon zum Vorschein kommt. Er ist in der Luft, in welche die Elektricität aus den Spitzen ausströmt, er ist in lufthaltigem Wasser und wieder in der atmo- sphärischen Luft, welche auf den Phosphor einwirkt. *Ausgekochtes Wasser*, also des Stickstoffes *beraubtes liefert kein Ozon.* In einer Sauerstoffluft bei gewöhn- licher Temperatur noch so lange in Berührung mit Phosphor tritt kein Ozon auf. Auch liefert sauerstoff- haltiges doch stickstofffreies Wasser diesen Stoff nicht, wohl aber umgekehrt stickstoffhaltiges und sauerstoff- freies Wasser. Das Vorhandensein von Stickstoff ist

Digitized by Google

demnach die unerläfsliche Bedingung zur Entwickelung des Ozons (S. 59).

Wird also der Stickstoff als ein dem Chlorwasserstoff analog zusammengesetztes Elektrolyt angenommen, so ist zunächst das Auftreten des Ozons am positiven Pole leicht begreiflich. Denn so wie das chlorwasserstoffhaltige Wasser am positiven Pol Sauerstoff entwickelt, welcher einen starken Chlorgeruch besitzt und alle chemischen und voltaischen Reactionen von Chlor zeigt, so hier das stickstoffhaltige ozonhaltigen Sauerstoff mit all den Reactionen. Wird dem chlorwasserstoffhaltigen Wasser etwas schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, Eisenvitriol zugemischt, so wird am positiven Pol kein Chlor frei werden; eben so hier kein Ozon. Bei der geringen Löslichkeit des Stickstoffs im Wasser kann bei der Elektrolyse niemals eine merkliche Menge Ozon erhalten werden, daher auch Wasser, durch welches einige Zeit ein starker Strom gegangen, kein Ozon mehr entwickelt. Daher mufs ein solches an Stickstoff erschöpftes Wasser um wieder Ozon zu entwickeln vorher mit Luft d. h. mit Stickstoff geschüttelt werden. Beiläufig bemerkt der Verf., dafs das Ozon von Kalilösung, wie wohl langsam, verschluckt wird, so dafs sich das Ozon auch hierin wie Chlor verhält. *Hieraus wird auch begreiflich*, warum stickstoffhaltiges Wasser, welches Kali enthält, kein Ozon entbindet (S. 62).

Als der zweite Bestandtheil des Stickstoffs mufs der Wasserstoff angenommen werden, da an dem negativen Pole bei der Zersetzung des Wassers nur Wasserstoff entwickelt wird. Bei der Elektricitätsentladung in der atmosphärischen Luft findet, wie bei Einwirkung elektrischer Schläge auf ein Gemenge von Sauerstoff und Chlorwasserstoff die Verbindung von Sauerstoff mit Wasserstoff zu Wasser und das Freiwerden von Ozon wie dort von Chlor statt.

In Hinsicht der Bildung des Ozons auf chemischem Wege ist schon bemerkt worden, dafs Phosphor in reinem Sauerstoff bei gewöhnlicher Temperatur kein Ozon entwickelt. Es ist ferner bekannt, dafs unter diesen Umständen der Phosphor sich nicht oxydirt, nicht im Dunkeln leuchtet. Auch in reines Stickgas gebracht, erleidet der Phosphor keine Veränderung und somit bleibt auch der Stickstoff unverändert. In atmosphärischer Luft hingegen, also in einem Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff, leuchtet der Phosphor bei gewöhnlicher Temperatur und oxydirt sich ziemlich rasch. Dabei tritt das Ozon auf und dieses Auftreten ist so innig mit dem Leuchten und Oxydiren verbunden, dafs alle Umstände, welche dieses verhindern, auch die Bildung des Ozons hemmen. Kann nun an der Identität des riechenden Princips bei der Elektrolyse des Wassers, der elektrischen Ausströmung und dieser Phosphoratmosphäre nicht im Mindesten gezweifelt werden, so kann auch nicht entfernt daran gedacht werden, dafs das chemische Ozon eine Phosphorverbindung irgend einer Art sei, da Phosphor weder in der atmosphärischen Luft noch in chemisch reinem Wasser enthalten ist. Phosphor ist demnach im chemischen Ozon nicht enthalten (S. 68).

Das Auftreten des Ozons bei der Einwirkung des Phosphors auf atmosphärische Luft ist leicht begreiflich; wenn man annimmt, der Stickstoff sei eine aus Ozon und Wasserstoff zusammengesetzte Materie. Wie aus Obigem erhellt, hat der Phosphor wie zum Chlor so zum Ozon eine starke chemische Verwandtschaft, so dafs schon bei der Berührung bei gewöhnlicher Temperatur das Ozon verschwindet. Für sich allein kann der Phosphor aber dennoch den Ozon-Wasserstoff (Stickstoff) nicht zerlegen, wohl aber wenn noch ein anderer Körper gegenwärtig ist, der sich mit dem Wasserstoff des Stickstoffs zu verbinden geneigt ist; und dieses ist der Sauerstoff. Wirkt daher Phosphor und Sauerstoff auf Stickstoff ein, so erfolgt die Zersetzung desselben, wobei der Wasserstoff sich mit dem Sauerstoff zu Wasser vereint, während das Ozon theilweise frei wird und sich mit der über dem Phosphor stehenden Luft vermengt, aber auch in dem Medium, in welchem diese chemischen Vorgänge stattfinden, Wasser vorhanden ist, so wirkt dieses auf den gebildeten Ozonphosphor in der Weise ein, dafs beide miteinander Phosphorsäure und Ozonwasserstoff bilden, gerade so wie Wasser und Chlor-Phosphor Phosphorsäure und Chlorwasserstoff erzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für vissenschaftliche Kritik.

December 1844.

ber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Neben dieser Reaction verbindet sich aber auch Theil Sauerstoff der Atmosphäre direct mit ei- Theile Phosphor zu phosphoriger Säure — da- Phosphor in hinreichender Menge in einem ver- ossenen Gefäfse der atmosphärischen Luft allen erstoff entzieht und blofs Stickstoff zurückläfst, her wenigstens zum Theil nicht als Rest der Luft, ern als Erzeugnifs von Ozonphosphor und Was- anzusehen ist (S. 70).

Die Thatsache voraussetzend, dafs bei dem lang- n Verbrennen des Phosphors in der atmosphäri- n Luft phosphorige Säure und Phosphorsäure in n beständig bleibenden Verhältnifs sich bilden, der Vf. die Frage auf, wefshalb die Menge der horigen Säure zu der der Phosphorsäure in einem nnten unveränderlichen Verhältnisse stehe und denn der Grund davon sei, dafs ein Theil Phos- mit 3, ein anderer mit 5 Mischungsgewichten Sauer- sich unmittelbar und auf einmal verbinde? Nach Verf. müfste vielmehr angenommen werden, dafs beiden Säuren auf verschiedene Weise erzeugt n, da bei der Annahme, dafs bei dieser Oxyda- les Phosphors der Sauerstoff in der Luft allein sei, unmöglich die aufgestellte Frage genügend wortet werden kann. Wird aber der Stickstoff zonwasserstoff angenommen und dafs unter obi- lmständen diese Verbindung zersetzt und Ozon- hor gebildet wird, so wird die Erzeugung der Säuren (phosphatische Säure) schon begreif- S. 71).

ach den Beobachtungen des Vf.'s nämlich leuch- r Phosphor in der atmosphärischen Luft um so ter je gröfser die Menge des vorhandenen Ozons ist. Wird z. B. ein Stückchen Phosphor in eine Flasche gebracht, deren Luft durch vorangegangene Behandlung mit Phosphor so sehr ihres Sauerstoffs beraubt ist, dafs ein brennender Holzspahn darin augenblicklich verlischt, welche Luft aber reich an Ozon ist, so leuchtet der hineingebrachte Phosphor sofort viel stärker als in gewöhnlicher Luft. Es findet eine rasche Säuerung des Phosphors Statt und wenn das Gefäfs luftdicht verschlossen ist, verschwindet der Ozongeruch und mit diesem Verschwinden hört auch das Leuchten des Phosphors auf. Dadurch glaubt der Verf. zu vermuthen oder vielmehr zu der Folgerung berechtigt zu sein, dafs das Leuchten des Phosphors in einem Gemenge von Sauerstoff und Stickgas weniger von der directen Oxydation als von der Ozonisation des Phosphors herrührt. Das Leuchten des Phosphors in ozonhaltiger Luft hat Aehnlichkeit mit dem, was der Phosphor in einer Chloratmosphäre zeigt. Alles dieses rechtfertigt die Annahme, dafs die Bildung der Phosphorsäure unter den gegebenen Umständen der Zersetzung des Ozonphosphors durch Wasser zuzuschreiben sei (S. 72).

Das Leuchten des Phosphors in stickstoffhaltigem Sauerstoff findet in der Zusammensetzung des Stickstoffs seine Erklärung. Bei wenigen Graden über 0° fängt die doppelte Einwirkung des Phosphors auf den Sauerstoff und den Stickstoff an. Ein Theil des Ozons des Stickstoffs vereinigt sich mit dem Phosphor und in Folge dessen wird Licht und Wärme frei, welche Lichtentwickelung wohl zum Theil auch von der gleichzeitigen Verbindung des Sauerstoffs mit dem Phosphor herrührt. Es ist dieses schon deshalb anzunehmen, weil ja auch in reinem Sauerstoff bei einer Temperatur von 27° das Leuchten anfängt, wobei aber nur phosphorige Säure sich bildet. Die Frage, warum nach dieser Theorie ein Theil Ozon frei wird und nicht aller mit dem Phosphor sich vereinigt, gesteht der

Digitized by Google

Verf. nicht genügend beantworten zu können und vermuthet, dafs *„bei der Ozonbildung auf chemischem Wege Thätigkeiten ins Spiel kommen, von denen wir dermalen noch keine klare Vorstellung haben"* (S. 74).

Was der Verf. weiter über die katalytische und Ansteckungstheorie zur Erklärung dieses complicirten Processes anführt, so wie alles das, was er als Grund aufstellt, dafs zwei so entgegengesetzt wirkende Stoffe — Phosphordampf und Ozon — neben einander bestehen können, ohne sich chemisch zu verbinden, und so vieles Andere übergehen wir mit Stillschweigen, da es auf das eigentlich Thatsächliche ohne Einflufs ist.

In den „Bemerkungen über eine eigenthümliche Art Ozon auf chemischem Wege zu entbinden" (S. 80), sucht der Verf. Ozon auf eben die Art aus Ozonwasserstoff (Stickstoff) darzustellen, wie Chlor aus Chlorwasserstoff, nämlich durch Einwirkung von Wasser und Schwefelsäure auf Mangan- oder Bleisuperoxyd. Die Dämpfe, die beim Sieden dieses Gemenges sich entwickeln, färbten den darüber gehaltenen Papierstreifen mit Jodkaliumkleister getränkt blau, und wenn diese Reaction nach einige Minuten langem Kochen gänzlich aufgehört hat, so kommt sie wieder zum Vorschein, entweder wenn nach dem Abkühlen und dem freien Zutritt der atmosphärischen Luft die Flüfsigkeit mit der Luft geschüttelt und von neuem bis zum Sieden erhitzt wird, oder wenn in die siedende Flüfsigkeit durch eine Röhre Luft eingeblasen wird.

Unter der Aufschrift „Versuchte Darstellung des Ozons" wird ein sehr complicirtes auf mancher unrichtigen Voraussetzung beruhendes Verfahren zur Darstellung von Ozonkalium und aus diesem von Ozon angegeben, welches wir eben so mit Stillschweigen übergehen wollen, wie alles andere, was mehr oder weniger zum Beweise der Zusammengesetztheit des Stickstoffs aus Ozon und Wasserstoff dienen soll, indem nach Widerlegung des bisher Referirten das Irrige und Unrichtige von allem Uebrigen von selbst sich ergiebt.

Dafs durch diese neuen Versuche mehr Grund zur Annahme eines eigenthümlichen Stoffes zur Erklärung der Erscheinungen als nach den früheren Versuchen vorhanden ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, eben so wenig aber, dafs selbst aus den Angaben des Verf.'s noch sehr begründete Zweifel an der Existenz des Ozons hervorgehen. Aber statt uns dabei aufzuhalten, wollen wir die Versuche angeben, aus denen die gänzliche Unhaltbarkeit einer solchen Annahme erhellt.

In Hinsicht der vom Verf. gemachten Versuche mufs bemerkt werden, dafs ich sie grofsentheils bestätigt, aber eben so alle von ihm daraus gezogenen Schlüsse als unbegründet oder ganz unrichtig gefunden habe.

Gleich beim Lesen der im Jahre 1840 mitgetheilten ersten Versuche habe ich, wie im Eingang erwähnt, in der bei der Wasserzersetzung dargestellten Substanz keinen neuen Stoff, sondern einen längst bekannten Körper vermuthet, nämlich das Wasserstoffsuperoxyd. Weil ich längst beobachtet hatte, dafs wenn bei dieser Zersetzung die beiden Bestandtheile isolirt aufgefangen werden, das Sauerstoffgas in den meisten Fällen weniger als die Hälfte vom Volumen des Wasserstoffs betrug, [unter günstigen Umständen wenn die Zersetzung langsam von Statten ging, verhielt sich das Volumen dieser beiden Stoffe wie 1 : 3.] eine Erscheinung, die ich nur durch die Bildung des Wasserstoffsuperoxyds zu erklären vermochte. Indem ich jetzt durch diese Schrift zur Wiederholung dieser Versuche veranlafst worden bin, fand ich diese meine frühere Beobachtung eben so bestätigt wie die Angaben des Verf.'s über das elektromotorische Verhalten und die Wirkung auf Jodkaliumpapier der gebildeten Sauerstoff- oder Knallgasatmosphäre. Da ich mich nun in meinen Versuchen nicht des gewöhnlich destillirten Wassers, sondern des zum zweiten Male über salpetersaures Silberoxyd abgezogenen — welches keine Spur einer Chlorverbindung oder eines organischen Körpers enthält — bedient, dieses Wasser mit reiner Schwefelsäure vermischt (eine Mischung, die der Verf. als die günstigste zur Ozonbildung angiebt) und ausgekocht habe, so kann diese Wirkung nur von dem gebildeten Wasserstoffsuperoxyd herrühren. Doch mufs bemerkt werden, dafs von den vier Versuchen, die ich in dieser Art angestellt habe, nur bei zweien dieses Product gebildet worden ist. Auch der Verf. giebt an zwei Stellen an, dafs bisweilen selbst dieses günstige Gemisch, verdünnte Schwefelsäure nämlich, gar keinen Sauerstoff entwickelt.

Bei den ersten Versuchen hat auch der Verf., wie oben angegeben, an dieses Wasserstoffsuperoxyd gedacht, aber den Gedanken gleich verworfen, weil dieses Superoxyd keinen Geruch besitzt, bei gewöhnlicher

Digitized by Google

Temperatur nicht verdunstet und Platin positiv polarisirt. Wie ganz und gar unrichtig diese Angaben sind, geht aus Folgendem hervor.

Was zunächst den Geruch betrifft, so hat Thénard, der Entdecker jenes interessanten Körpers, ihn allerdings als geruchlos bezeichnet und so lauten auch die Angaben in den chemischen Schriften, Mitscherlichs Lehrbuch allein ausgenommen, in welchem ein eigenthümlicher Geruch aufgeführt wird. (Liebig führt zwar in seiner Ausgabe der Geigerschen Chemie ebenfalls an, dafs dieser Körper nach Berzelius einen dem Bleichwasser ähnlichen Geruch besitze — wo diese Anzeige vorkommt, ist mir nicht bekannt, aber in seinem Lehrbuch, selbst in der neuesten Ausgabe stellt Berzelius diesen Körper als geruchlos auf). Dagegen habe ich schon im Jahre 1830 bei der Darstellung des Silberperoxyds diesen eigenthümlichen Geruch, an chlorige Säure erinnernd, wahrgenommen, welcher beim Auflösen dieses Superoxyds in Salpetersäure entwickelt wird und der von nichts anderem als von gebildetem Wasserstoffsuperoxyd herrühren kann. Dabei ist es auch leicht erklärbar, warum dieser Geruch gewöhnlich nicht wahrgenommen wird; wenn nämlich dieser Körper concentrirt als syrupdicke Flüfsigkeit dargestellt worden ist, dann zeigt er kaum Geruch, der im verdünnten Zustande leicht bemerkt wird; weil bei jener Verbindung des Superoxyds mit dem Wasser so stark ist, dafs keine Verdunstung des Wassers mehr stattfindet, während sie in der verdünnten Auflösung nach wie vor der Temperatur entsprechend erfolgt; mit diesem verdunstenden Wasser verflüchtigt sich natürlich auch das Superoxyd und wirkt auf den Geruch ein. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dafs den Geruch in den beiden Versuchen, in welchen das Wasserstoffsuperoxyd gebildet worden ist, nicht *ich* wahrgenommen habe, was aber wohl nur von der geringen Menge des Dargestellten herrührt, da ich bei dem einen Versuche nur 3 Unzen und bei dem andern 6 Unzen der angegebenen verdünnten Schwefelsäure zur galvanischen Zersetzung angewandt und auch nur die geringe Menge Superoxyd erhalten habe, welche in dem ersten Falle das Knallgas entwickelte, dessen Volumen dem von 3 Unzen und in dem andern dem von 6 Unzen gleich war. Der Verf. hat gröfsere Mengen Knallluft entwickelt, daher auch gröfsere Menge Superoxyd erhalten und den Geruch deutlich wahrnehmen können. Aber des schwachen Geruches ungeachtet zeigte diese Luft die deutliche Reaction auf das Probepapier und bewirkte einen schwachen Grad negativer Polarität im Platin.

Bei alle dem konnte ich nur dann erst gewifs sein, dafs diese Wirkung von dem erzeugten Wasserstoffsuperoxyd allein herrührt, nachdem ich mit dem auf gewöhnlichem chemischem Wege dargestellten Superoxyd die Versuche wiederholt hatte. Zu diesem Zwecke bereitete ich mir diesen Körper aus verdünnter Fluorkieselwasserstoffsäure, welcher so lange Baryumsuperoxyd zugesetzt worden ist, bis die Flüfsigkeit neutral war oder nur sehr schwach als Säure reagirte. Diese *sehr verdünnte* Wasserstoffsuperoxydauflösung hatte den angegebenen schwachen, an chlorige Säure erinnernden Geruch, färbte einen darüber gehaltenen mit Jodkaliumlösung bestrichenen Papierstreifen bald roth, und nach einiger Zeit blau, und polarisirte das Platin stark negativ, aber freilich nicht nach 20 Secunden, sondern erst nach einer oder mehreren Stunden. Beides erfolgte, wenn das untere Ende des Papieres oder des Platins mehrere Zoll von der Flüfsigkeit abstehend durch einen Pfropfen in der Flasche festgehalten wurde, woraus zugleich die Verdunstung dieser Substanz bei gewöhnlicher Temperatur — während der Versuche wechselte sie von 7—12° — deutlich hervorgeht. Die Versuche über das negative Polarisiren des Platins und die Reaction auf das Probepapier durch die Entwickelung der Maschinenelektricität, wie sie der Verf. angestellt hat, habe ich nicht wiederholt, da ich von vorn herein an der Richtigkeit derselben nicht zweifelte; aber eben so war ich auch überzeugt, dafs diese Wirkung nicht von dem entwickelten riechenden Princip, sondern nach Faraday von der erzeugten Salpetersäure — oder richtiger salpetrigen Säure — oder dem Stickoxyd — welche erst bei Mitwirkung des Wassers in Salpetersäure übergeht — herrühre, und dafs diese Säure — oder Stickoxyd — auf Platin und das Probepapier eine solche Wirkung ausübe, werden die folgenden Versuche genügend zeigen. [Unter den Gründen, die der Verf. oben aufgestellt hat, wefshalb die Wirkung der ausströmenden Spitze nicht von der erzeugten Salpetersäure herrühren kann, war auch der, dafs diese Säure das Lakmuspapier nicht bleicht, während nach einem Versuche des Verf.'s ein Streifen geröthetes Lakmuspapier *von 1 Linie Breite nach vier-*

Digitized by Google

stündigem Drehen der Elektrisirmaschine in eine Länge von 2 Zoll gebleicht worden ist. Aber wenn auch die gewöhnliche wässrige Salpetersäure kein vollkommenes Bleichen bewirkt, so kann dieses von der gleichsam wasserfreien oder der salpetrigfreien, wie sie hier erzeugt wird, leicht hervorgebracht werden. Dafs aber Kaliumeisencyanür von der Salpetersäure nicht in Cyanid verwandelt wird, wie der Verf. ebenfalls als Grund angiebt, ist unrichtig.] Wenn ich also die Versuche mit der gemeinen Elektricität in der Art und Weise, wie sie der Verf. angestellt, nicht wiederholt habe, so glaubte ich dagegen den Versuch, welchen derselbe, wie oben erwähnt, nicht angestellt oder nicht angegeben hat, nämlich über das Verhalten der riechenden Atmosphäre selbst anstellen zu müssen.

Zu diesem Behufe wurde durch den mit dem Conduktor verbundenen Draht in eine trockene Flasche mit atmosphärischer Luft die Ausströmung der Elektricität bewirkt. Der eigenthümliche Geruch, der sich sogleich entwickelte, nahm bis zu einem bestimmten Grade zu, und zwar gleichviel, ob der Draht vermittelst eines Pfropfens in der Flasche befestigt war, oder frei darin hing, d. h. ob in einem abgesperrten Luftraum oder bei freiem Zutritt der atmosphärischen Luft. In dieser starkriechenden Atmosphäre erlitt weder ein Platinblech, noch so lange darin gehalten, eine Polarisation, noch das Probepapier irgend eine Färbung. Denselben eigenthümlichen Geruch entwickelt die ausströmende Elektricität auch in einer Flasche mit trockenem Sauerstoffgas, in welcher durch einen Pfropfen der Draht befestigt war, also beim Ausschlufs der atmosphärischen Luft, was wohl hinreichend darthut, dafs der Stickstoff ganz und gar keinen Theil an der Entwickelung des elektrischen Geruches hat.

Was nun den wichtigsten Theil der Schrift, die vermeintliche Darstellung des Ozons durch Einwirkung des Phosphors auf die atmosphärische Luft betrifft, so fand ich auch hier den gröfsten Theil der Versuche bestätigt*), aber ebenso die Deutung und Erklärung derselben ganz unrichtig.

Die wesentlichen Thatsachen, die der Verf. aufstellt, sind folgende. Es werden nach der Zeitfolge oder nach der Anfangs niedrigeren und später erhöhten Temperatur zwei Produkte gebildet: das erste hat den gewöhnlich knoblauchartigen Geruch und macht das Platin positiv polar, das darauf folgende besitzt einen anderen eigenthümlichen stechenden Geruch und polarisirt das Platin negativ. Dazu mufs bemerkt werden, dafs weit mehr als die Temperatur der trockene oder feuchte Zustand der Luft von Einflufs auf die Bildung dieser Produkte ist. Im letzteren Falle oder wenn der Phosphor nicht abgetrocknet worden ist, wo dann immer ein *Rauchen* desselben stattfindet, ist das Produkt vorwaltend erster Art, d. h. es besitzt den knoblauchartigen Geruch und ist entweder positiv oder wie ich es öfter gefunden habe, different elektrisch. In trockener Luft hingegen und wenn zugleich der Phosphor sorgfältig getrocknet worden ist — was am besten dadurch bewirkt wird, dafs er zugleich mit etwas Chorcalcium in einer verschlossenen Flasche mehrere Tage hindurch aufbewahrt wird — findet *kein Rauchen statt* und wird nur das zweite Produkt gebildet, d. h. die Atmosphäre riecht eigenthümlich stechend und polarisirt das Platin negativ. Das erste Produkt betrachtet der Verf. als bloſsen Phosphordampf, eine Ansicht, die der Natur des Phorphors als einer so leicht oxydirbaren Substanz ganz entgegen ist. Was der Verf. als Beweis für diese Ansicht anführt, dafs das Gold durch das leichte Bestreichen mit Phosphor ebenfalls positiv elektrisch wird, kann vielmehr umgekehrt als Beweis dienen, dafs diese erste Phosphoratmosphäre oxydirten Phosphor enthält, weil bei diesem leichten Bestreichen des Goldes in freier atmosphärischer Luft unmöglich angenommen werden kann, der Phosphor werde nicht oxydirt, wie denn ja auch beim leichten Bestreichen vom blauem Lakmuspapier sofort die rothe Farbe erscheint. Ebensowenig ist das Verhalten dieser Phosphoratmosphäre zu Goldchlorid, aus dem ein Theil Gold abgeschieden wird, ein Beweis, dafs sie unoxydirten Phosphor enthält, da ja sowohl die unterphosphorige als die phosphorige Säure ebenfalls die Reduktion des Goldes bewirken.

*) In Hinsicht dieser Versuche mufs ich bemerken, dafs ich sie grofsentheils nur in kleinen Flaschen von 6—8 Unzen Inhalt angestellt, dabei aber nicht, wie der Verf., die Gefäfse nur lose sondern fest verschlossen und so den Zutritt der atmospsärischen Luft abgehalten habe. Was besonders bei den Versuchen mit Sauerstoffgas nothwendig bemerkt werden mufste.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

eber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Schlufs.)

Das zweite Produkt betrachtet der Verfasser als sselbe, welches bei der Wasserzersetzung am po- iven Pol und bei den elektrischen Entladungen wickelt wird, also für Ozon. Als Grund dieser nahme wird zuerst der gleiche Geruch aufgestellt; er davon abgesehen, dafs ich ihn verschieden ge- den habe, den bei der Wasserzersetzung, wie ange- en, ähnlich dem Bleichwasser, den der elektrischen ladung noch ähnlicher der ersten Phosphoratme- äre als dem der zweiten, welcher *stechend* ist, es der elektrische nicht ist, kann der Geruch an für sich durchaus nicht als Beweis der Identität en, da wir, wie bekannt, mehrere Körper von glei- m oder ähnlichem Geruche besitzen, die ganz ver- edener Natur sind, z. B. die drei Verbindungen Wasserstoffs mit Schwefel, Selen und Tellur, die i Verbindungen des Wasserstoffs mit Phosphor Arsenik, so wie auch die beiden Körper Bitter- delöl (Benzoïlwasserstoff) und Blausäure (Cyan- serstoff) u. a. m. Als einen ferneren Grund führt Verf. das negative Polarisiren des Platins an und der dadurch erregte Strom nur von kurzer Dauer Versuche, welche ich über dieses Polarisiren an- ellt habe, und die ich ausführlich in Erdmanns nal f. pr. Ch. mittheilte, gaben zum Resultat, dafs er Chlor- und Bromgas, von welchen der Verf. n früher dieses negative Polarisationsvermögen genommen hat (S. Poggend. Ann. u. a. O.), auch as, salpetrige Säure und Stickoxydgas und aufser- Wasserstoffgas, welches nach dem Verf. positiv risirt, auch schweflige Säure und Ammoniakgas lbe Polarisation bewirken. Ja Silber und Kupfer en noch von verschiedenen anderen Gas- oder dunstförmigen Substanzen entweder positiv oder negativ polarisirt. Der Strom, den diese polarisirten Metalle hervorbringen, ist in allen Fällen von sehr kurzer Dauer, da er, nach der richtigen Ansicht des Verf., nur durch die dünne Hülle hervorgebracht wird, mit welcher diese Substanzen das Platin umgeben, welche Hülle beim Eintauchen in die leitende Flüssigkeit augenblicklich verschwindet. Demnach kann weder die negative Polarisation, noch die kurze Dauer des Stroms als Beweis für die Identität der Phosphoratmosphäre mit dem galvanischen und elektrischen riechenden Stoff dienen. Ebensowenig, dafs dieselben Substanzen, welche den Geruch der Phosphoratmosphäre zerstören, auch den bei der Wasserzersetzung und der elektrischen Entladung vernichten, wenn nicht zugleich nachgewiesen werden kann, dafs die Produkte dieser Einwirkung in allen drei Fällen dieselben sind. Was endlich den letzten Beweis dieser Identität betrifft, nämlich die Wirkung auf Jodkaliumkleister, Cyaneisenkalium u. s. w., so findet sie nach eben diesen meinen Versuchen bei nicht weniger als acht ganz verschiedenen Körpern in gleicher Art statt.

Zur vollständigen Widerlegung der Ansicht von Ozon wird wohl folgender Versuch als Experimentum crucis dienen. Sauerstoffgas, sowohl trockenes als wasserhaltiges, wirkt ebenso auf Phosphor wie die atmospärische Luft ein, nur mit dem Unterschiede, dafs in beiden Fällen die negativ polarisirende und das Jodkaliumpapier färbende Atmosphäre sich weit später als in atmosphärischer Luft und bei einer etwas höheren Temperatur von 16° — 20° darstellt.

Das mit Jodkaliumlösung — ohne Stärke — bestrichene Papier wird in der aus trockenem Sauerstoffgas gebildeten Phosphoratmosphäre gelbbraun nicht blau, in der aus wasserhaltigem Sauerstoffgas gebildeten blau gefärbt, und bei längerem Verweilen gebleicht.

Digitized by Google

In den angegebenen Versuchen a. a. O. habe ich die Gründe auseinandergesetzt, nach welchen ich das bloſs mit Jodkaliumlösung bestrichene Papier dem mit Jokaliumkleister getränkten vorziehe, wovon der eine eben der ist, daſs ein und dieselbe gas- oder dunstförmige Substanz das Jodkaliumpapier verschieden färbt, je nachdem sie wasserfrei oder wasserhaltig ist. Im letzteren Falle ist die Färbung ebenso wie auf Jodkaliumkleisterpapier, nämlich blau, weil dann das abgeschiedene Jod auf die Stärke, die jedes Schreibpapier enthält, reagirt.

Dasselbe Verhalten zeigt dieses Probepapier auch bei der durch atmosphärische Luft gebildeten Phosphoratmosphäre: je nachdem die Luft trocken oder feucht war, findet eine gelbbraune oder blaue Färbung und nach längerer Zeit ein Bleichen statt, und zwar hier gleichviel bei der ersten oder zweiten Phosphoratmosphäre oder, was dasselbe ist, gleich im Anfange oder auch später. Ganz so verhält sich auch das Stickoxydgas, je nachdem es trocken oder feucht ist, nur daſs im letztern Falle bei noch so langem Verweilen kein Bleichen statt findet. In Hinsicht des Verhaltens des Phosphors in Sauerstoffgas muſs gegen die gewöhnlichen Angaben bemerkt werden, daſs das Leuchten auch in dieser Luft wie in der atmosphärischen bei einer niedrigen Temperatur von 16—20 Gr. stattfindet, daſs es jedoch mit der erhöhten Temperatur zunimmt. Auch hier ist die Phosphorescenz wie in der atmosphärischen Luft schöner, wenn die Luft feucht als wenn sie trocken ist.

Was hier als trockene Luft in Hinsicht des gebildeten Produkts bezeichnet wird, ist, wenn das angegebene Verhalten auf Platin und Probepapier von Anfang an wahrgenommen werden soll, im absoluten Sinne zu verstehen, im relativen hingegen, wenn dieses Verhalten erst später eintritt. Oder mit anderen Worten, selbst wenn in der Flasche etwas flüssiges Wasser enthalten ist, wird dennoch nach einiger Zeit die Wirkung der trockenen Säure sich zeigen, weil die bereits gebildete eine so starke Anziehung zum Wasser hat, daſs von der geringen Menge des gegenwärtigen keine Verdunstung mehr statt findet, und daſs daher bei der fortgesetzten Oxydation des Phosphors dasselbe Produkt wie bei Einwirkung der trockenen Luft gebildet wird.

Nach diesem kann nicht entfernt daran gezweifelt werden, daſs wir es hier vom Anfange bis zu [illegible] mit einer Oxydation des Phosphors zu thun haben, deren Produkt schon aus dem Grunde für nichts anderes als für eine Säure erkannt werden muſs, da [illegible] wohl die elektrische Wirkung auf Platin als die chemische auf das Reagenspapier ebenfalls nur [illegible] Säuren und die ihnen gleich wirkenden Haloïde [illegible] vorgebracht wird.

Von welcher Natur diese Säure ist, ist [illegible] schwer zu bestimmen. Wie allgemein angenommen wird beim Aussetzen des Phosphors bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft, d. h. an feuchter Luft, wasserhaltige phosphorige Säure gebildet, daher [illegible] Rauchen. Da nun in den angegebenen Versuchen die in einem abgesperrten Raume feuchter Luft erzeugte Säure ebenfalls raucht und denselben lauchartigen Geruch wie die in freier Luft [illegible] zeigt, so kann sie natürlich ebenfalls nur wässrige phosphorige Säure sein. Die später erzeugte bei Anwendung von trockener Luft von [illegible] ohne alles Rauchen gebildete kann als dieselbe aber im wasserfreien Zustande betrachtet [illegible] Oder man kann auch annehmen, daſs bei [illegible] Temperatur unmittelbar immer nur unterphosphorige Säure gebildet wird, welche bei der Gegenwart Wassers und der fortgesetzten Einwirkung Sauerstoffs in wasserhaltige phosphorige Säure geht, bei Abwesenheit des Wassers hingegen unverändert bleibt. Wie denn auch die wasserhaltige phosphorige Säure beim Zutritt der Luft zum [illegible] Phosphorsäure übergeht. Wenn unter gewissen Umständen wasserfreie phosphorige Säure [illegible] oder dunstförmig, sondern fest, pulverförmig [illegible] stellt wird, die erst beim Erhitzen sublimirt, [illegible] kann dies kein erheblicher Einwand gegen [illegible] Annahme sein, daſs sie in verschlossener [illegible] trockener Luft gasförmig gebildet wird, weil [illegible] Umstände so ganz verschieden sind. [illegible] würde die zweite Annahme, daſs unter den [illegible] den Umständen wasserfreie unterphosphorige [illegible] erzeugt werde, im Widerspruch mit [illegible] Erfahrung stehen, daſs wir diese [illegible] wasserhaltig darzustellen vermögen.

Wenn ich nach dieser Erörterung [illegible] sein glaube, alle einzelnen Angaben [illegible] dieser Ansicht näher zu erklären [illegible]

Digitized by Google

nigen zu berücksichtigen, welche derselben nicht zu ıtsprechen scheinen, so mufs ich dennoch zum Schlufs e zuletzt angegebenen Versuche über das Verhalten ır beim Kochen von Wasser und Schwefelsäure über ei- und Mangansuperoxyd entwickelten Dämpfe näher leuchten.

Da nach der Versicherung des Verf.'s die angeındten Superoxyde chlorfrei und die Schwefelsäure d das Wasser chemisch rein waren, so können naılich die Dämpfe kein Chlor enthalten, wohl aber lpeter- oder salpetrige Säure, wenn das Bleisuperyd, wie es gewöhnlich geschieht, durch Einwirkung Salpetersäure auf Mennige bereitet und nicht aufs rgfältigste ausgesüfst worden ist. Auch beim Brauin könnte dieses vorkommen, wenn er, wie nicht gewöhnlich, durch Salpetersäure gereinigt worden

Dafs aber dann die geringste Menge von Salıer- oder salpetriger Säure in den Dämpfen das Blauben des Probepapiers hervorbringe, zeigen meine rsuche genügend. Aber selbst die entwickelte Kohsäure wirkt, obgleich weniger empfindlich, auf letzıs Reagens ein, wie ebenfalls meine Versuche zei, und diese Säure enthält, wie bekannt, sehr oft Braunstein in Verbindung mit Kalkerde. Dafs Reaktion, welche beim fortgesetzten Kochen aufört hat, wieder zum Vorschein kam, wenn das ereete Gemisch mit atmosphärischer Luft geschüttelt, r auch wenn in die heifse Flüssigkeit Luft *hineinasen* worden ist, würde ebenfalls in der Kohlenıe die Erklärung finden.

Das Endresultat ist demnach folgendes.

1) Die bei galvanischer Zersetzung des Wassers ldete riechende Substanz ist, vorausgesetzt, dafs e Chlorverbindung im Spiele ist, Wasserstoffıroxyd.

2) Die bei Einwirkung der atmosphärischen oder erstoffluft auf Phosphor erzeugte Substanz ist eine re des Phosphors, phosphorige oder unterphosıige.

3) Der elektrische Geruch scheint gar nicht maller Natur, sondern eine blofse Qualitätsäufserung Elektricität selbst zu sein, durch den sie ebenso den Sinn des Geruchs wie auf den des Geschmacks w. einwirkt.

(Ganz anders aber kann der beim Einschlagen des ıes erzeugte Geruch betrachtet werden. Bei der mächtigen Wirkung, welche hier die Elektricität auf eine so grofse Masse Luft in einem so kurzen Zeitmoment ausübt, ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dafs zugleich eine Zersetzung oder Verbindung der so mannigfaltigen Körper vor sich gehet, welche die Luft enthält und dafs das Product dieser Wirkung zugleich den Geruch erzeugt).

Diesemnach mufs ich mit Bedauern erklären, dafs die Entdeckung des Ozons als Bestandtheil des Stickstoffs aller und jeder Begründung ermangelt.

Fischer.

LXI.

Hitopadesa, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson, Professor. Lond. 1840. 4.

Es möchte wohl wenig Werke in der Literatur des Sanskrits geben, die seit der wissenschaftlichen Behandlung dieser Sprache durch die Europäer das Interesse des Publicums in so hohem Grade in Anspruch genommen und eine so grofse Zahl von Ausgaben hervorgerufen haben, als der Hitopadesa. Obgleich man nicht behaupten kann, dafs der Inhalt dieses Werkes an sich betrachtet, im Stande gewesen wäre, sich einen so leichten Eingang zu verschaffen, da in unserer Zeit der Sinn für dergleichen Stoffe aus dem Felde der Fabeln und Sprüche, der früher wie in Asien, so auch in Europa viel verbreitet war, fast ganz verschwunden scheint, so waren es doch zwei andere Rücksichten, die dieser Fabelsammlung zur grofsen Empfehlung gereichten. Denn war sie auch nicht die älteste Urkunde der Fabeltradition, die in den mannigfachsten Verschlingungen sich über Asien und Europa ausgebreitet hat, so enthielt sie doch die relativ älteste Form derselben, da das Pañcatantra, aus dem sie theilweis geschöpft ist, wie durch ein Verhängnifs den Freunden dieser Literatur noch immer verschlossen bleibt und es war daher nur durch Vergleichung mit diesem Werke möglich, das wahrhaft Indische in den oft ungestalteten und ungedeuteten Fabeln anderer Völker herauszufinden. Zweitens aber eignete sich der Hitopadesa auch besonders zu einem Unterrichtsbuche, und es ist daher wohl vorzüglich diesem Umstande zuzuschreiben, dafs wir in der vorliegenden Ausgabe den

Digitized by Google

Sanskrittext zum fünften Male gedruckt vor uns sehn. So war gleich die erste Ausgabe, welche 1804 zu Serampore erschien, für den Sanskrit-Unterricht im Colleg des Fort William betimmt, der 1810 die zweite Ausgabe in London zu demselben Zwecke folgte. Beide Bearbeitungen waren durchaus incorrect und ermangelten jeder kritischen Grundlage; sie erlangten unverdienterweise erst ihre Bedeutung durch die Kritik, welche sie in der Textesrecension von *Schlegel* und *Lassen* erfuhren. Durch diese deutsche Ausgabe ward der Text des Hitopade,sa zuerst mit wissenschaftlicher Kritik festgestellt, und wir finden denselben nun auch bei der neu erschienenen Ausgabe von Johnson fast vollständig zu Grunde gelegt, wie es auch in der Vorrede anerkannt wird: In printing the text, the Editor has followed the edition printed at Bonn, with some unimportant exceptions; and gladly acknowledges the assistance he has derived from this very excellent and accurate publication. Es wäre sonach in kritischer Hinsicht nicht Viel über diese neue Textausgabe zu sagen, wenn ihr nicht eine Uebersetzung der Einleitung und ein sehr breites Glossar beigegeben wären, wodurch ich Gelegenheit nehme, die Interpretation einiger Stellen, für welche in der Schlegel-Lassen'schen Ausgabe weniger gethan ist, näher zu besprechen, und zugleich einige Nachträge und Verbesserungen zu meiner eigenen deutschen Uebersetzung des Hitopade,sa zu liefern. Von neuen, oder wenigstens bis jetzt noch unbenutzten Hülfsmitteln, stand mir nur die bengalische Uebersetzung des Hitopade,sa, von Mrĭtyuñjay ,sarmâ zu Gebote, deren zweiter Abdruck 1814 zu Serampur erschien, unter dem Titel: pañcatantraprabhrĭti-nîti,sâstrahaite udhrĭt mitralâbhsuhrĭdbhed-vigraha-sandhi etaccatushtayâbayab bi,sishta hitopade,s. bishnu,sarmakarttrĭk saṁgrihît. — bâṅgâlâbhâshâte mrĭtguñjay ,sarmanâ kriyate. — srîrâmpure dvitîgbâr châpâ haila. Dieser Mrĭtyuñjay ,sarmâ ist gewiſs derselbe, welcher unter Carey einer der ersten Pandits des Fort William war, und sonst auch Mrĭtyuñjay bidyâlañ-kâr genannt wird. Es ist diese Uebersetzung im Ganzen mit sehr richtigem Gefühl gemacht und ihre Auffassung ist in Vergleich mit den andern Uebersetzungen meist die richtigere. Dazu kommt, daſs sie an manchen Stellen mehr Paraphrase als Uebersetzung ist und somit in Etwas den Mangel indischer Commentare zum Hitopade,sa ersetzt. So wenig wir jedoch den indischen Commentaren überall eine unfehlbare Autorität beimessen können, eben so wenig halten wir auch die Uebersetzung dieses gelehrten Bengalen überall für unumstöſslich, wovon einige Beispiele hinlänglichen Beweis geben werden. Später, im Jahre 1830, erschien sodann noch eine Ausgabe zu Calcutta, welche eine Revision des Sanskrittextes, der bengalischen und der englischen Uebersetzung von Wilkins bildet und von ,Srîlaxmînârâyanayâlâhkâr besorgt ward *).

Gehen wir nun zu der neuen Bearbeitung von Johnson über, so müssen wir gleich an dem ersten Satze der Einleitung Anstoſs nehmen. Denn, wenn auch die Verwechslung Johnson's, der yan mûrdhni mit on whose brow, statt on whose head übersetzt, weniger bedeutend, so kommt es doch darauf an, das ganze Bild des ,Siva, wie es uns hier gegeben wird, genauer aufzufassen. Es heiſst nämlich nach dem Texte, daſs auf dem Haupte des ,Siva ein schmaler Mondstreif sei, der einem Schaumstreif der Ganga gleiche. Dies Bild hat an sich betrachtet durchaus nichts Anstöſsiges, wenngleich in ihm auch durchaus nicht das Schlagende liegt, wodurch sich die meisten indischen Bilder und Vergleiche auszeichnen. Hierzu kommt aber, daſs die Ganga, mit deren Schaumstreifen hier die Mondessichel auf Siva's Haupt verglichen wird, ihren eigentlichen Sitz auch auf dem Haupte Siva's hat, cf. Gangâtâram. M. Bh. vol. I. p. 557 flgd., und daſs Mond und Ganga oft in dieser Verbindung erwähnt werden, s. Meghad. v. 51. (edt. Gildem.) wo es heiſst: jalakangâ ,sambhoh ke,sagrahanam akarod indulagnahastâ, vihasya phenair gaurîvaktrabhrukutiracanâm, wo also die Ganga liebkosend mit ihrer Wellenhand den Mond auf Sivas Haupt erfaſst, und mit ihren schäumenden Wogen die eifersüchtige Gauri ausschilt.

*) Bei dem Wiedergeben des Bengalischen mit lateinischen Buchstaben, habe ich mich durchaus an den geschriebenen Buchstaben, nicht an die Aussprache gehalten, wodurch die Sprache dem Sanskrit viel ähnlicher und daher leichter verständlich bleibt, als wenn die oft entstellende und von den lehrten Bengalen selbst, in Hinblick auf das Sanskrit, fehlerhaft bezeichnete Aussprache wiedergegeben wäre. Die betreffenden Regeln finden sich theils in Haughtons Bengalgrammar, ausführlicher noch in der von Sriyut rajâ rammohan rây entworfenen und 1833 in Calcutta gedruckten bengalischen Grammatik, im ersten adhyây, 2ten, 3ten und 4ten prakaran, s. t. uccâran-,suddhi, lipi,suddhi etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

ítopadeça, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson.

(Fortsetzung.)

Es schien mir daher wahrscheinlich, wenngleich ht durchaus nothwendig, statt lekhaiva, etwa lekhàsu ıchreiben, worin ich noch mehr durch die Uebersetzung ı Wilkins bestärkt wurde, welcher ganz deutlich rsetzt: on whose head is planted a crescent among frothy streams of Jâhnavee, und zugleich in den nerkungen darauf hinweist, wie es in der ursprüngen Auffassung des Siva, als Berggottheit des Nors begründet ist, die Ganga über sein Haupt hinwegsen zu lassen, so wie dann auch die auf den Ber- schwebende Mondessichel als Diadem dieser Gott- aufgefafst werden kann. Indem ich in meiner ersetzung mich an den Schlegelschen Text hielt, te ich besonders der Autorität der codices, so wie ı auch die bengalische Uebersetzung derselben Lesfolgt: „jâhnabîr phen rekhâr nyây candrakalâ yâhâr take âche d. h. auf dessen Haupte ein Stück des des ist, ähnlich einem Schaumstreifen der Jâhnavi. lritten Verse ist vidyâm artham̃ ca cintayet ungedurch a wise man should contemplate knowledge wealth übersetzt, wie es auch Westergardt mit tare, meditari wiedergiebt. Wie jedoch im 29 v. ıson, cintâ richtig durch care, anxiety übersetzt, ıt auch hier cintayet mehr, an etwas denken, für s sorgen, was im Beng. richtig durch cintâkaribek edrückt ist.

Der fünfte Vers scheint mir von Johnson durchaus richtig aufgefafst, indem er den Vergleich, der n an sich nicht überall pafst, noch mehr verdirbt. ıeifst im Sanskrit: Sam̃gamayati vidyâ' eva, nîcaoi naram̃ sarit, Samudram iva durdharsham̃, nrî- bhâgyam atah param̃, wobei Schlegel sehr richtig bemerkt, dafs man besonders auf die Doppeldeutigkeit der Epitheta nîcagâ und durdharsham̃ Rücksicht nehmen mufs, indem nîcagâ nicht nur auf sarit, sondern zugleich auf vidyâ geht, und sowohl den unbedeutenden, niedrig fliefsenden Flufs, als die niedrige Wissenschaft, d. h. aber die Wissenschaft eines niedrig geborenen Mannes bedeutet, so wie durch durdharsha nicht nur das erst nach langem Laufe zu erreichende Meer, sondern auch der schwerzugängliche König bezeichnet wird. Johnson nimmt nun nîcagâ sarit als a descending river und durdharsha nrîpah als a monarch, who is difficult of approach, wodurch natürlich der Nerv des Vergleiches durchschnitten wird, indem ein herabströmender Flufs leicht und schnell zum Meere, die Wissenschaft aber erst nach langen Mühen zum Könige hinführt. Ausführlich erklärt die bengal. Uebersetzung den Vergleich: yadi nîcaloker bidyâ hay, tave sei manushyake dushprâpya râjâke pâoyân, yeman nîcagâ nadî manushyake dushprâpyasamudrake pâoyân . râjâr sam̃ge melanhetuk vidyâ ud krishtabhâgyake pâoyân, wörtlich: wenn einem niedrigen Menschen Wissenschaft ist, so läfst sie den Menschen den schwer zu erreichenden König erlangen, wie ein niedrigfliefsender Flufs den Menschen das schwer zu erreichende Meer erreichen läfst; durch Vereinigung mit dem Könige läfst die Wissenschaft grofses Glück erlangen.

Den sechsten Vers scheint Johnson mit Recht beibehalten zu haben, wenigstens dürften die Gründe, welche Schlegel von ethischem Standpuncte aus gegen denselben geltend macht, nicht genügend sein. Denn wenn er sagt, zu den Worten shanâd âpnoti dharmam̃, tatah sukham̃, quid enim, quaeso, pietati cum divitiis, und in dem Folgenden darauf aufmerksam macht, dafs nur habsüchtige, hierarchische Brahmanen den abergläubischen Pöbel glauben liefsen, dafs sie durch Geldspenden die ewige Seligkeit erlangen könnten, so ist

Digitized by Google

dies nicht ganz genau. Denn es zerfällt bekanntlich das ganze indische Volk, abgesehn von den Kasten, in zwei Klassen, in Wissende und Nichtwissende, in geistig Freie und geistig Unfreie. Wenn gleich aber nun die Erstern wohl einsahen, dafs man weder durch Gebet und Gottesdienst noch durch andere fromme Werke die Seligkeit, d. h. die Freiheit (moxa) im âtma (d. h. Selbstbewufstsein) erlangen könne, so lehrten doch diese, dafs diejenigen, die noch nicht zu dieser Stufe gekommen, die Pflichten und frommen Werke nach ihrem eigenen Standpuncte erfüllen müfsten, und ward diesen zwar auch eine relativ ewige Seligkeit verheifsen, die aber nicht moxa (Freiheit) sondern oukha (Freude, Genufs) war, wie dies in den Upanishâden so oft eingeschärft wird. Von diesem Gesichtspunct aus betrachtet, ist die Stufenreihe des Verses, wie man durch Wissenschaft, Bildung, durch Bildung Fähigkeit zu Aemtern, hierdurch Besitz, durch gute Anwendung des Besitzes Tugend, moralisches Verdienst, und als Lohn dafür Seligkeit erhält, ganz passend. Hierdurch wäre nun auch der Einwurf zurückgewiesen, dafs, wie Schlegel sagt, der Autor ja im prooemium aus seiner eigenen Person spreche, da selbst ein brahmavid, wie Mrityu, Aṅgiras und Andere diese Lehre vortragen. Es ist aber überhaupt eine sehr schwierige Sache im Hitopadeṣa von einem Autor zu sprechen, und da diese Auffassung auch auf die ganze sogenannte höhere Kritik des Textes von Einflufs ist, so mufs ich mich kurz hierüber aussprechen. Erstens ist der Hitopadeṣa ein Sammelwerk, der Stoff der Erzählungen und die eingeschalteten Sentenzen sind wohl fast sämmtlich aus andern Werken entlehnt, und es kann somit von einem Verfasser des Hitopadeṣa nicht die Rede sein. Zweitens können wir aber auch eben so wenig etwas über den Zusammensteller des Hitopadeṣa bestimmen. Denn wenn auch die beng. Uebersetzung angiebt, dafs er Bishṇuṣarmaṇâ saṅgrihîtah, also vom Vischnu harma zusammengestellt sei, so würde dies wohl schon dadurch zurückgewiesen werden können, dafs Vishṇuṣarmâ im Hitop. als ein nîtijñah dargestellt wird, dieser aber unmöglich von sich selbst sagen konnte, vrihaspatir iva sakalanîtiṣâstratlvajñah. Sei aber selbst Vishṇuṣarmâ der Zusammensteller, so ist es doch nicht möglich einen Text zu constituiren, der ihm, als erstem Zusammensteller zugeschrieben werden könnte, da, wie wir aus den mss. dieses und ähnlicher Werke sehen, es jedem freistand zu ändern, zuzufügen und wegzulassen. Hienach stehen dem Herausgeber eines solchen Werkes drei Wege offen. Entweder kann er dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen, als jeder indische Bearbeiter, und nach eigenem Gefühl aus den verschiedenen Quellen weglassen oder hinzufügen. Oder er kann vorzüglich eine möglichst grofse Vollständigkeit im Auge haben und daher alles vereinbare Material zusammenstellen. Oder drittens, er kann *eine* Handschrift als zu edirende Recension zu Grunde legen und nur in den nothwendigsten Fällen von derselben abweichen. Die erste Richtung möchte ich die *ästhetische*, die zweite die *antiquarische*, die dritte die *diplomatische* nennen. Die Schwierigkeiten der ersten konnten nur durch die vereinten Kräfte eines Schlegel und Lassen glücklich überwunden werden; die Mängel der zweiten sehen wir in den englischen Ausgaben, und es scheint daher der dritte Weg der sicherste bei der Herausgabe von Werken dieser Art zu sein.

Im siebenten Verse (bei Schleg. d. 6.) schreibt Schlegel vidyâ ṣastraṁ ca ṣâstraṁ ca, nach Autorität des Petersb. Codex, vidyâ ṣâstrasya ṣâstram dve vidge prattipattaye, indem er sagt, die Apposition sei zu hart, wenn man sage „Wissenschaft (die Wissenschaft und das Lehrbuch), beide Wissenschaften sind zu erwerben." Ebenso hart scheint es jedoch, mit Weglassung der Copula zu sagen, „Kenntnifs der Wissenschaft des Lehrbuchs, beide sind zu erwerben." Ich glaube daher, dafs beide Lesarten aus einem Streben nach Gleichmäfsigkeit der Construction entstanden sind und übersetzte vidyâ ṣastrasya ṣâstraṁca, indem ṣâstraṁ an sich schon, nicht nur das Lehrbuch, sondern auch den Complex der Wissenschaften bedeutet, z. B. gleich im 7. V. des Hitop. Dann ist dies gewifs unrichtig, da auf diese Weise der Gegensatz zwischen ṣastra und ṣâstra verloren ging, indem die ṣastravidya ja auch im ṣâstra enthalten wäre. Ich halte daher die Lesart vidyâ ṣastraṁ ṣâstraṁ ca für die richtige, indem ich es, wie die beng. Uebers. Mrityuñjay, erkläre: ye ṣastrabidyâ ṣâstrabidyâ, ei dui bidyâ (singular, wie im Pers.) prattir nimitte han, wozu Nyâyâlaṅkâra bemerkt, wie kahitschen, er hebt den Unterschied hervor. Will man mit Johnson zwei Sätze daraus machen, knowledge is skill in arms and books. Those two kinds of

Digitized by Google

lge are for the purpose of acquiring reputation (?), müfste man im Sanskrit so gut wie im Englischen zweiten Satze ein demonstrat. Pronomen haben. e Härte der Apposition läfst sich übrigens auch dar- rch entschuldigen, dafs dieser Vers wahrscheinlich t Hinblick auf die bekannte Upanishadstelle Mund. gemacht ist, wo es heifst: dve vidge veditavya iti una yad brahmavido vadanti, parâ ca 'aparâ ca; l wo dann auch in derselben Apposition fortgefah- wird, tatra 'aparâ, rigvedo yajur vedah sâmavedo arvavedah etc. atha parâ, yayâ tad axaram adhi- nyate.

Im achten Verse nimmt Johnson san'skâro nave jane lagnah für the pattern impressed ona new earthen sel, was wohl richtig ist, und auch von der beng. ersetzung in den Worten, nûtan pâtre samlagna cihna unterstützt wird. Dennoch scheint es mir ser san'skarah als Duft, Arom, zu nehmen, und zu rsetzen, da der Duft, der einem neuen Gefäfs mit- eilt ist, sich nie wieder ändert, so wird die Le- sweisheit im Gewande von Erzählungen den Kin- in der Jugend vorgetragen. Es soll durch die- Bild ja eben das unbemerkte Beibringen bezeich- werden, und es scheint mir daher die Wahrheit Bildes verloren zu gehn, wenn man sagt, „wie Zeichen, eine Figur, die einem weichen Gefäfs ein- efst wird, nie verschwindet, da dieses zu hand- lich wäre." Ganz ähnliche Bilder finden wir auch t, z. B. Quintil. I, 1, 5. et natura tenacissimi su- eorum, quae rudibus annis percepimus ut sapor, nova induas, durat, nec lanarum colores, quibus lex ille candor mutatus est, elui possunt. Eben agt Hor. ep. I, 2, 68. quo semel est imbuta re- servabit odorem testa diu und ganz ähnlich Sadi ulistan, in der Vorrede, wo es heifst, dafs ein Thon, dadurch dafs es bei einer Rose lag, den derselben einzog.

Pag. 2. l. 27. schreibt Johnson nach Schlegels , putrânâm çâstrânanushthânena 'udvignamanâh, ibersetzt es distressed in mind by the disregard rning of hissons. Was zuerst die Bedeutung von ânushthâna betrifft, so fehlt anushthana in Wil- dictionary, und wir finden, wie Schlegel angiebt, laughton die Bedeutungen, the following, atten- to searching. Es heifst nun dies Wort aller- das Folgen, aber besonders das Befolgen einer Vorschrift u. s. w. das Ausführen derselben. 2. B. Hit. ed. Calic. p. 360, 8. tad anushthitam eva pha- lapradam. tathâ ca 'uklam„ kim mantrena 'ananushthâ- nâc çâstravitpṛithivipatch. Hier wird der Rath und die Befolgung desselben sich entgegengesetzt, und es heifst, „nur wenn es befolgt wird, bringt dies Nutzen"; denn, was nützt ein Rath einem schriftkundigen Kö- nig, wenn er nicht befolgt wird? Aehnlich steht in d. Sânkhya kârikâbhâshya. no. 67. vihitânushthânâkâra- nam in Bezug auf dharmâdînâm akâranapraptah, d. h. das Nichtbefolgen, das Nichtthun des Befohlenen und Gesetzlichen. Denselben Gegensatz von jnânam und anushthâ nam finden wir auch Hit. (ed. Calic. p. 86. l. g.), wo Laghupatanaka den Hiranyaka auffor- dert, mit zum Mantbara zu kommen, da dieser dhar- mika sei, d. h. nicht nur Kenntnifs besitze, sondern wirklich auch nach dem Gesetze lebe, und daher, wie es darauf heifst, ihnen von seiner besten Nahrung mit- theilen werde. Hierbei führt er den Vers an, den ich in meiner Uebersetzung mifsverstanden habe:

paropadeçe pândityam sarveshâm sukaram nri- nâm dharme svîyam anushthânam kasyacit tu mahât- manah |

Ich gebe hierzu nicht die Uebersetzung des Mri- tyunjay, sondern die etwas ausführlichere beng. Er- läuterung, welche Çrigaur môhan bidyâlânkâr in sei- nem kavitâmritakûpah giebt, einer Sammlung von 107 Sanskritversen mit beng. Comm. — Er sagt: sakaleri paropadeçe arthâd parake bujhâite, panditya âche. kintu sei sadupadeçanusâre âpani kârya kare, ematmahât- malokatyalpa. | châr tâdparya ei, ye aneklok anyake dharmakathâ kahe, kintu âpani se anushthân kare nâ ||. Alle haben Weisheit, um Andere zu belehren; edle Leute aber, welche, indem sie die gute Lehre befolg- ten, selbst ihre Pflicht thun, giebt es sehr wenige. Der Sinn ist: viele Leute sagen Andern, was recht ist, aber sie befolgen es selbst nicht.

So kommt es denn, dafs anushthâna endlich nur das Handeln überhaupt bedeutet, z. B. Hit. (ed. Cal. p. 336. l. 5.) tatas tad anushthânam balâbalam ca jânimah, wir werden darauf sein Thun und Treiben und seine Stärke und Schwäche kennen lernen.

Hieraus scheint nun hervorzugehn, dafs anushthâna in Verbindung mit çâstra, wohl nichts anderes als die Befolgung der Schrift, der Gesetzbücher u. s. w. be- deuten kann, während die Lesart cod. P. jnânopâdâ-

Digitized by Google

nena mehr auf das theoretische, auf das Aneignen der Wissenschaft gehn würde, da upâdânam nicht sowohl suppeditatio, als acquisitio zu bedeuten scheint, was besonders aus dem oft wiederkehrenden Gegensatz von heyopadeyam̃ hervorgeht, sowie auch upâdânam selbst in dieser Bedeutung vorkommt, z. B. in dem 20. Sûtra der vierten Adhyâya der Sâṅkhya sûtrâne „ viraktasya heyahânam upâdeyopâdânam̃, han'saxîravat.

Was nun die betreffende Stelle des Hitopadeça anlangt, so wäre es allerdings genauer, die Negation anânushthânena hinzuzufügen, wo es dann hiefse, besorgt durch das Nichtbefolgen des çâstra bei seinen Söhnen. Man würde es jedoch in jeder andern Sprache in diesem Zusammenhange richtig verstehn, wenn es hiefse, traurig über die Erfüllung des Gesetzes, bei seinen Söhnen, die allerdings, wie aus dem anadhigalaçâstrânâm̃, nityam unmârgagâminâm̃ hervorgeht, so gut als keine, oder wenigstens nur eine sehr schlechte Befolgung sein könnte; weshalb wir übersetzen müfsten, traurig *darüber*, *wie* seine Söhne das Gesetz befolgten, nicht, *darüber*, *dafs* sie es befolgten. Es scheint mir daher die Lesart des codd. nicht ganz zu verwerfen, ich sage *der* codd., da der cod. Par. durch die Lesart jñânopâdânena eine ähnliche Auffassung mit Weglassung der Negation fordert. Der bengalische Uebersetzer mufs wohl eine leichtere Lesart vor Augen gehabt haben, so dafs er statt çâstrânushthâna eher eine Causativform wie anushthâpana oder ein anderes Wort von dieser Bedeutung übersetzte „âpanputrerdiger çâstrabi jñâpanârthe udvignacitta haiyâ, cintâ karilen."

Den Vers, welchen Schlegel nach dem 13. V. ausgelassen hat, nimmt auch Johnson nicht auf, während er sonst die meisten dieser Verse wieder in den Text aufnimmt und daher im ersten Buch statt 207, wie bei Schlegel, 229 V. hat. Uebrigens ist na'eva'athigamanam̃ nicht, wie Schlegel übersetzt, quando mulier omnino non concipit, sondern, wie dies auch V. 146 (ed. Bonn. v. 129) hervorgeht, wo es heifst varam̃ klaivyam pun'sâm̃, naca parakalatrâthiyamanam̃, coire cum femina, bengal. strîathigaman karâ.

Der 15. Vers (Schl. 14.), dessen Bedeutung im Allgemeinen wohl klar ist, dafs nämlich die Mutter eines schlechten Sohnes den Namen Mutter nicht verdiene, bietet im Einzelnen manche Schwierigkeiten dar. Johnson behält die Lesart der Lond. Ausg. und des cod. P. bei, trennt aber sa von sambhramât und scheint dies sa als pron. demonst. auf gasya zu beziehn, was an sich schon eine unmögliche Construction wäre; noch unverständlicher aber ist seine Uebersetzung in beginning to enumerate a company of persons of merit, of the chalk does not fall from him (in the person who makes out the list to omit the name) of a man (wo steht dies?), then, if the mother (who bore him) is made the mother of a man, him, say, what woman is barren? Zwar wage ich nichts Bestimmtes über die Interpretation des Verses zu sagen, und habe früher susambhramâd yasya mit „aus Verwundrung über welchen" übersetzt, obgleich mir susambhramah in dieser Bedeutung anstöfsig war. Die beng. Uebersetzung sagt jedoch: gunisamâjganaṇârambhe sambhramete khadi yâhâr nâme nâ pade se putrete mâtà yadi putrabati hay, tabe, bala, bandhyâ keman hay? Wenn eine Mutter durch einen Sohn zur Mutter ward, auf dessen Namen nicht die Kreide schnell herniederfällt, wenn man beginnt, die Schar der Edlen zu zählen, sagt, welche ist dann unfruchtbar? Dies giebt auf jeden Fall einen guten Sinn, pafst aber nicht zu unsern Lesarten. Da aber sambhramah sowohl in cod P. als Pp. an unrechter Stelle im Text steht, so ist es vielleicht möglich, dafs der beng. Uebersetzer etwa folgende Lesart vor Augen hatte: gunigaṇagaṇanârambhe pâtali na yaunâmni sambhramah khadi etc.

Im 23. Verse scheint Johnson das Wortspiel dhanurviçuddhah und nirgunah, worauf theils Wilkins theils Schlegel aufmerksam gemacht haben, nicht zuerkennen, wenigstens deutet er es nicht in der Uebersetzung an, noch macht er im Glossar darauf aufmerksam, wie denn überhaupt in diesem vocabular vieles Unnöthige steht und vieles Nöthige weggelassen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

itopade,sa, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson.

(Schluſs.)

Da der Vers in der Serump. Ausgabe fehlt, so ht er auch nicht im Bengalischen. Ganz ähnlich jedoch das Wortspiel zwischen einem Pfeil und em Menschen, welches in den früher erwähnten vitâmrita kûpa steht:

Sugrihîtamalinapaxmâlaghavah, parabhedinas, tix- ı. Purushâ api vi sikhâ api gunacyutâh kasya na bha- 'a? hier wird auch gunacyutah, theils durch jyâ- ashtah, theils durch nirgunah erklärt.

Im 41. Verse heiſst es, daſs Glas durch das Zu- mmensein mit Gold den Glanz des Smaragd an- me; eine Aufstellung, die allen Regeln der Natur ider ist, und deſsbalb mannigfach Anstoſs erregte.

Wilkins ohne alle weitere Bemerkung übersetzt ı piece of glass from the vicinity of gold acqui- the colour of a topaz, so vermuthe ich, daſs in Bedeutung des Wortes marakata etwa ein Irrthum e, und obgleich das Wort historisch mit smaragd vandt ist, doch die Bedeutung schwankend gewor- wäre, wie denn auch in andern Sprachen die Be- ungen der Worte, die Farbe bedeuten, oft merk- Schattirungen erfahren, wie z. B. gomedakah, eigentlich im Sanskrit Topas bedeutet, nach Wil- „a gem or precious stone described as of four , white, paleyellow, red and darkblue (perhaps ties of agate)" ist. Dennoch scheint mir diese nuthung in diesem Falle durchaus unpassend, da kuta im Sanskrit selbst deutlich als harin mayih irt, und theils mit frischem Rohr, Meghad. 77 n., theils mit Gras verglichen wird, z. B. in n eingeschobenen Vers des Meghadûta, den Malli- nâtha anführt, wo es heiſst: sashpa syâmân marakata mayin unmayûkhaprarohân. Eben so hat im Pers. زمرد, durchaus die Bedeutung eines grünen Edelsteins, z. B. Gul. praef., wo es in der Beschreibung des Frühlings heiſst, daſs der Zephir, wie ein Kümmerer, die smaragdgrünen Kissen über die Erde breite. — Es blieb also nur der andere Ausweg übrig, daſs man dem Glas eine bestimmte Farbe, und zwar eine blaue beilegte, wo dann durch einen goldenen Hintergrund eher eine grüne Farbe herausgebracht werden konnte. Da jedoch in kâcah durchaus keine Andeutung davon zu finden ist, so schien mir diese Vermuthung Schlegels doch zu gezwungen und ich glaube allerdings, daſs noch eine dritte Auffassung möglich ist, indem wir zwischen Glas und Smaragd nicht sowohl den Unterschied der Farbe hervorheben, sondern den des Werthes, so daſs es hieſse: Wie Glas, wenn es in Gold gefaſst wird, eben so glänzt, als ob es ein kostbarer Edelstein wäre, d. h. wegen der werthvollen Einfassung für einen werthvollen Topas gehalten wird, so erhält auch der Thor, wenn er mit Guten zusammen ist, einen gewissen Anstrich von Bildung; denn dies scheint doch pravînatâ zu bedeuten, da Wilson pravînah als skillful, dever, conversant erklärt. Dieselbe Auffassung liegt wohl auch in der beng. Uebersetzung kân cansamsargete kâc yeman marakatmanir dyutike dhâras kare, wie Glas, wenn es mit Gold zusammen ist, den Glanz eines Marakataedelsteins trägt, wo marakatah also ausdrücklich durch marakat mani wiedergegeben wird.

Die Worte zu Ende der Einleitung „prastâvakramena sa pandito bravit" übersetzt Johnson richtig mit by way of introduction, wie sie schon Lassen mit praeludii causa erklärt hatte, wovon ich ohne Grund in meiner Uebersetzung abwich. Wenn jedoch die Be-

Digitized by Google

deutungen von prastu und prastâva auch von Johnson ungenau durch „praise, propound, declare" und an occasional or introductory eulogium wiedergegeben werden, so ist zu bemerken, dafs prastu allerdings einestheils loben, vorrühmen bedeutet, was Westergardt nicht erwähnt, indem er zwei Stellen, die offenbar diese bestimmte Bedeutung haben, nur durch loqui, narrare erklärt, nämlich Hit. 19, 2. yushmân dharmajñânaratân viçvâsabhûmaya iti sarve mamâgre prastavanti, was d. beng. Uebers. richtig mit praçaṁsa kare erklärt; und ebenso Hit. 100, 16. sarvavrittântam prastutya, beng. prastâv kariyâ, nachdem er die That des Viravara rühmend vorgetragen hatte. Hiervon abgeleitet würde dann prastâva, eulogium etc. bedeuten. Richtig nimmt Westerg. wohl Hit. 87, 21 und 101, 16 prastûtam einfach als dictum (wie das lat. laudare als nominare, appellare), obgleich es auch zu der zweiten Bedeutung von prastu gezogen werden könnte, in der es heifst, etwas vorher sagen, d. h. indem man etwas in Betreff einer Sache vorhersagt, sie andeuten, einleiten, anfangen. In diesem Sinne steht auch prastâvakramena hier, indem es heifst, dafs Vishnuçarmâ dem Prinzen einen Vers vorträgt, worin es heifst, dafs kâvyaçâstra vinodena kâlo gacchati dhîmatâṁ, um dadurch einen Anknüpfungspunkt, eine Einleitung oder Gelegenheit zu finden, seinen Unterricht zu beginnen, indem er fortfährt: tad bharatâṁ vinodâya kathâṁ kathayâmi. Ebenso beziehen sich die Worte samprati mitralâbhahprastûyate, zu Anfang des ersten Buches auf das andeutende Anfangsmotto: asâdhanâ vittahînâ budhimantaḥ suhrittamâḥ Sâdhayanty'açu kâryâni kâkakûrma mrigâkhavaḥ |. prasta'va in der Bedeutung Gelegenheit steht dann noch Hit. II., 47. prastâvasâdrîçaṁ vâkyaṁ, d. h. prastâber upayukta bâkya, oder yadi lok aprastâbe kathâ kahilenâ, und unmittelbar vorher bhayaprastâve = bhayprasangete —

Das Distichon, welches Schlegel nach v. 17 wegliefs, da es nur in den beiden Textausgaben, nicht aber in den Uebersetzungen von Wilkins und Jones stand, und wohl auch in den codd. fehlte, hat Johnson wieder aufgenommen und nicht mit Unrecht. Denn obgleich in den Anmerkungen dagegen bemerkt wird, dafs in den vorhergehenden Versen nur von dem angeborenen Charakter die Rede sei, der sich durch keine andern Vorzüge ganz vernichten lasse, und der Wandrer sich hiermit tadele, weil er einem Tiger vertraut habe, ohne dessen angeborenen Trieb zu berücksichtigen, so ist es doch ganz passend, dafs der Wandrer im letzten Augenblicke, als ihn der Tiger packt, sich zu trösten sucht, indem er sagt: Aber dem Schicksal entgeht ja doch Niemand, und sei er auch der Tugendhafteste; das heifst so viel, es ist nicht meine Schuld, dafs ich sterbe, sondern die des Schicksals; eine Wendung, die man bei indischen Schriftstellern oft findet, z. B. im Hit. p. 16. l. 14. fg., wo ebenfalls doshah und viddih entgegengesetzt werden. Uebrigens ist in der Calcuttaer Ausgabe auch eine englische Uebersetzung, wie es scheint vom bengal. Uebersetzer selbst beigefügt: the moon, that runs across the sky, destroys sins, possesses a thousand rays, and gors between the light of the sun and the earth, and is accidentally seized by Rahoo, there fore no one is able to deny that it is written by God in fate. Zur Correctur der mannigfachen Fehler in dieser englischen Uebersetzung diene die bengal. selbst: âkâçbihârî, pâpnâçkârî, sahasrarajmidhârâ, jyotirmaya hyacârî candra o daivyogete râhukarttrik grasta hay ata eva kapâle ye likhit âche, tâhâ khandi te ke sakti hay? Der Mond selbst, der im Himmelsraume wandelt, das Finstere vernichtet, tausend Strahlen trägt, und zwischen den Gestirnen geht, wird durch das Schicksal vom Râhu verschlungen; wer ist also vermögend, das, was ihm auf den Schädel verzeichnet, zu brechen? Unrichtig scheint hierin nur die Uebersetzung des ata mit ata eva, während es vielmehr heifst: Wer kann auch das, was ihm auf die Stirn gezeichnet ist, umgehn. Dafs kapâle (am Schädel) für lalâte (an der Stirn) steht, ist von keinem wesentlichen Unterschied, da die Indier am ganzen Körper, ja sogar im Kopf des Körpers gewisse Zeichen kannten, durch welche das Schicksal eines Wesens unabänderlich vorbestimmt und vorhergesagt war. Bemerkenswerth ist der Vers noch wegen procchîtuṁ, da Westergaard unter uch angiebt, dafs es nach Purushakara nur ... vi vorkäme.

Der 20. Vers bei Schlegel, bei Johnson v. ... scheint fast allgemein mifsverstanden zu sein. Der Text lautet in der edit. Seramp.: Vriddhasya vacanaṁ grahyam apatkâle hy'upasthite Sarvatra ... vicârena, bhojane'py apravarttanaṁ | Schlegel ...

Digitized by Google

iddhânâm̃, wie es scheint nach cod. P. und Pp. und
att evam̃, eshâm̃, wohl nach derselben Autorität.
odann hat cod. P. zu Ende bhojane na ca maithune,
d die ed. Calic. bhojane 'py apravarttate. Die Ue-
rsetzung von Wilkins kann nicht in Betracht kom-
en, da er wohl einem anderen Text folgte, wenn er
ersetzt: In times of necessity the words of the wise
e worthy to be observed; by whose determination
may freely engage in all things, even in eating.
r commentarius criticus zur Bonner Ausgabe spricht
h nicht deutlich aus; da er jedoch zu der Lesart
cod. P. bemerkt, dafs, wenn apravarttanam̃ weg-
le, man den Instrumentalis vicâre*na* von einem hinzu
denkenden kâryam abhängen lassen müsse, so dafs
hiefse: in esu et venere haud opus deliberatione,
lem in omnibus rebus instituunt isti (senes), so
t er in der vulgata gewifs vicâre*na* von apravart-
am̃ abhängen. Hiernach übersetzte ich selbst frei
ungenau: Beim Genufs ist ihre Ueberlegung stets
ütz; wie es denn auch Johnson aufgefafst zu ha-
scheint, indem er apravarttanam̃ mit: no need of
nission or direction; non observance or disregard
direction or advice wiedergiebt und evam̃ vicâre*na*
n mit Lassen für hunc in modum deliberando neh-
müfste. Fragen wir nun aber nach der Bedeu-
von apravarttanam̃ und wenden wir uns, beim
gel anderer Stellen zur Etymologie, so heifst pra-
entstehn, werden, sein, und bei Westergardt un-
No. 5 *anfangen*, apravarttanam also das Nicht-
ngen. Dann aber handelt es sich noch um die
utung der Partikeln evam̃ (statt eshâm) und apy,
leren Erläuterung die beng. Uebersetzung diene:
'kâl upa sthit haile, bṛiddhaloker bâkya grâhya
âr anyatra o bicârkrame grâhya hay; kintu bhojan
ye grâhya nay, d. h. Wenn die Zeit des Unglücks ge-
ist, so ist die Rede der Alten anzunehmen; sodann
auch sonst anzunehmen der Berathung wegen; bei
Genufssache ist sie nicht anzunehmen. Hieraus
hervor, dafs er erstens anyatra evam̃ für sarva-
am̃ las, dafs er sodann evam̃ auf grâhya be-
im letzten Satze aber wohl nicht bhojane 'py apra-
anam̃, sondern mit einer ähnlichen Aushülfe als
P. etwa bhojanavishaye tu na oder etwas Aehn-
liest. Was nun aber die Ergänzung von grâ-
durch evam̃ betrifft, so ist sie gewifs die richtige, nur mufs man grâhyam̃ im ersten Satze als anushṭheyam̃ nehmen (sie ist anzunehmen, d. h. zu befolgen), Westerg. 5. und 10., während es im zweiten bedeutet, sie ist aufzunehmen als Rath, in welcher Bedeutung der Instrumental oft gebräuchlich ist, jedoch nur bei abstractis. Nehmen wir nun die letzten Worte bhojane 'py apravarttanam̃, so liegt in dem api eine Steigerung, die jedoch mehr zu apravarttanam̃ als zu bhojane gehört, indem es heifst, beim Genufs sei auch nicht einmal das Anfangen, nämlich der Rede der Alten gestattet. So gewinnen wir eine indische Sentenz: Die Rede der Alten ist fürwahr anzunehmen, wenn die Zeit des Unglücks genaht ist; so ist sie auch (aufzunehmen) überall als Berathschlagung; beim Genusse sei ihr selbst der Anfang verwehrt!

Aufserdem ist noch wegen des hi im ersten Verse zu bemerken, dafs es wohl ungerecht ist, wenn man, wie im comment. crit., dasselbe für blofses Füllwort zur Vermeidung des hiatus hält, da hi, als Affirmatpartikel, so oft im ersten Theile eines Satzes vorkommt; wo es dann mit *ja*, *fürwahr*, zu übersetzen ist, und der Folgesatz zuweilen nachgesetzt wird. Johnson bietet nur because, for, den Anfang der Erklärungen bei Wilson, der überhaupt, meist wörtlich, sein Gewährsmann ist. Man vergleiche die Worte nach v. 54. (Johnson 66.) mârjârâhi man'sarucayah, paxi ṣâvakâ ṣca'atra nivasanti, tena'aham evam bravîmi. Andere Beispiele sind äufserst zahlreich, z. B. Hit. 1, 93. 2, 31. 3, 58. von Commentatoren wird es meist mit eva erklärt.

Vers 70. (Schlegel 61.) hat Johnson die alte Lesart wieder aufgenommen, ṣakyate na'anumânena paro 'pi parivar*n*itum̃, während Lassen, nach Wilkins' Andeutung, durch eine glückliche Trennung und nach dem cod. Pp. die durchaus passende Lesart gefunden hatte ṣakyastena'anumânena paro 'pi pariraxitum̃. Wie Johnson den Vers verstanden, läfst sich bei der Art seines Glossars nicht bestimmen; merkwürdig ist jedoch, dafs auch der bengalische Uebersetzer einer ähnlichen Lesart folgt, indem er übersetzt: marîte haila ei ye duhkha loker hay, se duhkha para anumândvârâ kahite pâre nâ |, d. h. den Schmerz, welchen ein Mensch fühlt, wenn er sterben soll, ihn kann ein Anderer nicht nach seiner Analogie beschreiben.

Digitized by Google

Für dravasvachântarâtmanah, was Jones richtig übersetzt: dessen Geist rein wie Wasser ist, obgleich es auch bedeuten kann: dessen Geist weich und rein ist (bengalisch komalnirmala), setzt Johnson das offenbar substituirte bhavetsvachântarâtmanah, wofür in der früher erwähnten Sammlung kavitâmritakûpah, aus demselben Grunde bhavet suddhântarâtmanah steht. Ebendaselbst steht in der Erklärung statt bâni, prîtih, was allerdings nicht unpassend zu sein scheint.

Vers 122. folgt Johnson der Conjectur von Schlegel, v. 107., welcher statt patyur vârddhakam îrshitam pravasanam̃, worauf beide codd. hinweisen, patyur vârddhakam îrshitaprasavanam̃ liest. Schlegel stützt sich hierbei besonders auf das grofse Verlangen nach Kindern, was wir in Indien finden, weshalb er meint, dafs Frauen alter Männer aus Sehnsucht nach Nachkommen leicht einen Fehltritt gethan hätten. Aber erstens trägt dazu nicht sowohl das îrshitam prasavanam anderer Frauen bei, als der eigene, wohl begründete Wunsch nach Kindern, da es bekanntlich Volksglaube der Indier war, dafs die Todtenopfer des Sohnes dem Vater nach dem Tode Heil verschafften. Zweitens ist, eben aus diesem Grunde, das Verlangen nach Söhnen nicht sowohl bei den Frauen als bei den Männern, wie dies so viele Legenden nachweisen. Drittens aber, wenn dies auch nicht der Fall wäre, so giebt doch die Lesart der codd. ebenfalls einen passenden Sinn, so wie denn auch die bengalische Uebersetzung, patir bârddhah'ya, âr patir îrshyâ âr patir pravâs bietet. Dafs aber Alter, Eifersucht und Abwesenheit des Mannes auch in Indien gefährlich waren, davon giebt ja auch manche Erzählung hinlängliches Zeugnifs. Dafs übrigens pitrimandire nivasatih nicht nur de innuptis, wie Schlegel meint, sondern auch de nuptis, besonders de viduis gesagt wird, geht aus Soma D. 10, 29 hervor, wo es heifst: svatantrâyâh striyah pitrigrihasthitir patir sâ'igam̃ | Vers 207. folgt Johnson der Schlegelschen Lesart (v. 187), der für svabhûmih svâpadânâm̃, svabhûmi sca padâtînâm̃ liest. Die bengalische Uebersetzung scheint mir angemessener die erste Lesart beizubehalten, indem sie sagt: byâghrâdir dhathân vadabal.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, bei der Behandlung dieses Gegenstandes noch mehr in das Einzelne einzugehen, da wir überhaupt meist solche Stellen gewählt haben, wo zugleich die Vergleichung der bengalischen Uebersetzung von Interesse zu sein scheint. Die Johnsonsche Ausgabe zeichnet sich allerdings vor den früheren englischen Bearbeitungen durch Correctheit des Textes aus, was sie jedoch nur den kritischen Vorarbeiten eines Schlegel und Lassen zu verdanken hat, die wenigen Abweichungen von denselben erstreckten sich meist auf die Wiederaufnahme der von Schlegel gestrichenen Verse und waren auch sonst meist ohne Prinzip und Begründung durch eine gewisse kritische Willkür bestimmt. Das beigefügte Glossar, in welchem man alle Casus, Verbalformen und Composita kurz erklärt findet, mag vielleicht beim ersten Selbstunterricht eine grofse Erleichterung gewähren, es hätte jedoch mit Weglassung vieles unnöthig Wiederkehrenden, ein weit grösserer Nutzen durch etymologische Entwickelung und genauere Bestimmung der Bedeutungen erreicht werden können.

Dr. Max Müller.

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LXII.

rsuche über Magnetketten und über die Eigenschaften der Glieder derselben, besonders über jene, welche ihnen angewöhnt, oder auf sonstige Weise willkührlich ertheilt werden können, von Dr. J. F. C. Hessel, Prof. der Mineralogie und Technologie zu Marburg u. s. w. Ein auch für den Laien interessanter Beitrag zur Lehre von der magnetischen Anziehung und Tragkraft. Marburg 1844. *Bayrhoffersche Universitäts-Buchhandlung; r.* 8. *XVIII.* 301.

Während in allen guten Leitern die Vertheilung Elektricität, von der ihre Anziehung und Abstoßung abhängt, einem einfachen Gesetze folgt, wo-ch sie vollständig bestimmt wird, findet dieses mit Vertheilung des Magnetismus im Stahl und Eisen t statt. Die Vertheilung der Elektricität ist in n guten Leitern von der materiellen Beschaffen-des Leiters unabhängig, während die Vertheilung Magnetismus nach Beschaffenheit des Stahls und ns sehr verschieden ist. Wenn aber die Vertheidurch allgemeine Gesetze nicht vollständig bemt werden kann, so lassen sich auch die Wirkunaus allgemeinen Gesetzen nicht vollständig ableisondern nur für einzelne *gegebene* Magnete, deren *netische Elemente*, die zur näheren Bestimmung Vertheilung dienen, zu diesem Zwecke erforscht en müssen. Die *Zahl* dieser Elemente ist, besonFälle ausgenommen, unbegrenzt, lassen sich aber lassen bringen, wovon die Kenntnifs der ersten, he 3 Elemente, zur Bestimmung der *magnetischen* und des *magnetischen Moments*, umfafst, zur Benung aller Wirkungen in grofse Fernen genügt, end von den folgenden Klassen desto mehr bekannt sein müssen, je geringer die Entfernungen sind, in denen die Wirkungen bestimmt werden sollen. Gaufs hat z. B. in seiner schönen Theorie des Erdmagnetismus nachgewiesen, dafs zur Bestimmung der Wirkungen des Erdmagnetismus an der Erdoberfläche wenigstens die 4 ersten Klassen, welche 24 Elemente umfassen, bekannt sein müssen, und alle bis dahin angestellten Beobachtungen haben nur eben genügt, den Werth dieser 24 Elemente näherungsweise zu bestimmen, ungeachtet die fast kugelförmige Gestalt der Erde für diesen Zweck besonders günstig war; es wird aber Niemand daran denken, eine solche Arbeit für einen anderen Magnet, als den Erdmagnet, auszuführen.

Hieraus ergiebt sich, dafs man in der gründlichen Erklärung der magnetischen Erscheinungen, welche auf dem Gesetz der Vertheilung oder auf der Kenntnifs der *magnetischen Elemente* wesentlich beruht, sich auf diejenigen Erscheinungen beschränken mufs, welche als Wirkungen der Magnete in die Ferne betrachtet werden können, und dafs man Verzicht leisten mufs auf eine vollständige und genaue Erklärung aller Erscheinungen *in der Berührung* und *in der nächsten Umgebung* der Magnete.

Will man sich aber auch von dieser letzteren Klasse von Erscheinungen eine nähere Kenntnifs verschaffen, so bleibt nur übrig, dies, so weit es nöthig oder nützlich ist, auf dem Wege der unmittelbaren Beobachtung zu thun. Es gehören hierher besonders die Erscheinungen der Anziehungskraft der Magnete in der Berührung mit Eisen, oder die Erscheinungen ihrer *Tragkraft*.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat nun grofsen Fleifs auf eine solche rein experimentelle Erforschung der magnetischen Erscheinungen in der Berührung und in der nächsten Umgebung seiner Magnete verwendet, und wenn dadurch auch keine neue

Digitized by Google

Unterlage für die Wissenschaft gewonnen wird, so bietet sie doch eine Bereicherung unserer Kenntnifs dar, welche ohne solche experimentelle Forschungen fast blofs auf denjenigen Kreis der Erscheinungen beschränkt bleiben würde, der einer genaueren Erklärung mit Hülfe der allgemeinen Gesetze, ohne Aufwand zu grofser Mühe, fähig ist.

Die Aufmerksamkeit des Verf.'s ist besonders durch diejenigen Erscheinungen gefesselt worden, die, wie er sich ausdrückt, „den Erwartungen jedes Unbefangenen" zuwider laufen, und in der That sind unter diesem Gesichtspuncte Erscheinungen aufgeführt, welche Aufmerksamkeit verdienen, und selbst praktisches Interesse gewinnen, weil ihre nähere Kenntnifs in den Stand setzt, verschiedene Eisensorten und mancherlei Modificationen, welche im Eisen durch seine Bearbeitung hervorgebracht werden, zu unterscheiden, die sich der Beobachtung auf anderen Wegen entziehen.

Indefs kann doch Ref. mit den „Erwartungen" nicht ganz übereinstimmen, welche der Verf. jedem „Unbefangenen" in dieser Schrift unterlegt; es müfste denn der Hr. Verf. diejenigen ausschliefsen wollen, welche mit den wohl begründeten Grundgesetzen des Magnetismus näher vertraut sind, was gewifs nicht die Meinung ist; sonst würde seine Behauptung, bei der so oft wiederkehrenden *Täuschung* jener Erwartungen, auf das Unzureichende jener Grundgesetze und auf die Entdeckung neuer besser begründeter oder ergänzender Grundgesetze hindeuten, zu welcher diese Erscheinungen den Weg bahnten. So weit aber Ref. die Verhältnisse zu übersehen vermag, steht keine von den beschriebenen Erscheinungen mit den bekannten Grundgesetzen in Widerspruch, wenigstens, wenn man sich nicht buchstäblich an die Worte des Verf.'s sondern an den Inhalt seiner Beschreibung hält.

Der Verf. stellt z. B. mehrere eiserne Nägel mit ihrem Kopfe auf die horizontale Oberfläche eines Magnetstabs nahe an dessen Ende, und nähert darauf das Ende eines kleineren Magnetstabs oder die Spitze eines gröfseren eisernen Nagels der Spitze eines der aufgestellten kleineren Nägel, und beobachtet, dafs er damit den letzteren von dem grofsen Magnet losreifsen kann, und sogar, wenn er darauf den Kopf des losgerissenen Nagels der Spitze eines zweiten der aufgestellten kleineren Nägel nähert, auch diesen damit losreifsen kann u. s. w. Den kleineren Magnet oder den gröfseren Nagel bezeichnet er nun als einen „schwachen Magnet" und sagt demnach, dafs hier „der schwache Magnet den starken besiege", wovon er meint, dafs es im Widerspruch mit den „Erwartungen jedes Unbefangenen" stehe, und zwar:

1) weil die dem stärkeren Magnet inwohnende Anziehungskraft für Eisen eine weit gröfsere sei als die des schwächeren;

2) weil die Schwere des Nagels zu Gunsten des gröfseren Magnets wirke;

3) weil der Nagel dem kleineren Magnet eine kleinere von seiner Spitze dargebotene Fläche zukehre;

4) weil in Beziehung auf die Pole, welche der Nagel an seinen beiden Enden den genäherten Polen zukehre, die Verhältnisse gleich wären.

Bei näherer Kenntnifs der allgemeinen Gesetze haben nun diese Gründe nicht allein keine bindende Kraft (die sie auch bei Unkenntnifs jener Gesetze nicht besitzen), sondern müssen sogar als ganz unstatthaft verworfen werden.

Es möge nur bemerkt werden, dafs hier der Begriff von *Schwäche* und *Stärke* eines Magnets ganz unbestimmt gelassen ist. Der Verf. betrachtet hier die Stärke der Magnete nach ihrer Anziehungskraft auf einen sie berührenden Nagel, was ein ganz anderer Begriff ist, als der, wonach die Stärke durch das *magnetische Moment* gemessen und bestimmt wird. Die Erde besitzt ein sehr grofses magnetisches Moment, und doch ist ihre magnetische Anziehungskraft gegen einen ihre Oberfläche berührenden Nagel mit den feinsten Beobachtungsmitteln nicht erkennbar. Die Stärke eines Magnets im letzteren Sinne ist ein ganz bestimmter Begriff, während sie im ersten Sinne etwas höchst schwankendes ist. Ein Hufeisenmagnet kann, der Anziehungskraft auf einen Anker von bestimmter Form gemäfs, stärker sein als ein anderer, während bei veränderter Form des Ankers das entgegengesetzte stattfindet. Denn man sieht leicht ein, dafs bei der Anziehungskraft in der Berührung hauptsächlich nur derjenige Magnetismus, theils des Magnets, theils auch des eisernen Ankers in Betracht kommt, welcher in der Berührungsfläche selbst und in deren nächster Umgebung concentrirt gedacht werden darf, und dieser kann z. B. an der Spitze eines Nagels, der seinen Magnetismus blofs der Nähe eines

Digitized by Google

agnets verdankt, sehr wohl stärker sein, als an ir-
nd einer Stelle der Oberfläche des Magnets selbst.

Kurz die Zusammenstellung von Erscheinungen,
lche der Verf. mit so vielem Fleifse gegeben hat,
det ihr Hauptinteresse nicht etwa darin, dafs sie,
e der Verf. zu glauben scheint, aus bekannten Grün-
n *unerklärbar* wären, und daher hoffen liefsen, durch
itere Verfolgung derselben, zur Entdeckung neuer
er verbesserter Naturgesetze zu gelangen, sondern
rin, dafs sie *faktisch* die grofse Mannigfaltigkeit von
llen vor Augen führen, welche den Grundprincipien
mäfs vorkommen *können*, für welche man aber die
dingungen, unter welchen sie eintreten *müssen*, durch
chnung aus den allgemeinen Grundgesetzen abzu-
en nicht versuchen wird, theils weil diese Ableitung
zu grofse Schwierigkeiten stöfst, theils auch, weil
insofern fruchtlos sein würde, als manche Bedin-
gen erfahrungsmäfsig sich nicht verificiren lassen,
em sie der Beobachtung unzugänglich sind.

Doch möge eine Anzahl Versuche ausgenommen
den, auf welche der Verfasser gleichfalls viel Auf-
rksamkeit verwendet hat, die zwar nicht ganz neu
l, aber einer Klasse angehören, die wirklich geeig-
ist, einigen Aufschlufs über das in den meisten
iehungen noch unbekannte Verhältnifs des Magne-
ıus zu seinem ponderabeln Träger zu geben, näm-
die Versuche über die zunehmende Beweglichkeit
Magnetismus im Eisen in Folge häufiger Wieder-
ıng der Bewegungen, oder, wie der Verfasser es
drückt, über die magnetischen Eigenschaften des
ens, welche ihm angewöhnt werden können.

Es würde hier zu weit führen, in das Detail der
Verfasser angestellten Versuche einzugehen;
möge bemerkt werden, dafs die Uebersicht der-
en nicht schwierig ist, weil, einige Hauptversuche
erechnet, der gröfsere Theil des Werks sich blofs
kleineren Variationen und Modificationen derselben
häftigt. Die Wiederholung dieser Versuche dürfte
geeignet sein, Freunden der Natur eine inter-
nte Unterhaltung zu gewähren, wozu ihnen die
achheit der Mittel, die man überall leicht haben
, besonders zur Empfehlung gereicht.

Wilhelm Weber.

LXIII.

Strabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer, Gymnasii regii Gallici director. Volumen I. (XCIV. und 470 Seiten.) Berolini prostat in libraria Friderici Nicolai. 1844. 8.

Eine neue kritische Ausgabe des Strabo war ein wesentliches Bedürfnifs unserer philologischen Literatur. Gewöhnlich wird noch immer die Almeloveensche am meisten benutzt, die doch für den heutigen Standpunkt der Philologie veraltet ist. Siebenkees und Tzschucke haben in derselben zu wenige Verbesserungen vorgenommen, als dafs man wegen derselben geneigt sein könnte, den Commentar von Casaubonus entbehren zu wollen, der dem Werke dieser Gelehrten fehlt, weil die von Friedemann begonnene Herausgabe der für dasselbe bestimmten erklärenden Anmerkungen keinen Fortgang gehabt hat. Die Ausgabe von Korays ist zwar viel vorzüglicher, und enthält einen durch den Scharfsinn dieses gelehrten Griechen vielfach berichtigten und weit reineren Text, aber es fehlt diesem allzu sehr die diplomatische Begründung. Damit eine gehörige Basis der Kritik erlangt würde, war es vor Allem dringend nöthig, mehr sorgfältige Vergleichungen von Handschriften zu veranstalten, als bisher vorhanden waren. Dieses richtig erkennend, verwandte Hr. Director Kramer fast 3 Jahre darauf, alle Handschriften des Strabo, die sich in Italien vorfinden, zu prüfen und, wo es nöthig schien, zu vergleichen, und benutzte später auch, durch Unterstüzung von Seiten des Staates dazu in den Stand gesetzt, die Pariser Manuscripte. Die Früchte dieser mühsamen und verdienstvollen Arbeit liegen in der hier zu besprechenden erfreulichen Ausgabe vor, deren erster Band die 6 ersten Bücher mit unter dem Texte stehenden Varianten, und, wo es nöthig schien, denselben beigefügten kritischen Anmerkungen enthält.

Aus der Vorrede lernt man die vorhandenen kritischen Hülfsmittel, deren Werth und Verhältnifs zu einander und die sich daraus ergebenden Regeln für die Benutzung derselben kennen. Im ersten Kapitel (S. X. ff.) werden zunächst die vorhandenen Handschriften, sowohl die, welche entweder alle Werke oder doch ganze Bücher des Strabo enthalten, als auch die, in welchen sich Auszüge dieses Schrift-

Digitized by Google

stellers befinden, aufgeführt und beschrieben. Jene sind zusammen 25, eingetheilt in Parisienses, Vaticanos, Mediceos, Venetos, Ambrosianos und einige einzelne, diese die Epitome Palatina, Epitome Vaticana, Epitome Parisiensis, Epitome Georgii Gemisti. Im 2. Kapitel wird dann über das Ansehen und das wechselseitige Verhältnifs dieser Handschriften gesprochen. Hier müssen zuerst diejenigen, welche die 9 ersten Bücher entweder allein oder zugleich mit den übrigen Büchern enthalten, von denen geschieden werden, in welchen nur die 8 letzten Bücher stehen. In Betreff jener stand es schon bisher unter den neuesten Auslegern des Strabo fest, dafs als die älteste und vorzüglichste Handschrift die Parisiner 1397. (Par. I. oder bei unserem Herausg. A.) zu betrachten sei. Du Theil, der dieses zuerst dargethan hatte, hatte zugleich behauptet, dafs aus diesem Codex alle übrigen, soweit sie die ersten neun Bücher enthielten, geflossen seien, und dafs, da derselbe sehr beschädigt und lückenhaft ist, ein gelehrter Abschreiber die Lücken gröfsentheils ausgefüllt habe, die kleineren nach seinem Urtheile und nach Muthmafsung, die gröfseren mit Hülfe des Stephanus von Byzanz, des Commentars des Eustathius, der Epitome Palatina und der Epitome des Gemistius. Diese Meinung wird von unserm Herausgeber S. LV. ff. widerlegt, der darthut, dafs die verkürzten Codices (codices decurtati, „in quibus non tantum permulta ab antiquo breviatore omissa sunt, sed nonnulla etiam locis quibusdam in brevius contracta et mutata") nicht aus jenem Pariser herstammten. Indefs wird damit das Ansehen dieses so wenig bestritten, dafs das Schlufsurtheil des Herausgebers S. LXXVI. dahin ausfällt: Omnibus accurate perpensis nemo erit, qui dubitet in constituendis novem prioribus Geographicorum libris Parisiensem 1 unum maxime sequendum esse, Epitomis Palatina et Vaticana, Parisiensi 2 et Mediceo 1, quoad manu prima scripti sunt, Ambrosiano 2, Veneto 1, Parisiensi 3, qui omnes pro uno quasi codice habendi sunt, non sine cautione magna adhibitis. Reliqui codices (die noch in 2 Klassen und von dieser eine in 2 Familien eingetheilt sind), sicut et (eine nicht zu lobende Partikelverbindung) editio Aldina Guarinique interpretatio, nulla sunt utilitate ac prorsus negligendi." Ueber die Handschriften der zweiten Hälfte des Strabo wird geurtheilt, „omnium eorum consensui non plus tribuendum esse ponderis quam uni aut Vaticano aut Epitomae Vaticanae" (Seite LXXIX.), und „in edenda ea Strabonini operis parte Vaticanum 1, Epitomen Vaticanam, Venetum 3 prae ceteris duces eligendos esse, Veneto 1, Ambrosiano 2, Vaticano 2 in consilium adhibitis, reliquos vero sine ullo detrimento negligi posse" (S. LXXXIII. flgt. im 3ten Abschnitte der Vorrede endlich (S. LXXXIV. f.) wird durch Beispiele gezeigt, welche Arten von Fehlern in der verdorbenen Handschrift, aus welcher die jetzt vorhandenen abstammten, am häufigsten gewesen sein müfsten. Dahin werden aufser der Verwechslung ähnlicher Buchstaben gerechnet Auslassung und Wiederholung von ähnlichen Buchstaben und Sylben, Wortversetzungen, Aufnahme von Randanmerkungen in den Text. Hieraus ergeben sich von selbst einige Forderungen für die Kritik, die bei unserem Schriftsteller in einem höhern Grade als bei manchem andern Conjecturalkritik sein mufs.

Mit solchen Hülfsmitteln also und nach solchen Gesichtspunkten hat der Herausgeber die Kritik in dem vorliegenden Bande gehandhabt, und es ist dieses auf eine beifallswerthe und im Allgemeinen dabei aus löbliche Weise geschehen. Hr. Kramer zeigt sich eben so frei von voreiliger und willkürlicher Änderungssucht als von einem kleinlich ängstlichen Festhalten an den verwerflichen Lesarten der Handschriften. Während daher eine beträchtliche Anzahl von Muthmafsungen des Korays wieder aus dem Text verdrängt ist, sind andere nicht wenige desselben und anderer Gelehrten unbedenklich aufgenommen. Auch ist in den Noten für die gröfste Kürze in Angabe der Varianten gesorgt, ohne dafs diese Kürze der Deutlichkeit Abbruch thut. Anmerkungen sind der Angabe der Varianten nur da beigefügt, wo die aufgenommene Lesart auch nach Berücksichtigung des in der Vorrede Entwickelten eine besondere Rechtfertigung zu erfordern schien. Hierbei, sowie bei der Wahl der Lesarten, ist das richtige Urtheil, die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn des Herausg. nicht zu verkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

trabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Was Rec. etwa noch anders gestaltet wünschte, schränkt sich auf Folgendes. Zunächst scheint ihm Herausg. in dem an sich löblichen Bestreben, die sarten der besten Handschriften nicht ohne triftigen und zu verlassen, etwas zu weit gegangen und hrmals Conjecturen aus dem Texte verdrängt zu en, wo nicht nur an der Verderbtheit der handriftlichen Lesart, sondern auch an der Richtigkeit von früheren Herausgebern vorgenommenen Vererungen kein Zweifel obwalten zu können scheint. hin gehört zunächst, dafs mehrmals mit beigefügten rnchen Worte in den Text gesetzt sind, die von lern unstreitig mit Recht getilgt worden waren. in dem ersten Buche, aus welchem Rec. überhaupt folgende Beispiele entnehmen wird, Kap. 1, 22, ς δὲ καὶ οἱ τοὺς λιμένας καὶ τοὺς περίπλους καλουυς πραγματευθέντες ἀτελῆ τὴν περίσκεψιν ποιοῦνται, ροστιθέντες ὅσα ἐκ τῶν μαθημάτων καὶ ἐκ τῶν οὐρα- * ἃ * συνάπτειν προσῆκε. Desgleichen Kap. 2, 23, ή * τε * τὴν ὅλην, τήν γε ὑπὸ τῷ Δέλτα, τὴν κάτω κν προσαγορευομένην. Und so nicht selten (vgl. 3, δεῖ, 13. γάρ nach ταύτην, 18. S. 90, 1. ή vor περὶ ώνην u. s. w.), und zwar grundsätzlich: s. Vorr. S. XXVIII. Aber auch ohne Hinzufügung von Sternι, und wo es sich nicht um Tilgung eines Wortes, ern um Aufnahme einer andern Lesart handelt, als sicher erscheinende Verbesserungen bisweilen chmäht. Von ersterer Art sind Kap. 2, 25. die te δύο εἰσὶ καθ' ἡμᾶς Αἰθίοπες, οἱ μὲν πρὸς ἀνατοοἱ δὲ πρὸς δύσεις· ἡ οὕτως, καὶ γὰρ πρὸς ἀνατολὰς τρὸς δύσεις, wo γὰρ unstreitig mindestens, wie bei ıys, durch Sternchen als unecht zu bezeichnen , da die ganze Untersuchung nach dem Vorhergegangenen darauf geht, dafs bei Homer einige οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀντιόντος, andere ἠμὲν . . . ἠδέ, was schon oben durch καὶ — καὶ erklärt ist, lasen. Zu der andern Klasse gehört z. B. Kap. 3, 9. ἡ μὲν οὖν ἔφοδος τοῦ κύματος ἔχει τινὰ βίαν . . . ἥ τ' (Korays richtig ἡ δ') ἀναχώρησις οὐκ ἔχει τοσαύτην βίαν. Ferner Kap. 3, 11. ἐκεῖνος δὲ τὴν ἐντὸς θάλατταν, καίπερ μίαν οὖσαν, οὐ νομίζει ὑπο μίαν ἐπιφάνειαν τετάχθαι, ἀλλ' οὐδὲ τοῖς σύνεγγυς τόποις, wo es um so unbedenklicher war, die von der Grammatik geforderte und von Korays hergestellte Lesart οὐδ' ἐν aufzunehmen, da sie der Herausg. selbst aus 3 Handschriften anführt. Desgleichen Kap. 3, 14. φησὶν Ἐρατοσθένης statt des von Korays geschriebenen φήσει Ἐρατ., wie es heifsen mufs, da von dem die Rede ist, was Eratosthenes sagen werde, wenn er sich gegen Hipparch verantworten könnte. Ferner Kap. 3, 17. δεῖν γάρ φησιν αἰτιᾶσθαι τὴν ἔκθλιψιν τοῦ θερμοῦ ὕδατος, mit Beziehung auf die mit den Quellen des Skamander vorgegangenen Veränderungen, also ἔκθλιψιν statt des von Korays gefundenen ἔκλειψιν. Auch bald darauf in σύρρουν ποιήσει τὴν ἐκτὸς θάλατταν τῆς ἐντός dürfte an der Richtigkeit der von Korays aufgenommenen Lesart τῇ ἐντός nicht zu zweifeln sein, da theils σύρρους τινί im Vorhergehenden Kap. 3, 13. und sonst so vorkommt, theils sich Spuren von τῇ auch in den Handschriften finden. Doch weifs Rec. wohl, was sich unter Beziehung auf Matth. Gr. 9. 379. gegen das Ende zur Entschuldigung der Vulgata sagen läfst.

Aufser diesem bisweilen zu grofsem Festhalten an der durch die Handschriften geschützten Lesart scheint dem Rec. zu tadeln zu sein, dafs unser Herausg. die zweite Hand des Pariser Codex A. zu sehr gegen die erste zurückgesetzt hat, obgleich er in der Vorrede selbst gezeigt hat, dafs die Lesarten jener nicht aus blofsen Conjecturen abgeleitet werden können. In mehreren Stellen hat er selbst jener den Vor-

Digitized by Google

zug einräumen müssen, wie z. B. Kap. I, 6. in der Tilgung von μὴ vor ἠσροθετῆσθαι und in dieser Form selbst, und Kap. 4, 1. zu Ende in δεικνύς statt δείκνυσι. So hatte auch Kap. 3, 20. in den Worten ἐξ ἐδάφους ἀναστραφῆναι τὸ κτίσμα für ἀναστραφῆναι vielmehr ἀνατραπῆναι die Aufnahme verdient, da es nicht nur durch andere Handschriften und die Ausgaben, sondern auch durch die bald folgenden Worte τὸ ὑπερκείμενον φρούριον πᾶν ἀνατραπῆναι geschützt wird. Noch sicherer aber ist, dafs zu Anfange von Kap. 3, 21. in dem Satze προστιθέασι δὲ καὶ τὰς ἐκ τῶν μεταστάσεων μεταβολάς für μεταστάσεων nach der zweiten Hand von A und einigen anderen Handschriften μεταναστάσεων zu lesen ist. Denn μετάστασις bedeutet entweder eine Veränderung, Umgestaltung überhaupt, oder eine Contrerevolution, μετανάστασις aber eine Veränderung der Wohnsitze, und dieses wird auch bei Strabo durch die folgenden Worte καὶ αὐτοὶ δὲ Περῥαιβοὶ μετανάσται τινές und αἱ δὲ τῶν Τευχαρῶν καὶ Τρηρῶν καὶ Τεύκρων μεταναστάσεις befestigt. Dasselbe gilt Kap. 2, 18. von den Worten ὅταν ἀνασκευάζῃ τὸν ἐξωκεανιζόμενον, wo in A ἐξωκεανισμόν übergeschrieben ist, welches aus anderen Handschriften schon in andere Ausgaben mit Recht übergegangen ist, da zu sagen ist: *wenn er die Fahrt aufserhalb des Ozean widerlegt.* In einigen anderen Stellen hat der Herausg. zwar selbst die Lesarten der zweiten Hand der erwähnten Handschrift aufgenommen, aber sie durch Klammern als zweifelhaft dargestellt, während doch kein Bedenken über die Richtigkeit derselben obwalten kann. So Kap. 4, 7. in dem Satze μὴ ὄντων γὰρ ἀκριβῶν ὅρων καθάπερ Κολυττοῦ καὶ Μελίτης οἷον στηλῶν ἢ περιβόλων, τοῦτο μὲν ἔχειν φάναι ἡμᾶς, ὅτι τουτὶ μέν ἐστι Κολυττός, τουτὶ δὲ Μελίτη, τοὺς ὅρους (δὲ) μὴ ἔχειν εἰπεῖν. Vgl. auch Kap. 3, 18. zu Ende ἑῶ.

Aufserdem sind bei der Lectüre des ersten Buches dem Rec. noch einige Bemerkungen aufgestofsen, von denen er einen Theil hier beifügen will. Kap. 1, 10. in den Worten γνωρίζει δὲ καὶ τὸν Ἴστρον, μεμνημένος γε τῶν (so Korays aus einer Handschr., vulgo τοῦ, was unser Herausg. zwischen Sternchen beibehalten hat, aber getilgt wissen will) Μυσῶν ἔθνους Θρᾳκίου παροικοῦντος τὸν Ἴστρον· καὶ μὴν καὶ τὴν ἑξῆς παραλίαν οἶδε, Θρᾳκίαν οὖσαν μέχρι Πηνείου (sollte Πηνειοῦ heifsen). Hier nimmt der Herausg. an, das in A fehlende οἶδε sei mit dem Rande zu Grunde gegangen. Aber da es von der zweiten Hand nicht hergestellt ist und noch in 7 andern Handschriften nicht gelesen wird, so ist es wahrscheinlicher, dafs es von Erklärern hinzugesetzt ist und Strabo aus dem Vorhergehenden γνωρίζει hat ergänzt wissen wollen. Kap. 1, 16. S. 15. in dem Satze καὶ προσήκει ταῦτα διὰ πλειόνων ἐπιγνίζειν, ἵν' εἴη γνώριμα, sollte es ᾖ statt εἴη heifsen. Kap. 1, 20. gegen das Ende in den Worten ἐκ δὲ τούτων εὐθὺς ὑποτείνει καὶ ἡ ἔννοια, ὅτι . . . οὐκ ἂν ἡ τοιαύτη περιφορὰ συνέβαινε, nimmt Rec. an ὑποτείνει Anstofs. Sollte nicht ὑποπτεύει, oder ὑποτοπεῖ, oder ὑπονοεῖ geschrieben werden müssen? Kap. 2, 11. zu Anfang scheint kein Zweifel zu sein, dafs statt βέλτιον gelesen werden müsse κρεῖττον μέν. Denn 1) steht es in mehreren Handschr. und ist in A übergeschrieben, 2) findet sich in andern Manusc. χεῖρον μέν, was wohl aus κρεῖττον μέν, aber nicht aus βέλτιον μέν verdorben werden konnte; 3) konnte es, da die Worte καὶ βέλτιον καὶ χεῖρον vorausgehen und nun erläutert werden sollen, nicht anders dem einfallen, wenn Strabo βέλτιον μέν geschrieben hätte, κρεῖττον μέν in seine Stelle zu setzen, wohl aber im umgekehrten Falle βέλτιον. Obgleich ferner bei Strabo die Partikeln οὔτε und οὔδε nicht immer sorgfältig geschieden zu werden scheinen, wie unser Herausg. zu Kap. 2, 12 bemerkt hat, so möchte sich doch Kap. 2, 13. zu Anfang dem Satze ἀλλ' οὔτ', εἰ μὴ συνφανοῦσιν οἱ τὴν ἱστορίαν τῶν τόπων παραδιδόντες, εὐθὺς ἐκβάλλειν δεῖ τὴν σύγκρισιν ἱστορίαν, wo *aber auch nicht* zu sagen ist, ἀλλ' οὔτ' ἀλλ' οὐδ' nicht entschuldigen lassen. Sollte Kap. 2, 18. ταῦτα . . . δηλοῦνται für δήλοῦται blofs aus A, wo noch überdies δηλοῦται übergeschrieben ist, aufgenommen werden, so wäre es billig gewesen, dafs der Herausgeber aus seiner Belesenheit im Strabo einige ähnliche Beispiele der Verbindung des Neutrums im Plural mit dem Verbum im Plural beigeschrieben hätte, im ersten Buche wenigstens findet sich kein ähnliches. Kap. 2, 22. zu Ende ist zu verwundern, dafs der Herausg. die verdorbenen Worte ἀλλὰ μᾶλλον τοῦ λόγου γνώριμα ὄντα φαίη δόξειν ἄξια μνήμης εἶναι πρὸς τοὺς ἀκούοντας beibehalten hat, da der erste 1. Theil dieses Satzes nach Spuren von Handschr. von den Gelehrten auf eine andere von Hrn. Dir. Kr. gebilligte Weise in τὰ λόγου γνώριμα ὄντα verbessert worden war, und im 2. Gliede die Handschriften klar auf φαίη τις (ἄν) μὴ δόξαι ἄξια [illegible] Dafs ἄν mehrmals bei Strabo ausgefallen ist, hat der Herausgeber selbst zu S. 9. bewiesen. Kap. 2, [illegible]

Digitized by Google

dem Satze ἐπέπυστο τὰς ἀναβάσεις τοῦ Νείλου καὶ ν χοῦν, ὅσην ἐπιφέρει τῇ χώρᾳ, καὶ τὸν πρὸ τῶν στο- ίτων πόρον, ὅσον ἤδη προσχώσας τῇ ἠπείρῳ προστέθει- ν, scheint πόρον unpassend. Sollte es nicht θολόν er πηλόν heifsen? Kap. 2, 26., wo sich die Worte den λέγεσθαι γάρ φησιν (Ἔφορος) ὑπὸ τῶν Ταρτησσίων θίοπας τὴν Λιβύην ἐπελθόντας μέχρι δύσεως τοὺς μὲν τοῦ εἶναι, τοὺς δὲ καὶ τῆς παραλίας κατασχεῖν πολλὴν, ιcheinen unserm Herausg. die Worte μέχρι δύσεως entschieden verdächtig, und er vermuthet dafür χρι αὐάσεως. Hier kann Rec. nicht einstimmen. Es von denen die Rede, welche aufser den süd-östli- ιn Aethiopiern auch noch andere im Westen annah- n, und um diese Annahme zu stützen, wird erwähnt, Tartessier erzählten, die (östlichen oder ursprüng- ιen Aethiopier) hätten ganz Libyen bis zum Westen chwandert, und einige von ihnen wären dort (im sersten Westen oder auch im Tartessus) geblieben, lere hätten die benachbarte Küste besetzt. Kap. 30. stehen folgende Worte: αἱ δὲ μυθοποιίαι οὐκ ιίας χάριν· σημεῖα γὰρ δή που οὐδὲ * γὰρ * τὰ περὶ Πρωτέως καὶ τῶν Πυγμαίων, οὐδ' αἱ τῶν φαρμάκων ίμεις, οὐδ' εἴ τι ἄλλο τοιοῦτον οἱ ποιηταὶ πλάττουσι· γὰρ κατ' ἄγνοιαν τῶν τοπικῶν λέγεται, ἀλλ' ἡδονῆς καὶ ιεως χάριν. Wenn in diesen der Herausg. für ἀγ- ς . . . οὐδὲ γάρ nicht die kühne Conjectur von Ko- ι aufnehmen wollte, so ist nicht abzusehen, wie er γάρ nach οὐδὲ durch Sternchen als zweifelhaft be- hnen konnte. Denn die einzige Art, die Vulgata ntschuldigen, scheint, dafs man σημεῖα γάρ in der eutung der bekannten Formel σημεῖον δέ mit fol- lem γάρ versteht, also vor οὐδέ, wie es gewöhnlich hicht, ein Kolon setzt, und die ganzen Worte von ῖα-πλάττουσι als eine Art Zwischensatz, in dem die verkürzt ist, betrachtet. Doch ist einzuräumen, die Sprache besonders wegen der Nominative . δυνάμεις sehr hart und ungewöhnlich ist. Viel- t wollte der Herausg. statt des γάρ nach οὐδέ das οὐ, welches Koray weggelassen hat, für zweifel- erklären. Zwar sollte mit diesem γάρ alsdann tlich auch οὐ selbst fehlen, allein dieses läfst vertheidigen. S. zu Thuc. II., 97. 6. Kap. 2, 32. m Satze Μενελάῳ δὲ λαφύρων ἢ δωρεῶν ἔδει παρὰ έων καὶ δυναστῶν, ἐχόντων τε ἃ δώσουσι καὶ βουλο- διὰ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτοῦ καὶ εὐκλειαν, hält es ierausg. für nöthig anzunehmen, dafs διδόναι nach βουλομένων ausgefallen sei. Dieses möchte aber nicht einzuräumen sein, da sich im Griechischen die Construction ἀπὸ κοινοῦ sehr weit erstreckt, und namentlich der Infinitiv nicht selten auf eine für uns ungewöhnliche Weise aus dem Vorhergehenden (hier δώσουσι) zu ergänzen ist. Vgl. Krüger Gr. Gr. §. 55. 4. Anm. 11. Kap. 2, 34. steht jetzt nach einer Conjectur von Casaubonus geschrieben: τούτῳ δ' ἐοικέναι τοὺς Ἀρμενίους καὶ τοὺς Ἄραβας καὶ Ἐρεμβοὺς, τάχα τῶν πάλαι Ἑλλήνων οὕτω καλούντων τοὺς Ἄραβας, ἅμα καὶ τοῦ ἐτύμου συνεργοῦντος πρὸς τοῦτο· ἀπὸ γὰρ τοῦ εἰς τὴν ἕραν ἐμβαίνειν τοὺς Ἐρεμβοὺς ἐτυμολογοῦσιν οὕτως οἱ πολλοὶ, οὓς μεταλαβόντες οἱ ὕστερον ἐπὶ τὸ σαφέστερον Τρωγλοδύτας ἐκάλεσαν Aber in allen Handschriften findet sich τοὺς Τρωγλοδύτας statt τοὺς Ἐρεμβούς, und dieses konnte offenbar nicht in jenes verdorben werden. Wohl aber konnte, wenn Strabo keines von beiden Wörtern hinzugesetzt hatte, durch Mifsverständnifs und Nachlässigkeit aus dem Folgenden τοὺς Τρωγλοδύτας in den Text kommen. Es ist aber keines von jenen beiden Wörtern nöthig, da οὕτως auf das vorhergehende οὕτω und dieses auf Ἐρεμβούς zurückweist. Kap. 2, 3. liest man in vorliegender Ausgabe: ἴσως δ' ἄν τις καὶ ἀπὸ τῆς ὥρας τεκμήραιτο, ὅτι ὑπαινίττεταί πως τὸ ἀληθές· μᾶλλον γὰρ (ἂν) ἐφαρμόττοι τῷ δὶς γενέσθαι τὴν παλίβροιαν. Aber die Einfügung des in allen Handschriften und Ausgaben fehlenden ἄν war selbst bei Beibehaltung des Optativs hier nicht unumgänglich nöthig, weil der zweite Potentialsatz zur Erläuterung des frühern beigefügt ist, und daher ἄν aus diesem entnommen werden kann. Vgl. Herm. de part. ἄν IV., 6. Matth. Gr. G. 515. Anm. zu Ende. Wollte dieses aber der Herausg. nicht annehmen, so war es, da in einigen Handschriften und bei Korays ἐφαρμόττει steht, gewifs der vorsichtigen Kritik angemessener, dieses aufzunehmen, als den an sich freilich, wie wir oben gesehen haben, nicht ungewöhnlichen Ausfall von ἄν vorauszusetzen. Kap. 2, 38. steht geschrieben: καὶ Πελίαν μὲν ᾔδει καὶ τὰς Πελιάδας καὶ (τὴν Ἄλκηστιν), τὴν ἀρίστην αὐτῶν, καὶ τὸν υἱὸν αὐτῆς

Εὔμηλον, τὸν ὑπ' Ἀδμήτῳ τέκε δῖα γυναικῶν
Ἄλκηστις, Πελίαο θυγατρῶν εἶδος ἀρίστη.

Beigefügt ist die Note: „Τὴν Ἄλκηστιν om. codd., sed nomen hoc a Strabone additum non fuisse parum probabile est." Aber Strabo konnte die Hinzufügung dieses Namens wegen des zweiten der gleich folgenden

Digitized by Google

Homerischen Verse für unnöthig erachten, und es scheint einer vorsichtigen Kritik nicht gemäfs, ein solches nicht unbedingt nöthiges Interpretament in den Text zu setzen. Kap. 2, 39. liest man: Καὶ μὴν καὶ περὶ Σινώπην καὶ τὴν ταύτης παραλίαν καὶ τὴν Προποντίδα καὶ τὸν Ἑλλήσποντον μέχρι τῶν κατὰ τὴν Λῆμνον τόπων λέγεται πολλὰ τεκμήρια τῆς τε Ἰάσονος στρατείας καὶ τῆς Φρίξου· τῆς δ' Ἰάσονος καὶ τῶν ἐπιδιωξάντων Κόλχων καὶ μέχρι τῆς Κρήτης καὶ τῆς Ἰταλίας καὶ τοῦ Ἀδρίου, ὧν ἔνια καὶ ὁ Καλλίμαχος ἐπισημαίνεται, ποτὲ μὲν

Αἰγλήτην Ἀνάφην τε Λακωνίδι γείτονα θήρῃ

λέγων,

ἄρχμενος, ὡς ἥρωες ἀπ' Αἰήταο Κυταίον
αὖτις ἐς ἀρχαίην ἔπλεον Αἱμονίην·

ποτὲ δὲ περὶ τῶν Κόλχων u. s. w. Unser Herausgeber lehrt, dafs in den Handschriften ἀρχόμενος stehe, dieses aber von Bentley des Verses wegen in ἄρχμενος verwandelt sei, fügt dann bei, was sich zur Rechtfertigung dieser Form sagen läfst, schliefst aber damit, dafs er, weil nach Aufnahme dieses Wortes in den Vers eine passende Verbindung der Worte vermifst und die Rede des Strabo durch Hinzufügung der letzten 2 Verse mit unnöthigem Ballast beschwert werde, diese 2 Verse für einen fremden Zusatz erklärt. Allein die Worte ὡς ἥρωες ... Αἱμονίην sind für die Beweisführung des Strabo ganz nothwendig. Denn er will darthuen, dafs auch Kallimachus den Zug des *Jason* bis in die genannten Gegenden erwähne. Dieses kann er aber nicht dadurch beweisen, dafs dieser Dichter das Thera benachbarte Anaphe (um das dunkele Wort αἰγλήτην zu übergehen, über welches eine Anmerkung zu wünschen gewesen wäre), überhaupt nennt, sondern dadurch, dafs er es *bei der Rückfahrt der Argonauten aus Kolchis nach Thessalien* erwähnt. Ob ἄρχμενος als Theil der Verse des Kallimachus oder ἀρχόμενος als Wort des Strabo geschrieben wird, darauf kommt nicht viel an; doch scheint jenes deshalb vorzuziehen, weil nicht ἀρξάμενος oder διηγούμενος steht, da doch Strabo sagen sollte, *nachdem er angefangen hat zu singen* oder *in der Stelle, wo er erzählt*, nicht *indem er anhebt*. In der Periode Kap. 2, 40. Ἐπεὶ κἀκεῖνο, ὑποκειμένων μὲν τούτων, εὖ λέγεται, „Ἀρχόμενος σιμέλουσα," ὡς ἐν γνωρίμοις τόποις καὶ εὐανδρούσαις τῆς στολίας γενομένης· εἰ δ', ὥςπερ ὁ Σκήψιός φησι τεκμαιρόμενος βῶν μάρτυρα Μίμνερμον, ὃς ἐν τῷ ὠκεανῷ ποιήσας τὴν οἴκησιν τοῦ Αἰήτου πρὸς ταῖς ἀνατολαῖς ἐκτὸς πεμπόμενος φησιν ὑπὸ τοῦ Πελίου τὸν Ἰάσονα καὶ κομίσαι τὸ ἔθνος οὔτ' ἂν ἡ ἐπὶ τὸ δέρος ἐκεῖσε πομπὴ πιθανῶς λέγοιτο ἀγνῶτας καὶ ἀφανεῖς τόπους, οὔθ' cet. hängt im 2ten Theile die Rede nicht zusammen und, wenn man ein hartes Anakoluth annehmen will, so mufs man muthen, dafs nach εἰ δέ ausgefallen sei, ἔχει. Kap. 3, 1. in den Worten καὶ τούτου δ' ἕνα τῶν λήρων λέγει, τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον λίμνην ὑπολαμβάνουσιν ναι, Διότιμον δὲ τὸν Στρομβίχου πρεσβείας Ἀθηναίων γούμενον ἀναπλεῦσαι ἐκ τῆς Κιλικίας ἐπὶ τὸν Χοάσπη ταμόν, nimmt Rec. an ἕνα Anstofs, da ja nicht sondern zwei alberne Behauptungen angeführt wer Sollte ἔνια geschrieben gewesen sein? Ἔνια τῶν statt des eigentlich zu erwartenden ἐνίους läfst vielleicht rechtfertigen. Zu dem Namen Diotimos merkt der Herausgeber: „Diotimum quendam Strombichi filium commemorat Thucyd. I, 45." Verwies hätte aufserdem werden sollen auf den dort von Re schon citirten Bremi zu Lys. Accus. Nicom. § Ungrammatisch steht Kap. 3, 4. περὶ τὸ ἱερὸν τοῦ μωνος καὶ τὴν ἐπ' αὐτῷ ὁδόν statt ἐπ' αὐτό. Kap. den Worten ἀπὸ γὰρ τῆς ἰλύος τῆς ἀπὸ τῶν ποτα καταφερομένης πληροῦσθαι τὸν βυθόν möchte der Herausgeber 2 Mal ὑπό statt ἀπὸ lesen. An der 2ten Stelle vielleicht mit Recht, (vgl. Kap. 3, 8. τὴν χοῦν ... ὑπὸ τῶν ποταμῶν καταφερομένην,) wiewohl ἀπὸ eben selten bei Passiven da sich zeigt, wo man erwarten sollte; aber in der ersten Stelle scheint gar nicht passend zu sein. Denn etwas andres ist wenn Strabo von den Flüssen selbst kurz vorher ρωθείσην ὑπὸ τῶν ποταμῶν τῆς θαλάσσης oder weiter ten τὴν ὅλην θάλατταν ... πληρουμένην ὑπὸ τῶν ποτα sagt. Die Flüsse werden als thätig gedacht, der Schlamm ist das Mittel, dessen sie sich bedienen etwas vollzustopfen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

trabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Schlufs.)

Deshalb heifst es Kapitel 4. τῶν γὰρ ποταμῶν ίστων καὶ μεγίστων ῥεόντων . . . ἐκεῖνα μὲν ἰλύος ηροῦσθαι. Ungefähr was dort durch den blofsen nitiv, ist in der andern Stelle durch ἀπό mit n Genitiv ausgedrückt, da diese Präposition bentlich oft das Mittel und Werkzeug bedeutet. Kap. 12. finden sich die Worte: Οὐδὲ γὰρ ἐπὶ τῶν ποτα- ν γένοιτ' ἄν, εἰ μὴ καταράκτας ἔχοιεν· ἔχοντες δὲ οὐ ιῤῥοοῦσιν, ἀλλ' ἐπὶ τὸ ταπεινότερον ἀεὶ φέρονται. καὶ το δὲ συμβαίνει διὰ τὸ κεκλιμένον εἶναι τὸ ῥεῦμα καὶ ἐπιφάνειαν αὐτοῦ· [ὥστ' οὐχ ὅτι παλιῤῥοοῦντας, ἀλλ' ὲ καθεστῶτας καὶ μένοντας, συῤῥοίας μὲν ἐν αὐτοῖς οὔ- , μὴ μιᾶς δὲ ἐπιφανείας, ἀλλὰ τῆς μὲν ὑψηλοτέρας, δὲ ταπεινοτέρας.] Der letzte Satz ist in Klammern geschlossen, weil er von einer andern Stelle hier- versetzt ist. Nach dieser Versetzung hält der ausgeber alles für echt und klar; die Participia n, wie Paetz gezeigt habe, statt der Infinitive ge- t (vgl. II, S. 89 ed. Casaub. und IV, S. 206) und ὥστε abhängig. Dafs eine solche Erklärung un- Herausgeber billigen konnte, nimmt bei seiner de der Gräcität Wunder. Soll ὥστε mit dem Par- verbunden werden, so mufs es so viel als ὡς (objectiv) ἅτε sein; denn die Consecutiv- und lpartikel ὥστε kann dem Begriffe des Particips dem bei allen ähnlichen Partikeln herrschenden chgebrauche gemäfs unmöglich so construirt wer- Wollte man nun aber jenes causale ὥστε hier n, so wäre erstens zu beweisen, dafs Strabo sich n eigentlich ionisch poetischen Gebrauch dieser ikel erlaubt habe. Wollte man aber auch dieses Lob. zu Phryn. S. 427, aber auch Rec. zu Thuc. 24.) zugeben, so erlaubt der Sinn hier diese Erklärung nicht. Denn da der Schriftsteller einen Grund anführen will, warum die Flüsse keine Ebbe und Fluth hätten, und als diesen Grund den schrägen Lauf derselben bezeichnet, so kann nicht wieder als Ursache dieses schrägen Laufes der Umstand angegeben werden, dafs sie keine Ebbe und Fluth hätten, was auch an sich ein zu verkehrter Erklärungsgrund wäre. Daher läfst sich nicht zweifeln, dafs unser Herausgeber ὥστε als Consecutivpartikel fafste, der aber, wie bemerkt, ein Particip nicht beigefügt werden kann. Die beiden Stellen, welche den Gebrauch des Particips statt des Infinitivs bei Strabo darthun sollen, sind unserer durchaus nicht ähnlich und beweisen nichts. In der ersten findet sich gar nichts, was nur irgend für ein statt des Infinitivs gesetztes Particip gehalten werden könnte. Wahrscheinlich sind die Worte ἐλήλεγκται γὰρ ὑφ' ἡμῶν ... κατεσκευακότα τοῦτο τὸν Ἵππαρχον gemeint. Aber die Verba des Darthuns, Ertappens, Ueberführens (ἀποδεικνύναι, ἀποφαίνειν, ἐλέγχειν, φωρᾶν, καταλαμβάνειν, εὑρίσκειν, ἁλίσκεσθαι) werden regelmäfsig mit dem Particip construirt, und es ist daher in jener Stelle nicht der Gebrauch dieses, sondern der der Accusative (κατεσκευακότα τὸν Ἵππαρχον) statt der Nominative zu bemerken und aus Vermischung der activen und passiven Construction zu erklären. In der andern Stelle heifst es: τῆς δὲ πρὸς τοὺς Ἰταλιώτας τῶν λῃστῶν τούτων χαλεπότητος λέγεταί τι τοιοῦτον, ὡς, ἐπειδὰν ἕλωσι κώμην ἢ πόλιν, οὐ μόνον ἡβηδὸν ἀνδροφονοῦντας, ἀλλὰ καὶ μέχρι τῶν νηπίων προϊόντας. Soll hier das Particip für einen andern Modus stehen, so ist es offenbar nicht für den Infinitiv, mit dem ὡς als transitive Partikel nur durch ein Anakoluth verbunden werden kann, sondern für den Indicativ gesetzt, das heifst, während der Indicativ gebräuchlicher wäre, hat der Schriftsteller das Particip so gebraucht, wie es nach οὕτω γιγνώσκειν, οὕτως ἔχειν τὴν γνώμην, und ähnlichen Wendungen ganz üblich ist (s. Matth. Gr. §. 569. 7. a.),

Digitized by Google

aber auch nach den Verbis des Sagens bisweilen sich findet (s. daselbst b.). Also können in unserer Stelle, wie auch Casaubonus und Andre angenommen haben, die Worte unmöglich unverdorben sein.

Hier will Rec. mit seinen Bemerkungen abbrechen, die er nicht deswegen vorgetragen hat, um den Werth des vorliegenden Werkes zu verkleinern, das er schon oben als eine wahrhaft gründliche und einem wesentlichen Bedürfnisse abhelfende Arbeit bezeichnet hat, sondern theils um dem von ihm hochgeschätzten Herrn Herausgeber zu beweisen, dafs Unterzeichneter das zu besprechende Buch mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen hat, theils um einige Beiträge zur Erläuterung des Schriftstellers selbst zu geben. Der Druck des vorliegenden Bandes ist im Ganzen sehr correct. Rec. hat aufser den hinten angezeigten Druckfehlern fast keine andere als einige prosodische Fehler bemerkt, die zum Theil auf Rechnung des Herausgebers zu fallen scheinen, da sie sich auch in der Ausgabe von Siebenkees finden. So εὐκρατόν statt εὔκρατον S. 47, 4., Φυγάδων mit grofsem Buchstaben statt mit kleinem S. 70, 10., στοιχεῖα φαμέν S. 84, 18. Andere dergleichen kleine Fehler, bei welchen Rec. die Siebenkeessche Ausgabe nicht verglichen hat, sind ποιητικον ohne Accent S. 7, 6., ἀνακρουσθῆναι φασίν S. 9, 11., εἴ δέ S. 22, 19., ἡλικιᾳ ohne Accent S. 29, 12., μήδ' S. 38, 9. und sonst, ευ ohne Accent S. 38, 23. Auch die Interpunction ist gröfstentheils zweckmäfsig und nur in einigen Stellen ungenau, wie das Comma nach σογγραφεύς S. 39, 15. ἐπεὶ τίς ἔπεισε ποιητὴς ἢ σογγραφεύς, Νεαπολίτας μὲν λέγειν μνῆμα Παρθενόπης, quis Neapolitanis persuasit, S. 38, 7. das Comma nach πλοῦν, durch welches die zusammengehörenden Worte ὅτι οἱ Ἀργοναῦται ἐδρύσαντο zerrissen werden, S. 39, 3. das Comma nach Ἀργοναύτας, während ein Comma fehlt S. 82, 16. nach πλειόνων. Dadurch, dafs S. 84, 7. nach ἐποιεῖτο ein Punct statt eines Kolons gesetzt ist, kann οὔτε, das auf Z. 2 zurückweist, als fehlerhaft erscheinen. Doch auch zu solchen geringfügigen Ausstellungen hat die Sorgfalt des Herausgebers und Correctors sehr selten Raum gelassen.

Poppo.

LXIV.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Leipzig, 1845. 8. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zweiter Theile. Leipzig*, 1845. 8.

Nachdem die kriegerischen Ereignisse des Jahrs 1815. zwei Jahre nach der Schlacht bei Belle Alliance durch Müffling's meisterhaftes Buch aufgeklärt und die Ehre der preufsischen und englischen Waffen gegen französische Anmaafsung in Schutz genommen worden, hatten Görres und Arndt, als kraftvolle Sprecher für Deutschlands Wohlfahrt, das Wort genommen, der eine im rheinischen Merkur, der andre im Wächter, die für das Vaterland wenig befriedigenden Erfolge des zweiten Pariser Friedens in zornerfüllter Rede beklagt. Wohl mochte dies Urtheil in Deutschland ziemlich allgemeines sein und man sich namentlich in Preufsen nicht durch eine Wendung der Dinge befriedigt finden, für welche Gentz im österreichischen Beobachter und in der Allgemeinen Zeitung (1816. Beilage 16) eine Apologie zu schreiben vergeblich versucht, aber vor der Hand hatten die Meisten mit den zunächstliegenden, mit der Ordnung der neuen Verhältnisse und mit der Einrichtung der gewonnenen Landestheile zu thun, auch verdeckte die patriotische Freude über den gewonnenen Sieg und die neu erworbenen Kunstschätze manche Schattenseite der mit den Franzosen getroffenen Abkunft. Seitdem aber im Jahr 1817. eine gewisse Partei angefangen hatte, das Volk zur Empfänglichkeit für gewisse Schlagwörter zu erziehen und zu Ideen hinzuführen, die, an sich der Begeisterung werth, aber erst der richtigen Anwendung und Auslegung auf das Einzelne und Vorhandene bedurften, und seitdem die Geschichte der Volkserhebung in den Jahren des Befreiungskrieges mit den Tendenzen der Zeit in nicht immer aufrichtiger Weise verschmolzen worden war, ruhte die Erforschung der politischen Geschichte des Jahrs 1815. selbst bei den dazu befähigten und nicht von den Bewegungen der Zeit fortgerissenen Männern. Mag dies nun geschehen sein, um nicht wunde Stellen zu berühren oder schämte man sich der geringen Erfolge, welche

Digitized by Google

rofse Anstrengungen und gerechte Erwartungen ge-
ıbt hatten oder geboten andre Rücksichten das für
orgen und übermorgen zurückzulegen, was heute zu
ssen wichtig und nöthig gewesen wäre. Erst nach
ei und zwanzig Jahren (1839) ward durch Grolman's
ffliches Buch über den Feldzug des Jahres 1815.
es Militärische und manches Politische auf das Beste
fgehellt und seitdem hat uns ein günstiges Geschick
viele Heimlichkeiten des im J. 1815. geschlossenen
riser Friedens blicken lassen. Denn in den von
erst Gurwood herausgegebenen *Dispatches* Wel-
gton's behandelt der zwölfte und letzte Theil (1838)
Congrefs-Verhandlungen zu Wien und Paris, drei
ıre später (1841) erschien Capefigue's Schrift: *les*
ıt jours und im folgenden Jahre Crétineau-Joly's
ıtoire des traités de 1815., worauf neuerlich A. F.
Schaumann die Geschichte des zweiten Pariser
edens für Deutschland geschrieben hat und jetzt
Veteran unter den deutschen Diplomaten, der Frei-
r von Gagern, mit dem vorliegenden Werke die
he der auf dieses Stück Weltgeschichte bezügli-
n Bücher beschliefst.

Capefigue's Schrift — um ein besonderes Wort
ihr zu sagen — ist gelungener als andre Arbeiten
französischen Vielschreibers, namentlich die über
elne Zeitabschnitte des Mittelalters. Er hat nach
. von Gagern's Urtheil (I. 5.), der hierin mit
aumann in dem genannten Buche und in einer Kri-
in den Götting. gel. Anzeigen 1843. Nr. 173—176.
einstimmt, unstreitig sehr viel gesammelt, das
re Frankreich wohl beobachtet und die Thatsa-
ı nach seinen Zwecken geordnet, so dafs trotz
er Parteilichkeit für Napoleon und für Frankreich
ı die Wahrheit daraus nicht übel hervorgeht.
r ein Fehler ist es, wenn er bei den Verhandlun-
über den Pariser Frieden zweier Parteien, einer
isch-deutschen und einer russischen erwähnt.
mehr sonderten sich die Parteien grade so, wie
its in den Verhandlungen vor der Einnahme von
s die Einleitung dazu getroffen war. Es gab dem-
ı eine englisch-russische, welche ganz auf Seiten
ıkreichs oder richtiger der Bourbons stand und
sie redete und handelte, ihr gegenüber stand die
sche, welche Frankreich an Land verkürzt sehen
e, endlich aber nothgedrungen sich der englisch-
schen Diplomatie fügen und ihre Ansprüche auf-
geben mufste, als der zu hoffende Vortheil für den Augenblick an überwiegende Nachtheile geknüpft war. Das Schaumann'sche Buch dagegen geht darauf aus, das durchaus Unbefriedigende jenes Friedensschlusses für Deutschland nachzuweisen, und auf die bereits in Belgien geschehenen Verständigungen Englands und Rufslands über das Maafs der Schwächung Frankreichs aufmerksam zu machen, es ist in seinem geschichtlichen Theile mit unverkennbarer und lobenswerther Sorgfalt gearbeitet und enthält in den Beilagen eine nicht unbedeutende Anzahl interessanter Actenstücke, unter denen namentlich die mitgetheilten *Mémoires* Wilhelm von Humboldt's, v. d. Knesebeck's und Winzingerode's in der That wahre Herzstärkung und Erquickung neben gewissen andern sind. Der zweite Theil dieses Buches, die „patriotischen Phantasien," gehört nicht in unsre Besprechung: wir bedauern aber den Verf. hier in einseitiger Abneigung gegen die Krone Preufsen und in unhistorischer Verdächtigung des Zollvereins befangen zu finden. Wenn Hr. Schaumann gar kein Hehl daraus macht, dafs ihm bei Abfassung seiner Schrift zunächst und hauptsächlich die Stellung der kleinern Staaten in Deutschland vorgeschwebt habe und der allgemeine Vortheil, den das Vaterland aus einer Conföderation derselben, die in allgemeinen, europäischen Fragen als sechste Grofsmacht aufzutreten vermöchte, gewinnen könnte, so konnte er diesen Zweck verfolgen, ohne Preufsen für eine eroberungssüchtige Macht zu erklären und dem Zollvereine Schuld zu geben, dafs er auf eine gänzliche Trennung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland hinarbeite. Wie viel gerechter ist in Beziehung auf Preufsen der durch quellenmäfsige Form und präcise Kürze ausgezeichnete Abschnitt über den zweiten Pariser Frieden im vierten Bande von Wachsmuth's Geschichte Frankreichs (S. 459—473) geschrieben!

Gleichzeitig mit Hrn. Schaumann, aber gewifs unbekannt mit dessen Vornehmen, hat Hr. von Gagern in den vorliegenden Denkwürdigkeiten seinen „Antheil an der Politik" des Jahres 1815. geschildert und somit, wie er in der würdig einfachen Zueignung an den König der Niederlande sagt, „die Rechenschaft beschlossen von seiner politischen Wirksamkeit im Dienste des Vaters Sr. Majestät, des hohen oranischen Hauses und der Niederlande." „Ich weifs es wohl,

Digitized by Google

sagt derselbe ferner (I. 7.), „dafs der ganze Gegenstand, den ich eben hier zur Sprache bringe und erläutere, unter uns Deutschen, und an gar manchen Orten, nicht populär ist. Einestheils wurden wir nach diesen blutigen Schlachten nicht befriedigt, wie Capefigue gänzlich einräumt. Die Klagen dauern noch, sie werden eher bitterer und fürwahr, ich sondere mich nicht, wie Figura zeigt; ob ich gleich so gestellt war, die Schwierigkeiten besser zu überschauen und zu würdigen. Die Meisten denken so, wohl mit einiger Ueberspannung, und dachten so, wie mein, mit Recht sehr angesehener Rugianischer Landsmann, Ernst Moritz Arndt, auch in Briefen an mich." Aber gerade aus diesem Grunde und weil, wie der Verf. an derselben Stelle sehr wahr bemerkt hat, heutzutage überhaupt der rechte Maafsstab fehlt, um die Gemüthsstimmungen damaliger Zeit mit der Gegenwart zu vergleichen, oder nur in ihrer Art aufzufassen, ist Hr. von Gagern durch Stellung, Kenntnisse und Biederkeit der Gesinnung sehr geeignet, jene Zustände den Jüngern in das Gedächtnifs zu rufen und sie über die Rathschlüsse der Völkerschaften wie der Individuen aufzuklären. Denn zum Beobachten hatte er die beste Gelegenheit, wenn auch schon seine gesandtschaftlichen Obliegenheiten in Paris nicht die angenehmsten waren, und es ihm nicht gelang, den vollständigen Besitz Luxemburgs für Holland zu gewinnen. Aber er hat doch glücklicher verhandelt, als auf dem Congresse zu Wien und auf dem Bundestage zu Frankfurt, weshalb auch das Interesse der Mittheilungen im zweiten und dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten gegen den Inhalt des ersten Bandes merklich abgenommen hatte.

Wie Hr. von Gagern politische und historische Sachen bespricht, ist bereits aus seinen frühern Schriften bekannt und auch früher in unsern Blättern durch Varnhagen von Ense's schätzbare Beiträge nachgewiesen worden*). Wir finden jetzt dieselben Vorzüge und Fehler wieder. Zuerst ist es des Verf.'s Bestreben gewesen — und wer wollte dies tadeln? — in allen Stücken mit der Obmacht übereinstimmend zu handeln und den von ihm vertretenen Staat an der politischen Hauptleitung Antheil nehmen zu lassen. Als er hierin nicht glücklich war, bemühte er sich durch einfaches Berücksichtigen und Einlenken, durch „Temperiren" (eins seiner Lieblingswörter), durch Anspielungen und leicht hingeworfene Vorwürfe oder Schmeichelworte, denen aber mitunter die Grazie fehlt, selten durch stärkeres Auftreten, die besten Erfolge zu erreichen, und versichert dabei trotz aller politischen Spaltung mit Jedermann in dem besten Vernehmen geblieben zu sein, so mit Lord Clancarty und Capo d'Istria, mit Humboldt und Talleyrand, mit Metternich und Wellington, ja er versichert (I. 409.) Niemand unter den haupthandelnden Personen gekannt zu haben, der nicht bei dem Friedensschlusse „Ehre, Festigkeit und Beharrlichkeit gedacht, unterstellt und mit seiner wahren Lage und Sinnesart verwebt hätte." Dafs Hr. von Gagern, als ein Mann von ehrenwerther Denkart und menschenfreundlicher Gesinnung, es stets redlich meinte, und die „Klugheit der Altvordern" wie schon auf dem Wiener Congresse (Mein Antheil an der Politik II. 19.), sich als das beste Vorbild erwählt hatte, bezweifeln wir gar nicht, meinen aber doch (insofern wir dem staatserfahrenen Mann gegenüber solches äufsern können), dafs die Ehrlichkeit lediglich in das Reich des Gemüths gehöre und dafs die Politik nur auf dem Verstand der gegenwärtigen Dinge, auf Gewandtheit in ihrer Behandlung und auf Voraussicht der zukünftigen beruht. Die *entente cordiale*, wie es die heutige Diplomatik nennt, ist nur zu oft eine handgreifliche Täuschung oder eine Heuchelei, wie etwa in des Verf.'s Stellung dem verschlagenen Ritter La Besnardiere, dem thätlichsten Arbeiter Talleyrand's. *Ces jours-ci*, lesen wir (I. 255.), *j'ai eu une dispute politique avec Mr. Besnardière corps à corps, quoique je l'évitais. Il est tié personnelle n'en souffre pas.* Daher wären es leicht die *reponses glaciales* Wilh. von Humboldt's, über die sich Lord Clancarty bei Hrn. v. Gagern beklagt (I. 168.), öfters mehr an ihrer Stelle gewesen als die loyalen und freimüthigen Aeufserungen des deutschen Edelmanns.

*) 1826. Nr. 21. 22. und 1830. No. 21., wieder abgedruckt in der Schrift: Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 19 bis 37. und S. 291 bis 298. Ueber die im Verfolg unserer Anzeige anzuführende Sammlung diplomatischer Actenstücke des Hrn. von Gagern ist Varnhagen von Ense's Aufsatz in den Vermischten Schriften Th. V. S. 244—252. zu vergleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Fortsetzung.)

Diese löbliche Gesinnung blickt allerdings überl aus den amtlichen Schreiben, Depeschen, Memonden und andern Actenstücken hervor. Der Gang r Verhandlungen läfst sich in ihnen schon besser rfolgen, als in denen der früheren Bände, sie lesen ch auch etwas leichter und sind nicht ein so buntheckiges Gemisch aus den verschiedensten Sprachen, dlich gewähren sie allerdings hellere Einblicke in s Wesen der Verhandlungen, aber am Ende geht es ch damit wie mit den Zeitungen, wo man gewöhnlich f die neuesten besonders begierig ist, ohne dafs sie um immer besser sind als die ältern. Daher hat om Varnhagen von Ense bei Gelegenheit des ersten eils der Gagernschen Denkwürdigkeiten sehr richbemerkt, dafs dergleichen abgedruckte Depeschen, welche im Augenblick ihres Lebenspunctes und h eine Weile hernach von den betreffenden Perso- mit Recht der höchste Werth gesetzt wird, späin, und für Fremde, gar sehr an Interesse zu ren pflegen. Einzelne dieser amtlichen Schreiben r, wie z. B. die mit fast dramatischer Lebendiggeschilderten Unterredungen mit den Lords Clany und Castlereagh, mit Humboldt und Wellington 11. ff. 212. ff. 218. f. 229. ff.), sind von besondern rthe und dem von Hrn. von Gagern bei den Verleten eingereichten Memorandum über die Grundn zur Abschliefsung des Pariser Friedens und dem ienstlichen Gutachten über die französischen Gebtretungen zu Gunsten Deutschlands (in den agen No. XII. und XIII.) wird kein Leser seine aufrichtige Anerkennung versagen. Aufser diesen eignen Arbeiten stehen auch in den Beilagen unter No. VII. und VIII. Humboldt's *Mémoire confidentiel* und das Memorandum Hardenberg's, auf die unter Nr. IX. und X. die beiden Denkschriften des Generals v. d. Knesebeck folgen. Alle diese Actenstücke, sowie auch das Memorandum des Fürsten Metternich (No. XI.), Gagern's merkwürdiges Schreiben an Lord Castlereagh (No. XX.) und andere, noch später zu erwähnende, stehen fast sämmtlich auch in dem Schaumannschen Werke, und waren schon zum Theil in dem Schriftchen: *Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France* (Frankfurt 1816) gedruckt, aber man wird nichts desto weniger gern dies merkwürdige Geschichtsbild aus dem Ganzen der Pariser Verhandlungen von neuem betrachten.

Alle politischen Verhandlungen, bei denen der Verf. betheiligt war, bezogen sich vorzugsweise auf das Königreich der Niederlande und dessen Erwerbungen, zugleich lag ihm die Sicherstellung Deutschlands und die Gewinnung des Elsafs und Lothringens nicht minder am Herzen. Diese Gegenstände umfafst also auch vorzugsweise die Correspondenz mit dem niederländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Freiherrn von Nagell, dem aber Hr. von Gagern glaubt, „zu wenig Deferenz und Aufmerksamkeit bezeigt", und davon auch in seinem Geschäftsverkehr üble Folgen verspürt zu haben (I. 47. vgl. mit S. 252), und mit dem Minister-Staats-Secretair Falk. Wir können hier nur die Hauptpuncte bezeichnen. Nach der Auflösung des Congresses zu Wien folgte der Verf. in der Eigenschaft eines bevollmächtigten niederländischen Ministers dem grofsen Hauptquartiere und nahm in Paris, aber nicht unmittelbar, an den Verhandlungen der Grofsmächte Theil. Denn der Versuch, Holland in diese Reihe zu stellen, war nicht geglückt. Nun kamen zuvörderst Luxemburg und die

Digitized by Google

oranisch-niederländischen Beziehungen zu Preufsen zur Sprache, dann die andern Abtretungen an die Niederlande und die Sicherung derselben durch Festungen gegen Frankreich. Hierüber schien zuerst kein Streit ausbrechen zu wollen: „Sie müssen noch eine Reihe von Festungen haben", sagte Kaiser Franz I. von Oesterreich zu Gagern (I. 107.) und Humboldt in ähnlicher Weise: „Preufsen wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie (die Holländer) müssen stärker sein, — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen." (I. 111.) Damit gab sich auch Gagern alle ersinnliche Mühe, aber wie er sich auch in Erörterungen und Artigkeiten gegen Lord Clancarty und Herzog Wellington erschöpfte, so glitt doch Alles an den kalten, stolzen Engländern ab, und gelang es ihm nicht bessere Vortheile für sein Königreich zu erhalten, als die bekannten, durch den Friedensschlufs am 20. November 1815 gestgesetzten Abtretungen des französischen Gebietes, unter ihnen auch die acht belgischen Cantons, Gedinne, Beaurain, Florenne, Waliourt, Chimay, Beaumont, Merbe la Buissière und Dour. Wir haben diese Nennung nicht für überflüssig erachtet, weil man bei dem Abschlusse des Friedens, „um den französischen Ehrgeiz auch in den Formen zu schonen", ihre Benennung und Bezeichnung umgangen hat (I. 216.).

Neben diesen wenig erfreulichen Einblicken in das Getriebe einer eifersüchtigen Politik, die es sich doch als Aufgabe gesetzt hatte, das europäische Gleichgewicht wieder herzustellen, bieten auch die übrigen Verhandlungen wenig Erheiterndes, und bestätigen nur mit wichtigen, aber unerquicklichen Beweisen die Ansicht, welche sich über den Abschlufs des zweiten Pariser Friedens gebildet hat. Wir meinen damit besonders die durch englischen und russischen Einflufs verhinderte Entschädigung Deutschlands durch den Elsafs, Lothringen und die übrigen an Frankreich gekommenen Landstriche, sowie die von denselben Mächten gegen den besonnenen Widerspruch Preufsens und mehrerer deutschen Staaten durchgesetzte Einlagerung der verbündeten Truppen in Frankreich. In beiden Beziehungen entnehmen wir viel Interessantes aus den Depeschen des Hrn. v. Gagern. Obschon holländischer Minister vergafs er nie, dafs er durch Geburt und Erziehung ein Deutscher war, und dafs die Vertretung der deutsch-oranischen Interessen ihm vorzugweise obliege. In der ersteren Beziehung haben wir schon auf die Denkschrift in den Beilagen No. XIII. (in Schaumanns Buche Nr. XI.) hingewiesen, in welcher er die Ungerechtigkeit Frankreichs gegen Deutschland auf das Schlagendste darthut und dringend ermahnt, die *arcubia imperii* jetzt an das Reich zurückzubringen, da die Unabhängigkeit der niederländischen Provinzen von Frankreich auf die Dauer ein rein unmögliches Ding sei, so lange Elsafs und Lothringen bei Frankreich verbleibe. Es ist dieser Aufsatz ein Seitenstück zu dem trefflich geschriebenen Württembergischen *Memoire confidentiel sur les interêts des Etats du Sud de l'Allemagne à l'égard des garanties à demander à la France*, das mit Recht unter die Beilagen (No. V.) wie es auch bei Schaumann (No. X.) steht, aufgenommen ist. Als dessen Verfasser wird gemeiniglich der Graf Winzingerode genannt, Gagern's „geschätzter Freund, ein Mann von so anständigen, solennen, diplomatischen Formen" (I. 157.); aber unser Verf. hält dahin gestellt sein, was der Kronprinz von Württemberg, „dessen sehr fähig", oder andere dazu beigetragen haben. Wenige Seiten vorher aber (S. 148.) schreibt Hr. v. Gagern an seinen Minister unter dem 8. August 1815.: *Le P. R. de Wurtemberg m'a bien à fait mis dans ses sécrets. La pièce ci-jointe* (ebenso die Beil.) *est son propre ouvrage, remis à Alexandre, qui ne l'a pas fort gouté. Il s'est plaint à moi, qu'il n'était pas trop bien en cour — et que dans plusieurs conversations il avait complétement échoué.* An andern Stellen, wo der Verf. mit der Berechnung eines Staatsmannes und dem Gefühle eines Vaterlandsfreundes die Ansicht des englischen Kabinets und besonders Wellington's (I. 22.) bekämpft, als dürfe man die Provinz von Frankreich abreifsen, um nicht den Charakter der Eroberer zu erhalten, oder die Franzosen gar zu sehr aufzureizen, sind in nicht geringer Anzahl vorhanden, wie I. 113. 116. ff. und in den Beilagen in No. XII. und XIII. unter den Beilagen des zweiten Theils. Da zugleich die mit diesem halb ganz übereinstimmenden preufsischen Denkschriften Humboldt's und Knesebeck's mit abgedruckt sind, so wird es nicht unpassend sein, dieser vortrefflichen Ausführungen hier zu gedenken. In der vom 1. Aug. 1815. (No. IX.) lesen wir: *J'ai l'intime conviction qu'il est essentiellement et indispensablement nécessaire de règler les limites de la France de manière,*

Digitized by Google

ne depuis la mer du Nord jusqu'à la Méditerranée s points offensifs qu'elle a construite sur des terri- ires ravis à ses voisins, soient remis entre leurs mains cédés à perpetuité. Aucun de nos traités, aucune nos déclarations ne nous en empêche. M. le Ba- n de Humboldt l'a très bien prouvé (in der mit voll- ommener Selbstständigkeit und gerechtem Selbstge- hle abgefafsten Note, die hier unter No. VII. und ei Schaumann No. 3. steht). *L'Allemagne le demande grands cris; les Pays-Bas, le Roi de Sardaigne, la risse ont le même besoin. Les contemporains et la sterité nous blameraient et nous accuseraient haute- ent et avec raison, si nous pouvions negliger un ar- le d'une aussi grande importance. Nous avons une ande responsabilité.* Und gleich darauf stehen fol- nde Worte, deren vollkommene Wahrheit die neue- Geschichte bestätigt: *ce serait sans doute une eur bien dangereuse de croire, que nous puissions us concilier les esprits en France par des ménage- ns et des générosités. Jamais les Français nous rdonneront de les avoir subjugués.*

Mit derselben Gründlichkeit wird in mehreren llen die Meinung bekämpft, als könne die Einlage- g fremder Truppen in Frankreich eine genügende rantie sein, wo wir besonders auf die Unterredung Verf. mit dem Herzog Wellington am 6. Septem- 1815. aufmerksam machen. Hier erscheint Hr. v. gern eifrig, lebendig, verbindlich gegen den Herzog voll Anerkennung seines Feldherrnruhmes, wäh- d dieser sich ausweichend benimmt, sich in Gemein- zen gefällt, auch wohl auf lange Reden blofs ein aches *Non* entgegnet. Im bittern Gefühle vergeb- angewandter Zuredungen übermannt der Kummer r die *misérable politique* Englands den Hrn. von gern so, dafs er wenige Tage nachher in einem lichen Berichte vom 16. September (I. 253.) an den ister von Nagell schrieb: *le jour viendra, où tous r seront justifiés, qui auront voulu entamer la nce, et où les vues étroites, bizarres, astucieuses goistes de ceux seront maudites, qui laissent échap- l'occasion.*

Ueberblicken wir nun die von Hrn. v. Gagern vor entfalteten diplomatischen Verhandlungen, so be- igen sie allerdings die sonst schon bekannten Zer- fnisse der vier Grofsmächte vor dem Abschlusse zweiten Pariser Friedens, theilen aber auch man- che beachtungswerthe Einzelheiten mit, die wir unter folgende vier Gesichtspuncte bringen:

Erstens. Preufsens Collision mit Holland war durch die Umstände gleichsam natürlich herbeigeführt, aber das Mifsverhältnifs ward gehoben, nachdem sich Humboldt und Gagern gegenseitig verständigt und die deutschen Angelegenheiten als ihr gemeinsames Interesse erkannt hatten. Die Fassung und Ruhe dieses Staatsmannes, wo ihm weltliches Uebergewicht entgegentrat, wird auch hier durch mehrere Züge bestätigt, nur einmal machte sich sein Unwille über die Verhältnisse Luft in heftiger Rede (I. 218.), wozu Hrn. von Gagern's Beschönigung nicht nothwendig gewesen wäre. Zwischen dem Staatskanzler Hardenberg und Hrn. v. Gagern wollte sich im Anfange kein rechtes Verhältnifs bilden, er klagt mehrmals darüber und äufsert auch die Muthmafsung, dafs zwischen Hardenberg und Humboldt Mifstrauen geherrscht habe (I. 127.), er glaubt sich von ihm in der Luxemburgischen Angelegenheit nur hingehalten, aber er ist auch gerecht genug anzuerkennen, wie derselbe bemüht gewesen, in die ganze Aufgabe Plan und Zusammenhang zu bringen und es auch dem niederländischen Cabinet recht zu machen (I. 267.). Und als nun Hardenberg genöthigt war, dem vereinigten Einflusse Rufslands und Englands nachzugeben, als „die Krone Preufsen sich auch von Oesterreich verlassen sah *) und allein stand, ohne warmen, echten Freund, ohne die rechte Geneigtheit für ihr hohes und in seiner Art einziges Verdienst zu finden" (I. 148.), so belobt auch Hr. v. Gagern die feine und liebenswürdige Art, mit welcher ihm Hardenberg das Herbe und Unangenehme zu versüfsen bemüht war, und erklärt, dafs Hardenberg, Humboldt, Stein, Blücher, Gneisenau, Knesebeck, Boyen alle wie einer gedacht hätten, und so auch die Nation mit ihnen (I. 226. 353. 363.) Des schönen Briefes Hardenberg's an den Regierungsrath Butte, der ihm seine Schrift über die nothwendigen Abtretungen Frankreichs überreicht hatte, gedenkt Hr. von Gagern (I. 227.) ebenfalls und wir führen gern die Worte des in dieser Beziehung oft verläumdeten

*) *Il est clair*, sagte der Freiherr von Stein zu Hrn. v. Gagern im August 1815., *que les Russes veulent que nous restions vulnérables. Il faut leur demontrer que nous le resterons même après telles ou telles cessions* (I. 176.).

Digitized by Google

Ministers an: „wenn der Friede nicht nach den von mir abgelegten Abstimmungen, die mit Ihren Sätzen übereinstimmen, abgeschlossen wurde, so ist Preufsen hierbei ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Mitteln und Menschen, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mufste der höhern Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch wenig dauernd, die bessere Ueberzeugung aufopfern." Da wir nicht mehrere Einzelheiten erwähnen können, so interessant sie auch zur Würdigung der damaligen preufsischen Staatsmänner sein würden, so stehe hier noch ein allgemeines Urtheil unsers Verf.'s: „in den preufsischen Altercationen das rechte Maafs in meiner Stellung beobachtet, die Wahrheit rund herausgesagt, oft da und dort Wasser unter den Wein gegossen zu haben, bin ich mir höchlich bewufst, und die Preufsen haben es vielfältig damals anerkannt und durch fortgesetzte Freundschaft und Wohlwollen — bis zum Aschenkrug bewährt" (I. 199. vgl. S. 89). Wir führen diese Worte hier um so lieber an, weil Hr. v. Gagern in seinem Buche über den Wiener Congrefs gegen die preufsischen Staatsmänner sich sehr eingenommen gezeigt hatte und somit sein auf S. 4 ausgesprochener Vorsatz das aus jener Zeit nachzutragen, was ihm besser bekannt geworden wäre, hier auf das Schönste ausgeführt worden ist.

Zweitens. Oesterreichs Theilnahme an dem Friedensschlusse tritt im Ganzen weniger hervor. Sein Benehmen gegen die süddeutschen Fürsten erhält (I. 231.) einen nicht zu stark ausgesprochenen Tadel und kurz zuvor hatte Hr. v. Gagern gemeint, dafs selbst ein stärkeres Auftreten Oesterreichs, eine gröfsere Beharrlichkeit, die Widersetzlichkeit Rufslands nicht besiegt haben würde.

Drittens. Rufslands Einmischung in die niederländischen und deutschen Angelegenheiten scheint Hr. v. Gagern haben am Wenigsten hintertreiben zu können. Bei dem Kaiser Alexander, so äufsert er sich an mehreren Stellen (wie I. 149. 175.), sei es schwer gewesen etwas zu erreichen, und selbst der Freiherr v. Stein, *qui produit quelquefois momentanément le desordre, mais le voyant de près, il l'arrête.* (I. 175.) habe damals nicht vermocht etwas bei dem Kaiser durchzusetzen, seine übrigen Minister hätten sich mehr auf der Seite der Engländer gehalten und der *principal fiseur des Russes*, Capo d'Istria, sei in allen Ansichten und Wünschen zu sehr von ihm (dem Verf.) abgewichen (I. 347 — 351.), als dafs etwas hätte gehofft werden können. „Trotz dem hat aber meine Hochachtung, sagt Hr. von Gagern, gegen sein Andenken niemals abgenommen." Ausführlicher über Kaiser Alexander und über die heilige Allianz hat sich derselbe in einer frühern Schrift ausgesprochen, hier äufsert er nur (I. 306.), dafs an dem Einflusse der Fr. v. Krüdener nicht zu zweifeln gewesen und dafs der innere Geist der heiligen Allianz keinesweges verschwunden sei.

Viertens. Ueber Englands Politik spricht Hr. v. Gagern seine Unzufriedenheit am Unverholensten aus. Die Schonung Frankreichs und die Aufstellung der Besatzungstruppen waren die Erfindungen Liverpools, Castlereagh's, Bathurst's; wie Lord Clancarty, ein streng rechtlicher Staatsmann, darüber gedacht hat, mag dahingestellt bleiben (I. 117.), Wellington aber *soll* dies durch gerechtfertigt werden, dafs ihn als Feldherr die Idee angesprochen habe in Frankreich längere Zeit ein von ihm befehligtes Heer zu Verbündeten zu wissen (I. 236.). Wenn dies bereits aus nicht wenigen Stellen der Gagern'schen Correspondenz hervorgeht, so stellt sich die Eifersucht des englischen Cabinets in das Klarste aus einer von Lord Liverpool am 16. Feb. 1816. im Oberhause gehaltenen Rede heraus. „Gewifs, sagt er darin, wäre es im Abstracten wünschenswerth gewesen, Frankreich geschmälert zu sehen. Allein ein andrer Zweifel entstand, *wem* solche abgetretene Theile des Gebiets sollten zuerkannt werden. Um die Frage ganz aufrichtig hinzustellen, würde man zum Beispiel forschen, ob die Sicherheit der Niederlande nicht durch den Besitz von Lille und Valenciennes eher gefährdet als befestigt sein würde?" — Dazu schreibt der patriotische Gagern (I. 237.): „Aber weder hier noch dort, weder in Wellington's Cabinet noch im Parlamente eine Spur des Anerkenntnisses, dafs ein Deutschland sei, dafs es eine Geschichte, einen Zusammenhang, einen Rückblick auf das Vergangene habe, der Tage der Vergeltung und der Rückstattung kommen, dafs Billigkeit und gerechter Anspruch für uns im Völkerrecht existiren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1844.

ein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Fortsetzung.)

Und weiter: „Ut ameris, amabilis esto. Wann wo war diese unsre nationale Amabilität anreffen? Hochachtung, Berechnung der Kräfte, erkenntnifs einzelner Eigenschaften und Tugenntrotzen wir wohl ab; Gunst, Zuneigung, Geitigkeit gegen das Ganze, Wohlgefallen an unsern rn Einrichtungen keinesweges, am wenigsten in land. — Ein grofser Hof, der von Ludwig XIV., von Ludwig XVI. und Maria Antoinette, ja der Napoleon und Josephine, hatten welche, Regens niemals, unsre alte rostige, gelähmte Reichsverung und Reichsversammlung niemals. Es flöfste Widerwillen ein und unsre staatsmännische Wohlnheit stand unter der des Kapuziners in Wallens Lager. Und unsre Höfe! Die besten übersah , die tadelnswerthen fielen zuerst in die Augen. schier gar unsre zahlreichen Priesterfürsten! — Wien sahen die Ausländer immer nur Oesterreich, erlin nur Preufsen, Deutschland nirgends — und ?"

Wir haben diese Stelle abgeschrieben, um zu zeidafs Hr. v. Gagern auch zürnen kann. In Being auf England und die eben angeführten Aeufsen ist uns aber die Vorliebe auffallend gewesen, welcher er in einer Anzahl von Stellen den Hervon Wellington behandelt, sein Benehmen als scher Feldherr und Staatsmann, andern Nationen nüber, in Schutz nimmt, und besonders von seinen nnungen und Berührungen mit dem Hause Oranien instig spricht, da doch die Thaten desselben diesem Lobe durchaus nicht entsprochen haben. Der Verf. hat deshalb eine Anzahl Briefauszüge aus den Dispatches Wellington's, die sich auf die diplomatischen Verhandlungen und kriegerischen Ereignisse beziehen, mitgetheilt und durch Bemerkungen erläutert (I. 8—44.). Unter diesen sind manche ganz interessant, aber andere auch so kurz und unbefriedigend, dafs man damit durchaus nichts anzufangen weifs. So konnten z. B. seine kurzen Worte am 3. Mai 1815. (S. 39): *I got on pretty well with your King* in Beziehung auf den König der Niederlande eben so wenig von grofser Bedeutung sein als seine Versicherung vom 18. März 1815. (S. 14), er habe dafür gestimmt, dafs derselbe mit in den Rath der Grofsmächte gezogen werden sollte (*one of the contracting parties instead of an acceding party*) von Hrn. v. Gagern, der dies freilich ganz besonders wünschte, als eine sichere Garantie betrachtet werden durfte. Wäre der Herzog damals wirklich so wohlwollend gegen das oranische Haus gesinnt gewesen; so hatten sich im Laufe weniger Monate seine Ansichten bedeutend geändert. Denn mit mehr Zähigkeit konnte sich nicht leicht Jemand äufsern als Wellington in den von Hrn. v. Gagern aufbewahrten Unterredungen gethan hat.

Unser Buch ist aber nicht blofs ein politisches, sondern auch ein historisches. Wir meinen damit die Thatsachen aus seinem Leben, mit denen Hr. v. Gagern jene officiellen Stücke begleitet und öfters gleichsam eingerahmt hat, wo wir uns dieser Beweise rechtlicher, wohlmeinender Gesinnung nur zu erfreuen gehabt haben. Denn indem ein früher getadelter Drang des Verf.'s bei einem jeden grofsen Geschäfte oder aufserordentlichen Handlung thätig erscheinen zu wollen, jetzt sehr gemäfsigt erscheint, geniefsen wir den Vortheil die Urtheile und Aufschlüsse eines erfahrnen Greises, der als „Landmann und Gärtner" (I. 428.)

Digitized by Google

jetzt in edler Muſse von einem geschäftsvollen Leben ausruht, zu vernehmen. Ja, wir nehmen nicht Anstand es auszusprechen, daſs bei Männern von des Verf.'s Bedeutung oft ein kleiner Lebenszug, ein bedeutender Vorfall des Tages ein der Ueberlieferung würdiger Stoff ist und daſs persönliche Denkwürdigkeiten gerade hierdurch den gröſsten Werth für die Zeitgenossen haben, daſs sie aus unmittelbarer Anschauung wichtige Erlebnisse schildern, ein Nutzen, der verloren geht, wenn wir bloſs Urkunden lesen und die Geschichtschreibung lediglich auf das amtliche Schriftwesen begründen. Man mag jetzt über die Lebensbilder aus den Befreiungskriegen denken wie man will, man mag mit Recht sagen, daſs ihr Verf. seine eigne Persönlichkeit nicht eben karg behandelt habe, — aber es bleibt ihnen das Verdienst, daſs neben dem urkundlichen, hier und da zwar angefochtenen Theile, das Bild der Sitten, der Denkart und alles Thatsächlichen einer bestimmten Zeit in ihnen mit neuen, freilich nicht immer glänzenden Farben ausgemalt worden und dem künftigen Geschichtschreiber, der mit Talent und Tact zu wählen weiſs, ein reicher Stoff bereitet worden ist. Ohne also hier zwischen Hrn. v. Gagern und dem Vf. der Lebensbilder eine Parallele ziehen zu wollen, so sind beide berühmte Zeitgenossen zu beloben, daſs sie nicht von den Begebenheiten schweigen wollten, in deren Mitte sie selbstthätig mitgelebt haben.

Um auch aus diesen Abschnitten unsers Buches Einzelnes auszuzeichnen, so beginnen wir mit der Erwähnung mehrerer hohen Fürstlichkeiten, die den Hrn. v. Gagern mit ihrem Vertrauen beehrten oder denen er sonst nahe zu stehen Gelegenheit gehabt hatte. Von des Kaisers Franz I. von Oesterreich schlichtem Wesen, von seinem Pflichtgefühl und seiner Entschlossenheit weiſs der Verf. (I. 55 ff.) manches Interessante beizubringen, während sein vertrauteres Verhältniſs zu dem Erzherzog Johann uns den Blick in das einträchtige Leben des kaiserlich-österreichischen Hauses und in die Vermählungsangelegenheit der Erzherzoge Karl und Joseph eröffnet (I. 83—86.). Hr. v. Gagern hat durch Rath und Vorschlag dabei mitgewirkt und er rechnet mit Recht diese Ereignisse zu den vergnügtesten seines Lebens. Hierher gehören auch die Briefe der verwittweten Fürstin von Anhalt, einer Schwester des Fürsten von Weilburg, und dieses Fürsten selbst (Beil. I. und III.) aus verschiedenen Zeitabschnitten, die als nicht unwichtige Beiträge zur Kenntniſs ausgezeichneter fürstlicher Personen, ihrer Art zu denken und sich auszudrücken betrachtet werden müssen. Nicht minder bezeigt der Verf. (I. 155.) der mit herrschender Hoheit vereinten Frauenhuld der Groſsfürstin Katharina von Ruſsland seine Verehrung.

Bei zwei andern Fürsten seiner Zeit ist das Lob nicht ganz frei von Tadel, wobei wir Hrn. v. Gagern keinen Vorwurf machen. Denn die Darstellung einer lebendigen, wohlmeinenden Individualität, mit ihren Fehlern und Menschlichkeiten, fesselt die Bewunderung und Anhänglichkeit öfters weit mehr als die unzeitige Zärtlichkeit, die Alles verdecken will. Der eine beiden Könige ist Wilhelm I. von Holland, der andere Friedrich Wilhelm III. von Preuſsen. Die Schilderung des erstern (I. 410—414.) zeigt in ihm die oranischen Charakterzüge, zuviel Selbstvertrauen und zuviel Mistrauen gegen Andre, er war Holländer nach Erziehung und Lebensweise, er sagte selbst einmal, er sei ein Republikaner als König gewesen, deſshalb war er dem Volksbeliebt, selbst das groſse Gewicht, das er auf das Geld legte, erscheint als die Folge seiner holländischen Erfahrungen. In Belgien fand er das alles anders, die ihm aufgegebene Rolle war für ihn zu schwer. Der letztverstorbene König von Preuſsen heiſst ein „ausgezeichneter, hartgeprüfter, verständiger, unstreitig tugendhafter Zeitgenosse," nur wird es ihm zum Vorwurf gemacht, die Trennung Belgiens von den Niederlanden zugelassen zu haben, die in ihrer Gesammtheit Preuſsens beste, sicherste und bereiteste Schutzwehr gewesen wären (I. 421—427.). Wir fügen hier eine an, daſs Hr. v. Gagern sich in dem vorliegenden Buche wie in seiner Kritik des Völkerrechts mit Entschiedenheit gegen die im J. 1830. erfolgte Trennung des niederländischen Königreiches ausgesprochen hat. Es war dies gegen alle Verträge gewesen (I. 7. 15.), es war die Befürchtung ohne Grund, daſs Frankreich solche Zwangsmaaſsregeln geduldet haben würde (S. 418.), es hätten sich die andern Staaten durch England verleiten lassen, mit Protokollen in London zu spielen (S. 419 f.). Denn „die gröſste Schuld werfe ich auf England und auf seine Difficultirung der Sache. Ueber die Absichten und Nebenabsichten wage ich nicht zu entscheiden. Die Persönlichkeit Lord Palmerstons ist mir dabei die widerwärtigste, die des Herzogs von Wellington die unerklärlichste." Von Ludwig Philipp

Digitized by Google

eifst es (S. 416), dafs ihm die Erde unstreitig viel verdanke, und dafs er wenigstens in Frankreich die Probe gegeben habe, wie die Dinge mit solchen oder ähnlichen politischen Anstalten noch gehen können, was ir sonst an so vielen Ecken und Enden bezweifeln üfsten, Karl X. dagegen sei zu seiner Rolle ganz unschickt gewesen und habe sich in diese constitutiollen Formen nicht finden können.

Von den Deutschen, mit denen Hr. v. Gagern in ehrfache Berührung und geschäftliche Verbindung treten ist, nennen wir hier noch die Fürsten Metterch und Blücher. Mit dem letztern befand sich Hr. n Gagern im besten Vernehmen, er zollt seim „erlauchten Namen" volle Achtung, er nennt ihn inen stolzen Deutschen und Preufsen durch und rch" und bezeugt aus persönlicher Wissenschaft, fs dem Kaiser Alexander Blücher's Einmischen in Politik und der herbe Tadel in seinen Ausdrücken inahe als Aufruhr erschienen sei (I. 140—143.). In r Sache selbst war auch Gagern ganz auf Blücher's l Gneisenau's Seite. Ueber das Verhältnifs zwiien Blücher und Wellington berichtet der Verfasser 31—38. 70—81.) in mehrern Auszügen aus den peschen des letztern, die jedoch nicht von besonr Erheblichkeit sind. Die Freundlichkeiten, die ellington dem alten Helden sagt, gehören in die sse gewöhnlicher Höflichkeiten, und sein Bericht der Schlacht bei Waterloo ist zu allgemein, als s sich nach den Schilderungen eines Grolman und ffling etwas Neues lernen liefse. Am Schlusse läfst ellington dem preufsischen Heere grofse Gerechtigt widerfahren, erkennt die Wichtigkeit seines Beides zur Erringung so glänzender Erfolge an und eilt Bülow's entscheidender Bewegung die gebühde Ehre. Wenn man dies Zeugnifs aus dem Jahre 5. liest, begreift man um so weniger den bittern grundlosen Tadel der Preufsen, den der Herzog Jahre 1836. im britischen Parlamente ausgesproh hat. Des Fürsten Metternich Eigenheit und staatsnische Bedeutung hat Hr. v. Gagern hier, wie on früher (Bd. II. S. 83 f.) sehr wohl erkannt: „wir standen uns, sagt er, vorzüglich in der Bedeutung, Keiner von dem andern etwas Unedles erwar," ein Wort, das beide Männer gleichmäfsig ehrt, sich in Beziehung auf die deutschen Stände in Bundesstaaten „stark und diametral" schieden. „Ich sah es als ein Palladium des Bundessystems an, wie es einmal ist. Er sah ohne Zweifel Cohärenz und Contagion" (I. 101—106.).

Einen besondern und langen Abschnitt hinter den Beilagen des zweiten Theils (S. 200—284) hat der Verf. überschrieben: *Hr. Talleyrand und sein Verhältnifs zu den Deutschen* und dadurch frühere Mittheilungen im ersten Bande ergänzt, so wie einen Versuch zur Lösung einer Aufgabe gemacht, die für Jeden nur immer neue Schwierigkeiten und neue Reize offenbart. Denn um jetzt nicht von den Urtheilen der Memoirenschreiber zu sprechen, so braucht man nur Mignet's Gedächtnifsrede in dessen Vermischten Schriften und Varnhagen von Ense's in seinen Denkwürdigkeiten (III. 292 f.) enthaltene Schilderung mit dem Charakterbilde des Hrn. v. Gagern zu vergleichen, um sich von der Schwierigkeit eines Urtheils über Talleyrand zu überzeugen. Seine eignen Memoiren dürfen, wie der Verf. nach der glaubwürdigen Mittheilung der Nichte Talleyrand's, der Herzogin von Dino, versichert (S. 201), erst dreifsig Jahre nach seinem Tode (er starb im Mai 1838) gedruckt werden.

Wir wollen jetzt auf einige Hauptpuncte der Gagern'schen Charakteristik aufmerksam machen, die freilich auch oft, aber mitunter ganz ergötzlich, von der Sache abspringt und bald nach der Stiftung des Rheinbundes, bald nach dem Feldzuge des Jahrs 1807. und den sächsisch-polnischen Angelegenheiten hin ausweicht, dann wieder von Napoleon's Kriegslust und gigantischen Plänen spricht und sich sogar noch in der angenehmen Möglichkeit (S. 245) spiegelt, als habe Napoleon ein *imperator Romanorum* werden und wie Karl der Grofse über Frankreich und Deutschland herrschen können.

Dafs Talleyrand seine hohe Stellung für eine Goldgrube angesehen und sich Gefälligkeiten, nicht durch Dosen und Brillanten, sondern in baaren Summen habe vergelten lassen, wird unbedenklich zugegeben und die Thatsache bestätigt, dafs von Napoleon in Mainz ein sehr hochgestellter Fürst befragt sei, wieviel ihm Talleyrand gekostet habe (S. 205). Den andern gewöhnlichen Vorwurf, dafs Talleyrand so oft die politische Farbe gewechselt und namentlich gegen Napoleon undankbar gewesen sei, nennt Hr. v. Gagern ohne sittlichen Gehalt und Werth. Seine Landsleute sollen wissen, dafs Talleyrand stolzer Aristokrat und stolzer,

Digitized by Google

auf sich selbst vertrauender Politiker gewesen sei, im Uebrigen durch und durch Franzose. Er wollte seines Landes Ehre, Ruhm und relative Gröfse, dazu bot ihm Napoleon die Mittel, und so folgte er dessen Stern trotz des oft durchdringenden corsischen Eigenwillens, den er nicht immer glücklich bekämpfte, mit besonderer Unlust aber seit dem russisch-preufsischen Feldzuge im Sommer 1807. Von der Zeit an sollte Frieden auf der Erde sein, und seine Furcht vor Waffenentscheidung, sowie die Spaltung mit Napoleon nahmen zu, bis Talleyrand sich ganz von den Geschäften zurückzog. Was nun in diesen Blättern von Deutschland vorkömmt, bezieht sich vorzugsweise auf Oesterreich, denn diese Macht wollte Talleyrand ganz besonders geschont wissen; er war, wie Hr. v. Gagern zu dem Fürsten Metternich nach Talleyrand's Tode sagte (I. 102.), „ein eingefleischter Oesterreicher", gegen Preufsen hegte er dieselbe Abneigung wie die übrigen französischen Staatsmänner (I. 230.), von andern deutschen Ländern lesen wir nichts, was mit der Ueberschrift des Aufsatzes in Verbindung stände und vermögen also eben so wenig wie bisher darüber zu urtheilen, ob er von Deutschlands Nationalität besser und edler gedacht hatte, als fast alle französischen Staatsmänner und Feldherrn der Napoleonischen Zeit. Erinnern wir uns hierbei an die aus Talleyrand's Feder geflossene französische Staatsschrift vom 21. Sept. 1815. (Beilagen No. XVIII.) wegen der Abtretungen Frankreichs, an dies Muster sophistischer Diplomatik, so vermögen wir uns nicht davon zu überzeugen, dafs Talleyrand der Mann gewesen ist, durch den gerechte Ansprüche der Deutschen hätten erfüllt oder ihre Zukunft trotz der gerühmten Friedensliebe des französischen Ministers gesichert werden können.

Im Uebrigen enthält der Aufsatz ganz artige Dinge, allerhand Witzworte und Scherzreden, eine Anzahl Briefe an Gagern und Beweise einer einfachen, von Anmafsung freien Denkart. Die Briefe sind gut geschrieben, ja es läfst sich eine gewisse Anmuth und Herzlichkeit darin nicht verkennen, wie sie der echten Freundschaft, für die Talleyrand durchaus nicht ohne Gefühl war, eigen zu sein pflegen. So schreibt er im Jahre 1828.: *Quant au voeu particulier que vous formez, de me voir rentrer dans les affaires, tout ce je puis vous dire, mon cher Gagern, c'est que sincèrement je n'y pense pas; et que si l'on me croyait encore une fois bon à quelque chose, je croirais devoir me sacrifier; mais ce serait bien inutilement, car je ne parle pas la langue actuelle, je ne la sais pas, et les efforts, qui auraient pour but, comme par le passé, le bonheur et la dignité de la France, ont aujourd'hui besoin de ménagemens autres que ceux que j'emploie* (II. 273.). Dann am 20. April 1835: *J'ai souvent remercié la fortune de m'avoir donné un contemporain tel que vous qui m'avez mieux compris que personne et qui avez bien voulu en aider d'autres à me mieux comprendre.* (*II.* 277.). In demselben Briefe finden sich auch einige Mittheilungen über seine Thätigkeit bei der Londoner Conferenz, er erklärt darin unter andern, sein Bestreben sei gewesen, England enger mit Frankreich zu verbinden, der Julius-Revolution das Bürgerrecht in Europa (*le droit de la bourgeoisie en Europe*) zu verschaffen, und die Welt über jenes System einer aufwieglerischen Propaganda zu beruhigen, das man von Frankreich aus gefürchtet habe.

Endlich geschieht auch der religiösen Gesinnungen Talleyrand's mehrfache Erwähnung. Herr v. Gagern bezeugt, nie ein Wort des Spottes über religiöse Dinge aus seinem Munde gehört zu haben, eben so wenig sei durch ihn seiner Umgebung irgend ein Aergernifs gegeben worden. Ueber die Hergänge vor seinem Tode empfangen wir (S. 280. ff.) Nachrichten aus den mündlichen Erzählungen der Frau von Dino. Manche Verhandlungen hatten stattgefunden, ihn mit der Kirche auszusöhnen, eine schriftliche Eingabe war von Frau von Dino verfafst, in Rom gut geheifsen, fehlte noch Talleyrand's Unterschrift. In der letzten schweren Krankheit verschob er dies von Stunde zu Stunde, endlich, da die Hoffnung seiner Herstellung sank, rief er mit starker Stimme: *demain matin à dix heures.* Auf die Erklärung der Aerzte, er könne diese Stunde nicht mehr erreichen, kam man also mitten in der Nacht. Er aber mit Stentorstimme: *est-il dix heures?* — „nein noch nicht!" — *A dix heures!* — Jedoch gegen vier Uhr war er schon nicht mehr am Leben (S. 282.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

lein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Schlufs.)

Zur Geschichte des zweiten Pariser Friedens gehören auch die Wegführungen der gegen alles Recht ch Paris gebrachten Kunstwerke. Hr. von Gagern te den Auftrag von seiner Regierung, die holländiien Gelehrten, welche die Zurückgabe der geraubGemälde, Kunstwerke und Sammlungen besorgen ten, zu unterstützen, sah sich aber selbst bei der derspenstigkeit der Pariser Behörden genöthigt, llington's Hülfe zu suchen. Bekanntlich war derie zuerst sehr geneigt, einen Ausdruck der Capition von Paris zu Gunsten der Franzosen zu deubesann sich aber doch nach Blücher's energischem derspruch eines Bessern, und erklärte dem Hrn. Gagern: *tout ce qui appartient au roi, il doit r* (S. 266.). So erhielten die Abgeordneten Alles, sie forderten, und Hr. v. Gagern meint gar nicht Grund, dafs die Engländer sich hierin so willig gegen Holland bewiesen hätten, um dafür Ans verweigern zu können. In den Briefen aus den aten September und October (No. 31 — 42.) ist Verlauf dieser Angelegenheit neben den politischen andlungen enthalten.

Da nun unser Bericht den Denkwürdigkeiten eines das Beste unterrichteten Zeitgenossen gewidmet so möge es uns auch erlaubt sein, unsere Verlerung auszusprechen, dafs derselbe die unter Namen der *Mémoires tirés d'un homme d'état* beten Denkwürdigkeiten (I. 159.) ohne Weiteres Fürsten Hardenberg zuschreibt. Ja, Hr. v. Gageht noch weiter, und hält es für ganz glaublich, dafs Vieles in den ersten Theilen den Papieren des Fürsten durch seinen Leibarzt Koreff entnommen sei. Nun wissen wir wohl, dafs bald nachdem jenes Buch erschienen war, wundersame Geschichten umhergingen, auf welche Weise durch unredliche Leute und Personen, denen der Fürst geglaubt hätte, sein Vertrauen schenken zu können, die Hardenberg'schen Papiere veruntreut worden wären. Aber eine solche Beschuldigung auf einen noch lebenden Mann zu wälzen, der sich der besondern Zuneigung des Staatskanzlers zu erfreuen gehabt hat, und der eine Mittheilung aus den ächten Denkwürdigkeiten doch nur unbefugt und widerrechtlich hätte machen können, erscheint uns doch als ein etwas keckes Verfahren. Ueberdiefs haben Varnhagen von Ense (Zur Geschichtschreib. und Literatur S. 387 — 400.) und Ranke (Historisch-Politische Zeitschrift II. 1. S. 52 — 63.) die höchst geringe Ausbeute, welche diese sogenannten Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten geben, auf das Genügendste dargethan und in Schöll's Biographie im achten Bande des Neuen Nekrologs der Deutschen ist der Pariser Ursprung dieser Compilation durch Alphons von Beauchamp (andere nennen einen Grafen d'Alonville) hinlänglich nachgewiesen worden.

Aus dem Schlufscapitel haben wir bereits Einiges beigebracht, das sich durch Schärfe der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils auszeichnet. Aufserdem enthält es eine bunte Reihe aphoristischer Betrachtungen über die politischen Erscheinungen in der jetzigen Welt, über die ungemessenen Ansprüche neuerer Franzosen an Deutschland, über Absolutismus und Constitutionen, über deutsche Verfassungen, über kirchliche Spaltungen und über zwei Lieblingsstoffe des Verf.'s, über deutsche Auswanderungen und über die dereinstige Einigkeit der Confessionen — alles Beweise, dafs die rüstige Kraft und der heitere Muth

Digitized by Google

des bald achtzigjährigen Greises ihm die Gegenwart fortwährend nahe gehalten haben. Denn selten nur bricht der Unmuth des Alters und die Klage über verwandelte Zustände hervor, und wenn er schon die Vergangenheit als seine Göttin ehrt, so wird doch die Frische seiner Ansichten ihn auch der Jugend lieb machen. Sie mufs den Mann achten, der mit so inniger Zuneigung für das deutsche Vaterland den Mitlebenden seine Denkblätter überliefert, und ungescheut manches Wort gesagt hat, das Lob oder Tadel von Betheiligten aufreizen wird.

K. G. Jacob.

LXV.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller, der Philosophie und beider Rechte Doctor, öffentlichem ordentlichem Professor des Staatsrechts an der Hochschule zu Würzburg. Mainz, 1844.

Der Herr Professor Müller hat sich auf einen äufseren Anlafs seit vorigem Winter in geschichtliche Forschungen wieder vertieft, denen er, um des entlegenen Berufes willen, seit Jahren entsagt hatte. Er glaubte bei der Untersuchung über einen einzelnen Gegenstand im Gebiete der deutschen Geschichte gefunden zu haben, *dafs die Deutschheit des germanischen Volks zweifelhaft sei*, und die einmal gefundene Spur verfolgend, überzeugte er sich bald, dafs die eigentlich deutsche Geschichte erst mit den Gothen und Hunnen beginne, das grofse germanische Volk aber keltischen Stammes sei.

Dies grofse Ergebnifs verbunden mit der Erwägung, „dafs statt unser jetzt in das Erbe des germanischen Ruhmes das irische Volk eintritt und das Volk der Schotten", sowie auch ein anderer Trost, dafs „das, was wir am *Stamme* verloren, wir am *Boden* wieder gewinnen sollten, indem das nördliche Europa, zumal Deutschland, Frankreich und Britannien, ein verlorener Winkel der Erde bisher für die ältesten Zeiten, nun mit dem höchsten urgeschichtlichen und auch classischen Glanze bekleidet wird": — dies Alles bewog ihn, einige Stunden, die er der seinen Berufsgeschäften gewidmeten Zeit abmüfsigen konnte, zu benutzen, um in einer, im Verhältnisse zu der Wichtigkeit und dem Umfange des behandelten Gegenstandes freilich sehr kurzen Zeit in einer auf die Stärke von 33 Bogen angewachsenen und mit vielen gelehrten Citaten geschmückten Schrift den zweiten Theil seiner grofsen Entdeckungen zur öffentlichen Kunde zu bringen. „Wie", nach seiner Meinung, „hinter dem Bilde der deutschen Geschichte die der keltischen Vorzeit, durch jenes gleichsam überwacht, erspäht werden mag": so hatte sich ihm, „verdeckt von dem keltischen Wesen, ein *grofses nordisches Griechenthum* enthüllt, von welchem das südliche Hellas nur eine kleine Ausströmung sei, eine durch die Schicksale erst der späteren Zeiten begünstigte Siedelung."

Was so ihm sich enthüllt hatte, wollte er nicht länger als Mysterium bei sich behalten. Warum er indefs mit dem ersten Theile seiner Entdeckungen in Rückhalt geblieben ist, dies erhellt nicht ganz klar aus den an seinen Freund Ludwig gerichteten Worten in der Widmung der Schrift. Fast sollte man glauben, es wäre geschehen, weil ihm ein Freund den Rath gegeben habe, „lieber nie ein Wort davon zu sprechen, so lange er nicht auch mit den vollen Beweisen hervortreten könne. Alles würde sich dagegen auflehnen, Niemand ihm Glauben schenken; nicht der Stammesstolz allein sei dadurch verletzt, mehr noch empöre sich das Ehrgefühl des menschlichen Geistes gegen die Behauptung, dafs alle die gebildetsten Völker des neueren Europa ihre ganze Geschichte bis nur auf einen Irrthum gegründet hätten." (S. VI.) Diese Bedenken schienen indefs dem Herrn Verfasser nicht entscheidend. Der eigentliche Grund des Schweigens in Rücksicht auf den ersten Theil der Entdeckungen scheint vielmehr in den Schlufsworten der schon erwähnten Widmung angedeutet zu sein. Es heifst in denselben: — „Wenn wir, was freilich sehr schwer ist, mit voller Freiheit das Bild der heidnischen Anschauung und Ueberlieferung in uns entfaltet haben, dann erst lafs uns den Blick zurückwenden zu den goldenen Buchstaben der heiligen Schrift. Nicht den kleinsten Zug derselben wollen wir kränken; wie oft wenn die heidnische Ueberlieferung erst den wahren Sinn von Moses Worten uns aufschlösse, und das Unverständlichste selbst, das Meistbestrittene (ich meine die Oertlichkeit des Paradieses) in das Licht der einfachsten Thatsache stellte?!"

Digitized by Google

Die Oertlichkeit vom Elysium, vom Orkos und om Tartaros glaubt Hr. Müller allerdings klar, deutch und bestimmt nachgewiesen zu haben. Man sieht lso schon hieraus, was für grofse Umwälzungen nach en zu Tage geförderten neuen Ergebnissen in dem lebiete der urgeschichtlichen Wissenschaften bevorehen. Die Stellung des Hrn. Prof. Müller zur heugen Wissenschaft könnte mit der des Eubemeros zu iner Zeit verglichen werden. Dieser belehrte beinntlich nach seiner Rückkehr von einer grofsen Reise ich dem Osten die Hellenen darüber, dafs ihre ganze oesie und ihre Religion bisher in einem grofsen Irrume gewurzelt hätten. Sie hätten bisher die olymschen Götter als geistig-lebendige Mächte verehrt; aber habe jetzt sicher erfahren, dafs es gestorbene enschen wären. So auch zeigt uns, nachdem er ilich nur eine kurze Reise durch das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaften gemacht hat, Hr. iller, dafs das, was uns bisher nur als im Bewufstin der Hellenen bestehende mythische Anschauungen golten hat, fern im Westen örtlich auf der Erde zu hen sei.

Er beginnt seine Betrachtungen mit der Hinweig auf die Kimmerier am Ende des Okeanusstros (S. 3), und stellt dann die Behauptung auf, dafs Odyssee nach Seemährchen abgefafst worden, die ifstentheils nicht hellenischen, sondern ausländischen sprungs gewesen wären. Zum Beweise dieser Beiptung beruft er sich (S. 5—10) auf Vofs und lcker, von denen jener die Beschränktheit der geophischen Kenntnisse Homers, dieser aber nachgesen habe, dafs Odysseus nach Homer im atlantien Meere herumgeirrt und die Irrfahrt dort eine te geographische Grundlage habe. Diese Grunde zu entdecken wäre die Aufgabe der heutigen . Zur Lösung dieser Aufgabe wird fortgeschrit- zu Betrachtungen über den Okeanos und diese den (S. 15) an die Worte Homers angeknüpft, h welchen Okeanos aller Götter Ursprung genannt l. Um nun zu erfahren, wohin dieser Ursprung der ter auf Erden seiner Oertlichkeit nach zu versetsei, werden weitläuftige Untersuchungen angelt. Es richtet sich die Forschung darauf, das Ende Okeanos zu finden: „denn die Stelle, wo der Okeaendete, wo er in Felsen hauste, wo er den Umbegann und schlofs, wo nicht minder die Sonne und der Tag und die Nacht den himmlischen Umlauf eröffneten und schlossen, die Stelle, wo zugleich der Erde Wurzel, Anfang, Ende war, und nicht minder des Meeres, des Tartaros, ja des Himmels: dieselbe Stelle war der Götter Heimath, war der ältesten hellenischen Vorstellung nach der Schauplatz der gröfsten mythischen Begebnisse" (S. 41).

Nach Erwägung der Sache von ihrer mythischen Seite wird zuerst das Ergebnifs zu Tage gefördert, „dafs des Okeanos Enden in der ältesten Mythe zusammengefallen mit den Marken der Erde, mit dem Eingange in den Tartaros, mit dem Aufgang und Untergang des Helios, mit der Todesstätte des Phaeton, dem Strome Eridanos, mit der Ueberfahrt zu den Felssäulen des Atlas, des Prometheus, zur Insel Erytheia, zu den seligen Eilanden und zu dem Himmelssteig" (S. 55).

Es bleibt hiernach nur übrig, die Oertlichkeit dieses Hauptpunctes der Erde, wohin die Mythe dies Alles versetzt, zu erforschen, und dabei wird denn (S. 57) die Stelle des Herodot herangezogen, in welcher er von dem in das nördliche Meer mündenden Flufs Eridanus spricht, durch welchen der Bernstein den Hellenen zugeführt werde. Besonders wird dabei das hervorgehoben, dafs Herodot an der nämlichen Stelle sage, es sei sicher, dafs das Zinn und der Bernstein den Hellenen aus den äufsersten Gegenden des westlichen Europa zugeführt werde. Diese Aussage des Herodot wird (S. 59) erläutert durch das, was Timäos bei Diodor aus Pytheas über den Handelsweg, auf welchem Bernstein und Zinn den Griechen zugeführt würde, berichtet. Es wird Bononia am britischen Sunde als der Ort bezeichnet, von wo aus Zinn und Bernstein nach dem Süden geführt worden wäre. An den Küsten des britischen Sundes, wo der Eridanos, der Rhein, den Zinneilanden gegenüber mündet, wird somit das Ende der Erde, welches mit den Enden des Okeanos zusammenfällt, gefunden. Zugleich auch wird die Gelegenheit ergriffen, auf die etymologische Erläuterung des Wortes „Rhein" hinzuweisen. Dieselbe wird später (S. 288) in folgenden Worten gegeben: — „Der Lichtgott Eridanus, Helios erscheint uns auch als Rhenos, als Bicornius, als Rhenos Bicornis; darin finde ich den göttlichen ρην, ἀῤῥήν, den Widder, ἀμνός, Ammon."

Nachdem das Ende der Erde und des Okeanos ge-

Digitized by Google

funden ist, wird (S. 82) gesagt: „Wenn wir aber alle Schulvorurtheile abwerfen, und ausgerüstet mit der bereits gewonnenen Kenntnifs der Dinge, um das Ende des Okeanos, die Quellen befragen, so finden wir grade in dieser Gegend Aethiopen." Weiter heifst es (S. 66): — „Wo der Götter Ursprung, wo ihr liebstes Erdenland, da ist begreiflich auch der Sitz des Oberpriesterthums, die höchste Blüthe heiliger Wissenschaft, also auch der Dichtkunst, der Sternkunde. Der Sänger der Dido besingt den Mond- und Sonnenlauf, den Ursprung der Dinge, der Menschheit, der Thiere, des Regens, des Feuers, die Gestirne; und von wem entnahm er diese Weisheit? wer war Meister seiner Schule? maxumus Atlas; dieser grofse Atlas hat die Sphäre erfunden, er ist nach Virgil und Plinius ein *sternkundiger* König, als einen der ältesten Philosophen nennt ihn Diogenes Laertius." Der Atlas aber wird als „Tragsäule in der Felswand jenseits des Okeanos, an den Marken der Erde und des Himmels" gefunden (S. 112.). Denn „dafs nach uralter Vorstellung der Himmel auf Säulen ruhte, dafs Atlas die Säulen, oder, anders aufgefafst, unmittelbar den Himmel trug: daraus schon, wie jeder leicht zugiebt, läfst sich entnehmen, dafs Atlas der Fufs, der Boden der Bergwand, oder die Bergwand selbst sei, auf welcher der Himmel ruhte. Da aber Atlas am grofsen nordwestlichen Sunde des Oceans stand, im Angesicht des Gebietes der Unterwelt, so folgt unabwandelbar: die Felswand der britischen Küste ist der alte Atlas" (S. 111. 112). Wie aber Virgil in der neu entdeckten Welt Britanniens die Säulen des Atlas findet, so erkennt Horaz eben so hier Elysion (S. 87). „Nur ist wohl zu merken, dafs, da man Britannien betrat, man unmöglich, der damals wilden Wirklichkeit gegenüber, Elysion selbst schon zu sehen glaubte; man wufste nur, dafs es hier irgend zu suchen sei. Selbst von Cäsar erzählte man, er habe dahin einen Ausflug gemacht auf einem Dreiruderer mit hundert Begleitern, und entzückt durch die Schönheit des Elysiums, habe er nicht mehr heimkehren wollen. Man könnte an das grüne Irland denken." So meint Hr. Prof. Müller und bezeichnet dagegen den öden Felsen, wo wir uns Prometheus gefesselt denken müfsten, als den grausen Gipfel jenes Kreidewalles, „wo uns der gröfste Dichter der neueren Zeit zwischen Kräh'n und Dohlen den Armen (Lear) zeigt, der kletternd Fenchel sammelt" (S. 122. 123).

Das soll gewifs sein und auch durch Stellen, die Grimm (D. M. S. 791—795 2te Ausgabe) in Rücksicht auf mythische Vorstellungen über der Seele Ueberfahrt nach Britia beibringt, noch bestimmter erhärtet werden, dafs der Kanal die Todespforte, das Thor der Unterwelt sei, und dafs Britannien gegenüber vom Sunde umzäunt das Gebiet des Tartaros liege (S. 105. 106). Hierhin sind auch die Säulen des Herkules zu versetzen und „der Irrthum, welcher zur Schullehre geworden, und darum schwer zu bekämpfen ist, hat dennoch die Wahrheit nur halb verdeckt" (S. 116). Denn es bleiben uns des *Kronos* Säulen, des *Briareos Säulen*, und aufser diesen, die eben die Säulen *des alten Atlas* und die *britischen Felswand* sind, giebt es keine Säulen des Herakles (S. 116. 117). Demnach müfste denn auch wohl der Fels, wo Prometheus angeschmiedet der Befreiung durch den Herakles harrte, in einem näheren Zusammenhange mit den Säulen dieses Helden stehen. Aber ob nicht in dieser Rücksicht der zähe Widerstand allverbreiteter Meinungen gegen das Neugefundene (Vergl. S. 114) dem Wahrheitsfreunde entgegentreten werde, mag dahingestellt bleiben. Merkwürdig freilich ist es, dafs sich Erinnerungen daran, dafs Herkules wirklich in Britannien gewesen sei, in uralten Volkssagen erhalten haben sollen. „Eine alte Lebensbeschreibung des ersten Bischofs von Dorkynia (Dorchester), der dem Anfange des siebenten Jahrhunderts angehört, weiset noch, dafs Herkules der Tirynthier in Britanien seine Feinde besiegt habe, und in dem Gedichte eines Cornelius (um 1200?) hallt dieselbe Sage wieder" (S. 140). Aber hiergegen werden die Männer der Sache einwenden, dafs der Verf. der Lebensbeschreibung des Bischofs von Dorkynia mit den Mythen der Hellenen bekannt gewesen wäre, und dafs er das, worauf er sich beziehe, eben daher und nicht aus der keltischen Sage genommen habe. Besonders wird ihnen die Erwähnung des Tirynthiers und die Zusammenstellung mit Alexander dem Makedonier auffallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

as nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller.

(Fortsetzung.)

Durch dergleichen wird jedoch Hr. Müller schwer- n in seinen Ueberzeugungen sich irre machen lassen. wird Einwendungen machen und solche vielleicht irgend einer Weise hernehmen aus dem, was er 149) in folgenden Worten sagt: — „Nachdem wir kannt, dafs alle Benennungen der Druiden namentn Druidae und Drusidae selbst, dann Saronides, mnothei, Bardi, Euhages und Parasiti auf griechien Ursprung hinweisen: können wir des Zeugnisses sars für den *britischen Ursprung des Druidenthums* nt gedenken, ohne schon aus dieser einzigen Beobtung eine starke Vermuthung zu schöpfen, dafs in ältesten Zeiten, vor dem Einbruch der Barbaren, echen in Britannien gewohnt haben." Hr. Müller eut sich zwar, „weil schwach gerüstet" (S. 157), vorzudringen in die dunkelsten Gebiete des Alterns; dafs aber im Druidenthum der gröfste Nachlafs riechischer Priesterherrschaft vorliege, scheint ihm . „Die Mischung," meint er (S. 157), „und die igen Umwälzungen, die der Norden erlitt, brachten ssen das Druidenthum des Festlandes in Abnahme. emischt griechische Stämme, in britischen Gebirgeborgen, bildeten dann den grofsen Heerd der lischen Bildung, welchem Alle zuströmten. Aus en letzten Griechen des Nordens ging", wie ihn kt, „auch die christliche Kirche Irlands hervor, die griechische war; die Druiden wurden Mönche, die skotischen Mönche retteten den Schatz nordchischer Bildung." — Obgleich der Hr. Prof. sich ehalten mufs, diese Dinge besonderer gründlicher schung zu unterwerfen, so glaubt er doch, vorläufig elne Andeutungen zur näheren Begründung der Annahme eines griechischen Druidenthums nicht ohne Nutzen in dem vorliegenden Werke niederlegen zu dürfen. Der Berichterstatter mufs bedauern, bei dem vielen Merkwürdigen, worauf Andeutungen hier seinerseits noch zu geben sind, den Leser, für den jene einzelnen Andeutungen von Bedeutung sein könnten, auf das Werk selbst verweisen zu müssen. Dieser wird dann unter anderem Nützlichen auch, wenn er es nicht schon wissen sollte (S. 149. 150), erfahren, dafs die Druiden, von denen die skotischen Mönche herstammen sollen, aufser vielen Freiheiten das Recht genossen hätten, „ein Haupt" zu wählen „(einen Papst) von höchstem Ansehn und Gewicht," und dafs ihnen aufserdem noch vergönnt gewesen wäre, „den Widerspänstigen in Bann zu thun (die schwerste Strafe, voller rechtlicher Tod für Kirche und Reich)."

Dort, wo jene Druiden weilten, war Elysium in der Nähe des Tartaros (S. 47. 87. 105. 120. 123. 286. 287); es war dort das Land der Seligen (S. 314); Atlantis ist dort wiedergefunden (S. 481) und das Land der Hyperboräer, demnächst aber auch das der kimmerischen Nachtmenschen, die den Tag nicht schauten, das der Kyklopen und das des Geschlechtes der Titanen oder der Teutonen (S. 3. 142. 281. 331. 422. 423); denn die Titanen waren nichts anders als griechisch redende Teutonen (S. 265. 276. 417). Aus jener nordwestlichen Gegend der Erde aber, von wo her die Götter ausgezogen sind, und woher Wissenschaft und Oberpriesterthum stammen, sind auch alle Völker, die Spuren einer höheren Geistesbildung in der Geschichte hinterlassen haben, hergekommen. Von den Aethiopiern hätten es Virgil (Aen. IV. 480 sq.) und Homer (Il. I. 423 sqq.) bezeugt, dafs sie im Nordwesten gewohnt hätten (S. 62 vergl. S. 208). Seneca, der eine genaue Kunde der nordischen Verhältnisse besessen hätte, soll auch von der Beziehung der Perser zum fernen Westen unterrichtet gewesen sein (S. 160).

Digitized by Google

Denn er hat davon gesungen, dafs die Perserstämme die Gewässer der Elbe und des Rheins gekostet hätten. Ueber die Beziehung der Afrikaner zu den Briten heifst es (S. 209. 213): — „Nach dem Etymologicum magnum ist Keltos ein Sohn des Herakles und der Κηλτώ, Kelto aber die Tochter des Britanus. Wie aber Kelto sich dem Lichtgotte vermählt, so ist den *Doriern* Brito selbst Lichtgöttin (Βριτώ und Βριτόμαρτις Artemis); anders aufgefafst aber ist sie, wie Kelto, nur eine Nymphe." — „Die Aphrogeneia ist die Sundgeborne, daher sie auch einfach Aphro, (Ἀφρώ = Βριτω = Κηλτώ) und im Etrurischen Frutis heifst, Venus mater." — „Wenn nun Aphros, Afrus der schäumende, brandende Sund ist, (wenn Afro = Kelto), so ist die älteste terra Africa = Keltica, am Sunde; die britischen Quellen kennen *nordische Africani*, mit deren Hilfe die Angeln die Briten besiegt haben, welche sogar einen Führer Breas haben. Ich weifs nicht, ob ich wagen darf, mich auf Propertius zu berufen, der für Boreas Afrikus sagt:"

„*Africus in glaciem frigore nectat aquas.*"

„Freilich möchte einem leicht schwindeln, wenn die Weltpole sich gänzlich verschieben."

Wenn hiernach Hr. Müller selbst kaum im Stande ist, bei der Fülle der Offenbarungen, die sich ihm aufdrängen, eines Schwindels sich zu erwehren, wie werden es die Männer der alten klassischen Schule vermögen, wenn sie erfahren, dafs beides Urphrygien, wie Urägypten in Irland zu suchen wären. In Rücksicht auf Aegypten heifst es (S. 458): — „Sehr befremdend ist freilich die Behauptung, dafs Aegypten seine Heiligthümer, auch die fernsten — namentlich ist derselbe Ammon auch in *Meroe!* — von dem Sunde des Oceans empfangen habe. Dafs Phönicier in uralten Zeiten ihr Wesen nach Irland verpflanzt haben möchten, das ist jedem längst ein geläufiger Gedanke geworden. Aber Thorheit scheint leicht die Annahme einer so innigen Verbindung von Nord und Süd, sobald dabei die Richtung der Bewegung verkehrt wird. Dennoch hoffe ich, dafs, was ich aufstelle, die Behauptung des Zuges der nysischen Heiligthümer von Irland nach Afrika, viel weniger verwegen erscheinen wird, wenn man die Nachrichten über die *Urgeschichte Afrikas* in Erwägung zieht, welche Sallust (Bell. Jugurth. c. 18. 19.) mit Hinweisung auf einheimische, ohne Zweifel karthagische Quellen uns überliefert hat."

Nachdem S. 436 — 438 der Nachweis versucht worden, dafs Ogygia die Insel sei, wo Saturn schläft, und dann auch verwiesen worden ist auf die Steinkammern der Gräber nordischer Vorzeit, wird noch hinzugefügt: „Wenn der Gott im Todesschlafe auf der Insel Ogygia ruhte, so möchte man fast glauben, dafs der Name Ὠγυγία, der auch Ὀγυία geschrieben werden mochte von Ὠ und γυία, γυα gebildet sei und Jammerland bedeute." — — „Wichtiger, als diese dunkeln Namensbezüge, ist der Umstand, dafs der Name Ogygia wieder in Hellas und in Aegypten auftaucht." — — — „Wie bedeutend sind diese Ergebnisse für den nordischen Ursprung der ägyptischen Heiligthümer! Gründer von Thebe, der grofsen Stadt des Amun, heifst sonst Osiris; also Ogyges ist Osiris. Ogyges, der den Dienst der Demeter und des Dionysos brachte, ist kein anderer, als Dionysus — Osiris selbst, und in ältester Zeit war *Ogygia* das nordische *Irland.* Höchst merkwürdig endlich ist die Wahrnahme, dafs nach Josephus Zeugnifs der Altar Abrahams im *Haine Mamre* unter der *Eiche Ogyges* errichtet worden, welche seit Erschaffung der Welt gestanden habe. Also auch hier unser Lichtgott Helios, Hebros in Mamre, quae est in *Hebron!* Abraham erkannte in der Lichtsäule (Dionysos) des Nordens in dem Baume, δένδρον = δρῦς (Dionysos), in der Urkraft, ῥώμη, robur, seinen Jehova! Auch er ehrte als Sinnbild des Lichtgottes die Eiche (δρῦς), auch er war *Druide.*"

Nach solchen neuen Entdeckungen darf es nicht auffallen, dafs auch (S. 238. 239) uralte Beziehungen zwischen Indien und Irland aufgesucht werden, und dafs auch in Rücksicht hierauf eine Nachricht aus Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrg. 1[illegible] n. 62.) herbeigezogen wird. In der mitgetheilten Stelle heifst es: — „Bei den Braminen in Benares ist eine Handschrift, enthaltend eine Beschreibung der britischen Insel und aus den Zeiten vor Cäsar herrührend, aufgefunden worden. Britannien wird darin mit einem Namen genannt, der gleichbedeutend mit „[illegible] Land" ist; die Themse, Isis und andere Flüsse führen ähnliche Benennungen, und Stonehenge wird ein grofser „Hindutempel geschildert."

Die fernere Untersuchung über diesen zur Sprache gebrachten Gegenstand läfst Hr. Müller indefs [illegible] dagegen stellt er (S. 242) als gewifs die Behauptung

Digitized by Google

if: „*Die Phrygier sind Britten*, sind Iren, Kelten
hre Priester der grofsen Mutter hiefsen Galli sowohl,
ie Phryges; der göttliche Flufs Gallus wie der Flufs
ryx und Phrygius trägt den Namen des Lichtgottes);
ese Phryger sind Griechen: also die ältesten Britten,
n, Kelten, die Briganten namentlich, sind Griechen."
„Die kretischen Mythen", nämlich (S. 239), „der
etische Glaube stammen aus Phrygien; die Phryger
d die Briganten des Nordens." — „Dafs der kreti-
e Rhadamantos die Inseln der Seligen bewohnt hat,
hrend Minos den Tartaros besafs, wie begreiflich
das nun. Nur der britische Sund trennte die
üder."

Mit den Phrygiern sollen diese Mythen nebst an-
en aus Britannien nach Kreta gewandert sein. „Die
rygier hiefsen, als sie vom Norden her in ihre neuen
ohnsitze eindrangen, Bryges, Brygi, Briges, Breges;
hiefsen aber auch Brekyntes, Berekyntier; Bryx und
kyns sind nach Hesychius gleicher Bedeutung. In
rygia ist also unsere Bregia, Brigia des Nordens wie-
gefunden, und die volle Form Berekyns erklärt auch
Schwanken zwischen Breg und Berg; Brekyn aber ist
gas. Man kann also nicht läugnen: die Briges, Bri-
ter des Nordens führen gleichen Namen mit den Bri-
, Phryges, Berekyntes des Südens" (S. 229). Von den
ygern oder Brygern wird erwähnt, dafs sie ge-
nt hätten am schneeigen Bermios, wo die fabelhaf-
Rosengärten lagen, in denen der weise Seilenos
wandelnd gefangen wurde. Dieser Sage wegen kann
Hr. Prof. nicht anders „helfen", als „Bacchos,
enos mit dem Esel und Midas mit den Eselsohren
Britannien heimziehen zu lassen."

Der eigentliche Ursitz des Dionysosdienstes soll
Westen sein (S. 237) und hier auch der Flufs Sa-
(die Sambre) in der Nähe des Tartaros sich fin-
in welchen Bacchos hinabstieg (S. 230). Von
n Gegenden her, „aus Hesperien, dem fernen
stlande, kommen diejenigen, welche Troja und
othrake gegründet haben. Sie nannten sich Oe-
. Das hat Virgil (Aen. VII. 205 ff.) aus Samo-
kischen Nachrichten geschöpft (S. 256). Weiter
t es (S. 357): „Was die Sage von Oenotros bis-
verdächtigte, dafs sein Name nämlich in arkadi-
n Sagen lebte: das mag uns nicht irren; denn in
dien (= Orkadien) waren nicht blofs die Esel
gisch, brigantisch. Orkadier und Dardaner waren
gleichen Ursprungs." (Vergl. S. 264.) Aber nicht blofs Trojaner und Samothraker stammen von den Griechen des Westens her; die Rhodier sind von den Ufern irgend eines Flusses Rhodanus, dessen Namens es mehrere Flüsse im Westen und auch jenseits des britischen Sundes als Rhodon giebt, gekommen, die Lindier aber aus Lindesia, dem heutigen Gebiete von Lincoln in Britannien (S. 252). Die Umbrier sind Gallier, nicht aber jüngere barbarische, sondern ältere griechische (S. 255). Die Hetrusker sind Agathyrsen und zugleich auch kaledonische Picten (S. 259). Die Latiner stammen aus Albion=Atlantis=Latium. „Dafs Latinos im Norden heimisch, ebenso wie Sabinos und Albanos, das bezeugen auch (neben Sabiniacum Savigny, Albiniacum Aubigny) unsere Orte Latiniacum, Lagny, Lessenich" (S. 263). Vor allem aber ist das wichtig, dafs London und Paris in der fernen Urzeit nordgriechische Städte gewesen sind.

Dem Beweise für diese Behauptung wird als zwölfter ein eigener Abschnitt gewidmet. Derselbe beginnt mit folgenden Worten: „Unsere Forschung umkreiste bisher in mannigfachen Windungen, als ob sie es zu betreten scheute, das finstere Gebiet des Hades, und es wäre wohl Zeit, dafs auch in diese Räume der Strahl der Wahrheit eindränge, wie einst Phoebos den Vater der Götter bedroht, dafs er nun sein Licht leuchten lassen werde den armen Nachbarn in den Klüften des Tartaros. Aber ich mag von den westlicheren, den brittischen und gallischen Gebieten nicht scheiden, ehe ich den gröfsten Städten derselben, die auch die gröfsten Städte der Welt sind, durch den Nachweis altgriechischen Ursprunges und inniger Verwandtschaft eine Huldigung dargebracht habe."

„Das Dasein nordischer Trojaner oder Dardaner war unbekannt, als man im mittleren Europa, in Oberitalien, in Hispanien, in Gallien, ja in Germanien sogar die Ueberlieferung trojanischer Herkunft vernahm. Die Deutung der Sage auf die asiatische Troja war der erste unvermeidliche Mifsgriff, der zweite die Verwerfung der ganzen Sage, wo sie, auf die östliche Troja bezogen, vor besonnener Prüfung nicht bestehen mochte. Diese Mifsgriffe standen bisher der Würdigung uralter Ueberlieferungen im Wege, gemäfs welchen die Hauptstadt Frankreichs, ebenso gut wie die asiatische Troja, von Nordtroja aus gegründet worden, gemäfs welchen also, wie sehr es auch befremdet, *Pa-*

Digitized by Google

ris für eine *Tochter Londons* zu halten ist. *Durch dreiundzwanzigtausend ausgewanderte Trojaner wurde Paris gegründet.* So bezeugt der königliche Leibarzt Rigordus um das Jahr 1210; freilich ein neues Zeugnifs, aber darum nicht im Mindesten unglaublich. Wie möchte eine solche Nachricht erfunden werden?" — „Und was hätte irgend einen Menschen bestimmen können, eine solche Thatsache zu erlügen? Machen wir denn auch hier wieder mit dem Glauben den Anfang! Die Pariser also Trojaner? Im Mittelalter verstand man, in Britannien wenigstens, unter Troja London; und woher haben die Pariser jener Zeit ihre Bildung erhalten? Bekanntlich ganz und gar von den Britten. Die brittischen Mönche brachten das Erbtheil der Druiden auch nach Frankreich, namentlich nach Paris. Kaum zu zweifeln ist, von den Britten aus druidischen, bardischen Quellen ist jene Nachricht nach Galliens Hauptstadt gedrungen."

Zur näheren Begründung dieser Behauptung hält sich der Hr. Verf. zunächst an den Namen des Flusses Tamisis (S. 294. 295). Er weist auf ein lateinisches Gedicht des Mittelalters hin, in welchem die Vermählung des Isis mit der Tama unter dem Bilde der Stromvereinigung zur Tamisis besungen wird. In den am Hauptarme des genannten Flusses belegenen Rollerichstones findet er die Ueberreste eines alten Sonnentempels, der dem Roderich, dem Rosenkönige, der wieder an den Midas mit seinen Rosengärten erinnert, gewidmet gewesen sein soll. Dieser Roderich ist aber auch wieder der Gott Isis, der an mehreren Flüssen in Gallien und in Germanien, wie an der Isara und an der Wisurgis und auch im Donaugebiet aufser an kleineren Flüssen am Ister, der den Beinamen Danubius, Gatte der Dà, der Demeter führt, verehrt worden sein soll (S. 296).

Hr. Müller findet die ursprüngliche Heimath des Isisdienstes als des Dienstes des Einen Lichtgottes in Britannien, wo er auch die deutlichsten Spuren der Zertheilung des Einen Gottes in viele Gestalten zu erkennen glaubt. Doch gesteht er selbst, dafs ihm die nöthigen Kenntnisse fehlten, um die Untersuchungen hierüber zur Reife zu bringen (S. 301). Er bricht dieselben daher ab, und geht zu einem anderen Geständnisse über, nämlich zu dem, dafs er darüber irre wäre, ob denn wirklich der Name Tamisis seine Entstehung der Verbindung von Tama und Isis verdanke. Deshalb möchte er sich eher zu der Annahme bewogen fühlen, dafs der Themsestrom in seinem ganzen Laufe auch Isis oder Is genannt worden sei. Es scheint ihm dies aus den Nibelungen hervorzugehen, „die — ebenso vom Rheine, von der Maas, von der Issel in festem geographischen Sprachgebrauche Niederland, Masaland, Isellam benannt wurde — das Themseland, seiner Meinung nach, Island nennen." (S. 303 bis 304). Dabei setzt er hinzu: „Brunhilde war Königin von Island d. i. von England." — War aber die Themse der Isisstrom, so waren die Londoner Paris Isisanwohner, und da London unstreitig Troja ist, so bewährt sich der Bericht, dafs von Troja die Parisii ausgezogen, um den Staat der gallischen Lutetia zu gründen" (S. 305). Es werden jedoch auch noch zur Vollendung des Beweises Verse des Mönches Abbo aus dem Gedichte über die Belagerung von Paris durch die Normannen angeführt, nach welchen die Stadt das mitten im weiten Gefilde der Danaer liegende Isia den Namen verliehen haben solle (S. 305). Daran wäre denn nicht weiter zu zweifeln, dafs London wäre, London die Hauptstadt von Island, gelegen an dem dem Isis-Gotte geheiligten Strome.

Nachdem ein so wichtiges Ergebnifs durch die Forschung zu Tage gefördert ist, wird im dreizehnten Abschnitt hinabgestiegen in die Nacht des Hades. Dieser Abschnitt beginnt mit folgenden Worten: „Wenn Tartaros, was unsere Forschung doch ergeben, der britische Sund ist, der grofse Wasserstrom aufgefafst als Weltriegel, wenn mithin das Ende dieser und der Eingang in die Bereiche der andern Welt nur in der menschlichen Vorstellung ihre Begründung hatten: wie wollen wir dann noch einmal örtlich vorhandene Behausung des Hades, des unsichtbaren Königes der Todten, entdecken? Jenseits des Riegels fand man freilich ein Land, und nannte es nun *die andere Welt*; aber in dieser anderen Welt brachte die Mythe die *Seligen* unter; die unseligen Todten sind tief unter der Erde, abgeschieden von ihnen durch die Pforten der Hölle, die sich wohl ebenso wenig finden und eröffnen lassen, wie die Pforten des Himmels, welche zusammt der heiligen Stiege in der mythischen Dichtung an derselben Stätte des Sundes stehen."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

s nordische Griechenthum und die urgeschicht-liche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Herrmann Müller.

(Schlufs.)

Ungeachtet solcher von ihm angestellten Betrach-gen verzweifelt Hr. Müller dennoch nicht. Denn e Alten lassen es deutlich erkennen, dafs Menschen britischen Sunde unter der Erde gewohnt, unter Erde Tempel und Orakel gegründet haben, und s der finstere Wohnsitz dieser Sterblichen und der use Sitz dieser Heiligthümer in die Vorstellung dem Reiche der Schatten verwoben wurde" (S.). Die Beweise für diese letztere Behauptung und onders auch in Rücksicht auf die fragliche Oertlich-werden aus dem Ephoros bei Strabo, aus der ssee und aus der Argonautik entnommen. Daran l wird aus Grimms Deutscher Mythologie ein weit-tiger Auszug über den Herumzug der Weber mit im Walde bei Inda gezimmerten Schiffe durch ben, Maastricht, Tungern und so weiter im Lande eknüpft. Inda wird als die Göttin Isis gedeutet, nach einigen Bemerken über die in dem ausgezo-en Berichte vorkommenden Götternamen das Er-ifs der Untersuchung in folgenden Worten (S. ausgesprochen: „Uns hat also Homer, da wir Unterwelt suchten, von Bononia ostwärts gegen gern gewiesen; in die nächte Nähe weisen auch die nauten; überall wird auch eine Flufsmünde als Zei-genannt, das trifft auf Maastricht; in Maastricht be-et gerade, wie wir sahen, der eleusinische Umzug; re Nachricht zeigt ihn gehemmt auf dem Wege *Thênae* (Tinnen) (Vergl. S. 218. 219). So be-sich wieder das Land der Atuatici = Attici am le mit dem attischen Lande der Athener, dessen lkerung die Hellenen als fremd, die Britten als sch bezeichnen" (S. 345). In diesem Lande der Atuatiker, der ächteren und älteren Attiker, wird nun bei Maastricht der Berg des Hades, der heutiges Tages der Petersberg heifst, gefunden. Hier hat Alberich, der Albanenkönig (S. 350) oder der König von Albion geherrscht. Er bezeugt durch seine Narnkappe, wie er eben nichts anders sei, als Pluto, *Hades, der Unsichtbare*, der im „Tartaros", im Nebelreiche, im Berge Nibelungs, in monte Nebulonis den Helm trägt (S. 354). Er soll von den Hunen, die zwei Menschenalter vor dem Einfalle Attila's unter der Anführung Siegfrieds in das Land der Attiker eingebrochen waren und als Deutsche erscheinen, überwunden worden sein. Alle diese Behauptungen näher im Einzelnen durchzuführen, dazu wird der Versuch gemacht (S. 347 — 354), nur in einer etwas zu weitläuftigen Weise, als dafs hier näher darauf eingegangen werden könnte. Es mufs uns hier genügen, dafs die Stätte des Hades gefunden ist. In dieser Rücksicht wird (S. 356) gesagt: — „So wäre also wirklich unser Petersberg bei Maastricht das uralte Bergwerk mit plutonischem Heiligthum, von welchem Ephoros Kunde giebt, welcher der homerischen, hesiodischen, orphischen Unterwelt zur örtlichen Unterlage diente? Derselbe Berg der Ursitz der Mysterien der grofsen Mutter, wenigstens der eigentlich eleusinischen Geheimnisse, von wo aus sie erst entwanderten in nähere und fernere östliche und südliche Striche? Und dieser nämliche Berg endlich auch das kretische Labyrinth?"

Was nämlich diese letztere Frage betrifft, so war dem Herrn Professor eingefallen, dafs nach Homer Odysseus an einem Felsen den Eingang zum Hades erkennen sollte. Wenn nun etwa dieser Fels den Römern Saxum geheifsen hätte und darnach der niederländische Herkules Herkules Saxanus genannt worden, so wäre der aufgestellten Meinung nach Saxnôt = Minotaurus. Denn nôt, ags. neat, altnord. naut ist Vieh, Hornvieh, Rindvieh (S. 351).

Digitized by Google

Einen anderen Stier, als dies Labyrinthsvieh, haben dagegen nach des Verf.'s Meinung auf dem heiligen Eilande, dem nysäischen Lande von Irland die Nymphen des Oceans, die Plejaden, des Atlas Töchter erzogen. Von diesem, dem hehren Sonnenstiere geweihten, *auf ewige Zeiten* heiligen Eilande aus ist Demeter mit Jakchos nach Maastricht geschifft und „des heiligen Schiffes Ankunft, ἐλευσις, und sein Lust und ewigen Landfrieden bringender Umzug in den Gauen wurde in einer bleibenden Feier verewigt, deren starke Spuren noch lange in christlichen Zeiten fortbestanden" (S. 357).

Nach solchen Entdeckungen über die Küstenländer des britischen Sundes und nachdem am Riegel der ganzen Erde, an dem grofsen Wasserriegel Länder und Meere, Völker und Städte gefunden wären, wie sie geschildert würden in den ältesten Quellen, bleibe, meint Herr Müller, nur Eines noch übrig: „an demselben Orte, in einer Lage, wie die Quellen sie bezeichnen, in einem Umfange, einer Gröfse, welche dem weltweisen Rufe entspricht, auch den unterirdischen Thron des Pluton, des Zeus chhonius nachzuweisen in düstern, weitgebreiteten, unersättlichen, verworrenen, hauch- und lichtlosen Räumen. Alles dieses, die Unterwelt des Orpheus, des Homer, des Hesiod, das Labyrinth, die Argillen, Alles, allen Beschreibungen genau entsprechend, besitzt nun wirklich jener Petersberg bei Maastricht, bei unserer alten, nordgriechischen Eleusis" (S. 362). Diese Behauptungen, die den Gelehrten heutiger Zeit sehr auffallen müssen, im Einzelnen näher zu begründen, wird der Versuch gemacht. Hier indefs kann dieser Gegenstand mit wenigen Bemerkungen abgethan werden, da Jeder, dem die Sache von Bedeutung ist, das Buch selbst zur Hand nehmen wird. Es mag genügen, zu bemerken, dafs in der Maas der Acheron und in dem Jecker die Styx wiedergefunden werden (S. 363); wie aber auch behauptet wird, dafs im Innern des Berges dem Blick des Forschers, wenn er vor der Wohnung des Kerberos vorüber geschritten wäre, in den dunkeln durch den Grubenbau ausgehöhlten Windungen der Steinbrüche das Bild der schauerlichen Nachtgegenden der Unterwelt entgegen trete. Das Merkwürdigste in der ganzen Schilderung ist dies, dafs die Stelle nachgewiesen wird, wo die Schatten dem Herkules begegneten, und wo zur Zeit des Revolutionskrieges die einen Ueberfall versuchenden Oesterreicher von den wachen Franzosen vertrieben wurden. Es heifst hierüber (S. 369), wie folgt: –

„Zur Zeit des französisch-republicanischen Krieges wurde das Reich der Schatten auch durch Waffengewalt entheiligt. Der Petersberg, ein Theil der Befestigung der Stadt Maastricht, steht — wer weifs seit welcher Zeit? — durch verborgene Stiegen mit der Unterwelt in Verbindung. Die Oesterreicher hatten den Berg inne, der Feind das Höllenthor; jene beschlossen, auf den geheimen Stiegen hinabzuschleichen in tiefer Nacht, durch ihnen bekannte Säulengänge vorzudringen, und den Feind an den Pforten zu überraschen. Dieser aber, wachsam, hörte die Bewegung, stellte sich auf in dem stockfinsteren Hauptgewölbe und erwartete stumm, mit gespanntem Gewehr, wie in derselben Stätte Herakles, der Bogenspanner, die hinschleichende, mit mattem Schimmer nur die riesigen Hallen, aber, gleichsam mit der Todesfackel, sich über erleuchtende Schaar. Plötzlich, da die Deutschen nichts ahnend, in die rechte Nähe gekommen, entbrach die tiefe Stille aus unsichtbarer Hand ein mörderisches, rollendes Feuer; die Oesterreicher fielen, flohen, die Wache kehrte mit Todten und Gefangenen zurück zu den Pforten, und ewige Stille herrscht wieder im Reiche der Schatten."

Aus dem Leipziger Pfennigsmagazin B. VII. 340 ff. wird (S. 373) nachgewiesen, „dafs die Nachrichten vom Plutodienst und eleusinischen Darstellungen noch immer nicht erloschen sind. Man zeigt am Berge die Stätte, wo Hades (der Satan, sagen die Leute) seinen Hof gehalten, und nicht weit davon ist man in Räume geführt, welche das Paradies genannt werden."

Ist so in dem Lande der Atuatiker das altgriechische Attika nebst dem Vorbilde von Eleusis nachgewiesen worden, so dürfte, sollte man meinen, es nicht schwer werden, Elis nebst dem Vorbilde von Olympia im Westen aufzufinden. Allerdings ist dies auch gelungen. „Stonehenge ist ganz und gar das Vorbild von Olympia; westlich in der Nähe von Bath, die Sonnenquellen, nördlich der Isisstrom, an Crekulade, Grekelade (Griechenfurt) die Sage einer uralten griechischen Lehranstalt haftet" (S. 6[illegible]). hat man doch schon lange in Stonehenge das Heiligthum der Hyperboräer wieder erkannt. Die Lage ist deutlich bezeichnet: jenseits der keltischen Lande

Digitized by Google

cean; die Gröfse wird unbestimmt angegeben, nicht einer als Sicilien, begreiflich, da die Nachricht sich r auf das südliche England bezog; Stonehenge liegt ch im Süden der Themsequellen; man kannte einen nfang, wie den Siciliens, die ganze Insel kannte man cht. Die Stadt, von welcher es sich handelt, ist cht London, sondern entweder Salisbury, richtiger risbury, Sarum, Sarisburgium, oder das dicht bei n Tempel gelegene Amersbury, Ambrasii oppidum, lches die britische Geschichte als einen alten Kössitz bezeichnet. Auf dieses Land, auf das Gebiet Belgae, auf die Grafschaft Viltonia, welche von n Graben des Hermes durchschnitten wird, (Wodedic, heute Wansdixe), welche vielleicht früher Vîlis fs, (das ist Elis), beziehen sich zunächst die von dor erhaltenen Nachrichten über das Heiligthum des ollo bei den Hyperboräern; hierhin sind unzweifelt Hellenen gewandert als zu dem Urheiligthum des lks; hier war der Sitz der Boreaden, das ist der ndbewohner" (S. 421 vergl. 426).

So Hr. Müller. Ob Jemand von der alten Schule ien Behauptungen Glauben schenken will oder nicht, mag Jedem überlassen bleiben. Viel Anderes gt er noch bei von den Hyperboräern und von os, was Jeder selbst in dem Werke nachsehen n. Entsteht aber die Frage über die ursprüngliche rzel aller der Wissenschaft, in deren Besitz er sich etzt zu haben glaubt, so mufs man in dieser Rückt nach der Art, wie er sich darüber äufsert, mehre Urquellen annehmen. Theils ist in den Bakchusterien Manches von der uralten Wahrheit erhalworden (S. 238), theils auch haben die nordischen dier oder die Heliaden atlantische Mythen nach Osten verpflanzt (S. 245), theils auch dürften, wie nuthet wird, die odysseeischen Seemährchen durch n urphrygischen Sänger, welcher *als Geisel*, δμη- nach Jonien gekommen wäre, den Hellenen bent geworden sein (S. 434). Die Fragmente eines solche Weise im historischen Bewufstsein der Hel- n angesammelten Stoffes hat Hr. Müller sorgfäl- aus den Schriften des klassischen Alterthums zunengesucht und damit keltische Sagen aus walliier und irischer Sagengeschichte in Verbindung acht. Dies allein würde jedoch selbst mit Bei- einer gewöhnlichen historischen Kritik nicht gehaben, um solche Ergebnisse, wie sie vorliegen, zu Tage zu fördern. Hätte der Hr. Verf. es nicht verstanden, durch eine geschickte Handhabung der Kunst der Etymologie als seines Werkzeuges Alles, was er will, zu beweisen, so würde sein System gradezu in Dunst zerflossen sein. Den, dessen Bewufstsein an moderner Grammatik sich noch nicht ausgebildet hat, mufs die Feinheit des etymologischen Spieles, mit welcher fast Wunder geübt werden, manchmal an Taschenspielerei erinnern. Der Leser dieses Berichtes wird schon in dem Angeführten manches gefunden haben, was ihm diese meine Aeufserung erklärlich macht. Einige wenige darauf sich beziehende Beispiele mögen jedoch noch hinzugefügt werden. Von den in der irischen Sagengeschichte vorkommenden Milesiern wird (S. 182) gesagt: sie heifsen vorzugsweise der *skothische*, *skythische* Stamm. Dabei wird auf Dieffenbach (Celt. III, 391.) verwiesen. Weiter wird fortgefahren: „Stammvater der Skythen (der griechischen) ist Herakles, der alte, der Lichtgott, der mit Jupiter Feretrius gleichbedeutende. Ich denke nun, Miletos ist wieder nur ein anderer Name des Lichtgottes. Die Alten nennen *Apollo* selbst *Milesios*, und Miletos ist ihnen Sohn Apollos. Warum? Μαῖλια ist = ἥρα, μῖλτος ist die Röthe, μιλτόω mit Röthel bestreichen; mit μῖλτος, minium, bestrichen sahen wir den Gott in Rom und den ihm dienenden Feldherrn. Die feuerrothe Rose heifst milesische Rose. Die Milesier heifsen vorzugsweise Skythen, Skoten; die *Dorier* sprachen oft sk für ks, x, also mag Skythe für Xythe stehen, (oder umgekehrt), Xouthe aber, Ξουθός ist Apollo der Milesier. Ξουθος heifst goldgelb und röthlich πυῤῥός. Vielleicht waren also die Milesier und die Skythen (frühere Bewohner der Falia, *der rothen Erde*), wie alle die anderen Völker, wie namentlich die Erythini, als Verehrer des Lichtgottes benannt, vielleicht mit besonderer Rücksicht auch auf eine Sitte, das Haar roth zu färben, welche wir bei ihren Nachsassen, den s. g. Germanen, wiederfinden."

Von der Sage über den Kymren Chû Gadarn wird (S. 203), Veranlassung genommen, folgendes zu sagen: „Gadarn heifst mächtig, pollens; er heifst auch Pwyll, was, wie mich dünkt, der ebenfalls als Apollo erkannte neugefundene Phôl der Deutschen ist; er heifst Segenbringer, (ἠριδανός), Werkmeister, Schlachtordner, Meister des Gesanges; er heifst der Glänzende der Strahlstirnige, ja gradezu — wie auch in Hellas, Apollo, Herakles, Japetos und Kronos — *Titan* (Teithan); seine Priester heifsen Kinder Teithans, heifsen *Titanen*, wie des Apollo Milesius Söhne Milesier heifsen. Den Iren bezeichnet das Wort Tiotan, Tethin noch heute die Sonne. Diese Benennung der Lichtgötter und Lichtkinder bietet ein lehrreiches Beispiel früher Mifsdeutung der Sprache und der Entwicklung von Mythen aus etymologischen Irrthümern dar."

Wenn sich aber Hr. Müller als Meister in der Handhabung der Kunst der Etymologie darstellt, so stutzt man doch, wenn man (S. 209) lesen mufs: „Brito endlich ist genau Britona (wie Leto Latona); zu dem Namen der Brito verhalten sich die Britones, wie die

Digitized by Google

Jones zu dem Namen der Jo." In der Anmerkung wird hinzugesetzt: „Alles stimmt haarscharf. Βριτώ: Britons = Λητώ: Latona = Ἰώ: Jona (Name der Insel). Βριτώ; Βρίτονες = Ἴω: Ἴωνες." Der sprachlichen Regel nach stimmt hier alles freilich ganz genau; aber es frägt sich nur, ob die Anwendung auf das sachliche Verhältnifs auch diesem so genau entspricht. Freilich heifst es in einer Triade (Diefenbach. Celt. III. 77. 78): „Sie zogen ab zu einem bewaffneten Einfalle bis zum griechischen Meere, und dort bleibend, in den Ländern von *Halas* und *Afena*, bis zu unseren Tagen, wurden sie Hellenen." Gegen die Annahme jedoch, dafs in dieser Triade eine uralte Erinnerung an eine urzeitliche Wanderung der Bewohner der Insel Jona nach dem asiatischen Galatien und nach Athen sich erhalten habe, dürften doch bedeutende Zweifel zu erheben sein (vgl. M. S. 219).

Doch wer mag bei all dem Merkwürdigen, was Hr. Müller, der nur der tieferen Forschung den Weg bahnen will (S. 245), anregt, über das Verweben so feiner Fäden, die er in etymologischer Forschung und mythologischer Deutung sich spinnt, um ein wahrhaftes ungenähtes Gewand eines wichtigen Theiles der Historie herzustellen, vorlaut den Zweifel, wo er Glauben verlangt, ihm entgegensetzen. Läugnen läfst es sich doch nicht, dafs er die edle Wissenschaft und Kunst der Etymologie auf die höchste Spitze getrieben habe. Fast möchte es ihm „schwindeln auf der steilen Höhe seiner fast verwegenen Forschung;" aber „wunderbar bietet ihm der heilige Hieronymus seinen kräftigen Schutz dar" (S. 505). Weniger vielleicht als die Feinheit in der Handhabung der Kunst der Etymologie wird sein Princip der Sagendeutung von Allen bewundert werden. Denn ihm ist dabei der Glaube an volle sinnliche Wahrheit das Natürlichste (S. 519).

An den Glauben verweist er überhaupt vor allen Dingen; und deshalb auch preist er jenen grofsen Heiden, dem, als er am Rande des Tartaros, in der Nähe des Hades, am britischen Sunde stand, der Glaube an die Thaten der Götter heiliger schien und ehrerbietiger als das Wissen davon (S. 518 vergl. Tacit. Germ. c. 34.). Hiernach ergiebt sich denn von selbst die Frage über das Verhältnifs der vorgetragenen neuen Lehre zur mosaischen Sage. Was auch Hr. Müller, nach den zu Anfange dieses Berichtes schon angeführten Worten, noch bei sich hat behalten wollen, äufsern mufste er sich über jenes Verhältnifs und er hat es denn auch gethan. Ihm zufolge kamen nämlich die Armenier aus dem Westen und sind in den Osten eingewandert (S. 498—501). Armenos ist ein Begleiter des Jason und die jasonische Mythe beweise *in jedem Falle westokeanischen Ursprung der Völker*; denn Justinus sage, dafs man *fast in dem ganzen Orient* dem Jason als *dem Stifter der Staaten* göttliche Ehre und Tempeldienst erweise (S. 502. 503). „Die *echte* Argonautenfahrt (des *unechten Orpheus*) führt nach Britannien als der wahren Heimath der Argonauten, die auch aus der Beziehung zur okeanischen Kirke, der Helios Tochter, hervorleuchtet" (S. 503). „Das asiatische Armenien ist sonach nur ein neues Reich; es trägt diesen Namen erst seit der jasonischen, altarischen Einwanderung, und anfangs nur zu einem kleinen Theile, später erst in gröfserer Ausdehnung. In den Zeiten, welchen die mosaische Genesis angehört, war höchst wahrscheinlich noch kein einziger Armenier in Asien; das Volk war noch in Europa, nur zum Theil vielleicht schon nach Afrika entwandert durch Spanien. Wer mag den Zeugnissen, die wir gesammelt, die Thatsache bestreiten, dafs es in Europa ein Armenien gegeben, ehe jenes asiatische, wie das afrikanische, durch Auswanderung entstanden ist? Wie, wenn nun wirklich die Arimer, Arimasper und Armenier dasselbe Volk gewesen? Dann fiele grade das mosaische Armenien in die Nähe des okeanischen Sundes, wo Deukalion wohnte" (S. 514). Hier in der Nähe des britischen Sundes werden die ächten Berge Armeniens, Ararat sein, wo die Arche Noës gelandet ist (S. 515). „Aber nicht allein den Deukalion setzen die Hellenen an diese Stätte der Erde; an derselben Stätte haften die unverkennbaren Erinnerungen an die Erschaffung der Erde, an das Paradies und die ersten Schicksale der Menschheit. Die Einheit der hier einschlägigen hellenischen Mythen mit der mosaischen Erzählung ist wohl ziemlich allgemein erkannt worden" (S. 515). „An jene nämliche Stätte drängt die hellenische Mythe viele berühmte Namen und Dinge zusammen, die wir später verbreitet finden über fast alle Theile der Erde. Hier wohnen Aethiopen, Memnonen, Inder, Perser, Meder, Armenier, *hier* sind die Aepfel der Hesperiden, *hier* die Säulen des Herakles, hier der Atlas, *hier* Prometheus, hier Kirke, des Aeetes Schwester; hier — mit einem Worte — ist Alles, was später die weite Welt, sofern der Römer sie kannte, geistig und leiblich belebt hat, der Keim aller Völker und ihres gesammten Glaubens —' mit des Dichters Ausdruck: *die Genesis, der Ursprung der Menschen und Götter*" (S. 509).

Nach solchen Entdeckungen ist der kirchliche Gehorsam des Geistes, der sie gemacht hat, und der frei waltet in den Bereichen der Wissenschaft, um so bewundernswürdiger, jemehr dieser Gehorsam den Katholiken der heutigen Zeit abgeht und dem Vernehmen nach sogar auch dem Pater Henricus Gofsler fehlen soll. In Rücksicht seines kirchlichen Gehorsams aber spricht sich Hr. Prof. Hermann Müller schliefslich (S. 519) in folgender Weise aus: — „Wenn irgend ein Wort in den Vermuthungen, die ich auszusprechen gewagt, unverträglich ist mit dem Inhalte unserer göttlichen Ueberlieferung: so zerfällt es in sich selbst als nichtig und eitel, weil es Wahrheit suchend dem Kanon entirrte, in welchem allein die Wahrheit zu finden ist. Mir schien aber, dafs das Wort sowohl, wie die Lehre der Kirche, hier grofse Freiheit gewähre."

P. F. Stuhr

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LXVI.

schichte der römischen Literatur von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2 *voll. (Erster Band den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend; zweiter Band die Prosa, Nachträge und Register enthaltend)* 521 *u.* 747 *pp. Carlsruhe,* 1844. 1845. 8.

„Ich wollte," so stellt Hr. geh. Hofrath Bähr in Vorrede zur ersten Auflage seiner römischen Litgeschichte (1828) den Zweck seines Werkes „eine systematische Darstellung dessen liefern, das gesammte Gebiet der römischen Literaturgechte umfafst, ich wollte ein Werk liefern, in wel n die Resultate der verschiedenen Forschungen, he theils über die Geschichte der römischen Litur im Allgemeinen, theils im Besondern über die elnen Schriftsteller bis auf unsere Tage ange t worden, enthalten seien; ich wollte dabei durch fältige Anführung der Quellen, aus denen das ze geflossen, einen Jeden in den Stand setzen, t näher in den Gegenstand einzugehen und den n näher zu prüfen." Dies Ziel hat Hr. Bähr auch ler Bearbeitung sowohl der zweiten „vielfach ver ten und berichtigten" (1832), als der gegenwär „durchaus verbesserten und vermehrten" dritten abe unverrückt im Auge behalten. Kein billiger theiler wird ihm das Zeugnifs eines umfassenden ses versagen, durch den allein es gelingen konnte, so weitschichtiges Material zusammenzubringen: ll liegen die Resultate der gelehrten Forschung u dem Punkte, auf welchen sie im gegenwärti Augenblicke gelangt ist, der Darstellung zu de, die in dieser Hinsicht selten etwas Wesent vermissen läfst; der spähende Blick des Hrn. Verfassers ist bis in die entlegensten Winkel der Litteratur gedrungen und, von seiner Stellung als Vorstand einer der ersten Bibliotheken Deutschlands unterstützt, hat er, was irgend auf seinen Gegenstand Bezug hatte, zu sammeln, auszubeuten und seinem Zwecke dienstbar zu machen gewufst. Immer mehr hat er dabei auch dahin zu streben gesucht, seiner Arbeit die quellenmäfsige Begründung zu geben, auf der allein feste und gesicherte Resultate sich aufbauen lassen, und so kann das Werk in der vorliegenden, auch äufserlich sehr ansprechenden Gestalt mit Recht den Anspruch machen, als ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für das Studium der römischen Litteraturgeschichte angesehen zu werden, das den Zweck, den es sich selbst vorgezeichnet, in rühmlicher Weise erreicht hat. Auf diesen Standpunct hat sich auch der Beurtheiler der schätzbaren Arbeit zu stellen: er hat einerseits dankbar das Geleistete anzuerkennen, auf der anderen Seite das auszuführen, was ihm in der Anlage des Ganzen verfehlt scheint oder was im Einzelnen der Berichtigung und Ergänzung bedarf. Immer aber darf er nicht aus dem Auge verlieren, was der Verfasser hat geben und leisten wollen und somit nicht einen Maafsstab an das Werk legen, den derselbe als einen ungehörigen mit Recht abweisen dürfte. Es handelt sich nämlich hier um einen Hrn. Bähr öfter gemachten Vorwurf, dafs sein Werk kein solches sei, das den ganzen Stand unserer Wissenschaft von der römischen Litteraturgeschichte von Grund aus umgestalte, dafs es im Ganzen mehr fremde Leistungen benutze als neue Resultate eigner Forschung bringe, — allein beides liegt in dem Plane der Arbeit selbst, die nicht als reformatorisch, sondern als conservativ, nicht als untersuchend, sondern als zusammenfassend in Ankündigung und Anlage sich genugsam bezeichnet. Dies mosaikartige Nebeneinanderstellen ist aber auch die natür-

Digitized by Google

liche Ursache davon, dafs eine Darstellung aus einem Gusse, die selbst wiederum als litterarisches Kunstwerk erscheint, hier nicht gegeben werden konnte: Hr. Bähr vermochte seinen Zweck, das ganze Material zu vereinigen und darzulegen, und so seine Leser überall in den Stand zu setzen, die vorliegenden Gegenstände in ihr näheres Detail hinein an den bezüglichen Orten der Alten und Neuen zu verfolgen, nicht zu erreichen, wenn er nicht ebenso „den weitläuftigen Apparat des Transportes und alle die unreinlichen Spuren des durchgemachten Weges und der gelehrten Emballage" mit ausstellte. Referent weifs dem geehrten Verfasser für diese Selbstüberwindung aufrichtig Dank: nur durch solche und ähnliche mühsame Arbeiten wird es möglich, dafs ein Einzelner einst die schweren Massen bewältigt und mit dem Schwunge des Genius sich zu den heiteren Höhen künstlerischer Darstellung erhebt. Noch entbehrt die römische Litteraturgeschichte eines Werkes, wie die griechische es leider! nur in einem kostbaren Torso in Müllers klarer und in harmonischer Durchbildung vollendeter Darstellung aufzuweisen hat: dazu aber gelangen wir nicht durch oberflächliche Phrasen, denen die solide Basis eines allumfassenden Studiums abgeht, sondern erst nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten durch die genaueste, in alles Einzelne eingehende Forschung. Nur wer den Gegenstand in allen seinen Theilen beherrscht, wird ihn ganz zu erfassen, wird ihn vollkommen darzustellen vermögen und statt auf mühsame und verdienstliche Leistungen aus seiner olympischen Höhe herabzusehen, wird er bescheiden erkennen, dafs durch sie allein das möglich geworden, was er erreicht. Und in diesem Sinne kann Hr. Bähr des Dankes und der Anerkennung aller derer gewifs sein, die an unserer Wissenschaft und ihrer Fortbildung ein aufrichtiges und ernstes Interesse nehmen.

Was nun die Art der Ausführung betrifft, so glaubt Referent, dafs der Hr. Verfasser hier durch eine etwas veränderte Anordnung einzelne Mifsstände hätte beseitigen können. Oft nämlich hat er, statt die verschiedenen Ansichten der Neueren in chronologischer Folge oder sonst getrennt aufzuführen, gesucht, die mannigfaltigen, von ihnen gebotenen Züge zu einem Ganzen zu verbinden, das aber, da es oft aus heterogenen, ja sogar hie und da aus sich völlig widersprechenden Elementen besteht, zu keiner Einheit gelangt. Wollte Hr. Bähr eine solche, so müfste: überall selbst mit einer eigenen, entschiedenen Ansicht hervortreten und um diese, berichtend und beurtheilend, die fremden Meinungen gruppiren: die Verschmelzung derselben aber ohne ein vermittelndes Centrum bringt statt durchsichtiger Krystalle, wie überall um einen Mittelpunct organisch anschiefsen, nur Conglomerate hervor, die die Vorzüge der einen Darstellungsart vermissen lassen, ohne die der andern erreichen zu können. Die häufig angewendete Vermittelungspartikel „immerhin," das „scheinen" und „mögen" vermag nicht die widerstrebenden Elemente mit einem festen Bande zu umschlingen: die Darstellung läfst weder das Urtheil zwischen den verschiedenen Ansichten frei, noch wagt sie es, sich bestimmt einer derselben anzuschliefsen oder eine neue aufzustellen, und dadurch kommt sie in ein Schaukeln und Schwanken, das sich namentlich häufig bei den ästhetischen Beurtheilungen offenbart. Hier hat das sich gewifs lobenswerthe Bestreben jeder Erscheinung und jeder Ansicht ihr Recht angedeihen zu lassen, keinem Momente, das in die Wagschale fallen könnte, die gebührende Erwähnung zu versagen, verweilen zu einer Unbestimmtheit geführt, die, weil keine Grundlage aufopfern will, nirgend recht festen Fufs fafst. Wir verweisen in dieser Beziehung z. B. auf das, was über die Komödien des Naevius (I. 15), über Claudianus (I. p. 267), über Manilius (I. 327 sq.), über die Originalität der Oden des Horaz (I. p. 6[illegible]) bemerkt wird; auch auf die ethische Beurtheilung dieses Dichters hat sich namentlich gegen den Schluss (I. p. 350 sq.) dies zaghafte Limitiren übertragen, eben so auf die Schilderung des Cicero (II. 23[illegible]), der politischen Gesinnung des Livius (II. 97 [illegible]) werden Beschuldigungen einer geflissentlichen Entstellung der Thatsachen, namentlich eine zu große Vorliebe für Rom, zumal in seiner früheren Periode, *oder Parteilichkeit für die Patricier*, oder ein Buhlen um die Gunst der Familien keinen Eingang finden dürfen" vgl. mit 102 „*gegen die Günstlinge der Fortuna zeigt Livius entschiedene Abneigung, so wie eine gewisse Vorliebe für die ältere römische Aristokratie*, wie man aus manchen Darstellungen und Urtheilen des Geschichtschreibers abnehmen kann"). Von Macrobius, der den Gellius und hie und da auch Andere gewifs unverschämt genug abschreibt und den Meursius

Digitized by Google

reffender Derbheit simia Gellii nannte, heifst es II. 01: „Ohne gerade den Macrobius grober Plagiate bechuldigen zu wollen, läfst es sich doch nicht in Abede stellen, dafs Manches aus Gellius oder Plutarch ntlehnt ist, Manches auch aus andern ältern, aber erloren gegangenen Schriftstellern; doch soll damit er Werth dieses für uns sehr wichtigen Werkes, is von der gelehrten und umfassenden Bildung des erfassers immerhin ein rühmliches Zeugnifs ablegen inn und uns viele Namen und Bruchstücke unbeinnter und verlorener Schriftsteller erhalten hat, cht herabgesetzt werden." Mit ähnlicher Mildeng wird II. p. 592 von Nonius gesagt, er *scheine* gar vielen Orten den Gellius, ohne ihn jedoch t Namen zu nennen, nicht blofs benutzt, sonrn fast wörtlich ausgeschrieben zu haben: es ist s Plagiat keinem Zweifel unterworfen und Herrn s Frage (p. 593 n. 7): „Sind insbesondere die orte des Nonius s. u. diurnare p. 100 Merc. „apud terem prudentem auctoritatis incognitae ausschliefsh auf Gellius (vgl. N. Att. XVII. 2 §. 16) zu behen?" ist durchaus zu bejahen; auch das Beispiel s Cato in dem unmittelbar folgenden Artikel durilo ist demselben Capitel des Gellius (§. 20) entnt, und dieser wird öfter ähnlich bei Nonius bechnet durch in veteribus prudentibus, apud veterem toritatis obscurae u. s. w. (Gerlach praef. p. XIV.), dafs auch die vorliegende Stelle zu keinem Zwei- Anlafs geben kann, und der von Gerlach p. XV. gestellte durchaus ungerechtfertigt erscheint. No- hat hier nachlässig excerpirt, indem er die Auto- t des Claudius, die Gellius im Anfange des Abitts genannt hatte, anzuführen unterliefs. Wie glos er in seinem Abschreiben verfuhr, dafür giebt ide das vorliegende Capitel des Gellius den deutsten Beweis, indem er mehrere Stellen des Q. Clau- aus demselben als Worte des Coelius in seine mlung übertragen hat (s. u. copiantur, frunisci, cbrare, auch subnixum): da bei Gellius im Lemma §. 2 ausdrücklich auch der Vorname Q. steht nirgend, auch in den von Dressel verglichenen schen Handschriften nicht, sich eine Abweichung t, so ist hier bestimmt kein anderer Grund der chiedenen Lesung, als Nonius Nachlässigkeit anhmen.

Da uns unsere Besprechung auf den Abschnitt von der Grammatik geführt hat (II. p. 562—623), so wollen wir diesen gleich etwas näher betrachten. Es hat derselbe besonderen Anspruch darauf, indem er in der neuen Auflage wesentlich vermehrt und umgestaltet erscheint. Man kann hier, wie überall, nur rühmend die Sorgfalt anerkennen, mit der der Herr Verfasser fortwährend bemüht ist, seinem Werke eine erhöhte Brauchbarkeit zu geben, und früher übersehenen oder minder hervorgehobenen Puncten die gebührende Beachtung angedeihen zu lassen. So waren namentlich die Leistungen der römischen Grammatiker vor und neben Varro, deren Bedeutung für römische Litteratur- und Culturgeschichte wahrlich nicht gering ist, noch in der zweiten Auflage mit einem Paragraphen (§ 345 p. 709—711) unverhältnifsmäfsig spärlich bedacht worden, dessen Stelle jetzt die §§ 380—382 und theilweis noch 386 vertreten: ganz neu ist namentlich die allgemeine Uebersicht §. 380, die die Hauptrichtungen in den Studien der römischen Grammatiker übersichtlich und genügend charakterisirt; die folgende Angabe der einzelnen Leistungen nimmt sich mit Recht den Suetonius de ill. gramm. zum Führer und bespricht zunächst die frühesten Studien für Kritik und Erklärung der ältesten römischen Dichter. Unsere Kenntnisse über diese kritische Thätigkeit haben seitdem einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs durch das von Bergk Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1845 nr. 11 mitgetheilte anecdoton Parisinum und die daran geknüpften Erläuterungen des gelehrten Hrsg. n. 14—17 erhalten. Durch dasselbe lernen wir auch den von Suet. de ill. gr. 1 nach L. Cotta erwähnten und sonst einige Male von neueren Gelehrten nachgewiesenen Grammatiker Ennius als Diorthoten kennen — wenigstens möchte Referent das hennius in der Handschrift auf ihn beziehen: wir erwähnen dies hier besonders, weil Hr. B. von diesem jüngern Ennius überhaupt keine Notiz genommen hat. Die Thätigkeit des Lampadio aber, die hier auf Naevius beschränkt wird, wandte sich nach Gell. XVIII. 5. coll. Front. p. 46. Nieb. auch dem Ennius wenigstens in soweit zu, dafs Lampadio eine correcte und später sehr geschätzte Abschrift der Annalen anfertigte. Wenn gleich darauf Laelius, Archelaus, Vectius und Q. Philocomus aus Sueton. de ill. gr. 2 als vier verschiedene Erklärer des Lucilius angeführt werden, so kann Ref. hier weder vier, noch drei (Laelius Archelaus, Vectius, Q.

Digitized by Google

Philocomus), sondern nur zwei verschiedene Personen nach der Lesart des Gronovius: Laelius Archelaus *) Vectiusque Philocomus erkennen und freut sich, dafs nun auch Hr. B., dem er diese Bemerkung in Bezug auf § 122 n. 7 mitgetheilt hatte, seine Ansicht für die richtigere hält (p. 569 n. 5). Warum folgte er ihr aber dann nicht auch in seiner Darstellung? Dagegen hat er gleich darauf im Texte selbst den L. Aelius als einen Mann von bedeutendem Vermögen bezeichnet, obwohl diese Ansicht nichts als eine sehr problematische Conjectur von Heusdes zur Stütze hat; des Aelius Katalog der plautinischen Stücke, in dem er allerdings die von ihm für ächt erklärten fünf und zwanzig besonders bezeichnet haben wird, möchte ich nicht als eine Schrift „über die Aechtheit der plautinischen Stücke" bezeichnen, um dadurch nicht zu dem von Ritschl de Plauti intpp. p. 3 gerügten Irrthume, wonach der Titel dieser und gleichartiger Schriften aus Mifsverständnifs von Gell. III. 3 als indices super Plauti fabulis quae dicuntur ambiguae aufgeführt wurde, erneute Veranlassung zu geben. Es folgen nun Servius Clodius und die zunächst bei Sueton genannten: für Lutatius Daphnis konnte noch auf O. Jahn prolegg. ad. Pers. p. CXLIII. verwiesen werden. Ueber Pompilius Andronicus wird hier nach der wahrscheinlichen Lesart bei Sueton l. l. c. 8 richtig gehandelt und sein Werk als auf die Annalen des Ennius bezüglich bezeichnet: danach ist er aber p. 23 aus der Reihe der Annalisten zu streichen. Die Angabe ebendaselbst, dafs Cicero seine Vorträge gehört, beruht auf einem Mifsverständnisse von Vossius de hist. Lat. p. 47, der von Antonius Gnipho spricht. Bei dem nun folgenden, Orbilius, ist der angegebene Titel seines Werkes Perialogus, das „querelas de iniuriis enthielt, quas professores neglegentia et ambitione parentum acciperent" sehr unsicher: Casaubonus vermuthete περὶ ἀλογίας, Ernesti Periautologos, Oudendorp Paedagogus; es ist mit Toup und Meineke quaestt. scen. II. p. 22. hist. crit. com. Gr. p. 181 Ha. ριαλγής zu schreiben. Sehr kurz wird Ateius (Hr. B. schreibt Attejus s. aber Osann Anal. crit. p. 60. Cramer excurs. ad Gell. IV. p. 49) Philologus abgehandelt, den schon der Umfang seiner, allerdings bereits zu Suetons Zeit gröfstentheils untergegangenen Aufzeichnungen, die aus 800 Büchern bestanden, als vorzüglich thätig erscheinen läfst: auch eine Verweisung auf § 41 n. 12, wo der freilich jetzt durch Madvig vollkommen beseitigten Meinung Osanns gedacht wird, die dem Ateius die didascalica des Attius und ähnliches unter dem Namen desselben Angeführtes beilegt, wäre hier erwünscht gewesen. Von Staberius, der auch bei Fronto p. 46 Nieb. genannt wird, konnte aus der Prisc. I. p. 371 erhaltene Titel einer Schrift (portione (de proportione) angeführt werden. Unrichtig ist, wenn es gleich darauf heifst Pompeius Lenaeus (vgl. noch O. Jahn proll. ad Pers. p. CXLIII.) habe nach dem Tode des Pompeius eine Schule in Rom errichtet: Sueton sagt l. l. c. 15 defuncto eo (sc. Pompeio) *filiisque eius* schola se sustentavit. Unter den nächstfolgenden erscheint auch L. Cincius, den Hr. B. jetzt durchweg von dem Annalisten geschieden hat: auch Lersch, den er p. 29 n. 8 als Vertreter der entgegengesetzten Ansicht anführt, hat neuerlich (Fulgentius p. 38) die Person des jüngern Cincius als hinreichend begründet anerkannt. Nicht billigen aber können wir es, wenn Herr B. S. 28, nachdem er von diesem, dem Zeitgenossen Varros, gehandelt, fortfährt: „noch früher als dieser L. Cincius *dürfte immerhin* M. Fulvius Nobilior fallen, der Zeitgenosse des älteren Cato..Consul 561": eine solche Unbestimmtheit des Ausdrucks stellt die eben anerkannte Richtigkeit des Resultats wiederum in Frage. Ebenda S. 29 ist zu bemerken, dafs Laur. Lydus zwar die Schrift des Junius Gracchanus de potestatibus citirt, dafs er sie aber nicht aus eigner Anschauung, sondern nur aus der Aufführung in den Pandekten kannte. Uebrigens hätte auch in dem Abschnitte über Grammatik kurz auf die ältesten antiquarischen Bestrebungen des Fulvius, Cato, Cassius Alimentus, die schon vor Crates fallen, hingewiesen werden können.

*) Eine weitere litterar. Thätigkeit desselben ist vielleicht aus Charis. p. 114 P. abzuleiten „Q. Laelius ex principibus grammaticis librum suum ita inscripsit: de vitiis virtutibusque poematorum." Vgl. v. Heusde stud. crit. in Lucil. p. 137.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

eschichte der römischen Literatur von Dr. Johann Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2 Voll. (Erster Band den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend; zweiter Band die Prosa, Nachträge und Register enthaltend.)

(Schlufs.)

Referent würde es überhaupt vorgezogen haben, bei den Römern so eng mit den sprachlichen Forungen fast immer in denselben Individuen verbunen antiquarischen Studien in diesem Abschnitte, tt in dem von der Geschichte, zu behandeln. Nach rzer Erwähnung einiger Andern, namentlich des ıtra und des Nigidius, über den Ref. eine ausführere Besprechung vorbereitet hat, wendet sich Hr. in § 385 zu dem grammatischen Hauptwerke des ro. Er bestreitet die Ansicht, dafs dieser Schrift letzte Feile der Vollendung abgehe; allein die Beaffenheit des Ganzen, wie sie von Müller nachgesen ist, zeigt deutlich, dafs dies Werk, um mit A. Becker (Alterthr. II. 1. 166 vergl. auch I. zu reden, für nicht vielmehr gelten kann, als einen uillon: näheres giebt Lachmann Rhein. Mus. VI. 3 p. 107 sq., der auch durch seine Behandlung schiedener Partien des varronischen Textes gezeigt dafs wir keine verlorene Urhandschrift des Varro nehmen haben, wie Hr. B. nach Müller angiebt, lern dafs der Florentinus selbst das Original aller ern Codd. ist: ausdrücklich ausgesprochen hat er freilich erst jetzt Rh. Mus. III. 4. 1844. p. 611. Unrecht zweifelt Hr. B., ob Varro noch andere rke grammatischen Inhalts geschrieben: namentlich er, wenn er die öfter citirte Schrift de sermone Latino ad M. Marcellum mit der de lingua Latina identificiren will (p. 577 n. 13): von den 24 Büchern des letztern Werks waren das zweite bis vierte dem Septimius, die zwanzig letzten dem Cicero gewidmet, das erste vielleicht dem Pompeius (Lyd. de mag I. 5) oder wahrscheinlicher dem Atticus (Krahner de Varr. antt. libris p. 20); die Schrift de sermone Latino aber, an den M. Marcellus gerichtet, bestand aus mindestens sieben Büchern und aus dem fünften und siebenten Buche citiren Charisius und Rufinus Stellen, die in dem Werke de l. L. sich nirgend vorfinden. Auf jene Schrift werden sich wohl auch die beiden von Hrn. B. aus Nonius angeführten Stellen des dritten Buchs de serm. L. beziehen, obwohl zu bemerken ist, dafs die Bücher an Marcellus von den Grammatikern auch als de lingua Latina und umgekehrt angeführt werden. Anderes Grammatische nennt der Herr Verfasser selbst: wir fügen dazu noch das von Cornutus bei Cassiod. de orthogr. p. 2286 P. genannte Buch de grammatica und ein Werk in mindestens zwei Büchern de antiquitate litterarum. In einer im J. 1675 angestellten Collation des Cod. Gruter. des Priscianus zu Leyden, die sich am Rande der dem hiesigen berlin. Gymnasium zugehörigen Ausgabe der Putschischen Grammatiker von Anfang an bis in das dritte und zum ersten Theil des siebenzehnten Buches an den Rand geschrieben findet, und die auch die von Spengel im Varro p. 7 mitgetheilte Vervollständigung von I. p. 37 Kr. enthält, finde ich I., 3, 7, p. 13 Kr., wo von der Indeclinabilität der Namen der Buchstaben gesprochen wird, nach den Worten quasi fundamentum omnis doctrinae immobile aus der Handschrift eingetragen: „quod et ostendit Varro in secundo de antiquitate literarum docens lingua Chaldaeorum singularum nomina literarum ad earum formas esse facta et ex

Digitized by Google

his certum fieri eos esse primos auctores literarum." — Eine ausführlichere Besprechung hatte Varro wegen seiner antiquarischen Schriften schon im § 200 erfahren: wenn hier die Zahl der von ihm geschriebenen Bücher auf 490 angegeben wird, so war zu bemerken, dafs dies die Anzahl der Schriften Varros bald nach Zurücklegung seines acht und siebenzigsten Jahres war, dafs er aber nachher noch unausgesetzt in litterarischer Thätigkeit blieb; am Schlusse desselben Paragraphen werden die Logistorici Catus oder Cato s. de liberis educandis und Sisenna s. de historia fälschlich als Satiren bezeichnet. Ein Werk über das bellum Punicum secundum gehört ebenso wenig dem Reatinus, als dem Atacinus (I. p. 216): vgl. meine Bemerkung t. II. p. 690 sq. — Nach Varro folgen Hyginus und die anderen Grammatiker der augusteischen Zeit Julius Modestus (über den noch Osann Beitr. II. p. 328 sq. zu vgl.), Caecilius Epirota, Verrius Flaccus u. A., darauf der ältere Probus und die ganze Reihe der Grammatiker, deren Schriften wir noch zum Theil besitzen, und der aus Anführungen in ihren Werken uns Bekannten. Das Material ist auch hier vollständig zusammengebracht und eine schätzbare Uebersicht des Bestandes gegeben; nur hie und da wird man gegen Einzelnes begründete Einwendungen erheben können. So z. B. wird es als etwas Singuläres angeführt, dafs die beiden letzten Bücher der ars gramm. des Priscian in einer neapolitanischen Handschrift als ein besonderes Werk mit der Aufschrift de constructione erschienen: der Priscianus maior (ll. I—XVI.), volumen maius s. de octo partibus orationis und der Pr. minor (ll. XVII. XVIII.), volumen minus, de constructione s. de ordinatione partium orationis erscheinen aber fast regelmäfsig getrennt. Die letzteren besonders z. B. finden sich in den Mss. Arundel. 265. 344. 514. in den Burneian. 233. 237. in dem Medic. Plut. XLVII. cod. 1 mit dem besonderen Titel nach dem volumen maius, allein ibid. nr. 7. 26. 28. Plut. LII. cod. 25; der Vindob. CCCLV. enthält das maius und darauf das minus mit der subscriptio: explicit iterum alter liber Prisciani und, nachdem noch der liber de accentibus gefolgt ist, explicit integer Priscianus maioris et minoris voluminis. Diesen Beispielen könnten noch viele andere ähnliche hinzugefügt werden. — Auffallender ist es, wenn es p. 605 von Charisius heifst, es sei von den fünf Büchern desselben nur das erste und fünfte auf uns gekommen: es fehlen uns nichts als die drei ersten Abschnitte des ersten Buches und einige Capitel zu Anfang des vierten (oder vielmehr am Schlusse des vierten: s. Lachmann bei Lindemann p. XI.) und nach dem von ausgeschickten Inhaltsverzeichnisse auch am Schlusse des fünften Buches. — Dafs die Darstellung über die Schrift des Fulgentius de abstrusis sermonibus ein bestimmtes Verdammungsurtheil ausspricht, halten wir bei dem jetzt gerade lebhaft obschwebenden Streit über diese Frage für gerechtfertigt: Appuleius der erscheint nach den Untersuchungen Madvigs am § 400 n. 8 angegebenen Orte, und Merkels praef. Ibin p. 383 sqq. als ein untergeschobenes Produkt: zu ermitteln bleibt nur noch, ob der Betrug erst um 1508 fällt, wie Merkel wahrscheinlich gemacht hat, oder ob mit Wagner ad Vergil. V. p. 480 bereits die Benutzung des Appuleius durch Politianus im Jahre 1489 anzunehmen ist. Dazu wird entweder nachgewiesen werden müssen, dafs Appuleius die bei ihm allerdings anzunehmende Lesart Apollinea in Ovid. Ibis v. 53 aus einem früher erschienenen Buche als der 1508 edirten Collectaneorum hecatostys prima des Jacobus Constantinus Fanensis habe entlehnen können oder dafs Politian unter dem auctor minus idoneus, der den Namen des Virgilius von der virga laurea ableitet, einen andern verstehe als Appuleius, der dann auch als die Quelle dieses Letzteren anzusehen wäre.

In ähnlicher Weise alle anderen Abschnitte durchzugehen, würde zu weit führen; manches Einzelne im ersten Theile hat Ref. Herrn B. privatim mitgetheilt und es findet sich jetzt unter den Nachträgen im zweiten Bande. Um wenigstens noch einen anderen Abschnitt des letzteren specieller zu berühren, heben wir Einiges aus dem Anfange des vierzehnten Capitels, Geschichte, hervor. Die Darstellung der Annalisten würde an Uebersichtlichkeit gewonnen haben, wenn hier die Bedeutung einzelner unter ihnen, die Abschnitte in der Entwickelung bezeichnen, mehr hervorgehoben worden wäre; zwar ist der formelle Fortschritt von Caelius Antipater und der weitere in Sisenna genügend angedeutet; von P. Sempronius Asellio aber wird aufser einigen äufserlichen Notizen Nichts gesagt, als: „was Gellius N. A. V. 18 aus dem Proömium

Digitized by Google

führt, zeigt gute Absichten und ein redliches Stre-." Allein diese Stelle zeigt, dafs Sempronius sich einer ganz anderen, höheren Ansicht von der Geschichte aufgeschwungen hatte, als seine Vorgänger, genügt nicht mehr das chronikenartige Aufzeichder äufsern Facta, er will sie auch ergründen, er nicht von Kriegen und Triumphen erzählen, son- in die politischen Ereignisse einweihen, die sie vorgerufen und begleitet, nicht Knaben Mährchen künden, sondern Geschichten schreiben im höheren ne des Wortes. So ist er derjenige, der zuerst er den Römern eine tiefere Auffassung von Geschichte und Geschichtschreibung anbahnt und noch spärlichen Fragmente seines Werkes zeigen, wie emüht war, die hervortretenden politischen Charakin ihrer Bedeutsamkeit zu erfassen und zu schildern. n so vermissen wir bei Licinius Macer die Angabe, er mit kritischem Sinne seiner Darstellung die alten unden zu Grunde gelegt habe. Nur an Cincius e er hier in gewisser Beziehung einen Vorgän- in dieser seiner Bedeutsamkeit hat Niebuhrs kla- Blick ihn erkannt s. R. G. I. S. 261. 354. 559 Ausgabe) II. 11 sq. 130. III. 175. 371. (IV. 63— der deutschen Uebersetzung). *Sein* Verdienst ist auch gesehen zu haben, dafs Dio Cassius Nachen von der älteren römischen Verfassung auf Fa- zurückgingen (R. G. II. 13. IV. 47 sq. 102 und f an Savigny vom 29sten April 1827: Lebensnach- en Bd. 3. S. 187): Wilmans, der § 194. n. 17 n dafür citirt wird, hat des grofsen Meisters Geen nur ins Einzelne verfolgt. Sehr zweckmäfsig die Uebersichten über Caesar, Cornelius, Sallust, us: unter den verschiedenen Ansichten über den n vermissen wir die von Roscher Klio I. p. 373, ich das bellum Gallicum von der Hand eines An- vielleicht wenig Berufenen aus Caesars Jahreshten an den Senat sei zusammengestellt worden. n wir dies nur als gelegentliche Notiz und um Roscher zu näherer Begründung seiner kühnen uptung aufzufordern, so erscheint es dagegen in g auf Cornelius als ein wirklicher Mangel, dafs Bähr versäumt hat, sich die Bemerkung Lachs im N. rh. Mus. II. 1. 1843 S. 144 anzueignen, Aemilius Probus, wie das Epigramm deutlich gt, dem Theodosius nicht vitas schickte, sondern carmina und dafs danach das Epigramm sich nur zufällig zu den vitis verirrt hat. Die einfache, aber doch noch nie gemachte Observation macht vielem Hin- und Herreden ein Ende: dafs sie dem Hrn. Verfasser entgangen, ist um so auffallender, als derselbe den unmittelbar darauf folgenden Aufsatz Glaesers über L. Ampelius auf S. 169 angeführt hat. Das Urtheil, dafs Sallust sich überall streng an die Wahrheit gehalten, wird sich modificiren, wenn man die mannigfachen, kleinen Nachläfsigkeiten betrachtet, die er auf einem verhältnifsmäfsig nicht umfangreichen Felde sich im Einzelnen hat zu Schulden kommen lassen, s. Madvig opusc. acad. alt. p. 348—350. Von Livius wird p. 87 nach Sueton. Claud. 41 mit Andern (auch Bernhardy R. L. G. S. 111. 266) behauptet, er sei Erzieher des nachherigen Kaisers Claudius gewesen und habe diesen zur Abfassung eines Geschichtswerks bewogen: das Letztere bezeugen die Worte „historiam in adolescentia, hortante T. Livio, Sulpicio vero Flavo etiam adiuvante scribere aggressus est," für das Letztere können sie keinen Beweis abgeben. Dafs Livius einmal (XLIII. 13) von seinen annales spricht, wird namentlich nach der besonderen Fassung jener Stelle für den Titel des Werks eben so wenig entscheidend sein, als die citirte, selbst kritisch zweifelhafte Anführung des Firmicus: gewifs hat auch hier Niebuhr das Rechte gesehen, dafs, nach den Anführungen des Diomedes und Priscianus zu schliefsen, Livius den einzelnen Büchern ab urbe condita liber — vorgesetzt habe (kl. Schriften II. 241). —

Hier glauben wir unsere Bemerkungen abbrechen zu müssen, damit unsere Anzeige nicht das gebührende Maafs überschreite. Die allgemeine Einrichtung des Werkes näher anzugeben, haben wir bei seiner grofsen Verbreitung für überflüfsig erachtet, da sie auch in der neuen Auflage wesentlich dieselbe geblieben ist. Dafs in dieser trotz aller angewandten Sorgfalt hie und da noch ein Irrthum stehen geblieben oder in dem weitschichtigen Gebiete etwas übersehen ist, das liegt in der Natur und dem Umfange der Aufgabe. Ungerecht wäre es, darüber mit dem Verfasser rechten zu wollen, der wahrlich für das mühsam Geleistete den Dank jedes Unbefangenen verdient. Pflicht des Einzelnen ist es vielmehr, was er aus seinem Vorrathe beisteuern kann, um das ver-

Digitized by Google

dienstliche Werk immer weiterer Vollendung entgegenzuführen, anspruchslos darzubieten; nur den vereinten Kräften Vieler kann es gelingen, hier zu einem wenigstens relativen Abschlusse zu kommen. Diese Absicht leitete den Referenten, als er Hrn. Bähr einzelne Nachträge zum ersten Theile der Literaturgeschichte übersandte, in demselben Sinne hat er auch diese Bemerkungen niedergeschrieben, denen er eine gleich wohlwollende Aufnahme von Seiten des geehrten Hrn. Verfassers wünscht. Zu jenen ersten fügt er noch nachträglich die Notiz, dafs der S. 689 aus Varro bei Nonius s. v. edolare erwähnte Komiker Quintipor Clodianus noch einmal in einem Fragment des Varro daselbst s. v. gargaridiare p. 117 Merc. vorkommt, vergleiche Oehler Varr. Sat. Menipp. rell. p. 104. Ritschl parerg. I. p. XII.

Hertz.

LXVII.

O. Fr. Theodoro Heinsio . . . gratulantur Gymnasii Friderico-Werderani Rector et Collegae interprete Ernesto Köpke.

Bei der Jubelfeier des Hrn. Professor Heinsius mufste sich gerade das Friedrichs-Werdersche Gymnasium zu einer besondern Aufmerksamkeit verpflichtet fühlen, da der Jubilar, dessen Verdienste um deutsche Sprache und deutschen Unterricht bekannt genug sind, an dieser Anstalt einst seine pädagogische Thätigkeit begann. Das gesammte Lehrercollegium gratulirt daher mit vorliegender Schrift, deren Gegenstand der Verfasser sehr passend gewählt hat, besonders wenn man sich erinnert, dafs der Jubilar der Erste war, welcher auf deutschen Schulen die deutsche Literaturgeschichte zum Gegenstande des Unterrichts machte. Sie stellt nämlich die Fr[illegible] auf: *Quid et qua ratione jam Graeci ad litterarum hist[illegible] condendam elaboraverint.* Eine Literaturgeschichte nach m[illegible] Begriffen kannten die Griechen noch nicht, wenn es [illegible] nicht schwer fällt, die Keime zu einer solchen aufzufin[illegible] Man denke nur an die Leistungen des Aristoteles, an [illegible]machos Tafeln zur Uebersicht der Literaturgeschichte: [illegible] hievon wie von den Bestrebungen anderer späterer Gelehr[illegible] auf diesem Gebiete kennen wir kaum etwas mehr, als die [illegible] legentlich angeführten Namen ihrer Schriften. Auch der V[illegible]fasser dieser Abhandlung stellt im Eingange den Satz [illegible] dafs die Griechen eine wahre philosophische Literaturgesch[illegible] nicht erfanden hätten, und an ihr die Geschichte des menschlichen Geistes gezeigt; nur einzelne gesonderte Bearbeitungen hatten sie in ihren Arbeiten niedergelegt. Auf dreifach[illegible] Weise, behauptet er, hätten sie ihre Schriftsteller behandelt, entweder geschichtlich, durch Darstellung ihres Lebens [illegible] ihrer Sitten, oder philosophisch nach ihrer Kunst beurtheilt und moralische Fragen erörtert, oder endlich grammatisch. In letzterer Seite sei aber für dieses Feld so gut wie nichts geschehen. Zuerst geht er diejenigen durch, welche βίοι und περὶ βίων geschrieben, von denen aber nur die ersteren, wenn fast alle aus Aristoteles Schule hervorgegangen, hierher zu ziehen seien. Die Zahl der Schriften, welche in dies Fach schlagen, ist immerhin grofs genug, wenn wir nur noch im[illegible] sie zu einem Schlufs über die Ausführung ihres Gegenstandes gelangen könnten; aber meistens sind es die blofsen Namen und weiter nichts. Eine Art philosophischer Kunstbetrachtung finde sich zuerst bei Platon und andern Sokratikern, erstreckt sich aber immer nur über Einzelheiten, welche sie ihrer Betrachtung unterwerfen, wenigstens da, wo ein Urtheil [illegible] stehen scheint. Ihnen folgten die Peripatetiker, welche [illegible] immer das Historische festhielten und Andere. Es ist sehr wenig, was wir über diese Art der Thätigkeit der Alten wissen, und wenn auch noch eine Nachlese zu halten sein sollte, so hat der Verfasser doch einen dankenswerthen Grund für [illegible] Kunde auf diesem Gebiete gelegt.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Zweites Semester.) № 1.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Gemeines Recht Deutschlands
insbesondere
Gemeines deutsches Strafrecht.
Eine Abhandlung
von
Dr. Carl Georg v. Wächter,
Kanzler der Universität Tübingen.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist 'schienen:

ohtz, A. W., Ueber das Komische und die Komödie Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

eist, B. W., Die Bonorum possessio. Ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung. I. Band gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

eyer, H. W. A., Kritisch-exegetischer Commentar über das neue Testament. Erster Abtheil. erste Hälfte. Das Evangel. Matthäi. Zweite verb. u. verm. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ggr.

Leipzig, in der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung ist so 'n erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

ARISTOTELIS ORGANON GRAECE.

vis codicum auxiliis adjutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit

Theodorus Waitz,
Dr. phil.

Pars prior.

Categoriae, Hermeneutica, Analytica.

gr. 8. 1844. geh. 3 Thlr.

Herr *Dr.* Waitz in Marburg fand die Bekkersche Ausgabe Aristoteles gerade in den Theilen, die hier unter dem Gesammt-Organon erscheinen, vieler Verbesserungen bedürftig und 1 deshalb die Revision der von Bekker benutzten Handschrifo wie eine Vergleichung noch vieler andern vor. Er war zu m Zwecke über ein Jahr in Italien und Frankreich und sam- zu seiner Ausgabe mannigfache Hülfsmittel, die von wesentlichem Werthe sind. Eine Zusammenstellung mühsam aus weitschichtigen bisher unbenutzten Commentaren ausgezogener Scholien erscheint hier zum ersten Male und wird den Herren Gelehrten hoffentlich eine erwünschte Zugabe sein. Ueber die Güte der Handschriften wird in der ausführlichen Vorrede genauer Bericht erstattet. In dem gedrängten, mit gröfster Umsicht ausgearbeiteten Commentare werden theils die ziemlich bedeutenden Aenderungen des Textes gerechtfertigt, theils die erheblichsten Schwierigkeiten der Erklärung beseitigt. — Der zweite Band wird die Topik und Sophistik des Aristoteles enthalten. Auf correcte und angemessene typographische Ausstattung ist besondere Sorgfalt verwendet worden.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elvenich, Prof. *Dr.*, *Der Hermesianismus* und Johannes Perrone sein römischer Gegner. 1ste Abtheil. zweite Aufl. gr. 8. geh. 16 Ggr. = 20 Sgr.

Innerhalb 2r Monate vergriff sich von Obigem die erste Auflage! Es dokumentirt sich hierdurch das bedeutende Interesse, welches diese Schrift im Publicum veranlafst und gefunden hat.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
Rheinische Uebergangsgebirge.
Eine
palaeontologisch-geognostische Darstellung.
Von
Carl Ferd. Römer,
Dr. phil.

Mit VI. lithographirten Tafeln.

13 Bogen Royalquart, in Umschlag geheftet. 1844. $2^2/_3$ Thlr.

Das obige gründliche Werk, welches durch einen verehrlichen Auftrag unter besonderer Begünstigung der Königl. Preufsischen obersten Bergwerksbehörde veranlafst wurde, schliefst sich auf würdige Weise den ähnlichen bereits rühmlichst bekannten Leistungen des Bruders des Herrn Verfassers, des Herrn F. A. Römer, Königl. Hannoverschen Bergamts-Assessors zu Clausthal, an, von dem in demselben Verlage bisher erschienen sind:

Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges. Nebst Nachtrag. Mit 21 lithogr. Tafeln. gr. 4. $9\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Versteinerungen des norddeutschen Kreide-Gebirges. Mit 16 lithogr. Tafeln. gr. 4. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Die Versteinerungen des Harz-Gebirges. Mit 12 lith. Tafeln. gr. 4. 2 Thlr.

Digitized by Google

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Antiquitates Vergilianae ad vitam populi Romani descriptae a L. Lersch. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 16 gGr.

Aristophanis Comoediae cum scholiis. Ex recensione Roberti Enger. Tomus I. Pars I. Lysistrata. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

— — Comoediae. Tomus I. Pars II. Thesmophoriazusae. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Fabius Planciadis Fulgentius de abstrusis sermonibus. (Expositio sermonum antiquorum.) Nach zwei Brüsseler Handschriften herausgegeben und litterarhistorisch gewürdigt von *Dr.* L. Lersch. gr. 8. geh. Preis 16 gGr.

Gräfenhan, A. *Dr.* Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Erster Band. (Die erste Periode oder „die Anfänge der Philologie bei den Griechen bis auf Aristoteles," und die Einleitung nebst dem ersten Kapitel: „Grammatik" aus der zweiten Periode, welche bis auf die Kaiserherrschaft des Augustus reicht.) gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Desselben Werkes Zweiter Band. (Die Fortsetzung der Geschichte der Philologie bei den Griechen, sowie die Anfänge der Philologie bei den Römern bis auf Augustus.) gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16. gGr.

Lafsen, Chr. Prof. *Dr.* Indische Alterthumskunde. Ersten Bandes erste Häfte. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 gGr.

— — dasselbe Werk. Prachtausgabe. Preis 5 Thlr.

Mengs, A. R., sämmtliche hinterlassene Schriften. Gesammelt, nach den Originaltexten neu übersetzt und mit mehreren Beilagen und Anmerkungen vermehrt herausgegeben von *Dr.* G. Schilling. 2 Bde. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Rieu, C., de Abul-Alae poetae Arabici vita et carminibus secundum Codices Leidanos et Parisinensem commentatio. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von Prof. *Dr.* Chr. Lafsen. Vr Bd. und VI. Bandes 1s Heft. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr. 12 gGr.

In meinem Verlage erscheint:

Die

Operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Zwei Bände in 10—12 Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Das erste Heft dieses Werkes ist bereits ausgegeben; die Fortsetzung wird in rascher Folge geliefert werden.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta e *Dr.* G. Wagner Vol. II, *Euripidis fragmenta continens* 33½ Bog. 8. maj. Preis 2½ Thlr.

(Vol. 1. und 3. erscheinen später.)

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Cicero's Rede

für

Sextus Roscius aus Ameria.

Mit Einleitung und Commentar

von

Ed. Osenbrüggen,

Doctor der Philosophie und der Rechte, Kaiserl. Russ. Hofrath und ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Dorpat.

8. geh. fein Velinp. Preis 16 gGr.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fülle, Lehrbuch der Stereometrie für die obern Klassen der Gymnasien und Realschulen. 7 Bog. gr. 8. mit 6 Tafeln in qu. Folio. 12 gGr.

Derselbe, Auszug daraus. 3 Bog. gr. 8. mit 6 Tafeln in qu. Folio. 8 gGr.

Scholz, Seminarlehrer, Systematische Uebersicht des Thierreichs. Für Seminaristen und Volksschullehrer. 8. geh. 4 gGr.

Wicher, Oberlehrer, Lehrbuch der Physik für die obern Klassen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen. 22½ Bog. gr. 8. mit 8 Tafeln in qu. Folio. 1½ Thlr.

Dieses Lehrbuch der Physik wird sich dem prüfenden Auge als eine sehr sorgfältige vollständige Arbeit beweisen. Die neuesten Fortschritte der Wissenschaft sind darin aufgenommen. Eine jede Buchhandlung legt das Buch zur Einsicht vor.

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H. Prof. *Dr.*, Handbuch der allgemeinen Pathologie. 2 Bände. gr. 8 mit 2 Tafeln. Preis 3 Thlr. 16 gGr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google